Der Türmer

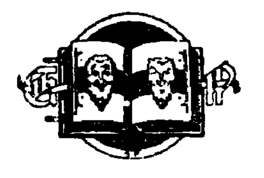
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

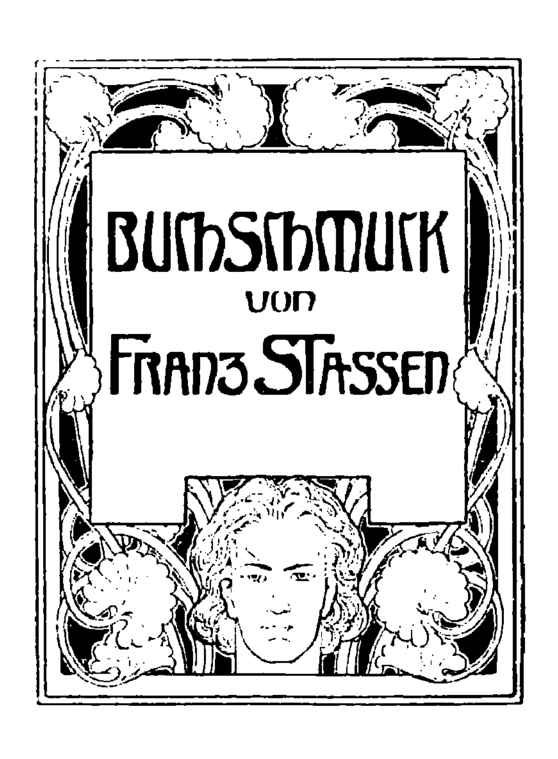
Neunter Jahrgang * Band II

(April bis September 1907)



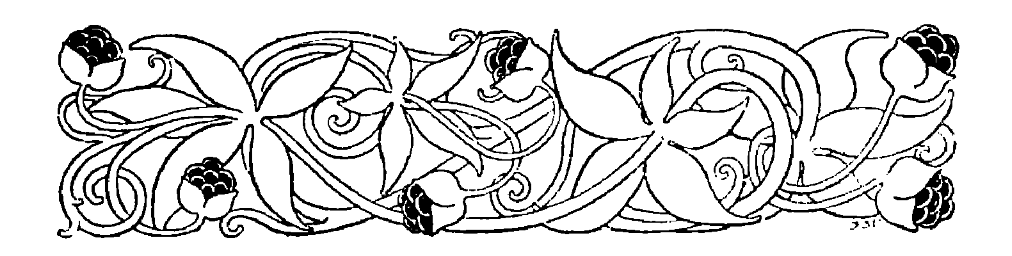
Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN

Der Türmer


Monatsschrift für Gemüt
und Geist
Herausgeber: Jeannot Emil
Verlag von Greiner und Pfeiffer Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst

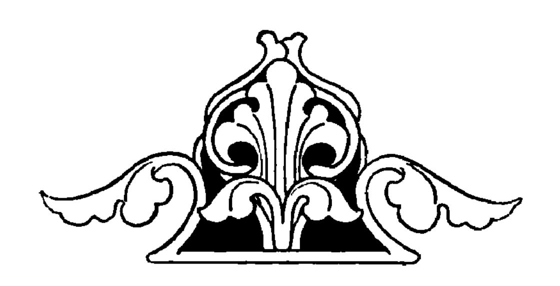
Musik

Briefe

Auf den Beilagen.

Photogravüren und Illustrationen

Notenbeilagen





Ludwig Fahrenkrog
Es ist vollbracht





IX. Jahrg. April 1907 Heft 7

Der neue Reichstag

Von

Dr. Richard Bahr

Unter wunderlichen, fast herzbewegenden Zeichen hatten sich diese Wahlen vollzogen. Als der Reichstag im Dezember auseinandergejagt worden war — um ein Nichts, meinten die Skeptiker und hatten vielleicht nicht einmal so unrecht —, allerorten verlegenes Achselzucken; eine sichtliche Betroffenheit, die man nur, weil der cant der Parteiung, der unerfreulichste von allen, es zu verlangen schien, mehr oder minder geschickt der Öffentlichkeit verbarg. Dann ein paar Wochen fieberhaft erregter Tätigkeit, nicht überall von übermäßiger Siegeszuversicht getragen, und dann dieser Erfolg, der — seien wir einmal ehrlich — uns alle überraschte. Denn es war ein Erfolg. Auf die Dezimierung des Zentrums hatte, wer die politische Organisation des katholischen Deutschland kennt und die Wurzeln, daraus es seine Kräfte saugt, ja überhaupt nicht gerechnet. Aber man hatte auch an keine ernstliche Niederzwingung der Sozialdemokratie geglaubt. Die furchtsamen Tapferen, die uns seit Jahren mit der hysterischen Formel in den Ohren liegen, die Sozialdemokratie dürfe nur Objekt der Gesetzgebung sein, am allerwenigsten. Und nun war ohne alle Apparate, mit dem vielgeschmähten gleichen, geheimen und allgemeinen Wahlrecht die Sozialdemokratie nahezu der Hälfte ihrer Sitze beraubt worden. Der friedlich seiner Hantierung nachziehende Bürgersmann schien von einem Alpdruck befreit, und die Freude über das wider Erwarten Errungene drängte mit

Naturgewalt zum Ausdruck. Man hat über die „Faschingsbegeisterung" gespöttelt, die in eiskalter Winternacht dem Kaiser und dem Kanzler berlinisch abgestimmte Serenaden brachte. Ich glaube: ohne zureichenden Grund. Gewiß, alte Geheimräte marschieren nicht gerade um Mitternacht im Massentritt vor das Schloß (obwohl ich von bejahrten Edelleuten meiner Heimat weiß, die unter den kaiserlichen Fenstern standen). In der Hauptsache werden es wohl die jüngeren Semester gewesen sein; neben den Studiosen auch Probekandidaten und Assessoren, und es ist leicht möglich, daß auch Freund Alkohol leise pfeifend mitgezogen ist. Aber wenn die Volksseele jauchzt oder kocht, ist es nie viel anders. Die Alten summen, die Jungen sungen. Die leicht bewegliche Jugend hat die tête; die bedächtigeren Jahrgänge folgen hintendrein. Daß sie aber folgten und dahinterstanden, war mit Händen zu greifen. Nie ist der in den letzten Zeitläuften gewiß häufig genug mißbrauchte Draht so stark in Anspruch genommen worden wie in diesen Wochen nach den Wahlen. Eugen Richter, den nun schon ein volles Jahr die Erde deckt, hatte in einer seiner letzten großen Reden vor dem anhebenden Siechtum den Sozialdemokraten zugerufen: „Es war mir ordentlich ein Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie wenig ich von Ihnen halte." Etwas von dieser Stimmung beherrschte jetzt unser gesamtes Bürgertum. Hoch und niedrig, alt und jung bis herunter — ich berichte Tatsachen — zu den Zehn- und Elfjährigen der Unterstufe. Auf die Aschermittwochslaune des 13. Dezember war die Osterfreude gefolgt. Das Bürgertum feierte sein Auferstehungsfest, und Fürst Bülow, der in diesen Wochen viel telegraphiert hat und viel gesprochen, sprach in einem Drahtgruß an die zur vierzigjährigen Jubelfeier vereinigten Nationalliberalen von der „lichter gewordenen Gegenwart". Derweil hat der Werktag wieder über uns Macht gewonnen. Die Jubelchöre sind verklungen; die Funk- und Trinksprüche verrauscht, und der neue Reichstag ist fünf oder sechs Wochen lang bei der Arbeit gewesen. Wurde unsere Gegenwart wirklich um so viel lichter? Das wird hier, der Hast des Tagesstreits entrückt, niemand zulieb und niemand zuleid, zu untersuchen sein.

* * *

Von den Wahlen gilt dasselbe wie von der Armut: sie machen den Menschen nur selten besser. Zumal von Wahlen, die auf Grund des gleichen und allgemeinen Wahlrechts vor sich gehen, wird sich nie ein tüchtiges Stück Demagogentum trennen lassen. Ich sage das nicht etwa, weil ich mich zu den Gegnern des geltenden Rechts gesellen möchte, in deren Namen erst kürzlich der Münsteraner Leo v. Savigny ein ausführliches und am letzten Ende doch wenig beweisendes Gutachten veröffentlicht hat (Das parlamentarische Wahlrecht im Reich und in Preußen und seine Reform. Berlin, Heymanns Verlag). Ohne Zweifel ist unser Reichstagswahlrecht immer noch besser, politisch brauchbarer und sittlich höher stehend als jedes System, das sich auf irgend einem Zensus aufbaut. Aber es ist die tiefe Tragik aller menschlichen Institutionen, daß sie ohne Schattenseiten

nicht praktisch zu werden vermögen. Intensive Wahlagitation ist beim gleichen, allgemeinen und geheimen Wahlrecht ohne Umschmeichelung der Massen einfach nicht denkbar. Und diesmal wurde so überaus intensiv agitiert. So geschah es denn, daß sich plötzlich bei unterschiedlichen bürgerlichen Parteien ein schier leidenschaftliches Verlangen nach Arbeiterkandidaturen zu regen begann. Wochenlang prangte an den Berliner Anschlagssäulen die Versicherung: der beste Vertreter der vaterländischen Interessen im Reichstag würde irgend ein namenloser Arbeiter sein, der 20 Jahre in der Werkstatt gestanden und diese ohne Frage nützliche Tätigkeit auch nach seiner Wahl fortzusetzen gedächte. Ähnliches wiederholte sich an so und so viel anderen Orten: ob von den Leuten aus höheren Ständen, die derlei Kandidaten nominierten, wohl ein einziger an die Wahrheit dieser biedermännisch entworfenen Proklamationen geglaubt hat? Dazu kam die Jagd auf den Mittelstand. Früher hatten ihr nur die konservativen Parteien obliegen und das Zentrum; beide aus romantischen Neigungen; jene zudem noch, weil die scheinbare Fürsorge für den Handwerker und den Detaillisten eine so schöne Kulisse bot, die grundsätzliche Ablehnung aller Sozialpolitik zu verstecken. Jetzt pürschten auf den angeblich selbständigen kleinen Mann, dem seine Schmeichler die Versammlungsphrase nachredeten, daß er das Rückgrat des Staates sei, auch liberale Leute. Ich habe einmal einen Abgeordneten der Linken, den ich als Politiker wie als Mensch gleich hoch schätze, beiseite genommen und ihn gefragt: „Aber, verehrter Freund, halten Sie denn die Realisierung dieser Mittelstandsträume für möglich? Sehen Sie nicht ein, daß dem Detaillisten mehr als alle Warenhäuser die Schmutzkonkurrenz der verkrachten und schiffbrüchigen Ungelernten schadet; daß auch der Handwerker trotz der für Kleinbetriebe gewiß kritischen Arbeiterfrage ganz gut vorwärts käme (wo nicht gerade eine Bedarfsverschiebung stattfand), wenn er sich an etwas mehr Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und kaufmännisches Rechnen gewöhnte? Was heißt überhaupt Selbständigkeit in unserer auf Arbeitsteilung beruhenden Volkswirtschaft mit ihren zunehmenden Abhängigkeiten? Sind Sie's, bin ich's? Und ist es denkbar, daß wir in einer Epoche der Warenproduktion Ideale verwirklichen könnten, die zur unerläßlichen Voraussetzung das System der Kundenproduktion haben?" Was er mir darauf geantwortet hat? „Mit Ihren sozialreformerischen Theorien lockt man keine Maus an die Urne. Die Mittelstandsleute sind noch die einzigen, die unsereinen wählen." Der Erfolg der Wahlen hat dann ja gezeigt, daß diese (ehedem weitverbreitete) Anschauung irrtümlich war; daß auch noch andere „unsereinen" wählen. Was sie dazu bewogen hat, ist freilich für die Pfiffigen, die das Wahlergebnis für ihre Sonderzwecke zu exploitieren trachten, noch bis auf diesen Tag ein Gegenstand des Streitens. Ich habe allein wohl ein Halbdutzend Männer getroffen, die ein jeglicher von sich mit viel Selbstbewußtsein und edlem Feuer behaupteten, sie hätten im Königreich Sachsen die Wahlen „gemacht". Eine andere Auffassung trug bekanntlich Herr v. Oldenburg vor. Dieser geistreiche und geschmackvolle

Mann behauptete im Zirkus Busch unter dem freudigen Jauchzen seiner Hörerschar, das „brave nationale Schwein" hätte die Sozialdemokraten zu Paaren getrieben. (Manche Aufrufe für den Stichwahltag lauteten in der Tat: „Landwirte, denkt an eure Schweine und wählt . . ." folgte der Name.) Und im Reichstag hat uns Herr v. Liebert im Ton der Apokalypse verraten, nur dem von ihm begründeten und geleiteten „Reichsverband" wäre die sozialdemokratische Niederlage zu verdanken. Ich aber meine: die hat am letzten Ende die „Partei der Nichtwähler" entschieden. Es war ein rechtes sonniges Finderglück, das den Kanzler oder seine Offiziösen die Vokabel prägen ließ. Und es war eine gute und kluge Agitation, diese politisch Unorganisierten immer wieder aufzurufen. Die hatten bislang apathisch oder resigniert beiseite gestanden; jetzt, da man ihnen täglich aufs neue versicherte, daß das Vaterland ihrer bedürfe, regten sie sich in aller ihrer Naivität und unberührten Frische. Sie störte auch nicht, daß den offiziösen Drommeten und denen der Parteien da und dort ein falscher Ton entfuhr; daß, was man für die Eroika ausgab, mitunter nur eine Gavotte von Eilenberg war. Noch ein anderes aber arbeitete an ihnen; das vielleicht noch ungleich tiefer greifend und intensiver: der zunehmende Ekel an dem rabulistisch rüden Treiben der offiziellen Sozialdemokratie. Es hatte eine Zeit gegeben, da gerade die besten von uns, die feinsten Köpfe und die zartesten Gemüter nicht ohne stillen Neid auf die sozialdemokratischen Reihen blickten, in die sich der deutsche Idealismus geflüchtet zu haben schien. Seither war man grausam ernüchtert worden. Und die Nation, die Bulwer vor genau siebzig Jahren a race of thinkers and of critics genannt hatte, suchte nach einer Gelegenheit, gegen das Idol von ehedem zu demonstrieren. Gegen die Verquickung eines wüsten Knotentums mit einer talmudistischen Auslegung des „Gesetzes". Wobei das „Gesetz" durch die nachgelassenen Schriften von Karl Marx dargestellt wurde.

* * *

Ganz ohne schmerzliche Opfer war der Erfolg freilich nicht erkauft worden. Vor Jahren, als der Riese noch unter uns wirkte und rang, hatte er, gewaltig und leidenschaftlich im Hassen wie im Schaffen, von den Leuten, die für ihn schrieben, die Scheidung in nationale und antinationale Parteien vornehmen lassen; in Reichstreue und Reichsfeinde. Man hatte es getragen, wie man die Schwächen der Großen und Überragenden, denen die Gemeinschaft ewigen Dank schuldet, trotz leisen Protestes willig trägt. Dann, unter seinen Nachfolgern, hatte sich das allmählich gewandelt. Ein kleines Häuflein zwar brüstete sich noch mit dem Namen der „bewußt Nationalen", den es mit souveräner Gebärde versagte und verlieh. Verstiegene, die in ihrer geistigen Bedürfnislosigkeit und der koketten Rauheit ihres Wesens an das langmähnige, polternde Altdeutschtum des anhebenden 19. Jahrhunderts erinnerten. Aber Leute von Geschmack gingen dem billigen Schlagwort längst aus dem Wege. Das Nationale schien wie das Moralische sich für uns endlich von selbst zu verstehen. In diesen Stücken

— darin hatte der Zentrumsabgeordnete Freiherr v. Hertling neulich im Reichstag nicht so unrecht — bedeuten die heurigen Wahlen einen Rückschritt. Indem die vergessene Vokabel wieder aus der Versenkung hervorgeholt ward, wurde eine lange Entwicklung mit einem Federstrich ausgelöscht und das wirkliche nationale Leben, das Zusammenwachsen von Nord und Süd und West, das Aneinanderrücken der Konfessionen in diesem durch eine reiche und dennoch glücklose Geschichte oft genug geschlagenen Volk auf Jahre hinaus zurückgeworfen. Vielleicht hat es so sein müssen; kann schon sein, daß es ohne den gellenden Plakatruf, der die Dinge grell verzerrte, nicht möglich gewesen wäre, monsieur tout-le-monde, den Herrn Nichtwähler, an die Urne zu bringen. Trotzdem wird einer objektiven und historischen Betrachtung das Bedauern nicht verwehrt werden dürfen, und man kann es verstehen, daß gerade die innerlich vornehmsten unter unsern katholischen Mitbürgern von diesem Teil der offiziellen Agitation nicht ohne Schmerz und Bitternis reden.

Immerhin wird auch dies Opfer noch durch das Erreichte aufgewogen. Diese sozialdemokratische Niederlage ist ja mehr gewesen als die Zurückdrängung einer unsympathischen Oppositionspartei um zwei oder drei Dutzend Sitze. Sie war uns zugleich die Rettung vor unbesonnenen, in ihren letzten Folgen überhaupt nicht abzusehenden Experimenten. Denn darüber sollte sich kein Kundiger täuschen: ein abermaliges Anschwellen der sozialdemokratischen Mandatsziffern wäre schwerlich ohne irgendwelche Umsturzaktionen abgegangen. Gegen derlei Bestrebungen sind die Hemmungen wieder stärker geworden. Auch bei der dermaligen Regierung, deren Verlangen nach dem Sprung ins Dunkele nie sonderlich groß war, ist die Kraft zum Widerstand gegen den Furor geschichtlicher und nationalökonomischer Unkenntnis gewachsen. Und der Rat der Einsichtigen, die Sozialdemokratie sich selbst und den in ihr wirkenden unterschiedlichen Tendenzen zu überlassen, hat an Kurswert wieder gewonnen. Dabei ist gar nicht zu verkennen, daß dieser, wenn man so will, organischen Auffassung vom Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie durchaus ernsthafte Gefahren drohen. Der Wahlerfolg hat seine Segel gebläht. Früher pflegten Abgeordnete, die ihm angehörten, von solcher Mitgliedschaft im Parlament nicht gerade Aufhebens zu machen. Jetzt preisen sie (nicht nur Herr v. Liebert) ihn als den großen Drachentöter und sind nicht übel bereit, seine „Kunst auch fürder noch zu üben". Eine recht dürftige und primitive Kunst. Der Reichsverband und die ihm folgen stehen der Sozialdemokratie gegenüber auf dem Fibelstandpunkt. Es ist in ihnen etwas von der Narretei jenes Hofpredigers, der die zum Weihegottesdienst in der Schloßkapelle Erschienenen anpredigte: Gott habe bei den Reichstagswahlen die Feinde der deutschen Art geschlagen. Und: es sollte im Reichstag überhaupt nur staatserhaltende Gruppen geben, die wie ein Mann dem Panier des Kaisers folgen. Die Sozialdemokratie ist ihnen nichts weiter als Teufelsspuk und Höllenblendwerk. Und Wunder was glauben sie zum Schutz von Thron und Altar

und der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung (so ist doch wohl die Klimax?) geleistet zu haben, wenn sie uns nachweisen, daß Herr Bebel irgendwo und irgendwann Sekt trank; daß der durchaus unbeträchtliche Genosse X die Kommune verherrlicht habe und der ebenso namenlose Genosse Y einen dummen und albernen Artikel über unser Heer geschrieben. Das nennen sie — so höre ich sagen — die Sozialdemokratie mit ihren eigenen Waffen bekämpfen. Ich möchte es sich gemein machen nennen. Sich in dem nämlichen Schlammbad wälzen, in dem nur die Mehring, Ledebour, Luxemburg und ein fanatisierter Pöbelhauf gedeihen. Ab und zu mag es ja ganz nützlich sein, die Herren, die sich als Vollstrecker der Weltenwende gerieren, bei sich zu Hause zu zeigen. Die Agitation — die von Mann zu Mann so gut wie die in Presse und Versammlung — wird auf derlei billige Mittelchen nie ganz verzichten können. Aber mit all dem „überwindet" man die Sozialdemokratie doch nicht. Nicht mit kritiklos zusammengerafften Zeitungsausschnitten, die nur den Erfolg haben, sozialdemokratische Geistesheroen zehnten bis fünfzehnten Grades aus dem ihnen durchaus konformen Dunkel hervorzuzerren. Auch nicht durch gelbe Gewerkschaften, die in längst überholten patriarchalischen Gedankenreihen wurzelnd Arbeiter und Unternehmer zu Interessengemeinschaften zusammenzuschweißen suchen, die bei dem dermaligen Stand der Dinge notwendig hüben und drüben als Unnatur empfunden werden müssen. Vorausnehmen lassen sich nun einmal Entwicklungen nicht, die vielleicht künftig sein werden. Und die Floskel von den bösen, gierig nach Arbeitergroschen haschenden Agitatoren gehört nachgerade ins Kinderzimmer, wo man Märchen erzählt. Bei der Entstehung der Sozialdemokratie (es scheint leider immer noch nötig, das längst Erwiesene zu wiederholen) ist es ungemein natürlich zugegangen. Sie mußte erwachsen, als um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts verabsäumt worden war, die Arbeitsverfassung den großen Umwälzungen in Produktion und Technik anzupassen. Als Generationen von Fabrikanten sich der bequemen Geldwechslerökonomie der Bentham und Genossen getrösteten: die menschliche Arbeitskraft sei eine Ware wie jede andere auch, und der kluge Kaufmann tue gut, sie so billig zu kaufen und so ausgibig zu nutzen wie möglich. Darum wird man die Sozialdemokratie auch nur von innen heraus überwinden können: durch allmähliche Abtragung der Ursachen, die sie erzeugten und fort und fort noch erzeugen. Manches ist in der Beziehung unzweifelhaft durch unsere sozialpolitische Gesetzgebung bereits geschehen; ungleich mehr bleibt noch zu tun. Dabei braucht man nicht gleich an neue Gesetzesfabrikation zu denken und sicher nicht an eine Umformung unserer Güterproduktion. Aber es wird in diesen Stücken von Verwaltung und Gesellschaft Tag für Tag so schwer gesündigt. Wir vergessen, daß unsere Arbeiter nicht mehr die naiven, unter allen Umständen leitungsbedürftigen Kinder sind; wir rechnen nicht mit dem starken Freiheits- und Persönlichkeitsdrang in ihnen. Und wir übersehen ganz, daß die Sozialdemokratie, die in Deutschland heute gewiß an die Triarier gekommen ist, an die

schlechtesten und rohesten Kräfte, doch auch ansehnliche Kulturarbeit geleistet hat. Sie erst hat den langsam aus den Dämmerungszuständen jahrhundertelanger Gebundenheit erwachenden größten Teil unserer Volksgenossen organisiert; ihn zu dem Glauben an sich selbst und seine Zukunft erzogen und zum Bewußtsein seines Menschentums. Mit Bezug auf diese Kulturmission hat Lorenz v. Stein, der erste und der am tiefsten schürfende bürgerliche Historiker der Sozialdemokratie unter den Deutschen, einst (uns Heutigen klingt es fast wie eine leise Mahnung) von der neuen Lehre gemeint: sie hinge doch auch „mit den edelsten Idealen des menschlichen Herzens, mit seinen geheimsten Ahnungen und Hoffnungen zusammen" . . .

* * *

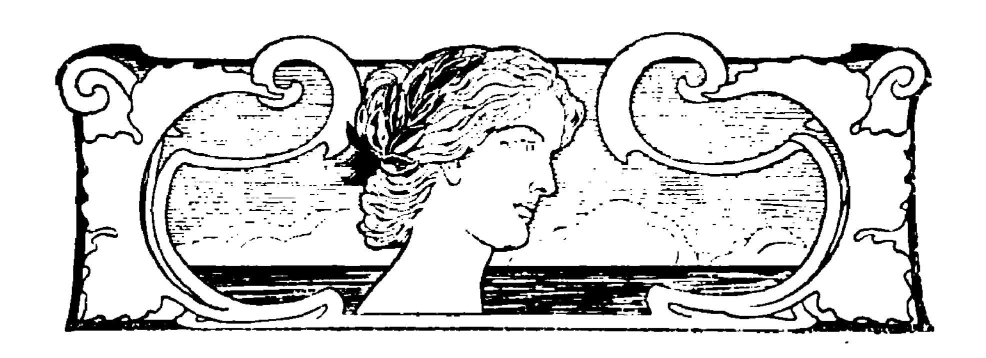
Für eine weitere organische Behandlung der Sozialdemokratie scheint übrigens trotz der zahlreich über das Haus verstreuten Reichsverbändler im neuen Reichstag Stimmung zu sein. Wenigstens stellte sich bei der ersten Gelegenheit, da man in ihm über diese Probleme sprach, ein ordentlicher consensus omnium heraus. Selbst ein Herr, der auf den Bänken sitzt, auf denen früher Herr v. Stumm Platz hatte, forderte eine „großzügige" Sozialreform. Hörte man genauer hin, so fand man freilich leicht, daß dieselbe Vokabel hier zumeist weit auseinanderstrebende Dinge decken mußte. Auch sonst war das vielfach so mit dieser neuen Mehrheit, die man uns mit einem inzwischen gründlich abgehetzten Schlagwort als die Paarung konservativen und liberalen Geistes vorgestellt hat. Kann sein, daß sie trotzdem zusammenhält; daß die Zentrifugalen im Lauf der Sessionen das Zueinanderstreben lernen und sich selbst bezwingend den Versucher von hinnen jagen, der ihnen allemal sich nähern wird, sobald wirtschaftspolitische Fragen zur Entscheidung stehen. In historisch-politischen Dingen soll man nicht prophezeien, und sicher ist, daß das unwürdige, kleinbürgerliche Gezänk und Feilschen — ein böses Erbteil unserer staatlosen Zeit — beim Ausbau unserer Rüstung und der Erschließung unserer Kolonien hinfort ein Ende haben wird. Auch dann wird dieser neue Reichstag die Sehnsüchte der Besten und Reifsten unter uns nicht zu stillen vermögen. Die Agrarier sind in ihm reich, vielleicht überreich vertreten, die Arbeiter auch und Industrie und Mittelstand brauchen nicht gerade zu klagen. Die deutsche Bildung aber ging wieder leer aus, wofern man nicht etwa jeden, der das Einjährige sich ersaß oder mit Glück die beiden juristischen Staatsprüfungen durchlief, für einen Vertreter der deutschen Bildung ausgeben möchte. In Wirklichkeit klafft nämlich zwischen diesen und den eigentlichen geistigen Werkstätten unseres Volks eine Welt. Die in ihnen schaffen und den Ruhm der deutschen Technik und Wissenschaft, der historischen wie der exakten, über alle Meere getragen haben, pflegen im allgemeinen kein Talent zur Versammlungs- und Vereinsmeierei zu haben. Ohne die aber ist im heutigen Deutschland eine politische Karriere kaum mehr denkbar. Wer nicht seinen verehrten Mitbürgern sich dadurch immer von neuem in empfehlende Erinnerung bringt, daß er das schon hundertfältig Gesagte in rauchgeschwängerten Bierlokalen bis zur Bewußt-

losigkeit wiederholt, kommt überhaupt nicht in das Parlament, und wer dort nicht einem der von den unterschiedlichen Fraktionen aufgestellten Geßlerhüte seine Reverenz bezeugt, wird von dem stets zu knabenhaften Scherzen aufgelegten Chorus ausgehöhnt oder zur Einflußlosigkeit verdammt. Wen der Zufall häufiger mit den Neuerwählten des Volkswillens zusammenführt, erstaunt immer wieder über die politische Unschuld dieser Leute; über die robuste Zuversicht, mit der sie in einem Zeitalter ungemein reizbar gewordener verfeinerter Kultur das Dutzendargument und die Zeitungsphrase zu handhaben wissen. Hinterher bei ruhigerem Nachdenken muß er sich freilich gestehen, daß zu solchem Staunen keinerlei Veranlassung vorliegt. Es sind eben die avancierten Vereinsmeier, die in ihrer Wesensart dadurch noch nicht verändert wurden, daß sie die Kraft ihrer Beredsamkeit künftighin zwischen dem heimatlichen Stammtisch und der Mittagstafel eines mittleren berlinischen Pensionats zu teilen haben werden. Ich spreche derlei Gedanken nicht zum ersten Male aus: da ist es mir eine starke Genugtuung, daß Friedrich Naumann in einem kürzlich erschienenen Schriftchen („Die Gebildeten und die Politik", Verlag der Hilfe) zu ganz ähnlichen Schlüssen kommt. Selbst diesen Demokraten beginnt inmitten all der Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit zu frieren, und ganz leise klingt auch bei ihm die Frage durch: Was will das werden? Soll der deutsche Reichstag wirklich nichts weiter sein als eine Versammlung von Leuten, die mit einem mandat impératif von Getreideproduzenten und Handwerkern, von Krämern und Handarbeitern nach Berlin kommen und der seufzenden, vergeblich sich wehrenden Regierung Gesetze aufnötigen, die von allen Kundigen — je nach Temperament und Veranlagung — nur noch mit stiller Heiterkeit oder knirschender Entrüstung aufgenommen werden? Dieses Unbehagen wird sich verstärken, je mehr die lebende und wirkende Generation der Stimmung der Einigungsfeldzüge entwächst. Wir, die Männer, die etwa zwischen der Mitte der 80er und 90er Jahre Studenten waren, stehen noch unter ihren Einflüssen. Uns hat noch Treitschke erzogen; wir jubelten, wenn wir aus dem Kolleg kamen, noch täglich dem alten Kaiser zu, und zwei- oder dreimal hörten wir andächtig erschauernd in dem längst abgebrochenen Haus an der Leipziger Straße Otto v. Bismarck. Inzwischen ist ein neues Geschlecht mannbar geworden und auch bei uns beginnen allmählich Eindrücke und Erinnerungen zu verblassen. Wer die Stimmung jener Zeiten noch einmal einfangen will, lese den Aufsatz, den der Begründer der wirtschafts-historischen Methode, Karl Wilhelm Nitzsch, 1871 über „Deutsche Stände und Parteien" in die Preußischen Jahrbücher geschrieben hat. Da verklärt die Glorie der großen Kriege noch Preußens Junker und Bureaukratie und läßt den Rückschauenden begeistert die produktiven Kräfte dieser (mit dem großen Friedrich zu reden) „tapfersten und treuesten Rasse" preisen. Allmählich sind wir kritischer geworden. Und nach und nach fangen wir an, uns zu erinnern, daß die Talente, die den preußischen Staat groß gemacht haben, — die Stein, Hardenberg, Scharn-

horst, Gneisenau, Blücher — Landfremde waren, und einzelne (auch von uns älteren) fragen: ob wir nicht vielleicht doch zu bereitwillig die Taten des größten preußischen Junkers der ganzen Gattung gutschrieben. Etwas kommt wieder auf von jener Stimmung, in der der alternde Stein als „Edelmann aus dem Reich" im preußischen Kleinadel „ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen vorsündflutlichen Tier" sah. Und stärker als seit langer Zeit wird die deutsche Bildung, die ja auch einst vor rund anderthalb Jahrhunderten außerhalb Preußens erstand, sich wieder bewußt, daß sie mit den Geschlechtern, die durch Preußen das Reich regieren und in den Parlamenten zu erheblichem Teil das Bürgertum repräsentieren, noch immer nichts gemein hat. Es gibt keine Brücke, die von Oldenburg etwa zu Schmoller führte; keine zwischen Jordan von Kröcher und Paulsen oder Adolf Harnack. Schmerzlicher aber wie je wird die Mainlinie wieder empfunden.

Darum sollte man auch nicht von einer „lichter gewordenen Gegenwart" reden. Der leitende Staatsmann hat, wenn alles gut geht, ein bequemeres Parlament. Er wird ein paar nützliche Gesetze machen können und einen Haufen schlechter. Im übrigen blieb alles wie es war. Wunderlich, schier herzbewegend waren diese Wahlen; die sonst geschmollt und gesäumt hatten, taten mit: was hat es genutzt? Noch immer sitzen auf den braunen Ledersesseln Parlamentsbureaukraten und ihr Nachschub aus den Vereinen. Bis auf ein paar Ausnahmen Leute, die sich geistig von Zeitungsartikeln und Journalaufsätzen nähren. Der deutschen Bildung hat auch der neue Reichstag nichts zu sagen.





Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Fortsetzung)

Die Ewigkeit ins Wasser gefallen!

An dem Baue des fürstlichen Sägewerks wurde tüchtig gearbeitet. Die Grundmauern waren größtenteils fertig, Zimmerleute hackten große Stämme aus, um auf dem Mauerwerke die Zimmerung zu beginnen. An dreißig Männer waren beschäftigt. Dazwischen ging der junge Student hin und her und sah den Leuten bei ihrer Arbeit zu: das Rasenstechen der böhmischen Teicharbeiter, wo die Ach ihren Fluderarm bekommen sollte; das Behauen der rohen Granitblöcke, aus denen die festgekittete, so hübsch geradlinige Mauer entstand; das Aushacken des klingenden Holzes, das Ineinanderschrotten der viereckigen Stämme an den Ecken, und wie sicher und behäbig die Leute daran arbeiteten, das mutete ihn an. Er empfand die Freude, etwas werden zu sehen. Wenn aber die deutschen Zimmerleute mit den welschen Maurern und den böhmischen Teichgräbern haderten, das wollte ihm nicht gefallen. Da suchte er zu beschwichtigen, hin und her schießenden Spott und Hohn ins Harmlose zu lenken, wofür er schließlich von allen drei Nationen ausgelacht wurde. Daraus machte Elias sich zwar nichts, seine Mission als Friedensstifter machte ihn hochgemut, und der Zimmermeister Joseph meinte, wenn das ein Pfäffel werden wolle, so müsse es sich natürlich schon frühzeitig üben im Friedenstiften und im — Ausgelachtwerden.

An diesem Tage erschien auf dem Bauplatze noch ein zweiter, den sie Lust hatten auszulachen. Taten es aber nicht, denn er war sehr zutraulich und offenherzig. Der Fremde war's, den sie den Nathan hießen, oder auch den Preußen, der in seinem schwarzen Anzug, mit den Feldblumen auf dem Hute, immer so herumging, ohne daß jemand wußte, weshalb. Nathan Böhme beglückwünschte die Leute, daß sie hier ein modernes

Sägewerk bekommen sollten, worauf einer der Arbeiter entgegnete: „Was geht uns das Sägewerk an, Lohnerhöhung möchten wir haben."

Gegen die Mittagszeit bildeten sich drei Herde, wo gekocht wurde. Als ein Zimmermannsjunge für seinen Herd ein paar alte Bretter hernehmen wollte, die von der Ach angeschwemmt waren, machte ihn ein Kamerad aufmerksam, daß die Bretter gewißlich von der Eustachkapelle herrührten, die der Schneeball zerstört hat. Sie waren noch so zusammengenagelt und von dem Spruche standen noch die Worte: „In Ewigkeit Amen" drauf.

„Wirst aus dem geweihten Holz doch nit Sterz kochen wollen?"

Da legte der Zimmermannsjunge die Bretter wieder ehrerbietig an das steile Flußufer, wo sie über die runden Kieselsteine ein wenig niederwärts glitten. Es war anderes Brennholz genug vorhanden auf dem Zimmerplatz.

Und dann begannen die drei Völker sich auszuleben. Die Böhmen kochten Powidl, die Italiener Polenta, die Deutschen Brennsterz. Darüber war Nathan Böhme vergnügt, und er wollte es als Beispiel geben, daß Kraft und Macht der Völker aus der Einigkeit und aus der vegetarischen Nahrung komme.

Dann setzten sie sich in drei Gruppen zusammen: die Böhmen an die Weiden der Ach. die Welschen auf einen sonnigen Steinhaufen, die Deutschen in den Schatten einer breitästigen Fichte, die auf der Matte stand. Dann huben sie an, aus riesigen Pfannen zu essen. Die Teichgräber packten und zerrissen ihre Kuchen mit den Fingern und schoben die großen Brocken in den Mund; die Maurer stachen ihren Polenta hastig mit breiten Gabeln auf, und die Zimmerleute huben ihren Sterz mit großen Löffeln aus, langsam und wuchtig. Nathan, der sich ein wenig abseits auf den Rasen gesetzt hatte, bewunderte die Eigenheit und Tüchtigkeit dieser Leute, die auch im Essen hervortrat. Elias wollte just sein Überröcklein nehmen, das er an den Baum gehangen hatte, um ins Forsthaus zu gehen, stand aber jählings still und horchte. Dann trat er einige Schritte hintan, zog sein Hütlein vom Haupt, faltete die Hände und betete.

Von Ruppersbach herauf kamen durch die Luft geschwommen die Klänge der Mittagsglocke. Böhme betrachtete wieder den in Andacht versunkenen Jungen, wie er es am Fronleichnamstage getan. Heute möchte er gerne mit ihm anbinden.

Als der Zimmermeister Joseph das Beispiel des Studenten sah, stellte er sein Sterzschaufeln ein und sagte: „Läuten tuns. Wir wollen den Englischen Gruß beten." Da standen sie schwerfällig auf, zogen ihre Hüte ab und beteten laut und einstimmig: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, daß sie empfangen hat vom heiligen Geist. Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern . . ."

Als das Gebet vorüber war und sie wieder aßen, trat der Fremde näher zur Gruppe.

„Wollens mithalten?“ lud ihn der Zimmermeister ein und suchte nach einem frischen Löffel.

Nathan Böhme ging nicht darauf ein. Sein Auge hatte ein scharfes Feuer, sein Schnurrbart schien sich zu spießen. „Jammerschade!“ rief er aus, „jammerschade um dieses brave Volk! — Männer, warum habt ihr gerade dieses Gebet gebetet, das die Kirche diktiert hat, warum nicht das vom Herrn Jesus, wie er sagt, so sollt ihr beten: Vater unser, der du bist im Himmel! — Ihr solltet euch doch mehr ans Evangelium halten.“

„Wir haben den Englischen Gruß gebetet,“ antwortete der Zimmermeister, „und mir scheint, der steht eh auch im Evangeli.“

„Allerdings, aber die Kirche hat etwas anderes daraus gemacht. Und überhaupt. Überhaupt, ihr Leute! Euer Fronleichnamsfest! Ja, hat mir sehr gut gefallen. Festaufzug! Wirklich sehenswert. Wenn ihr aber glaubt, es wäre ein christlicher Gottesdienst!

„Jesseles, Jesseles, die Ewigkeit ist ins Wasser g'fallen!“ rief jählings der Zimmerjunge aus. Er hatte gesehen, wie das Kapellenbrett mit dem Spruchteil umgeschlagen hatte, in die Ach gerutscht und darin verschwunden war.

Allsogleich knüpfte der Preuße wieder an: „Was sagt der Junge? Die Ewigkeit ist ins Wasser gefallen? Komisch! Aber es kann euch schon passieren, Leute. Das kann übrigens uns allen passieren. Vielleicht sprechen wir einmal davon. Ist es euch recht, so kommen wir Sonntags einmal zusammen. Ja, ja, der Preuße weiß Neuigkeiten!“

Die Zimmerleute schauten den Sprecher verwundert an, hörten ihm zu und aßen weiter. Böhme redete noch mancherlei durcheinander, entwickelte dann seine Ansichten über das Heidentum der Kirche und über das Evangelium des Sohnes Gottes. Er sprach von dem großen Religionsreiniger Martin Luther. Der wahre Christ habe zu glauben an die Gnade durch die Erlösung Jesu Christi; die Heiligenanbetung, die kirchliche Prachtentfaltung sei nichts als Heidentum. Die Kirche gehe nur auf Macht, die Geistlichkeit auf Geld, man sehe es überall. Jesus habe es mit den Armen gehalten, seine Lehre wäre nicht die Ausbeutung gewesen, sondern die Nächstenliebe, und der Weg zum Himmel gehe nicht durch allerlei Sakramente, vielmehr durch ein sittenreines Leben.

Als er in solcher Weise sich ausgelassen, da nickte der eine und der andere beistimmend mit dem Kopf, es sei eh wahr, es werde eh so sein!

„Jetzt ist eine Zeit der Veränderung,“ sagte Böhme, „überall treten die Leute zum evangelischen Glauben über, wollet nicht auch ihr einmal darüber nachdenken? Bei dem Mauteinnehmer in Löwenburg kann man die Schriften bekommen, ganz umsonst, wer sich unterrichten will.“

„Mit dem Mauteinnehmer wollen wir nichts zu tun haben!“ rief einer.

Und ein anderer: „Wenn die Lutherischen nit müssen Maut zahlen, werde ich auf der Stelle lutherisch!“

„Abscheulich, wer so redet!“ schrie Böhme. „Wer nicht aus Überzeugung übertritt, der soll bleiben, was er ist!“

„Wir bleiben Zimmerleut', und jetzt wollen wir's wieder angehen", so der Meister, und damit war das unerquickliche Gespräch abgeschnitten und die Tafel aufgehoben.

Wer bei den Ausführungen des Fremden den Studenten beobachtet hätte! Der stand hinter dem Baum, horchte zu, und dabei begann sich sein blasses Gesichtchen zu verzerren, als ob er einen Schmerz hätte. — Also, das ist so einer! Ein Seelenfänger! dachte Elias. Wenn sie sich beschwatzen lassen, und wenn sie ihm ihr Wort geben wollen, da werde ich schreien, soviel meine Brust kann schreien, und sie auf den Knien beschwören, daß sie ihrem alten Glauben treu bleiben. Als er sah, daß die Arbeiter ohne weiteres an ihre Zimmerei gingen, beruhigte er sich und nahm seinen Weg über Matten und Wiesen, dem Forsthause zu. Nathan Böhme eilte ihm nach. Als Elias es bemerkte, wollten seine Beine eilend werden, dann aber sagte er sich: Vor dem davonlaufen!

Der Fremde holte ihn ein. „Der junge Rufmann, nicht wahr, der Studiosus!"

Elias grüßte kühl und schweigend.

„Der Zufall ist gut", sagte Nathan Böhme. „Ich habe dir schon lange nachgesetzt, junger Rufmann. Weißt du wohl, daß du ein rührender Mensch bist — he? Den Götzendienst hast du zwar auch mitgemacht, aber wenn ich damals Herrgott gewesen wäre — direktemang auf die Arme hätte ich dich man genommen und in den Himmel getragen."

Also ohne alle Einleitung, wie gewohnt, hatte er den Jungen angepackt, gleich mit dem vertraulichen Du. Aber Elias zuckte trotzig mit den Augenwimpern.

„Um das kindliche Glauben ist's ja etwas Köstliches", redete Böhme weiter. „Aber merke dir, Junge, es bleibt nicht lange. Wie ich höre, bist du Schüler in einem Priesterseminar. Na, prost die Mahlzeit! Da möchte ich gerade in ein paar Jahren wieder nachsehen, ob du die Monstranze noch so engelhaft anbetest als jetzt. Mit äußerer Miene vielleicht, im Inneren nicht — dafür werden deine Lehrer mit ihrem Unterricht sorgen. Den Kopf wirst du eines Tages voll Theorien und Dogmen haben — und im Herzen Gleichgültigkeit oder Bitterkeit. Eine Weile wirst du dich abquälen um deinen Kindheitsglauben, dann gibst du es auf. Das, was du erst bei der Fronleichnamsdemonstration so fromm angebetet hast, ist ein dünnes Mehlbrötchen geworden, so du der Gemeinde aufstellen sollst als wahren Gott und Menschen."

Elias war stehen geblieben, über sein Gesicht flammten rote Flecken. Aber sanftmütig sagte er: „Was wollen Sie denn von mir, lieber Herr?"

„Ja gewiß, gewiß, so wird es sein", rief der Fremde lebhaft. „Aber ich will dich behüten, lieber Knabe. Du sollst kein Götzendiener werden."

Elias war erschrocken, aber nicht von der rücksichtslosen Rede, sondern deshalb, weil der wunde Punkt in ihm berührt worden. Seine quälende Ahnung war hier plump ausgesprochen. Aber er antwortete immer noch gelassen: „Wenn ich Rat bedarf, so wende ich mich an meinen Gott."

„An deinen Beichtvater, willst du sagen. Da bist du schon am Richtigen. Ne, ne, Junge, du darfst nicht katholischer Priester werden. Du weißt nicht, was dir bevorsteht. Ich weiß es. Ein einsames, herzloses Leben, ein elendes Knechteleben, ohne Freiheit und Freude, ohne Freund und Familie. Ganz das Werkzeug fremder, unfaßbarer Mächte. Merke auf: kein Mensch, nur Werkzeug, um die Menschheit vom Erdenglück loszureißen und ihr Phantome dafür zu bieten. Und was du tust, das wird nicht etwa Irrtum sein, sondern Betrug. Denn du wirst sagen, was du nicht glaubst. — Junger Freund, noch ist es Zeit, rette dich zum Evangelium."

Da sagte Elias schon unsicher: „Ich bete jeden Tag zum göttlichen Heiland um Erleuchtung."

„Was heißt göttlicher Heiland!" rief Nathan Böhme barsch. „Das ist ein Ausdruck der Kirche. Glaube an den einzigen Gott, das steht in der Schrift. Zu Gott mußt du beten, nicht zu Jesus, der selbst bloß Mensch gewesen ist."

„Was haben Sie jetzt gesagt?" fuhr der Student auf. „Jesus bloß ein Mensch?"

„Die Wahrheit über alles."

„Die Wahrheit! Wo Sie vorher eben gelogen haben!" Mit Heftigkeit rief es Elias: „Haben Sie nicht gerade früher zu den Leuten anders geredet? Haben Sie ihnen nicht gesagt von der Erlösung durch Jesus Christus? — Die Heiligen, ja, die haben Sie schon dort an der Ach weggeworfen. Die Mutter Gottes haben Sie auch weggeworfen. Jetzt werfen Sie den Heiland weg und sagen, Sie glaubten allein an Gott. Und morgen werfen Sie Gott weg."

„Morgen werfe ich Gott weg, meinst du?" versetzte der Fremde, seinerseits nun sanftmütig geworden. „Ja, mein Kind, dafür kann man natürlich nicht garantieren, daß unsere Anschauung die gleiche bleibt. Sie ändert sich mit unseren Erfahrungen, mit unseren Fortschritten in der Wissenschaft. Und wenn die Wissenschaft uns mal dahin belehrt, daß wir animalische Wesen sind, jeder einzelne aus dem Nichts gekommen und in das Nichts versinkend, wie jenes Stück Holz dort im Wasser — so müssen wir uns eben beugen vor der Wahrheit. So schwer es uns werden mag, so viel sogenanntes Seelenglück dabei verloren gehen mag. Der heiligen Wahrheit seine Seele, seinen Heiland, seine Ewigkeit opfern — das ist das göttliche Opfer, das ist das allerheiligste Sakrament, welches du einmal ebenso fromm und demütig anbeten wirst als jenes am Fronleichnamstage."

Während dieser Worte war der Mann dem eilenden Studenten stets auf der Ferse gefolgt, bis Elias sich plötzlich umkehrte und ihm wütend das Wort ins Gesicht schleuderte: „Geh hinter mich! Du bist ein Teufel!"

Mit beiden Fäusten hieb Elias in die Luft hinein und sprang in weiten Schritten dem Forsthause zu, das schon nahe war. Böhme starrte verblüfft drein. Was hatte er denn nur gesagt, daß der Junge sich so entsetzte?

O Wanderlehrer aus dem Norden! Du magst Nathan der Gelehrte, der Wohlmeinende, der Eifrige, der Überkluge sein, aber Nathan — der Weise bist du nicht.

Eine schwankende Christenseele

Die alte Sali behauptete geradezu, der Student werde das Nervenfieber bekommen. Mit eingefallenen Wangen, in sich zusammengesunken, saß er beim Abendessen, genoß aber kaum ein paar Löffel Suppe. Er redete nichts, auf Fragen seines Vaters gab er nur halbe Antworten. So saß er da, war traumhaft und erschrak, sooft die Tür ging. Und ganz jäh schrie er auf: „Solche Leute sollten nicht leben!"

„Wer sollte nicht leben?" fragte der Förster.

„Solche Leute sollte Gott von der Erde nehmen. Nicht in die Hölle, nein, in die Hölle nicht. Nur von der Erde weg. Weil sie ein Unglück sind!"

Was das heißen solle?

Dann hat der Junge sich ausgesprochen, wie dieser fremde Mensch, der beim Michelwirt wohnt, in der Gegend umherstreiche und Leute verführe. Von den Protestanten einer. „Den Glauben bricht er ab!"

Einen Glauben hätten doch auch die Protestanten, meinte der Förster.

„Aber einen falschen. Einen, der keiner ist. Nicht weil sie was Unrichtiges glauben, sondern weil sie gar nichts glauben. Sie tun nur so. Erst werfen sie ein Stück Glauben weg, wie man den Überrock abtut, wenn's warm ist, dann werfen sie den Unterrock ab, dann die Weste und so fort, bis sie nackend dastehen. Dann sagen sie: Da schaut her, das ist der Mensch."

Da erinnerte der Vater: „Der Glaube ist kein Gewand, der Glaube ist inwendig. Wer einen Glauben hat, den man ausziehen kann, der soll ihn nur gleich ausziehen; es ist ehrlicher, wenn er ihn auszieht, als wenn er ihn anbehält."

Diese Bemerkung des Vaters gab dem Jungen die ganze Nacht zu schaffen. War ihm doch selber schon zumute gewesen, man könnte ihm seinen Glauben vom Leibe reißen, wie einen Rock. Wenn das möglich ist, dann kann's also der rechte Glaube nicht sein, dann ist es ehrlich, ihn auszuziehen. Der echte Glaube ist inwendig. — Und jetzt kam es ihm vor, als ob er zweierlei Glauben hätte, einen inwendigen, der angeboren ist, und einen auswendigen, der angelernt wurde. Und der Fremde, hat er nicht an dem auswendigen gezerrt, der ohnehin schon ein paarmal vom Leibe fallen wollte? — Den inwendigen Glauben mit seinem Gewissen aber fühlte er in diesen Stunden sehr lebhaft. Denn dieser fragte ihn hart: Hast du dem Böhme nicht unrecht getan? Wie kannst du sagen, morgen würde er auch nicht mehr an Gott glauben? Wer kann, wer darf denn so reden, wer kann es entscheiden? Unser Pfarrer hat einmal gesagt, daß auch

der Irrlehrer ein gutes Werk tut, wenn er glaubt, die Wahrheit zu lehren, weil alles auf den guten Willen ankommt. -- So setzte Elias sich ins Unrecht, leistete dem Fremden im Geiste Abbitte, und betete gleichzeitig zu unserer lieben Frau, sie möchte machen, daß dieser schreckliche Mensch aus der Gegend fortkomme, besser heute als morgen. „Sonst muß ich fort, du liebe Jungfrau Maria, daß ich meinen heiligen Glauben vor ihm mag retten."

An einem der nächsten Tage begegnete der Student auf dem Talsträßlein dem Pfarrer von Ruppersbach, der von einem Krankenbesuch zurückkehrte.

„Ja, Elias, was ist's denn mit uns zweien?" fragte der Pfarrer freundlich. Hierin empfand der Junge gleich einen Vorwurf. Er hatte schon lange nicht mehr vorgesprochen bei seinem Gönner, durch dessen Vermittlung er ins Seminar gekommen war. Die Unsicherheit mit sich selber! Solange er da nicht im reinen war, mochte er dem Herrn nicht gerne vor Augen treten. Und jetzt stand er auf einmal vor ihm. Dem Pfarrer mußte jemand geplaudert haben, denn geradehin fragte er: „Sage mir einmal, Elias, kennst du den Fremden, der sich jetzt in Eustachen aufhält? Jakob Böhme oder wie er heißt."

„Nathan Böhme heißt er."

„Du kennst ihn also."

Der Junge gestand es sogleich und erzählte von ihm. Er sei ein gebildeter, sicherlich viel gereister Herr. Aber irrgläubig! „Wenn den jemand bekehren könnte!"

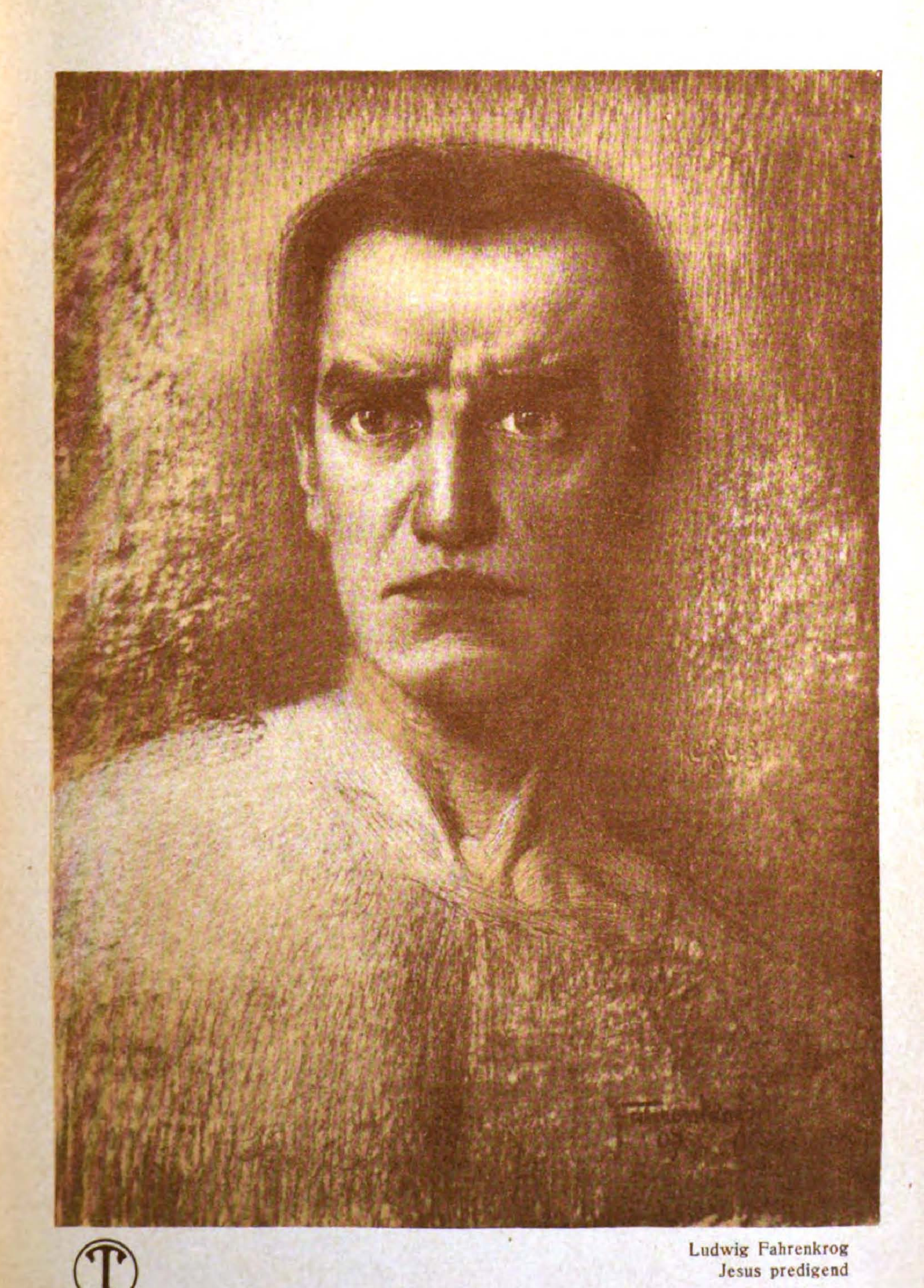
„Den Mann bekehren?" fragte der Pfarrer, der gar klug war und seinen jungen Theologen in- wie auswendig kannte. „O mein, wenn es ein gebildeter, viel gereister Herr ist, so wird er sich ja umgesehen haben und sich das ausgesucht, was für ihn am besten paßt. Was sagt er denn?"

„Zum Beispiel gegen die Mutter Gottes hat er's, und ein Lutherischer ist er."

„Nun, wenn er meint, unsere Mutter Gottes entbehren zu können, und wenn er an die heiligen Sakramente nicht glauben kann, so werden sie ihm auch nichts helfen. Denkst du nicht Elias, daß solche Leute trotzdem gute Menschen sein können und auch ihre religiösen Schätze haben, die wieder wir nicht kennen und nicht verstehen? Wir können für die Irr- und Ungläubigen nur beten und sollen sie in Ruh' lassen, solange sie uns in Ruh' lassen. Und wenn sie uns angreifen, so sollen wir nicht gleich zurückschlagen, sondern uns gutmütig verteidigen und durch ein vorbildliches Leben ihnen zu verstehen geben, daß wohl wir den richtigen Glauben haben. Denkst du nicht auch so, Elias?"

Als der Pfarrer so gesprochen, jubelte des Knaben kindliche Seele auf, und es war ihm gewiß: wer so kann sprechen, der hat den wahren Glauben. Und der unduldsame Fremde soll mir nimmer gefährlich werden.

„Nur das eine, Elias, lasse dir gesagt sein," setzte der Pfarrer noch



Ludwig Fahrenkrog
Jesus predigend

bei, „lasse dich mit solchen Leuten nie in ein Gespräch ein über Kirche und Religion. Unser Glaube ist zwar göttlich, aber die weltliche Vernunft ist brutal. Fliehe die Gefahr und lasse jene ihre Wege gehen."

„Ich habe es ja getan, Herr Pfarrer, aber er geht mir nach."

„Ich sage dir noch einmal, schweige mit der Zunge, antworte mit den Beinen und fliehe."

Elias nahm es sich vor. Doch als er wieder allein war, fiel ihm ein: Wie kann das ein Mensch? Wenn er seinen Menschenbruder auf dem Irrwege sieht, und er weist ihn nicht auf den richtigen? Das ist ja lieblos, das ist ja schlecht! Das kann man ja nicht aushalten.

Und an demselben Abende las er lange in einem seiner Religionsbücher. Er las von den Aposteln, die in die weite Welt zogen, um Juden und Heiden zu bekehren; von den Märtyrern, die den Weisen und den Königen trotzten, um den Gekreuzigten zu verkündigen. Er las von den heldenhaften Missionaren, die heute noch in ferne Länder ziehen, um fremden Völkern das Christentum zu bringen. Er las von der Inquisition, durch welche die Kirche arme Verirrte mit liebender Gewalt auf den rechten Weg geführt und den Teufel mit Feuer und Schwert aus der Menschenseele vertrieben hat. — Und da sagt der Pfarrer, man solle sie in Ruh' lassen! Lassen die Ketzer uns in Ruh'? Geht dieser Mensch nicht um wie ein brüllender Löwe, zu sehen, wen er verschlinge? — Endlich entschied Elias dahin: Die eigene Seele steht einem näher als die fremde. Dem Preußen ausweichen so weit als möglich. Wenn er aber wieder zudringlich werden sollte, dann laufen; und wenn er nachläuft, dann sich wehren, und sollt's ums Leben gehen! —

Kaum war dieser Zwiespalt ein wenig verbraust, so gab's für Elias schon einen anderen. Am nächsten Tage, als der Friedel vom Holzschlag heimgekehrt war, ward er zutunlich mit dem Bruder, nahm ihn Arm in Arm, zerrte ihn zum Waldrain hinauf und ging ihn um Geld an. Nicht mit schalkhaften Worten wie sonst, sondern kurz und herb: „Elias, ich muß zwanzig Kronen Geld haben!"

Hierauf antwortete der Student in aller Ruhe: „Du weißt es, Friedel, daß ich dich gern habe, und ich nehme mir vor, alles zu tun, was dir gut ist. Ich sage dir aber, du kannst machen, was du willst, Geld gebe ich dir keines mehr, auch wenn ich eins hätte."

Er hatte auf diesen Bescheid ein derbes Wort erwartet, aber der Friedel schritt, seine Hände in den Hosentaschen, am Waldrande dahin und schwieg.

„Wozu brauchst denn so viel Geld?" fragte Elias.

„Wenn du mir keins gibst, sollst es auch nit wissen."

„So will ich's auch nicht wissen."

„Natürlich! Der junge Pfaff ist ja auch einer, der mich erziehen will. Jetzt will mich ja alles erziehen, weil ich zu wenig fromm bin, zu leichtsinnig. Weil ich um zwei Heller würfeln tu', und weil ich junge

Weibsbilder lieber hab' wie Kirchenfahnen. Hast es schon gehört, der Gerhalt will mich ja nächst' Wochen auf die Bank legen lassen."

„Den bring' ich um!" kreischte der Student auf, wie er sein Lebtag nicht aufgekreischt hatte. Dann mußte er lachen. „Was das für ein dummes Wort ist," sagte er. „Weil es so viele rohe Leute gibt da im Gebirg, so gewöhnt man sich das an. Für mich ist's Zeit, daß ich wieder in mein Seminar komme. Und du sollst die Leute reden lassen und dir nichts draus machen. Wirst schon noch drauf kommen, daß Unrecht leiden immer zum Guten ausfällt. Was bedeutet denn alles miteinander? In ein paar Jährlein ist's vorbei und, wir sind bei Gott im Himmel."

„Bissel ein' Vorschuß, wenn er mir wollt' schicken."

„Tu nicht immer so freveln, Bruder. Denke doch dran, daß wir Vorschuß genug haben von Gott. Jungheit, Gesundheit, einen guten Vater und so viel noch, was andere nicht haben. Sollst nicht so unzufrieden sein, du, mit deinem schönen Namen Fridolin."

„Kommt auf dich an, du, mit deinem schönen Namen Elias. Leih mir zwanzig Kronen!"

„Also, wozu brauchst du jetzt so viel Geld?"

„Hau, ich werd' der Narr sein und dir's stecken. Daß du mir noch weniger was gibst. Natürlich ist's wieder eine Lumperei! Daß man einen Wettermantel braucht im Holzschlag, oder eine Taschenuhr! Kommst um eine Viertelstund' zu spät, schimpft der Meisterknecht. Und nächst' Monat, wenn mich der Vater auf die Seealm geben will — soll ich mich da leicht hinausstellen auf die Weid' und schauen, wenn mein Schatten auf zwölfe zeigt?"

„Eine Uhr! Was sagst denn das nicht gleich! Wenn mir der Vater nächstens ins Seminar Taschengeld mitgibt, so sollst was haben. Aber zwanzig, das übersteigt! Und nachher, Bruder, sollst du dir auch abgewöhnen, vom Geld leihen zu reden. Bleib doch bei der Wahrheit und sag schenken."

„Ein guter Kerl bist!" rief der Friedel gerührt aus, legte seinen Arm um Elias' Nacken, dieser den seinen auf des Bruders — so gingen sie am Raine hin und her.

„Wir sind zu wenig beieinander, Elias; weil du so fromm bist und ich so gottlos."

„Aber das bist du nicht!" rief Elias zornig.

„Und möchten doch einander nit schaden. Nächstens, sagt der Vater, muß ich auf die Seealm nachschauen. Bruder, da mußt du mitkommen. Da wird's lustig werden."

„Ja, Friedel, einmal will ich mit auf die Alm."

Darauf dieser: „Ich geh' nachher auch mit dir. Im Ernst, Elias, was ich mir schon ausgedacht hab'. Wenn du wieder fortgehst, gehe ich auch. Mich g'freut's nimmer daheim. Ich gehe nach Amerika."

Der Student lachte zu dem Spaß.

„Willst mit? Dort kannst recht Heiden bekehren."

„Ich will niemand bekehren, bin froh, wenn man mich in Ruhe läßt."

„Herr Bruder!" rief der Friedel lachend. „Ich gratulier'! Wir werden alle Tag' gescheiter."

So trieben es die Brüder miteinander. Aus jedem Zwiste der beiden verschiedenen Naturen fanden sie sich vermöge Friedels Humor und Elias' Sanftmut wieder zurecht. Manchmal aber strich wie ein flüchtiger Schatten die Ahnung über sie hin, als stünde ihnen etwas Besonderes zu, um Streit und Treue.

Der verkrachte Weltverbesserer

„Haben's vielleicht was zu waschen, Herr Böhm?" fragte die Kellnerin Mariedel, während sie die Stube aufräumte, den Fremden, der am Fenster lehnte und hinaussah.

„Ich? zu waschen? Nein. Ich habe niemals zu waschen. Da draußen in — Ruppoldsbach oder wie's heißt, habe ich erst frische Wäsche eingekauft. Was ich abwerfe, das können Sie dem Alten geben, der da draußen bei der Bienenhütte sitzt."

Er hatte tatsächlich ein frisches Wollenhemd am Leibe.

„Sagen Sie mal, Mamsell, um wieviel vor dem Auszug aus Ägypten muß man denn hier das Logis kündigen?"

„Was sagen's? — Ja so. Werden's a Weil' kündigen! Wann's gehen woll'n, gengen's halt."

„Mich dünkt, es hat niemand was dagegen!"

„Der Herr Böhm sind keinem Menschen im Weg g'wesen. Heut' werden's aber doch noch da bleiben. Heut' wird g'sungen Nachmittag."

Ja, da wollte er doch. Dieses Singen der beiden alternden Männer kam ihm so wunderlich und drollig vor, und anheimelnd zugleich.

Und als die Stunde kam, bedeutete die Kellnerin dem Fremden, wenn er zuhören wolle, so möge er nun in die Gaststube kommen, sie seien schon beisammen all' zwei, und eingeheizt sei auch. Damit meinte sie, daß die Sänger schon Wein getrunken hätten.

Sie saßen am Tischchen beim Uhrkasten, und der Wirt stimmte die Zither. Der Fremde saß am Nebentisch und war begierig, was da wieder Schönes kommen würde.

„Gut ist's", sagte der Förster, sich bereit erklärend. „Also Michel, schlag an, was Feines!"

Klim, klim!

„Ich geh' herum in weiter Welt,
Such' meinen Raub zusammen,
Und nimm hinweg, was mir gefällt —"

„Du singst ja ein Totenlied!" rief lachend der Förster.

„Bei meiner Treu', da hab' ich ein Totenlied erwischt. Wie man sich schon immer einmal vergreift."

„Ein Totenlied?“ fragte Herr Böhme auf. „Die Herren werden ihr Programm haben. Aber ein Totenlied? Singen denn die Toten Lieder? Mich wollte es gelüsten, so etwas zu hören.“

„Wenn's dem Herrn gelüstet!“ sagte der Förster. „Mir ist alles eins. Gesungen ist gesungen.“

„Ist recht,“ sagte der Michel, „dann nehmen wir das schönere.“

Und in einer Melodie von düsterer Schwermut huben sie an, zweistimmig so zu singen:

„Ihr lieben Christen insgemein,
All Reiche, Arme, groß und klein,
Nun höret zu mit Traurigkeit,
Der Jüngste Tag ist nimmer weit.

An diesem gar erschrecklichen Tag,
Da fallen die Stern' vom Himmel herab,
Die Morgenröt' verkehret sich,
Die Allmacht Gottes schrecket mich.

Die Sonn' lischt aus, o großer Gott,
Die Welt voll Feuer, Graus und Not.
Der Engel Heer Posaunenschall
Weckt auf die Toten überall.

Was lang und lang verborgen war,
Das wird jetzt alles offenbar.
Von Jesus' hohem Richterthron
Der Sünder Straf', der Frommen Lohn!

Zu allen Bösen er sich wend't:
Geht hin ins Feu'r, das ewig brennt,
Kein Schreiber kann's genugsam beschreib'n,
Was der Verdammte in der Höll' muß leid'n!

Und zu den Frommen insgemein
Spricht Gott: Ihr seid die Kinder mein,
Kommt all in meines Vaters Reich,
Dort werd't ihr haben ewig Freud'.

O Ewigkeit, du festes Haus,
Man kommt hinein und nimmer hinaus,
Drum, liebe Christen, lebet fromm,
Damit ihr einst in Himmel kommt.“

Als dieses Lied verklungen war, saß Böhme ein Weilchen nachdenklich da. Endlich murmelte er: „Kein Schreiber kann's genugsam beschreiben, was der Verdammte in der Hölle muß leiden. — Und das,“ rief er laut, „das sagt euch eure Religion? Eine Menschenfreundin erster Güte, das muß man gestehen.“

Gegen diesen Hohn wollte Rufmann sich erheben, als im Vorhause Lärm entstand. Auch in der Küche hörte man einen heiseren Schrei. Wenn Frau Apollonia einmal aufschreit, was muß es da geben? Zur Stubentür lief der lahme Wenzel herein — denn es gibt Augenblicke, da innere Nötigung alles Gebrest besiegt, — und schrie: „Die Beindel, die Beindel!“ —

Der Michel sprang von seinem Sitze auf und eilte hinaus. Die Bienen! Die Bienen schwärmen! Aus dem einen Korbe ist der junge Schwarm ausgeflogen. Surrend höhenwärts wie ein dunkles Wölkchen. Aber die wachsamen Augen des Pfründner-Wenzel haben den Schwarm nicht verloren, und während der Alte zwei blecherne Hafendeckel aneinanderschlägt, daß es schrillt, und dabei um Hilfe schreit, läßt der Schwarm sich

nieder auf dem Ahornbaum, hoch an einer äußersten Nebenkrone. Nun sitzt er fest, nun ist Zeit, daß der Wächter ins Haus läuft, um es zu verkünden, und nun erhebt in und um das Wirtshaus sich eine Katzenmusik.

Auch aus der Nachbarschaft sind Leute zusammengelaufen; mit Blechdeckeln und Pfannen, Kuhschellen, Töpfen, Kübeln und anderem Geräte, dem greller Schall zu entlocken ist, arbeiten sie im Garten, damit das junge Königreich der Bienen nicht davonziehen soll. Denn so geht der Glaube, die Bienenschwärme ließen sich dort nieder, wo man singt und scheppert.

„Das ist ja ein Unsinn!" rief Herr Böhme. „Was weiß die Biene von Musik! Diese Leute haben keine Ahnung von Imkerei!" Bald erschien im Garten der Wirt, mit einer Stange, an deren oberem Ende ein aufgespannter Sack war. Damit wollte er den Schwarm, der am Ahornast wie eine schwarze Riesentraube hing, einfangen.

„Man wird Sie totstechen, Wirt!" warnte Böhme. „Sie müssen sich Gesicht und Hände schützen."

„Lächerbar!" rief der Hausknecht, der eine verrostete Blechtafel schüttelte. „Wann hat unseren Herrn ein Beindel gestochen! Dem tun sie nix."

Während schon ein bereiteter Korb aufgemacht wurde, überlegte der Michel, wie er dem alten Riesenbaum beikomme. Unten hinauf eine Leiter, sie war schon zur Stelle. Dann schaute er sich den Weg aus, den er innerhalb des Gezweiges nehmen wollte, bis zu dem großen Seitenast dort oben. An demselben ein paar Klafter hinaus, dann muß die Stange langen.

„Es geht nicht, Michel," sagte der Förster, „soviel ich sehe; der Ast ist angemorscht!"

„Aber sonst kann man ihnen nit bei."

„Wie der will, am Ast lass' ich dich nicht hinaus, er ist morsch, er trägt dich nicht."

„So schneiden wir ihn ab."

„Hilft nichts. Damit verscheucht man sie."

„Ja du lieber Gott, ich kann doch den Schwarm nit im Stich lassen!" rief der Wirt. „Ein so schöner, großer Schwarm! Nein, ich will doch hinauf."

„Dableibst!" sagte der Förster und hielt den Freund beim Rockkragen fest.

Unter stetem Lärm der Instrumente überlegten sie, wie dem Schwarm beizukommen wäre. Da sah man, wie die Traube sich zu lockern begann, die Tierchen kreisten, lösten sich immer mehr, und unter Klagegeschrei der Zuschauer schwebte das schwarze Wölklein himmelwärts, dem Waldhange zu.

„Hin ist er!" rief der Michel! „Ist er einmal im Wald, nachher hat ihn der Teuxel! Ewig schad' drum! Ein so großer, schöner Schwarm!"

Am traurigsten war der alte Wenzel. Das Viertelein Rotwein bekam er freilich, aber die Beindel, die Beindel, die er so sorgfältig gehütet hatte, wie die Mutter das Kind in der Wiege. Und jetzt, wie die Brut flügge wird — auf und davon. „Ich sag's Ihnen, Herr Förster, mit der lieben Jugend ist wohl ein Kreuz!"

Nach und nach verzogen sich die Leute, auch unsere Genossen gingen wieder in die Stube, mit dem Singen jedoch war es aus. „Wie's mir um diesen Schwarm leid tut!" wiederholte der Michel immer noch. Frau Apollonia nahm es leicht. Sie hätten an den fünf Körben genug. Wenn ihrer zu viele wären, gediehen sie ohnehin nicht mehr.

„'s wird dem Herrn nit grad deswegen sein", meinte der alte Wenzel. „Weil's halt ein schlechtes Vorbedeuten ist, wenn ein Schwarm fortfliegt."

Dem Nathan Böhme wurde das viele Herumreden wegen eines durchgebrannten Bienenschwarmes langweilig. Diese Leute konnte er nun einmal gar nicht begreifen. Der Wirt, da renommiert er mit seinem ewigen Nichts, und dabei singt er solche Lieder. Es scheint, er glaubt weder an eins noch an das andere. Das schreckliche Lied vom Weltgerichte! Wie weggeblasen war es, als die Bienen summten. So leicht nehmen diese Leute ihren Glauben. Und es ist ein Glück. Wenn sie sich hingeben wollten dem Schauder des letzten Tages, und wenn sie sich sagten: Einmal kommt er! Er kommt gewiß, und wir werden dabei sein! Und es ist die größte Gefahr, daß wir ins ewige Feuer geworfen werden! Wie wäre das auszuhalten! Sie nehmen's nicht ernst, und wie man des Abends in den Schlummer sinkt, so träumen sie hinüber ins ewige Nichts. Aber man muß es nur ein wenig aufputzen mit Gericht, Himmel und Hölle. Selbst das höllische Feuer ist ihnen noch lieber als das pure Nichts. Was du auch redest, Wirt, der Mensch kann alles ertragen, nur das Leichteste nicht, das Nichts.

„Ist der Herr schläferig worden?" mit dieser Ansprache weckte ihn der Wirt aus seinem Nachdenken.

Da sprang der Fremde über: „Ihr guten Leute, bei euch ist es nicht mehr auszuhalten. Ich will es den Bienen nachmachen."

„Fort, Herr Böhme? ei, doch nicht fort?" fragte der Wirt lebhaft, und teils aus Höflichkeit, teils berufshalber setzte er bei: „Im Sommer wär's bei uns auch schön."

„Möchte einmal wissen," fragte Böhme, „wie weit man rechnet über das Tauerngebirge bis ins Kulmtal?"

„Wollen's doch hinüber? Über den Rauhruck? Neun Stunden, wenn's gut gehen und den Weg wissen. 's wird sich so ausgehen: zwei Stunden bis in die Bärenstuben, eine starke dort hinauf bis auf die Seealm; nachher zwei Stunden bis auf das Rauhruckjoch — sind fünf Stunden. Vom Joch dermachen Sie's in vier Stunden bis Arlach im Kulmtal."

„Morgen früh heißt's marschieren!"

„Wollen's denn allein gehen? Übers Gebirg?" fragte der Michelwirt bedenklich. „Herr Böhme, das möcht' ich wohl nit raten. 's gibt noch Schnee da drinnen, stellenweise ist der Fußsteig hart zu treffen. Der Lahnengang soll auch noch nit vorbei sein."

„Sie meinen, daß es gefährlich wäre?"

„Gefährlich, wie man's nimmt. Für den Einheimischen grad nit, wer sich auskennt. Im Sommer ist's gar recht schön zu gehn; jedes Frauen-

zimmer kommt hinüber. Aber halt, wer fremd ist — und gach der Nebel einfallt! Vor ein paar Jahren erst ist einer verloren 'gangen im Rauhruckgebirg. Na, Herr, allein sollten's jetzt wohl nit gehen."

„Und schon gar, wenn Sie noch nie im Hochgebirg sind gewesen", bemerkte der Förster.

„Ich noch nie im Hochgebirge?" lachte Böhme. „Fragen Sie mal den Bergführer Partenoner in Trafoi, das ist in Tirol. Vielleicht kann Ihnen der Mann etwas erzählen. Aber in eurem Mittelgebirge hier bin ich gewohnt, allein zu gehen."

„Wie der will," sagte der Michel, „da hinüber im Frühjahr — raten möcht' ich's nit."

„Also gut, dankbar für Ihre Sorge. Dann, Herr Wirt, hätten Sie vielleicht die Gefälligkeit, mir einen Führer zu besorgen?"

„Ist auch so eine Sach' mit einem Führer jetzt. Die Leut' sind noch im Anbauen. 's wird niemand recht Zeit haben."

„Es verdient sich einer ja etwas."

„Macht nix. Solang' der Bauer sein Feld nit fertig hat, nimmt er sich zu nix Zeit. Am Sonntag, da kriegen's schon wen."

„Am Sonntag! Ich fürchte, daß das Wetter nicht halten wird."

„Lange bleibt es nicht mehr so", redete nun auch der Förster Rufmann dazu. „Seit gestern geht der Landwind. Die Ameisenhaufen sind auch nicht recht lebendig, schon seit ein paar Tagen nicht mehr. Ich möchte raten, daß der Herr über Sandau geht und über den Sandaupaß ins Kulmtal. Fahrstraße, kinderleicht."

„Und um eine Tagereise länger", wendete Böhme ein. „Sandaupaß ausgeschlossen. Ich wage es morgen mit dem Rauhruck."

Der Michel zuckte die Achsel: „Na ja, wem nit zu raten ist!"

„Bis auf die Seealm," sagte der Förster, „da könnte er sich meinen Söhnen anschließen. Sie gehen morgen hinauf, weil die Almhütte einzurichten ist. — Die fürstliche Gutsverwaltung will die Sennerei doch wieder in Betrieb setzen", bemerkte er zum Wirte gewendet.

„Gut," sprach Böhme, „Herr Förster, wenn ich mich Ihren Söhnen anschließen darf?"

„Will's ihnen sagen, daß Sie mitwollen. Um sechs Uhr früh Abgang vom Forsthaus. Wenn Sie um die Zeit dort sind. Lang' warten könnten's nicht." Damit stand der Förster auf, nahm Hut und Stecken und ging auffallend rasch davon. Durch das Fenster hatte er den Ortsfürstand kommen sehen, und mit dem hatte er jetzt nichts zu tun. Der Gerhalt trat ziemlich viereckig in die Gaststube, setzte sich dann an den Tisch und verlangte ein Glas Apfelmost. „Einen Wein tragt's nimmer jetzt", brummte er; das war auf den Förster gemünzt, der seinen Sägewerkbetrieb zugrunde richtete. „Was ich dich fragen wollt', Michelwirt, gehst auch mit in die Kirchen? Mit der Pichelbäuerin. Heute nacht hat sie's überstanden.

„Gott sei Dank!" rief der Michel aus, „daß die erlöst ist, die arme

Haut. Der Herrgot gibt immer einmal lang zu, aber endlich macht er's halt doch recht."

„Wenn nur nit bald auch ein zweites nachruckt!" sagte der Gerhalt, „dem's wohl noch ein bissel zu früh wär'. Der Zimmermann Joseph. Soll an der Lungenentzündung dahinliegen."

„Der Zimmermeister? Ist der nit erst vor etlichen Tagen bei mir g'west? An dem Tisch da, wo wir sitzen!"

„Wird ihn ramen, meint der Bader. Tut's kaum aushalten. So viel trunken hat er alleweil."

„Und immer das Trinken," rief der Wirt, „als ob der Tod keine andere Ursache hätt'!"

„Tun's eh bei dir. Warum gibst ihnen so viel?"

„Gibst ihnen so viel! Wenn man muß. Solang sie nit offenbar sternhagelvoll besoffen sind, kann's da jeder verlangen. Sonst zeigt er dich noch an, wenn du Wirt bist und schenkst nit. Muß es ja eh selber sagen, es ist ein Laster."

Dem Böhme war dieses Gespräch sehr vergnüglich. Doch er schwieg und konnte leicht schweigen, wenn andere so laut für seine Lehre sprechen, Lebende und Sterbende. Es ist doch vergebens. Die Menschen wollen es nicht anders. — Nun wurde er selbst angesprochen.

„Der Herr da," fragte der Gerhalt, auf ihn mit dem Finger deutend, „will er noch länger dableiben? Bei uns in Eustachen, mein' ich?"

Böhme zog seine stählerne Uhr hervor, die an dem Kettlein hing, blickte auf die Ziffern und antwortete: „Noch ungefähr zwölf Stunden."

„Nachher ist's schon recht", sagte der Bauer, der nun, da er als Amtsperson sprach, sich eine würdevolle Schlichtheit zu geben suchte. „Sonst hätt' ich Sie müssen eintragen. Ist neuzeit wieder strenge Vorschrift. Haben's vielleicht ein Paß oder was mit?"

Nathan Böhme wandte sich zum Wirt: „Hören Sie? Der Mann wünscht von mir eine Legitimation. Bin in nicht geringer Verlegenheit. Wie ich als großer Unbekannter gekommen bin, so hätte ich als großer Unbekannter mögen dahinziehen. Und nun will man wissen, wer ich bin. Gut." Lachend rief er es: „Ich bin ein ganz gemeiner Kerl! Meines Zeichens ein verkrachter Weltverbesserer, wenn's Ihnen recht ist. Gedenke mich ins Privatleben zurückzuziehen. Mein Lehramt ist bankerott geworden. Die es nicht einsehen, können sich nicht ändern, und die es einsehen, wollen sich nicht ändern. Herr Michel Schwarzaug! Sie erkennen die Schädlichkeit des Suffes und werden doch daran zugrunde gehen. Basta! — Mein letzter Wille, wenn ich nun scheide, der ist folgender, Herr Wirt: Morgen lassen Sie nachsehen, ob der Mann nichts Unrechtmäßiges mit sich nahm. Und übermorgen vergessen Sie ihn und lassen weitersaufen. — Nun aber, löbliche Obrigkeit, nun kommt der große Augenblick."

Mit feierlicher Gebärde zog Böhme aus seinem Sack die Brieftasche hervor und aus derselben ein gefaltetes Papier. Der Gerhalt begann seine

Prozedur mit den Hornbrillen. Als diese glücklich im Sattel saßen, nahm er Einsicht in die Schrift und nickt beistimmend: „Ein Professor sein's."

„War ich."

„Und was sein's denn jetzt?"

„Landstreicher."

Ohne sich von der Frevelhaftigkeit einer solchen Spottantwort beirren zu lassen, fragte der Gerhalt weiter: „Wo wollen's denn hin von da aus?"

„Über das Gebirge ins Kulmtal."

„Und weiter?"

„Das geht Sie nichts an."

Der Gerhalt verlangte Schreibzeug und schrieb in spießiger, klobiger Bauernschrift aufs Papier: „Reiset von Eustachen über das Gebirg ins Kulmtal. Martin Gerhalt. Fürst."

Dann gab er eine gute Reise, bezahlte seinen Obstmost, ohne ihn auszutrinken, und ging seines Weges.

„Fürst?" murmelte Böhme, als er sein Papier besah. „Was unterschreibt sich denn der Kerl: Fürst?"

„Abgekürztes Verfahren, Herr Böhme," antwortete der Michel. „Soll Fürstand heißen." (Fortsetzung folgt)

An meinen Bruder Jesus

Von

Gustav Schüler

Laß mich deine Hand berühren,
Daß ich gehe, wo du gehst,
Du sollst mich nach Hause führen,
Bis vor Vaters Tür du stehst,
Bis du sagst mit süßen Worten:
„Schau, des Vaterhauses Pforten!"

O wie will ich niedersinken —
Auf der Schwelle mit dem Haupt —
O wie will ich Heimat trinken,
Von der Wegfahrt überstaubt.
Wie ich in die selige Nähe
Mit beglückten Augen spähe. —

Neues ringt, sich zu gestalten,
Wunderliches treibt und reißt,
Tiefentglommne Traumgewalten
Tränken den entrückten Geist,
Durch der Wolken schwere Wogen
Kommt ein großes Licht gezogen.

Selige Fülle füllt die Stunden,
Meine Seele glüht und spricht:
Bruder, weil ich dich gefunden,
Findet uns das heilige Licht:
Wer die Arme nach dir breitet,
Der ist schon nach Haus geleitet. —

Laß mich deine Hände fassen
Und dann eilen, geisterstill,
Weil ich aus den trüben Gassen
Heute noch nach Hause will:
Eh' der Tag hinabgeglommen,
Sind wir schon nach Haus gekommen.





Vom Schah

Vom

Grafen Gobineau

Vorbemerkung. Zum Tode Muzaffer-ed-dins brachten viele Zeitschriften und Tageszeitungen Artikel über den Beherrscher Persiens und den Hof von Teheran. Meist waren es Zusammenstellungen mehr oder weniger beglaubigter Anekdoten, die für das Verständnis persischer Verhältnisse nichts beitragen. An ihrer Stelle veröffentlichen wir, zum ersten Male in deutscher Sprache, einige Abschnitte aus dem autobiographischen Reisewerke des Grafen Gobineau, Trois ans en Asie. Gobineau hat als französischer Gesandtschaftssekretär, später als Gesandter sieben Jahre in Persien gelebt und sich, dank seiner Kenntnis der persischen Sprache, eine sehr gründliche Kenntnis des Landes und Volkes, seiner Geschichte, Verhältnisse und Literatur erworben. Bei der großen Beharrlichkeit orientalischer Zustände sind seine anschaulichen Schilderungen, obwohl schon 1858 zuerst erschienen, auch heute noch im wesentlichen zutreffend. Für die Verfassung beweist dies z. B. ein Vergleich seiner Angaben mit der „Verfassung des persischen Staates“ von Greenfield (1904); bedeutsamere Abweichungen waren nicht festzustellen.

* *

Der Beherrscher Persiens ist kein so unumschränkter Monarch, wie man sich's im Abendlande vorstellt. In gewissen Schriften habe ich gelesen, man könne wohl Schranken der Macht anderer Souveräne Asiens, mit Einschluß des Kaisers von China, wahrnehmen; aber der Schah sei eine Art irdischer Gott, bei dessen Stirnrunzeln alle seine Provinzen hilflos erbebten. Die so schreiben, haben die Formeln der königlichen Erlasse allzu wörtlich verstanden. Ohne einem Irrtum ein Paradoxon entgegensetzen zu wollen, wäre ich doch geneigt, zu glauben, daß im Gegenteil keine Dynastie der Welt sich in einer so schiefen, unklaren Stellung befinde, wie die des Königs von Persien.

Zunächst nämlich erklärt ihn das [ungeschriebene] Staatsgrundgesetz für illegitim; es sieht in ihm nur einen Usurpator und befiehlt nur, ihm

zu gehorchen, weil er der tatsächliche, nicht, weil er der rechtmäßige Herrscher ist. Die Begründung dieser eigentümlichen Theorie liegt in folgendem: Die Fülle der rechtmäßigen Regierungsgewalt wohnte in den Sassaniden ... Und warum waren die Sassaniden legitim? Weil sie die Arsaciden verjagt hatten, eine Dynastie, die ihr Recht von Alexander, einem Ausländer, ableitete, und weil sie somit wieder ein nationales Königtum begründet hatten. Sie waren Persiens echte Könige, das Ideal, nach dem sich die Souveräne der folgenden Jahrhunderte zu richten hatten.

Als sie der arabischen Eroberung erlagen, trat Ali in alle ihre Rechte ein; zunächst als religiöser Sieger: die Tatsache, daß er dem Lande den wahren Glauben brachte, rechtfertigte an sich seine Erhebung; sodann als Imam [d. h. als geistlicher Nachfolger des Propheten]. In dieser letzten Eigenschaft war er von Ewigkeit her Beherrscher Persiens; alle anderen Rechte ordneten sich naturgemäß den seinigen unter und gingen in ihnen auf. Da ferner sein Sohn Husseïn eine Tochter des letzten Sassanidenkönigs, namens Bibi-Scheherbanu, geheiratet und Nachkommen von ihr erhalten hatte, so ist klar, daß die Ansprüche, welche andre Glieder der ehemaligen königlichen Familie etwa hätten erheben können, damit beseitigt waren. So sollten denn also auf die Sassaniden die Aliden folgen; aber die Aliden kamen nicht zur Regierung, und an ihrer Stelle bemächtigten sich die Kalifen Abu Bekr, Omar und Othman des Throns. Ihre Herrschaft war also illegitim für die Schiiten, rechtmäßig jedoch für die Sunniten, und so auch — wenigstens nach Ansicht der einen — die ganze Linie der Abbassiden. Deren Herrschaft über Persien schwand aber sehr bald zu einem bloßen Titel zusammen, und mit den Emirs-el-Umera, welche die Vollgewalt der königlichen Autorität erwarben, begann die lange Reihe der Teilkönige. Sie stammten nicht von den Imams ab, blieben also vorm Gesetz Usurpatoren. Da sie das Peinliche dieser Lage sehr wohl empfanden, suchten diese Fürsten, die alle türkischer Herkunft waren, durch künstliche Genealogien ihr Recht schon von dem Vorgänger des letzten Sassanidenkönigs Jesdedscherd herzuleiten und für sich eine direktere Abfolge, als die seine war, zu erweisen; doch vergeblich! Nicht nur waren ihre Urkunden höchst verdächtig, sie umgingen auch die Schwierigkeit, ohne sie zu lösen, denn es blieben ja noch die Vorrechte des Imamats, und die vermochten sie auf keine Weise für sich in Anspruch zu nehmen. So mußten sich denn wohl oder übel alle diese Souveräne ohne Ausnahme, von den Sassaniden bis auf Nasreddin, den heute regierenden Schah, darein finden, nur faktisch, aber nicht von Rechts wegen die Herren zu sein.

Als solchen erkennt ihnen das Gesetz kein rechtmäßig erworbenes Eigentum zu. In ihren kaiserlichen Palästen sind sie genötigt, gewisse Räume zu bezeichnen, für die sie an die Moscheen eine Miete bezahlen, sonst könnten sie ihr Gebet nicht darin verrichten, denn das in einem widerrechtlich besessenen oder innegehabten Raume gesprochene Gebet ist ungültig und bewirkt das Verderben des Frevlers. Dieser Schwierigkeit entgehen sie durch

die Zahlung jenes Geldbetrags, die sie zu Mietern der betreffenden Räume macht. Ebenso wenig Anrecht, wie an ihre königlichen Wohnstätten, haben sie an ihre Möbel, ja an die Gewänder, die sie tragen. Eine geistliche Persönlichkeit, die auf einige Heiligkeit Anspruch erhebt, nimmt deshalb vom König von Persien nie ein Almosen an; denn da das Geld, das er gäbe, nicht das rechtmäßige Eigentum des Schenkers ist, würde es den Empfänger beflecken. Aus dem gleichen Grunde darf sich eine solche Persönlichkeit nicht auf den Teppich des Königs setzen, und man hat vor kaum sieben oder acht Jahren gesehen, wie ein hoher Geistlicher, der vor Mohammed Schah (Nasreddins Vorgänger, † 1848) zu erscheinen gezwungen war, mit seinem Stocke den Teppich, der den Boden bedeckte, wegschob und sich auf die nackte Erde setzte. Alle Anwesenden, auch der König, verstanden, was der heilige Mann tat, fanden es legal, rechtmäßig, natürlich und nahmen keinen Anstoß daran.

Immerhin würden sich schwerwiegende Unzuträglichkeiten einstellen, wenn diese Lage des Königtums nicht, so oder so, gewissermaßen maskiert würde . . . Der König gibt sich als Schutzherr, als eine Persönlichkeit, die zwar der regelmäßigen Ordnung der Staatsgewalten nicht eingegliedert ist, aber kraft ihrer tatsächlichen Macht eine Stellung inne hat, in der er sie alle überragt. Nach der Theorie ist er immerhin ein bleibender, allgewaltiger Wohltäter, der seinen Schatten über das Reich breitet und geruht, ihm alles erdenkliche Gute zu tun. Diese Fiktion kommt bei feierlichen Gelegenheiten zu ihrem Rechte, z. B. beim Selam oder großen Neujahrsempfang. Volk, Truppen, Staatsbeamte füllen dann die kaiserlichen Gärten. Der Talar (anscheinend eine Art Zelt) ist offen, und auf der Plattform stehen Reihen von emaillierten Gold- und Silberschüsseln, kostbare Gefäße aus allen Zeiten und von allen Formen, gefüllt mit Sorbet und Zuckerwerk. Wenn alles da ist, erscheint der König, begleitet von seinen Verwandten und seinem Hofstaat, und nimmt auf dem Throne Platz. Er ist in großer Gala, den Säbel zur Seite; neben ihm trägt man das Staatswappen, Streitkolben und Schild, die Abzeichen der Herrschaft und Eroberung. Die Anwesenden verneigen sich ehrerbietig; dann nähert sich als Dolmetscher ihrer Gefühle der erste Minister dem Talar auf etwa dreißig Schritte und richtet, mitten in der schweigenden Menge stehend, mit lauter Stimme an den Herrscher Bewillkommnungsworte und Wünsche für sein Wohlergehen. Der König versichert zunächst, sein Befinden sei ausgezeichnet, und fragt sodann, ob das Volk Anlaß hat, zufrieden zu sein. Darauf erwidert der erste Minister, nie sei die öffentliche Wohlfahrt so vollkommen gewesen, Iran verdanke den Tugenden und dem Genie des Monarchen eine Glückseligkeit ohnegleichen, und bezeuge ihm dafür an diesem Tage seine Dankbarkeit. Nun geht Seine Majestät auf das einzelne ein. Sie erkundigt sich, ob die Aussichten für die nächste Ernte gut sind. — Sie sind vorzüglich. — Ob Friede im Land herrscht? — Friede im ganzen Lande. — Ob die Verwaltungsbeamten das öffentliche Wohl im Auge haben und ob ihre Ehr-

lichkeit nichts zu wünschen übrig läßt? — Nie waren irgendwo Diensteifer und Redlichkeit höheren Lobes würdig. — Für diesen erfreulichen Stand der Dinge dankt der König Gott und bemerkt, damit er von Dauer sei, müsse das Volk die Gebote der Religion treulich befolgen, worauf der Minister entgegnet: Gewiß, gewiß! — Auch muß die gute Sitte rein erhalten bleiben! — Gewiß, gewiß! — Die Habgier muß dem Herzen der Beamten fern bleiben; denn nichts schädigt ein Volk mehr als pflichtvergessene Behörden. — Gewiß, gewiß! — Nachdem der König noch mehrere so heilsame Ratschläge zum besten gegeben, läßt er sich seine Wasserpfeife reichen, und während er schweigend raucht, reichen Diener Erfrischungen herum. Dann bringt man Säcke voll kleiner Gold- und Silbermünzen, die besonders für diesen Tag geprägt worden sind, und der König verteilt davon an jedermann. Währenddessen richtet er fortwährend noch offizielle Bemerkungen an den ersten Minister, immer in einem familiären Tone.

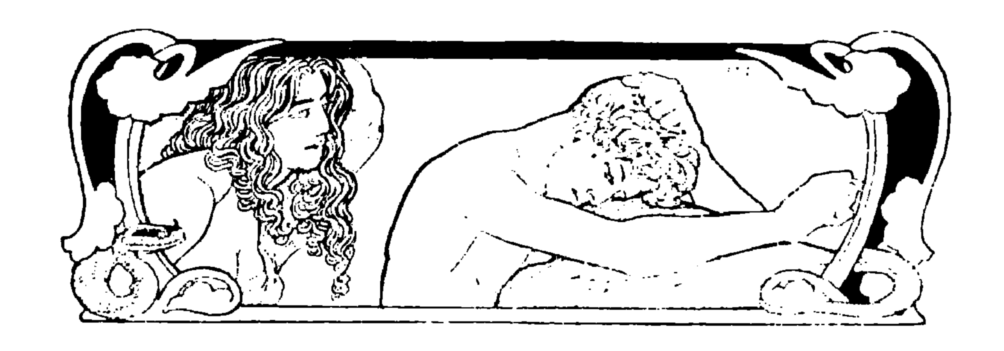
Nun tritt ein Dichter aus dem Garten vor und deklamiert ein Lobgedicht auf den Monarchen. Wenn er fertig ist, erscheint ein Mulla und spricht ein Gebet für ihn. Danach erhebt sich Seine Majestät, der erste Minister richtet einige Geleitworte an ihn, und während alle Welt sich verneigt, verschwindet der König, und die Feierlichkeit ist zu Ende.

In dieser Art Thronrede . . . erkennt man deutlich, daß der König nicht der Staat ist, sondern daß er über dem Staate und gewissermaßen außerhalb desselben steht, in jener unabhängigen Stellung des Protektors, die ich oben angedeutet habe.

Der wahre Repräsentant des Staats ist der Minister, und obwohl dieser, weil unweigerlich vom Fürsten ernannt, viel mehr der Mann der Krone als der Mann des Landes ist, kann man sich doch das Dasein dieser hohen Würde ohne Mühe erklären, wenn man den angegebenen Gesichtspunkt ins Auge faßt. Setzt man dagegen beim König das Recht des unumschränkten Despotismus voraus, dann versteht man nicht mehr recht, wie er beständig einen Bevollmächtigten neben sich dulden kann, der bei sehr vielen Gelegenheiten das Durchgreifen der königlichen Autorität hemmen, bei andern es vereiteln muß . . . Obgleich seine Macht ständigen Schwankungen unterliegt und sein Amt und Leben völlig der Willkür des Königs preisgegeben sind, ist dieser Würdenträger doch das tatsächliche, unmittelbare Haupt der Staatsverwaltung. Ihm unterstehen das Innere, die Finanzen, die öffentlichen Arbeiten, das Heer. Er repräsentiert den Staat. Der Fürst wählt ihn, wie und wo er will, verabschiedet ihn, läßt ihn umbringen; aber er behilft sich kaum je ohne ihn und tut nichts ohne seine Vermittlung. Es kommt wohl vor, daß der lästige Posten vorübergehend aufgehoben und durch ein Kollegium ersetzt wird; aber er entspricht so sehr der Natur der Dinge, daß er schließlich immer wieder auf der Bildfläche erscheint.

Deutsch von Dr. Fritz Friedrich





Martin Staub

Novelle

von

Albert Geiger

I.

Weit dehnt sich hinter den letzten Häusern der Stadt die Ebene bis zum Wald hin, der in einem langen blauen Band hingestrichen am Horizont liegt. Verstreute Obstbäume stehen im Abendlicht wie mit einer gewissen Schwermut zwischen den sich bräunenden Haferfeldern, zwischen Feldern mit gilbendem Kartoffelkraut, breitblättrigen groben Rüben, zierlichem Klee, kräftig ins Auge fallendem Blaukraut, stolz aufragendem Tabak und andern Feldgewächsen. Da und dort sieht man die niedrigen Glasdächer einer Gärtnerei mit regellosen weit ins Feld hinein sich ziehenden Beeten, besetzt mit allerlei Blumen und Pflanzen der Jahreszeit, zumeist hochstängeligen Dahlien in allerlei Farben, dazwischen Geranien und Reseden, die ihre herben oder einschmeichelnden Düfte mit dem des Blaukrauts, des Tabaks, der reifen Feldfrucht und des Erdbodens mischen. Auch einzelne Privatgärten sieht man, ganz versteckt in Wäldchen von Syringenbäumen, vor denen man gerne stehen bleibt, um die verfallenden Wege und Beete entlang zu spähen. Zuweilen entdeckt man Reste eines von Feuerbohnengerank oder Winden mit ihren koketten blaßblauen oder weißen Blüten übersponnenen Gartenhäuschens. In der zunehmenden Dämmerung hat so ein Garten etwas unsagbar Reizvolles. Wie verwunschen liegt er da, so müde, von vergangnen Tagen träumend, da hier außen einmal die Familie des Besitzers, Vater, Mutter, Kinder ihre Sonntagnachmittage zugebracht haben. O dort war noch fröhliche Zeit, und die Gärten um die Stadt herum waren wohlgepflegt und in behaglicher selbstzufriedener Ordnung ein gut Stück vor den Toren der Stadt. Jetzt zeigen hier überall weiße Schilder die Aufschrift: Bauplätze zu verkaufen. Die Stadt ist langsam wie eine Riesenschildkröte herausgekrochen. Zwischen den im Abendwind flüsternden Zweigen der Syringenbäume leuchten die Lichter der Stadt. Bleiche Hinterhauswände breiten sich weithin in die Dämmerung. Fabrikschlote ragen hoch in die

Abendluft. Von dort her kommt der Lärm der Stadt, Trambahnklingeln aus der Ferne verloren herübergetragen, Pfeifen und Rufen, Kindergeschrei, Lieder von heimziehenden Soldaten, Wagengerassel, das Schrillen oder dumpfe Dröhnen der Feierabend bietenden Fabriken, das Rollen und Rauschen von Bahnzügen, alle die Laute einer Stadt, die von früh morgens bis spät in die Nacht hinein nicht zur Ruhe kommen kann, während hier außen alles schon willig sich in den Arm des Schlummers bettet und nur die Schritte von Gärtnern oder heimkehrenden Fabriklern durch die Stille tönen. Drüben an der Landstraße steht ernst und wie klagend, daß es von allen verlassen, ein Kruzifix. Zu seinen Füßen wie entschlafene Wächter drei dürftige Taxusbäume. Aus dem gegenüberliegenden Häuschen des Zolleinnehmers fällt ein Lichtstrahl über den Sockel des Kreuzes. Dicht hinter ihm ist eine Baustelle, auf der allerlei Gerümpel aufgehäuft ist. Glas, Blech, alte Töpfe, Faßreifen, Lumpen, Papier, Backsteine, Schutt. Traurig sieht der Schmerzensmann auf dieses öde Chaos. Denn niemand mehr verrichtet hier seine Andacht. Hinter dem Kruzifix in einiger Ferne die Silhouette eines Dorfes mit unregelmäßigen Formen: Bauernhäuser und neue, unschöne Zinshäuser. Ein hoher Baum, eine mächtige kanadische Pappel, ragt weithin sichtbar wie ein Wahrzeichen. Hinter dem Dorf die im Dunkel verschwimmenden schön geschwungenen Ausläufer des Gebirgs.

In einem der Gärten sind zwei Menschen zu bemerken. Ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren in einfacher Kleidung mit langen schwarzen Flechten kniet am Boden und schneidet von dem Blaukraut einige Stöcke ab. Und da es nicht recht gehen will, kniet ein etwa sechzehnjähriger Junge neben ihr nieder, das blonde Haar neben ihrem schwarzen, und hilft. Nun hat das Mädchen den Korb gefüllt und nimmt ihn, seufzend über die Last, auf.

„Komm, ich helf' dir!" sagt der junge Mensch.

„Laß nur! Ich hab' schon schwerere getragen!"

Damit geht sie den Weg entlang zum Gartentor, das halbverfallen in dem morschen Geländer sitzt. Sie hat einen leichten Gang trotz der Last an ihrem Arm. Ihre Gestalt ist zierlich, ihr Antlitz wohlgebildet. Im ganzen Wesen etwas Sicheres. Den Kopf trägt sie mit Anmut. In ihrer ganzen Art läßt sich schon die kommende Jungfrau ahnen.

Er, größer als sie und schlank gleich ihr, geht ihr Schulter an Schulter. Er trägt ein samtnes Künstlerwams und einen kühn gekneteten Hut. Seine Züge, soweit sie in der zunehmenden Dämmerung erkennbar sind, zeigen etwas frauenhaft Weiches, aber doch Bestimmtes.

Das Mädchen setzt den Korb noch einmal auf den Boden.

„Halt, von der Petersilie und dem Lauch muß ich noch mitnehmen."

„Und ich", sagt der junge Mensch, „rieche irgendwo was wie Reseden. Habt ihr im Garten?"

„Ja, schon! Dort drüben stehen. Nein, dort . . ."

Der junge Mensch kniet am Boden und sucht. Hinter einer bitterlich duftenden verwilderten Buchsbaumeinfassung stehen die jung aufgeblühten

Reseden. Er nimmt eine Handvoll, steckt sich einen Schößling ins Knopfloch und reicht die übrigen dem Mädchen.

„Merci!“

Ihre Hände berühren sich einen Augenblick. Die ihren kühl, die seinen heiß, wie eines Menschen, in dessen Körper das Blut rasch und unruhig läuft.

„Jetzt ist's höchste Zeit!“ sagt das Mädchen eilig. „Wenn der Vater vom Schlachthof heimkommt und ich bin noch nicht da, so setzt es ein Donnerwetter. Aber ich kann doch nicht alles. Schularbeiten machen, Klavier üben, Weihnachtsarbeiten — mit denen fangen wir bei uns schon fast im Frühjahr an —, im Laden bedienen helfen, dem Herbert die Schularbeiten nachsehen, die Fleischbüchlein zusammenrechnen — lieber Himmel, ich weiß als oft nicht, wo mir der Kopf steht. Ist eine Plag', das Leben!“

Sie dreht den rostigen Schlüssel, und das alte, ausgediente Schloß ist gutmütig genug, den Dienst nicht zu verweigern.

„Dein Alter will halt mit einemmal reich werden. Wenn nur meiner auch so wäre!“

„Ja,“ entgegnet sie eifrig, „und seitdem ein neuer Metzger in der Valentinstraße sein Geschäft aufgemacht hat, jammert er: es wird uns noch schlecht gehn. Die Leut' sind auch zu brotneidisch. Kaum hat man da außen ein bissel ein Geschäft, gleich kommen sie und wollen's einem nehmen. Nein, die Leut' sind gar zu wüst!“

Der junge Mensch bleibt stehen. Er nimmt den Arm des Mädchens und gibt ihr damit sanft die Richtung nach dem Mond, der rot und voll aus einem Schleier über die Berge steigt. Das feurige Nachtauge schwimmt langsam feierlich in die Dunkelheit empor. Am Himmel schon einige Sterne. Aus Stadt und Dorf flammen die Lichter, und in einiger Entfernung, wohl aus der Küche eines Hauses, singen Mädchen ein Lied. Langgezogene Töne durch die Nacht.

„Schau, wie schön!“

„Ich mag den Mond nicht so! Mir ist er lieber, wenn er so recht silberig und ruhig seinen Weg läuft. So hat er was Unheimliches . . . komm, ich muß jetzt gehen!“

„Du, ich darf jetzt die Kunstgewerbeschule besuchen. Vater hat erst geschimpft über die Nixtuer, die sich drin breitmachen. Jetzt hat er doch klein beigegeben. Es ist ein Jammer mit dem Vater! Er kann ja so viel mehr als viele von denen, die da unterrichten. Und nun muß er dahinten stehn und seine schöne Arbeit dem Möbelfabrikanten verschleudern. Ein Holzbildhauer, wie's heutzutage keine zwanzig mehr gibt!“

Das Mädchen erwidert nichts. Sie treten jetzt in die Stadt ein, da wo neue Mietshäuser direkt am Feld stehen neben alten Baraken. Aus dem ersten Wirtshaus fällt trüber Schein. Gelächter tönt. Ein trunkenes Grölen. Dazwischen die Töne eines heiseren Phonographen. Zwei Männer taumeln heraus. Es ist Samstagabend.



Ludwig Fahrenkrog
Ecce homo

„Nun, freust du dich nicht?“ fragt der junge Mensch, während das Mädchen wie in Angst vor den Trunkenen sich scheu an die Mauer drückt.

„Ja, ich freue mich! Aber — dann wirst du bald für uns zu fein werden . . .“

„O Klärle!“ sagt er mit weicher Stimme.

Da stehen sie vor dem Metzgerladen. Die Metzgersfrau hat die Schaufenster je mit einer Blattpflanze geschmückt, die zwischen den Rücken- und Lendenstücken, der Tafel mit den Fleischpreisen und den verschiedenen über Eisenstangen hängenden Würsten ein trübseliges Dasein fristen. Die Frau steht hinter dem Ladentisch und bedient. Ein Metzgerbursche tritt ein, die Mulde auf dem Arm. Eine Frau mit einem roten gefransten Kopftuch nimmt Geld vom Ladentisch, zwei Kinder mit schmutzigen Näschen und ebensolchen Händen, in Wachstuchschürzen, kauen an Wurstzipfeln. In der Ecke nagt eine große, gelbe Ulmerdogge an einem Knochen. Der ganze Laden schwimmt in einem gelblichen Dunst, der durch die offenstehende hintere Türe aus der Wurstküche für einen Augenblick hereindringt und auch aus den dampfenden Würsten und Schweinerippchen, die der Bursche bringt, in die Höhe steigt.

„Gut Nacht!“

Das Mädchen drückt ihm die Hand. Es liegt viel Unausgesprochenes darin.

Aber er versteht alles. Dann tritt sie hastig in den Laden.

Der junge Mensch bleibt eine Weile stehn und sieht ihr nach, wie sie hin und her geht im Laden und dann nach dem Hof zu verschwindet. Dann rückt er seinen Hut tiefer in die Stirn und geht ins Nebenhaus durch ein großes Tor, einen langen Gang. Er schreitet durch ein zweites Tor in den Hof, der durch eine Mauer von dem andern Hof getrennt ist. Er hört Klärles Stimme ein Lied summen, lauscht, dann geht er weiter. Rechter Hand kommt es hell aus dem Rückgebäude. Dort ist Vaters Werkstatt. Zwischen den Scheiben sieht er ihn, das gefurchte bittere Gesicht mit den langen Haaren und dem melancholischen, wie zerrauften, vom vielen Schnupftabak gelblichen Bart. Er ist eifrig über eine Arbeit gebückt, ein kokettes Evafigürchen, das er in den feinen, langen, geschmeidigen Händen hält.

Der Sohn sieht zum Himmel auf. Dort flammt schon der Wagen am nachtklaren, etwas feucht erscheinenden Herbsthimmel. Unendlicher Sternenfriede über all den Dächern, Wohnungen, Höfen, die hier im Häuserquadrat aufeinanderstoßen. Hinter jedem der Häuser liegt ein größerer oder kleinerer Garten, in den die Lichter der Fenster herausleuchten und da und dort über die Bäume der Gärten ein zitterndes Licht streuen.

Der Sohn geht die steinernen Treppen hinab, den kleinen Garten durch und setzt sich ins Gartenhaus. Zwischen den kreuzweise vergitterten Stäben sieht er die Sterne leuchten. Über den Dächern im Osten hellt es sich. Des Mondes Ahnung. Aus einem Fabrikschlot wirbeln glühende Funken. In einer mechanischen Werkstätte schnurren die Treibriemen und die Räder. In einem der nächsten Häuser probiert jemand das Lied des

Postillions von Lonjumeau auf dem Piston. Eine leichte Sonate wird auf einem schrillen Klavier gespielt. Einige Häuser weiter das „Gebet einer Jungfrau". Ein Kind schreit. Hunde bellen. Dann ist es auf Augenblicke still.

Der junge Bildhauerssohn sitzt unbeweglich und sieht zu den Sternen empor. Jetzt taucht der Mond hinter den Häusern hervor und übergießt alles mit flüssigem Silber.

Der Nachtwind rauscht und bringt den herben Erdgeruch von den Feldern.

Stadt und Land — wo beginnen sie? Wo hören sie auf?

II.

Zu den ältesten Häusern der immer mehr sich erweiternden Stadtkolonie im Süden der eigentlichen Stadt gehörten die Wirtshäuser. Sie führten hochtrabende Namen oder auch solche, die der Inbegriff aller Gemütlichkeit schienen: zum Paradies, zum Trompeter von Säckingen, zum Hans Sachs und dergleichen. Aber sie verdienten weder das eine noch das andere. Ehemals auf höhere Bedürfnisse und das bessere Publikum berechnet, waren sie jetzt recht heruntergekommen. Ein großes Gastzimmer war für die größere Menge der Arbeiter, Bauhandwerker und sonstiger geringerer Leute. Ein Herrenstübchen sollte die „besseren Leute" anlocken. Allein die besseren Leute kamen gar nicht oder nur spärlich, und bald war der Unterschied zwischen Gaststube und Nebenzimmer ziemlich verwischt. Besucher des Herrenstübchens waren fast durchweg die Gewerbetreibenden des Stadtteils: Metzger, Bäcker, kleine Kaufleute, dann Subalternbeamte, Bureaumenschen, die am Samstag oder Sonntag und zuweilen auch an Wochentagen, übrigens ehrenwerte tüchtige Leute, sich hier in einer harmlosen Kannegießerei ergingen und zwischen dem einen und dem andern Glas Bier den Staat retteten oder die Minister stürzten.

In eines dieser Wirtshäuser, das Gasthaus zum Paradies, treten wir ein. Es war ohne Zweifel einmal für höhere Ansprüche gebaut. Denn bemalte Glasfenster zieren das Haus, die als Symbol des paradiesischen Genusses, der sich dem Eintretenden auftun soll, zwei bunte Pfauen mit mächtigem farbenschillernden Rade zeigen. Überdem hängt ein seltsam geformtes, geschmiedetes, mächtiges Wirtsschild davor, an dem sich ein Kunstschlosser mit allen nur erdenklichen Rosetten, Ranken, Emblemen und Kinkerlitzchen verewigt hat. Innen herrscht bereits die echte Wirtshausluft. Es riecht nach den billigen Genüssen eines solchen Vorstadtwirtshauses, nach schlechten Zigarren, nach schlechterem Tabak, nach schlechtgelüfteten Kleidern, die den Geruch der Fabrik und des Wirtshauses mit sich herumtragen. Aber sieghaft über dem Gerüchegemisch schwebt als höchste grellste Note der Limburger Käse, dem an verschiedenen Tischen eifrig zugesprochen wird.

Das Gespräch, das ein Kohlenfuhrmann, ein Blechner und zwei Metallarbeiter in der äußeren Stube führen, ist schon recht lebhaft geworden

und droht in Streit auszuarten. Da geht die Türe auf und eine schwankende Gestalt tritt ein. Es ist der Trobdel des Stadtteils, der Sohn eines Gemüsehändlers; man nennt ihn den Geißen-Wilhelm; denn obwohl schon über zwanzig, versteht er nichts, als die Ziegen des Gemüsehändlers auf einen nahen Weideplatz zu treiben. Dann scheuchen ihm die Straßenjungen die Ziegen und er läuft ihnen nach, mit weinerlicher Stimme rufend: „Ach Gottele, laßt mir meine Geißen!" Er soll Bier holen. Von allen Tischen schallt's: „Prost, Wilhelm, was macht die Karline? Wann ist Hochzeit? Da trink, Wilhelm! Die Karline soll leben!" Der Trobdel lacht blöde, trinkt und schiebt wieder hinaus, immer in dem ihm eigenen schlendernden schiefen Gang. Damit ist auch der Friede wieder hergestellt. Die einzelnen Tische unterhalten sich miteinander leiser, jedes seine Meinung wiederkäuend.

Der Wirt in der Einschenke ist eine merkwürdige Gestalt. Hauseigentümer und Wirt in einer Person ist er eigentlich Bauunternehmer, daneben Grundstück- und Gütermakler. Als die ersten Häuser des neuen Stadtteils gebaut wurden, es war gerade in einer Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs, da war er ein reicher Bauspekulant. Haus um Haus erstand. Bald war keine Übersicht mehr über Soll und Haben. Und eines schönen Tages war Herr Stemmler froh, das Haus, in dem er jetzt die Wirtschaft betrieb, mit mehreren Hypotheken belastet, aus dem allgemeinen Zusammenbruch ziehen zu können. — Da ihm die Zäpfler die Wirtschaft immer mehr ruiniert haben, betreibt er sie jetzt selbst; hat aber vom Wirtschaftsbetrieb keinen blauen Dunst. So steht er, mit den mürrischen Zügen eines Nierenleidenden — ein Überbleibsel noch aus schöneren Tagen — in der Einschenke, als wolle er sagen, was für ein ungeheures Opfer er seinen Gästen bringe. Er, der ehemalige reiche Mann. Auf seiner Glatze leuchtet das Licht der Petroleumlampe, und mit dem schwammig verdrossenen Gesicht und den müden Augen kann er einem fast leid tun.

* * *

Im Herrenstübchen des Wirtshauses zum Paradies hat sich schon ein Teil der gewohnten Samstagsgesellschaft zusammengefunden. Zunächst Herr Beesenmayer, ein Privatier, der einige Häuser hier außen hat und größter Achtung genießt. Er gehört zur Ordnungspartei, hat ein biederes und freundliches, indessen seiner Würde vollauf bewußtes Gesicht. Der weiße Bart, die spärlichen grauen Haare sind sorgfältig, fast kokett behandelt. Da er viel auf die Jagd geht, so trägt er gerne ein verwegen schief aufgesetztes grünes Jägerhütlein und ebensolches Wams. Sein ganzes Wesen drückt große Selbstzufriedenheit aus. Er spricht nie etwas Ungeschicktes, sondern seine Worte sind immer sorgfältig abgewogen. So hat er, obwohl er noch nie irgend etwas Besonderes zu sagen wußte, sich den Ruf eines sehr kenntnisreichen, gewiegten, grundgescheiten Mannes erworben. Neben ihm sitzt Herr Mackert, ein alter, biederer Schuhmachermeister aus der guten alten Zeit; ein richtiger Handwerker, der auf sein Handwerk noch einen Stolz hat und das Bedenksame, Nachsinnende desselben in seinen Zügen deutlich

zur Schau trägt. Er hat eine Art von Sokrateskopf. Häßlich mit der stumpfen Nase, der für das magere faltige Gesicht überlangen Stirne, den von spärlichem Bart umrahmten wulstigen Lippen; aber in den hellen Augen sitzt viel Klugheit. Ohne Zweifel gehen viele Gedanken in ihm herum. Täglich hat er seine Kämpfe mit dem bösen Feind, dem Widersacher wahrer Herzensruhe: dem Denken. Und das macht ihn unglücklich, daß diese Kraft in ihm weiterarbeitet, ohne daß er es will, ja wider seinen Willen. Inmittelst des Sitzens und Hämmerns, irgend einen Schuh auf dem Leisten, ertappt er sich auf verwunderten und widerspenstigen Fragen an die Weltordnung. Hastiger saust dann der Hammer auf die Sohle, als wolle er quälende, immer wieder Leben gewinnende Gedanken endgültig totschlagen. Zu allem dem kommt die wirtschaftliche Krisis, die er, der kleine Handwerksmeister, mit einem einfenstrigen Lädchen und seinen paar Schuhen und Pantoffeln an der Auslage, durchzumachen hat. Wenn er, die frischgesohlten und geflecken Schuhe in seinem grünen Schustersack, die letzte Prise noch halb im zottigen Schnurrbart, die Straßen dahingeht um die Zeit, da die Fabriken sich entleeren, so kommt er sich zuweilen wie ein Märchen aus besseren Zeiten vor. Schönes Handwerk! Gute Zeit, da die höchsten Herren: der Herr Präsident so und so, und der Herr Finanzrat so und so sich die Stiefel bei ihm haben anmessen lassen; da es noch keine Fabrikarbeit gab. Schwer drückt ihn auch das Haus, das er aus der Konkursmasse eines Schwähers erwerben mußte und das nicht rentieren will, wie er es nötig hätte. — Doch am Samstagabend, da will er frei sein. Er hat seine Stiefel ausgetragen. Der Woche Mühe ist vorbei. Seine Wurst mit Kartoffelsalat, die er sich Samstags abends in einem Anflug von Unsolidität gerne im Wirtshaus schmecken läßt, ist verzehrt; eine billige Zigarre schmauchend, ein volles Glas Bier vor sich, überläßt er sich mit rührender Behaglichkeit dem bißchen Lebensgenuß, das ihm das Schicksal beschert hat. — Der Metzger Falter, Klärles Vater, der ihm gegenübersitzt, steht noch im kräftigsten Mannesalter. Er ist bei aller Biederkeit ein Schlaukopf und weiß genau, was er will. Einer Meinung enthält er sich grundsätzlich, denn er will nirgends anstoßen. Sein hübsches, gebräuntes Gesicht verrät Energie und Intelligenz, während in den braunen Augen ein leiser Zug von Schwermut liegt. Zuweilen hat der so ruhige, zurückhaltende Mann Anfälle von Jähzorn, von denen Frau und Gesinde, auch die Kinder, zu erzählen wissen. Sein Hausnachbar ihm zur Seite, der Holzbildhauer Staub, der uns schon flüchtig bekannt geworden ist, bildet den denkbarsten Gegensatz zu dem Metzger, der sich nicht den Luxus einer Privatmeinung erlaubt. Martin Staub ist immer auf dem Sprung, seine Meinung nachdrücklichst und gerade heraus zu sagen: „sonder Hörner und Klauen". Wie viele Bitterkeit in ihm gärt, lehrt ein Blick auf sein Gesicht, diese wie von gewaltsamen inneren Kämpfen in steter Spannung gehaltenen und doch wiederum müden und erschlafften Züge. Er ist in dem kleinen Kreise der Sauerteig, der Hecht im Karpfenteich staatsbürgerlich wohlzufriedener Meinungen. Seltsam sticht sein Gegenüber von

ihm ab. Das Urbild des Falstaff, ein etwas heruntergekommener Maler, Schmeißer genannt. Dick, groß, blond mit wasserblauen Augen und einem roten Saufgesicht, stürzt er in Seelenruhe ein Viertelein Wein ums andere hinunter. Er malt mit einer gewissen Fertigkeit immer dieselben Bilder: den Landesfürsten, den Bismarck und den Kaiser, die man in zahlreichen Restaurants der Stadt sehen kann. Hat er alles Geld von dem Erlös eines Bildes vertrunken, so malt er ein neues, und dann ist er zuweilen vormittags noch nüchtern. Doch ist seine Betrunkenheit keine lärmende, sondern mehr eine still behagliche. So sitzt er wie ein Schwamm, der sich langsam vollsaugt.

Obgleich die Tafelrunde noch nicht vollzählig ist, geht es schon lebhaft genug an dem Tisch her.

Das ist immer so, wenn Staub, der Holzbildhauer, und Mackert, der Schuhmachermeister, wegen der Religion hintereinander geraten.

Es gibt keinen Gott, erklärt Staub. Gott soll nach der Religion die Vollkommenheit sein. Wo aber kommen dann all die krassen Widersprüche des Lebens her? Christus hat gepredigt: Liebet einander. Dabei aber schlagen sich die Menschen auf Befehl der christlichen Staaten haufenweise tot. Jahraus, jahrein werden Kanonen und Panzerschiffe gebaut. Der ganze Staat ist ein organisierter Raub. Eine in feste Formen gegossene Barbarei. Kultur, daß Gott erbarm! Idealismus? Ja, wo ist er denn? Tanz ums goldene Kalb, nicht mehr! Warum geht's den Schuften gut und den braven, ehrlichen Leuten hundsmiserabel? Mackert mag doch ja ruhig sein! Von allen den Frommen, die vor den Altären herumrutschen, fällt es keinem ein, dem lieben Nächsten seinen Rock herzugeben. Wo sind denn die barmherzigen Samaritaner? Jeder denkt nur, wie er den andern übervorteilen kann. Es gibt keine gerechten Könige, keine gerechten Richter. Alles ist Willkür. Ein Polizeistaat mit Einrichtungen zur Aussaugung des Volks, zum Schutz der Mächtigen. Unvollkommenes Menschenwerk, wohin man sieht. Aber von Gott ist darin nichts zu spüren.

Schuhmachermeister Mackert räuspert sich. Er wird rot, trinkt einen Schluck Bier und dann beginnt er:

Nur Narren oder Verzweifelte könnten im Ernst das Dasein Gottes leugnen. Er sei kein Dummkopf und habe viel über die Welt und ihr Wesen nachgedacht. Man komme ohne Gott nicht im Leben zurecht. Gerade weil die Menschen so schlecht seien, müsse es eine ewige Vergeltung geben. Ein Weltgericht.

„Das ist die Weltgeschichte!" fällt hier Herr Beesenmayer mit wichtiger Miene ein.

„Weltgeschichte!" lacht Staub mißtönend. „Das heißt: die Geschichte der verschiedenartigen Gaunereien, die die Starken an den Schwachen verübt haben. Kampf ums Dasein! Sagen Sie so: das ist besser. Ich kenne meinen Darwin. Und so allein hat's einen Sinn! Das heißt: es hat doch keinen Sinn! Wenn so und so viele verbraucht werden, damit ein paar andere sich hervortun können, dann ist die Welt wiederum nichts anderes

als Grausamkeit! Da hab' ich auch in Büchern viel von der sittlichen Weltordnung gelesen. Schönes Wort! Aber was sehen wir im Verlaufe dieser Weltordnung? Immer dasselbe: wer Erfolg hat, also die Macht erlangt, hat's Recht und damit auch die Sittlichkeit. Gehen Sie die Geschichte aller Staaten durch: immer dieselbe Sache. Der A unternimmt einen Feldzug gegen den B. Er unterliegt; man ist empört über die Gemeinheit dieses Raubzugs: diese beispiellose Frivolität. Er siegt und wird als Retter des Vaterlands gefeiert. Wie glauben Sie denn, daß Bismarck dagestanden wäre, wenn wir 1870 Pleite gemacht hätten? Als Reichsverräter hätte man ihn gebrandmarkt. So ist's!"

Und dabei haut Staub auf den Tisch, daß die Gläser wackeln.

„Sie, Staub," sagt der Bismarckmaler, „verunzieren Sie mir meinen Brotherrn nicht!"

„Erlauben Sie mal, Herr Staub," mischt sich der Privatier Beesenmayer ein, „der Krieg 1870 war eine heilige Sache! Ein Verteidigungskrieg! Von einem ränkevollen Feind gereizt . . ."

Staub lacht wiederum höhnisch auf.

„So, glauben Sie den alten Salm auch noch?"

Herr Beesenmayer erwidert nichts. Aber der Metzger Falter hält es jetzt für geraten, einen anderen Ton anzuschlagen und sagt:

„Herr Beesenmayer, Sie kennen doch den Staub! Im Grunde ist er ein seelenguter Mensch! Er muß nur überall und immer widersprechen!"

Mackert nickt und nimmt eine Prise, die er zuerst zwischen den Fingern hin und her schiebt.

„Ja, ja, der Herr Staub! Ich glaub' ihm auch nicht alles, was er sagt! Er lernt auch noch einmal glauben und beten!"

Da steht Staub auf. Er stößt seinen Stuhl zurück und sagt zwischen den Zähnen durch:

„Ja, daß sechs Pfund Ochsenfleisch eine gute Suppe geben! Wünsche guten Abend, meine Herrn! Übrigens — wenn's ein Paradies gäbe und ich käme hinein, da täten mich die vielen Trobbel ärgern, die drin sind! Und ich ginge lieber wieder hinaus!"

Und damit nimmt er Hut und Stock und geht.

Die andern machen zuerst dumme Gesichter. Dann sagt der Maler:

„Ein Hauptkerl, der Staub! Und ein feiner Kopf ist er trotz allem!"

Der Metzger Falter fügt entschuldigend hinzu:

„Er hat viel Unglück gehabt im Leben!"

Mackert meint: gerade darum müsse er zu Gott seine Zuflucht nehmen. So sei's auch Hiob gegangen. Habe auch nicht „wider den Stachel löcken" dürfen!

Herr Beesenmayer aber sitzt mit gerunzelten Brauen.

„Eines Tages, meine Herrn," sagt er dann langsam, „wird sich Herr Staub noch gehörig die Zunge verbrennen. Autoritätslosigkeit: das ist der Anfang vom Ende!"

Alle nicken und bestellen neue Schoppen. Und dann kommen sie auf die Stadt, den Oberbürgermeister, die Steuern, die Bahnhoffrage, die neue Schlachthofordnung, das Bezirksamt, das neue Ortsstatut für die Handlungsgehilfen, die Tuberkulose, die Wahlen und alle die schönen Dinge zu sprechen, die man in den Bierhäusern und Weinhäusern der Stadt Samstags zwischen acht und zwölf Uhr breitzuschlagen pflegt.

III.

Martin Staub war mit schnellen Schritten von dem Wirtshaus hinausgegangen ins Feld. Der Mond stand voll am Himmel. Durch einen perlmutterfarbenen Dunstkreis strömte er sein süßes tröstendes Licht herab. Nähe und Ferne schienen sich wunderbar verwandt. Die große kanadische Pappel, die sanften Berglinien, die stummen Dorfwände, die Gärtnereien im Vordergrund, die Gärten mit ihren Büschen, alles schien in diesem flüssigen Mondlicht ineinander zu verschmelzen. Es war alles so weit. Und in allem doch so eine wundersame Verwandtschaft der Dinge.

Martin Staub stand mitten im Feld. Er sah hinauf zum Mond und seinem feuchten, weichen Dunstkreis, und er sah zu den Sternen, den wenigen Sternen, die den Glanz des Nachtgestirns noch hatten ertragen können. Er dachte an sich. An sein Schicksal. Sein Leben zog an ihm vorbei. Dieses Leben, das ihn zu dem gemacht hatte, der er war. Er setzte sich auf den tauigen Rain. Den Rücken lehnte er an eine Bretterhütte. Er hob die Arme zu dem lächelnden Licht empor. Und er ließ sie wieder sinken.

„Dummes Zeug! Nichts!" murmelte er.

Sein Leben! Ja, sein Leben. —

Unter dieser unbarmherzig klaren Mondnacht lag es da wie eine wimmelnde Masse dunkler, dräuender Geschehnisse.

Er hatte einmal den Traum des Künstlers geträumt.

Jenen Traum, der schon in die erschrockene Kindesseele mit den wahntiefen Augen hereinsieht und sie stumm macht und zitternd und vergeßlich und für das Alltagsleben unbrauchbar.

Er hatte ihn geträumt allen Stößen und Schlägen des Lebens zum Trotz.

Er hatte ihn wachsen sehen wie ein Frührot über Bergen.

Aber er war nicht der Mensch, sich durchzusetzen.

Minder Begabte gingen den Weg rüstiger und leichter. Denn sie gingen den breiten, bekannten Weg.

Er ging durchs Dickicht und zerriß sich an den Dornen. Er machte Halt an geheimnisvollen Lichtungen und sah auf der Waldwiese des Lebens das süße magische Flackerspiel der blauen Blume.

Er träumte von einer andern Bildhauerkunst, als sie üblich war.

Er bemalte die Statuen und phantasierte von Bildwerken aus verschiedenartigem Material.

In jener Zeit lachte man ihn aus. Und er hatte nicht die Möglichkeit, sein Ideal zu verwirklichen.

Inzwischen galt es, Geld zu verdienen oder — zu verhungern.

Er kapitulierte. Er führte ein Doppelleben. Aber das häßliche Alltagsleben zog ihn mehr und mehr herab.

Er suchte nach Vergessen und er fand das Weib.

Und wie ein lange zurückgedrängter Strom ergoß sich sein ganzes Leben in dieses armselige, blonde, bleiche, schlanke Modell.

Er riß sie eine Zeitlang mit sich. Dann wurde sie müde und verdrießlich. Es kam ein Kind. Er wußte nicht einmal, ob von ihm.

Die Last war da. Und er beugte sich. Er warf den Meißel der Schönheit in eine Ecke, eine dunkle Ecke, wo sein Blitzen ihn nicht mehr locken konnte. Und nahm den andern, groben zur Hand.

Wenn schon — dann war's ja einerlei. Er fand Menschen, die seine Begabung erkannten und sie — für sich benützten.

Er lachte nur und zuckte die Achseln.

In einer Laune hatte er sich auf die Holzbildhauerei geworfen. Es war eigentlich nur eine Spielerei, bedachte er, was er gewollt hatte. Und so schuf er auch, ohne sich irgendwie in den Vordergrund zu drängen. Ja, er verbot, bei Ausstellungen seinen Namen zu nennen. Das Beste gab er überdies nicht her. Er wollte nur ein Handwerksmann sein. Gar nichts sonst. Und auch das dünkte ihn zuweilen groß und schön. Zuweilen.

Und er ward älter und älter. Neben ihm ein Weib. Er aß und trank und schlief mit ihr. Sie gebar noch mehr Kinder. Kinder mit denselben erstaunten Augen. Mit merkwürdigen Anlagen. Aber er freute sich nicht, wenn er sie sah.

Wiederholungen des eigenen Lebens. Wozu?

Und das Weib ward häßlich. Und alles ward grau und trostlos. Er ward ein richtiger Handwerksmann. Er schaffte wie ein solcher. Und er trank. Und schimpfte. Und fluchte.

Zuweilen wenn der Alkohol seine Sinne entzündet hatte, des Nachts beim Heimgehen war es ihm, als sähe er Grazien um einen großen schimmernden Edelstein tanzen, sie lachten und lockten ihn. Er hörte eine ferne Musik der Lebensverheißung.

Er stöhnte und lachte und spuckte aus.

Weg damit!

Er begann über das Leben, über die Welt, über Gott zu grübeln.

Er wunderte sich, daß er den Menschen mit dieser überfeinen Natur geschaffen hatte.

Er sah sein eigenes Unerreichtes und sah das der vielen andern — er sah des Nachts im Traum die Wandrer irren und an kein Ziel kommen — und er dachte zuweilen, wiewohl es ihm gotteslästerlich schien, daß die Menschen Gott mehr zu vergeben hätten, als Gott den Menschen.

Vor solchen Gedanken erschrak er. Aber sie bohrten sich in ihn hinein wie saure Säfte. Sie saßen in seiner Herzgrube und ließen ihn des Nachts umherwandeln und des Tags wie ein Träumer gehen.

Er durchstöberte und durchgrübelte alle Bekenntnisse und Philosophien. Aber er fand keine Lösung. Und so ward er Skeptiker.

Er versuchte nicht mehr, die zerbrochene Schale der Lebensharmonie wieder zusammenzukitten. Er trug mit mürrischer Miene die Scherben zum Lebensbrunnen und fristete kläglich sein Dasein.

Manchmal überkam ihn noch etwas wie wehe Freude an irgend so einem kleinen kapriziösen Holzfigürchen, das er halb träumend entstehen ließ und bei dem der helle Blick der Grazien Rast gehalten zu haben schien.

Dann kamen die Stöße und Schläge des Schicksals.

Das Weib starb.

Ein Knabe tötete sich mit vierzehn Jahren. Die ältere Schwester ward nachdenklich und ging eines Tages fort — und kam nicht mehr.

Sie hatten beide Totenaugen.

Er hatte das alles mit ansehen müssen. Und hatte nichts daran ändern können.

Denn die Dinge gehen ihren Gang, und der Mensch ist ein Nichts. Er steht dabei und staunt und schaudert.

Ein Kind, ein Knabe mit hellen Augen, war ihm noch geblieben.

Für wie lange?

Und indem dies alles vorbeizog an seiner Seele, da packte es ihn, daß er zum Himmel und seiner seligen lächelnden Klarheit aufschrie — und die Fäuste ballte — und dann kraftlos und stille ward.

Auch dies war ein Gebet.

Und er taumelte auf und zurück aus der Natur, die er nicht verstand und die ihm nichts sagen konnte — in das schweißige Leben der Stadt hinein.

Jetzt: Alkohol! Vergessen . . .

Und er drückt die Türe einer Kneipe, der letzten des Stadtteils, auf.

Dieweil liegt sein Sohn daheim, friedlich schlummernd. Der Mond lacht ihm auf das Antlitz und die offene Brust — und er muß das Mondlicht spüren, denn er lächelt und haucht einen Namen.

IV.

Werktag, Arbeitstag in der Straße, welche den neuen Stadtteil der Länge nach durchzieht. Rollende Wagen, knirschende Milchwägelchen, das Surren der Palet- und anderer Fahrräder, das Schreien und Fluchen abladender Fuhrleute, das Lärmen von Kindern, die in dieser Straße in besonders großer Anzahl vorhanden sind, das Rufen oder besser gesagt Brüllen von einem Neubau an der Ecke her, das Klappern der Steine und Maurerskellen, das Pfeifen der Kohlenfuhrmänner, die Anpreisungen der ihr Obst in den Straßen feilbietenden Bauern, Ermahnungen besorgter Mütter, die aus den Fenstern ihren Kindern auf der Straße Vorsicht gebieten, die Klänge eines übenden, etwas heiseren Tenors, Klaviertöne aus vier oder fünf Zimmern, das hastige schlagweise erfolgende Ausstoßen des Dampfes in einer nahen Dampfschmiedewerkstätte, das Klingeln der alle

fünf Minuten vorbeifahrenden Trambahn — das alles bildet zusammen eine mannigfaltige, fast betäubende Musik.

Von allen unsicheren Existenzen, die das Emporblühen eines solchen Stadtteils zeitigt, ist wohl die eigenartigste der Kaufmann Pfeifer, der breit vor seiner Ladentüre steht und der Kunden wartet. Er war zuerst Lehrer. Dann ist er Schneider geworden. Dann Agent. Und zuletzt Kaufmann. Ein unruhiger Kopf, ewig voller Projekte, die er dem ganzen Stadtteil triumphierend auseinandersetzt. Aber die meisten dieser Projekte verlaufen kläglich im Sand. Daneben ergibt er sich auch dem edlen Beruf der Weinpantscherei. Er hat einen ausgezeichneten Markgräfler, prima, hochfein, den er schon für fünfzig Pfennige den Liter abgibt. Die bösen Zungen des Stadtteils setzen hinzu: selbstgemacht unter Garantie im Patentkeller. Oben liegt seine Frau als Wöchnerin. Mit dem neunten Kinde, einem Buben, der die hellgrauen Spitzbubenaugen des Herrn Pfeifer und auch sein wolliges rötliches Haar mit frappanter Ähnlichkeit wiederholt. Es ist eine müde Frau mit braunen, großen, fast erschrockenen Augen und feinen, nun allmählich vergröberten Zügen. Sie sieht ihr neuntes Kind, das ihr eben die Hebamme aus dem schon abgegriffenen Korbwägelchen reicht, mit müden Blicken mütterlicher Liebe an. Was willst du, kleiner Wanderer, in der Welt? Wozu du auch noch?

Und die Sorge geht von Haus zu Haus. Sie naht der Wohnung des Herrn Stemmler in Gestalt eines Bankboten. Er zeigt ein Papier mit vielen Unterschriften. Herr Stemmler, der griesgrämige Wirt zum Paradiese, lacht nur rauh. Wechselprotest. Was ist ihm das Neues? Der Bote zieht geschäftsmäßig ab. Er nimmt unten in der Wirtschaft sogar einen Schnaps. Dann geht er mit breiten Schritten weiter. Es gibt hier außen noch mehr Häuser, die er aufzusuchen hat.

Aber am Hause des Metzgers Falter geht er vorbei. Der Mann schafft nur mit barem Gelde. Er hat einen festen Stamm von Kunden und täglich wachsen neue hinzu. Er versteht es auch mit den Leuten. Wenn er am Hackklotz steht und aushaut, da hat er für alle ein freundliches, ein verbindliches oder auch ein schäkerndes Wort. Seine braunen Augen funkeln vor Lebhaftigkeit, und so manches mindere Stück — denn ein Schlachttier besteht nicht aus lauter Vortrefflichem — weiß er mit einer Schmeichelei in den Marktkorb der Köchin zu bugsieren. Seine runde, gesunde Frau daneben, einen Zug mütterlicher Güte im Gesicht, bildet die Ergänzung seines Wesens. Ist er lebhaft, zu Schnurren aufgelegt, nie um ein Witzwort verlegen, so ist sie die höflich und bescheiden Zurückhaltende. Ein Lächeln umspielt ihren Mund. Es ist eine Freude, die beiden Leute miteinander schaffen und werken zu sehen.

Nachdem die Kunden befriedigt und auch die Metzgerburschen mit den gefüllten Mulden ausgeschickt sind, setzt sich der Meister im Nebenzimmer zu einem Frühstück, wie es die Metze bietet. Seit fünf Uhr auf den Beinen, hat er einen herrlichen Hunger. Er hat die Ärmel der Bluse zurück-

geschlagen und zeigt ein paar behaarte muskulöse Arme. Mit sichtlichem Behagen leert er ein Glas Markgräfler Weins und macht sich dann über das wohlbereitete Frühstück her — es sind Kutteln in einer Zwiebelsauce. Seine Frau daneben tunkt einen Gipfel in Kaffee.

Von dem Fenster des Wohnzimmers im Falterschen Hause sieht man auf die Brücke, welche die Hauptstraße des neuen Stadtviertels über die beiden nebeneinander herlaufenden Bahnlinien führt. Mit dieser Brücke ist so eine Art Romantik für den Stadtteil geschaffen. Eine Unterbrechung der schnurgeraden Straßen. Unter ihren Bogen durch sieht man die Pappeln am Eingang eines nahen Wäldchens. Näher die Ländereien, die der Bahnwart mit allerlei, in ihrer Unordnung malerischen Gemüsen bepflanzt hat. Beide Bahnlinien sind mit breiten, verwilderten Weißdornhecken eingefaßt. In der Frühe des Morgens kann man dort die Wachtel ihr Pikperik schlagen hören. Die vorbeirollenden Züge wecken eine angenehme Empfindung, wie sie an träumerischen Sommernachmittagen oder in dunkeln Nächten mit ihren roten und grünen Lichtern unter der Brücke verschwinden, wie lockend in die Ferne. Eine Weile hört man noch das Rollen; die Gedanken reisen nach. An beiden Enden der Brücke sind hochragende Häuser mit Turmstuben und Giebeln erbaut, die dem ganzen etwas Pittoreskes geben. Es ist unterhaltsam, das Leben, das über diese Brücke fährt, reitet, springt, geht, trobbelt in hunderterlei Gestalt, in Muße zu betrachten.

Auch der Metzgermeister richtet jetzt seine Blicke hinaus. Den „Hirschbuckel" hinauf, wie man die durch die Brücke bedingte Erhöhung des Straßenniveaus nennt, treibt der „Geißenwilhelm" seine Ziegen, die mutwillig meckernd dahin und dorthin springen. Er führt zugleich ein Handwägelchen, auf dem Heu und Stroh liegt. Eine alte Soldatenmütze auf dem Kopf, eine zerkaute Zigarre im Winkel des häßlichen, übergroßen Mundes, mit zerrissenen Hosen und einem nicht besser beschaffenen Rock, der malerisch ist wie der eines Lumpen von Teniers oder Brouwer, so zieht er daher. Öfters fällt Heu und Stroh auf den Boden. Dann hält er inne und ruft in weinerlichem Tone: „Ach Gottele, mein Heu, mein Stroh!" Inmittelst bekommen die Ziegen anarchistische Gelüste und verlieren sich rechts ab in die spärlichen Anlagen und die Gemüseländer unter der Brücke. „Ach Gottele!" ruft Geißenwilhelm von neuem und läuft den Ziegen nach. Da gibt einer der mit großem Vergnügen zuschauenden Straßenjungen dem Wägelchen einen Schubs, daß es die Straße hinunterläuft. „Achtung, Wilhelm, 's Rad geht rum!" johlen die andern. Jetzt ist Wilhelm ganz perplex, seine Ziegen sind fort, der Wagen ist fort — er steht auf der Straße hilflos und greint wie ein geschlagener Junge. Die ganze Nachbarschaft sieht dem Schauspiel zu. Da springt der Vater des Geißenwilhelm aus seinem Gemüseladen heraus, der ehrsame Gemüsehändler und Schneider Christian Figlestahler, ein kleiner Mann mit einem mächtigen, in Zöpfe geflochtenen Bart, und traktiert zuerst die Gassenjungen mit Püffen, dann schiebt er selbst den Wagen hinauf und stellt seinen Sohn mit einem ge-

schwinden Klaps an den Wagen. Weinend zieht der ihn weiter. Die Geißen, die vor dem Alten offenbar mehr Respekt haben, trotten wieder gemächlich vor ihm her. So bewegt sich der seltsame Zug über die Brücke.

Der Meister hat dem zugesehen, ohne zu lachen. Er ist zu ernsthaft mit allerlei Gedanken beschäftigt. Auch ist er kein Freund von solchen Gassenszenen. Er ist ein eifriger Verfechter seines Stadtteils und ärgert sich stets über das viele Geschrei der Gassenjungen. „Zigeunerboulevard“ hat wegen der vielen Kinder der Volksmund die Hauptstraße des Viertels getauft. Auch erregt etwas anderes seine Aufmerksamkeit. Der Bildhauer Martin Staub tritt eben aus seinem Hoftor, zwei in Papier eingeschlagene Figuren unterm Arm. Sein Gesicht sieht übernächtig und unwirsch aus. Er geht zum Möbelfabrikanten. Hastig geht er, den Hut tief in die Stirne gedrückt.

Falter sieht ihm nachdenklich zu.

„Ich kann's nicht begreifen, wie ein gebildeter Mann, wie der Staub ist, sich bis fünf Uhr in Kneipen herumtreiben kann. Und noch mit diesem versoffenen Schmeißer! Er sollte doch Respekt vor sich selbst und noch mehr vor seinem Sohn haben! Was gibt das für ein Beispiel für den jungen Menschen! Jetzt, wo er gar noch auf die Kunstgewerbeschule geht, wo's lockere Zeisige genug hat! Nein, da könnte mir schon passieren, was wollte, so tief käm' ich nicht runter! Aber er ist ein extremer Kopf! In allem übertrieben! Was hat er nur neulich wieder im Paradies für Reden gehalten!“

Er tunkt die Sauce und leert den letzten Schluck Wein.

Die Metzgerin streicht sich die Schürze. Dann sagt sie:

„Hätt' der Mann ein ordentlich Weib gehabt, wär' alles gut gegangen. So eine, die ihm auch einmal die Fuchtel gezeigt hätt'! Aber in Liebe! Ein brav Weib kann viel machen mit einem Mann! Aber so eine, wie die war! So eine Erzschlampe! Seidene Unterröcke und Löcher in den Strümpfen. Du weißt ja noch, wie sie die Kinder verschlampen hat lassen! Rotznasen, dreckige Gesichter und Hände, abgetretene Stiefel und verrissene Kleider, so sind Mädel und Buben herumgelaufen! Wie sie dann gestorben ist, hab' ich wenigstens nach ihnen sehen können. Und dann — das gräßliche Unglück! Nein, der Mann tut mir in der Seele leid.“

„Es muß jeder tragen, was ihm beschieden ist!“

Falter zündet sich eine Zigarre an.

„Du, Frau!“

Sie sieht ihn aus ihren großen runden Augen erwartungsvoll an.

„Das mit dem jungen Staub — das —“

„Was? Was ist's mit ihm?“

„Die Freundschaft mit unserm Klärle muß auch bald ein Ende nehmen. Neulich hat er sie noch abends in unsern Garten begleitet. Das — das paßt mir nicht! Und dann — wer weiß: ist es ein Luftibus! Denen von der Kunstgewerbschul' trau' ich nur halb —“

„Es sind ja noch die reinen Kinder —“ meint Frau Falter beruhigend.

„Aus Kindern werden Große! Leicht setzen sie sich was in Kopf,

was nachher doch nichts wird! Oder möchtst du den Staub einmal in die nächste Verwandtschaft? Na, also dann!"

„Ja, wer denkt aber an so was!"

„Denken —? Eh' man denkt, ist das Unglück da!"

„Reinhardt, Klärle ist unsere Tochter! Mehr sag' ich nicht!"

„Alles gut! Aber . . . es muß eben doch . . ."

„Bedenk' einmal: wir haben seit dem achten Jahr den Ludel (Ludwig) wie unser Kind betrachtet. Kann man jetzt dann so gegen ihn sein? Was ist: dann hat der Mensch gar keinen Halt mehr! Das möcht' ich nicht verantworten. Daheim — ja, was hat er für ein Daheim? Bei uns ist ihm ein wenig warm worden, in einer ordentlichen Familie! Jetzt ihn hinausstoßen —"

„Du bist eine leichtsinnige Mutter! Wenn's ans Gemüt kommt . . ."

„Ja, und mein Gemüt laß ich mir auch nicht nehmen! Es ist das Beste, was die Frauen haben! Hätt' Ludels Mutter davon gehabt, wär's nicht so weit kommen! — Und noch einmal: Klärle ist unsere Tochter! Und ich, ihre Mutter, bin immer noch da!"

„Ja, aber das Spazierengehen selbander und das ewige Herüber- und Hinüberflitzen muß aufhören!"

Damit verläßt der Meister schweren Schrittes das Zimmer.

Die Meisterin seufzt auf.

Sie deckt ab. Dann sieht sie zum Fenster hinaus. Unwillkürlich erschrickt sie.

Dort kommt wie ihre eigene Jugend ihre Tochter dahergeschritten. Ihre Wangen sind gerötet. Mit leichtem, sicherm Gang schreitet sie. Mit gesenkten Wimpern hört sie dem jungen Burschen zu, der, den Samthut kühn auf dem Kopf, lebhaft auf sie einspricht. Er sieht so frisch und jung aus. Wie das Leben! Die Meisterin mag ihn. Hat ihn immer gemocht! Ihr krampft sich das Herz zusammen, denkt sie daran, daß auch er dem unseligen Verhängnis im Staubschen Hause zum Opfer fallen könne.

Dann denkt sie an Klärle. An . . .

Nein, so etwas dürfte niemals sein! Sie muß ihr Herz zurückdrängen!

Und sie nimmt sich vor, zu beobachten.

Inzwischen geht Jugend neben Jugend leichten Fußes. Jugend lauscht auf Jugend. Der Freund ist Klärle nie so hübsch, so eigentlich vornehm und stolz vorgekommen. Seitdem er Kunstgewerbeschüler ist, hat er ein ganz anderes Ansehen bei ihr.

Jugend, die zu Jugend will trotz allem und allem.

Über den entfernten Bergen lacht die Sonne. Ein märchenhaft blauer goldener Herbsttag ist aus der Nebeltrübe des Morgens erwacht.

V.

Gibt es eine größere Lust als die, an einem weichen, feuchten, lichten Herbsttag hinauszuwandern aus der lärmenden Stadt und von dem Ameisenhaufen wimmelnder Geschäftigkeit hinweg in die reine, große, stille Natur?

Gibt es eine süßere Harmonie von Wonne und Schmerz als die, das duftige Blauen, das saftverkündende Schwellen, die holde, treibende, drängende, stammelnde Sprache der Lenzhoffnung an einem Herbsttag sich vortäuschen zu lassen? Da und dort einen Busch oder einen Baum zu sehen, an dem sich ein zartes Grün zeigt, wie ein Lächeln des Glückes auf den Lippen eines müden Menschen, in der Luft den Frühling förmlich zu riechen — und sich sagen zu müssen: der Winter steht vor der Tür?

Ludwig Staub ging an einem solchen Tag an den letzten Häusern des Stadtviertels vorbei, ins Feld hinaus. Er schritt an den Gärtnereien dahin, aus denen von einigen sorgfältig behüteten, jetzt aber der Herbstsonne offenstehenden Beeten süße, zarte Veilchendüfte kamen. Er blieb stehen, den Duft einzusaugen. Wie das wunderbar in alle Sinne drang! Veilchenduft im Herbst! Der Gärtner, ein alter Freund des Vaters, ein Sonderling gleich ihm, trat auf ihn zu und redete ihn an. Es war ein großer, breitschulteriger Mann mit einem Kaiser-Franz-Joseph-Bart, harten aber ehrlichen, wenn auch ein wenig mißtrauischen Zügen und scharfen blauen Augen. Eine Pfeife mit der Abbildung des Feldmarschalls Radetzky hing ihm nachlässig zwischen den Lippen. Ludwig fragte, ob er nicht so ein paar Veilchen haben dürfte. Der Alte nickte, halb greinend. Er wollte fragen, ob sie für einen Schatz sein sollten. Aber er brachte es nicht heraus. So zuckte ihm der Schalk nur um die Augen in einer Masse vibrierender Fältchen um die dünnen Lippen. Der Gärtner pflückte eine Handvoll und reichte sie Ludwig.

Und die Veilchen in der Hand ging er hinaus in den golden leuchtenden Tag. Ihr Duft lockte vor ihm her, weiter und weiter. Noch war sein Herz warm von manchem lieben und zukunftvertrauenden Wort, das er Klärle gesagt hatte. Er sah sie noch neben sich mit den geröteten Wangen, dem feinen, energischen Profil, der köstlichen Bräunung der Haut, dem Goldbraun eines saftigen, frischen Renettenapfels vergleichbar, den roten, fast überroten Lippen, dem schwarzen, tiefsatten Haar, das an dem Hals sich in so feinen Löckchen auf der zarten Haut abhob, dem ganzen Frühlingsreiz einer knospenden, zur Blüte erwachenden Gestalt. Sie würde ihn zum selbstsicheren Menschen machen und alles Künstlerische in ihm entbinden und frei werden lassen. Er küßte die Veilchen, als sei es ihre Hand. Alles kam ihm schön vor heute.

Er schlug seinen Lieblingsweg ein.

Das Dorf hindurch, über eine Brücke, wo man einem munteren Fluß entlang die Dorfgrenze hinauf, hinab sah, alte Häuser, moosbedeckt, mit schwärzlichem Gebälk und kleinen Fensterchen mit blinden Scheiben. Dazwischen winzige Gärtchen mit Glaskugeln in verschiedenartiger Größe und Färbung. Mit dem ganzen Krimskrams von Blumen eines echten rechten Bauernstraußes, von dem man jetzt nur noch wenige blühen sah. Große alte Kirschbäume, knorrige Apfelbäume ließen ihr Laub fallen, wie Segen für die feuchte, dampfende Erde. Dazwischen leuchteten Ebereschen mit ihren

roten Beeren wie Tupfen Blutes auf dem linden Blau der Luft oder dem Grau der Häuser. Der Bach floß hell über Kiesel, Backsteine, alte Schuhe, Blechbüchsen, zerbrochene Gläser, welche so die Nähe des Dorfes sinnig andeuteten. Enten tauchten hin und her. Drei Jungen hatten die Hosen hinaufgestülpt und wuschen einen Hund, einen alten Pudel, der kläglich dreinsah.

Über dem Fluß drüben Wald und Berge. Auf einer eingepferchten Wiese weideten junge Pferde. Schlank und scheu. Zuweilen hoben sie bei einem Geräusch den Kopf. Sie paßten so recht mit ihrer Jugend und Schlankheit in die stille idyllische Landschaft.

Ein holpriger Feldweg, den die Bauern durch allzu weites In-den-Weg-hineinackern immer um ein bischen verringern, führte Ludwig weiter hinaus in die Ebene. Rechts ragte im nächsten Dorfe aus den Häusern eine große zweitürmige Kirche. Bauern pflügten auf dem Feld. Ludwig sah den gemessenen Bewegungen eine Weile zu. Dann setzte er sich an den Rain, zog ein Taschenbuch heraus und zeichnete in ein paar Strichen den Eindruck auf. Vom Vater hatte er diese Freude an der Bewegung. Und ein alter Wunsch pochte an sein Herz: Maler werden. Bewegung und Farbe wiedergeben.

Er hoffte fest, in Jahresfrist wenigstens einige Kurse in der Kunstschule besuchen zu können. Und dann würde er schon weiter sehen. —

Nach diesem schritt er in den Wald hinein, den in allen Farben prangenden, von schweren und süßen Gerüchen erfüllten Herbstwald.

Er ging ohne Weg und Steg. Mitten durch Gras, Himbeer- und Brombeersträucher mit gilbenden Blättern, hohes Farnkraut, raschelndes Laub, bis er an einen Bach kam, der mit dunkel spiegelndem Wasser wie ein poliertes Metallschild in der Herbstheiterkeit, dieser schwermütig süßen Heiterkeit des sterbenden Waldes lag. Da warf er sich ins Laub und sah zu dem zarten Blau des Himmels hinauf, durch die leuchtenden Blätter, die der leichteste Luftzug in einem grünrotgoldenen Regen herabrieseln ließ. Er ließ sich die Blätter auf Antlitz und Hände fallen, schloß die Augen und dünkte sich wie ein selig Entschlafener und in Schönheit Begrabener: Jugend spielt gerne mit dem Tod. Aber indem er sich in diesem Spiel gefiel und zugleich verschlafene Laute des Tags da draußen, ein Schuß, ein fernes Kindergeschrei, das Rollen der Bahnzüge an sein Ohr klangen, als hätte er damit nichts mehr zu tun, als klinge das wie in das Grab eines lebendig Begrabenen — da ward ihm plötzlich mit Erschrecken eine Erinnerung lebendig.

Es war an einem solch heitern, schwermütig süßen Herbsttag. Er war gerade von der Schule gekommen und ging geradewegs in Vaters Werkstätte. Denn er wollte ihm was vom Lehrer ausrichten. Da sah er seinen älteren vierzehnjährigen Bruder neben dem Zeichentisch am Boden liegen. Er ging näher — und da sah er, daß Blut über Kragen, Hemd und Rock und in die Späne und den Holzstaub, die den Boden bedeckten, gesickert war. Er ging, von Entsetzen geführt, noch näher. Da sah er, daß der Bruder die Augen weit offen hatte. Diese Augen hatten einen starren

unbeweglichen Glanz. Sie waren schrecklich anzusehen, diese Augen. Um die Lippen aber spielte ein Lächeln. In der zusammengekrampften Hand lag ein Pistol. Über den Toten lachte die Sonne und blitzte auf dem Lauf des Pistols. Draußen wiegte sich ein Herbstbaum mit lustigen Farben. Da war es ihm, als breche eine donnernde Flut über ihn herein. Er schrie auf — und fiel neben dem Toten hin. So fanden ihn Vater und Schwester.

Es hatte lange gedauert, bis er diesen Eindruck überwand. Aber Jugend und Leben sind stärker als der Tod. Er war dennoch des Lebens froh. Er hatte ja Klärle. Er hatte das frohe Nachbarhaus, in dem Trieb und Eifer, Freude und Behaglichkeit sich ein philiströses, aber gemütliches Dasein zusammenzimmerten. Er gewöhnte sich ganz in jenes Leben hinein, wenn zuweilen er auch Gewissensbisse empfand, daß er den Vater nicht lieber haben konnte. Aber das Kind will Wärme empfangen, wenn es Wärme spenden soll. Und der alte Staub war so in sein Elend vergraben wie Hiob. Er sah und hörte nichts. Er arbeitete wie ein Pferd, und dann trank er. Der Junge war ihm mehr ein Vorwurf als ein Trost. Dazwischen hin und her ging die Schwester, mit verlorenen unheimlichen Augen. Es war, als ströme sie einen Hauch des Todes von sich. Ihr blasses, etwas unregelmäßiges Gesicht ging wie ein Schatten über den Hof und durch die Räume. Zuerst hatte ihr Frau Falter Trost zusprechen wollen, allein ein irres Lächeln, das auf ihren dünnen Lippen kam und ging wie ein Blitz aus einer Gegend geheimnisvoll brütender Schrecken und ein gequälter Ausdruck in ihren Augen ließen sie langsam davon abstehen. So war das Mädchen sich selbst überlassen. Sie ging und kam. Verrichtete ihre Hausarbeit. Alles mit der Lässigkeit eines Menschen, dessen Geist irgendwo anders ist, weit, weit weg. O Gott, welch trauriges Mittagessen und Abendbrot war das zwischen den drei Menschen! Der blondlockige, zarte Junge mit dem frischen Gesicht, den in aller Verängstigung lachenden Augen, das in sich erstarrte blasse Mädchen und der mürrische, trostlose Alte. Was Wunder, wenn Ludwig immer öfter Gast im Nachbarhause war!

Und dann kam wieder ein Tag. Ein blühender, sprossender Apriltag. Da hatte Martin Staub auf seinem Werktisch einen Zettel gefunden — mit zitternder Hand war darauf gekritzelt: „Lieber Vater, es tut mir leid, aber ich muß gehn. Er langt aus dem Grab nach mir. Forscht nicht nach mir! Ich komme nicht wieder!"

Und sie kam nicht wieder. Sie hatte sich gut versteckt.

— Indem all dies Gräßliche vor Ludwigs Seele trat, schüttelte es ihn wie ein Fieberfrost. Es war ihm, als öffne sich die feuchtduftende Erde unter ihm und er sänke lautlos in das große Grab, das schon so viele Milliarden verschlungen hatte.

Er sprang auf und reckte die Arme hoch.

Nein, er wollte *leben*! Leben und wirken! Das Schicksal hatte ihm die drei guten Genien gezeigt, die ihn aus dem furchtbaren Schattenreich hinausführen konnten mit weichen, guten Händen: Liebe, Natur, Kunst!



Michelangelo
Christus im Jüngsten Gericht

Und in einer plötzlichen Aufwallung hob er die Hände zum zartblauen Himmel hoch über den Bäumen.

Und flüsterte ein Gebet.

Dann ward er mit einem Male ruhig.

Und ruhig ging er weiter.

Er wollte noch in die Berge hinauf. Vater hatte ihm erlaubt, daß er den ganzen Tag für sich haben solle. Das heißt, er hatte zwischen den Zähnen gemurrt: „Mach, was du willst!“ Aber er hatte ihm ein Dreimarkstück gegeben. Als Zehrung.

Er ging durch den Wald, bis er die Straße erreichte, die nach dem nächsten Amtsstädtchen führte. Der Wald ward lichter. Die Ferne blaute herein. Die sanftgeschwungenen Berge. Eine weite Wiesenfläche, in der Herbstsonne schimmernd, eröffnete sich dem Blick. Darüber die Dächer und Türme des Amtsstädtchens. Dort stieg der Rauch aus den Schornsteinen. Er zog hinauf an den Bergen hin, die der herrlichste Herbstwald schmückte. Oder Reben, die an den Hängen hinaufkletterten. Wie eine freundliche Erzählung lag das alles da. Als ob es nie ein Lebensweh und Lebensringen gegeben hätte! „Gott, wie hast du die Welt so schön gemacht!“ jubelte es in ihm.

Aber die Menschen?

Er dachte an die Vorstadt, in der er lebte. Alle Personen, die er da kannte, fielen ihm ein. Wie bedrückt oder wie glücksleer lebten doch die meisten dahin! Er dachte an Mackert, den Schuhmacher. Tagaus, tagein saß er auf dem Schusterstuhl. Er murrte nicht. Denn er glaubte an ein Jenseits. Aber konnte es dort schöner sein, als es jetzt hier war! Vielleicht war das dann eine Erde mit lauter glücklichen Menschen. Das hier war nur eine teils schöne, teils häßliche, aber stets bange Durchgangsstation. Er hatte darüber einmal den Schuster gefragt. Der hatte eine Weile gewartet, dann die Enden des Fadens aus der Naht gezogen und dann eine Prise genommen und dann hatte er gesagt: „Staub, gib dich nicht mit derlei Fragen ab! Sie nützen zu nichts! Der Herr Gott hat uns daher gesetzt, daß wir unsere Pflicht erfüllen und auf ihn hoffen. Tun wir das, so sind wir nie ohne Trost. Denn — das hat er uns ja garantiert durch Christi Opfertod — er *darf* uns nicht im Stiche lassen! Er *muß* uns helfen. Und er kann's. Denn er ist ja allmächtig! Ja, ja“ — und er hatte dabei vor sich hingelacht —, „er muß. Denn sonst wär' ja keine Gerechtigkeit auf Erden!“

Ludwig sah wieder in die sonnbeglänzte Landschaft hinein. Das naive Gottvertrauen des Schusters ergriff ihn in diesem Augenblick. Denn wohl mußte allmächtig sein, wer all dies Herrliche schuf.

Aber warum hatte er gerade die Menschen nicht besser und nicht schöner und nicht glücklicher gemacht?

Nein — jetzt nichts mehr als der Tag, der vor ihm lag!

Am Nachmittag saß er oben im Tal auf der Veranda einer Mühle,

die mit einem Gasthaus verbunden war. Er hatte ein einfaches Mahl sich wohl schmecken lassen, rauchte jetzt eine leichte Zigarre, hörte dem Klappern der Mühlgänge zu und sah in das Tal hinaus, in dem auf dem lichtblauen Himmel die jungen Straßenbäume in ihrem Herbstlaub wie rote Fackeln standen. In einiger Entfernung schaute ein altes, halbverlassenes Kloster zu dem Taleinschnitt heraus. Seine Mauern leuchteten rötlich in der Sonne mit einer ungemeinen Heiterkeit. Rechts lag eine Bergwand hinauf voll der brennendsten Herbstfarben. Zwischen einem wilden glühenden Purpur ein zartes Gelb, ein feines Rot, ein mildes Braun, ein lächelndes Grün und ein geheimnisvolles sattes dunkles Grün, ein sanftes beruhigendes Weißgrau, ein kühles, in sich selbst versunkenes Blau, in allen Werten und Schattierungen, eine wunderbare Musik der Natur. Unter der Bergwand eine alte, etwas düstere Kirche mit einem Friedhof darum. Eine dunkle Note in dem hellen, lebenjauchzenden Totengesang des Herbstwaldes. Dorthin zog es ihn. Er nahm Hut und Knotenstock und ging um die Mühle herum. Da wurden Mehlsäcke aufgeladen. Aus der Mühle drang ein köstlicher Geruch frischen Mehls. Er sog ihn ein. Die braunen, massigen Pferde, der mächtige Wagen, Kutscher und Knecht, eine gelbe Postchaise dabei mit unruhig wiehernden Schimmeln, der Postillion, der den Futtersack in den Futtertrog ausschüttelte, der weißhaarige Müller, der breit und behaglich unter der Türe stand, scharrende und gackernde Hühner, die auf dem Platz vor dem Haus herumliefen, das alles in der köstlichsten Herbstlandschaft vor den alten, einfachen Barockformen der Mühle, die ehemals Domänengut war, sah zum Jauchzen lebensfroh aus. Und indem Ludwig vorbeiging und stehen bleibend dies alles sich ansah, fühlte er etwas von der Liebe, mit der Gott die Welt umfassen mochte. Jenem segnenden Blick, der weiß, daß er aus alles Lebens Fülle heraus getan wird. Jenem Künstlerblick Gottes. Und jenem Blick des Künstlermenschen, der sich alles so genau ansieht, an dem andere achtlos vorbeistolpern.

Später saß er hoch oben im farbigen Bergwald und sah hernieder ins Tal. Sein Herz war voll von all der Schönheit, und er langte ein vergriffenes Büchelchen hervor aus Vaters Bibliothek: den „Faust". Und er las mit feuchten Augen die Worte aus der Szene „Wald und Höhle":

> Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
> Worum ich bat . . .
> Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
> Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
> Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
> Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
> Wie in den Busen eines Freunds zu schauen —

Er drückte das Buch an die Brust und verlor sich träumend in die blaue Ferne. (Fortsetzung folgt)



„Ihr ist viel vergeben — denn sie hat viel geliebt!“

(Ev. Luk. 6, 7)

Von

E. E. von Krause

Du heil'ges Wort voll wundervoller Güte!
Der rätseltiefsten eins, das er gesprochen,
Da hoheitsvoll des Weibes tiefe Schmach
In Schutz er nahm vor dem Gericht des Volkes! . . .
. . . Es kränkt mich oft, hör' ich das Wort entweihn
Von jenen, deren seichte Flatterglut
Es schützend schlingt um erdgeborne Triebe — — —
— Nein! — nicht für euch sprach Christus dieses Wort! . . .

Da qualdurchglüht des Weibes Blick ihn traf,
Sah unsichtbar er auf der weißen Stirn
Die Schrift geprägt seit Tausenden von Jahren —
Die blut'ge Schrift, — daß Weib sein — leiden heißt!
Sah er, daß jene wilde Feuerkraft,
Die Sitte und Gesetz schuldvoll durchbrach,
Ein irrer Funke nur von heil'gem Feuer . . .
. . . Irrender Strahl der mächt'gen Gotteskraft,
Die aus dem Chaos einst das All geschaffen,
Und in das öde Wechselspiel der Kräfte
Die Seele hauchte, und den Menschen schuf —
Den schwachen Träger starker Gottgedanken —
Den Staubgebornen, tastend nach dem Licht,
Mit mächt'gem Sehnen und mit blinden Augen —
— Geweiht zum Höchsten und gefesselt schwer
Zu Schuld und Reu' an dunkle Erdgewalten. . . .

Er fühlte, da des Weibes weher Blick
Aus dunklen Tiefen sehnsuchtsvoll ihn traf —
Daß jene Glut, die sie in Schuld verstrickt,
Mit gleicher Kraft zur höchsten Opfertat
Des Selbstvergessens sie getrieben hätte,
Die Glück und Leben — Zeit und Ewigkeit
Mit Jauchzen hinwirft für des Mannes Heil —
Und lächelnd leert für ihn den Kelch des Leidens . . .
Mit jener Kraft, die Gottes Werderuf
Im Anfang legte in des Weibes Seele —
Zu höchstem Segen und zu tiefstem Fluch! — — —

Und der auf heil'ger Stirne selber trug
Die Dornenkrone höchster Menschenliebe,
Neigt sich herab — voll ahnendem Erbarmen
Mit Schuld und Qual der armen Menschenbrust . . .
. . . Denn sie hat viel geliebt. . . .

Und segnend rührt des Gottes heil'ge Hand
Die blut'gen Dornenmale ihrer Stirne. . . .



Ostara, Osterfeuer, Osterhase und Ostereier

Es ist eine bedeutsame Tatsache, daß die Germanen schon im Heidentum ihre Ostern selbständig und unabhängig von dem israelitischen Passahfest begingen und daß der aus der Urzeit stammende Name Ostern in Deutschland auch für das Auferstehungsfest des Herrn verblieb, während es andere Völker vom alttestamentlichen Passah benannten, wie z. B. die Franzosen das Fest der Auferstehung noch heute pâques benennen. Nur die Angelsachsen haben eben als ursprüngliche Germanen noch ihr eóstre. Der angelsächsische Geschichtschreiber Beda berichtet in seiner Schrift De temporum ratione c. 13 ums Jahr 713, die Eóstra sei der Name der Göttin des neuen Frühlingslichts bei den Germanen. Eóstra, althochdeutsch Ostara ist sprachlich aufs engste verwandt mit der altindischen Ushas, der Göttin der aufgehenden Sonne oder des wiederkehrenden Frühlingslichts, der latein. Aurora, griech. Eos (ἠώς), litth. auszra. Pflegt doch im Germanischen zwischen den Buchstaben s und r auch sonst ein t eingeschoben zu werden, wie z. B. aus indogerm. swesr das gemeingerm. swestr entstand. Es weist uns also unser Wort Ostern in das indogerm. Mutterhaus, wo die Morgenröte als eine leuchtende Jungfrau Usbas angerufen wurde, die das Gold der Sonne zurückbringt und damit zugleich kostbare, bis dahin in der dunklen Erde verborgene Schätze verleiht. Welchen gleich großen Einfluß man der Göttin Ostara als der des aufsteigenden Lichts, der Morgenröte wie des Frühlings auf den Feldbau zuschrieb, erhellt aus einem im Kloster Corvey an der Weser erhaltenen Preisgesang und Gebetsruf an die Göttin, der in unserer heutigen Sprache lautet: „Ostara, Ostara, der Erde Mutter (Eostar, eordhan modor), lasse diesen Acker wachsen und grünen, ihn blühen, Früchte tragen! Friede sei ihm, daß seine Erde sei gefriedet und sie sei geborgen wie die Heiligen im Himmel."

Wenn nun zeitweise nicht alle deutschen Stämme ein deutsches „Ostern" feierten, sondern neben den Angelsachsen vor allem die mittel-, west- und süddeutschen, während z. B. die Friesen ihr „Pascha" begingen, so hat auch hier Luthers Bibelübersetzung das Verdienst, den deutschen Namen Ostern über ganz Deutschland zurückgeführt zu haben, der für alle verständlich sein mußte, auch wenn die Kunde von der Verehrung einer Göttin Ostara erloschen war, da ihr Dienst später durch den der h. Walpurgis (1. Mai) verdrängt wurde. Bedeutet doch das Wort Ostern einfach: von Osten her, oder auch zum Osten hin. Es ist der Plural vom althochdeutschen ôstrâ und kann ebenso Genitiv

wie Dativ sein. So sagte man: „des Tages Helle bringt ostern (von Osten her) durch die Wolken“, oder auch: „ich wende mich ostern (d. h. zum Osten hin)“. Dem aus Osten (ostern) aufstrahlenden Lichte ging man freudig, festlich entgegen, zumal zu dieser Zeit, wo nun das Licht gesiegt hat und fortan wächst bis zur Sonnenwende. So stimmt auch die Bedeutung des Worts Ostern ganz zu der Ostara wie zur altindischen Ushas, der Göttin der Morgenröte, die aus dem Osten kommt und das Gold der Sonne, ja diese selbst bringt, deren Herold sie nur ist. Wie nun schon zur Julzeit, wenn die Sonne ihren Tiefpunkt erreicht hat und fortan das Licht wieder wächst, und wie später zu Johannis, zur Zeit der Sommersonnenwende die jauchzende volksmäßige Freude an der licht- und lebenverbreitenden Sonne sich auch darin äußerte, daß man Feuerräder als bildliche Bezeichnungen der Sonne, die man sich als Rad dachte (als das schöne Rad, fagra hocl, wie sie in der Edda heißt), von Hügeln und Bergen rollte, so geschah es auch natürlich am Fest der Ostara, wie man denn an diesem österlichen Sonnenfeste das Sonnenrad sogar durch ein Gebäck darstellt, das alte radförmige Ringelbrot mit seinen Speichen, das hier und da zu Ostern noch gebräuchlich ist.

Solche Osterfeuer erhielten sich in manchen Gegenden noch bis in unsere Zeit hinein, und wie gewaltig sie oft waren und noch sind, erhellt schon daraus, daß das Volk in Niederdeutschland, wenn es ein recht großes, hochflammendes Feuer schildern will, es mit ostervür bezeichnet. Oft waren es rollende Teertonnen oder Pechräder, die flammend von den Bergen rollten und noch jetzt rollen, wie z. B. in Westfalen und auf den Höhen des Teutoburger Waldes, auf dem Winterberge bei Northeim und dem Osterberge bei Gandersheim, oder auf den Bergen bei Lügde in Westfalen, dem fränkischen Lugdunum, wo Karl der Gr. einst weilte und wo in der alten, efeuumrankten altromanischen Kirche noch die fränkische Lilie jede Säule schmückt. Dort werden am Osterabend von den beiden einander gegenüberliegenden Bergen die Feuerräder in großer Zahl unter lautem Jubel des Volks herabgerollt, und die nicht geringen Ausgaben für diese Räder werden noch immer von der Stadt gern bestritten. Osterfeuer sind auch in der deutschen Steiermark überall am Ostersamstagabend bräuchlich. Nach dem Rabtal zu lodern sie auch noch am Sonntag nach Ostern, der „Kleinostern“ heißt. In Obersteier zündet man sie um zwei Uhr früh in der Osternacht an und unterhält sie bis zum Morgen. Es wird dabei gebetet und gesungen. Die Bewohner des Hochgebirgs, die wegen Schnee nicht zur Kirche können, tragen ihr zu weihendes Brot und Fleisch an die Osterfeuer und nehmen es als geweiht an. (Vgl. Weinhold in seiner Ztschr. VIII, 444.) In Hessen wurde noch im Jahr 1831 neben der Kugelsburg bei Volkmarsee ein Osterfeuer abgebrannt, doch wurde es später von der Polizei verboten, die ja überhaupt eine geborne Feindin aller alten Volksfeste ist und mit ihren Strafmandaten gegen die Volkssitten vorgeht, da sie, wie es noch vor kurzem in einem solchen hieß, „mit der christlichen Weltanschauung nicht das mindeste zu tun hätten und Reste aus heidnischer Zeit seien; darum verdienten sie auch keine Rücksicht“. Von solch hoher Weisheit geleitet, verfuhr dann der staatliche Bureaukratismus, der so vielen ertragfähigen Weizen alter Volkssitte ausriß, das Volksleben verödete, seine grünen Oasen zum Exerzierplatz planierte und dem Hurra-Patriotismus überlieferte, in dem alles unifiziert, uniformiert und womöglich dekoriert wird. Indessen ließ sich doch das Volk in gar manchen Gegenden solche hohe Weisheit glücklicherweise nicht einreden, sondern ließ seine

Sonnenfeuer Ostern wie Johannis ruhig weiter lodern, und wo man sich keine Feuerräder leisten konnte, nahm man Schwingen hoher Fackeln aus getrockneten, oben vierfach gespaltenen jungen Bäumen, deren Klöbung mit Hobelspänen gefüllt war, wenn auch das Holen des Fackelholzes streng verboten war. Oder man sammelte das ganze Jahr durch in den Häusern alte abgebrauchte Besen, als Material für das Oster- und Johannisfeuer, eine besonders für die Jugend langersehnte und langvorbereitete Freude. So wollte auch Goethe, recht im Gegensatz zu unserer herzlosen Bureaukratie, statt als Weimarscher Minister ein Mandat zur Ausrottung solcher „feuergefährlicher Sitten" zu geben:

Johannisfeuer sei unverwehrt, Die Freude unverloren:
Besen werden immer stumpf gekehrt Und Jungens neu geboren.

Wie es scheint, hatte man auch an ihn die Forderung gestellt, die Freudenfeuer zu verbieten, nun aber erklärt der Herr Minister, jene Feuer, zu welchen besonders die Jugend nebst Stangen, Reisig und Holzscheiten auch alte Besen in den Häusern erbat, sollten unverwehrt bleiben, solange es stumpfe Besen gebe, und die Freude unverloren, solange Jungen geboren würden.

Der Herr Minister dachte also nicht wie unsere Polizei, daß diese „Reste aus heidnischer Zeit mit der christlichen Weltanschauung nicht das mindeste zu tun hätten und darum keine Berücksichtigung verdienten". Wollte man alle Reste aus heidnischer Zeit und zumal die Ostersitte ausrotten, so müßte man eigentlich mit dem Namen Ostern selbst beginnen, der, wie oben gezeigt wurde, aus uraltheidnischer Zeit stammt, schon auf eine im indogermanischen Mutterhause verehrte Göttin hinweist und trotz alledem für das höchste christliche Licht- und Lebensfest bis heute verwendet wird.

Wie aber die Kirche einst, weit entfernt, alles Heidnisch-Germanische auszurotten, vielmehr bestrebt war, die Kultusstätten der Heiden in christliche Kirchen und ihre heidnischen Feste in christliche umzuwandeln, zeigt u. a. ein Brief, den Papst Gregor d. Gr. an den Abt Mellitus über die Art und Weise der Mission unter den Angelsachsen schrieb, sowie ein anderer Brief des Bischofs Daniel von Winchester an Bonifatius, in welchen beide davor warnen, radikal zu verfahren, und statt dessen vielmehr mahnen, überall, wo es gehe, an die heidnischen Feste und Sitten anzuknüpfen und sie zur Höhe christlicher Fest- und Heilsfreude emporzubilden. So sehen wir schon damals eigentlich denselben echt evangelischen Grundsatz befolgt, den später die Augsburger Konfession im 18. Artikel aufstellt: „daß alle diejenigen Sitten und Gebräuche zu bewahren sind, die ohne Sünde bewahrt werden können" (quod ritus illi servandi sint, qui sine peccato servari possunt). Und ohne Sünde bewahrt werden konnten alle die Licht- und Lebensfeste, die Volksfeste unserer Vorzeit, die Jul-, Oster- und Johannisfeste, die Frühlingsfeste, der Kampf des Sommers mit dem Winter, der Mairitt, das Mailehen und wie sie alle heißen die schönen Volksfeste, deren Feier nicht nur eine Fülle von Poesie birgt, sondern die eben als Licht- und Lebensfeste selbst über sich hinaus auf das nie erlöschende Licht und Leben hinweisen. In diesem Sinne nahm die Kirche nicht nur den altheidnischen Namen Ostern für Passah, sondern auch die Osterfeuer gern auf, indem sie, weit entfernt von der Meinung, daß „die heidnischen Feste und Sitten mit der christlichen Weltanschauung nicht das Mindeste zu tun hätten", vielmehr altererbtes Volkstum mit dem Christentum durch ebenso feine wie starke Fäden verband und den Sitten*kern* althergebrachter Gebräuche zur vollen Entfaltung und Blüte zu bringen suchte.

Aber auch für die Kirche selbst sollten die altgermanischen Osterfeuer von großer Bedeutung werden, indem sie diese für ihre eigenen gottesdienstlich-liturgischen Zwecke umbildete zur Weihe der Osterkerze, die noch heute in Übung ist, und des „neuen Feuers". Vor den Kirchtüren wurde das „neue Feuer", das sog. „ewige Licht" aus einem Feuerstein geschlagen, während alle Lichter, die bis dahin im Ostergottesdienst brannten, ausgelöscht sind. Sowie der Diakon die Osterkerze, eine wahre Säule von Wachs (columna cerealis), 60—100 Pfund schwer, mit dem neuen Feuer angezündet hat, fällt die Gemeinde auf die Knie. Der Diakon singt nun Lumen Christi (das Licht Christi), denn das neue Licht soll auf Christum hinweisen, der da sagt: „Ich bin das Licht der Welt." Die Osterkerze mußte nun das ganze Jahr über bei jedem Hauptgottesdienst brennen, und von dem heiligen neuen sog. „ewigen Licht", welches das ganze Jahr hindurch forterhalten wurde, holten am Osterſonntage die Gemeindeglieder ihr Licht, um auch daheim das ausgelöschte Herdfeuer wieder anzuzünden, — eine Sitte, die man in Deutschland sonst bei den Osterfeuern übte. Daß wirklich jene kirchliche Sitte aus der germanischen Sitte der Osterfeuer entstanden ist, wird nicht nur von Mythologen wie Prof. Simrock behauptet, sondern auch durch geschichtliche Nachrichten mehr als wahrscheinlich gemacht.

Schon Bonifatius fand die Osterfeuer in Deutschland vor zu einer Zeit, als die kirchliche Weihe des „neuen Feuers" in Rom noch unbekannt war. Denn als er beim Papst Zacharias (741—52) anfragte, wie er sich diesen Osterfeuern gegenüber verhalten solle, gibt dieser ihm (Ep. 87) eine Antwort, welche zeigt, daß man die Sitte des „neuen Feuers" damals in Rom noch nicht übte, während hundert Jahre später sie nach einer Homilie des Papstes Leo IV. (847—51) schon besteht. So hatte also die Kirche inzwischen die Osterfeuer zu ihren liturgischen Zwecken umgebildet und, wenn auch naturgemäß in einer den Kirchenräumen entsprechend veränderten Gestalt, in den Dienst ihres Lebens gezogen. Sie hatte den eigentlichen Sittenkern der Osterfeuer, d. h. den ihnen zugrunde liegenden Gedanken klar erkannt, und dieser ist kein anderer als der: Licht und Leben gehören zusammen; kein Licht ohne Leben und kein Leben ohne Licht. Dieser Gedanke hat schon die heidnischen Germanen beseelt, wie zur Jul- und Johanniszeit, so auch zu Ostern. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis", und so weist auch das hier dargestellte Licht und Leben wie ein Abbild auf das Urbild, auf Licht und Leben im Vollsinn des Worts, das in dem erschienen ist, der von sich sagt: „Ich bin das Licht der Welt" und: „Ich bin gekommen, auf Erden ein Feuer anzuzünden, und wie wollte ich, es brennte schon." (Luk. 12, 49.)

Wie nun die Osterfeuer samt der Ostara und dem Wort Ostern selbst schon auf die Welt im Morgenrot hinweisen, auf neues Licht und Leben, so auch das Osterei. Wie schon die Ostara uns ins germanische Mutterhaus nach Indien wies, so ist's auch mit dem deutschen Osterei. Nach der indischen Schöpfungsgeschichte und Manus' Lehre nämlich schuf Gott zuerst das Wasser; der Geist Gottes bewegte sich darüber und der allgemeine Schöpfungsstoff gerann in Form eines Eies. Dies Welt-Ei war ein gold- und silberstrahlendes, vierzehnfach gestreiftes. In ihm lag Brahma Prajapati ein volles Weltalter. Da spaltete er die sieben Schalen und schuf aus der goldenen Hälfte die sieben Himmel, aus der silbernen die Erde mit ihren sieben Zonen, wie es im Mythus heißt:

Selber durch des Geistes Sinnen Teilte er das Ei entzwei,
Schuf die Erde und den Himmel Aus dem so geteilten Ei.

Das gefärbte, vergoldete Osterei mit seinen Ringen symbolisiert also deutlich genug die Schöpfung des Himmels und der Erde mit ihren Regionen, das rote und goldene Osterei zumal die Welt im Morgenrot. Um Ostern sprengt die Erde ihre Fesseln und feiert mit der Erlösung aus der Winternacht ihre lichte Auferstehung. Und nun erfolgt die Entwicklung des neuen Lebens geheimnisvoll, aber unaufhaltsam wie bei der Brut des Eies. So wird es auch durch das Osterei klar, daß die Deutschen ein Ostern schon im Heidentum selbständig und unabhängig von der semitischen Welt begingen, denn obwohl die Passahnacht bei den Hebräern für die einstige Schöpfungsnacht galt, so spielte bei dem Passahmahle das rotgefärbte Ei keine Rolle. Das Osterei ist eben indogermanischer Herkunft. Auch die Perser beschenken sich an ihrem Frühlingsfeste Neuruz, mit dem sie das Jahr beginnen, mit gefärbten, vergoldeten, oder künstlich bemalten Eiern; ebenso die alten Slawen am Feste Leinize (Lenz), wie dies noch in Rußland von hoch und niedrig, vom Zar bis zum Bettler geschieht, so daß man z. B. die in Petersburg verbrauchten Ostereier auf Millionen berechnet.

Besondere Bedeutung hat das rote Osterei, denn rot ist die Farbe des Lichts, des Lebens und der Freude, der Ostara-Usbas, der Morgenröte. Solche Eieropfer werden am Ostarafeste einst von heidnischen Priestern der Göttin dargebracht worden sein. An die Stelle dieser Eieropfer trat in christlicher Zeit die Sitte, den Pfarrherren eine Anzahl Eier als Ostergabe zu liefern.

Wo Leben ist, da ist auch Fruchtbarkeit. Darum wurden schon am Gertrudistage, dem Tage der Göttin der Fruchtbarkeit, die Eier, diese Symbole des Lebens, rot gefärbt, die Eier, welche das fruchtbarste Tier, der Hase, gelegt haben soll!

Daß gerade dem Hasen zugemutet wird, seiner Natur zuwider Eier zu egen, scheint allerdings, wie schon Reinsberg-Düringsfeld in seinem „Festlichen Jahr" S. 114 sagt, darauf hinzuweisen, daß „dieses Tier einst der Ostara nahe stand und ihr vielleicht auch seiner Schnellfüßigkeit wegen dieselben Dienste leistete, welche nach der griechischen Götterlehre die beflügelten Rosse Lampos und Phaeton der Eos, der Göttin der Morgenröte, bewiesen." Dazu ist zu bemerken, daß auch „Mutter Rose" (Rose = Hrödsa, Ruhmträgerin), eine mit der Holda im wesentlichen identische Göttin, die in niedersächsischer Sage auch Waldminchen genannt wird, mit Hasen erscheint. Zwei Hasen halten ihr die Schleppe, zwei andre tragen ihr Lichter vorauf. Andere Sagen lassen die Göttin nachts in Gesellschaft eines silbergrauen Hasen durch die Fluren wandeln. (Vgl. Mannhardt, Die Götter S. 303 u. Germ. Mythen S. 409.) Der Hase ist nach dem Volksglauben ein durchaus ins Elbenreich gehöriges Tier, der auch im Märchen von Häsichenbraut Zwerge vertritt. Auch Ostergebäck in Gestalt von Hasen sollte die Erinnerung an Ostara wach erhalten, wie solche noch heute in Tirol und Bayern und in andern Gegenden gebacken werden. In München ist der Osterhas ein höchst beliebtes, aus Hefenteig bereitetes Gebäck, das aber nur in seiner oberen Hälfte hasenmäßig aussieht, während sein Unterteil dem einer Henne gleicht, die ihr Nest auf dem Schwanze trägt, in welches ein Hühnerei eingelassen ist.

In Schwaben macht man auch wohl ein Nest von Moos, auf das man einen Hasen setzt, und in Hessen legt man bisweilen alle Eier in ein mit Spänen umzäuntes und mit Moos oder Heu ausgefülltes Gärtchen, welches tags zuvor von den Kindern gemacht ist und Hasengärtchen heißt.

In Thüringen, Hessen, Schwaben, Schweiz usw. sagt man noch heutiges Tages, wie aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in vorchristlicher Zeit, der Osterhas habe die Eier gelegt, und seine Gaben suchen im Gras, unter Blumen und Stauden kleine und große Kinder, die doch auch schon von dem Baum der staunenswerten Erkenntnis gegessen haben, daß Hasen keine Eier legen. Aber es ergeht auch andern wie Goethe, daß sie wieder jung werden und mit ihm sprechen: „So etwas erfreut mich alten Fabler. Je wunderlicher, desto respektabler."

Und „ein groß Wunderwerk der Natur" ist an sich schon das Ei, von dem einst Erycius Puteanus ein ganzes Buch schrieb, in welchem er u. a. sagt, daß es zweimal geboren werde: das erstemal, wenn's die Henne legt, das andermal, wenn es ausgebrütet wird, und dann beides auf den Menschen und die ganze Welt anwendet, deren Abbild, wie wir sahen, es schon in der altindischen Schöpfungslehre ist.

In Norddeutschland werden nun die Ostereier nur gesucht, in Süddeutschland zumeist gelesen. Man sucht sie, wohin der Osterhase sie gelegt hat, im Buchsbaum, hinter den Bäumen und Stauden des Gartens. Sind die Kinder im Besitz der Ostereier, deren Zahl sich oft noch beträchtlich durch die von den Paten geschenkten vermehrt, so beginnt das bekannte Kippen und Spicken, schweizerisch Düpfen, schwäbisch Bicken, böhmisch Tüpfen, d. h. die Eier mit den spitzen oder stumpfen Enden gegeneinander stoßen. Da tun sich immer zwei zusammen und abwechselnd hält jeder sein Ei hin und der Gegner stößt. Wessen Ei dabei zerbricht, der verliert und muß es dem andern geben.

Wie schon dies Spiel eine Art Wettstreit ist, wie solcher in mannigfaltiger Weise gerade zu Ostern als symbolische Darstellung des Kampfes zwischen Sommer und Winter stattfand, so ist dies noch mehr das eigentliche Eierlesen, wie es z. B. in Hessen und Schwaben sonst in jedem Dorfe zu Ostern stattfand, jetzt nur noch zerstreut vorkommt. Es bilden sich zwei Parteien und an die Spitze einer jeden stellen sich die Kämpfer, denen ihre Rolle nach dem Lose zugeteilt wird. Der eine muß von einem bestimmten Ziele, zumeist dem nächsten Dorf oder Hof, etwas Bestimmtes holen. Die Hunderte von Eiern werden in eine lange Reihe gelegt, Stück um Stück, mit je einem oder zwei Fuß Zwischenraum. An das oberste Ende dieser Eierlinie wird ein Korb gestellt. Die zwei durchs Los bestimmten treten hervor, um ihren Lauf zu beginnen. Des einen Ziel ist das etwa eine halbe Stunde abgelegene Dorf oder ein Hof, von wo er mit einem Zeugnis, einem Pfand seiner Anwesenheit ungesäumt zurückkehren muß. Des andern Aufgabe ist, während dieser Zeit von dem Korbe, welcher stehen bleibt, bis zum untersten Ei der Linie zu laufen, dies Ei zu holen und behutsam in den Korb zu legen, und ebenso danach alle übrigen Eier, aber jedesmal nur eins herbeizubringen, so daß er genötigt ist, beständig ab- und zuzulaufen. Hat er auf diese Weise alle ausgelegten Eier in den Korb getragen, ehe der Gegner wieder zurückkommt, so gehört ihm der Sieg; kommt aber dieser mit seinem Laufe eher zu Ende, als jener mit dem Eierlesen oder „Eieraufklauben", so hat er gesiegt. Übrigens verliert er auch, wenn er von hundert Eiern mehr als zwei zerbricht. Die Partei, welche verspielt hat, muß die Eier bezahlen, die dann gemeinschaftlich verzehrt werden. So war das Eierlesen z. B. in Ellmarshausen, in Ehlen, in Burghasungen, um Frankenberg und auch an der oberen Diemel in Hessen, so auch in Schwaben bei Kirchberg, Stammheim, Wurmlingen, bei Zams in Tirol, in Pfungstedt bei Darmstadt, in der Eifel und sonst üblich.

Alle solche Ostersitten, von denen es noch eine beträchtliche Anzahl gibt, sind aus der Naturfreude unseres Volks hervorgegangen und haben einen nicht zu verachtenden Sittenkern, den Staat und Kirche erkennen und pflegen sollten, statt ihn zu verspotten und zu ertöten, wie es oft in Unverstand geschieht. Und wenn solche Ostersitten aus altheidnischer Zeit stammen und sich bis heute erhalten haben, so ists umso erfreulicher. Bewahrt doch unser Volk gerade in solchen Sitten die lebendigste Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit, ja, wie wir oben sahen, mit der Urzeit und selbst die mit dem indogermanischen Mutterhause in der verständlichsten und anschaulichsten Weise. Wer keine Vergangenheit hat, hat auch keine Zukunft und wird geistig stumpf. Solcher geistigen Stumpfheit, die eben wesentlich Vergessen der Herkunft, der Vergangenheit ist, wehrt in der Welt nichts so sehr als die Übung der altererbten, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Sitten. An sie knüpft sich das geschichtliche Leben des Volks, denn sie bewahren die Erinnerung besser, lebendiger als alle schriftliche Aufzeichnung. Suchen wir darum die sittenmäßig dargestellten Sinnbilder der Naturfreude zu erhalten, sie in ihrer tiefen Bedeutung und Berechtigung zu erkennen, ihren Sittenkern, d. h. ihren Grundgedanken zu entfalten, dann werden auch die deutschen Ostersitten, deren Grundgedanke kein anderer ist als die Freude an Licht und Leben, erhalten, vertieft und geweiht werden, also daß die urgermanische Naturfreude sich aufs innigste verbindet mit der Heilsfreude an dem, der als der Fürst des Lebens durch das Grabesdunkel brach und einen so herrlichen Ostermorgen über die Welt heraufführte, daß unser Volk glaubt, die Sonne tue in der Frühe desselben drei Freudensprünge. Und wenn es schon der Ostara einst zujauchzte: „Ostara, Ostara, der Erde Mutter“, so singt es nun da, wo ihr einst die Osterfeuer flammten, das Lied, das man sich, wie Luther sagt, nie müde singt:

> Christ ist erstanden
> Von der Marter alle,
> Des sollen wir alle froh sein,
> Christ will unser Trost sein. Halleluja.

D. D. A. Freybe



Über Wetten bei Pferderennen

Wir wollen die Aussprüche von zwei Männern vorausschicken, welche sich aus der Praxis ihre Urteile gebildet haben. Der eine ist 1825 zirka gefallen, als von einem Totalisator noch keine Rede war. Es war Landstallmeister von Burgsdorff, welcher sagte, die Wettrennen sind das größte Hazard der Welt und haben nur als solches Interesse. Der andere rührt von dem derzeitigen Präses des Österreichisch-ungarischen Jockeyklubs, Grafen Elemer Batthyany, her, welcher sagte: „Die Möglichkeit eines Betruges ist wohl nicht ausgeschlossen, doch werden die Jockeys dies nie eingestehen, und schließlich können wir keine Folter anwenden.“ Diese Bemerkung fiel gelegentlich des österreichisch-ungarischen Turfskandals 1891, wo Jockeys auf andere Pferde gewettet haben sollten, als sie im Rennen selbst ritten.

Aus dem Graditzer Rennstall ist 1906 Jockey Warne, ein Mann mit zirka 10000 Mark festen Gehalts, entfernt worden wegen fragwürdigen Rei-

tens. Daß der alte Praktikus, der Oberlandstallmeister Graf Lehndorff, nicht **bald** gegen Warne einschritt, ist ein Beweis für die Richtigkeit des Ausspruchs Batthyanys.

Beim Wetten in Pferderennen ist nun zu unterscheiden das Setzen am Totalisator und das Wetten beim Buchmacher, welches bei uns auf den Rennbahnen wie auch in Frankreich verboten ist. Daß ersteres kein Wetten ist, leuchtet jedem ein, der das Verfahren kennt. Man setzt am Totalisator auf ein Pferd, ohne eine Gegenleistung mit einer anderen Partei festzusetzen, sondern man muß warten, was daraus wird, ob man 11 Mark für 10 oder 3000 Mark für 10 Mark herausbekommt. Eine solche Möglichkeit reizt den Ignoranten, sein Glück zu versuchen, was für gewöhnlich in Pech umschlägt. Am Traber-Derbytage 1906 zu Westend bei Berlin betrug der Totalisatorumsatz 223 930 Mark, d. h. das Publikum hatte so viel Geld übrig, um es zu verlieren, natürlich in der Absicht zu gewinnen.

Graf Lehndorff sagt in seinem Handbuch für Pferdezüchter, 4. Auflage, Seite 199: „Die Kunst der im Sport leitenden Körperschaften sollte darin bestehen, die Mittel für Rennpreise aus dem großen Publikum herauszuziehen, nicht aber aus den Taschen der Züchter oder Besitzer von Rennpferden.“ Was ist großes Publikum? — Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die weit davon entfernt sind zu ahnen, wie sie durch ihren Einsatz am Totalisator geprellt werden können. So sagt z. B. Landstallmeister von Öttingen: „Es ist schwer, wenn nicht **unmöglich**, sich in Sachen der Vollblutzucht und der Rennbahn zu orientieren, ohne daß man sich selbst aktiv damit beschäftigt.“ Auch hierdurch wird der Ausspruch des Grafen Lehndorff: das Geld aus dem großen Publikum herauszuziehen, in das entsprechende Licht gerückt. Die „Schlesische Zeitung“, die in Breslau erscheint, nannte den Totalisator „Räubermaschine“ und teilt konsequent die zur Zahlung gekommenen Totalisatorquoten bei ihren Rennberichten, um nicht zum Hazard anzureizen, **nie mit**, während wir Zeitungen haben, welche die Rennen als solche nie beschreiben, sondern nur die Namen der drei ersten Pferde in jedem Rennen nebst den Totalisatorquoten veröffentlichen. Eine bedeutende Quote wurde am 9. Mai 1906 in Colombes auf den Sieg von Gélon (15 liefen in diesem Flachrennen) mit 5965 für 10 gezahlt. Der Laie hofft solchen Betrag auch einmal zu erhalten, bedenkt aber nicht, daß am Totalisator solche Quoten nur möglich sind, wenn nur eine oder zwei Personen einen Einsatz auf den Sieger wagten. Pferde besetzen, welche von den Rennzeitungen als Favoriten ausposaunt werden, ist immer ein Reinfall, entweder gewinnt man 1 Mark, wenn man 10 gesetzt hat, d. h. man erhält 11 Mark oder wenig mehr zurück, oder die Rennzeitung hat vorbeigeraten und man erhält nichts.

Aus den Totalisatoreinsätzen wird ein gewisser Prozentsatz für Reingewinn, einer zum Ankauf von Zuchtstuten und einer als Züchterprämie ausgesetzt. Letztere erhält der Pächter des siegenden Pferdes als Privatmann und Deutscher, d. h. diese Prämien werden nicht an Staatsgestüte oder an Ausländer gezahlt.

Die oberste Renngenossenschaft in Preußen, der Unionklub, dem sich fast alle Renngesellschaften in Deutschland angeschlossen haben, zahlte 1906 zirka 36 000 Mark Züchterprämien, von denen 16 600 durch die Produkte des Gestüts Waldfried an den Frankfurter Millionär Herrn Weinberg fielen. Was nun den Importfond für Zuchtstuten anlangt, so wurde die mit rund 20 000 Mark

in England gekaufte Mutter von Fels, dem Hamburger Derbysieger 1906, für 10 000 Mark Herrn Weinberg zugeschlagen. Die durch den Totalisatorumsatz erhöhten Rennpreise fielen 1906 mit 745487 Mark als gewinnreichstem Rennstallbesitzer Herrn Weinberg zu. Also gerade ein reicher Herr, der es nicht nötig hat, bezieht Vergünstigungen aus einem Fonds, welcher vom großen Publikum — also den Ignoranten — gefüllt wird.

Auch wenn man ethisch über die Sache nicht so denkt wie wir, fällt einem die schlesische Räubermaschine als die allein richtige Bezeichnung des Totalisators immer wieder ein. Im März 1894 nannte Graf Arnim in der Steuerkommission des Deutschen Reichstags den Totalisator ein die Volksmoral schädigendes Institut. Auch der württembergische Landoberstallmeister von Hofacker, 27 Jahre lang Leiter des Gestüts Marbach auf der Rauhen Alb, verlangte zuerst das Totalisatorverbot und sagte: dann werden die Parlamente an ihre Subvention für die Rennen ernsthafte Bedingungen knüpfen, der Staat wird eine Wettoperation nicht mehr dulden, an deren Stelle er besser (vgl. oben Graf Batthyany) die alten Spielbanken belassen hätte. Auch Kaiser Wilhelm II. hat unzweideutig durch das Verbot für die Offiziere, nicht am Totalisator zu setzen, sein Urteil über den letzteren gefällt.

Die Verführung zum Glücksspiel ist der Hauptschaden, womit der Totalisator ganz Deutschland verseucht hat, da die Einsätze verhältnismäßig niedrig sind und das Resultat in 15 bis 30 Minuten dem Spieler bekannt wird.

Bei dem Lotteriespiel liegt die Sache ganz anders. Vor allem ist ein Betrug unmöglich und der Spieler kann seine Spielwut nicht in dem Sinne schnell befriedigen wie auf der Rennbahn. Ob das Gesetz vom 4. Juli 1905, betreffend das Wetten bei öffentlich veranstalteten Pferderennen, lange Bestand haben wird, halten wir für sehr fraglich.

In Österreich-Ungarn besteht bekanntlich neben dem Totalisator die Buchmacherwette. Im Ackerbauministerium zu Budapest fand Ende Oktober 1906 unter Vorsitz des Ackerbauministers eine Enquete statt, die sich mit der Frage der Abschaffung des Totalisators beschäftigte. Die Ansichten gingen dahin, daß dem Unwesen desselben und der durch diesen hervorgerufenen Spielwut Einhalt geboten werden müsse.

Wie weit die Spielwut die Menschen treiben kann, hat der 14. Oktober 1906 zu Paris gezeigt. In einem Handicap blieb von 10 Konkurrenten der Favorit stehen, und es wurden auf den Sieger 129 für 10 Frank fällig. Im Nu war alles in der größten Aufregung, die Polizei war nicht mehr Herr der Menge, welche die aus Holz gefertigten Totalisatorbuden anzündete, umstürzte, mit den Automobilen entnommenem Benzin begoß. Longchamps war eine wüste Brandstätte, auf der erst eine größere Truppenmacht mit verstärkter Polizei Ruhe schaffen konnte. Die fällige Quote von 129 Frank kam in dem Chaos nicht zur Auszahlung, und die anderen Rennen, darunter der Prix du gladiateur über 6200 Meter, das längste Flachrennen Frankreichs, mußten verschoben werden.

Etwas ähnliches hätte sich am Osterdienstag, den 17. April 1906, in Karlshorst bei Berlin ereignen können, wenn der Verein nicht so vorsichtig gewesen wäre, die Gelder auf die nicht abgelaufenen Pferde zurückzuzahlen. In Geldsachen hört bekanntlich die Gemütlichkeit auf. Dem Orakelrennen über 1600 Meter ging ein falscher Ablauf voraus, bei welchem 3 Pferde das Rennen durchführten, während die Reiter von 6 Pferden den Ablauf als falsch erkannten

und bald an den Startort zurückkehrten. Nur eins von den 3 Pferden beteiligte sich nun, allerdings aussichtslos, an dem Rennen, und der Verein zahlte die eingesetzten Gelder auf die beiden andern im zweiten Ablauf nicht teilnehmenden Pferde heraus. Hierdurch verhinderte die Vereinsleitung einen Ausbruch der Unzufriedenheit seitens des Publikums. Hätten die Besitzer der beiden zurückgezogenen Pferde aussichtslos den zweiten Ablauf mitmachen lassen, so wären diejenigen, welche diese Pferde besetzt hatten, um ihren Einsatz geprellt worden. Denn das sieht jedes Kind ein, wenn ein Pferd über 1600 Meter noch eine Siegeschance hatte, hat es diese das zweitemal über 1600 Meter gegen frische Pferde nie. Auf den nachherigen Sieger wurden 178 für 10 Mark gezahlt. Ein Renngesetz darüber, daß die Pferde mit so ungleichem Maß nicht gemessen werden dürfen, existiert noch nicht.

Major a. D. R. Henning



Unsere Töchter

Es liegt heutzutage ein ganz besonderer Reiz darin, junge heranwachsende Mädchen zu beobachten. Seit einer Generation hat sich das äußere Bild dieser Menschensorte so verändert, von dem Verpöntsein des Schlittschuhlaufens bis zu der Gewöhnung an Doktorhut und männliche Ämter, daß auch das Innenleben davon stark berührt werden mußte. Selbst im Schoße streng konservativer Familien finden wir schon bei den jungen Töchtern diesen aufgeweckten, oft noch unruhigen aber erwartungsfrohen Geist.

Wir wollen nicht unsere Zeit verlieren, indem wir uns dieser neuen Erscheinung entgegenstemmen. Jedes neue Werden, ob es gleich alte Güter oft begräbt, trägt ja die Macht des Lebens in sich, vor der wir uns beugen, ja die wir mit Freuden begrüßen sollen. Nur die Mißverständnisse ungenügender Helfer und ungebildeter Hosiannaschreier sollen beizeiten zerstört werden, ehe sie mit in das neue Dogma (denn dazu wird jede noch so starke Bewegung am Ende doch wieder) hineingebaut werden.

Erwartungsvoll, gespannt, mit einem betonten Unabhängigkeitsgefühl einerseits, mit einer tastenden, unharmonisch wirkenden Unsicherheit andrerseits, steht die aufwachsende Schar unsrer jungen Töchter und Schwestern vor uns. Bälle, Häkelkränzchen, eine Promenade Arm in Arm mit der Intimen zum Zweck eines Auslugs nach Flirt haben ihre alleinseligmachende Kraft verloren für jenen Teil, der nicht das große Wecken verschlafen hat. Es ist viel Ernst, auch Überernst, viel Arbeitstrieb, auch Überarbeitungswut, viel Tüchtigkeit, auch Hochmut in diese Reihen eingebrochen. Das sanfte Haustöchterchen, „der Sonnenschein", mit dem reinen Schürzchen und dem naiven Lächeln ist stark im Werte gesunken. Es schadet auch nichts, wenn die oft nur allzu negativen Tugenden des deutschen Weibleins jetzt einmal eine kleine Unterschätzung erfahren. Solange wir noch über nichts zu klagen haben als über einen zu großen Kraftüberschuß, ist noch keine Not. Die Not fängt erst da an, wo ungenügende Bildung und Gegensätzlichkeit die Sache an sich reißen.

Davor schütze uns der heilige Geist der Mütterlichkeit, dem wir dienen!

Nun laßt uns die Helfer ansehn, so klar und so bescheiden, wie wir, die wir ja selbst auch Helfer sein möchten, dies zu tun vermögen.

Die ermüdende Art gutmeinender Menschen, durch Wohllaut der Sprache, Reichtum der Bilder, Sensationen des Ausdrucks zu wirken, tritt jetzt doch mehr hinter eine sachliche, kühle Behandlungsart zurück. Die erste Art ist wohl zu begreifen, weil der Wert und die Bestimmung der Frau und ihr Verhältnis im Menschheitsleben etwas Fließendes und an das subjektive Empfinden Gebundenes bleibt, solange es sich um äußere Forderungen und Veränderungen handelt. Aber wir mußten mit der Zeit da herauskommen. An apodiktisch aufgestellten Behauptungen und sentimentalen Tiraden konnte sich kein ernsthafter Mensch mit der Zeit genügen lassen. — Um gleich in das Büchermeer hineinzuspringen, greife ich als Beispiel für diese anfängerhafte, unsachliche Methode das Buch über Beruf und Stellung der Frau von Johannes Müller heraus, der zwar den besten Willen und einen tiefen sittlichen Ernst zeigt und mit seinem Predigerton gewiß vielen unsicheren Gemütern wohl getan und sie zur Vertiefung geleitet hat, aber in Wirklichkeit sein Thema mit willkürlichen Annahmen und schönen Worten umgeht, obwohl er den Anspruch erhebt, sachlich ernsthafte Hinweise zu geben.

Im ganzen müssen wir den Vorzug der Sachlichkeit jetzt noch den Männern zugestehn, und wir finden diese sichre, phrasenlose Art auch in dem Buche von Dr. Karl Schmidt-Jena „Die neue Frau", Grundriß einer Erziehungsform (Stuttgart und Berlin, Cotta).

An unsern jungen Mädchen sehen wir es jetzt, daß wir, falls wir diese hoffnungsvolle, aber noch unerwachsene Schar nicht direktionslos ins Leben laufen lassen wollen, uns ernstlich um die Frage der Vorbereitung, d. h. der Erziehung kümmern müssen.

Im ersten Teil seines Buches legt Dr. Schmidt dar, welche Umstände überhaupt die Erweiterung der Frauenberufe mit sich führten, und teilt diese Berufe in die drei großen Rubriken: Familie, Erwerbsleben, öffentliches Recht. Er geht alle Erwägungen in der Befähigungsfrage und in der Frage nach etwaiger Schädigung nationaler, wirtschaftlicher und speziell weiblicher Interessen ernstlich und vorurteilslos durch. Das Resultat ist mit Ausnahme der notwendigen Beschränkungen dem freien Streben günstig. Er erklärt die energische und befriedigende Inanspruchnahme der geistigen Kraft in den Entwicklungsjahren als Heilmittel gegen die Erschlaffung des ästhetisierenden und dilettierenden Nichtstuns, das heute in der Frauenwelt bedenklich an Umfang gewonnen habe, und stellt dar, wie diesem passiven Gefühlskultus, der „Gefühlsmastkur", und der leichtausartenden Phantasie durch eine kraftvolle Gewöhnung in der Jugend der Boden entzogen werde. Auf die Angstfrage nach der wachsenden Konkurrenz betont er die völkererziehende Wirkung, die der Konkurrenz sowohl wie dem Kriege innewohne, und das kräftige Resultat der natürlichen Auslese, das Aufsteigen des Lebensfähigen und Tüchtigen. — Im öffentlichen Recht unterscheidet er zwischen den Gründen, nach denen die Zulassung der Frauen zweckmäßig für das Gemeinwohl ist (Armenwesen, Jugendfürsorge), und denen, die sie nur aus Billigkeitsrücksichten gelten lassen (im politischen Recht). Doch erkennt er ihre subjektivere Veranlagung an, die sie z. B. für das Richteramt nicht geeignet erscheinen ließe.

Im zweiten Teil, der von der eigentlichen Erziehung handelt, tritt er mit derselben Prägnanz und Klarheit für das realistische Studium an Stelle des humanistischen ein. Es leitet ihn hierbei sein überall durchbrechender rein praktischer Geist. Im ersten Teil war dieser, da er auch die praktischen Aufgaben der Mutterschaft umfaßte, weit genug, um die idealen Züge nicht heraus-

fallen zu lassen. Hier aber verengert er sich. Die Schule wird ihm zum Nützlichkeitsinstitut, er hat keinen Sinn für die Vorbereitung zur Gelehrtenstube, sagt allerdings mit Recht, daß diese heute auch nicht mehr rein wie ehemals betrieben würde. Hat er recht, daß die Frauen sich mehr für das realistische Studium eignen, wie auch die Mehrzahl der Männer, daß fast das gesamte Studium auf sie zugeschnitten werden müßte, ja die Ämter ohne Ausnahme von dort erreichbar wären, so fiele das Niveau des deutschen Volkes, das bisher im Rufe stand, das Volk der Denker und Dichter zu sein (siehe auch Türmers Tagebuch, Januar S. 537), um ein Beträchtliches, und näherte sich dem Amerikanismus, der in seiner Art trefflich genug ist, aber für deutsche Eigenart doch wohl nicht das passende Maß wäre. Der Sprachunterricht, wie der Verfasser ihn will, entspricht mehr dem Kellner-Bedürfnis als dem, die Sprache und ihren Aufbau zu erforschen, und der Vorzug, statt der griechischen die englischen Dichter im Original zu lesen, ist nicht so groß, da die englische Sprache der unsern so ähnlich ist, daß eine Übersetzung an ihrem Geist nicht viel ändert.

Der Vorschlag, erst der Majorität eine realistische Ausbildung zu sichern und dann dem althumanistischen Bildungsideal näherzutreten, hängt in der Luft. Was heißt: nähertreten? Wenn diese Ausbildung schließlich zum privaten Luxus wird, so fallen auch die in dieser Richtung „Bedürftigsten" bald von ihr ab, und wir stehen als studierendes Volk auf einem gesunkenen Niveau.

Marie Martin in ihrem Buch „Aus der Welt der deutschen Frau" (Berlin, Schwetschke & Sohn) berührt die Ausbildungsfrage ebenfalls, doch nicht ganz in diesen scharf umrissenen Formen. In den beiden Kapiteln: Gemeinsame Erziehung der Geschlechter und Doppelte Moral und Mädchenerziehung liegt der eigentliche lebendige Kern des Buches. Alle anderen Kapitel: Schwärmen, Mädchenlektüre, Häusliche Erziehung ꝛc. enthalten viel Kräftiges, Feines und Herzliches und sind als Mahnruf und Ratgeber für Eltern und Führer für Töchter warm zu empfehlen. Es handelt sich auch hier um Dinge, die gar nicht oft genug gesagt werden können, doch weil sie schon so oft gesagt und so unanfechtbar sind, erübrigt sich an dieser Stelle eine spezielle Betrachtung.

Dagegen ist die Stellungnahme der Verfasserin zu der geistigen Ausbildung interessant und anregend. Sie kommt hier zu einer eigenartigen Annahme, die ich ganz besonders hervorheben und zum Durchdenken empfehlen möchte. Von dem Gedanken ausgehend, daß dem Mädchen nicht nur irgend ein schnell ergriffner Beruf gegeben werde, sondern der, in dem sie ihren Lebensinhalt findet und dadurch zur Mitarbeit an der Kultur befähigt werde, kommt sie in verständiger und sympathischer Auseinandersetzung zu dem Schluß, daß der Frau es vielleicht vorbehalten sei, einem großen Mangel an dieser Stelle abzuhelfen: die hohe intellektuelle Stufe, die der Mann errungen hat, entspricht in der Tat nicht der sittlichen Stufe des Volkslebens. (Siehe die Erkenntnisse des Kopernikus und den trostlos engen Gesichtskreis der großen Massen, sogar den in besseren Kreisen, in betreff Gott, Welt, Himmel, mit dichtem Aberglauben überzogen.) An dieser Tatsache ist nach der Verfasserin die systematisierende Abstraktion des Mannes schuld, und hierbei würde die subjektivere Art der Frauen, nach Überwindung von sklavischen Nachahmungsversuchen das wissenschaftliche Ideal des Mannes ergänzen und die „Erkenntnisse umbiegen unter Zweck- und Wertbestimmungen zu höchster Kraftentwicklung für das Handeln. Der gesunden Frau wird alles Wissen nur Mittel zum Können und Handeln sein."

Vielleicht wird dieser bescheiden geborene Gedanke einst von der Zukunft herrlich bestätigt. Darin würde das Einzelinteresse, das noch in diesem Kulturkampf liegt, seine endgültige Auflösung finden! Dennoch meint Marie Martin, daß die Zeit zu einer solchen Hebung (unter gesunden Verhältnissen, ohne Schädigung der mütterlichen Eigenschaften und ohne Hast) noch nicht reif sei, und daß man noch durch Generationen eine höhere Mädchenerziehung verfolgen müsse, ehe an eine Ausbildung für ein solches Ziel zu denken sei. Aber die raschgehende Kultur wird nicht so lange warten, vielleicht zum großen Schaden für eine langsamere und sicherere Höherentwicklung in Marie Martins Sinn.

Auch in betreff der doppelten Moral sieht sie klar und scharf. Das Ausbrechen einer ungezügelten Frauenmoral führt sie auf die einseitige Betonung der Herrenmoral zurück, die die heutige Kultur und das gesteigerte Selbstgefühl nicht mehr erträgt. Sie fordert die Erziehung des Willens auch bei dem Manne, die bisher bei der Frau so gute Früchte getragen hat. Die Frau aber soll nicht mehr im „Nichtwissen der Unreinheit" dumpf oder verlogen einhergehen, sondern klar und stark im „Nichtwollen der Unreinheit".

Ein hohes Lied der veredelten Liebe singt Agnes Harder in ihrem Buch „Liebe" (Berlin, Schwetschke & Sohn). Es ist zart geschrieben, fein und voll tiefer Klarheit. Kein Kampfbuch oder eines, mit dem man sich auseinandersetzt, sondern es begleitet den höheren Gang unseres erzogenen Gewissens wie eine reine, süße Melodie. Ein sachlich interessantes Buch zu sein, macht es gar nicht den Anspruch, aber es kann unreife, unsichere junge Menschen, die noch im Werden stehn, von dem Sirenensang einer unlautern Erotik abwenden, ihnen die Augen öffnen, die Gewissen veredeln.

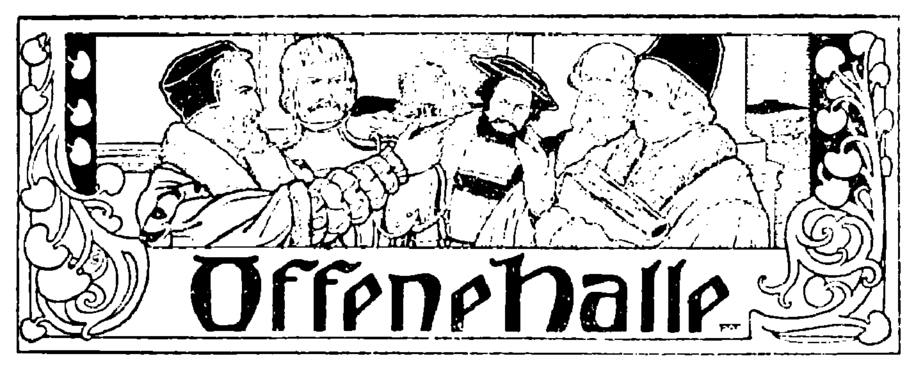
Ganz zum Schluß möchte ich noch das große Sammelwerk „Das Buch vom Kinde", das Adele Schreiber unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute als ein Kompendium der wichtigsten auf die Kindheit bezüglichen Fragen im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, reich illustriert herausgegeben hat und dazu bestimmt ist, ein Helfer und Mahner in der Erfüllung der Eltern- und Erzieherpflichten zu sein, sowie eine kleine Broschüre empfehlen, die allen Bräuten und werdenden Müttern in die Hände gegeben werden sollte: „Mutterpflicht und Kindesrecht" von Dr. med. Neter (Verlag der Ärztl. Rundschau, München). „Eine Mutter ist erst dann ganz und vollkommen Mutter ihres Kindes, wenn sie es stillt," das ist der Grundgedanke. Hier spricht ein Arzt über die Schädlichkeiten und Gefahren, die einem Kinde drohen, dessen Mutter zu nachlässig, zu genußsüchtig oder zu willensschwach ist, um diese vorläufig höchste und liebste Pflicht zu erfüllen. Er erklärt die Eigenschaften der Muttermilch und ihren unberechenbaren Segen. Dann beleuchtet er auch das nichts weniger als harmlose und ungefährliche Ammenwesen. Nicht soviel wirkliche Unfähigkeit zum Stillen als erbärmliche Schwäche ist unter den versagenden Frauen. Auf demselben Standpunkte steht in Adele Schreibers Buche Prof. Dr. Finkelstein in dem Kapitel von der Ernährung des Säuglings.

Wenn eine Mutter sich schon der ersten Anforderung entzieht, wie kann sie später ihren Platz ausfüllen? Und doch brauchen wir heute nichts nötiger als tüchtige Mütter. Jetzt ist keine Zeit zum Schlafen. Unsere Töchter gehen einer neuen Zeit entgegen. Wie sie sie finden wird, ist nicht zum kleinsten Teil unsere Sache! Marie Diers





Leonardo da Vinci
Christuskopf (Studie)



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Einiges von Kunst und Kultur

Dienstmänner und Leute ähnlicher Wirkungskreise tragen die Angabe ihres Berufes an der Kleidung, nebst einer Nummer für ihre Person. Der Gerichtsbote ist durch seine Uniform hinreichend gekennzeichnet; aber die Amtsrichter sind an ihrer Tracht nicht mehr zu unterscheiden. Will man wissen, welcher von ihnen etwa der Herr Amtsrichter Müller ist, so muß man schon den Boten fragen, und er wird sagen: Der Herr dort mit dem Vollbarte, oder wie er sonst aussieht.

Ich meine, mit Werken der Kunst sei es hinsichtlich ihrer Würde das gleiche. Der Maler schreibt auf seine Bilder nicht, was sie darstellen, und auch seinen Namen bringt er nicht wie eine Firma an. Hingegen unter auflageweise hergestellte Drucke wird beides regelrecht gesetzt; aber auch hier fertigt man die wertvolleren ersten Abzüge vor der Schrift.

Noch niemals ist es den Menschen in den Sinn gekommen, an der Frontseite von Kirchen deren Namen in Firmenschrift anzubringen; und auch Paläste jeder Art haben von jeher, als sozusagen Individuen der Kunst, diese natürliche Hochachtung genossen — bis auf unsere Zeit, welcher sie abhanden gekommen ist. Niemals früher hat man an einem Rathause, einem Gerichts- oder Amtshause, einem Schulhause solches angebracht, wie man es jetzt tut. Aber ist dies für ein feineres Gefühl, welches jedes Werk gern als ein Wesen für sich auffaßt, viel anders, als wenn Herr „Amtsrichter Müller" mit diesen zwei Worten am Barett auftreten müßte?

Man komme mir nicht mit der als Ausrede üblich gewordenen Phrase: der moderne Verkehr erfordere es so. Die Einwohner eines Orts kennen ihre öffentlichen Gebäude wie ihr eigenes Haus und bedürfen keiner solcher Aufschriften auf ihnen. Dem Fremden, der zum ersten Male es aufsuchen will, hebt sich das Gerichtshaus oder Posthaus schon von weitem von den gewöhnlichen Wohnhäusern ab, und wenn er so nahe herankommt, daß er eine große Schrift oben an ihm zu lesen vermag, kann er auch eine etwa neben der Tür aufgehängte Tafel erkennen, welche ihm anzeigt, daß er am gesuchten Orte ist. Nur so ist das Bauwerk selber etwas für sich, die erste Vorbedingung jedes ästhetisches Wertes.

Bei den romanischen Völkern ist dies noch in Kraft. — Ein anderes ist es natürlich um Weiheinschriften und überhaupt solche, die mit Inhalt und Fassung aus dem Gedanken des Werkes hervorblühen gleich sonstigem Schmucke.

Auch die Inschrift Teatro, welche häufig in kleineren Städten Italiens an der Frontseite des Theaters prangt, muß man hierher rechnen, wenn man sie recht versteht: sie ist keine Firma oder Reklame — das weiß man ja, daß es das Theater ist —, sondern der ungemein lebhafte Lokalpatriotismus der Italiener hat sie anbringen lassen: Unser Theater!

* * *

Zum Beispiele: In Herford in Westfalen hat man vor einigen Jahren einen Wittekindsbrunnen errichtet. Daß der Held auf seinem Schlachtrosse bloß die bereits langweilig gewordene typische Gestalt eines altdeutschen Recken der Bilderbücher ist, sei nur beiläufig bemerkt; obwohl es naheliegt, zu vermuten, daß eine individuellere und historisch richtigere Darstellung gerade in diesem Falle vielleicht möglich gewesen wäre, denn seine Gebeine werden von der Kirche des Städtchens Enger unweit Herford in einem Altaraufsatze aufbewahrt. Aber daß die Herforder nichts Eiligeres zu tun hatten, als den vom Bahnhofe Kommenden mittels schmiedeeiserner Wegweiser an jeder Straßenecke auf das Wittekindsdenkmal aufmerksam zu machen, das ist doch so häßlich, wie es modern ist. Ist denn bei uns der Sinn dafür so gänzlich abgestorben, daß die Art und Weise, wie man als Gemeinde beieinander lebt, kein Geschäft ist, sondern dessen Gegensatz und Ergänzung, als das Fürsichsein der Familien und Nachbarn in ihren Straßen, Gassen und Vierteln? Es gehört doch auch zu einem vollständigen Leben, nicht bloß Geschäft mit anderen, sondern auch selber etwas zu sein. Und dies ist auch ein Anrecht, ja es ist das Lebenselement eines öffentlichen Kunstwerkes, Teilhaber an diesem eigenen und nachbarschaftlichen Wesen zu sein.

Oder: In Neustadt a. d. Haardt hat jemand auf einen kleinen Platz, den Strohmarkt, einen Neptunsbrunnen gestiftet, als Kunstwerk zwar ohne Wert — eine wohlbeleibte Modellfigur in der beliebten Pose —, immerhin ein Schmuck, wenn man wenig dergleichen besitzt. Aber warum hat man denn den alten Strohmarkt nun in einen faden Neptunsplatz umtaufen müssen? Es ist eine Geschäftigkeit und ästhetische Regung an ganz unrechter Stelle. Das Palais des Großherzogs in Freiburg i. Br. steht noch heute zwischen Salz- und Schustergasse, ohne dadurch irgend an seiner Würde beeinträchtigt zu sein.

In Straßburg am Ende des Broglieplatzes steht an einem Wasserbecken auch ein Neptun, ein vorzügliches französisches Werk, um den man sich aber nicht im mindesten kümmert, nicht so wie in den genannten Fällen; ebenso rein für sich stehen in den Anlagen der Esplanade in Metz mehrere sehr schöne Sachen. Das besagt: man kann, wenn man will, ungestört und unbeachtet seine stille Freude an ihnen haben. Das herrliche Denkmal Claude Lorrains von Rodin in Nancy steht im Stadtgarten auf irgend einer schönen Rasenfläche; wenn man es nicht sucht, findet man es nur wie zufällig und ist entzückt. Wir können da von den Franzosen noch lernen, oder vielmehr annehmen; denn zu lernen ist das eigentlich nicht.

Und auch von unserer eigenen Vergangenheit können wir es wieder annehmen; denn wir haben es schon besessen gehabt. Jeder Blick in unsere alten Städte zeigt es uns. Niemals steht da ein Zierbrunnen oder dergleichen ohne besonderen Grund und deshalb steif und langweilig gerade auf der Mitte

des Platzes, sondern er steht scheinbar beliebig beiseits, und doch so richtig und so gemütlich, wie es mit Worten gar nicht zu sagen ist. So steht der Schöne Brunnen auf dem Markte zu Nürnberg, und so die anderen. Es gilt aber nicht bloß von diesen Dingen: alles ging solcherweise in- und miteinander.

* * *

Und im Heutigen tun es die Entartungen.

Es ist eine gute Sache, im Gebirge oder im weiten Walde seinen Weg leicht zu finden. Aber ehe ich mich immerfort durch Ölfarbenstriche von einem Baume oder Steine zum andern ähnlich wie ein Bär am Nasenringe leiten lasse, will ich lieber mein topographisches Genie anstrengen oder mich mehrmals verlaufen; so wie ich auch vorziehen würde, in Herford nach dem Wittekindsbrunnen mich hinfragen zu müssen. Aber kaum drang vor einigen Jahrzehnten die Wanderlust in weitere Kreise, so wurden es „Touristen“, und sie bildeten eiligst Vereine, und zogen mit großen Farbentöpfen aus und „markierten“ alle „lohnenden“ Pfade im Deutschen Reiche, damit keiner mehr Umsicht, Schicksamkeit, Verwundern und dergleichen altmodische Requisiten mitzuschleppen brauche. Und auf jede Anhöhe bauten sie einen Aussichtsturm.

Auch schnell vorwärts zu kommen ist eine gute Sache. Aber wiederum sehen wir, daß der Geist, statt die neuen Mittel sich zu seiner reicheren Entfaltung dienstbar zu machen, schmählich zu ihrem bloßen Diener herabsinkt. Die Radfahrer und gar die Automobilisten, auf die Landstraße gebannt, denken gar nicht mehr daran, sie zu verlassen, und daß außer ihr die schönsten Werte liegen. Je schneller die Maschine rast, um so mehr verengt sich der Geist, in der Richtung hin, selber bloß ein Organ derselben, das des Wahrnehmens, zu werden. Wenn solche Leute reisen — statt dieses alten inhaltreichen Begriffes müßte ein passenderer für sie geschaffen werden —, was erleben sie da alles *nicht* von dem, was zu erleben möglich wäre? Man lese die Reiseberichte in ihren Zeitschriften und beachte den Horizont, die kleine Klaviatur der Gedanken, die da angeschlagen wird. Ihre Altersgenossen vor hundert Jahren erlebten auf einem Wege von einer Meile mehr als sie auf einer Strecke von vielen Meilen.

Es ist nicht die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart erheben, wenn man solches sagt — der Philister ist sich immer gleich gewesen —; es will vor Augen führen, daß der *Geisteskultur* im Volke die wahre Lebenskraft, die des *Wachsens*, gefehlt hat und fehlt, die Kraft, in die Weiten einzutreten, welche die technischen Mittel ihr physisch geöffnet haben und zu denen die Großen unserer klassischen Periode alle Wege gebahnt hatten. Früher konnten die anderen vom „Volke der Denker“ vielleicht sagen: mehr Geist als Geld; heute ist sicher das Umgekehrte richtig. Man würde nicht so strenge zu urteilen brauchen, wenn nicht Anmaßung und Selbstgefälligkeit in gleichem Maße zugenommen hätten. Die Zeiten, wo die Lumpe noch bescheiden waren, sind vorüber.

Am Rande des Harzes, auf dem Hexentanzplatze, hat man ein Landschaftstheater eingerichtet; ich glaube es gern, was die Zeitungen von ihm zu preisen wissen; aber — —: die Leute erzählen begeistert, was sich ihnen da Neues offenbart habe, und es sind alles Dinge, welche sie in der Natur täglich und ohne Eintrittsgeld haben können, wenn ihnen nur Herz und Sinn offen wären. Sie rühmen überrascht die Akustik des Theaters; haben sie denn niemals beobachtet, daß überall im Gebirge, wo das Gestein ansteht, die menschliche

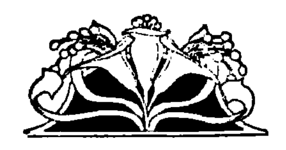
Stimme so seltsam schön und deutlich auf weite Entfernung vernehmbar ist, ebenso auch über stille Wasserflächen hin? Es sei wunderbar gewesen, wie das Dargestellte, die altdeutschen Mythen, mit der Natur zusammenfloß, je tiefer die Schatten des Abends herabsanken und die Felsen und Bäume der Bühne und die weite Landschaft unten in Dunkelheit hüllten; und da weise sich auch unerbittlich aus, wie auf einem Prüfsteine, ob lauter und wahr oder unecht sei, was vorgeführt wird. Gewiß, nur wirkt die Natur solches immer und überall; habt ihr denn nicht mal allein an solchen Orten die Nacht abgewartet und gleich euren Vorfahren Wieland den Schmied und die Heinzelmännchen und anderes wahrgenommen, geheimer und seltsamer, als die Schauspieler es euch zeigen können? Und warum ist euch nicht längst bewußt, um wieviel klarer in der Natur alles Wahre wahr, alles Liebliche lieblich ist, wie menschliche Hohlheit in ihr viel deutlicher ist als auf der Straße oder im Salon?

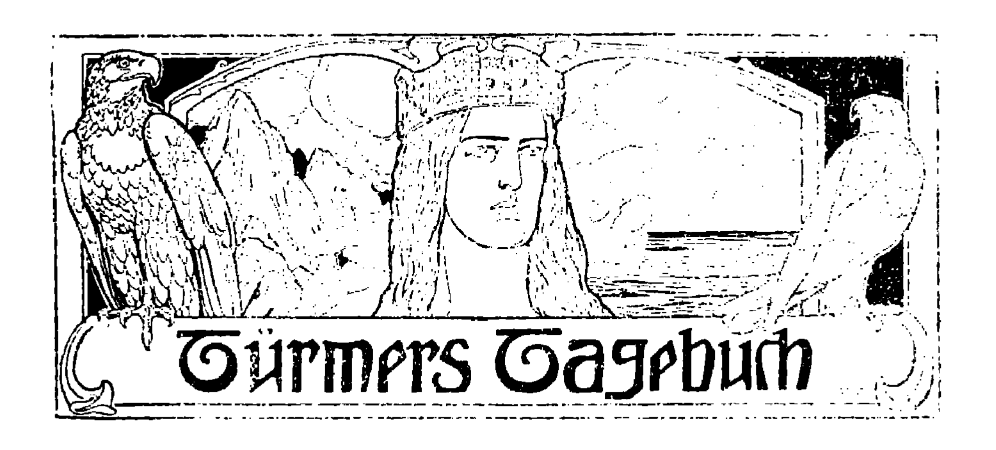
Die Kölnische Zeitung brachte kürzlich Bemerkungen, welche ein kluger Beobachter auf einer Reise durch Nordamerika gemacht hatte. Eine war, daß dort Bahnen und Fabriken jeder Art mit absoluter Rücksichtslosigkeit ihr Getöse und Pfeifen in bewohnten Quartieren treiben und daß es auf Kosten der Nervenkraft des Volkes geschehen müsse und auch der Fähigkeit, Innerliches zu entwickeln, statt deren nur der Erwerbstrieb und in einseitigsten Formen sich ausbilde. Diese Mechanisierung der Geister greift aber auch anderswo um sich; und was wir hier betrachtet haben, läßt sich schon unter diesen Begriff fassen. Wo ist bei uns in größeren Städten noch Ruhe zu finden? Man ist bereits eingestellt wie die Amerikaner: erst das Geschäft und dann das Vergnügen, was denn sonst noch? Faul ist man nicht, das Leben ist angespannt, jedoch wie ein Glied im Getriebe einer Maschine, wo ein Rad das andere mitreißt. Wenn sich nicht überall in den Besseren unablässig etwas drängte, trotzdem sich zu behaupten und ans Licht zu gelangen, — man wäre versucht zu glauben, daß das heroische Zeitalter der Menschheit nunmehr endgültig abgetan sei und ein anderes aufziehe, welches mit mechanisch dinghaftem Dasein der Individuen sich charakterisieren werde, einem Dasein, dessen Bedingungen die großkapitalistische Geldherrschaft formt, welches nur ist, wenn es sich ihnen fügt, und sonst nicht ist. Welche Verluste!

Unsere Bureaukratie hat in Gestalt der Schablonen für alles an ihrem Teile ähnliches bereits erreicht. Würde in jetziger Zeit etwa Goethe eine Karriere wie damals machen? Und seine Militärverhältnisse? Ich mag sie nicht ausdenken.

Es ist für uns — in jeder Hinsicht — die höchste Zeit, daß wir uns die Wahrheit über uns selber sagen.

H. Walling





Unbotmäßige Genossen und Kaiser Bebel — Liberal? — Das böse Wahlrecht — Maulwürfe — Der neue Herkules — Politik und Bildung

Die offizielle Sozialdemokratie hat nichts gelernt und nichts vergessen. Wenigstens nach dem hochnäsigen und prahlerischen Gebaren ihres „Zentralorgans" zu urteilen. Da muß sich Eduard Bernstein gegen „Unterschlagung" und „Fälschung" einer von ihm gehaltenen Rede zur Wehr setzen; da wird der „Genosse" Georg Bernhard zum simpeln „Menschen" degradiert und dem Herausgeber der „Antisozialdemokratischen Korrespondenz", Max Lorenz, „zugesellt", mit dem er „innerlich verwandt" sei; da wird Dr. Heinrich Braun mit nicht minderer Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit als „unbezahlter Helfer des Reichsverbandes" an den Pranger der öffentlichen Parteimeinung gestellt, allen aber mit dem berühmten „Riegel" gedroht, der vorgeschoben werden müsse. Auch aus der eklatanten Niederlage der Partei weiß ihr offizielles Organ Honig zu saugen. Es „beweist" mit anderen Parteiblättern, daß die Zahl der Mitläufer diesmal nur einige Hunderttausende betragen habe, die mehr als drei Millionen aber, die jetzt treu zur Fahne gehalten hätten, „sturmerprobte Kämpfer" seien, die durch nichts mehr der Partei abwendig gemacht werden könnten.

„Merkwürdig," meint kopfschüttelnd Genosse James Broh in der „Neuen Gesellschaft", „was trotz des Wahlgeheimnisses in die bloßen Zahlen hineingeheimnißt wird! Nach unserem Statut sind Parteigenossen nur die Organisierten, mit Ausnahme besonderer für uns anderweit tätiger Genossen. Danach sind, mit dieser Ausnahme, alle Nichtorganisierten, die bei den Hauptwahlen für unsern Kandidaten stimmten, nur Mitläufer. Der ‚Vorwärts' wird nun wohl einwenden, daß die andern Parteien doch alle ihre Wähler als Parteigänger betrachten. Die verschwimmenden Grenzen der anderen Parteien aber für die unsrigen als Beispiel zu nehmen, verrät im Grunde bürgerliche Anschauungen. Wer liberal wählt, mag für einen Liberalen gehalten werden, vielleicht auch ein Liberaler sein.

Denn was bedeutet ‚liberal'? Die Sozialdemokratie jedoch ist von allen anderen Parteien innerlich geschieden, sie erstrebt eine Umgestaltung der Gesellschaft und stützt sich hierbei auf bestimmte, wissenschaftliche Anschauungen. Wer als Sozialdemokrat betrachtet werden soll, muß auf diesen fußen.

Sicherlich wird dies auch bei einer Anzahl der nichtorganisierten Wähler, zumal aus den Kreisen der Intellektuellen, zutreffen. Wie groß aber diese Anzahl ist und wer von ihnen wirklich überzeugter Marxist ist, wissen wir nicht. Und zwar um so weniger, je mehr die Sozialdemokratie als ‚die' Oppositionspartei alle unzufriedenen Elemente einem Schwamme gleich aufsaugt. Wir wissen nicht einmal, ob es überhaupt dieselben sind, die jetzt wie 1903 für uns gestimmt haben, und ob sie nur ihrer Mißstimmung über politische Vorgänge und wirtschaftliche Zustände Ausdruck geben, aber nicht unserer Partei zu einem ausschlaggebenden Einfluß verhelfen wollten, ob also, je näher dieselbe ihrem Ziele kommt, die Zahl der Mitläufer progressiv wieder abnehmen muß. Wir wissen endlich auch nicht, ob wir auf sie, die nicht den Mut oder die Entschlußkraft besitzen, unserer Organisation beizutreten, in Zeiten, da es aufs Handeln ankommt, auch nur irgendwie rechnen können. Die Organisation allein, die für die anderen Parteien fast nur bei den Wahlen in die Erscheinung tritt, ist und bleibt für uns die Grundlage der Parteizugehörigkeit. Bei zirka 13 Millionen Wählern und zirka 14 Millionen großjähriger Staatsbürger haben wir danach bei weitem noch keine volle Million überzeugter Sozialdemokraten — das sind nur 7% — und weit über 2 Millionen Mitläufer.

Die Mitläufer von 1903 sind auch nicht etwa inzwischen ‚Rekruten' geworden. Das widerlegt sich schon durch die Organisationsziffern. Als Rekruten kann man doch nur die neu Eintretenden ansehen. Wer übrigens die Psychologie der Organisation näher studiert, wird zugeben: die Erziehung der Rekruten erstreckt sich mehr auf den äußeren Drill. Bekommt man sie sämtlich zur Flugblattverteilung, zum Schlepperdienst und anderen gewiß überaus anerkennenswerten Arbeiten heran, so ist man schon sehr froh. Mit einer tiefgründigen sozialen und politischen Erziehung dagegen ist es um so schwächer bestellt, je nervöser gerade die herrschende Richtung in der Partei gegen ein wirklich freies und frisches Wort, gegen unumschränkte Meinungsfreiheit wird. Man sieht eben immer noch nicht ein, daß diese Intoleranz, die mit der Disziplin bei der Ausübung der praktischen Tätigkeit nicht das mindeste zu tun hat, gerade bei einer demokratischen Partei eine ungeheure Schwäche beweist.

Dies Bild der wirklich politisch, wirtschaftlich und geistig zur gegenwärtigen Umgestaltung Deutschlands noch viel zu schwachen Macht unserer Organisation zeigt sich nun aber im Spiegel des Parlamentarismus verdoppelt. Trotz der Ungerechtigkeiten der Wahlkreisgeometrie! An einem Tage während eines Jahrfünfts laufen Millionen Staatsbürger, die wir auf dem politischen Kampffelde sonst nie wieder sehen, herbei und werfen

einen Zettel für uns in die Urne. Eine geringe Bemühung, die unsere Parteimacht aber weit über die Zahl der wirklichen Genossen hinaus erhöht. Millionen ferner von Reichsverdrossenen und Gleichgültigen stimmen, obwohl sie Gegner unserer Ziele sind, dennoch nicht gegen uns, sondern enthalten sich der Stimme. Diese indirekte Hilfe übersehen wir leicht.

Über welche geringe Macht im Reichstage wir gebieten würden, wenn wir nur auf unsere parteigenössischen 7% zu rechnen hätten, zeigt die Tatsache, daß wir sogar mit Hilfe der 2 Millionen Mitläufer nur 29 Mandate in der Hauptwahl erringen konnten. Die übrigen Mandate fielen uns in der Stichwahl durch direkte oder indirekte Hilfe bürgerlicher Parteien, denen wir immer noch als das kleinere Übel erschienen, zu. Wie nun bei einer Wahlkonstellation, bei der sich sämtliche bürgerliche Parteien tatsächlich gegen uns zusammenschließen? Die nächsten Wahlen werden, wenn unsere Bahnen die gleichen bleiben, voraussichtlich uns noch eine schlimmere Niederlage bringen. Ich halte es für richtiger, wenn wir dies Resultat ins Auge fassen und zu vermeiden suchen, als daß wir uns wieder, wie bei diesen Wahlen, davon überraschen lassen. Der Nimbus unseres unaufhaltsamen Vorwärtsdrängens ist zerstört. Wie jede Niederlage, so wird auch diese auf die Mitläufer eine ernüchternde und demoralisierende Wirkung ausüben. Schon die homerischen Götter standen nur auf der Seite der Siegenden. Und die Bürgerlichen haben gemerkt, was sie gegen uns leisten können, wenn sie gegen uns sich zusammenschließen. Sie werden schon die Nutzanwendung ziehen. Auch wir? Bis jetzt hat sich nur eine schwache Morgenröte der Erkenntnis gezeigt.

Manche Revolutionäre haben nach diesem Mißerfolg die parlamentarische Flinte schon fast ins Korn geworfen. Was für eine verzweifelte Aussicht ist die auf einen Weltkrieg, die Kautsky in der ‚Neuen Zeit‘ jetzt wieder, wie schon so oft, andeutete! Natürlich steht für ihn fast mit ‚wissenschaftlicher‘ Gewißheit fest, daß der Weltkrieg mit einem Konkurse Deutschlands endigen, daß dann just das sozialdemokratische Proletariat die politische Macht erobern würde, und daß es dann das nationale oder internationale wirtschaftliche System ändern könnte! Sollen wir nun aber wirklich wegen solcher Zukunftsvisionen einen andern Kampf, als den wir jetzt kämpfen, und eine andere Revolutionierung wünschen als die der Köpfe? Sollen wir das im Prinzip zweifellos demokratische Reichstagswahlrecht als Waffe aufgeben und gleich Kautsky in völlig undemokratischer Weise auf eine gewalttätige Überrumpelung der Mehrheit lauern? Oder nicht vielmehr dahin streben, endlich die Majorität zu gewinnen? Wenn wirklich unsere Ideen modern, klar, vernünftig und der großen Masse des Volkes nützlich sind, woran, zum Teufel, liegt es, daß wir ihr das nicht klarmachen können? Zumal Deutschland doch ein vorwiegend industrielles Land und die Volksaufklärung in den germanischen Ländern eine weit höhere ist als die in den romanischen und slawischen? ...

Nach der Ansicht, die dem Dresdener Parteitage das Gepräge gab, darf allerdings eine auf die Mitläufer zugeschnittene Taktik überhaupt nicht in Frage kommen. Beschwichtigen doch die Revolutionäre ihr Gewissen über die parlamentarische Mitarbeit im Gegenwartsstaate durch die Formel, daß diese Mitarbeit lediglich das Proletariat für den Endkampf schulen solle. Erstaunlich ist es hierbei jedoch, daß dieselben Genossen so wenig im Wahlkampf die gute Gelegenheit ergreifen, das Volk gerade über ihre revolutionären Ansichten und über die Zusammenbruchsidee aufzuklären. Wo bleibt hier die ‚prinzipielle Schulung'? In der Praxis wird also auf die Mitläufer die größte Rücksicht genommen.

Von vielen Seiten wird jetzt gefordert, man solle mehr als bisher die Wähler, d. h. die Nichtgenossen, über die positive Einzelarbeit der Sozialdemokratie aufklären, diese Einzelarbeit selbst auch noch steigern. Ganz schön. Man möge aber nur nicht vergessen, daß das deutsche Volk infolge seiner Geschichte überhaupt ein geringes Verständnis für die große Politik hat. Seit einem Jahrhundert hat der Franzose, seit Jahrhunderten der Engländer seine Verfassung, der Deutsche erst seit Jahrzehnten. Und wie wenig beteiligt die deutsche Verfassung die früheren Untertanen an der Regierung! Sogar die kommunale Selbstverwaltung, die übrigens mit der großen Politik nur in einem indirekten Zusammenhang steht, beschäftigt lediglich einen kleinen Bruchteil. Für den Deutschen ist die Politik daher mehr ein Schauspiel, dem er zusieht, als daß er sich selbst daran beteiligt. Und an diesem Schauspiel interessieren ihn naturgemäß mehr die Schauspieler selbst und die ‚interessanten', charakteristischen Züge als die wirkliche konkrete Arbeit.

Hat das Volk wenig Verständnis für die eigentliche Politik, so hat es noch weniger Vorliebe für die Revolution. Im Gegensatz zu Frankreich ermangelt Deutschland einer großen revolutionären Vergangenheit, ermangelt sein Volkscharakter des revolutionären Elans. Der pedantische, sorgenvolle, gemütliche Deutsche versteht sich schlecht auf den Wagemut, der alles oder nichts auf eine Karte setzt. Die ganze altbürgerliche, altmodische, antidemokratische Revolutionsspielerei wirkt im Lichte der modernen sozialistischen Entwickelungslehre nur grotesk. Sie hat vielleicht eine Zeitlang — das soll gar nicht geleugnet werden — faszinierend auf viele Proletarier gewirkt. Aber derartiges braucht sich schließlich ab. Zumal wenn revolutionäre Taten ausbleiben. Wenn das Revolutionäre nur auf das Altenteil der Theorie gesetzt wird. Wie das Volk im ‚Talisman' den König trotz seiner bloßen Unterhosen im Hermelin erblickt — da die Schlagworte so laut ertönen, da alle es sagen, sieht man freilich auch um die Schultern der Partei den roten Mantel und bemerkt nicht, daß sie tatsächlich in revisionistischen Unterhosen geht. Aber ein Königreich dem, der mir eine revolutionäre Tat der deutschen Sozialdemokratie zeigt! Auf die Revolution lauern, jahre- und jahrzehntelang, ermüdet. ‚Begeisterung ist keine Pökelware, die man einpökelt auf mehrere Jahre.' Für nichts

gilt dies Goethesche Wort wohl mehr als für die immer wieder prophezeite und immer wieder vertagte Katastrophe. Die großen Massen der Mitläufer aber schrecken wir damit geradezu zurück . . .

Man braucht den deutschen Arbeiter nicht durch die völlig unsozialistischen Verelendungs- und Kladderadatsch-Utopien für das Ideal des Sozialismus, das damit ja gar nichts zu tun hat und an sich bereits revolutionär genug ist, zu gewinnen. Ja, man kann ihn nur schwer damit gewinnen. Wenn man den Arbeitern zeigt, daß gerade die Sozialdemokratie die konsequenteste und praktischste Reformatorin ist, die ihr Ziel, den kapitalistischen Staat allmählich mit neuem sozialistischen Leben auszufüllen, stets im Auge behält, zugleich aber in genauer Abwägung aller Volksinteressen nach der jeweiligen Lage vorgeht, so wird diese Agitationsmethode uns sowohl die industriellen, in ihrer Mehrzahl heute übrigens noch gut christlichen Arbeiter wie die Mittelschichten und die wegen ihres geistigen Einflusses besonders wichtigen Intellektuellen in Massen zuführen. Gleichzeitig von Katastrophe und Revolution träumen und dabei zugleich Hort und Zuflucht der großen Mehrheit des Volkes sein wollen, das ist in Deutschland gleichbedeutend mit der Quadratur des Zirkels. Sie ist für Kautskys und seiner Freunde Dialektik ein leicht zu lösendes Spiel, aber nicht für den gesunden Sinn des einfachen Mannes, an den wir uns richten müssen.

Warum sollten wir nicht definitiv ein Ende machen dem Zwiespalt zwischen reformatorischer Arbeit und revolutionärer Theorie, dem ewigen Hin- und Herschwanken und dem dadurch bedingten Phrasenheldentum, das sich immer wieder nur an großen revolutionären Worten ohne entsprechende Taten berauscht? Fürchtet ihr, die organisierten Arbeiter werden die Partei verlassen? Oder die Reaktion werde trotz der Volksmehrheit siegen? Nur bei einer Revolution der Minderheit fürchtet ihr dies nicht?!

Geht's im bisherigen Takte weiter, so werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach noch weitere Jahrzehnte in Deutschland so wie bisher langsam fortkrebsen. Gewiß, das liberale Bürgertum hat auch eine große politische Schuld auf sich geladen. Aber haben wir als die politisch Aufgeklärten nicht die größere Verantwortung? Hat unser Revolutionarismus sie nicht von der Seite der Barth und Gerlach fort- und unter die Bajonette der Reaktion getrieben? Und hat ein führendes Organ nicht den sterbenden Führer der Freisinnigen, dem die Sozialdemokratie die geistige Beherrschung des Etats verdankt, einen Strolch im Sterben genannt? Diese Verschärfung unseres Verhältnisses zu den Liberalen, die uns auf der anderen Seite fast zu Vasallen des Zentrums im Parlamente macht, verlangsamt nur die Fortschritte, die wir durchsetzen könnten.

Frankreich hat inzwischen die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt, die Kriegsgerichte aufgehoben, die Bestrafung der sog. Streikvergehen beseitigt, völlige Versammlungsfreiheit gesichert. Frankreich konnte

dies, nachdem die Sozialisten unter Führung von Jaurès durch ihre Blockpolitik die Republik gegen die klerikal-nationale Reaktion gesichert hatten, wofür sie Kautskys und Bebels Tadel einheimsten ..."

Noch eindringlicher geigt Georg Bernhard den Parteibonzen die Wahrheit. Mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, gleich in einer ganzen Artikelreihe der — horribile dictu! — bürgerlichen, ja sogar „nationalen" „Welt am Montag". Und das Ganze hat der Überdreiste noch die unerhörte Keckheit „Das Jena der Phrase" zu nennen! Über die Notwendigkeit der Selbsthilfe der Arbeiterschaft auf Grund eigener Organisationen brauche man ja keine Worte mehr zu verlieren. Sie sei eine historisch erwiesene Tatsache. Aber wie sei diese klare Formulierung mißbraucht und mißdeutet worden! „Sie hat schließlich zu einem fortwährenden Appell an die schwielige Faust und zu einer Glorifizierung der Masse geführt, die in dieser Allgemeinheit zum mindesten geschmacklos war. Aber sie war auch gleichzeitig gefährlich. Während der Zweck der sozialdemokratischen Bewegung sein soll und muß, die Arbeiterschaft zum vollen Mitgenuß an der Kultur zu führen, ist in einzelnen Köpfen die Idee entstanden, daß die, die um die Befreiung der Arbeiterklasse mitkämpfen, sich proletarischer Lebenshaltung anbequemen müssen und daß über die schwierigsten Probleme der Menschheit keine Instanz so vorzüglich zu urteilen vermag, wie eine Volksversammlung. Es wurde vollkommen vergessen, daß die Ideen, die der modernen Arbeiterbewegung zugrunde liegen, den Köpfen einzelner Männer entstammten, die nichts weniger, als Proletarier waren. Marx, der Mann einer Ministerstochter, Engels, der Sohn eines Fabrikanten, und Lassalle, der verwöhnte Liebling der Berliner Gesellschaft, sind die Gründer der proletarischen Bewegung in Deutschland. Und wer die schweren Mißerfolge der Lassalleschen Agitation kennt, der wird nicht behaupten wollen, daß das Proletariat sich für seine Ideen zunächst als sehr aufnahmefähig erwies. Gewiß sind der Arbeiterklasse seitdem viele Führer später aus ihren Reihen entstanden. Namentlich Auer, Bebel, Molkenbuhr, Grillenberger und viele andere, die zum Teil heut noch die Arbeiterbataillone führen, sind ein sprechender Beweis dafür, daß früher ungeahnte Kräfte in der Arbeiterschaft schlummerten. Aber was haben diese Leute an sich selbst arbeiten müssen, welch rastloser Fleiß, welch unverzagte Hingebung war notwendig, damit sie zu den Führerposten sich emporschwingen, damit sie sich auf ihnen behaupten konnten. Daneben bestand immer ein Teil gerade der tüchtigsten Führer aus Akademikern. Der Arbeiter, der Sozialdemokrat wird, riskiert nichts, tauscht aber dafür erhebliche Chancen ein. Maßregelungen erträgt er um seiner selbst willen. Der Akademiker, der sich den sozialdemokratischen Kämpfern anschließt, aber muß von vornherein entsagen. Er bricht viele Brücken hinter sich ab. Er braucht eine große Dosis von Idealismus, um die Nachteile, die er auf sich nimmt, durch den Gedanken daran auszugleichen, daß er für eine große Sache, für die

Zukunft der ganzen Menschheit kämpft. Der Politiker darf keine Dankbarkeit verlangen. Aber wer aus den Reihen anderer Klassen zur Sozialdemokratie kommt, darf fordern, daß er nicht schon deshalb mit Mißtrauen angesehen wird. Und es ist infam, wenn das Mißtrauen der Arbeiter gegen die Akademiker aufgestachelt wird, nicht etwa von den Arbeitern selbst, sondern von Leuten, die auch nichts anderes sind als Akademiker, die den Massen ihre Ideen zu suggerieren trachten, um ihnen dann einzureden, es wären die eigenen Ideen der Masse. Das ist das Verfahren, das von den Höflingen den Königen gegenüber geübt wird. Das ist die Art der Kamarilla, und ob die Kamarilla den König ‚Demos' oder den König Wilhelm umschmeichelt, ist im gleichen Maße verwerflich. ‚Der König absolut, wenn er unsern Willen tut', so sagen die preußischen Granden, und die Hofdemagogen der Sozialdemokratie lassen auch ihren König ‚Volk' nur solange absolut herrschen, wie er sich dem Ideengange, den sie ihm aufzwingen wollen, fügt. Sie täuschen ihm nur Selbstherrschaft vor, während sie ihn in Wirklichkeit in ihrem Ideenkreise gefangen halten.

Nach den Lehren des kommunistischen Manifestes und des sozialdemokratischen Parteiprogramms erweitert sich das Herrschaftsgebiet des Kapitals ständig und zwingt neue Massen in seine Abhängigkeit. Damit aber erweitert sich gleichzeitig der Kreis derer, die an den heutigen Eigentumsverhältnissen kein erhebliches Interesse mehr haben. Im Produktionsprozeß ist die Stellung des Handlungsgehilfen, der Bureauangestellten der großen Aktiengesellschaften und der Ingenieure der Trusts genau so abhängig, wie die des Arbeiters. Neben den Schichten, die man früher als das Proletariat ansah, entstehen so neue abhängige Schichten, die von der Kultur der bürgerlichen Gesellschaft durchtränkt, an ihr noch mehr Anteil haben, als die Arbeiterschaft. Mag man diese Schichten nun als neuen Mittelstand oder als neues Proletariat betrachten, sie gehören an die Seite der Arbeiterklasse. Und eine Partei, die für die Arbeiter politischen Einfluß erringen will, kann an diesen Menschenmassen nicht vorübergehen. Sie kann sie aber noch weniger fortgesetzt vor den Kopf stoßen. Es gilt diesen Leuten ihre Klassenlage klarzumachen. Wenn ich einem Anfänger philosophische Systeme nahebringen will, so darf ich es nicht in einem Buch tun, von dessen Lektüre der Neuling schon auf der ersten Seite abgeschreckt wird. Dasselbe gilt auch für die politische Propaganda unter diesen wichtigen gesellschaftlichen Schichten. Wenn diese Leute auf jeder Seite unserer wissenschaftlichen Literatur und vor allem auf jeder Seite vieler Parteizeitungen geringschätzig von bürgerlicher Wissenschaft und bürgerlicher Kunst lesen, wenn sie fortwährend von Personen, deren Eigenschaften sie im Verkehr schätzen gelernt haben, als von Banditen, Raubrittern, Gelichtern, Strolchen (Bravo, „Genosse" Bernhard! D. T.) reden hören, dann vergeht ihnen die Lust, bis zum Kern einer Idee vorzudringen. Sie müssen eine geringe Meinung von den Personen ge-

winnen, die diese Idee vertreten. Ein Teil unserer Parteipresse, an der Spitze der ‚Vorwärts', macht geradezu den Eindruck, als ob er Anhänger der mosaischen Lehre (!) sei, die das Werben von Proselyten verbietet. Die Neulinge, die anderes kennen gelernt haben, wollen es sich nun einmal nicht gefallen lassen, daß Agitatoren, von denen sie wissen, daß ihre Suppen ja auch nur mit dem Wasser der bürgerlichen Wissenschaften gekocht sind, sich ihnen gegenüber als die Allwissenden aufspielen. So können Propheten von Religionsgemeinschaften auftreten, die an den Glauben appellieren, aber nicht Politiker, die gezwungen sind, alle am gleichen Ziele Interessierten zu gemeinsamer Aktion zu sammeln.

Woraus besteht denn die sogenannte proletarische Wissenschaft? Im talmudischen Herumtüfteln an den Werken einiger großen Meister. Von einer Weiterentwicklung der Lehren von Marx und Engels, von einer sinngemäßen Anwendung der Taktik Lassalles ist gar keine Rede mehr. Vielmehr werden alle Erscheinungen des vielgestaltigen Lebens in der Studierstube fein säuberlich in das System registriert, und wenn sie nicht hinein passen, so macht man es, wie es bereits der selige Prokrustes tat, man schlägt ihnen einfach die Glieder ab, oder zerrt sie so lange auseinander, bis sie in das fertige Bett passen. Der Jurist nennt das: eine Tat unter einen gesetzlichen Tatbestand subsummieren. Das war von jeher die Lieblingsbeschäftigung der Bocher in den Talmudschulen. (Köstlich! D. T.)

Solange man so etwas mit Dingen tut, die dem Erkenntniskreise der Arbeiterschaft fern liegen, merkt diese nicht, wie dem Leben Gewalt angetan wird. Aber die Massen, die neu aus anderen Kreisen zu uns kommen, sehen das leichter ein. Und schließlich muß das auch dem Arbeiter klar werden. Denn, wenn der ‚Vorwärts' von ‚Hungerwahlen' schreibt, wenn unsere Parteitheoretiker durchaus immer noch die Verelendung der Massen propagieren müssen, so merkt der diese Dinge doch überschauende Proletarier, daß ihm blauer Dunst vorgemacht wird. Er zweifelt entweder an der Geisteskraft oder an der Ehrlichkeit seiner Propheten. Das stärkste Stück in dieser Richtung hat allerdings Rosa Luxemburg letzthin in einer Versammlung sich geleistet. Sie gehört ja zu denjenigen Geistesheroen, die der ‚Vorwärts' ernst nimmt, und während er die Reden anderer Parteigenossen fälscht oder unterdrückt, hat er ihrer Rede zweieinhalb Spalten gewidmet. In dem Bericht finden sich folgende Stellen: ‚Von allen Ländern Westeuropas ist Deutschland für eine Katastrophe am reifsten, denn hier sind die Klassengegensätze am schärfsten ausgedrückt.' . . . ‚Durch diese Wahl sind wir unserem Endziel um eine tüchtige Strecke nähergebracht.' . . . ‚Der Ausfall der Wahl hat uns gelehrt . . . daß wir viel schneller unserem Sieg entgegen gehen, als wir vor dem 25. Januar angenommen haben.'

Und so etwas soll man ernst nehmen! Das ist allerdings der politische Betrug ins große getrieben. Wenn es nicht etwas viel Schlimmeres ist . . ."

Erstaunlich ist's ja nicht, wenn jetzt solche Güsse auf die Parteihäupter niederprasseln. Sind sie doch nur die natürliche Reaktion auf die lange und übermäßige Anspannung eines blinden Autoritäten- und Dogmenglaubens, wie ihn allenfalls nur die Kirchen von ihren Rechtgläubigen verlangen. Auch Bebels Nimbus beginnt sachte zu verblassen, wie Albert Weidner in seinem Porträt dieses ungekrönten Kaisers der Sozialdemokratie in der selben „W. a. M." ohne jede Gehässigkeit, eher mit einer gewissen Sympathie, ahnen läßt:

„Seit mehr als drei Jahrzehnten schallt Bebels Name über den politischen Kampfplatz; überall drang er hin, wo auch nur der geringste Sinn für öffentliche Angelegenheiten, für das soziale Ringen unserer Tage vorhanden ist. Vor zwanzig Jahren ängstigte man in spießbürgerlichen Kreisen Kinder mit dem Namen. ‚Wir sind die Petroleure' sangen damals noch die Genossen voll kecker Ironie. Dann kamen andere Zeiten: aus der Wolke von Entstellungen und Verleumdungen, die unter dem Ausnahmegesetz von der gegnerischen Presse um ihn erregt worden war, trat die Person des als Schreckgespenst Mißbrauchten mehr und mehr ins Bereich des Realen. Man erkannte einen achtenswerten Charakter, sympathisch jedem, der Temperament und Mannesmut zu schätzen weiß. *Wer in einer feigen Zeit nach kühnen Worten lechzt, sah in ihm bald sein Ideal.* In immer weiteren Kreisen mißbilligte man die Maßregelungen, die behördlichen Schwierigkeiten, die schoflen Preßfehden — all das, was öffentlich und aus dem geheimen gegen Bebel und seine Partei verübt wurde, oft genug unter Nichtachtung aller gesetzlichen und moralischen Schranken. Die gehässige Herabsetzung, die ihm widerfuhr, verschaffte ihm die Achtung und Anerkennung weiter Kreise.

Nicht nur die Arbeiter liefen herbei, sich um ihn zu scharen, alles, was mit der kleinen, beengenden Gegenwart unzufrieden war und einer besseren, weiteren Zukunft entgegenhoffte, setzte alle Zuversicht auf ihn. Eines Tages stand dann der Geächtete, auf allen Wegen vom Büttel Gehetzte an der Spitze der stärksten Partei. Drei Millionen Männer schienen seinem Rufe zu folgen. Wohin? Das kümmerte vielleicht nicht viele. Was sie trieb, war das heiße Bedürfnis, den Herrschenden die Zähne zu zeigen.

Bebel war keine Person mehr, sondern eine *Sache*; ein *Nimbus* war er geworden, dessen Glanz die Massen anzog — und blendete.

Eine Szene aus dem Anfang der neunziger Jahre: vor dem überfüllten Riesensaale einer Arbeiterversammlung stehen viele Tausende. Sie können nicht mehr hinein, die Polizei hält Saal und Straße besetzt. Nun wollen sie ihn wenigstens *sehen* und ihm durch Zuruf ihre Verehrung bezeigen. Als er schließlich kommt und einer Droschke entsteigt, da durchbricht die Menge unhaltsam den Kordon. Ein donnernder Jubel umtost ihn, man will den sich Sträubenden tragen, leuchtenden Auges umdrängen sie ihn, und mühsam muß er sich durch die blinden, täppischen und zugleich rührenden Liebkosungen der Volksmenge einen Weg bahnen zum rettenden

Portal. Alsbald mischt sich das Jauchzen drinnen mit dem der draußen Gebliebenen. Ein Polizeioffizier, in die wogende Menge hilflos eingepreßt, schüttelt verwundert, bestürzt den Kopf: ‚Aber — das ist ja toller, als wenn der Kaiser kommt!' — ‚Ja, das ist unser Kaiser!' ruft ihm triumphierend ein Arbeiter zu, und das Wort pflanzt sich wie ein Lauffeuer fort. — Drin, auf dem Podium, ordnet der Gefeierte ruhig und lächelnd seine Notizen. Eitel ist er nicht; der Rausch der Stunde hat keine Macht über seinen selbstsicheren Stolz.

Aber dieses Bild wird erst vollständig, wenn man erfährt, welchem Zwecke die Versammlung diente, was Bebel vor dieser Menge beabsichtigte und vollbrachte: eine freiere Richtung in der Partei galt es zu vernichten; eine Opposition von Feuerköpfen, die noch radikaler und revolutionärer als er sein wollten und die die Prinzipien des marxistischen Sozialismus verteidigten gegen das Überwuchern von Politik und Parlamentarismus, sollte abgesägt werden. Und als Bebel im Verfolg dieser Absicht von einem der oppositionellen Wortführer — Bruno Wille, der kurz vorher sich in einem öffentlichen Vortrage mit dem sozial-philosophischen Thema beschäftigt hatte: Der Mensch als Masseglied — als er in bezug auf diesen der Menge zurief: Der nennt euch Herdentiere! da enthüllte der vergötterte Tribun seine Fähigkeit, rücksichtslos selbst mit glattester Demagogie die Masse für seine politischen Zwecke zu benebeln.

Noch häufig hat er in der Folge Gelegenheit gehabt, anders Denkenden gegenüber die gleiche Taktik anzuwenden, bis jener Dresdener Parteitag kam, auf dem sie wahre Orgien feierte. Die wiederholten Abrechnungen mit den ‚Revisionisten' haben das Bild des nach Liebknechts Tode sozusagen alleinherrschenden Parteiführers seitdem stark verdunkelt.

Der Nimbus seiner menschlichen Größe erleidet aber auch starke Beeinträchtigung durch einen häufig sich unangenehm bemerkbar machenden Zug kleinlicher Rachsucht. Wir verlangen von großen Charakteren, daß sie über den Widerwärtigkeiten stehen, welche ihnen die jeweils herrschende Macht bereitet, und daß sie in der Verfolgung von Zielen, welche der Allgemeinheit zum Vorteil gereichen, nicht an Vergeltung denken gegenüber dem Wahn, den sie zu überwunden haben. Solcher Anforderung hält Bebels Wesen nicht stand. Zu vollem Ausbruch kommt seine Leidenschaft gerade dann, wenn er mit drohend geballter Faust Vergeltung ankündigt. Wie riß er damit den Dresdener Parteitag hin, als er einen Rückblick gab auf die Zeit, da er persönlich in Dresden von der Behörde drangsaliert wurde! Er schilderte die Verhaftungen, die Einkerkerungen, die unausgesetzte Verfolgung, die man ihm angetan. Und im Gefühl der nun mächtig gewachsenen Stärke der Partei stieß er ingrimmig heraus: Käme es aber dahin, daß die, die damals obenauf waren, es nicht mehr sind, und könnte ich ihnen mit gleicher Münze heimzahlen, was sie mir getan, wahrhaftig, ich tät's! Seine Leidenschaft entfesselte einen Beifallssturm.

Ähnlich hat er auch bei anderen Gelegenheiten seine Todfeindschaft gegen die bürgerliche Gesellschaft selbst ins Kleinliche gestellt und allzu deutlich bewiesen, daß sein menschliches Größenmaß dasjenige des Durchschnittspolitikers nicht überragt.

Daß Bebel hoch über den unwürdigen Anpöbelungen steht, mit welchen die dümmsten und unverschämtesten Subjekte der sozialistenfresserischen Presse ihn andauernd belästigen, versteht sich von selbst. Wie albern war der bis zum Überdruß immer wieder an den Haaren herbeigezogene Vorwurf: der Vertreter des deutschen Proletariats besäße in der Schweiz eine Prunkvilla. Als ob es nicht selbstverständlich genug ist, wenn der markanteste Apostel der Revolution sich für sozialistengesetzliche Zwischenfälle eine Zufluchtsstätte im Auslande sichert, ein Landhäuschen, wie es jeder halbwegs erfolgreiche Handwerksmeister sich leisten kann. Und wie stumpfsinnig war die jüngste, noch dazu unwahre Behauptung seiner Verleumder, Bebel hätte mit Singer im ‚Roland' Sekt gekneipt, und zwar ausgerechnet zu Kaisers Geburtstag. Als ob ein Sozialdemokrat prinzipiell nur den ‚Vierzehnteltopp' frequentieren dürfe und Bebel dem patriotischen Reiz nicht widerstehen könne, wenigstens heimlich Kaisers Geburtstag zu begießen. —

Bebels Stärke liegt in seinem Temperament, nicht im politischen Scharfblick. Er ist ein Volksredner, kein eigentlicher Politiker. Seit Bülows glatte, leichfertige, aber geschickte Art ihm schlagfertig entgegentritt, hat er im Parlament keine Lorbeeren errungen. Unter seiner Führung hat die sozialdemokratische Partei massenhaft Anhänger und Mitläufer angezogen; eine Position als politische Macht hat sie nicht aufgebaut. So kann Bebel für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, der politisch erwachenden Arbeiterklasse nach Lassalle der erfolgreichste Rufer zu sein, wenn auch mehr durch seinen Nimbus, als durch seine Person; aber er wird es anderen überlassen müssen, die von ihm aufgerufene Klasse zu praktischen Erfolgen zu führen . . ."

* * *

Eine sehr bemerkenswerte Erscheinung bei den letzten Wahlen hat Eduard Bernstein beobachtet. In den „Sozialistischen Monatsheften" stellt er fest, daß man unter den Wahlaufrufen gegen die Sozialdemokratie viele Leute finden konnte, die in fast allen größeren Gewerkschaftskämpfen der letzten Jahre auf der Seite der Arbeiter gestanden hatten. Der bloße „Klassenkampf" reiche also ebensowenig zur Erklärung aller Erscheinungen des politischen Kampfes aus, wie das andere, nicht minder zur „Verdammung" führende Schlagwort von der „einen reaktionären Masse". Darum werde freilich noch lange keine liberale Ära anheben. Längst daran gewöhnt, den Segen von oben zu erhoffen, habe sich der Freisinn mit Inbrunst an den dargebotenen kleinen Finger Bülows geklammert, sich aber damit nicht etwa dessen Hand versichert, sondern sich umgekehrt in dessen Hand geliefert. „Die braven Freisinnigen sind hinsichtlich der Belohnung für ihre Liebesdienste vollständig auf Bülows Loyalität alias Gnade

angewiesen. Und da Bülow kein Unmensch ist, wird er so ‚loyal‘ sein und ihnen das Xtel Liberalismus zukommen lassen. Aber wie groß wird dieses X sein? Eine liberale Reichspolitik ist, wie jeder weiß, nur möglich in Verbindung mit einer liberalen Politik in Preußen, dem führenden deutschen Staate. Eine liberale Politik in Preußen aber, die nicht bloßer Schein, keine bloße Spiegelfechterei sein soll, ist an eine Vorbedingung geknüpft: an die Demokratisierung des Wahlrechts. Solange das jetzige Dreiklassenwahlsystem mit seiner schreienden Bevorzugung des Besitzes in Stadt und Land, solange die jetzige Wahlkreiseinteilung mit ihrer verwerflichen Bevorzugung des platten Landes auf Kosten der Städte in Kraft bleiben, ist alles Versprechen von Liberalismus in Preußen elende Gaukelei. Keine noch so schön klingende Verfügung an die Landräte, die Liberalen bei der Wahl zu schonen, kann, keine Verfügung, die Liberalen zu bevorzugen, könnte eine gründliche Reform des Wahlsystems auch nur zeitweilig überflüssig machen. Denn solche Verfügungen können jeden Tag wieder aufgehoben werden. Verpflichtung zur Demokratisierung des Wahlrechts in Preußen wäre daher die conditio sine qua non, die eine liberale Partei, der es um ihren Liberalismus ernst wäre, unnachsichtlich und ohne Aufschub von einer Regierung fordern müßte, die ihre Unterstützung verlangt. Man braucht ja nur einen Vergleich zwischen den Wahlsystemen aller Nachbarstaaten und dem Wahlsystem Preußens zu ziehen, um zu der Überzeugung zu kommen, daß nichts begründeter, nichts zeitgemäßer wäre, als wenn unsere Freisinnigen dem Kanzler, der ihnen einen Tanz auf dem liberalen Schlappseil in Aussicht gestellt hat, zuriefen: Hic Rhodus, hic salta! Aber von den Freisinnigen ist irgendwelches energische Vorgehen in dieser Hinsicht nicht zu erwarten. Ja, selbst den günstigsten Fall angenommen, der sich jetzt zum Erscheinen in dreieiniger Gestalt vorbereitende Freisinn schwänge sich zu einem solchen Ultimatum auf, und Bülow schenkte ihm Gehör, so würde es darüber doch höchstens zu einer Flickerei am preußischen Klassenwahlsystem kommen. Der Freisinn, der bei den Wahlen sich mit den blutigsten Reaktionären gegen die Sozialdemokratie verbündet hat, hat damit der Sache nach das demokratische Wahlrecht schon preisgegeben. Denn über einen Kampf für das demokratische Wahlrecht könnte ja die konservativ-liberale Mehrheit Bülows in die Brüche gehen. Duodezreformen, das ist das Äußerste, was von Bülows Liberalismus zu erwarten ist. Genau, wie die gegen die Sozialdemokratie gerichteten gesetzgeberischen Maßregeln, an denen es nicht fehlen wird, voraussichtlich nur in kleinen Dosen zur Verabreichung kommen werden. Man wird es geflissentlich vermeiden, große Leidenschaften auszulösen. Die Maßregeln werden solcher Art sein, daß sie von der außerhalb der Sozialdemokratie und ihrer Einflußsphäre stehenden Arbeiterschaft nicht als Schädigungen der Arbeiterklasse werden erkannt werden. Sie werden womöglich, wie übrigens fast jede Reaktion, im Gewand von Freiheitsmaßregeln präsentiert werden, als Schutz gegen ‚Terrorismus‘ und dergleichen. Die konservative Presse spielt

schon mit Macht auf dieser Harfe, und der Freisinn sekundiert ihr auch hierbei wacker.

Hier liegt das Gefährliche der Situation angezeigt. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben gelehrt, daß selbst die stärksten der bisherigen außerparlamentarischen Aktionen der organisierten Arbeiterschaft auf den Reichstag und seine Beschlüsse einflußlos bleiben, solche Maßnahmen aber, welche die Masse der Arbeiterschaft zur spontanen Wahl von stärkeren Formen der Demonstration aufstacheln würden, wird man vermeiden. Man wird sich begnügen, das dünne Ende von Reaktionskeilen einzutreiben, und deren weiteres Eindringen der Zeit überlassen. Und das erheischt scharfes Aufpassen. Es ist ein Aberglaube, daß die Gesetzgebung den Entwicklungsgesetzen des Wirtschaftslebens gegenüber impotent sei. Sie kann das Rad der Entwicklung nicht zurückdrehen, sie kann gewisse Tendenzen, wie zum Beispiel die der zunehmenden Industrialisierung der Wirtschaft, nicht hindern, sich immer wieder durchzusetzen. Aber sie kann die Entwicklung verlangsamen, ihre Formen beeinflussen und in mancher Hinsicht sogar ihre Richtung ändern. Marx' Satz, daß die Gewalt ein ökonomischer Faktor sei, gilt auch hier. Wir wissen, was auf dem Gebiet der Arbeiterversicherung geplant ist, wir kennen die Tücken der Vorlage über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine. Es gibt noch andere Mittel, das zu fördern, worauf diese Pläne abzielen, nämlich die Einheit der Arbeiterbewegung zu durchbrechen, Keile in die heute geschlossenen Körper hineinzutreiben. Ich verspüre nicht das Bedürfnis, mich hier darüber weitläufig auszubreiten, aber wir brauchen uns darüber nicht zu täuschen, daß die Augen unserer Gegner in diesen Dingen heute sehr geschärft sind. Zur Verteidigung ihrer Interessen gegen die geschilderten Bestrebungen sind die Arbeiter heute auf die parlamentarische Vertretung ihrer Klasse, die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, angewiesen. Ohne eine starke Vertretung im Reichstag, welche mit geschärftem Blick die reaktionären Nebenzwecke von Vorlagen herausfindet, die scheinbar fortschrittlichen Charakter tragen, und mit zunehmender Stoßkraft ihren Einspruch geltend machen kann, haben sie Nackenschläge aller Art zu gewärtigen. Daher ist das Gerede von der Gleichgültigkeit der zahlenmäßigen Stärke der Reichstagsfraktion der Sozialdemokratie als grundverkehrt und in seinen Konsequenzen verderblich auf das energischste zu bekämpfen. Ich bin der letzte, der die Arbeiterschaft dazu erziehen möchte, alles vom Staat und der Gesetzgebung zu erwarten, niemand kann die organisierte wirtschaftliche Selbstbetätigung der Arbeiter höher einschätzen als ich, aber niemals habe ich in das antiparlamentarische Gerede eingestimmt, das schon so manchen Arbeiter in das anarchistische Lager getrieben hat und in keinem Land weniger am Platze ist, als gerade in Deutschland, wo von anderer Seite nur zu gründlich dafür gesorgt wird, daß die Bäume des Parlamentarismus nicht in den Himmel wachsen.

Die Zahl allein ist nicht Qualität, aber sie ist ein Qualitätsfaktor, weil sie ein psychologischer Faktor ist. Die Fraktionsredner

der Sozialdemokratie werden im neuen Reichstag prinzipiell nicht anders reden als im alten, aber die Aufnahme ihrer Reden, ihre Wirkung im Haus wird voraussichtlich eine andere sein. Dies namentlich, solange das Bündnis, das Freisinnige, Halb- und Ganzkonservative bei der Wahl geschlossen, noch im Reichstag selbst auf die Parteibeziehungen nachwirkt, was eine Weile schon der Fall sein mag. Später werden wirtschaftliche und andere Gegensätze wohl die Freundschaft etwas abkühlen; ob man darum aber von der Kooperation gegen die Sozialdemokratie bei Wahlen Abstand nehmen wird, ist eine andere Frage. Es ist sehr wohl möglich, daß man, was sich bei dieser Wahl so angenehm bewährt hat, bei der nächsten wieder versuchen wird . . ."

* * *

Und ein solcher bürgerlicher Erfolg mit dem von gewisser Seite so innig gehaßten und geradezu als unsittlich befehdeten allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrecht! „Es gibt eine Kurzsichtigkeit in ethischen Dingen," schreibt Dr. Strecker in der „Ethischen Kultur", „die immer nur die nächstliegenden, oberflächlichen Erscheinungen an einzelnen Menschen ins Auge faßt, während für die ethische Bedeutung die allgemeinen, staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der Blick völlig fehlt. Die gut spießbürgerlichen Moralforderungen der Mäßigkeit, der Verträglichkeit, der Ehrlichkeit usw., die sich mit dem Hinweis auf den eigenen Vorteil ebensowohl begründen ließen, wie mit irgendwelchen höheren Gesichtspunkten, die werden in allen Tonarten gepredigt. Diejenigen Ethiker aber, die durch gerechte und gesunde Ausgestaltung der allgemeinen Verhältnisse erst den absolut notwendigen Nährboden für das ethische Leben aller einzelnen herstellen wollen, die sind für jene Alltagsmoralisten meistens sehr rasch als ‚Idealisten' abgetan. Es ist eben auch auf ethischem Gebiet so sehr viel leichter und bequemer, die äußeren Symptome zu bekämpfen, als energisch die inneren Wurzeln des Übels zu erfassen.

Für uns aber wäre es nicht der Mühe wert, Geschichte zu studieren oder Politik mitzumachen, wenn uns nicht die Geschichte die Möglichkeit großer, ethischer Fortschritte in der allgemeinen Regelung menschlicher Beziehungen zeigte, wenn uns nicht bei unserer politischen Arbeit die Hoffnung trüge, weitere Fortschritte in der gleichen Richtung fördern zu können.

Welch furchtbare widerethische Herabwürdigung der menschlichen Persönlichkeit lag z. B. in der Sklaverei! Welche ethischen Gefahren barg sie für den Herrn sowohl als für den Sklaven! Mußte doch selbst der edelsten Auffassung dieses Verhältnisses von seiten des Herrn immer noch eine bedenkliche Mißachtung fremder Persönlichkeit zugrunde liegen. Und wie sollte der Sklave anders darauf erwidern, als mit Bitterkeit, Trotz und Empörung, oder mit Selbstentwürdigung und Schmeichelei? Was unsere Ethik (Kant!) so unbedingt verwirft, daß ein Mensch für den andern weiter nichts als Mittel, nicht Selbstzweck mehr sei — das war damals Gesetz! Und natürlich gab es auch damals ‚Männer der Praxis', die an einer so

kostbaren Einrichtung nicht wollten rütteln lassen, weil sie sonst den Zusammenbruch der menschlichen Gesellschaft fürchteten. Zum Glück für die Menschheit haben ihre Gegner, die ‚Idealisten', recht behalten.

Ähnlich war es im Kampf gegen den Absolutismus, gegen die armselige Herabwürdigung des Volksgenossen zu einem ‚in Gehorsam ersterbenden Untertan'. Ein wirklich ethisches Verhältnis zu Staat und Vaterland war erst möglich, als an Stelle jenes Mißachtungsverhältnisses eine Rechtsgemeinschaft trat, durch die jeder Staatsbürger als Persönlichkeit sich geachtet fühlen konnte und Anteil erhielt an der Gestaltung des allgemeinen Schicksals.

Auch heute steht die Spießbürgermoral gleichgültig, ja stellenweise direkt hinderlich und feindlich einer konsequenten Fortsetzung der von der Vergangenheit ererbten ethischen Aufgaben gegenüber. Immer wieder neu muß der Kampf gegen die Kurzsichtigen geführt werden. Bei jedem Schritt vorwärts rufen sie ihr ‚Halt' dazwischen: nun sei es aber genug, womöglich schon gar zu viel! Und was sie an Unvollkommenheiten und Schlechtigkeiten bei ihren Zeitgenossen entdecken, das ist ihnen ein Beweis — nicht etwa für die Unzulänglichkeit ihrer Symptomkuren oder für die Notwendigkeit gründlicherer Weiterarbeit, sondern — für die ‚Gefährlichkeit' der Reformer und Idealisten!

Diese ethisch Kurzsichtigen stehen auch einer Verfassungsreform im Wege, die uns eben brennend nötig wäre: die Reform unseres Wahlrechtes im Reiche wie in den Einzelstaaten.

Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ist der Hauptträger jener Rechtsgemeinschaft, die erst dem Verhältnis des Bürgers zu seinem Vaterlande wirklich ethischen Gehalt verleiht, die Rechte und Pflichten der Allgemeinheit gegenüber in einigermaßen entsprechende Wechselbeziehung zu bringen sucht. Da kommen nun die Kurzsichtigen gleich wieder und weisen uns lärmend und protestierend auf alles Häßliche und Kleinliche, auf alles Widerethische des Wahlkampfes hin: Wieviel Stimmvieh! Wieviel unsaubere Mittel! Welch prinzipienloser Mandatsschacher!

Wir sehen das alles auch, und mancher von uns, der selbst draußen im politischen Kampfe steht, bekommt das alles am eigenen Leibe sogar noch viel deutlicher zu spüren als der bequeme Philister, der sich nur daheim behaglich hinterm Ofen über solche Dinge entrüstet. Auch uns schmerzen die traurigen Begleiterscheinungen jedes Wahlkampfes. Sie schmerzen uns sogar viel zu sehr, als daß wir uns bei den jetzigen Zuständen ein für allemal beruhigen möchten. Wir erkennen aber auch, wie es gerade die ethischen Gebrechen des Wahlrechts selbst sind, die an der ethischen Verkrüppelung des Wahlaktes mit schuld sind. (Freilich gehört in diesen Zusammenhang auch das wichtige Kapitel der Volkserziehung.) Diese Erkenntnis schützt uns vor dem mutlosen Stillstand und erst recht vor dem Rückfall in noch traurigere frühere Rechtsverhältnisse. Sie lehrt uns das Ziel auf dem Wege ethischer Vervollkommnung suchen . . .

Solange wir im engen Rahmen begrenzter Kreise wählen, werden sich große ethische Gesichtspunkte immer nur gebrochen zur Geltung bringen können. Die wirklich aussichtsvollen Kandidaten jedes Wahlkreises vertreten doch nur die politische Richtung einer begrenzten Zahl der dortigen Wähler. Für die andern beschränkt sich ihr Wahlrecht auf die Wahl des kleineren Übels, und oft genug ist diese so schwierig, daß man lieber ganz auf die Ausübung seines Rechtes verzichtet.

Ferner, wie wichtig ist es für entscheidende Aufgaben — z. B. für eine Kulturfrage wie die Schulpolitik —, daß große Gesichtspunkte verschiedene Parteien auch über mancherlei Gegensätze hinweg zu einheitlichem Wirken zusammenhalten. Man denke an Frankreich! Wie weit aber führt es von diesem Ziele ab, wenn in der Stichwahl einander nahestehende Parteien um das Mandat eines Wahlkreises ringen und sich dann natürlich genau so heftig befehden, wie in andern Kreisen weit auseinander stehende Parteien. Man denke sich zwei Menschen, die sich leidlich gut vertragen würden, durch einen Schiffbruch ins Wasser geworfen und nun um eine Planke ringen, die nur einen von ihnen tragen kann! Das ist der Kampf um die Existenz, und man wird keiner Partei zumuten können, daß sie selbstlos zugunsten der andern verzichte. Wieviel Verbitterung und Verstimmung setzt sich da fest! Wie werden da alle kleinen und kleinsten Gegensätze aufgerissen zum Schaden der großen einenden Gesichtspunkte.

Wieviel sachlicher würden demgegenüber die Auseinandersetzungen werden, wieviel zweckmäßiger könnte sich der Aufmarsch der Parteien vollziehen, wieviel leichter würde jeder Bürger einen Platz für das volle positive Schwergewicht seiner Stimme finden, wenn alle Parteien durchs ganze Reich hin die Zahl ihrer Anhänger feststellen und dann die ihr entsprechende Zahl von Vertretern ins Parlament schicken könnten. Dann würde es auch nicht vorkommen, daß die bedeutendsten führenden Geister einer Partei durch den Zufall einer Wahlkreisstimmung ausgeschaltet, unerfahrene Neulinge dagegen sogleich mit dem verantwortungsvollen Amte eines Volksvertreters betraut werden . . ."

In dieser Richtung, der des Proportionalsystems, wäre unser Wahlrecht allerdings verbesserungsfähig, würde mancher „Wahlnot" ein Ende bereiten. Wie viele finden sich tatsächlich in solchem Notstande! Keinem der Kandidaten des engern Kreises mag man seine Stimme geben, irgendwo im Reiche aber ist eine Persönlichkeit aufgestellt, der man sie mit Freuden gäbe. Wie aber die Dinge leider bei uns liegen, ist es gefährlich, an dem Wahlrecht überhaupt zu rütteln. Führen wir lieber gewisse Verehrer mittelalterlicher Zustände nicht in die Versuchung, auch ihrerseits die „bessernde Hand" anzulegen.

* * *

Es sind so schon genug Maulwürfe am Werke. Zurzeit scheint es sich ernstlich darum zu handeln, die Stellung des Grafen Posadowsky zu untergraben und das zum Teil mit Mitteln, für die man auch bei nicht

gerade ausschweifendem Reinlichkeitsbedürfnisse seine Hände doch für zu sauber halten sollte. Der Graf im Bart ist eben so verbohrt, absolut nicht einsehen zu wollen, daß er nicht ein Minister für, sondern „gegen Sozialpolitik“ sei. Vor einiger Zeit erschien in einem Berliner Blatte ein Artikel des Freiherrn Oktavio v. Zedlitz, in welchem dieser bekannte politische Artist den schon mehr an einen Seiltanz erinnernden „Nachweis“ versuchte, daß Maximilian Harden (!) den Grafen Posadowsky als Nachfolger des Reichskanzlers lancieren wolle. „Der Gedanke,“ schreibt die „Berliner Zeitung“, „der Herrn v. Zedlitz diesen Artikel eingab, war zugleich verwünscht gescheit und herzlich dumm. Herzlich dumm insofern, als Maximilian Harden gewiß der letzte Mensch in Deutschland ist, aus dessen Händen der Kaiser einen Kanzlerkandidaten entgegennehmen würde. Harden hatte natürlich den Grafen Posadowsky niemals zu einer solchen Stellung empfohlen, weder in den Zeilen noch zwischen den Zeilen, und er weiß ja auch ganz genau, daß gerade seine Empfehlung die Chancen des Kandidaten auf das schwerste schädigen würde. Herrn v. Zedlitz lag nur daran, eine Verbindung zwischen Harden und Posadowsky zu konstruieren und den Grafen dadurch in des Kaisers Augen zu diskreditieren. Dergleichen Artikel werden dann gelegentlich dem Monarchen unauffällig unterbreitet und wirken bisweilen in seinem Gemüte nach. Jetzt setzt die Post wieder an anderer Stelle ein, und vermutlich hat auch hier Herr v. Zedlitz sein behendes Händchen im Spiele. Die Post behauptet, Graf Posadowsky sei der Kandidat des Zentrums für den Posten des Reichskanzlers. Natürlich liegt auch für diese Behauptung nicht der allergeringste Beweis vor, aber die Post hält es für klug, den Gegensatz zwischen dem Fürsten Bülow und dem Grafen Posadowsky zu verschärfen. Ein solcher Gegensatz besteht allerdings, denn die beiden Minister widerstreben sich ihrer ganzen Charakteranlage, ihrer Lebensanschauung und wohl auch ihrer Staatsauffassung nach. Außerdem aber ist es richtig, daß Graf Posadowsky in ernsten politischen Kreisen als der designierte Nachfolger des Kanzlers galt, bevor Fürst Bülow den großen Coup der Reichstagsauflösung gewagt hatte.

Der Graf ist mit seinem schwerfälligen Ernst dem Kaiser niemals besonders sympathisch gewesen, indessen Wilhelm der Zweite ist zu klug, um die seriösen Qualitäten des Grafen zu verkennen, und es war der Gedanke aufgetaucht, daß der Graf als ‚innerer‘, der Kaiser gewissermaßen als ‚äußerer‘ Kanzler fungieren solle. Mit dieser Einteilung hätte sich der Kaiser gern einverstanden erklärt, weil ihm die inneren Fragen, die ja einen bedeutenden Fonds von theoretischer Sachkenntnis erfordern, naturgemäß ferner liegen, und er die auswärtige Politik als die eigenste Domäne seines Wirkens betrachtet. Der Erfolg, den Fürst Bülow mit seinem plötzlichen Frontwechsel erzielte, hat alle diese Pläne wieder in den Hintergrund gedrängt. Aber es ist nicht unmöglich, daß auf seiten des Kanzlers eine gewisse Verstimmung gegen den ‚weltfremden Aktenmenschen‘ zurückgeblieben

ist. Ob dieses Wort wirklich aus dem Munde des Fürsten Bülow stammt, wissen wir nicht. Der Couloirklatsch behauptet es. Neulich aber hat sich Graf Posadowsky gerade gegen den Vorwurf der Weltfremdheit mit bemerkenswerter Schärfe verteidigt. Die Post geht noch weiter, sie verlangt, daß die ‚Sozialpolitik des Reichsamtes des Inneren nicht vorzugsweise das Sprungbrett für seinen Chef in das Amt des Reichskanzlers bilde', sie verlangt, daß ‚nicht jede der sozialpolitischen Wandlungen an der obersten Stelle bis ins Extreme übertrumpft werde', und sie wirft dem Staatssekretär zugleich vor, daß er vor den Sozialdemokraten Kotau gemacht, andererseits aber auch die Sozialpolitik in den Dienst der politischen Interessen der regierenden Partei gestellt habe. Graf Posadowsky wird also als Begünstigter der schwarz-roten Koalition denunziert. Das Wühlen dieser Scharfmacher, in denen sich doch angeblich liberaler Geist mit dem konservativen paart, ist charakteristisch für die Situation. Denn ein Unkundiger müßte wirklich glauben, Posadowsky sei ein sozialpolitischer Heißsporn, der mit Siebenmeilenstiefeln dem letzten Reformziele zueile. Die reaktionären Herren täten wirklich gut, einmal in aller Nüchternheit die Gesetze und Verordnungen aufzuzählen, in denen Posadowsky vor den Sozialdemokraten Kotau gemacht hat ..."

Ein allerliebstes Denunziantenstücklein, würdig der ruhmvollen Tradition der soutenellen „Post"! Es geht über mein physisches und psychisches Vermögen, an die Ehrlichkeit einer Überzeugung zu glauben, die es fertig bringt, dem Kaiser einen Reichskanzler ausgerechnet durch Herrn Harden servieren zu lassen. Eine solche Überzeugung müßte schon mehr als baumstark sein, und man hat auch in der Tat beim Lesen dieser Mär den Eindruck, als müßten sich darob die „Balken biegen". Kein Wunder, daß der Graf, wie es heißt, nicht in rosigster Stimmung ist. „Fürst Bülow", erinnert der „Reichsbote", „hat ein volles Maß von Ehren heimgetragen; er ist beim Kaiser persona gratissima und steht auf dem Gipfel seines Ansehens; anscheinend spielend ist er von Erfolg zu Erfolg gegangen. Und neben ihm Kolonialdirektor Dernburg: Er kam, sah und siegte! kann man von ihm sagen. Mit rascher Hand griff er ein, mit Tatkraft und Umsicht; der Erfolg krönte sein Beginnen. Und die Freunde loben ihn, die Gegner müssen ihm widerwillig Anerkennung zollen. Graf Posadowsky dagegen kann nicht einmal von sich sagen, daß ihm die danken, für die er gearbeitet hat. Es ist doch Tatsache, daß die Aufstellung des neuen Zolltarifs, die Vorbereitung der Handelsverträge das Werk des Grafen Posadowsky ist. An dem Werke des erhöhten Schutzes der deutschen Landwirtschaft und der deutschen Produktion überhaupt hat Graf Posadowsky hervorragenden Anteil, wir sehen noch heute die Herren Gamp, Graf Kanitz, Graf Limburg-Stirum u. a. zustimmen und nicken, als der Staatssekretär des Innern während des Kampfes um den Zolltarif fast Tag für Tag mit der tiefgehendsten Sachkenntnis die Interessen der deutschen Landwirtschaft verteidigte. Mit solchem Ernst, solcher Gründlichkeit ist kein Land-

wirtschaftsminister für die Interessen der Landwirtschaft eingetreten. Dem Grafen Posadowsky ist wenig Dank dafür geworden, das agrarische Lager und der Bund der Industriellen sehen heute in ihm nur den verhaßten Förderer der Sozialpolitik, und heftige, verbitternde Angriffe werden gegen ihn gerichtet; keiner aber von denen, die ihm in den Tagen des Zolltarifkampfes so laut zustimmten, findet ein Wort der Verteidigung. Das ist schnöder Undank; das muß offen ausgesprochen werden. Und wenn der Graf sehen muß, wie nach langen Jahren schwerer, aufreibender Arbeit für das Wohl des Landes ihm so wenig Verständnis wird, wie dagegen andere spielend Ehren und Anerkennung gewinnen, so muß das verbitternd wirken selbst auf einen Mann, der so hoch über den kleinen Eitelkeiten dieses armseligen Menschenlebens erhaben ist wie Graf Posadowsky. Sagen wir es offen: Man hat sich daran gewöhnt, zu glauben, daß der Puritaner im Reichsamt des Innern überhaupt nicht empfindlich ist, und das ist es, was zu einem Mangel an Rücksichtnahme auf diesen so verdienten Mann geführt hat. Allerdings mag auch Graf Posadowsky seine Eigenheiten haben, von denen niemand frei ist, der Tag und Nacht bei der Studierlampe sitzt und für die heitere Seite des Lebens wenig Verständnis hat. Das führt auch zu falschem Urteil über jene, die leichter durchs Leben gehen und ihre Bürde mit fröhlichem Lächeln tragen. Wir hoffen, daß die gegenwärtigen Verstimmungen und Mißverhältnisse den Grafen Posadowsky nicht veranlassen werden, ernste Entschlüsse zu fassen, daß der so kluge in der Behandlung von Persönlichkeiten so geschickte Fürst Bülow es verstehen wird, sich seinen besten Mitarbeiter zu erhalten."

* * *

Ach ja, andere haben es leichter als der Philosoph im Ministersessel! Wie wenig positive Leistungen hat doch der neue Kolonialdirektor bisher aufweisen können, und wie fliegt sein Ruhm schon durch alle Lande, wie liegt sein Name auf allen Lippen, als habe er uns, ein zweiter Moses, ein gelobtes Land entdeckt. „Moses II." nennt ihn ja auch in einer boshaften antisemitischen Laune eine sozialdemokratische Schrift. „Ein junger, eben noch laut gescholtener Bankdirektor Exzellenz," so schildert Harden das plötzliche Aufleuchten dieses neuen Gestirns, „als Vertreter des Reichskanzlers dem Oberkommando der Schutztruppen vorgesetzt (ein nicht rein arischer Mann, der's nicht einmal zum Leutnant der Reserve gebracht hat) und morgen schon Staatssekretär. Altpreußen erschauerte . . . Die Offiziere sagten: ‚Vor dem soll unsereins nun die Hacken zusammennehmen!' Die Beamten der Beletage: ‚Wir werden für unfähig ausgeschrien, vor dem Lande diskreditiert und der Herr von der Börse soll uns erst lehren, wie's gemacht werden muß!' Viele Liberale (in denen der persönliche Ehrgeiz stärker ist als das Klassenbewußtsein und die einen von ihren Leuten auf der Pyramidenspitze nur dann gern haben, wenn sie selbst der eine sind) und mancher ältere Kaufmann: ‚Ein bißchen solider konnten sie die

Nummer schon wählen; geht's diesmal wieder schief wie mit Möller, dann sind wir für lange Zeit um unseren Nimbus, und die Bureaukratie lacht unsere Ansprüche aus.' Auch wohlwollende Kollegen: ,Der Apparat bringt ihn um. Akten und Geheimräte: Das hält keiner von uns lange aus.' Nur einzelne: ,Der frißt sich durch. Weil Bankdirektoren im Börsensaal ihre Sprechstunden halten, meint ihr, sie seien zum Spekulantenvolk zu zählen? Die neue Exzellenz hat sich um das laufende Geschäft gewiß nie ernstlich gekümmert und auf dem Effektenmarkt nur das Handwerk gegrüßt. Eine moderne Großbank ist ein Staat mit Budget, Ressorts, Parlament und öffentlicher Meinung; von den Vorderplätzen im Aufsichtsrat großindustrieller Gesellschaften sieht man ziemlich tief ins Dickicht der sozialen Fragen hinein und lernt auch mit politischen und religiösen Stimmungen rechnen. Wer da fertig geworden ist, wird's überall. Die Männer, die in all den Jahren unfruchtbarer Politik dem Reich den Weltrang erobert haben, sollen nicht können, was jeder in der Ochsentour beförderte Bureaukrat kann? Paßt auf, wie bald die Überlegenheit sich offenbaren wird!' Dieses Grüppchen jubiliert heute.

Ist's nicht ein bißchen früh?

Zwischen dem dritten und dem fünfzehnten Dezembertag hat der Kolonialdirektor aus dem Reich tausend Glückwunschadressen und Danktelegramme erhalten. Hundert Häupter lüften sich auf seinem Weg. Offiziere, Beamte, Grundbesitzer, Kaufleute, intellectuels, vom Parteibann nicht geängstete Proletarier sagen sogar: ,Endlich einer!' Um die Wiege seines jungen Ruhmes blüht die Anekdote. Unwirksam wie ein Ball aus schmelzendem Schnee blieben die Vorwürfe des Oberlandesgerichtsrats Roeren: ,Sie führen einen Börsenjobberton ein!' ,Mit Ihrer Vergangenheit kann man keinen anderen bloßstellen!' Unwirksam, diese Vergangenheit kann sich neben der eines Dutzendjuristen und Tugendboldes wohl noch sehen lassen. Der Neuling ist in allen Debatten (eines Reichstages freilich, der nur wenige Redner und keine Debatter hatte) Sieger geworden. Dernburg triumphans. Nie ward im breit angelegten Deutschland ein so rascher Erfolg erlebt. Die Kontrastwirkung könnte ihn erklären. Der erste Kolonialdirektor, Paul Kayser, war ein kluger Jurist; ein wandelndes Nachschlagebuch nannte ihn Bismarck (dessen zweiten Sohn er durchs Examen bugsiert hatte). Dann kamen die Herren von Buchka (der in der kurzen Zeit des Wirkens im seinem Studiengebiet völlig fremden Amt Zeit zur Herstellung eines Kommentars zum Bürgerlichen Gesetzbuch fand), von Richthofen, Stuebel, Prinz zu Hohenlohe-Langenburg. Gute Menschen; aber höllisch schlechte Musikanten. Der Sinn für Kolonialpolitik ist bei uns erst zu wecken. Noch glaubt man, mit Gottesfurcht und Sittsamkeit, mit Rousseaus Lehre vom Menschenrecht und von der Menschengleichheit auskommen zu können; und will nicht hören, daß von Rechts wegen keinem Europäer eine Fußbreite afrikanischen Bodens gebührt. Ein cant ist entstanden, eine Kolonialprüderie, die jede Stillung des Sexualbedürfnisses

wie schnödestes Laster verpönt. Laster, heißt's in Wedekinds Hochstaplerdrama, ist ein mythologischer Ausdruck für schlechte Geschäfte. Wir haben mit unseren Missionaren, Leutnants und Assessoren drüben lange schlechte Geschäfte gemacht. Und wenn man die Kolonialdirektoren stöhnen hörte, mußte man fürchten, aus der Sache könne niemals was Rechtes werden; sie glaubten selbst nicht sehr inbrünstig an die Zukunft unserer Kolonien. Dernburg glaubt dran; und: ‚Nur was wir selber glauben, glaubt man uns', spricht Gutzkow aus Uriels Mund. Das half dem neuen Mann. Noch mehr, daß er drei Monate lang wie ein Märchennigger gearbeitet hatte und fast überall, wider Erwarten, nun schon Bescheid wußte; über Viehzucht und Koprakultur, Ölbaum und Palmenprodukte, Kautschuk und Sisalhanf reden konnte wie der älteste Afrikaner. Kontrastwirkung. Dazu der Reiz der Überraschung: unter Exzellenzen eine Persönlichkeit! Vielleicht auch . . . Konter-Imitation: das (halb unbewußte) Streben, sich von der Nachbarschaft auffällig abzuheben. Nebenan wird gesäuselt: er läßt das schroffste Wort aus der Kehle. Nebenan werden Girlanden gewunden: er haut auf den Tisch, daß die Akten rascheln. Und alles jauchzt: ‚Endlich ein Mann!' Aber dieses Jauchzen wäre nicht zur Nationalhuldigung geworden, wenn Dernburg nicht den verhaßtesten Gegner zum Kampf herausgefordert hätte. Er war in seinem übelriechenden Bureau der Nase nachgegangen und hatte in einer Ecke die Ursache des ekeln Stankes gefunden. Abgeordnete hatten Strafprozesse zu sistieren, Disziplinarverfahren niederzuschlagen versucht und Kolonialdirektoren durchs Spießjoch der Samniter gescheucht. Abgeordnete aus der Zentrumspartei, deren Machtzuwachs die protestantische Mehrheit längst grollend sieht. Just über dem Kehrichthäuflein winkte der Lorber. Wer da fest zupackt, wird von der langenden Volksgunst bräutlich umfangen und hat sofort eine starke, tragfähige Reputation, die sonst nur auf mühsamen Sandwegen erreicht wird. Die Abkürzung konnte den Willensmenschen und den Phantasten reizen; stimmte auch zu der Rolle des rücksichtslos robusten Geschäftskapitäns. Was allzulange währt, dünkt diese Spezies nicht der Mühe wert. Und der listenreiche Papa mag, als er von dem Plänchen vernahm, in froher Zuversicht ausgerufen haben: ‚Junge, wenn je einer, passest du in die Schwarze Küche der Reichspolitik!'

Der Erfolg hat's bestätigt; und sachliche Argumente konnten den Plan und die Ausführung stützen. Dennoch soll man den Politiker nicht allzu laut loben. Sein Schicksal nicht mit der Lorberkette an das der Leute binden, die sich in seine Applauszone drängen möchten. Politik ist kein Geschäft wie andere Geschäfte. Was hier einmal investiert ward, ist nie wieder herauszuziehen. Die Fertigmacher sind im Staatsgeschäft noch seltener als in jedem anderen. Wer eine Hypothekenbank oder Spinnerei saniert, grenzt das Gebiet seines Handelns ab und kann im schlimmsten Fall das heute hier Verlorene morgen anderswo zurückgewinnen. Für die Politik gilt der Satz: Tout est dans tout. Wer da aus der Summe des Mög-

lichen nicht das einer bestimmten Stunde Notwendigste richtig errechnet, hat verloren. Und kein Beifallsgedröhn ersetzt das verpulverte Kapital. Deshalb wäre es klüger, Dernburg nicht zum Flügelmannn der Verbündeten Regierungen zu machen, nicht mit dem Gassenruhm (den er wohl gar nicht begehrt) des Retters aus Klerikeigefahr zu belasten. Daß er sanieren kann, brauchte er nicht erst in der Kolonialabteilung zu beweisen. Von unserem Chamberlain hoffen wir mehr. Er soll weder liberal noch konservativ sein (als Führer einer Lokomotive ist man's nicht, sagt Lagarde, sondern sachverständig oder untauglich). Der Kolonialverwaltung eine moderne Organisation schaffen. Jenseits von den Weltmeeren auf anständige und rationelle Weise dem Reich Geld verdienen. Das Tropenland düngen, auf daß es den Enkeln der Deutschen von 1900 eine bewohnbare Heimstätte werde.

Die Bewältigung dieser großen Aufgabe, die Herr Dr. Wiegand, der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, nicht auf sich nehmen wollte, erhoffen wir von dem Kaufmann Bernhard Dernburg. An ihr kann er erweisen, daß er kein irrlichtelierender Phantast, kein Finanzmann aus der homerisch wimmelnden Romanwelt Balzacs, daß sein Denken nicht inkohärent ist. Kein ehrgeiziger Wunsch und keines Jubels Echo darf ihn stören. Nicht nach den Jagdliedern des Politikers sehnen wir uns, sondern nach des Kaufmanns schöpferischen Taten. Die wollen wir in Geduld abwarten und dann erst prüfen, ob dieser Mann über die Mittelgröße hinausragt, ob er die Muskulatur, nicht nur die Wesensfassade eines Starken hat, und wie der Sitzriese aussieht, wenn der Tisch des verehrlichen Bundesrates nicht das Körperkleid der beharrenden und der zeugenden Kräfte dem Blick des Betrachters verbirgt . . .

Laßt den Mann nicht zwischen die Räder des Staatswagens kommen! . . . Seit dem Wintersolstitium ist manches geschehen, was sein Werk gefährden kann. Er hat eine congregatio de propaganda fide geschaffen, ist selbst als Kolonialredner durchs Land gereist, und die deutschen Hauptstädte haben ihm zugejauchzt. Einen Triumphzug nannte es die rasch angeschwollene Schar der Bewunderer; einen Großkreuzzug spöttisch das Häuflein, das ihm die glitzernden Orden neidet. Daß die Sozialdemokratie auf die einer Industriearbeiterpartei gebührenden Sitze zurückgedrängt werden konnte, ist sein Verdienst. Niemand darf's leugnen. Nie hätte die Bourgeoisie alten Gruppenhader vergessen und sich in einer Front zum Kampf gestellt, wenn dieser geschmähte Kaufmann ihr nicht als der Exponent fast schon aufgegebener Wünsche erschienen wäre, als der representative man bürgerlichen Hoffens und zünftigen Geschäftsgeistes. Wer sagt, seit Bismarcks Exilzeit sei kein weithin Sichtbarer dem Volksempfinden so nah gewesen, übertreibt nicht. Prinzen, die morgen vielleicht auf einem hohen Turm sitzen, preisen ihn vor dem Ohr der Tafelgenossen; von Stammtischen kommen Huldigungsdepeschen; und kleine Leute bitten ihn jetzt schon in zärtlichen Briefen, auf der Fahrt nach Ostafrika sein kostbares Leben zu schonen. Männer, die ihm im Juli noch nur lässig die Hand hinstreckten,

streben hastig nun in seine Nähe, und die Häupter der Haute Banque, die so lange aus kühler Höhe auf ihn herabsahen, beugen sich gern seinem Wink. Ein Märchenschicksal. Wär's ein Wunder, wenn solches Erleben ihm das Blut vergiftet hätte? Wenn er den Glanz, in dem er sich findet, schon verdient zu haben wähnte und sich für den providentiellen Mann hielte, den Retter Germaniens? Die Stunden schlürfte, wo er, im Kreis der von Fortunen einst mehr Begünstigten, aus harter Jugend erzählen kann, die noch nicht weit hinter ihm liegt? (‚Lorsque j'étais lieutenant d'artillerie.' Bonaparte hat als Kaiser oft mit Behagen gekrönten Gästen solche Sätze serviert.) Träfe ihn dann gerechter Tadel? Die Nation, die ihn vor sechs Monaten noch nicht kannte, hat ihn ans Herz geschlossen. Ehe er gezeigt hat, noch auch nur zeigen konnte, was er vermag. Nicht meine Leistung, darf er zu sich sprechen, hat gesiegt: denn zu schöpferischer Leistung fehlte mir ja noch die Zeit und die Ruhe; den Sieg, die Liebe gewann meine Persönlichkeit... Da droht ihm eine Gefahr.

Die Gefahr, die Persönlichkeit fortan als höchsten Trumpf auszuspielen, an jedem Alltag der starke, eigensinnige Bernhard Dernburg sein zu wollen. Als Bankdirektor ist er ihr nicht immer entgangen. ‚Meinen Optimismus bespöttelt ihr? Müßt ihn fressen, die doppelte Portion nun erst just, und werdet sehen, daß ich Recht behalte.' Der Erfolg sprach selten unzweideutig für ihn; sein Luxemburg hat nicht die Rente gebracht, die er von ihm hoffte. Auch aus dem Munde des Kolonialdirektors hörten wir manches Wort, das wir lieber nicht vernommen hätten. Weil es der internationalen Reichspolitik, der die koloniale gerade heute sich bescheiden unterordnen muß, schädlich werden und unerfüllbare Hoffnung wecken konnte. So schlecht, wie er's ahnen ließ, sind unsere Kolonien bisher nicht verwaltet worden (namentlich in Kamerun und Togo ist manches Nützliche geschehen); und so herrlich, wie er sie zeigt, wird ihre Zukunft kaum sein. Ein Rückschlag aber, neue Enttäuschung von so festem Glauben würde leicht verhängnisvoll. Zu erwägen bleibt freilich, daß die Lage, in die der Kolonialdirektor im dritten Monat seines Amtslebens geriet, nicht normal genannt werden konnte. Er wollte als Kaufmann arbeiten und ward in die Wirbel der Politik gerissen. Kaum hatte er seine Abteilung gelüftet, nach modernem Geschäftsbrauch organisiert und von dem lästigsten Vertragszwang befreit, da mußte er agitieren, sich in Nord und Süd aus dem Nichts eine Kolonialpartei schaffen. Mußte. Er hatte den Kampf gegen das Zentrum nicht begonnen (nur vom Recht der Notwehr gegen Herrn Roeren Gebrauch gemacht), an dem Entschluß zur Auflösung des Reichstages offiziell nicht mitgewirkt, keine Partei gehätschelt und keine gefemt. Focht nun aber für sein Haupt, für die Sache, der sein Wille angelobt war. Da mußte die alte Methode denn noch einmal versucht, um jeden Preis, auch um den für grelle Übertreibung zu zahlenden, die gläubige Zuversicht auf helle Tage geweckt werden. Daß es ihm in so kurzer Frist gelang, daß mit den Kolonien endlich wie mit einem wertvollen Aktivum der deutschen Bilanz ge-

rechnet wird, ist keine Kleinigkeit. (Und denen, die höhnisch fragen, warum sich der Direktor der Darmstädter Bank denn nicht an Kolonialgeschäften beteiligt habe, hat Bernhards Vater schon im Januar geantwortet, der Sohn sei stets bereit gewesen nach einem Systemwechsel Kraft und Geld für diese große Sache einzusetzen, nicht eine Mark aber, ‚solange da unten der Leutnant und der Assessor regiert.' Ist's nicht die Pflicht des Kaufmanns, nur da ihm anvertrautes Gut zu wagen, wo er mitwägen darf?) Jetzt aber ist die Zeit dieses Dranges vorbei. Nicht übertreibende Agitation mehr nötig, nur nüchterne Arbeit. Der alte Herr Dernburg hat in einer Wochenplauderei gesagt, sein Bernhard habe keine Anlage zu Größenwahn, hat die Bewunderer gewarnt, ihn allzu zärtlich zu verwöhnen, und geschrieben: ‚Das Bestreben, den Kolonialdirektor in die Parteipolitik hineinzustoßen oder zu ziehen, liegt zweifellos auf mancher Seite vor. Es gibt nichts, was der von dem Kolonialdirektor vertretenen Sache schädlicher sein könnte als der Verdacht, als wolle er das Vertrauen, das sich ihm so vielfach zugewendet hat, zum Sprungbrett eines unruhigen und kindischen Ehrgeizes machen. Seine Ehrenpflicht ist, auf seinem Posten auszuharren, solange ihm überhaupt die Möglichkeit des Wirkens gelassen bleibt. Die Unterstellung, daß er seine Blicke nach einer anderen Seite richten möchte, beruht auf einer vollständigen Verkennung seiner Persönlichkeit.' Das ist ein gutes Programm. Wird es ausgeführt, dann werden wir das Walten dieser Persönlichkeit spüren, doch über ihre Wesensart von flinken Zungen nichts mehr hören; auch von Dernburgs eigener Zunge nichts mehr. Dann wird er alle enttäuschen, die Sensationen und lustige Parlamentsscharmützel von ihm erwartet hatten. Wird er dem Blick verschwinden, noch ehe er im Mai den Dampfer der Ostafrika-Linie besteigt. Er ist ein Mann der Aktion und hat neulich erst gesagt, wie unwohl er sich in der ‚papiernen Welt' der Schreiber und Schwätzer fühle. Die Not der Stunde hat ihn verleitet, sich mit Erkenntnissen zu brüsten, die nur aus Büchern und Akten erworben werden konnten. Mit der Rolle des Mannes bebürdet, der den Geschäftsbetrieb nie sah und doch sagen soll, wie's gemacht worden ist und nun gemacht werden muß. Für den Mann positiver Tat die widrigste Rolle. Laßt ihm Zeit, das Vertrauen, das ihm im Sturm zuflog, zu verdienen: und urteilt dann. Auch die Gegner müßten's. Denn keinen größeren Dienst könnten sie dem von der Volksgunst ins Debet Hineingelobten leisten als den, ihn vom Platz zu scheuchen, bevor nachprüfende Vernunft die Wirkung seines Handelns zu ermessen vermag."

An Beschäftigung wird es dem neuen Manne nicht fehlen, es wird eine saure Arbeit sein, den ebenso lächerlichen wie dünkelhaften Bureaukratismus aus unseren Kolonien herauszufegen, und es wird dazu eines eisernen Besens bedürfen. Den wird unserm neuen Herkules wohl jeder von Herzen wünschen, der die Zustände auch nur aus Geschichten ahnt, wie sie der den Türmerlesern wohlbekannte Pastor Schowalter nach einem Bericht der „Zeit am Montag" erzählt.

„X. Y. kauft sich ein Haus und richtet einen Laden ein. Aber vor dem Hause fehlt die gedeckte Veranda, so daß die Kunden, welche plaudernd oder eine Tasse Kaffee trinkend aus dem heißen Laden heraustreten, sofort im glühenden Sonnenbrand stehen. X. Y. will also eine Veranda bauen. Die Erlaubnis wird ihm aber im Hinblick auf das Alignement — der Platz vor seinem Hause ist etwa 3000 Quadratmeter groß — versagt. Später entschließt er sich, anzubauen. Der eingereichte Plan kann, wie man ihn herablassend belehrt, schon darum nicht genehmigt werden, weil im Grundriß eines Zimmers steht ‚3×5', während der Genauigkeit halber an der Schmalseite ‚3 Meter' und an der Langseite ‚5 Meter' stehen muß. Das wird geändert. Nun aber stellt sich bei mehrwöchiger Prüfung heraus, daß der Neubau auf eine Entfernung von 2 Metern an das Nebenhaus zu stehen kommt, das ebenfalls X. Y. gehört. Das erlaubt die Bauordnung (das gibt es auch schon!) nicht, die 3 Meter Abstand fordert. Nun muß der Bau unterbleiben. Ein ingeniöser Baumeister hilft aus der Not: man überbaut die beiden Häuser durch einen Bogen; dann ist das ganze ein Haus. Und nun wird das Projekt genehmigt.

Dieses war der erste Streich, der zweite war ihm in jeder Hinsicht ebenbürtig.

Herr X. Y. wollte nunmehr, nachdem das Haus fertig gestellt ist, mit seiner Frau über Windhuk nach dem neuen Heim reisen. Die Eisenbahn steht noch unter militärischer Verwaltung und dient vornehmlich dem Truppentransport; Personenwagen gibt es nicht, die Passagiere suchen sich auf den Kisten, Kohlen und Säcken der Frachtwagen einen Platz. Da aber ein höherer Offizier mitfuhr, war diesmal ein Personenwagen eingestellt, dessen eine Hälfte acht Personen einnahmen, während die davon getrennte zweite Hälfte der Offizier mit Beschlag belegt hatte. Sein Bursche saß, der Befehle gewärtig, vor der Tür. Der Zug fuhr nach Nordost, teilweise nach Norden, und da die Sonne mittags auch im Norden steht, so brannte sie den Insassen der vorderen Hälfte des Wagens ins Gesicht, wenn sie den Kopf hinausstreckten, um die Gegend zu betrachten. Bei der nächsten Station ging X. Y. in den hinteren Teil des Wagens und setzte sich zu dem Offiziersburschen, wo er, gedeckt vom Wagendach, nach rückwärts Ausschau halten konnte. Ein Wink vom Herrn Major und der Zugführer trat heran und wies X. Y. weg, damit dem Herrn Major der Anblick eines Zivilisten erspart blieb. Alle Remonstrationen halfen nichts, es war Befehl. Trotzdem hatte es X. Y. noch gut; es ist vorgekommen, daß bei strömendem Regen — es ist eine dreitägige Fahrt — Damen vergebens um Aufnahme in den geschlossenen Wagen gebeten haben, in dem einige Leutnants ihren Skat spielten . . .

Auch an sogenannten Zollchikanen, die in das Leben des Reichsdeutschen so häufig eine erwünschte Abwechselung bringen, fehlt es schon längst in Südwestafrika nicht mehr. Ein dortiger Missionar, der zur Klasse der Einwohner gehörte, die vom Zoll befreit sind, erhielt eines Tages aus

dem Mutterlande einen geräucherten Schinken per Post zugesandt. Das heißt: er sollte den Schinken erhalten, in Wirklichkeit aber kam nur die Begleitadresse unversehrt an. Die wohlschmeckende Zugabe zu der Begleitadresse fehlte. Sie war unterwegs abhanden gekommen. Der Missionar gab sich damit zufrieden und verzichtete, um Weitläufigkeiten und Scherereien aus dem Wege zu gehen, auf den Schinken. Damit war aber der Fall noch keineswegs erledigt. Zwar die Postbehörde kümmerte sich nicht mehr um ihn, dafür trat aber die Zollbehörde in Aktion. Der Missionar wurde aufgefordert, den Eingangszoll für den Schinken zu entrichten, und als er sich auf sein Privileg der Zollfreiheit berief, wurde ihm erwidert, daß er selbst die Ware ja gar nicht erhalten habe und daß mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen wäre, sie sei in den Besitz jemandes gelangt, der nicht vom Zoll befreit sei. Hieraus wurde mit unwiderlegbarer behördlicher Logik geschlußfolgert, daß der Missionar für den Ausfall des Zolles, der unter so veränderten Umständen auf dem Schinken ruhe, aufzukommen habe, da er die Absendung der zollpflichtigen Ware in Deutschland veranlaßt hätte. Soviel Folgerichtigkeit beamteten Denkens imponierte dem Manne Gottes zunächst ganz gewaltig. Ohne zu murren zahlte er den Zoll. Nachträglich aber konnte er sich doch des Gefühls, daß man ihn übertölpelt habe, nicht ganz erwehren, und da er, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, dem holperigen Weg der Beschwerde nicht recht trauen mochte, teilte er der Zollbehörde kurz und bündig mit, er werde den Fall an den ‚Kladderadatsch' schicken, wenn man nicht vorzöge, ihm sein Geld zurückzuerstatten. Das soll dann allerdings geholfen haben . . .

Herr Schowalter beschränkte sich keineswegs auf die Mitteilung dieser anheimelnden Tatsachen, sondern er knüpfte daran kritische Betrachtungen, die nicht uninteressant sind. Zunächst stellte er einen Vergleich an zwischen der Tätigkeit deutscher und englischer Kolonialbeamten, indem er sagte: Der engliche Beamte weiß, daß er nicht alles weiß. Wo sein Schema nicht ausreicht, läßt er mit sich handeln. Er kehrt niemals den Beamten heraus, er geht am liebsten ohne Uniform, er sieht nicht die Disziplin als die Hauptsache an und drückt sich vor der Arbeit, wo er kann. Dadurch wird das Feld frei für Privatinitiative, und jeder Ansiedler fühlt sich dem Beamten gleichgestellt. Das gibt Arbeitsfreudigkeit bei denen, die arbeiten wollen. Der deutsche Beamte weiß mehr als sein englischer Kollege, und er weiß, daß er viel weiß; er hält auf Abstand zwischen sich und der Bevölkerung; er möchte allein alles machen, er geht allem bis ins kleinste nach, er kommandiert und reglementiert ohne Unterlaß. Dabei entsteht allgemeine Unsicherheit, wenn die klare Anweisung der Regierung fehlt, die private Schaffenslust erstirbt, die Bevölkerung ist in steter stiller Opposition gegen die alles Regierenden, gegen ihr Papier und ihre Tinte, und der Zusammenhalt fehlt. Auf dem englischen Gebiet ist der Polizist ein Diener, auf dem deutschen der größte Herr, wenigstens gegenüber der Zivilbevölkerung. Die englische Nonchalance

und — nicht zu vergessen — der englische Sport mit seiner ausgleichenden und den Menschen auch im Beamten erhaltenden Wirkung macht mehr Ansiedler zu Engländern als die angebliche Vortrefflichkeit der englischen Verwaltung."

* * *

... Wohl das Geistvollste über unsere politischen Zeitverhältnisse, ihre mannigfachen scheinbaren Widersprüche und Seltsamkeiten hat Friedrich Naumann in einer kleinen Schrift: „Die Stellung der Gebildeten im politischen Leben" (Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg) niedergelegt. Das Ergebnis seiner Untersuchung ließe sich vielleicht dahin zusammenfassen, daß wir politisch teils Unmündige, teils Parvenüs sind. Der Rausch, in dem wir uns noch immer von den Reichstagswahlen her befinden, die alle vernünftigen Maße zersprengenden Anhimmelungen Dernburgs, diese gänzlich unvermittelten, daher Verdacht erregenden Pendelextasen zwischen Himmelhochjauchzend und Zutodebetrübt sind alles andere, nur nicht Zeugnisse einer soliden politischen Kultur. „Die deutsche Bildungsschicht", sagt Naumann, „hat keine starke politische Tradition. Es fehlt ihr der Hintergrund jener großen Auseinandersetzungen, durch die das englische Volk im 17. Jahrhundert zu einem politischen Volke geworden ist. Unsere Geschichte ist arm an Gelegenheiten, bei denen das Volk selbst in die politische Entwickelung handelnd eingreifen konnte, und viele Jahrhunderte liegen in unserer Vergangenheit, in denen es als die Pflicht des braven und gesitteten Menschen erschien, sich um die Politik nur dienend und gehorchend zu kümmern. Zwar die Staatsjuristen haben sich immer auch in den Jahrhunderten der Kleinstaaterei mit Politik befassen müssen. Manche von ihnen haben es mit viel Verstand getan, aber was für eine kleine Politik war doch schließlich jene Politik der kleinstaatlichen Hofräte, und wieviel Vorfahren unserer Bildungsschicht hatten an ihr keinen Anteil! Und als dann die große Zeit der deutschen Dichter und Denker kam, da kam auch diese Periode wesentlich unpolitisch. Zwar die größten Dichter und Philosophen sind für ihre Person keineswegs unpolitische Menschen gewesen. Goethe war praktischer Staatsmann, Verwaltungstechniker und Volkswirt, und neuere Biographien von ihm zeigen uns, einen wie großen Teil seiner Interessen er auf der Höhe seines Lebens derartigen Angelegenheiten gewidmet hat. Er baut die Straßen und verbessert die Äcker in Thüringen und hat sein Auge offen bis hin zum Hamburger Hafen. Aber dieser Staatsmann und Volkswirt von Goethe ist es nicht, der von den vielen gekannt und verehrt wird, die sich Goethes Dichtungen äußerlich oder innerlich zu eigen gemacht haben. Und auch Schiller war ein Mann warm pulsierenden, politischen Lebens. Beeinflußt von Rousseau brachte er von Jugend auf eine Leidenschaft demokratischer Reformen für seine Dichtungen mit, und wenn auch das spätere Leben den Sturm und Drang seiner ersten Leidenschaft abschwächte, so blieb doch bis hin zur dichterischen Darstellung des polnischen Reichstags die Politik der Kern seiner Dichtung. Aber es war nicht die Politik des All-

tags, nicht die nüchterne Organisation der Parteien und die mühevolle und langsame Durchführung von Programmen. Er behandelt das politische Heldentum und die politischen Katastrophen, führt uns unter die Fürsten und unter die Höflinge, zum Wallenstein und zum Tell. Mit alledem hinterläßt er dem deutschen Volke einen großen Bestand triebkräftiger Darstellungen für solche Zeiten, in denen Altes versinkt und Neues heldenhaft aus der Tiefe emportaucht. Für solche Perioden aber, wie wir sie jetzt haben, würde er selbst dann kein Erzieher der Bildungsschicht zur Politik sein, wenn diese Schicht ihn fleißiger und genauer studieren wollte, als sie es im allgemeinen tut.

Auch die großen Philosophen, insbesondere Kant und Fichte, sind politisch bewegt bis in das Innere ihrer Seele. Beide behandeln die Frage des Staates, der Nationalität, des Krieges und des Reiches. Aber eine eigentliche politische Schule haben sie nicht herangezogen, und wenn man in der Gegenwart von einem Kantianer redet oder von einem Verehrer Fichtes, so ist damit in keiner Weise ein bestimmtes politisches Bekenntnis ausgesprochen.

Die Einführung der deutschen Bildung in die Politik kam nicht von den Höhen der führenden Geister. Sie war eine Folge der napoleonischen Zeit und der allgemein liberalen Strömung in Frankreich und England. Es fehlen der deutschen Bildung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts führende politische Köpfe. Die Burschenschaft und die liberalen Vereine haben getan, was sie konnten, und erst im Jahre 1848 zeigte es sich, daß es innerhalb der deutschen Bildungsschicht auch Männer von politischem Charakter und Talent geben kann. Daß die Versammlung der Professoren und Advokaten im Jahre 1848 kein unmittelbares politisches Ergebnis hatte, spricht nicht dagegen, daß sie für alle weitere Zukunft von bleibender Bedeutung gewesen ist. Aber freilich, diese Politik der Gebildeten glich nur einem kurzen Frühling, über den der Frost kommt. Und von da an wurde die Politik wieder von einem Staatsjuristen gemacht, von dem größten, den wir gehabt haben, der aber *gerade mit seiner Größe den politischen Bewegungstrieb der gebildeten Klasse nicht förderte.* Bismarck wurde der politische Meister des deutschen Denkens, aber nicht der Erzieher zur politischen Einzeltätigkeit der deutschen Gebildeten. Es war im Grunde eine autoritäre und monarchistische Politik, die er führte, und er hatte geringes Interesse daran, den demokratisch-parlamentarischen Unterbau durch seine Mitwirkung zu beleben. Infolgedessen liegt direkt hinter der Schicht vom Jahre 1848 im geistigen Leben der deutschen Nation eine Schicht von völlig anderer Konstruktion. Die alten 48er sind in ihrer Weise politische Köpfe gewesen. Ihre nächsten Nachfolger aber verzichteten auf eigenes Wollen und Denken unter dem übermächtigen Eindruck, daß eine Art von Genius beides für sie besorge.

Und als dann Bismarck aus dem politischen Leben ausschied und starb, da hinterließ er eine Art Trümmerfeld: es bestand keine politisch

tätige Aristokratie, es bestand keine politisch erzogene Berufsbildung. Es war ein Volk vorhanden, in dem politische Tradition nur beim Zentrum und bei der Sozialdemokratie im Entstehen zu bemerken war.

Durch Bismarcks starke Persönlichkeit wurde ein Prozeß beschleunigt, den wir auch sonst in Staaten beobachten können, die zum parlamentarischen System übergehen. Man kann nämlich versuchen, drei Stufen der politischen Entwickelung festzustellen:

1. Die Zeit der Politik der jungen Leute, das ist die Zeit, ehe der Parlamentarismus eingeführt ist. Wir haben es in Deutschland vor 1848 gesehen, daß der Student ein politischer Faktor war. Man frug nicht, wie alt derjenige ist, der plötzlich eine politische Rede hält. Wie in Leipzig an dem Kampf auf dem Naschmarkt Studenten auf beiden Seiten teilgenommen haben, wie sich dort im studentischen Speisesaal (Cönakel) eine allgemeine politische Versammlung entwickelte, wie dort nachts zwischen 1 und 2 Uhr die Studenten den damaligen Professor, späteren Minister von der Pfordten, herausklingelten, weil sie es für nötig hielten, um diese Zeit mit ihm über Politik zu sprechen, so ist es ähnlich auch in anderen Universitätsstädten zugegangen. Das ist für uns vollständig vorbei. Der Student darf, selbst wenn er will, keine politische Rolle mehr spielen, aber überall dort, wo der Parlamentarismus sich eben erst entwickelt, wo er erst geschaffen werden soll, finden wir dieselbe Art von Politik der Jugend. Die russische Revolution ist seit 20 Jahren durch politisierende Studenten vorbereitet.

2. Es folgt auf die Periode der Jugend die Zeit der politisierenden Juristen. In allen neu erstandenen Parlamenten haben die Juristen das Heft in der Hand. Der französische Geschichtsschreiber Taine hat den Anteil der Rechtsanwälte und Richter herausgerechnet an den verschiedenen beschließenden Versammlungen der französischen Revolution. In Deutschland waren ebensogut die in der Mitte des Jahrhunderts entstehenden Landtage, wie dann später der norddeutsche und deutsche Reichstag ein Kampfsplatz für Juristen und staatswissenschaftlichen Scharfsinn. Solange es notwendig ist, die Verfassungen herzustellen und grundlegende Gesetze zu geben, ist es ganz unvermeidlich, daß diejenigen, die im Formulieren von Paragraphen und Rechten die größte Fertigkeit besitzen, von selbst zu Führern der anderen werden. Die Politik gestaltet sich in dieser juristischen Epoche zu einem Mittelding zwischen Recht und Moral. Sie wird auf Prinzipien gegründet und mit philosophischen und theoretischen Gründen verfochten. Das ist die Zeit, in der die ganze Bildungsschicht die Politik als ihre eigene Angelegenheit begreift. Der politische Jurist erscheint als Sachwalter des in der Bildungsschicht allgemein gewordenen Denkens über den Staat und seine Einrichtungen. Welchen Einfluß haben die Bennigsen, Lasker, Windthorst auf protestantische und katholische Bildung gehabt!

Am höchsten aber steigerte sich das miterlebende Interesse der Bildungsschicht an der Politik von da an, wo ein zweiter Bestandteil der Berufs-

bildung sich den Juristen feindlich gegenüberstellte. Als der Priester mit Hilfe einer demokratischen Parteigrundlage sich den Juristen gegenüber als Vertreter eines kirchlichen Rechtes und religiöser Macht auf der Arena einfand, da begannen politische Kämpfe, in denen alles hervorgeholt wurde, was an seelischen Interessen und Gegensätzen in der alten ererbten Bildung vorhanden war. Niemals ist die Politik in Deutschland so dramatisch gewesen, als während des Kulturkampfes. Es waren im letzten Grund zwar nur Reden, die gehalten wurden, die wirklichen Ergebnisse des Kulturkampfes sind in jeder Richtung gering geblieben, aber in diesen großen und formvollendeten Deklamationen über das Recht der Päpste und der Könige und der Völker empfand die Seele der Gebildeten eine sie beglückende Wiederholung des griechischen und römischen politischen Pathos. Man muß diesen Zustand der Befriedigung an der inhaltreichen Deklamation im Auge behalten, wenn man dasjenige richtig ermessen will, was wir vorhin über das Verhältnis Bismarcks zur deutschen Bildung gesagt haben. Weil die neue schaffende Periode Bismarcks mit der Zeit des juristischen Parlamentarismus zusammenfiel, war es leicht, die wirkliche Regierung monarchistisch zu führen, die vom Jahre 1848 aber politisch angeregte Bildungsschicht gleichzeitig auf eine dramatische Weise zu beschäftigen.

3. Hinter der Zeit der juristischen Politik kommt eine Politik der materiellen Interessen, in welchen es den Vertretern der Berufsbildung nicht mehr gelingt, die politische Führung in der Hand zu behalten. Es ist zwar auch heute noch so, daß die Sekretäre, Schriftsteller und Redner aller wirtschaftlichen Parteien die formale Schulung der Universitäten durchgemacht haben müssen, aber wir finden sie heute in der Politik nicht mehr als Wortführer einer prinzipiellen Überzeugung der gebildeten Schicht, sondern in einer mehr oder weniger starken Abhängigkeit von materiellen Wünschen der hinter ihnen stehenden zahlreichen Körperschaften.

Dieser Übergang von der Politik der Prinzipien zur Politik der materiellen Vorteile ist an sich ein ganz natürlicher Vorgang. Hat man nämlich einmal die politischen Rechte festgestellt und die grundlegenden Gesetze bis hin zum bürgerlichen Gesetzbuch beschlossen, dann bleibt auf dem Gebiet der Verfassung und des Rechtes nur noch ein gelegentliches Weiterbauen und Reformieren übrig. Sobald aber dieser Zeitpunkt erreicht ist, fragt sich der nun mit politischen Rechten ausgestattete Staatsbürger, zu welchem Zwecke er denn eigentlich Politik treibe, und nichts ist ihm einleuchtender, als daß die Politik dazu da sei, um entweder höhere Getreidezölle oder bessere Handelsverträge, ein Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb oder eine Verkürzung der Arbeitszeit zu gewinnen. Diese Art von Politik ist für die Menge der Bevölkerung bei weitem die verständlichste, und wer will leugnen, daß in aller ihrer Nüchternheit und Selbstsüchtigkeit diese Politik unter Umständen praktisch mehr leistet, als die Deklamationen des dramatischen Kampfes zwischen dem Juristen und dem Priester? Es würde also der Übergang zur Politik der Wirtschaftsinteressen auch dann erfolgt

sein, wenn Bismarck ihn nicht absichtlich herbeigeführt hätte. In der zweiten Hälfte der 70er Jahre verkündete Bismarck auf der Höhe seines Einflusses die nun beginnende Periode der Wirtschaftsinteressen. Damit aber entglitt der Bildungsschicht das Steuer des politischen Kahnes. Von da an kommt sich kein Teil des Volkes politisch zweckloser vor als diejenigen, die weder Unternehmer sind, noch Arbeiter, die weder Agrarier sind noch Kaufleute. Sie wissen nicht wohin sie sich zu rechnen haben. Eine Wirtschaftspartei der Bildungsvertreter kann nicht ins Leben gerufen werden, weil die Schicht zahlenmäßig gering und über das ganze Land verbreitet ist, und weil ein großer Teil der Bildungsschicht in einem direkten oder indirekten Beamtenverhältnis steht, für welches das Wohlwollen des vortragenden Geheimrates wichtiger ist als das, was in den Parlamenten verhandelt wird.

Während also bei jetziger Sachlage der Bauer, der Handwerker, der Großindustrielle, der Arbeiter sozusagen von selbst wissen, wohin sie politisch gehören, fängt der Gebildete an, vor lauter Skrupel und Unsicherheit nicht mehr zu wissen, an welcher Stelle er sich einzugliedern hat. Ihm fehlt in der Politik der materiellen Interessen der natürliche Standpunkt . . ."

Es könnte sein, meint Naumann zum Schluß, daß wir noch ziemlich lange Zeit warten müßten, bis wir wieder eine Politik bekommen, in der auch die Kulturideale der Bildung etwas zu bedeuten haben. Immerhin würde es nicht richtig sein, an einer solchen Zukunft zu verzweifeln. „Der Mangel der Mitwirkung der gebildeten Schicht an der Politik macht sich schon jetzt bei uns in hohem Grad fühlbar. Unsere Schulpolitik steht längst nicht mehr auf der Höhe, daß sie ein Vorbild anderer Nationen sein könnte, und unsere äußere Politik wird von den Parteien je länger desto mehr nur noch als Handelsgeschäft betrieben. Der Inhalt der äußeren Politik ist den Wirtschaftsparteien gleichgültig geworden. Diejenigen, die eben den Vorteil der Gesetzgebung genießen, bewilligen Soldaten und Schulen, diejenigen aber, denen diese Vorteile nicht zuteil werden, halten es für nötig, die Machtmittel zu verweigern. Irgend einen grundsätzlichen Gedankengang über Ziel und Richtung unserer auswärtigen Politik suchen wir in dem ganzen Gewirr der Interessenvertretungen vergeblich. Dieser doppelt große Mangel wird und muß im weiteren Verlauf unserer Geschichte dem deutschen Volke zum Bewußtsein kommen, hoffentlich sind es nicht zu schwere Prüfungen und Erlebnisse, wodurch das geschieht . . ."





Das Bürgertum in der Kunst

Zum 200. Geburtstage Henry Fieldings

Von

Dr. Karl Storck

Die literaturgeschichtliche Würdigung des Schöpfers des noch heute durch die erquickende Fülle trefflicher Beobachtung und die mit Leben gesättigte Darstellung köstlicher Gestalten wirksamen Romans von „Tom Jones, dem Findling“ ist fest und klar. So glauben wir die 200. Wiederkehr des Geburtstages von *Henry Fielding* (22. April) besser als durch eine aus jedem Handbuche zu gewinnende Charakteristik, dadurch zu begehen, daß wir einen Überblick über die *Wirkung des Bürgertums in der Kunst* zu gewinnen suchen. Denn auf der Betätigung eines gesunden Bürgertums beruht Fieldings geschichtliche Stellung und die noch andauernde Lebensfähigkeit seiner Werke.

* * *

Auf eine je höhere Warte man sich stellt, um den Entwicklungsgang der menschlichen Kultur zu betrachten, um so mehr gewinnt man den Eindruck, daß dieser sich auf einem spiralförmigen Wege vollzogen hat. Es geht immer im Kreise, und jeder dieser Kreise umschließt eigentlich das gesamte Gebiet des Lebens, d. h. alles was geistig, seelisch und sinnlich der Beobachtung und Erfahrung, also dem Erleben sich darbietet. Der Kreis wird immer größer, weil ein immer größerer Teil der Menschheit an der Lebensentwicklung Anteil hat. Es mag auch sein, daß die bewegende Entwicklung im Laufe der Zeit immer rascher geworden ist. Aber man begreift des Ben Akiba knapp gefaßte Weisheit, daß alles schon einmal dagewesen ist, und es kommt da nur darauf an, daß man sich vor dem allzu billigen Schluß dieser Weisheit schützt, vor dem nil admirari. Es bleibt ja doch auch die andere Wahrheit bestehen, daß, wenn zwei dasselbe tun, es doch nicht dasselbe ist. Und es wird vielleicht zum feinsten Reiz einer vergleichenden Kunstbetrachtung, das Unterschiedliche in der gleichartigen Bewegung herauszufühlen und auf seine Ursachen hin zu untersuchen. Wir

müßten einmal ein derartiges Buch einer Geschichte des menschlichen Geistes- und Seelenlebens bekommen, das für die gesamte Einstellung der Kunstbetrachtung und für ein vertieftes psychologisches Verhältnis zu allem Schaffen der Menschheit von außerordentlicher Bedeutung werden würde.

Ein wichtiges Kapitel in diesem Buche würde vom Bürgertum in der Kunst handeln. Es handelte sich dabei um die Kunst, in der jene Teile des Volkes sich und ihr Dasein in den Mittelpunkt rücken, die in der Mitte stehen zwischen den ohne persönliches Verdienst zu Macht und Reichtum Gelangten und den ohne persönliches Verschulden zur Dumpfheit und Unklarheit Verurteilten. Diese Mitte nämlich ist nur durch eigene Arbeit immer wieder zu gewinnen. Sie entsteht nicht dadurch, daß Elemente von oben herunter kommen, sondern dadurch, daß sich die Tüchtigsten von unten hinaufarbeiten. Sobald es deren viele sind, muß die obere Schicht mit der Kraft und Bedeutung der Mitte rechnen und duldet sie. Das Aufhören des Kampfes bringt dann auch hier eine Art behaglicher Erschlaffung der Kräfte. Sie wird dann widerwärtiger als die Ermattung der obersten Lebensschicht, die im Grunde nur auf einer zu großen Verausgabung von Kräften beruht; auch widerwärtiger als die Dumpfheit der untersten Schicht, bei der man das Gefühl hat, daß immer mehr der Lichtfunken in das Dunkel hinunterfallen werden, wodurch dann die stärkeren und kräftigeren Elemente hinaufgelockt und hinaufgeführt werden ins Licht.

Allerdings, wenn wir dauernd die Vorstellung dieser Dreiteiligkeit aufrechterhalten wollen, müssen wir für die Neuzeit an der ja auch wirklich vorhandenen Tatsache festhalten, daß das mittlere Gebiet stets im Wachsen ist, daß also die Zahl der am Leben völlig Unbeteiligten stetig zurückgeht, wobei dann innerhalb dieses Mittellandes ein stetes Auf und Ab wäre in einem Ringkampf zwischen den mehr geistigen und den mehr sozial-ökonomischen Fähigkeiten. Mit dieser Einschränkung läßt sich die Dreiteilung durch die ganze Weltgeschichte verfolgen. Sie ist unterbrochen durch kurze Perioden der Zweiteilung. Das sind die Erschlaffungszeiten der Völker. Denn die oberste Schicht ist infolge der ganzen Begleitverhältnisse in der Regel nicht eigentlich volklich (national), wenigstens nicht in dem, was die Kultur ausmacht. Auch das Kulturleben kennt schwere Kämpfe, Siege und Niederlagen, kennt Revolutionen. Das Von-unten-nach-obengehen liegt in der Natur dieser Bewegung als Entwicklung, aber ebenso natürlich ist es, daß die Revolutionen des geistigen Kulturlebens nicht in der untersten Schicht ihren Ausgang nehmen können, sondern in der mittleren. Überdies sind die sozialen und politischen Revolutionen, durch die die unterste Schicht in plötzlicher Bewegung nach oben drängt, durchweg Folgeerscheinungen der aufrüttelnden geistigen Tätigkeit der mittleren Schicht. Es sind eigentlich niemals Vertreter des Proletariats gewesen, die die wirklichen Führer bei diesen Proletarierbewegungen abgaben, ob es sich da nun um die Sklavenaufstände des Altertums, die Auflehnung der Neger, Bauernkriege, französische Revolution oder die modernen Arbeiterbewegungen bis

zum Anarchismus hinab handelte. Vielmehr waren es Intelligenzen, die aus der mittleren Schicht hervorgegangen waren und sich deshalb an die unterste wandten, weil es im Wesen dieser mittleren Schicht liegt, daß sie zu geruhsamem Behagen neigt und in diesem aufgeht, sobald sie die materiellen und geistigen Möglichkeiten eines schönen Daseins geschaffen hat.

In dieser Neigung zur Zufriedenheit und Genügsamkeit liegen die Grenzen für die Bedeutung der gerade dieser Schicht eigentümlichen Kultur. Es handelt sich natürlich überhaupt bei dieser ganzen Darlegung um jene Kultur, die mehr den Charakter des Gemeinsamen, des Sozialen trägt, nicht um das Schaffen der einzelnen überragenden Persönlichkeit. Diese gewaltigen Persönlichkeiten wachsen überhaupt aus allen Standesbegriffen hinaus, sie werden Führer des ganzen Volkes; sie sind es auch, die im Grunde den besseren Elementen das Aufsteigen aus der Tiefe ermöglichen, wodurch ja eben immer wieder die mittlere Schicht entsteht. Eine mehr soziale, gemeinsame Kultur irgend einer Standesschicht kann dagegen erst dann entstehen, wenn sich in diesen größeren Kreisen das Gefühl des eigenen Wertes festgesetzt hat, wenn die Freude am Stand, an dem sozialen und geistigen Zustand, in dem man sich befindet, zu dessen künstlerischer Verwertung bzw. Ausschmückung lockt.

Diese Zufriedenheit mit dem Erreichten ist das, was die starke Persönlichkeit, in deren Natur ein stetes Streben nach Höherem liegt, nach kurzer Zeit in Gegensatz zu dieser mittleren Schicht bringt, aus der sie selber hervorgegangen ist, weshalb dann alle diese starken Persönlichkeiten entweder bewußt Künstler für die wenigen Auserwählten werden oder an das Volk in seiner Gesamtheit sich wenden, was im Grunde bedeutet: neue Aufrüttlung und neue Erweckung der unteren Schicht. Darin beruht der große Kulturfortschritt in der Menschheit, darin ihre stete Bewegung, daß ein immer erneutes Aufsteigen aus den untersten Schichten nach oben erfolgt. Wir können bei aller wahrhaft großen Kunst es sehen, daß sie Wurzeln in diese unteren Schichten hinabsenkt und aus diesem ursprünglichen, noch nicht verbrauchten Boden ihre Naturkräfte saugt; wogegen jene Kunst, die von einem bereits gewonnenen Kulturgebiet aus nach Höhen aufstrebt, entweder sich in äußerlicher Kunstfertigkeit verliert oder einem unlebendigen Artistentum anheimfällt.

Aber man muß sich immer klar darüber bleiben, daß der Begriff Kultur eines Volkes das bedeutet, was die Gesamtheit oder ein größerer Ausschnitt aus ihr besitzt; daß man dagegen die höchsten Höhen des künstlerischen Schaffens einzelner aus diesem Volke nicht als Kultur dieses Volkes bezeichnen kann, sondern nur als Kulturmöglichkeit. Dieser Teil der höchsten Kunst oder des höchsten genialen Schaffens auf anderen Gebieten steht über dem, was das Volk als seinen Kulturbesitz in Anspruch nehmen kann. Wir sehen das am besten daran, wie es in der Regel nur langsam im Laufe von Jahren einem größeren Teil des Volkes gelingt, sich allmählich Stück um Stück von der höchsten Lebensarbeit der aus ihm

hervorgegangenen Genies zum kulturellen Lebensbesitz zu machen. Man wird also diese hohe Kunst niemals als Ausdruck der Kultur eines Volkes bezeichnen können, sondern immer im günstigsten Falle in ihr das Hochland sehen können, in das die Kultur des Volkes einmal wird hinaufdringen können.

Künstlerischer Ausdruck der Kultur eines Volkes dagegen ist jene Kunst, nach der dieses Volk aus seiner ganzen Lebenshaltung heraus verlangt; ist also eine Kunst, die nicht nach neuen Zielen weist, sondern sich den Ausbau, die Verschönerung, die Durchdringung des bereits Erreichten angelegen sein läßt. Von dieser Kunst ist jener Teil erfreulich, den man im engeren Sinn als bürgerliche Kunst zu bezeichnen pflegt; denn das, was wir heute als Volkskunst zu bezeichnen pflegen (Volkslied, Volksepos), ist nicht Ausdruck einer vorhandenen Volkskultur, sondern ist die Arbeit der Ur- und Naturkräfte eines Volkes, ist darüber hinaus Schaffen jener genialen Begabungen in der Unterschicht des Volkes, die gerade deshalb nicht als Persönlichkeit heraustreten, weil sie keine Kultur haben.

Ich fasse zusammen: Es gibt also eine Kunst, die schlechthin Ausdruck ist des Volkstums, der Naturkräfte eines Volkes, eine Kunst, die ohne kulturelle Bildung dieses Volkes zu wachsen und zu gedeihen vermag. Genau so, wie die wilden Blumen, die wildwachsenden Bäume schöne Blüten und Früchte zu tragen vermögen.

Daneben besitzt schon vermöge ihrer sozialen Machtstellung die oberste Schicht immer eine ausgesprochene Kultur, d. h. eine bewußte Schönheitspflege des Lebens. Zu dieser Schönheitspflege gehört eigentlich in allen Fällen, von denen die Geschichte der Menschheit berichtet, die Kunst; sie braucht aber keineswegs die stärkste Kulturmacht dieses Kreises zu sein, wie denn z. B. im alten Rom ganz andere Fähigkeiten das Beste des Kulturbesitzes der obersten Klassen ausmachten. Ja man kann sagen, daß in diesen Kreisen fast immer die gesamte Gestaltung des Lebens den Ausschlag gibt, daß die Kunst fast nie mehr bedeutet als ein Schmuckstück dieses Lebens. Wo man sie stärker heranzieht, gewinnt sie Standescharakter. Da diese Stände nicht auf ein Volk beschränkt sind, pflegen sich die nationalen Eigentümlichkeiten dieser Kunst zu verwischen. Und darum pflegt sie selbst dann, wenn sie an sich schöne Ergebnisse erzielt, in wirklichem Sinne nur wenig fruchtbar zu sein. Das schärfste Beispiel dafür ist die an sich sehr hohe künstlerische Kultur des deutschen Rittertums.

Die Kultur der mittleren Schicht dagegen, die wir also als Kultur des Bürgertums bezeichnen können, hat im Gegensatz zu dieser Kultur der oberen Stände den außerordentlichen Wert, daß sie in ihrem Wesen national ist. Und national heißt hier volklich, ja sogar volkstümlich, selbst wenn es nun keineswegs die stärksten und gesundesten Eigenschaften des betreffenden Volkstums sind, die sich hier zur Geltung durchringen.

Es ist festzuhalten, daß die wirklich große Menschheitskunst außerhalb dieser Kulturgebiete steht, eben Persönlichkeitskunst ist. Und es ist

der ungeheure Rückstand der sogenannten französischen klassischen Literatur gegenüber der deutschen, daß diese französische Klassizität, daß diese an sich hervorragenden Dichter sich damit begnügt haben, einen formalen denkbar hohen und auch geistig reichen Ausdruck des Lebens der höchsten Kulturschichten ihres Volkes zu schaffen, eben des höchst entwickelten Absolutismus eines Ludwig XIV. Daher nun auch das verhältnismäßig schnelle Vergehen der Bedeutung der französischen klassischen Literatur für das eigentliche Leben des französischen Volkes, und die ganz geringe Bedeutung dieser so hoch entwickelten Kultur für die gesamte Menschheit, trotzdem zeitweilig diese französische Kunst die ganze Welt in einem Maße beherrscht und zur Nachahmung gezwungen hat, wie seither keine andere wieder.

Man halte dagegen die ungeheure Bedeutung der Renaissancekunst für alle Zeiten und untersuche, worin die Bedeutung liegt, so wird man finden, daß diese dauernde Bedeutung nicht auf der außerordentlich hoch gesteigerten gesamten Kultur der Renaissancezeit beruht, sondern auf dem, was in ihr durchaus Persönlichkeitsbetätigung ist. Ja, der innerste Zauber und die stete Erziehungs- und Erleuchtungskraft der Renaissance beruht letzterdings darin, daß sie Betonung des Persönlichkeitsrechtes gegenüber allen Schranken des Gesamtheitslebens ist. Gerade dieses Gesamtheitsleben aber zeigt den jeweiligen Stand der Volkskultur. Und wenn wir noch weiter gehen, so finden wir, daß für die große Entwicklung der Menschheit das höchste Schaffen der germanischen Völker und zu allermeist Deutschlands viel bedeutsamer ist als das Schaffen der romanischen Völker, trotzdem diese romanischen Völker durchweg eine viel höhere Gesamtkultur besaßen als das deutsche Volk. Dagegen hat nicht umsonst z. B. das romanische Recht sich auch die germanischen Völker untertan gemacht; nicht umsonst gewinnt die romanische Kunst immer wieder in jenen Perioden auf Deutschland starken Einfluß, wo hier eine größere Volksschicht bewußt nach einer bestimmten Lebenskultur strebt. Einst war es der Adel, der sich in die Abhängigkeit von diesen französischen Vorbildern stellte, heute ist es das deutsche Bürgertum in der Literatur sowohl wie in der bildenden Kunst.

Sehen wir aber die Kunst der italienischen Renaissance nicht nach ihrem Dauerwerte für die Menschheit, sondern als Kultur einer bestimmten Zeit an, so erkennen wir als ihre höchste Schönheit, daß sie Ausdruck des künstlerischen Fühlens des Gesamtvolkes ist, d. h. soweit dieses Volk überhaupt am öffentlichen Leben teilnimmt. Da aber dieses öffentliche Leben ausschließlich vom Leben in den Städten getragen wurde, kommt es einem gar nicht zum Bewußtsein, daß das bäuerliche Landvolk von der ganzen Bewegung ausgeschlossen war. Dann aber ist der Kern dieser Kultur bürgerlich. Niemals hat das Bürgertum stärker das Gefühl besitzen können, daß in seinem Machtbereich alles liege, als gerade in der Renaissance. Der Bürger mußte hier ein ähnliches Gefühl haben wie der Soldat im Zeitalter Napoleons: daß aus ihm alles werden konnte, Fürsten, die mächtigsten Heerführer, die höchsten kirchlichen Würdenträger. Die einzelnen

wie die Familien, die für etliche Generationen die Macht an sich zu fesseln wußten, waren bürgerlichen Ursprungs; sie waren hervorgegangen aus diesem stets nach oben strebenden Volkstum, das eine unvergleichliche Kraft besaß, Besitz zu erwerben, und doch in diesem Besitz nur das Mittel sah, sich ausleben zu können. Die Renaissance konnte andererseits nur in Italien diesen Charakter bekommen, weil nur hier die Vorbedingungen gegeben waren, daß die Antike wirklich mit offenen Augen und offenem Herzen aufgenommen werden konnte, ohne daß sich irgendwie etwas Nationales dagegen auflehnen mußte.

Die leidenschaftliche Anteilnahme an der Kunst und am einzelnen Künstler reichte aber trotzdem, und das ist außerordentlich bezeichnend, nicht dazu aus, daß problematische Künstlernaturen verstanden wurden. Man ging mit den stärksten und extravagantesten Künstlererscheinungen mit, weil man in diesen Künstlern, wo sie Stürmer waren, eine Art von Seitenstück zum Conquistadore sah, eine Eroberer- und Kraftnatur. Die Art, wie Michelangelos grandiose nach innen drängende Kunst in das lediglich nach außen glänzende Barock abgewandelt wird, ist von höchster Beredsamkeit. Die eigentlichste Größe Michelangelos dagegen, gerade diese Fähigkeit der Zusammenpressung der nach außen strebenden Kräfte, wurde von den Zeitgenossen nicht erfühlt, weshalb sich auch Michelangelo als Einsamer vorkam und als gefeiertster Künstler seiner Zeit gramvoll von der Welt sich zurückzog, die ihn wohl vergötterte, aber nicht verstand.

Daß so die Kultur des Bürgertums geradezu zur Volkskultur wurde, wie hier im Italien der Renaissance, hat es sonst nirgendwo gegeben. Es war auch ganz unmöglich. Denn für Italien hatten die Umwälzungen, die das Mittelalter gegenüber dem Altertum hervorrief, die soziale und ökonomische Selbständigmachung des Bürgertums, die Befreiung von der Herrschaft einer über dem Ganzen stehenden oberen Schicht herbeigeführt. Diese obere Schicht waren höchstens Ausländer, waren die deutschen Kaiser, die immer wieder die Herrschaft über das Land zu gewinnen trachteten. Dadurch, daß das, was an, um das Wort zu brauchen, adligen Familien im Lande war, sich stets vor die Frage gestellt sah, sich national entscheiden zu müssen, ob es mit dem fremden Herrscher seine eigene Standeshoheit betätigen wolle, oder mit Hilfe des Bürgertums die eigene Nationalität verteidigen solle; dadurch, daß die Frage der Stellung der Kirche immer die Standesfragen und Staatsinteressen im eigenen Lande durcheinanderwirbelte, kam es, daß das italienische Bürgertum sich außerordentlich früh als ausschlaggebende Kraft vorkam, was immer den Anfang einer eigenen selbstbewußten Kulturbetätigung bedeutet. In Italien war das natürlich schon durch die Überlieferung viel leichter; es war hier gerade in staatlicher und sozialer Hinsicht uralter Kulturboden. Man besaß aus Überlieferung, was für die neu in die Geschichte tretenden Völker die erste ungeheure Arbeit bedeutete; die staatliche, und soweit das Äußere in Betracht kommt, auch die kirchliche Kultur. Denn das ganze hierarchische Wesen,

ferner alles, was Kirchenbau und Gottesdienst betrifft, konnte als eine Art Fortsetzung der früheren kirchlichen Formen gelten, während z. B. für die Germanen zwischen dem, was früher äußere religiöse Betätigung gewesen war, und dem, was das Christentum brachte, ein ungeheurer Abgrund klaffte, der nur in langer und schwerer Kulturarbeit überbrückt werden konnte.

So kommt es, daß bei den neu in die Geschichte eintretenden germanischen Völkern jene beiden Stände, die die staatliche und die kirchliche Kultur ausbauten, sich zu einer über dem ganzen Volke stehenden Gesellschaftsschicht entwickelten, die nun auch ihre eigene Lebens- und Schönheitskultur, also auch ihre eigene Kunst besaß. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß z. B. in unserer mittelalterlichen Kunstliteratur wir nur von ritterlicher und geistlicher Literatur zu sprechen haben; was sonst noch da ist, sind Reste oder langsame Fortentwicklung alten Volksgutes, dessen Schönheit gerade darin beruht, daß es von der neuen Kultur unberührt geblieben ist.

Außerhalb Italiens ist die Kultur des Bürgertums aber überall erst als Frucht des sozialen Emporkommens eines Teiles der Bevölkerung, der sich nun zwischen die herrschenden Stände und das breite Volk hineinschob, aufgetreten. Zumeist fällt dann die Blüte dieser sozialen Kultur mit dem Verfall der Kultur des früher herrschenden Standes zusammen. Wir sehen das am deutlichsten in Deutschland, wo die Städte in ganz langsamer Arbeit zum Wohlstand und damit bald zu national-politischer Bedeutung gelangten. Sie stehen dann sowohl zum Rittertum wie zum Bauerntum, das den großen Teil der untersten Volksschicht ausmacht, im Gegensatz. Je mehr das Rittertum verfällt, um so mehr eignen sich die Bürger jene Kultur an, die die Ritter bisher gehegt hatten, wobei diese Kultur bei den völlig veränderten Lebensbedingungen naturgemäß eine Umgestaltung erfuhr. Dieses Bürgertum hat dann bezeichnenderweise die Kultur der äußeren Lebensbehaglichkeit in Deutschland eingeführt und auf eine seither nicht wieder erreichte Höhe gebracht in Architektur und Inneneinrichtung des Bürgerhauses, überhaupt in der lebendigen Aufnahmefähigkeit für bildende Kunst. Aber auch England und Frankreich zeigen diese starke bürgerliche Strömung, das erstere am schönsten in der Ausgestaltung des häuslichen Lebens und seiner herrlichen Verschönerung durch die Hausmusik. In Frankreich bewirkte die außerordentlich gleichmäßige und zähe Durchhaltung der Bedeutung des Königtums, daß hier immer eine Standeskultur der Herrschenden vorhanden war. Aber das musikalische Leben des 15. und 16. Jahrhunderts mit seiner überreichen Blüte der Chansonliteratur, daneben das köstliche Emporkommen der ausgesprochenen Gauloiserie, etwa in Rabelais, bezeugt auch hier den gleichen Verlauf.

Diese Entwicklung erfuhr ihre schroffe Unterbrechung durch die großen Streitereien und die endlose Zahl von Kriegen und Fehden, die im Gefolge der großen Reformationsbewegung standen. Am schlimmsten erging es dabei Deutschland, das durch den Dreißigjährigen Krieg überhaupt kul-

turell eigentlich vernichtet wurde. Aber auch für England und Frankreich brachte diese politisch unruhige und durch Kriege aufgeregte Zeit die erneute Herrschaft eines regierenden Standes, der ja in solchen Zeiten naturgemäß den Ausschlag für das ganze Leben gibt. Der Absolutismus hat in der Kultur nie einen schärferen Ausdruck gefunden, als in der Kunst des Jahrhunderts Ludwigs XIV., und bekanntlich hat in der Geschichte der Künste niemals eine bestimmte Kunstrichtung so allen anderen nationalen und jeglichen persönlichen Geschmack unterjocht, wie gerade diese klassische Kunst Frankreichs, deren Regelmäßigkeit und innerlich kalte Pracht das Abbild der glänzenden höfischen Etikette ist.

Die entscheidende Bewegung gegen diese Sklaverei, in der der europäische Geschmack gehalten wurde, ging von England aus, von dem Lande, in dem sich das Bürgertum am kräftigsten und selbständigsten entwickelt hatte, wo es auch in den langwierigen Kämpfen bis zur erfolgreichen Revolution von 1688 den Beweis seiner politischen Macht und Stärke erhalten hatte.

Die nun in der neu gewonnenen Ruhe erblühende bürgerliche Literaturbewegung, in der das Schaffen Fieldings am höchsten steht, griff bekanntlich auch nach Frankreich über, wo sie aber weniger auf das eigentlich Künstlerische als auf die gesamte geistige Einstellung einwirkte und hier jene Kritik gegenüber allem Überlieferten großzog, deren Rationalismus sich immer als unfruchtbar für eine große Kunst und als Nährboden für ein selbstgefälliges und darum nur um so widerlicheres Philistertum erwiesen hat. Aber andererseits ist diese Art von Esprit etwas, wofür der französische Bürger immer viel Sinn gehabt hat. Im übrigen besaß ja auch Frankreich, wie schon die Erscheinung des einen Rousseau beweist, ein Bürgertum, das eine Gesundung von innen heraus aus den Urkräften des Volkstums erstrebte.

Den höchsten Segen von der englischen Bewegung erfuhr Deutschland, dessen Geister auch den Bestrebungen Rousseaus ein tieferes Verständnis entgegenbrachten, als er im eigenen Lande fand. Diese Träger der neuen deutschen Bewegung waren bezeichnenderweise „Stürmer und Dränger", wirkten als Revolutionäre, drangen so recht aus dem Volk heraus, d. h. überall dort, wo dieses Volk bereits in die bessere Schicht des Bürgertums übergegangen war. Das Bürgertum selber aber nahm diese Strömung so dankbar auf, weil es nach geistiger Betätigung sich sehnte, nachdem es in einem Jahrhundert fast lethargischer Ruhe sich von den Heimsuchungen des Dreißigjährigen Krieges sozial erholt hatte, auch durch eine eifrige Pflege der Musik stark aufs Gefühlsmäßige eingestimmt war. Deutschland hat diese hohe Kulturstufe des Bürgertums, die es in den Jahren von etwa 1770 bis 1820 vor allem in Literatur und Musik besessen hat, seither nicht wieder erreicht. Die deutsche Kunst ist bekanntlich in dieser Zeit durch ihre gewaltigsten Genies zur unvergleichlichen Hochlandskunst geworden, die über alles Bürgertum hinauswuchs. Aber es

blieb doch erhalten eine lebhafte Anteilnahme an dieser Bewegung in der großen Kunst. Wenn die Romantiker nachher gerade das Bürgertum so mit Spott überhäuften, so geschah es, weil es diesem einfach nicht möglich war, mit der Schnelligkeit der Entwicklung Schritt zu halten. Deshalb blieb die Romantik für das Bürgertum auch völlig unfruchtbar, trotzdem die Romantik vielfach aus dem tieferen Volkstum schöpfte. Leider wurden diese Kräfte mit der rein auf künstlichem Boden großgezogenen und nicht aus dem Leben herausgewachsenen artistischen Kultur durchsetzt, deren Entwicklung das mit Ästhetik überfütterte und von aller anderen gesunden Betätigung in öffentlicher Wirksamkeit entblößte deutsche Leben großgezogen hatte. Es ist darum leicht begreiflich, daß die Männerzeit von 1806 bis 1815 das Bürgertum — wenigstens die Männer in ihm — der Literatur wieder abspenstig machte. Wir haben in allen Ländern das mehr oder weniger ähnliche Bild, daß die überall stark mit nationalen Kräften arbeitende Romantik im Grunde ohne Wirkung auf das Volk bleibt, und müssen als letzten Grund für diese Erscheinung überall erkennen, daß die Romantik als Kunstbewegung im wesentlichen erwachsen ist als Gegenströmung oder auch nur Ablehnung einer vorangehenden, hoch gesteigerten Kunst, daß sie nicht von neuem aus der Gesamtströmung des Volkslebens hervorgegangen war. So blieb sie weltfremd, ja wurde weltflüchtig, da gerade diese Jahrzehnte zum erstenmal dem Bürgertum die Betätigung am Gesamtleben, an Politik und sozialer Arbeit wieder einräumten.

So sehen wir überall, daß die Literatur, um überhaupt wieder Teilnahme zu gewinnen, sich dieser Entwicklung des Volkslebens beugen muß. Am deutlichsten wiederum in Deutschland, das ja überhaupt im 19. Jahrhundert die großen Entwicklungslinien am schärfsten aufweist. Im Schaffen des „jungen Deutschlands" ist die Kunst Vehikel für Tendenzen. Aber als nun das Bürgertum sich endlich jene politische Geltung verschafft hatte, daß es einstweilen zufrieden sein konnte, also etwa um die Mitte des Jahrhunderts, setzt erneut eine bürgerliche Kunstbewegung ein, die Julian Schmidts Verlangen charakterisiert, daß man das Volk bei der Arbeit aufsuchen müsse. Was die deutsche Literaturgeschichte als Realismus zusammenfaßt, ist durchaus bürgerliche Kunst bis hinauf zu Gottfried Kellers Novellen. Das Verhängnis wollte es, daß das deutsche Bürgertum gleichzeitig mit der hohen sozialen und politischen Machtsteigerung (nach 1870) eine schwere moralische Schädigung erfuhr (Gründerjahre). Der Aufstieg war wohl zu schnell gewesen; außerdem verbrauchten die neuen Verhältnisse die Kräfte der Männer in politischer und sozialer Arbeit. Der Kunst ist darum das Männerpublikum verloren gegangen. Höchstens für den journalistischen Feuilletonismus, den bezeichnenderweise das politisch nicht so in Anspruch genommene Judentum einführte, blieb die Zeit. Daß die deutsche Männerwelt in diesen entscheidenden Jahren für Kunst keine Zeit hatte, hat sich furchtbar gerächt. Der gesunde und großzügige Realismus der deutschen Literatur hat auf die Zeitgenossen keine Wirkung geübt. Dafür entstand

die alle schwachen Instinkte des Bürgertums pflegende Familienblattliteratur. Das Theater ist zur oberflächlichen Vergnügungsanstalt verlottert. Die Pflege einer ernsten Hausmusik hat aufgehört; dafür haben wir im Hause die fade Klavierklimperei, im öffentlichen Musikleben ein aus allem Volkstum herausgerissenes Artistentum.

Alle großen Künstler fanden keine Teilnahme. Böcklin, Menzel, Feuerbach, Richard Wagner, Bruckner, Hebbel, Mörike, Keller, K. F. Meyer, Marie Ebner, Anzengruber, O. Ludwig fanden zwar eine kleine Gemeinde, wurden aber für breite Schichten nicht wirksam. Dafür siegte ein blutleeres und nur äußerlich nationales, nicht aber innerlich volkstümliches Akademikertum. (Die Münchener, Ebers und Genossen, Kaulbach und die Freskenmaler.)

So entstand die sogenannte Literaturrevolution, für die sich auf den anderen Kunstgebieten die Parallelerscheinungen finden. Diese Revolution wandte sich gegen den Akademismus und gegen die seichte Bürgertumskunst. Leider wußte diese Revolution nichts von der starken bürgerlichen Kunst, die sich bei uns entwickelt hatte. Diese gerade dem Jünglingsgeschlecht der achtziger Jahre unbekannte starke bürgerliche Kunst enthielt nämlich alles, was man jetzt zur Rettung aus der Fremde herbeiholte. Und wenn es vielleicht eine Notwendigkeit war, daß infolge der starken sozialistischen Strömungen der Naturalismus entstand, so hätte er sich als unmittelbare Fortsetzung an das von jener älteren bürgerlichen Künstlergeneration Geleistete anschließen können.

So aber haben wir seither den Kampf gegen die Fremde auszufechten. Die sogenannte Heimatkunst ist aus dieser Strömung hervorgegangen als eine neue Betätigung des deutschen Bürgertums in der Kunst. Die ganze Lage hat sich dabei verschoben. Es ist zum Teil durch die oben geschilderten Umstände, zum Teil durch den Industrialismus ein Gegensatz entstanden zwischen Großstadt und Land, weil gerade das Bürgertum der ersteren seinen nationalen Charakter eingebüßt hat und in der sogenannten „Moderne" eine Kunst begünstigt, die heute schon ganz den Charakter der Kunst des Kapitalismus angenommen hat.



Giosuè Carducci

Geb. 27. Juli 1835 zu Valdicastello, gest. 16. Febr. 1906 zu Bologna

Laut widerhallt noch immer die ganze Apenninenhalbinsel von der Totenklage um einen ihrer treusten Söhne. Der Dichter des „dritten" Italiens wollte der Jüngling werden, und der Mann ist es geworden, der Greis geblieben, dank seinem starken Wollen und Können. Dem Vaterlande, seiner Befreiung und Einigung, war, wie der Degen Garibaldis, so die Leier Carduccis geweiht. Beide Männer waren nicht, wie die Mehrzahl ihrer Lands-

leute, weltkluge Realpolitiker, sondern kindergläubige Idealisten, aber gerade dadurch haben sie auf die Nation, die in ihnen fand und froh verehrte, was ihr bis dahin gefehlt hatte, so mächtig gewirkt — wie auf uns idealistisch gerichtete Deutsche der rauhe Realismus Bismarcks. So haben beide das mit anderen Mitteln demselben Ziele zustrebende Werk Cavours und der es fortsetzenden italienischen Staatsmänner, das sie oft zu gefährden schienen, vielmehr mit beneidenswertem Erfolge gefördert und ergänzt, indem sie das Herz des Volkes dafür gewannen: eine „Reichsverdrossenheit" wie bei uns gibt es in Italien kaum!

Die Feinde des langersehnten Nationalstaates waren jenseits der Alpen dieselben wie diesseits: die vom Auslande gestützte Kleinstaaterei und die weltumspannende Theokratie der römischen Kirche. Ein rastloser Kampf gegen beide Mächte war das ganze Leben Carduccis. Sein Vater, ein dunkler Ehrenmann von einem toskanischen Landarzt, hatte noch mit Gioberti und anderen gutkatholischen italienischen Patrioten geträumt von der Einigung Italiens gerade durch den doch immerhin italienischen Papst. Dieser schöne Traum mußte nach den schmerzlichen Erfahrungen des Jahres 1849 für die klareren Köpfe zerrinnen. In dem jungen Carducci kehrte sich der angeerbte Patriotismus früh gegen die katholische Kirche und Lehre, ja gegen das Christentum überhaupt, an dessen Stelle ein als national empfundenes naives weltfreudiges Heidentum nach griechisch-römischem Muster trat. Theologische und philosophische Grübeleien haben wohl kaum dazu geführt, eher die Vertiefung in die Geschichte und Literatur des klassischen Altertums sowie der italienischen Renaissance. Vorgebildet in einer Klosterschule, wo er mit grimmigem Widerwillen Manzonis „Katholische Moral" und „Heilige Hymnen" lesen mußte, widmete sich der Jüngling dem Studium der Philologie und besuchte von 1853—1856 die Universität Pisa. Dort bildete er mit drei Gesinnungsgenossen, darunter sein seitdem treuergebener Freund und späterer Biograph, der hochverdiente Literarhistoriker und feinsinnige Dichter Giuseppe Chiarini in Rom, die Gruppe der „Pedantischen Freunde", die bald mit verschiedenen Sammelschriften an die Öffentlichkeit trat, in denen die durch Manzonis großes Ansehen zur Herrschaft gelangte Romantische Schule mit rücksichtsloser Keckheit angegriffen und ihr gegenüber das Banner eines streng nationalen Klassizismus entrollt wurde. „Die Liebe zur italienischen Sprache" — schrieb später Chiarini — und die Liebe zum Vaterlande durchdrangen einander . . . und da die Romantik eine fremde Lehre war, . . . so verurteilten wir a priori die ganze Romantik als eine geistige Knechtschaft." Die Jugendlyrik Carduccis bis 1860 verdient das harte Urteil, das er selbst 20 Jahre später darüber fällte: „Wenn ich mich heute vor die Frage gestellt sähe, meine „Juvenilia" zum erstenmal zu veröffentlichen, so würde nichts daraus werden." Es ist mit wenigen Ausnahmen Gymnasiastenpoesie, wimmelnd von starken Anleihen bei lateinischen und älteren italienischen Klassikern, gelegentlich auch den hebräischen Psalmisten; sehr patriotisch natürlich, den Demokraten sich durch Gesinnungstüchtigkeit empfehlend, die „Romantiker" durch die maßlosesten Schmähungen erbitternd.

Hatten diese Gedichte, deren Hauptmasse schon 1857 unter dem Titel „Rime" erschienen war, so immerhin einiges Aufsehen erregt, so blieben die 1868 unter dem Pseudonym „Enotrio Romano" veröffentlichten „Levia Gravia", obwohl in der Form vollendeter, doch ganz unbeachtet, vielleicht weil sie weniger

politisch und zahmer sind. Italien war — abgesehen von Venetien und Rom nebst Umland, dem sog. Patrimonium Petri — unter Viktor Emanuels Zepter vereinigt; Carducci, der vorher Gymnasiallehrer in S. Miniato al Tedesco und Pistoja gewesen war und für den Florentiner Verlagsbuchhändler Barbèra eine Anzahl italienischer Dichter (Alfieri, Tassoni, De Medici, Monti, Poliziano) mit sehr gediegenen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben hatte, war im August 1860 auf den durch Giovanni Pratis Rücktritt erledigten Lehrstuhl für italienische Literatur an der bis dahin päpstlich gewesenen alten Universität Bologna berufen worden, und da er zu gewissenhaft war, um sich diesem hohen Lehramt sogleich gewachsen zu fühlen, hatte er den verständigen Entschluß gefaßt, „die Verse beiseite zu lassen, um mich ganz den philologischen Studien und der Literaturgeschichte zu widmen“. Die trotzdem in den Jahren 1861—1867 entstandenen neuen Gedichte machten auf die italienischen Leser den Eindruck einer kalten gelehrten Poesie — wie später noch viele der in antike Versmaße gegossenen „Odi Barbare“. Carducci ist eben nicht bloß Poet gewesen, sondern dies eigentlich nur „im Nebenamt“. Wenn sein patriotisches Gefühl besonders erregt war, machte er sich Luft in lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten, die zusammen von der bei Nicola Zanichelli, Bologna, erscheinenden, auf 20 Bände veranschlagten Gesamtausgabe seiner Werke nur 2, höchstens 3 Bände umfassen sollen. Die Hauptmasse bilden, neben einer Anzahl politischer Reden, literaturgeschichtliche Bücher, und der Literaturgeschichte war ja auch während der 45 Jahre seiner akademischen Lehrtätigkeit in Bologna, durch die er in denkbar höchstem Grade anregend auf viele Generationen dankbar ergebener Schüler gewirkt hat, fast seine ganze Zeit und Kraft gewidmet. Andernfalls würde er, da eine starke epische Veranlagung aus seinen Gedichten klar zu erkennen ist, vielleicht auch historische Romane geschrieben und nur die ihn gar nicht lockende dramatische Gattung der Poesie unbebaut gelassen haben. Aber neben dem bücherumtürmten Gelehrten, der, durch die naive Voraussetzung eines gleich umfangreichen Wissens bei dem Leser, den Dichter der großen Masse seiner Landsleute so schwerverständlich macht — selbst gebildete Italiener bekennen oft (unter vier Augen), daß sie leichter Dante als Carducci lesen —, steckte in diesem doch auch der Mann der Tat, der heißblütige Politiker und hinreißende Volksredner in Versen, und dieser Seite seiner Natur verdankt er vor allem die ungeheure Popularität seines Namens.

Sein Ruhm datiert nachweisbar von der am 8. Dezember 1869 im „Popolo“ von Bologna erfolgten Veröffentlichung seines schon im September 1863 geschriebenen Hymnus „An Satanas“, einer weithin dröhnenden Kriegserklärung gegen das eben in Rom zusammentretende Ökumenische Konzil, das die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erheben sollte. Auf dieses ungeheuerliche Attentat gegen die Geistesfreiheit antwortete der Bologneser Professor unerschrocken, wie einst der Wittenberger Professor Martin Luther, mit der offenen Proklamierung der Selbstherrlichkeit der menschlichen Vernunft, deren symbolischen Vertreter er mit keckem Hohn „Satanas“ taufte und als den größten Wohltäter der Menschen, wie den Prometheus der griechischen Sage, pries, in schwungvollen Versen, die den beinahe zweitausendjährigen Freiheitskampf des arischen Geistes gegen das semitische Dogma besingen und machtvoll ausklingen in den wilden Triumphschrei:

„Heil dir, o Satanas,
Kettenzerbrecher,
Gefangenen Denkens
Befreier, Rächer!

Dir laß uns opfern,
Zu dir uns beten:

Du hast den Jehova
Der Priester zertreten!"

Dies gewaltige, trotz seiner Dunkelheiten auch heute noch packende Kampflied, dessen besonders schwierige Verdeutschung vielleicht mir nicht ganz mißlungen ist, wird, wenn ich mich auch darin nicht täusche, fortleben in der Weltliteratur, auch wenn alle anderen Schöpfungen des italienischen Dichters vergessen sein werden.

Die späteren Gedichte Carduccis seien nur ganz kurz besprochen, obwohl gerade sie eine immer vollere Reife seines Genius bekunden; sie sind für die außeritalienische Welt von geringerer Bedeutung. Dies gilt besonders von den 1867—1873 entstandenen „Jamben und Epoden", in denen sich der patriotische Grimm über die noch immer nicht der idealen Forderung genügenden Zustände Italiens Luft macht, meistens Satiren, die durch die Wucht der Gedanken und die klassische Eleganz des Ausdrucks ihren Urheber neben Archilochos und Juvenal stellen, aber leider ohne sehr genaue Kenntnis der neueren italienischen Geschichte schwer zu verstehen, auch kaum übersetzbar sind.

Den sonnigen breiten Gipfel von Carduccis Poesie bilden die (zuerst in beschränkterer Zahl 1873 als „Rime Nuove" veröffentlichten) „Poesie Nuove" und die in drei Folgen 1878, 1879 und 1882 erschienenen „Odi Barbare".

Beide Sammlungen zeichnen sich aus durch wundervolle Naturbilder, die mit historischen und persönlichen Erinnerungen in einer unserem Dichter eigentümlichen und zumal für die italienische Poesie ganz neuen Weise durchflochten sind. Man spürt, daß Carducci auf dem Lande aufgewachsen ist, in der toskanischen Maremme, dem unwirtlichen, fieberluftumwehten Küstenstreifen nördlich und südlich von Livorno, wo der Hang zur Einsamkeit in ihm genährt wurde und an dem er zeitlebens mit rührender Liebe gehangen hat. Die Frauen spielten in seinem Dichten keine große Rolle, schon die Namen Lydia, Lalage, Lesbia deuten darauf hin, daß sie kaum mehr als antikisierende Staffage sind, wie Amor und Bacchus; einzig das offenbar aus der Erinnerung gezeichnete gesunde Bauerndirnchen im „Maremmenidyll", die blonde Maria, zeigt individuelle Züge, obwohl auch sie im Grunde nur die ländliche Kindheit des Dichters verkörpert. Die „Rime Nuove" enthalten außer gedankenschweren Sonetten auch stimmungsvolle Lieder und Balladen, in denen der Einfluß der deutschen Poesie erkennbar ist. Carducci hat ja auch Gedichte von Klopstock, Goethe, Hölderlin, Platen, Heine, Uhland meisterhaft übersetzt; besonders in seinem „Re di Tule" ist Tonfall und Stimmung der Goetheschen Verse unübertrefflich wiedergegeben.

Und gerade die deutschen Dichter haben ihn ermutigt, in den „Odi Barbare" — denn „als barbarisch würden sie vor den Augen und dem Urteil der Griechen und Römer erscheinen" — antike Versmaße nachzubilden, ein Wagestück, daß außer ihm wohl keinem romanischen Dichter gelungen war und mit dem auch er nur halben Erfolg und sehr wenige italienische Nacheiferer gefunden hat.

In den 1898 unter dem Titel „Rime e ritme" erschienenen letzten Gedichten werden zum Teil neue tiefergreifende Klänge angeschlagen: sie atmen milde, müde Sonnenuntergangswehmut, wie Gottfried Kellers herrliches „Abendlied". Auf dem vor den Toren von Bologna gelegenen Friedhof bei der Kar-

tause, wo Carducci am 18. Februar auf Staatskosten bestattet worden ist, fand er die folgenden Verse, die den Schluß dieses Artikels bilden mögen:

Langsam rauscht vorüber an der Trauer immergrünen Bäumen
Ein Akazienblatt, ein gelbes, durch der Lüfte stilles Träumen,
Und mit leisem Flügelwehen
Zieht's wie eine Seele hin.

Durch der Nebel Silberschleier, die den Murmelbach umwogen,
Gleitet's nieder, in der Wellen raschen Tanz hinabgezogen:
Ach, was will des Friedhofs Klagen,
Das durch die Zypressen rauscht?

Doch da bricht siegreich die Sonne durch das feuchte Morgengrauen,
Schiffend durch die weißen Wolken, auf dem Himmelsmeer, dem blauen,
Und es lacht der ernste, fahle
Hain, der schon den Winter ahnt.

Eh' der Frost auch meine Seele löst vom Baum des Lebens, strahle
Mir dein Sonnenblick, o Göttin Poesie, zum letzten Male!
Dein Gesang, Homer, o Vater,
Ehe mich die Nacht umhüllt!

Otto Haendler



Einer der Letzten vom alten Burgtheater

Nichts ist vergänglicher als die Kunst des Schauspielers. Wenn sein Wort zum letztenmal verhallt, ist es vorbei für alle Zeiten. Der Nachwelt bleibt nichts zurück als höchstens ein Name — Schall und Rauch! Sie kann keine klare Vorstellung damit verbinden und auch der Mitzeuge kann von einem verstorbenen Schauspieler nur ein blasses Bild der Erinnerung entwerfen. Die Wort- und Tondichter, die bildenden Künstler hinterlassen ihre Werke, und die Menschen späterer Jahrhunderte vermögen sich in ihren inneren Werdegang zu versenken, ihr Schaffen anschauend und nachfühlend zu verfolgen vom ersten Keim bis zu Blüte und Frucht. Der Schauspieler hat den Tag, diesen aber auch ganz; er hat wie kein schaffender Künstler den großen, unmittelbaren Augenblickserfolg. Kein Wunder daher, wenn Schauspieler nach solchem Erfolge lechzen, wenn der Beifallssturm der Minute ihr Ehrgeiz ist, ihr Glück bedeutet. Kämen sie darum, so hätten sie nichts. Daher auch der lorbeerrauschende Pomp, womit sie sich bei Jubiläen und Begräbnissen gegenseitig feiern. Man mag's der lauernden Vergänglichkeit ihrer Arbeit gönnen; aber man mag die Vergänglichkeit des gesprochenen Wortes auch beklagen, wenn es so eindringlich und wuchtig ist, wie es bei Joseph Lewinsky gewesen. Nun wird es nie mehr gehört werden.

1835 in Wien geboren, am 27. Februar 1907 in Wien gestorben, gehörte er fast ein halbes Jahrhundert lang dem Burgtheater an. Oft mußte er hören, daß er dessen vornehmster Sprecher war. Zum erstenmal sahen die Wiener den völlig Unbekannten im Mai 1858; er spielte den Franz Moor am Burgtheater. Über Nacht, so erzählte man uns Späteren, wurde er berühmt. Es war seine Schicksalsrolle, seine erste und seine beste Rolle, damals wie nachher. Bis an die Schwelle des Greisenalters agierte er diesen Bösewicht, der seinem Können Richtung und Ziel gewiesen. In der äußeren Erscheinung war er von

der Natur stiefmütterlich ausgestattet worden: die Gestalt klein, unansehnlich, der Kopf — auch das mußte er oft hören — unschön, die Stimme hohl, dumpf, wie aus dem Grab heraus. Für einen Schauspieler, der sinnenfällige Wirkung braucht, schwere, widerwärtige Hemmungen. Lewinsky überwand sie durch zähe Willenskraft, eisernen Fleiß und strenge künstlerische Selbstzucht. Nicht minder durch seinen Geist. Er war zu ehrlich gegen sich selbst, um die Grenzen seiner Darstellungsmittel nicht zu erkennen, und zu gescheit, um Illusionen nachzujagen. Um so fester verfolgte er ein erreichbares Ideal, das tief im Klassizismus wurzelte.

Lewinsky war als Schauspieler keine starke Natur und nicht von der Natur ging er aus. Aber eben darin bestand seine Eigenart, daß er den Mangel einer einleuchtenden sinnlichen Erscheinung durch das Wort, den Mangel an ursprünglicher Naturkraft durch den Geist zu ersetzen wußte, ja daß er auf dem mühevollen Umweg des Geistes zur Natur gelangt war. Welcher Aufwand von Energie war dazu nötig! Die Tradition des alten Burgtheaters kam ihm als Helferin entgegen; sie hob ihn über Klippen hinweg; sie hieß ihn nach dem einen oder andern Fehlgriff (Hamlet, Lear, Erbförster) unfruchtbaren Experimenten entsagen; sie festigte und beseelte ihn, so daß er getrost in ihr und in sich selbst allmählich ruhen durfte. Denn beide waren eins geworden, und mit größtem Ernste ist er bis ans Ende der Tradition treu geblieben. Man darf sich darunter nichts starr Akademisches denken, kein Petrefakt. Sie heißt nur: das Ganze ist das Wesentliche, nicht ein einzelnes Trumm. Und sie heißt: Natürlichkeit, aber ohne Naturalismus; eine durch die Kunst geläuterte Natürlichkeit, die auch der Deklamation, dem Pathos das Recht läßt, wo es nottut; kurz, lebendige Naturwahrheit, gebändigt durch den Stil. Im Sinne dieser echt künstlerischen Tradition war der Heimgegangene ein reiner und wahrhaftiger Künstler, ohne Phrase ein Priester in der Verkörperung dramatischer Charaktere. Es gab eine Zeit, wo wir uns als blutjunge Leute stundenlang vor den Toren des alten Burgtheaters drängten, um Lewinsky einen solchen darstellen zu sehen. Dem rohen Naturalismus der Gosse und Gasse war er auch zur Zeit seiner Herrschaft spinnefeind; ihm und der Mode und einem Klatscherfolg zulieb nur einen Schritt von seiner Überzeugung abzuweichen, wäre dem ehrlichen Manne nicht eingefallen. Er ist unbeirrt und nicht ohne Herbheit mit dem Geiste des Burgtheaters gegangen und dieser ehrwürdige Geist mit ihm, und er hat ihn emporgeleitet zum Gipfel der klassischen Kunst — nicht auf deren Sonnenseite, wo das Ergreifende und Erhebende lebt, sondern dorthin, wo die unheimlichen, tragischen Schatten lagern und jene ästhetische Häßlichkeit, die der Schönheit zur Folie dient.

Auch hierin war die Gestalt des Franz Moor für ihn schicksalsvoll. Er ist auf dem Theater vor allem der Schurke geblieben, durch seine schauspielerischen Mittel vorherbestimmt. Da war es nun interessant zu sehen, wie er nicht durch ein dämonisches Element wirkte, vielmehr durch zersetzende Reflexion. Er wurde ein denkender Schauspieler genannt, nicht ohne Seitenblick leisen Tadels: weil als die größten Schauspieler jene gelten, die aus blinder Zuversicht und unbewußtem Instinkt heraus spielen, wie Gewitter dahinbrausen und zu tragischen Erschütterungen führen durch die magische Gewalt ihrer Persönlichkeit. So die unersetzte Wolter, der geniale Mitterwurzer. Lewinsky besaß sie nicht. In seinem Spiel war das Böse kein dämonischer Trieb, der mit verbundenen Augen den Abgründen zutaumelt; er war der Böse mit Willen und

Absicht, aus irregeführter Erkenntnis. Mitterwurzer spielte das Böse wie ein Kind, das nicht weiß, was es will und tut, naiv, als grausigen Traumakt, von den Mächten der Finsternis hilflos geleitet. Darum haben die Zuschauer im Burgtheater bei seinem Franz Moor nicht allein geschaudert, sie fanden Erbarmen mit dem Unseligen. Lewinsky machte aus ihm den bewußten Teufel. Schiller kam ihm dabei entgegen, denn er hatte zu viel Ehrfurcht vor der Majestät der Klassiker, um sie eigensinnig zu korrigieren. Franz Moor ist ein dialektischer Grübler, ein Kasuist, der sich seine verneinende Moral von Fall zu Fall schafft. Im großen Monolog des zweiten Aufzuges zeigt er sich in der Tiefe der Bosheit: er denkt nach, wie er den Körper des eigenen Vaters vom Geist aus verderben könnte. Sinnend nimmt er sie durch, die inneren Henker des Menschen: Zorn, Sorge, Gram, Furcht . . . Lewinsky sprach diese Betrachtung mit schauerlicher Kälte, an Stelle des Herzens einen Eisklumpen — bis er dann, als er im „Schreck" das Mittel der Zerstörung gefunden zu haben glaubt, mit wild gärender Phantasie aufschreit in satanischem Jubel: „Triumph!" Dann weiter die furchtbare Entschlossenheit im Handeln und zuletzt der Zusammenbruch. Hier in der Vision des Jüngsten Gerichtes ist Lewinsky unvergeßlich: er stürzt auf die Szene, einen Leuchter mit brennenden Kerzen in der Hand, die Kleider zerwühlt, die Knie schlotternd, totenbleich, von Furcht geschüttelt, als ob die Meute der Hölle hinter ihm her hetzte.

Das war, was Schiller wollte: die verworrenen Schauer des Gewissens wurden in ohnmächtige Abstraktionen aufgelöst, die richtende Empfindung skeletisiert und die ernsthafte Stimme der Religion hinweggescherzt. Wie er zu beten anhebt und nicht kann, wie er in trotziger Empörung nicht beten will und sich erdrosselt, das war ein Nachtgemälde von moralischer Häßlichkeit, durch Lewinskys Kunst in den Dienst der Schönheit gestellt, die erst durch den Kontrast zur vollen Wirkung gelangt. Schiller gab in jedem seiner Stücke ihm eine Rolle. Sein Wurm: nüchtern, trocken, in sich verstockt, grau in grau, seiner häufigsten Farbe, gemalt. Muley Hassan: beweglichen Blutes, tückisch, nicht ohne spitzbübischen Humor. Pater Domingo von nicht mißzuverstehender Deutlichkeit. Octavio Piccolomini ein strammer, starrer Charakter, wie durch eiserne Klammern zusammengehalten. Sein Lord Burleigh nicht minder unbeugsam und von überzeugender Beredsamkeit. Goethe gab dem Künstler zwei seiner Glanzrollen: Carlos in „Clavigo", von ihm mit den Flammenzungen der Freundschaft gesprochen, und Mephisto, den er in allen Chamäleonfarben schillern ließ, weniger in feiner weltmännischer Ironie, aber vom schneidenden Sarkasmus bis zur grausamen Brutalität; verführerischer Kurmacher für Hexen und Unhold mit Fledermausflügeln. Und Lessing gab ihm den kühl und gewissenlos intrigierenden Marinelli und den weisen Nathan. Neben den Schurken spielte Lewinsky nichts besser als Greise. Die innere Würde des sterbenden Attinghausen wußte er bewegend zu veranschaulichen, und die verbitterte, menschenscheue Einsamkeit des alten Kaisers Rudolf, dieses intimen Seelengebildes in Grillparzers „Bruderzwist im Hause Habsburg", zeigte er mit heißem Herzen und im still verklärenden Abendschein des Lebens. Und sein Nathan zumal — in der milden Weisheit, ohne Leidenschaft und ohne Erregung des Gemütes, im besonnenen Verstand und einer Güte aus Verstand, aus sokratischer Einsicht —, so war er Nathan, wie er im Buche steht. Und gar in der glatten und klaren Auseinandersetzung der Rede, das Wort mäßigend oder beschleunigend, die körnig lapidaren Sätze Lessings trennend und wieder

logisch zusammenfassend, bald tonmalend in getragenem Largo, bald die Pointen rasch, scharf markierend, nichts überhastend, immer deutlich und mannigfaltig genug, um nicht langweilig zu werden — das war der gerühmte Meister der Sprechkunst und der Lehrer unzähliger Schüler. Die Sprache war ihm ein Instrument, das er in allen Registern beherrschte: als Belehrung und Predigt, als ruhige Erwägung, als harten Befehl, als oratorischen Streit, reflektierende Zergliederung und sich selbst zermarternde Grübelei. Die Macht der Rede konnte er bis zur Wucht steigern. Wenn er sprach, war's oft, als sprengten geharnischte Reiter dahin. Damit hängen seine reichen Erfolge als Vorleser zusammen. Er wurde zum Verkünder der Dichtung von Ilion bis Weimar und darüber hinaus bis zu unseren Tagen. Manches Talent hatte er, der Wohlwollende, dessen Phantasie so tief in die Seele der sittlich Verwahrlosten hineinschaute, eifervoll gefördert.

Im Hause des neuen Burgtheaters fühlte er sich niemals heimisch. Seit einer Reihe von Jahren war seine Kraft etwas eingerostet und neue große Aufgaben waren ihm nicht mehr zugefallen. Zuerst Schüler des Burgtheaters, von glänzenden Vorbildern umgeben, wurde er sehr bald einer seiner Meister, mit ihm verwachsen in allen Fasern. Nie war er launenhaft, nie unzuverlässig. Die kleinste Episode spielte er mit derselben Hingabe wie eine führende Rolle, vielleicht weniger aus Respekt vor dem Publikum als aus Achtung vor der Kunst. Mehr auf das Wort als auf die Geste angewiesen, mehr auf den Geist wirkend als auf das Gemüt und mehr auf die Phantasie als auf die Nerven, war er ein harmonisch durchbildeter Künstler, der konnte, was er wollte, und der nur wollte, was er konnte — ein wahrhaftiger Künstler, dem es vergönnt war, sein ideales Ziel zu erreichen. Das ist das Tröstliche an seinem Grabe. Er war einer der Letzten vom alten Burgtheater. Immer enger wird der alte Kreis. Aber eine neue Generation ist eingezogen. Möchte sie, nach den alten Sternen blickend und der Tradition getreu, auf eigenen Wegen zu den Höhen der Kunst gelangen. Wie das einem Talent gelingen kann, dafür ist Lewinsky Beispiel und Muster.

Fritz Lemmermayer



Gaukelspiele

Die Dramatiker, die früher gern im Problematischen gingen und des Lebens Schatten- und Dämmerwege suchten, zeigen jetzt eine Liebe zu heiteren Spiegelungen, ja zu komisch-schwankhaften Zwischenspielen. Sie wäre wohl willkommen und würde Gegenliebe finden, doch bleibt es leider nur eine unglückliche Liebe.

Nach Hauptmanns versungenem und vertanem Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg" erschien im Lessing-Theater eine dramatische Humoreske von Georg Hirschfeld, „Mieze und Maria". Der Verfasser nennt sie zwar Komödie, um anzudeuten, daß tieferer Sinn im schwankhaften Spiel stecke. Dies Etikett ist aber unberechtigt. Denn von der echten Komödie, von jener gegenseitigen wesenhaften Durchdringung und Mischung ernster und komischer Lebenselemente ist hier nichts zu spüren. Vielmehr herrscht hier der falsche Geist einer Zwittergattung. Ernst und Komik sind nicht als ein durch die Etz-

raktere und Situation organisch und echt erzeugtes Schmelzprodukt wirksam, sondern sie werden durch eine äußerliche und dadurch stillose Theaterweise zusammengebracht.

Hirschfeld spannt vor seinen Thespiskarren ein buntscheckiges, disparates Personal, das durchaus nicht zusammengehen will und das den leichtgezimmerten, gebrechlichen Wagen in Irre und Wirre herumreißt. Figuren, die ganz einseitig als Karikaturen und Parodien behandelt sind, werden willkürlich in lebensernstere Beziehungen gebracht, und der Verfasser merkt nicht, daß er da etwas von ihnen verlangt, was sie nach der Anlage, die er ihnen gab, gar nicht leisten können.

Überhaupt bemerkt man hier wieder einmal das an dieser Stelle schon öfters behandelte Kennzeichen, das den Unterschied zwischen Menschendichtung und Theatermache angibt: die Situationen folgern sich nicht aus den Personen, sondern der Verfasser, der auf dankbare Gelegenheiten ausgeht, zwingt seine Personen, ohne Rücksicht auf ihre Vorzeichnung, einfach dazu, diese Situationen und Gelegenheiten, die Variationen des Themas wie eine Varieténummer zu produzieren.

Dankbar und wirksam an sich sind die thematischen Voraussetzungen und ihre Variationsmöglichkeiten im Stoff des Hirschfeldschen Stückes.

Es nimmt eine neue und satirisch noch nicht abgenutzte Spielart aufs Korn, den modernen Ästheten und Kunstsnob, den Virtuosen der „individuellen Lebenslinie", der die Stimmung seiner Seele in der Farbe seiner Krawatte ausdrückt, eine Drohne der Kultur.

Hirschfeld bringt alle Requisiten, alle Kostüme und Dekorationen einer solchen Existenz in der Berliner Grunewaldvilla zusammen und steigert dies Klima parodistisch.

Das antike Atrium in Weißgrausilber mit dem Hausaltar als Rauchtisch. Und in „der grauen Sehnsucht dieses Raumes" der grüne Tisch und die roten Sandalen als „energischere Töne der Hoffnung und Lebensfreude".

Eine gotische Kapelle ist das Wohnzimmer, mit Spitzbögen und Kirchenfenstern und Harmonium.

Liebhaberausgaben, auf Kaiserlich Japan mit venezianischen Initialien gedruckt, bilden die Bibliothek.

Der Herr dieses Reiches, der Doktor Wendelin Weisach, und sein Freund und Seelenverwandter sind durchaus als komische Figuren, als lächerliche Zerrbilder der Kultur behandelt. Wendelin sieht auch in seiner Frau nur den Dekorationsgegenstand. Sie muß morgens Kleider tragen, die zum Atrium stimmen. Und nachmittags, in der Gotik, muß sie die Suggestion einer Dürerschen Madonna geben. Dies Seelengigerltum, das auch das Menschliche zu künstlichen Attrappen macht, ist wohl der Satire wert, und ihre Pointe wäre logischerweise die spaßhafte und schadenfrohe Rache der Natur, die sich nicht ungestraft spotten läßt.

In einer Novelle, „Die stilisierte Frau", ist folgerichtig und mit schlagendem Witz durchgeführt, wie die Natur sich der durch das Ästhetentum vergewaltigten Frau bedient, um dem Narren von Mann die verdiente Heimzahlung zu geben, so daß er nun unbewußt außer der Narrenkappe noch einen anderen Hauptschmuck in Schönheit trägt.

Hirschfeld hat diesen Conte-drolatique-Humor nicht gehabt, er paarte vielmehr wenig glücklich seine Satire und Parodie der männlichen Figur mit

einer ganz unparodistischen sentimentalen Elegie weiblicherseits. Die Frau des Ästheten, Sibylle, ist nämlich eine stille Schwärmerin, die, verschüchtert und scheu, ihren Mann in heimlicher Zärtlichkeit liebt. Hirschfeld läßt die Frau sich selbst sehr aufdringlich so charakterisieren:

„Mein Zimmer wird ewig so bleiben, wie es seit meiner Mädchenzeit ist. Ich brauche nur Mutters Sorgenstuhl am Fenster, um träumen zu können. Der Stil ist mir gleichgültig, wenn ich nur für mich sein kann und in das Weihnachtsglück von fremden Leuten hinausblicken."

Dieser Ton „fürs Herz" berührt in diesem Zusammenhang schief und fatal, und die falsch angelegte Paarung des Parodistisch-komischen mit dem Rührseligen regiert von nun an sehr zum Schaden die dramatische Stunde.

Natürlich ließ sich Hirschfeld die naheliegende witzige Gegensatzwirkung nicht entgehen, die aufgezüchtete Überkultur des Hauses Weisach zusammenstoßen zu lassen mit menschlich allzu menschlicher derber Wirklichkeit. In das Grunewald-Hellas platzt Pankow hinein in Gestalt der kleinen Berliner Range Mieze Hempel. Mieze ist die Frucht einer gar nicht ästheten-stubenreinen Verirrung Wendelins mit einem „kleinen Mädchen", und die Mutter, die mittlerweile eine kindergesegnete Tischlersfrau geworden, schickt eines schönen Morgens schwankhaft plötzlich dem verdutzten Wendelin dies naturalistische Produkt in das Paradis artificiel und künstlerische Jenseits seines Atriums, und Sibylle, die kinderlose, in ihrem Schwärmer- und Entsagungstum ist sofort, wie von einer Berufung getroffen, bereit, dies Kind als das ihrige anzunehmen.

Allzu bewußt, dickunterstrichen und fast lehrhaft wird nun die Unvereinbarkeit der beiden Welten, der „Ick-, Det- und Wat-Welt" und der des höheren Tons, in krampfhaften Schwanksituationen vorgeführt. Mieze, die nun Maria heißt, stolpert dauernd unfreiwillig in die gedämpfte Harmonie des Hauswesens hinein und wird für Wendelin ein wahrhaftes enfant terrible.

Das könnte ganz spaßhaft sein, wird aber dadurch verdorben, daß Hirschfeld der Figur dieser Vierzehnjährigen die Naivität und die Unfreiwilligkeit nicht bewahrt. Er stellt sie vielmehr als eine Kritikerin in diesen Kreis, die die Lage scharf durchschaut und ironisch beleuchtet.

Von ihrem Zimmer, das streng nach den Prinzipien der Kunst im Leben des Kindes eingerichtet ist, sagt Mieze-Maria zu ihrem Vertrauten, dem in Weisachs Dienst verbitterten jüdischen Sekretär Joseph Lindigkeit: „Sie wissen wohl jar nich, daß hier alles mit Absicht schön ist." Und ihre eigene Situation formuliert sie: „Ich bin hier bloß 'n nettes Stück Möbel. Ich werde jezeigt, wenn Besuch kommt, und wenn se mir nich mehr brauchen, werd' ich wieder in die Ecke gestellt."

Schief und fatal ist auch die dramatisch-sentimentale Partnerschaft zwischen Lindigkeit und Mieze.

In die Posse bringt mit einem Male ein wehleidiger und anklägerischer Ton, das Motiv der „Enterbten".

„Wir sind arm und enterbt," sagt er zu ihr, „wer hat uns gefragt, ob wir existieren wollen? Ich bin ein armer russischer Jude. Und du? Du hast dich selbst zu erziehen, ohne die Liebe anderer."

Und dieser selbe Unterdrückte tritt zum Schluß als ein Epilogus auf, um mühsam, verschwommen und dabei sehr unmotiviert den Personen des Stückes, die von Hirschfeld gezwungen sind, geduldig zuzuhören, und dem Publikum den tieferen Lebenssinn des scheckigen Stückwerks auseinanderzusetzen. Vor allem

rechnet der Sekretär mit seinem Herrn ab und sagt ihm jene Wahrheiten, von denen es die Theaterbesucher so gern haben, wenn sie auf der Bühne anderen gesagt werden. Freilich wirkt diese Technik des großen Aufwaschens um so mehr, je vorstädtischer ein Theater ist. Vor einem Parkett von Sekretären wäre es der begeisterten Zustimmung sicher, vor einem Parkett von Kuli-Haltern wirkt es merklich kühler, wenn nicht befremdend, daß hier in dieser prästabilierten Harmonie der Herr und ästhetische Despot des Atriums plötzlich Gedanken- und Redefreiheit gibt.

Und dann folgt nach der Disputa, ob der „sterile, kritische Jude" oder der „arische Dekadent" das nützlichere Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist, das nebulose Orakel des deutenden Joseph: „Der dritte wird kommen. Aus dem Volke. Aus dem deutschen Volke. Das Kind, das hier gelebt hat, wie ein Märchen der Wirklichkeit. Das Kind hat mir eine Ahnung davon gegeben." Und der jüdische Prophet fährt fort: „Sie soll nicht untergehen wie die andern alle, die begabt sind für das Größte, und im Kleinsten und Gemeinsten verschwinden müssen. Das ‚Volk' ist das Massengrab seiner Talente. Ich will sie oben halten. Ich! Ich will recht behalten — euch allen gegenüber."

Die Emphase dieser Verkündigung wirkt hohl und prahlerisch, weil sie auf ein Wesen angewendet ist, das in dem Gefüge dieses Stückes im letzten Grunde ja doch nur als Requisit der komischen Kontrastwirkung eingestellt ist und nur dieser Berechnung seine dramatische Existenz verdankt.

Das ist eben das nicht ganz Reinliche an Hirschfelds Arbeit, daß sie ganz possenhaft angelegt, dann ihre Possenfiguren täuschend aufschminkt, als ob bedeutungsvolle Menschlichkeit hinter ihnen steckte.

Um die Qualität der Figuren zu erhöhen, werden durchsichtige und wenig überzeugende Mittel angewendet. So muß Mieze-Maria, die richtige Berliner Range, die in ihr schlummernde höhere Natur dadurch verraten, daß sie durch das Spiel einer Bachschen Fuge zu einem Weinkrampf erschüttert wird und stammelt: „Das nennt man Bach. Es ist so schön ... aber es tut so weh! ..."

Diese Bach-Wirkung auf das Pankower Straßenmädel gehört in die Rubrik der dramatischen Zeichen und Wunder, mit denen die schlechte Kunst immer am verschwenderischsten umgeht, während die gute sich an die Bescheidenheit der Natur hält und überzeugen und notwendig machen will.

Mieze-Maria, dies Theater-Wunderkind und Mädchen für alles, verrichtet dann auch selbst ein Wunder. Sie erweckt in der vereinsamten Frau Sibylle neue Mutterinstinkte, sie macht sie empfänglich, sie wandelt sie so, daß sie neue Gnade vor Wendelins Augen findet. Er besinnt sich zurück auf sie, und das Stück schließt mit der begründeten Aussicht auf einen eigenen Nachwuchs in der Ästhetendynastie Weisach.

Mieze-Maria hat nun ihre Schuldigkeit getan und kann zurück nach Pankow gehen. Vorher aber wird die Familie Hempel, der biedere Tischlermeister und die handfeste und zungenfertige Waschfrau an den Haaren herbeigezogen, um ein effektvolles Possenfinale zu liefern und die Atriumwände von einem Berliner Dialektduett widerhallen zu lassen.

Sibylle steht als eine Annunziata und Gesegnete ruhevoll dabei, in ihrem Glück geborgen. Und Wendelin stilisiert fix und gewandt das ganze zu einem Lebensmysterium, „tief, tief", und weiß nun, „warum er so fürchterlich leiden mußte".

So sieht man zum Ende die verqueren Elemente des Stücks, das Schwank-

hafte, den dichterischen Rest (in der Figur der Sibylle) und die Parodie nebeneinander aufgebaut, und kann sich überzeugen, wie unvereinbar sie hier zusammengezwungen sind, kein Drama, nur Augenblicksgaukelei. Und ganz versagte hier der schöpferische Sinn, der Ein-Allheit seines Weltbildes, und wäre es noch so klein, zur Erscheinung bringt und uns bereichert.

* * *

Solche Erfüllung konnte auch von einem andern Stück dieses Monats nicht ausgehen, von Rudolf Rittners Spielmannsdrama „Narrenglanz“ (Verlag von Oesterheld & Ko. Aufgeführt im Schiller-Theater). Auch dieses zeigt nicht die schöpferische, gestaltenballende Hand, aber es hat wenigstens ein menschlich bedeutsameres Wesen.

Hirschfelds Komödie erscheint als ein Theaterartikel, gemacht, ein Stück Arbeit, ein Arbeitsstück, ein Pensum; bei Rittner spürt man hinter den Unvollkommenheiten und Hilflosigkeiten seines viel geflickten Gauklerstücks die tiefinnerliche Beteiligung, und dadurch werden wir in eine Interessensphäre geführt.

Freilich kommt das nicht ganz aus der Sache selbst, ein persönliches Moment ist dabei wirksam. Der Verfasser dieses Stückes, Rudolf Rittner, ein Schauspieler und Menschendarsteller von eigenem Temperament und elementarer Natur, erdhaft und leiblich, will jetzt, in der Reife seiner Kunst, von dem Theater fort, in die Stille seiner schlesischen Heimat, auf seinen Bauernhof. Er, der in seinen Charakterzeichnungen, dem Fuhrmann Henschel, dem Flamm in Hauptmanns Rose Bernd, dem Florian Geyer so Eigenwüchsiges, Echtes und Ganzes gegeben, leidet am Schein und Gauklerischen des Theaters und versucht sich loszureißen.

Und gerade in dieser Zeit erscheint nun dies Stück, in dem das Geschick des Hofnarren und Spielmann mit bitteren Humoren behandelt wird.

Es ist hier nicht die alte abgeleierte Bajazzo-Sentimentalität, die beweglich ihre Leiden singt. Hier geht's um einen aufrechten Mann in der Fülle und auf der Höhe des Lebens, einen Sänger und Helden vom klirrenden Schwert- und Saitenklang gleich dem kühnen Volker. Frauengunst und Herrenehre wird ihm überreich zuteil, und an dem kurfürstlichen Hof darf er sich als ein Stolzer und Unabhängiger fühlen.

Daraus kommt die Tragik der Gestalt, daß sie durch die verschwenderische Laune des Herrn, des Kurfürsten, sich in die Illusion einer freien Ausnahme-Existenz hineinträumt und in diesem Klima alle Fähigkeiten und Möglichkeiten ihrer Natur entwickelt und auslebt, und nun plötzlich in einem entscheidungsvollen Augenblick erkennen muß, daß dies alles nur trügerisch war, daß der Spielmann doch nur ein Rechtloser, Ausgeschlossener bleibt.

Die Vorstellungen, aus denen Rittner das Bild dieses Spielmanns aufging, lassen sich leicht aufspüren. Der alte Groll des Künstler-Menschen kommt hier einmal wieder zum Austrag, die Empörung des Menschlichen in einer Natur, die dazu bestimmt ist, mehr im künstlerischen Schein der Dinge als im wirklichen Sein zu existieren, und dagegen aufbegehrt.

Wie oft haben wir die Zeichen solcher Auflehnung schon gesehen. Am stärksten bei Grillparzer und Ibsen. Der Schmerz über das Trügerische der Kunst, die sich vampyrisch vom Lebensblut nährt und den Schaffenden dann leer und ausgeplündert in der Einöde läßt, ist dort zu spüren, wie auch die Sehnsucht, aus dem Wesen der Einbildungen und der Phantome zur Wirklich-

keit zu gelangen, vom Schattenreich ins Menschenreich. Und vor allem ist charakteristisch die Betonung der Ausnahme-Existenz des Künstlers im guten wie im unseligen Sinne: mehr als ein Mann ist er, und doch auch weniger, erhöht über die engen Grenzen alltäglichen Lebens, und doch wieder in dieser Luft nicht lebensfähig und zurückverlangend in die Bezirke einfacherer, unverwickelterer, menschlicherer Verhältnisse. Ein Zwischenreichvolk, dem gegeben an keiner Stätte zu ruhen, ewig unbefriedigt, schwankend zwischen Größenwahn und Selbsterniedrigung.

Und vielleicht nur einer hat aus weiter Erkenntnis und seelischer Großmacht heraus die Furien versöhnt und ein inneres, festgegründetes Haus sich errichtet: Goethe.

Viel quälerischer noch als der Dichter muß der Schauspieler von Natur und Persönlichkeit das Künstliche und Trügerische seines Berufs spüren, das Ausgesaugt- und Verbrauchtwerden der Gefühle, die die andern Menschen erleben, im Dienst eines vorübergleitenden Spiels.

Es ist nun gewiß nicht ohne Tragikomik und ein unheimlicher Beweis dafür, daß niemand seinem Schicksal, d. h. sich selbst entfliehen kann, wenn jemand dem Schein und dem Künstlichen durch eine Handlung absagt, die ja auch wieder nur Schein und Künstlichkeit ist. Der Schauspieler verläßt zwar die Bretter, wird Landmann und Jäger, versucht das retournons à la nature, aber — schon merkt man den Haken — Tintenfaß und Papier werden dort neue Verführung werden, und der nun nicht mehr Theater spielt, wird doch Theater schreiben, jedenfalls also nicht loskommen. Und die Tragikomik geht weiter: hier verläßt ein Mensch eine Kunst, in der er ein Einziger voll herrischen Eigentums war, und wählt sich eine andere, in der er nur unsicher und dilettantisch geht. Und bildet sich dabei ein, er sei frei geworden.

Solch Menschlich-Problematisches wird dem Nachdenklichen durch die Rittner-Sache nahe gebracht. Das Stück an sich betrachtet würde nicht so viel Worte verdienen.

Es hängt dem innerlichen Motiv ein buntes Mäntelchen um und führt es inmitten eines farbigen Kostümreigens vor. Szenisch-bewegte Augenblickswirkung gibt es dabei, doch die Charakteristik ist allzu gradlinig und primitiv.

Der Spielmann Wolf erfährt die herbe Erkenntnis seiner schiefen und unwürdigen Lebenssituation, die eine freundliche Fügung ihm bisher sonnig und glückhaft dargestellt hatte, als das Hoffräulein Herrad standesgemäß freit, damit das Kind, das sie von Wolf trägt, einen ritterlichen Namen führe und nicht rechtlos würde wie sein Vater.

Und sein Stolz bricht ganz zusammen, als er zur Strafe, weil er an dem Beleidiger Herrads sich vergriffen, nach Narrenrecht ausgepeitscht wird.

Sein Menschentum ist vergewaltigt, er kann nun nicht mehr leben und er ersticht sich.

Innerhalb dieses Gefüges leuchtet manchmal ein lyrisches Schimmerspiel, und Gesichte und Vorstellungen tauchen auf, die von dieser Handlung in die seelische Atmosphäre Rittners führen. Die Sehnsucht, frei auf seinem Hof zu sitzen, auf dem Trutzhof des Freibauern, weht durch die holzschnittmarkige Geschichte, die Wolf von dem verlorenen Erbgut seiner Väter erzählt.

Und holzschnitthaft, wie Blätter von Sattler, wirken die Umrisse der schweren Not und bäuerlichen Drangsal: stille, dumpfe Erdenkinder, stille Gesichter, deutsche Gesichter, von Peitschen zerschunden, die in das Elend trotten.

Und ein Mensch spielt mit seinen Hunden, viele Stunden, und fühlt das „wundersame Stück Märchen, das in ihnen steckt".

Und der Trutzhof und die Hunde, wie das ausgemalt ist, darin spricht sich Rittners Sehnsucht aus.

Aber Sehnsuchts-Vorstellungen sind immer stärker als Wirklichkeiten. Und der Wissende mag zweifeln, ob sich dem Flüchtenden in der Stille die Erfüllung einstellen und ob er nicht vielmehr in den bunten, lockenden Trug des Gaukelspiels zurückkehren wird. Und die Mephistofrage stellt sich mahnend ein: „Neugierig bin ich, ob er wieder kommt."

Felix Poppenberg



Neue Bücher

Giosuè Carducci, Ausgewählte Gedichte. Übertragen von Otto Händler. (Dresden, Karl Reißner. Gebd. M. 3.—.)

Händler scheint seine glänzende Übersetzergabe gerade den schwierigsten Aufgaben zuzuwenden. So hat er uns den Franzosen Paul Verlaine in einer Vollendung verdeutscht, die die wunderbare Farbigkeit und das heimliche Singen, das der Dichtung Verlaines innerhalb der französischen Lyrik eine Sonderstellung verschafft, meisterhaft hinübergerettet hat. Fast noch schwieriger war diese Aufgabe gegenüber Carduccis gedrängter und mit Gedanken schwer befrachteter Dichtung. So ist denn auch bislang nur weniges von Carducci dem deutschen Leservolke nahegebracht worden; das meiste — etwa ein Dutzend Gedichte — von Paul Heyse. Händler bietet eine Auswahl von 58 Stücken aus den verschiedenen Sammlungen; auch das berühmte Gedicht „An Satanas" ist darunter. Heyse, Isolde Kurz und andere erste Kenner der italienischen Literatur sind sich einig in der Bewunderung, wie hier höchste Treue gegenüber dem Urbild mit vollendeter deutscher Sprachschönheit verbunden sind. Eine biographische Einleitung und „Noten" am Ende bereichern das schmucke Buch, das mit einem sehr charakteristischen Bildnisse Carduccis geschmückt ist.

*

Robert Misch, „Kaltenbachs. Eine heitere Geschichte aus Berlin W." (Berlin, „Harmonie". 3 Mk.)

Von dem Buch ist bereits das sechste Tausend aufgelegt. Das Berliner Milieu ist nicht so bedeutsam, wie man nach dem Titel schließen könnte; denn solche geizigen und verkümmerten Philister, wie dieser Rentner Kaltenbach, gedeihen an allen Orten nur zu gut, und auch die anderen Gestalten des Romanes haben nichts ausgesprochen Berlinisches. Man meint sie alle schon längst zu kennen; es sind im Grunde lauter Requisiten unserer Schwankliteratur von Kotzebue an über die selige Birch-Pfeiffer bis zur Gegenwart. Sie wechseln eigentlich nur die Kleider nach der Mode. Schier wundert man sich, daß der theatererprobte Verfasser es nicht vorgezogen hat, das Ganze als Schwank zu verarbeiten. Man könnte dann bei guter Darstellung die Heiterkeit etwas gedrängter und auch lebendiger genießen, als in dieser oft recht weitschweifigen Erzählung. Immerhin für anspruchslose Leute ein Zeitvertreib für müßige Stunden.





Der Kultus des Nackten

Ein prinzipieller Gesichtspunkt

von

Dr. Fr. W. Foerster (Zürich)

Die moderne Kunst führt heute einen heftigen Kampf um ihr Recht, die Schönheit des menschlichen Körpers darstellen zu dürfen. Man sagt ihr: Der nackte menschliche Körper ist keine Wolke und kein Felsen, zu denen uns kein anderes Interesse zieht als das ästhetische Wohlgefallen. Vielmehr reizen die Formen des entblößten Körpers das Verlangen, das die Geschlechter zur Vereinigung lockt. Dieser Trieb ist schon ohne jene Reizung gebieterisch genug — der geistige Mensch fühlt sich daher durch solche Schaustellung nicht erhoben und befreit, sondern schmerzlich an seine sinnliche Abhängigkeit gemahnt und darin bestärkt. Und zwar noch ganz besonders bestärkt dadurch, daß die Kunst nur Formen und Reize von auserlesener Vollendung darstellt und damit dem Menschen den faustischen Liebestrank reicht, jene hochgesteigerte sinnliche Illusion, die ihn Helenen in jedem Weibe sehen läßt.

Ist die Kunst nun verpflichtet, diese ihre Wirkung zu ignorieren und im Namen ihrer Schaffensfreiheit zu rufen: Dem Reinen ist alles rein — es lebe die Schönheit!? Darf sie sich dagegen blind machen, daß es leider sehr wenig solche Reine und wahrhaft Gefestigte gibt, und daß in Wirklichkeit die allermeisten Menschen durch den Anblick nackter Weibesschönheit weder gereinigt noch gefestigt, sondern gelockert und zu unreinen Phantasien entzündet werden? Sollte ihr vielleicht doch solch ein Schaffen verboten sein — nicht durch Polizei und Gesetz, wohl aber durch die Besinnung auf den tieferen Ursprung und Sinn ihrer ganzen Mission, wie er in den Werken des Genius leuchtend hervortritt? Betrachten wir die Frage einmal von diesem Standpunkt:

Es ist ein Gemeinplatz geworden, daß die Kunst nicht bloß Photographie des Wirklichen sein solle. Was aber ist denn nun jenes rätselhafte „Mehr" aller echten Kunst? Es besteht jedenfalls zunächst einmal in einem

„Mehr" des Künstlers selber, der das Wirkliche beschaut. Er ist mehr als ein photographischer Apparat, auch mehr als ein lüsternes Geschlechtswesen: er lebt voll tiefsten Mitgefühls in aller Kreatur, er nimmt teil an aller Tragik und aller Größe des Menschen, ja er trägt beides tiefer in sich, als wir anderen es erleben. Gerade darum kann und muß er sein Erleben entäußern, muß die Welt der Seele in der Welt des Stoffes aussprechen und schon dadurch die Übermacht der Persönlichkeit über die Materie zum Ausdruck bringen. Und so besteht seine eigentliche Gabe darin, daß er das Wirkliche des äußeren Lebens mit den Wirklichkeiten des inneren Lebens zu vermählen weiß: Alles Vergängliche wird nur ein Gleichnis und ein Zeugnis innerer Dinge. Und dadurch erst wird er der ganzen Wirklichkeit des Seins gerecht. Denn nicht bloß das Leben, sondern auch der Schmerz über das Leben und der Sieg über das Leben gehört mit zum Leben. Und nicht bloß die Schönheit, sondern auch das dämonische Leid, das von ihr ausgeht, und der Sieg darüber gehört mit zur Darstellung der Schönheit — für den wahrhaft universellen Künstler, der im Ganzen lebt und aus dem Ganzen schafft: anders als das photographische Okular, das nur die äußere Welt registriert.

Aber gerade weil der echte Künstler in solchem Sinne und aus solcher Tiefe schafft, so ist es ihm auch ganz unmöglich, die nackte Schönheit zu sehen, ohne in künstlerisch gesteigertem Maße teilzunehmen an der Tragik, die sie im inwendigen Menschen hervorruft, und an den geistigen Mächten, die diese Tragik zu entsühnen und zu lösen trachten. Und diese inneren Erfahrungen und Wirklichkeiten werden in seiner Stellung zum Nackten zutage treten. Er wird das Nackte entweder verhüllen oder es so vergeistigen und mit der höheren Sehnsucht des Menschen verbinden, daß es nicht mehr knechtend und erregend, sondern beruhigend und befreiend wirkt. Das ist das „Mehr" des Künstlers.

Wenn wir in diesem Sinne die Höhepunkte der Kunst ins Auge fassen, so sehen wir erstens überhaupt die Darstellung des Nackten durchaus im Hintergrund des künstlerischen Schaffens — gerade weil der entblößte Mensch nur die bloße Materie des Menschen ausdrückt, der Künstler aber schon durch die Verhüllung des Leibes danach trachtet, der Erhebung des Menschen über das bloß Naturhafte gerecht zu werden. Es ist doch kein Zufall, daß die griechische Kunst gerade auf ihrem Höhepunkte, wie er sich z. B. in dem herrlichen Parthenonfries ausspricht, durchaus den bekleideten Körper der Nacktheit vorzieht.

Wo aber der echte Künstler das Nackte darstellt, da tut er es durchaus im obigen Sinne der tiefsten Vergeistigung. Er empfindet das Dämonische in der Nacktheit, er selber ringt mit diesem Dämonischen — und er erlebt nicht nur den Kampf, sondern auch den Sieg leidenschaftlicher als wir. Darum sind seine Darstellungen des Nackten stets Siegesdenkmale, die von dem Triumphe des Geistes über das Fleisch erzählen. Die Statuen der großen Epoche der griechischen Kunst sind niemals ausgezogene Menschen

mit jenem nackten und ungeistigen Gesichtsausdruck, wie es die meisten Modernen darstellen. Vielmehr steht auf dem nackten Körper ein Götterantlitz, das sozusagen das geistige Gegengewicht gegen die Macht des Leibes zur Erscheinung bringt. Selbst das Haupt der Venus ist nicht bloß das Haupt eines schönen Leibes, sondern der Leib ist vielmehr das Symbol und der Tempel eines göttlichen Adels, der aus den Zügen des Gesichtes redet: entsprungen aus der olympischen Sehnsucht des Menschen, alles Körperliche beruhigend und die Dämonen den Göttern unterwerfend.

Genau im gleichen Geist hat auch Michelangelo überall das Nackte dargestellt. Seine weiblichen Figuren sind keine „Modelle", es sind überhaupt weit weniger Darstellungen des Leibes als Darstellungen der Seelenmächte, die uns die Herrschaft über den Leib geben. Er bildet „verklärte Leiber". Er stellt das Nackte in den Rahmen erhabener Darstellungen, er verbindet das Sinnliche mit der übersinnlichen Welt.

Und jene himmlischen Gestalten — sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten, umgeben den verklärten Leib.

Selbst bei Tizian kann man noch nicht sagen, daß seine nackten Körper so leiblich seien, daß sie zum Leibe des Menschen sprechen und ihn erregen — die Begehrlichkeit wird gebunden durch einen Ausdruck der Gesichter, eine Frage, ein Empfinden, das aus der Welt der Seele stammt und nicht eins ist mit der Welt der Naturtriebe.

Betrachtet man nun von allen diesen Gesichtspunkten aus den modernen Kultus des Nackten in der Kunst, so wird man wissen, daß dieser nicht bloß vom ethischen Standpunkt, sondern gerade auch vom Standpunkt der echten Kunst aus gerichtet ist. Die Gleichgültigkeit der Kunst gegen die knechtende Wirkung der unbeseelten Nacktheit ist kein Zeichen wahren und freien Künstlerstrebens, sondern gerade ein Zeichen davon, daß keine echten Künstlerpersönlichkeiten mehr da sind. Denn diese packt stets „der Menschheit ganzer Jammer" an, sie erleben die Tragödie der menschlichen Zweiheit, das Rätsel der Sphinx im eigensten Innern und gelangen durch schöpferische Geisteskraft auf einen höheren Standpunkt. Und dieses wird gerade in der Reserve, mit der sie den nackten Körper darstellen, oder in der Vergeistigung, die sie ihm geben, unverkennbar zutage treten. Eine Kunst hingegen, die sich von den tiefsten Interessen der Seele loslöst, hat auch keine Kraft mehr, der Materie Leben und Seele einzuhauchen: ihr fehlt der schöpferische Odem, der den göttlichen Beruf der hohen Kunst bezeichnet.

Zum Schlusse wollen wir uns noch vergegenwärtigen, in wie verhängnisvoller Weise jene ganze übertriebene Ausstellung und Anpreisung der Leibesschönheit den Menschen ablenkt von dem, was allein Dauer und Wert hat und auch die körperliche Schönheit allein zu adeln vermag. Es wird durch solchen Leibeskultus auch die ganze Phantasie des Mannes in der einseitigsten Weise erregt und mit Ansprüchen erhitzt, die das Leben

nicht erfüllen kann und die unendlich viel Roheit und große und kleine Untreue erzeugen und doch auf ganz wertlosen Illusionen über das Vergänglichste aller Dinge beruhen. Darum ist auch die übertriebene Pflege der weiblichen Körperformen, die neuerdings unter allerlei bestechenden Namen von Amerika zu uns herüberkommt und als eine laute und stolze Religion propagiert wird, während sie früher nur einem verschwiegenen Reich weiblicher Eitelkeiten angehörte, eine gar nicht zu unterschätzende Gefahr für alle höhere Kultur. Und viele reine Frauen, die harmlos und ohne Lebenskenntnis solche Dinge begrüßen oder mitmachen, sehen eben nicht, daß sie damit Geister beschwören, die vielleicht noch ihr eigenes Leben oder das ihrer Nächsten zerstören könnten. Man sollte sich übrigens doch auch klar machen, wieviel Geschmacksurteile bezüglich der Schönheit des Leibes gar nicht rein ästhetischer Natur, sondern *sexuellen* Ursprungs sind, d. h. ganz unbewußt aus den Wertbestimmungen und Wohlgefühlen des Gattungstriebes stammen. Wir wissen gar nicht, wie sehr unser sexuelles Urteil unsere ästhetische Schätzung bevormundet. Den Enthusiasten der Leibesschönheit sei Schopenhauers Kapitel: „Zur Metaphysik der Geschlechtsliebe“ angelegentlichst empfohlen.



Von der äußeren Erscheinung Christi

Die Veröffentlichung des Bildes „Christus predigend“ von Ludwig Fahrenkrog im Dezemberheft unserer Zeitschrift und die ebenda gegebene Darlegung des Künstlers, wie er aus historischen und psychologischen Gründen zu dieser von der herkömmlichen weit abweichenden Gestaltung des Christustypus gekommen ist, haben weit über den Leserkreis des Türmers hinaus lebhafte Teilnahme erweckt. Dadurch fühlte sich der Künstler veranlaßt, sich von neuem in das Problem zu versenken. Einmal kam es ihm darauf an, gerade den predigenden Christus, den Verkünder der neuen Heilslehre nochmals zu erfassen. Daß wir Christus nicht weichlich auffassen dürfen, wie es so oft in der Kunst geschehen ist, wird sich wohl jedem bei tieferer Versenkung in sein Leben und Schaffen ergeben. Er muß eine Kraftnatur sein, eine, aus der natürlich vor allem die Kraft des Geistes und des Willens hervorleuchtet. Denn gerade die endlose und schrankenlose Liebe, die den Kern der Lehre Christi ausmacht, ist nicht Weichlichkeit und Schwäche, sondern Betätigung der Kraft, der Überwindung aller trennenden Hemmnisse, ist die Überzeugung, die Mächte des Guten überall wecken zu können; denn es ist ja dieses Gute in den Menschen, das wir lieben sollen, das Gute, das durch die belebende Kraft der dem Nächsten entgegengebrachten Liebe gesteigert und zum Siege gebracht werden soll. So ist dieser Jesus Vertreter des Optimismus und des Idealismus, aber derart, daß diese Eigenschaften männlich sind. Also ein Optimismus, der nicht die Augen vor dem Übel verschließt und sein Lebensziel darin sieht, es sich selber möglichst wohl zu machen, damit wenigstens ein Glücklicher entsteht, sondern

Optimismus als Glaube an die Entwicklungsfähigkeit zur Höhe, Glaube an die Lichtkraft jenes Vertrauens, das weiß, daß nichts Gutes umsonst getan wird, daß, wie es der Fluch des Bösen ist, daß es fortzeugend Böses muß gebären, es der Segen der Güte ist, daß sie Gutes zeugen muß. Und so auch der Idealismus. Die hier verkündete Herrschaft des Geistigen über das Körperliche bedeutet nicht Verachtung und Verneinung des Körperlichen, nicht Verachtung und Verneinung der Welt. Aber dienen muß dieses Materielle. Dieses Ideal beruht nicht darin, daß es die Welt und Menschen nicht anzusehen vermöchte, wie sie sind, sondern wie sie sein sollen, wie man es dem Idealismus oft vorgeworfen hat. Nein, sein Wesenskern ist, das Gute wollen und sich in diesem Wollen nicht beirren lassen durch die Unzulänglichkeit des Vorhandenen oder durch den Widerstreit des Schlechten. Dieser Wille zum Guten ist Stärkung des eigenen Selbst, gibt das leuchtende Ziel, von dem der Blick durch keine Einzelheit, durch nichts Dazwischenkommendes sich ablenken läßt; er gibt auch die Kraft zur Bekämpfung des Bösen, zum Strafenkönnen, wie er hellseherisch macht für die Erkenntnis des Guten in der schlechtesten Hülle. Solche Naturen müssen etwas Führerhaftes an sich haben; sie müssen die Vorstürmer sein, die durch die eigene Kraft der Überzeugung und der Bewegung mit fortreißen.

Wenn dieser Typus Christi sich bewähren soll, so muß sich an ihm erweisen, daß dieser Mann, diese Verkörperung des Willens zum Guten auch leiden kann um dieses Guten willen. Ich glaube, wer sich in die Betrachtung dieses „Ecce homo" wirklich versenkt und nicht nach dem ersten flüchtigen Eindruck urteilt, wird die Frage bejahen. Es spricht aus diesem Gesichte die durch den Intellekt gewonnene Überzeugung, daß diese maßlosen körperlichen Schmerzen und dieses entsetzliche seelische Leiden ertragen werden muß um des großen Zieles willen. Und es spricht daraus der Entschluß der Seele, gern zu leiden, weil diese Tat unvergänglich weiter wirken muß als höchste Betätigung des Willens zum Guten. Man muß es immer bedenken, es stand hier der Erste, der so nicht um seiner Überzeugung, sondern um seiner Lebensaufgabe willen litt. Das ist das Entscheidende. Dieser Tod war nicht nur ein Sterben für eine Überzeugung, sondern war ein Tod aus Liebe zur Menschheit, weil auf diese Weise allein in unaustilgbarer Weise die frohe Botschaft der Liebe und des Glaubens an die Fähigkeit zur Güte ins Gedächtnis der Menschheit eingegraben wurde und sie ständig verfolgen konnte in alle Zeiten.

Den Abschluß bildet „Es ist vollbracht". Freude, ja ein Gefühl des Sieges liegt auf diesem toten Antlitz, das das Leiden so herb umgestaltet hat. Für die Art der körperlichen Darstellung hat sich hier der Künstler an den biblischen Bericht gehalten: „Er n e i g t e das Haupt und verschied." Wenn dieses „neigte" zutrifft, so mußte Jesus vornüber gefallen sein. Denn es ist nur möglich, daß Jesus entweder am Kreuze herunterrutscht und so in eine mehr hockende Haltung gelangt, wobei der Kopf dann steif zwischen den Schultern steht, oder eben nach vorn über schießt, wodurch das Haupt dann in die neigende Haltung käme. Auch wenn der Gekreuzigte noch so straff angenagelt wurde, mußten sich die Löcher und Sehnenbänder durch die Zerrung der Last erweitern und in irgend einer Weise eine der beiden Möglichkeiten eintreten.

Da diese Werke als Kunstwerke vor uns treten, so wäre die erste Frage: Ist es dem Künstler gelungen, das Problem, das er sich gestellt hat, künstlerisch zu bewältigen? Aber ich glaube, gerade in diesem Falle sehen wir wieder

einmal, daß die Kunst auch dort, wo sie höchste Lebensbeteuerung und höchste Anspannung aller Kräfte eines Künstlers ist, nicht nur nach künstlerischen Grundsätzen beurteilt werden darf. Hier ist zweifellos ein anderes viel wichtiger. Jeder, der im Christentum die Höhe aller Weltanschauung sieht, ob er sich nun als Glied einer der bestehenden Kirchen fühlt, oder ob er vielleicht gar diese Gestaltung zur Kirche als Widerspruch zu Christus empfindet, muß zum Schlusse kommen, daß für die heutige Menschheit die Persönlichkeit Christi immer bedeutsamer wird, daß diese Persönlichkeit den Angelpunkt in dem Für oder Wider gegen diese Weltanschauung bildet. Und so muß unsere Zeit wie eine jede andere das Recht haben, sich den ihr gemäßen Christustypus zu gestalten. Das wäre Notwendigkeit, auch wenn uns die denkbar genauesten und authentischsten Berichte mit samt photographisch treuen Bildnissen Christi vorlägen. Es ergäbe sich hier die Wahrheit, die jeder erfährt, daß das Gesicht einer großen Persönlichkeit jedem die Antwort gibt, die der Frage entspricht, mit der er vor dieses Gesicht tritt. Wir erleben dasselbe ja bei jedem Künstler, der einen Menschenkopf zu gestalten sucht. Die anatomischen Formen dieses Kopfes fügen sich der bildenden Kraft des Künstlers, der in und mit ihnen den Ausdruck dessen schafft, was ihm die betreffende Persönlichkeit bedeutet. Wir wissen es gerade von den größten Künstlern, daß sie immer eigentlich Gegner der körperlich porträtmäßigen Treue waren. Michelangelo z. B. hat jenen, die ihn darauf aufmerksam machten, daß die Stammbilder der beiden Herzöge Medici, die er für ihre Grabmäler geschaffen, mit dem wirklichen Aussehen der eben verstorbenen Fürsten nichts gemein hätten, geantwortet, daß nach tausend Jahren doch niemand mehr wisse, wie die beiden ausgesehen hätten. Und wenn wir die Bildnisse aller großen Meister gegeneinander halten, so werden wir immer in den Werken eines von ihnen einen gemeinsamen Zug entdecken, der natürlich nicht ein Familienzug der Dargestellten, sondern das Siegel des schaffenden Künstlers ist. Aber freilich, wir werden diesen Austausch doch nur dann willig hinnehmen, wenn wir im Künstler die stärkere Persönlichkeit sehen. Aber auch im anderen Falle können wir gerade von der wirklich großen künstlerischen Gestaltung niemals die objektive, sondern nur die subjektive Wahrheit verlangen, d. h. wir können vom Künstler verlangen, daß er alle seine Kräfte aufbot, um den Dargestellten in seiner ganzen Größe und in seiner innersten Natur zu erfassen. So wird also bei der Darstellung Christi die letzte Frage immer lauten: Kannst du an diesen Christus glauben? Das ist der springende Punkt.

Trotz alledem liegen gerade im Falle Christus die Verhältnisse doch etwas anders, und vielleicht im letzten Grunde deshalb, weil wir über das Aussehen Christi keine historisch glaubwürdigen Berichte haben. Es erhebt sich ja naturgemäß in jedem die Frage nach der körperlichen Erscheinung des Mannes, dessen Auftreten der Angelpunkt der seitherigen Geistes- und Weltgeschichte ist. Sicherlich ist gerade die Notwendigkeit dieser Frage, auf die es doch keine einfach dokumentarisch zu belegende Antwort gibt, die Ursache, daß auch große Künstler sich hier so leicht einem überlieferten Typus beugten, um nicht ein selbständiges Bekenntnis in einer so leicht mit religiös dogmatischen Gedanken sich verbindenden Frage zu geben. Von großen Meistern der bildenden Kunst haben nur die beiden gewaltigen, Michelangelo und Leonardo da Vinci, es gewagt, vom Herkommen abzuweichen, und es ist bezeichnend, daß sie beide Christus bartlos dargestellt haben. Sehen wir das Problem also geschichtlich

an, so wird die Archäologie die wichtigsten Aufschlüsse bringen können, und da haben wir die Tatsache, daß das älteste Material jedenfalls durchweg die Bartlosigkeit feststellt. Wir können eine alexandrinische Art, in der Christus bartlos ist und kurzes, krauses Haar hat, neben die hellenistische Art, die ebenfalls bartlos ist, aber etwas längeres Haar zeigt, stellen. Die römischen Katakomben zeigen beide Arten gemischt, und zwar die Plastik, vielleicht aus technischen Gründen zumeist die hellenistische, die Katakomben-Malerei Roms am häufigsten die alexandrinische. Jedenfalls ist der Archäologe de Mély, der der Pariser Akademie gegenüber behauptete, alle auf Jesu Äußeres Bezug habenden Darstellungen bis ins 6. Jahrhundert gesammelt zu haben, zu dem Schluß gekommen, daß nach diesem Material Jesus kurzhaarig und bartlos gewesen sei.

Es ist leicht begreiflich, daß der heutige Mensch sich nur schwer an einen neuartig gestalteten Christustypus wird gewöhnen können. Die Art Gebhardts oder Uhdes ist dabei lange nicht so schwer zugänglich gewesen, wie eine Änderung am körperlichen Aussehen Christi selbst. Denn dort handelt es sich doch letzterdings entweder um Kostümfragen oder um eine von vornherein ganz symbolische Erneuerung. Andererseits hat sich gerade in der Gestaltung des herkömmlichen Christus-Typus vielfach die höchste künstlerische Kultur und das stärkste Schaffensvermögen ausgesprochen, so daß es nun erst recht schwer fällt, rein künstlerisch etwas dem Überlieferten Ebenbürtiges oder gar Stärkeres zu schaffen.

Doch wie gesagt, darauf kommt es eigentlich gar nicht an, und so ruhig ich persönlich für den künstlerischen Wert der hier vorgeführten Bilder einstehe, so tritt doch diese Frage gegenüber der allgemein religiösen, ja auch gegenüber der archäologischen zurück. Auf den heutigen Menschen angewendet, wären die beiden so zu fassen: 1. Kannst du dir den historischen Christus körperlich so vorstellen? und 2. Ist das ein Christus, an den du glauben kannst? Das ganze Problem ist so wichtig, daß wir um so lieber hier die Fragen zur Diskussion stellen, als damit auch eine Anregung zu einer vertiefteren und ernsteren Betrachtung unserer religiösen Kunst gegeben ist. Auf keinem Gebiete täte aber der Allgemeinheit diese Vertiefung, die Steigerung des Ernstes mehr not, als gerade gegenüber der religiösen Kunst, die, wenigstens soweit sie kirchlich ist, immer mehr einem bösen Schlendrian anheimgefallen ist und unter einer äußeren Richtigkeit gar zu oft Kraftlosigkeit und Oberflächlichkeit des religiösen Empfindens verbirgt. K. St.

Bilderwerke

Mit einem groß angelegten Mappenwerke, das man von vornherein mit freudiger Zuversicht begrüßen kann, treten die beiden Berliner Verleger Bruno Bard und Julius Cassirer an die Öffentlichkeit. „Das Porträt“ soll unter Leitung Hugo von Tschudis in 20 Lieferungen zu 4 Mk. durch Wort und Bild eine ausgiebige Darstellung finden. Die beiden vorliegenden ersten Abteilungen bringen zu einer Abhandlung von Kornelius Gurlitt über „das englische Porträt des 18. Jahrhunderts“ zehn sehr schön ausgeführte Kupfertafeln und ebenso viele Abbildungen im Text. Es sollen immer so je zwei Hefte ein für sich geschlossenes Gebiet behandeln. Nach der ganzen An-

lage werden wir hier ein Werk erhalten, das sich nach der Gediegenheit des Textes wie durch die prachtvolle Ausstattung in die erste Reihe unserer Bilderwerke stellen kann. Der Subskriptionspreis ist auf 70 Mk. festgelegt. Wir werden später eingehender auf das Unternehmen zurückkommen.

Die beiden im Verlage von Richard Bong, Berlin, erscheinenden Lieferungswerke „Gemälde alter Meister im Besitz des Deutschen Kaisers“, und „Rembrandt in Bild und Wort“, auf die an dieser Stelle schon wiederholt empfehlend hingewiesen worden ist, gehen nun ihrem Ende zu. Gegenüber den früheren Unternehmungen des Verlages sind diese beiden durch wertvolle Textbeigabe ausgezeichnet. Das Rembrandtwerk vor allen Dingen verdiente es, ein künstlerisches Hausbuch zu werden.

Dagegen habe ich mit sehr gemischten Gefühlen das Buch „Halt im Gedächtnis Jesum Christum, Hauptzüge aus dem Leben Jesu in Wort und Bild“, herausgegeben von Pfarrer P. Dorsch (Stuttgart, Belsersche Verlagsbuchhandlung) aus der Hand gelegt. Der Text zu den 51 Bildern, die ebenso viele charakteristische Züge aus dem Leben Jesu veranschaulichen, stammt von den besten Vertretern der gläubigen evangelischen Theologie und bietet auch als persönliches Bekenntnis vielfach Wertvolles und Anregendes. Dagegen habe ich am Bildschmuck nur wenig Freude gehabt. Daß die Autotypien, vor allem jene mit veränderlichen Farben, nicht alle gut geraten sind, mag noch hingehen. Bedenklich dagegen ist die Auswahl der Bilder. Rembrandt fehlt ganz, Dürer ist nur ganz schwach und uncharakteristisch vertreten; geradezu schlimm wirken aber einige neuere christliche Maler. Mir ist schon Heinrich Hofmanns geschmeidige Allerweltskirchlichkeit schwer zu ertragen; aber er steht noch hoch über Eichstädt, Wehle und vor allem E. Hader, der ganz besonders bevorzugt wird. Die paar Blätter nach Steinhausen, Thoma und Uhde wirken in dieser Nachbarschaft mit ihrer kernigen Religiosität ganz fremd. Die Aufnahme von Bildern Gebhardts wird wohl am Widerspruch der Verleger gescheitert sein. Ich stimme da dem Herausgeber völlig bei, daß diese Zurückhaltung einiger Kunstverleger nicht nur nicht im Interesse des deutschen Kunstlebens oder der betreffenden Künstler liegt, sondern nicht einmal in dem des Kunsthandels. Denn es ist zweifellos, daß solche Abbildungen in Zeitschriften oder Büchern, die ja doch niemals versuchen, mit den großen Wiedergaben des Kunsthandels in Wettbewerb zu treten, viel eher zum Kauf dieser großen Kunstblätter beitragen, als ihn beeinträchtigen.

Ein Künstler, der gerade durch die Kraft seines Empfindens, die wir im großen Teil der zeitgenössischen kirchlichen Malerei so schmerzlich vermissen, für sich einnimmt, ist Karl Bauer. Der Verlag von Teubner in Leipzig bringt von ihm eine Mappe von 32 Federzeichnungen, „Charakterköpfe zur deutschen Geschichte“, der ich weiteste Verbreitung wünsche. Diese ist durch den außerordentlich billigen Preis der Sammlung (Mk. 4.50, eine Auswahl von 12 Blättern Mk. 2.50, Einzelblätter auf Karton 60 Pf.) ermöglicht. 32 charakteristische Persönlichkeiten aus unserer Geschichte treten uns hier in scharf geprägten Zügen gegenüber. Es ist selbstverständlich, daß nicht jedes Blatt vollauf befriedigt. Goethe z. B. erscheint mir ganz verfehlt, Lessing doch etwas zu massig, und bei Karl dem Großen halte ich es für bedenklich, ihn aus der legendarischen Erscheinung, an die unser Volk sich gewöhnt hat, für die so Gewaltige wie Dürer und Rethel wirken, herauszuholen, so wertvoll das Blatt an sich ist. Dagegen sind manche andere Blätter hervorragend

gelungen: Gutenberg, der Große Kurfürst, der prächtige Seydlitz, Körner, Pestalozzi, Jahn und vor allem auch unser Kaiser. Die Achtung vor dem technischen Können und geistigen Vermögen des Künstlers steigert sich, wenn man die Blätter nebeneinanderhält. Da erkennt man, daß er in diesen Köpfen auch die geistigen und körperlichen Kräfte des Volkes versinnbilden wollte.

Ein Stück deutscher Geschichte ruft auch ein anderes Mappenwerk aus dem gleichen Teubnerschen Verlage vor unsere geistigen Augen. „Aus dem deutschen Osten" bringt A. Bendrat fünf farbige Steinzeichnungen, zu denen Dr. Käthe Schirmacher ein packendes Vorwort geschrieben hat (12 Mk. die Mappe, Einzelblätter Mk. 2.50). In sehr lebendiger Auffassung und bei aller Großzügigkeit den Reichtum des Details glücklich wahrenden Ausführung zeigt uns der Künstler fünf charakteristische Bauwerke des Ostens: die feingieblige Thorner Jakobskirche; die schwerwuchtende Marienkirche in Danzig mit einem Blick in die mittelalterliche Welt der Jopengasse; die noch als Ruine kühn trotzende Ordensburg Rheden; das reiche Hochmeisterschloß Marienburg und die eine geradezu verwegene Phantasie der Gestaltung mit hinreißendem Stolz- und Kraftbewußtsein vereinigende Ordensburg Marienwerder. Wahrhaftig, es waren gewaltige Bauherren, die Deutschritter, tatvolle Männer und aufrechte Bürger, die diesen gotischen Backsteinstil geschaffen haben, die das Land, das sie mit ihrem Blute gedüngt, nicht nur deutscher Arbeit und deutschem Fleiße, sondern auch deutschem Kunstbewußtsein gewonnen haben. Es ist wirklich ein Jammer, wie wenig wir Deutsche unser Vaterland kennen. Wie wenig weiß der Westen und der Süden von dieser herrlichen Kraft deutschen Wesens, die hier im Osten geschaffen hat. Und wie wenige lenken einmal ihren Reiseweg nach diesem Ostland der blauen Seen und der roten Burgen. Kennten wir erst diese Grenzmark besser, sie würde geliebt, und einem jeden würde sich das Gefühl einpflanzen, daß diese deutsche Ostmark altes deutsches Kulturland ist, das wir nicht entbehren können, das wir uns erneut geistig zu eigen machen müssen. St.

Neue Bücher

Handbuch der Kunstgeschichte. Vollständig neu bearbeitet von Hermann Ehrenberg. Sechste Auflage. Mit 314 Abbildungen. (Leipzig, J. J. Weber. 6 Mk.)

Das ist ein sehr verdienstvolles Unterrichtsbuch. Der ursprünglich von Bruno Bucher herrührende Text ist in der sechsten Auflage von Hermann Ehrenberg einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen worden, die auch die allerneueste Zeit in den Kreis der Betrachtung zieht. Der Verfasser besitzt ein hervorragendes Geschick, in wenigen Worten scharf zu charakterisieren und durch kräftiges Herausarbeiten der Entwicklungslinien viel mehr zu geben, als bloß ein Nachschlagebuch. Da im allgemeinen die Darstellung, je mehr sie sich der Neuzeit nähert, umfangreicher wird, erhält man aus diesem knappen Büchlein manche Auskunft, die man in weit umfangreicheren Werken umsonst sucht. Auf den 500 Seiten sind übrigens auch noch 314 Abbildungen untergebracht, die ja natürlich manchmal sehr klein, aber doch durchweg so scharf sind, daß sie für einen allgemeinen Eindruck ausreichen.





Wo steht Richard Strauß?

Von

Dr. Karl Storck

Der Gedanke einer „Symphonieoper“, den ich an dieser Stelle aus dem Problem der „Geburt des Musikdramas aus dem Geiste der Musik“ entwickelt habe (T. IX, S. 589), ist in den ästhetischen Darlegungen der letzten Zeit häufiger aufgetaucht, wenn allerdings auch nie gründlich untersucht worden. Anlaß dazu gab die Berliner Aufführung der „Salome“ von Richard Strauß.

Es ist sehr schwierig, die Wirkung zu schildern, die das Werk hier geübt hat. Genau ein Jahr liegt zwischen dieser Aufführung an der Wirkungsstätte des Komponisten und der Uraufführung in Dresden. Inzwischen hatte das Werk über mehrere andere Bühnen seinen Weg gemacht. Aber die gesamten Verhältnisse führen es doch heute mit sich, daß eigentlich immer erst die Berliner Aufführung die entscheidende Stellung zu einem Werke bringt. Es ist das eine bereits aus den äußeren Zuständen folgende Vormacht Berlins mit seiner großen Zahl von Zeitungen, Zeitschriften, mit dem im Verhältnis auch zu den größten Provinzstädten außerordentlich gesteigerten Interessentenkreis des Publikums, endlich auch zweifellos durch die Tatsache, daß sich hier in Berlin im Laufe der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre ein ausgesprochenes Premieren-Publikum herausgebildet hat, das gerade den neuen künstlerischen Ereignissen mit einer Leidenschaftlichkeit der Anteilnahme folgt, die man außerhalb gar nicht kennt. Mag man nun noch so sehr hervorheben, daß ein gutes Maß dieser Anteilnahme auf Sensationssucht und Überreiztheit beruht, sie ist doch nun einmal da und wirkt auf die Gesamteinstellung des Empfindens zu den Ereignissen in ganz außerordentlicher Stärke. Der große Umfang des Teilnehmerkreises aber bringt es mit sich, daß derartige die Öffentlichkeit aufregenden Werke in einer sonst ungewohnten Zahl von Aufführungen immer

wieder vor uns hintreten. Es bietet sich damit auch der Kritik die Gelegenheit, ein Urteil immer und immer wieder nachzuprüfen. Heftiger auch als anderswo platzen hier die Gegensätze der Anschauungen aufeinander. Bei dem Werke von Richard Strauß war es besonders bedeutsam, daß die große Mehrheit der Berliner Kritik bereits der Erstaufführung in Dresden beigewohnt hatte. Nun war man ein Jahr später zur erneuten Beurteilung berufen. Für die Musik ist eine derartige Zwischenzeit von höchster Wichtigkeit, und es gibt keine Kunst, bei der man sich so sehr an die Erscheinungsformen erst gewöhnen muß, aber auch so leicht gewöhnen kann, wie gerade die Musik. Die Geschichte des menschlichen Hörens bietet ganz erstaunliche Ergebnisse in bezug auf die Empfindungen von schön und unschön. Vom Entzücken über reine Quintengänge bei Hucbald bis zum unerbittlichen Verpönen derselben in der klassischen Theorie; vom entsetzten Abscheu über alle Chromatik gegenüber den früheren Madrigalisten bis zur raffinierten Steigerung derselben durch Gegenführungen in den Stimmen, wie wir sie jetzt in der gesamten Musik haben. Es ist immer wieder dasselbe Bild, daß die eine Generation als häßlich verschreit, was dem nächsten Geschlecht einen Ohrenschmaus bereitet; — unsere Art zu hören ist in der Tat in stetem Wandel begriffen. Vielleicht war dieser Wandlungsprozeß nie so schnell und verwickelt wie gerade jetzt. Ist vor dreißig Jahren die musikalische Kritik über Wagners Werke mit dem Bannfluch einer entsetzlichen Tonhäßlichkeit hergefallen, so rühmen wir heute eigentlich alle die wunderbare sinnliche Schönheit der Musik Wagners, und sie wird gerade in dieser Hinsicht der modernsten Musik entgegengesetzt.

Aber auch hier machen wir die merkwürdigsten Erfahrungen. Die Entwicklung der modernen polyphonischen Schreibweise zum Mittel des gedanklichen Ausdrucks in der Musik hat wohl am meisten dazu beigetragen, daß wir oft dort von Tonhäßlichkeit nichts mehr empfinden, wo man früher entsetzt aufgeschrien hätte. Wir sind eben doch in einer Entwicklung, in der das Anhören der Musik nach ihren senkrechten Verhältnissen wieder einem solchen nach ihrer horizontalen Entwicklung Platz macht oder doch das letztere daneben duldet. Die ganze mittelalterliche Polyphonie verlangte diese Hörweise nach dem horizontalen Fortschreiten, weil die ganze Anlage der Komposition darauf beruhte, wie verschiedene musikalische Linien (Stimmen) um eine vorher festgelegte Hauptlinie herumgeführt und neben ihr dem gleichen Endziele zugeführt wurden. Erst mit dem nachherigen monodischen Stil, der grundsätzlich die harmonische Stärkung und Ausschmückung einer einstimmigen Melodie brachte, wurde unser Gehör auf die ganz vertikale Aufnahme des Tones eingestimmt. Die Entwicklung der symphonischen Dichtung aber, die den ihr gesetzten gedanklichen Gehalt durch das Zusammenspiel von Motiven auszudrücken strebt, deren geistige Bedeutung von Anfang an festgelegt ist, bringt nun naturgemäß wieder eine Betrachtung mit sich, bei der man die Entwicklung dieser Motivlinien verfolgt. Haben wir hier eine durchaus gedankenhafte Kontra-

punktik, so sehen wir schon wieder bei Max Reger, wie die auf diese Weise entwickelte Schreibweise nun ihrerseits zum rein formalen Zweck werden kann. Das „alles fließt", das einem griechischen Philosophen vor zweieinhalbtausend Jahren die Lösung des Welträtsels bot, gilt in uneingeschränktem Maße jedenfalls für die Welt des Musikalischen. Wir können uns darüber ja auch nicht wundern, wenn wir bedenken, daß diese Kunst mit einem unvergleichlich beweglicheren und niemals auf einen bestimmten Punkt festzulegenden Material arbeitet. Der Ton ist schier ohne alle materiellen Stoffe; die Wirkungen, die der Ton auslöst, sind erst recht flüchtig, beweglich und in ihren letzten Gründen nicht prüfbar.

Eine zweite für Gestaltung und Aufnahme der Musik wichtige Entwicklung geht mit der eben geschilderten Hand in Hand. Es sind einige Jahre her, seitdem ein hervorragender französischer Musiker den Wesensunterschied zwischen deutscher und französischer Musik mir gegenüber in die Worte faßte: Die deutsche Musik sei Architektur, die französische Malerei. Er meinte dabei wohl nur die Entwicklung etwa des 19. Jahrhunderts, und als ich ihn auf die klare Linienführung eines großen Teils der französischen Musik verwies, entgegnete er, das sei dann eben Zeichnung, aber nicht Architektur.

Wenn ich bedenke, daß sowohl Berlioz wie Richard Wagner nach der Meinung dieser beiden Künstler, wie auch für eine historische Untersuchung, eine Entwicklung aus Beethoven darstellen, so muß ich dem zustimmen; von der durchaus architektonischen Richtung eines Brahms ganz abgesehen. Mit der Farbigkeit Richard Wagners ist es ähnlich wie mit der Böcklins. Sie ist von wunderbarer Schönheit und bildet zweifellos den letzten höchsten Reiz dieser Kunstwerke; aber sie ist nicht deren Lebenselement. Die Werke bleiben auch ohne diese Farbigkeit bestehen. Grob ausgedrückt erfahren wir das, wenn wir die außerordentlich starke Wirkung von Richard Wagners Werken im Klavierauszug und der einfarbigen Reproduktionen nach Böcklinschen Gemälden solchen Reproduktionen nach französischen Malereien oder den Klavierauszügen Berlioz' gegenüberhalten. Berlioz, dessen höchster Reiz in der Originalität seiner Farbigkeit beruht, wirkt im Klavierauszug erschreckend eintönig und gleichmäßig. Nun, die neuere deutsche Musik hat sich in steigendem Maße in der Richtung einer solchen Farbigkeit entwickelt.

Ich möchte mich hier gern des Urteilens enthalten und in die einfachen geschichtlichen Entwicklungsdarlegungen nicht eingreifen. Aber es geht doch nicht an, da Ursachen und Wirkungen so eng ineinandergreifen. Ich kann nicht umhin, in dieser Steigerung zur Farbigkeit wenigstens bis jetzt eine Verarmung der deutschen Musik zu sehen. Ich gebe aber zu, daß man vielleicht sagen müßte, daß diese Steigerung zur Farbigkeit die Folge eines Nachlassens der deutschen musikalischen Kraft ist. Es wird niemand bestreiten, daß das musikalische thematische Material der gesamten modernen Musik seit Wagner im Grunde außerordentlich

dürftig und wenig original ist. Von Liszt angefangen, gilt das eigentlich für die ganze symphonische Dichtung mit verschwindend wenig Ausnahmen. Bruckner und Brahms stehen auf der anderen Seite in dem gewaltigen thematischen Reichtum, dagegen ist auch bei Berlioz dieses thematische Material im Verhältnis zu unseren großen Musikern dürftig und an sich bedeutungslos. Inhalt und Bedeutung und Schönheit erhält dieses ganze Material nur durch die Art der Behandlung, durch das Wie der Verarbeitung.

Diesen Fall hat es auch früher gegeben. Es wird niemand behaupten wollen, daß das Hauptthema des ersten Satzes der C-Moll-Symphonie Beethovens an sich musikalische Bedeutung hätte. Auch da kommt es ausschließlich darauf an, wie es verarbeitet wird. Aber die Art der Steigerung dieser Bedeutung bei Beethoven greift das thematische Material selbst an und entwickelt aus diesem Stofflichen Musik. Das Wie liegt also im Ausbau dieses Stoffes, es ist eben in der Tat architektonisch. In der modernen Musik dagegen berührt dieses Wie nicht den ursprünglichen Stoff, sondern tritt von außen an ihn heran, wandelt ihn und bereichert ihn durch Farbe.

Wir haben hier durchaus die parallele Erscheinung zur Entwicklung in der Malerei, wo auch die in ihrem Wesen französische Sehweise der Natur nach Deutschland übergegriffen hat, in der das Farbige der Erscheinung entscheidet und nicht der inhaltliche geistige oder seelische Wert des Motivs. Man denke daran, wie uns etwa Monet dasselbe an sich bedeutungslose Motiv in verschiedenen Beleuchtungsstadien vorführt. Die Licht- und Farbenwerte in den verschiedenen Bildern sind es allein, die die Teilnahme des Künstlers verraten und die auch auf uns nun wirken sollen. Nun aber ersteht hier die Tatsache, daß für die auf eine solche Sehweise eingestimmten Menschen aus dieser zunächst rein äußerlichen Sinnlichkeit seelische Stimmungswerte sich entwickeln, daß also Licht und Farbe durch ihre Charakterisierungskräfte dem an sich bedeutungslosen Motiv grundverschiedene seelische Stimmungen einhauchen. Genau so ist es in der Musik. Die verschiedenen Farben der verschiedenen Instrumente sind nicht nur Farben, sondern auch Charakterisierungsmittel, und dasselbe Thema wirkt anders, wenn es von Posaunen, anders wenn es von Holzbläsern, anders wenn es von Geigen vorgetragen wird. Es ist nun nicht zu leugnen, daß diese von außen herantretenden Charakterisierungsmittel um so stärker ihre Wirkung ausüben, je geringfügiger und weniger charakteristisch der ursprüngliche Wert des eigentlichen Themas ist. Denn es ist klar, daß ein so stark im Heldenhaften stehendes Thema wie etwa das Schwertthema im Nibelungenring etwas von seiner Heldenhaftigkeit auch wahrt, wenn es statt von der Trompete von der Flöte geblasen würde. Wir haben dagegen bei dieser Art von Malerei erlebt, daß die betreffenden Maler geradezu von einer Feindschaft gegen das an sich bedeutende Motiv ergriffen wurden und mit Absicht nichtssagende Motive wählten, um lediglich durch das Nur-Malerische die Wirkung auszuüben.

Die impressionistische französische Malerei hat bei uns starke äußere Erfolge errungen, aber doch im wesentlichen artistische Erfolge. Ich habe noch niemanden die Behauptung aufstellen hören, daß dieser Impressionismus die uns Deutschen entsprechende Malerei sei. Höchstens, daß man die Berechtigung solcher nationalen Wünsche gegenüber der Kunst bestritt. Andererseits ist es Tatsache, daß auch für unser deutsches Empfinden viele Bilder vorhanden sind, die uns tief ergreifen und voll befriedigen, trotzdem sie impressionistisch gemacht sind. Davon abgesehen, zeigt uns die Betrachtung der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts um die Mitte desselben eine Entwicklung, die zweifellos eine Parallelerscheinung zu der gleichzeitigen in Frankreich ist, die dort zum ausgesprochenen Impressionismus führte. Es ist auch ganz zweifellos, daß, wenn der Impressionismus durch die Einstellung des französischen Geistes zur Natur begünstigt worden ist, er doch erstens in der Sache begründet sein, zweitens durch die gesamte zeitliche Weltanschauung hervorgerufen werden kann. In der Sache begründet heißt: natürliches Ausdrucksmittel eines Stoffes. Und das ist urdeutsche Einstellung des Empfindens, daß alle technische Art völlig gleichgültig ist, daß es lediglich darauf ankommt, daß irgend ein bestimmter Inhalt den ihm gemäßen Ausdruck findet. Goethes „Erlkönig" ist im deutschen Geiste impressionistische Dichtung. Wir wissen, daß Goethe durch die phantastischen, bewegten Wiesennebel die Anregung zu seinem Gedichte erhielt. Liegt es im Wesen der Dichtung, das Unbestimmte faßbar und begreifbar zu gestalten, so wäre umgekehrt bei der Rückübersetzung des Goetheschen Gedichtes ins Malerische eine impressionistische Darstellung solchen Nebelwallens notwendig, nicht aber, wie es hundertfach versucht worden ist, das Herumschweben klar faßbarer Menschengestalten in grauen Schleiern. Die ganze germanische Mythologie ist ein dichterisches Gestalten von nicht ganz zur sinnlich klaren Erfassung kommenden Naturvorgängen, und es fehlt uns bezeichnenderweise bis heute der Maler der germanischen Mythologie. Böcklin, der die dafür eingestellte phantastische Kraft besaß, wandte sich seiner ganzen malerischen Gestaltungsweise gemäß dem Süden zu, wo das helle Licht und die klare Luft eine scharf umrissene Erfassung alles Gegenständlichen erlaubt. Also es gibt Stoffe genug, die für bildmäßige Darstellung nur durch den Impressionismus auszudrücken sind. Impressionismus heißt doch Augenblickserfassung, und es gibt eine Fülle von Naturerscheinungen, die nur dadurch uns ins tiefste Innere dringen, uns nur dadurch seelisch gewaltig packen, daß wir sie nicht genau sehen und nicht eingehend betrachten können. Haben wir hier *Impressionismus des Stoffes*, so gibt es auch einen solchen der *Zeitstimmung*, d. h. die Einstellung des Empfindens während einer Zeit begünstigt jene Entwicklung, weil sie uns dafür besonders empfänglich macht. Hier ist es nun genau das Gegenteil von den eben angedeuteten so halb gespenstischen und unklaren Stoffgebieten: die *naturwissenschaftliche Betrachtungsweise* unserer Zeit. Sie hat unsere ganze Einstellung gegenüber der Natur beeinflußt. Die Erschei-

nungen der Natur sind uns um ihrer selbst willen wertvoll geworden; sie wecken für sich bereits die Teilnahme. Farbe und Licht der Gegenstände, ihr Stehen in der Luft wird für diese Betrachtungsweise Schönheit. Diese Eigenschaften aller Dinge auf der Welt werden für diese Einstellung gegenüber der Natur bereits ein Inhalt der Welt und er braucht nicht erst stofflich hineingetragen zu werden. Ich sehe in unserer neueren Malerei leider nirgends diesen ganz natürlichen, ohne fremde Beeinflussung gewachsenen deutschen Impressionismus, den die Frühkunst Menzels zeigt. Aber es ist wichtig, daß man sich klar hält, daß ein solcher deutscher Impressionismus denkbar ist.

Dasselbe gilt vom Impressionismus der Musik, und ich habe die Verhältnisse für die Malerei nur so ausgiebig behandelt, um für das musikalische Gebiet, wo das Tatsächliche schwerer zu fassen ist, eher ein Verständnis zu ermöglichen. Ich kann mich nun auch kurz fassen. Die Farbigkeit liegt für die Musik im Klang der Instrumente. Denn dieser Instrumentalklang ist dasjenige, was die inneren Tonwerte verändert. Die Verbindung der Töne für sich, abgesehen von ihrer Farbigkeit, bildet ein Charakterisierungsmittel ersten Ranges; es entspricht etwa der Linienführung der Malerei oder der Zeichnung. Wir haben eine außerordentliche Masse von Musik, bei der die Klangfarbe lediglich Erhöhung der Schönheit, Hervorhebung und Bereicherung der Konturen ist. Das äußert sich vielfach deutlich darin, daß ursprünglich etwa für Klavier allein komponierte Stoffe nachher orchestriert werden. Überhaupt ist der Umfang der Musik außerordentlich groß, bei der die verschiedene Verwendung von Instrumenten nur der Erhöhung des Klangreizes dient, wie umgekehrt es das Bestreben zahlreicher Komponisten war, aus dem Geiste der betreffenden Instrumente heraus zu komponieren, das heißt so zu schreiben, daß das Instrument seine Schönheitskräfte betätigen konnte.

Daneben hat man von Anfang an die Farbigkeit der Instrumente als Charakterisierungsmittel erkannt, sowohl in der roheren Form der Geräuschnachahmung, wie in der Ausnutzung des Stimmungsreizes, der in der Tonfarbe liegt. Gerade die deutsche Musik brachte dann mit Beethoven die vergeistigtste Art dieser Ausnutzung der Klangfarbe, indem der Wandel des Klangbildes als geistiges und seelisches Ausdrucksmittel benutzt wird, so daß also hier der Fall eintritt, daß der gleiche stoffliche Inhalt durch verschiedene Farbigkeit und Beleuchtung einer anderen Stimmung dient. Man erkennt, daß hier der Wendepunkt ist, wo das Instrument seine individuelle Geltung einbüßt und nur eine Farbe mehr ist auf der Palette des Symphonikers, der nun diese Farbe nach Belieben mischt, um das seinem Geiste vorschwebende Klangbild zu erreichen. Es kommt nun ganz auf die Einstellung dieses Komponisten an, ob ihm diese Farbigkeit nur Charakterisierung ist, das heißt Mittel zum Ausdruck eines seelischen Inhalts, oder ob sie Selbstzweck wird und schließlich zu einer Art von Pointillismus führt. An diesem letzteren Ende kommt es dann dahin, daß

der Komponist uns sagt, er habe formale Musik geschrieben, die aus und in sich selbst verständlich sei und nicht an ein Programm knüpfe, trotzdem die betreffenden Komponisten offensichtlich aus der symphonischen Dichtung hergekommen sind. Man denke an den Fall Mahler. Daneben haben wir allerdings in Deutschland Max Reger, bei dem tatsächlich ein Schaffen mit nur musikalischen Faktoren vorhanden ist, und in Frankreich Claude Debussy, dessen Stimmungsbilder durchaus als Farbenimpressionen vor uns hintreten. Ich kann mir vorstellen, daß auf diese Weise wieder so etwas wie absolute Musik entstehen kann. Die Definition derselben würde dann nicht, wie bei Hanslick heißen: „Tönend bewegte Form", sondern „tönend bewegte Farbe". Nicht der Rhythmus wäre hier das gestaltende Prinzip einer solchen formalen Musik, sondern die Klangfarbe. Da fast alle menschliche Kunstentwicklung in wellenförmiger Bewegung sich vorgeschoben hat, ist es ja leicht möglich, daß auf ein Jahrhundert, für das die Musik Ausdruck eines seelischen Erlebnisses bedeutete, wieder eines kommt, das Musik macht um der Musik willen. Es brauchte dann in der Tat bloß die Umstimmung aus der architektonischen Anschauung des musikalischen Baues in die malerische zu treten, genau so wie auf dem Gebiet der Malerei an die Stelle der Komposition durch Linienführung die räumliche Gliederung und Beherrschung durch Farbigkeit getreten ist.

Doch die Möglichkeiten in der Kunstentwicklung sind ja immer unzählig gewesen, aber auch immer unberechenbar. Jedenfalls müßte man das eigentlich geniale Schaffen bei dieser Berechnung ausschalten, wobei dann wieder zu berücksichtigen bliebe, daß ein auftretendes Genie auch die Allgemeinheit aus diesem vorher zu berechnenden, in der Sache selbst liegenden Entwicklungsgange herauszureißen pflegt.

Als historische Entwicklung ist festzuhalten, daß die Ausnutzung der Farbigkeit der Instrumente eingegeben war vom Streben nach Ausdruck eines seelischen Inhalts. Dieses Streben nach Ausdruck machte die Entdeckung stets neuer Ausdrucksmittel notwendig. So kann man das Verhältnis bei Beethoven auffassen. Für die weitere Entwicklung war es nun entscheidend, inwieweit das Auszudrückende wirklich musikalisch war. Je mehr die Dinge der Außenwelt, überhaupt das nicht rein Seelische für diesen Inhalt bedeutsam wurden, um so mehr mußte diese Farbigkeit der Instrumente zur Veranschaulichung dieser äußeren Dinge dienen, zu einer Charakterisierung von außen her, also im Grunde zu etwas Unmusikalischem oder doch nicht eigentlich Musikalischem. Man kann hier etwa Beethovens Pastoralsymphonie auf die Scheide der Entwicklung setzen. „Mehr Ausdruck als Malerei", sagte er. Und in der Tat, das eigentlich Malerische des Landlebens liegt nur in kleinen aufgesetzten Lichtern. Liszt wollte schon „Ce qu'on entend sur la montaigne", also was man auf den Bergen hört, mitteilen, und nicht so eigentlich die Empfindungen, die das Gehörte weckt. Vielleicht hätte Liszt über seine Partitur noch schreiben dürfen: „Ebensoviel Ausdruck als Malerei." Die Weiter-

entwicklung der symphonischen Dichtung hat uns dann in steigendem Maße immer mehr Malerei als Ausdruck gebracht. Malerei nun auch im weiteren Sinne gefaßt als besonders charakteristische Hervorhebung äußerer Erscheinungen. Man sieht ein, daß hier zunächst eine Richtung vorliegt, die vor allem zu einer Schönheitsausnutzung der Klangwirkung gelangen müßte.

Eine zweite Richtung mußte mehr zu einer geistigen, das heißt verstandesmäßigen Verwendung dieses Charakterisierungsmittels führen. Aus dem symphonischen Dichten ist ja vielfach ein symphonisches Nachdichten geworden, das heißt ein bereits gestalteter Inhalt, der in einer anderen Kunst schon die Gestaltung erfahren hatte, wurde nun auch musikalisch ausgedrückt. Damit war das ureigenste Gebiet des Musikalischen verlassen. Mit dieser Art der Verwendung der Klangfarbe zur Charakterisierung verbindet sich dann jene Ausnutzung des musikalischen Tonmaterials, die ich oben als eine verstandesmäßige Kontrapunktik bezeichnet habe.

Hier steht Richard Strauß.

(Ein zweiter Artikel folgt.)



Ist eine schweizerische nationale Musik möglich?

Die „Schweizerische Musikzeitung" veröffentlicht in den beiden ersten Nummern des neuen Jahrgangs das Ergebnis einer an hervorragende künstlerische Persönlichkeiten der Schweiz gerichteten Rundfrage: „Halten Sie es für möglich, daß in der Schweiz eine eigenartige nationale Musik sich entwickle? Und halten Sie eine solche überhaupt für wünschenswert?" Die Antworten haben vielfach grundsätzliche Bedeutung und verdienen auch außerhalb der Schweiz gehört zu werden.

Viele der Angefragten, wie der hochbegabte Züricher Musiker Volkmar Andreae und der Kunsthistoriker Adolf Frey, verneinen die Frage schlankweg, ohne Gründe anzugeben. Der Berner G. Bundi begründet dann seine Ablehnung eingehender. Für jene, die sich noch erinnern, welchen Entrüstungssturm Professor Vetter vor einigen Jahren hervorrief, als er die Schweiz als geistige Provinz Deutschlands bezeichnete, ist besonders die Antwort auf die Frage, ob eine solche Nationalmusik wünschenswert sei, wertvoll. Bundi verneint sie entschieden. „Wir sollten uns hüten, mit Begriffen zu spielen, die in Wirklichkeit gar nicht existieren, sonst könnte uns die Kunst gar leicht überhaupt zur Spielerei werden. Warum nicht lieber klar unterscheiden? Wir sind ein Staat, aber wir sind nicht eine Nation. Wenn man aber in Dingen der Kunst von ‚Nation' redet, so denkt man doch nicht an ein Staatsgebilde, das aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt sein kann, sondern an eine Gemeinschaft, die sich in der Hauptsache dadurch kenntlich macht, daß ihre Glieder die gleiche Sprache reden, die gleiche Kulturentwicklung hinter sich haben. Das alles trifft bei der Gemeinschaft, die man Schweiz nennt, nicht

zu, und darum kann sie auch keine nationale Kunst haben. Ich hielte es also durchaus nicht für wünschenswert, wenn bewußt auf eine Kunst hingearbeitet würde, die sich national nennt, es aber tatsächlich nie sein kann. Jeder, dem die Kunst ein Begriff ist, der sich nicht in staatliche Grenzen einzwängen läßt, würde uns mit unserer ‚national-schweizerischen Kunstmusik‘ auslachen — und er hätte nicht ganz unrecht.“

Noch schärfer drücken ihre Ablehnung die Dichter J. V. Widmann und Karl Spitteler aus. Der letztere schreibt: „Noch weniger als in der Dichtkunst halte ich in der Musik einen schweizerischen Nationalismus für möglich oder auch nur für wünschbar. Das Beispiel der russischen, böhmischen, skandinavischen Musiker imponiert mir gar nicht; im Gegenteil, nur Musiker zweiten Ranges werden russisch und skandinavisch, weil das das Bequemste ist, weil sie die höheren Aufgaben nicht können. Mozart hat keine Tirolersymphonien, Beethoven keine Holländereien komponiert; Haydn hat zwar in königlicher Weise gelegentlich Anleihen aus verschiedenen Nationalitäten angenommen, aber überlegen, spielerisch; nicht von dort heraus sich seine Inspirationen geholt. Kurz, ich würde eine Kunstmusik mit schweizerischen Themen (Melodien) verabscheuen. Nur eine einzige gemeinsame Schattierung der Kunsttätigkeit auf schweizerischem Boden würde ich empfehlen: die Unabhängigkeit von dem jeweiligen sogenannten Zeitgeiste. Das kann Segen bringen, und das hat dann auch z. B. der schweizerischen Literatur im Gegensatz zu der deutschen Segen gebracht. Schließlich erinnere ich Sie an ein schönes, tiefes Wort von Jakob Burckhardt: Welche Nation ein Kettchen vollkommener Kunstwerke hervorbringt, deren Kunstwerke sehen schon von selber national aus. Summa: Es steht mit dem Nationalismus wie mit dem Individualismus: man darf ihn nicht erstreben; er gerät von selber, wenn das übrige gerät. Vergleichen Sie auch die Malerei: was wollen Sie lieber, wer bringt der Schweiz größeren Gewinn und Ruhm: ein Vogel mit seinen patriotischen, geschwollenen Eidgenossenmuskeln oder ein Böcklin, welcher sich gar nicht um vaterländische Stoffe kümmerte? Noch einmal Summa: Eine schweizerische Musik kann ich mir nur in dem Sinne denken, daß die schweizerischen Musiker gewohnheitsmäßig schönere Werke komponieren als die übrigen Musiker. In diesem Sinne bitte ich dringend um schweizerische Musik.“

Zu diesen aus der allgemeinen Kulturstimmung gefällten Urteilen kommen dann die musikalischen. Man muß sich doch vor allen Dingen klar darüber sein, worin das Nationale, das ausgesprochene Schweizerische bestehen kann. Soll das nur in der thematischen Verwendung des vorliegenden volklichen Musikmaterials liegen (Volkslieder, Jodler, Kuhreigen, alte Märsche), so wäre eine Nationalmusik nicht schwer zu erreichen: die Benutzung dieses Materials könnte sich, wie Hermann Suter, der verdiente Dirigent, betont, „allmählich zu einer typischen, uns allein gehörigen Erscheinung kondensieren; das wäre ja immerhin schon etwas Rechtes“. Aber doch nicht das, worauf es ankommt. Dazu ist dieses Material zu schwach, zu wenig charakteristisch und liegt zu sehr in der Melodik, die in sich bereits etwas Fertiges darstellt. Das meint wohl auch Hans Huber, der bedeutendste Komponist, den die Schweiz bislang hervorgebracht hat, wenn er ausführt: „Eine nationale Musik muß auf einem rhythmischen Boden stehen und nicht über die sanfteren Wogen des Sentimentos gleiten. Weil wir nun keine nationalen Rhythmen (oder nur ganz geringe) besitzen wie die Russen, Finnen, Skandinavier, Ungarn, Spanier,

Araber ꝛc., so wird auch die Zukunft einer schweizerischen nationalen Musik problematisch sein. Indem wir lediglich auf das Sentimento angewiesen sind, bin ich überzeugt, daß Nichtschweizer ebensogut die Stimmung unseres Landes wiedergeben können: ich denke dabei an die grandiose Alphorneinleitung zum Finale der Brahmschen C-moll-Symphonie, an Rossinis Tell-Ouvertüre oder an Liszts Pélerinage en Suisse. Was ich übrigens schon bei Hesses Camenzind gefühlt habe, gilt auch im musikalischen Gebiete, daß es allerdings gescheiter wäre, wenn wir allmählich der Stimmung unseres schönen Landes näher treten würden, statt den Ausländern diese Fundgrube herrlichster Empfindungen zu überlassen."

Ich glaube doch, daß der hochverehrte Künstler das Sentimento etwas unterschätzt. Für uns, die wir in der Musik Ausdruck sehen, ist die volkliche Einstellung oder auch nur Färbung dieses Empfindens hoch bedeutsam. Für mein Gefühl sind dieser Empfindung gegenüber sogar jene formalen Werte der Rhythmik und Melodik die minderwertigen. Es wurde in den Antworten so viel auf Böcklin hingewiesen, „der so blutwenig mit schweizerischen Stoffen zu tun hat und dessen Weise so gar nicht spezifisch schweizerisch ist" (Suter). Ich meine doch, die Macht des Schweizerischen in Böcklin werde arg unterschätzt. Es liegt freilich sehr in der Tiefe, ist aber trotzdem oder vielleicht eben darum für Böcklins Art entscheidend, nämlich für diese Verbindung eines ungeheuer raumgestaltenden, plastischen mit dem farbigen Sehen. Ich kenne außer der Schweiz kein Land, das so zu dieser Vereinigung der Sehweise erziehen könnte: 1) Die stete Verbindung von Ebene, ansteigender Höhe und schroffer Wandung mit der ungemein reichen Gliederung jeder Landschaft. 2) Die Fülle der plastischen Formen durch die zahlreichen hervorstechenden Einzelheiten jeder Landschaft. 3) Die unvergleichliche Farbigkeit, wenn vom blauen Himmel die Sonne über die silbernen Gletscher, die schwarzen, braunen, gelben, grauen Felsenwände, die grünen Matten, oft umrandet und durchzogen von weißem Schnee, die vielfarbigen Seen scheint. Kein anderes Bergland bietet Ähnliches. Böcklin hat auf den Versuch, diese Landschaft zu geben, verzichtet; der Versuch ist auch noch nie gelungen. Aber die in ihr waltenden Gestaltungselemente sind auch die Gestaltungskräfte seiner Phantasielandschaft.

So kann ich mir auch beim Musiker eine sehr starke Beeinflussung durch das Schweizerische denken, ohne daß dieses deshalb sich gleich äußerlich zu zeigen brauchte. So wie es wohl auch Ernst Zahn vorschwebt: „Ich halte die Entwicklung einer nationalen Musik in der Schweiz für möglich, weil unser Volk wie unsere Natur scharfe Eigenart besitzen, es deshalb wohl eine Zeitperiode geben könnte, während welcher die Komponisten, von dieser Eigenart schwerer als bisher beeinflußt, einen nationalen Stil schüfen, gleichwie etwa Gottfried Keller auf dem Gebiete der Dichtkunst ihn fand. Ich möchte einem solchen Stil volle Berechtigung zuerkennen, würde es aber unendlich bedauern, wenn nationale Begeisterung ihn zur Regel erhöbe; denn große Kunst (ich erinnere wieder an Gottfried Keller) mag wohl eine starke Wurzel in der Heimat haben, mit anderen aber muß sie weit in die Lande greifen, und wer sie zur Blüte bringt, soll nicht nur die Heimat widerspiegeln, sondern — die Welt."

Bemerken möchte ich noch, daß ich den häufigen Hinweis auf die Nationalmusiken der slawischen und nordischen Völker für verfehlt halte. In dieser Hinsicht kann die Schweiz keine Nationalmusik erhalten, nicht nur aus den formalen Gründen, wie sie etwa Hans Huber angibt, sondern mehr noch aus

geistigen. Diese slawischen und nordischen Nationalmusiken sind Reaktion eines künstlerisch unterdrückten, noch nie zur Betätigung gelangten Volkstums gegen die geschichtliche Kulturentwicklung der Musik. Zu einer solchen Auflehnung hat die Schweiz keinen Grund und nicht das Vermögen, weil sie ja national im weitesten Sinne an der bisherigen Kulturentwicklung der Musik ebenso mitgearbeitet hat wie Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien.

Aber in anderer Hinsicht kann die geographische Eigenart der Schweiz von Bedeutung werden. Die staatliche Zusammengehörigkeit welscher und deutscher Kräfte bringt eine innige Verbindung und einen steten Austausch derselben zustande. Diese Mischung könnte bedeutsam werden. Karl Albr. Bernoulli weist zum Schlusse seiner Antwort darauf hin: „Was nun aber im allgemeinen die Möglichkeit angeht, ob ein künftiges tondichterisches Talent kraft seiner schweizerischen Herkunft in ähnlicher Weise die europäische Musik imprägnieren wird, wie Gottfried Keller die Poesie oder Böcklin die bildende Kunst, so möchte ich gerne den Einfall nicht verschweigen, es könnte sich die herbliebenswürdige, krause, aus welscher und deutscher Kreuzung hervorgewachsene Veranlagung unserer Volksphantasie in einem deutschschweizerischen Musikgenius einmal einen universalen Abdruck in Tönen verschaffen. Dann wäre insofern ein unterscheidendes Merkmal der deutschschweizerischen Musik zu der reichsdeutschen geschaffen, als vielleicht ein solcher Schweizer dann die im Gegensatz zur Wagnerschen Hochkunst von Nietzsche so sehnlich herbeigewünschte deutsche Spieloper den Deutschen schenken würde. Der deutsche Bizet würde dann in diesem Falle ein Schweizer sein.“ —

Endlich auch noch die Bemerkung, daß auch die sozialen Verhältnisse der Schweiz für die Entwicklung der Musik — wenn auch nicht in ausgesprochen schweizerisch-nationalem Sinne von heilsamer Bedeutung werden könnten. Die Musikpflege ist in der Schweiz volkstümlicher als anderswo; ich meine, sie wird mehr zur Mitwirkung bei Volksbetätigungen herangezogen. Es ist der Musik immer vom Heile gewesen, wenn sie so im Dienste allgemeiner Kulturäußerungen stand. Die Volksfestspiele der Schweiz könnten für die Heranbildung eines einfachen Monumentalstils der Musik bedeutsam werden. Und das schiene mir fürs erste das segensreichste.

Karl Storck



Ein Sänger Gerhardts

Der Hort deutscher Musik ist so herrlich groß, daß auch jener immer wieder Überraschungen erlebt, der sich das Durchschürfen des angehäuften Besitzes zur Lebensaufgabe gestellt hat. Seltsam sind dann auch oft die Wege, auf denen man zu einem neuem Funde gewiesen wird. So habe ich die Beschäftigung mit Friedrich Mergner dem Briefe eines Missionars aus Tirnvallur in Ostindien zu danken, der schrieb, wie ihm als aufrichtigem Liebhaber der Musik von den drei Stätten: Kirche, Haus und Natur, an denen die Musik natürlich erblühen kann, in Ostindien nur das Haus übriggeblieben sei. „Und gerade in dieser musikalischen Einsamkeit habe ich Gefühl und Verständnis gefunden für ein Buch voller meist einfacher, aber gerade in ihrer dem Text entsprechenden Einfachheit und Einfalt wunderbar erquickender und er-

hebender Lieder, von denen es mir nur leid tut zu wissen, daß sie so wenig bekannt sind. Noch vor etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren las ich einmal das Bedauern ausgesprochen, daß sich, abgesehen von den Choralweisen, noch kein Komponist für Paul Gerhardts Lieder gefunden habe. Das Buch, das ich meine, trägt den Titel: ‚Paulus Gerhardts geistliche Lieder in neuen Weisen von Friedrich Mergner' und ist bereits 1876 erschienen (im Verlag von A. Deichert in Erlangen). Mergner war ein bayerischer Pastor und in ihm hat der Pastor und Sänger Paul Gerhardt einen nach meinem Gefühl geradezu kongenialen Komponisten gefunden. Im Anfang erscheinen einem diese Lieder etwas spröde und ungelenk, aber je öfter und einsamer man sie singt, desto mehr singt man sich in sie hinein, und man singt sie nie aus."

Ich habe mich auf diesen Brief hin bemüht, Mergners Lieder zu erhalten. Das nunmehr vor 31 Jahren erschienene, oben erwähnte Hauptwerk ist auch heute noch nicht ganz vergriffen, wohl aber „50 geistliche Lieder für Chor und Einzelstimme", in denen andere, meist dem Gesangbuch entnommene Texte „in Sang und Spiel gebracht" sind (im gleichen Verlag).

Das große Gerhardtbuch ist in diesem Jahre ja geradezu aktuell geworden. Mergner hat bis auf eines sämtliche Lieder Gerhardts vertont; in 15 Abschnitten bringt er 122 Gesänge. Es ist sehr zu begrüßen, daß jetzt eine kleine Auswahl von 30 Liedern durch Karl Schmidt veranstaltet worden ist, die zum Preise von 2 Mk. in der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung Nachf. zu Leipzig erschienen ist. Im Vorwort heißt es hier: „Wie ein reiches Geschenk des Himmels, das sich gar nicht auszugeben schien, wuchsen die Lieder bei den verschiedensten Gelegenheiten ganz plötzlich aus den wohl vertrauten Worten P. Gerhardts hervor. Das Originalmanuskript gibt uns hierüber sichere Auskunft. Da heißt es am Kopfe der Handschrift einmal: ‚Beim Aufwachen', ein andermal: ‚Beim Frühwaschen' usw. . . . Nicht am Schreibtisch, in mühsamer Kopfarbeit also wurden sie geboren. Nein, aus dem unausgesetzten innigen Verkehr mit seinem Dichterfreunde reiften sie dem Sänger fast unbewußt heran, um in einer Gestalt ins Dasein zu treten, an der nichts oder nur wenig zu ändern war." Auch in der Art, wie die schöpferischen Perioden in Mergners Leben geradezu stoßweise auftreten, liegt eine Ähnlichkeit mit Hugo Wolf vor. So sind z. B. 50 der Lieder im Mai und Juni 1867 entstanden, während die beiden Jahre zuvor kein einziges geschaffen wurde.

Mergner selber sagt von seinem Dichter: „Paul Gerhardt ist nach Zeit und Bedeutung der erste in der Reihe der geistlichen Liederdichter unserer lutherischen Kirche, bei welchen die Glaubensindividualität mit ihren individuellen Lebenserfahrungen zum dichterischen Ausdruck kömmt. In dieser seiner Eigenart liegt für einen Sänger nicht bloß eine Berechtigung, sondern auch eine Anreizung und Herausforderung, neben dem Tone der singenden gottesdienstlichen Gemeinde, dem Chorale, welcher dem objektiven Wahrheitsgehalte des geistlichen Liedes entspricht, einen Ton subjektiver Erfahrung und Empfindung anzuschlagen und eine geistliche Liedweise zu dichten, die selbstverständlich nicht der singenden Gemeinde vermeint sein kann, sondern lediglich den einzelnen, bei welchen die doppelte Voraussetzung zutrifft: Sympathie mit der Glaubensindividualität Gerhardts und das entsprechende Maß musikalischen Geschicks. Man sagt von Gerhardts Liedern, sie seien ‚kreuzgeboren'; gerade als solche wurden sie mir sympathisch. Meine Sangluft zu ihnen erwachte im Kreuz und wurde wachgehalten durch Kreuz."

Man merkt es den Kompositionen an, daß diese Gesänge erlebt sind. Völlig prunklos und schlicht. Voll herber Kraft, aber dabei doch von zartem Empfinden. Die Melodie ist aus dem Worte heraus geboren. So stark sie die stete, im Amte beruhende Beschäftigung mit dem alten geistlichen Volksliede und dem Chorale zeigt, erkennt man doch bei jeder Zeile in Stimmführung und Harmonik den Mann von heute. In hervorragender Weise ist das Mittel des rhythmischen Wechsels verwertet. Die große Liebe zu seinem Dichter hat Mergner nicht blind gemacht. „Wo die Zahl der Liederverse eines Liedes über 5 oder 6 hinausging, legte ich eine Auswahl von Versen den Weisen unter. Denn es singt ja doch nicht wohl einer ein Lied von 12—30 Versen in einem Atem. Die Auswahl war durch ein Zwiefaches bestimmt: sie traf zunächst diejenigen Verse, aus deren Reflex hauptsächlich in mir die Weise entsprungen; zugleich aber galt es mir dann, einen Gedankenkreis zu schließen, der die Zahl der ausgewählten Verse wie ein ganzes Lied erscheinen läßt. Wer die fünf Verse des Osterliedes: ‚Nun freut euch hier und überall' singt, wird überrascht sein, welch eine köstliche Liedperle in der durch 36 Verse hindurch gereimten Auferstehungsgeschichte verborgen liegt. Daß meine Versauswahl nicht einen Schatten von Urteil über den Inhalt und Ausdruck der übrigen Verse involviert, liegt ebenso auf der Hand, als daß sie auch nicht von weitem in einem Gegensatze zu der Erbauung steht, die aus dem ‚Beten' der ganzen Lieder gewonnen werden will."

Die Verwendbarkeit der Lieder ist um so höher, als ein Blick auf den Klavierpart bei den meisten Liedern einen reinen vierstimmigen Satz ergibt, so daß sehr viele für gemischten Chor ausführbar sind.

Ich hoffe, daß der ernste Gesang, den unsere Beilage zeigt — er ist in der oben erwähnten Auswahl nicht enthalten — zunächst viele unserer Leser zur Beschäftigung wenigstens mit dieser Auswahl, noch lieber aber mit der Gesamtausgabe veranlassen wird. Denn es sollen noch zahlreiche ungedruckte Lieder des 1891 verstorbenen Komponisten vorhanden sein, und es wäre sicherlich ein Glück für die Pflege einer gesunden und ernsten Hausmusik, wenn die äußeren Bedingungen dafür geschaffen würden, daß die Veröffentlichung dieser Gesänge nicht mehr lange auf sich warten zu lassen brauchte. St.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T., beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleinere Manuskripte (insbesondere Gedichte usw.) werden ausschließlich in den „Briefen" des „Türmers" beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vorheriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man bezieht den „Türmer" durch sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

George von Hoesslin

Mezzotinto Bruckmann



VISION EINER WELTKIRCHE



IX. Jahrg. Mai 1907 Heft 8

Mensch und Natur

Gedanken aus Ralph Waldo Emersons Schriften

Ausgewählt und verdeutscht von

Dr. Hermann Fritz Neumann (Dresden)

Der Mensch trägt die ganze Welt in seinem Kopfe und umfaßt die ganze Astronomie und Chemie in einem Gedanken. Weil die Geschichte der Natur seinem Hirn eingegraben ist, darum ist er der Prophet und Entdecker ihrer Geheimnisse. Jede bekannte naturwissenschaftliche Tatsache wurde, bevor sie ihre Bestätigung in der Wirklichkeit fand, von irgend jemand vorausgeahnt. Ein Mensch kann seine Schuhe nicht zubinden, ohne Gesetze wiederzuerkennen, die in den fernsten Gegenden der Welt Gültigkeit haben. Der Verstand Franklins ist derselbe Geist, der die Einrichtungen schuf, die er jetzt entdeckt. (Natur)

*

Die Menschen haben keine hohe und wichtige Meinung von sich, und doch ist ein Mensch ein Bündel von Donnerkeilen. Alle Elemente durchströmen sein Wesen: er ist die fließendste Flut, das feurigste Feuer; die Antipoden sowohl wie die Pole fühlt er in den Tropfen seines Blutes; sie sind die Ausdehnung seiner Persönlichkeit. Es ist merkwürdig, daß unser Glaube nicht tiefer reicht als unser eigenes Leben. Wir glauben nicht, daß Heroen eine gewaltigere Macht ausüben als das oberflächliche Spiel, das uns ergötzt. Ein tief veranlagter Mensch glaubt an Wunder, wartet auf

sie, glaubt an Magie, glaubt, daß der Redner seinen Gegner vernichten kann; glaubt, daß das böse Auge wie Schwindsucht zehren, der Segen des Herzens heilen kann; daß Liebe Fähigkeiten steigern und alle Unebenheiten überwinden kann. Von einem großen Herzen gehen unaufhörlich geheime Kräfte aus, die große Ereignisse anziehen. Aber wir rühmen die recht bescheidenen Vorzüge eines klugen Hausvaters, eines guten Sohnes, Wählers oder Bürgers und wollen von Romantik des Charakters nichts wissen: oft berechnen wir nur seinen Geldwert und sehen Verstand und Zuneigung als eine Art Wechsel an, der leicht in feine Zimmer, Gemälde, Musik und Wein umgesetzt werden kann. (Schönheit)

*

Das ist ein kurzsichtiger Beobachter, den die Erfahrung nicht ebensogut die Wirklichkeit und Macht der Magie gelehrt hat, wie die der Chemie. Der kälteste Pedant kann nicht umhergehen, ohne unerklärlichen Einflüssen zu begegnen. Jemand heftet den Blick auf ihn, und die Gräber der Erinnerung geben ihre Toten heraus; die Geheimnisse, mögen sie ihn durch Verhehlen oder Verraten unglücklich machen, müssen ans Licht kommen. Er sieht einen andern und wird sprachlos; die Knochen seines Leibes scheinen das Gefüge zu verlieren. Der Eintritt eines Freundes gibt ihm Anmut, Kühnheit und Beredsamkeit. Und es gibt Personen, die er nicht vergessen kann, die seinem Geiste hochstrebenden Schwung verliehen und in seinem Busen ein neues Leben angefacht haben. (Charakter)

*

Was ist der Mensch anders als ein feinerer Erfolg der Natur in ihrer Selbsterklärung? Was anders als eine Landschaft, nur feiner und einheitlicher als die Bilder des Gesichtskreises, ein Probestück der Natur? Und was ist seine Sprache, seine Liebe zur Malerei, seine Liebe zur Natur anders als ein noch feinerer Erfolg? Mit Auslassung aller ermüdenden Meilen und Mengen an Raum und Masse und mit Zusammendrängung des Geistes oder der Moral in ein musikalisches Wort oder den geschicktesten Pinselstrich? (Kunst)

*

Es ist ein Geheimnis, das jeder einsichtige Mensch schnell begreift, daß er außer der Kraft des ihm zugehörigen bewußten Verstandes noch einer andern Kraft fähig ist, wenn er sich dem inneren Wesen der Dinge hingibt; daß neben seiner persönlichen Kraft als Mensch noch eine große allgemeine Kraft vorhanden ist, die er sich dadurch aneignen kann, daß er ihr auf jede Gefahr hin die Tore seiner Seele öffnet und die ätherische Hochflut sein Wesen durchströmen läßt. Dann ist er im Leben des Alls aufgegangen, seine Sprache ist Donner, sein Gedanke ein Naturgesetz, und seine Worte sind allgemein verständlich wie die Pflanzen und Tiere. (Dichter)

*

Es gibt nur *eine* Vernunft. Der Geist, der die Welt schuf, ist nicht ein Geist, sondern *der* Geist. Jeder Mensch ist ein Eingang zu ihm und

zu allen, die desselben Geistes sind. Und jedes Kunstwerk ist eine mehr oder minder reine Offenbarung derselben. Darum komme ich zu dem Schluß: Unsere Freude an einem Kunstwerk stammt daher, daß wir in ihm den Geist, der die Natur schuf, wieder in voller Tätigkeit sehen. Es unterscheidet sich von den Naturwerken dadurch, daß diese organisch fortzeugend wirken; jenes nicht, aber geistig ist es fruchtbar durch seinen mächtigen Einfluß auf das menschliche Gemüt. (Gesellschaft)

*

Die Zauberwirkungen der Natur sind heilsam, sie machen uns nüchtern und gesund. Es sind einfache Freuden, wohltuend und unserer Natur entsprechend. Wir kommen in unser eigenstes Heim und befreunden uns mit Dingen, die eingebildetes Schulgeschwätz uns überreden wollte zu verachten. Wir können uns gar nicht davon trennen; der Geist liebt sein altes Heim; was Wasser für den Durst, das ist der Fels, die Erde für unsere Augen, Hände und Füße. Wir sind festes Wasser, kalte Flamme. Welche Gesundheit! Welche Verwandtschaft! (Natur)

*

Der Mensch ist gefallen. Die Natur steht aufrecht und dient als Differentialthermometer, das die Gegenwart oder Abwesenheit göttlichen Gefühls im Menschen anzeigt. Wegen unserer Stumpfheit und Selbstsucht müssen wir zur Natur aufblicken, aber wenn wir gesunden, wird die Natur zu uns aufblicken. (Natur)

*

Die Beziehung, die jede Kunstschöpfung im letzten Grunde zu einer ursprünglichen Kraft hat, erklärt die allen Werken höchster Kunst gemeinsamen Züge, daß sie nämlich allgemein verständlich sind; daß sie uns die einfachsten Geisteszustände wiederbringen und religiös sind. Da das in ihnen zutage tretende Talent das Wiedererscheinen der ursprünglichen Seele, ein Strahl reinen Lichtes ist, sollte es einen ähnlichen Eindruck wie die Naturgegenstände hervorrufen. In glücklichen Stunden scheint uns Natur und Kunst eins zu sein: vollendete Kunst — das Werk des Genius. (Kunst)

*

Ich kannte den Bildhauer der Statue des Jünglings, die im Volksgarten steht. Er war, wie ich mich erinnere, unfähig, in Worten auszudrücken, was ihn glücklich oder unglücklich machte, aber durch wunderbare Vermittelungen konnte er sich ausdrücken. Er stand eines Tages, seiner Gewohnheit gemäß, vor Tagesanbruch auf und sah den Morgen anbrechen, groß wie die Ewigkeit, aus der er emporstieg, und viele Tage lang hernach strebte er unablässig, diese weihevolle Stimmung zum Ausdruck zu bringen, und siehe da! sein Meißel hatte aus Marmor die Gestalt eines schönen Jünglings, Phosphoros, geschaffen, dessen Anblick, wie man sagt, so wirkt, daß alle Beschauer in Schweigen versunken dastehen. — Auch der Dichter überläßt sich ganz seiner Stimmung und verleiht dem Gedanken, der ihn erregte, Ausdruck, aber in einer vollkommen neuen Weise. (Dichter)

*

Der Tag, an dem wir irgend einem Naturgegenstand unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, scheint uns nicht ganz unheilig gewesen zu sein. Der Fall der Schneeflocken in stiller Luft, wenn jeder Kristall seine vollkommene Form bewahrt, ein Graupelschauer über einer weiten Wasserfläche oder in der Ebene, das wogende Roggenfeld, das lebensvolle Wogen von Haustoniafeldern, deren zahllose Blümchen vor unsern Augen weiß glänzend sich kräuseln, die Spiegelungen von Bäumen und Blumen in blanken Seen, der melodische, dunstige, duftige Südwind, der alle Bäume in Windharfen verwandelt, das Krachen und Spritzen von Hemlocktannen oder Kieferblöcken in den Flammen, die Wände und Gesichter im Wohnzimmer verklären — das sind die Musik und die Bilder der ältesten Religion. (Natur)

*

Nach dem Gerede der Menschen sollte man annehmen, daß Reichtum und Armut von großer Wichtigkeit sind; und unsere Kultur rechnet sehr damit. Aber die Indianer sagen, sie sind nicht der Ansicht, daß der Weiße mit seiner sorgenvollen Stirn, immer sich mühend, bange vor Hitze und Kälte und das Haus hütend, vor ihnen irgend einen Vorteil hat. Worauf es jedermann dauernd ankommen muß, ist: nie in einer falschen Stellung zu sein, sondern in allem, was er tut, die Wucht der Natur als Rückhalt zu haben. (Illusionen)

*

Das Bewußtsein, daß wir die ganze Skala des Seins von dem Mittelpunkt bis zu den Polen der Natur durchlaufen und an jeder Möglichkeit irgend einen Anteil haben, verleiht dem Tode jenen erhabenen Glanz, den Philosophie und Religion zu äußerlich und zu buchstäblich in der volkstümlichen Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auszudrücken gestrebt haben. Die Wirklichkeit ist herrlicher als die Beschreibung. Die göttlichen Kreisläufe ruhen und zögern nie. Die Natur ist die Fleischwerdung eines Gedankens und verwandelt sich wieder in einen Gedanken, wie Eis in Wasser und Gas. Die Welt ist gefallener Geist, und ihr flüchtiges Wesen entweicht immer wieder in den Zustand des freien Gedankens. Daher auch die Kraft und Schärfe des Einflusses natürlicher Gegenstände, sei es organischer oder unorganischer, auf den Geist. Der gefangene Mensch, der kristallisierte Mensch, der vegetierende Mensch spricht zum persönlichen Menschen. (Natur)

*

Die Seele nennt das Licht ihr eigen und fühlt, daß das Gesetz, nach dem Gras wächst und der Stein fällt, ihrer Natur untertan und von ihr abhängig ist. Siehe, sagt sie, ich bin in die große Weltseele hineingeboren. Ich, die Unvollkommene, bete meine eigene Vollkommenheit an. Ich kann die große Seele in mich aufnehmen; dadurch überschaue ich Sonne und Sterne und fühle, daß sie schöne Zufälligkeiten und Wirkungen sind, die sich verändern und vergehen. Immer mehr dringen die Flutwellen der ewigen Natur in mich ein und ich werde in meinen Rücksichten und Handlungen universell und menschlich. So beginne ich in unsterblichen Gedanken zu

leben und mit unsterblichen Kräften zu wirken. So wird der Mensch einsehen, daß die Welt das ewig dauernde, von der Seele gewirkte Wunder ist, und er wird in der göttlichen Einheit leben. Er wird aufgeben, was in seinem Leben niedrig und nichtig ist, und zufrieden sein mit allen Stellungen und allen Diensten, die er leisten kann. (Überseele)

*

Die Weltseele ist die einzige Schöpferin des Nützlichen und Schönen. Um daher etwas Nützliches oder Schönes zu schaffen, muß das Einzelwesen sich dem Weltgeist unterordnen. (Gesellschaft)

*

Jede kraftvolle Tat wird dadurch ausgeführt, daß wir die Naturkräfte auf unsere Gegenstände einwirken lassen. Wir mahlen nicht Korn, bewegen nicht den Webstuhl durch eigene Kraft, sondern bauen eine Mühle in solcher Stellung, daß der Nordwind oder die elastische Dampfkraft oder Ebbe und Flut des Meeres auf unserem Instrument spielen. Auch im Handwerk verrichten wir wenig durch Muskelarbeit, sondern nehmen solche Stellungen ein, daß wir die Schwerkraft, d. h. das Gewicht des Planeten, auf den Spaten oder die Axt, die wir handhaben, einwirken lassen. (Ebenda)

*

Wir bewundern diesen granitnen Turm, der den Angriffen so vieler Jahrhunderte standgehalten hat. Und doch hat nur eine kleine bewegliche Hand diese riesige Mauer gebaut, und was baut, ist besser als das Gebäude. Die Hand, die es baute, kann es viel schneller wieder niederreißen. Besser und gewandter als die Hand war der unsichtbare Gedanke, der durch sie wirkte. Und so steht immer hinter der rohen Wirkung eine feine Ursache, die, genau besehen, selbst wieder die Wirkung einer noch feineren Ursache ist. (Kreisläufe)

*

Über seinen Willen und außerhalb seiner Wahrnehmung wird der Künstler durch die Luft, die er atmet, und die Idee, nach der er und seine Zeitgenossen leben und arbeiten, genötigt, die Art seiner Zeit anzunehmen, ohne sich ihrer bewußt zu werden. Nun hat das, was in dem Werk unvermeidlich ist, einen höheren Reiz, als persönliches Talent je verleihen kann, da des Künstlers Feder oder Meißel von einer riesenhaften Hand gehalten und geleitet worden zu sein scheint, um eine Zeile in die Geschichte des Menschengeschlechts einzutragen. Dieser Umstand gibt den ägyptischen Hieroglyphen, den indischen, chinesischen und mexikanischen Götzenbildern, wie grob und unförmig sie auch sind, ihren Wert. Sie bezeichnen die Höhe des menschlichen Geistes zu der Zeit, und waren nicht phantastisch, sondern entsprangen einer Notwendigkeit so tief wie die Welt. (Kunst)

*

Es gibt in der Natur nichts Festes. Das Weltall ist fließend und flüchtig. Unsere Erde ist in den Augen Gottes ein durchsichtiges Gesetz, keine Anhäufung von Tatsachen. Das Gesetz löst die Tatsache auf und

hält sie in Fluß. Unsre Kultur ist das Vorherrschen einer Idee, welche diese Reihe von Städten und Einrichtungen zur Folge hat. Sowie wir uns zu einer andern Idee erheben, werden sie verschwinden. Die griechische Skulptur ist schon fortgeschmolzen, als ob die Statuen aus Eis bestanden hätten. Denn der Genius. der sie schuf, schafft jetzt anderswo. (Kreisläufe)

*

Es gibt keinen Schlaf, keine Pause, keine Erhaltung, sondern alle Dinge erneuern sich, keimen und sprossen. Warum sollten wir Fetzen und Bruchstücke in die neue Stunde hinüberbringen? Die Natur haßt das Alte. . . Wenn wir mit dem verkehren, was über uns erhaben ist, werden wir nicht alt, sondern jung. In der Natur ist jeder Augenblick neu, die Vergangenheit wird immer verschlungen und vergessen, nur das Kommende ist heilig. Keine Liebe kann durch Eid oder Vertrag gebunden werden, um sie gegen eine höhere Liebe zu sichern. Keine Wahrheit ist so erhaben, daß sie nicht morgen im Lichte neuer Gedanken alltäglich erschiene. Die Menschen lieben Beständigkeit; aber nur im Wandel liegt Hoffnung für sie. (Ebenda)

*

Das moralische Gesetz liegt im Mittelpunkt der Natur und strahlt nach der Oberfläche aus. Es ist Mark und Kern jeder Substanz, jeder Beziehung und jeder Entwicklung. Alle Dinge, mit denen wir zu tun haben, predigen zu uns. Was ist ein Bauerngut anders als ein stummes Evangelium? Wer kann ermessen, wieviel Festigkeit der umbrandete Felsen den Fischer gelehrt hat; wieviel Ruhe vom tiefen Blau des Himmels auf den Menschen überstrahlt; wieviel Fleiß, Vorsicht und Zuneigungen wir von den stummen Tieren angenommen haben; was für ein forschender Prediger der Selbstbeherrschung die wechselnde Erscheinung der Gesundheit ist. (Natur)

*

Naturfreund ist derjenige, dessen innere und äußere Sinne sich noch richtig einander anpassen, der das kindliche Gemüt noch ins Mannesalter hinübergerettet hat. Sein Verkehr mit Himmel und Erde wird ein Teil seiner täglichen Nahrung. In Gegenwart der Natur durchströmt den Menschen ein heftiges Entzücken trotz wirklicher Sorgen. Die Natur sagt: Er ist mein Geschöpf, und trotz all seines quälenden Kummers soll er bei mir froh sein. . . . Wenn ich auf der nackten Erde stehe und mein Haupt in der frischen Luft bade und in den unendlichen Raum emporhebe, schwindet alle niedrige Selbstsucht. Ich werde ein durchsichtiger Augapfel; ich bin nichts; ich sehe alles; die Ströme des Weltwesens durchkreisen mich; ich bin ein Teil oder Teilchen von Gott. (Natur)

*

Die Welt entspringt aus demselben Geist wie der Körper des Menschen. Sie ist eine entferntere und geringere Verkörperung Gottes, eine Projektion Gottes in das Unbewußte. Aber sie unterscheidet sich von dem Körper in einer wichtigen Hinsicht. Sie ist nicht wie dieser jetzt dem menschlichen

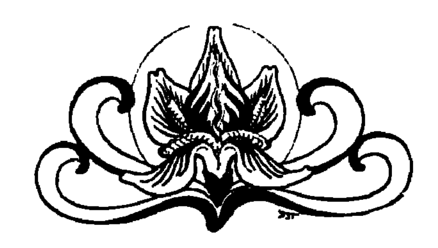
Willen unterworfen. Sie stellt uns daher gegenwärtig den göttlichen Willen dar. Sie ist ein fester Punkt, nach dem wir unsere Abirrung bemessen können. Wir sind in demselben Grade der Natur entfremdet, als wir von Gott abgefallen sind. Wir verstehen nicht die Stimmen der Vögel. Der Fuchs und das Reh fliehen vor uns; der Bär und der Tiger zerreißen uns. Wir kennen nur den Nutzen weniger Pflanzen. (Geist)

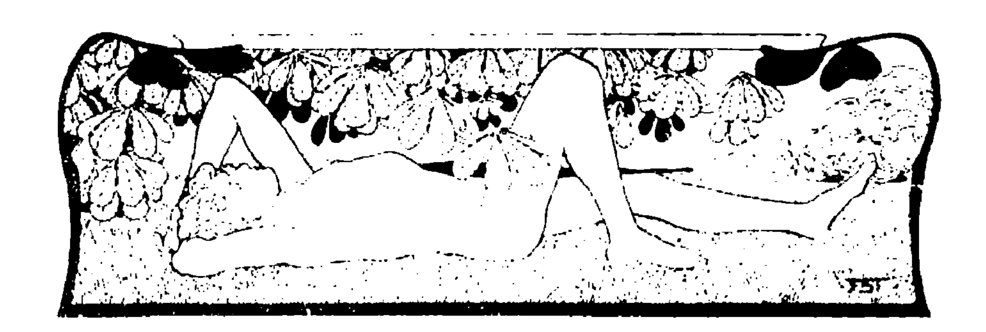
*

Jeder Mensch hat seinen eigenen Beruf. Das Talent ist der Ruf. Es gibt eine Richtung, in der der ganze Raum ihm offen steht. Er hat Fähigkeiten, die ihn heimlich zu endloser Ausübung dahin rufen. Er ist wie ein Schiff in einem Fluß. Er rennt auf jeder Seite außer einer gegen Hindernisse; in dieser Richtung schweift er ungehindert und in heiterer Ruhe über einen tiefen Kanal in ein unendliches Meer. Dies Talent und dieser Ruf hängen von seiner Organisation ab, d. h. von der Art, in welcher die Weltseele in ihm Fleisch geworden ist. Er will gern etwas tun, was ihm leicht ist und gelingt, und was kein anderer leisten kann. Er hat keinen Nebenbuhler. Jeder Mensch hat diesen Beruf der Kraft, etwas Einzigartiges zu tun, und kein Mensch hat einen anderen Beruf. (Gesetze)

*

Des Dichters Lebensweise sollte auf eine so einfache Tonart gestimmt sein, daß die gewöhnlichen Eindrücke ihn begeistern können. Seine Fröhlichkeit sollte die Gabe des Sonnenlichts sein, die Luft sollte für seine Inspiration genügen, und von Wasser sollte er trunken werden. Der Geist, welcher stillen Herzen genügt, der ihnen aus jedem dürren Grashügel, aus jedem Tannenstumpf, aus jedem von der matten Märzsonne beschienenen bloßliegenden Steine hervorzubringen scheint, der geht auch zu den Armen und Hungrigen, und solchen, die einfältigen Herzens sind. Wenn du dein Hirn mit Boston und Neuyork, mit Mode und Gier füllst und deine abgehetzten Sinne mit Wein und Kaffee anreizen willst, dann wirst du in der einsamen Öde der Kiefernwälder keine Ausstrahlungen von Weisheit wahrnehmen. (Dichter)





Der Menschheitsfrühling

Eine Legende von Hero Max

Wohin ist der Frühling gekommen, der Menschheitsfrühling?

Sie haben ihn begraben. Sie haben ihn mit Asche und mit Felsen zugedeckt. Auf seinem lieblichen Antlitz ruht grauer Staub, und die fröhliche Kraft seiner Glieder wird von Steinen niedergehalten.

Könnte nicht ein Sturmwind kommen, der die Asche fortbläst, und ein Erdbeben anheben, das den Felsenvorhang zerreißt und die Steine herabwälzt von seinem Grab?

Umsonst wird das Erdbeben tosen, umsonst der Sturmwind seine Fanfaren blasen — nichts kann ihn erwecken, die Philister haben seine Seele getötet. Seine Harfe haben sie zerschlagen. Am Bach an den Weiden hängt sie, mit geborstenen goldenen Saiten, ein Spiel des Windes und der Wellen. Durch die Fugen ächzt ein Seufzen; ein Rabe hat sein Winternest darin aufgebaut, und seine junge Brut wetzt die frechen Schnäbel an dem zerrissenen Goldnetz, worin die Liebe schlief und alle ihre Wunder.

Und wenn das furchtbare Erdbeben vorüberwandelte und rührte an die Berge, daß sie schauderten und zitterten — und wenn der Sturmwind herüberstiege über die Höhen und zerträte mit seinen ehernen Füßen die Gärten und bliese mit seinem gewaltigen Odem die Tannenwälder um — den toten Menschheitsfrühling werden sie nicht wieder aufwecken. Nur ein Gott kann Totes wieder hervorrufen ans Licht.

Wie hat die Menschheit sich verwandelt, seit ihr Frühling tot ist. Die Jugend ist mit ihm verwelkt wie eine Rose am dürren Strauch, und die sorglose, lächelnde Freude ist versiegt wie der sprudelnde Quell.

— Siehst du dort die jungen Männer?

Junge Männer? Es sind Greise!

Nein, es sind junge Männer.

Aber sie gehen gebückt wie die Alten.

Sie gehen gebückt wie die Alten. Die Simsonkraft ihrer Jugendlocken ist ihnen versiegt. Sie gehen verdrießlich und ernst gebückt unter der Last der Alltagssorge, die ihnen schwere Steinsäcke auf die Schultern gelegt hat.

Und die andern dort krümmen sich unter der Herrschaft der gemeinen Lust, die ihre Schlangengeißel über ihrem Nacken schwingt; hohläugig und bleich treibt sie sie vor sich her, und dort am Hohlweg, wo es kein Zurück mehr gibt, wartet die Seuche auf sie mit ihrem Verwesungskuß.

Aber sie suchen alle. Suchen sie vielleicht den toten Frühling und sein reines Glück?

Nach Gold suchen sie alle. Aber nicht nach dem Gold, das in den Saiten schläft oder in den Blumen glüht oder das droben aus Sternen herunterglänzt — nein, nach dem Gold, das drunten in den Eingeweiden der Erde liegt, nach diesem Gold graben und suchen sie alle; selbst die Halbtoten und Verwesenden spähen und gieren darnach mit heißhungrigem Blick.

— Und dort kommen Frauen.

Frauen? Nein, es sind Schatten, blutlose Schatten, dem Styx entstiegen.

Es sind Erdenfrauen, aber sie schleichen wie die Leblosen.

Sie schleichen wie die Seelenlosen. Die dort verzehrt die Angst nach dem Mann, und die hier zermürbt der Gram über den Mann.

Und siehst du jene, denen sumpfiges, grünverfaultes Blut durch die Adern rinnt?

Das sind die Rächerinnen des Schicksals, weil die Philister den Frühling erschlagen haben. Die Frauen schließen entsetzt die Augen vor diesen Pestweibern — aber die Männer stürzen ihnen entgegen mit der blinden Wut und Gier des Wahnsinns. In einer wüsten Orgie suchen sie Ersatz für des gemordeten Frühlings Glück, für Liebe und Keuschheit, für Schönheit und Treue. Und ihr Herz ist dürr und leer geworden.

— Weine, du junge Mutter, denn das jauchzende Knäblein, das du auf den Armen hältst, ist alt geboren, es ist betrogen um den Menschheitsfrühling, den die Philister getötet haben. Sie haben ihn umgebracht, weil sie ihn haßten. Sein Gesang war ihnen ein Greuel und sein sonniger Sinn ein Ärgernis. Was er der Jugend von der Schönheit der Liebe erzählte, erschien ihnen eine Torheit; was er von Treue und Keuschheit sprach, verhöhnten sie als eitel Schwäche! Die Philister haben den Menschen verboten, an Frühling zu glauben.

Aber nun sind sie allesamt Schwächlinge und Greise geworden und seufzen unter dem Joch des grauen Todes.

* * *

Aber siehe, ein kleiner, weltfremder Knabe steht drüben am Bach und trägt ein brennendes Wachslicht in der Hand und schützt es sorgsam gegen den Wind, daß es nicht verlösche.

Hat er das brennende Licht vom Weihnachtsbaum gerettet?

Er trägt es durch das Feld, um den Frühling zu suchen, den die Menschheit verloren hat. Zackig läuft in den Wellen der goldene Schein seines Lichtes neben ihm her, wie ein Ariadnefaden durch ein Labyrinth zeigt der Schein ihm den Weg zum Grabe des Frühlings.

Mit seinem Weihnachtslicht wandelt der Knabe durch die Straßen wie mit einem Stern.

Und eines Morgens, wenn die Fackelträger der Sonne über die blauen Berge steigen, dann findet er den Felsen, unter dem der tote Menschheitsfrühling liegt. Und wenn er mit seinem Licht das Felsengrab berührt, dann spaltet es sich wie von einem göttlichen Blitzstrahl berührt; der Menschheitsfrühling schüttelt die Asche vom Angesicht, wirft die Leichentücher fort und steigt wieder hervor auf die Erde.

Und dann bespannt er seine Laute mit Sonnenstrahlen und scheucht mit seinem Lied den grauen Tod, der die Erde beherrschte, in den Abgrund.

Und die Menschen schütteln ihre Lasten ab und ihre Laster, ihre Angst und ihren Kummer.

Und die dürren Herzen der Menschen wachen wieder auf und stehen in Blüte wie Apfelbäume, und ihre Augen fangen an zu leuchten in reiner Freude, wie der Silberquell, der im Veilchengrunde strömt.

Und die Menschheit freut sich wieder der Liebe, der Keuschheit, der Schönheit, der Treue, und die Armut wird selig gepriesen. Und lieben wird man wieder das Gold der Blumen, der Sonne, der Sterne, und die jungfrischen Lieder der Dichter!



Frühling

Von

Gustav Schüler

Leise ziehend läßt ein Frühlingstag
Seine lichten losen Wimpel wallen —
Veilchenblau und Gras und Finkenschlag
Und die freudeheißen Nachtigallen.

Knospenmeere, voll von Werdeglut,
Brechen stürmisch-selig aus den Banden —
Und ein neugeschaffener Himmel ruht
Göttlich auf den neugeschaffenen Landen.





Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Fortsetzung)

Der gebrochene Ahornast

Am nächsten Frühmorgen stand Herr Nathan Böhme, „Preuße und Landstreicher", gestiefelt und bepackt am Ausgange des Wirtshauses zum Schwarzen Michel. In demselben Aufzuge wie er gekommen, ging er davon, nur nicht so bestaubt und verschwitzt, sondern hübsch ausgebürstet und frisch. In seine Ledertasche hatte Frau Apollonia Roggenbrot, Kuchen und gekochte Eier gesteckt für das Mittagsmahl auf dem Rauhruck. Die Kellnerin hatte ihm den Hut mit weißen Nelken und einer freilich schon halbverblühten Pfingstrose geschmückt. Als er ihr die Hand gereicht hatte: „Also, Mamsell Mariedel, adieu, bleiben Sie edel, hilfreich und gut und heiraten Sie bald!" Da mußte sie sich mit dem Schürzenzipfel ein Tränlein abwischen. Er war zwar immer einmal „wüscht" gewesen, und doch hat man ihm „nit feind sein" können. Und als sie nachher in der Stube ein Goldstück auf dem Schranke liegen fand, da wollte sie ihm damit nachlaufen, bis der Hausknecht auf die Vermutung kam, das werde ein Trinkgeld sein für das Stubenmädel und den Hausknecht. Kleider und Stiefel hatte ihm zwar die Kellnerin geputzt, wenn's aber ein Trinkgeld ist, dann kann's nur dem Hausknecht gehören, das Trinken ist seine Sach'.

Von den Wirtsleuten hatte Böhme sich artig verabschiedet, dem Michel schließlich aber die großartigen Worte zugeworfen: „Ein gescheiter Mann sind Sie, Herr Wirt. Leben Sie danach, so sind sie auch ein ganzer Mann."

„Ja, ist schon recht", entgegnete der Michel. „Ich sag' halt: Auch so viel! Und vom Rauhruckjoch nur fein links halten, sonst kommen Sie in die Senklucken hinüber. Das wär' bös! Recht glückliche Reise!"

Voll Wanderlust, so schritt er rüstig aus, den Fußsteig am Waldrande hin gegen das Forsthaus. Dort hatten die beiden Burschen schon ihre Rucksäcke aufgepackt und warteten auf ihn. Entzückt waren sie gerade

nicht darüber, diesen anmaßenden und immer räsonierenden Menschen zum Wandergenossen zu haben. Besonders Elias war verstimmt.

Jener Auftritt auf der Wiese war ihm jetzt deshalb so peinlich, weil er sich seines Zornausbruchs schämte. Aber das wollte er heute wett machen. Er wollte dem Preußen gerade einmal durch ein gutes Vorbild zeigen, daß er den rechten Glauben habe. — Der Vater trug ihnen auf, wie sie für den Fremden Sorge tragen sollten, daß er gut über das Joch komme. Die alte Sali meinte, es sei eh ein Unsinn, daß so ein Mensch in der stockfremden Welt herumgehe für lauter nichts oder gar, um Leute in die Ungnad' Gottes zu führen. Man könne nur froh sein, daß er endlich einmal fortgehe. Und dann wollte sie ihm ein Fläschlein Wachholdergeist in die Tasche stecken für unterwegs, wenn ihm etwa einmal wollt' letz werden.

„Was ist denn das?" herrschte Böhme. „Wachholdergeist sagen Sie? Gute Fraue, den trinken Sie man selber, wenn Sie letz werden wollen."

Und dann ist er in Begleitung der Brüder Rufmann davonmarschiert durch den Hals hinein, durch die Bärenstuben hinauf über den weiten, steilen Teschenschlag — den Almhöhen zu.

Der Förster ging hierauf wie gewöhnlich in seine Wälder und zu seinen Holzarbeitern. Es war ein schwüler Tag geworden. Gegen Abend spazierte er noch hinaus, der Ach entlang, um nachzuschauen, wie bei dem neuen Sägewerkbaue die Arbeiten vor sich gingen. Und dort ergab es sich, daß er nicht mehr weit nach Eustachen hätte. Am Abende saßen sie richtig wieder beisammen im Wirtshaus. Es war sonst niemand da, sie waren unter sich. Sollten sie nicht einmal der Frau Apollonia ein lustiges Ständchen bringen? Von der Frau Apollonia war der Förster ein heimlicher Verehrer, das beteuerte er nachgerade so oft, daß der Michel einmal sagte: „Du, wenn's keine heimlicheren Weiberverehrer gäbe!" Da wisse er im Forsthaus Einen, der hielte es anders mit der Heimlichkeit. — Die beiden verstanden sich. — Klim, Klim! Es stieg das Lied.

„Wann ich d' Sonn' da drenten
Stad flach abi gehn,
Und die Hütten glanzt im Sonnenschein,
Mahnt mich 's Abendsterndl:
Sollst zum Dirndel gehn.
Beim saubern Dirndel ist ein lustig Sein.
Ja, ja, mein Dirndel, du bist mei Leb'n,
Du bist mei' Freud' in alle Ewigkeit.

So komm' ich hin zu ihr,
's hat schon der Mondschein g'scheint,
's war alles mäuserlstill — es rührt sich nix.
Da nehm ich's her um d' Mitt'
Und biag ihr 's Köpferl z'ruck,
Und han a Busserl ihr aufs Göscherl pickt.
Ja, ja, mein Dirndel, du bist mei Leb'n,
Du bist mei Freud in alle Ewigkeit!"

Und haben es wohl nicht geahnt, daß es das letzte Lied war, so sie gemeinsam gesungen auf dieser Erden.

Dieweilen sie damit ihrer Kinder Liebe feiern wollten, weckten sie beinahe ihre eigene auf, jene vor dreißig Jahren, die sich schon so friedsam zur Ruh begeben hatte.

Was ist aber das? Was ist denn das? — Es klirren die Fenster. Ein Sausen und Brausen ums Haus.

Der Förster stand auf und sagte: „Ich habe mir's ja gedacht. Der Sturmwind."

Fast finster wurde es in der Stube. Mattes Blitzen. Der Donner war dumpf, aber es ächzten die Wände.

„Die Burschen werden doch schon zurück sein von der Alm", sagte der Michel.

„Wenigstens bis zur Köhlerhütte in der Bärenstuben, oder sie bleiben gar auf der Seealm. Wenn er sich aufgehalten hat, kann der noch nicht leicht in Arlach sein."

„Man kann sich auch auf der andern Seiten, niederwärts, höllisch vergehen," sagte der Wirt. „Hätten ihn eigentlich doch nicht sollen fortlassen. Der erste Weg im Frühjahr! Alles verschüttet und verschwemmt."

Nun kam das schlanke Mägdlein von der Küche herein, zog die Hängelampe nieder, zündete sie an und sagte: „Guten Abend!"

„Guten Abend, Helenerl!" dankten die Väter, und so lieblich war das feine Gesichtlein selten beleuchtet, wie in diesem Augenblick vor der Lampe. Es kam ihnen vor wie eine Erscheinung, die man das erstemal sieht oder — das letztemal. Dann ging sie wieder leise davon. Die Männer schwiegen. Es war, als wäre ein Engel durch das Zimmer gegangen. — Draußen hatte sich der Regen entladen. Anfangs schlug er heftig an die Fenster, dann goß er senkrecht nieder, endlich regnete es in einem leichten, gleichmäßigen Schleier, durch den die abendlich dämmernden Bäume des Lärchenschachens noch zu erkennen waren. Nun kam ein Knecht in die Stube und berichtete, im Garten habe es einen alten Baum zerrissen. Die beiden Männer gingen hinaus. Von dem Ahorn war der große Ast niedergebrochen, auf dem gestern die Bienentraube gehangen. Da lag er auf der Erde selbst wie ein stattlicher Baum, der seine Äste teils am Boden zerschmettert, teils in den Boden gebohrt hatte. Der Schaft des Astes war teils hohl, teils morsch. Der Förster deutete auf diesen modrigen Bruch und leise sagte er: „Siehst du, Michel?"

Dieser stand bewegungslos da. Und nach einer Weile sagte er gedämpft: „Könntet ihr sie morgen gleich miteinander in die Kirchen tragen, die Pichelbäuerin und — den Michelwirt." — Dann sind sie wieder ins Haus gegangen.

Aber es war ein fremder Schatten da, obschon die Lampe hell brannte, es ging ein weher Klang durch die Stube, obwohl es ganz stille war.

Endlich machte der Förster sich auf den Heimweg. Es war nach

dem Sturme eine geruhsame Nacht geworden. Manchmal noch ein matter Blitzschein, ein fernes Donnern. Der Regen rieselte mäßig. Der Förster hatte sich des Wirtes Wettermantel entlehnt und schlug sich in den Loden. Ihn fröstelte ein wenig. Die Ach rauschte, stellenweise schlug sie an die Straße herauf und trug Holzstücke daher, die im Dunkeln bläulich schimmerten. Wenn es im Hals oder in der Bärenstuben eine Brücke genommen hat, so können sie nicht zurück . . .

Als er ans Forsthaus kam, stand dort am Brunnen ein Mensch und und wusch sich die Hände. Der Friedel war's. — Gottlob, sie sind da. „Seid ihr denn noch nicht genug naß geworden?" So grüßte ihn der Förster. Der Bursche mußte es nicht gehört haben, weil der Brunnen rauschte.

„Wo ist dein Bruder?" fragte der Vater laut.

Der Friedel erschrak ein wenig, und als er sah, wer es war, antwortet er: „Der Elias ist schon schlafen gegangen, er hat Kopfweh."

„Seid ihr ins Gewitter gekommen?"

„Nit arg."

„Habt ihr zu Abend gegessen?"

„Mir ist nix drum."

Sie sind müde, dachte der Förster. 's ist auch ein starker Weg gewesen, besonders für Elias.

Die alte Sali hatte zu greinen über die Torheit der jungen Leute, die allweil an alle Dummheiten denken, nur nicht an die Gesundheit. „Erst kommen's vor lauter Raufen mit Nasenbluten heim und nachher mit leerem Magen ins Nest! 's ist auch der Kleine nit g'scheiter." Sie trug noch eine Schüssel frisch gekochter Milch zur Schlafstube hinauf, konnte aber nicht hinein; die Tür war von innen verschlossen.

„Haben's schon die Neuigkeit gehört, Herr Förster?"

Am nächsten Morgen kamen ins Forsthaus zwei Jungbauern, einer aus Eustachen und der andere aus Ruppersbach. Schon im Vorhause zogen sie den Hut ab, glätteten sich mit der breiten Hand das widerborstige Haar und klopften recht bescheiden an der Kanzleitür.

„Nur herein!" sagte der Förster, „was gibt's denn schon wieder für ein Anliegen, das ihr gar so gut Sitte und Brauch wißt. Ist sonst nicht immer so manierlich."

„Wenn wir wieder recht schön bitten dürften, Herr Oberförster, um Holz."

„Bin kein Oberförster. Wozu denn wieder Holz?"

„Zum Sonnwendfeuer. Wir möchten halt gern wieder eins anzünden auf dem Ringstein."

„Ist schon recht, das, will schon wieder mithalten. Wann denn?"

„Übermorgen wär' er halt, der Sonnwendtag."

„Aber Schlingel seid ihr! Vor drei Jahren habt ihr mir einen ganzen Scheiterstoß verheizt. Ich habe euch gesagt, Scheitholz dürft ihr mir nicht

nehmen. Nur Gefällholz. Im Ringwald gibt's dessen ja genug, nicht zu faul sein zum Zusammentragen!"

„Wir werden G'fällholz nehmen, Herr Förster, und bedanken uns schön."

„Ich will es euch lieber zeigen, was zu nehmen ist. Heute nachmittags um fünf Uhr, wenn jemand oben ist. Ich werde auf dem Ringstein sein und sagen, was geschehen darf. Das vorige Mal seid ihr mir mit eurem Feuer auch dem Wald zu nahe gekommen."

„Wollen schon alles machen, wie's der Willen ist, und werden fleißig —"

„Ja, ja, geht nur jetzt, ich habe nicht viel Zeit. Nachmittags um fünf Uhr. Wenn aber niemand oben ist! Ich gehe nicht ein zweites Mal!"

In solch wohlwollend brummigem Tone pflegte Rufmann mit den Leuten zu verkehren. Als die Bauern fort waren, ging er die Stiege hinauf und wollte nachsehen, ob die Buben nicht endlich aus dem Bette wären. Die Tür war versperrt. Er pochte mit der Faust: „Was ist denn das heute! Sieben wird's bald!"

„Ja, ja", antwortete drinnen eine mißmutige Stimme. Sie waren noch verschlafen.

Zum Frühstück waren sie da und aßen tüchtig. Dann verzog sich der Student wieder, und der Friedel erstattete seinen Bericht von der Alm. Hin und hin apper (schneefrei), nur im Rauhruckkar hatten sie noch Schnee liegen sehen. Es sei ganz sommerwarm, täte schon überall grünen. Man könne bald das Vieh auftreiben. An der Seealmhütte müßten die Dachlucken ausgebessert und etliche Fensterscheiben eingeschnitten werden. Stellenweise hätten Lahnen den Weg versperrt, an der Mooskehr hätten sie nur mit Mühe weiterkommen können.

„Hat sich der Böhme gut gehalten?" fragte der Förster.

„Ganz gut."

„Wie weit habt ihr ihn begleitet?"

„Bei der Seealmhütte hat er gesagt, nun wollt' er schon allein weiterkommen."

„Kann er noch vor dem Gewitter hinübergekommen sein?"

„Glaub' schon."

„Gut ist's. Heute nachmittags gehen wir auf den Ringstein. Das ist wieder was für euch, Buben. Sonnwendfeuer!"

„So?" sagte der Friedel gleichgültig.

„Der Elias wird ja auch mitgehen."

„Glaub' nit."

Als hernach der Förster nach dem Studenten sah, fand er diesen bei seinem Kasten beschäftigt, die Schulbücher zu einem Pack zusammenzubinden.

„Hat's dich recht angestrengt gestern?"

„Ein bissel."

„Was machst du denn da?"

„Ich — — will doch wieder hinein."

„Wo hinein?"

„Ins Seminar."

„So dachte ich doch, Elias, du bliebest bis Herbst daheim."

„Ich will doch lieber hinein."

Der Alte ist mit Kopfschütteln die Treppe hinabgestiegen. Da hatte er sich manchmal beklagt, wenn einer der Buben zu lustig war; wenn sie's nicht sind, ist es ungemütlich.

Am Nachmittage gingen sie hinauf, der Förster Rufmann und sein Sohn Friedel. Der Fußsteig durch den Wald ist steil, sie sprachen unterwegs nicht viel. Auf einer Lichtung, wo man in die weiten Berge hinaussieht, stellte der Bursche sich hin und jauchzte eins. Dann trafen sie mit mehreren jungen Männern zusammen. Vormittags war ein Begräbnis gewesen, da gibt's allemal einen kleinen Feiertag den ganzen Tag. So waren sie heraufgekommen, um den Feuerstoß schichten zu helfen. Darunter auch ein Gerhaltsohn, der mit dem Förstersohn wieder ganz kameradschaftlich stand, als gehe das, was die Alten miteinander hätten, die Jungen nichts an.

„Dich sieht man selten jetzt, Friedel. Bist immer im Holzschlag oder schon auf der Alm?"

„Vielleicht seht ihr mich bald gar nimmer."

„Geh, mach dich nit patzig!"

„Wirst es schon sehen."

„Was werd' ich sehen?"

„Daß ihr mich bald nimmer seht. Oder willst mit? Da draußen im Hessenland oder wo wandern jetzt immer Leut' aus nach Afrika."

„Zu den Mohren? Da muß man ja früher angeschwärzt werden."

„Das ist das wenigste, mein Lieber!" Dann zuckte das Gespräch ab. Die Anschuldigung des Gerhalt war noch nicht vergessen. — Der Friedel hatte den Wegmacher Kruspel bemerkt, der mit anderen bereits daran war, Gefällholz zu bearbeiten.

Der Förster führte sie im Walde, der hier oben flacher wurde, herum und wies ihnen gefallene Bäume, niedergebrochene Äste und halb abgestorbene Stämme, an die sie sich mit Äxten, Sägen und Stricken machten, um sie klein zu kriegen und an Ort und Stelle zu bringen. Eine auf vorspringender Felswand in die Lüfte hinausgelagerte Felszinne, genannt der Ringstein, war die Stätte, wo seit alten Zeiten am 24. Juni das Sonnwendfeuer angezündet wurde. Aber nur von drei zu drei Jahren. Sooft unten im Dorfe das Fronleichnamsfest abgehalten wurde, so oft loderte ein paar Wochen später auf dem Ringstein das Feuer der alten Germanen. Und je glanzvoller die Prozession ausfiel, um so größer war der Holzstoß auf dem Berge. Es war ein alter Tort darin, doch die harmlosen Leute von Eustachen dachten nicht daran, sie übten nur den Brauch, und viele mochten meinen, das Sonnwendfeuer sei eine Art Nachfeier zum kirchlichen Fronleichnam.

Der Förster hatte angeordnet, daß der Holzstoß möglichst an die Felszinne hinausgerückt werde, da könne das Feuer den nahen Wald nicht ge-

fährden, werde hingegen gesehen in der ganzen weiten Talgegend von Sandeben bis Löwenburg. Wie sie hingestreut lagen da unten an den Ufern der Tauernach und der Mur, die schimmernden Gruppen der Ortschaften! Dort hinten oben, wo das Gebirge mit seinem Halbkreis gleichsam die Talfläche abschneidet, kamen aus den Schluchten Wässer zusammen zu dem großen Fluß, der sich so schlängelt, daß man hie und da ein Spiegelchen von ihm sieht. Tief unten, fast am Fuße des Berges, das freundlich zwischen Wiesen, Feldern, Matten und Schachen ruhende Eustachen. Eine halbe Stunde abseits Ruppersbach mit seinem hohen Kirchturm, und ganz unten in blauer Ferne ragt wie ein gläsernes Zacklein das alte Schloß Löwenburg über der Stadt auf.

Der Förster blickte in die Gegend hinaus und mochte denken, wie der Mensch doch nicht immer bloß am Nützlichen hängen, sondern öfter die schöne Welt anschauen sollte. Und dieweilen schleiften die Burschen mit lustigem Geschrei aus dem Walde Holz herfür und bauten den Brandtempel. Aber dort stand eine kleine Gruppe von Männern beisammen. Sie hörten dem Schnapperjosel zu, der schon Jungvieh auf seine Alm getrieben hatte, gerade vom Gebirge zurückkam und zu erzählen wußte, daß unweit des Rauhruckkares ein Toter gefunden worden sei mit Stichwunden am Hals. Er habe ihn nicht gesehen, wisse weiter nichts als was die Holzknechte erzählt hätten. Die Gruppe um den Schnapperjosel vergrößerte sich rasch. Ein Mord! Ermordet soll einer worden sein! In unserem Gebirge? Das war etwas Seltsames. Auch der Förster horchte hin und meinte, das sei gewiß wieder einmal erstunken und erlogen, sonst müßten seine Buben davon wissen. Die seien gestern auf der Alm gewesen, kein Wort von so was.

Als er mit dem Friedel darüber sprechen wollte, war der Bursche nicht da, und jemand sagte, er habe ihn den Waldsteig hinabgehen gesehen.

Bald ging auch der Förster heim, und als er unten an den Weg am Waldrande kam, schritten Zimmerleute vom Sägewerk daher. Die fragte er, wie es dem Zimmermeister Joseph gehe.

„Wie's halt gehen kann bei einer schweren Lungenentzündung. — Haben's schon die Neuigkeit gehört, Herr Förster? Der Preuß', oder wer er war, der sich beim Michelwirt hat aufgehalten, den haben's am Rauhruck tot aufgefunden. Ist erstochen worden!“

Der Förster eilte seinem Hause zu. Dort im Hofe war der Friedel und spielte mit dem Kettenhund. Ein Holzstückchen hielt er ihm vor die Schnauze, und wenn das Tier danach schnappte, zuckte er damit zurück, so daß es bei diesem Scherz schon lebhaft wurde, und der Hund dem flinken Burschen angriffsweise an die Brust sprang.

„Laß den Hund in Ruh', und sag mir, warum du so eilig bist fortgelaufen auf dem Ringstein.“ Den alten Mann klemmte es in der Brust, er war zu schnell gegangen.

„Ich — wegen was ich fort bin?“ entgegnete der Bursche gleichgültig. „Wenn ich die Wahrheit soll sagen, 's ist einer oben, der mir nit ansteht.“

„Der Schnapperjosel?"

„Der Schnapper? Ist der auch oben? Na, der geht mich nix an. Den mein' ich nit."

„Der Schnapperjosel ist heute von der Alm herabgekommen und weiß zu sagen, daß beim Rauhruckkar ein Toter gefunden worden wäre. Und heißt es, der Nathan Böhme! Und wäre umgebracht worden . . ."

Der Friedel schaute auf.

„Sag's noch einmal, Friedel, wie weit seit ihr mit ihm gegangen?"

„Na ja, halt — mein Bruder wird's eh auch wissen."

„Von dir will ich's hören!"

Der Bursche zuckte die Achseln. „Was just von mir?"

Er hielt den starren Blick des Vaters nicht aus, wurde totenblaß. Da wurde es auch der Förster Rufmann. Er setzte sich taumelnd an den Rand des Brunnentroges.

Vor Gericht

Die Gassen des Dorfes waren belebt, als ob wieder Fronleichnamstag wäre. Aber nicht so fröhlich und nicht so klingend. Vielmehr die Leute befangen, hastend, schleichend, munkelnd und flüsternd. Man hörte nichts als ein unzusammenhängendes Zischeln, man sah heftiges Kopfschütteln, man sah sogar Arme sich erheben und die Hände ringen. Nur halb raunte man sich die unerhörte Neuigkeit zu, die andere Hälfte wurde schweigend gesagt mit Mienenspiel. Dann wieder erging man sich in bildlichen Andeutungen. Mancher stöhnte, jammerte, es sei unmöglich, es sei nicht zu glauben, und jeder glaubte es. „Ich glaub's nit! Ich glaub's nit!" riefen sie und glaubten alles. Dann kam wieder einmal eine Welle heran: „Es ist ja alles nicht wahr; einen alten Rock hat man gefunden auf dem Rauhruck, und haben sie gleich einen Ermordeten daraus gemacht. Der Preuß' soll ja in Arlach sitzen und von dort aus dem Michelwirt einen Brief geschrieben haben, er wäre gut hinüber gekommen. „Na, nachher möcht's doch vielleicht nit wahr sein!" sagte dieser und jener und verzog sein Gesicht zu einem frohen Lächeln, das aber mißmutig ausfiel. Bis die nächste Welle kam: „'s ist heilig nit anders. Der Herr Böhme ist erstochen worden. Sein Leichnam liegt in der Teschenschlagerhütten, und die Försterbuben . . .!"

Da wurde der Jammer wieder laut in der Menge, manches Antlitz weinte schmerzliche, manches wollüstige Tränen.

Nicht als ob die Leute so schlecht wären. Eine Abwechslung wollen sie einmal haben in ihrem seichten Alltagsleben, ein Schauspiel, ein Ereignis, an dem sie ihre Gefühle erschüttern und erfrischen, ihre Phantasie kräftigen, ihr kleines Geistesleben mit Mutmaßungen und Kombinationen betätigen, ihren Abscheu vor dem Verbrechen und ihr Mitleid mit dem Opfer aufwärmen können. Sie nehmen die Tragödie des Lebens, sofern es nicht sie persönlich trifft, wie andere die Tragödie auf der Bühne. Welch gräß-

liches Leid das Ereignis auf Beteiligte bringt, das kommt ihnen trotz ihrer eigenen Gefühlsausrufe nicht deutlich genug zum Bewußtsein.

„Gehen wir zum Michelwirt!" rief jemand. „Der wird schon was Sicheres wissen." Und da eilten manche stracks hin bis zum oberen Ende des Dorfes, um dem Michel „ein Viertel" abzukaufen. Es werde wohl kein Platz mehr sein in der Gaststuben an so einem Tag, man könne sich's denken. — Das Wirtshaus aber war geschlossen wie um Mitternacht. Die Leute pochten am Tore, und der Schwarzmichel möchte die Eustacher doch nicht verdursten lassen. Das Tor blieb geschlossen. Einige stiegen auf die Wandbank vor dem Hause und spähten zum Fenster hinein. Da drinnen alles wie ausgestorben.

„Das bedeutet schon was. Der Michel und der Förster sind gute Kameraden miteinand. Es wird schon wahr sein. Wer weiß, was noch alles dahintersteckt! Man wird's ja hören! Viel Geld soll er bei sich gehabt haben, der Preuß'! Im Wirtshaus wird man's wohl gewußt haben."

„An einen Raubmord glaub' ich nicht", ließ sich ein anderer vernehmen. „Weiß Gott, was da noch herauskommt. Seit die Welt steht, hat man so was nit erlebt in Eustachen!"

Den höchsten Grad erreichte die Aufregung, als gegen Abend ein Gerichtsherr aus Löwenburg mit einem Schreiber und zwei Gendarmen durch das Dorf fuhr, dort den Gemeindevorsteher mitnahm, ins Hochtal hinein. Hinter dem Wagen her lief halb Eustachen. Weiber wie Männer, aber an der Brücke beim Forsthaus war Wache aufgestellt, da durfte niemand hinüber. Nur der Löwenburger Wagen rollte über die Holzbrücke und in den Hof des Forsthauses. Der Förster war nicht zu sehen. Aus der versperrten Küche hörte man das Weinen der alten Haushälterin.

Zur selben Zeit war vom Hochgebirge die Kommission zurückgekehrt, zwei Beamte und ein Gendarm.

Und nun begann in der großen Stube das erste Verhör. Der Student hatte sich nicht lange suchen lassen. Er stand vor dem Tisch der Herren, neben ihm der Gendarm mit dem strotzenden Gewehrspieß. Ruhig und schlank stand er da, nur noch ein wenig blässer als sonst.

„Sie sind der Seminarist Elias Rufmann, Sohn des Försters Paul Rufmann und dessen schon verstorbener Ehegattin Cäcilia. Gebürtig in St. Eustachen ob Ruppersbach, katholisch, zurzeit fünfzehn Jahre alt." Bei dem Worte „fünfzehn Jahre alt" ward die Stimme des Gerichtsrates gedämpft. „Ich muß bemerken, Elias Rufmann, daß Sie jetzt nur als Zeuge dastehen und als nichts anderes. Sie haben die Fragen, die ich stellen werde, vor Gott und Ihrem Gewissen der Wahrheit gemäß zu beantworten."

Der Student nickte mit dem Haupt.

„Sie und Ihr Bruder haben vor zwei Tagen einen gewissen Herrn Nathan Böhme ins Gebirge begleitet, da genannter Herr des Weges unkundig war und Sie ohnehin auf der Alm zu tun hatten. Wie weit sind Sie mit Herrn Böhme zusammen gegangen?"

„Bis zur Seealmhütte."

„Warum nicht weiter, da doch erst von dort ab der Weg schlecht wird und schwer einzuhalten ist?"

Elias zuckte die Achseln. „Wir sind ja nicht als Führer gewesen, wir haben auf der Seealmhütte zu tun gehabt, es war nur ausgemacht, daß er sich uns anschließen sollte."

„Da sind Sie und Ihr Bruder also bei der Seealmhütte zurückgeblieben und der Fremde ging allein weiter?"

Elias schwieg.

Der Gerichtsrat mit Nachdruck: „Herr Nathan Böhme ist von der Hütte ab allein weiter gegangen. Wirklich so ganz allein?"

Nach einigem Zögern antwortete Elias: „Mein Bruder ist noch weiter mit ihm gegangen."

„Ihr Bruder ist mit ihm gegangen. Ja warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Wie weit ist er noch mit ihm gegangen?"

„Das weiß ich nicht."

„Wo sind Sie während dieser Zeit gewesen?"

„Bei der Seealmhütte."

„Wann ist nachher Ihr Bruder wieder zurückgekehrt?"

„Nach vierzig Minuten war er wieder bei unserer Hütte."

„Wie wissen Sie denn das so genau?"

„Weil mein Bruder auf die Uhr gesehen und gesagt hat, genau vierzig Minuten wäre er aus gewesen."

„Hat denn Ihr Bruder eine Uhr gehabt?" fragte der Gerichtsrat. Der neben ihm sitzende Gemeindevorsteher Gerhalt machte eine ungläubige Gebärde. Es sei merkwürdig, daß der Fridolin Rufmann eine Uhr gehabt habe, bei dem wolle doch sonst nichts hängen bleiben.

„Der Herr Böhme hat ihm ja die Uhr geschenkt", sagte Elias.

Nun hoben sich die Köpfe. „So, so, geschenkt hat ihm der Herr Böhme die Uhr?! Ja, wann war denn das?"

„Unterwegs."

„Sie, Rufmann," sprach der Gerichtsrat, „sagen Sie einmal selbst, wird ein Tourist im Gebirge seine Taschenuhr herschenken, so mir nichts dir nichts?"

„Das ist so gewesen", antwortete Elias ruhig. „Mein Bruder hätte immer gern eine Taschenuhr gehabt und hat unterwegs, wie der Fremde auf die Uhr schaut, davon gesprochen, der höchste Wunsch wäre ihm so eine Uhr. Da hat der Herr gelacht und gesagt, wenn kein Wunsch auf dieser Welt schwerer erfüllbar wäre! Und hat die Uhr samt der Kette gleich von der Weste gelöst und meinem Bruder gegeben. Sie sei als Führerlohn. Mein Bruder hat noch gesagt, wenn er sie ihm später wollt' schicken, übers Gebirge möcht' er sie doch noch behalten. Hat der Herr gesagt: Weiß ich den Weg, so brauche ich keine Uhr. Den Weg zeigen Sie mir ja, und drüben im Kulmtal getraue ich mir eine bessere zu kriegen. Da hat mein Bruder die Uhr angenommen."

Mit fliegender Hand hatte der Schreiber diese wichtige Aussage aufs Papier gebracht.

Der Gerichtsrat fragte weiter: „Als Sie nun beide in der Seealmhütte waren, was haben Sie da gemacht?"

„Wir haben nachgesehen, was fehlt, haben unser Mittagsbrot gegessen und uns auf den Heimweg gemacht."

„Sagen Sie, Elias Rufmann, war Ihnen unterwegs nicht schlecht geworden?"

„Schlecht? Nein."

„Als Sie nach Hause kamen, gingen Sie sogleich zu Bette, weil Sie Kopfweh hätten!"

„Das ist wahr. Eines Ärgers wegen. Es war eine Dummheit, ich will's wohl sagen. Mein Bruder und ich hatten unterwegs einen Streit gehabt wegen allerlei so, da hat er mich einen Mucker und Heuchler geheißen, und da habe ich ihm aus Zorn ins Gesicht geschlagen. Darüber habe ich mich nachher gekränkt, weil es mein Bruder gewiß nicht so gemeint hat, und bin daheim gleich ins Bett gegangen."

„Hat Ihr Bruder denn nicht zurückgehauen?" fragte der Gerhalt.

„Nein, der hat nur gelacht und gesagt, so ein schneidiger Elias gefiele ihm viel besser als ein muckerischer. Darüber habe ich mich noch mehr geschämt."

„Erzählen Sie mir auch, Elias, weshalb sind Sie denn eigentlich in Streit gekommen?"

„Wir streiten oft, weil mein Bruder manchmal bissel leichtsinnig ist. Und da habe ich ihm vorgehalten, eine Schand' wär's, daß er die Uhr gleich so hätte angenommen. Und mein Bruder spricht: Wenn ich was haben will, so sag' ich's gleich und heuchle nit erst wie die Mucker. Und weiter so auf mich her, und da ist mir jäh der Zorn gekommen."

„Hat Ihr Bruder sonst nichts gesagt? Keinerlei Bemerkung über den Fremden?"

„O ja, wir haben über den Fremden mehreres gesprochen. Er war unterwegs auch recht gemütlich und heiter gewesen, nicht so wie sonst manchmal."

„Sie haben mit Herrn Böhme schon früher einmal einen Handel gehabt, Rufmann!"

„Weiter nichts. Ich war manchmal zornig, daß er den Leuten ihren Glauben nehmen will."

„War unterwegs ins Gebirge nichts davon gesprochen worden?"

„Nein, da ist alles gemütlich hergegangen."

„Ist Ihnen gar nichts aufgefallen unterwegs? Ist Ihnen niemand begegnet?"

„Die Holzknechte in Teschenwald. Sonst niemand."

Da auch weitere Fragen nichts Besonderes ergaben, so sagte der Gerichtsrat, sie wären einstweilen fertig, aber Elias dürfe das Haus nicht ver-

lassen. Das war auch kaum möglich, da am Tore der Gendarm stand, der niemand hinaus ließ.

Der Förster Rufmann war der Ach entlang hinaufgegangen durch den Hals, dem Friedel entgegen, der am Abende vom Holzschlage heimkehren mußte. Es brauste das Wasser, es brauste in seinem Kopf, es schwindelte ihm. Traumhaft war's, so dahinzugehen in der Schlucht, der Wildnis zu, während es schon dämmerte. Und sein Haus ist zur Stunde von Gendarmen besetzt, und seine Buben sollen verhört werden, weil ein Mensch umgebracht worden ist oben im Gebirge. Es wird so was Fieberhaftes sein, man geht in der Irre um. Der Zimmermeister Joseph ist ja auch plötzlich erkrankt. Man sollte doch umkehren, daheim werden sie warten, die alte Sali und die Buben.

Aber der Friedel war ja noch nicht vom Schlag zurück. Dem wollte er doch entgegengehen. Oder ihn holen in der Holzknechthütte. Oder ihn suchen in den Wäldern.

An der Stelle, wo das Sträßlein ganz eingeengt ist, zwischen Wasser und Felswand, begegneten ihm zwei Holzknechte; die hatten eine Trage, die sie — einer vorn, einer hinten — mit niedergestrammten Armen trugen. Auf dieser Trage lag etwas, das mit Fichtenreisig zugedeckt, oder vielmehr in solches eingewickelt war. Die Holzknechte gaben dem Förster kurz einen guten Abend. Er hatte zuerst fragen wollen, was sie da trügen. Er tat es nicht — es schauderte ihn. Er ging rasch vorüber.

Endlich in der Bärenstuben, über den Sandboden herab kam der Friedel getrottet. Seine Axt auf der Achsel — und trällerte ein Liedel. Und erschrak, als er den Vater jäh vor sich sah in der Abenddämmer.

„Friedel," sagte dieser halblaut, stockend, „wir warten schon all auf dich. Es sind allerhand fremde Leute gekommen."

„So?" antwortete der Bursche.

„Ein Gerichtsherr ist da."

„Was will denn der?"

„Wartet auf dich. Will Zeugenschaft haben von dir, wie es gewesen ist mit dem Nathan Böhme."

Der Friedel antwortete: „Da geh' ich lieber zu den Holzknechten zurück."

„Um Jesus willen, mein Friedel, du mußt dich ja rechtfertigen gehen! Es ist ein Gerede. Es geht ein schaudervolles Gerede um. Du mußt dich auf der Stelle rechtfertigen."

Da ging der Bursche mit ihm. Sie schwiegen und sie gingen rasch. Finster war es geworden in der Schlucht, und das Wasser brüllte zwischen den Steinblöcken dahin. Endlich waren sie an der Brücke, da wendete sich der Friedel plötzlich um und wollte davon. Er hatte den Gendarmen bemerkt vor dem Forsthause. Der Alte hielt ihn am Arm.

„Komm, Kind! komm doch und sage, wie es gewesen ist. Dann ist alles gut, gelt, Friedel, dann ist alles gut."

Und so brachte er ihn ans Haus. Der Wächter am Tore ließ sie hinein.

An der Küchentüre stand die Sali und flehte ihm zu, er solle doch erst seine Suppe essen.

„Ja, ich werd' jetzt essen!" lachte der Bursche. Es war ein hartes Lachen. Er wurde in die große Stube geführt. Da saßen die Männer wieder hinter dem Tische. Auf demselben standen zwei Kerzenlichter rechts und links eines Kruzifixes. Der Friedel schaute sich um nach dem Bruder. Der war nicht da. Hinten oben an der Ecke stand der Vater, starr, aufrecht, unbeweglich.

Nach den einleitenden Fragen begann das Verhör. Bis zur Seealmhütte stimmte es ungefähr mit den Aussagen des Elias.

„Wie weit habt ihr den Herrn begleitet?"

„Bis zur Seealmhütte."

„Das stimmt nicht. Sie sind noch weiter mit ihm gegangen, dem Rauhruckjoch zu."

„Freilich, ich allein, weil ich ihn bis zum Karegg begleiten wollte, wo man aufs Joch sieht."

Der Gerichtsrat blickte auf ein Papierblatt, wo der Kommissär die Situation der Gegend mit Strichen und Punkten angegeben hatte, und sagte dann: „Das stimmt wieder nicht. Sie müssen ihn bis ins Rauhruckkar begleitet haben."

„Nein, so weit nit", antwortete der Bursche.

„Zwischen Knieholz hin sind Sie beide zu einem kleinen Anger gekommen. Dort werden Sie gerastet haben. Dann hat er vielleicht sich ein wenig auf den Rasen gelegt und ist eingeschlafen."

„Davon weiß ich nix", rief der Bursche. „Ich bin nit so weit mitgegangen."

„Wie lange Zeit brauchten Sie von der Seealmhütte aus, bis Sie wieder dort zurück waren?"

„Nit drei Viertelstunden."

„Wissen Sie das so genau? Haben Sie auf die Uhr gesehen?"

„Uhr?" sagte der Bursche, „ich habe nie eine Uhr gehabt."

„So haben Sie vielleicht jetzt eine?"

Der Friedel schwieg.

Der Gerichtsrat langte nach einem Päckchen, das auf dem Tische lag, tat das Papier auseinander und sagte mit langsamer und leiser Stimme: „Hier ist eine Taschenuhr." Er hob sie an der Kette auf und ließ sie in der Luft pendeln.

„Kennen Sie diese Uhr?"

Der Bursche schwieg.

„Diese Uhr ist von mehreren Personen als die Uhr des ermordeten Nathan Böhme erkannt worden."

Der Friedel zuckte die Achseln.

„Fridolin Rufmann! Und diese Uhr ist in der Matratze Ihres Bettes gefunden worden!"

Rückwärts in der Stube ein dumpfes Aufstöhnen. Der alte Förster wankte zur Tür hinaus.

Der Friedel sagte starr und trotzig: „Es ist die Uhr, die mir der Herr geschenkt hat."

„Der Herr hat Ihnen die Uhr geschenkt?"

„Ja."

„Warum haben Sie sie denn nicht offen getragen? Geschenkte Sachen kann man ja aufzeigen!"

„Weil meine Weste keine Uhrtasche hat."

„Und darum mußten Sie die Uhr in die Matratze verstecken?"

„Wie ich gestern gehört hab', daß der Herr umgebracht worden sein soll, hab' ich gedacht, versteck die Uhr, sonst kannst Scherereien haben."

„Aha, daran haben Sie gedacht!" sagte der Gerichtsrat, dieweilen er ein zweites Paketchen ergriff. „Hier", er entfaltete das Ding, „hat sich in der Bettmatratze noch etwas vorgefunden. Es ist eine lederne Geldtasche mit Inhalt."

„Es ist meine Brieftasche", sagte der Bursche dreist.

„Sie kennen also wohl den Inhalt?"

„Es werden zwanzig oder dreißig Kronen sein."

„Woher haben Sie das Geld?"

„Das geht niemand was an!" rief der Bursche.

„Wie wir in Erfahrung gebracht, sind Sie vor wenigen Tagen in Geldverlegenheit gewesen. Woher haben Sie seither dieses Geld genommen?"

„Das habe ich beim Zimmermeister Joseph ausgeborgt."

„Wer ist dieser Zimmermeister Joseph?" fragte der Gerichtsrat den Gemeindevorsteher.

„Der Eustacher Zimmermeister, der das große Holzsägewerk baut hier in der Nähe", antwortete der Gerhalt.

„Wenn er in der Nähe ist — er soll sofort als Zeuge erscheinen."

„Das wird jetzt nicht gehen, Herr Doktor. Der Mann ist augenblicklich schwer krank. Soll gar nit bei sich sein seit heut' früh."

„Nun, zu der Hauptverhandlung wird er wohl erscheinen können. Einstweilen, glaube ich, wissen wir genug." Der Gerichtsrat faltete das Protokoll und steckte es in die Brusttasche. Den Gendarmen trug er auf, die Burschen in strengstem Gewahrsam zu halten — beide. Er will noch in der Nacht ein zweites Verhör vornehmen.

Dann gingen und standen die Herren ums Haus herum. Die Berge ragten schwarz in den gestirnten Himmel auf. Sie besprachen den Fall und äußerten einander ihr Entsetzen über die Verworfenheit und Verstocktheit dieser jungen Leute.

„Ein leichtes Tuch ist er ja immer gewesen," sagte der Gerhalt. „Zwar gerade nix Schlechtes. Nur leichtsinnig, das weiß ganz Eustachen. Aber so was! Daß ein so junger Mensch zu so was kunnt fähig sein!"

„Immer ein so lustiger Kampel g'west", gab der Gemeindeschreiber bei. „Man hat ihn frei gern haben müssen."

„Na gerade ausgemacht ist's nit, daß er's ist!" meinte der Gerhalt. „Aber hundert gegen eins ist wohl zu wetten darauf." Dann ging er und suchte den Förster. Das neue Sägewerk war vergessen, oder vielmehr die Feindschaft deswegen. Ein solches Erbarmen hatte er mit dem alten Mann, den das furchtbarste Unglück, das sich nur ausdenken läßt auf dieser Welt, getroffen hat. Er möchte es ihm nun sagen, daß er nicht sollt' verzagen, daß alles doch ganz anders sein könne, als es sich bei dem ersten Verhör dargestellt hat. Bei einem so jähen Verhör sind die Leute verwirrt, da wissen sie oft gar nicht, was sie sagen.

Der Förster war im Freien herumgeirrt. Durch die Küche wollte er in das Stübchen, wo vor fünfzehn Jahren sein Weib gestorben war. Aber er mochte der alten Haushälterin nicht begegnen. Gegen die Brücke wollte er hinüber, da stand jetzt die klobige Gestalt des Gerhalt. Rufmann kehrte um. Allein sein wollte er und sich flüchten und vergraben. In den Hof eilte er zurück, in die Scheune wollte er flüchten. Aber als er die Brettertür öffnete, prallte er zurück. Da drinnen stand die Tragbahre mit einem Etwas, das länglich in Reisig gewickelt war. Daneben brannte eine Ampel ...

(Fortsetzung folgt)



Dämmerstunde

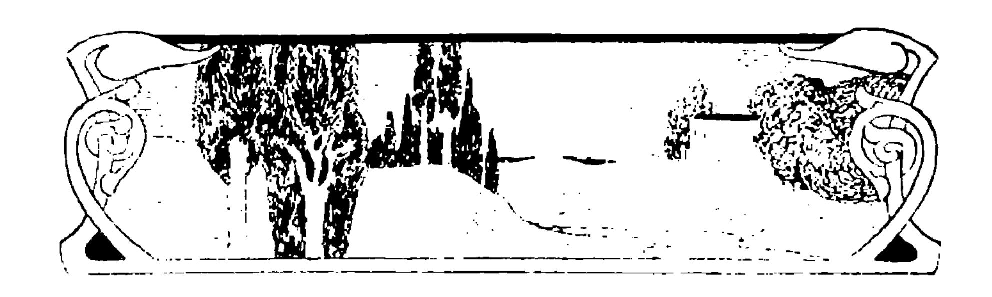
Von

Ernst Ludwig Schellenberg

Nun still: wir wollen Dämmerstunde halten,
Wie wir es in der Kindheit oft getan;
Dann blicken wundersame Traumgestalten
Aus allen Ecken märchenhaft uns an;

Dann klingen weiche, halbvergessene Lieder,
Als täten sie ein süß Geheimnis kund —
Und wie in alten Zeiten hebst du wieder
Den Finger lächelnd an den Plaudermund . . .





Geschichte einer weißen Amsel

Frei nach Alfred de Musset von Hans Murbach

I.

Es mag ruhmvoll sein, aber sicher ist es schwer, in dieser Welt eine Ausnahme zu sein. Ich bin keineswegs ein mythischer Vogel; ich bin nur sehr selten. Gäbe der Himmel, daß ich ganz unmöglich wäre!

Vater und Mutter waren durchaus normale und sehr gute Leute, die seit einer Reihe von Jahren in einem alten Garten hausten. Der Haushalt war musterhaft, die Ehe ideal. In dichtes Gebüsch zurückgezogen, legte meine Mutter regelmäßig dreimal im Jahr ihre Eier und brütete sie halb schlummernd in ruhsamer Geduld aus. Mein noch in seinen alten Jahren galanter Vater verdoppelte gerade in dieser Zeit seine Liebenswürdigkeit, unterhielt seine Gattin mit Scherzen, brachte ihr die schönsten Insekten, die er der Brütenden zierlich und appetitlich am Schwanzende darbot. In den schönen, lauen Nächten aber sang er ihr wie einst in jungen Tagen seine schönsten Lieder, so daß alle Umwohnenden sich erbauten. Niemals hat ein Streit das Paar entzweit, nie trübte auch nur die kleinste Wolke den blauen Himmel ihres Glückes.

Kaum war ich geboren, als sich zum erstenmal die Stimmung meines Erzeugers verfinsterte. Damals war ja meine Farbe noch mehr ein zweifelhaftes Grau, aber jedenfalls erkannte mein Vater an mir weder Farbe noch Gestalt seiner übrigen Nachkommenschaft. „Er ist ein Schmutzfink“, sagte er bisweilen, indem er mich von der Seite musterte. „Ich glaube, der Kerl wälzt sich absichtlich in allem Schmutz und Dreck, den er auffinden kann, um immer so häßlich und schmierig zu sein.“

„Du lieber Gott,“ antwortete da meine Mutter, „das liegt eben an seiner Jugend. Auch du warst früher ein rechter Taugenichts. Laß nur den Kleinen erst groß werden, dann wirst du schon sehen, wie schön er wird. Er ist schier der Allerschönste, den ich ausgebrütet habe.“

Aber wenn meine Mutter mich auch verteidigte, sich selber täuschte sie nicht. Sah sie doch am besten, wie mein verhängnisvolles Gefieder, das auch für ihre Augen ein Greuel war, wuchs. Aber die Mütter lieben ja oft gerade ihre mißgestalteten Kinder am meisten; sei es, daß sie des Kin-

des Fehler als eigene Schuld empfinden, oder durch ihre verdoppelte Liebe die Ungerechtigkeit des Schicksals wettmachen wollen, das auf diesen unglücklichen Geschöpfen lastet.

Als die Zeit meiner ersten Mauser gekommen war, wurde mein Vater ganz nachdenklich und betrachtete mich ununterbrochen. Solange meine Federn noch ausfielen, war er gut zu mir, ja viel besser als sonst, so daß er mir zuweilen, wenn ich fast nackt im Neste fror, selber Nahrung brachte. Aber als ich nun anfing, mich mit neuem Flaum zu bedecken, geriet er bei jeder neuen weißen Feder, die er wachsen sah, in einen derartigen Zorn, daß ich dachte, er würde sich nun nicht mehr halten können und mir für immer genug geben. Dabei hatte ich Unglücklicher keinen Spiegel; ich kannte den Grund dieser Wut gar nicht und fragte mich vergebens, weshalb der Beste der Väter gerade gegen mich so grausam sei. Ich sollte es bald erfahren.

Es war ein sonniger Tag, und ich fühlte mich in meinem neu gewachsenen Gefieder so wohlig, daß mir das Herz vor Freude überquoll, und ich mußte zum erstenmal singen. Gleich beim ersten Ton schoß mein Vater wie eine Rakete in die Luft.

„Was muß ich da hören," schrie er, „pfeift so eine Amsel? Pfeife ich so? Heißt das überhaupt pfeifen?" Und mit furchtbarem Ernst wandte er sich an meine Mutter und sagte: „Unglückselige, wessen Sohn ist der da?"

Zornig fuhr meine Mutter aus ihrem Neste empor; sie wollte sprechen, konnte aber nicht. Tränenerstickt fiel sie zur Erde. Ich fürchtete, sie müsse sterben. Voll Entsetzens warf ich mich meinem Vater zu Füßen: „Lieber Vater," rief ich, „wenn ich schlecht pfeife und schlecht angezogen bin, laß es doch meine Mutter nicht entgelten! Ist es ihr Fehler, wenn mir die Natur keine so schöne Stimme gegeben hat wie dir? Ist es ihr Fehler, wenn ich nicht einen so leuchtend gelben Schnabel und ein so strahlend schwarzes Gewand habe wie das deinige, das dir das Aussehen eines würdigen Kirchenvorstehers verleiht, der gerade einen Eierkuchen verspeist hat? Wenn der Himmel mich so mißgestaltet hat und einer dafür büßen soll, so laß wenigstens mich allein diesen Unglücklichen sein."

„Darum handelt es sich hier gar nicht", schnaubte mein Vater mich an. „Was bedeutet diese entsetzliche Weise, in der du dir zu pfeifen erlaubst? Wer hat dich gelehrt, so gegen alle Regel und Gebrauch zu pfeifen?"

Ich erwiderte bescheiden: „Ich habe eben gepfiffen, so gut ich es konnte, weil ich mich so froh fühlte; denn es war so schön, und ich hatte so viele Mücken gegessen."

„In meiner Familie wird nicht so gepfiffen", schrie nun mein Vater außer sich vor Wut. „Seit Jahrhunderten pfeifen Väter und Söhne in ihrer gleichen Art, und wenn ich in stilldunkler Nacht meine Stimme erklingen lasse, erkennt mich ein jeder an ihr. Ist es nicht schon Fluchs genug, daß ich die widerwärtige Farbe deines elenden Gefieders stets vor Augen haben muß, daß du aussiehst, als hätten sie dich ins Mehl gesteckt, gerade

wie einen Hanswurst auf dem Marktplatz? Wäre ich nicht der friedlichste aller Väter, ich hätte dich schon längst so zugerichtet, daß du aussähest wie ein nacktes Hühnerküken."

„Nun wohl denn," schrie ich empört über diese Ungerechtigkeit meines Vaters, „wenn es an dem ist, das soll kein Hindernis sein. Ich werde mich Ihren Augen entziehen; ich werde Sie von dem unglücklichen Anblicke meines weißen Schwanzes befreien; ich werde in die Ferne ziehen und entfliehen. Sie haben ja der Kinder genug, die Ihr Alter trösten werden. Weit von hier will ich mein Elend verbergen und vielleicht," fügte ich nun in Tränen hinzu, „vielleicht werde ich im Nachbargarten oder im Straßenrinnsal einen Wurm oder eine Spinne finden, mein elendes Dasein zu fristen."

„Tu, was du willst," antwortete mein Vater, den wider mein Erwarten meine Worte nicht zu rühren vermochten, „ich will dich nicht mehr sehen. Du bist nicht mein Sohn, du bist keine Amsel."

„Würden Sie dann wenigstens die Güte haben, mir zu sagen, was ich bin?"

„Das weiß ich nicht; jedenfalls eine Amsel bist du nicht." Mit diesen vernichtenden Worten entfernte sich mein Vater langsamen Schrittes.

Traurig erhob sich meine Mutter und schleppte sich in ihr Nest, um sich auszuweinen. Ich selbst flog in wirrer Verzweiflung, so gut ich konnte, davon und gelangte unter die Dachrinne eines benachbarten Hauses.

II.

Mein Vater hatte bei aller Heftigkeit ein gutes Herz. Wenn er mich auch in meiner entsetzlichen Lage beließ, bemerkte ich doch recht gut, wie oft er mich heimlich ansah, und ich fühlte, daß er mir sicher gern verziehen und mich zurückgerufen hätte. Die Mutter wagte es sogar manchmal, leise und sehnsuchtsvoll meinen Namen zu rufen; aber auch sie vermochte beim besten Willen nicht, ihren Abscheu vor meinem entsetzlichen Gefieder zu überwinden; dagegen gab es eben kein Heilmittel.

„Bin ich denn wirklich keine Amsel?" fragte ich mich immer wieder. Und in der Tat, als ich mich an einem hellen Morgen im dürftigen Wasser der Gosse spiegelte, sah ich nur zu deutlich, wie wenig ich meiner Familie glich.

„So zeige mir doch, du gütiger Himmel, was ich bin!"

In der folgenden Nacht, in der es in Strömen goß, war ich eben im Begriff, vor Hunger und Trauer ermattet einzuschlafen, da gesellte sich ein Vogel zu mir, der durchnäßt, blasser und abgehärmter aussah, als ich es für möglich gehalten hätte. Soweit ich bei dem nassen Zustand erkennen konnte, war er etwa von der gleichen Farbe wie ich selber. Aber sein Gefieder war so dürftig, daß es kaum ausgereicht hätte, einen kleinen Spatz zu bekleiden; dabei war er größer als ich. Zunächst hatte ich für diesen armen und kümmerlichen Vogel schier Mitleid; aber er wahrte dem Sturme gegenüber, der sein fast kahles Haupt peitschte, einen so erhabenen

Ausdruck des Stolzes, daß sich mein Gefühl in Ehrfurcht verwandelte. So machte ich ihm bescheiden eine tiefe Verbeugung. Er antwortete mit einem Schnabelhieb, daß ich beinahe zu Boden gefallen wäre. Als er sah, wie ich mich hinter den Ohren kratzte und ohne Versuch, ihm in gleicher Art zu antworten, mich ängstlich zurückzog, fragte er mich mit einer Stimme, die ebenso heiser war wie sein Haupt kahl: „Wer bist du?"

„Ja, hochverehrter Herr," antwortete ich furchtsam vor einem zweiten Hiebe, „wenn ich das wüßte! Ich war der Überzeugung, eine Amsel zu sein, aber man hat mir bewiesen, daß das nicht der Fall ist."

Diese merkwürdige Antwort weckte seine Teilnahme. Er rückte mir näher und ersuchte mich, meine Geschichte zu erzählen, was ich mit all der Bescheidenheit und Traurigkeit, die meiner bei diesem üblen Wetter doppelt schlimmen Lage zukam, denn auch tat. Er hörte mich ruhig an und sagte dann:

„Wärst du eine Wildtaube wie ich, so würden dich diese kleinlichen Foppereien, die du so schmerzlich empfindest, gar nicht berühren. Wir reisen, das ist unser Leben. Es gibt auch bei uns üble Liebeleien; immerhin, ich kenne meinen Vater. Die Luft durchsegeln, durch den Weltenraum hinfliegen, daß tief unten zu unseren Füßen Berge und Täler wechseln, fern den Ausdünstungen der Erde die reinen Lüfte des Himmelsraumes einatmen, wie ein Pfeil den fernsten Zielen zuschweben, das ist unsere Lust und unser Leben. Ich mache an einem Tage einen größeren Weg als ein Mensch in zehn."

„Sie scheinen, mein Herr," sagte ich, nun etwas kühn geworden, „so eine Art Zigeuner zu sein?"

„Das läßt mich kalt. Ich habe kein Vaterland, ich kenne nur drei Dinge: Reisen, meine Frau und meine Kleinen. Wo meine Frau ist, ist meine Heimat."

„Aber was haben Sie denn da an Ihrem Halse hängen? Das sieht ja aus wie ein alter Haarwickel."

„Das sind Papiere von höchster Wichtigkeit", räusperte er sich so entschieden, daß ich wieder in meine Bescheidenheit zurückversank. „Ich eile jetzt nach Brüssel und bringe dem größten Bankier daselbst eine Nachricht, durch die die Staatspapiere um 1,78 % sinken werden."

„Heiliger Himmel," rief ich, „Sie führen ein wahrhaft schönes Leben. Sicher ist Brüssel eine Stadt, die es wohl verdient, gesehen zu werden. Könnten Sie mich denn nicht mit sich nehmen? Da ich keine Amsel bin, bin ich vielleicht eine Wildtaube."

„Wenn du eine wärst," antwortete er, „hättest du mir den Schnabelhieb erwidert, den ich dir vorhin gegeben habe."

„Nun, mein Herr, den kann ich Ihnen ja noch geben; wegen einer solchen Kleinigkeit wollen wir uns doch nicht streiten. Sehen Sie, schon erscheint der Morgen, und der Sturm läßt nach; haben Sie Barmherzigkeit und lassen Sie mich Ihnen folgen. Ich bin ganz einsam, verlassen von aller Welt, wenn auch Sie mich abweisen, bleibt mir nichts übrig, als mich in dieser schmutzigen Gosse da unten zu ertränken."

„Also vorwärts, folge mir, wenn du kannst!"

Noch warf ich einen letzten Blick auf den Garten, wo meine Mutter jetzt schlief. Eine Träne entfiel meinen Augen, sie mischte sich dem sturmgepeitschten Regen. Dann breitete ich meine Flügel aus und flog davon.

III.

Ich habe schon gesagt, daß meine Schwingen noch nicht recht kräftig waren. Während mein Führer dahinflog wie ein Sturmwind, geriet ich an seiner Seite bald außer Atem. Eine Zeitlang hielt ich es ja aus, bald aber faßte mich derartiger Schwindel, daß ich mich kaum noch halten konnte.

„Ist es noch weit?" fragte ich mit ersterbender Stimme.

„Nein," antwortete er, „noch knapp 60 Stunden."

Ich versuchte neuen Mut zu fassen, da ich mich doch nicht aufführen wollte wie ein verregnetes Huhn. Eine Viertelstunde ging es noch, dann aber war ich zu Ende.

„Mein Herr," stammelte ich mit der letzten Kraft, „könnten wir nicht einen Augenblick rasten? Ich habe fürchterlichen Durst."

„Scher dich zum Teufel, du bist eben doch nur eine Amsel", war die zornige Antwort.

Und ohne auch nur den Kopf zu wenden, jagte er wie verrückt davon. Ich schloß die Augen und fiel betäubt in ein Kleefeld.

Ich weiß nicht, wie lange meine Ohnmacht anhielt. Als ich erwachte, fiel mir sofort das letzte Wort der Wildtaube ein. „Du bist nur eine Amsel."

„O, liebe Eltern," dachte ich bei mir, „so habt ihr euch also doch getäuscht! Ich werde zu euch zurückkehren. Ihr werdet mich als euer rechtmäßiges und wahres Kind anerkennen und mir ein Plätzchen in dem Blätterhause gönnen, in dem Mutters Nest ist." Als ich aber den Versuch machte, mich zu erheben, fiel ich vor Schwäche zur Seite. Da dachte ich schon, meine letzte Stunde sei gekommen, als ich durch das Gewoge der Kornblumen und Klatschrosen zwei prächtige Damen auf mich zuschreiten sah. Die eine in schön geflecktem Gewande, sehr kokett, war eine kleine Elster; die andere eine rosafarbene Turteltaube. Die Turteltaube blieb einige Schritte vor mir stehen, und ich sah, wie auf ihrem Gesichte Schamhaftigkeit und Mitleid miteinander kämpften. Die Elster aber hüpfte rasch auf mich zu.

„Um Gottes willen, armes Kind, was machen Sie denn da?" fragte sie mit ihrer Silberstimme.

„O, o, gnädige Frau Gräfin" — eine solche mußte sie ja wenigstens sein —, „ich bin ein armer Teufel von Reisender, den sein Postillion unterwegs hat liegen lassen, und ich glaube, ich muß sterben."

„Himmel, was sagen Sie da?" und schnell flog sie dahin und dorthin, quer durch das Gebüsch, das uns umgab, und brachte eine Masse Früchte und Beeren, die sie vor mir anhäufte. Dazwischen überstürzten sich ihre Fragen.

„Aber wer sind Sie denn? Woher kommen Sie? Das ist ja ein ganz unglaubliches Abenteuer, und wie können Sie denn, noch so jung, allein reisen? Sie haben ja erst ein einziges Mal gemausert! Wo stecken Ihre Eltern? Von wo sind Sie denn? Wie konnte man Sie in einem solchen Zustand fortlassen! Da stehen einem ja förmlich die Federn zu Berge."

Während sie so sprach, hatte ich mich ein bißchen aufgerichtet und fing nun an, mit großem Appetit zu speisen. Die Turteltaube hielt sich zunächst in gemessenem Anstandsabstande. Als sie aber den schmerzhaften Ausdruck bemerkte, mit dem ich meinen Kopf wandte, erkannte sie, daß mich dürstete, und nun fing sie mit ihrem Schnäbelchen sorgfältig einen Regentropfen auf, der an einem Baumzweig hängen geblieben war.

Ich wußte damals noch nicht, was Liebe sei, aber ich fühlte mein Herz heftig schlagen. In all meinem Elend durchdrang mich ein unbeschreibliches Wohlbehagen. Meine Köchin war so lustig, meine Schenkin so mild, daß ich die ganze Ewigkeit hindurch hätte frühstücken mögen. Leider hat alles ein Ende auf der Welt, selbst der Hunger eines Genesenden. Als die Mahlzeit zu Ende war und ich mich wieder bei Kräften fühlte, befriedigte ich vor allem die Neugierde der kleinen Elster und erzählte ihr offen mein Unglück. Die Elster hörte mich viel aufmerksamer an, als ich es ihrer Beweglichkeit zugetraut hätte. Die Turteltaube gab mir sichtbare Beweise ihres Mitgefühls. Aber als ich nun zu dem Punkte kam, der eigentlich mein ganzes Unglück ausmachte, die Unsicherheit, in der ich mich über mich selbst befand, rief die Elster aus:

„Sie scherzen wohl? Sie sollen eine Amsel sein oder gar eine Wildtaube? Es ist zum Lachen! Sie sind eine Elster, mein liebes Kind, wenn es überhaupt je eine Elster gegeben hat. Und zwar sind Sie eine sehr schöne Elster", fügte sie hinzu, indem sie mir mit dem Flügel einen leisen Schlag versetzte.

„Aber, gnädige Frau Gräfin," warf ich schüchtern ein, „mir scheint, daß ich für eine Elster zu einfarbig bin."

„Eine russische Elster, mein Lieber! Sie sind eine russische Elster. Wissen Sie denn nicht, daß diese weiß sind?"

„Aber, gnädige Frau," meinte ich wieder, „wie soll ich denn eine russische Elster sein, da ich doch in Paris geboren bin?"

„Welche Unschuld! Sie gehören zu den Eingewanderten, mein Lieber. Sie sind keineswegs so einzig in Ihrer Art. Kurz und gut, vertrauen Sie sich mir an und lassen Sie mich handeln! Ich nehme Sie gleich mit und will Ihnen die schönsten Dinge der Welt zeigen."

„Wo das, gnädige Frau?"

„Na, in meinem grünen Palast, mein Liebling. Sie werden staunen, welch köstliches Leben man da führt. Sind Sie erst einmal eine Viertelstunde Elster gewesen, wollen Sie nichts anderes mehr sein auf der Welt. Wir wohnen dort unserer Hundert, aber wir sind nicht etwa so grobe Dorf-

elstern, die auf der Landstraße ihre Nahrung erbetteln! Nein, in unserem Verbande sind nur Elstern von vornehmster Abkunft und aus den besten Familien. Alle schlank und nicht größer als eine Faust. Keine von uns hat mehr oder weniger, als sieben schwarze und fünf weiße Punkte. Das ist eine unveränderliche Eigenschaft, die uns über die übrige Welt erhebt. Nun fehlen Ihnen ja allerdings die sieben Punkte, aber da Sie Ausländer sind, wird man darüber hinwegsehen. Unser Leben besteht aus einer zwiefachen Beschäftigung: klatschen und schwatzen. Von morgens bis mittags wird geschwatzt, von mittags bis abends wird geklatscht. Eine jede von uns haust auf einem alten, hohen Baum. Inmitten des Waldes steht die große, unbewohnte Eiche, einst die Wohnung des verstorbenen Königs. Zu ihr pilgern wir noch heute unter großen Seufzern. Von dieser kleinen Trauer abgesehen, verleben wir eine köstliche Zeit. Unsere Frauen sind ebensowenig Betschwestern, wie unsere Männer Eifersuchtsteufel sind. Aber unsere Vergnügungen bleiben ehrenhaft und vornehm wie unsere Sprache. Streng und schroff gegen die anderen Elstern niedrigerer Abkunft, sind wir voll Güte gegenüber den kleinen Vögeln, die sich in unseren Schutz begeben. So leben wir von Vergnügungen, zehren von unserer Ehre, unserem Ruhm und vertreiben die Zeit mit Schwatzen und Flittertand."

„Das ist alles wunderschön, gnädige Frau," unterbrach ich sie, „und es wäre sehr dumm, den Ratschlägen einer so vortrefflichen Dame nicht zu folgen. Zuvor aber müssen Sie mir gestatten, einige Worte an die junge Dame zu richten, die hier neben Ihnen steht."

„Fräulein," fuhr ich fort, indem ich mich an die junge Taube wandte, „ich beschwöre Sie, sprechen Sie offen! Glauben Sie wirklich, daß ich eine russische Elster bin?"

Bei dieser Frage wandte die Turteltaube ihr Köpfchen und ein rosiger Schimmer übergoß ihre ganze Gestalt.

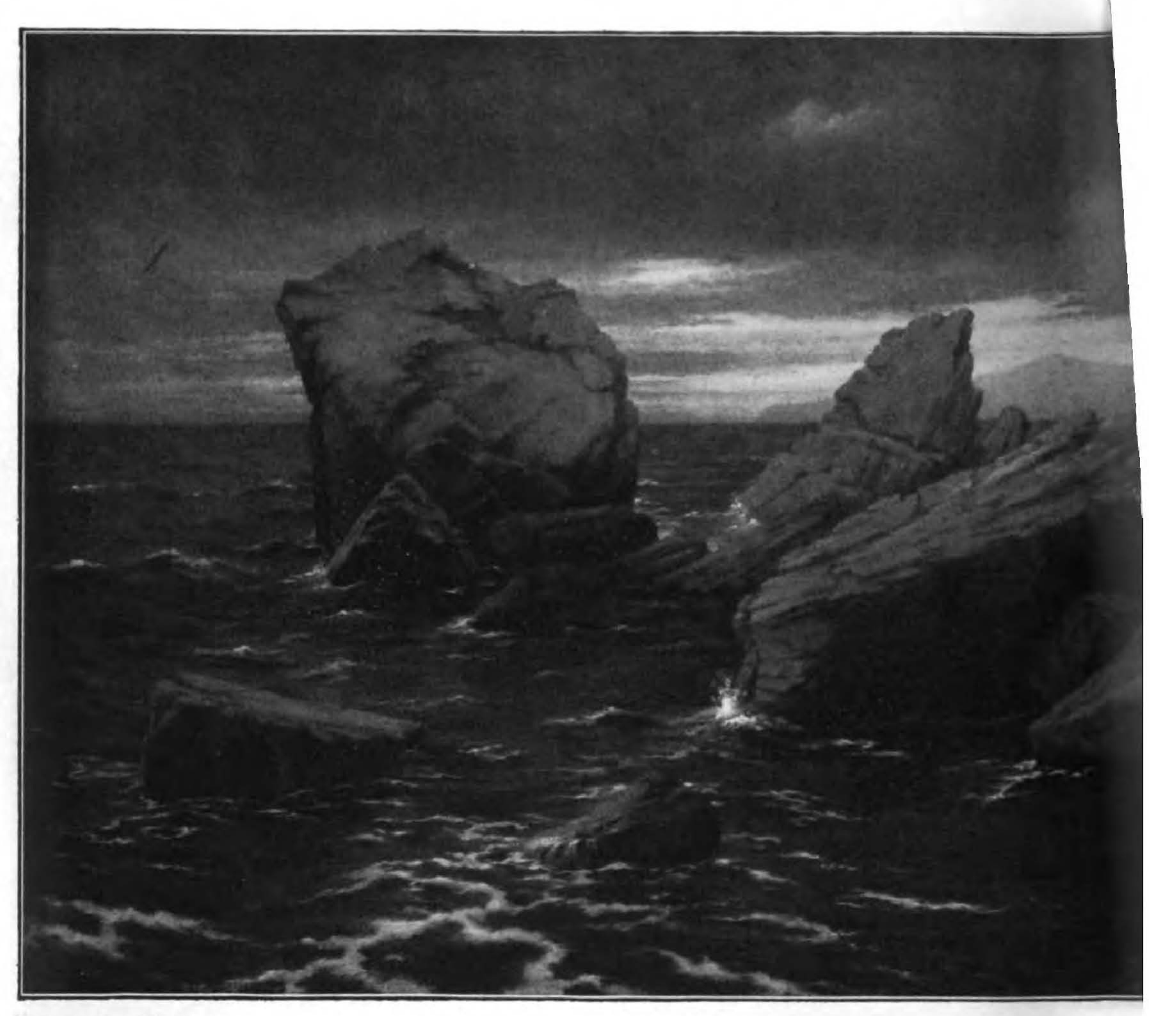
„Aber, mein Herr," sagte sie, „ich weiß nicht und ich kann ..."

„Ich beschwöre Sie, mein Fräulein, sprechen Sie! Meine Absichten sind gewiß für Sie nicht beleidigend. Sie erscheinen mir beide so reizend, daß ich hier schwöre, derjenigen von Ihnen, die Lust dazu hat, Herz und Hand zu reichen, sobald ich nur weiß, ob ich eine Elster oder was sonst bin. Und wenn ich Sie ansehe," flüsterte ich leise dem jungen Mädchen zu, „ist mir fast, als müßte ich ein Tauber sein."

„In der Tat," sagte die Turteltaube mit noch tieferem Erröten, „ich weiß nicht, ob es der Widerschein der Sonne von den Klatschrosen ist; aber ich meine, Ihr Gefieder habe eine schwache Färbung nach ..."

Mehr wagte sie nicht zu sagen.

„O Wirrsal," rief ich aus, „wie soll ich nun wissen, woran ich mich zu halten habe! Wie kann ich dieses Herz einer der beiden Damen schenken, wo es doch so grausam zerrissen ist? O du Weiser Griechenlands, bewunderungswürdig ist deine Vorschrift, aber schwer zu befolgen, als du sagtest: Erkenne dich selbst!"



Felsen der Medusa



G. v. Hoesslin

Da fiel mir ein Ausweg ein. Seit jenem Tage, da mein unglückseliges Lied meinen Vater so schwer beleidigt hatte, hatte ich nicht wieder von meiner Stimme Gebrauch gemacht. Jetzt wollte ich sie benutzen, um der Wahrheit näherzukommen. Bei Gott, dachte ich, da mich mein Herr Vater gleich bei der ersten Strophe an die Luft gesetzt hat, ist es leicht möglich, daß die zweite auf diese Damen hier Eindruck macht. Ich verbeugte mich also höflich, entschuldigte mich, daß meine Stimme voraussichtlich unter dem Regen doch etwas gelitten habe, und begann nun zu pfeifen, zu schmettern, zu trillern und endlich aus vollen Kräften hinaus zu singen, was mir Herz und Busen zu sprengen drohte. Die Wirkung meines Gesanges war vernichtend. Die kleine Elster schien erst überrascht, dann prägte sich Verzweiflung in ihren Zügen aus, und voll schreckhaften Entsetzens umzog sie mich in immer weiteren Kreisen. Ich aber war entschlossen, die Probe zu Ende zu führen, und je weiter sie sich entfernte, um so kräftiger sang ich. Da hielt sie es nicht mehr aus und flog mit lautem Geschrei von dannen. Die Turteltaube aber war gleich bei den ersten Tönen eingeschlafen.

„O du staunenswerte Wirkung der Harmonien!" dachte ich bei mir selbst, und stärker als je erwachte in mir die Sehnsucht nach meinem Vaterhaus.

IV.

„Wehe Musik, wehe Poesie, wie wenig Herzen verstehen euch!" Das waren die Gedanken, die mich nun bei meinem Heimfluge nach Paris begleiteten. Da stieß ich plötzlich mit dem Kopfe gegen den eines mir entgegenfliegenden Vogels so heftig, daß wir beide auf den Gipfel eines Baumes hinunterfielen, der zum Glück gerade dastand. Nachdem ich mich erst etwas erholt hatte, betrachtete ich vorsichtig meinen Nachbar, denn ich war auf einen Streit gefaßt. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß er ganz weiß war. Allerdings war sein Kopf etwas dicker als der meinige, und auf der Stirn trug er eine Art von Helmbusch, der ihm etwas Heldenhaftes verlieh. Auch sein Schwanz war mutvoll in die Höhe gerichtet; dennoch schien er keineswegs streitsüchtig zu sein. Wir redeten uns sehr höflich an, entschuldigten uns wechselseitig, und dann begann eine recht angeregte Unterhaltung. Ich nahm mir die Freiheit, ihn nach Namen und Heimat zu fragen.

„Ich bin sehr erstaunt," sagte er, „daß Sie mich nicht kennen. Sind Sie denn keiner von den Unsrigen?"

„Offen gestanden, mein Herr, ich weiß nicht, wo ich hingehöre. Alle Welt fragt mich und sagt mir eigentlich dasselbe. Ich muß irgend ein Spiel der Natur sein."

„Ach, Unsinn," erwiderte er, „Ihr Gefieder sitzt Ihnen so ausgezeichnet, daß ich blind sein müßte, um nicht meinen Bruder zu erkennen. Sie gehören zweifellos der ebenso berühmten wie ehrwürdigen Rasse an, die lateinisch cacuata, wissenschaftlich Kakatoes, in der gewöhnlichen Rede aber Kakadu heißt."

„Was Sie da sagen, mein Herr, ist schon möglich. Es wäre zweifellos eine große Ehre für mich. Jedenfalls bitte ich Sie, ganz so zu tun, als ob es der Fall wäre, und die Güte zu haben, mir zu sagen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen."

„Ich bin", antwortete er, und seine Stirne legte sich in Falten, „der bedeutende Dichter Kakatogan. Ich habe eine bedeutsame Entwicklung hinter mir, voll schroffer Übergänge und qualvoller Umwandlungen. Denn nicht erst seit gestern dichte ich. Aber meine Muse war vom Unglück verfolgt. Meine jugendliche Begeisterung galt Ludwig XVI.; dann habe ich die Revolution verherrlicht und für die Republik geschrieben. Danach habe ich mit feierlichen Klängen das Kaiserreich besungen und in bescheidener Weise die Restauration gelobt; ja, ich habe sogar noch in der letzten Zeit einen Versuch gemacht und habe mich nicht ohne Mühe den geschmacklosen Bedürfnissen dieses entarteten Jahrhunderts anbequemt. Mein Schaffen umfaßt das gesamte Reich der Poesie, vom beißenden Distichon bis zur erhabenen Tragödie, von der schmachtenden Elegie bis zum pathetischen Hymnus, Romane, Dramen, Epen, ich habe alles geschaffen, und ich schaffe noch heute; denn jugendlich strömt das Blut durch meinen altgewordenen Körper, und gerade, als wir zusammenstießen, war ich in die Schöpfung eines neuen epischen Gedichtes versunken. Übrigens, wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann..."

„Jawohl, mein Herr", antwortete ich ihm, beglückt durch sein Entgegenkommen. „Denn sehen Sie, ich bin in größter Unklarheit über das Wesen der Poesie. Ich will ja gar nicht behaupten, daß ich ein Dichter sei, noch viel weniger ein so großer Dichter, wie ich das Glück habe, in Ihnen einen kennen gelernt zu haben. Aber meine Natur drängt mich in Glück und Leid zur Aussprache dessen, was ich empfinde. Ich muß Ihnen allerdings gestehen, daß ich keinerlei Regeln kenne."

„Ich habe sie längst vergessen," sagte Kakatogan, „deshalb seien Sie also nur ruhig."

„Aber", fing ich wieder an, „ich bin in einer ganz merkwürdigen Lage. Nämlich meine Stimme macht auf jene, für die ich singe, immer einen ganz absonderlichen Eindruck, so daß eigentlich immer genau das Gegenteil von dem geschieht, was ich beabsichtige."

„Das geht mir genau so", warf Kakatogan ein.

„Und haben Sie in Ihrer langen Dichterlaufbahn kein Mittel gegen diesen unglücklichen Zustand gefunden?"

„Nein", antwortete er. „Als ich jung war, habe ich mich sehr bemüht, jetzt ist es mir längst gleichgültig geworden. Ich verachte das Publikum, das mich nicht anhören will."

„Das ist gewiß bedeutend, aber Sie müssen mir doch zugestehen, daß es ein schrecklicher Zustand ist, wenn man alle Leute in die Flucht schlägt, sobald man selber in gute Stimmung kommt. Würden Sie vielleicht die Güte haben, mich einmal anzuhören und mir dann ganz offen und ungeschminkt Ihre Meinung zu sagen?"

„Mit Freuden," antwortete Kakatogan, „ich bin ganz Ohr."

Ich fing nun alsbald an zu singen und sah zu meiner großen Genugtuung, daß Kakatogan weder wegflog noch einschlief. Vielmehr sah er mich fest an und neigte von Zeit zu Zeit sein Haupt mit einem Ausdruck höchster Zufriedenheit. Bald aber merkte ich, daß er mich überhaupt nicht anhörte, sondern ganz mit seiner eigenen Dichtung beschäftigt war. Und plötzlich, als ich gerade Atem holte, rief er aus:

„So habe ich ihn also doch gefunden, diesen verfluchten Reim! Und da wagt man zu behaupten, daß ich alt werde. Das muß ich mal gleich meinen guten Freunden vorlesen."

Sprach's und flog davon, als ob er mir niemals begegnet wäre.

V.

Da saß ich nun wieder allein und wußte in meiner Verzweiflung nichts Besseres zu tun, als schleunigst nach Paris zurückzufliegen. Doch hatte ich mir den Weg nicht genau genug gemerkt, geriet seitwärts, wurde von der Nacht überrascht und mußte mir in einem dichten Gebüsch ein Unterkommen suchen. Es war gerade Schlafenszeit, als ich ankam. Elstern und Dohlen konnten natürlich noch nicht zur Ruhe kommen, schwatzten und zankten; die Spatzen kreischten und hieben sich mit den Schnäbeln. Zwei Reiher stolzierten feierlich wie Philosophen am Rand des Bächleins auf und ab. Mächtige, schlaftrunkene Krähen ließen sich auf den höchsten Baumeswipfeln nieder und näselten ihr Abendgebet. Tiefer unten im buschigen Grün jagten sich verliebt die Meisen, während ein etwas zornmütiger Specht seine Familie in das Nestloch eines großen Baumes drängte. In Scharen kamen vom Feld her die Stare, schwebten noch erst in der Luft wie ein Rauchwölkchen und ließen sich dann ins Gebüsch herabfallen. Kirschmeisen, Grasmücken, Rotkehlchen hingen an den Ästen wie Kristalle an einem Leuchter. Und ringsum war ein Geflüster: „Mach rasch, Frau!" „Vorwärts, Kindchen!" „Komm, du Schöne!" „Hierher, Geliebte!" „Ich bin ja schon da."

Welch ein Schicksal für einen einsamen Junggesellen, in einer derartigen Herberge schlafen zu müssen! Immerhin, ich verließ mich darauf, daß bei Nacht alle Vögel grau sind, und beschloß, mich irgend einer ähnlichen Art anzuschließen und um Gastfreundschaft zu bitten. Es geschah ja niemand ein Unrecht, wenn ich ruhig bei ihnen schlief.

Zunächst wandte ich mich nach dem Graben, in dem die Stare hausten. Die waren sehr eifrig bei ihrer Nachttoilette und prahlten mit ihren goldig schimmernden Flügeln und den wie frisch gefirnißt aussehenden Füßchen. Sie waren sicher ganz gute Leute und taten so, als ob sie mich gar nicht sähen. Aber ihr Geschwätz war mir zu dumm. Sie erzählten sich mit solcher Wichtigkeit alle die nichtigen Erlebnisse des Tages und drängten sich dabei so aneinander, daß ich es hier nicht aushalten konnte. Da gewahrte ich einen Ast, auf dem sechs Vögel verschiedener Art nebeneinander saßen.

Bescheiden nahm ich den letzten Platz am äußersten Ende des Zweiges ein und hoffte hier Ruhe zu finden. Zu meinem Unglück war meine Nachbarin eine alte Taube, so mager wie eine abgetakelte Schiffsfahne. In dem Augenblick, als ich mich ihr nahte, war sie eben aufs eifrigste mit der Besorgung der wenigen Federn beschäftigt, die ihre Knochen noch bedeckten. Ich mochte sie mit einem Endchen meines Flügels berührt haben, da fuhr sie wie wild auf: „Was erlauben Sie sich da, mein Herr!" Und sie gab mir einen so heftigen Stoß, daß ich vom Zweige fiel, und zwar gerade in dichtes Heidegebüsch hinein, in dem ein Haselhuhn schlief. So wohlig und voll beruhigten Glückgefühls hatte ich selbst meine Mutter niemals schlafen sehen wie dieses Hühnchen, das da mit seinem dreifachen Bauche so ruhig und bequem lag, daß man denken konnte, es sei ein Kuchen, von dem man die Kruste abgegessen. Ganz leise schlich ich hinzu. „Die wacht sicher nicht auf", dachte ich bei mir. „Und wenn, so wird eine so dicke Mama sicher nicht so schlimm mit mir umgehen." Sie tat es auch nicht. Sie blinzelte bloß so durch die halb geöffneten Augen: „Du bist unbequem, Kleiner. Mach, daß du wegkommst!"

Da hörte ich gerade, wie mich einige Drosseln von der Höhe eines Maulbeerbaumes zu sich riefen. „Gott sei Dank! Endlich ein paar verwandte Seelen", dachte ich bei mir. Sie machten mir denn auch unter vielem Gelächter Platz, und ich drückte mich so wohlig in ihre federweiche Runde, wie ein Liebesbriefchen in einen seidenen Ärmel. Bald aber merkte ich zu meinem Entsetzen, daß die Damen viel zu viel Trauben gegessen hatten. Sie konnten sich kaum auf den Zweigen halten, und ihre zweideutigen Späße, ihre ganz unbegründeten Lachausbrüche und ihre ausgelassenen Lieder nötigten mich zur Entfernung.

Verzweiflungsvoll wollte ich mich schon in einem ganz einsamen Winkel niederlegen, da begann eine Nachtigall zu singen. Und alles ward still. Wie rein waren diese Töne, wie süß selbst in ihrer Traurigkeit! Ihr Lied störte nicht den Schlaf der anderen, sondern verschönte ihn durch holde Träume. Keiner dachte daran, sie schweigen zu heißen; keiner verübelte ihr, daß sie so zu nachtschlafender Zeit sang. Ihr Vater schlug sie nicht, und ihre Freunde flohen nicht vor ihr. Da überfiel mich mein Unglück mit aller Gewalt. Ich konnte es hier nicht mehr aushalten. Lieber auf den finstersten Wegen von einer Eule verschlungen werden, als mich hier langsam durch den Anblick des so mannigfachen Glückes anderer zu Tode martern lassen.

Und wieder machte ich mich auf den Weg und flog im Dunkel hin und her. Da gewahrte ich bei Tagesanbruch die Türme von Notre-Dame. Rasch war ich dort, und ich brauchte nicht lange zu suchen, um meinen alten Heimatgarten zu erkennen. So schnell es meine ermatteten Kräfte noch erlaubten, flog ich hin zu ihm. O weh, er war leer. Umsonst rief ich den Namen meiner Eltern. Ich erhielt keine Antwort. Der Baum, auf dem mein Vater so oft sein stolzes Lied gesungen, das Gebüsch, in dem die Mutter ihr Nest gebaut, alles war verschwunden. Eine grausame Axt hatte

alles zerstört, und von dem grünen Gebüsch, in dem ich geboren, war nichts übriggeblieben als ein Haufen dürren Reisigs.

VI.

Unermüdlich suchte ich während der nächsten Tage nach meinen Eltern in den umliegenden Gärten. Aber es war vergebliche Mühe. Sie mußten wohl in ein ganz entferntes Viertel geflohen sein. Und ich habe nie mehr Kunde von ihnen erhalten können.

Da schleppte ich mich nach jenem Dachrinnsal, wohin mich der Zorn meines Vaters zuerst verstoßen hatte. Dort trauerte ich meinem Jammerdasein nach. Ich schlief nicht mehr und aß kaum; vor Schmerz und Kummer war ich dem Tode nahe. So klagte ich denn auch eines Tages vor mich hin: „Ich bin also keine Amsel, da mein Vater mich verstoßen hat. Ich bin auch keine Wildtaube, da ich deren Flug nicht auszuhalten vermochte. Ich bin auch keine russische Elster, denn die kleine Gräfin ist bei meinem Liede davongeflogen. Ich bin auch keine Turteltaube, denn selbst die sanfte und gütige Reisefreundin schnarchte vor Langeweile während meines Liedes. Ich bin aber auch kein Kakadu. Ich glaube, ich bin überhaupt kein Vogel, da man mich in jenem Gebüsch nirgends zum Schlaf kommen ließ. Aber ich habe doch Federn am Körper! Hier sind meine Füße, hier meine Flügel. Ich bin dabei keineswegs häßlich, denn jener Turteltaube und auch der Gräfin Elster habe ich zuerst sehr gut gefallen. Auf welchem geheimnisvollen Fluche beruht es denn nur, daß diese Federn, diese Flügel und Füße kein Ganzes bilden können, dem man einen vernünftigen Namen zu geben vermag? Sollte ich vielleicht zufällig . . ."

Da wurde ich in meiner Überlegung durch das Gezänk zweier Frauen unterbrochen. „Wenn du das jemals erreichen solltest," schrie die eine die andere an, „werde ich dir eine weiße Amsel schenken."

„Gerechter und gütiger Himmel," rief ich da aus, „das ist mein Fall. O seltsame Wege der Vorsehung! Ich bin der Sohn einer Amsel, aber ich bin weiß. Ich bin eine weiße Amsel."

Diese Entdeckung bewirkte einen völligen Umschwung meiner Gefühle. Nun hatte ich keine Ursache mehr, zu klagen. Stolz sah ich mich um. „Das will etwas bedeuten," sagte ich zu mir, „eine weiße Amsel zu sein. Das ist ungeheuer selten. Es war blinde Torheit, mich darüber zu beklagen, daß ich nicht meinesgleichen fand. Das ist ja gerade das Los des Genies; es ist das meinige. Bislang wollte ich mich vor der Welt verkriechen; ich werde sie in Zukunft in Erstaunen setzen. Da ich ein Vogel ohnegleichen bin, dessen Dasein der Pöbel leugnet, so will ich mich auch benehmen, wie es mir zukommt, und die gemeine Vogelwelt verachten. Ich werde mir die Erinnerungen Alfieris und die Gedichte Byrons kaufen. Diese erhabene Nahrung wird mir die Ausdrucksweise des Stolzes, die ein Gott mir in die Brust legte, noch verschärfen. Ja ich will mir alle Mühe geben, die Vorzüge meiner Geburt zu steigern. Hat mich die Natur selten

gemacht, so will ich mich geheimnisvoll machen. Es soll eine Gunst, ein Ruhm sein, mich zu sehen."

Da regte sich in meinem Innern leise der Gedanke, ob ich mich nicht einfach für Geld sehen lassen sollte. Doch schroff wies ich diese Versuchung von mir. Ich werde dichten. Ein Gedicht, wie es nie dagewesen. In 24 Gesängen, wie es die großen Meister geschaffen. Nein, 48 sollen es sein. Mit Anhang und Anmerkungen. In meinen Versen will ich meine Einsamkeit beklagen, aber so, daß auch die Glücklichsten mich beneiden. Da mir der Himmel ein Weib versagt hat, werde ich die der anderen schlecht machen. Ich will beweisen, daß alles, was die Masse liebt und ehrt, nichtig ist und unschön. Ich will beweisen, daß der Gesang der Nachtigallen den Ohren schmerzhaft ist; will beweisen, daß die glühenden Farben der Natur häßlich sind. Und aus dem Grunde meiner Einsamkeit heraus will ich Werke schaffen, in die ich meine große Seele gieße. Die lustigen Meisen sollen seufzen, die Tauben aufgurren in Liebe; die Raben sollen weinen und die Eulen heulen. Ich, ich werde der Liebe unnahbar sein. Umsonst wird man mich drängen, umsonst mich um Mitleid anflehen für die zahllosen Unglücklichen, die meine erhabenen Gesänge gerührt. Kalt und stolz will ich auf alles herabsehen und nur die eine Antwort haben: „Elendes Nichts."

VII.

Nach sechs Wochen war mein erstes Werk fertig. Wie ich es mir vorgenommen, war es ein Epos in 48 Gesängen. Ich gebe zu, daß infolge der beispiellos raschen Arbeit einige Nachlässigkeiten mit unterlaufen waren. Sie wurden durch die Erhabenheit des Ganzen reichlich wettgemacht. Der Inhalt meiner Dichtung war selbstverständlich ich selbst. Darin allein folgte ich der Mode unserer Zeit. Mit reizender Ausführlichkeit erzählte ich meine überstandenen Leiden und in tausend Heimlichkeiten meines Daseins, die jedem Teilnahme abgewinnen mußten, führte ich den gespannten Leser ein. So füllte schon die Beschreibung des Nestes meiner Mutter an 14 Gesänge. Ich hatte aber auch nichts außer acht gelassen; mit peinlichster Gewissenhaftigkeit und erstaunlichstem Scharfsinn war dieses Nest in allen Fugen, Löchern, Erhebungen, Verklammerungen, Rissen, Flecken geschildert; das Innere, das Äußere, die Ränder, der Boden, die Seiten, die geneigten und ebenen Flächen waren ebenso peinlich beschrieben wie die Grashalme, das Stroh, die vertrockneten Blätter und kleinen Holzstücke, die Kieskörner, die Flaumfederchen, die das Innere füllten. Natürlich habe ich nicht die ganze Beschreibung hintereinander drucken lassen. Ich zerschnitt sie, nachdem sie beendet war, sorgfältig in eine größere Anzahl von Stücken, die ich gerade an den spannendsten Stellen einfügte. Nur so ist ein wahrhaft literarisches und feinfühliges Lesen zu erreichen.

Der Erfolg meines Buches übertraf noch meine gewiß hochgespannten Erwartungen. Täglich erhielt ich für diese packenden Enthüllungen, diese rückhaltlose Entschleierung meines Inneren Beglückwünschungen in Versen und Prosa und zahllose Liebeserklärungen.

Den sich immer mehr aufdrängenden Besuchern gegenüber beharrte ich auf meinem ersten Entschluß. Meine Tür war für alle Welt geschlossen. Allerdings dem Empfange zweier weit hergereister Fremder konnte ich mich nicht entziehen, da sie sich als meine Verwandten angekündigt hatten. Der eine war eine Amsel vom Senegal, der andere stammte aus China. Sie hatten sich auf der Reise getroffen und kamen nun gleichzeitig. Nachdem sie mich in ihren Umarmungen beinahe erstickt, huben sie an:

„O teurer Mann, was sind Sie für eine große Amsel! Wie unvergleichlich haben Sie in Ihrem unsterblichen Gedichte das tiefe Elend des verkannten Genies offenbart. Wären wir nicht schon immer zwei Unverstandene gewesen, wir wären es jetzt durch das Lesen Ihres Gedichtes geworden. Wir fühlen Ihren Schmerz mit, wir teilen Ihre Verachtung der Masse; denn auch wir beide kennen aus eigener Erfahrung die heimlichen Leiden, von denen Sie gesungen haben."

Ich versicherte sie meiner Teilnahme und meiner Hochschätzung ihrer zweifellos bedeutenden Fähigkeiten und bat sie dann, mir zu sagen, woher ihre Melancholie stamme.

„Da schauen Sie nur, verehrtester Dichter," begann der Bewohner vom Senegal, „wie ich gebaut bin. Mein Gefieder ist in seinem leuchtenden Grün ja gewiß sehr schön, aber mein Schnabel ist zu kurz, mein Fuß viel zu lang. Und dann schauen Sie doch, was ich für ein Anhängsel von Schwanz habe, der ist ja doppelt so lang als mein ganzer übriger Körper. Ich denke, das sei Grund genug, sich dem Teufel zu verschreiben."

„Dennoch", warf hier der Chinese ein, „ist mein Unglück noch schwerer. Der Schwanz meines Bruders fegt den Boden, auf mich aber weisen die Kinder mit Fingern, weil ich gar keinen habe."

Da nahm ich in erhabener Ruhe zu folgenden ernsten Ausführungen das Wort:

„Meine Herren," sagte ich, „ich beklage Sie von ganzem Herzen. Es ist immer unangenehm, irgend etwas zu viel oder zu wenig zu haben. Aber erlauben Sie mir die Mitteilung, daß in unserem Zoologischen Garten mehrere Geschöpfe Ihrer Art schon lange in ihren Käfigen ein behagliches Dasein führen. Wie es nun für eine Schriftstellerin nicht genügt, alt zu sein, um ein gutes Buch zu schreiben, so reicht auch für eine Amsel die Unzufriedenheit nicht aus, um ein Genie zu sein. Ich bin einzig in meiner Art. Und darüber bin ich voll Trauer. Vielleicht habe ich unrecht, aber das ist meine Sache. Ich bin weiß, meine Herren, werden Sie es auch, dann wird die Welt ja sehen, was Sie zu sagen haben."

VIII.

Trotz des errungenen Ruhmes, trotz der erheuchelten Ruhe war ich aber durchaus nicht glücklich. Wenn ich auch durch meine Einsamkeit berühmt wurde, sie war für mich nicht weniger schwer. Und ich konnte nicht ohne Schrecken daran denken, daß ich vermutlich mein ganzes Leben als

Junggeselle würde zubringen müssen. Vor allem brachte die Wiederkehr des Frühlings mir mein Alleinsein zu schmerzlichem Bewußtsein, und tiefer als je verstrickte ich mich in meine Melancholie. Da trat ein unvorhersehbarer Glücksfall ein und gab meinem Leben eine neue Wendung. Aus England erhielt ich einen von einer jungen Amsel unterzeichneten Brief.

„Ich habe Ihre Gedichte gelesen," so lautete er, „und die Bewunderung, die mich erfaßt hat, hat in mir den Entschluß gereift, alle Scheu beiseite zu legen und Ihnen meine Hand anzubieten. Denn Gott hat uns für einander geschaffen, ich bin Ihnen ähnlich, ich bin eine weiße Amsel."

Man mag sich meine Überraschung und meine Freude vorstellen. So war es also doch möglich? So war ich nicht mehr zum Alleinsein auf Erden verflucht? Und ich beeilte mich, der Unbekannten zu antworten, und tat es in so feuriger Weise, daß ich eines großen Eindrucks sicher war. Ich bat sie, eiligst nach Paris zu kommen oder mir zu erlauben, sie aufzusuchen. Sie antwortete mir, daß sie es vorziehe, zu mir zu kommen, da ihre Eltern ihr vielleicht Schwierigkeiten bereiten könnten. Sie wolle nur noch ihre Angelegenheiten ordnen und dann in meine Arme eilen.

Wenige Tage später war sie da. Welches Glück! Sie war die schönste Amsel von der Welt, noch viel weißer als ich selbst.

„Ha, mein Fräulein", rief ich aus, „oder vielmehr meine verehrte Frau, denn schon betrachte ich Sie als meine rechtmäßige Gattin! Ist es denn zu glauben, daß ein so reizendes Wesen auf der Erde war, ohne daß der Ruf von ihm bereits zu mir gedrungen ist? Gesegnet sei das Unglück, das ich bisher beklagte; gesegnet die Schnabelhiebe meines Vaters, da der Himmel mir einen so unerwarteten Trost aufbewahrt hat! Schon glaubte ich zu ewiger Einsamkeit verdammt zu sein, und der Gedanke war mir, ich gestehe es, schwer. Um so feuriger schlägt mein Blut jetzt, wo ich Sie sehe. Empfangen Sie meine Hand ohne Aufschub; vermählen wir uns auf der Stelle ohne alle Zeremonie und dann fort auf die Reise nach der Schweiz."

„So meine ich das doch nicht", antwortete meine Angebetete. „Ich wünsche, daß unsere Hochzeit prächtig sei. Was es an vornehmeren Amseln gibt, soll zu ihr eingeladen sein. Leute unseres Schlages sind es ihrem Rufe schuldig, sich nicht wie das Pöbelvolk zu vermählen. Ich habe einen Vorrat von Banknoten mitgebracht. Machen Sie Ihre Einladungen, gehen Sie zu Ihren Lieferanten und knausern Sie nicht."

Nur zu gern folgte ich den Anordnungen meiner Geliebten, und so feierten wir eine Hochzeit von unerhörter Pracht und Verschwendung. Aber mein eigentliches Glück begann doch erst nachher. Je besser ich den Charakter meiner Frau kennen lernte, um so mehr liebte ich sie. Sie vereinigte in ihrer Person alle Annehmlichkeiten des Geistes und des Körpers. Nur etwas kopfhängerisch war sie bisweilen. Doch das schob ich auf die Einwirkung des dumpfen englischen Nebels und zweifelte nicht, daß es unserer französischen Sonne bald gelingen würde, sie von ihrer Melancholie zu heilen.

Dagegen beunruhigte mich in steigendem Maße eine gewisse Geheimtuerei. Zuzeiten zog sich meine Frau auf Stunden zurück, und ich konnte es dann nicht erreichen, bei ihr Eintritt zu erlangen. Sie sei bei der Toilette. Auf die Dauer konnte ich dieses Geheimtun nicht vertragen, und als ich nun eines Tages bei ihr mit Gewalt eindrang, worüber sie mich allerdings nicht wenig ausschalt, sah ich eine große Flasche mit einer leimartigen Flüssigkeit, Mehl und auch etwas Kremserweiß. Auf meine Frage, was das sei, antwortete meine Frau: es sei ein Mittel gegen ihren Rheumatismus, von dem sie mir bisher nichts habe sagen wollen. Ich muß gestehen, daß ich im ersten Augenblick etwas Verdacht gefaßt hatte, aber der ließ sich gegenüber einer Person, die sich mit einer solchen Begeisterung und Innigkeit mir hingegeben hatte, nicht aufrechterhalten.

Und bald erfuhr ich neue Freuden. Ich hatte nicht gewußt, daß meine Frau auch schriftstellerte. Jetzt gestand sie mir es, ja sie zeigte mir das Manuskript eines Romans, in dem sie gleichzeitig Walter Scott und Scarron nachgeahmt hatte. Man stelle sich die Freude vor, die mir diese unerwartete Entdeckung bereitete! So war ich also nicht nur im Besitz einer Schönheit allerersten Ranges, nun hatte ich auch die Gewißheit, daß sie die würdige Genossin meines geistigen Lebens sei.

Von nun ab arbeiteten wir zusammen. Während ich langsam meine Gedichte feilte, füllte sie Stöße von Papier. Ich las ihr meine Verse laut vor, wobei sie es nicht nötig hatte, sich im Schreiben zu unterbrechen. Sie brachte ihre Romane mit fabelhafter Leichtigkeit zur Welt. Sie wählte mit Vorliebe sehr bewegte Stoffe: Vatermord, Entführung, Raub und ganz gemeine Schurkereien, griff dabei im Vorübergehen alle bestehenden Staatseinrichtungen an und verfehlte nie, die Emanzipation der weiblichen Amseln zu predigen. Nichts war ihr zu stark, nichts zu gewagt. Sie hatte nie nötig, eine Linie auszustreichen, noch brauchte sie jemals vor dem Beginn ihrer Arbeit einen Plan zu machen. Mit einem Wort: sie war das Ideal einer Schriftstellerin.

Eines Tages, als sie sich mit unerhörtem Eifer der Arbeit hingab, gewahrte ich, wie sie in dicken Tropfen schwitzte. Und wer beschreibt mein Erstaunen, als ich zur gleichen Zeit auf ihrem Rücken einen großen schwarzen Flecken gewahrte?

„Du lieber Himmel," schrie ich, „was ist denn das? Bist du krank?"

Sie schien erschrocken, einen Augenblick sogar verlegen. Aber ihre große Weltgewandtheit half ihr bald zu jener bewunderungswürdigen Selbstbeherrschung, die sie sonst nie im Stich ließ. Sie gestand mir, daß sie in den Augenblicken höchster Begeisterung sehr unter Tintenklecksen zu leiden habe.

Ich aber hatte keine Ruhe mehr. „Färbt meine Frau ab?" Dieser Gedanke ließ mich keine Ruhe finden. Und wieder sah ich im Geiste jene Flasche voll Leim, die in mir schon einmal solche Unruhe geweckt hatte. Ich entsetzte mich vor diesem Verdacht. Sollte dieses himmlische Geschöpf nur angemalt sein? Sollte sie sich gar angestrichen haben, um mich zu

täuschen? Dann hätte ich ja, als ich die Schwester meiner Seele an mein Herz zu drücken glaubte, einen Klumpen Mehl geheiratet? Ich konnte solchen furchtbaren Zweifel nicht ertragen, ich mußte Gewißheit haben. Es kam mir der Gedanke, an einem regnerischen Tage meine Frau aufs Land hinauszuführen. Aber wir waren im Hochsommer, das Wetter von unerbittlicher Beständigkeit.

Inzwischen beruhigte sich wieder mein Herz, und ich fühlte mich wieder glücklich. Eifriger als je war ich bei meiner Arbeit. Mein Nervensystem war in solchen Zeiten so verfeinert, daß mein ganzer Organismus höchster Reizbarkeit verfiel. Meine leidenschaftliche Erregung steigerte sich so, daß ich mich oft nicht mehr zu halten vermochte und in der Rührung über die Schönheiten der Kunst, die ich zu gestalten strebte, in Tränen ausbrach. Und es geschah in einer Mondnacht, als mir ein heißes Lied der Liebe gelungen, daß sich mein Herz öffnete.

„O", sagte ich zu meinem Weibe, „du meine einzige, heißgeliebte Genossin! Ohne dich ist mein Leben ein Traum; deine Blicke, dein Lächeln verklären mir das Weltall. Du Leben meiner Seele kannst die Tiefe meiner Liebe nicht ahnen. Wie hast du mich glücklich gemacht! Die Leiden meiner vergangenen Tage verklären mir das heutige Glück. Ehe du zu mir kamst, war ich einsam wie ein verstoßenes Waisenkind, heute bin ich es wie ein König. In diesem schwachen Körper, dessen Scheinbild ich trage, bis es der Tod in Trümmer schlägt, in meinem fieberhaften Geiste, in dem sich die tollen Phantasien jagen, herrschest du allein. Dir gehört mein ganzes Sein."

Indem ich diese Worte stammelte, flossen meine Tränen auf meine Frau nieder. Und, Zweifel war nicht möglich, sie färbte ab. Bei jeder Träne, die meinen Augen entfiel, kam eine Feder zum Vorschein, und zwar nicht etwa schwarze, sondern ganz schmutzig graue. Nach einigen Minuten tiefster Zärtlichkeit sah ich mich einem entfärbten Vogel gegenübersitzen, der aufs Haar den Amseln der allergewöhnlichsten Sorte glich.

Was sagen? Was tun? Welchen Entschluß fassen? Jeder Vorwurf war hier überflüssig. Dieser namenlose Betrug gab mir ja das Recht auf Trennung und Klage, aber da hätte ich meine Schmach doch nur offenkundig gemacht. War es nicht so schon schlimm genug? So beschloß ich, allen Mut zusammenzunehmen, die Welt zu verlassen, meiner glänzenden Dichterlaufbahn zu entsagen und irgendwo in einer Wüste ein Plätzchen aufzusuchen, wo man ungestört eine weiße Amsel sein durfte.

IX.

Weinend flog ich in der gleichen Nacht noch davon. Ich überließ meinen Weg dem Zufall, und so trug mich der Wind wieder in jenes Gebüsch, das ich vorzeiten als reich bewohntes Vogelhaus kennen gelernt hatte. „Was war das für eine Ehe," seufzte ich, „was für eine elende Wirtschaft? Das Geschöpf hat es ja sicher gut gemeint, als es sich weiß färbte, aber dadurch werde ich nicht weniger beklagenswert und sie nicht weißer."

Einsam sang noch eine Nachtigall allein in der dunkeln Nacht. Es war wohl ein freudiges Danklied an den Schöpfer, der sie den Dichtern so überlegen geschaffen. Und rückhaltlos sang sie ihr innerstes Fühlen in das schweigende Dunkel. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, zu ihr hinzugehen und sie anzureden:

„Wie glücklich sind Sie", sagte ich, „nicht nur um Ihres Gesanges willen, der unerschöpflich aus Ihrer Seele dringt, und so schön, daß alle Welt mit Wonne ihm lauscht. Sie haben auch Frau, Kinder, Freunde, ein weiches Nest, ein schlichtes Haus und die Schönheit der freien Natur. Ich habe mich abgemüht, ich habe zahllose Verse aneinandergereiht mit heißem Bemühen, während Sie hier im freien Walde sich ergötzen. Ist Ihr Geheimnis nicht erlernbar?"

„Gewiß", antwortete die Nachtigall; „im übrigen aber befinden Sie sich über meine Lage in einer argen Täuschung. Meine Frau langweilt mich. Ich liebe sie gar nicht; ich liebe die Rose. Schon Sadi, der alte persische Dichter, hat davon gesungen. Für sie, die Schöne, singe ich die ganze Nacht; sie aber schläft und hört mich nicht. Sehen Sie hin, ihr Kelch ist geschlossen. Ein alter Schmetterling wohnt bei ihr. Und morgen früh, wenn ich erschöpft von Schmerz und Singen mein verhaßtes Lager aufsuche, dann blüht sie auf und läßt von einer Biene sich das Herz verzehren."

Nach Lichtmeß war's . . .

Von

Paul Grotowsky

Nach Lichtmeß war's, die Lerche sang . . .
Wir schritten durch die stille Flur
Und träumten unsren Pfad entlang
Von Lenz und Licht und Rosen nur.
Am Bahnstrang in dem Wärterhaus
Ein feines Kinderstimmchen schrie,
In unsren Seelen klang es aus
Wie eine süße Melodie.

Schrie so nicht unser Hosenmatz
Daheim, als ihn der Storch gebracht? . . .
Wie war so lang, herzliebster Schatz,
Wie ging so bang die Winternacht! . . .
Nach Lichtmeß war's, die Lerche sang,
Wir schritten durch die stille Flur
Und träumten unsren Pfad entlang
Vom Lenz und unsrem Kinde nur!



Die Bestie im Menschen

Von

Otto Grund (Iserlohn)

Die „Bestie im Menschen" — überwundener Standpunkt! Die Kultur hat uns doch so gesittet gemacht, wir sind doch so gute Christen und lieben unsre Nächsten wie uns selbst. Die weisen Staatslenker vermehren den Religionsunterricht in den Volksschulen, damit auch das „gewöhnliche Volk" gesittet und gut werde; die Zahl der auswendig zu lernenden Bibelsprüche wird größer und größer, fast jeder lernt heute die zehn Gebote und seinen Katechismus — alles Mittel, welche die Bestie sicher töten. Gewiß, in einigen Verbrechernaturen lebt sie fort, aber in uns ist sie tot, das edle deutsche Volk hat sie überwunden.

Ist das nicht die allgemeine Auffassung? Und doch lebt die „Bestie" im Menschen heute mehr, als die meisten es ahnen; und sie ahnen es deshalb nicht, weil ihnen das Bestialische zur Gewohnheit geworden ist und sie sich womöglich noch etwas darauf einbilden.

Gestern hat mich die Bestie angebrüllt, daß es mir schneidend kalt durchs Herz ging. Es war in einem Ausflugsort mitten im Walde. Der lebendige grüne Dom wölbte sich über uns, sein Dach bewegte sich leise im Winde und öffnete sich in kürzeren oder längeren Pausen den blitzenden Sonnenstrahlen, die dann in neckischem Spiel über den Moosteppich huschten. Eine Stimmung zum Träumen, zum Versenken in die Zusammenhänge des Alls, zum Aufsteigen aus leiblicher Nichtigkeit zu geistig-göttlicher Höhe.

Da, alles zerreißend und die bezaubernde Melodie des Domchores zu häßlichem Krächzen verzerrend, brüllte die Bestie.

Nicht weit von uns saß eine lustige Gesellschaft, in ihrer Mitte und augenscheinlich auch ihr Mittelpunkt ein junger „schöner Mann", ein „Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle", der wichtig und selbstbewußt über irgend etwas Vortrag hielt. Seine meist weiblichen Zuhörer hingen bewundernd an seinen Lippen. Ich war nicht begierig auf den Vortrag, bis plötzlich diese scharf und bestimmt hervorgestoßenen Worte mich wie ein Peitschenschlag trafen: „Die Hauptsache ist der Erfolg, ganz gleichgültig, wie er erreicht wird."

Das war die Bestie, nackt und unverhüllt.

Und nun eine Frage: Steht jener „Kavalier" vereinzelt mit seiner Anschauung da? So gern man das tun möchte, diese Frage wird niemand mit Ja beantworten können. Nein, trotz unserer Kulturhöhe müssen wir beschämt gestehen: Dieser Mann sprach nur aus, was Hunderttausende, was Millionen genau so denken. Und der Kampf dagegen gilt nicht ihm, diesem Wassertropfen im Meere, er gilt den Millionen. Ist der Kampf notwendig? Wer wagt es, die Frage nicht zu bejahen?

Lesen wir die Worte noch einmal mit Überlegung durch. Sie verraten eine Raubritter-Anschauung. Ob Raubritter in Lackschuhen oder in sporenklirrenden Kanonenstiefeln, darin finde ich keinen Unterschied. Wir müßten wieder zu Straßenräubern werden, wenn es uns „ganz gleichgültig" wäre, wie wir einen Erfolg erringen. Große Erfolge im Leben zu haben, ist gewiß etwas Schönes und an sich absolut nichts Verwerfliches, aber es ist keineswegs die Hauptsache; die Hauptsache ist vielmehr, wie man die Erfolge erringt. Man muß „über Leichen gehen" können, um danach nicht zu fragen. Ich kann sehr leicht Erfolge erringen, wenn ich intelligent genug bin, meine Mitmenschen zu betrügen; aber dann bin ich ein trauriges und sittlich verkommenes Subjekt, das in die Strafanstalt gehört. Wenn mir ein großer Erfolg in sicherer Aussicht steht, ich ihn aber nur dadurch erringen kann, daß ich einem andern Menschen „den Hals abschneide", dann habe ich als anständiger Mensch auf den Erfolg zu verzichten.

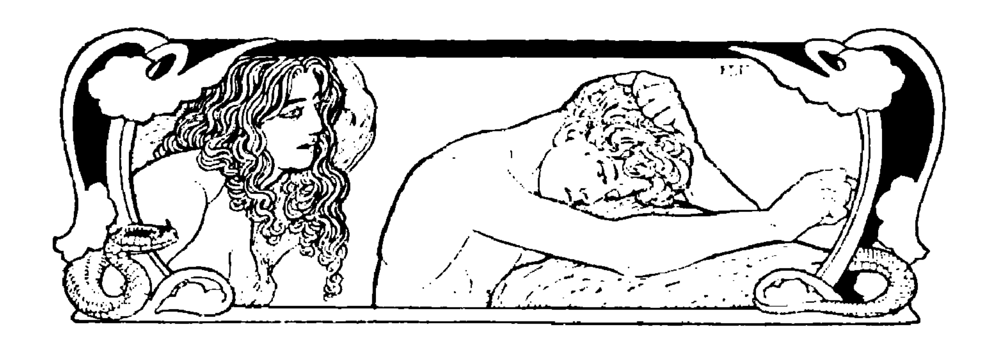
Daß es viele Menschen gibt, die das nicht tun und sich vor dem „Halsabschneiden" nicht scheuen, daß zahlreiche Erfolghascher gewissenlos bis zum äußersten sind, ist leider Tatsache, berechtigt jedoch niemand dazu, ebenso zu sein.

Die Hauptsache ist, daß ich jeden meiner Mitmenschen als gleichberechtigtes Wesen achte und mich hüte, ihm unrecht zu tun. Gegenseitige Achtung ist der Grundpfeiler jeder menschlichen Gemeinschaft, ob groß oder klein. Wenn ich dabei, im edlen Wettkampfe, Erfolge erringe, dann kann ich mich ihrer freuen. Nur gewissenlosen, bestialischen Menschen kann das „Wie" ganz gleichgültig sein.

Der als Beispiel angezogene junge Mann sah mir ganz so aus, als wäre er in puncto „Ehre" — oder in dem, was er dafür hält — äußerst empfindlich, als würde er sich nicht scheuen, jedem Beleidiger dieser „Ehre" mit der Pistole gegenüberzutreten. Und doch gehört sein Hauptgrundsatz zum Ehrlosesten, was ich mir denken kann. Daß er sich dessen offenbar gar nicht bewußt wird, ist ein Beweis dafür, daß er keinen Einzelfall, sondern einen Typus darstellt. Er ist ein „Kind seiner Zeit", welche die Bestie im Menschen noch immer in Reinkultur züchtet.

Kampf dieser Bestie! Dann werden wir der wahren Kultur und der wahren Sittlichkeit mehr dienen als durch tausend „Sittlichkeitskongresse".





Martin Staub

Novelle

von

Albert Geiger

(Fortsetzung)

VI.

Seit acht Tagen schon konnte man an allen Anschlagtafeln des Stadtviertels lesen, daß im Gasthaus zum Paradies — das war das einzige, das einen Festsaal hatte — am so und so vielten abends acht Uhr die Weihnachtsfeier des Bürgervereins Südstadt stattfinden würde. Die Rede hat Herr Privatier Beesenmayer übernommen. Man wird ein Weihnachtsspiel mit Musik, ein Melodram aufführen. Auch stehen andere deklamatorische und musikalische Genüsse in Aussicht. Nach dem offiziellen Teil amerikanische Versteigerung des Weihnachtsbaums. Danach Tanz.

Der große Abend brach an. Aus der Küche des Paradieses duftete es in gewissem Sinne „himmlisch" nach Bratwürsten, Frischgeschlachtetem, Schnitzeln, Braten, Schellfisch und anderen Genüssen. Man hatte festliche Beleuchtung gemacht. In der Küche hantierte ein Koch, für diesen Abend gemietet. Ein ausgedienter Kellner mit einem Pockennarbengesicht und einem mächtigen Backenbart lief fortwährend hin und her, ohne sonderlich viel auszurichten. Aber er kommandierte hinten und vornen, kam mit den Kellnerinnen in Streit, rollte die Augen und brachte den denkbar größten Wirrwar in die Sache. Am Büfett, das im Saal errichtet war, standen die Frau des Wirtes — er selbst lag in einem schweren Anfall von Nierenkolik stöhnend oben im Bette, eine barmherzige Schwester wachte bei ihm — und ihre zwei Söhne. Die Söhne hatten den Saal zu diesem Abend mit Tannenreisig, mit in Eile zusammengetragenen Bildern des Landesherrn, Bismarcks und der Kaiser, mit Landschaften von höchst romantischem Gepräge, mit bunten Schirmen und Papierlaternen, farbigen Papiergirlanden und Rosetten, mit Oleanderbäumen und Efeuhecken dekorativ wirksam ausgeschmückt und auch für junges Volk einige lauschige Winkelchen geschaffen. Einladend sah das Büfett drein. Der rohe und gekochte Schinken mit

mächtigen Papierrosetten geschmückt, einige kalte Brathühner reichlich mit Petersilie garniert, der italienische Salat, die Rippchen und Würste, die Käse, die Fäßchen und Dosen mit Ochsenmaulsalat, Heringen und Sardellen, die Schüsseln mit kalten Eiern, dann die Kuchen und Torten, dahinter Flaschen mit weißer, gelber, grüner, brauner Flüssigkeit — wem sollte das Herz nicht lachen bei solchem Anblick?

Hinten an der Rückwand stand der mächtige, fünf Meter hohe Weihnachtsbaum, mannigfach geziert, mit dem Gabentisch darunter; daneben das Glücksrad. Ein wächserner Weihnachtsengel von rubensartigen Formen schwebte zuhöchst; unten stand ein Pelznickel aus Papiermaché mit unnatürlich roten Lippen und blauen Augen und langem weißen Bart. Er sah väterlich auf die Gaben herunter, die da gestiftet waren und die in buntem Durcheinander dalagen. Zum Teil hatte man im Weihnachtskomitee den Kaufleuten des Stadtviertels etwas zu verdienen geben wollen, so daß eine ganze Skala Genuß- und Bedarfsmittel zu sehen war, zum Teil waren es Geschenke von Bürgern; so war hier eine reine Arche Noah von Geschenken zusammengekommen. Im Weihnachtsbaum fehlte neben den Lebkuchen nicht der obligate Hering in Goldpapier.

Die Gäste kamen. Der Saal begann sich allmählich zu füllen. Die Kellnerinnen und der Hilfskellner eilten hin und her. Ein eifriges Schwätzen, Summen, Schwirren, Scharren, Stühlerücken, Gläserklingen, Messer- und Gabelklappern. Festlicher Lärm im Saal, Laufen und Schwatzen auf der Galerie. Die Musikanten begannen die Ouvertüre zu Suppés „Flotte Bursche". Das Vergnügen kam unter diesen leichten Klängen bald in Gang.

Der Abend entwickelte sich programmgemäß. Zunächst erschien ein Junge in einem Konfirmandenanzug auf der Estrade und sprach mit überlauter Stimme und falscher Betonung einen Weihnachtsgruß. Alsdann spielten ein etwas älterer Junge und ein Mädchen mit einem langen flächsernen Zopf ein Potpourri über Weihnachtslieder. Als zum Schluß das so echt deutsch-gemütvolle:

Seht doch nur den Hampelmann,
Wie er hampeln, strampeln kann . . .

ertönte, gewahrte man an verschiedenen Orten die Neigung, mitzusingen und das Hampeln und Strampeln mitzumachen. Namentlich in der Gruppe, deren Mittelpunkt der Maler-Falstaff Schmeißer war. Mit hochrotem Gesicht, über dem braunen gerippten Sammetwams eine knallrote, kühngebundene Krawatte, saß er vor einem Sektkübel. Er hatte gerade heute wieder einen Bismarck an den Mann gebracht. Da war hohe Zeit bei ihm. Er schwamm im Geld, und es konnte mit ihm zechen, wer mochte. Herr Beesenmayer, der als Vorstand des Vereins dem Feste präsidierte, warf mißbilligende Blicke dahin. Allein es half nichts. Das Schreien und Lachen dauerte fort. Nun stand der dicke Kutscher Demut auf, den unförmigen Bauch in eine rote Weste und einen endlosen Bratenfrack ge-

preßt, das schwarze, spärliche Haar zum Glänzen pomadisiert, und begann, von seiner ihm an Leibesfülle schon nachstrebenden stumpfnäsigen Tochter begleitet, sein Lieblingslied:

Kennt ihr die Blume, die am Felsenrand . . .

Seine Stimme, die wohl ehemals einen frischen Klang haben mochte, war allmählich brüchig, heiser und speckig geworden. Manche in der Gesellschaft meinten: Herr Demut könne jetzt einmal endlich ein anderes Lied singen oder das Singen überhaupt bleiben lassen. Aber dennoch klatschten alle zum Schluß, während Herr Demut sich mit hochrotem Kopf verneigte und ein Gesicht machte, als wolle er um Entschuldigung bitten, daß er nicht so recht disponiert sei.

Jetzt wähnte Herr Beesenmayer den Augenblick gekommen, um seine Festrede zu halten und so dem Abend das eigentliche feierliche Gepräge zu geben. Er stand auf, klopfte an sein Glas, räusperte sich und sah würdevoll im Saal umher. Er sah mit durchbohrenden Blicken den Maler an, der eben ein trunkenes Gelächter ausgestoßen hatte, und mit verweisenden den Kaufmann Pfeifer, der mit allzulauter Stimme sich ein Schnitzel bestellt hatte. Er fand zuerst nicht das Wort und stotterte ein wenig, blickte auf sein Weinglas, als solle er hier eine unglaublich wichtige Entdeckung machen, räusperte sich abermals und begann. Er sprach vom treuen deutschen Herzen, von Fürst und Vaterland, vom Zusammenhalten der Bürger, das erst in diesem Jahr den neuen Bahnübergang zustande gebracht hätte, von der Schädlichkeit der Konsumvereine, von denen leider ein Geschäft sich auch hier niedergelassen hätte (ein lautes Bravo! Sehr gut! Herrn Pfeifers belohnte ihn dafür), wurde einige Augenblicke politisch (was Herrn Mackert zu einem tadelnden Kopfschütteln veranlaßte) und endigte schließlich mit einem Hymnus auf die Weihnacht, die alle einige zum Tun der Liebe. In diesem Augenblick erschien in der Türe der Bäckermeister Schmalfeld, von den Kindern des Stadtteils auch Schmalzbeck genannt; er schwankte, da er schon betrunken war, und schrie in den Schluß der Rede hinein: „Ja, und daß der Herr Beesenmayer mir endlich die Mauer machen läßt, um die wir schon zehn Jahr streiten. Das ist auch Tun der Liebe!" Herr Beesenmayer sah sich entrüstet um; einige rasch Aufgestandene brachten den Betrunkenen hinaus; doch grölte er noch im Gang von seiner Mauer. Man war allgemein der Ansicht, daß so etwas höchst unanständig sei. Und man beeilte sich, das Programm zu Ende zu führen. Das Melodram, von einem unmöglichen Deklamator mit schnurrendem R gesprochen, gefiel gleichwohl. Die Glanznummer des Abends war aber unstreitig das Rondo aus dem Postillion von Lonjumeau, von Herrn Kutscher Demut gesungen. Er sang es im Originalkostüm und knallte dazu mit einer echten Kutscherpeitsche. Sein rotes Gesicht glänzte vor Freude und Stolz.

Und nun wurde der Weihnachtsbaum angezündet. Groß und klein sang „Stille Nacht, heilige Nacht". Dann begann die Glücksurne ihr Spiel.

Was alles da gewonnen wurde! Allgemeine Heiterkeit erregte es, als der Kaufmann Pfeifer eine Rechenmaschine gewann, der Schuhmacher Mackert aber einen Fleischhackapparat und der Metzger Falter ein Spinnrad, das eine alte Dame, die man nicht wohl mit ihrer Gabe abweisen konnte, gestiftet hatte. Auch die Frau Kutscher Demut mit einer großen Pfeife und Herr Figlestahler mit einer Beißzange, sodann Frau Mackert mit einem Paar Pantoffel und Herr Beesenmayer mit einer Radfahrlaterne wurden von Herzen beklatscht und belacht. Dann folgte die amerikanische Versteigerung unter großem Hallo. Und dann stand man auf. Der Tanz begann.

Oben im Dunkel der Galerie saß Ludwig Staub. Vergebens hatte er den Vater bereden wollen, mitzugehen und sich etwas zu zerstreuen. Er hatte mit einem kurzen Lachen abgelehnt. Vielleicht aber — hatte er gesagt — komme er später, um die Philister in der Bierseligkeit zu sehen. Auch Ludwig fühlte, daß er nicht hierher gehöre. Aber er sah Klärle, sah sie mit ihrer weichen und doch bestimmten Anmut tanzen, sah ihren vollen Blütenzauber — das war ihm genug. Sie wußte, daß er da war. Einmal grüßte sie hinauf. Es war ihm aber, als läge in ihrem Gruß etwas Befangenes.

Es war ihm in den letzten Wochen manchmal so vorgekommen, als sei sie nicht mehr so wie früher. Scheuer und zurückhaltender. Auch die Metzgersleute waren nicht mehr die alten. Dachte man an Klärles Zukunft? Wollte man sie irgend einem „gestandenen" Mann aus dem Stadtviertel verschachern? Er sah deren genug da unten herumhoppeln. Schmerzlich zog sich etwas in ihm zusammen, wenn er daran dachte. Und er? Was hatte er für Aussichten? Wollte er Künstler werden, wo war dann eine Hoffnung, Klärle einmal heimführen zu können? In Bälde hoffte er, die Kunstschule besuchen zu können. Er hatte seine Skizzen einem Professor der Akademie gezeigt, und der hatte sich sehr lobend darüber ausgesprochen. Der Vater würde schließlich zustimmen. Dann lag die Bahn offen, auf die sein Herz mit ungestümem Pochen drängte. Aber seitwärts stand Klärle. In ihren blauen Augen lag seine Jugend. Das einzige Glück seiner Jugend. Alles, was sie schön, warm, sonnig gemacht hatte. Ließ er sie, so nahm er auch von der Jugend Abschied. Oder würde sie auf ihn warten? Die lange Zeit? Mit der Ungewißheit in der Seele?

Er seufzte. Heute abend empfand er so recht, daß man im Leben stets am Scheideweg stehe. Tausend Wege führen hinein. Einen nur kann man gehen. Will man zweie gehen, so gerät man in den verderblichen Kreis, in dem sich schon so mancher abgemüht hat, ohne ihm entrinnen zu können.

Da schrak er auf an einem leichten Schritt. Einem so leichten, anmutigen Schritt, den er so gut kannte. Eine Blutwelle strömte ihm vom Herzen zum Hirn und zurück. Ein farbiges Klingen in ihm und um ihn. Klärle stand neben ihm. Sie hatte, vom Tanzen erhitzt, eine weiße Federnboa um den Hals geworfen. Aber der weiche Ansatz ihres knospenden

Busens wird davon nicht verhüllt. Wie reizvoll sie ist in diesem Dämmer der Galerie! Niemand sonst ist oben, und die beiden stehen einander gegenüber wie in einer glückseligen Abgeschiedenheit. Ihre Blicke tauchen einen Augenblick ineinander. Er, mit der Schwermut im Gesicht, mit diesen Schatten, die seine Gedanken darüber geworfen haben, dünkt ihr schlanker, schöner, feiner, geistiger als irgend einer derer da unten; so eine ganz andere Art. Und er liest dies in ihren Augen. Es strahlt daraus eine süße zärtliche Milde, die ihn erbeben macht. So ein geheimes Feuer, leuchtend aus einer Sehnsuchtstiefe, von der niemand sonst weiß.

„Klärle!" stammelt er.

„Warum kommst du nicht herunter?" sagt sie hastig. „Mutter hat dich gesehen und hat sich gewundert, daß du als Aschenbrödel da oben sitzest. Sie denkt, wir seien dir nicht gut genug! Mit der Mutter darfst du's nicht verderben. Sie mag dich!"

Aber er denkt nicht an das, was sie sagt.

Er sieht nur sie und die bebende Melodie ihrer Gestalt. Mit einer qualvollen Süßigkeit durchströmt ihn jäh die Vorstellung, diesen weichen pulsenden Körper einmal sein nennen zu können . . .

Und mit einem Male steht er auf, drängt sie zurück ins Halbdunkel der Galerie und bedeckt ihr Antlitz und Lippen mit brennenden Küssen. Er weiß nicht, wie das über ihn gekommen ist. Und sie ist zuerst wie gelähmt.

Dann aber stößt sie ihn zurück.

„Schäm dich!"

Sie sagt es mit bebenden Lippen und hochroten Wangen und eilt fort.

Er steht wie betäubt. Dann sinkt er auf einen der hinteren Bänke zurück und verhüllt sein Antlitz.

Was war das?

Was hat er getan?

Er hat ja doch wissen können und müssen, wie das auf sie wirken muß. Auf ihre zurückhaltende, innerlich glühende, äußerlich immer beherrschte Natur. Dieses Ebenmaß ihrer Seele und ihres Körpers hat ihn so gefangen genommen. Er hat sie mit Gestalten auf griechischen Friesen verglichen. Da ist sie ihm heute entgegengetreten mit dem Zittern erregten Blutes in dieser kühlen Linie. Und es ist geschehen.

Nicht unter den Fliederbäumen ihres Gartens, umflattert von Schmetterlingen, beim süßen Schlag der Amsel und vom zarten Blau eines Frühlingstags umflossen. Nicht in einer gewitterschwülen, blitzezuckenden Nacht beim Abschiednehmen. Nicht an einem melancholischen und doch so golden schönen Herbsttag draußen im Walde. Wie immer er sich diesen Augenblick des ersten Kusses gedacht hat, so — Herr mein Gott — so nicht. Nicht in einer Kneipe! Bei einem Fest der Philister. So täppisch, läppisch, beekelnd!

Es war der Dämon seines Geschlechts, der ihn fortgerissen hatte. Alles maßlos! Auch bei ihm!

Er hätte weinen mögen. Er wagte nicht hinabzusehen in den Saal. Alles schwamm in einer wirren feurigen Wolke. So saß er, das Gesicht mit den Händen bedeckt.

Vielleicht hatte er Klärle in diesem Augenblick für immer verloren.

VII.

Martin Staub war an diesem Abend seit Jahren in der unglückseligsten Stimmung. Der Hohn des Daseins, das Verfehlte in allem, was er je begonnen, das liebeleere, einsame Herz, von dem er den letzten Sohn in eigensinnigem Selbstzwang noch fernhielt, alles drückte auf ihn mit ungeheurer Last. Er hatte bis spät in die Nacht hinein arbeiten wollen. Aber dann warf er das Schnitzmesser in eine Ecke und stürmte hinaus, wie er es schon oft getan hatte.

Es war eine stürmische Nacht zwischen Weihnachten und Neujahr. Seit Tagen hatte es geregnet. Jetzt hatte der Sturm den Nachmittag über die Straßen und Felder einigermaßen getrocknet. Der Mond kam und verschwand zwischen kolossalen Wolken, die in Hast, als gälte es, das Ende der Welt zu erreichen, am Himmel dahintrieben. Bald lagen die Straßen und Häuser, die Brücke und die Bäume in hellstem Licht. Die Lachen auf den Straßen, die Scheiben in den Fenstern blitzten auf — dann versank mit einem Schlag die ganze trügerische Herrlichkeit in dumpfes stöhnendes Dunkel. Der Wind verstummte. Es war einige Augenblicke banges Schweigen. Dann warf er sich vom Felde her wieder mit rasender Gewalt in die Gassen. Schindeln und Ziegel flogen. Die Gasflammen lagen schief und kämpften mühsam um ihr Leben. Droben aber in seiner seligen Unbekümmertheit schwamm der Mond. Sterne blitzten zuweilen aus einem klaren Blau. Weißberänderte Wolken wie kolossale Götterbilder zogen dahin. Eine schimmernde Märchenpracht lag über dem Himmel. Dazu duftete die Erde wie von Frühling.

Martin Staub sah nichts von allem. Er stürmte dahin durch dick und dünn. Der Sturm tat ihm wohl. Als sänge eine Riesenorgel die Verzweiflung seines Inneren zur Ruhe. Zuweilen hielt er erschöpft inne. Dann war es ihm, als sehe er am Himmel eine Vision. Ein Heer von Verzweifelten und vom Leben Betrogenen brauste daher. Es krallte die Hände gen Himmel und schrie mit der Stimme des Riesen Behemoth. Diese Unseligen suchten Gott. Und fanden ihn nicht.

Er dachte an die, welche in diesem Augenblick ihr Dasein endigten. Er dachte an die, welche in diesem Augenblick zu Gift oder Strang oder der Pistole griffen. Er dachte an die, welche gleich Raubtieren in den Irrenzellen herumliefen, gehetzt von ihrem Dämon. Er dachte an die, welche in den Zuchthäusern auf harten Pritschen lagen, welche in Sibirien, die klirrende Kette an Hals und Fuß, in öden Steppen sterbend dahinirrten. Er dachte an Mädchen, die vom Verführer verlassen in dunkler Nacht gebaren, in Qualen sich windend. Er dachte an ferne Schlachten, die jetzt

geschlagen wurden und aus denen ein Brodem von Blut und Leichen und die zahllosen Flüche der Gemordeten aufstiegen. Er dachte an vergewaltigte Völker. Er dachte an mordende Seuchen, die mit verderbentriefenden Fittichen durch die Straßen sausten und rechts und links die Toten säten, wie im Herbst oder Frühjahr der Landmann seine Körner. Er dachte an Schiffe, die in dieser Sturmnacht weit auf dem unendlichen Meer zugrunde gingen, hörte das Geschrei der Frauen und Kinder, und sah die Brutalität der Männer, die sie hinabstießen ins kalte Wasser, um sich selbst zu retten. Er sah in die Lasterhöhlen der Städte und dachte der Hunderttausende von Preisgegebenen, die ein elend Leben zwischen Wollust und Ekel führten. Er dachte an die, welche in der Erde bohrten und schürften, und über die der Geist der Erde mit flammenlohen Gasen herfuhr, daß sie umtaumelten wie die Mücken, wenn der Herbst kommt. Er dachte an Weltkörper, die, beladen mit Kultur und aller Köstlichkeit der Künste und Wissenschaften, zusammenstießen und unter einem wahnsinnigen Aufschrei von Millionen Lebewesen in einem Flammenmeer zusammenkrachten. Er sah das rasende Rad der Welt, von der unsichtbaren Gewalt in Schwung gehalten. Und er sah die unsichtbare Gewalt mit rasender Angst vor dem Stillstand des Lebens das rasende Rad herumtreiben. Er sah Ich und All. Das gemeinsame Elend. Und er stöhnte und wischte sich die schweißfeuchte Stirn. Er berauschte sich am Elend der Welt, um das eigene zu vergessen.

Er war eine Allee hinausgegangen, gepeitscht von seinen Gedanken. Die Bäume über ihm hatten die Äste und Zweige zusammengeschlagen wie Trauerweiber ihre Hände. Zuweilen huschten ängstliche Mondgeister über den Weg. Wo die Allee aufhörte, begann ein Dorf. Dort standen auch zwei Pappeln, wipfeldürr. Sie ließen widerwillig die Gewalt des Sturms über sich ergehen. Martin Staub stemmte sich an eine derselben und sah hinaus ins Land. Es lag weiß mit den hellbeleuchteten Bergen im Mondlicht da. Es war eine unendlich traurige Schönheit im Ganzen. Ihm fielen alte Verse aus einem Gedichtbuch ein, das er einmal gelesen:

Das Land, das liegt so feucht und tief,
Und auch so bleich wie eine Braut,
Die vor dem Hochzeittag entschlief.

Ja, so war auch sein Leben gewesen: eine Braut, die vor dem Hochzeittag entschlief. Und er, der unselige Witwer, irrte noch immer herum und suchte ihre Spuren.

Er stürmte weiter. Ein kleines Weglein, dessen Nässe in dem Mondglanz wie eine Silberschlange blitzte. Dort war die große kanadische Pappel. Dort der Fluß. Dort die Wäscherei und das Wehr. Wie unbewußt trieb es ihn dahin. Das Rauschen und Sausen in den Bäumen ward zu einem gewaltigen Choral der Nacht. Der Sturm hob ihn förmlich auf seinen Schwingen. Er wußte nicht, wie er endlich am Wehr angekommen war, wo sich das Wasser jetzt in herrlichem Perlmutterglanz, dann wieder in dunkel drohenden Massen hinabstürzte. Er sah in das Gewirbel. Jenseits

standen weißbeleuchtete Häusermauern. Hier Sturm der Nacht, Sturm der Menschenbrust, Sturm des Wassers — dort hinter engen Mauern Friede, Dumpfheit, Schlaf, Zufriedenheit. Und er dachte auch an die Stadt. Und jählings kam ihm der Gedanke, unter die Philister zu gehen. Dumpfheit, Schlaf, Friede bei ihrer Weihnachtsfeier zu finden. Aber er stieß ihn zurück wie eine feile Kupplerin.

Aber das Wasser lockte ihn. Es zischte und toste. Und der Sturm brüllte dazu. Ihm kam ein Gedanke. Hinunterzusteigen am Wehr und dem tosenden Wirbel einmal ganz nahe zu sein, daß man die fiebernde Hand und die brennende Stirne darin netzen könne.

Er stieg hinab. Er war stets ein gewandter Mensch gewesen und es machte ihm keine Schwierigkeit. Wie ein Nöck saß er in seinem Radmantel, mit dem langen Bart, dem wallenden Haupthaar, von dem er den Hut abgenommen hatte und in das er seine vom Wasser feuchte Rechte vergraben hatte.

Er saß lange, immer von der brausenden Musik des Wehrsturzes gefangen.

Da hörte er plötzlich ein Wort aus der Höhe; ein schüchternes, klagendes:

„Vater!"

Er schrak auf und sah — seinen Sohn. Mit blassem, traurigem Gesicht stand er im Mondlicht.

„Vater, komm doch heim! Ich hab' dich gesucht!"

Wie Martin Staub in des Sohnes bleiches Gesicht sah, überkam es ihn einen Augenblick wie ein Schrei des Wehes. Aber er bezwang sich. Er ärgerte sich auch, daß der Sohn ihn in dieser Situation sah, und er sagte barsch:

„Was fällt dir ein, mir nachzuspüren? Mach daß du heim und ins Bett kommst!"

„Vater!"

Es lag so viel verborgenes Weh in diesem Wort, daß der Alte das Haupt senkte.

Aber er raffte sich auf und rief, mit dem Finger nach der Stadt weisend:

„Du sollst machen, daß du fortkommst! Bursche wie du gehören um die Zeit ins Bett!"

„Vater!" tönte es noch einmal.

Dann wendete sich der Sohn und schlich davon.

Taumelnden Schrittes ging er der Behausung zu.

Auch ihn hatte es hinausgetrieben. Denselben Weg wie den Vater. Ihn schauderte.

Es war ihm, als sähe er einen Doppelgänger.

Er eilte in die Stadt. Es zog ihn wieder an den Ort, wo er so selig-unselig gewesen war.

Er drückte sich in eine Ecke und spähte.

Klärle war nicht mehr da.

Wie ein Schluchzen stieg es in ihm auf.

Er stand lange wie betäubt.

Dann sah er, wie sein Vater eintrat. Er sah, wie er sich zu dem Maler und seiner Gruppe setzte. Der Maler hatte als besonderen Witz ein Gefäß, das man sonst gern im verborgenen läßt, mit Sekt, Bier und Orangenschnitzen gefüllt und kredenzte es unter donnerndem Gelächter. Sein Vater lachte mit und trank mit. Ihm war es, als würde ein Messer langsam in sein Herz gebohrt.

Er stand. Und stand. Niemand beachtete ihn.

Später stand sein Vater auf und hielt eine Rede. Eine Weihnachtsrede. Wie er es nannte. Voll beißender Sophismen. Voll versteckter Lästerungen. Voll frecher Zynismen. Die Gruppe des Malers brüllte Beifall. Da erhob sich der Schuhmacher Mackert, bleich und zitternd. Er verwahrte sich gegen diese Worte. Erneutes Lachen. Martin Staub wollte erwidern. Aber trunken sank er zurück. Nach dem scharfen Marsch hatte er hastig getrunken und war nun berauscht.

Ludwig trat hervor. Er rüttelte seinen Vater. Und er tat es mit einer gewissen Härte. Der stand auf. Mühesam. Sofort sank er wieder zurück. Hilflos sah sich Ludwig um, fast weinend.

Da trat Mackert hinzu.

„Komm, Ludwig, wir bringen ihn heim! Ich helf' dir!" sagte er einfach.

Und sie faßten ihn unter und schleppten ihn heim. Er brummte und schimpfte. Unverständliches Zeug.

Sie legten ihn daheim aufs Bett. Er schlief sofort ein.

Ludwig drückte Mackert dankbar die Hand.

„O Herr Mackert . . ." sagte er. Mehr brachte er nicht hervor.

Der sah ihn aus den hellen Augen treuherzig an.

„Ludwig," sagte er, „das Leben ist ein schweres Ding. Vertrau auf ihn! Weißt du, so ein Glaube ist eine Hilfe, die einen nie untersinken läßt! Was wollen wir denn sonst machen, wir armen Menschen? Was wollen wir machen? Wir sind nichts und der Herr alles! Wir müssen uns hüten, ihn zu reizen!"

Damit ging er.

Ludwig betrachtete lange den schlafenden Vater.

Mit feuchter Stirne, die Haare hereinhängend, schlaff die Gesichtszüge, aber die Fäuste geballt, lag er da. Wie ein nach schwerem Kampfe Besiegter.

Das Fenster war halb offen. Er sah hinaus. Er sah hinauf an den Mond. Er sog den feuchten frühlingshaften Duft der Erde. Er hob die Arme empor und er straffte seine Gestalt und sagte leise:

„Und dennoch! Ich will!"

* * *

Später in der Nacht, da er eingeschlafen war, erwachte er von einem Lichtschein.

Blinzelnd sah er den Vater im Hemde über sich, das Schnitzmesser in der Hand. Er trug in der andern Hand eine Kerze.

Der Vater sah auf ihn nieder mit irren Augen.

Es war eine ungeheure Stille.

Das Blut strömte ihm zu Herzen, das sich mit einem gewaltsamen Ruck zusammenzog und dann still zu stehen schien. Dann floß alles Blut vom Herzen fort und ins Hirn, und diese Wellen trugen einen Schrei mit, der die eherne Fessel der Stille sprengte:

„Vater!"

Die Kerze fiel. Es war dunkel. Und dunkel ward's auch in ihm.

Er wußte niemals später, ob das, was er gesehen, Wirklichkeit oder nur ein böser Traum war.

Er glaubte das letztere.

Allmählich ward es ihm immer mehr wie ein Traum, das Erlebnis dieser Nacht. Er glaubte sich auch zu erinnern, seine tote Schwester am Fenster gesehen zu haben, wie sie die rätselhaften Augen und die weitgeöffneten Lippen an die Scheiben des Fensters preßte und hereinsah.

Ihn schüttelte ein Grauen.

Er floh in das warme Leben vor allem diesem Schrecklichen.

Und so oder so — er wollte und er mußte leben!

VIII.

Es war Mitte April und Schulschluß — Ostern war vor der Türe —, da stand Ludwig Staub an einem herrlich schönen Frühlingsmorgen in der Werkstätte vor seinem Vater. Der arbeitete an einem Zierschränkchen, das er privatim aus Gefälligkeit in Auftrag genommen hatte; er wollte sonst mit solcher Arbeit nichts zu tun haben. Mit schnellen Bewegungen setzte er den Antrieb der Drehbank in Bewegung, die Spindel flog, die Holzspäne stoben. Durch das halboffene Fenster lachten Himmel und Sonne herein. Draußen wiegten sich Blüten und Blätter im leichten Morgenwind. Amseln sangen und Spatzen schrien.

„Vater!" sagte Ludwig. Und nach einer Pause abermals: „Vater!"

„Wo fehlt's?"

Das klang wenig ermutigend. Aber Ludwig faßte sich ein Herz. Es mußte einmal sein.

„Vater!" begann er mit stockender Stimme, „der Direktor hat mir heute gesagt, er wolle gern für mich Fürsprech sein, wenn ich auf die Kunstschule wollt'. Er wollte mir auch freies Studium und Stipendium erwirken. Da käm' es mich ja dann nicht weiter teuer. Helfen in deiner Arbeit könnt' ich dir nebenbei doch noch. — Und, Vater, 's ist mein Traum und mein alles! Gib's zu! Ich werd' sonst nicht glücklich im Leben. Nur die Kunst kann mir ein wahres Glück schenken."

Der Alte setzte den Tritt außer Bewegung; dann spannte er das Holzstück aus, blies es ab und betrachtete es.

„Vater!"

Der alte Staub lachte plötzlich bitter vor sich hin.

„Kunst, ja, die liebe Kunst! So haben sie mir auch einmal vorgeschwätzt und — ah was, dummes Zeug!"

Er spannte den Holzstock wieder ein, und sausend drehte sich die Spindel.

„Wenn du wüßtest," begann der Sohn wieder, „ich hab' so einen festen, reinen Willen darauf. Es gibt sonst gar nichts mehr für mich wie das. Laß mich doch! Es kann dir ja nicht einerlei sein, ob ich glücklich oder unglücklich werde."

„Freilich, freilich!" knurrte der Alte. Und mit quälender Frische tauchte das Bild der eigenen Jugend vor ihm auf.

„Hast du Geld? Viel Geld? Tu Geld in deinen Beutel, Junker Obenhinaus! Träume sind Schäume. Und Akademieprofessoren sind keine Musengöttinnen. Nur reiche Leute können sich die Kunst leisten. Willst einmal so ein Bildlesmaler werden wie der Schmeißer? In einem Samtjackett und mit einem rotseidenen Halstuch herumlaufen und den Bismarck und den Kaiser Wilhelm verkaufen? He, willst das?"

„O, da ist mir nicht angst. Wer so verkommt, der war nie was Rechtes!"

„Grünschnabel, bist noch keine fünfzig alt!"

Aber Ludwig blieb fest. Er erörterte von neuem die günstigen Möglichkeiten, die ihm geboten seien. Eine feste Entschlußlinie grub sich in sein Gesicht, und es war merkwürdig, wie er in diesem Augenblick dem Alten ähnlich sah.

Der brauste auf.

„Von mir jedenfalls," schrie er laut, „von mir brauchst dir keinen roten Kreuzer zu erhoffen. Und geschiedene Leut' sind wir auch. Willst du partout ins Unglück rennen, ich will nicht schuld daran sein. Ein tüchtiger Holzbildhauer ist mehr wert und obendrein nötiger als fünfzig schlechte oder mittelmäßige Maler, wie deren nur zu viele herumlaufen. Aber wenn du nicht hören willst, basta!"

Damit setzte er mit aller Wucht die Drehbank in Bewegung, und die Spindel, die stumme Sklavin der Gemütserregungen ihres Herrn, sauste mit ungeheurer Vehemenz herum.

Man hörte eine Weile nur das Surren der Drehbank. Es war eine beklemmende Stille. Und die Laute, die von außen hereindrangen, machten sie nur noch beklemmender.

„Vater!" sagte Ludwig noch einmal.

Schweigen.

„Du kannst nicht so hart sein!"

Und da er wieder keine Antwort erhielt, übermannte ihn mit einem Male etwas wie Zorn gegenüber diesem alten Manne, den er sein Leben-

lang hatte lieben wollen und für den er doch nichts hatte empfinden dürfen als Scheu. Es war ihm, als löse ihm plötzlich eine geheime Gewalt die Schleusen vor einem lange zurückgedämmten Innern.

„Nein, du darfst nicht so hart sein! Bin ich denn jung, um hier nach deinem Schema mein Leben zu verbringen? Ich habe Hoffnung genug in mir! Und ich fühl' es: Ich muß hier heraus in ein größeres freieres Leben; wenigstens mit meinem Geiste. Ich bin zu jung, um mit der ganzen Welt zerfallen zu sein wie du. Ich will was von der Welt; aber ich will nur eins: die Kunst. Hier, nun, nachdem ich in der Kunstgewerbeschule nichts mehr zu lernen habe, mich vergraben — nein, nimmermehr. Es sind —", hier senkte sich seine Stimme, „es sind mir zu viele Gespenster da. Sie drücken auf mich. Sie sitzen auf der Schwelle, wenn ich gehe, wenn ich komme. Vater, du mußt es ja einsehen, daß ich in ein höheres, lichteres Leben muß, damit alle die Schatten weichen. Ich bin doch der einzige, der dir geblieben. Ja, du hast eine Schuld gegen mich. Die Schuld, mich dem Leben zu erhalten. Das aber kann nur so sein! So, wenn du mich Künstler werden lässest. Sei also nicht hart. Zeige mir einmal im Leben den Vater! — Sonst — muß ich denken — ich habe — keinen —"

Nach den letzten Worten verstummte er doch fast angstvoll und schielte zum Vater.

Der hatte jedes Wort wie einen schweren Stoß empfunden. Also das war das Ende. Nun kam das letzte Kind, nannte ihn einen pflichtvergessenen Vater, einen Unmenschen, dem sein eigen Fleisch und Blut gleichgültig war, einen unbarmherzigen, eigensinnigen Pessimisten, und er mußte es erdulden. Denn der Sohn nicht und niemand ahnten, wie es in seiner Tiefe aussah. Er sah diesen Jungen mit seinem hellen Antlitz, den offenen, nach der Welt verlangenden Augen. Und Tag für Tag preßte ihm der Gedanke das Herz zusammen: Wann, o Gott, wann wird auch er? In seiner Angst hatte er sich vorgeredet, er liebe diesen Sohn nicht. Er erinnere ihn zu sehr an die Mutter. In Wahrheit aber fürchtete er sich, dieses letzte Kind zu lieben und es verlieren zu müssen wie die andern. Er fürchtete sich davor, diesem Gefühl sich hinzugeben — in seligem Wahn dahinzuleben — und eines Tages an dem schrecklichen Abgrund aufzuwachen, in den er schon zweimal hineingestarrt hatte. Und doch regte und bewegte sich in seines Herzens Kammer die arme eingesperrte Liebe.

Und es war ihm plötzlich, als stiege eine Flamme in ihm empor und entzünde sein Haupt. Es war ihm, als müsse er in einen Schrei ausbrechen. Aber er bezwang sich.

Und das alte beängstigende Schweigen herrschte wieder.

Da wallte alles auf in Ludwig.

„Ich sehe wohl," stieß er hervor, „fremde Leute sind barmherziger denn du!"

„So geh zu denen!" kam es schwer zurück. „Sie müssen wohl besser wissen, was dir gut ist. Ich hab' dir geraten, wie ich konnte und mußte. —

Magst du keine Enttäuschung erleben! Im übrigen magst du vor wie nach hier sein! Vorausgesetzt, daß du es hier aushalten kannst!"

„Nein, Vater!" sagte Ludwig, sich aufrichtend. „Hab' ich nicht deine Billigung, so will ich auch lieber ganz gehen! Du hättest es einst auch so gemacht. Leb wohl! Entweder ein rechter Kerl, der was kann, oder nicht mehr komm' ich!"

Er streckte ihm die Hand hin; es zitterte etwas in seiner Stimme von Tränen.

Der Alte sah nicht auf. Er reichte ihm die Hand, indem die Drehbank weiterschnurrte. Aber Ludwig war es, als zittere sie leicht.

Er ging. An der Türe drehte er sich noch einmal um. Er maß die gebückte Gestalt des Vaters lange mit den Augen.

War das sein Vater?

Ein wehes irres Gefühl krampfte sich in ihm.

Aber dann straffte sich seine Brust.

Er ging langsam den Hof hindurch. Seine Schritte hallten ihm so merkwürdig. Er klinkte die große Hoftüre auf. Sie fiel zu. Und dann fiel auch die äußere Türe zu. Er stand aufatmend im Freien. Im Lichte des herrlichsten Frühlingstages.

Ihm war gar wunderlich zumute. Er hätte am liebsten laufen mögen, soweit ihn die Füße trugen. Nur fort, fort! Wenn schon Trennung, dann auch völlige! Aber das ging ja nicht! Hier mußte er bleiben, jahrelang in derselben Stadt mit dem Vater. Ihn fror bei dem Gedanken. Er nahm sich vor, in den nächsten Jahren keinen Schritt mehr da herauszusetzen.

Da fühlte er einen jähen Ruck.

Klärle — ja, Klärle? Wollte er die auch gar nicht mehr sehen?

Seit jenem Abend hatte sie ihn vermieden und er sie. Sie waren da und dort einander begegnet, ohne ihr Wollen. Sie war jedesmal errötet, hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt und hatte mit einer kaum bemerkbaren Neigung des Kopfes seinem verlegenen Gruß gedankt. Auch Klärles Eltern waren seltsam geworden, immer seltsamer. Er fühlte: alles war hier anders geworden. Sie waren fast wie Fremde. Man hielt sich absichtlich von ihm zurück.

Es hatte ihm weh getan, und indem er jetzt daran dachte, überkam ihn ein lebhafter Schmerz. In dieser Familie war sein einzig Heim gewesen lange Zeit. Auch das war nichts. Es mußte offenbar so sein, daß er losgelöst wurde von allem, um so nur der Kunst zu dienen.

Und wie um sich zu stärken an erhabenen Beispielen, ging er durch die tönende Stadt jenem vornehmen, einfachen Gebäude zu, in dem die Gemäldesammlung des Landesfürsten ihren Platz gefunden hatte. Er stieg die große Treppe hinauf. Auf die heitern Schwindschen Fresken fiel hell das Sonnenlicht und spielte über dem Stück Mittelalter, das der Meister da um die Einweihung eines Münsters gruppiert hatte. Alles war ernst und festlich zugleich, wohin Ludwig sah. Besonders ein Bild war es, vor

dem er nicht des Beschauens müde ward: Feuerbachs Gastmahl des Plato. Hier, in diesem Zusammenklang kühler Farben, in dieser edelsten Mäßigung, in der zwingenden Größe der Gestalten schien ihm von einem modernen Maler das Höchste erreicht. Dieses Bild nahm er mit, ging er hinaus. Die unbeschreibliche Hoheit und Reinheit, die wie ein Verweilen unter Lorbeerhainen die Seele mit einem stillen Gefühl einer erdenfernen Seligkeit erfüllte, war ihm dann langehin eine Erlösung im Staub des Lebens. Auch heute umgab ihn die Erinnerung an das Feuerbachsche Bild wie eine schützende heilige Dämmerung, in der sich alle Gegensätze zur Harmonie auflösten und Großes und Schönes geheimnisvoll zu winken schien. Fester als je stand es ihm: Kunst ist höchstes und reinstes Leben. Und nur durch die Kunst konnte sein Leben ein Leben sein.

Er ging durch die Stadt, in der das fröhlichste Frühlingstreiben herrschte. Ihm war das Herz weit trotz allem. Noch einmal heim, seinen Koffer packen, der oben im Dachzimmer stand, und dann fort. Ein Freund würde ihm schon sein Kanapee leihen. Und von Morgen ab er selbst; ein Eigener; ein Kämpfer.

Als er nun aber vor dem Hause stand, ward es ihm doch etwas schwer, hineinzugehen. Er ging hin und her. Endlich blieb er vor dem Metzgerhause stehen. Drinnen wurde Klavier gespielt. Das Fenster war halb offen, und man hörte klar die Töne. Klärle saß am Klavier. Er sah ihr Profil, gespannt ganz auf die Noten, die sie vor sich hatte. Schon klang aus ihrem Spiel eine größere Freiheit, als er sie früher bemerkt hatte. Jetzt begann sie aus dem Gedächtnis ein Schubertsches Klavierstück. Ihre schlanke Gestalt legte sich vor. Ihre feinen Züge wurden weicher. Vom Kerzenlicht bestrahlt, in ihrer ganzen Hingegebenheit an das Spiel schien ihr Gesicht von einem inneren Feuer zu leuchten. Jeder Reiz dieser Züge schien ihm erhöht, dieweil die süßen, weichen Töne zu ihm herausschwammen, als wollten sie ihn bitten: Komm herein! Komm! Es ist Frühling! Wir singen von Liebe. Und wie willenlos ging er, durch den Hausgang, den hinteren Eingang hinein — o er kannte ja den Weg so genau.

Vor der Türe blieb er mit Herzklopfen stehen. Sie war nur angelehnt. Er lauschte. Nun klang das Spiel aus. Es war Stille drinnen. Er drückte denn endlich mit einem Entschluß die Türe auf und trat ein. Sie saß noch am Klavier, den Ellenbogen auf dem Knie, das Gesicht in die Hand vergraben. Die Lichter streuten einen hellen Glanz über ihr blauschwarzes Haar. Sie mochte denken, es sei eines der Geschwister. Denn sie rührte sich nicht. In der Stille des Zimmers, die nur ab und zu durch einen Ton der Ladenklingel unterbrochen wurde, hörte er das Hämmern seines Blutes . . .

„Klärle!" sagte er leise.

Sie schrak auf, sah um und sah ihn erschrocken an. Sie fand kein Wort. Was wollte er?

Wenn er gewußt hätte, daß sie eben an ihn gedacht hatte! Sie ward feuerrot. Nun stand er da, wie von ihr gerufen. Und in dem Halb-

dunkel des Zimmers hatte seine ganze Gestalt und Haltung etwas Rührendes, unwiderstehlich Bittendes.

„Klärle“ — wiederholte er mit weicher, etwas bebender Stimme — „verzeih, daß ich dich störe. Aber — ich — du wirst mich in den nächsten Jahren kaum mehr sehen — und da dacht' ich, wenn man gut Freund war, wie wir allzeit, dann sollte man sich doch noch einmal die Hand drücken. Meinst du nicht?“

„Du willst fort?“ fragte sie langsam, das Haupt senkend.

„Ich muß, sonst geh' ich hier zugrunde. Es ist nicht mehr auszuhalten mit dem Vater. Ich kann nicht meine ganze Jugend hinopfern.“

Sie schwieg eine Weile. Darauf sagte sie langsam: „Dann kommt ja der alte Mann ganz herunter. Du hättest doch bei ihm bleiben sollen!“

„Ich kann nicht. Es gibt auch etwas wie Selbsterhaltungstrieb.“

„Und wo willst du denn hin?“ fragte sie, die großen blauen Augen zu ihm aufschlagend. Jetzt dachte sie nicht mehr an ihr Versprechen, das sie sich einst nach jenen unglückseligen Küssen gegeben hatte: kein Wort mehr mit ihm zu reden. Die natürliche Teilnahme am Schicksal des Jugendfreundes brach zu mächtig hervor.

„Ich bekomme ein Stipendium und besuche die Kunstschule.“

„Die Kunstschule . . .“

„O Klärle!“ sagte er nach einer Stille, einen Schritt näher tretend. „Wenn du nur Glauben an mich hättest! Es ist ja so lieb von dir, daß du mich doch noch anredest, wo ich damals so häßlich war zu dir. Glaub, ich hab's schwer gebüßt in all der Zeit! Siehst du, Klärle, ich hab' ja so viel Schönes, Gutes, Großes vor! Mir ist, als müßt' ich einer von denen werden, die was können! Klärle, aber du mußt an mich glauben, daß ich doch einen Menschen hab', der an mich denkt, für den ich arbeite und ringe! Klärle —“

So ist die Jugend leichtbeweglich wie Wachs in der Hand des Augenblicks. Erst noch wollte er ganz nur der heiligen strengen Kunst leben. Jetzt kam die Jugend Hand in Hand mit der Liebe. Und die beiden lockten und baten mit den schimmernden Märchenaugen.

„So willst du Bildhauer werden?“

„Ein Maler!“

„Da gehst du ganz ins Ungewisse. Als Bildhauer hättest du doch den Rückhalt am Vater gehabt! Aber so . . .“

„O ich habe Vertrauen zu mir! Was Augen sehen und was Hände schaffen können, das soll getan werden. Es soll keinen Fleißigeren geben, daß sag ich für gewiß!“

„Ja, das ist alles gut und schön! Aber es ist doch zu unsicher . . .“

„Es ist doch etwas Herrliches, um einen höheren Lebenszweck zu ringen. Daß das Leben auch der Mühe wert ist. Statt es stumpfsinnig da zu verbringen, wo's der Vater schon verbracht hat. Ich opfere ja doch das Vaterhaus darum!“

„Das Vaterhaus."

„Vater ist nicht damit einverstanden, und so sind wir schlecht auseinandergekommen. Ich gehe schon heute abend und suche mir eine andere Schlafstelle. Und von morgen ab bin ich für mich!"

„O Ludel," sagte sie bekümmert, „ich sage dir: das hättest du nicht tun sollen! Daraus wird kein Segen. Im Unfrieden mit dem Vater! Geh, Ludel, bleib! Wer weiß, wie lange dein Vater lebt! Und wenn er krank würde und sterben täte — und kein Kind von allen wär' bei ihm — o das wäre schrecklich!"

„Klärle," sagte er mit innerer Erregung und trat einen Schritt näher, „du weißt nicht, wie er ist. Er macht sich aus mir nicht das geringste —"

„O das glaub' ich nicht! Er ist ein seltsamer Mann. Gott weiß, was in ihm vorgehen mag. Und wie er nun auch ist, das hat er nicht verdient, daß sein letztes Kind ihn im Stiche läßt und im Groll von ihm geht. Nein" — und nun streckte sie im Eifer ihres wohlmeinenden Überredungsversuches die Hand nach seiner Hand aus — „versuch es noch einmal! Scheide in Frieden von ihm! Dann, wenn du in Gottes Namen fort willst, so geh!"

Er hatte ihre Hand gefaßt. Sie sahen sich in die Augen. Aus seinen braunen Augen strahlte ein ungewöhnlicher Glanz, der die ihrigen festbannte. Und nun sah er mit süßem Schauer, daß der Glanz ihrer blauen Augen leicht getrübt war.

„Klärle!"

So zärtlich hatte seine Stimme noch nie geklungen. Sie durchbebte ihr Innerstes.

„Ludel!" sagte sie, das Wort kam wie unter einem Zwange von ihren Lippen.

Da ging die Türe zur Metzgerei auf. Der Metzger Falter, der eben vom Schlachthaus heimkam, erschien in der Türöffnung. Er war überrascht. Er hatte einen roten Kopf, da er, durstig von der Arbeit und dem sehr warmen Tag, unterwegs ein paar Schöppchen Wein getrunken hatte. So starrte er eine Weile, ohne ein Wort zu sagen, die beiden jungen Leute an, die blutübergossen dastanden. Dann schloß er die Türe und trat näher.

„Ei, ei!" brummte er mit etwas schwerer Stimme. „Das ist ja allerliebst! Ein tête-à-tête. Was soll denn das bedeuten? Der Herr Staub junior hat sich lang nicht mehr sehen lassen. Da muß er . . . da ist's ja . . ."

Er suchte nach Worten. Der im allgemeinen gute, aber jähzornige Mann sah schon das Äußerste unabwendbar vor sich. Diese Verbindung, die aus tausend Gründen nicht statthaben durfte, stand greifbar vor ihm. Er las das Schuldbewußtsein in den verlegenen Gesichtern und den niedergeschlagenen Augen. Und ihm war's, als presse ihn etwas an der Kehle. Als müsse er zuschlagen.

„So sprecht doch!" schrie er endlich, „und steht nicht da wie die Ölgötzen!"

Klärle antwortete leise: Ludwig habe Abschied nehmen wollen. Er gehe von Hause fort, auf die Kunstschule.

„So? Und so zärtlich gleich? Na, er soll nur gehen! Und ich wünsche ihm alles Glück! Aber das, Staub, laß dir gesagt sein: lange nach den Äpfeln der Kunst, aber laß dich's nicht nach denen gelüsten, die für dich nicht gewachsen sind. Das könnte mir wohl passen, mit meinem sauer verdienten Geld einen Künstler ernähren. Ja, ja, dafür wär ich bald fünfzig Jahr alt geworden. Und obendrein —" er geriet bei dieser Vorstellung immer mehr in Wut — „so eine Familie!"

„Herr Falter!"

„Ja," schrie der Metzger, der nicht mehr wußte, was er sprach. „Ich hab' keine Lust, Selbstmordkandidaten in der Verwandtschaft zu haben . . ."

„Vater!" schrie Klärle.

Es war eine ungeheure Stille nach diesen Worten.

Der Meister schämte sich ein wenig. Es ward ihm unbehaglich. Der junge Mensch da vor ihm war so seltsam blaß, so unheimlich ruhig geworden.

Dann kam eine Stimme, hohl, blechern. Klärle erschrak.

„Keine Sorge," sagte Ludwig, sich über die Stirne wischend. „Keine Sorge, Herr Falter. Ich weiß, was ich mir und andern schuldig bin. Ich hab' es ganz vergessen gehabt. Sie haben mich zu rechter Zeit daran erinnert. Ich danke Ihnen schön! Ich danke auch für alles, was Sie und Frau Falter an mir getan haben. — Jetzt geh' ich. Leb wohl, Klärle!"

In Klärle wogte und brauste es. Sie hätte ihm an den Hals fliegen und hinausschreien mögen: Dich hab' ich lieb und dich werd' ich ewig lieb haben! Aber die anerzogene Elternscheu, das Gehorsamgefühl waren mächtiger. Im fürchterlichsten inneren Kampfe stand das Mädchen da, sah den Freund gehen und an ihr verzweifeln und wagte nicht, dem Vater ins Angesicht widerspenstig zu sein.

Und Ludwig ging. Jeder seiner Schritte hallte draußen im Gang. Als der letzte verhallt war, da brach Klärles Ruhe zusammen. Sie sank auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Weinen konnte der Vater sein Kind nicht sehen.

„Klärle!" sagte er mit weicherer Stimme.

„Ja, und du", stieß sie unter Schluchzen hervor. „Wie konntest du so roh sein gegen den Armen! O pfui! Und mit solcher Meinung von uns geht er jetzt fort. Nein, das darf nicht sein! Ich will — er muß anders von uns denken!"

„Ob du hier bleibst!" schrie Falter mit neuerwachter Wut. Seine Hand umspannte wie ein Schraubstock ihren Knöchel. Sie wand sich und wollte sich losmachen. Aug' in Auge maßen sich Vater und Tochter.

Da trat die Metzgersfrau ein. Der Laden war auf einen Augenblick leer geworden. Sie trat bestürzt herzu. Sie hatte schon von außen mit Sorge die laute Stimme des Mannes gehört. Da ließ der Meister die Tochter frei. Klärle stürzte sich an die Brust der Mutter.

„Der Ludel ist fort!“ schluchzte sie. „Und der Vater war so wüst gegen ihn! Aber daß du's weißt, Vater: ich gehorche dir und bringe dir mein Lebensglück zum Opfer. Aber keinen andern als den Ludel nehm' ich nicht. Krieg' ich ihn nicht, bleib' ich für mich! Ihm bin ich angetraut für immer!“

„Kommt Zeit, kommt Rat!“ meinte der Meister und ging schweren Schrittes in den Laden.

Die Mutter streichelte ihrer Tochter die Backen und küßte sie.

„Armes Ding!“ flüsterte sie. „So geht's uns allen. Wir sind unfreie Geschöpfe. Wir müssen uns ergeben. Aber der Vater meint es gut mit dir!“

„Ja, ich merk's: er reißt mir das Herz aus dem Leib!“

Und aufs neue flossen ihre Tränen. Und die gute Mutterhand streichelte sie und suchte ihr das Weh fortzustreicheln.

* * *

Ludwig war wie betäubt hinaufgegangen in sein Dachzimmer. Dieser Schlag hatte ihn niedergeschmettert. Er nahm mechanisch Wäsche und Kleider aus dem Schrank und packte sie in den hölzernen Koffer. Dazwischen seufzte er aus tiefster Tiefe auf. Aber es war gut so! Der Metzger hatte recht! Er, mit seiner Familie, seiner Natur, seinem traurigen Schicksal, durfte er ein Glück haben wollen? Durfte er es sich stehlen? Indem er an Klärle dachte, tropften ihm die Tränen über die Wangen. Eine um die andere, schwer geweint, zum Herzabdrücken, tropften sie auf die Hemden und die Kleider, die er einpackte: eine Schmerzenstaufe des zukünftigen Lebens. Er schämte sich nicht, daß er weinte. Denn es ward ihm leichter und leichter. Als er endlich den Deckel zuschlug, da war es ihm, als sarge er seine Vergangenheit ein. Ja, nun war's gut! Das hatte noch kommen müssen. Er ganz auf sich gestellt. So wollte ihn die Kunst! Die duldete keine Menschen in ihm. Und er richtete sich hoch auf.

Da hörte er schlürfende Schritte auf der Treppe. Die Türe ging auf. Der Vater trat ein. Er war zum Ausgehen angekleidet. Er besah eine Weile den gepackten Koffer, dann seinen Sohn. Dann ging er auf den Nachttisch zu und legte einen Hundertmarkschein darauf. Und dann ging er ebenso wortlos wieder fort.

Ludwig saß stumm auf seinem Koffer.

Geld! Als ob das ein einziges liebes Wort aufwiegen könnte! Und mit einer zornigen Bewegung nahm er den Hundertmarkschein, steckte ihn in ein Kuvert und eilte hinunter in des Vaters Wohnung. In Vaters Schlafzimmer legte er das Kuvert auf den Nachttisch.

„Durch eigene Kraft!“ murmelte er.

Rasch umgürtete er den Koffer mit Stricken. Er stopfte in eine alte abgerutschte Handtasche das Nötigste, was er für die Nacht brauchte. Dann stieg er mit elastischen Schritten hinunter. Drunten traf er den Schuhmacher, der gerade seinem Abendschoppen zusteuerte.

„Wohin?" rief der, ganz erstaunt, Ludwig mit der Reisetasche zu sehen.

„Fort!"

„Oho. Und wohin denn?"

„Ins Leben!"

„Ach bah", lachte der Schuhmachermeister. „Der Ludwig macht eine Maitour. Kann mir's schon denken! So ist's aber recht. Jugend will Freude! Viel Vergnügen auch!"

Du gute Seele! dachte Ludwig. Du sagst mir wenigstens ein lieb Wort zum Abschied.

„Ja, Herr Mackert, sie wird ein wenig lang werden, diese Maitour. Na, adieu denn!"

Und kräftig schlug er in die ehrliche, schwielige Hand.

Der Schuster sah ihm lange nach, wie er auf der Brücke im Dunkel verschwand.

„Hätt' ich nur so einen Sohn, wollte froh drum sein! Aber der Staub weiß nicht, was er will!"

Und damit schnupfte er philosophisch und ging zum Bier.

Ludwig schritt wie gehetzt davon. Am Ende der Brücke begegnete ihm der schon ganz betrunkene Maler Schmeißer. Er trug Rock und Weste offen. Schwankenden Schrittes kam er daher. Mit Ekel wich ihm Ludwig aus.

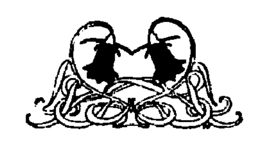
Nein, wie der da konnte er nie werden. Da hatte es keine Not.

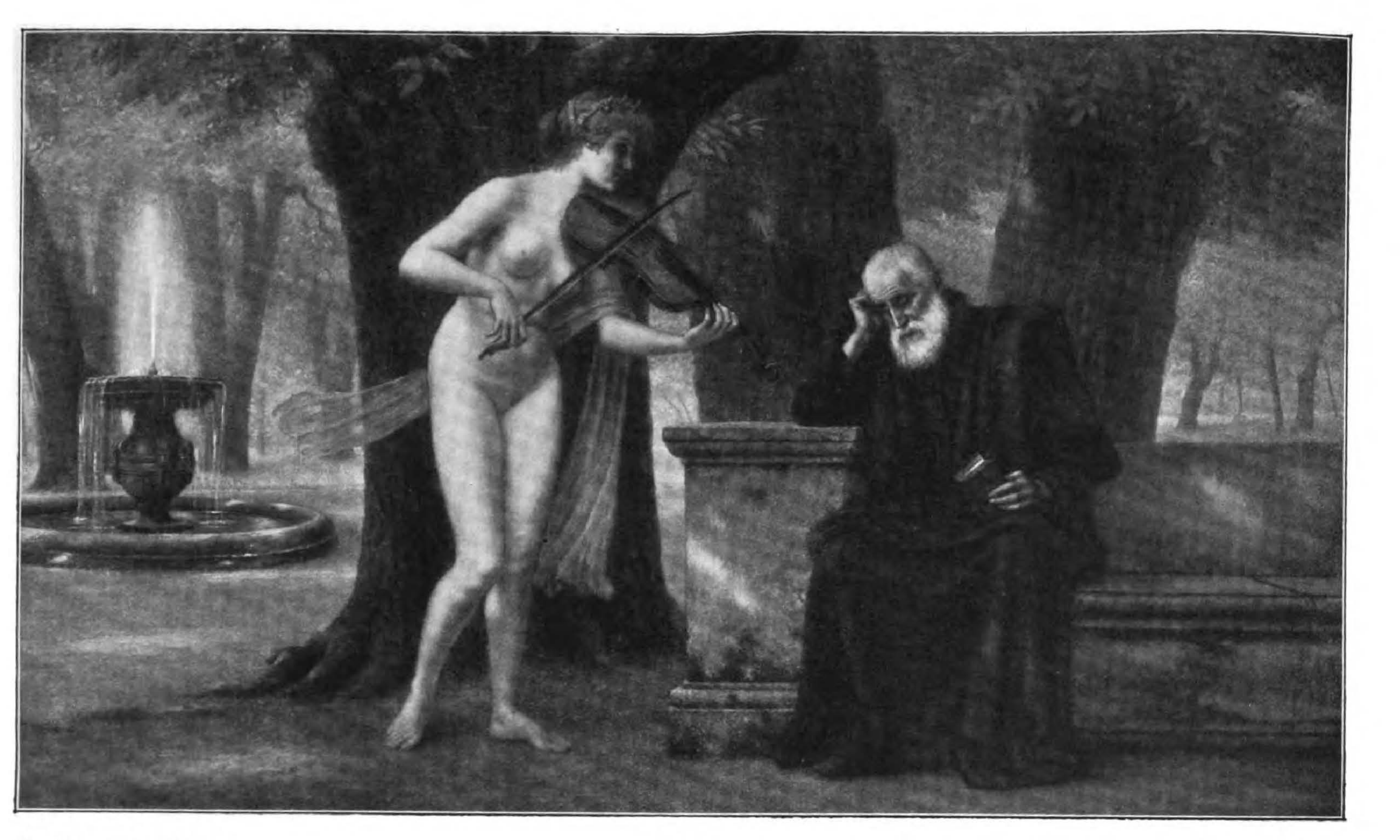
Und dann saugte ihn die Nacht auf. Er wußte nicht, daß ein tränenüberströmter Mädchenkopf mit angstvollen Blicken ihm gefolgt war, bis alle Sehnsucht ihn nicht mehr zu entdecken vermochte.

Und Verliebte standen vor den Türen und plauschten. Und andere gingen unter den sprossenden Bäumen und sprachen vom Lieben und Heiraten. In den neuen Anlagen, die nun die Stelle der vor kurzem verlegten Bahnlinie einnahmen, saßen sie unter Flieder und Goldregen und schwuren sich ewige Treue. Frühe Maikäfer schwirrten in der Luft. Und überall ein Blühen und Duften. Gesang und Musik von allen Seiten her. Das ganze Stadtviertel schien in einem Frühlingstaumel zu sein.

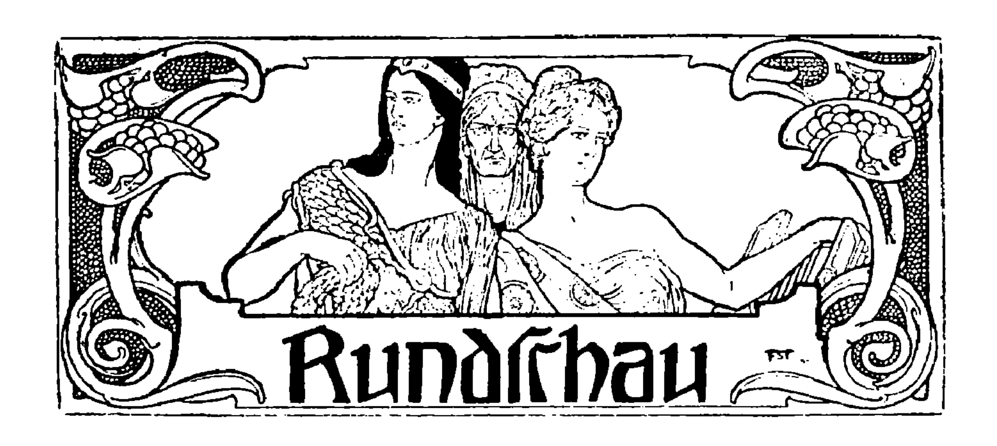
Und über allem stand der Mond mit silberfeuchtem Glanze.

(Schluß folgt)





Der Traum des Lebens — G. v. Hoesslin



Linné

Zu den Großen, deren Name für immer auf ehernen Tafeln nicht nur in der Geschichte der Wissenschaft, sondern der Geschichte der Menschheit leuchten wird, gehört Karl Linnaeus oder, wie er seit seiner Nobilitierung im Jahre 1762 genannt wurde, Karl von Linné. Geboren am 2. Mai 1707 zu Rashult als Sohn eines Landpredigers, mußte er sich auf der Schule zu Wexiö und später auf der Universität in großer Dürftigkeit durchschlagen und war auf fremde Unterstützung angewiesen. Er wandte sich anfangs der Theologie, später der Medizin als Brotstudium zu, beschäftigte sich indes so eingehend mit Botanik, daß er schon 1732 als Student in Upsala sein auf die Blüten der Pflanzen gegründetes System entwarf. Man bewilligte ihm 60 Taler zu einer halbjährigen botanischen Untersuchung Lapplands, aus der die Lappländische Flora erwuchs. Es gelang ihm dann, sich die Mittel zu einer Reise nach Holland zu verschaffen, die ihn von 1735—38 von seiner Heimat fernhielt und auch nach England und Frankreich führte. Während dieser Reise erschienen seine ersten Hauptwerke, schon 1735 das Systema Naturæ, das nicht nur die Klassifikation der Pflanzen, sondern auch die der Tiere umfaßt; 1737 die Genera Plantarum, die Gattungen der Pflanzen. Im Jahre 1738 nach Stockholm zurückgekehrt, suchte er sich zunächst durch ärztliche Praxis zu ernähren, erhielt indes bald eine Anstellung als Regierungsbotaniker, in welcher Eigenschaft er die Provinzen Schwedens zwecks deren botanischer Erschließung bereiste. 1741 war er an der Begründung der Stockholmer Akademie der Wissenschaften beteiligt. Bald darauf erhielt er eine Professur an der Universität Upsala, anfangs für Anatomie und Medizin, später erst für Botanik, die er bis zu seinem am 10. Januar 1778 erfolgten Tode innehatte. Seit dem Jahre 1764 lebte er gewöhnlich auf seinem bescheidenen Landsitze in Hammarby bei Upsala.

Die Verdienste Linnés um die wissenschaftliche Biologie können gar nicht hoch genug bewertet werden. Sein reformatorisches Genie ergriff den Teil der Pflanzen- und Tierkunde, der zu jener Zeit der Reform am dringlichsten bedurfte. Dies war die Systematik. Nachdem schon Joseph Tournefort die Familien und Gattungen der Pflanzen vielfach mit bewunderungswürdiger Schärfe festgestellt hatte, brachte erst Linné volle Ordnung in die Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit, in der die Pflanzen- und Tierwelt den Erdball bevölkert, indem er die festen Artbegriffe schuf und durch kurze, genial abgefaßte

Beschreibungen festlegte. Wohl hatten auch seine Vorgänger auf den Gebieten der Zoologie und Botanik schon die Arten in der Anschauung unterschieden; doch ihre begriffliche Fassung war eine unvollkommene, da sie den Gattungsnamen nur mehr oder weniger langatmige Beschreibungen hinzuzusetzen wußten. In seiner logischen Schärfe benannte Linné jede Art mit zwei Namen, wie man einen Menschen durch zwei Namen bezeichnet. Ein Hauptwort pflegt bei Linné die Gattung, ein Eigenschaftswort gewöhnlich die Art zu bedeuten; doch verwendet er auch dann und wann Hauptworte als Artnamen, z. B. Leontodon Taraxacum. Diese strenge Fassung der Artbegriffe durch seine binäre Nomenklatur nebst den angehängten kurzen Diagnosen, die andern Botanikern eine Unterscheidung seiner Arten ermöglichte, hat die erfolgreiche Fortentwicklung der systematischen Botanik und Zoologie angebahnt. Er war ein Meister in der Beschreibung mit wenigen Worten, die immer die charakteristischen Eigenschaften zu treffen wußten. Manchmal kommt sogar ein leichter Humor zum Ausdruck. So fügt er der Diagnose von Canis familiaris, dem Hunde, die Worte hinzu: Mingit supra lapidem, cum socio sæpius.

Wenn Linnés Hauptverdienst in dieser Feststellung der Arten durch binäre Nomenklatur und kurze Diagnosen erblickt werden muß, so war er doch keineswegs, wie ihm gewöhnlich nachgesagt wird, Anhänger einer völligen Unveränderlichkeit der Arten. Im Gegenteil, er hob die Variationen bei der Fortpflanzung, von der später Darwins Deszendenztheorie ausging, mit allem Nachdruck hervor, und er spekulierte darüber, ob nicht manche Arten aus anderen hervorgegangen sein könnten, z. B. durch Kreuzung. Linné war ferner bemüht, die gesamten morphologischen Merkmale der Pflanzen durch klare und scharfe Ausdrücke festzulegen, und seine Philosophia botanica von 1751 ist in erster Linie ein Repertorium dieser morphologischen Terminologie.

Die zweite große Tat Linnés war sein System. Es war ein großartiges logisches Schema, in das er alle damals bekannten Pflanzen übersichtlich einordnete, und das in seiner Knappheit und Schärfe ein Seitenstück zu seinen Artbestimmungen und seiner Terminologie bildet. Für die damalige Zeit war Linnés Klassifikation der Pflanzen ein Meisterstück. Daß man es bis auf unsere Tage in den Schulen gelehrt hat, war allerdings ein Mißgriff, weil es der Anschauung von den natürlichen Gruppen der Pflanzen nicht hinlänglich Rechnung trägt und die Aufmerksamkeit des Anfängers von Hauptsachen auf Nebendinge ablenkt. Selbst den angeblichen Vorzug, daß man nach Linnés System eine wildwachsende Pflanze am leichtesten und sichersten bestimmen könne, habe ich meinerseits nie anzuerkennen vermocht.

Was die wissenschaftliche Bedeutung von Linnés System anlangt, so hat er selbst es nur als ein künstliches und damit als eine provisorische Klassifikation der Pflanzen betrachtet. Während in seinem System der Nachdruck auf Zahl und Verbindungsweise der Staubgefäße und Griffel gelegt wird, also willkürlich herausgegriffene Merkmale die Grundlage bilden, schaute doch Linné im Geiste durch diese künstliche Klassifikation hindurch die Ordnungen und Familien eines natürlichen Zusammenhanges der Pflanzen, wie er in der Systematik der Gegenwart gelehrt wird. Darum war ihm auch die Übereinstimmung im Bau aller Teile einer Pflanzengruppe das systematische Ideal, weil dadurch natürliche Gruppen umschrieben werden. So weit als möglich suchte er die natürlichen Familien der Pflanzen, wenigstens die größten und wichtigsten, mit Klassen seines künstlichen Systems zu identifizieren, deren Merk-

male und Definition er dann allerdings von der Beschaffenheit der Staubgefäße und Stempel herleitete. So decken sich die Familien der Orchideen, Kompositen, Papilionazeen, Ranunkulazeen, Rosazeen, Kruziferen, Labiaten u. a. m. mit Klassen oder Ordnungen des Linnéschen Systems. In seinem künstlichen System steckte also gleichsam schlummernd das natürliche System bereits drin; selbst Monokotylen, Dikotylen und Polykotylen hat er schon unterschieden, welch letzterer Name sich auf die Nadelhölzer bezieht, die man in späteren Systemen noch lange zu den Dikotylen gestellt hat. Linné wollte offenbar nicht die Bruchstücke eines natürlichen Systems liefern, was ihm ein leichtes gewesen wäre, sondern er wollte eine für seine Zeit zweckmäßige Klassifikation aufstellen, durch welche die Gesamtheit der Pflanzen zusammengefaßt wurde, Ordnung in das Chaos der Naturformen kam und es wegen der streng logischen Durchführung der Gliederung seines Systems möglich wurde, neu zu entdeckende Arten ohne Schwierigkeit einzureihen. Weil aber Linnés System nur teilweise den natürlichen Gruppen der Pflanzen gerecht wird, mußte es später konsequent durchgeführten natürlichen Anordnungen weichen, wie sie von Jussieu, Decandolle, Endlicher u. a. geliefert wurden. Heute besitzt Linnés System nur noch historisches Interesse; für seine Zeit aber war es ein gewaltiges Geisteswerk.

Als Bahnbrecher in seiner Wissenschaft mußte Linné einseitig sein, denn die schon damals bestehenden Aufgaben auf dem Gesamtgebiet der Botanik waren viel zu umfangreich, als daß ein einzelner Menschengeist, auch wenn er zu den größten gehörte, sich ihrer Bearbeitung hätte widmen können. Es berührt daher wunderlich, wenn neuere Geschichtschreiber der Botanik an Linné herummäkeln und tadeln; wenn sie ihm vorwerfen, daß er keine eigenen biologischen Beobachtungen angestellt, daß er die falschen entwicklungsgeschichtlichen Ansichten seiner Vorgänger kritiklos hingenommen, kurz, daß er von der Natur der Pflanze nicht viel gewußt habe. Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, daß der Tag nur 24 Stunden besitzt, daß Linné einer der arbeitsamsten Männer war, die gelebt haben, und daß es selbst für seinen Feuergeist unmöglich sein mußte, mehr zu leisten, als er geleistet hat. Daß er selbst volles Bewußtsein davon hatte, mit seiner klassifizierenden Tätigkeit die Probleme der Botanik nicht erschöpft zu haben, geht schon aus der Äußerung hervor: „plantam, non plantas cognoscere“ — die Pflanze, nicht die Pflanzen kennen — müsse das Endziel der Wissenschaft sein. Während er selbst sein Leben auf das Unterscheiden der Pflanzen verwendete, schaute er im Geiste eine künftige Botanik, die das Wesen und die Natur der Pflanze ergründen müsse. Wenn Linné heute getadelt wird, weil er dies oder jenes nicht getan habe, so befindet er sich damit in der Gesellschaft vieler großen Geistesfürsten, die von der Kritik der Epigonen nicht besser behandelt werden, und unter denen nur Aristoteles genannt sein möge.

Prof. Dr. J. Reinke



Das Kommen der kriegslosen Zeit

Moritz von Egidy hat die kriegslose Zeit kommen sehen, ja in seinem hie und da etwas bodenlosen Optimismus glaubte er, wir seien eigentlich schon mitten drin. Die Nüchterneren unter den Friedensfreunden teilten diesen Glauben nicht; aber immerhin war es begeisternd, diesem Edelanarchisten zuzu-

hören, wenn er in markigen Zügen die Umrisse der gewaltlosen Ära skizzierte. Und jedenfalls ist die Tatsache nicht zu bestreiten, daß innerhalb der europäischen Staatengemeinschaft die Kriege wesentlich seltener geworden sind. Vergleicht man beispielsweise bei Berndt, „Die Zahl im Kriege", die Tabellen, die das 19. Jahrhundert mit seinen kriegerischen Verwicklungen darstellen, mit den Bildern früherer Zeiten, so staunt man über die vielen weißen Fächer des Schachbretts, welche die Friedensjahre bedeuten und welche ganz gewaltig überwiegen gegenüber den schwarz angestrichenen Kriegsjahren; ja der Gedanke, daß der Krieg, der früher die Regel war, zur Ausnahme degradiert wird, drängt sich förmlich auf, und sollte von hier aus nicht auch die Vermutung erlaubt sein, daß die Menschheit, die sich doch im allgemeinen aus der Barbarei herausarbeitet und sich der Gesittung entgegenstreckt, wirklich auch dem Krieg entwachsen und dem Rechts- und Dauerfrieden zustreben wolle?

Ich verkenne gar nicht das Gewicht der Gegengründe. Ich weigere mich auch nicht, das Goethesche Wort: „Nichts kann der Mensch weniger ertragen als eine Reihe von guten Tagen" auf das Völkerleben anzuwenden. Ich verstehe auch ganz gut die Position Paulsens, die er in die Worte faßt: „Ein Leben ohne Hemmung und Widerstand, ohne Kampf und Not, — es würde dem Willen, wie er ist, nicht zusagen. Das absolut schmerz- und furchtlose Leben würde uns bald geschmacklos und unerträglich vorkommen; denn mit den Ursachen des Schmerzes wäre aus dem Leben entfernt alle Gefahr, aller Widerstand, alles Mißliche, damit alle Anstrengung und alles Ringen, die Aufregung vor dem Wagnis, der Drang des Kampfes, das Frohlocken des Siegs." Aber — die Energie in Ehren, mit welcher dieser Philosoph der Kampfeslust das Problem des Schmerzes anfaßt — so muß doch gesagt werden, Schmerz und Kampf und Gelegenheit, die Kraft des Überwindens zu üben, hätte die Menschheit genug, auch wenn sie aufhörte, sich selbst zu zerfleischen, auch wenn der Krieg wirklich das würde, was der Engländer Pauncefaute von ihm gesagt hat, — ein Anachronismus.

Warum bekriegen sich die Menschen? Die Gründe haben mit dem Fortschritt der Zeiten gewechselt. In der Urzeit taten sie es, um einander ihre Jagdgründe streitig zu machen, um einander ihre Weiber zu rauben, um etwa auch die gefangenen Feinde aufzufressen, in dem naiven, mit dem Totemismus zusammenhängenden Glauben, als ob man die Kraft und List des Feindes damit, daß man ihn verzehrt, sich aneignen könne. Dann kam die Zeit, da man Kriege führte, um Sklaven zu machen. Die Menschheit hat sehr lange gebraucht, bis sie einsah, daß die Arbeit des freien Mannes wertvoller sei als die des Sklaven, und es ist ein sehr weiter Weg von dem biblischen: „Wenn du als Sklave geboren wirst, suche nicht frei zu werden", bis zu dem Schillerschen „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren", und bis zu der Antisklavereikonferenz vom Schluß des vorigen Jahrhunderts. Es folgte die Periode der Weltreiche mit ihrem alle Grenzen überflutenden Ausdehnungsdrang, erklärlich nicht etwa bloß aus der Agrarverfassung der betreffenden Staaten, durch die sie sich gezwungen meinen konnten, für die nachgeborenen Geschlechter Neuland zu beschaffen, sondern aus der Macht irgend einer eigenartigen und mit Energie erfaßten Kulturidee, die ihrerseits auf Expansion hindrängte. Die Möglichkeit, Kulturideen ohne kriegerische Unternehmungen zu verbreiten, mußte sich übrigens früh genug aufdrängen. Und die Meinung, daß man die Grenzen um der Gewinnung neuer Ländereien willen

verschieben müsse, gehört auch einer weit zurückliegenden Vergangenheit an. Wenn heutzutage ein Land erobert wird, so werden seine Einwohner — das gilt wenigstens von Europa — in der Regel weder von ihren Höfen noch von ihren Hufen verdrängt; der Eroberer gewinnt keinen Ackergrund für seine überschüssige Bevölkerung. — Nicht eben tief ist die Behauptung, daß man Kriege führen müsse um der Märkte willen; jedes politische Kind weiß, daß man Märkte nicht mit Kanonen, sondern mit Warenproben erobert. — Aber gleicht nicht die Menschheit den Rudeln hungriger Hirsche, die sich um die Futterplätze streiten, wenn das Gras alle zu werden droht? Hat nicht Malthus recht, wenn er behauptet, daß die Menschheit notwendigerweise von Zeit zu Zeit auf die Grenze der Existenzmöglichkeit stoßen müsse, sintemal sich die Menschen in geometrischer Progression vermehren, während die Nahrungsmittel nur in arithmetischer Progression zunehmen? Muß nicht immer wieder der Proletarier das Wort vernehmen: Hinaus mit dir; für dich ist kein Platz am Tische der Natur gedeckt? Und sind wir nicht genötigt, Eroberungskriege zu führen, wenn wir unsre überschüssige Bevölkerung vor dem Hungertode bewahren wollen? Die Ansicht des Pfarrers Malthus ist nicht bloß roh, sie ist zum Glück auch falsch. Tatsächlich vermehren sich die Nahrungsmittel so schnell wie die Menschen, haben ja doch alle Gewächse der Erde die Tendenz, so gut wie die Menschheit, ins Unendliche zu wachsen. Natürlich ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aber daß die Ausbeutung der Natur mit der Vermehrung der Menschen gleichen Schritt halten kann, sollte nicht geleugnet werden. Die Bevölkerung Amerikas hat sich in hundert Jahren versechsfacht, der Reichtum des Landes aber, d. h. die Subsistenzmittel, haben sich in derselben Zeit verzehnfacht. Immerhin mag zugegeben werden, daß die Subsistenzmittel heute noch der zu kurz und zu schmal geratenen Decke gleichen, an der die Menschen — wie weiland die drei gerechten Kammacher Gottfried Kellers — zerren. Es steht aber nirgends geschrieben, daß sich die Decke nicht vergrößern, d. h. daß die Produktivität der Erde sich nicht durch intensive Wirtschaft verzehnfachen, ja verhundertfachen ließe. In Wahrheit gilt noch heute Schillers Wort: „Raum für alle hat die Erde."

Oder sollte der Krieg unvermeidlich sein um des Rassengegensatzes willen? Sind die Menschen einander tatsächlich so verhaßt, daß sie immer wieder von Zeit zu Zeit ihre Hände in das Blut der Rassenfeinde tauchen müssen aus keinem andern Grunde, als weil sie sich nach Haut oder Gesichtsbildung voneinander unterscheiden oder weil sie einander nicht riechen können? Aber wo sind denn die Amokläufer unter uns, die morgens mit dem Gedanken aufwachen, heute einen Chinesen zum Frühstück zu verspeisen oder einen Semiten am Spieß zu braten? Wenn nicht die skrupellose Hetze der Unverantwortlichen wäre, so würde niemand daran denken, aus dem Rassengegensatz einen Kriegsgrund zu machen.

Am schwersten scheint mir folgender Einwand ins Gewicht zu fallen. Die Menschen scheinen durch das Gesetz der Trägheit gelähmt und unfähig zu sein, sich aus eigener Initiative aus verrotteten Zuständen herauszuarbeiten; es muß von Zeit zu Zeit ein Sturm kommen, der den Moder ausfegt. Die Gegend von Mainz würde heute noch unter dem Krummstab stehen, wenn nicht die Revolutionskriege und die napoleonischen Kriege Auskehr gehalten hätten. So kommt die Entwicklung der Menschen immer wieder an gewisse Knoten — könnte man uns entgegenhalten —, die sich nicht lösen, sondern nur mit dem

Schwert zerhauen lassen. Die Erdrinde hat sich auch nicht bloß durch lauter sanftmütige Anschwemmungen gebildet; es ist durch Eruptionen und Zusammenbrüche hindurchgegangen. Die Zusammenbrüche im Gebiete der Menschheitsgeschichte aber heißen — Krieg. Der Krieg allein, könnte einer sagen, bewahrt die Welt vor dem Schicksal des Verfaulens; er ist das notwendige Korrektiv, das die Weltgeschichte braucht, um unhaltbar gewordene Zustände zu beseitigen. Ich gestehe: diese Einwürfe sind nicht leicht zu nehmen. Nichtsdestoweniger ist zu hoffen, daß die friedliche Form des Fortschritts allmählich zur Regel werden wird, so gewiß als bei der Erdentwicklung die Eruptionen und Zusammenbrüche zurückgetreten sind hinter den langsamen Ansammlungen der anorganischen Stoffe. Die Art, wie sich Norwegen von Schweden loslöste, muß zur Regel werden; die Art, wie die Brasilianer mit Dom Pedro fertig geworden sind, muß sich durchsetzen gegenüber der gewaltsamen Art, welche die Mexikaner gegen Maximilian angewendet haben. Das wird so kommen, weil die Menschheit aus der Barbarei der Gesittung entgegenstrebt, weil der Abscheu vor der Gewaltanwendung ihr immer tiefer eingeprägt werden wird.

Gewiß, vorderhand werden wir ohne Gewalt noch lange nicht auskommen. Auch die Friedensfreunde brauchen noch ein Korrektiv, wenn es nicht zur Ruhe des Friedhofs kommen oder wenn unhaltbare Zustände nicht verewigt werden sollen. Worin besteht dieses? Es ist immerhin denkbar, daß die unbeschränkte Auswanderung, welche die Hospitalität von seiten des zu besiedelnden Staats zum Korrelat hat, genügen dürfte, um der Welt neues Blut zuzuführen, um allmählich auch die alt und unerträglich werdenden Verhältnisse umzugestalten und kranke Volkskörper zu erneuern. Dazu müßte natürlich eine den Globus umspannende Rechts- und Wirtschaftsordnung kommen; darin würden wir die sicherste Garantie für die Erhaltung des Friedens sehen. Bis auf weiteres aber wird man wohl auf die Gewaltanwendung nicht ganz verzichten können. Das Mittel der Bundesexekution oder des Polizeikriegs muß gegenüber verkommenen Völkern, die gegen jeden sittlich-rechtlichen Fortschritt sich intransigent erweisen, als ultima ratio ins Auge gefaßt werden. Ein Polizeikrieg aber ist etwas anderes als ein nationaler Interessenkrieg. Er wird, wenn er von sämtlichen die Exekution vollstreckenden Kulturnationen als letztes Rechtsmittel aufgefaßt wird, auch ohne die Greuel durchgeführt werden, durch welche der europäische Name z. B. noch durch die Expedition gegen China geschändet wurde. Wenn aber die widerspenstige Nation vernünftiger Erwägung noch einigermaßen zugänglich ist, so wird sie sich sagen: Es ist besser nachzugeben, als die Existenz, die ja durch das Zusammenwirken sämtlicher Vertragsmächte aufs äußerste bedroht wäre, zu riskieren. So scheint denn doch das Morgenrot der kriegslosen Zeit von ferne tatsächlich heraufzudämmern.

Was aber, wenn wir dieser Zeit entgegengehen wollen, unter allen Umständen abzuweisen ist, das ist der Gedanke an die Neuverteilung der Erde, wie er heute in nicht wenigen nationalistischen Köpfen auch im deutschen Vaterlande spukt. Daß Deutschland bei der Teilung der Erde zu spät und darum zu kurz gekommen sei, daß es sich seinen Platz an der Sonne erst erkämpfen müsse, daß das deutsche Volk zu den aufstrebenden Nationen gehöre, die als solche berechtigt seien, alt gewordene absterbende Völker aus ihrem Besitztum zu verdrängen, daß dem edel angelegten deutschen Volk der Wille zur Macht, die Herrenmoral systematisch eingeimpft werden müsse, daß es als ein Herrenvolk das Recht habe, sich in der Politik jenseits von Gut und Böse zu stellen, —

diese Stilblüten kann man heute in jeder nationalistischen Redaktionsstube gedeihen sehen. Daß andere Völker ebenso von der Macht- und Herrschbegier ergriffen sind und ihrerseits ausgreifen, ist keine Entschuldigung für die guten Deutschen, die es besser wissen könnten, und denen es ihr Lehrmeister, das Christentum, ins Stammbuch geschrieben hat: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Selbst die Gefahr, daß der Deutsche, wenn er sich mit dem Erworbenen begnügte, zu kurz kommen müßte, weil die andern weniger skrupulös im Zugreifen seien, ist nur eine eingebildete. Denn einmal ist ein Reich wie das deutsche in seiner geschlossenen kompakten Einheit viel stärker als ein englisches oder russisches Weltreich mit ihren riesigen Angriffsflächen, die sich erst vor kurzem beide als Kolosse mit tönernen Füßen zeigten; und zum andern hat das deutsche Volk nach den Worten Dernburgs schon jetzt in seinen Kolonien ein Ansiedlungsgebiet doppelt so groß als das Mutterland.

O. Umfrid



Junge Mädchen in sozialer Hilfsarbeit

Auf dem Gebiet der humanen Bestrebungen ist es eine neue Erscheinung, daß schon die ganz jungen Mädchen aufgerufen werden, an der Arbeit betätigter Menschenliebe mitzuhelfen. In frühern Zeiten hätte das kaum geschehen können, weil man die Anschauung hegte, daß junge Töchter sich nur im engsten, ihnen nächsten Kreise nützlich machen sollten, und weil andererseits das Elend der Ärmeren nicht so offenkundig vor aller Augen lag. Heute ist die Not des Volkes derartig angewachsen, die Unzufriedenheit und Bedürftigkeit der unteren Klassen begegnet uns so häufig, so dringlich mahnend, daß jeder, der den Segen einer gesicherten Existenz genießt, sich verpflichtet fühlt, Interesse und Kraft den minder Begünstigten zuzuwenden.

Nicht darauf dürfen wir uns beschränken, von dem uns entbehrlichen Geld oder Geldeswert zu spenden; es wird viel mehr und Besseres gebraucht: Gedanken, Zeit, Wissen; vor allem die warme Anteilnahme des Herzens! Ohne diese gibt es nirgends richtiges Erkennen und niemals echtes, versöhnendes Helfen. Weil nun gerade dieser Punkt, das persönlich-menschliche Teilnehmen am Leiden anderer, so besonders wichtig und recht eigentlich ein weibliches Gebiet ist, deshalb haben viele Frauen sich zusammengetan, um im größern Maßstabe Gutes zu wirken, und sie wollen nun auch die Herzen der Jugend daran mittun lassen, auf Grund ihrer natürlichen Fähigkeit zur Menschenliebe.

Der Begriff „Gutes wirken" umfaßt jedoch weit mehr als bloße Hilfsbereitschaft; er setzt Einsicht, Kenntnisse, Erfahrungen voraus, die erst erworben werden müssen, damit neben dem Willen zu helfen auch das Können steht. Es gibt gar viele, die trotz bester Absichten ganz ungeübt sind und nicht wissen, wie man das Nützliche richtig anfängt, weil sie niemals darüber belehrt worden sind; deshalb ist es ein so schönes Unternehmen, daß nun die Erfahrenen alle jüngern Kräfte sammeln und anleiten wollen.

Wir verstehen unter „sozialer Hilfsarbeit" die tätige Mitwirkung des einzelnen zum Nutzen anderer, irgendwie Bedürftiger, das persönliche Tun zum

Wohle der Gesamtheit. Wir haben dafür noch ein anderes, näher bezeichnendes Wort: Wohlfahrtspflege! Darin drückt sich Absicht und Leistung vollkommen aus; es nennt die beiden Hauptfaktoren: wohltuende Gesinnung und Pflege, d. h. die zielbewußte, zweckmäßige und geduldige Bemühung, um das Befinden anderer zu bessern.

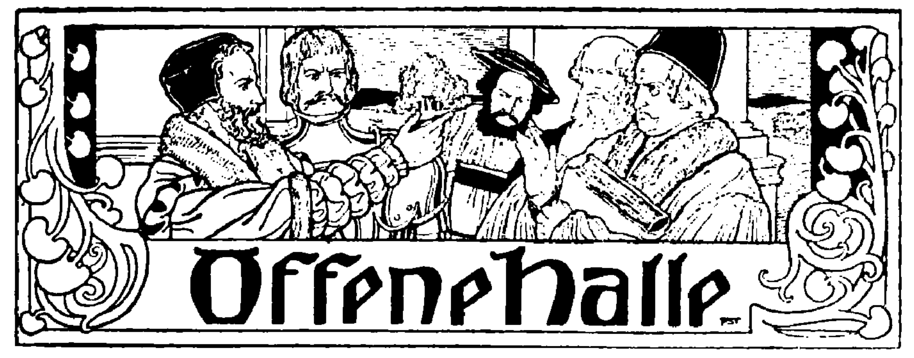
So unendlich verschieden Arten und Wege sind, auf denen man in dieser Richtung arbeiten kann, so haben sie doch alle einen gemeinsamen Zug: jedes wohltätige Bestreben muß im Zeichen der Freude stehen! Die Wohltätigkeit ist freilich für jeden, der sich ihr widmet, eine ernste Aufgabe insofern, als sie nie wie ein Spiel gehandhabt werden darf, das heute eifrig ergriffen und morgen wieder fortgelegt wird, weil es heute beseligt und morgen ermüdet; aber sie ist keine grämliche Pflicht, oder gar eine Last, der man sich seufzend unterzieht. Wohltätigkeit zu üben ist vielmehr ein fröhliches Recht, ein wundervolles Vorrecht derer, die an schönen Lebensgütern so viel empfangen haben, daß sie davon mitteilen können, mit der Energie eines freien Willens und mit der Zartheit eines warmen Herzens, immer eingedenk zweier Punkte: daß eines Vorrechtes nur wert ist, wer sich um deswillen vor dem Rechtlosen niemals überhebt, und daß ein Mensch, der leidet, ganz besonders leicht verletzbar ist.

Von den genannten schönen Lebensgütern hat fast jedes Mädchen der gebildeten Kreise einen Vorrat, den ihre Familie oder ihr Beruf nicht völlig beansprucht, von dem sie also einen Teil zur allgemeinen Hilfsarbeit beisteuern kann. Die Summe all dieser vakanten Fähigkeiten im Dienst der Humanität zu verwerten, ist der Grundgedanke einer noch jungen Institution der „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Arbeit". Diese sind in verschiedenen Städten begründet, und ihre Mitglieder betätigen sich bei vielen Wohlfahrtseinrichtungen, in Krippen, Volkskindergärten, Waisenhäusern, Volksküchen; bei der Sorge für Altersschwache und für geistig zurückgebliebene Kinder. Überall kann die Helferin nach Anlage und Neigung, sowie nach dem Maß der verfügbaren Zeit sich ihren Platz wählen. Wieviel die einzelne kann oder tut, darauf kommt es nicht an; auch die kleinste Leistung ist eine willkommene und nützliche, sofern sie freudig geboten und — mit Treue eingehalten wird, denn nur so wurzelt man wirklich fest in den Zwecken, denen man dient. Dienend fügen wir unsere kleine Tat einem großen Werke ein, und wie einerseits die eigene Persönlichkeit sich daran tüchtiger entwickeln soll, so muß sie andererseits in gewissem Sinne sich darin unterordnen. Der ideellen Sache gilt es in erster Linie, und so sind wir Mitwirkenden alle außer uns selbst auch der Sache, dem Ganzen verantwortlich.

Die Tätigkeit unserer Gruppen soll ein Ausdrucksversuch sein für die Rechtfertigung, deren das vielfache Plus unserer Existenz den Armen gegenüber bedarf; und sie sollen eine Schule sein, die freudige Hilfsbereitschaft in die rechten Bahnen leitet.

Anna Krieger, Leiterin einer Gruppe in Königsberg i. Pr.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zum Christustypus

Eine Umfrage

I.

Unsere im Anschluß an die im Dezember- und Aprilheft des Türmers veröffentlichten Christusbilder Ludwig Fahrenkrogs ausgesprochene Bitte um Meinungsäußerungen über den in diesen Bildern geschaffenen Christustypus hat in so überraschend dankenswerter Weise Gehör gefunden, daß redaktionelle Rücksichten uns zwingen, die eingegangenen Antworten in zwei Abteilungen zu bringen. Das werden die Leser um so weniger bedauern, als einzelne dieser Meinungsäußerungen auch im Umfange die Bedeutung selbständiger Abhandlungen haben. Da ihr die Gelegenheit eines zusammenfassenden Schlußwortes verbleibt, in dem auch mehrere ganz knappe Urteile Platz finden werden, hat die Redaktion hier nur die angenehme Pflicht, allen verehrten Einsendern auch im Namen der Türmerleser innigsten Dank zu sagen.

* * *

Das Mißgeschick, daß wir kein beglaubigtes Bildnis Jesu besitzen, erscheint nicht so groß, wenn man bedenkt, wie unzureichend auch sonst die Ikonographie uns zu Hilfe kommt. Wie schwankend ist die echte Überlieferung des Typus Goethe, Mozart, Beethoven, wie konventionell und willkürlich dessen Verwendung! Wie gefährlich ist es, auf Grund von Münzen und dergleichen Standbilder zu bestimmen! Wir stehen den meisten historischen Typen etwa so gegenüber, wie das Brentano in einer köstlichen Novelle geschildert hat, wo das Publikum sich die Bildnisse aus den im Vorrat gemalten Typen herauszusuchen hat, nach einer Methode der Ausschließung. So fragen wir uns auch bei jedem neuen Goethe- oder Beethovenbild: Kann das etwa Goethe oder Beethoven sein? Überzeugt es uns? Glauben wir's?

Ähnlich fragen wir bei einem neuen Christusbild, mag es nun den bartlosen oder Barttypus zeigen. An sich ist gegen den ersteren gewiß nichts einzuwenden. Er ist archäologisch ursprünglicher bezeugt, und selbst wenn es nur ein Idealtypus wäre, so hat auch der Barttypus keine realere Grundlage. Wenn man in dem einen Typus den des Hermes oder Apollo oder Orpheus erkennt, dann mag man in dem andern den des Zeus, des Asklepios erkennen.

Übrigens bietet schon die griechische Kunst den Doppeltypus des unbärtigen und des bärtigen Dionysos. Eine in jeder Beziehung zutreffende Analogie!

Auch vom rein zeitgeschichtlichen Standpunkt aus ist mir der bartlose Typus insofern sympathisch, als ich mich bemüht habe, in meinem „Leben Jesu" zu zeigen, daß das Judäa zur Zeit Christi ganz unter dem Einfluß der hellenistischen Kultur stand. Die Architektur des Tempels war rein griechisch, die Namen griechisch oder gräzisiert, das Sektenwesen der Pharisäer, Sadduzäer und Essener beruhte ganz auf dem Vorbild der griechischen Philosophenschulen der Stoiker, Epikureer und Pythagoreer. Die Sitte, z. B. das Liegen beim Mahle, selbst beim festlichen Ostermahle, war griechisch. Warum sollte also Kleidung und Haartracht in Judäa von der allgemeinen Sitte der Zeit abweichen! Wenn man es für unwürdig hält, sich Christus rasiert und gestutzt zu denken, so ist es nicht weniger unwürdig, ihn mit mühsam gepflegten Locken zu denken. Man zog seit Alexander dem Großen die Bartlosigkeit wegen der größeren Reinlichkeit vor. Und man konnte die Vorstellung des wildwachsenden Haares und Bartes, wie dies die Sitte mancher Philosophen blieb, nicht von der Vorstellung ekelhafter Unreinlichkeit trennen. Daß Jesus die Waschung und die zur Waschung gehörige Salbung nicht verschmähte, wissen wir. Freilich wir brauchen ihn und keinen seiner Zeitgenossen, mit Ausnahme der Stutzer, allzeit glatt rasiert uns vorzustellen, am wenigsten bei den langen Wanderungen, beim vierzigtägigen Verweilen in der Wüste.

Aber mag nun der Künstler den einen oder den andern Typus vorziehen, er wird sich in dem einen Fall ebenso hüten müssen wie in dem andern, an den Barbier oder an den Friseur zu gemahnen. Und das scheint mir die Hauptsache. Er bilde den bärtigen Christus so, daß er nicht mit dem Haare, mit den Locken, mit dem Barte posiere; er bilde den unbärtigen Christus so, daß man an etwas anderes denke als daran, daß dieser Mensch gut rasiert und gestutzt sei. Es ist ein ähnliches Problem wie jenes andere der Bekleidung und Nacktheit. Auch da kommt es vor allem darauf an, daß man nicht den Eindruck hat: Den hat man angezogen! oder: Den hat man ausgezogen! Sondern man soll immer den Eindruck haben: Sehet, ein Mensch! Sehet, der Mensch! Die altchristliche Kunst, Lionardo und Michelangelo scheinen mir das auch mit dem bartlosen Typus erreicht zu haben. Ob auch unsere Zeitgenossen?

Damit komme ich schließlich noch auf eine bei dieser Gelegenheit angeregte Frage. Der Künstler hat ebenso einen wirklichen, vollen und ganzen M e n s c h e n zu schaffen, wie die Kirche und das Dogma in Christus einen wirklichen, vollen und ganzen Menschen sieht. Das Gegenteil ist nicht nur unhistorisch, nicht nur unästhetisch, sondern auch undogmatisch und unkirchlich. Wenn aber die moderne Kunst meint, sie könne nicht zugleich den G o t t darstellen, so scheint sie ihre eigenen Mittel zu unterschätzen. Denn schon nach der alten genialen Entdeckung des Sokrates vermag die Kunst mit den Mitteln des Sichtbaren das Unsichtbarste auszudrücken und darzustellen, alles Seelische, Geistige, also auch das Göttliche. Was den alten Griechen gelungen ist, das sollten doch wir nicht als unmöglich erklären. Wenn ferner die heutigen Christusbewunderer vor allem den sich zur Heiligkeit emporringenden und mühsam emporarbeitenden Menschen betonen, so scheinen sie mir wieder das tatsächliche Phänomen der Genialität zu übersehen. Es gibt erfahrungsgemäß auf den Gebieten der Mathematik, Philologie, Poesie, Musik usw. Genies, die allerdings (ähnlich wie Christus) an Alter, Weisheit und Gnade allmählich zunehmen müssen, die

auch den Widerstand der Außenwelt zu verspüren haben, deren innere Arbeit aber nur in einer fortschreitenden, sieghaften Besitzergreifung des ihnen auf unerklärliche Weise von oben her angewiesenen geistigen Gebiets besteht, nicht in irrenden Versuchen, aus denen sich freilich minder begabte Talente erst durchkämpfen müssen. Wenn ich also auch nicht von jedem Künstler den kindlichen Kirchenglauben und nicht den mystischen Adlerflug über Raum und Zeit verlangen kann, so darf ich doch wenigstens erwarten, daß er in kongenialer Anschauung den Genius erkennt und darstellt, den Genius, der an sieghafter Genialität, an zweifelloser Klarheit doch eingestandenermaßen jene mathematischen und musikalischen Genien unendlich übertrifft. Dies Göttliche darzustellen, das sowohl die göttlichen Ideen der antiken Mythologie wie die der ganzen übrigen Welt- und Kulturgeschichte überragt, das ist von der Kunst mit Recht angestrebt und vielleicht auch hie und da erreicht worden. Es ist nur eine Steigerung und Vereinigung der beiden künstlerischen Hauptaufgaben: Darstellung der ideenerfüllten Persönlichkeit, Darstellung der personifizierten Idee.

Wien. Richard von Kralik

* * *

Als ich zum ersten Male eine Verkleinerung des Fahrenkrogschen Bildes „Jesus predigend" sah, kam es über mich wie ein Augenblick stiller Weihe. Schon am nächsten Tage bot ich eben so einen Augenblick meinen Schülern und Schülerinnen der Oberklassen, wie auch denen von der Maschinenschule der Kriegsmarine. Längst schon hatte ich ihnen im Religionsunterrichte gesagt, daß das übliche Christusbild, wie es ein Maler dem anderen mit geringen Abweichungen nachmalt, weder geschichtlich haltbar sei, noch auch den Jesus wiedergebe, wie ihn uns die Evangelien, besonders die ersten drei, erscheinen lassen. Bei jeder Gelegenheit hatte ich die Schüler erkennen gelehrt, daß die überlieferten mannhaften Worte und Taten Jesu in dem herkömmlichen süßlichweibischen Christusbilde keinen Ausdruck finden. Aber eins fehlte mir: das Bild, welches meiner Beschreibung Jesu entspräche. Einstweilen begnügte ich mich mit den aus dem christlichen Altertum überkommenen Bildern, die den bartlosen, kurzhaarigen jungen Mann darstellen, verschwieg aber nicht, daß diese Bilder ebensowenig wie die, die den bärtigen Christus darstellen, auf verbürgte Nachrichten zurückgehen, sondern ebenfalls den Christus widerspiegeln, wie er vor der Seele des Künstlers und seines Zeitalters gestanden hat.

Da überraschte mich Herrn Fahrenkrogs Jesus, dargestellt in dem Augenblicke, wo er zornesmutig in die bunte Menge hineinruft: „Wer dieser Kleinsten einen ärgert, dem wäre es besser, man hängte einen Mühlstein an seinen Hals und würfe ihn in das Meer, wo es am tiefsten ist!" Hier ergriff mich das, was ich längst gesucht hatte, mit weihevoller Gewalt. Zum ersten Male seit Dürers Zeiten wieder ein wahrhaft männlicher Christus, ein Heldengeist! Lange konnte ich mich von dem trotz seiner allerbescheidensten Maße doch eindrucksvollen Bilde nicht trennen, und ebenso erging es meinen Schülern. Und dann zeigte ich ihnen ein größeres schönes Lichtbild aus dem Röntgenschen Kunstverlage. Dies Bild erhielt dann einen dauernden Platz auf meinem Schreibtische, damit es täglich predige mir und meinen Besuchern.

Den Kunstverständigen unter denen, die das Bild betrachteten und sich nach seinem Inhalte erkundigten, zeigte ich zum Vergleiche die besten altchristlichen Bilder des bartlosen Christus. Wie sehr wurde doch da trotz äußerlicher

Übereinstimmungen der innere Abstand empfunden, auch der Abstand zwischen dem Einst und dem Heute! Man nehme einmal eins der besten der auf römischem Boden entstandenen Christusbilder (die vollständigste Zusammenstellung derselben hat mein hochverehrter Lehrer Herr Professor Dr. Nikolaus Müller in der Realenzyklopädie für Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. 4, S. 63—82 gegeben), etwa das von der im Berliner Museum befindlichen elfenbeinernen Rundbüchse, auf welcher neben dem Opfer Abrahams auch Christus im Kreise der Apostel dargestellt ist, oder die Christusgestalten vom Sarge des Junius Bassus in Rom. Zunächst wird den Beschauer an deren Zügen nichts fesseln. Das liegt teilweise darin begründet, daß nicht Künstler, sondern Kunsthandwerker die Schöpfer der genannten Christusbilder (wie übrigens auch aller anderen) waren; hauptsächlich aber darin, daß man in den Zügen Jesu das heroisch-Große gepaart mit stiller Einfalt zum Ausdrucke bringen wollte. Aber die pheidiasischen Zeiten lagen doch zu weit zurück, und zum Schaffen einer neuen Vorlage, vor allem zur Darstellung von bisher unbeachteten Seelenvorgängen war die Zeit schon zu alt und zu arm, wenn schon sie gelegentlich noch Neues hervorzubringen vermochte. Ich kenne in der Tat keines von den vielleicht achtzig Christusbildern (ich rechne die Darstellungen des „guten Hirten" nicht hieher), das die Blicke des Beschauers fesseln und eine weiheliche Sprache zu seiner Seele reden könnte.

Anders steht es mit einem 1½ Meter hohen Sarkophagstücke des Berliner Museums, dessen morgenländischen Ursprung Professor Dr. Strzygowsky in seinem Buche „Orient oder Rom", Leipzig 1901, bewiesen hat. Auch hier haben wir einen unbärtigen Christus vor uns; seine langlockigen Haare sind noch immer ungescheitelt. Professor Strzygowsky weist auf den engen Zusammenhang dieses Kopfes mit dem des Eubuleus und dem des Eros von Centocelle hin; wir haben also auch hier keine Neuschöpfung vor uns. Das sieht man auch aus der Haltung der Figur. Blick, Stellung der Beine, Haltung der Arme und Wurf des Gewandes erinnern an die Darstellungen des Sophokles, der den Griechen als eine Art Inbegriff von geistigen Höhen galt. Man übertrug also auf dem Boden griechischen Empfindens auf Christus weniger das heroisch-Große, als das geistig-Bedeutsame. Und das fesselt die Blicke der Kundigen so unwiderstehlich an die einfache Gestalt, die trotz ihrer Verstümmelung noch schön ist. Bei ihrem Anblick kann man wirklich Prof. Strzygowskys Worte nachempfinden: „Das ist eine vornehme, bedeutende Erscheinung; um ihr zu nahen, mußt du dein Bestes im Herzen bereit halten." Diese Gestalt kommt mir vor wie der letzte einsame Gruß aus einer Zeit, da sich ein unbefangenes Gemüt noch immer nicht daran gewöhnen konnte, Christus durch Glaubenssätze zu schauen.

Doch wie einer ist, so ist sein Christus. Byzantinische Verworfenheit paarte sich mit mönchischer Weltverachtung, und der schönheitstrunkene Geist des Griechentumes zog zu den grauen Schatten. Fortan gab man auch dem Christusbilde mönchische Züge: blasse Wangen neben der langen Nase, finstere Augen unter der schmalen Stirn, das lange, ungepflegte Haar gescheitelt, dazu einen mehr oder minder gespaltenen Bart. Was diesem Bilde an Hoheit abging, wurde durch eine entsprechende Umgebung aufgewogen: Da scharte sich ein Hofstaat von Engeln, Aposteln und Heiligen um den auf einem Herrschersitz thronenden Christus, in den der Hofsitte gemäß verhüllten Händen ihre Kronen tragend. Christus war hier zu einem byzantinischen Herrscher geworden.

Man gebe sich in dem verfallenden Ravenna der Betrachtung solcher Christusbilder hin: ich bin überzeugt, daß niemand befriedigt oder gar gehoben von dannen gehen wird. Und ich bezweifle, daß das in den Zeiten der Blüte byzantinischer Kunst anders gewesen ist.

Zu bedauern ist es, daß gerade das Christusbild, welches allein zur Grundlage der späteren Kunstentwicklung taugte, zugunsten eines unbedeutenden, Weltfrohsinn und Heldengröße Jesu verleugnenden Bildes unterging. Dieser byzantinische Christus, aus dessen Zügen man weder auf Jesu Verständnis für Menschenwerden, noch auf seinen Heldenmut und unbeugsame Mannhaftigkeit, noch auf die unerbittliche Geschlossenheit seiner sittlichen Lebensführung schließen konnte und kann, wurde zum Vorbilde der Christusbilder aller folgenden Zeiten und Künstler. Selbst Rembrandt und Dürer, und in unseren Zeiten Künstler, die trotz ausgetretener Pfade noch Eigenes schaffen wollten: Lingner, Schäfer, S. Schneider, Steinhausen, Uhde u. a. übernahmen das überkommene weichlich-süßliche Christusbild. Es war eine üble Frucht des jahrhundertelang gleichartigen Religionsforschens und Religionsunterrichtes, daß einem Christus ausschließlich als die Verkörperung des Milden, Weichlichen, Rührseligen, Weiblichen, Dulderisch-Nachgiebigen vorkam. Von diesen Bildern waren obendrein noch die Bearbeiter des Lebens Jesu abhängig, Renan und D. F. Strauß einbegriffen. Es war darum nur verständlich, daß männlich empfindende Männer und Frauen von diesem Christus nichts wissen wollten, und das bekannte Bild des Riesengeistes Klinger „Christus im Olymp" ist nichts anderes als das wohlverdiente Endurteil über diese Auffassung Jesu.

Die Geschichte lehrt diejenigen, die nicht mit vorgefaßten Urteilen und fertigen Bildern und fremden Maßstäben an sie herantreten, daß Jesus das Gegenteil eines weibischen Weichlings und eines geduldigen Lämmleins gewesen ist. Wer in seinem Neuen Testamente nicht Bescheid weiß, lese sich noch einmal die prächtige Zusammenstellung durch, die Herr Fahrenkrog im letzten Dezemberhefte des „Türmers" von mannhaften Taten und Worten Jesu gemacht hat. Wie der trotz seiner ungeschichtlichen Darstellungsweise unserem modernen Empfinden so nahestehende vierte Evangelist betont hat, wollte Jesus Leben und Kraft bringen. Mitleid ist aber nur eine einzige Seite dieses Lebenszieles! Somit tut also jede Darstellung dem Helden von Nazareth Gewalt an, welche ihn nur einseitig mit milden Zügen zeigt. Schon die faustischen Geister germanischen Stammes, Lionardo da Vinci, Michelangelo und Dürer empfanden das, indem sie Christus gelegentlich anders darstellten, als es sonst üblich gewesen war: die beiden erstgenannten je einmal bartlos, der letztgenannte als deutschen Helden. Auf eben dieser Bahn hat Herr Fahrenkrog einen bedeutenden Schritt nach vorwärts getan. Sein Bild ist eine künstlerische Tat. Und sein Recht war es, Christus nicht als ungewaschenen israelitischen Asketen darzustellen. Was Photius von seinem Zeitalter feststellte, daß jedes Volk sein eigenes Christusbild habe, muß auch für unsere Zeit Geltung behalten. Wir sind mangels urkundlich gesicherter Bilder auf Gedankenschöpfungen angewiesen. Gesichtszüge sind ein Schattenbild der Seele; so war es Herrn Fahrenkrogs Recht, Anklänge an die mit Christus geistesverwandten Hochgeister (Goethe u. a.) in seinen Christusbildern zu verwenden.

Und sein Bild spricht und fesselt wie keines der berühmten Zeitgenossen. Von diesen Augen, diesen Zügen, dieser Haltung kommt man nicht so leicht los.

Das zweite Große, was Herr Fahrenkrog geleistet, ist das, daß er Jesus nicht für jede Lebenslage dieselben Mienen und Haltung gibt. Wir haben hier eine Wiederanknüpfung an den Gedanken vor uns, der Dürer auf dem Titelblatt seiner Holzschnittpassion den in tiefen Schmerz versunkenen Christus darstellen ließ. Und so muß man die, welche in den Fahrenkrogschen Christusköpfen den Ausdruck der Nächstenliebe noch vermissen, auf die Zukunft verweisen. Ein Künstler, der den dornengekrönten Christus vor 5 Jahren als bärtigen Dulder und heute als unbärtigen Helden malt, wird uns auch Bilder schenken, in denen Christus neben anderen auch mitleidsvolle Züge trägt. Übrigens mögen sich alle Unzufriedenen vor das Gemälde stellen, sich tief in die hehre Gestalt versenken und sich dann fragen, ob der Träger solcher Züge auch der Nächstenliebe fähig sei. Die Antwort wird „ja" lauten. Und dann möge man das Bild in Kirchen und Unterrichtszimmer und Wohnstuben einziehen lassen, und zwar bald. Dann würden selbst „Freigeister" vor Christus Achtung gewinnen. Denn gerade von diesem Christusbilde gilt das oben angeführte schöne Wort Prof. Strzygowskys: „Das ist eine vornehme, bedeutende Erscheinung; um ihr zu nahen, mußt du dein Bestes im Herzen bereit halten."

Pola (österr. Küstenland). Pfarrer Lic. theol. Kurt Holtz

* * *

Der gewöhnliche Christustypus entspricht durchaus nicht meinem Ideal, weil darin die grandiose Manneskraft eines Religionsstifters, das Feuer der Begeisterung und die mit der unendlichen Milde verbundene große Festigkeit ebensowenig zum Ausdruck kommt, wie das Gefühl der weltgeschichtlichen Verantwortung, das ein Reformator gegenüber einer so stark gebauten Gemeinschaft, wie das Pharisäerjudentum war, an sich tragen mußte. Auch glaube ich, daß ein Galiläer eine gewisse hellenistische Art der Tracht und des Habitus angenommen hat, da Galiläa gegenüber dem Pharisäismus von Jerusalem sicher eine selbständige Stellung einnahm. Sodann muß berücksichtigt werden, daß es sich um eine Persönlichkeit handelt, welche im 31., höchstens im 33. Jahre bereits gestorben ist, also sicher neben der Gewalt der Persönlichkeit noch eine große Jugendlichkeit an sich tragen mußte. Ich glaube, daß die Bilder von Fahrenkrog diesem Typus näher kommen, mit Ausnahme des Kreuzigungsbildes, denn in diesem ist der Erlöser sicher zu alt, der Körper zu stämmig und die Muskulatur zu ausgebildet für einen, der sich gewiß nur geistig beschäftigt und gewiß nicht die Gelegenheit hatte, durch viele Körperübungen sich gewisse fast heroische Körperformen zu erwerben. Das Bild widerspricht auch völlig der Darstellung von „Jesu als Prediger", denn man muß berücksichtigen, daß zwischen beiden Formen 1, höchstens 3 Jahre dazwischen liegen können.

Ich muß dabei noch bemerken, daß der Typus von Lionardo oder von Andrea del Sarto meinem Ideale ebenfalls nicht entspricht, aber er stammt aus einer Zeit, in welcher man sich trotz der Entwicklung der Malerei aus dem Byzantinischen heraus immer noch scheute, die Persönlichkeit des Heilandes vollständig menschlich aufzufassen. Daß man aber heutzutage solche Interessen an der menschlichen Entwicklung Christi nimmt, ist ein günstiges Zeichen, denn ich habe bereits anderwärts hervorgehoben, daß gerade die Festhaltung der vollständig menschlichen Natur des Erlösers sowohl dem christlichen Gefühle, als insbesondere dem heutigen religiösen Bedürfnis entspricht. Die dem Johannis-

evangelium entsprechende metaphysische Betrachtungsweise ist eine Sache für sich und darf uns das ergreifende, tief tragische, menschlich anmutende Bild des christlichen Religionsstifters nicht nehmen.

Ich erkenne den Fahrenkrogschen Schöpfungen ein hohes, nicht nur künstlerisches Verdienst zu.

Berlin. Prof. Dr. Jos. Kohler

* * *

Die Frage nach dem äußeren Eindruck, den die Gestalt Jesu gemacht hat, scheint mir schlechthin unlösbar. Das beweisen auch die kräftigen und tüchtigen Bilder von Fahrenkrog, die Sie mir zugesandt haben, denn auch sie sind meines Erachtens genau so ungeschichtlich wie jedes andere Jesusbild. Ob Jesus langes Haar und Bart getragen hat, ist nebensächlich gegenüber der Frage, welcher Rassetypus in ihm verkörpert war. Auch wenn Fahrenkrog darin recht hat, daß der bartlose und kurzhaarige Jesus eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat, so ist doch das, was er bietet, so unorientalisch wie nur möglich. Ich würde seinen Jesuskopf als eine romanisch-germanische Mischform bezeichnen, die von vornherein jeden Gedanken an Nazareth ausschließt. Auch scheint mir, daß die Muskulatur des Gesichtes von anderen Seelenkämpfen spricht, als wir sie bei dem sündlosen Kinde Gottes voraussetzen dürfen, und daß sie ein höheres Lebensalter bezeichnet als das, in dem Jesus wirkte und starb.

Schöneberg-Berlin. Fr. Naumann

* * *

Alle diejenigen edlen Eigenschaften, zu denen meine Seele sich am meisten hingezogen fühlt, zu deren künftiger, ewiger Ausgestaltung sie — vielleicht unbewußt — die Anfänge und Keime in sich selber trägt, wird sie verkörpert in dem Bilde suchen, welches sie sich von ihrem Heilande schafft.

Es wird daher schwer halten, ein einheitliches Bild Christi aufzustellen, welches dennoch so vielartige Werte in sich schließt, daß ein jeder daran sein volles Genüge findet.

Auch Fahrenkrogs Jesus befriedigt mich nur halb. Dennoch steht er meinem Empfinden näher als die konventionellen akademischen Darstellungen, welche dem Volke aufgedrängt worden sind.

Haseldorf. Emil Schoenaich-Carolath

* * *

Ich habe mit lebhaftem Interesse den neuen Christustypus, den Fahrenkrog schaffen möchte, betrachtet. Seine Sehnsucht, von dem herkömmlichen Christustyp frei zu werden, ist durchaus berechtigt, ob ich nun an den geschichtlichen Jesus denke und seine Eigenart im Bilde des Künstlers verkörpert sehen möchte, oder ob mir Christus das Idealbild der Menschheit ist. Unser tieferes und klareres Verständnis der Schrift, das wir der modernen Theologie verdanken, hat uns die Erkenntnis geschaffen, daß der geschichtliche Jesus kein weichlicher, ewig wehleidiger und ewig gutmütiger Mann war, kein Mann ohne rechtes Mark, sondern eine Persönlichkeit mit energischem Wollen, der in straffer Zucht die Menschen zur Lebenswahrheit und Stärke führen wollte, ja eine Persönlichkeit von gelegentlich herber, asketischer Strenge, der das Leben

eine furchtbar ernste Sache war, auf die man nicht mit lächelndem Auge schaut. Diesem Jesus entsprechen die üblichen Jesusbilder mit ihrer manierierten Süßlichkeit ganz und gar nicht, weil sie von der Lebenswirklichkeit nicht die leiseste Spur an sich tragen.

Aber ich persönlich denke, wenn ich von Christusbildern spreche, nicht in erster Linie an die geschichtlich bedingte menschliche Gestalt, mir ist Christus das Idealbild der Menschheit. Dann aber ist mir nichts verständlicher, als daß jede Zeit und jedes Geschlecht diesen Jesus in immer wechselnder Eigenart darstellen muß und darf. Soweit ich die geschichtliche Entwicklung des Christustypus kenne, hat immer Darstellung und Auffassung dem entsprochen, was in jeder Zeit höchstes Wollen oder tiefste Sehnsucht war, worin die jedesmalige Menschheit ihr Innerstes wiederfand. Mithin hat der Künstler der Gegenwart volles Recht, in dem Christusbild, das seine Seele schafft, das alles auszudrücken, was in ihr und den Seelen seiner modernen Zeitgenossen als Höchstmenschliches lebendig ist. Das ist aber unzweifelhaft jetzt: eine Persönlichkeit sein, die immer aus den Tiefen schöpft, ein Meister und Herr, in dessen Augen der Sieg leuchtet, bei dem jedes Wort und jede Bewegung von schöner, selbstbewußter Kraft zeugt. Ich finde das in Fahrenkrogs Bildern wieder und freue mich dessen. Aber doch ist's nicht der Christus, den ich von unserer Kunst ersehne, und darum auch nicht der Christus, an den ich „glauben" kann. Ich vermisse einen Zug, ohne den mir der kraftvollste Christus starr bleibt: die reine Güte, die der feine, leise Unterton jedes Worts und alles Tuns ist. Diese unendlich reine Güte müßte die Christusgestalt durchleuchten, vor der ich in anbetender Ehrfurcht stehen möchte.

Charlottenburg. Pfarrer Dr. Luther

* * *

Schon seit Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" erschienen und auf Grund rassenpsychologischer Untersuchungen den Norditaliener Dante zu einem Langobardenabkömmling und den Nazarener Jesus zu einem Halbarier zu stempeln suchten, ist ein Wandel in den traditionellen Anschauungen über Bild und Wesen des Gottmenschen Jesus eingetreten. Man diskutierte immer heftiger über sein Aussehen, seine „Schönheit" und sein Wesen; fast gleichzeitig mit dem Erscheinen des Chamberlainschen Bekenntnisses wurde in Berlin eine „Christus-Ausstellung" eröffnet, die ihn von den verschiedensten Seiten menschlicher Wesenheit aus wiedergab, ohne indes an Haar- und Barttracht etwas zu ändern. Es ist ein kühnes und interessantes Unternehmen des trefflichen Malers Ludwig Fahrenkrog gewesen, in Bild und Schrift diese rein äußerliche Tradition wenn auch nicht direkt umgestoßen, so doch ins Wanken gebracht zu haben. Aufgefordert, zu den drei Christusdarstellungen, die dem Aprilheft als Beilagen mitgegeben sind, meine Ansicht auszusprechen, wird sie ohne weiteres nicht bei einem einfachen Ja oder Nein ihr Bewenden haben. Rein äußerlich betrachtet wäre es, abgesehn von allen kunsthistorischen Funden früherer Zeit, besonders aus den Katakomben, die nur für einen bartlosen und kurzhaarigen Jesus sprechen, nicht einzusehn, warum dieser allerdings absolut nicht weichliche weibische Dulderheld eben nur mit einem Spitzbart und langen Haaren in seiner göttlichen Erscheinung gedacht werden könnte. Im Gegenteil hat der schöne Bart auf vielen Christusbildern namentlich der jüngsten Vergangenheit dem Ausdruck direkt etwas Dekadentes, Verweichlichtes gegeben, das ebenso vage für die Charakterbestimmung Jesu bleibt, wie jene äußerliche Zusammen-

fassung seiner Lehren in „Demut und Mitleid“. Ein so *sentimentaler, kritikloser und intellektuell verweibter* Christus hätte zwar eine verwaschne Frömmigkeit im Sinne eines Säulenchristentums, nie aber eine Weltreligion schaffen können, die nahe an 2000 Jahre die größere Hälfte der Erde beherrscht. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß Jesus ein rücksichtsloser fanatischer Verfechter des „Willens zur Macht“ gewesen ist. Das war er nach all dem, was uns in den Synoptikern überkommen ist, nie und nimmer. Sondern dieser wunderbare Sämann, der mit dem Korn der Liebe über das steinige Galiläa schritt, und der die große Fähigkeit besaß, die Spreu vom Weizen, das Schlechte vom Guten, das Selbstische vom Selbstlosen zu trennen, dieser Jesus war, so stelle ich ihn mir vor, aus Liebe gütig im Grunde seines Wesens gegen alle, aber aus Liebe auch mitleidig mit den Schwachen und Armen im Geiste, und streng und manchmal bitter gegen die Reichen und die Selbstzufriedenen, denen er das Gleichnis vom Kamel und dem Nadelöhr zu kosten gab und die er in dem reichen Jüngling von der Wahrheit dieses Gleichnisses überzeugte. Seine Rede war nicht gewaltig wie die der Propheten und Schriftgelehrten durch das Feuer der asketischen Ekstase oder der kasuistischen Dialektik, sondern viel tiefer und erschütternder durch die absolute sittliche Wahrheit und Lauterkeit, die keine oratorische Macht brauchte, um in den echten Hörern einen unvergeßlichen Eindruck hervorzurufen. Gewiß fehlte diesem Revolutionär im edelsten Sinn der Menschheit nicht die Macht des heiligsten Zornes, wenn er die Wechsler und Krämer mit der Geißel aus dem Tempel trieb, nicht die unnahbare Hoheit, wenn er sein inneres Königtum vor dem Pöbel bezeugte, aber das tiefste Wesen seines Wesens ist in diesen dramatischen Momenten nicht zu suchen. Er war ein seltsames Mittelwesen zwischen Dichter und Philosoph, religiösem Dichter und religiösem Philosophen natürlich. Er blickte in die Natur um sich, wie er in die Seelen seiner Fischer und der Zöllner und Pharisäer sah, er holte aus der Natur, mit der sich seine friedvolle Seele eins fühlte, die Rohstoffe seiner Gleichnisse und aus den Herzen ihren menschlichen Sinn. Aber bei aller Tiefe und Schärfe des Blickes für alles, was um ihn war, sah er doch vor allem in sich. Er war der *wahrste* Mensch, weil er der *innerlichste* war. Und nur diese tatenscheuende Innerlichkeit seines Wesens hat ihn zu jener Tragödie bestimmt, in der er durch sein *Leiden* seine Lehre zum Siege führte, was ihm durch sein Handeln im Sinne der Propheten nie möglich gewesen wäre. So am äußerlich verrohten Ritus seines Volkes — und nur an die Juden hat er in der ersten Zeit seines Auftretens gedacht — leiden konnte er nur, wenn er zum mindesten ein Halbjude war. Es erhöht ihn um so mehr, wenn wir uns unter ihm nicht einen Römer oder Hellenen vorstellen, sondern den *unjüdischsten* Juden, der je gelebt hat. Denn antijüdisch war seine Lehre — man braucht nur an den Formelstreit der Sadduzäer und Pharisäer mit ihrer Scheinheiligkeit und ihrem Feilschen um Worte und Begriffe zu denken, um den Abstand zu ermessen. Und doch wie unhellenisch, um von allem Römischen zu schweigen, ist jenes Mitleid mit den Armen und Elenden, jene tiefe Liebe zu dem Nächsten, kurz jene Verklärung der Familiarität, wie sie im rohen Stadium am stärksten im Wesen des Semiten begründet ist. — Rechnet man noch hinzu, daß Jesus, dieser große Seelenträumer, der das Gleichnis von den Lilien auf dem Felde, die nicht säen und ernten, fand, stets nur an seine Mission dachte, so wird es uns fast unmöglich, ihn uns vorzustellen, wie er in die Badstuben einkehrt, um sich dort Bart und Haupthaar scheren zu lassen. —

So kann ich denn nach all den vorher geäußerten Vernunft- und Gefühlsgründen — und wie könnte bei so einem Problem eines allein genügen, um eine Lösung herbeizuführen — zwar intellektuell dem Versuch Fahrenkrogs, einen eigentümlichen Lang-Rundschädelkopf mit den Merkmalen zweier Rassen, aber doch unter starker Betonung des alexandrinisch-hellenistischen im Kontrast zu der früheren des Semitischen zu schaffen, meine aufrichtige Bewunderung nicht versagen, aber den neuen Typ als einen wesentlich glücklicheren nicht anerkennen. Im Gegenteil scheint mir der frühere in vielen Punkten weitaus richtiger zu sein, nur fehlte ihm fast durchgehend bisher jener Zug der erkämpften und in Qualen vertieften und geläuterten Gottmenschlichkeit und jenes Unsagbare, in dem sich die höchste magisch-suggestive Kraft mit der stärksten Innerlichkeit verbindet. Ich glaube, jener Erlöser Christus Jesus wird nie ganz von Menschenhand verkörpert werden.

Paul Friedrich

* * *

Da ich bereits im Septemberheft der „Monatschrift für Gottesdienst und Kirchliche Kunst“ von Spitta und Smend den Christustyp von Ludwig Fahrenkrog eingehender behandelt habe, darf ich vielleicht auf die dortigen Ausführungen zurückgreifen, wenn ich ein Urteil über die Auffassung des Künstlers abgeben soll.

Schreibt Lic. Dr. Schubring in „Der Protestantismus am Ende des 20. Jahrhunderts in Wort und Bild“: „Christus ist uns heute weniger eine historische Persönlichkeit als vielmehr ein überhistorisches Symbol“, so wird man der genialen Konstruktion Fahrenkrogs, für dieses Symbol des Übermenschen einen göttlich-menschlichen Ausdruck zu finden, seine Anerkennung nicht versagen können.

Aber Fahrenkrog nimmt nicht nur eine auf ästhetischen, physiognomischen, ja phrenologischen Kenntnissen beruhende Konstruktion vor, sondern er geht auch historisch zu Werke. Er beruft sich auf die bartlosen Idealbilder Christi aus der ersten Christenheit. Er sieht in Christus das Gegenteil des Nasiräers, an dessen Haar und Bart kein Schermesser kam. Er folgert aus 1 Kor. 11, 14, daß Christus kein langes Haar getragen haben kann. Er zeichnet den Idealmenschen, den Übermenschen, den Gottmenschen, der jedenfalls die engen Schranken des Judentums auch in seiner äußeren Haltung durchbrochen hat und auch in seinem Antlitz seine Eigenschaften, seine Liebe, seine Geduld, seine Tatkraft, seine Treue, seinen Scharfsinn, seine Kampfesfreudigkeit, seine Siegesgewißheit zum Ausdruck brachte.

Ist der erste Adam nicht bärtig zu denken, wieviel weniger der zweite Adam? Wird es keinem Künstler einfallen, den göttlichsten und vergeistigtsten unter den Jüngern Jesu, den Apostel Johannes, oder gar eine Engelgestalt bärtig darzustellen, so gilt es doch ebenso von Christus. Hier kommt nicht Mann und Weib in Betracht, sondern der Mensch in seinem höchsten und reinsten Bild.

Zugleich tritt Christus hiermit in die Reihe der Geistesheroen und Kraftmenschen, die unabhängig von der üblichen Barttracht ihrer Zeit bartlos gewesen sind, der Genien, denen die Welt das Attribut der Großen gegeben hat.

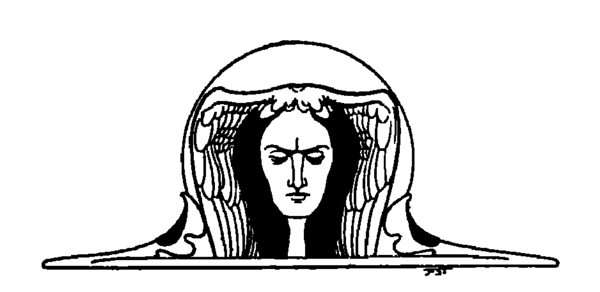
Schließlich, wenn sich jeder einzelne Mensch seinen Christus bilden wird, wie er ihn glaubt und schaut, dichtet und denkt, liebt,und lebt, vielleicht so

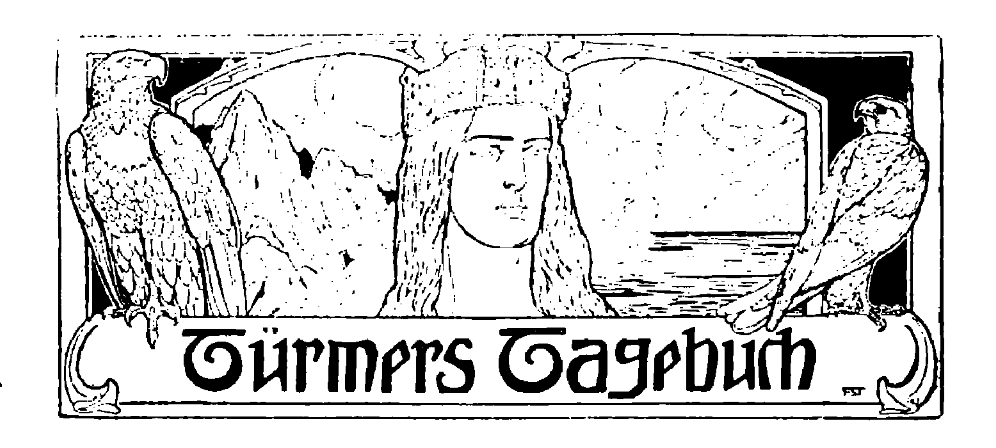
groß und reich und tief, wie ihn keines Künstlers Kunst verkörpern kann, so wird doch Fahrenkrogs Christus einen bedeutenden Beitrag zu diesem Christusbilde geliefert haben, seine Züge bereichern und der geistlosen und kraftlosen Maske des traditionellen und konventionellen Christusbildes eine bessere, befriedigendere und befreiendere Lösung an die Seite stellen.

Freilich scheint mir das Fahrenkrogsche Christusbild noch weiter entwickelt werden zu müssen. Der düstere Ernst, die finstere Schwermut, das „Ergrimmen im Geist", die Tragik des Geschickes, muß einer sonnigeren Auffassung des „Schönsten unter den Menschenkindern" weichen. Nicht Gewitterschwüle, sondern Sonnenschein, nicht Disharmonien, sondern Harmonie, nicht Kampf, sondern Frieden soll das Christusbild ausstrahlen und schenken.

Dennoch, eine der interessantesten Schöpfungen auf dem Gebiet der religiösen, ja der Gedankenmalerei überhaupt bleibt der Fahrenkrogsche Christustyp.

Karl Röhrig
Pfarrer der Erlöserkirche in Potsdam.





Onkel Eduards Provision — Der Kaiser in der Reichsverfassung — Deutsche pädagogische Kultur — Vernunft wird Unsinn! — Mehr Ethik, weniger Gemütsathletentum!

Wenn's nach den devoten Gliederverrenkungen seiner offiziösen Preßdienerschaft ginge, hätte Fürst Bülow bereits Größeres geleistet als Fürst Bismarck. Und — schon einmal mußte die Frage aufgeworfen werden —: Wie viele nicht ganz radikale Blätter gibt's denn noch bei uns, die nicht mehr oder weniger begierig die Dämpfe aus der Garküche in der Wilhelmstraße einsaugen? Am erquicklichsten sind die Guten (für den Humoristen), wenn sie bei ihrem Handwerk Selbständigkeit markieren oder gar so tun, als ob sie ihren Herrn und Meister belehren wollten. Die kleinen Schäker!

Leider sind die anderen Staaten und deren „leitende Männer" nicht liebenswürdig und entgegenkommend genug, dem Fürsten Bülow alle diese epochemachenden Erfolge mit höflicher Verbeugung zu bescheinigen, nur weil sie ihm von seiner „unabhängigen" Presse vorschußweise gutgeschrieben sind. Das zeigt sich jetzt wieder einmal, sehr zum Schaden unseres ganzen politischen Ansehens, je länger desto empfindlicher in der leidigen, ohne jede Not aufgewühlten Marokkofrage.

Bismarck hatte gesagt: „Wir können uns freuen, wenn die Franzosen Marokko nehmen; dann haben sie zu tun, und wir dürfen ihnen die afrikanische Gebietserweiterung als Ersatz für Elsaß-Lothringen gönnen." Danach, meint Harden in der „Zukunft", hätten wir handeln können, mußten aber, wenn wir uns einmal engagiert hatten, fest bleiben: „Durften nicht auf Albert Honorius von Monaco hören. Nicht von Visconti Venosta, Witte oder Roosevelt Rettung aus der Not erwarten. Weder vor noch während der Konferenz zurückweichen. Wir haben's getan: und spüren die Folgen. Schon schwillt in der Türkei der franko-britische Einfluß; ein Finanzsyndikat, dem die Londoner und die Pariser Firma Rothschild angehören, hat die Aktien der Société des Quais de Constantinople aufgekauft und

versucht, die großen Geschäfte an sich zu ziehen. Schon raten englische Blätter der verbündeten Republik, in Marokko aktiver vorzugehen, und schwichtigen ihr Bedenken mit der Versicherung, Deutschland werde das Feuer scheuen. Und kaum hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftsrat Lecomte (der ja nicht auf den Vordereingang angewiesen ist) artig erklärt, die Okkupation von Udjda kümmere uns nicht und könne keinen Anlaß zum Widerspruch geben: da kam eine Herausforderung, wie das Deutsche Reich sie seit seiner Geburt nicht erlebt hat. Kam aus Paris, schallte über den Erdkreis hin und wurde in Berlin totgeschwiegen. Der Starke wich wieder einmal mutig zurück ...

Im März hatte Oberst Goepp, ein Elsässer, dem die Führung des sechsundzwanzigsten Infanterieregimentes anvertraut war, die Altersgrenze erreicht. Beim Abschiedsfest rief er den Kameraden zu: ‚Ihr seht mich traurig, weil ich nach fünfunddreißigjähriger Dienstzeit scheiden muß, ohne den Rachekrieg erlebt zu haben, den wir täglich erwarten. Vor zwei Jahren schien die große Stunde gekommen. Doch mein alter Traum wurde wieder nicht Wirklichkeit. Der Krieg muß kommen. Jetzt kann ich nur noch auf den Nachwuchs rechnen, auf Frankreichs tapfere Jugend. Die Sechsundzwanziger werden den Deutschen zeigen, daß unser Regiment auf der Höhe seiner Aufgabe ist.‘ Ein jüngerer Kamerad hatte mit noch ungestümerer francisque fureur geantwortet. Dann sprach General Bailloud, der Kommandant des zwanzigsten Korps. ‚Der Oberst hat daran erinnert, daß wir 1905 dicht vorm Krieg standen. Das ist richtig. Dieselbe Ursache oder ein neuer Vorwand zwingt uns vielleicht bald zur Erfüllung dieser Patriotenpflicht. Der Krieg wird kommen. Und ich habe die Zuversicht, daß Ihr Regiment, Herr Oberst, erfolgreich mitwirken wird, Frankreich die verlorenen Provinzen und Ihnen die Heimat wiederzugeben.‘ Das geschah in Nancy, im Kasino der Sechsundzwanziger. Kein Unglück; unter Kameraden fällt manchmal ein rasches Wort. Aber die Reden werden in die Presse gebracht. General Bailloud (der in Tientsin die internationale Schutztruppe geführt, also auch Deutsche befehligt hat) erklärt, er habe nicht gesagt: La guerre se fera, sondern: La guerre peut se faire. Und veröffentlicht den Hauptinhalt seiner Rede in einem Parolebefehl. Sozialistische Abgeordnete künden eine Interpellation an. Der Kriegsminister Picquart läßt den Kommandierenden General nach Paris kommen und empfiehlt, da die Erklärung Baillouds ihm nicht genügt, dem Kabinett, die Kommandanten des sechzehnten und zwanzigsten Korps ihre Plätze wechseln zu lassen. Am 24. März erscheint das Dekret, das Bailloud nach Montpellier versetzt. Nun interpelliert außer dem Genossen Constant auch der lothringische Nationalist Maurice Barrès, der feine Dichter des Jardin de Bérénice und der Déracinés. ‚Der Kriegsminister konnte den General Bailloud nach Paris rufen und zur Rechenschaft ziehen; als er ihn aber gehört hatte, mußte er ihn umarmen und ihm sagen: Sie sind ein tapferer Soldat!‘ (Zwischenruf des Ministerpräsidenten Clemenceau: Il l'a peut-

être fait!) ‚Über die Ostgrenze dringen oft heftigere Reden in unser Ohr. Die Deutschen haben sich wegen der Nancyer Feier nicht aufgeregt. Ihr Oberbefehlshaber hat sie an eine viel schroffere Tonart gewöhnt; er pflegt vom scharfen Schwert und vom trockenen Pulver zu sprechen. Ahnt die Regierung nicht, wie ihre Maßregel auf die Lothringer wirken mußte, deren Patriotismus sehnsüchtig auf den Tag harrt, der den hohen Glockenturm der Stadt Metz endlich wieder mit der Trikolore schmücken wird?‘ Zuerst antwortet der Kriegsminister; derselbe Picquart, dem unsere liberale Presse als dem würdigsten Erben Bayards gehuldigt hat und dessen Bild manche deutsche Maid im Postkartenalbum bewahrt. ‚Herr Barrès hat daran erinnert, daß ich Straßburger bin. Ich vergesse es nicht; ebensowenig aber, daß ich französischer Kriegsminister bin. Echter Patriotismus braucht nicht Lärm zu machen. General Bailloud ist durchaus nicht in Ungnade; wir haben ihn nur in eine Garnison versetzt, wo er weniger Anlaß zur Nervosität hat. Sein Nachfolger ist nach allgemeinem Urteil einer der tüchtigsten Offiziere unseres Heeres. Er wird dafür sorgen, daß sein Korps schlagfertig ist, wenn der Tag anbricht, der . . .‘ Die radikalen Freunde hindern den Minister, in der Kammer und vor Europa so zu reden, wie Bailloud im Kasino geredet hat. Dann kommt Clemenceau. Seine Hauptsätze müssen wörtlich angeführt werden; die treuste Übertragung könnte eine Nuance verwischen. ‚Le gouvernement s'est trouvé dans une situation douloureuse. Si vous aviez pu entendre les paroles par lesquelles j'ai accueilli le général Bailloud dans mon cabinet, vous comprendriez que les sentiments qui battent dans le cœur du général Bailloud battent aussi dans le mien. Mais il est impossible d'admettre qu'un général puisse annoncer une guerre avec un peuple déterminé pour un object déterminé; c'est l'affaire du Parlement.‘ Diese Reden sind am 27. März 1907 im Pariser Palais Bourbon gehalten worden.

Ein französischer General spricht mit überschwingender Hoffnung von dem Rachekrieg, der den Deutschen das eroberte Reichsland wieder nehmen werde. Die Rede wird in Lokalblättern, in der France Militaire, dann in einem Korpsbefehl (mit unwesentlich verändertem Wortlaut) veröffentlicht. Die Regierung kann sie ignorieren, kann im Journal Officiel oder im offiziösen Temps erklären, der Inhalt sei nicht richtig wiedergegeben, und ein paar höfliche Worte an die Adresse des Nachbars hinzufügen. Fällt ihr nicht ein. Sie gibt dem General zwar ein anderes Kommando. Doch der Kriegsminister empfängt ihn mit offenen Armen (und muß durch freundschaftlichen Zwang daran gehindert werden, ihm die Chauvinrede nachzusprechen). Und der Ministerpräsident erklärt auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses: Ich teile die Empfindung dieses Generals und habe es ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu der Ankündigung befugt, daß Frankreich gegen ein bestimmtes Volk zu einem bestimmten Zweck Krieg führen werde. Kein Radikaler, kein Sozialdemokrat widerspricht. Zwölf Stunden lang ist das Land ein bißchen unruhig. ‚Dieser Clemenceau lernt

sein Temperament doch nie zügeln! Was wird Deutschland antworten?' Nichts. Schweigen in der Wilhelmstraße und in der Presse. Auf Kommando? Schnell beruhigt sich Frankreich. ‚Dieser Clemenceau spielt nur den Hitzkopf; er weiß ganz genau, was er tut, und ist seiner Wirkung gewiß. Daß Deutschland diesen Streich hinnehmen würde, hätte im April 1905 keiner erwartet. Im Westen und im Osten wird man's nicht vergessen.' King Edward kann seinem Schützling zu dem Erfolg gratulieren.

Ein Erfolg ist's. Seit am 6. Juli 1870 der Herzog von Gramont die Drohrede über die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hielt, hat kein französischer Minister auf der Tribüne der Kammer je wieder so zu Deutschland gesprochen. Und Gramont hatte immerhin noch der sagesse du peuple allemand ein Kompliment gedrechselt. Trotzdem ließ Bismarck damals aus Varzin sofort an Solms nach Paris und an Bernstorff nach London depeschieren, bis zur öffentlichen Zurücknahme der öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gramont unmöglich. ‚Es war eine internationale Unverschämtheit, eine amtliche Bedrohung mit der Hand am Degengriff', hat er später geschrieben. Als er in Berlin dann erfuhr, daß der König dennoch in Ems mit Benedetti verhandle, ‚ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen', und daß der Prinz von Hohenzollern der spanischen Kandidatur entsagt habe, empfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühls so tief, daß er schon entschlossen war, dem König einfach seinen Rücktritt aus dem Dienst zu melden. ‚Ich hielt die Demütigung vor Frankreich und seinen renommistischen Kundgebungen für schlimmer als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorgeschichte und unser damaliger Mangel an Kriegsbereitschaft immer dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg und waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Krieg schritten, durch den allein wir den Flecken abwaschen konnten. Meine Stellung war jetzt unhaltbar geworden, eigentlich schon dadurch, daß der König den französischen Botschafter unter dem Druck von Drohungen während seiner Badekur vier Tage hintereinander in Audienz empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponiert hatte.' Die Emser Depesche ermöglichte dem Ministerpräsidenten, im Dienst Wilhelms zu bleiben. Wilhelms Enkel, ward uns seitdem oft erzählt, hat die Franzosen versöhnt; nur senile Narren denken drüben noch an den Rachekrieg; und wer gar laut davon spräche, hätte seine politische Rolle ausgespielt. Sechsunddreißig Jahre nach dem Krieg hören wir aus dem Munde der radikalen Journalisten, die Frankreich regieren, jetzt wieder den hochfahrenden Ton Gramonts. Lange nach den resignierenden Reden Ferrys und des Herzogs von Broglie. In der Stunde, wo Frankreich in Marokko mit Waffengewalt die pénétration pacifique vorbereitet. Der Kriegsminister drückt den Revanchegeneral ans Herz, der Ministerpräsident versichert ihn innigster Sympathie und zaudert nicht vor der Andeutung, daß der Krieg geführt

werden wird, sobald die Zeichen günstig scheinen. Acht Wochen vor dem Beginn der Konferenz, die den Weltfrieden sichern und deshalb die Wehrkraftleistung begrenzen soll. Der von den Landsleuten als Sündenbock in die Wüste gestoßene Delcassé hat uns nie annähernd ähnliches zugemutet. Hatte als Minister auch nicht, wie der ältere Vertrauensmann Eduards jetzt, die Rückzüge deutscher Politik erlebt. Clemenceau kämpft für sein Haupt. Die Radikalen finden ihn lau, die Sozialdemokraten beinahe konservativ, seine Mehrheit bröckelt; und er will nicht fallen wie ein Dutzendminister. Als Bannerträger des nationalen Gedankens hat er für ein Weilchen wohl wieder Ruhe. Wer will den Mann stürzen, der für den Marsch nach Udjda verantwortlich ist? Der alte batailleur kann lachen. Darf wagen, was einst dem Tapfersten Tollkühnheit schien. Den kleinen Delcassé überlief's kalt, wenn von einer Okkupation marokkanischen Gebietes die Rede war. Der große Gambetta mahnte: Stets dran denken, doch nie davon sprechen! Clemenceau läßt den General Lyautey marschieren und spricht, als handle sich's um die harmloseste Sache, von dem Rachekrieg. Im April 1905 hätte er's noch nicht riskiert. His Gracious Majesty kann mit dem Schüler zufrieden sein.

Und wir? Fürst Radolin hat nicht den Befehl erhalten, auf Urlaub zu gehen und nach Paris erst zurückzukehren, wenn der verantwortliche Geschäftsführer der Republik seine Ungezogenheit gesühnt hat. Im allgemeinen ist's nicht Sitte, mit einer Regierung, die ihre Sehnsucht nach der Gelegenheit zum Krieg so offen, ohne jede Schonung des Nachbars, ausgesprochen hat, noch weiter zu verkehren. Wir tun's. Fordern weder Erklärung noch gar Deprekation. Der Kanzler hat im November ja im Reichstag gesagt, der Marokkostreit habe an unseren angenehmen Beziehungen zu Frankreich nichts geändert; ‚erfreulicherweise hat sich hierbei von neuem gezeigt, daß die beiden großen Völker in Frieden miteinander auszukommen wünschen‘. Herr Lecomte bleibt persona grata am Hof. Die sichtbare Tätigkeit des Auswärtigen Amtes beschränkt sich darauf, vorzusorgen, daß über die Pariser Bescherung nicht etwa ein hartes Wort in die Presse komme. Was nicht in der Zeitung steht, ist überhaupt nicht geschehen. Trotzdem an der Seine jedes Kind, an der Themse jeder Clerk weiß, daß Clemenceau sich ohne Eduards Erlaubnis nie so weit vorgewagt hätte, und trotzdem alle Schwierigkeiten der letzten Jahre uns aus London kamen, telegraphiert Herr v. Tschirschky (der natürlich nur das Werkzeug eines höheren Willens ist) gerade jetzt an einen britischen Journalisten, er hoffe, der „engere Aneinanderschluß Deutschlands und Englands werde Fortschritte machen“. Am selben Tag beteuert an der Riviera di Levante der Kanzler einem römischen Zeitungschreiber, das Deutsche Reich liebe, wolle, erstrebe nur den Frieden. Wieder eine Etappe. Die Demütigungsversuche, die hier so oft vorausgesagt wurden, sind gekommen. Deutschland nimmt sie lächelnd hin und zeigt sich so fromm, daß es künftig auch mit dem bösesten Nachbar in Frieden zu leben vermag. Glaubt der Kanzler, der

Kaiser, daß diese Devotion dem Reich nützen wird? Staunend sieht Europa, was das Land Bismarcks heute einsteckt. Nächstens versucht man vielleicht, ob die Urkunde des Frankfurter Friedens nicht von der Meistbegünstigungsklausel her zu durchlöchern ist. England hat ja ein Interesse daran . . . Im Juli 1870 stand in Pariser Blättern: La Prusse cane! Von unseren guten Freunden und getreuen Nachbarn meint mancher, Deutschland müsse sich ducken . . .

Clemenceaus Kammerrede konnte uns nützlich werden. Sie bot dem Reich, das allzulange schweigend der Treiberei zugeschaut hatte, die Gelegenheit, in stolzer Ruhe zu sagen: ‚In dem Augenblick, wo wir öffentlich mit einem Rachekrieg bedroht worden sind, können wir über den Vorschlag, unsere Rüstung zu begrenzen, nicht erst verhandeln, sondern müssen als die auf dem Erdrund gefährdetste Großmacht für wetterfeste Wehr sorgen; über Lebensfragen der Nation verhandelt man nicht mit Fremden. Glaubt ihr uns zur Hinnahme einer Demütigung zwingen zu können: Versuchts! Das hätte nach außen gewirkt. Nach innen die gewissenhafte Prüfung des Handelns und Unterlassens, das uns in die unwürdige Lage von heute gebracht hat. Oder ist die Lage einer Großmacht, der selbst Italien die note menaçante nicht mehr erspart, etwa nicht unwürdig zu nennen? Von allen Seiten wird dem Reich Angst gemacht, von allen ihm schmiegsame Nachgiebigkeit angesonnen. Warum? Weil wir in einem Sturm, dem wir getrost stehen konnten, zweimal zurückgewichen sind. Und weil die Repräsentanten des Deutschen Reiches viel zu oft, viel zu laut die nahe und ferne Hörerschar ihres friedsamen Sinnes versichert haben. Muß denn täglich die Flöte geblasen werden? Herr Clemenceau ließ vor ein paar Monaten den Satz drucken: Guillaume est un pacifiste. König Eduard sprach in Paris (nicht nur in Paris): Guillaume n'ordonnera pas la mobilisation de l'armée allemande. Herr Jules Huret sagte neulich im Figaro, er habe in Potsdam gehört, que la vraie nature de l'Empereur est celle d'un timide. Habe gehört, der Kaiser wünsche unter dem Namen Wilhelms des Friedlichen in der Geschichte zu leben. Unglückseliges Flötenspiel! Doch wenn ein Deutscher Kaiser so unkriegerisch wäre, daß ihm auch der Versuch einer Demütigung nicht die Hand ans Schwert zwänge, würde das deutsche Volk noch in Ungewittern selbst sich sein Schicksal schmieden. Das sollte der Fremdling bedenken, ehe er den Siegern von Wörth und Sedan unglimpflich zu begegnen wagt. Sich aber auch fragen, ob der Fürst, den er gestern noch für einen Heißsporn und Eisenfresser ausschrie, heute zu dem schüchternen Männlein geschrumpft sein kann, das unter dem Stahlpanzer bei dem Gedanken an blutiges Würfelspiel schlottert. Ist dieser neue Wahn erst als sinnlos erwiesen, dann schwindet die Hauptgefahr, die uns jetzt umdräut. Denn Deutschland ist stark, war gestern gefürchtet und wird's morgen wieder sein, wenn es aufhört, sich von jedem Bluff schrecken zu lassen, und in stolzer Stille sein Erbe wahrt. . ."

Inzwischen kreist unser alter ehrlicher Onkel Eduard uns immer un-

genierter ein. Und — aufs Verheiraten versteht er sich aus dem ff, das muß ihm der Neid lassen! Noch harrt erst das spanisch-englische Connubium der Leibesfrucht, und schon hat sein Manager schmunzelnd die Provision eingestrichen. Neben der längst erreichten Botmäßigkeit Portugals nun auch noch die Spaniens. Arm in Arm mit solchem Freunde können die Franzosen schon das Jahrhundert Bülows in die Schranken fordern. Und darum Tanger, Algeciras, der ganze Marokkorummel! Doch es ist nicht „patriotisch", es ist nicht „national", dergleichen in die Blätter zu schreiben. Also: Schweigen im Walde . . .

* * *

Ist es aber nicht ungerecht, den Fürsten Bülow für solche bitteren Erfahrungen verantwortlich zu machen? Und wenn's das wäre: wir können ihm die Verantwortung nicht abnehmen. Schon deshalb nicht, weil er sie selbst nicht abgeben wird. Nach der Verfassung nicht abgeben *darf*, wenn er im Amte bleiben will.

„Der Deutsche Kaiser", schreibt Gothus in der Monatsschrift „März" (München, Albert Langen), „ist durch keinen ein für allemal feststehenden Eid gebunden, sich bei seiner Geschäftsführung um den Wortlaut der Reichsverfassung zu kümmern. Sie handelt nur von den Rechten des Kaisers, mit keiner Silbe von seinen Pflichten. Da der Kaiser die Reichsbeamten ernennt, könnte er tatsächlich den Kanzler so lange wechseln, bis er einen fände, der eine verfassungsmäßige Erledigung für minder wichtig als persönlichen Gehorsam hielte.

Es gibt Optimisten in Deutschland, die die Möglichkeit eines derartigen Zustandes, dessen bitteren Vorgeschmack wir mehrfach schon zu genießen hatten, ausdrücklich empfehlen mit der Begründung, wir sollten uns keinen Schattenkaiser wünschen. Doch Optimisten rechnen bekanntlich nie mit Fehlschlägen oder deren Folgen und haben es an sich, vergnügt zu bleiben, auch wenn sie sich bis auf die Knochen blamiert hatten. Nach Art jener Frösche, die sich statt des Baumklotzes den Storch zum König wählten, meinen sie, man müsse froh sein, wenn ein Kaiser gelegentlich die Verfassung bräche, um der Geschäftsführung seine subjektive Färbung geben zu können. Es ist nicht zum erstenmal, daß unser Volk die Kosten solcher Wünsche zu tragen gehabt hätte, denn der ‚absolute Monarch' Phokas Alexios III. bewies zeitlebens die Eigenheit, seine europäischen Verwicklungen als Schlafmütze lösen zu wollen, und auch damals bereits riefen die Byzantiner: ‚Wir wollen keine Schattenschlafmütze, wir wollen eine wirkliche!' Es wirkt aber peinlich, einen Machtkünstler gleich dem Freiherrn vom Stein sich um den Gebieter bemühen und mehr als einmal von ihm gelähmt zu sehen. Bismarck wenigstens ist um die nachfolgende Fähigkeit von Gottes Gnaden, einen Friedrich Wilhelm IV., wie um eine Leimrute herumgegangen. Er hat sich für einen besseren Mann aufgespart, obwohl Friedrich Wilhelm darauf brannte, ihn als Minister zu mißbrauchen, wie sein erlauchter, doch leider nicht erleuchteter Vater den Freiherrn vom Stein mißbraucht hatte.

Der Artikel 15 der Reichsverfassung, nach dessen Wortlaut nicht dem Kaiser, sondern dem Reichskanzler die ‚Leitung der Geschäfte' des Bundesrates zusteht, hat einen tiefen Sinn. Denn ein Kanzler, der sich unzulänglich erweist, kann beseitigt und ersetzt werden, aber einen Kaiser müssen wir behalten, solang er König von Preußen ist, ob er nach Ansicht der Nation zu seinem Amte taugt oder nicht. Nun wird neuerdings wohl die Geschäftskunde dieser hohen Herren und auch ihr guter Wille, Nützliches zu leisten, unterschätzt. Sie könnten bei richtigem Geschäftsgang sehr wohl ein förderliches, zuweilen unersetzliches Element abgeben; aber es liegt auf der Hand, daß der Kanzler als der zur Anpassung an die jeweilige Politik gezwungene Partner die aktive Rolle, der erbliche Kaiser als der beharrende, unwandelbare Partner die retardierende übernehmen muß, wenn die ganze Karre nicht schief gehen soll. Den Kaiser zum aktiven Teil zu machen, heißt ihn verbrauchen, ohne daß er gewechselt werden könnte. Nicht soll er also die Geschäfte leiten und sich im Kanzler einen Berater anschaffen, sondern er soll den besten Mann des deutschen Volkes, der für die vorhandene Situation zur Geschäftsführung am geeignetsten ist, mit seinen Instruktionen, seinem Einspruch begleiten. So lange die Selbstbeschränkung, die, weit entfernt davon, seinen enormen Einfluß zu schmälern, ihm erst seine Frische und Beliebtheit sichern würde, vom Deutschen Kaiser nicht geübt wird, haben wir einen verfassungswidrigen und gefährlichen Zustand, dessen Verewigung und Festlegung nur komplette Narren leicht nehmen oder gar anraten können; er würde von unseren Kanzlern immer viel mehr Nachgiebigkeit als wirkliche Kraft verlangen.

Was dürfte nun aber mit einem Kaiser geschehen, der so verblendet wäre, daß er gegen die Verfassung zu regieren und einem reifen Volk seinen konträren Willen aufzudringen versuchte? Wie stünde es um seine Regreßpflichtigkeit? Nicht ein Wort sagt unsere Reichsverfassung hierüber, nicht eine Waffe gibt sie dem Volk in die Hand. Zwar sollte man bei jedem König so viel ‚Geschäftsinteresse' voraussetzen wie bei irgend einem Kaufmann, der für die eigene Firma reist. Wie dieser Kaufmann, wenn er Albernheiten begeht, es bald an seinem Geldbeutel zu spüren bekommt, so werfen gelegentlich ungeduldige Völker, denen die Sudelköchnerei zu groß wurde, ihre betreffenden Potentaten zum Fenster hinaus, wie das in Belgrad zu beobachten war. Haben doch lange vorher (1830) sogar unsere Braunschweiger, wenn auch in etwas milderen Formen, ihren Diamantenherzog eines Tages auf den Schub gebracht, und wenn am 19. März 1848 dem Preußen Friedrich Wilhelm IV. im Berliner Schloßhof nicht ähnliches wie dem Serben Alexander geschah, so lag das hauptsächlich daran, daß er entblößten Hauptes höchst eigenfüßig die Treppe zu den Demonstranten herunterkam, nachdem der gottvolle Herrscher seine treuen Truppen weggewiesen hatte, um unbehindert in jener polnischen Komödie mitwirken zu können. Er hat bis ans Ende seines Lebens kein Jota von dem Unmut begriffen, der seit 1821, als die Krone von Preußen sich die Einlösung eines gegebenen

Versprechens bequem gemacht hatte, in norddeutschen Herzen glomm, und die hanebüchene Mahnung dieses betrogenen Volkes im Frühling 1848 immer nur auf die ‚europäische Schuftenschaft' zurückgeführt. Wer vollends die ersten Kapitel von Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen' aufmerksam liest, wird es fortwährend bestätigt finden, wie die preußischen Schranzen und Generale die 1848 (5. Dezember) ‚oktroyierte', 1850 (5. Februar) revidierte und beschworene Verfassung nur als ein Provisorium ansahen. Man hatte dem wildgewordenen Köter, Volk genannt, zur Beruhigung einen schönen Markknochen hingeworfen; aber es kam nur darauf an, den richtigen Moment abzulauern, um die unbequeme Bestie wieder an die Kette zu nehmen und kurz zu halten.

Wir sind in dieser Hinsicht heute kaum wesentlich weiter, durch unsere eigene Schuld. Zwar gibt es eine ganze Reihe kluger und sympathischer Bundesfürsten, denen es im Traum nicht einfallen würde, den Anschein der Hinterhaltigkeit zu wecken, indem sie von Zeit zu Zeit an ihrer Landesverfassung, wie der Berliner sagt, ‚herumpöterten'. Daß aber der Spuk ‚persönlichen Regimentes' überhaupt im Reich möglich werden konnte, ohne daß die Nation wie Ein Mann sich erhob und rief: ‚Das verbitten wir uns!' ist ein Zeichen fast unglaublicher Willensverfettung und Gedankenlosigkeit. Eugen Richter im Jahre 1897 war und blieb eigentlich der einzige, der gegen ‚regis voluntas suprema lex' usw. trotzig etwas verlautbarte, das man Bürgerstolz hätte nennen können; der vulkanische Ausbruch Bassermanns im November 1906 hat in Potsdam keinen Schaden angerichtet. Was unsere Reichsverfassung trotz allen ihren Lücken und Blößen bedeutet, würden neunundneunzig Prozent der Deutschen mit Schrecken überhaupt erst gewahr werden, wenn sie durch Nichtbeachtung abhanden gekommen und vom Usus dauernd widerlegt wäre. Darum sollte der neue Reichstag den materiellen Schmierkram, mit dem wir ein Menschenalter hindurch übersättigt worden sind, beiseite und sich dafür wieder einmal die Hebung des Volkes auf eine höhere Stufe politischen Bewußtseins angelegen sein lassen. Es fehlen unserer Reichsverfassung Artikel über die Rechte der Bürger, insonderheit habeas corpus-Artikel über Freiheit und Würde der Personen gegenüber bezahlten Angestellten des öffentlichen Dienstes jeder Art. Es fehlt eine Abgrenzung der Kommandogewalt gegen das Budgetrecht, weshalb sogar Offensivkriege ohne Zustimmung des Reichstages erklärt, aber nicht ohne sie, d. h. nicht ohne Bewilligung der Mittel geführt werden dürfen, und solche ganz überflüssigen Konflikte mit der Parlamentsmehrheit wegen lumpiger Kriegskosten wie letzthin jederzeit sich wiederholen können; es fehlen endlich bindende Verpflichtungen und Vorkehrungen, daß Kaiser und Kanzler verfassungsmäßig wirtschaften; denn obwohl die vom Kaiser ernannten Beamten (laut Artikel 18) ‚für das Reich vereidigt' werden, ist für ihn selbst kein Eid vorgeschrieben wie für sie.

Das alles kann freilich nicht wundernehmen, wenn man die Entstehungsgeschichte jener Urkunde kennt. Sie war ein Produkt erstens des

im Entstehungsjahr (1871) unbegrenzten Vertrauens in die Loyalität unserer vereinten Reichsgründer, und zweitens der Weiterbenützung eines eiligen Notbaues; denn mehr war die Vorlage, die Verfassung des Norddeutschen Bundes, nicht gewesen. Baron von Keudell (der spätere Botschafter in Rom) erzählt in seinen Erinnerungen an ‚Fürst und Fürstin Bismarck', wie zum 15. Dezember 1866 die Bundesbevollmächtigten zur Beratung über den Verfassungsentwurf eingeladen gewesen seien; ‚am 13. früh aber gab es noch keinen solchen Entwurf. Mit der fürstlichen Gelassenheit, welche das Bewußtsein, über unbeschränkte Hilfsquellen zu verfügen, verleihen mag, begann Bismarck erst am 13. nachmittags die ersten wichtigsten Abschnitte . . ., nämlich über den Bundesrat . . ., das Präsidium und den Reichstag zu diktieren . . . Bucher, der das Diktat stenographiert hatte, brachte in der Nacht vom 13. zum 14. den Verfassungsentwurf . . . zustande.' Mit ähnlicher Hast ist das Einführungsgesetz unserer Reichsverfassung am 16. April 1871 von den kaum aus Frankreich Zurückgekehrten publiziert worden. Über Kriegszustand im Bundesgebiet fehlt heute noch, wie Artikel 68 offen eingesteht, das ‚regelnde Reichsgesetz', wir merken die Anomalie, daß ein tüchtiger, mit so viel Blut und Mühe zurückgewonnener Stamm wie die Elsaß-Lothringer nach sechsundreißig Jahren noch kein ständiges Verhältnis zum Bundesrat, keine dauernden Vertreter für ihn mit Sitz und Stimme hat, außer den bereits angeführten Lücken, die jedem einzelnen Reichsbürger, nein doch: ‚Reichsangehörigen' ärgerlich sein müßten. Das oben erwähnte Geschäftsinteresse ist keine hinreichende Deckung für uns, wie man leider gesehen hat. Es liegt im Absolutismus an sich eine so dämonische Lockung gerade für ‚impulsive' Naturen, daß nur die Schmeicheleien interessierter Höflinge hinzuzukommen brauchen, und der schönste Staatsstreich ist, wenn der Teufel sein Spiel treibt, fertig. Wir bedürfen gegen ihn, der lange zu drohen schien, starker Sicherungen; es wäre des neuen Reichstages Aufgabe, sie durch den Ausbau der Verfassung zu schaffen."

Auch wenn wir die Frage unter dem gegenwärtigen monarchischen Regime nicht gerade für brennend zu halten brauchen, werden wir doch zugeben müssen, daß es sich hier um verfassungsrechtliche Notstände handelt. Wir müssen uns eben allmählich gewöhnen, politische Dinge nicht nur von der Zinne des Augenblicks- oder des Parteibedürfnisses zu betrachten oder sie gar von Personen abhängig zu machen, sondern sie in ihrer grundsätzlichen Bedeutung zu erkennen und anzugreifen.

* * *

Nun ist aber unsere ganze Volkserziehung von Kindesbeinen an überwiegend auf das genaue Gegenteil zugeschnitten. Nicht auf die Erkenntnis der Dinge und Tatsachen, wie sie *sind*, sondern auf *Zwecke*, die *außerhalb* ihrer liegen. Daß hier die dynastischen und kirchlich-konfessionellen an erster Stelle stehen, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Da haben wir zunächst die Volksschule. Was kann und soll die nicht alles tun! „Es

gibt keinen Stand, keinen Gesellschaftskreis und keinen Schulaufsichtsbeamten," heißt es in einer Zuschrift an die „Frankfurter Zeitung", „der unseren Volksschulen gegenüber nicht spezielle Wünsche zu äußern hätte. Wir wollen nicht herzählen, was die arme Schule alles leisten soll! Ein Lehrer, der sich das Vergnügen machte, alle diese Wünsche zu sammeln, brachte ein halbes Hundert Forderungen zusammen. Obenan prangen von alters her zwei Punkte: Einpflanzung der religiösen Wahrheiten und der Liebe zu Kaiser und Reich unter besonderer Berücksichtigung der Bekämpfung sozialistischer Ideen. In letzterer Beziehung kommt in Betracht, daß die Sozialdemokraten bemüht sind, durch eine Jugendliteratur die historischen Belehrungen des Elternhauses und der Versammlungen wirksam zu unterstützen. Nun macht aber gerade die Art und Weise der Erteilung des Geschichtsunterrichts in der Schule es den Sozialisten vielfach leicht, den dort gelernten Stoff recht eindrucksvoll zu ‚ergänzen'.

Unsere Schulpolitik der letzten Jahre hat alles getan, den Boden für solche sozialdemokratischen Jugendbestrebungen zu ebnen. Der Lehrerschaft macht man die patriotische Gesinnung und Betätigung recht sauer. Man vergegenwärtige sich nur das System Studt. Unter dem allseitigen und lebhaften Protest der Lehrerschaft kam das Schulkompromiß und auf Grund dieses das Schulgesetz zustande, das die Volksschule, in der Hauptsache die Schule der arbeitenden Klassen, zur Konfessionsschule machte, und der Mann aus dem Volke muß sehen, wie man ihm und seinen Kindern ‚die Religion zu erhalten trachtet'. Und dann der letzte Trumpf des Ministers: der Bremserlaß. Die gesetzliche Festlegung der Konfessionsschule trägt schon jetzt reiche Früchte. Freilich sind sie nicht derart, wie die Regierung und die Kompromißler sie erhofft hatten.

Aber nicht nur die schulpolitischen Verhältnisse im allgemeinen, sondern auch die patriotischen Unterweisungen der Schuljugend im besonderen sind dazu angetan, die Lage von Tag zu Tag bedenklicher zu gestalten. Schwarzseher werden zwar nicht geduldet; aber wer den Betrieb unseres heutigen Geschichtsunterrichts kennt, verliert jede Lust zur Hellseherei. Wohl wurde der Geschichtsunterricht bald nach dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers reformiert; jedoch in der Hauptsache nur auf dem Papier. Man gestaltete den Unterricht für die unteren Stufen regressiv, indem man ihn beim regierenden Kaiser einsetzen ließ und dann zu Friedrich III. und Wilhelm I. fortschritt. Das Kind sollte dadurch befähigt werden, die Gegenwart lebendiger zu erfassen. Im übrigen wurde ausdrücklich hervorgehoben, durch den Geschichtsunterricht sei dem zerstörenden Einfluß der Sozialdemokratie entgegenzuwirken. So viel Vorschriften, so viel verhängnisvolle Mißgriffe! Schlimmer noch war die Art, wie man den Geschichtsunterricht in den Seminarien ‚reformierte'. In Form von ‚Ergänzungen zum Seminarlesebuche' wurde unter verstärkter Betonung der Kulturgeschichte ‚ein Bild der Wirksamkeit des Hohenzollernhauses' gezeichnet. Aber in welchen Strichen! Jeder Regent ein Halbgott! Sogar Friedrich I., der verschwenderische, ehr-

süchtige und allen Prunk fördernde Mann trieft in diesem Buch von Verdiensten, und Friedrich Wilhelm II. muß nach diesen Darstellungen eine der erhabensten unter den Gestalten der Siegesallee gewesen sein. Eine solche Kost bot man zwanzigjährigen Seminaristen. Es geschieht jetzt noch. Leitfadenwütige Pädagogen schrieben eine Unzahl von Geschichtsdarstellungen, die den Reformplänen angepaßt waren und in Byzantinismus das Menschenmögliche leisteten. Kaum hatte der junge Kaiser seinem Großvater den Beinamen des Großen gegeben, da paßten sich auch die Leitfadenfabrikanten der neuen Situation an. Heute sehen die Schulrevisoren in ihrer großen Mehrzahl strenge darauf, daß dem alten Kaiser das Prädikat nicht vorenthalten wird. Ein Lehrer, der bei dieser Unterlassungssünde ertappt werden sollte, läuft leicht Gefahr, in einen verdächtigen politischen Geruch zu kommen. Das Volk kennt keinen Wilhelm den Großen; Bismarck redet in der selbstgewählten Inschrift für seinen Grabstein nur von Wilhelm I.; Felix Dahn hat schlagend dargetan, daß die Geschichte dem Kaiser das Prädikat nie zuerkennen wird, und auch Wilhelm I. selbst würde höchst erstaunt sein, wenn ihm heute ein Leitfaden zu Gesicht käme — — doch alles das fällt nicht ins Gewicht. Gehorchen auch gegen die Überzeugung! Daß dieses die Parole ist, mußte noch vor nicht langer Zeit ein Lehrer erfahren, der im Unterricht von Wilhelm I. als dem ‚Siegreichen' erzählt hatte. Der Fall ist typisch für viele andere, ja für den Geschichtsunterricht überhaupt. Der betreffende Lehrer hatte in diesem Fache treulich gearbeitet, was der Revisor unumwunden anerkannte. ‚Aber sagen Sie, Herr X., weshalb sprechen Sie nur von Wilhelm I. oder dem Siegreichen? Des Kaisers Wille muß auch Ihnen Gebot sein. Sagen Sie in Zukunft Wilhelm der Große! Das ist die offizielle Bezeichnung, die sich ja auch in den Lehrbüchern findet.' Der Lehrer wagte die Einwendung, das sei gegen seine Überzeugung. Die Eigenschaften des Geistes sowohl als auch die ureigensten Verdienste des Monarchen rechtfertigen diese Bezeichnung nicht. Schon Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen' seien dafür ein eklatanter Beweis. Wilhelm I. sei stets der Geschobene gewesen. Sein größtes Verdienst sei gewesen, daß er Größen neben sich geduldet und sie habe handeln lassen. Im übrigen sei es verfehlt, Wilhelm I. neben Alexander, Cäsar, Karl, Friedrich und Napoleon zu stellen. Sie waren große Geister, geniale Männer, Wilhelm I. war das nicht. Das war ungefähr der Faden der längeren Unterredungen, die damit endeten, daß der Revisor sagte: ‚*Und ich befehle es Ihnen amtlich.*' *So wird heute der ‚Patriotismus' kommandiert!* Es gibt Behörden, die sich einreden, auf diese Weise werde den Kindern eine glühende Liebe zum Vaterland und Herrscherhaus gesichert!

Die freiere politische Stellung der Lehrerschaft bewahrt die Schule davor, der Schauplatz byzantinischer Ergüsse sein zu müssen. Immerhin aber macht der Geist des Lehrplans die Wahrheit im Geschichtsunterricht unmöglich. Und das ist böse, denn *hier setzt der ergänzende Unterricht des Sozialismus wirksam ein.* Es ist nicht möglich, den

Schülern lediglich einen kritischen Geschichtsunterricht zu bieten, dazu sind sie nicht reif. Aber es sollte dem Lehrer unbenommen sein, den Schülern die Welt der Geschichte so zu zeigen, wie sie sich in seinem Innern, in seiner Überzeugung widerspiegelt. Der Gesinnungsunterricht setzt Persönlichkeitspädagogen voraus. Wo diese Voraussetzung fehlt, stiftet er unberechenbaren Schaden. Der Lehrer muß das Recht haben, auch die Fürsten als Menschen hinzustellen, angetan mit menschlichen Schwachheiten. Die Wahrheit hat noch nie Unheil angerichtet. So gewiß die Literatur ein Recht hat, im Interesse künstlicher Gestaltung Personen zu idealisieren, so gewiß ist es ein Vergehen gegen die Wahrheit, eine solche Methode in den Geschichtsunterricht hineinzutragen, der nach Rankes großem, einfachem Wort die Aufgabe hat, das zu sagen, was geschehen ist. Nach den Leitfäden waren es immer wieder nur die Hohenzollern, die alles vollbrachten, was für das Land vorteilhaft war. Ging es aber in der Geschichte Preußens schief, dann sieht und hört man nichts von dem Dasein eines Regenten: die Verhältnisse sind dann an allem schuld. Muß so etwas den Kindern nicht auffallen? Den blöden nicht, der andern Hälfte jedoch um so mehr. Der Minister Stein ist heute noch in den Leitfäden nur geduldet. War er es nicht, der vor einem Jahrhundert Preußen aus dem Sumpf zog und die Dynastie Hohenzollern vor dem Untergang bewahrte, derweil Friedrich Wilhelm III. die Situation nicht im geringsten überschaute? War Wilhelm I. nicht noch kurz vor der Kaiserproklamation ein Gegner dieser Idee? Wo finden wir von allen diesen und tausend andern Dingen etwas in einem Lehrbuch für den Volksschulunterricht? Durch derartige Unterdrückungen wird der Wahrheit Gewalt angetan. Sie kommt im Geschichtsunterricht ohnehin leicht zu kurz. Beansprucht doch die Politik häufig genug für sich das Recht, jenseits von gut und böse arbeiten zu dürfen. Daß da manche Vorkommnisse das Tageslicht scheuen, ist erklärlich. Noch jetzt hüten deshalb — um nur ein Beispiel anzuführen — die Staatsarchive mit großer Ängstlichkeit Dokumente, die aus den Tagen des alten Fritz herrühren. Schon aus diesem Grunde sind wahrhaft objektive Darstellungen ungemein schwierig. Die Schwierigkeiten mehren sich, wenn Geschichtsperioden zur Behandlung stehen, bei denen es fast unmöglich ist, das Tun und Handeln des Regenten vom moralischen Standpunkte aus zu rechtfertigen. Wir erinnern z. B. an Preußens Politik zwischen 1795 und 1806. Da bedarf es der ganzen Geschicklichkeit des Lehrers, mit feinem Takt über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen.

Die Überwindung derselben ist unmöglich, wenn die Behörden den Geschichtsunterricht obendrein noch derart einpressen, daß sie versuchen, ihn bestimmten Zwecken dienstbar zu machen. Die Geschichte wird Mittel zum Zweck, und damit ist die Erfolglosigkeit verbürgt. Der Zweck tritt unverhohlen in den Vordergrund, und der Schüler merkt die Absicht. Er wird verstimmt. Wer sich nicht damit begnügt, Tatsachen zu geben und es dem Schüler zu überlassen, gemäß seinen individuellen Anlagen diese

oder jene Nutzanwendung aus den Erscheinungen und ihren Folgen zu ziehen, der sollte seine Finger fortlassen von Dingen, die zarter und empfindlicher Natur sind, bei denen deshalb jede Aufdringlichkeit tödlich wirkt. Zudem ist es zwecklos, allerlei vor den Kindern verbergen, was sie von anderer Seite in entstellter Form doch erfahren."

Das interessante Gegenstück zu diesem Bilde zeichnet die „Berliner Volkszeitung": „‚Friedlich — schiedlich' heißt es bekanntlich in Zentrumskreisen, sobald von konfessionellen Angelegenheiten die Rede ist. Unleugbar hat diese klug ausgesonnene Formel auf den ersten Blick hin etwas ungemein Bestechendes. Sie ist anscheinend auf die Verminderung jeder konfessionellen Reibung berechnet, und welcher Deutsche sollte nicht von ganzem Herzen einem *wahren* Frieden zwischen den Anhängern der verschiedenen religiösen Bekenntnisse beistimmen? Aber genauer zugesehen bedeutet diese Formel etwas ganz anderes.

Unter dem wachsenden Einflusse der beiden, jede freigeistige Entwicklung im Volke grundsätzlich verwerfenden Parteien, nämlich der konservativen und der klerikalen, hat die oberste preußische Unterrichtsverwaltung eine völlige Auseinanderreißung des Volkstums herbeigeführt. Der eine Volksteil versteht kaum noch das Fühlen und Empfinden des anderen. Fast wie Fremde stehen sie einander gegenüber. Es ist auch gar nicht zum Verwundern, daß es so gekommen. Denn von der untersten Volksschulklasse bis hinauf zu den höchsten Lehranstalten wird an dem starren Grundsatze der Konfessionalisierung der in der Entwicklung des geistigen und gemütigen Lebens begriffenen Jugend unbeugsam festgehalten. Schon bei dem ersten Leseunterrichte setzt dieses herrliche System ein. Es wäre doch wahrlich grauenvoll, wenn *katholische* Kinder von einem *evangelischen* Lehrer in die Geheimnisse des Abc und des Einmaleins eingeführt würden und umgekehrt! Oder ist es etwa auszudenken, in welche Gewissensnöte die armen Kinder geraten würden, wenn sie einen gemeinsamen Volksschulunterricht von Lehrern der verschiedenen Bekenntnisse erhalten würden?

Schritt für Schritt sind wir in Preußen durch die in einseitig konfessionellem Geiste geleitete Unterrichtsverwaltung von einer gesunden freiheitlichen und volkstümlichen Entwicklung abgedrängt worden, und nur die engherzigste Parteiauffassung mag in dieser rückschreitenden Bewegung die Gewähr für eine gedeihliche Zukunft unseres Vaterlandes erkennen. Man mißbraucht leider nur zu häufig die inhaltsvollen Begriffe von Nationalität, von Patriotismus; zumal bei der Erörterung von Unterrichtsfragen zeigt sich dieser Mißbrauch so recht augenfällig. Da soll vornehmlich die Volksschule von solch einem vaterländischen, nationalen Geiste erfüllt sein. Schön. Wie verträgt sich jedoch damit die strenge Konfessionalisierung der Volksschule? Das sind und bleiben unverträgliche Gegensätze, die nur eine verblendete Einseitigkeit übersehen kann.

Die Rückentwicklung in der preußischen Unterrichtsverwaltung seit der Beseitigung des Ministers Falk und der von ihm vorgezeichneten Richt-

linien hat unsere preußischen Zustände um Generationen zurückgeworfen. Das ist eine geschichtskundig gewordene Tatsache, an deren Wahrheit das von Jahr zu Jahr steigende Unterrichtsbudget nicht das mindeste zu ändern vermag. Oder will man etwa seitens der preußischen Unterrichtsverwaltung ableugnen, daß es trotz aller pekuniären Mehraufwendungen von Jahr zu Jahr immer weniger gelingt, die Lehrerbildungs-, die Präparandenanstalten mit den nötigen Anwärtern zu versehen? Und der Grund für diese ganz außerordentlich betrübende, ja sogar in einem gewissen Sinne verhängnisvolle Erscheinung? Er ist für alle klar einleuchtend, nur nicht für unsere preußische Schulverwaltung. Einzig die starre Konfessionalisierung unseres Volksschulwesens hat es dahin gebracht, daß die jungen Leute sich mehr und mehr von dem Lehrerberufe abwenden.

Ist es aber etwa eine geringere Gefahr für das Vaterland, daß sich das unbedingt notwendige Personal für die Jugendbildung zusehends verringert, als wenn das Gleiche sich für die militärische Ausbildung der Heeresmannschaften herausstellen würde? Man redet immer von Preußen als von dem klassischen Lande der Schulen und der Kasernen. Man hat sogar einmal davon gesprochen, daß bei Königgrätz eigentlich der preußische Schullehrer den Sieg an Preußens Fahnen geheftet hätte. Nun, dem mag sein, wie ihm wolle. Aber ganz unumstößlich fest steht es, daß, wenn der Kriegsminister einen auch nur ähnlich starken Abgang beim Unteroffizierspersonal zu verzeichnen hätte wie unser preußischer Unterrichtsminister beim Volksschullehrerpersonale, den Seminaristen und Präparanden, er einen Verzweiflungsschrei ausstoßen und auf raschheste Abhilfe solch eines für die Sicherheit des Vaterlandes gefahrvollen Zustandes dringen würde.

Die Militärverwaltung hat denn auch rechtzeitig Vorsorge getroffen, daß jenes drohende Übel nicht allzusehr um sich greifen könnte. Sie hat sich zu manchen Änderungen in ihrem Verwaltungssystem entschlossen, als sie zu merken begann, daß die Unteroffiziersfrage brennend wurde. Ganz analog ist es mit der Schullehrerfrage in der Unterrichtsverwaltung bestellt, denn die Schullehrer und Seminaristen, das sind gewissermaßen die Unteroffiziere und die Gefreiten im Zivildienste der Volksbildung. In erster Reihe trägt das jetzige starre Prinzip der Konfessionalisierung unseres Unterrichtswesens und namentlich des Volksschulunterrichts zu diesem bedrohlichen Mangel an Volksschullehrern und an Lehramtsanwärtern bei. Weit entfernt davon, daß der gegenwärtig in der Unterrichtsverwaltung zur Alleinherrschaft gelangte Gedanke die innere Stärke des Vaterlandes erhöht, ist er vielmehr ein Moment seiner Schwächung, und zwar ein sehr bedenkliches, geworden. Genau das Gegenteil von der gewollten Absicht ist mit dieser auf die äußerste Spitze getriebenen Konfessionalisierung unserer Lehranstalten, insbesondere unseres Volksschulwesens, erreicht worden. Man entfremdet die Massen in ihren Gemütern dem wahren, herzerhebenden Vaterlandsgefühle durch eine derartig starr konfessionell gefärbte Schulverwaltung, und

man fördert dadurch unmittelbar das Anwachsen gewisser revolutionären Elemente, anstatt sie, wie man meint, zurückzudrängen. Von Vaterlands wegen ist es daher hohe Zeit, von der nunmehr zu lange schon innegehaltenen, verderbenbringenden Bahn abzulenken und eine geistig freiheitliche Schulverwaltung endlich wieder einmal einzuschlagen. Man kann nicht oft und nicht eindringlich genug auf die in unserer rückständigen Unterrichtsverwaltung drohenden Gefahren hinweisen, die ganz bestimmt für die Entwicklung unseres Vaterlandes sich ergeben müssen, ja die sich zum Teil schon daraus ergeben haben . . ."

Und die höheren Schulen? „Der Durchschnittsgebildete von heute", so Theodor Fritsch im „Hammer", „— er mag sonst mit einer erstaunlichen Fülle von Weisheit beladen sein — in volkswirtschaftlichen Dingen ist er meist ein großes Kind. Man kann von ihm verlangen, daß er über Gottsched und die Neuberin, über Goethes Quellen zu Götz oder Faust, über Lessings Laokoon oder über die Philosophie der alten Griechen gelehrte Abhandlungen und ganze Bücher schreibt, aber man darf von ihm nicht erwarten, daß er über die Folgen von Schutzzoll und Freihandel ein einigermaßen verständiges Urteil habe. Er wird sich hier sicher für die ‚Freiheit' entscheiden, auch wenn darüber Staat und Volk zugrunde gehen sollte. Er wird hier immer der wohlfeilen Prase nachlaufen.

Das ist ja eben das Unglück unserer Zeit: während wir die Köpfe mit gelehrtem Kram aus der Vergangenheit anfüllen, bleibt in ihnen nicht so viel Raum übrig, um noch die Tatsachen der Gegenwart aufzunehmen. Noch mehr aber geht bei der bloßen Schulung des Wissens die Willenskraft verloren, der Wille, in den lebendigen Gang der Dinge einzugreifen. Wo sich's um praktische Aufgaben in Politik und Volkswirtschaft handelt, da werden die gelehrtesten Köpfe meist zu Nullen. Und so kommt das ganze Volk in Gefahr, ein Opfer volkswirtschaftlicher und politischer Charlatane zu werden. Seine Besten und Klügsten wissen ihm nicht zu helfen, weil sie alle bekennen müssen: Wir verstehen von diesen Dingen nichts!

Läßt es sich also noch länger verantworten, daß wir das beste Hirnschmalz unserer Jugend für lateinische und griechische Grammatikregeln verbrauchen, während der nationale Geist an der notdürftigsten Lebenskenntnis Mangel leidet? Kann mit lateinischen Aufsätzen der Verfall der Nation aufgehalten werden? Wir müssen endlich eine bessere Ökonomie des nationalen Geistes pflegen; wir dürfen nicht alle Kräfte an Dinge verschwenden, die günstigen Falls einen schöngeistigen Schmuck darstellen, sonst aber im wahren Sinne des Wortes zu den ‚brotlosen Künsten' zählen. Es ist nicht vernünftig, eine ganze Nation zu lauter gelehrten Philologen erziehen zu wollen und der Jugend Kenntnisse aufzuzwingen, nach denen sich niemand sehnt und nach denen im praktischen Leben niemand fragt; — während andererseits die Geistestüchtigkeit fehlen lernt, die die Nation zu ihrer Erhaltung braucht.

Erziehen wir endlich Männer des schaffenden Gedankens und der Tat, nicht Wissenspagoden. Schicken wir unsere Jungen nach Erlangung der notdürftigsten Schulkenntnisse hinaus in die Schule des Lebens; lassen wir sie ein Handwerk oder ein sonstiges Gewerbe lernen, jedenfalls etwas, wo sie die Dinge mit der Hand und mit lebendigem Geiste erfassen müssen. Mögen sie später — wenn sie eine Lücke in ihrem theoretischen Wissen entdeckt haben und ein Bedürfnis fühlen, sie auszufüllen, noch einmal zur Schule oder Hochschule zurückkehren. Sie werden dann mit geläutertem und gestärktem Geiste das Nötige in sich aufnehmen und die Spreu von den Körnern zu scheiden wissen. Aber 12—15 Jahre Schule und Hochschule in einem Ritt hintereinander, das ist Stumpfsinn und erzeugt Stumpfsinn.

Freilich müßte zunächst der Staat seine Examenschrullen aufgeben. Er sollte endlich praktische Leistungen gleich und höher bewerten lernen als totes Wissen. Ansätze dazu sind ja vorhanden, denn wir haben schon einige Male gehört, daß befähigten Handwerksgesellen für vorzügliche Leistungen in ihrem Fach die Berechtigung zum einjährigen Dienst zuerkannt wurde. Ein rühmlicher Fortschritt! Dieses Einjährigenwesen ist ja überhaupt die Klippe unserer nationalen Entwicklung, vielleicht auch eine Klippe für unser Heereswesen selber. An der ‚Einjährigenkultur' drohen wir zu scheitern.

Also: hinweg mit dem Examenunfug, der ein Unmaß geistiger Spannkraft verbraucht für Nichtsnutzigkeiten. Er bedeutet eine wahnsinnige Verschwendung von nationaler Geisteskraft. Und das ist doch nun reichlich genug erwiesen, daß die Leute mit der besten Schulzensur nur zu oft im Leben gar nichts taugen. Den Preis des Lebens erringen meist diejenigen, die auf der Schule als ganz kleine Lichter galten. — In diesen Tagen ging eine Notiz durch die Zeitungen über den Lebensweg amerikanischer Millionäre und Milliardäre. Fast alle sind arme Jungen aus den dürftigsten Verhältnissen, haben wenig oder gar keine Schulbildung genossen. Nun ist es ja gewiß nicht das höchste Lebensziel, Millionär zu werden, es gehört sogar nicht einmal besonders viel Verstand dazu, eher noch ein kleiner Mangel an der moralischen Konstitution; aber es nimmt sich doch seltsam aus, wenn so manches gelehrte Haus in dem Wettlauf um die Lebensgüter so arg weit zurückbleibt, während der Unwissende die Palme erringt. — Und auch die großen Männer des Altertums hatten gewöhnlich keine Realschule und kein Gymnasium besucht; manche konnten kaum schreiben und lesen, und doch leuchten sie unserer Jugend noch als Vorbilder voran . . .

Vielleicht kommt man allmählich zu der Einsicht, daß unser Bildungswesen einen Irrweg wandelt und daß es den Geist der Nation nicht hebt, sondern — schwächt.

Vorläufig stehen alle die gelehrten Leute ratlos vor dem Kunststück, das ihnen die Ungelehrten vormachen: Millionen zu verdienen, ohne etwas

gelernt zu haben — und mit diesen Millionen die Welt zu beherrschen. Der Mann voll Schulweisheit beugt sich vor dieser Erscheinung wie vor einer höheren Macht; sie liegt jenseits seiner Logik. Und weil die gelehrten Bureaukraten und Gesetzesmacher dieses Wunder nicht fassen können, darum machen sie es den Schlauen so leicht. Die eigentlich herrschen sollten, sind schon die Beherrschten; sie liegen verehrungsvoll auf den Knien vor der neuen Großmacht.

Und das ist die besondere Gefahr: daß Staat und Volk samt ihren Gelehrten und samt Fürst und Thron von schlauen Spitzbuben in die Tasche gesteckt werden."

* * *

Ohne eine solche weltabgewandte pädagogische Kultur wäre es auch kaum begreiflich, daß sich in unserem Rechtsleben Auswüchse wie eine ew'ge Krankheit forterben können, die um so ungeheuerlicher wirken, als sie in jedem Sinne derart vernunft- und zweckwidrig sind, daß sie sogar u. U. den Interessen ihrer intellektuellen Urheber ins Gesicht schlagen. In dieses Kapitel gehören gewisse barbarische Grundsätze, nach denen noch heute bei der Anwendung der Zwangsvollstreckung verfahren wird. Auch vor der Durchführung unausbleiblicher, den sozialen, humanitären und volkswirtschaftlichen Forderungen der Neuzeit entsprechender Reformen, führt Ludwig Futh in der „Neuen Gesellschaft" aus, könne man vieles tun, wenn man durch strenge Vorschriften und eingehende Instruktionen die Vollziehungsbeamten und die Vollstreckungsrichter anweist, sich einer allzu schematischen Amtsausübung zu enthalten, nutzlose Härten unter allen Umständen zu vermeiden und jederzeit zu erwägen, daß es ihre Aufgabe keineswegs ist, den ihnen verfallenen Staatsbürger mit aller Gewalt auch dann rücksichtslos zu schädigen, wenn mit Sicherheit anzunehmen ist, daß das Resultat ihres Vorgehens in keiner Weise den ihm zugefügten Nachteilen entsprechen werde. Es stehe sehr wohl in der Macht des Ministeriums, den in den Prinzipien der Handhabung heute noch herrschenden Barbarismus durch eine gründliche, nicht mißzuverstehende Erörterung der derzeitigen gesetzlichen Normen zu beschränken.

Der Verfasser berichtet dann aus eigener traurigster Erfahrung: „In meiner Wohnung erschien eines Tages ein Gerichtsvollzieher und pfändete in Ermangelung anderer pfandfreier Objekte das Berliner Adreßbuch. Mir war dieses für die Ausübung meiner Geschäftstätigkeit unentbehrlich, und ich richtete daher einen auch die Unmöglichkeit eines effektiven Ertrages der Vollstreckung angesichts der erwachsenden Auktions- und Pfändungskosten darlegenden Antrag auf Freigabe an das Vollstreckungsgericht. Dieses billigte das Vorgehen des Gerichtsvollziehers, und das Adreßbuch wurde versteigert. Der Auktionserlös betrug 6 Mk.; davon gingen die Kosten der Pfändung und der Vollstreckung mit gleichfalls 6 Mk. ab, so daß dem Gläubiger nicht ein Pfennig zufiel; das einzige Ergebnis war, daß ich mein Adreßbuch verlor. Ich halte ein derartiges

Verfahren für geradezu ungeheuerlich. Es kennzeichnet den gegenwärtigen Standpunkt der Funktionäre des Systems, ihren Schematismus und das in der Art ihrer Ausübung zur Geltung kommende psychologische Moment vorzüglich. Und eine derartige nutzlose und barbarische Schädigung des Schuldners entspricht, wie sich aus der Billigung des Vollstreckungsgerichtes ergibt, durchaus den Anschauungen richterlicher Kreise. Sie kann indessen auf Grund der geltenden Gesetze ausdrücklich untersagt werden.

Den Vollstreckungsgerichten müßte erläutert werden, daß deren Aufgabe keinesfalls lediglich in der Wahrnehmung der Rechte und Interessen des Gläubigers gipfelt, daß sie vielmehr berufen sind, auch die berechtigten Interessen des Schuldners zu schützen und diesem energischen Beistand zu leisten bei der Wahrnehmung der zum Schutze der Erhaltung seines Hausstandes und seiner wirtschaftlichen und sozialen Existenz vor einigen Jahren getroffenen gesetzlichen Bestimmungen. Diese bedingen, daß dem Schuldner ein angemessener ‚Hausstand' zu belassen ist; sie sind mangelhaft, weil sie unklar sind und dem Belieben resp. den Sonderanschauungen des Vollstreckungsbeamten und der Beschwerdeinstanz einen allzu weitgehenden Spielraum lassen. Mir erklärte der Gerichtsvollzieher, daß ein Sofa, Übergardinen, Teppich und Gaskrone keineswegs zur Erhaltung eines ‚angemessenen' Hausstandes erforderlich seien, und das Vollstreckungsgericht trat seiner Auffassung bei. Er nahm dann sogar die Rouleaux von den Fenstern weg, so daß wir, da Jalousien fehlten, genötigt waren, vor dem abendlichen Auskleiden die Fenster mit Bettüchern zuzustecken. Der Willkür und den Konsequenzen eigenartiger Anschauungen des Gerichtsvollziehers sind Schranken gesetzt, wenn der ihm übergeordnete Richter des Vollstreckungsgerichtes in seinem Denken und in seiner Amtsübung dem humanen Sinn der betreffenden Gesetzesbestimmungen Rechnung trägt. Das ist indessen keineswegs stets und überall der Fall. Ich will an einem eklatanten Beispiel demonstrieren, was sich tatsächlich auf diesem Gebiete ereignen kann. Ich hatte einem Vollstreckungsgericht eine Beschwerde eingereicht, in welcher ich darlegte, daß drei verschiedene Gerichtsvollzieher in meiner Wohnung Pfändungen vorgenommen hatten und daß von diesen sämtliche dort befindliche Mobilien rc. gepfändet waren, so daß uns im Falle der Abholung nicht nur nicht der von den Gesetzen zugestandene ‚angemessene' Hausstand, sondern nicht einmal der notdürftigste Hausrat verblieben sein würde. Kein Stuhl, kein Tisch, kein Schrank, keine Gardine war pfandfrei belassen worden. Daraufhin verfügte das Vollstreckungsgericht, daß diese drei Gerichtsvollzieher ihre sämtlichen Pfandstücke abholen sollten, worauf dann an Ort und Stelle konstatiert werden würde, was dann noch übrigbleibe; alsdann sollte über meine Beschwerde entschieden werden. Jeder Schuldner gibt sich selbstverständlich die allergrößte Mühe, die erzwungene Auflösung seines Hausstandes und den damit verbundenen Zusammenbruch seiner wirtschaftlichen und gesell-

schaftlichen Existenz zu verhindern. Das Gericht indessen verfügt diese Auflösung und den Ruin des Schuldners, um Feststellungen in einer von diesem eingereichten, durchaus berechtigten Beschwerde vorzunehmen, noch dazu in einer Beschwerde, in welcher dieser gerade auf das ihm garantierte Recht der Erhaltung eines angemessenen Hausstandes sich stützt. Dieser geradezu unglaubliche Bescheid charakterisiert sich als eine ungeheuerliche Rücksichtslosigkeit, welche auch mit den bestehenden Gesetzen meines Erachtens in Widerspruch stand. Sollten die Mobilien nach erfolgter Feststellung insgesamt zurückgeschafft werden? Auf meine Kosten oder auf Staatskosten? Oder sollten sie etwa in der Pfandkammer auf meine Kosten weiter lagern, obwohl ich von den betreffenden Gläubigern auf Grund geleisteter Teilzahlungen Stundungserklärungen erwirkt hatte, welche die Abholung ihrem Wortlaute nach ausschlossen? Der Vorfall beweist, daß den mit der Aufsicht des Vollstreckungswesens beauftragten Richtern teilweise noch durchaus die römischen und mittelalterlichen, barbarischen Grundanschauungen von der absoluten Rechtlosigkeit des Schuldners und eine nicht mehr zu überbietende Nichtachtung des Menschenrechtes der Durchführung des Existenzkampfes bis zur letzten Möglichkeit innewohnen. Die gesetzlichen Bestimmungen zugunsten der Erhaltung der schuldnerischen Existenz sind zwecklos, wenn derartige Grundtendenzen die Entschlüsse ihrer Hüter bestimmen.

Der durch die Abschaffung der Gerichtsvollzieheruniform gegebene Fortschritt wird vielfach in Frage gestellt, weil einzelne Funktionäre sich nicht dazu entschließen können, aus dieser Vorschrift die Konsequenzen zu ziehen, daß ein taktvolles, jede überflüssige Bloßstellung des Schuldners vermeidendes Verhalten dem humanen, die wirtschaftliche Erhaltung des Individuums anstrebenden Prinzip der Neuzeit und den Wünschen der Behörden entspricht. Ich hörte von einem alten Gerichtsvollzieher, der es sich nicht nehmen läßt, im Dienst eine der Uniformmütze fast völlig gleiche Mütze zu tragen und mit einem dicken Aktenbündel unter dem Arm in unverkennbarer Weise ostentativ aufzutreten. Die öffnenden und nach seinem Begehr fragenden Dienstboten rennt er über den Haufen und betritt unangemeldet die Wohnräume der Familie, wobei er auf anwesende Besucher nicht die geringste Rücksicht nimmt. Das sind törichte und verwerfliche Reminiszenzen einer überwundenen Zeit.

Eine völlige Beseitigung aller unnützen Härten und eine präzise Beschränkung der Vollstreckungsmaßnahmen auf das tatsächlich Zweckmäßige und Zulässige ist nur auf dem Wege der Gesetzgebung möglich. Will der Staat mittels der Bestimmungen, betreffend die Erhaltung eines ‚angemessenen' Hausstandes, das Familienleben des Schuldners erhalten, ihm die Möglichkeit gewähren, seine Kinder trotz des Drucks ungünstiger wirtschaftlicher Umstände im Rahmen der Familie und unter hygienisch befriedigenden Verhältnissen zu erziehen, soll er in der Lage bleiben, seine Beziehungen aufrechtzuerhalten, unter Erhaltung seiner Spannkraft weiter-

zuerwerben und sich auf der Grundlage des ihm gebliebenen Hausstandes durch seine Verlegenheiten hindurchzuarbeiten, oder soll er, sobald eine auch nur vorübergehende finanzielle Schwierigkeit eintritt, sofort und definitiv der wirtschaftlichen Vernichtung entgegengeführt werden? Um die Antwort auf diese Frage hat die neuerliche, in jeder Richtung stümperhafte Gesetzform sich mit Hilfe des unklaren und höchst dehnbaren Ausdrucks vom ‚angemessenen' Hausstande herumgedrückt. Alle Halbheiten sind zwecklos; will man sich für das Prinzip der Erhaltung des Schuldners aus ethischen und volkswirtschaftlichen Gründen entscheiden, so muß man die Belassung eines ‚standesgemäßen' Hausstandes unter Festsetzung eines Maximums gesetzlich normieren in der Weise, daß die Wohnung ohne Störung des Familienlebens und der gesellschaftlichen Stellung benutzbar bleiben kann.

Als weitere einschneidende Änderung würde eine Beschränkung der Gesamthöhe der durch Mobiliarvollstreckung beizutreibenden Summen auf den Betrag des Taxwertes der pfändbaren Gegenstände in Betracht kommen. Denn in den Mobilien steckt doch nur ein gewisser Wert, und nur dieser kann den Gläubigern zufallen. Das heutige System der Anschlußpfändungen ist völlig gegenteiliger Natur. Heute versiegelt der Gerichtsvollzieher bei der Pfändung den Haushalt des Schuldners, nimmt eine Taxe der Gegenstände unter Berücksichtigung des Auktionswertes derselben auf und vermerkt den Taxwert neben der Rubrizierung des betreffenden Pfandobjektes. Gehen nun weitere vollstreckbare Titel bei ihm ein, so schließt er sich bezüglich dieser der ersten Vollstreckung durch dem Schuldner und dem Gläubiger mitgeteilte Registratur an, wobei es absolut gleichgültig ist, ob auch die erste Forderung den Taxwert der schuldnerischen Einrichtung weit übersteigt. Ich kenne einen Fall, in welchem Gegenstände im Taxwerte von ca. 5000 Mk. für Forderungen von über 220000 Mk. gepfändet waren. Der Schuldner vermag die Abholung und Versteigerung seiner Mobilien nur dann abzuwenden, wenn er die gesamten gegen ihn vorliegenden vollstreckbaren Forderungen nebst Zinsen und Kosten zu begleichen vermag. Die Rechte der Gläubiger rangieren nach der Reihenfolge der Pfändungen. Somit besteht z. B. für denjenigen, dessen Forderungen hinter 200000 Mk. vorgehender Ansprüche rangieren, *keine Aussicht, Befriedigung aus dem Vermögen des Schuldners zu erlangen. Dennoch gibt ihm der Staat ausdrücklich das Recht, die Abholung und Versteigerung der Pfandstücke zu verlangen*; es wird sogar ohne seinen Antrag ca. 14 Tage nach erfolgter Anschlußpfändung ein Auktionstermin anberaumt. Es ist relativ unerheblich, darauf hinzuweisen, daß event. auch vorgehende, an günstigerer Stelle rangierende Gläubiger, deren Position sich infolge allmählich fortschreitender Schuldentilgung fortgesetzt verbessert, durch den mit der Abholung verknüpften definitiven Zusammenbruch des Schuldners und die Beseitigung ihrer Chancen schwer geschädigt werden können. Dieser scheinbar widersinnigen Praxis liegt ein zwar klares und verständliches, aber *verwerfliches und unmoralisches Prinzip* zu-

grunde. Das heutige System stellt eine raffinierte Erpressungsmaschinerie dar; es charakterisiert sich als eine Spekulation auf die sentimentalen Gefühle der Anhänglichkeit an den liebgewonnenen Hausrat, an die Erbstücke der Vorfahren und auf das Schamgefühl des anständigen Menschen, der eine Abholung der damit verknüpften öffentlichen Bloßstellung halber perhorresziert. Man benutzt sittliche und ethische Empfindungen, um eine Geldproduktion um jeden Preis zu erzwingen... Anständige Menschen fürchten nichts so sehr wie die Blamage der ‚Abholung', welche eine Art von öffentlicher Brandmarkung und eine der Welt kundgetane Besiegelung ihres wirtschaftlichen Untergangs darstellt und ihre soziale Stellung definitiv vernichtet. Um dem zu entgehen, greifen sie lieber zu den haarsträubendsten Mitteln, welche dem Strafrichter massenhaftes Material zuführen, sie leben Monate und Jahre unter dem furchtbarsten Druck, unter der fortgesetzten, wahnsinnigsten Furcht vor der endlichen, auf die Dauer doch unvermeidlichen Erfüllung ihres Geschickes, sie verlieren jede Möglichkeit einer geordneten Berufsausübung und damit jede Hoffnung auf schließliche Überwindung ihrer schrecklichen Lage, geraten in immer schlechtere Verhältnisse und gehen endlich geistig, moralisch und körperlich zugrunde. Es ist nicht abzusehen, weshalb man derartige, auch der Gesamtheit nachteilige Krankheitsprozesse provoziert, da doch zweifellos die effektive ‚Schuldentilgung', d. h. eine Verminderung der Unterbilanzen, mit der Erschöpfung des schuldnerischen Vermögens selbstverständlich ihr Ende findet und alle weiteren Experimente teuer, unfruchtbar und von höchst nachteiligen Konsequenzen begleitet sind. Man zermürbt und vernichtet den gutwilligen, anständig denkenden Schuldner; den rücksichtslosen, ‚gerissenen' Exequenden, welcher bei der ersten Pfändung es zur Abholung und Versteigerung seiner Mobilien kommen und diese von guten Freunden erwerben und sich dann auf Grund eines ‚Leihvertrages' von diesen verhalten läßt, schützt seine Unverfrorenheit gegen alle Anfechtungen seiner Gläubiger. Auch hier siegt das Laster und die Tugend wird gestraft. Das ist indessen nicht der Zweck der Gesetze.

Durch ein einfaches Mittel kann man diese der Vernunft und der Moral hohnsprechenden Zustände rektifizieren. Man gestatte dem Schuldner, gegen Zahlung des vollen Taxwertes der pfändbaren Gegenstände seines Hausstandes diese zu behalten. Eventuell hat er einen Geldmann zu substituieren, der für ihn aus seinen Mitteln die Taxe der Möbel an den Gerichtsvollzieher zahlt; dann würden Bedenken gegen eine derartige Verwendung von Barmitteln des Schuldners wegfallen. Diesem Geldgeber könnten die Mobilien durch auf dem Pfändungsprotokoll zu beurkundende, die traditio rei ersetzende Übertragung als Eigentum übereignet werden. Es wäre in Erwägung zu ziehen, durch eine beim Amtsgericht zu führende Liste dieser Übertragungen es jedem Interessenten zu ermöglichen, sich über die bei der Gewährung von Krediten in Betracht kommende Frage des Vorliegens derartiger Transaktionen zu informieren.

Ich will noch ein weiteres Moment von erheblicher Bedeutung erörtern. Vor mir liegt das Protokoll einer im Mai 1906 in der Charlottenburger Pfandkammer durchgeführten Zwangsversteigerung. Von dem Erlöse wurden ca. 36 Prozent auf Kosten usw. verrechnet, so daß ca. 64 Prozent an den Gläubiger abgeführt wurden. In diesem Protokoll finden sich u. a. folgende Angaben:

Lfd. Nr.: 4. Nr. des Pfändungsprotokolls: 4. Gegenstand: 4 Wasserkaraffen und ein Tablett. Meistgebot: 1 Mk. Meistbietender: Heßler. Wohnort: hier. Bemerk.: bez.

Von den Karaffen hatten bei Hengstmann zwei je 36 Mk. und zwei je 24 Mk. gekostet; das Tablett hatte ca. 40 Mk. gekostet. Gegenstände im Anschaffungswerte von ca. 160 Mk. wurden also für 1 Mk. versteigert; hiervon erhielt der Gläubiger ganze 64 Pfennige.

Lfd. Nr.: 9. Nr. des Pfändungsprotokolls: 9. Gegenstand: 1 Visitenschale. Meistgebot: 0,80 Mk. Meistbietender: Gest. Wohnort: hier. Bemerk.: bez.

Es handelte sich um eine im Kaufhause Hohenzollern zum Preise von 150 Mk. erworbene, von drei weiblichen Figuren getragene prachtvolle Bronzeschale. Der Gläubiger erhielt 64 Prozent des Erlöses, d. h. ganze 51 Reichspfennige.

Lfd. Nr.: 14. Nr. des Pfändungsprotokolls: 14. Gegenstand: 4 Bilder, Stahlstiche. Meistgebot: 8 Mk. Meistbietender: Scheerbarth. Wohnort: hier. Bemerk: bez.

Es handelte sich um vier Erstabzüge von Kupferstichen des rheinischen Kunstvereins, welche einst dem Vater des Exequenden wegen seiner Verdienste als Geschäftsführer dieser Vereinigung geschenkweise überwiesen waren und in Düsseldorf und Köln mit 120—150 Mk. pro Blatt sofort verkäuflich sind; ich will indessen den Wert des Objektes nur auf 500 Mk. bemessen. Von dem Erlös von 8 Mk. erhielt der Gläubiger 5,12 Mk.

Für diese drei Positionen im Anschaffungswerte von 800 Mk. wurde also ein Erlös von insgesamt 9,20 Mk. erzielt, von welchen dem Gläubiger 64 Proz. = 6,27 Mk. zufielen. Ich bestreite ganz entschieden, daß der Staat überhaupt berechtigt ist, in dieser Weise das Eigentum des Schuldners zu verramschen. Das ganze Verfahren taugt, wie dies eine Beispiel zeigt, nicht einen Pfifferling. Ist der Staat etwa nicht zur Berücksichtigung der elementarsten Grundsätze der Vernunft und der Billigkeit verpflichtet?

In den Auktionshallen der Pfandkammern erscheint zu den Versteigerungen fast ausschließlich eine Clique von Händlern und Händlerinnen, welche man als die Schlachtfeldhyänen des menschlichen Existenzkampfes bezeichnen könnte. Diese bilden einen festorganisierten Ring; sie bieten in der Auktion lediglich minimale Beträge und gehen dabei nach einem bestimmten System vor, so daß der Schein einer Beteiligung mehrerer an der Bietung gerade noch notdürftig gewahrt wird. Nach Beendigung der Farce werden

in einem benachbarten Lokal die Sachen erst richtig versteigert und die Differenz zwischen dem dort sich ergebenden effektiven Erstehungspreis des Händlers und dem Preise der amtlichen Auktionskomödie wird dann unter die Mitglieder des Konsortiums verteilt. Neue Mitglieder nimmt der Ring nur gegen Leistung bedeutender Einschüsse auf. Versucht irgend ein Außenstehender, z. B. der Schuldner oder ein Freund desselben, ohne Zuziehung des Ringes und Entrichtung eines Tributs an diesen, einen Gegenstand zu erstehen, so wird dieser eventuell bis über den normalen Anschaffungswert hinaufgetrieben; der Schaden wird dann auf die Mitglieder des Ringes repartiert. Dieser Trust beherrscht die Situation vollkommen, und die Tränen und der Jammer der ihres Haushalts um einiger Pfennige willen beraubten Menschen schreien zum Himmel.

Mit starker Hand muß hier eingegriffen werden. Zunächst verbiete man durch ein klares Gesetz (die derzeitige bezügliche Bestimmung ist unklar und wird daher überhaupt nicht berücksichtigt), daß Gegenstände überhaupt gepfändet werden, wenn anzunehmen ist, daß deren Auktionserlös ihrem tatsächlichen Werte auch nicht annähernd entsprechen wird. Ferner schließe man fachwissenschaftliche Bibliotheken und Sammlungen, welche das Resultat resp. die Grundlage wissenschaftlicher und künstlerischer Spezialbildung darstellen und die der Nation und der Welt zu Nutzen kommende Leistungsfähigkeit des betreffenden Gelehrten oder Künstlers bedingen und fördern, von der Pfändbarkeit aus. Meine mit einem Aufwand von ca. 30000 Mk. geschaffene kunstwissenschaftliche Bibliothek, welche unersetzliche Unika enthielt, wurde für ca. 600 Mk. in der Zwangsversteigerung verschleudert; der Erlös wurde infolge von Streitigkeiten unter den Gläubigern hinterlegt und zirka 1/2 Jahr später an mich ausbezahlt, da ich inzwischen die betreffenden Gläubiger befriedigt hatte. Meine prachtvollen, ca. 10000 Blatt umfassenden Sammlungen von Photographien, Stichen und Zeichnungen, welche ich in Deutschland, Skandinavien, England, Frankreich, Spanien und Portugal, Italien, Griechenland, Kleinasien, Syrien, Persien, Indien, Kambodscha, Ägypten, Algerien und Marokko zusammengebracht hatte, wurde in derselben Pfandkammer in Charlottenburg für ca. 30 Mk. versteigert. Ich hatte infolge eines Zufalls die Auktionsbenachrichtigung nicht erhalten und erfuhr erst einige Tage nach der Versteigerung davon, als ich bei einem Kunsthändler in der Prinz-Albrecht-Straße ca. 400 meiner Blätter wiederfand, welche dort Stück für Stück zu je 3 Mk. verkauft wurden. Gleichzeitig mit diesen Sammlungen wurde ein ungeheures wissenschaftliches Material, zeichnerische Aufnahmen römischer und maurischer Altertümer in Marokko, viele Hunderte im asiatischen und afrikanischen Orient gefertigter, noch nicht kopierter photographischer Platten usw. für insgesamt ca. 10 Mk. (wohl dem Auktionswert der Makulatur und des Glases entsprechend) versteigert. Das Papier wird eingestampft worden sein; die Platten sind zweifellos abgekratzt und neu verwendet worden. Das ist eine Vernichtung geistiger Werte seitens des Staates, deren Un-

geheuerlichkeit kaum noch zu überbieten ist. ‚Dura lex, sed lex‘ sagt man, aber gerade ein hartes Gesetz muß Sinn und Zweck haben; die Begriffe des Unsinns und der Gesetzmäßigkeit können nicht identisch sein.

Bezüglich einer Wandlung des Auktionswesens haben alle bisherigen Anstrengungen der Behörden völlig versagt. Es ist nicht möglich gewesen, das Publikum zu einem gewohnheitsmäßigen Kaufen in den Pfandkammern zu veranlassen, da der Händlerring opferwillig und energisch seine Alleinherrschaft verteidigt hat und schließlich überall zu einer baldigen Verdrängung der ihm nicht angehörigen Reflektanten gelangte. Hier kann nur eine Radikalkur helfen. Man muß die Zwangsversteigerung überhaupt beseitigen und anstatt der Verramschung den freihändigen Verkauf der Pfandstücke zu angemessenen Preisen bewirken. Die Pfandkammern sollten zu einer Art von Warenhäusern werden und alsdann bei geeigneter Einrichtung und Leitung ein kaufwilliges, zahlreiches Publikum anziehen. Dem Gläubiger kann seitens der Pfandkammerverwaltung nach Ablauf einer kurzen Frist für die Geltendmachung von Interventionsansprüchen ein Vorschuß in Höhe des Verramschungswertes gezahlt werden; diesen Vorschüssen müßte zu ihrer Sicherstellung eine Priorität vor nach Fristablauf angemeldeten Ansprüchen dritter zugebilligt werden.

Ich würde weiterhin empfehlen, den Vollstreckungsgerichten das Recht zuzuerkennen, dem zahlungswilligen Schuldner bei entsprechender Vermögenslage des Gläubigers Stundung gegen Leistung von Teilzahlungen zu bewilligen. Vielleicht könnte auch bei schwerer, durch ärztliches Attest nachgewiesener Erkrankung des Schuldners und eventuell auch bei anderen nach menschlichem Empfinden eine Vornahme von Gewaltmaßnahmen im gegebenen Moment ausschließenden Gelegenheiten ausnahmsweise eine Stundung von kurzer Dauer ohne Leistung einer Teilzahlung gewährt werden. Heute stellt selbst der Umstand, daß ein Mensch in der Wohnung des Exequenden im Sterben liegt, durchaus kein Hindernis für deren Ausräumung durch den Gerichtsvollzieher dar. Ich könnte haarsträubende, der europäischen Kultur des 20. Jahrhunderts hohnsprechende Szenen schildern; das würde mich indessen zu weit führen. Man kann und darf den Schuldner, an dessen Fortexistenz die Allgemeinheit ein dringendes Interesse hat, nicht der „Milde“ des Gläubigers völlig überlassen; es gibt rabiate Menschen mit steinernen Herzen, welche in ihrem Schuldner ein nichtswürdiges, keiner Rücksicht wertes Objekt sehen. Mir hat jemand, dem ich innerhalb einiger Monate 90 Proz. seiner Forderung bezahlt hatte, wegen des Restbetrages unter Ablehnung einer weiteren Stundung von nur 24 Stunden einen Schaden von vielen Tausenden zugefügt.

Ich schlage außerdem vor, die zurzeit durchaus ungenügenden Bezüge der Gerichtsvollzieher unter Beseitigung der einen nachteiligen Antrieb zu nervenzerstörender Schinderei darstellenden Gebührenbeteiligung — da sie sonst weder existieren, noch die Kosten für die Hilfskräfte auftreiben können, arbeiten viele dieser Beamten bis tief in die Nacht hinein, um durch die

Gebührenquoten den Mangel ausreichender Besoldung einigermaßen auszugleichen — erheblich zu erhöhen. Dieses schwierige, delikate und verantwortungsreiche Amt erfordert kluge, moralisch hochstehende Menschen, und das Geld, welches zu deren Gewinnung und Festhaltung aufgewendet wird, kommt den wirtschaftlich erkrankten Teilen des Volksorganismus zugute und wird reichliche Früchte tragen."

Muß es immer wieder die Sozialdemokratie sein, die das Messer an solche Schäden legt? Und was nützt alle soziale Reformarbeit, wenn der selbe Staat mit der einen Hand vernichtet, was er mit der andern schafft? — Rund heraus: das sind unwürdige, das sind skandalöse Zustände!

* * *

Aber wer außer denen, die es persönlich so furchtbar, so mörderisch trifft, kümmert sich viel darum? Unsere Volksvertretung? Wo wird mehr leeres Stroh gedroschen als dort? Wie wenig positiv-praktische Arbeit leisten sich doch unsere erkorenen Sendboten, und nicht immer nur durch Schuld der Regierung. Zwar sie beraten und beschließen im Plenum wie in Kommissionen, was da aber beschlossen wird, darüber, meint Wilhelm Schölermann in der „Deutschen Kultur", „mag wohl mancher Urwähler, liest er der langen Reden dunklen oder durchsichtig flachen Sinn, sich mehr bedrückt als beglückt fühlen. Irgend ein Konflikt spitzt sich zur Machtprobe, zur Krisis, zu. Dann kommt eine Reichstagsauflösung mit dem Appell an das Volk. Über die bisher Erwählten appelliert die Regierung an die Wähler und Urwähler, die plötzlich auf dem Wahlmarkt hoch in Kurswert steigen. Wir erleben dann das weniger erhebende als erheiternde Schauspiel einer Neuwahlagitation mit ihren tragikomischen Volksbeschwörungen und Betörungen.

Welch ein Stoff für einen modernen Aristophanes! Dieser Mummenschanz des Willens zur Macht in allen Schlagwörtern, in allen Kompromissen und Kuhhandelspraktiken. Diese höchst komische Psychologie der Massensuggestion, wenn die wahlagitatorischen Überredungsstürme auf dem Schwarzen und Roten Meere hoch gehen! . . .

Liest der deutsche Michel schließlich die Listen seiner Auserlesenen, so scheint es, als sei dem nationalen Blutumlauf der Eintritt in das politische Hirn unterbunden, wenn wir den Reichstag als den Kopf der Nation ansehen wollen. Der kreisende politische Vulkan gebar eine Maus, die nach Mäuseart am Kornspeicher weiternagt, ein politischer Mitesser. Und darum Räuber und Mörder? —

Nach der Wahlkampagne wird in allen Parteibaracken zur Redeschlacht im Reichstage gerüstet, wobei das Aufgebot an Lungenkraft im umgekehrten Verhältnis zum Gewicht der Gedanken steht. ‚Ein politisch Lied — ein garstig Lied.'

Solches Satirspiel kann zur Hebung des ethischen Bewußtseins im Volke nicht beitragen. Es sind viele von den Besten und Berufenen, Stillen und Stetigen im Lande, die unter Mangel an Macht und Einfluß leiden.

Ich spreche hier im Namen Tausender, wenn ich sage: gerade die feiner und reiner gearteten Menschen, die sozialaristokratischen Naturen sind es, die unter einer Demokratie und Demagogie nicht zu Worte kommen. Eine Minderheit vielleicht, aber eine wichtige Minderheit. ‚Arbeitssklaven', um die kein Volkstribun sich kümmert. Denn sie sind nicht gehorsam wie eine Hammelherde der ‚Arbeiterbataillone' von den Parteibonzen an die Wahlurne zu kommandieren. Und doch sind ihrer ein ganzes Heer ringender und leidender Existenzen des schonendsten Mitgefühls würdig, je weniger sie selber von sich reden. Wahrhaft arm, wahrhaft bedürftig sind fast immer nur jene Verschwiegenen, Verschämten und Vergrämten, die keiner öffentlichen Fürsorge teilhaftig werden. Wer denkt an die z. B. im sozialdemokratischen Getobe? Wer fühlt mit ihrer Not sein soziales Gewissen beschwert? Es grenzt an Lästerung, wenn die Sozialisten sich einmal auf Jesu Lehre von der Liebe zum Nächsten berufen und dabei vom Klassenhaß ‚leben'. Sittlichen Wert hat im sozialen Leben nur die Menschenliebe und Menschenhilfe von Fall zu Fall. Das kann nur der, der die Verhältnisse kennt und schonend hilft von Hand zu Hand, mit Geld oder mit Güte. Mit zukunftstaatlichen Maximen wird keine Not gehoben werden.

Wie entsittlichend wirkt unser System der Stichwahlen. Ein Mandat der Unterstützung eines Gegners zu verdanken, den man acht Tage früher bei der Hauptwahl auf das heftigste bekämpft hat, ist unmoralisch. Eine Kandidatur gegen die eigene Überzeugung zu unterstützen ist unmoralisch. Und doch tut es mancher aus Not. Mir ist es bei den letzten Wahlen so gegangen. Ich halte den Liberalismus in seiner heutigen Gestalt für verkehrt und veraltet. Trotzdem blieb mir nichts übrig, als dem Zwang zur Wahlpflicht dadurch zu genügen, daß ich dem liberalen Kandidaten gegen den ultramontanen meinen Stimmzettel gab, nach dem Grundsatz: ‚Der Zweck heiligt die Mittel!' Cum finis est licitus, etiam media sunt licita, also lautet die Moral des Buches Medulla theologiae moralis! Nach dieser Jesuitenmoral habe ich diesmal wählen müssen, wie viele andere der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Das ist ein Kompromiß, der nicht auf Rücksicht und Achtung anderer Rechte beruht, sondern auf einem Grundfehler im System. Ein Fehler, dessen schleichende, erbliche Mängel nicht zur Freudigkeit der Pflichterfüllung in politicis, nicht zur Hebung des ethischen Bewußtseins der Feinfühligen im Volke beitragen kann. Solange unser heute geltendes Wahlrecht nicht geändert wird, etwa in der Richtung, daß man probeweise zum Proportionalsystem übergeht, so lange bleibt dieser nicht nur, wie alles Menschliche, unvollkommene, sondern unsittliche Zustand bestehen. Wer einen wählt, den er nicht mag, handelt nicht gewissensfrei. Darin liegt die Tragik, ohne eine tragische Schuld des einzelnen. Gegen Rom, aber auch innerlich gegen sich selbst: das ist das Leidmotiv bei dieser Stichwahlwirrnis. Robuste Gewissen mögen darüber die Achsel zucken. Ein Leiden, dessen Diagnose

zu stellen und Mittel zur Heilung oder Linderung zu finden des Schweißes der Edelsten wert wäre. Wo sind Ärzte, die helfen wollen und können? Mögen die Mächtigen und Maßgebenden die Hebel ansetzen. Wir Machtlosen haben nur das eine Mittel: auszusprechen, was gesagt werden, geändert werden muß. Ungehört und unvertreten bleiben wir. Eine Stimme allein verhallt. Viele Stimmen werden gehört. Wir können nicht einen Mitkämpfer entbehren. Denn geschenkt wird uns nichts.

Was wir wollen, ist eine Hebung des politischen Niveaus, mehr Ernst, mehr Ehrlichkeit, mehr Ethik im öffentlichen Leben, weniger Gemütsathletentum! Mit der Gesinnungspöbelei, die im Machtgefühl den Zynismus entwickelt, wollen wir keine Gemeinschaft. ‚The survival of the fittest' heißt im Grunde nichts anderes als ‚The survival of the vulgarest'.

Ein Beispiel. In einem oberbayrischen Wahlbezirk wird Herr Alois Qualmhuber als Zentrumskandidat aufgestellt. Er ist von Profession Schweinestecher und Wurstfabrikant, Gemeindevorsteher im Nebenamte. Sein Gegenkandidat ein geachteter Gelehrter von Bildung und liberaler Gesinnung. Das ultramontane System der Disziplin bringt 13999 Stimmen auf den Schlächter, der Professor erhält 51. Qualmhuber wird mit glänzender Mehrheit gewählt. Das passiert leider nicht nur in Oberbayern. Es ist typisch!

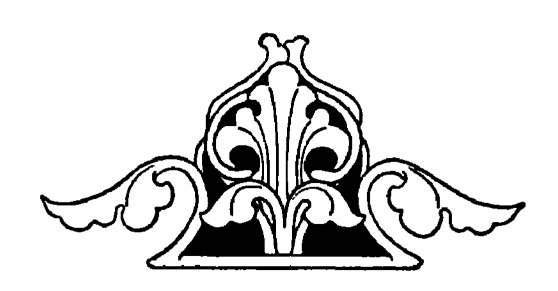
Ein anderer, etwas komplizierterer Fall. Zu mir kommt ein eifriger Vaterlandsfreund und fordert mich auf, kein ‚Philister' zu sein, sondern mit ihm zur Wahl zu gehen. Er hält mir vor, daß man doch ‚seine Bürgerpflicht' erfüllen müsse. Ich antwortete ihm, ich sei diesmal zu wählerisch, um zu wählen! Da schwieg er, nickte und ging. —

Darin liegt das, was ich die Tragik der Volksvertretung nenne. Wir können nicht, wie wir möchten, und wir möchten so gern unserer politischen Gesinnung den reinsten Ausdruck geben: den Vertretern unsere Stimme, die wir lieben ...

Männer und Frauen aus allen Ständen und wirtschaftlichen Klassen, vom Adel bis zum Arbeiter, beginnen zu erkennen, daß mit der Zahl der abgegebenen Stimmen die vox populi, vox dei nicht identisch ist. Klarköpfige, kritische Naturen durchschauen die leicht erkennbaren Manöver politischer Drahtzieher und wenden sich angeekelt ab von dem Gekrähe der Haupthähne auf dem Miste wahlagitatorischer Stimmenfängerei. Mit beredtem Schweigen stehen sie abseits. Es sind die Stillen und Stetigen, die im Herzen reinen und starken Menschen, die an Gesinnung und durchdringendem Verstande über den Parteien stehen, die auch mitraten und mittaten möchten, wenn sie nur die Mittel und die Macht hätten. Einsichtig, aber einflußlos. Die Tragik dieser Einsichtigen ohne Einfluß ist tief. Bleibt ihnen dauernd der Weg zum Wirken versperrt, so darf man sie beklagen, aber kaum verdammen, wenn aus dem Einsehen und Erkennen zuletzt ein Erlahmen, ein Verzichten wird. Ein wehmütiger Verzicht, überschattet von der Erkenntnis:

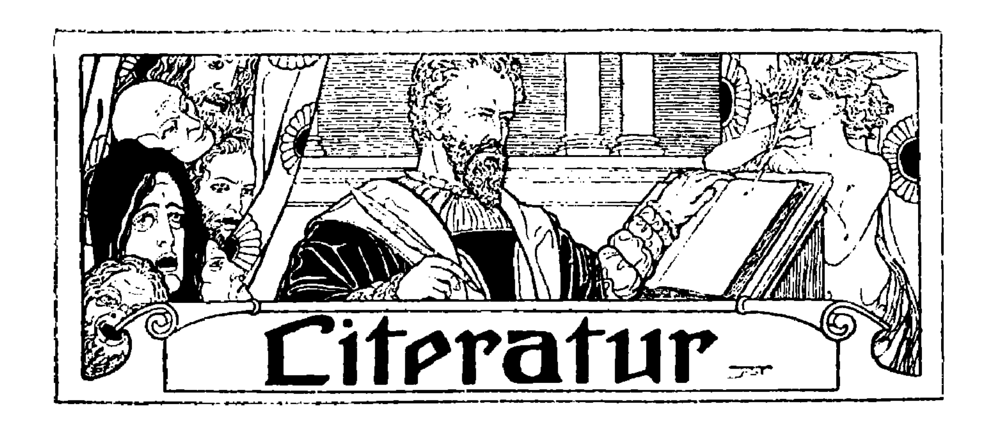
Übers Niederträchtige niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage.

Wieviel Selbstverleugnung und Tatfreudigkeit wartet zeitlebens auf die große Gelegenheit zur Goldprobe? Wieviel Kraft und Mut wird im Kasernendienst des Lebens, im trockenen Pflichtdrill zerrieben und verbraucht? Klug und klar sind manche, die verbluten, weil ihr Wollen und Wünschen dort, wo die maßgebenden Machtfaktoren einsetzen, wo die Entscheidungen fallen, nicht verstanden und nicht vertreten wird ..."





Alfred de Musset



Alfred de Musset

Von

Dr. Karl Storck

Alfred de Musset ist der einzige unter den älteren französischen Lyrikern, den ich wirklich liebe. Mir gegenüber hat er erreicht, was er in „Après une lecture“ als seinen Wunsch bekennt:

„Was frommen uns Gelärm und laute Ruhmfanfaren?
Was tot ist, bleibt auch tot trotz aller Spezerein!
Was fragen wir darnach, ob fleißige Scholaren
Vor einem Tintenfaß, vor einem Marmelstein
Zu ehrerbiet'gem Gruß nach ihrer Mütze fahren?
Wir wollen auch geliebt, nicht nur bewundert sein!“

Gegenüber einem Lessing, der im Hinblick auf Klopstocks Ruhm nur das Gelesenwerden verlangte, spricht hier der Lyriker und heischt das Beste, was wir zu geben haben: Liebe. Ich empfinde sie, wie ich oben gestanden, in der älteren französischen Lyrik nur für Musset. Wohlverstanden, ich spreche nur von der Lyrik innerhalb der französischen Literatur. Die wird ein Deutscher dort ja im allgemeinen überhaupt nicht suchen, höchstens jene Art von „chanson“, die gerade deshalb einen so eigenartigen Reiz auf uns ausübt, weil sie nie ganz Lyrik wird. Darum ist uns ja auch keine Gattung der nachgeahmten Literatur innerhalb unseres deutschen Schrifttums so zuwider geworden, wie die Nachäfferei der französischen Chanson: sowohl die unbeweint entschlafene Überbrettldichterei wie die „anakreontische“ Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Die Chanson ist deshalb so ausgesprochen französisch, weil sie so ganz das Singen des Kulturmenschen ist: ein bewußtes Spielen im Gesang, ein sich oder andere dadurch Unterhalten, ein frohes Tändeln mit Gedanken und Empfindungen, oft sinnige Aussprache eines wirklichen Erlebnisses, niemals aber rückhaltloses Verkünden des tiefsten Empfindens, niemals Bekenntnis des Innersten, niemals Erlösungsschrei aus verwirrender Qual, niemals Offenbarung heiligsten Schauens.

Ich betrachte es als eine Gottesgabe — wie gute Augen, scharfes Gehör oder meinetwegen auch eine feine Weinzunge —, wenn es einem gegeben ist, das Schöne im ganz anders Gearteten herausfühlen zu können, und ich glaube von mir ruhig sagen zu können, das es für die eigentliche Gauloiserie, diesen eigenartigsten Reiz aller französischen Kunst, sicher nur wenig dankbarere Empfänger gibt. Aber gerade deshalb empfinde ich so stark das völlig anders Geartete, das uns durchaus Wesensfremde dieser ganzen Art des künstlerischen Schaffens und Genießens. Darum ist auch das, was mich zu Rabelais, Molière, Lafontaine (Contes), Daudet hinzieht, nicht Liebe, sondern Genußfreudigkeit. Aber für Musset hege ich ein Gefühl der Liebe seit jenen Primanerjahren, in denen mich das Geschenk der zehnbändigen Gesamtausgabe seiner Werke überraschte.

Der sonst so lobesfreudige Sainte-Beuve hat unter Zustimmung zahlreicher hervorragender Zeitgenossen gesagt: er habe allen Schöpfungen Mussets gegenüber das Gefühl, daß sie Übersetzungen seien. Man könne nie sagen, woher sie übersetzt seien, aber sie wirkten wie Übersetzungen. Musset hat mit einer bei ihm sonst seltenen Heftigkeit auf dieses schroffe Urteil seines ehemaligen Freundes geantwortet mit jenen berühmt gewordenen Versen:

„Je hais comme la mort l'état de plagiaire,
Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre."
(Den Plagiaten gilt mein tödlicher Haß,
Mein Glas ist nicht groß, doch trink' ich aus meinem Glas.)

Aber das Gefühl Sainte-Beuves ist zu verstehen. Es liegt in all dieser Dichtung Mussets etwas, was die andere französische Lyrik nicht besitzt. Dabei ist seine ganze Erscheinung durch und durch französisch, und heute gilt wohl in ganz Frankreich als Meinung über Musset die begeisterte Huldigung, die ihm Hyppolyte Taine darbrachte: „Wir kennen ihn alle auswendig; er ist tot und es scheint, als ob wir ihn täglich sprechen hören. Ein lustiges Plaudern von Künstlern im Atelier; der Anblick eines Mädchens, das sich im Theater über den Rand seiner Loge neigt; das Glänzen der schwarzen Pflastersteine der vom Regen überspülten Straße; das frische Lachen eines sonnigen Morgens in den Wäldern von Fontainebleau; alles das stellt ihn lebendig vor unsere Augen ... Eines gilt sicher von ihm: er hat nie gelogen. Er hat nur das gesagt, was er fühlte, und hat es gesagt, wie er es fühlte. Er hat eben laut gedacht. Er hat ein Bekenntnis für alle ausgesprochen; darum hat man ihn nicht bewundert, man hat ihn geliebt. Er war mehr als Dichter, er war Mensch." Es gibt ein einfaches Wort, das diese Wesenheit des Lyrikers scharf kennzeichnet: er war Gelegenheitsdichter im Sinne Goethes. Das ist etwas, was die französische Literatur, diese Öffentlichkeitskunst, diese in ihrer Art großartige Kunst des Formalen sonst nicht kennt. Aber wir verstehen nun, wie Musset deshalb zum Haß gegen die französische Romantik, von der er doch selber ausgegangen war und die die Form von der alten Sklaverei befreit hatte, gelangen mußte, wie er gegen Victor Hugo jenes scharfe Wort schleudern

konnte: „Grand homme si l'on veut; mais poète, non pas" — Ein großer Mann, wenn man will; aber ein Dichter? nein!

Taine fühlte ganz richtig bei Musset, daß dieser mehr sei als Dichter, daß er eben Mensch sei, und empfand das als Sonderheit innerhalb der französischen Lyrik, daß ein Künstler so durchaus nur Bekenner sei seines Lebens. Es hat auch in der französischen Literatur schon vorher solche gegeben, einen Rousseau z. B. oder den alten Adam de la Hâle; Musset ist in der Hinsicht geradezu zum Befreier der seitherigen französischen Lyrik geworden, wie der eine Paul Verlaine zeigt. Aber Mussets eigenartigster Reiz beruht darin, daß er trotz alledem so durchaus französisch, ja so durchaus Pariser ist, während man beim Lothringer Verlaine immer an deutschen Bluteinfluß denkt.

Selbst wenn man nur jene Werke Mussets ansieht, die durch ihren ganzen Charakter sich als Blutsverwandte des Byronismus erkennen lassen, fühlt man leicht dieses ausgesprochene Franzosentum heraus. Ich wundere mich, daß man, soweit ich sehe, das Wort Byronismus noch nicht geprägt hat. Es wäre die kürzeste Bezeichnung, die sich für den seelischen und geistigen Zustand eines ganzen Männergeschlechts deshalb anwenden ließe, weil die Eigenschaften in Byron am schärfsten und unverwischtesten sich zeigen. Diese Geistesverfassung wirkte durch ganz Europa. Jede europäische Literatur zeigt den einen oder den anderen Byronisten, dem man jedoch unrecht tut, wenn man ihn lediglich als Nachahmer Byrons betrachten will, da er eben dem genialen Briten wirklich geistesverwandt war und eben darum auch in die der Stimmung so meisterhaft angepaßte Sprechweise des Engländers verfallen mußte. Man braucht nur an Puschkin und eben an Musset zu denken, um zu erkennen, daß hier von irgend einer äußerlichen Nachahmung jedenfalls nicht die Rede sein kann. Alfred de Musset hat denn auch bekanntlich das größte seiner Werke, die „Confession d'un enfant du siècle", der Ergründung der Ursache dieser merkwürdigen Geistesverfassung gewidmet. Aus der Erkenntnis heraus, daß er nichts genau kenne als sich selbst, da er ja der Betrachtung dieses Ich seine ganze Zeit widmete — und darin liegt bereits das wesentliche Merkmal des Byronismus —, glaubte er auch mit Recht durch eine Art von freier Autobiographie nicht nur ein merkwürdiges Menschenleben, sondern ein eigenartiges Stück des Lebens der Menschheit ergründen zu können.

Wie wir am Ende des 19. Jahrhunderts bei einem großen Teil des Künstlertums zahlreiche Erscheinungen mit dem Schlagworte „Fin de siècle" zu begründen, letzterdings zu entschuldigen suchten, schrieb auch am Anfang des Jahrhunderts Musset eigentlich diesem Jahrhundert die Schuld an allerlei Erscheinungen zu. Denn als Schuld, als Schwäche werden diese Zustände empfunden, wenn sie auch mit einer Art Koketterie für die Öffentlichkeit herausgeputzt werden. Daß bei Byron diese persönliche Schwäche am wenigsten hervortritt, daß seine gesunde Körpernatur sich so mit aller Gewalt dagegen auflehnt und einfach nach wirksamer Betätigung schreit, das gibt

ihm die überragende Stellung in dieser ganzen Literaturrichtung, während unser Heinrich von Kleist mit ungeheurer Anspannung aller Kräfte seine Kunst freizuhalten verstand von diesen zersetzenden Elementen, die ihm ja das Leben zerstörten, so verzweifelt er in nimmermüdem Wandeln dagegen ankämpfte. Diese beiden sind ja auch schier zwei Jahrzehnte früher geboren als die eigentlichen Byronisten und sind keine Großstädter. Auch Byron nicht, trotz seiner Geburt in London. Ein englisches Edelmannsleben bringt den Menschen viel mehr mit der Natur draußen zusammen, abgesehen davon, daß Byrons Mutter mit ihm ja frühzeitig von London geflüchtet war.

Es gehören die Verhältnisse der Großstadt dazu, daß die Zustände, wie sie sowohl diese Weltschmerzliteratur aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts, als das Fin de siècle-Treiben verraten, so kampflos hingenommen werden. Es gehört die Möglichkeit eines Ästhetentums dazu, eines zu frühzeitigen Hingelangens zu den Genüssen der Kunst und des Lebens. Die Erotik spielt die entscheidende Rolle. Auch wenn man nicht an die Unschuld vom Lande glaubt, so bleibt hier doch die Art der Liebe, selbst wo sie nicht rein ist, gesunder, kräftiger, derber, und vor allen Dingen wirkt das ganze Milieu jener Zerstörung entgegen, die in der Großstadt eine frühzeitige Ausschweifung so leicht nach sich zieht. Keiner hat das erschütternder gefühlt als gerade Alfred de Musset. Die Unfähigkeit zu wahrem Glücke ist der Fluch jener frühen moralischen Verseuchung. Jahre bevor er in der „Confession" dadurch die Katastrophe für den Helden herbeiführte, hatte er, wenig mehr als zwanzig Jahre alt, diese Erfahrung bereits in „La coupe et les lèvres" ausgesprochen. Und zwar dient diese Erkenntnis geradezu als Entschuldigung für jene schauerlich gemeine Szene, die der für tot gehaltene Frank seiner Geliebten als Mönch verkleidet spielt:

„Ah! malheur à celui qui laisse la débauche
Planter le premier clou sous sa mamelle gauche.
Le cœur d'un homme vierge est un vase profond:
Lorsque la première eau qu'on y verse est impure,
La mer y passerait sans laver la souillure;
Car l'abîme est immense, et la tache est au fond."
(Weh dem, der wüster Lust unheilbar schlimme Fehle
Als erste Schwäre sich ließ impfen in die Seele!
Das Herz des reinen Manns ist dem Gefäß vergleichbar:
War's unrein Wasser, das zuerst hineingegossen,
Die Lache bleibt, ob dann ein Meer auch durchgeflossen;
Der Flecken sitzt am Grund, und der ist unerreichbar.)

Schwerer hat auch unser Gottfried Bürger den Verlust des reinen Mannessinnes nicht empfunden.

Die Großstadt auch nur begünstigt den beschäftigten Müssiggang, bei dem man sich einreden kann, durch Gespräche mit Kunstgenossen, durch Kaffeehauslektüre und dergleichen geistig gearbeitet zu haben, während man doch nur Zeit totschlug. Nur die Großstadt bietet die Verhältnisse, daß

man sich durch Umhertreiben in minderwertiger und schlechter Gesellschaft, durch Aufsuchen der Nachtseiten des Lebens vortäuscht, man studiere das Leben, während man in Wirklichkeit sich nur mit einer gewissen Grazie im Schmutze herumsühlt. Da entstehen dann jene Künstlernaturen, für die bei aller großen Begabung das Entscheidende, nämlich die Entwicklungsfähigkeit, fehlt; und selbst jenen einzelnen gegenüber, deren künstlerische Fähigkeit so stark ist, daß sie trotz aller Hemmnisse zum wertvollen Gestalten gelangten, sehen wir uns zu dem Urteil genötigt, daß ihr Menschentum klein und schwächlich geblieben ist. Es wäre nicht schwer, auch aus der neuesten deutschen Literaturentwicklung hier eine Reihe von Namen hinzustellen. Und fragen wir uns, wohin die so kühn und vielversprechend anhebende Literaturrevolution der achtziger Jahre uns geführt hat, können wir heute nur sagen, daß wir in der Literatur jetzt vor einem Mangel an stärkeren Erscheinungen stehen, wie sie die deutsche Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr gekannt hat. Auch jene „Literaturrevolution" war Großstadtarbeit.

Die „Beichte eines Kindes seines Jahrhunderts" ist dadurch als menschliches Bekenntnis besonders wertvoll, weil sie noch über die Absicht ihres Verfassers hinaus enthüllt, warum diese Menschen zu einem reinen Glücke unfähig werden. Wie Octave, dessen Leben das Buch erzählt, vom Freunde und von der Geliebten betrogen wird, dadurch jeglichen Halt verliert, Wüstling und Trinker wird; wie ihn dann der Tod des Vaters aufrüttelt und er in der Flucht vor der Großstadt in der engen Berührung mit der Natur Heilung sucht, ist von typischer Bedeutung für das Leben aller jener Zeiten, in denen die männliche Jugend vor lauter Beschäftigung mit sich selbst nicht zum Arbeiten für große Ziele, für die Menschheit, für den Nächsten kommt. Es folgt dann jene schönste Liebesepisode, die Musset geschildert hat, dessen ganzes Leben und Schaffen doch nur der Liebe galt. Die Unfähigkeit Octaves aber bei der heißgeliebten Brigitte Pierson, nachdem sie sich ihm freudig und stolz hingegeben hat, an innere Lauterkeit und selbstlose Treue zu glauben, bildet die selbstverschuldete Tragik dieser Männer, deren Jugendleben nur dadurch möglich war, daß sie diese beiden Begriffe als lächerlich und unsinnig sich selbst zerstört haben. Es bleibt für diese Naturen das Höchste, wenn sie es wie Octave vermögen, im letzten Augenblick sich reuig zurückzuziehen, wenn sie rechtzeitig erkennen, daß ihnen der Kampf wider ihre haltlose Natur auf die Dauer unmöglich ist und sie deshalb nichts Besseres tun können, als jene Menschen, die sie lieben, von sich zu befreien. So verläßt Octave Brigitte und überläßt sie dem Manne, der reiner und selbstloser zu lieben vermag, als er selbst, und „dankt Gott, der es so gefügt, daß von drei Menschen, die durch ihn gelitten haben, er allein unglücklich bleibt".

Aber Musset hat ja diese Schicksale Octaves, hat seinen Seelenzustand nur deshalb so eingehend geschildert, weil er ihn für typisch hält, weil er zeigen will, daß, wer wirklich vom Geiste dieses Jahrhunderts berührt wurde, glücksunfähig sei. Dieses Eingangskapitel des Bekenntnis-

romans verdiente einen Ehrenplatz in der gesamten kulturpsychologischen Geschichtsliteratur. Wie das ungeheure Gestirn Napolon für die Welt, aber vor allem für Frankreich, Licht und Schatten bedeutete, ist nie eindringlicher gesagt worden. Wie ein Geschlecht, das während jener Kriegsjahrzehnte geboren und herangewachsen war, geradezu hilflos, verfehlt dastehen mußte, als Napoleon nun plötzlich fiel, wird mit der selbstverständlichen Sicherheit des eigenen Erlebnisses vorgetragen. Und wie hätte diese Jugend zu den wiedereingeführten Zuständen Vertrauen fassen sollen, wo sie es doch noch erlebt hatte, daß alles anders gewesen. Was blieb da anderes übrig als Skepsis? Denn die Kraft der Befreiung lag nicht in diesen „hitzigen, aber blutarmen und nervösen" Kindern der Kriegszeit.

Hin und her gerissen zwischen der Sehnsucht nach einer noch unbekannten Zukunft und dem Bewußtsein des unheilbaren Falles der Vergangenheit, blieb der Jugend eigentlich nur ein verzweifeltes Zurechttasten in der lichtlosen Gegenwart. „Das Gefühl eines unausdrückbaren Unbehagens erfüllte die Herzen der Jugend. Von den Regierenden zur Ruhe verdammt, wehrlos überlassen an Pedanten aller Art, dem Müßiggang und der Langeweile ausgeliefert, sahen die jungen Leute jene schäumenden Wogen sich zurückziehn, mit denen sie hatten kämpfen, in denen sie hatten schwimmen wollen. Alle diese so freudig zum Lebenskampf Gerüsteten fühlten nun im Grunde ihrer Seele sich unerträglich elend. Die Reichsten wurden Wüstlinge, die mit wenig Mitteln mußten sich für einen Beruf entscheiden und wurden Beamte oder Offiziere; die Mittellosen aber verfielen einem theoretischen Enthusiasmus, machten in großen Worten und schwammen in dem schrecklichen Meer einer zweck- und ziellosen Geschäftigkeit." Aber ob diese Jugend nüchtern mit den gegebenen Verhältnissen rechnete oder verwegen von einer ersehnten Zukunft träumte, es gab keinen, der sich nicht in der Einsamkeit die Leere seines Daseins, die Ohnmacht seiner Kräfte gestand.

Musset führt nun aus, wie das ganze soziale und gesellschaftliche Leben in der Restaurationszeit verarmt, wie auch die große Kunst eines Goethe und Byron für diese geschwächten Menschen nur das Leid der Welt gestaltete. Und er faßt zusammen: „Die Krankheit unseres Jahrhunderts hat zwei Ursachen. Das Volk, das die Jahre 1793 und 1814 erlebt hat, trägt zwei Wunden im Herzen. Alles, was war, ist nicht mehr; alles, was sein soll, ist noch nicht."

So stellte sich für Musset der Untergrund der Kultur dar, aus dem er selbst hervorgegangen war. Weniger fein angelegte Naturen, als er, vermochten sich in dieser Zeit dadurch zu retten, daß sie sich mit Händen und Ellenbogen im Leben zu schaffen machten. Aber dieses Schaffen am Kleinen stieß Musset ab. So schloß er sich von dem ganzen öffentlichen Leben ab. Daß er sich nun in jener Art ganz der Literatur oder gar der Dichtung gewidmet hätte, wie ein Victor Hugo, daß er im Literatentum das Leben erblicken und also eine möglichst eifrige und viel produzierende literarische Tätigkeit als Lebensaufgabe hätte sehen können, dazu war er

zu fein organisierter Künstler, oder man kann auch sagen, zu rein Lyriker. Er hat niemals die Muse gezwungen, ja es ist bei ihm keine Phrase, wenn er in seinen wunderbaren „Nächten" die Muse eigentlich immer als den Dichter anfeuernd und nur mühselig zum Schaffen anreizend einführt. Er war viel zu sehr Grandseigneur oder überhaupt zu sehr Lebemensch in jenem an sich prächtigen Sinne, etwa des Renaissancemenschen, für den auch das Leben das Wichtige ist und nicht die Ausübung eines in dieses Leben hineingestellten Berufes, um die Dichtung als Literatur auffassen und ein Literatendasein zum Berufe machen zu können. Die Poesie blieb ihm zeitlebens nur der höchste Schmuck seines Daseins; seine Gedichte waren die schönsten Blüten, die sein Leben hervorbrachte. Aber er hat nie danach gestrebt, dieses Leben zu einer Art von Treibhaus für lyrische Blumenkultur zu machen, erst recht nicht danach, seine schriftstellerischen Fähigkeiten als milchende Kuh auszunutzen. Da er aber auch keinem anderen Berufe sich zuzuwenden vermochte, so wie es ihm verwandte Dichter früherer Zeiten als Geistliche, Offiziere, Staatsbeamte, Landwirte und dergleichen oft getan hatten, blieb sein ganzes Dasein ohne eigentlichen Arbeitsinhalt, und deshalb zerfiel es ihm.

Er wurde menschlich so schwach, daß das Erlebnis mit der George Sand, das bei diesem unnatürlichen Bündnis robuster Sinnlichkeit mit verfeinertem Lebensgenuß gar nicht anders ausgehen konnte, ihm sein ganzes Dasein verwüstete. Während die Sand ihm noch im Tode ihr Pamphlet „Elle et Lui" nachsandte, hat Musset nur in der „Geschichte einer weißen Amsel" ein satirisches Schlaglicht auf die schriftstellernde Geliebte fallen lassen. Sonst aber hat auch ihm erst der Schmerz die volltönendste Seite auf die Leier gespannt.

Als Mensch aber hat er sich an dieser Herzenswunde verblutet. Zu einer Zeit, wo der Mann in höchster Kraft stehen sollte, war seine Schaffensfähigkeit bereits erloschen. Er ist nur 47 Jahre alt geworden, dabei ist das letzte Drittel seines Lebens fast ganz unfruchtbar geblieben, nicht nur für die Kunst, fast noch mehr für das Leben, das er so sehr geliebt hat, für das er sich jetzt nur noch mit Hilfe des Absinth aus dem bösen Schlendrian und der äußeren Verwüstung aufzustacheln vermochte.

In den zehn Jahren zwischen 1829 und 1839 ist alles das entstanden, was Musset seinen Platz in der Weltliteratur gibt. Als Neunzehnjähriger war er mit den „Geschichten aus Spanien und Italien" aufgetreten, die jene merkwürdige Art von Romantik zeigen, die wir in der deutschen Literatur bei Heine finden. Ohne die ganze Bewegung der Romantik, ohne deren Stimmung und Anschauung ist dieses Kunstschaffen unmöglich; aber diese Künstler sind niemals als naiv Gläubige in die farbendurchfluteten Hallen des romantischen Domes eingetreten. Verfrühte Lebenserfahrung, genauer, verfrühte Genüsse haben sie zu anspruchsvoll und darum zu skeptisch gemacht. So werden die Äußerlichkeiten der Romantik viel gehäufter angewendet, viel sicherer gehandhabt als bei den eigentlichen Romantikern; aber

es geschieht mit einer gewissen spielerischen Überlegenheit. Musset war dann viel zu sehr Pariser, Großstädter, der an all den durchaus wirklichen und faßbaren Genüssen und Zerstreuungen dieses abwechslungsreichen Lebens festhielt, als daß er zu jener echt romantischen Sehnsucht hätte gelangen können, den Hippogryphen zu satteln zum Ritt in unbekannte Fernen, in dunkle Zeiten. Er war eine zu vornehme Natur, um in der persönlich verletzenden Art Heines gegen seine früheren romantischen Freunde loszuschlagen; aber er hat sie darum, wenn auch viel feiner, so doch nicht minder heftig bekämpft. Für Mussets Dichtung war die Loslösung vom Romantikerkreise zweifellos ein Glück. Die „Poésies diverses“ (1831) und die „Poésies nouvelles“ (1836) sind eben schlechthin ganz natürlich gewachsene Lebensbekenntnisse, unberührt von aller literarischen Mode; darum ihr auch nicht untertan. Hier stehen jene herrlichen Gedichte von wunderbar musikalischem Wohllaut, zuweilen kindlich heiter, zumeist voll einer stillen Wehmut, die durch das Lächeln einer im Grunde genußfreudigen Seele erheitert, durch die gutmütig spottende Ironie eines geistreichen Mannes, der viel erlebt hat und darum viel versteht und alles verzeiht, erleuchtet wird. Wie von fernher klingende Glocken hört man dann plötzlich aus einigen Versen den Sehnsuchtsruf nach einer reineren, schöneren Harmonie des Daseins, oder es stört die bittere Klage über die Zerrissenheit dieses Lebens. Beides geht rasch vorüber, und wieder sitzt vor uns der schöne Mann mit den langen blonden Haaren, den verträumten, tiefen Augen und dem gewinnenden Lächeln um den Mund, dem man nie recht glauben mag, daß er leidet, weil es ihm gegeben ist, aus „jeder Zähre eine Perle“ zu gestalten. Die „Proverbes et Comédies“, dann die „Contes“ und „Nouvelles“ zeigen dieselbe feine Künstlernatur in größeren Gebilden, deren Hauptreiz ja aber auch immer in der wunderbaren Einzelheit liegt. Pläne zu ganz großen Werken hat er ja wohl erwogen, zur Ausführung sind sie nie gekommen. Der Wahrhaftigkeit seiner Natur nach hätte er ja solche große Werke nur gestalten können, wenn er es verstanden hätte, seinem Leben selbst einen größeren Inhalt zu geben. Es war ihm nur eines gelungen in seinem ganzen Leben, nämlich: in seinem dichterischen Fühlen jung zu bleiben, auch als Körper und Geist ihm vorzeitig zerfielen. Der höchste Reiz seiner Jugend aber war das volle Ausschöpfen und Genießenkönnen des Augenblicks. Und so ist ihm auch bis zu Ende der schönste Reiz der Jugend geblieben: rasch und stark lieben zu können. Und auch der schönste Lohn der Jugend blieb ihm treu: rasch und stark geliebt zu werden.

Der Geschichtschreiber der Literatur und Kultur mag in Musset mit Trauern das beredteste Beispiel dafür sehen, daß es selbst der begabtesten Erscheinung dieser Zeit nicht gelang, sich gegen deren schädliche Einflüsse und Wirkungen durchzuringen. Jene, die von der Geschichte nichts wissen und auch von dem Menschen nicht, der ihnen die Lieder gespendet hat, sondern sich nur an diese Lieder halten, werden zu allen Zeiten den Mann lieben, der sie geschaffen hat.



Ein Laienprediger

Zu Otto von Leixners Gedächtnis

Die folgenden Ausführungen waren als Festartikel geschrieben, um Otto von Leixners 60. Geburtstag in unserem ihn hochschätzenden und von ihm besonders wertgehaltenen Türmer zu feiern. Nun hat er diesen Tag nicht mehr erleben dürfen; am 12. April ist er nach langem Leiden sanft entschlafen. Seit Jahren kränkelnd, hat er sich mit Willensstärke und Humor die Kräfte abgerungen zur Erfüllung der Berufsarbeit, die er sich in den letzten Jahren noch durch seine lebhafte Anteilnahme an der Bewegung gegen die Unsittlichkeit in Literatur und Kunst vermehrt hatte. An Leixners Grabe trauert neben der Familie und den Freunden eine große Gemeinde. Ihre Trauer ist still, wie es die Gefolgschaft, die sie dem Lebenden hielt, war. Aber da es ein menschliches Verhältnis war, das beide einigte, wird das Andenken an den Hingeschiedenen treu und nachhaltig sein.

Otto Leixner von Grünberg ist am 24. April 1847 auf Schloß Saar in Mähren geboren. Nach Vorstudien in Graz und im steirischen Marburg kam er 1866 auf die Universität nach Graz. Das Fachstudium der germanischen Philologie trat schier zurück hinter dem der Naturwissenschaften, da sich unter dem Einfluß der stark angewachsenen materialistischen Literatur der Büchner, Moleschott, Lyell und Darwin der in einem zwar vorurteilslosen, aber doch kirchentreuen Katholizismus Aufgewachsene dem Materialismus zuwandte. Dieser vermochte ihn allerdings nie ganz zu erfüllen; sein starkes Gemütsleben, dessen Zug nach Verinnerlichung bereits die 1867 erschienene Gedichtsammlung zeigt, vermochte in der einseitigen exakten Wissenschaft keine Befriedigung zu finden.

Im April 1868 kam Leixner nach München. Er hatte sich materiell ganz auf eigene Füße gestellt. Was das für einen Studenten bedeuten will, kann nur der voll würdigen, der Gleiches bei sich oder anderen aus nächster Nähe mit angesehen hat. Aber er rang sich wacker durch, wobei er allerdings genügend Gelegenheit hatte, seine materielle Bedürfnislosigkeit systematisch auszubilden. Um so reichhaltiger war die geistige Kost, die er hier fand, und an dieser Tafel gehörte er zu den Nimmersatten. Seine Studien breiteten sich immer mehr aus; zu den bisherigen Fächern kam Philosophie und — in der Kunststadt München ist es fast selbstverständlich — bildende Kunst. Im Hause Wilhelm von Kaulbachs, wo er gleich Zutritt fand, kam er in persönliche Berührung mit zahlreichen jüngeren Künstlern, Schriftstellern und Männern der Wissenschaft. Als ihm noch in seinen letzten Semestern von einem Münchener Blatt die Kritik des Schauspiels und der bildenden Künste übertragen worden war, entwickelten sich bei ihm Kunststudium und Kunstgenuß in so leidenschaftlicher Weise, daß er sich jetzt eine *ästhetische Kunstreligion* zurechtlegte, in die er sich aus dem seiner Natur widerstrebenden Materialismus flüchtete.

Allerlei Zufälle führten Leixner, der sich dem neuen Reich innerlich so zugehörig fühlte, daß er nach Österreich nicht zurückwollte, 1874 nach Berlin. Hier war er bei verschiedenen Zeitungen redaktionell tätig, ohne irgendwo rechte Befriedigung zu finden. Das lag weniger an seiner Abneigung wider journa-

listische Arbeit überhaupt, wenn auch sicher seine Natur mehr auf breite Entfaltung, die eine ruhigere und stufenweisere Darlegung bevorzugt, als das Tageblatt sie gemeinhin ermöglicht, angelegt ist. Vielmehr fühlte Leixner immer mehr einen scharfen Gegensatz zwischen dem allgemein herrschenden „Zeitgeist" und seiner eigenen Weltanschauung, die sich jetzt klarer und schärfer herausbildete. Da war es nur begreiflich, daß seine Natur mehr nach einer reichen Betätigung in dieser Richtung verlangte und am Schematismus des Redaktionsdienstes oder an handwerksmäßiger Kritik keine Befriedigung fand. Nun hatte er, von dem 1877 „Gedichte" und Studien zur „Modernen Kunst" erschienen waren, einen Verleger für seine verschiedenen Pläne zu ausgedehnten Werken gewonnen, zog mit seiner jungen Frau nach Lichterfelde und arbeitete hier an diesen groß angelegten Werken. 1880 erschienen die zwei Bände der „Deutschen Literaturgeschichte", 1882 die der fremden Literaturen (2 Bde.) und im nächsten Jahre das zweibändige Werk „Unser Jahrhundert". Dazwischen waren noch die ersten „Novellen" erschienen.

Man kann mit diesem Jahre 1883 die erste Periode in Leixners Leben als abgeschlossen betrachten und sie als die ästhetische bezeichnen. Die ausgebreiteten Literaturstudien kamen in den beiden Literaturgeschichten, die Kunststudien in kleineren Schriften und die rein dichterischen Stimmungen in Gedichten und Novellen zum Ausdruck. Das in seiner Art einzig dastehende Buch „Unser Jahrhundert" aber legte ein großartiges Zeugnis für den Polyhistor Leixner ab und zeigte, daß es auch noch in unserer Zeit einem einzelnen möglich ist, das ganze Gebiet des menschlichen Schaffens geistig und menschlich zu beherrschen. Geistig und menschlich, nicht spezialistisch. Aber es ist selbstverständlich, daß eine so einheitliche Betrachtung des ganzen menschlichen Arbeitsgebietes viel tiefere Zusammenhänge und bedeutungsvolle Beziehungen aufdecken kann, die der auf ein enges Arbeitsfeld begrenzte Spezialist niemals gewahrt.

Hier ist auch der erzählenden Schriften Leixners zu gedenken. Die Sammlung „Blitz und Stern" (1886) vereinigt die fünf älteren Arbeiten, von denen zwei Künstlergeschichten „Adja" und „Die Eumenide" zuerst entstanden waren. Beide behandeln Beispiele, wie die Kunst jenen Menschen das Leben zerrüttet, die in ihr den ganzen Lebensinhalt sehen. „Die Falle Hymens" dagegen ist eine jener gemütvollen Erzählungen voll gediegener Lebenserfahrung, reifer Menschenkenntnis und sonniger Heiterkeit, zu denen Leixner gern wieder zurückgekehrt ist. Hier, wie im „Frack Amors" und den „Ehescheuen" behandelt er mit schmunzelndem Behagen, wie blasierte, abgestumpfte oder griesgrämige Junggesellen durch frische, gesunde und echte Weiblichkeit so ehereif werden, daß sie Hymen in die Falle gehen. Auch die beiden letzten Erzählungen des Bandes, „Das Vermächtnis" und „Der Abt" haben noch neuerdings in Leixners jüngster dichterischer Schöpfung „Die letzte Seele" ein Seitenstück erhalten. Alte Männer erzählen hier, Männer, die das Schicksal mit schweren Schlägen getroffen hat, in deren Herzen hohe Wogen schlugen, bevor es ruhig und friedlich wurde wie die See an stillen Sommertagen. Der Frieden aber wurde ihnen, wenn sie alle Selbstsucht überwunden hatten, wenn ihr Herz von lauterer Liebe zur Menschheit erfüllt wurde. In allen diesen Erzählungen, zu denen noch der im Hauptcharakter sehr glückliche humoristische Roman „Das Apostelchen" kommt, bewährt sich Leixner als geschmackvoller Erzähler, der nicht unkünstlerischen Stoffhunger sättigen will, andererseits es aber doch für ein wesentliches Merkmal

der Erzählung hält, daß etwas erzählt wird. Das aufgeregt Leidenschaftliche liegt ihm ferner, am glücklichsten und eigenartigsten erscheint er in einer für den ganzen Mann charakteristischen Mischung einer niemals bitteren, aber überlegenen Ironie mit warmherzigem Humor. Darum liegt auch das Wertvollste der Charakterisierung seiner Gestalten nicht in der Gesamtanlage derselben, sondern in der Fülle scharf beobachteter Einzelzüge.

Mit dem Jahr 1883 beginnt die zweite Periode in Leixners Schaffen, die man als die „ethische" bezeichnen kann, wenn natürlich auch jetzt die künstlerische Tätigkeit nicht aufhörte. Aber unverkennbar geht durch die Werke von dieser Zeit an der erzieherische Zug; sie wollen den Deutschen Wegweiser sein auf den Irrgängen der Zeit. Selbst die dichterischen Schöpfungen können sich diesem Zuge nicht entziehen, und die beiden bedeutendsten stehen mit den ethischen Prosaschriften in engem Zusammenhang. Das Epos „Dämmerungen" (1886) zeigt die persönliche Entwicklung des Dichters zur „Religion der Liebe"; der Roman „Also sprach Zarathustras Sohn" (1897) setzt sich mit der für das „moderne" geistige Schaffen einflußreichsten Persönlichkeit auseinander, indem er zu zeigen versucht, daß die Weltanschauung Nietzsches, aus dem Theoretischen ins Lebendige übertragen, in die Brüche geht.

Dadurch, daß Leixner die Beilage der seit 1883 von ihm redigierten „Romanzeitung" zur Aussprache seiner ethischen Anschauungen in Kunst und Leben wählte, bildete sich die vorhandene Leserschaft und mehr noch die dazu gewonnene zu einer Art „Leixnergemeinde" um, für die er etwas ganz anderes wurde, als Redakteur oder literarischer Ratgeber. Er wurde ihnen vielmehr Berater und Freund in allen geistigen und seelischen Anliegen. Der Laienprediger wurde ein Laienpriester, vor dem gar mancher sein Gewissen erleichterte, bei dem gar mancher sich Rats erholte.

Leixners ethische Schriften bilden den größten und wichtigsten Teil seines Schaffens. Sie enthalten keine theoretische Lebensweisheit, die sich in übersichtliche Paragraphen abziehen läßt. Diese ganze Ethik ist persönliches Erlebnis und will zu persönlicher Entwicklung erziehen. Das „Andachtsbuch eines Weltmannes" gibt die systematische Darstellung dieser Weltanschauung. Die „Laienpredigten für das deutsche Haus", verschiedene Sammlungen von Sprüchen, „Plauderbriefe an eine junge Frau", die Sammelbände „Herbstfäden", „Randbemerkungen eines Einsiedlers", „Deutsche Worte", die „überflüssigen Herzensergießungen eines Ungläubigen" bringen die praktische Nutzanwendung gegenüber den verschiedenartigsten Erscheinungen in Leben, Literatur und Kunst. Der Titel des letzten der derartigen Bücher, „Fußnoten zu Texten des Tages" ist kennzeichnend für die ganze Art dieser schriftstellerischen Tätigkeit. Man kann sie als Journalismus bezeichnen, insofern sie im Dienst des Tages steht, aus den Geschehnissen des Tages die Anregung schöpft, Ratgeber und Wegweiser sein will gegenüber diesen Erscheinungen des Tages. Aber diese Führerschaft ist nur dadurch zu erreichen, daß einer auf hoher Warte steht, aus umfassender, tiefdringender Herzens- und Geistesbildung heraus für alle diese Erscheinungen ein Urteil gewinnt, das eben nicht für den Tag, sondern für die Dauer berechnet ist. Es ist ein philosophisches oder ethisches Schaffen, dessen Art durch dasselbe Wort zu kennzeichnen ist, das Goethe für seine Lyrik gebrauchte. Es ist von der „Gelegenheit" geboren; diese Gelegenheit wird benutzt, um Weltanschauung zu künden. Der Inhalt dieser deckt sich mit einem verinnerlichten, vom Dogmatischen befreiten, unserer deutschen Art entsprechenden

Christentum und erkennt als höchstes Sittengesetz die Überwindung der Selbstsucht durch die Liebe, die Überwindung des Weltleides durch Gottfreudigkeit.

Natürlich entspricht dieser ethischen Anschauung auch Leixners Stellung gegenüber der literarischen Entwicklung. Nicht der materialistische Naturalismus, nicht die verschiedenen l'art pour l'art-Spielereien, nicht die Nachahmung irgendwelcher ausländischer Vorbilder, sondern nur eine unserem deutschen Wesen entsprechende Literatur, die die vorübergehenden Wirklichkeitserscheinungen aus dem Gesichtswinkel des Ewigen zu betrachten weiß, kann die für unser Volk natürliche sein. Die Verkündung und Betätigung dieser Grundsätze hat durch Jahre hindurch einen Kampf wider den „Zeitgeist", oder genauer wider die herrschende Mode bedeutet. Das war bei dem Lärm, mit dem die „Moderne" sich in Szene zu setzen wußte, und bei dem Mangel einer starken kritischen Gefolgschaft eine undankbare und auch gefährliche Tätigkeit. Undankbar, insofern der äußere Erfolg ausblieb. Doch nur der äußere Erfolg; das wichtigere, daß sich Tausende und aber Tausende, vor allem außerhalb der Großstädte, nicht von der Mode verlocken ließen, wurde erreicht. Gefährlich war diese Stellung, weil sie Leixner viele Feinde schuf. Da man ihm nicht den Vorwurf der Gleichgültigkeit oder gar der Unkenntnis machen konnte, da er mit der erste gewesen war, der die neue Bewegung kritisch würdigte, der auch nicht verbohrt das Können leugnete, wo ein solches vorhanden war, suchte man ihn totzuschweigen. Leixner hat die Genugtuung gehabt, daß er den Wandel noch erlebt hat. Und es ist ein eigenes Bild, wenn man die kritischen Forderungen der neuen Heimat- und Höhenkunst scharf und deutlich in seinen Schriften der achtziger Jahre ausgesprochen findet.

Leider hat aber diese breite Tätigkeit zur Folge gehabt, daß Leixner in diesen Jahren nur wenig zu dichterischem Schaffen gekommen ist. Daß man ihn aber hier künftighin nicht mehr in der bisher beliebten Weise übergehen darf, dafür werden seine „ausgewählten poetischen Werke", die 1901 in drei Bänden erschienen sind, Sorge tragen.

Es sind nur drei schmächtige Bändchen, deren mittleres überdies von dem bereits genannten Epos „Dämmerungen" gefüllt wird. So sicher nun auch die scharfe Selbstkritik Leixners an dem geringen Umfang der Bände beteiligt ist, so steht doch fest, daß er überhaupt nicht zu den in quantitativer Hinsicht Fruchtbaren gehört. Ist er nun auch keineswegs ein Berufsdichter, so ist er ebenso sicher ein berufener. Man kann den ersten und dritten Band gemeinsam betrachten. Der erste bringt im wesentlichen die Gedichte der Ausgabe von 1877, vermehrt um die „Thüringer Elegien" und eine Anzahl vaterländischer Gedichte, in denen jene Ereignisse, die unser Volksleben am tiefsten ergriffen haben, in wuchtigen, von aller prologhaften Rhetorik freien, durch ihre knappe Fassung packenden Strophen behandelt werden. Der dritte Band trägt den Sondertitel: „Erträumte Liebe". Ein Roman in Liedern. Die Gestalt, die ein hochveranlagter Mann sich als Weib der Liebe, als beglückende Gattin erträumt, tritt ihm in der Wirklichkeit entgegen. Und er ist auch die Erfüllung alles Sehnens ihres Herzens, alles Denkens ihres Geistes, alles Fühlens ihrer Seele. Aber sie ist das Weib eines andern, sie ist Mutter eines Kindes, dessen Vater dieser andere ist. Und so zwingen sie die Leidenschaft nieder, die in ihnen tobt, und ringen sich ein jeder für sich zu einem höheren Leben der Liebe in Gott, und damit zum Frieden durch. Dieser an sich ja stofflich nur geringe epische Gehalt tritt im Buche wohl zu sehr zurück, so daß man

ihn zuweilen völlig aus dem Auge verliert, wobei man sich denn um so restloser diesen aus tiefster Seele geflossenen Gedichten hingibt und sie rein lyrisch genießt. Und das ist für sich auch das günstigste. Von verzehrender Leidenschaft bis zur erhabenen Ruhe einer an den alten Goethe gemahnenden, vergeistigten Naturbetrachtung werden hier alle Töne mit sicherer Hand angeschlagen. In einer Zeit, wo weibische Empfindsamkeit, die weniger im Gefühl als in den Nerven beruht, und ein Spielen und Kokettieren mit „differenzierten" Stimmungen an der Tagesordnung ist, erscheint mir als das Charakteristische der Lyrik Leixners ihre ausgesprochene Männlichkeit. Männlichkeit im Gefühl, das jenes nach außen Verhaltene zeigt, das für den Deutschen kennzeichnend ist, das um so mehr ein inneres Glühen begünstigt. Männlichkeit im gedanklichen Gehalt, der auch dort, wo es sich nicht um ausgesprochene Gedankendichtung handelt, das gereifte Denken eines scharfen Geistes bekundet. Männlichkeit endlich auch in der Form. Sie geht hier bis zum völligen Ausschluß des Musikalischen. Man fühlt, daß dieser Dichter sein Gedicht so lange in sich trug, daß er seinen Stimmungsgehalt so zusammendrängte, daß kein Wort mehr Füllsel ist, keine Zeile mehr breiteres Ausmalen. Diese Gedichte sind von einer Dürerschen Klarheit und Schärfe der Zeichnung; nichts von Impressionismus; jeder Strich hat Bedeutung, entbehrlich ist nichts. Man begreift, daß solche Gedichte nicht leicht eingehen, nicht ins Gehör fallen. Man wird sie auch in homöopathischen Dosen genießen müssen, wenn sie einem das werden sollen, was sie einem zu werden verdienen. Diese Art Leixners hat sich im Laufe der Jahre immer schärfer herausgebildet, die älteren Gedichte schlagen öfter den eigentlichen Liedton an und haben dann eine innere Verwandtschaft mit dem Volkslied, das ja auch gern alles Unwesentliche „zersingt".

Mit dieser Art verwandt ist der ausgesprochene Formsinn, allerdings auch hier plastisch und nicht musikalisch, und ein in der Gegenwart fast einzig dastehendes Sprachgefühl, dem es in den „Thüringer Elegien" gelingt, ohne jeden Zwang deutsche Hexameter zu formen. So rechne ich diese schmächtigen Gedichtbände zum Wertvollsten der neuen Lyrik, das in seiner grundechten Art bestehen wird, wenn das meiste des Glänzenden und Berückenden verschwunden sein wird, das heute den Markt beherrscht oder das differenzierte Empfinden auserwählter Nervenspezialisten entzückt. Denn das hier ist echte deutsche Art, die nicht in Äußerlichkeiten ihre Werte sucht, sondern in innerer Tüchtigkeit.

St.



Ethnographische Dramatik

Der fruchtbare und schnellfertige holländische Dramatiker Hermann Heijermanns wußte in seinen früheren Arbeiten, der „Hoffnung auf Segen", den „Kettengliedern", „Ora et Labora", eine gewisse gegenständliche Genremalerei äußerer Zustände aufzuweisen. Das Ethnographische, Leben und Sitten, die Gebärde und Ausdrucksweise der Personen hatte Farbe, und die Kulissen seiner Heimatskunst zeigten echten Anstrich. Dadurch bekamen diese Stücke einen Schein von Wirklichkeit, der die äußerlich und flach, ohne innere Überzeugungskraft gestellten und verhandelten Probleme gefällig bemäntelte.

In dem letzten Schauspiel „Allerseelen“, das im „Kleinen Theater“ aufgeführt wurde, ist diese genrehafte Kleinkunst schwächer; der früher sorgsam ausgepinselte Lebenshausrat ist dürftiger, und es bleibt nur ein dürres Gerippe und blasses Schema übrig.

Heyermanns, der die J'accuse-Rolle liebt, will diesmal der Buchstabenstarrheit und der finsteren Unduldsamkeit zu Leibe gehen. Er macht sich das ungeheuer billig und bequem. Zwei Kontrastfiguren werden in seiner dramatischen Homunkulusküche prompt gezüchtet: der strenge, fanatische Priester Bronk, ein eifernder Soldat der „alleinseligmachenden Kirche“, auf ihr Wort und Gesetz unbedingt eingeschworen, und der sanfte, von Mitleid und Menschenliebe erfüllte Pfarrer Nansen, der seinem Gefühl und nicht der Satzung folgt, der eine „unter dem Dogma gebückt schreitend“, der andre „aufrecht mit den Idealen des Heilands“. Die beiden Anschauungen werden durch den Handlungsfall des Schauspiels in Aktion gebracht.

Nansen hat einer hilflos in Kindesnöten vor seiner Türe zusammengebrochenen jungen Frau Obdach gewährt und gönnt der Kranken die Zuflucht weiter, trotzdem er erfährt, daß die Wöchnerin nicht kirchlich getraut ist.

Heyermanns verschärft die Situation dadurch, daß er den Vorgang in einem konfessionell gemischten holländischen Fischerdorf spielen läßt. Lutheraner und Katholiken befehden sich dort, und die katholische Kirche muß gerade hier peinlich auf ihr Ansehen bedacht sein. Es tut sich also in dem Fall des Pfarrers Nansen ein Konflikt zwischen Menschlichkeit und der sklavischen Dienstpflicht der Kirche gegenüber auf. Die Leute klatschen und schwatzen über den gastfreien Pastor, seine reine, uneigennützige Güte kompromittiert ihn und sein Amt. Er aber bringt sich und sein Kleid zum Opfer, er kann nicht anders handeln. Und als der Bischof ihn absetzen läßt und den gesetzesstrengen Bronk an seine Stelle bringt, da weiß er, daß er doch recht getan.

Die ganze Führung dieser Angelegenheit wirkt in der Heyermannsschen Behandlung mühsam und gewalttätig aufgeschraubt. Der Austrag erfolgt nur in hohlen und wortreichen Debatten, in Disputationen zwischen den Priestergegensätzen Bronk und Nansen, es bleibt sehr theoretische Programmusik.

Eine andere Disputationsreihe gibt es dann noch hier, sie geht über das Thema Himmlische und irdische Liebe, Diesseits und Jenseits, Lebensverneinung und -bejahung. Und ihre Hauptwortführerin ist jener Gast des Anstoßes, Rita, die unheilige Mutter im Pfarrhaus.

Diese Figur ist Heyermanns äußerst unglücklich geraten. Ein Zerrbild, halb als Naturkind angelegt, dann wieder geschwollen stilisiert als ein vages Symbol des Lebens. Heyermanns schädigt sein Thema, ohne daß er es merkt, dadurch, daß er diese Rita in aufdringlich schreienden Farben malt, daß er sie mit Freiheit und Lebenslust protzen und renommieren läßt. Aufgeschminkt wirkt sie.

Die Absicht war hier, daß in die gedämpfte Schattenstille der Priesterstube mit ihrer Entsagung und Lebensabwendung ein Sonnenstrahl und ein Jauchzen von Jugend kommen sollte, eine Versuchung der Welt in lockender Gestalt. Ritas Art aber, lärmend, rebellisch, losgelassen, tobend, ist so, daß sie auf den milden Nansen nur befremdend und unsympathisch wirken kann.

Der eigentliche tiefere Konflikt, den Heyermanns bringen wollte, der Widerstreit zwischen Abkehr, Himmelsdienst des Geweihten und der Stimme des Lebens, der kommt dadurch überhaupt nicht heraus.

Heyermanns fehlt es an künstlerischem Takt- und Proportionsgefühl. Man kann an ihm erkennen, wie wenig hinter dem äußerlich treffsicheren Naturalismus steckt. Der vermag wohl die Requisiten eines Raumes oder einer Landschaft, das Räuspern und Spucken der Personen manchmal verblüffend zu reproduzieren, und kann dabei ganz unecht und unrichtig werden, wenn es sich um die deckende Ausdrucksformulierung von Charakteren, oder um die aufschlußreich zu dokumentierende innere Beziehung von Menschenseelen handelt, um den wahrhaften innerlichen Verismus.

Der Naturalismus bewahrt Heyermanns nicht einmal vor groben Entgleisungen und Aus-der-Rolle-fallen.

Rita wird zuerst als Proletarierin, in Farbe und Linie der Armeleutemalerei eingeführt, und dann wird sie mit einemmal zu einer Prophetin, zu einer Frühlingsbotin der Frau Welt stilisiert, die gegen ihre Widersacherin, die Ecclesia, in Zungen redet.

Heyermanns will sie zu einem Schwarmgeist erwecken, aber es bleibt papieren und wirkt souffliert, wenn sie hochtönend verkündet: „Die Erde ist's, die wir anbeten müssen, die Erde mit ihrem Kampfe, dem Kampfe, der Gott ist."

Das prahlerische Wortgeklingel mit tönenden Erzen und klingenden Schellen nimmt gegen Ausgang des Stückes noch zu. Da geht nämlich als ein Epilogus der „Mann" auf, Ritas Geliebter, der Vater des Kindes, das nach kurzen Lebenstagen gestorben ist.

Dieser Mann vom Meere, ein Schiffer seines Zeichens, soll die blonde strotzende Kraft darstellen. Heyermanns verpfuscht sich die Figur wieder, und er gibt ihr Druckerschwärze statt Blut in die Adern.

Dieser biedere Seemann spricht aus seiner blonden Bartmähne Goldschnittzeilen, wie diese: „Rita, wir sind noch jung, so jung wie die Knospen an den Bäumen — so jung wie das Licht auf der See"...

Zum Schluß stellt Heyermanns noch eine symbolische Gruppe: die beiden umschlungenen Erdenkinder gegenüber dem einsamen, abgesetzten, doch seinem Heilandsideal getreuen Priester — beide Parteien auf dem Weg in ein Neuland. Verschiedene Wege, aber Rita ruft Nansen zu: Sie kommen doch noch zu uns.

Diese Schlußworte haben so wenig lebendig-geistige Kraft, sie sind ebenso „leicht gesagt", wie die anderen Verkündigungen dieses Schauspiels. Kein Schicksalsabbild, nur ein Redestück ist das.

* * *

Mit Heyermanns' schriftstellerischer Rasse scheint ein anderer Dramatiker verwandt, dessen erstes Werk den unverdienten Vorzug genoß, am Deutschen Theater ans Licht gebracht zu werden. Auch bei diesem Dramatiker überwiegt das Naturalistisch-Ethnographische der Schilderung durchaus das Dichterisch-Seelische.

Und eine stoffliche Verwandtschaft kommt dazu: wie Heyermanns die Welt der holländischen Juden (im Roman „Diamantstadt" und im Schauspiel „Ghetto") ausmalte, so bringt der polnisch-jüdische Autor Schalom Asch in seinem „Gott der Rache" das Halbasien Galiziens auf die Bühne.

Eine bunte Bilderreihe mit zweifellos echt erfaßten Einzelzügen aus dem jüdischen Leben der Niederung rollt sich auf, mit den Hausgebräuchen, mit den Freiwerbersitten, der Sabbat-Stimmung, dem Thorakultus. Das Charak-

teristische wird hier in der Mischung der Strenggläubigkeit, der furchtsam-zitternden Jehovafrömmigkeit mit einem schimpflichen Gewerbe gesucht.

Der Mädchenhändler, vom bösen Gewissen geplagt, daß seine Sünden an seinem Kinde heimgesucht werden, will seinen zornigen Gott mit Opfern versöhnen, er läßt eine Thora schreiben, sie in seidene Hüllen kleiden, seine Tochter soll einen frommen Gelehrten heiraten und er selbst will aus dem kupplerischen Sumpf heraus.

Natürlich erfüllt sich das Gegenteil. Die Tochter verfällt dem gleichen Wandel, den sie im „Geschäft" ihres Vaters gesehen, das Blut ihrer Mutter treibt sie. Und der Alte, der nun einsieht, daß alles vergebens war, rechnet in wilder Leidenschaft mit dem Gott seiner Väter ab und wirft die Thora aus dem Hause.

In dieser einen Szene, in der ein verzweifelter, zertretener Mensch sich gegen seinen Gott empört und ihm absagt, ist eine gewisse Schicksalswucht. Sonst aber ist die Führung äußerlich und theatralisch.

Guckkasten- und Panoptikumbilder des jüdisch-polnischen Milieus, locker zusammengefaßt durch eine kolportagemäßige Handlung.

Kolportagemäßig und im Geschmack eines Rührdramas ist diese Geschichte von dem an seinem Kinde gestraften Sünder. Das Schema ist schon im ersten Akt deutlich zu erkennen. Es wird mit der Hand eines nachhelfenden, zurechtrückenden Schriftstellers ausgeführt, ohne daß man die unentrinnbare Schicksalsgewalt und die unerbittliche Heimsuchung einer ehernen Gottheit fühlt. Der „Gott der Rache" ist ein Renommiertitel, von seiner Gewalt merkt man wenig, desto mehr von der fadenscheinigen Muse des Vorstadt-Volksstücks.

Als man zuerst von diesem Autor aus dunklen Gegenden hörte, der sein Stück ursprünglich in einem hebräisch-deutschen Mischjargon geschrieben hatte, da konnte man glauben, daß vielleicht von einem literarisch unberührten, tief in seinem Stammesgefühl eingewurzelten Temperament, aus dem Urgefühl einer Rasse heraus unheimliche, finstere und blutige Mächte beschworen würden. Man konnte erwarten, etwas von jenen dunklen Schicksalen zu schaun, wie sie uns aus Lesser Urys Gemälden des nächtigen Jeremias — auf kahler Erde ein Menschenelend unter dem Sternenhimmel — oder der klagenden Juden an den babylonischen Wassern mit schwer verhängten Rätselblicken anstarren, wie sie sich durch die in der Vernichtungswolke daherfahrenden Jehovagewitter des Alten Testaments offenbaren und in manchen mitternächtlichen Talmudlegenden, z. B. der vom Golem, die wir aus Achim von Arnims Dämmerungs-Novelle „Isabella von Ägypten" kennen lernten.

Doch nur im Titel liegt solche Versprechung, erfüllt wird sie nicht. Die Dumpfheit des Gefühls, das Chaotische des Werdenden fehlt ganz, dafür herrscht die schriftstellerische Mache.

Und etwas ist noch sehr bemerkenswert und muß von dem literarischen Psychologen registriert werden. Die Weltbetrachtung dieses jungen Juden ist ohne Humor, und nur rührhaft. Der geistige Horizont ist knapp und für die nachdenklich-bitteren Ironien, die in diesem Stoff liegen, fehlt das Organ. Überlegener schauende Betrachter der comœdia humana, wie Maupassant, wie Bernard Shaw (der eine in „Boule de suif" und in „Maison Tellier", der andere in „Frau Warrens Gewerbe"), haben bei der Spiegelung der heimlichen, unoffiziellen, verleugneten und doch so unentbehrlichen Unterschicht der Gesellschaft ihr Ziel in der Aufdeckung der Doppelmoral gesehen, in dem lachenden Wahr-

heitsagen eines freien Geistes, dem die Widersprüche und Verwicklungen der Menschlichkeit keine Beklemmung, sondern ein Erkenntnisschauspiel sind. Vom Erkennen aber wie vom Schauen ist der Skribent Schalom Asch — nach diesem Probestück zu urteilen — weit fern.

* * *

Von moderner französischer Dramatik gab dieser Kosmopolismonat (in dem auch die russische Farbe durch eine sehr lebendige Aufführung des Gogolschen „Revisor“ im Deutschen Theater, im Stil eines satirischen bunten Bilderbogens, und durch Tschaikowsky-Puschkins „Pique dame“ in der Oper vertreten war) einige Proben.

Weniger künstlerisch als soziologisch und geschmackspsychologisch interessieren die Arbeiten Henry Bernsteins, und von ihnen besonders „Die Kralle“.

Die „Kralle“ (aufgeführt im Kleinen Theater) ist charakteristisch durch die französische Variierung des Themas: Das Weib als Zerstörerin. Dies alte Lulu-Lilith-Eva-Motiv hat hier eine besonders in der französischen Literatur beliebte politisch-soziale Spezialmarke. Das Weib als Männer-Verbraucherin ist hier nicht, wie in Wedekinds „Erdgeist“, der verruchte Sinnendämon, die unbewußte Moloch-Natur mit dem Kindeslächeln; es ist gar keine Phantasie oder Philosophie an sie gewendet, sie wird vielmehr von einem kalten, gehirnscharfen Analytiker als die berechnende, energische, großzügige Erfolgsspekulantin gezeichnet. Das Sinnliche ist nur Mittel zum Zweck. Und die Entwicklung der Handlung ist so, daß die Frau den alternden Mann, den sie sich zur Heirat eingefangen, je tiefer sie ihn an Ehre und Gesinnung herunterbringt, desto höher gesellschaftlich durch geschickte Intrigen und Gunststrategien heraufbugsiert. Bis er müde und verbraucht, den Rollen und Quivive-Situationen, die ihm zugewiesen werden, dieser Verteidigung gefährdeter Posten nicht mehr gewachsen ist, zusammenbricht, sich kompromittiert, worauf ihn die Frau natürlich als erste aufgibt und ein neues großes Spiel beginnt.

Nicht die Schicksale in diesem Stück interessieren oder berühren uns. Dafür ist die Drahtziehtechnik des französischen Theatralikers allzu deutlich. Er führt nicht entwicklungsgemäß herbei, seine Situationen sind nicht Resultate, sondern gewaltsam geschürte Explosionen. Bernstein ist ein Bomben- und Minenfeuerwerker, und manchmal operiert er dabei in überhitzten und überladenen Katastrophen-Augenblicken allerdings wirksam genug, um wenigstens die Momentan-Nervenerregung zu erwecken, das Zusammenfahren beim Knall.

Aber solche Eigenschaften haben nichts Nachhaltiges und würden nicht genügen, um dies Stück in unseren hier weiter gezogenen Gesichtskreis einzulassen. Was hier eigentlich interessiert, ist der gesellschaft-soziale Hintergrund, der Boden, auf dem das Stück gewachsen ist, und den wir hier an seinen Früchten näher betrachten können.

Die Rolle der Frau, die Unterrock- und Frou-Frou-Politik, die die Karriere der Männer macht, scheint da das Hauptmotiv, und dies Motiv stellt vom achtzehnten Jahrhundert bis heut einen so wesentlichen Hebel in der gallischen Dramatik dar — besonders markant in Henry Becques „Parisienne“ —, daß man an seiner Lebensechtheit nicht zweifeln kann. Und lebenssymptomatisch ist doch auch zweifellos der „gemachte“ Mann in Bernsteins Stück, der Bürger Cortelon, der im ersten Akt Genosse und Herausgeber der sozialdemokratischen Volksstimme ist, seine Redakteure als Tyrann maßregelt, durch Einfluß und

Schiebung der Frau zur Regierung übergeht, Deputierter der Rechten und schließlich Minister wird.

So hat auch dies mittlere Theaterstück in seiner Wahrscheinlichkeits-Spiegelung öffentlicher Zustände eine ethnographische Erkenntnisbedeutung.

Felix Poppenberg



Der Roman vom Luftschiff

Ein Buch, das als Kunstwerk betrachtet viele Fehler hat, dessen Verfasser aber dank der wesentlichsten künstlerischen Eigenschaft, nämlich der Fähigkeit, phantasievoll Erschautes überzeugend zu gestalten, mit diesem Buch eine Tat vollbracht hat. Denn eine Tat ist es, bedeutungsvoll und, wenn richtig aufgenommen, segensreich, wenn einer es vermag, der Menschheit zukünftige Verhältnisse, die von den unserigen ganz und gar abweichen, so deutlich vor Augen zu halten, daß die Menschheit sich auf diesen Wandel vorbereiten kann. Was sonst verhängnisvoll werden müßte, könnte auf diese Weise gleich zum Segen ausschlagen. Ich bin nicht Optimist genug, um an diese Wirkung des Buches auf weite Kreise zu glauben; aber es ist ja schon außerordentlich viel, wenn den Menschen die Überzeugung beigebracht wird, daß zahlreiche soziale, kulturelle und schließlich in Verbindung damit auch moralische und ethische Verhältnisse und Anschauungen, die uns infolge ihrer langen Gültigkeit Dauerrechte zu haben scheinen, wandelbar sind und sein müssen. Und diesen Dienst muß das Buch, von dem ich spreche, jedem leisten, der es nicht aus Neugier verschlingt, sondern ernsthaft liest.

Propheten treten heute nicht mehr in härenem Gewande als Bußprediger auf. Viel weiter hinhallend als des mächtigsten Redners Worte ist heute ein Buch, und die stumme Rede, die auf seinen Seiten festgebannt ist, wirkt auf den stillen Leser eindringlicher und nachhaltiger als die hinreißendste Beredsamkeit eines begeisterungstrunkenen Apostels.

In diesem Buche ersteht der Prophet von den Zuständen, die die Erfindung des Luftschiffes hervorrufen muß.

In dem Augenblick, wo ich dieses sage, atmet wohl mancher Leser erleichtert auf und sagt: Also ein neuer Jules Verne! Darum braucht's doch weder so viel Aufhebens, noch gar dieses ernsten Gesichts! Gewiß, wer die Geschichte der Weltliteratur schriebe, würde wohl Emil Sandt, den Verfasser des Buches „Cavete! Eine Geschichte, über deren Bizarrerien man nicht ihre Drohungen vergessen soll“ (Minden i. W., J. C. C. Bruns, 5 Mk.), neben den Franzosen Jules Verne und den neuerdings in Deutschland immer bekannter werdenden Engländer H. G. Wells stellen, allenfalls hinzufügen, daß der Verfasser mit Bellamy den Ernst der Betonung der sozialen Frage, mit Kurd Laßwitz die gründliche naturwissenschaftliche Bildung, und mit den zahlreichen älteren Verfassern utopischer Romane die Sehnsucht nach Menschenbeglückung teile. Es ist auch sicher der schwerste künstlerische Fehler dieses Buches, daß der Verfasser in stilistischer Hinsicht ebenso wie in der Auswahl einiger Gestalten zu stark dem Vorbilde des oben genannten Engländers nachgeeifert hat. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß dieser Roman nach seinem geistigen und ethischen Erziehungsgehalt viel höher steht, als alle die genannten

Werke. Das liegt daran, daß eigentlich nur wenig Utopie ist in diesem Buch, ja, daß wir alle an die Verwirklichung dieser Annahme im Herzen glauben und auch mit dem Verstande daran glauben müssen. Es kann sich hier nur um eine Zeitfrage handeln. Das Luftschiff muß und wird erfunden werden.

Für Emil Sandt ist es erfunden. Die Hamburger Werft hat den Auftrag, der ihr sieben Monate zuvor erteilt worden ist, ausgeführt. Es ist ein Stahlschiff von einem Typ, der sämtlichen Erfahrungen ins Gesicht schlägt. Die Werft hat den gutbezahlten Auftrag angenommen, es ist ihr aber nicht gelungen, auch nur das Geringste über die eigentliche Art und den Zweck des Baues ausfindig zu machen. Das Schiff wird abgenommen, der Stapellauf wird vollzogen, draußen bleibt der merkwürdige Bau liegen. Am nächsten Morgen ist er verschwunden. Die nächsten Ereignisse jagen sich. Auf hoher See liegt ein englisches Kriegsschiff und bemüht sich mit einem Bergungsdampfer, ein gesunkenes Torpedoboot zu heben. Da senkt sich aus der Luft ein Kasten hernieder und bietet an, die Hebung sofort zu vollziehen. Mit mächtigen Stahltrossen wird die Arbeit in kurzer Zeit verrichtet; dann fliegt das Schiff davon. Umsonst versucht der Kapitän des Kriegsschiffes höflich und drohend den Führer des in der Luft schwimmenden Schiffes zu näherer Verhandlung zu bereden. Überredung ist er unzugänglich, für Drohungen ist er unerreichbar, denn das Schiff kann nicht nur sich selbst unsichtbar machen, sondern bringt auch denen unten bald die Überzeugung bei, daß sie durchaus in die Macht des ja völlig lenkbaren Luftschiffes in der Höhe droben gegeben sind. Wie ein Blitz durchzuckt die Kunde von dieser Erfindung die Welt. Eine in unerhörter Auflage überall verbreitete Zeitschrift gibt aller Welt Kunde von den Leistungen des Schiffes; aus der Vogelperspektive aufgenommene Photographien bezeugen die Wahrheit jeder im Text aufgestellten Behauptung.

Dieses Buch „Cavete“ unterscheidet sich von den Büchern Jules Vernes vor allem dadurch, daß es nun nicht erzählt, wie ein unter Ausnahmebedingungen gestellter Einzelmensch sich zurechtfindet, sondern seinen Schwerpunkt in den Darlegungen hat, wie die Gesamtmenschheit sich dieser neuen, überragenden Leistung des Einzelmenschen gegenüber verhält. Fritz Rusart, der Erfinder, ist frei von aller Gewinnsucht. Sein scharfer Geist erkennt die Wirkungen seiner Erfindung nach allen Richtungen hin; er steht über jeglichen Sonderinteressen. Während die Menschen drunten auf der Erde, je nach dem Beruf in dem sie tätig sind, die Erfindung mit anderen Augen betrachten, sie natürlich zugunsten ihres Berufs auszubeuten streben, hat Rusart erkannt, daß, wenn einer allein, und verträte er die größte Gemeinschaft auf Erden, diese Erfindung in die Hand bekomme, er ein so ungeheures Übergewicht über alle anderen besitze, daß er diese erdrücken könne.

Gewiß, in mancher Hinsicht liegt in dem Luftschiffe die Möglichkeit, die Gegensätze in der Welt zu mindern. Der Begriff Zollgrenze z. B. fällt in sich zusammen, da ja das durch die Luft seine Lasten tragende Schiff gar nicht zu überwachen ist. Andererseits wird auf diese Weise wirklich die ganze Erde in die Hände des Menschen gegeben. Man kann also auch die ganze Erde ausnutzen. Durch die Dezentralisation der aufeinander aufgehäuften Menschenmassen würden die Reibungsflächen der im Daseinskampf miteinander Streitenden vermindert. Was Rusart als nächste Gefahr vor Augen steht, ist der Krieg. Die Macht, in deren Hände seine Erfindung gelangte, würde ihren Vorsprung über die anderen benutzen, um sie zu unterjochen. So ist es sein Bestreben

den Heeresleitungen der verschiedensten Länder klar zu machen, daß alles, was sie bisher an Verteidigungs- und Angriffsmitteln im Kriege angewendet haben, gegenüber seiner Erfindung nichtig sei. Eine Photographie aus der Luft enthülle die versteckteſten Pläne jeder Festung; für die Insassen des in der Höhe schwebenden Schiffes gebe es auf der Erde drunten keine Versteckmittel, keine Deckungen für Truppen, also keine geheimen Bewegungen; endlich aber sei das in der Höhe fliegende Schiff imstande, durch das Hinabwerfen fürchterlicher Sprengstoffe jegliche Heeresmasse zu vernichten. Und die drunten hätten überhaupt keine Verteidigungsmittel gegen diese neue Waffe.

Rusart hofft, daß die Erkenntnis dieser Sachlage die Staaten zu einem Bunde zwingen wird; er will seine Erfindung nicht einem, sondern allen zugleich geben. Natürlich bleibt auch das ein utopistischer Traum. Denn wenn alle die Erfindung besitzen, so ist sie nachher nur eine Waffe mehr im Kampfe der Völker widereinander, der einzelnen wider die Masse. Solange es eben nicht gelingt, die Möglichkeit des feindlichen Gegensatzes aus der Menschheit herauszuschaffen, solange es bei den verschiedenen Menschen Sonderinteressen gibt in der Welt, muß jede neue Erfindung des Menschengeistes es erleben, daß sie von jeder Bestrebung in Dienst genommen, also auch gegen eine andere verwendet wird.

Was Rusart nicht auf diesem logischen Wege einsieht, wird ihm klar, als es trotz der höchsten Vorsicht einer kühnen Schar gelingt, sich seines dritten Schiffsbaues zu bemächtigen. Da geht er hin und übergibt seine Erfindung dem Deutschen Kaiser, weniger weil er Deutscher ist, als weil er im Kaiser einen Mann zu haben glaubt, dessen Streben darauf hinausläuft, sich über die Gegensätze der Parteien zu stellen. Mit dieser Szene schließt das Buch.

Es wäre nach der Darlegung, die ich gegeben, nur eine philosophische Abhandlung, wenn es seinem Verfasser nicht gelungen wäre, dem Ganzen eine mehr romanhafte Handlung einzuweben. Sie ist nicht ganz glücklich erfunden und überhaupt nur dadurch möglich, daß Fritz Rusart auf Erden einen Doppelgänger hat, mit dem er sich zum innigsten Bunde gemeinschaftlichen Handelns zusammengeschlossen hat. Immerhin erreicht diese romanhafte Erzählung es wohl bei sehr vielen, daß sie das Buch überhaupt lesen. Am meisten habe ich bedauert, daß der Verfasser den Bericht über die erste weite Fahrt im Luftschiffe in die Hände eines schlauen aber durch und durch ungebildeten Juden gegeben hat, der leider überhaupt eine zu große Rolle in dem Buche spielt. Denn so sehr er selbst vom Gegenteil überzeugt ist — es fehlt dem Verfasser die Gabe zur scharfen Satire. Auch das beste, was er hier gibt, ist mehr Witzeln über einen Gegenstand oder geschmacklose Übertreibung. Ich begreife es, daß es ihm daran lag, einen gewöhnlichen Durchschnittsmenschen von seinen Eindrücken bei der Luftfahrt sprechen zu lassen, obwohl bei der Neuheit des Ganzen der Vergleich mit der Auffassung eines Großen fehlt. Der Verfasser ist dann aber überhaupt gar nicht imstande, die übernommene Stellung durchzuführen, und wenn ich an manche so auf ganz unlogische Weise hineingeratene prächtige Bilder von der Schilderung dieser Fahrt denke, so bedauere ich es doppelt, daß er nicht alle seine dichterische Kraft zusammengenommen hat, um hier das Beste zu geben, was in ihm lag.

Da ein solches Buch in der ganzen Art nur einmal von einem Menschen geschrieben werden kann, würde ich es freudig begrüßen, wenn sich der Verfasser für eine Neuauflage zur gründlichen Durcharbeit in dieser Hinsicht ent-

schließen könnte. Es wären bei der Gelegenheit auch einige kleinere Widersprüche zu beseitigen, die — ich glaube es ruhig sagen zu dürfen — in der Hitze, mit der der von seinem Stoff selbst hingerissene Verfasser sein Buch geschrieben hat, stehen geblieben sind. So heißt es auf Seite 318: „Shermon hat später oft von seinen abenteuerlichen und gefahrvollen Fahrten erzählt. Die höchste Spannung erreichte er jedoch stets mit seinem Lufttritt." Und nun wird die Erzählung dieses Lufttrittes in den Mund Shermons gelegt. Dieser Shermon ist der einzige Spion, dem es gelungen ist, auf das Luftschiff zu kommen. Er wird entdeckt und gefesselt und wird erst in dem Augenblick befreit, als der Überfall auf den dritten Bau Rusarts gelingt. Er übernimmt dessen Führung, aber die Zeit zählt nur wenige Stunden, bis er von Rusart erreicht und erschossen wird. Er hat also überhaupt niemals mehr nach dem „Lufttritt" Gelegenheit gehabt, etwas davon zu erzählen.

Das nur ein Fall, den ich auch nur anführe, weil es ein Glück wäre, wenn dieses als Ganzes vorzügliche Buch von den wenigen Schlacken gereinigt würde, die ihm im einzelnen anhaften. St.



Neue Bücher

Alfred de Musset, Dichtungen. Erster Teil: Gedichte und poetische Erzählungen, deutsch von Martin Hahn; zweiter Teil: Schauspiele, deutsch von demselben; dritter Teil Novellen, deutsch von E. A. Regener (Goslar, F. A. Lattmann. Bd. 1 u. 2 geb. je 5 Mk., Bd. 3 3 Mk.).

Wir machen in unserem übersetzungswütigen Deutschland, wo eine Unmasse, für die Weltliteratur völlig gleichgültiger Werke alsbald nach Erscheinen übertragen werden, immer wieder die Erfahrung, daß ganz bedeutende, für die Literatur ihres Landes hervorragend charakteristische Dichter jahre-, ja jahrzehntelang keinen Übersetzer finden. Wenn das für ein Werk der chinesischen Literatur gilt, so ist es ja allenfalls begreiflich; daß aber auch ganz hervorragende französische Werke nicht übertragen worden sind, wirkt doch sehr überraschend. So war von Alfred de Musset bis vor zwei, drei Jahren so gut wie nichts übersetzt, trotzdem der Dichter bereits 1857 gestorben ist. Ich will damit nun nicht behaupten, daß die hier vorliegende Übertragung einer sehr weit gesteckten Auswahl aus Mussets Werken einem dringend gefühlten Bedürfnis abhilft. Im allgemeinen ist bei uns, wenigstens in den Kreisen der Literaturfreunde, die Kenntnis des Französischen so verbreitet, daß, wer danach verlangte, Musset im Original kennen lernte. Trotzdem sind diese feinen, echt künstlerischen Übersetzungen der besten Novellen und charakteristischen Dramen als Bereicherung unseres Büchermarktes willkommen. Ein Band Erzählungen wird noch in Aussicht gestellt, und es wäre zu wünschen, daß auch die „Confession d'un Enfant du Siècle" aufgenommen würde, weil sie nicht nur für den Dichter außerordentlich charakteristisch ist, sondern darüber hinaus ein außerordentlich wertvolles Zeitbild gibt, in dem sich nicht nur die zerfahrene französische Spätromantik widerspiegelt, das sogar in seiner weibischen Nervosität als ein lehrreiches Seitenstück zur Moderne gelten kann. Für die erste der Novellen „Les deux Maitresses" wäre der Titel „Zwischen zwei Lieben" treffender, als der hier gewählte „Liebe

und Liebe". Weit über die Bedeutung dieser beiden Bände hinaus geht die Übertragung der Gedichte von Martin Hahn. Der Verfasser sagt, er wolle nur schlichte, ehrliche Übertragungen, keine Nachdichtungen bieten. Nun, es ist ihm gelungen, bei möglichst treuem Anschluß an das Orignal, echt deutsche Gedichte zu bieten. Das liegt freilich mit daran, daß Mussets Lyrik mehr als die eines anderen Franzosen dem nahekommt, was wir Deutschen unter Lyrik verstehen. Wie Martin Hahn die eigentümliche Mischung von ihrer Wirkung vollauf bewußter Causerie mit empfindungsstarker Natürlichkeit, die den eigentümlichsten Reiz der Dichtungen Mussets ausmachen, wiedergegeben hat, verdient schlechthin das Wort „meisterhaft". Zu diesem ersten Bande wird auch der mit Freude greifen, dem Musset im Original längst vertraut ist.

•

Otto von Leixner, „Die letzte Seele", Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert. (Leipzig, Georg Wigand, 3 Mk.)

Leixners letzte Erzählung bietet in ausgezeichneter Nachahmung der Sprache des 17. Jahrhunderts den Bericht eines Pfarrherrn aus einem einsamen vogtländischen Dorfe. Wie gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges auch in diese abgelegene Einsamkeit erst der Schrecken des Krieges und dann in seinem Gefolge das Wüten des schwarzen Todes gelangte, wird schlicht und ergreifend erzählt. Wie die furchtbare Prüfung den Pfarrherrn, der erst Weib und Kind und dann seine Gemeinde verliert, und schließlich in seinem Sohne die „letzte Seele" des einst blühenden Landes begräbt, läuterte, ihn zu reiner Gottesliebe erzog, ist der seelische Inhalt dieses Büchleins, das auch um seiner stilechten Ausstattung willen als Geschenkbuch empfohlen zu werden verdient.

•

Kurt Martens „Kreislauf des Lebens", eine Geschichte von besseren Menschen. (Berlin, Egon Fleischel, 2 Mk.)

Kurt Martens ist einer unserer feinsten Schriftsteller, vielleicht etwas zu fein. Er ist so durchaus Kulturmensch, daß man kaum mehr einen Zusammenhang mit der Natur empfindet, und eine Entgleisung seiner Hand, die in unaufdringlichen matten Farben mit kleinen Strichelchen ein Bild komponiert, täte einem ordentlich wohl, wenn dadurch einmal ein kräftiger Strich oder leuchtender Farbenton ins Ganze hineinkäme. Ich fürchte, es wird nie zu einer kräftigen Auflehnung bei Martens kommen, er wird wohl eher ganz einem gewiß sehr feinsinnigen, aber doch blutleeren Ästhetentum verfallen. Denn in ihm ist in hohem Maße jene Lebensironie entwickelt, die die letzte Waffe gegen die Blasiertheit ist. Ich wäre froh, wenn ich mich täuschen sollte, denn wir haben nur wenige wirkliche Künstler der Feder, nur wenige tiefer dringende Stilisten unserer so schwer zu behandelnden Sprache. Der bessere Mensch, von dem der Titel spricht, bleibt doch im Grunde der Assessor Rothas, dessen ganzes Leben selber wie eine Ironie gegen Stärke und Größe anmutet und als reifste Lebensfrucht ein im engen Kreise befriedigendes Wirken anerkennt. Diese Lebensanschauung würde nur dann fruchtbar werden können, wenn sie beim Dichter Humor auslöste. Der aber fehlt Martens leider ganz. So ist sein Schaffen wohl imstande, einem literarischen Feinschmecker eine genußreiche Stunde zu bringen, wirklich zu erwärmen und zu lebendiger Mitwirkung anzuregen, vermag es dagegen nicht. St.





George von Hoeßlin

Von

Arthur Dobsky

Als ich gelegentlich eines Aufenthaltes in Köln einen dortigen Kunstsalon besuchte, fand ich in einem der Säle ganz allein für sich ausgestellt, ohne jede andere Umgebung von Bildern, nur von zwei mächtigen Lorbeerpyramiden flankiert, das Gemälde „Das Leben ein Traum" von George von Hoeßlin.

Draußen war ein herrlicher, sonniger Tag, viel zu schön, um die Menschen zum Besuche von Kunststätten dieser Art anzulocken. So war ich allein, und mir war's willkommen. Ich war glücklich, dieses Bild Hoeßlins, dessen meiste Schöpfungen ich bisher nur aus Reproduktionen kannte, im Original schauen und bewundern zu können. Besonders glücklich aber, es so ganz allein, nicht gestört durch das Für und Wider schwätzender Menschen, die ja heute alle etwas von Kunst verstehen, genießen zu dürfen.

Lange habe ich in seinem Banne gestanden, ich konnte mich nicht trennen von dem Bilde, das, inhaltlich so ergreifend, technisch so ausgezeichnet, wohl mit zu dem Besten gehört, was der Künstler schuf.

Während die Kunst der heutigen Impressionisten, Neoimpressionisten und all der anderen „Isten" den gedanklichen Inhalt ganz hintenansetzt, ja beinah verpönt, so daß er oft überhaupt illusorisch wird, gehört George von Hoeßlin zu den wenigen modernen Künstlern, die noch immer den Gedanken, das Sujet in den Vordergrund ihrer malerischen Kompositionen stellen und die technischen Mittel erst als Vermittler zwischen Gedanken und Ausdruck anwenden. Freilich nicht ohne dies in glänzender Weise zu tun. Wenn auch Hoeßlin niemals Farbenenthusiast im Sinne Böcklins werden wird — wenn er nie die Spuren der französischen Schule einschlagen wird, so hat er doch schon in einigen seiner landschaftlichen Motive einen Anklang an jene verraten, ohne natürlich zu unterlassen, immer wieder seine eigene persönliche Note zu unterstreichen.

Wer Hoeßlins eigenes Bild sieht, mag hinter diesem ernsten, fast mürrischen Gesicht schwerlich solch warmherziges, tiefes Empfinden, solch ein träumerisch melancholisches Seelenleben vermuten, wie es in allen seinen Werken zum Ausdruck kommt. Er ist ein schwärmerischer Phantast, der, wenn er die gewaltige Skala seiner Farbentöne erklingen läßt, uns wunderbar ergreift, uns mit hineinzieht in seine Traumwelt und uns in ihren Bannkreis fesselt mit zauberischer Gewalt.

Das ist Hoeßlins Stärke! Mag man schimpfen, mag man sich mokieren im Lager der „Modernen“ über die süßliche, abgeschmackte Malerei, es macht nichts. Es wird außer mir noch Menschen genug geben, die seine Stärke schätzen und würdigen.

George von Hoeßlin ist durch einen Zufall im Ungarlande geboren. Seine Eltern befanden sich auf der Reise, und in Budapest erblickte er das Licht der Welt, die er später mit so eigenen, ganz eigenen Augen ansehen lernte. Im zartesten Kindesalter kam er nach Amerika, dort verbrachte er die ersten zwanzig Lebensjahre und dort auch hat er seine Laufbahn begonnen. Freilich nicht als Maler, sondern als Kaufmann. So war es der Wille des Vaters. Das bekannte Lied von den Eltern, die ihre Kinder lieber sonst was werden lassen wollen, nur bloß keine Künstler. Doch Georges Neigung zur Kunst war zu ehrlich, seine Begeisterung zu mächtig, als daß er den Wunsch je aufgegeben hätte. So warf er eines Tages das ganze Geschäft über Bord und ging auf und davon geradenwegs nach München. Hier an der Allheilstätte aller Künstlersehnsüchte, in der Metropole alles künstlerischen Lebens wollte er die Träume seiner Jugend verwirklichen.

Es ist ihm gelungen. Mit Befriedigung darf er heute nach 30jähriger Wirksamkeit zurückblicken auf sein Werk. Doch mehr als zurück schaut er vorwärts, große Aufgaben hat er sich noch gestellt und für Jahre hinaus sein Programm festgesetzt. Und mit der Begeisterung eines Jünglings strebt der im Zenith seiner Kunst stehende Maler vorwärts immer Höherem zu.

Als Hoeßlin im Jahre 1871 nach München kam, konnte er rein gar nichts. Durch Privatstunden erst konnte er dem in ihm schlummernden Talente festeren Boden geben, zeichnen mußte er vor allem lernen. Doch bald war der erste Schritt getan; durch die Kunstgewerbeschule weiter gebildet, durfte er bald den Sprung wagen und kühnen Mutes die Studien beginnen, die für jeden aufstrebenden Künstler damaliger Zeit Bedingung waren — die Studien an der Kgl. Kunstakademie zu München. Im Jahre 1875 schon, also mit 25 Jahren finden wir Hoeßlin in Italien. Er hat den Akademiestaub von sich geschüttelt und eingesehen, daß ihn die Schule wohl zu einem guten Schüler, aber nie zu einem Meister macht. So ist er fort nach dem Lande seiner Sehnsucht. Unter Roms Sonne, umgeben von den ewigen Denkmälern italienischer Kunst, will er frei arbeiten als ein freier Künstler. Fern vom nüchternen Amerika, wo Geschäft und wieder Geschäft das Lebenselement bedeutet, fern vom beengenden Zwang der Malschule will er selbst suchen nach dem eigentlichen Quell seiner Schöpferkraft.

Der Eindruck, den Rom auf den jungen Künstler gemacht, muß gewaltig gewesen sein. Es ist ihm zur zweiten Heimat geworden, immer in längeren und kürzeren Intervallen hat er hier geweilt, und auch jetzt, da diese Zeilen geschrieben werden, schafft und arbeitet er in seinem Atelier an der Via Margatta und wartet, bis der Winter wieder Abschied genommen von Deutschland.

Seine freie künstlerische Tätigkeit, die er selbst in drei Perioden einteilt, leitete er im Jahre 1876 mit dem Bilde „Verlassen“ ein. Eine zypressenbeschattete Tempelruine aus der Campagna, die in ihrem Gemisch von Heroismus und Elegie sich gleichsam als ein Präludium seiner ganzen späteren Kompositionen kennzeichnet. Diesem folgt ein Bildchen von unendlich künstlerischem Reiz und besonders beachtenswert als Probe zeichnerischen Könnens. Das alte Weiblein, das der Künstler hier unter dem Titel „Römischer Winter“

vorstellt mit seinem von tiefen Runzeln durchzogenen echten Großmuttergesicht, mit seinem noch fast koketten Aufputz ist wirklich ein Kabinettstück, das ich gern höher einschätzen möchte als manches andere inhaltsschwere Bild.

Nach weiteren drei Jahren ernsten Studiums, das nur durch die Heirat mit Johanna Merk, einer Tochter des Dr. jur. Merk, eines Verwandten von Goethes Hause, unterbrochen wurde, brachte ihm das Jahr 1879 den ersten Erfolg der öffentlichen Anerkennung. Sein Bild „1517", das in der hoheits- und würdevollen Gestalt einer echten, deutschen Bürgerfrau die Reformation verkörpert, fand im Glaspalast uneingeschränkte Bewunderung, wurde von der Ausstellung selbst angekauft, um später in den Besitz des wohlbekannten amerikanischen Staatssekretärs und Botschafters Andrew D. White überzugehen.

Man muß im Lande des Dollars ein ganz besonderes Faible für George von Hoeßlin haben, ich selbst war Zeuge, wie man in einer amerikanischen Gesellschaft begeistert von ihm sprach, wie man stolz war, daß er dort drüben groß geworden sei. Daß ein großer Teil seiner Gemälde in amerikanischen Privatbesitz übergegangen ist, daß man ihm verhältnismäßig sehr gute Preise bezahlt, beweist nur, daß die Begeisterung nicht nur Marotte ist.

Das Jahr 1880 führte den Künstler selbst wieder nach Amerika. In Boston hat er hier ziemlich ein Jahr gearbeitet, meistens nur an direkten festen Aufträgen, um dann wohlausgerüstet mit dem klingenden Lohn seiner Tätigkeit wieder nach den südlichen Gestaden zurückzukehren.

Eine Fülle von Studienköpfen, Zeichnungen und Gemälden sind in den folgenden fünf Jahren hier entstanden, die Weiterentwicklung des Künstlers mit jedem neuen Bilde dokumentierend. Besonders zu erwähnen wäre „Sehnsucht", das sich in der Galerie des Grafen Arco befindet, und „Ein Loblied", dessen Aufenthalt jetzt dem Künstler selbst nicht mehr bekannt ist. München — Roma, so ist das erstere signiert. Wie der Künstler selbst vielleicht trotz aller Liebe zum italienischen Lande doch einmal in einer stillen Stunde der deutschen Heimat gedacht, so mag auch das junge Weib, das dort am Gestade des Meeres in stummer Resignation vor sich niederschaut, voll Sehnsucht nach einem anderen, fernen, lieben Orte denken. Und hier, im „Loblied" wieder dieselbe Frauengestalt, wie sie in der heiligen Stille des Domes, erfüllt von brünstiger Liebe, von seligem Glauben ihrem Gotte ein Tedeum darbringt.

Dieses Gemälde ist das erste jener Reihe von Bildern musikalischen Inhaltes, die zusammengestellt gleichsam eine Allegorie der Musik bilden.

Hoeßlin hat dieses Thema reichlich, vielleicht zu reichlich behandelt. Und doch, abgesehen von wenigen, sind sie alle in der Verschiedenheit des Vorwurfes, in der gleich meisterlich technischen Bearbeitung bestimmend und charakterisierend für ihren Schöpfer. —

Nicht immer konnte der Künstler in Rom bleiben. Er ging nach München zurück, um wenigstens pro forma hier dauernden Aufenthalt zu nehmen.

Eines der schönsten, leider auch gänzlich verschollenen Gemälde leitete hier seine Tätigkeit ein. Das „Adagio Consolante".

> Weltentrückt im weiten Bogenraume,
> Einsam spielt ein Mönch hier seine Lieder,
> Der verirrten Seele, die sich zu ihm flüchtet
> Gibt er Frieden — heil'gen Frieden wieder.

In diesem Bilde, es ist eines der allerbekanntesten Hoeßlins, faßt er uns zum erstenmal mit der ganzen Macht seiner künstlerischen Persönlichkeit.

Hier hat er sich selbst gefunden, hier spricht er zu uns, wie ein Dichter, ein Dramatiker. Wie jener Szene um Szene aufbaut, so hat er den Vorgang, der sich vor seinem geistigen Auge abspielte, mit der korrekten Sicherheit seines Pinsels auf die Leinwand gebannt und ein Bild geschaffen, dessen bezwingendem Eindruck sich wohl kein Mensch verschließen kann, und mag er offiziell noch so sehr die Sentimentalität des Dargestellten bekriteln. Ich kannte jemanden, der hatte das Bild in seinem Zimmer hängen, und immer, wenn er davor trat, wurde er ernst und schweigsam und ein schmerzlicher Zug legte sich um seinen Mund, und wenn er das Zimmer verließ, so schaute er um sich mit einem letzten Blick auf jenes Bild. Und dieser Mensch war kein Melancholiker.

Weitere bedeutendere Schöpfungen dieser zweiten so überaus glücklichen und produktiven Periode sind „Alma mater“ und „Tempel der Kunst“. Hier wie dort stehen schöne, edle Frauengestalten im Vordergrunde, die als Hüterin von Wissenschaft und Kunst ausspähen nach denen, die ihrer Kränze würdig sind. Ferner „Eine Orakelfrage“, das besonders durch seine Geschlossenheit, durch harmonisches Ineinandergehen von Figur und Staffage angenehm berührt und die Erinnerung an des großen Alma Tadema bekannte Darstellungen der griechischen Mythe wachruft. Von herzerfrischender Anmut ist das Bild „Im Frühling“, in dem uns der Künstler vielleicht mit einem leisen Anflug an Schwinds lieblich naive „Morgenstunde“ in das Zimmer einer jungen Frau schauen läßt. Draußen blühendes, hoffnungsvolles Leben und Weben der Natur, drinnen die verkörperte Anmut der deutschen Frau, der deutschen Häuslichkeit.

In „Sancta Cæcilia“ und „Mariæ Divinatio“ geht er erstmalig zum religiösen Gebiet über. Ob mit gleich glücklichem Erfolge, soll bei weiteren religiösen Darstellungen erörtert werden.

Im Prinzip liegt Hoeßlins schöpferische Eigenart doch dort, wo wir ihm bisher begegnet sind. Jedoch hat er auch den Darstellungen biblischen Inhalts immer den eigenen Stempel aufgedrückt und ist keineswegs in die Bahnen der traditionellen religiösen Bildermaler hinein geglitten.

Bedauerliche Tatsache ist, daß die meisten Gemälde des Künstlers nach dem Auslande, d. h. nach Amerika und England gingen und noch gehen, befremdend sogar, wenn man bedenkt, wie doch Erzeugnisse von oft sehr zweifelhafter Qualität sich in den 80er und 90er Jahren in erschreckender Menge auf dem Kunstmarkt breit machten. Wogegen wir in Hoeßlin doch ohne Arroganz einen Künstler schätzen, dessen gefestigtes Können und technische Sicherheit sich mit der Ausdrucksweise eines vornehm gebildeten Charakters vereint.

Wenn es zum Teil an Hoeßlin selbst liegt, dem es nie gegeben war, sich an die Öffentlichkeit zu drängen, der still für sich schuf, und wartete, bis man zu ihm kam, so hat man wiederholt eingeworfen, daß seine Gemälde zu wenig als Hausschmuck verwandt werden könnten. Sie seien zu schwer, zu ernst in der Stimmung. Mag sein — immerhin haben sie ungleich höheren Wert als die seichten Genrebilder, die langweiligen Liebesszenen, die, in tausenderlei Variationen gemalt, bald zum Überdruß werden.

Wie außerordentlich stimmungsvoll ist das Gemälde „Eine Orgelphantasie“, dessen Vorwurf der Künstler auf besonderen Wunsch noch einmal zu einem fast ganz gleichen Bilde unter dem Titel „Orgelklänge“ verwandte. In beiden derselbe schlichte, schmucklose Raum einer klösterlichen Kapelle. Hier wie dort derselbe junge Mönch, der durchgeistigten Blickes, vielleicht durchdrungen

von dem kaum abgelegten Gelübde, durch die Klänge der Orgel das übertönen will, was sein Innerstes bewegt. Während in letzterem Bilde das Fenster geschlossen ist und durch die vielfarbigen Glasmalereien sich die Strahlen der Sonne brechen, ist es bei dem ersteren weit geöffnet, und umhüllt von der mächtigen Flutwelle sonniger Strahlen erscheint eine lichte Engelsgestalt, die, gebannt durch die hehre, heilige Musik, dem Augenblicke die Weihe gibt. —

Wohl ist das in reinstem Gotisch gehaltene Interieur, die gewaltigen Pfeiler, das riesige Bogenfenster, die Orgel und die sie umgebende Balustrade mit fast minutiöser Genauigkeit durchgeführt, doch die Gestalt des Mönches ist ein so eminent gezeichneter Akt, daß man um seinetwillen fast die ganze Staffage übersieht.

Daß Hoeßlin inmitten all der ihn erfüllenden neuen Ideen und Probleme, die in stofflicher und technischer Hinsicht ihn fesseln, auch einmal ein heiteres, sonniges Bild malte, kann man nur anerkennen. Denn eine kurze Abweichung vom Gewohnten wirkt auf Späteres immer neu belebend. So ist das im Profil gesehene Bildnis einer jungen „Holländerin" von ganz entzückender Lieblichkeit. Das feine Köpfchen, mit dem charakteristischen Holländerhäubchen bedeckt, unter dem ein Kranz reizender Löckchen hervorlugt, ist in seiner ganzen Art eine bedeutende Abschweifung Hoeßlins von seinem eigentlichen Element, daß man beinahe, wenn man es nicht bestimmt wüßte, irre gemacht wird an der Autorschaft des Künstlers.

Unter einer Reihe weiterer weiblicher Bildnisse, denen allen jedoch schon wieder der eigene melancholische Zug ihres Schöpfers eigen ist, ragen „Elena", „Träumereien" und das entzückende Bildchen der „Marietta" hervor.

Bald geht Hoeßlin jedoch wieder zu größeren Kompositionen über, und schon beim ersten Bilde „Die Rast der Müden" bricht sich die ganze interessante Eigenart unseres Künstlers mit elementarer Gewalt wieder Bahn. Den Vordergrund nimmt eine weite, mächtige Säulenhalle ein, deren riesige Bogen den Blick in eine malerische römische Landschaft führen. Links vom Beschauer sitzt an der Orgel ein junges Weib. In Weltabgeschiedenheit, versunken in die Leiden ihrer Seele läßt sie die gewaltigen Töne durch die Halle brausen, sie schwelgt in den ergreifenden Klängen, sie vergißt das Weh, das Schmerzvolle der Welt, und merkt nicht, wie auf den Stufen der Halle ein gar seltsam Paar erscheint. Den müden, gebeugten Körper auf den Stab gestützt — ein alter Mann — und neben ihm seine Gefährtin, sein Weib, das mit ihm die Welt durchwanderte und mit der Kunst ihres Lautenspieles Menschen erheiterte oder erbaute — je nach Wunsch — für ein Weniges, das ihnen ein Viel war. Die Klänge der Orgel haben sie angezogen, voll heiliger Ehrfurcht betreten sie die Stätte, und ein wohliges Gefühl überläuft ihre matten Körper. Rasten wollen sie hier nach des Tages beschwerlicher Wanderung — die Rast der Müden. Diesem Bilde folgen „Weltvergessen" und „D'accordo". Beides wieder Darstellungen, in denen die Musik, die Allbezwingerin, den Kontakt zwischen den Leiden und Freuden dieser Welt und ihrer Kinder herstellt.

Letzteres Bild ist ganz besonders ansprechend. Gemütvoll in der Auffassung, ist es auch koloristisch von größtem Reiz, fast glaubt man den Zusammenklang des Spieles und des Gesanges zu vernehmen, zu dem sich die drei jungen Mädchen zusammenfanden.

Äußerst sympathisch ist auch das „Schilflied", wo schon durch das Sujet — ein Mädchen hat sich tief ins Schilf hineingewagt und wetteifert mit ihrem

Harfenspiel mit dem Winde, der über das Schilf streicht und neckisch ihr aufgelöstes Haar zerzaust — ein neuer frischer Zug geht. Es ist ein echtes Genrebild, eines der reizvollsten, der wenigen, die der Künstler hervorgebracht.

In dem Bilde „Maria, die Mutter der Liebe" behandelt Hoeßlin wieder ein religiöses Motiv. Wohl ist es ansprechend in seiner Art, doch es läßt sich immer wieder das Gefühl nicht unterdrücken, daß dem Künstler dieses Stoffgebiet bisher noch nicht recht liegt.

Vielleicht läßt sich in den ganz neu entstandenen Werken des „Johannes" und des „David" ein Fortschritt konstatieren.

Dagegen die „Sibylle", „Das Traumbild" und vor allem „Eine irrende Seele" sind wieder ganz Hoeßlin. Es geht ihm eben, wie tausend Künstlern: auf dem Gebiet, zu dem ihr eigenstes, persönliches Wesen und Empfinden sie prädestiniert, leisten sie das Beste. Wobei natürlich bei Hoeßlin ganz besonders betont werden muß, daß ihm nichts ferner liegt als Einseitigkeit.

Die dritte Periode wird dies schon gleich zu Anfang in glänzender Weise bestätigen, denn hier setzt der Künstler mit ganz anderen neuartigen Kunstschöpfungen ein.

Hoeßlin hat Landschaft studiert. Fast schien es, als solle sein Erstlingsbild „Verlassen" das einzige rein landschaftliche Motiv bleiben, da auf einmal ist ihm der Gedanke gekommen, daß auch auf diesem Gebiet des Schaffenswerten genug sei. Und nach kurzem, aber intensivem Studium tritt er mit den ersten neuen Früchten seiner Muße auf und überrascht in den drei großen Gemälden „Villa Spinola", „Felsen der Medusa" und „Homerische Küste" durch eine Monumentalität der Komposition, durch routinierte Beherrschung des ihm ganz neuen Stoffes, die erstaunlich ist, ja imponiert.

Wenn er in seinen figürlichen Bildern vielleicht nicht immer ganz frei war von dem Einfluß, den ihm sein transatlantisches Absatzfeld auferlegte, wenn das rein Künstlerische hie und da unter dem Gegenständlichen leiden mußte, so ist in diesen Landschaften unzweifelhaft ein völliges Sichfreimachen von dem Gewohnten der glückliche Erlös seines neuen Studiums, der auf alle weiteren Darbietungen in bestem Sinne einwirkt.

Wenn diese Landschaften in ihrem italienischen Ursprung, ihrem kühn empfundenen Aufbau und ihrem kräftig leuchtenden Kolorit an Böcklins Meisterschöpfungen erinnern, so kann dies nur zum höchsten Lobe Hoeßlins gesagt werden. Diese drei Gemälde in Qualitäten zu trennen ist leidlich schwer. Vielleicht erscheint der „Felsen der Medusa" relativ am kraftvollsten im Entwurf und Aufbau und am großzügigsten im Auftrag der Farbe. Vermutlich hat der Künstler für neue Farbenprobleme, mit denen er sich ja sehr viel beschäftigt, hier die denkbar beste Verwertung gefunden.

Wiederum eine ganz neuartige Erscheinung in der weltumspannenden Stoffwelt George von Hoeßlins bilden einige Gemälde, in denen das Romantische zum Mystischen hinübergleitet. In Anwendung der umfangreichen landschaftlichen Studien sind hier die beiden Bilder „Luftschloß Veritas" und „Weibeszauber" als die Gebilde einer ganz eminenten, nie versiegenden Künstler-Individualität anzusehen. Hier wie auch in den mystisch religiösen Gemälden, unter denen die „Vision einer Weltkirche" das meiste Interesse beansprucht, kommt das, was den still in sich versenkten Träumer, den kühnen Phantasten fesselt und bewegt, mit ganz besonderer Emphase zum Vorschein. Hier ist der markante Zug seiner Urnatur freigelegt, die unbekümmert um das, was umher,

sich auslebt und ausleben muß, gleichviel wie auch die Äußerung sich gestaltet und wie sie aufgenommen wird.

Ein schöner, herrlicher Gedanke ist diese Weltkirche, ein verlockendes Wahnbild, das dem jungen Franziskanermönch, der da nach langer Pilgerfahrt am Meeresstrande niedergesunken ist zu brünstigem Gebet, erscheint. Eine Vision, die nach sekundenlangem Bestehen wieder versinkt in das ewige Meer, um mit dem jungen Schwärmer auch Millionen von Menschen von ihrer Unhaltbarkeit zu überzeugen.

Nach Vollendung dieser Gemälde, die sämtlich um die Wende des alten Jahrhunderts entstanden, wendet sich Hoeßlin wieder dem weiblichen Bildnis zu. Eine gewisse modernere Anschauung, die schon in den Figuren des „d'accordo" erfreulich auffällt, wird von neuem verfolgt. So ist im „Schicksal", in der „Modernen Sphinx" und besonders in dem ganz ausgezeichneten Bilde „Früchte" den dargestellten Personen jene allzu süßliche Weichheit des Ausdruckes, der Formen genommen. Schärfere Profile, viel herbere Linien und Formen geben ihnen das Gepräge neuerer Auffassung, die sich freilich nie ganz über gewisse Grenzen hinauswagen wird und sich wohl schwerlich zu einer Verherrlichung des Häßlichen, Abstrakten bekehren kann.

Das wird der Schönheitsgourmand Hoeßlin nicht fertig bringen. Wenn ihm auch die künstlerische Einsicht nicht fehlt, daß in der wirklichen, wahren Kunst auch das Häßliche sich zum Schönen erhebt, so ist er viel zu ehrlich, um seine Freude an dem, was wir alle schön nennen, zu verleugnen. —

In den letzten Jahren sind wenige Gemälde fertig geworden. Unermüdlich arbeitend in seiner Geisteswerkstatt, stetig suchend nach Vervollkommnung der handwerklichen Mittel sind ihm die Jahre verflossen, und jetzt erst denkt er wieder daran, die Früchte dieses Studiums in greifbare Gestalt, in Wirklichkeit umzusetzen. Ein größeres, mythologisches Gemälde, das umfangreiche männliche Aktstudien voraussetzte, wird das nächste Werk sein, das die Staffelei verläßt.

Wie er bisher die verschiedenartigsten Stoffgebiete in den Kreis seiner malerischen Betrachtung zog, wie er mit fast immer gleicher Bravour seine jeweilige Aufgabe löste, so wird er gewiß auch in dem neuen Milieu sich mit gewohnter Vollendung bewegen.

Er wird nach und nach sich doch die Beachtung ertrotzen, die man ihm, wie Friedrich Pecht einst sagte, wenigstens in Deutschland noch lange nicht nach Verdienst gezollt.

Freilich, Hoeßlin hat sich um menschliche Gunst wenig bemüht. Selbst Münchens Kunstleben ist ihm zuwider geworden. Er fühlt sich nicht wohl in dem Kreis, wo man Kunstwerke unter Verzicht auf das Gegenständliche nur noch nach Farbflecken bewertet, wo ideale Neigungen schon gar verhöhnt werden.

So verbringt er den größten Teil des Jahres in Rom. Dort lebt er seiner Kunst, lebt der Natur und der Schönheit.

Eines Gemäldes sei am Schlusse dieser Abhandlung, die keineswegs den Anspruch erhebt, einen vollständigen Überblick von Hoeßlins Schaffen zu geben, noch gedacht. Es ist das Bild, welches, ganz ehrlich sei es gestanden, die eigentliche Anregung zu dieser Niederschrift gab, eben jenes am Eingang erwähnte Gemälde „Traum eines Lebens".

Ist es doch zweifelsohne dasjenige, welches am allermeisten berufen ist,

uns die eigenartige künstlerische Persönlichkeit George von Hoeßlins am eindrucksvollsten und nachhaltigsten in das Gedächtnis zu bannen. Das, was sich in fast dreißigjähriger Betätigung reifend in dem Künstler vollzogen hat, das alles wird in diesem Gemälde zu einem einzigen vollkommenen Endergebnis vereint.

Das Motiv ist nicht neu. Dichter haben es besungen, Maler schon oft und verschiedenartig dargestellt. Hoeßlin, der sensitivste Farbenkünstler, den es vielleicht je gab, er konnte an diesem Thema nicht vorübergehen.

Er, durch dessen Bilder, sei es welches es will, eine stille innerliche Musik vom Leben und Lieben, von Menschenschönheit und Menschengüte klingt, er war wohl derjenige, dem dieses Thema am meisten liegen mußte. Der uns mit der Macht seiner künstlerischen Fähigkeit emportragen konnte, in jene Gefilde, wo das Leben nur mehr als ein einziger Traum erscheint. Wo ewige, nie verhallende Klänge uns erzittern lassen in banger Erinnerung an das Unzulängliche dieser Welt und in seligem, glücklichem Gedenken an die Freuden und Genüsse, die sie uns gab.

Wollen wir uns hinversetzen an das stille Plätzchen des Klostergartens, wo ein greiser Mönch sich ausruht, müde von des Lebens langem Gange! Wollen wir dem Liede lauschen, das das junge Weib, in ihrer unverhüllten, dem Leben entgegenprangenden herrlichen Schönheit, der Geige entlockt!

Bald wird uns die Wirklichkeit verlassen und in erinnerungsreichen Akkorden wird die Vergangenheit vor uns aufsteigen und wird uns mahnen, daß dieses Leben nur ein Traum!

* * *

Mag man dieses Bild betrachten, wie man will. Von rein menschlichem oder von künstlerischem Standpunkte aus. In seiner so ungemein glücklichen Komposition, seiner harmonischen Farbengebung, die sich von den feinsten, durchsichtigsten Tönen bis zu der sattesten Leuchtkraft steigert, wird es für empfindsame Menschen immer ein vollkommener ästhetischer Genuß sein, um dessentwillen man gern des Künstlers gedenkt, der ihn uns schuf.



Neue Bücher

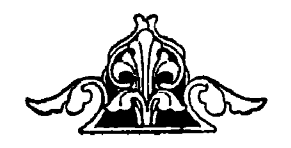
Klassische Illustratoren. (München, R. Piper & Ko. In Halbleinen gebunden je 5 Mk.)

Diese neue Sammlung von Künstlermonographien zeigt äußerlich vor den bekannten anderen manche Vorzüge, als deren wichtigster mir der Druck der Bilder auf besonderen Einlagen erscheint. Dadurch ist eine viel ungestörtere Betrachtung der Bilder ermöglicht. Der Titel ist vielleicht zu eng; er kann leicht zur Künstelei führen, sei es nun, daß man beim gleichen Künstler die Tätigkeit des Illustrators und des Malers trennt, sei es, daß man künstlich manchen Maler als Illustrator einengt. Julius Meier-Gräfe hat gegenüber William Hogarth eigentlich das Gegenteil versucht. Es ist zweifellos ein Verdienst, einmal nachdrücklich zu betonen, welch hohe malerische Werte die Werke dieses Künstlers besitzen, wie er es überhaupt verstand, jedes seiner Bilder letzterdings von rein künstlerischen Gesichtspunkten aus zu gestalten.

Aber es ist natürlich nun nicht weniger verkehrt, darüber die ganzen moralisierenden und ethischen Absichten des großartigen Sittenschilderers zu verkennen. Die besondere Note besteht vielmehr gerade darin, daß es dem Künstler gelang, einen so bedeutsamen Inhalt künstlerisch zu bändigen. Ich habe überhaupt an der Studie wenig Freude gehabt. Diese Art von Geistreichelei ist mir bis ins Innerste verhaßt. Am Ende hat man alles andere erhalten, aber weder eine Biographie Hogarths, noch eine geschichtliche oder ästhetische Wertung seines Schaffens. Diese Sucht, alles mögliche zum Vergleich heranzuziehen, wenn man dabei selber eingestehen muß, daß der Künstler die betreffenden Werke wahrscheinlich gar nicht gekannt habe, ist verwirrend und irreführend, ist Museumsgeschwätz, wenn es noch so schön klingt und sich noch so geistreich anhört.

Dagegen ist der andere der beiden bisher erschienenen Bände, Francisco Goya von Dr. Kurt Bertels, ein verdienstvolles Buch. Wir haben ja seit drei Jahren ein ausgezeichnetes Werk über den Spanier von V. von Loga (Berlin 1903); aber das ist doch wohl vielen zu teuer und auch zu schwer mit gelehrten Quellenstudien und kritischen Auseinandersetzungen über das ganz ins Legendarische hineingezogene Leben Goyas belastet. So bliebe für diese neue Würdigung Raum genug, auch wenn sie nicht so schön auf Eigenes gegründet wäre. Der Verfasser hat Goya in seiner Heimat studiert und ihn als Kind seines Volkes erfaßt. „In diese Zeit unheimlicher Spannung fallen die erstaunlichsten Leistungen Goyas. Wären seine Radierungen anonym geblieben, wir würden fühlen: das hier ist die Revolution, das der Notschrei des Volkes gegen den Widersinn, gegen das Unnatürliche der offiziellen Kultur, das die Empörung als Antwort auf unwürdige Zumutungen.“ Das Buch ist scharf gegliedert und bei aller freudigen Schönheit der Darstellung durchaus sachlich. Der Bildbetrachtung und Bilderklärung ist weitaus der größte Raum gewidmet, dennoch hat man auch fast unbemerkt alles biographisch Wichtige und kulturgeschichtlich Bedeutsame erhalten. So verdient diese Studie als Wegweiser zu der schwer verständlichen Kunst dieses größten spanischen Künstlers der Neuzeit warme Empfehlung, und ich wünsche dem ganzen Unternehmen, daß es im Geiste dieser Monographie weiter geleitet werde.

In der im gleichen Verlag erscheinenden Sammlung „moderner Illustratoren“ von Hermann Eßwein, die schon früher in diesen Blättern empfohlen wurde, ist als neuester Band Aubrey Beardsley (3 Mk.) erschienen. Ich halte die Würdigung, die der neuerdings geradezu lächerlich überschätzte Engländer hier erfährt, für durchaus gerecht. Das ist nicht bloß innerlich unfruchtbarer Ästhetizismus, sondern überhaupt nicht erlebte Kunst, vielmehr nur Mache. In der Hinsicht ist überhaupt wertvoll, was Eßwein über den Zusammenhang zwischen Kunst und Leben in seinen einleitenden Ausführungen schreibt. Es kann nicht oft genug betont werden, daß die eigentliche Unzulänglichkeit unserer heutigen Kunst darauf beruht, daß sie zu wenig aus dem Gesamtleben herauswächst, daß sie zu leicht vermeint, selber das Leben sein zu können.





Wo steht Richard Strauß?

Von

Dr. Karl Storck

II.

Gerade weil Strauß eine so stark musikalische Natur ist, gerade weil er die sinnliche Schönheit der Farbigkeit des Tones in so hohem Maße auszunutzen wußte, ist seine Entwicklung so außerordentlich bedeutsam. Diese Entwicklung ist eine sehr weite und zeigt am Beginn Richard Strauß als absoluten Musiker im Sinne der alten Schule, als formalen Musiker. Auch das ist wichtig. Bei Beethoven kündigt sich in den Frühwerken der Ausdrucksmusiker viel stärker an, als bei Richard Strauß, was um so stärker ins Gewicht fällt, als Beethoven aus dem formalen Zeitalter herausgewachsen war, Strauß seine Bildung bereits im München Wagners erhalten hatte. Er wurde dann der neudeutschen Richtung gewonnen durch Alexander Ritter. In den Werken können wir den Weg zu Liszt (Macbeth, Don Juan) und Wagner (Guntram) verfolgen. Der Weg geht weiter und führt den Symphoniker zu „Tod und Verklärung". Das ist eine Höhe, und auf ihr konnte man die Erlösung der symphonischen Dichtung von dem Fluche der symphonischen Nachdichtung eines vorher außermusikalisch Gestalteten (ob Gedicht, Sage, Bild, ist gleichgültig) erwarten.

Strauß hat diese Erwartung nicht erfüllt, und ich bin heute leider der Überzeugung, daß er diese Aufgabe zu lösen außerstande ist. Was aus dem Entwicklungsgange von Strauß herausgelesen werden kann, bestätigt sein seitheriges Schaffen: er ist vom äußeren Erleben bestimmt und nicht vom inneren. Das gilt für seine menschliche Einstellung zur Kunst überhaupt und beeinflußt dann auch in steigendem Maße die Art seiner musikalischen Arbeit.

„Tod und Verklärung" bedeutete gegenüber der gewohnten Art der symphonischen Dichtung eine Vertiefung des Inhalts an sich ins Typische, außerdem das persönliche Erlebenkönnen. Selbst Liszts „Tasso" zeigt bei

gleichem Inhalt das Anklammern an den Einzelfall. Aber was wir auch bei vielen Schriftstellern erfahren haben, zeigte sich bei Richard Strauß: nur dieses eine Problem des Künstlers, der nach Verkanntheit im Leben, nach äußerer Drangsal durch den Tod zur Verklärung kommt, lag im Bereich der künstlerischen Erlebensfähigkeit und damit auch der persönlichen Gestaltung des Komponisten. Was er seither brachte, war darum Wiederholung des Problems; aber sehr bezeichnend entweder mit Hervorkehrung einer einzelnen Seite (Till Eulenspiegel) oder gedankenhafte Abänderung (Heldenleben). Außerdem gab der Komponist nochmals in der Weise der sonstigen symphonischen Dichtung die musikalische Illustration einer Gestalt der Weltliteratur, wobei allerdings zu bemerken ist, daß auch „Don Quijote" den Kampf des Phantasiemenschen gegen die Wirklichkeit zeigt. „Also sprach Zarathustra" ist dann die Verkündigung dessen, was Strauß aus Nietzsche für sich gewonnen. Die „Symphonia domestica" endlich ist Darstellung des äußeren Lebensdaseins ihres Schöpfers, oder, wenn man so will, „ein Tag aus dem Heldenleben".

Es ist die Überlegenheit dieser symphonischen Dichtungen von Richard Strauß über die der anderen, daß er fast immer nur von sich spricht; im „Till Eulenspiegel" am wenigsten anspruchsvoll und darum am sympathischsten. Hier ergab sich auch ungezwungen ein wenig von Gedankenhaftigkeit belastetes Arbeiten. Es ist die Schwäche der Werke von Richard Strauß, daß das Erleben ihres Schöpfers nicht groß, bei aller Betonung des Heldentums eben nicht heldenhaft ist (vgl. Türmer, 7. Jahrg., II, 552 ff.).

Was von Strauß nicht als innerstes Erleben aus urmusikalischem Gefühl geboren werden kann, wie von Beethoven die „Eroica", muß gedanklich erschlossen und nach den äußeren Betätigungsformen abgeschildert werden. Strauß vermittelt uns also nicht das, wozu nach Schopenhauer die Musik allein imstande wäre, die Idee Heldentum, sondern ein Abbild dieser Idee, d. i. das Leben eines Helden. Aber auch hier dringen wir nicht in die Psyche des Helden ein, worauf es doch ankäme, sondern wir erfahren, wie es dem Helden ergeht. Man sieht, Strauß hat seinen Sehpunkt nicht im Helden selbst, sondern außerhalb, so daß ihm das äußere Drumherum, das Gehaben der andern ebenso wichtig wird. Er lebt uns also auch nicht Heldentum vor, wie es Beethoven tut, so daß wir, indem wir uns zum Mitlebenkönnen mit Beethoven aufzuschwingen vermögen, selber heldenhaft werden. Nein, Strauß schildert uns ein Schicksal, was jeder Beobachter kann. Der Wert der Schilderung beruht dann lediglich in ihrer Anschaulichkeit und in der Fülle des untergebrachten Inhalts.

In der Schilderung alles Äußeren ist Strauß Meister. In der Hinsicht hat man ihm gegenüber das Gefühl, daß er alles kann, was er will. Die Kenntnis der Fähigkeiten jedes Einzelinstruments, die Unbeschränktheit in den Möglichkeiten der Mischung der Farben ist erstaunlich. Dagegen steht die Erfindung des Thematischen weit zurück. Oft ist es von erschreckender Trivialität, wenn es der glänzenden Umhüllung entkleidet wird. So wirken

z. B. die doch ungemein wichtigen Jochanaanthemen in der „Salome“ wie abgestandene Liedertafelmusik. Auch in Straußens Klavierliedern, die ja naturgemäß der vielfältigen Färbung entbehren müssen, ist die Thematik nur selten wirklich originell; fast immer spürt man die Einwirkung eines sonst bereits erprobten melodiösen Kerns. Hier gemahnt er mich an einen sehr geschickten Radierer, der durch die Tonwerte der gegeneinander gestellten Flächen trotz der Beschränkung auf Schwarz und Weiß die Wirkung letzterdings malerischen Eindrücken zu danken hat.

Aus dieser Veranlagung ergibt sich von selbst, daß Richard Strauß dem gedanklichen Gehalt seiner Werke nicht dadurch beikommen konnte, daß er das Wesentliche des Inhalts in ein großes bedeutsames Thema zusammenfaßte. So wie es etwa Brahms tut, der dann mit der Entwicklung der musikalischen Möglichkeiten dieses Themas auch seinen geistigen Gehalt darlegt. Strauß wählte genau den entgegengesetzten Weg. Er entwickelt nicht aus einer Einheit die Vielheit, sondern versucht eine Fülle von zunächst selbständigen Einzelheiten zu dieser Einheit zusammenzuzwingen. Da er niemals zum Kern des Problems, nicht zur Idee durchzudringen strebt, sondern sich mit einem Abbild dieser Idee begnügt, hat er sein Ziel in dieser Beschränkung erreicht. Das Mittel dazu ward ihm eine vorher ungeahnte Polyphonie der Schreibweise. Dieses ursprünglich rein formale Spiel der Musik ist von ihm zum Ausdrucksmittel des geistigen Inhalts umgestaltet worden. Die leitmotivische Arbeit Richard Wagners ist der Urgrund, aus dem diese Richtung hervorgegangen ist. Wenn bestimmte Themen mit einer bestimmten Bedeutung festgelegt werden, so werden sie zu Begriffen, durch deren wechselndes Zusammenstellen ein Inhalt ausgedrückt werden kann. Da ist ein Heldenthema (A), ein Thema der philisterhaften Widersacher (B), ein Thema des Kampfes (C), der Liebe (D), des Schaffens (E), des Vergehens (F). Bringe ich A und B zusammen, so entsteht C. A schwelgt glücklich in D, daraus erblüht E; da drängt sich B ein und es entsteht erneut C, jetzt vielleicht begleitet von D, das sich A zur Seite stellt. Umgedeutet würde dieser thematische Inhalt etwa lauten: Der Held trifft mit dem Pilistertum zusammen und es entsteht Kampf; er endigt für den Helden siegreich, wofür ja noch ein Thema mehr eingestellt werden kann. In sein Leben tritt nun die Liebe. Daraus erblüht ihm höchste Schaffenskraft, in der er gestört wird durch das erneute Eindringen der Widersacher, gegen die er sich wieder zum Kampfe wappnen muß, wobei ihm die Liebe eine treue Begleiterin ist. Das Spiel kann sich, wie man sieht, in mannigfachster Weise weiterziehen. Für Strauß' Natur ist es bezeichnend, daß auch sein „Heldenleben“ nicht mit der Freudigkeit des Sieges, für die uns schon genügte, wenn der Held sich überhaupt um das Gekläffe nicht mehr kümmern würde, sondern mit dem Tode des Helden endigt. Auch in diese Sterbeszene, die von der Teilnahme der Liebe und dem Bewußtsein, ein schaffensreiches Leben hinter sich zu haben, erleuchtet wird, klingt noch das Grollen der Feinde.

nicht bedeutsame musikalische Werke entstehen können, die auch auf weitere Kreise dauernde Wirkung auszuüben vermögen; wohl aber kann man fest behaupten, daß hier die Musik nicht etwas *ihr allein* Eigenes gestaltet; daß das, was sie hier mit den ihr doch ganz allein eigentümlichen Mitteln erreicht, sich ebenso stark mit denen einer anderen Kunst ausdrücken läßt. Und für die höchsten Höhen der Kunstübung ist das eben nicht ausreichend.

Dieselbe Art des Schaffens hat Strauß nun naturgemäß auch auf seine *Opern* angewendet. Bezeichnenderweise liegt eine lange Pause zwischen seinem noch ganz im Banne von Richard Wagners „Tristan" stehenden „Guntram" (1894) und den jetzt allein im Spielplan lebenden Werken „Feuersnot" und „Salome". Die symphonischen Dichtungen seit „Till Eulenspiegel" liegen dazwischen. Die „Feuersnot", die auf das „Heldenleben" folgte, zeigt dieselbe Art der gedanklichen Musikarbeit. Ich kümmere mich hier nicht um den geistigen und seelischen Gehalt des Werkes, zu dem ich seinerzeit im „Türmer" Stellung genommen habe (V. Jahrg., I, 507). Für unsere Darlegung wichtig ist die Art, wie Strauß dort mit seinem polyphonen Stil eine neue Bereicherung der Ausdrucksmittel des Musikdramas zu gestalten suchte. Er wurde dahin geführt durch eine im innersten Wesen unmusikalische Einstellung seines ganzen Empfindens zu dem Stoffe, durch die *Ironie*. Sie kann ja niemals im Wesen der Dinge beruhen, sondern in der Art, wie man sie ansieht, wird also von außen her in eine Sache hineingetragen, während im umgekehrten Falle von innen heraus Komik oder Humor entstehen muß. Strauß erreichte hier sein Ziel, indem er eine Art geistiger Kontrapunktik zwischen Orchester und Gesangstimmen herstellte, so daß aus dem Widerspruch der beiden sich die Ironie ergab. Etwa in der Art, daß zur Beteuerung großer Gefühle beim Darsteller das Orchester gemeine oder triviale Motive verarbeitete.

Der neue Fortschritt soll nun „Salome" sein. Der Fortschritt soll dadurch zustande kommen, daß für Strauß das überlieferte Verhältnis von Bühne zu Orchester aufgehoben ist; daß dieses Orchester neben Dichtung und Gesang und Darstellung einfach als selbständiger Faktor hinzutritt, um einen außerhalb des Ganzen stehenden Inhalt auszudrücken. Man könnte es also gewissermaßen so ausdrücken: Es kommt dem Komponisten darauf an, den Vorwurf „Salome" zu gestalten. Als Mittel zum künstlerischen Ausdruck wählt er die symphonische Dichtung, bei der das Orchester bereichert ist durch singende Menschen. Diese Sänger oben sind eben weiter nichts als Instrumente im großen Orchester. Sie verkünden da gewissermaßen durch Wort und Spiel das Programm dieser symphonischen Dichtung, und der Bühnenrahmen mit seiner Szenerie bringt die richtige Einstimmung des ganzen Empfindens, so etwa wie Händel, als er von der dramatischen Darstellung der Oratorien abgekommen war, noch eine dem Stoffe entsprechende Szenerie aufbauen ließ, in der die Sänger in entsprechenden Kostümen Aufstellung nahmen. So monströs dieser Gedanke im ersten Augenblick erscheinen mag, so ist doch nicht einzusehen, weshalb nicht schließlich auf diese Weise durch die ungeheure, zusammenzwingende

Kraft einer künstlerischen Persönlichkeit ein einheitliches Kunstwerk entstehen könnte. Aber bei Strauß klafft der Widerspruch von vornherein darin, daß er hinging und ein bereits in sich fertiges Drama in Musik setzte. Es fehlt die Ursprünglichkeit im Verhältnis zum Stoff, die allein in den Händen eines nun meinetwegen sämtliche künstlerische Techniken beherrschenden Künstlers die Möglichkeit einer durchaus persönlichen Gestaltung gegeben hätte. Das ist Addition von Kunstmitteln, aber nicht das Produkt aus einem Zusammen- und Ineinanderwirken derselben. Man kann bei alledem nur sagen, daß Richard Strauß diesen Salome-Stoff genau so von außen her gestaltet hat wie etwa den „Don Quijote" oder seine gedankenhaft entstandene Vorstellung eines „Heldenlebens". Nur daß er bei der „Salome" nicht so selbständig vorgehen kann, weil er sich damit begnügt, ein bereits vorhandenes Drama musikalisch zu illustrieren. Er kann hier hineinbringen die Schilderung des Milieus, der Stimmung, aus der heraus diese ganzen Ereignisse wachsen. Dann charakterisiert er alle diese Stimmungen, die sich bereits in den Worten der Dichtung äußern, auch noch mit den Mitteln der Musik. Ein eigentlich ausgesprochen Musikalisches tritt hierbei nicht zutage, wie denn auch der allgemeine Eindruck der war, daß das Wildesche Drama für sich allein dieselbe Wirkung besitzt wie in der Verbindung mit der Straußschen Musik.

Oder liegt doch hier die Möglichkeit eines Fortschritts? Ist es doch zu einer Bereicherung gekommen? Diese Frage wurde gerade aus Anlaß der Berliner Aufführung aufgeworfen. Sie ist vielfach bejaht worden. Ich möchte meine Antwort nun im Anschluß an diese Aufführung geben.

* * *

Im Verhältnis zu der ein Jahr früheren Dresdener Aufführung begegnete die Berliner doch vielfach schon einer anderen Einstellung des kritischen Gefühls. Das Ohr gewöhnt sich ja so schnell. So hört man in dieser Hinsicht viel mehr das Malerische, den sinnlichen Klangzauber, die trotz allem durchsichtige Orchestrierung der „Salome" preisen, während man damals mehr das Abschreckende einer rücksichtslosen Toncharakteristik gehört hatte. Ich persönlich kann nicht leugnen, daß die „Salome"-Musik auf meine Nerven einen sehr starken Eindruck gemacht hat. Aber ich fühle genau, daß dieses musikalische Empfinden für mich jenem durchaus parallel ist, das ich dem französischen Pleinairismus und vor allem dem Pointillismus der Malerei gegenüber habe. Wenn und wo es mir gelingt, zu einem rein sinnlichen Empfangen dieser Kunst zu kommen, da stellt sich auch Gefallen ein. Auch bei Strauß' „Salome" stört mich die Häufung von Dissonanzen nicht, weil durch die ganze Anlage dieser Kunst für mein Empfinden diese Musik nicht mehr architektonisch aufgefaßt werden kann, sondern nur noch malerisch. Nicht die harmonischen Wechselbeziehungen der Töne entscheiden hier für die Sinnlichkeit des Gesamteindruckes, sondern die Farbigkeit. Man denke wieder an jene pointillistische Malerei, wo die feste Gestaltung zugunsten von verschwimmenden Licht- und Farbenwirkungen aufgegeben ist.

Ich kann, wo es mir gelingt, eine solch rein sinnliche Einstellung

gegenüber dem Werke zu gewinnen, empfinde ich eine gewisse Befriedigung. Zur Qual aber wird mir das Ganze, wo ich in alledem nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck eines Ausdrucks sehen kann. Da stellt sich die Qual ein, nicht nur weil dieses Was, dieser Inhalt an sich mir unsympathisch ist, sondern auch, weil ich in den Beziehungen des Wie zum Was ein Mißverhältnis sehe. Gerade die Musik sträubt sich mit allen Mächten ihres Wesens gegen die Dienste, die ihr hier aufgezwungen werden. Und vielleicht haben wir niemals etwas Bezeichnenderes erlebt als gerade den Umschwung in der geistigen Einstellung zu Richard Strauß' „Salome", die die Anhänger des Komponisten zeigen.

Es ist ganz zweifellos, daß es Richard Strauß auf eine ganz getreue Übernahme der Wildeschen „Salome" angekommen ist, daß er geistig und seelisch nichts anderes wollte als der Engländer. Sehen wir uns Wildes Drama an, so haben wir den Sieg der Perversität. Zwar wird auch hier Salome im Auftrage des Herodes getötet, aber der Totschlag erfolgt, weil nunmehr Herodes vor dieser ins Grausige wachsenden perversen Sinnlichkeit graut, und es bleibt als Rest über dem Ganzen die Sumpfatmosphäre des verderbten Herrscherhofes, in der allein diese unheimlich phosphoreszierende Blume Salome heranwachsen konnte. Bei Richard Strauß wollen neuerdings immer mehr Beurteiler etwas wie eine Erlösung der Salome herausfühlen. Es ist das keine Spitzfindigkeit, obwohl ich, wie gesagt, sicher bin, daß dem Komponisten jegliche derartige Absicht ferngelegen hat; das beweist mir schon der Schluß, der mit plötzlichem Abbruch sich denkbar scharf an Wilde anschließt, während der Komponist, wenn er die Absicht der Erlösung Salomes hatte, unbedingt zu einer symphonischen Weiterführung gekommen wäre. Nein, es ist lediglich die ungeheure seelische Macht der Musik, die hier sich in glänzendster Weise bewährt. Ich habe bei der Besprechung von Viktor Hansmanns „Nazarenern" (IX, I, 594) auf diese Eigenschaft der musikalischen Dramatik im Gegensatz zu aller anderen hingewiesen, daß sie, weil sie das Miteinanderringen seelischer Mächte bringt, an die Unendlichkeit dieser seelischen Mächte gebunden ist.

Weil diese seelischen Mächte frei sind von den Bedingungen des Materiellen, sind sie frei vom Tode. Darum setzt der Unterschied von Strauß' „Salome" gegenüber der Wildeschen nach dem Tode des Jochanaan ein. Wenn Salome das Haupt des Täufers anredet, wenn ihre wilde, verirrte Liebe in selbstsüchtigen Wahnvorstellungen eines nachträglichen Besitzes hintaumelt, und umgekehrt auch der eigenen, brennenden Sehnsucht durch die verzehrende Hingabe an diese Liebe Genüge zu tun glaubt, so bleibt bei Wilde das immer ein Spiel mit einem Toten. Jochanaan lebt dann nur noch im Munde Salomes und durch Salome. Im übrigen ist seine Einwirkung ausgeschaltet durch seinen Tod. Bei Richard Strauß dagegen sollte eigentlich von diesem Augenblick an, wo Jochanaan tot ist, das Drama nicht mehr „Salome" heißen, sondern „Jochanaan". Denn nun wird Jochanaan die treibende Kraft. Rein musi-

naans genau so durch musikalische Themen materiell zu charakterisieren, wie die Welt Salomes. Rein von äußeren Grundsätzen musikalischer Charakteristik her müssen diese musikalischen Themen Jochanaans dort auftreten, wo Salome sich mit ihm beschäftigt. Anders ist das eben musikalisch gar nicht auszudrücken. Aber es ist nun klar, daß, rein musikalisch genommen, dieses thematische Material dadurch, daß der Leib Jochanaans tot ist, keine Veränderung erfährt. Die Musik hat ja vorher nicht diese in der materiellen Welt stehende Erscheinung des Jochanaan charakterisiert, sondern nur sein seelisches Wollen. Und dieser seelische Wert ist nicht umzubringen. Wir erhalten also nun den Fall, daß Salome mit dieser vollständig gleich wie früher lebenden, seelischen Welt sich abgibt und dadurch, daß ihre Seele die Möglichkeit einer Verbindung mit Jochanaan erwägt, verbinden sich die dieses seelische Erleben Salomes charakterisierenden Themen mit der seelischen Ausdruckswelt des Jochanaan, gehen geradezu in ihr auf. Das bedeutet naturgemäß dann rein musikalisch angesehen einen Wandel der seelischen Empfindungen Salomes nach der seelischen Welt des Jochanaan hin. Und in diesem Sinne hätte man wohl ein Recht, von einer Erlösung Salomes zu sprechen. Es muß aber durchaus festgehalten werden, daß dem Komponisten keine derartige Absicht vorgeschwebt hat, daß er vielmehr rein durch die Natur musikalischer Ausdrucksweise dahin geführt worden ist. Die Musik arbeitet eben ganz naturgemäß innerhalb des Gebietes des Seelischen, und materielle Vorstellungen lassen sich ihr einfach nicht aufzwingen.

Möchte dieses Zeugnis, das der glänzendste Vertreter eines Musizierens von außen für die seelische Natur der Musik ablegen mußte, seine befreiende Wirkung üben. Dann wollen wir auch den kulturellen Schaden, den diese Art des Musikbetriebs nach sich ziehen muß, als ein nicht zu schweres Opfer ansehn.



Die Gluck-Aufführungen im Hamburger Stadttheater

Die historischen Opern-Zyklen, die das Hamburger Stadttheater in regelmäßigen Zeitabständen veranstaltet, verdienen eine weit über Hamburg hinausgehende Teilnahme. 1905 fand am 11. April die erste Aufführung von Glucks „Paris und Helena" zusammen mit einer überaus sorgfältig herausgearbeiteten „Orpheus"-Aufführung statt. „Paris und Helena" errang nur einen Achtungserfolg, aber der Grund dieser halben Ablehnung ist in der den Aufführungen zugrunde gelegten Stranskyschen Bearbeitung zu suchen, die mit Glucks Werk allzu willkürlich umgeht und ihm insbesondere dadurch schadet, daß sie die Reihenfolge der einzelnen Musikstücke bunt durcheinander mischt. Nun ist es aber eine Eigentümlichkeit des Gluckschen Stils, daß der Meister stets die durch das Vorhergehende erzeugte Gesamtstimmung mit verwertet und berücksichtigt und deshalb die Reihenfolge der einzelnen Musikstücke als

solche mit dem Blick des geborenen Dramatikers weise in Rechnung stellt. Ein Stück herausreißen und an einen andern Ort stellen, heißt ihm einen großen Teil seiner Wirkung nehmen. Darum hat der nur halbe Erfolg des Werkes keineswegs etwa den Beweis der Lebensunfähigkeit des Gluckschen Originalwerks erbracht. Dagegen wird jeder, der diese prachtvollen Chöre gehört und die feine, in kunstvoller Steigerung sich vollziehende musikalische Charakteristik der beiden Hauptpersonen mit innerer Anteilnahme verfolgt hat, an die Lebenskraft dieses Werkes glauben. Die Bearbeitung hatte den Zweck, dem Werk durch eine knappere dramatische Fassung zu nützen. Aber Wagner hat uns gelehrt, daß diese dramatische Knappheit keine unbedingte Forderung sein darf, und daß ihr Gegenteil dann kein dramatischer Fehler ist, wenn die innere Handlung reiche Entwicklung zeigt — und eben dies ist bei Glucks „Paris und Helena" in geradezu unvergleichlichem Maße der Fall. Stranskys Bearbeitung erweist sich daher als ein gut gemeinter Irrtum. Befriedigte so „Paris und Helena" an jenem denkwürdigen Abend nur zum Teil, so war die folgende Aufführung des „Orpheus" eine musikalisch-dramatische Großtat: nirgendwo habe ich den „Orpheus" so im einzelnen innerlich verständlich und im ganzen einheitlich und stilvoll gesehen. Das war eine Kunst, die in der Anspannung aller Kräfte und im künstlerischen Willen an Bayreuth gemahnte.

Diesen Winter nun kündigte Hamburg im historischen Opern-Zyklus für den 12. Januar 1907 den „Orpheus" und die „Maienkönigin" und für den 19. Januar die „Iphigenie in Aulis" in Wagners Bearbeitung an. Bezüglich der von Fuchs bearbeiteten „Maienkönigin", oder wie der Originaltitel lautet „Les amours champêtres", muß auf die Untersuchungen des Wotquenneschen thematischen Verzeichnisses sämtlicher Gluckschen Werke hingewiesen werden. Aus ihnen ergibt sich, daß Gluck als Wiener Hofkapellmeister eine Anzahl von französischen Schäferspielen und ähnlichen Werken für die Aufführung vor dem Wiener Hof bearbeitet und gelegentlich mit eingeschobenen einzelnen Musikstücken versehen hat. Aus diesem Grunde schrieb man Gluck lange Zeit fälschlich die Urheberschaft an einer Anzahl solcher Werke, darunter den „Amours champêtres", zu. Wotquenne weist nach, daß eine Reihe von Stücken des Werkes aus zeitgenössischen französischen und italienischen Werken entlehnt ist, und vermutet mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß auch die übrigen Nummern nicht von Gluck stammen. Das verdient einem Teile der Hamburger Kritiker vorgehalten zu werden. Diese Herren warfen sich nämlich nach der Aufführung der „Maienkönigin" in die Brust und führten etwa aus, das Werk enthalte reizende Musik von der Feinheit des Kammermusikstils — aber es sei doch ärgerlich zu sehen, wie Gluck hier seine künstlerische Persönlichkeit so weit habe vergessen können, daß er sich zur musikalischen Illustration innerlich unwahrer Schäferempfindungen der Renaissancezeit für höfisches Amüsement hergegeben habe. . . .

Nun zur „Iphigenie in Aulis"! Dieses Werk stellt noch heute, nach Wagner, an die Bühnen solche Anforderungen, sowohl rein äußerlicher Art als in Bezug auf den Ausdruck, daß nur ein Theater allerersten Ranges eine Darstellung wagen kann. Alles ist hier ins Ungeheure gesteigert: wir befinden uns unter Helden, in deren Adern Götterblut rollt, und diese Musik läßt es uns selbst dann glauben, wenn die Darstellung einmal versagen sollte. Um aber die Musik zur Geltung zu bringen, hat man Sänger ersten Ranges von

scher Darstellungskraft nötig, einen schlagfertigen, aus zahlreichen Kernstimmen bestehenden Chor, ein jeden Ausdrucks fähiges Orchester, eine sehr vollkommene Bühnenmaschinerie und an der Spitze des Ganzen einen Dirigenten, der mit heiligem künstlerischen Ernst an die gewaltige Aufgabe herangeht und es vermag, seinen Künstlern Verständnis für den Gluckschen Stil einzuflößen. Alles dies, verbunden mit der das große Publikum naturgemäß herb ansprechenden Fremdartigkeit, läßt verstehen, warum dieses gewaltige Werk, das heroischste unter Glucks Werken, so überaus selten aufgeführt wird. Jene Fremdartigkeit ist darauf zurückzuführen, daß die musikalische Form vielfach unzulänglich und überholt, der Gehalt aber von der unvergänglichen Frische ist, die der Inspiration des Genies eignet. Aus allen diesen Gründen brauchen wir regelmäßige festspielartige Gluck-Aufführungen an wenigstens einer deutschen Bühne. Sollten sich die Hamburger Aufführungen zu solchen gestalten, so erlangt damit diese Bühne eine einzigartige Bedeutung, die der Bayreuths kaum nachsteht.

Der „Orpheus" von 1905 hatte mich sehr viel für die „Iphigenie in Aulis" hoffen lassen, und ich gestehe freudig, daß diese hochgespannte Erwartung fast vollständig erfüllt wurde, in viel höherem Grade als durch eine Aufführung des Werkes in München unter Mottl, der ich vor einigen Jahren beiwohnte. Mottl hatte einen unübertrefflichen Agamemnon, ein herrliches Orchester und ausreichende Bühnenmaschinerie zur Seite, aber er vermochte nicht, die argen Schwächen der Darsteller der Klytämnestra, der Iphigenie und des Achilles zu verdecken. Das Hamburger Orchester unter Stransky war in seiner Leistung München nahezu ebenbürtig. Was aber die Darstellung zu einer unvergleichlichen machte und weit über München hob, war die Klytämnestra der Frau Beuer — jede Geste königliche Hoheit und die Fähigkeit zur äußersten Leidenschaftlichkeit atmend und bei den Ausbrüchen, besonders im letzten Akt, von hinreißender Kraft —, die milde und doch hoheitsvolle Iphigenia des Fräulein Kühnel und, allerdings mit einer gewissen Reserve, der Achilles des Herrn Pennarini. Dieser berühmte Tenor gab zu sehr nur den Liebhaber und zu wenig den gewaltigen Helden, während seine Aufgabe beides von ihm verlangt.

So konnte der wahrhaft bayreuthische Eindruck des Werkes selbst durch eine geradezu unbegreifliche Ungeschicklichkeit der Maschinerie, die vor der Schlußszene zwecks Änderung der Szenerie eine Pause von fünf Minuten bei niedergelassenem Vorhang notwendig machte, nicht zerstört werden. Der modernen Theatermaschinerie muß alles möglich sein. Das hat uns Bayreuth gelehrt. Tatsächlich machte man bei der erwähnten Münchener Aufführung diese barbarische Pause nicht.

Das Publikum beobachtete der fremdartigen Kunst gegenüber eine musterhafte Haltung und spendete zum Schluß sogar enthusiastischen Beifall. Einige Wiederholungen werden Verständnis und Beifall vergrößern. Möge dann im nächsten Jahre die „Alceste", die zum letzten Male in deutscher Sprache 1901 in Prag aufgeführt worden ist, und zwar ebenfalls unter Stransky, ihren Siegeszug über die Hamburger Bühne halten! Dann, freilich nur dann, wird der Kenner es verschmerzen können, daß die Gluckschen Meisterwerke dem gewöhnlichen Spielplane nicht mehr angehören. Dr. Max Arend

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Max Liebermann — Frau mit Ziege



IX. Jahrg. Juni 1907 Heft 9

Wer soll unsere Kolonien besiedeln?

Von

Wang

> Der dritte Teil der an den Schreibtisch Gefesselten ist körperlich anbrüchig, dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben einzugreifen, künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Wir wollen hoffen, daß wir Deutsche es in einem Jahrhundert dahin bringen, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu erziehen.
>
> Goethe

Auf dem Perron der Elektra steht ein Soldat von der Schutztruppe, ein braunes, mageres Kerlchen. Er hat sich nach Afrika gemeldet, um Schmetterlinge, Käfer und Vogelbälge zu sammeln. In einem Briefe schrieb er: — „habe alle Gefechte glücklich überstanden, bei jedem Schuß hatte ich Angst, meine Schmetterlinge und Pflanzen, die ich im Tornister immer auf dem Rücken behielt, möchten vom Stengel fallen. Nachts hatte ich sie unterm Kopf, wenn ich mich mit dem Sternenhimmel zudeckte!"

Welche Energie dazu gehört hat, diesen Knabentraum auszuführen! Ein dicker Herr steigt auf und schießt gleich auf den Soldaten los: „Was wird denn nun werden, sind denn die Kolonien all die Opfer wert?" „Da sie dreimal so groß sind wie Deutschland, kann es wohl sein." „Und dann bloß 'ne Handvoll Leute rüberschicken? Warum denn nicht ganze Armeekorps?"

In dem nervösen Gesicht des Soldaten flimmert es. „Weil wir sie nicht landen können und keine Eisenbahnen haben, um sie ins

Innere zu bringen. Ich werde drei dicke Bände über Afrika schreiben, nein, gleich eine Bibliothek über das, was in Afrika geht und noch nicht geht, und die kriegen alle Leute zu lesen, die mich von Hamburg an in jedem Coupé über den Wert der Kolonien ausgefragt haben — Adjes!"

„Aber nur noch eins — was sagen Sie zu dem grausamen Erlaß Trothas?"

„Daß das ein Erlaß war, wie wenn ein Lehrer in eine tobende Klasse schreit: ‚Ich stecke euch gleich in einen Sack und schlage damit gegen die Wand!'"

Wenn dem deutschen Kolonialnörgler die Eroberung Indiens durch die Engländer bekannt wäre, so würde er sich nicht genau auf dieselben Vorwürfe steifen wie ehemals der englische.

Die treibende Ursache aller in Indien geschehenen Ungerechtigkeiten seitens der Eroberer und Statthalter war nach Macaulay das Ungestüm, mit welchem das Mutterland Erfolge sehen wollte. Von England empfing der Statthalter unmögliche Verhaltungsmaßregeln, unvernünftige Anforderungen an Geld und den Rat, stets human, nach christlichen Grundsätzen zu handeln.

Der Wert des Gouverneurs wurde nach dem Gelde bemessen, das er herausschlug. Es waren dieselben Leute, welche bei uns, weil sich noch kein bares Geld rausschlagen läßt, alles als wertlos hinstellen und keine Eisenbahnen bewilligen wollen.

Die Leute, die Warren Hastings zu den bösesten Dingen trieben durch die krämerhafte Art, welche ihm die Geldlieferung als Hauptaufgabe stellte, faselten ihm von Humanität vor. In einem mußte er ihnen gehorsam sein, und er dachte, daß er, wenn er ihnen zu den gewünschten Rupien verhalf, selbst am sichersten fahren würde.

Jene Dränger waren sich des Widerspruchs nicht bewußt, weil sie ihre Befehle 15000 Meilen von dem Ort niederschrieben, wo sie ausgeführt werden sollten.

Wenn die indischen Kolonien gleich von Anfang an so lukrativ für das Mutterland waren, so hatte das nicht bloß in besserer Kultur, Klima &c., als unsere Kolonien haben, seinen Grund, sondern in der grausamen Ausquetschung durch den Statthalter, denn eigentlich war Indien ärmer als England.

Der Nabob, der seine erquesteten Schätze im Mutterlande verzehren wollte, fiel dann auch allgemeiner Verachtung anheim. —

Diese Nabobs, in einer Person Nero, Jourdain, Richard III., haben eine Generation Indiens ins Elend gestürzt, um vorzeitige Früchte aufzuweisen.

Der deutsche Philister ist nicht besser, er spottet über den niederen Stand unserer Kolonien, in denen uns das zu leisten übrigbleibt, was die Engländer in Indien vorfanden, und verlangt die Erfolge der Engländer, die nur durch Grausamkeit und List erreicht worden sind, während er von

Humanität für unsere Schwarzen überfließt. Er weiß (sollte es wenigstens wissen), wie der Mensch die Sümpfe und pfadlosen Wälder Germaniens und mit ihnen das Klima gewandelt; aber in unseren Kolonien ist nichts zu holen — sonst wären sie nicht übriggeblieben!

Noch vor Jahrzehnten machte die Traversierung der Weichsel beinahe so viel Umstände wie das Landen bei Swakopmund — zu Eisgangszeiten ging's oft gar nicht.

Clive und Hastings konnten das heutige durch Eisenbahnen erschlossene Indien nicht voraussehen, wir sehen (und mancher mit Trauer), wie schnell das letzte geheimnisvolle Stück Wildnis zusammenschrumpft, wie bald es ganz gleich wird „überall, wo der weiße Mensch hinkommt mit seiner Qual". Wir wissen auch, daß sich nicht gefüllte Schatzkammern auftun werden, sondern nur die Aussicht auf die grundlegenden Arbeiten, der Übergang vom Hirtenleben zum Ackerbau.

Die Engländer sagen jetzt zu den Deutschen: Wie konntet ihr so kleinlich sein und eure Unzufriedenheit mit dem Auftreten eines Kolonialsoldaten durch Ablehnung seiner gerechten Forderung (Bahn nach Ketmanshoop) dokumentieren! Ein Bau, der im nationalen Interesse geboten war. So kleinlich könne man in England niemals sein!

Aber die Behandlung Deimlings im Reichstag und in der Presse findet ihr Gegenstück in Englands Kolonialgeschichte.

Einen Mann der Tat, den eine brennende Sache von Indien zu der damals gewaltigen Reise ins Mutterland trieb, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und Dringlichkeit seiner Sache an die Sachlichkeit seiner Mitbürger zu appellieren, der aber im Dschungel die Eigentümlichkeiten seiner hochkultivierten Brüder vergessen hatte. Man ließ ihn reden und sah sich lächelnd an, und dann gab man ihm abgestandene Weisheiten, die für ein Land paßten, in welchem die Machtfrage längst geregelt war, aber nicht für Indien, dessen eingeborne Fürsten mit Gift und Dolch um die Macht kämpften, ja die „Snobs" kamen nicht über den Schnitt seines Rockes hinweg, den ihm ein schneidernder Bengale nach seinen europäischen Erinnerungen von vor 20 Jahren angefertigt.

Dieser Standpunkt war für jene Zeiten entschuldbar; wir aber, die wir durch den elektrischen Strom mit unseren Kolonien verbunden sind, weit größere Kenntnisse des fernen Landes besitzen und aus den Erfahrungen eben der Engländer lernen können, wir dürfen nicht zu dem Manne sagen, der aus dem Kampfgetümmel atemlos nach Hause stürzt, ein Mittel zu holen, das den grausamen Kampf beenden kann, wie alte Tanten zu einem hereinstürmenden Jungen: „Erst ein schönes Dienerchen machen und Handkuß, sonst gibt's nichts."

Wir sind die Snobs, welche die Form gepachtet und den spiritus nie besessen haben, und dir werden wir ihn schon austreiben! Was, afrikanischer Bahnbau und Truppenrücksendung, keine Bahn und größere Etappentruppe! Wo ist da ein Zusammenhang? Und während in der Wildnis

die Ochsenpeitsche knallt, und bleichende Gerippe die Karawanenstraße deutscher Truppen markieren, verdurstende Soldaten im Delirium über die Steppe irren, unterhält man sich rein akademisch-unmenschlich über die unerhörte Zusammenstellung von Bahnbau und Truppenrücksendung und vergißt den immensen Eindruck, den eine Bahn schon an sich auf die inferiore Rasse, die noch nie eine Bahn gebaut hat, machen würde. Eine Bahn, auf deren Stationen Dampfmaschinen aus der Tiefe der Steppe dem Neger das Kostbarste, frisches Wasser, holen. Perrons, auf denen Bioskope das deutsche Heer auf endlosen Films heranmarschieren lassen.

Es gibt aus der Zeit, da Kaiser Wilhelm I. die Armee reorganisierte, ein Philisterblättchen, in welchem ein Aufsatz steht, von dessen albernen Sätzen mir folgende noch in Erinnerung sind:

Was das Menschentötenlehren dem preußischen Staate kostet:
1. Menschentöterlehrer, Leutnant genannt, so und so viel Gehalt pro Jahr.
2. Menschentöterlehrer, Hauptmann genannt, so und so viel Gehalt pro Jahr.

In dieser geistreichen Weise waren alle Offiziersgehälter addiert. Ich fand's vor zirka 30 Jahren als Strandgut in fremder Rumpelkammer und bedauere, es mit seinen drei Herausgebern nicht wörtlich hierhersetzen zu können. Sie hätten verdient, die Abrüstung zu erreichen, um dann als Fremdenlegionäre in Madagaskar, Tonkin und der Mandschurei Kriegsdienste zu leisten.

Die Herausgeber sind tot, ihre Saat wuchert aber fort unter den Philistern, die immer der Ansicht sind, daß Kriege zwischen Völkern künstlich von Militärparteien herbeigeführt werden, Bruderkriege besonders, Kriege in der eigenen Familie aber als ganz etwas Natürliches ansehen. Diese Leute bleiben auch dabei: „Es wäre am besten, wir hätten gar nicht mit Kolonien angefangen."

Derselbe Krämergeist mißt jetzt unsere Erfolge in den Kolonien wie Kümmel und Schnupftabak, und da nun ein Rückschlag eingetreten war, wie ihn die Geschichte jeder Kolonisation erzählt, keine baren Erfolge zu sehen sind, setzt sich der Krämergeist in Humanität um und es heißt: „Man gönne den Schwarzen doch ihre Fideikomisse, für die wir ja gar keine Kolonisten haben!"

Hier hat der Philister nicht unrecht, aber er ist mit seiner Bildungssimpelei selbst schuld daran, daß wir den groben Hinterwäldler, die Urform des Bauern nicht mehr besitzen. Gleich nach dem französischen Krieg setzte auf allen Gebieten, also auch auf dem der Schule, ein scharfes Tempo ein. Machten Eltern (sogar der besten Schüler) dem Lehrer Vorstellungen, so hieß es ironisch: „Jetzt ist es Nebensache, ob die Schüler sich etwas zu eigen machen, Hauptsache ist die Schnelligkeit des Vorgehens." Eine Schnelligkeit, die weder auf Krankheit, Entwicklung noch auf Katastrophen im Elternhause, Ortswechsel rc. Rücksicht nahm, sondern eine Normalität von Kindern und Eltern voraussetzte, die es nie gab und nie geben wird.

Wenn, nach Bismarck, der deutsche Schulmeister Königgrätz und Sedan geschlagen hat, unsere Kolonien wird er nicht erschließen, die ver-

langen Knochenarbeit, und die Kämpfe mit den falkenaugigen Eingebornen ungetrübte Sehschärfe.

Ein „geturnter", gedrillter preußischer Hauptmann schreibt aus Afrika: „Bei der Flußpferdjagd ist der schwerfällige Europäer verloren, wo der Neger mit einem Kopfsprung und ein paar eleganten Schwimmstößen dem das Boot umstürzenden Flußpferd entgeht."

Also Sport, Turnen und Exerzieren sind nicht imstande, die in der Schule abhanden gekommene Elastizität wettzumachen!

Die sich mehrende Nervosität in den mittleren und unteren Schichten, schreibt A. J. Hammer, Augenschwäche in stetem Umsichgreifen, erschreckende Zunahme der Tuberkulose durch weite, schlechte Schulwege der dürftig gekleideten Kleinen. Allgemeine Kränklichkeit. Pseudosprachfähigkeit, die nur funktioniert, wenn die Frageklappermühle in Gang gebracht wird.

Drill! Massendrill!

Die ersten Schuljahre werden dem papiernen Drachen tributfähig gemacht — Erreichung mechanischer Lesefertigkeit um jeden Preis in kürzester Frist. Die Tüchtigkeit eines Unterklassenlehrers wird bewertet nach der Zeit, in welcher er die letzte Seite der Fibel erreicht. Rekord beim Einbleuen der Memorierstoffe. Züchtung von Stotterern speziell in deutschen Schulen statistisch bewiesen. Ein Regierungsbeamter, der seit vielen Jahren das Ersatzgeschäft leitet in einer Gegend, welche noch die besten Leute liefert, schrieb: „Mit jedem Ersatzgeschäft wird es mir überzeugender, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt, sondern sich zum Affen entwickelt!"

Erzieht man so Buren für den deutschen Osten oder für Deutsch-Afrika?

Graf Pfeil sagt über die Besiedelung unserer Kolonien: „Sehr fraglich erscheint mir, ob der deutsche Bauer, mit Frau und Kind auf die unabsehbare Steppe versetzt, von deren Einsamkeit nicht erdrückt und entmutigt werden würde, um ihr Werte abzuringen. Unzweifelhaft ist, daß die im Herzen unseres Schutzgebietes angesiedelten Buren langsam sicher ihre eigene Welt schaffen, daß sie die Urform des Bauern bilden, dem wir vom Überfluß unserer Kultur so viel abgeben, als nötig ist, ihn uns näher zu bringen. Er wird's vergelten, indem er die Grenzpfähle menschenleerer Wildnis — von uns aus gerechnet — in immer weitere Ferne verschiebt!"

Menschenleere Wildnis! Also das gibt's noch? Die ist noch zu haben, ohne daß wir 'nem armen Herero sein Wasserloch zertrampeln, ihm sein letztes Lämmchen nehmen?

Menschenleere Wildnis! Köstliches Wort für nicht komplizierte Seelen, für Schiffbrüchige, die ein neues Leben anfangen wollen, für Schulbuben, die nicht lernen können, aber arbeiten wollen, für einen ganzen großen Haufen Menschen, genau so zusammengesetzt wie die Auswandererscharen, welche Amerika bevölkert haben — aber wir Deutschen müssen erst eine Burengeneration unterpflügen, wir sind zu fein, wir kommen dort nicht fort.

Wenn sich der zähe, vermehrungsfreudige Bur dann aber nicht wie untergepflügte Lupine, sondern wie untergepflügte Quecke erweist, dem gegenüber das Deutschtum sich später vermittelst Ansiedelungskommission, Verbot der Burensprache durchzusetzen hat?

Wir siedeln Buren an, wir holen Feldarbeiter aus andern Ländern nach Deutschland selbst, während die umherlungernden Arbeitslosen und die Ausstellungen der Heimarbeiter nicht die lebenspendende, sondern die tödliche Konkurrenz illustrieren.

Warum besitzen wir die Urform des Kolonisten nicht mehr? Weil wir, wie A. J. Hammer sagt, „arme, frierende Kinder im unreifen Alter von 6—8 Jahren in Schulbänke pfropfen und ihre Köpfe zu Fragekleppermühlen drillen".

Examen und Kriegsmanöver, die bis zur äußersten Grenze der Nervenüberreizung gehen, kommen einem Versuch gleich, Zündhölzchen auf ihre Brauchbarkeit durchzuprobieren.

Auf dem Oberlehrertag in Eisenach ist es gesagt worden, daß 40—60 vom Hundert zum Einjährigendienst Berechtigter untauglich sind wegen Herz-, Nerven- und Augenschwäche — infolge der Schule! Gar nicht zu gedenken der Lehrergenerationen, die dadurch an Halskrankheiten zugrunde gehen.

Da steht's in einer Zeitung: Selbst wenn die Fortbildungsschulen etwas Ordentliches leisten trotz des übermüdeten Materials, 15—16jähriger Burschen, die eine Tagesarbeit hinter sich haben, wir müssen nach Dänemarks Volkshochschulen blicken — mit Geographie, Physik, Chemie, Mathematik, Rechnen, Staatskunde, Gymnastik, Zoologie, Botanik, Elementen der Landwirtschaft. Täglich 8—9 Stunden.

Wie macht ein Lehrling das? 8—9 Stunden täglich! Und kommt der Bauer, der gelernt hat 8—9 Stunden täglich geistig zu arbeiten, noch als Bauer zurück?

Schon der Soldatendienst entfremdet ihn der eintönigen Bauernarbeit. Der gescheite Bauer, dem tausend neue geistige Interessen aufgehen, wird in der Stadt nur die Konkurrenz des geistigen Proletariats vermehren; und der Landwirtschaft daheim, der tut der gescheite Bauer, der nicht aus seiner Bahn und seinen Gewohnheiten gelenkt ist, sehr not.

Der Bauer und Arbeiter studiert ja nicht allein Chemie, Physik 2c., sondern auch neue Lebensgewohnheiten, und wenn er von der Farbe derjenigen angefärbt ist, mit denen ihn das Universitätsleben zusammengebracht, so hat er die Farbe seiner Scholle verloren, das natürliche Schutz- und Trutzmittel.

Ein jeder Stand hat seine eigene Plage und seine eigene Lust — letztere besteht auch in einer gewissen Abstumpfung.

Warum ist der kleine polnische Bauer imstande, auf seiner Sandscholle zu haften und den polnischen Landbanken die hohen Renten herauszuwirtschaften, wo der Deutsche unter den besseren Bedingungen der Ansiedelungskommission nicht durchkommt?

Weil er noch die Farbe seiner Scholle hat, da er meistens nur als landwirtschaftlicher Arbeiter in andere Gegenden wandert und nicht den Städten zuströmt, und ihn seine Zunge noch bisher davor bewahrt hat, zu den Leuten zu zählen, von denen, „nach Goethe", Deutschland zuviel produziert. Der Kampf mit unserer östlichen Natur verlangt weniger Gelehrsamkeit als Eigenschaften, der Kampf mit der afrikanischen Natur desgleichen — Geduld, Beharrlichkeit und Knochen vor allem. Dinge, die dem nervösen Vielwisser, der alles in Kursen geschluckt hat, abgehen. Die Bildungssimpelei war bewußt oder unbewußt nur ein Parteiköder gewesen. Es ist viel billiger, dem ganzen Volk zu schmeicheln, als einem einzigen großen Talent aus dem Volk auf die Beine zu helfen. Zu sagen: „Alle sollt ihr den Marschallstab im Tornister haben, aber wer unterwegs auf der aussichtslosen Jagd verschmachtet am Wege liegen bleibt, der kümmert uns nicht!"

Wo soll in diesem kurzlebigen Dasein noch der Mensch herkommen, der mit frischem Mut ins Leben springt, wenn sogar Bauer, Handwerker und Arbeiter neben dem Soldatendienst und der Arbeit ums tägliche Brot wissenschaftliche Studien treiben?

Wir haben Reformschulen, und trotzdem hören die Klagen wegen Überbürdung der Schüler nicht auf, und die Lehrer dieser Schulen erklären, ohne häusliche Präzeptoren könnten sie den Kindern nichts beibringen. Knaben, die sich das nicht leisten können, sind also gleich von vorneherein vor eine unlösliche Aufgabe gestellt, die schlimmste Demoralisation, die es für Knaben gibt. Für Mädchen (wenigstens bisher) gab es immer noch den Halt, daß sie mit Hand- und Hausarbeit wettmachen konnten, wenn sie in der Schule nichts getaugt. Knaben lernen nicht deshalb schlecht, weil sie Taugenichtse sind, sondern weil sie Tag für Tag an eine Danaidenarbeit getrieben werden, darum werden sie Taugenichtse, anders können sie sich auch gar nicht vor den strafenden, predigenden Erwachsenen behaupten. Frecher Schwindel mit Ablesen und Abschreiben ist ja oft der einzige Weg, noch dann und wann den Sonnenschein elterlicher Liebe zu erhaschen.

Sind die Kinder überhaupt noch leistungsfähig, die Tag für Tag per Achse in die Städte befördert werden? Ein Lehrer sagt: Das Zusammenlegen des Unterrichtes in den Vormittagsstunden hat seine Gründe, ist aber eine Malträtierung der Kinderköpfe, die keine Säcke sind.

Herr Schuldirektor Delitsch, Plauen i. V.: „Niemand verlangt vom kränkelnden Kind im Haus intensive Aufmerksamkeit, wohl aber vom kränkelnden Kind in der Schule. Wie wenig Schüler sind aber gesund?" Und auch die gesundesten machen Krankheiten durch! Die Zeit, die durch Kinderkrankheiten verloren geht, wird aber nicht berechnet im Studienplan.

Und nun wird dieser nervöse Examenehrgeiz auch noch auf die Frauen übertragen. Im falschen Gerechtigkeitsdrange wird wieder eine Grenze verwischt — die zwischen Mann und Weib.

Die Frau soll wirtschaftlich selbständig bleiben, auch wenn sie eine Ehe eingegangen ist!

Wo soll denn aber noch der Arbeitsmarkt herkommen, wenn sogar die Lehrerin heiraten und Lehrerin bleiben darf?

Die Kranken- und Irrenhäuser sind überfüllt, Tausende von Säuglingen sterben jährlich, weil die Frauenbrust ihre Bestimmung nicht mehr erfüllt und zum Ornament für Denkmäler, Vasen, Reklamebildern erhoben (oder herabgesunken) ist, während die Wissenschaft gesteht, daß sie nie das erfinden wird, was der normale Aufbau des kleinen Menschen bedarf. Die Ärzte verlangen Prämien für stillende Mütter, weil durch die Knabensterblichkeit die Wehrkraft des Volkes gefährdet ist!

Schlimm genug, daß das Proletarierweib ihrem Kinde Nahrung und Pflege entziehen muß, daß der Proletariersohn sich daran gewöhnt, in der Mutter das doppelte Lasttier zu sehen! Aber nein, diejenigen, welche nach Reform der Ehe schreien, wollen sie ja auch als eine neue Genossenschaftsform heraufbeschwören, welche der Frau die häuslichen Verrichtungen abnimmt und ihr gestattet, dem Manne eine Kameradin zu sein, in Kunst und Wissenschaft zu baden in einem Hause, welches die „Technik" zu einem Paradiese gemacht hat.

Wie sich Herr Dr. X. solch Genossenschaftshaus denkt, in welchem die legitime Frau der illegitimen die Hand über den Abgrund reicht?

Ich fürchte, es wird eine verzweifelte Kombination von Hotel, Kaserne und Findelhaus werden — oder so ein Patriarchenhaushalt des Morgenlandes mit all seinen Weibern und Kebsweibern. Wie meint Herr Dr. X. das Handreichen? — der Illegitimen des eigenen Gatten etwa?

Wird die Illegitime überhaupt die Hand der Gattin nehmen und nicht vielmehr nach der des Gatten greifen, vielleicht gerade, wenn die Legitime auf dem Katheder steht oder im Reichstag sitzt?

Menschen, die seelisch übereinstimmen, sollen sich zu solcher Genossenschaft zusammentun!

Wie schön das klingt! Ist nicht ein Lustspieldichter um einen Stoff verlegen? Hier hat er einen.

Scheinbar wirtschaftet es sich leichter, wenn man Gleiches mit Gleichem zusammensperrt, wenn man die Wöchnerinnen und die Kinder in großen Sälen abtut, aber dies alles arbeitet hin auf die Auflösung der christlichen Familie.

Das Genossenschaftshaus, in welchem Gatte und Gattin morgens nach dem Hute greifen und die Haustür hinter sich zuschlagen, entspricht nicht dem innersten, auch in dem Gefallenen lebenden Ideal der Einehe; und wenn die Ehereformer keinen Ausweg wissen aus dem Dilemma der Sünde, so seien sie an die Worte erinnert: „Wenn man nicht weiter kann, dann fängt man wieder von vorne an", nämlich mit der Bevölkerung menschenleerer Wildnis durch die altchristliche Familie, in die die Frau nicht darnach trachtet, sich die äußeren Verrichtungen im Haushalt durch eine Genossenschaft abnehmen zu lassen, um den Alltag mit Kunst und Schönheit zu durchsetzen, sondern es versteht, die geringste Arbeit durch den Geist, in welchem sie sie leistet, zu transsubstanzieren.

Wenn bei uns immer auf die Länder mit vorgeschrittener Frauenemanzipation hingewiesen wird, so sollte man auch auf die praktischen Erfahrungen achten, die sich dort bereits allgemein aufdrängen.

Daß die Frau nach einigen Generationen männlicher Ausbildung dasselbe leisten wird wie der Mann, wollen wir ihr nicht bestreiten, es fragt sich nur, ob das wirklich erstrebenswert ist.

Hören wir, was amerikanische und australische Blätter dazu sagen: „Sowohl in der Union als in Australien gibt es große Strecken, die ein Feld vielseitiger Tätigkeit dem Geist, den Knochen und dem Kapital bieten — aber es fehlt an Menschen. Ganze Städte zeichnen sich durch eine Überzahl von Junggesellen und Jungfrauen aus. Letztere, die zum großen Teil in Berufen stehen, welche sonst Männern reserviert blieben, zeichnen sich durch Ehescheu aus, da sie durch ihre eigene Arbeit meist besser gestellt sind, als der Mann es ihnen zu bieten vermag — außerdem haben sie, wenn sie heiraten, eine große Scheu vor Kindersegen."

Im Gegensatz zu Europa haben jene Länder einen Überschuß an Männern „Run down by white women in civil service" — von weißen Frauen im bürgerlichen Berufe überrant, wie sich das australische Blatt ausdrückt.

„Run down in civil service", so heißt es in dem melancholischen Gedicht einer alten Dame, die einen hohen Posten im Zivildienst innehatte. Sie schildert ihr anfängliches Triumphgefühl, daß sie den Mann ihrer Liebe in der Karriere überrannt, und schließt mit der Frage: „Aber wären wir beide nicht glücklicher geworden, wenn es nicht mir geglückt, sondern dir?"

Zweihundert tüchtige junge Männer wurden an einem Tage in einer amerikanischen Stadt durch billiger arbeitende Frauen ersetzt. Gewiß, so sagt das amerikanische Blatt, profitierten die Firmen dabei und die Frauen auch.

Aber das sind Einzelerfolge, die auf allgemeinen Verfall hinarbeiten. Ein paar Hundert tüchtige alte Jungfern mehr und ein paar tüchtige junge Männer brotlos gemacht.

Und wer wird einst den Vorteil von dieser Verschiebung der Naturgesetze haben? fragt das Blatt. Die Farbigen. Die kennen keine Ehescheu, und unbekümmert um das Fortkommen ihrer Brut setzt die Negerin sie in die Welt. Ja die schwarze Sturmflut der Sklavenenkel soll bereits Fühlung mit den schwarzen Brüdern Afrikas suchen und von einem schwarzen Reich träumen.

Ist das Fortschritt? Ein Haufen mutlos gemachter Männer, an die Wand gedrückt von der billiger arbeitenden Frau, Männer, hervorgegangen aus der Genossenschaftsehe, der freien Ehe in dem großen Boardinghaus, in welchem die legitime Frau der illegitimen die Hand über den Abgrund reicht, im Säuglingsheim von patentierten Nurses statt von Mutterliebe großgepäppelt, in der Normalanstalt erzogen mit der Aussicht, wieder in solch großes Boardinghouse mit Normalfutter und Normalheizung hineinzuheiraten, in dem Mann und Frau allmorgendlich zu ihrer

Arbeit ausrücken und ihre Kinder Fremden überlassen? Werden diese Männer besser arten als diejenigen, die allein Haus und Herd bauen, den eigenen kleinen Herd, um den noch die Erinnerung spielt, wenn dem Greise alles genommen ist?

Gewiß, da so viele Frauen im Erwerbsleben stehen, muß man ihnen auch mehr Rechte einräumen, solange sie aber keine Wehrpflicht ausüben, dürfen sie auch nicht nach *allen* Rechten trachten.

Der Apostel Paulus sagt, die Frau solle nicht reden vor der Gemeinde, er sagt nicht, *weil sie es nicht kann*, er wußte recht gut, daß sie es kann, aber sie *soll* es nicht, und diesem Mann Gottes müssen wir glauben, daß er weiß, warum er es verbietet, und eine christliche Frau wird ihm gehorchen.

Jene amerikanische Zeitung nennt die Emanzipation die Begleiterscheinung eines Fäulnisprozesses, dem reife Völker verfallen — dem weichlich gewordenen Mann stellt sich die hart und männlich werdende Frau gegenüber.

Sie drängt ihn von Position zu Position.

Noch sind es subalterne Stellen, die sie in Deutschland ausfüllt, aber was wird die Zukunft bringen, wenn eine Generation sich an *die neuen Ideen gewöhnt* hat?

Der Überschuß an Liebe in Salon und Gasse wird sich nicht regeln lassen durch Genossenschaft und freie Ehe, sondern nur durch die alte Methode der Bevölkerung menschenleerer Wildnis, der Kampf ums nackte Leben mit der Natur, das Von-vorne-anfangen, das ist das Ventil, welches Kolonien überreifen Völkern öffnen.

Die Geschichte Robinsons war eine Auswanderungsschule par excellence, weil sie sich an den reinsten Instinkt des Menschen wendete, seine Arbeitsfreude wachrief.

Bei diesem Von-vorne-anfangen in menschenleerer Wildnis kommen auch die einzelnen zu ihrem Recht, sie sind nicht das fünfte Rad am Wagen in einem Hause mit maschinellem Betrieb, sondern ihre einfache Arbeitskraft ist unschätzbar.

Was Frauen als Kolonistinnen in Amerika geleistet, könnte aus alten englischen Reisewerken hierhergesetzt werden oder aus deutschen Privatbriefen, wenn es nicht zu weit führte.

Der ungeheure Zudrang der heutigen gebildeten Frauen zum schweren Krankenpflegerberuf ist nicht allein ein Zeichen christlicher Aufopferungslust, sondern es ist ein Zeichen, welche Lust an körperlicher Arbeit den Frauen innewohnt. Auch die Freude an anstrengendem Sport verrät, daß die Frau Strapazen aushalten kann und sich wohl zu der Kolonistenfrau eignet, wie Roosevelt sie schildert. Die Frauen, welche, ob sie nun aus Deutschland oder England stammten, Ende 1700 und Anfang 1800 eine so immense Kulturarbeit im amerikanischen Urwald geleistet, trugen in sich dieselben Anlagen wie die Frau von heute. Daß sie keine Gelegenheit hatten, sie in

Lyzeen nach Schema F ausbilden zu können, dadurch ist nichts verloren gegangen, sie haben sie ihrer Rasse vererbt.

Und es fragt sich noch sehr, ob die tip top ausgebildeten Frauen etwas zu vererben haben werden, ob die Kinder, deren Vater und Mutter in anspannenden geistigen Berufen arbeiten, nicht gerade zu den geistig minderwertigen zählen werden?

Der Haushalt im alten Kulturland hat keinen Raum für die einzelnen; die Schwiegermutter, die unverheiratete Tante sind so lästig, daß sie für die Witzblätter eine unerschöpfliche Fundgrube abgeben, im Kolonistenleben sind sie unbezahlbar. In einem Briefe bittet ein Kolonist (in Mittelamerika) seine fünf Schwestern, ihre Stellungen in Europa aufzugeben und zu ihm zu kommen; ein sorgenfreies Alter könne er ihnen garantieren.

Welcher Gutsbesitzer oder Beamte verlangt hier nach fünf unverheirateten Schwestern!

In einem ganz alten Briefe aus dem nordamerikanischen Urwald schreibt ein Kolonist: „Den ersten Tag, da ich Frau und Kinder in die rohe Blockhütte geholt und im Schweigen der Wildnis mir sagte, ‚die sollst du nun schützen‘, zitterten meine Glieder, Zweifel und Unruhe nahmen mir den Mut, da sehe ich Großmutter, wie sie sich ans Fenster setzt und einen Strumpf aufschlägt, genau wie daheim, da fühlt' ich mich zu Haus. Ich brauchte sie nur ansehen, und Ruhe und Zuversicht kam über mich. Großmutter ist hier überhaupt unbezahlbar!“

Wenn wir Buren, Grenzer, Hinterwäldler brauchen, warum erziehen wir sie nicht selbst? Warum stoßen wir friedliche Taglöhnerseelen, die längst so gescheit waren, das „bereits Gedachte“ und das „bereits Gesagte“ sich zu eigen zu machen und danach zu handeln, immer wieder in die geistigen Tourniere hinein, aus denen sie nie Lorbeeren heimbringen werden?

In Südwest kostet der Hektar Regierungsland dreißig Pfennige bis zu einer Mark; wenn der Bur durch seine Arbeit diesen Wert gesteigert hat, dann soll ihm der Deutsche folgen?

Warum wird der Deutsche mit Gewalt auf Staatskosten geistig so hochgeschroben, daß er das einsame Steppenleben nicht mehr verträgt?

Wir haben in Deutschland rauhe Distrikte mit einer rauhen Bevölkerung — die Reserven der Zukunft —, warum sie mit Gewalt lackieren, indem man sie an allem riechen läßt, was sie sich im Entwickelungsgang durch Generationen aneignen sollten?

Warum diese ewig gleichgestellte Wurstmaschine von Schule, wenn uns das grobe Burenschrot fehlt?

Wir brauchen Grenzer, Hinterwäldler, rough riders jetzt mehr denn je, wir brauchen den Bauer, der die dicksten Kartoffeln baut, wir brauchen Landmädchen, die nichts über Ibsen sagen können, und die einzeln aus dem Volke hervorschießenden Genies, aber nicht ein Gros künstlich aufgepäppelter Talente, das sich dem Genie in den Weg wirft.

Das große Wort, das kürzlich im Reichstage gefallen: „Examen

schützt vor Torheit nicht" (Posadowski), sollten sich die Eltern zu eigen machen, die nicht darüber wachen, daß ihre Kinder lernen, d. h. den Lernstoff assimilieren, sondern die darauf hinarbeiten, daß sie das in sie Hineingestopfte pünktlich am Examentage ausbrechen.

Seaton Merriman sagt: „Die Zeit ist nahe, in der man Arbeitsarme mehr gebrauchen wird als die vielen Denker, von denen der größte Teil doch nur Unsinn denkt."

Der Direktor eines Hauses für Zwangserziehung sagt: „Die meisten Knaben verwahrlosen dadurch, daß man sie vor unlösliche Aufgaben gestellt — in müßiger Weile schafft der böse Geist (nämlich in der Weile von 8—1 Uhr täglich durch Jahre, wenn der Knabe den Mann auf dem Katheder dozieren hört, ohne ihm folgen zu können). Wird das richtige Maß zwischen Lernen und Arbeit gefunden, und der Knabe fängt an zu begreifen und freut sich still, wenn er mit der Arbeit seines Kopfes oder seiner Hände vorwärts kommt, so betrachte ich ihn als gerettet."

Bei den Engländern, welche die persönliche Ehre nicht nach Examenstrichen berechnen, tritt ein großer Teil der nicht gut lernenden Knaben viel früher ins praktische Leben, wandert in die Arbeit der Kolonien, während er bei uns bis ins zwanzigste Jahr den Versuch macht, „das Einjährige" zu ersitzen.

Als jüdisches Kolonisationsgebiet wird den Juden Cypern vorgeschlagen, „aber", sagt die Frankfurter Zeitung, „wer die Juden zur Urproduktion, zur Landwirtschaft zurückführen will, muß sich den gegenwärtigen Zustand des Menschenmaterials vor Augen halten, der dazu zwingt, auf dem Wege der Entwickelung über Gartenstadt, landwirtschaftliche Industrie und ländliche Nebenbeschäftigung allmählich zu intensiver und dann zu extensiver Landwirtschaft zu streben."

Warum sollen wir nun diese Irr- und Umwege Israels erst nachtrampeln, warum nicht bleiben, was wir sind, ein ackerbautreibendes, Jagd und Fischfang liebendes Volk! Das liegt in unserem Blut, und wem's die Schule noch nicht ausgetrieben hat, der wird in Afrika sein Fortkommen finden.

Ein paar Jahre Eisenbahnbau und wir haben auch ein neues Absatzgebiet für die Industrie, für Geistesarbeiter, für Künstler. Man denke bloß an die vielen leeren Wände, die nach Bildern schreien werden und nach Klavieren!

Aus Deutsch-Afrika wird werden, was aus Amerika geworden ist; es fragt sich nur, ob durch Buren, Engländer oder Deutsche!

Alle Augen richten sich auf den neuen Mann an der Spitze, und weit, wie Krokodilsrachen, sperren die Nörgler und all die Leute, die zuviel gelernt und nichts verdaut und mit ihrem Lernen nur große Erwartungen und kein Brot erworben haben, ihre Mäuler auf, und er vergeudet seine Kraft und Zeit, ihnen seine Reden und Denkschriften hineinzuschleudern. Kraft und Zeit, die er dem Werke selbst entzieht, muß er an Leute

wenden, die nur mit der innigen Absicht, ihn nicht verstehen zu wollen, und mit der Freude am Beinstellen und der triumphierenden Überzeugung, daß er kein Zauberer ist, das Kolonialwerk umlauern, aus dem nichts werden soll, damit sie sagen können: „Wir haben es ja gesagt."

Aber in einigen Jahren wird es Deutsch-Südwest gehen wie der Karoo: verschrien als eine Wüste, ist sie jetzt ein Weideland, das den größten Teil der aus der Kapkolonie exportierten Wolle liefert. Nur eins — die Leute, welche die Karoo besiedelten, hatten nicht den schönsten Teil ihres Lebens am Schreibtisch gehockt, sie hatten ihre kleinen Kapitale nicht in geistigen Pökelanstalten verbraucht, sondern waren vor hundert Jahren schon so klug, wie Goethe erwartete, daß wir es nach hundert Jahren sein würden.

Möchte Goethes Hoffnung, daß man „von oben eingreift, künftige Generationen vor Verderben zu schützen", nun, da die hundert Jahre bald um sind, in Erfüllung gehen!



Eine politische Tierfabel

Von

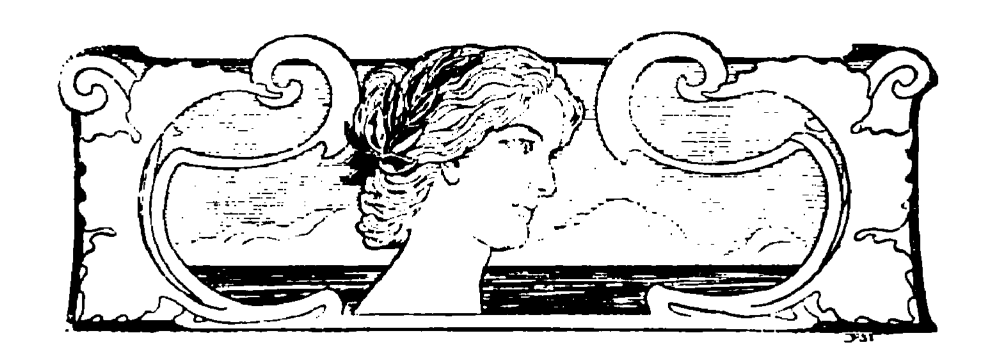
P. Fanghänel

Auf Vorschlag des Fuchses waren die Tiere übereingekommen, ihre Waffen abzulegen und künftig miteinander in Frieden zu leben. Die Wespe sollte ihren Stachel, die Schlange ihre Giftzähne, der Stier seine Hörner verlieren, Wolf und Hund ihre Reißzähne, Katze und Adler ihre spitzen Krallen stumpfen lassen.

In der Versammlung, da dies geschehen und Urfehde geschworen werden sollte, war allein der Löwe nicht erschienen. Da schickte der Fuchs einen Boten an den König der Tiere und ließ ihm sagen: „Ich erstaune, daß du unser Bemühen, den Greueln des Krieges zu steuern, nicht unterstützen willst, um so mehr, als dich die Menschen edel nennen."

„Sage dem Fuchse," erwiderte der Löwe dem Boten, „vermöge meiner Stärke würde ich auch ohne Waffen ihm und seinesgleichen überlegen sein; aber ich will sie behalten, um den von euch beschworenen Frieden zu wahren, der sonst durch die List und Tücke des Fuchses jeden Augenblick gefährdet wäre."





Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Fortsetzung)

Das Geständnis

Der Friedel stand in der Forstkanzlei neben dem Lehnstuhl mit den hölzernen Armstützen. Die Kerze, die ihm der Gendarm angezündet, hatte er nur dazu benützt, um eine Zigarre in Brand zu setzen, dann blies er sie aus. Im Dunkeln stand er da und rauchte so heftig, daß das Zimmer qualmte. Bei dem Glosen der Zigarre sah er den Schreibtisch, an welchem sein Vater seit länger als 30 Jahren gearbeitet hatte. Auf der erhöhten Mittelleiste stand eine kleine Photographie seiner Mutter. — Dann suchte er in seinen Taschen eine zweite Zigarre, suchte in den Laden. Er ging an die Tür, die war versperrt. Zornig stampfte er den Fuß auf die Diele. Dann ging er zum Fenster und rüttelte einmal an dem zellenartig geflochtenen Gitter, und setzte sich schließlich in den Lehnstuhl.

In der Schlafstube war Elias verhaftet. — Im Gefängnis! Anfangs spielte er mit dem Gedanken, dachte an manchen Blutzeugen Gottes, der auch gefangen gewesen. Und selbiger hatte nicht einmal etwas abzubüßen. Elias rief nach seinem Bruder. Die Wache wies ihn barsch zurecht. Mit dem Bruder könne er jetzt nicht sprechen. Da rief er noch lauter nach dem Friedel. Heftig und schrill. Erst Abbitte geleistet, dann konnte er vielleicht schlafen. Oft hatte er von dem Gerichte Gottes gehört und gesprochen, nun empfand er's das erstemal an sich selbst: es folgt der Missetat rasch. An die Tür ging er und bat: „Macht mit mir was ihr wollt, nur zu meinem Bruder Fribolin laßt mich einen Augenblick!"

Der Gendarm schob ihn mit starrem Arm zurück.

Endlich legte Elias sich in sein Bett, da fiel ihm noch der Vater ein — daß auch der nicht zu ihm komme, und dann schlief er. Aber nicht lange. Er wurde geweckt. Erst noch schlaftrunken meinte er, nun würden sie ihn zu Vater und Bruder gehen lassen, aber der Gendarm führte ihn

hinab in die große Stube, wo im Lichte der zwei Kerzen wieder die Männer vom Gerichte beisammensaßen. Er war verstört, aber ruhig. Es schien, als ob er denke: So will ich doch sehen, was da wird. Mir ist's schon alles eins. — Nun waren die Herren aber doch gespannt, wie lange diese Gleichgültigkeit dauern würde.

„Treten Sie nur nahe heran, Elias Rufmann", sagte der Gerichtsrat und hob vom Tisch einen kleinen Gegenstand. „Kennen Sie vielleicht dieses Taschenmesser?"

Elias nahm das Messer in die Hand und besah es. Er kannte dieses Messer, es war dasselbe, das er dem Friedel von der Stadt mitgebracht hatte. An der Schale hatte es jetzt einen Schaden.

So sagte Elias: „Das Taschenmesser gehört meinem Bruder."

„Können Sie das mit Bestimmtheit sagen?"

„Es ist das Taschenmesser meines Bruders."

Der Gerichtsrat blickte den Studenten eine Weile an und dann sagte er mit leiser Stimme: „Dieses Messer ist im Rauhruckkar gefunden worden — an der Leiche des Ermordeten. Wie Sie sehen können, das Messer hat Blutflecken."

Elias stand aufrecht und wankte nicht. Sein fahles Gesicht begann sich zu verzerren, die Oberlippe zuckte heftig — einmal, zweimal. Das Furchtbare, was in ihm vorging, er verbarg es vergeblich.

„Wie glauben Sie, Rufmann, daß Ihres Bruders Messer an die Leiche kam?"

Elias stand starr und schwieg.

„Rufmann, gestehen Sie nun ein, was Sie wissen! Denn was Sie früher angegeben, das ist nicht wahr. Wenn Ihr Bruder den Herrn ins Rauhruckkar begleitet bis an die Stelle, wo die Leiche gefunden wurde, so kann er nicht in vierzig Minuten nach Abgang von der Seealmhütte wieder dort gewesen sein. Dazu würde der geübteste Geher mindestens doppelt so lange brauchen."

Elias schwieg.

„Da diese Angabe also nachgewiesenermaßen unwahr ist, so werden auch Ihre übrigen Angaben, die Sie uns gestern gemacht, unwahr sein. Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen. Sie wissen, daß Nathan Böhme von Ihrem Bruder ermordet worden ist!"

„Nein!" schrie Elias auf, „mein Bruder hat das nicht getan!"

„— und daß Sie ihm wahrscheinlich dabei geholfen haben!"

„Ich? Ich meinem Bruder geholfen?" Er zuckte ab. Stumpf und still stand er da, wie geistesabwesend, und gab auf mehrere Fragen keine Antwort. Jählings rief er laut: „Ich habe es selbst getan, ganz allein. Ich habe den Herrn umgebracht!" . . .

Ein wilder, gellender Schrei war es gewesen. Mit vorgestrecktem Haupt, die Fäuste halb gehoben, hatte er es den Männern ins Gesicht geschleudert. „Ich hab's getan, ich allein!"

Mehrere der Männer waren vor Erregung aufgesprungen. Der Gerichtsrat selbst brauchte eine Weile, um sich fassen zu können. — Dieser Knabe, dieses kränkliche, weichmütige Bürschchen, soll die furchtbare Tat begangen haben? Allerdings, die dreistruhige Art, in der er tags zuvor die Aussagen geleistet, stimmte nicht zu der schwärmerisch-pietistischen Eigenheit, die ihm an dem Burschen geschildert wurde. Und nun, nach dem Eingeständnisse stand er wieder gerade so trotzig verschlossen da als vorher, ohne Zeichen von Reue.

„Elias Rufmann!" so begann endlich und mit heiserer Stimme der Gerichtsrat wieder. „Sie sind sich bewußt, was Sie gesagt haben. Wir wollen heute bloß noch wissen, ob Ihr Bruder daran beteiligt war."

„Nein!"

„Er war nicht beteiligt, aber er wußte darum."

„Nein!"

„So hat also nicht Ihr Bruder Fridolin den Herrn von der Seealmhütte bis ins Rauhruckkar begleitet, sondern Sie haben es getan?"

„Ja."

„Wie kam das mit Ihres Bruders Messer?"

„Das hab' ich öfters so im Sack gehabt."

„Also dazumal auch?"

„Ja."

„Sie haben die Tat begangen, um den Herrn zu berauben?"

„Nein."

Jetzt entstand eine Pause. Der Gerichtsrat lehnte sich vor, stützte sich mit der Miene einer großen Behaglichkeit auf den Tisch und sagte: „Elias Rufmann. Durch Ihr Geständnis sind Sie zu uns in ein Verhältnis des Vertrauens getreten. Wir sind nicht Ihr Feind. Wir haben nichts zu üben als Gerechtigkeit, und diese kann sowohl *für* als *gegen* Sie eintreten. Erzählen Sie uns nun freimütig die Ursache und den Hergang dieser Tat."

Elias fuhr sich mit dem Ärmling über die Stirn. Dann antwortete er: „Ja, ich — es wird so gewesen sein, es wird schon so gewesen sein."

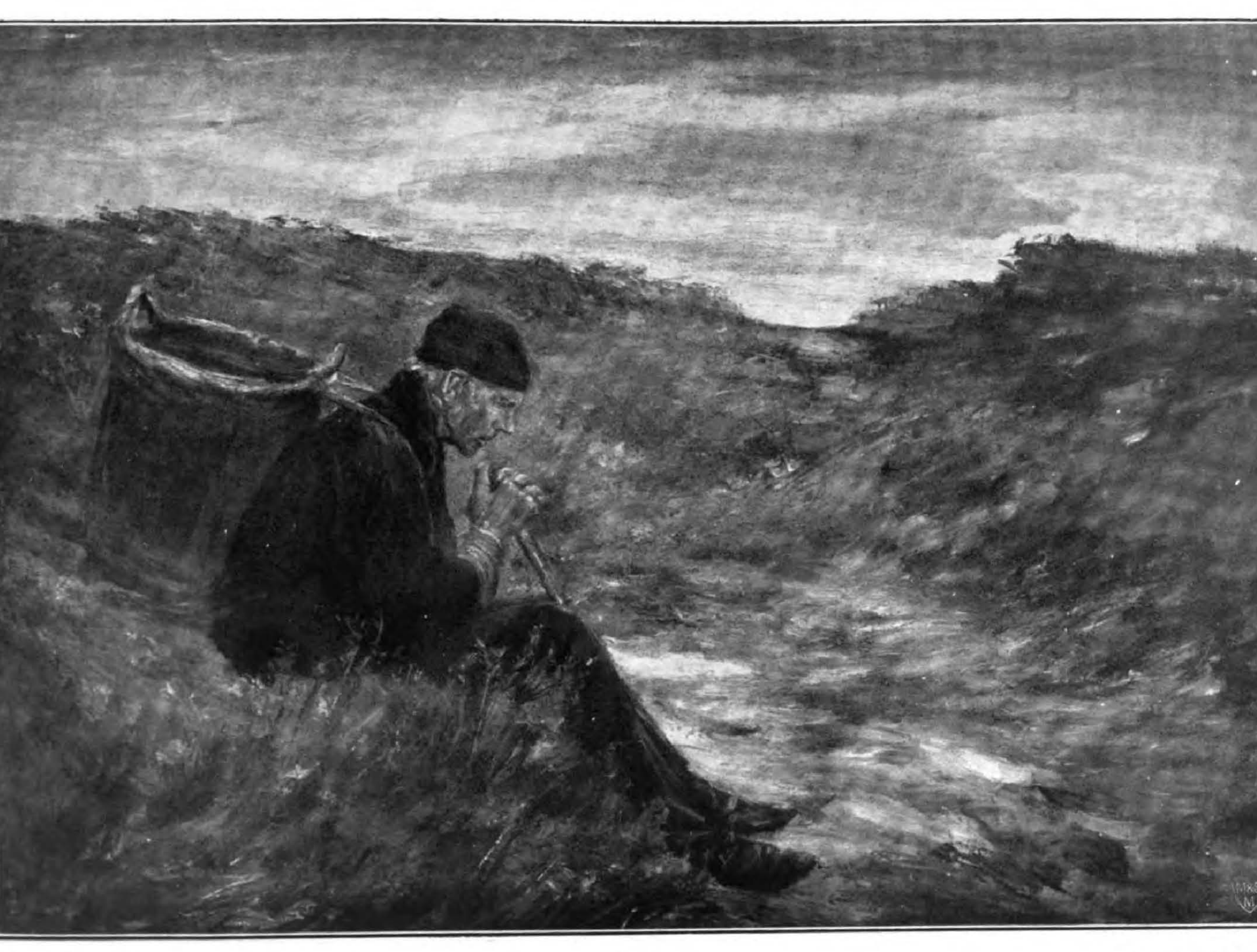
„Aber warum, Rufmann, *warum* haben Sie die Tat verübt?"

Sprach Elias laut und bestimmt: „Weil er die Leute vom Glauben hat abbringen wollen!"

„Das stimmt, das stimmt!" murmelten die Männer untereinander. „Schon früher soll er mit dem Fremden zusammengeraten sein dieser Sache halber, und soll mehr als einmal gesagt haben, der Mensch wär' ein Unglück, und Gott sollt' ihn fortnehmen aus der Welt. Nun also hat er dem Herrgott dabei Handlangerdienste geleistet."

Das Nichts der Welt

Auf einen behördlichen telegraphischen Bericht nach Frankfurt und die Anfrage, was zu geschehen habe, kam der Bescheid zurück, daß Professor



Max Liebermann — In den Dünen

Nathan Böhme, dort schon seit längerer Zeit abwesend, weder Verwandte noch Vermögen zurückgelassen habe; man ersuche, die Leiche des Genannten ortsüblich zu bestatten. Von der Absicht, die Mörder dem Leichname gegenüberzustellen, hatte das Gericht Abstand genommen. So wurde er am nächsten Frühmorgen nach Ruppersbach gebracht und in aller Stille begraben. Ortsüblich war das zwar nicht, doch man wollte den Volksauflauf vermeiden, ebenso auch die Frage wegen eines kirchlichen Begängnisses. Es mußte wegen mancherlei angenommen werden, daß der Mann nicht zur katholischen Kirche gehörte.

Aber in den beiden Dörfern herrschte ein wahrer Aufruhr. War der Mord in dieser Gegend schon an sich ein schreckliches Ereignis! Daß die jungen Söhne des Försters, die überall gerne gesehen waren, der eine wegen seiner harmlosen Lustigkeit, der andere wegen seiner Bescheidenheit und treuherzigen Frömmigkeit, daß diese Burschen den Mord begangen hatten — das war unerhört, unfaßbar — einfach gräßlich. Das war so niederschmetternd, daß der Ruppersbacher Lehrer, bei dem sie in die Schule gegangen, sagte: „Man wird wahnsinnig vor Entsetzen!"

Aber die Leute waren schon bemüht, diese Burschen so herzurichten, daß sie für die grause Tat paßten.

„Ein Mord aus Fanatismus ist es also!" rief der Krämer.

„Laß dich nit anplauschen," rief der Gerber, „wenn der den Herrn des heiligen Glaubens wegen ersticht — da wird er ihm erst noch Uhr und Geld wegnehmen, vielleicht auch des Glaubens wegen. Ein gemeiner Raubmord war's und dafür sind so viele Beweise, daß man bequem damit viere hängen könnt'."

Und unter den biederen Dörflern gab es Leute, deren sittliche Entrüstung so groß war, daß sie mit Vergnügen jeden zweimal hätten hängen sehen.

Gegen die Mittagsstunde war der Wagen mit den Gerichtspersonen durchgefahren, vom Forsthause gegen Löwenburg. Nun hatten sich die Leute angestellt zu beiden Seiten der Straße. Viele vertrieben sich die Zeit mit Plaudern über Wetter und Wirtschaft. Andere machten Witze, derbe Späße und lachten dazu. Der nicht fehlende Wegmachersbub wurde angestiegen darauf hin, daß ein kaiser-königlicher Straßenschotterer gewiß sehr notwendig dabei zu sein habe bei solchen Begebenheiten! Worauf derselbe seine großen Kinnbacken warf und versicherte, daß er auch schon sein Teil wisse. Diese Försterbuben seien eben zu viel verhätschelt worden überall. Nichts als immer die lustigen Försterbuben, die braven Försterbuben, die schönen Försterbuben! Dieweilen andere, wirklich brave Leute so viel als gar nichts gegolten! Gut, gut, jetzt würden sie bald anrucken, die braven, lustigen, die schönen Försterbuben! — Es war fast des Zuhörens wert, als er, auf einem Schotterhaufen stehend, in Predigerton seiner Umgebung auseinandersetzte, wie der Mensch durch Lobhudelung, durch Leichtsinn und Schuldenmachen, durch Lügen und Verleumden, Leutanschmieren und Mädel-

verführen endlich zum Verbrecher werden könne. Nun würde es wohl auch die gelbhaarige Wirtstochter wissen, wem man Ohrfeigen geben solle und wem nicht! — In einen so tölpelhaften Eifer geriet der „Kaiser-königliche“, daß unter seinen strampfenden Beinen der Schotterhaufen nachgab und er zu Boden rutschte.

„Jetzt hast ihrer genug, Kruspel, wenn du Steine werfen willst“, rief ein Nachbar. Da fuhr Bewegung in die Leute, die Gespräche verstummten, nur hie und da ein Ausruf: „Sie kommen!“

Drei Gendarmen und zwischen ihnen die Försterbuben. Sie gingen so nahe nebeneinander, daß es zuerst schien, als wären sie zusammengebunden. Der Friedel in seinem lodenen, grün ausgeschlagenen Halbfeiertaggewand, den Hut in die Stirn gedrückt. Elias in seinem dunklen Studentengewand. Beiden die Hände über der Brust aneinandergebunden. Der Friedel suchte die Stahlfessel unter der Jacke zu verbergen. Elias trug die seine ohne weiteres zur Schau. Der Friedel hielt die Augen zu Boden geschlagen. Nur ein paarmal zuckten sie kurz auf; so beim Michelwirtshause. Elias schaute unbefangen drein, worüber etliche Zuschauer sich entrüsteten. Schimpfworte wurden laut. Als der kleine Zug vorüber war — er marschierte soldatisch fix — trabten die Leute hinten drein, und etliche drängten sich so dicht an die Gefangenen, daß der Gendarm mit dem Gewehrkolben sie zurückstieß. Da wurde der Pöbel fast toll. Und ein schrilles Schimpf- und Schmachgeheul begleitete die jungen Missetäter durch ihr Heimatsdörflein hinaus.

Endlich hatten sie die zwei Dörfer hinter sich.

Einmal unterwegs hatte der Friedel die Worte gesagt: „Was wollen sie denn mit uns?“

Da hatte ihm Elias einen Blick zugeworfen, einen unheimlich wirren Blick — wie Zorn, wie die allertiefste Verachtung, und dann wie eine grenzenlose Betrübnis. So sagte der Friedel nichts mehr. Hungerig war er schon geworden und durstig, aber sie trabten an den Wirtshäusern vorbei. Ehe sie gegen Abend nach Löwenburg kamen, in die Gerichtsstadt, blickte er noch einmal auf, in die weite, sonnige Gegend hin und zum Himmel mit seinen lichten Sommerwölklein. Im nahen Kornfeld, auf welchem roter Mohn und blaue Kornblumen prangten, schlug eine Wachtel. Die Bauern zählten den Wachtelschlag, um den Kornpreis des nächsten Jahres zu erfahren. Was wollen wir wissen? Trotz des Marschierens zählte der Bursche das helle „Zizìwitt“. Drei — vier — fünfmal — und weiter. Ununterbrochen bis zwanzig schmetterte der Vogel sein „Zizìwitt“. Zwanzig Jahre! Ade, du schöne Welt! — Wie soll man sich denn helfen, wenn alles dagegen ist? Alles! Alles! — — — „Nur nit verzagen,“ sagte er dann wieder zu sich selbst. „Vielleicht ist der ganze Spuk nix als ein Schligerwitzrausch.“

Daß Elias eingestanden hatte, wußte er zu dieser Stunde noch nicht. —

Das Wirtshaus zum schwarzen Michel war wieder offen, aber es war nur die Kellnerin Mariedel da mit ihrem: „Was schaffen's, Bier oder Wein?“ Frau Apollonia war mit der Tochter Helenerl einen Tag vorher, als noch nichts bekannt, nach Sandeben gefahren auf Besuch zu einer Base. Die wirtschaftlichen Arbeiten wickelten sich durch Hausknecht, Oberknecht und die übrigen Dienstboten wie gewöhnlich ab. Der Michel war nirgends zu erspähen. Zuerst war er in seiner Stube geblieben und hatte gewartet von Stunde zu Stunde auf die Unschuld der so furchtbar angeschuldigten Söhne seines Freundes. Als aber nichts ähnliches kam, als vielmehr ein neuer Argwohn nach dem anderen auftauchte, bis durch das Geständnis die Vermutung zur Gewißheit wurde, da konnte der Michel in der Enge einer Kammer nicht mehr bleiben. Wie als ob er selbst ein Mitverbrecher wäre, schlich er an der Zaunhecke hinauf in den Wald und eilte durch denselben weglos über Böschung und Graben in das Forsthaus.

Das Forsthaus lag da an der rauschenden Ach wie ausgestorben. Waren doch alle fort, die Richter und die Sünder, die Lebenden und die Toten. Einer, der noch da lag in seiner Stube, war nicht lebend und nicht tot. Schluchzend, mit vor Weinen verschwollenen Augen, wies die alte Sali den Wirt in die Stube. Im Bette lag der Förster. Er war es doch? So grau das dünne Haar, so wüst der Bart, so fahl und verfallen das Gesicht. Die Augen halb zugesunken, er schlummerte wohl. Die eine Hand im weißen Hemdärmel lag außen über der Decke. Der Michel stand vor dem Bette, lautlos und lange. „Mein heiliger Gott,“ flüsterte die Haushälterin, „eine Nacht wie die heutige möcht ich nimmer derleben. Und hat — hat sich wollen . . .“ Das erstickte im Schluchzen. „Seit morgen liegt er so dahin.“

Was sonst geschehen, das berührte sie mit keinem Worte. Dann ging sie hinaus.

Der Michel stand da und blickte auf den Schlummernden, wie man auf eine Leiche blickt. Vielleicht weiß er von nichts, vielleicht hat ihm Gott in seinem Haupte die Welt schon ausgelöscht . . . So dachte der Wirt. Da bewegte der Förster ein wenig die Hand, ohne die Augen aufzutun, sagte er mit fremder Stimme: „Ja, mein Freund!“ Dann war es, als schlummere er wieder.

Der Michel berührte leicht seine Hand, sie war kühl. „Paul“, sagte er.

Nach einer Weile murmelte Rufmann, immer mit geschlossenen Augen: „Hast du sie noch einmal gesehen? Sie sind schon fortgebracht worden.“ Fast ruhig sagte er es.

Der Michel rückte einen Stuhl und setzte sich ans Bett und faßte die Hand des Freundes und hielt sie fest. Und arbeitete mit sich, um die grabende Gewalt seines Innern niederzuhalten. Dann hub er an, ganz leichthin so zu sprechen: „Jetzt hör einmal, Rufmann. Das ist lange nicht so schlimm, als es aussieht. Du wirst es sehen. Wieviel hundertmal ist

es schon geschehen, daß unglückliche Zufälle einen Verdacht aufgebracht haben, und hat sich alles wieder gelöst. Ein weiterer Zufall und es klärt sich auf. Daß sie unschuldig sind — meine Hand ins Feuer! Daß er eingestanden hat! Natürlich hat er ja gesagt, wenn sie ihm einmal so zusetzen, da weiß der Mensch ja nimmer, was er spricht. Schade, daß ich nit bin dabei gewesen. Ich wollt's ihnen gezeigt haben, denen Herren, wie weit's erlaubt ist, daß sie gehen dürfen bei so einem Verhör. Und ich fahr' noch heut nacht nach Löwenburg und geh' zum Präsidenten."

Ein trauriges Lächeln hat gezuckt um die Lippen des alten Mannes. „Ich danke dir, Freund. Aber was du jetzt gesagt hast, du glaubst es selber nicht."

„Deine Verwirrung ist ja begreiflich, Paul. Aber schau, nur nit krank werden darfst uns. In ein paar Tagen kann alles anders sein; wir werden noch oft singen miteinand."

Der Förster war wieder ganz bewegungslos ein Weilchen. Plötzlich sagte er: „Ich will jetzt aufstehen."

Langsam hob er sich aus dem Bette und zog sich an und ging zum Waschbecken. Er war plötzlich ganz aufrecht. „Michel, du könntest so gut sein und mir etwas Wasser holen beim Brunnen. Ich habe mich heute noch nicht gewaschen."

„Wasser ist im Becken, da schau."

„Will ein frisches."

Während der Wirt in die Küche hinausrief nach der Sali, sie möge Wasser bringen, war der Förster rasch in die Nebenstube geeilt. Der Michel konnte ihm noch in die Arme fallen, als er das Schußgewehr von der Wand reißen wollte.

„Das brauchst du jetzt nit, Rufmann, das brauchst du jetzt nit!"

Sie rangen miteinander, der Förster ward entwaffnet und das Gewehr zur Tür hinausgeworfen.

Dann setzte er sich an die Wandbank, atmete heftig und blickte unstet um sich. Als er ruhiger geworden war, reichte er dem Freunde die Hand: „Ich danke dir. Will's versuchen, ob es so geht. 's hat manch andern auch schreckbar Unglück getroffen — und ist stehen geblieben. — Aber — nein!" schrie er wieder auf, „mein lieber Mensch, ich danke dir für alles, aber ich kann's nicht! Ich kann's nicht! Seine Kinder so zu verlieren!" Er brach nieder, daß der Kopf an den Tisch schlug, tat einen gellenden Schrei und stöhnte.

Weil er nur weint, dachte der Michel. Aber der Förster zuckte auf. In seinem Gesichte lag eine starre Entschlossenheit. Und sah der Wirt, daß in dem unglücklichen Manne nicht ein Funke Hoffnung war, so wenig als in ihm selbst, trotz alles trostreichen Redens vorher. „Viere kunnt' man hängen mit diesen Beweisen", sagen sie in Eustachen. Alles, was da gesagt werden konnte — nichts als öder Betrug. Betrug seiner selbst und des andern. Betrug, Betrug, wie das ganze Menschenleben . . .

Er sann auf irgendwelche Zerstreuung. Wein? Das ist nichts. Laute? Das ist auch nichts. Am besten glaubte er, mache es die Sali, als sie mit einer Schale heißen Kaffees kam. Aber der heiße Kaffee blieb stehen auf dem Tisch, so lange, bis er kalt war, dann trug ihn die Sali wieder hinaus.

Der Michel hatte ein alltägliches Gespräch begonnen. Rufmann lehnte in der Wandbank und ließ den Freund reden, was er redete. Eine Weile lang. Er war jetzt in einer Art Betäubung. Aber nun hob er die Hand, als ob in der Luft etwas zu fassen wäre. Und plötzlich rief er aus: „Michelwirt!" Und noch einmal rief er: „Michelwirt! Wecke mich auf! Ich habe einen unerträglichen Traum und kann nicht wach werden. Meine Buben! Die hätten einen Reisenden umgebracht! Rüttle mich fest, gib mir eines auf den Schädel mit dem Gewehrkolben. 's ist ja ganz dumm, daß ich es nicht aus dem Kopf bringen kann!"

„Was?" fiel der Michel lebhaft ein, „Rufmann, dir geht's auch so? Das ist doch merkwürdig. Schon in früherer Zeit hat's mich immer einmal gepackt, aber nie lang angehalten. Jetzt kommt's öfter und bleibt länger. Und kommt's mir zu Sinn, als ob alles miteinand' nix tät sein! Sag, Paul, geht's dir nit auch manchmal so für? Die ganz' Welt und die Lebenszeit und der Mensch — alles ist nix. 's kommt einem nur so für, als ob was wär', wie's im Traum fürgeht. Man sieht's und hört's und greift's und erlebt's, und ist nix als ein Traum."

„Aufwecken! Aufwecken!" rief der Förster im klagenden Tone.

„Wenn's aber kein Aufwecken gibt, mein Paul, erwachst am Morgen aus dem einen Traum und verfällst in den andern."

Rufmann schaute stier drein und schaute drein. Der Michel aber dachte: Jetzt red' ich weiter. Vielleicht kommt er auf andere Gedanken. „Wir sehen's ja," sagte er, „wir werden ja alle Tag überzeugt davon. Du schläfst am Abend ein, da ist alles aus, kein Wald, kein Haus, kein Kind. Wachest nimmer auf, so weißt nit, daß du was gehabt, was verloren hast. Und träumst bei der Nacht, singst im Traum, oder erschrickst, hast Angst, hast Leid — alles nur Einbildung. In der Früh' wachst du auf, aus einer Einbildung in die andere. Singst wieder, hast Freud' und wieder Leid, und in zwölf Stunden ist wieder alles nix. Freund, ich verspür's, aber kann's nit sagen, wie's mir fürkommt. Himmel und Erden, Mensch und Leben, es ist nit wirklich. Ist nur Einbildung. Dir hat geträumt, ein Forstmann wärest gewest, zwei Söhne hättest gehabt. Und sie wären ins Elend gekommen. Aber die Söhne wissen nix davon, verspüren kein Elend, weil sie gar nit sind."

„Was hilft das Reden!" fuhr jetzt der Förster auf. „Wenn's weh tut! Wenn's weh tut!"

Das hat den Dorfphilosophen zum Schweigen gebracht. Wenn's weh tut! Wenn alles sonst Einbildung ist, der Schmerz ist wirklich, er überfällt uns bei Tag und Nacht. Wenn das Leiden wirklich ist, dann

ist's gleichgültig, ob der Anlaß dazu wirklich ist oder Einbildung. — Wenn's weh tut! Wenn's gar nimmer tät aufhören, weh zu tun! O Herr Jesus, erlöse uns von Wirklichkeit und Traum, gib uns die ewige Ruh'! —

So ist dem Michel Schwarzaug, dieweilen er mit seinen Darlegungen den Freund hatte beruhigen wollen, selber ein Entsetzen gekommen. Sein dreister Gedanke war ans Geheimnis der Ewigkeit gestreift — da schaudert den Menschen.

Der verhängnisvolle Augenblick

Der Ortsvorstand Martin Gerhalt schritt mit seinem Stecken durch das Dorf und beging gesetzwidrige Handlungen. Wo mehrere beisammenstanden und über das Ereignis tuschelten, da fuhr er drein und fluchte ihnen ein paar Kanaillen ins Ohr oder hob den Stock zum Zuschlagen. Er wußte nicht, gegen wen seine Wut größer war, gegen die beispiellose Freveltat der Försterbuben oder gegen die Leute, die daran ihre heimliche Freude hatten und zu der schrecklichen Wahrheit noch schrecklichere Lügen ersannen. Vor kurzem erst, gelegentlich einer Dienstbotenprämiierung hatte der Bezirkshauptmann Eustachen eine musterhafte Gemeinde genannt. Außer ein paar Wilddieben hatte dieses Dorf seit vielen Jahren nichts mehr vors Gericht geschickt, und jetzt zwei Galgenstricke auf einmal.

Nun kam es dem Gerhalt bei, daß der Fürsteher sich auch um den unglücklichen Vater zu kümmern habe. In dem seiner Haut möchte er jetzt nicht stecken. Aber hineindenken kann sich der Mensch. Der Gerhalt hat ja auch Söhne. Wen Gott verläßt! Kein Mensch kann's wissen. Was kann ein alter Mann dafür! Der Rufmann hat's an nichts fehlen lassen. Den einen in die Realschule, nachher tüchtig zur Arbeit angehalten, den andern in die geistliche Studie. Selbst ein gutes Vorbild in der Sittsamkeit. Vielleicht daß er zu nachgiebig ist gewesen, an Strenge mag's schon gefehlt haben. Wo ist ein Vater, der seinen mutterlosen Kindern nicht auch die Mutterliebe ersetzen möchte! Ein wenig weich ist er ohnehin, der Rufmann, so gut er auch schelten kann. — Arg leid tut's ihm jetzt, dem Gerhalt, daß er des Sägewerks wegen mit dem Manne so übers Kreuz gekommen ist. Ganz dumm so was. Vom Förster ist die Sache doch nicht ausgegangen; der muß tun, was ihm seine Herrschaft vorschreibt. — Diese Einsicht war dem Bauer jetzt gekommen, im Schrecken des Unglücks.

Nun ging er hinauf ins Hochtal, um zu sehen, ob auch wer bei ihm ist. So hat er ihn getroffen in Gesellschaft des Michelwirts. Langsam trat der schrötige Mann vor ihn, hielt ihm die Hand hin: „Rufmann, wenn ich Sie beleidigt hab', tun's mir verzeihen. Wenn Sie was von mir sollten brauchen oder sonst einen Beistand — oder was immer —"

Der Förster schaute ihn mit großen, starren Augen an, als ob er solche Rede nicht verstünde. Und er selbst fand es ungeschickt genug. Was jetzt diesen Mann eine Feindschaft oder eine Freundschaft kümmern könne! Oder ein Beistand, oder sonst was. Das war ja alles ganz gleichgültig.

Hier ist Menschentrost am Ende, Lieb' wie Haß kehrt unverrichteterdinge um ... Beim Fortgehen winkte er den Michel für einige Augenblicke mit zur Tür hinaus: „Mir ist's lieb, Michel, daß du bei ihm bist. Wenn's dir möglich ist, bleib' in diesen Tagen bei ihm, du bist ihm noch am besten. Was wir noch mit ihm machen werden, das weiß Gott. Mir kommt er nit recht für. Gib acht auf ihn, Michel, laß ihn nit aus den Augen. In deine Obhut ist ein Vertrau', 'leicht kannst ihn doch bissel mit was zerstreuen. Hast was auszurichten daheim? Sonst will ich jetzt auf den Ringstein."

Als der Michel wieder zurückkehrte in die Stube, war Rufmann nicht da. Durch das Kanzleizimmer war er in das Vorhaus gelangt und rasch die Treppe hinaufgeeilt zur Schlafstube seiner Söhne. Sie war verschlossen und versiegelt. Er huschte die zweite Stiege hinauf in den Dachboden, wo altes Gerät und Gerümpel war. Dort verhielt er sich still, so daß die Suchenden ihn nicht sollten entdecken. Als der Michel ihn fand, schleuderte er eine Spinnradschnur in die dunkle Ecke.

Der Michel wollte ihm Vorwürfe machen, sie mißlangen ganz: „Mein armer, mein liebster Mensch, tu uns das nit an! Ich bitt' dich tausendmal, tu uns das nit an! Auch deinen Kindern nit. Willst denn noch mehr auf sie laden! Willst ihnen auch dich noch aufs Gewissen legen? Daß sie gar müßten verzweifeln. Weißt, wie wir zwei einmal haben gesprochen von dieser Sach', vor etlichen Monaten erst. Daß einer so was kunnt' ausführen! hast du g'sagt. 's wär nit zu begreifen. Und 's wär nit zu verantworten. Schau, und jetzt wolltest es selber —"

„O Jesus Christus! Wenn's nit zu ertragen ist!" schrie der alte Mann grell auf. „'s kann ja keinem Menschen auf der Welt so ums Herz gewesen sein wie mir! Ihr könnt es ja nicht begreifen, ihr könnt es nicht, ihr könnt es nicht! — Michel, alter Freund!" sagte er zärtlich und ergriff mit Heftigkeit seine Hand, seine beiden Hände: „Sei gut mit mir! Laß mich gehen. Du bist mein Freund gewesen, mein treuester, die vielen Jahre! Dich habe ich lieb gehabt. In keiner Freude und in keiner Not hast du mich verlassen, — hilf mir auch in der letzten. Wohl ein Gedanke ist mir gekommen, aber nein, das nicht, das nicht. Mein Lebtag hab' ich mich selbst bedient. Nur fünf Minuten Zeit — schenke sie mir, du guter Mensch, habe Erbarmen und gönne mir den Frieden!"

„Paul! jetzt denkst ganz an dich allein. Das ist sonst nit deine Art. Du hast auf andere auch noch zu denken. Wie es ihnen auch mag gehen. Könntest du sie denn voreh verlassen, ohne ihnen was zu sagen! Sollten sie ohne deine Verzeihung —!"

„Das ist schon gemacht, das ist schon gemacht!" sagte Rufmann. „Der Brief ist in der Schreibtischlade. Überbringe ihn meinen Söhnen, Michel, das ist an dich meine letzte Bitte."

Sie gingen hinab in die Stube. Es ist der Abend gekommen, die Sali will Licht bringen, der Alte winkt ab: „Wir brauchen kein Licht."

Der Michel weicht nicht einen Augenblick von der Seite des Freundes. Dieser ist wieder dumpf und stumpf. Der Michel redet von schönen Zeiten, und wer weiß, ob sie nicht wieder kommen könnten mit einem besonders glückseligen Tag. „Paß auf, Rufmann, es wird noch einmal sein, daß es dir zu früh kommt, das Sterben. — Und unsern Herrgott, tust ihn denn ganz vergessen! Schau, Paul, wir haben miteinander so oft gesungen —" Er nimmt die Laute vom Nagel: „Ich weiß ein Lied von der himmlischen Freud'."

Da springt Rufmann auf und ruft im hellen Zorn: „Mensch, weißt du denn nicht, was meine Buben getan haben! Glaubst du, daß ich warten werde drauf, was mit ihnen geschieht?! Kannst du mich jetzt nimmer verstehen?"

Der Michel sucht ihn zu beruhigen: „Ich versteh' dich ja, du mein allerliebster Kamerad, mein Reden ist ja dumm, ganz dumm. Wir wollen was anderes tun, Paul, wir fahren nach Löwenburg. Zu Land oder zu Wasser, wie es am schnellsten geht."

„Michel — wir fahren zu Wasser."

Von außen klopft es ans Fenster. Ein Holzknecht, der vorbei geht, ruft herein, sie sollten doch das schöne Feuer anschauen.

„Das Sonnwendfeuer!" sagt der Michel. „Komm, Rufmann!" Beide eilen aus dem Hause. Kühle Nacht, nur die Ach rauscht, wie immer und immer. Und dort auf der Zinne des Ringsteines steht der rote Stern. In stiller, lohender Glut und darüber auf wirbelt der rote Qualm.

„'s ist schön anzuschauen!" sagt der Michel leise. „Die Vorfahren — hundertmal sind sie in den Gräbern schon vermodert und wieder auferstanden und wieder vermodert — aber was sie in uralten Zeiten sind gewesen, das rufen sie lebendig zu uns herüber in diesem Feuer. Wie es so langsam und friedsam hinaufsteigt in den Himmel . . . es ist schön anzuschauen!"

Rufmann steht neben ihm, auch sein Gesicht ist dem Feuer zugekehrt, aber er schweigt.

Und der Michel — dieweilen er diese heilige Glut betrachtet, die dort auf dem Berge wie ein Mahnzeichen hinleuchtet über die deutsche Heimat — denkt an den, der neben ihm steht.

Wenn einer im Herzen die Todeswunde hat, da gibt's für ihn nichts weiter mehr, keine Heimat, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Da trifft's zu, daß alles versunken ist in das abgrundtiefe Weh. Da ist nichts und gar nichts mehr vorhanden als das Weh, das Weh allein. Und wenn es so ist, warum will ich ihn denn nicht hingehen lassen in die Ruh'? Wo er mich so herzinnig drum hat gebeten. Wenn ich schon selber hab' gesagt, daß alles nur Einbildung ist und außer ihr alles nichts und nichts, warum will ich ihn denn nicht hinabgehen lassen? Etwan, weil ich den Freund nicht möchte verlieren? Daß er mir noch länger soll Gesellschaft leisten, er mit seiner Todeswunde! — Was wartet denn noch seiner? Alter, Ver-

lassenheit, beständiger Vorwurf. Überall zwecklos, gemieden, im Mitleid noch verachtet. Im besten Fall ein umtrübter Geist, das dumpfe Elend eines Halbtoten. Ich wollt' mich dafür bedanken. Mein widerwärtigster Feind, der mich festhalten wollte in dieser Hölle! — So sann der Michel Schwarzaug. Alle Gedanken mündeten immer in den einen aus: Laß ihn gewähren, erweise ihm den letzten Freundschaftsdienst, den es für ihn noch geben kann — . . . Halte ihn nicht auf.

Unbeweglich steht der Dorfwirt da, während in ihm die Empfindungen gegeneinander streiten. Er schaut nicht nach links und nicht nach rechts, schaut unverwandt auf das Feuer hin. Als ob in dieser Flammenschrift die Ahnen zu ihm sprächen. Sein Sinnen löst sich sachte in Wehmut auf, in eine unsäglich süße Empfindung der Liebe zu seinem Freunde. Die feierlich aufsteigende Riesenflamme dort hält sein Auge gebannt. Und ist es wie ein Mahnen: Laß ihn zu den Vätern gehen! — — — So ist er mit Absicht gestanden eine lange Weile, und traumhaft. — Gib acht, Michel, gib acht, in deine Obhut ist ein Vertrau'! — Er wendet sich rasch. Hat nicht der Gerhalt zu ihm gesprochen? — Er erwacht aus seiner Versunkenheit und besinnt sich und sieht nach dem Freunde. — Der steht nicht mehr neben ihm, ist nicht da. Der Michel erschrickt heftig. „Rufmann!" sagt er, fast stockt der Atem. Er eilt an das Haus, er eilt zur Baumgruppe. „Rufmann!" Kein Mensch da, stille — nur das Wasser rauscht wie immer und immer. Der Michel eilt wegshin gegen die Brücke. „Rufmann!" schreit er schrill. Im Schimmer der Sternennacht glaubt er dort mitten auf der Brücke am Geländer eine dunkle Gestalt zu sehen. Er läuft hin, auf Zehenspitzen läuft er. Da schwingt die Gestalt sich aufs Geländer und — ist nimmermehr zu sehen. — Im nächtigen Dunkel branden die Wogen und rauschen und rauschen. Kein Haupt taucht auf, kein Arm — in den Alpenfluten begraben, ausgelöscht ist der wüste Traum.

(Fortsetzung folgt)



Abend

Von

Alois Reuther

Am hohlen Himmel spielt opalen
Ein unbestimmter Farbenglanz;
Wie Spitzenbänder zart durchbrochen
Steht in der Luft ein Wolkenkranz.

Die dunklen Wälder auf den Bergen
Erhellt ein keusches Frühlingsgrün;
In rasenfeuchten Mulden schimmert
Der letzten Primeln blasses Blühn.

Verhallend ziehn durch das Gelände
Gesänge mit dem leichten Wind:
— Und meiner Sehnsucht offne Hände
Vergessen ganz, wie leer sie sind.



Aus einer stillen Welt

Von

Paul Züge

„Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen!" Diese Worte des Psalmisten, die für den Erdkreis zu verwirklichen die große Aufgabe der Menschheit ist, deutet der Mönch in der Stille seiner Klosterzelle auf sich und die Berechtigung des Ordenswesens. Aber dieser Psalm 133 trägt doch ganz allgemein die Überschrift: „Vom goldenen Kleinod des Friedens und der Einträchtigkeit." Es ist also eine Friedenshymne, die der große Lyriker vielleicht nach heißem Kampf als königlicher Führer seines Volkes geschrieben hat. Aus der Seele des Sängers, wie jedes großen Sängers, drängt die menschheitumfassende Sehnsucht nach Frieden hervor. Es ist das Goethesche: „Der du von dem Himmel bist, ... süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!" — Aber die Psalmen sind ja so deutungsvoll, daß schon Luther sagte: „Daher kommt es auch, daß der Psalter aller Heiligen Büchlein ist und ein jeglicher Psalmen und Worte darin findet, die sich auf seine Sache reimen und ihm so eben sind, als wären sie allein um seiner willen gesetzet."

Auch an der alten Wanderstraße des Rheins, auf der einst das reiche Kulturgut des Christentums ins Frankenreich gefahren wurde, haben sich nach Beilegung des Kulturkampfes die alten Stätten wieder mit diesen Weltflüchtigen bevölkert, in denen der menschliche Sinn für Beschaulichkeit und einsames Beterleben über die andere Seelenkraft, die rastlose Betätigung in dem Getriebe des öffentlichen Lebens, den Sieg davongetragen hat. Gewiß, man muß diese zwiefältige Anlage der Menschennatur in Betracht ziehen, wenn man sich von dem Wesen des Klosterlebens Rechenschaft geben will, man muß das Reinmenschliche trennen von den sozialen Forderungen der neuen Zeit und zugeben, daß, je mehr Kräfte der wachsende Kampf ums Dasein fordert, je weniger Muße dem Kämpfer zur stillen Selbstbetrachtung bleibt, um so stärker sich auch die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden bemerkbar macht, aber man wird sich doch dem Urteil nicht verschließen können, daß die harmonische Ausbildung aller Seelen-

kräfte für den Dienst der Menschheit, nach dem Willen des Schöpfers, in der klösterlichen Abgeschlossenheit nicht erreicht werden kann. Sie macht einseitig, sie bringt dasjenige, was der einzelne für sich fordert, nicht in Einklang mit den Forderungen der Gesamtheit an ihn, der Ordensbruder stellt sich außerhalb der Welt, die ihn geboren hat gerade zu dem Zweck, in sie einzudringen, um immer größere Reichtümer aus ihr zu fördern und sie den Nachlebenden im Sinne ewiger Weiterbildung zu überliefern.

Es geht trotz aller mechanistischer Nüchternheit doch ein starker Zug von Romantizismus durch unsere Zeit, der bemüht ist, das Alte, das sich einst um die Kultur verdient gemacht hat, pietätvoll wiederzubeleben, aber bei diesem Bemühen nicht immer sehr kritisch verfährt. Der Ausbau verfallener Burgen, über deren Zugbrücke einst deutsche Kaiser geritten, die Geschichtsmarmorierung, vor der der alte rocher de bronze an Bedeutung verliert, die Neugründung von Klöstern, alles dies berührt wie ein Suchen nach alten vergilbten Rezepten aus der Zeit des Nostradamus oder Paracelsus, um die Auswüchse der heutigen Zeit zu heilen.

So hat denn auch das Urteil über das klösterliche Leben eine geschichtliche Voraussetzung. Die deutschen Abteien sind nicht immer die verdienstvollen Kulturträger, nicht immer die Lehrer der deutschen Stämme gewesen, sie haben sich leider zu oft von den Forderungen der Sittlichkeit entfernt, und in ihren Mauern hat Mephistopheles häufig unter dem Schutz des vermummenden Skapuliers den Schüler, den Klosternovizen, darüber belehrt, daß „der Geist der Medizin leicht zu fassen sei"! Und da die Erinnerung an das Schlechte und Verderbliche fester hält als die an das vollbrachte Gute, so hat sich bis auf den heutigen Tag in weiten Kreisen des Volkes die Meinung von der Überflüssigkeit der Klöster erhalten und befestigt.

Man beurteilt den einzelnen Menschen und den zu gemeinsamer Arbeit gebildeten Kreis nach dem Maße der Mitarbeit, die er der Gesamtheit leistet. Und so ist die Frage gegeben, welche Kräfte denn z. B. der Benediktinerorden, der sich in seiner Niederlassung zu Maria Laach in der Eifel der besonderen Gunst des Kaisers erfreut, in den Dienst der Allgemeinheit, des Vaterlandes stellt. Wer im Vaterlande lebt und seinen Schutz beansprucht, der ist natürlich auch zu Gegenleistungen verpflichtet. Wie leben die Benediktiner, was schaffen sie? — Die Tageseinteilung zunächst ist durch eine strenge Hausordnung geregelt, die mit der Minute geizt und der Nachtruhe nicht ganz sieben Stunden zumißt. Zwanzig Minuten vor 4 Uhr erhebt man sich und begibt sich um 9 Uhr abends zur Ruhe. Da um 4 Uhr die Frühmesse gehalten wird, so hat der Benediktinermönch mithin täglich volle 17 Stunden auszufüllen, die auf Chordienst und Arbeit so verteilt sind, daß dem Chordienst ein beträchtlicher Teil der Zeit zufällt. „Das Kloster nach St. Benedikts Regel", sagt der Benediktiner P. Cornelius Kniel, „ist mit Vorzug eine Stätte des Gotteslobs. Wird der Mönch durch seine Zurückgezogenheit von der Welt und durch die heiligen Gelübde in besonderer Weise zum Manne Gottes, so wird er durch die Obliegenheit des täglichen Gotteslobes gleichsam Gottes Höfling. Er

verpflichtet sich berufsmäßig zu einem Dienst, den er alle Tage zu bestimmten Stunden vor dem Altare des Herrn zu entrichten hat. Dies ist des Mönchs vornehmste Aufgabe, seine erste und Hauptbeschäftigung, das Werk Gottes, wie St. Benedikt es nennt, dem nichts vorgezogen werden darf." — Die Tagesarbeit der einzelnen Patres ist dem Unterricht der Seminaristen, die später in den Orden einzutreten beabsichtigen, wissenschaftlichen Studien und der Bewirtschaftung des Klosters gewidmet, deren einzelne Verrichtungen, wie Ackerbau, Viehzucht, Brauerei, Handwerk u. a., von den Laienbrüdern, den Klosterbewohnern ohne Priesterweihe, unter Leitung je eines Paters geleistet werden. Der Gastpater nimmt sich der Gäste an, die der geistlichen Übungen wegen mehrere Tage in der Abtei zubringen und sich aus Gymnasiasten, Studenten, Lehrern und Geistlichen zusammensetzen. Unter den Klosterinsassen befinden sich teils solche, die von vornherein für den Klosterdienst bestimmt waren, teils solche, die sich mit dem Leben nicht abzufinden wußten, darunter auch mehrere, die mit Max im Wallenstein sagten:

> Die Waffenübung, das Kommandowort —
> Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden,
> Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft —
> Es gibt ein andres Glück und andre Freuden!

So ein Tag in der Abtei verrinnt also in dem gleichmäßigen Pensum, das die Regel Benedikts von Nursia vor bald 1500 Jahren festgelegt hat. Die Gleichmäßigkeit muß zur Einförmigkeit werden, wenn kein Wechsel seinen erfrischenden, erneuernden Hauch hineinwehen läßt. Der Geist verliert an Spannkraft, und was er schafft, muß endlich doch den Stempel des Unpersönlichen tragen. Das Gelübde der persönlichen Armut, die Familienlosigkeit und das persönlichkeitslose Sichunterordnen unter die zeitlose Klosterregel, diese drei Forderungen überheben den Einzelnen der Verantwortlichkeit, die draußen in der Welt den großen Leitgedanken alles Wirkens und Schaffens bildet. In den fünfzehnhundert Jahren Kulturentwicklung seit Benedikts Klostergründungen ferner, welch ein reiches Fortschreiten des deutschen Geistes in Erfahrung, Erkenntnis und Verchristlichung des Lebens! Wohl ist es das Kloster, das einst zu seiten der großen Geistesstraße von St. Gallen über Fulda nach Corvey die Saat gesät hat und ein Lehrer des Volks gewesen ist. In Monte Cassino, dem uralten Mutterkloster der Benediktiner, hat die Beuroner Kunstschule — von Beuron in Hohenzollern ist bekanntlich die Erneuerung des Benediktinerordens in Deutschland ausgegangen — eine Reihe von Friesbildern geschaffen, auf denen feinsinnige Künstlerhände die Arbeit und die Erfolge dieses Ordens dargestellt haben. „Die Verkündigung des Wortes Gottes" an eine aus speerführenden Männern, Frauen und Kindern zusammengesetzte Germanenschar, das ist der Vorwurf des einen Bildes; „Das Studium" in den stillen Räumen der Klosterbibliothek versinnbildlicht ein zweites, den Benediktinermöch als Lehrer der Kinder ein drittes, die Ausübung der von den Ordensbrüdern gepflegten Künste ein viertes, ihre Handwerke ein fünftes und nicht zuletzt den Landbau das sechste, den sie zwar auf ihren Missions-

wegen durch das germanische Land schon vorfanden, aber doch nicht unwesentlich verbessert haben. Nachdem der Orden aber in den ersten Jahrhunderten sein Tagewerk getan hatte, und das Volk selber weit über das hinausgewachsen war, was ihm der alte Lehrer einst gegeben, war sein Beruf erfüllt, und das Volk konnte um so weniger auf die Klöster als Vorbilder sehen, als sie ihren ehrbaren Grundsätzen untreu geworden waren. Vom Jahre 1470 wird aus der Benediktinerabtei Corvey berichtet, daß die Zuchtlosigkeit bis zum Äußersten gekommen sei. Die Brüder nähmen nicht mehr am Altardienst teil, und die Juden hätten — die Glocken gekauft!

Der Orden hat sich dann später wieder auf seinen alten Geist besonnen, aber seit der Reformation sind die treibenden Kräfte des Volkslebens nicht mehr jene, die einst in seinen Anfängen die Keime gepflegt und entwickelt haben. Der Benediktinerorden hat also heute, getreu seinem Leitspruch „A sæculi actibus se facere alienum“, vom Weltgang sich lossagen, eine wesentlich theologisch-philosophische Bedeutung. Er schickt seine Sendboten nicht mehr hinaus, sondern seine Hauptaufgabe besteht heute „in der Pflege des officium divinum und in der Heiligung der Mönche. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet“, fährt der schon erwähnte Benediktiner Kniel fort, „ist das Apostolat eines Heiligen, auch wenn er nie an die Öffentlichkeit getreten, nie äußerlich im Dienst der Kirche tätig gewesen ist, ein ungleich fruchtbareres und wirksameres, als das eines langen, mit mannigfaltiger, bloß äußerer Arbeit erfüllten Lebens.“ „Die Mönche“, heißt es weiter, „bilden eine Familie, die nicht auf dem Boden der Natur erwachsen ist und deshalb die natürlichen Familienverhältnisse an Erhabenheit übertrifft.“ Das sind fromme Irrtümer, die angesichts der heißen Pflichterfüllung unseres Volkes, angesichts des hohen Idealismus, der immer der Jungbrunnen deutschen Lebens gewesen ist und sein wird, Irrtümer, die angesichts des aus diesem Idealismus entspringenden Opfermuts, der um der Erhaltung der höchsten Güter willen jahrhundertlanger Leiden fähig gewesen und ihrer mächtig geworden ist, nicht bestehen können. Und der Familiensinn, den sie im Kloster pflegen, ist doch ein erkünstelter, ihm fehlen die Bande des Bluts, ihm fehlt vor allem das Auge, das Herz der Mutter, jener große Seelentrieb des Ewigweiblichen, das die Brücke vom Irdischen zum Göttlichen schlägt. — Das beständige Gebet, die tägliche Wiederholung des Gotteslobs, als ob es den Kindern anstände, dem Vater und seiner Hausordnung tagaus tagein etwas zum Lobe zu *sagen*, statt nach seinen Willen zu *leben*! — es ist eine Art Selbsthypnose, dieses von Stunde zu Stunde sich fortpflanzende, ewig gestrige Gebet, eine Hypnose, die den Beter schließlich mit einer frömmelnden Überhebung erfüllt, er stände seinem Herrgott näher als der Streiter in der Welt, der abends die vom Kampf erschlafften Fäuste ergebungsvoll streckt und zu einem kurzen Herzensgebet faltet.

Wenn der Benediktiner auf die Frage, ob denn die Welt seiner Klöster noch bedürfe, die Antwort gibt, daß sie gerade in unserer Zeit

Richtung und Bestrebung entgegentreten", so muß man einwenden, daß nur der den Kampf mit Erfolg führen kann, der seinen Gegner aufsucht, ihn kennen lernt und zum Angriff übergeht, nicht so sehr der, welcher in der Verteidigungsstellung hinter den Klostermauern liegt. Und wie abseits von der großen Straße, von dem Forum und seiner Rostra haben sie sich angesiedelt! Es sind feinsinnige Ästhetiker, die Herren von St. Benediktus, sie haben ihre Abteien in liebliche Gärten gebettet, Berge und Wälder und ihre große Stille schließen sie von der Welt ab, und wer aus ihr kommt, wohl, der fühlt etwas von dem Segen der sichtenden und sammelnden Einsamkeit. Eine eigenartige Welt fürwahr, aber eine Welt, die zwischen Himmel und Erde schwebt, weil man ihr das Fundament der Geschlechterliebe entzogen hat, eine Welt, die Würze für Speise nimmt, weil sie diese Einsamkeit, die Lebenswürze, für das Leben selber nimmt. Die Einsamkeit sei ein Quell, aus dem man nach mühevoller Wanderung erquickenden Trunk tut, nicht ein uferloses Meer, auf dem man seinen Nachen treiben läßt, weil die zum Gebet geschlossenen Hände nicht kräftig in die Ruder greifen können.

Das Kloster vertritt den Grundsatz: Bete und arbeite, unsere Zeit: Arbeite und bete, d. h. im ursprünglichen Wortsinne des beten: harre, vertraue, daß die Arbeit, wenn sie im rechten Sinne begonnen, die Früchte trägt, die sich aus ihrem göttlichen Keim entwickeln. Aber das Heldentum dieser Arbeit, das draußen auf dem Blachfeld des Daseins das ruhmvolle Feldzeichen trägt und, niederstürzend, es der nächsten Faust reicht, es findet ganz gewiß seinen Schutz an dem großen Herzen, das durch alle Welten seine Adern fließen läßt.



Hesperos

Von

Maurice von Stern

Wie so hell in Ätherhellen,
Mild und kühl und strahlend groß —
Sende deine sanften Wellen,
Abendtröster Hesperos!

Alles will sich nun vertauschen —
Tagesglut und Feierkleid.
Von den Brunnensteinen rauschen
Hörst du noch den Strom der Zeit.

Und du stehst und möchtest zaudern,
Heimlich lockt die alte Nacht.
Horch, wie leis die Mädchen plaudern
Und im Mond der Brunnen lacht!

Wie von wunderkühlen Händen
Fühlst du deine Stirn berührt.
Du auch durftest dich verschwenden,
Sehnsucht hat auch dich entführt.

Wie ein Nachhall ferner Rufer
Tönt es noch. Die Seele fühlt,
Wie an ihres Traumes Ufer
Leis die Lethewelle spült.

Und der Tag wird blaß und blasser.
Heller strahlt schon Hesperos.
Rausche, Brünnlein, deine Wasser
Fliehn auch in den Meeresschoß!



Martin Staub

Novelle

von

Albert Geiger

(Fortsetzung statt Schluß)

IX.

Einen fleißigeren Schüler als Ludwig Staub hatte die Akademie noch nicht besessen. Kaum daß er sich Zeit zum Schlafen gönnte. In der frühesten Morgenstunde — man war jetzt im Mai — verließ er sein Feldbett, das in einer dürftigen Mansarde stand, kleidete sich an, nahm sein Skizzenbuch und eilte in den Schloßpark oder in den angrenzenden Stadtwald. Überall fand er da Motive. Einen Strauch, einen Baum bis in seine innerste Struktur zu verfolgen, mit peinlicher Genauigkeit seine Erscheinung aufs Papier zu bringen, nichts hinzuzutun und nichts fortzulassen, das forderte Geduld, Ernst, Willen. Ganze Skizzenbücher wurden mit solchen Studien gefüllt, dazwischen auch Blumen und Pflanzen. Bei schlechtem Wetter trieb er andere Studien. Da begann er seine eigene Hand, sein Ohr, endlich auch sein Spiegelbild zu zeichnen. Alles in diesen frühen Morgenstunden. Oder er zeichnete von seinem erhöhten Standpunkt in der Dachkammer das muntere Dächergewirre, das vor seinen Blicken sich ausbreitete und über dem das Schloß in einiger Entfernung stolz und herabsehend aufragte. Oder er bannte Blicke in kleine Höfchen mit Miniaturgärtchen und tausenderlei Krimskrams in sein Skizzenbuch. Nichts entging seinen scharfen Augen. Mit niederländischer Genauigkeit lebte er sich in das Gerümpel solcher Höfe ein. Er hatte eine ungeheure Liebe zu aller Erscheinung, in welcher Form sie sich ihm auch darbieten mochte. Freilich, da er die Linearperspektive noch nicht kannte, boten sich ihm gerade bei solchen Haus- und Hofinterieurs große Schwierigkeiten. Doch durch rastloses Schauen und Vergleichen kam er auch hier allmählich auf den richtigen Weg. Er kaufte sich bald auch einen Aquarellierkasten und tönte die Zeichnungen in vorsichtiger Weise. Gerade bei diesen alten malerischen Winkeln konnte er seiner Vorliebe für gedämpfte und gebrochene Farben Genüge tun. Wie viele köstliche Schattierungen von Grau, von Braun, von Grün,

von Gelb gab es da; immer neue Mischungen waren nötig, um sie wiederzugeben. Ludwig fand, daß die gebrochenen Töne etwas ungemein Delikateres, Duftigers hätten als die vollen ungebrochenen, von satter Leuchtkraft erfüllten. So hatte er auch am liebsten nicht die blaugoldenen vor Lust förmlich schreienden Maitage, sondern die silberigen mit den zartesten graublauen Tönen, in denen Laub und Blumen gewissermaßen in Nachdenken versunken dastanden.

So vergingen die frühen Morgenstunden, und mit dem Gefühl, etwas getan zu haben, sei's noch so gering, schritt er dann dem alten Akademiegebäude zu, das mit seinen einfachen großlinigen Formen und dem fröhlich leuchtenden roten Sandstein traulich aus den hohen alten Linden des Kunstschulgartens hervorgrüßte. Er nahm an den Unterhaltungen der Kameraden kaum Teil. Die hielten ihn denn auch insgesamt für einen unangenehmen Streber. Ihn interessierte der Lehrstoff zwar nicht übermäßig, und die frische Natur draußen mit ihrer spielenden Mannigfaltigkeit der Formen war ihm lieber als die Gipsköpfe, Nasen, Ohren, Beine, Hände und Füße oder selbst die männlichen und weiblichen Torsos, die mit ihrer bleichen kalten Gleichförmigkeit das künstlerische Leben in seiner Brust eher zu ertöten als zu fördern schienen. Doch ließ er es auch hier an nichts fehlen. Er verglich mit der Natur und aus diesem Vergleich ergab sich ihm bald, daß hier manches schon in eine höhere Form gewandelt, also stilisiert sei. Da er auch hier sehr peinlich zeichnete, so war er seinem Professor, einem streng konservativen Künstler, hochwillkommen. Er pflegte oft zu sagen: „Staub, Sie sind noch einer von denen, die etwas lernen wollen. Keiner von denen, die nichts lernen und dann Bilder komponieren, in denen nichts die richtigen Verhältnisse hat als die Rahmen, die drum herum sind. Können mir's glauben: läuft heutzutage mancher berühmte Meister in der Welt herum, der übel bestehen würde, wollte man ihm so recht auf die Finger sehen." Ludwig nahm dieses Lob bescheiden hin und machte sich auch nichts daraus, daß die Kameraden ihn noch mehr als Streber verzollten. Was wußten sie von seinem Inneren! In dieser Zeit besuchte er auch fleißig die Vorlesungen über Anatomie und Perspektive. Perspektive las ein junger begabter Zeichenlehrer, ein etwas kränklicher Mensch, der fast Furcht vor den wilden jungen Leuten hatte und sich Ludwig schüchtern näherte, als er sah, daß dieser Schüler das meiste Interesse für den Lehrstoff hatte. Er ging privatim mit ihm die malerische Raumlehre aufs gründlichste durch, und so stand Ludwig auch hier bald mit festen Füßen auf der Erde. Eben dieser Zeichenlehrer verschaffte ihm auch einen Nebenverdienst, der dem jungen Menschen sehr nottat. Er empfahl ihn einer Tapetenfabrik in der Nähe der Stadt, für die Ludwig nun Tapetenmuster zu entwerfen hatte. Hier kam ihm seine Kenntnis der Pflanzen und Blumen, der Sträucher und Bäume sehr zustatten. Auch seiner Vorliebe für matte vornehme Tönungen konnte er hier nach Herzenslust frönen. Zugleich galt es für ihn auch, selbst zu erfinden, aus einzelnen Motiven ein organisches Ganze werden zu

Max Liebermann

Altmännerhaus

lassen. Er fing schüchtern an und ward immer freier. Dabei suchte er die in der Natur vorhandenen Motive zu stilisieren. Nicht alles fiel da glücklich aus. Aber einzelne Muster, besonders das einer Schlafzimmertapete, erfreuten durch einen Naturduft, eine erfrischende Empfindung der Natur selbst.

Zu Ausflügen in die Umgegend gab es manches Mal Zeit, besonders als die Schule geschlossen ward. An dem Fluß, der vom Gebirge herabkam und an der Stadt vorbei sich in den nahen Rhein ergoß, fand sich eine Menge reizvoller Motive. Mochte er oben im Tal durch saftige Bergwiesen fließen, kleine Fälle bilden, die Ufer mit ihren niedlichen Pappel- und Birkenwäldchen bespülen, die Räder von ein paar aus vergangener Zeit stehengebliebenen Mühlen treiben oder mochte er an den Dörfern in der Umgebung der Stadt vorbeifließen, an den buntfarbig angestrichenen von Regen und Sturm aber verwitternden Bauernhäusern vorbei, an Obst- und Gemüsegärten hin und durch lange Pappelreihen hindurch — immer entdeckte er dem Forschenden im Verfolge seines Laufes reizvolle Stellen. Da lag wohl in der Nähe des Rheins ein altes Fischerboot im Fluß. Blühende Apfelbäume darüber. Das Boot hatte seine ehemals frischen Farben eingebüßt. Der Blechbeschlag war rostig geworden. Außen hatte sich Moos angesetzt. Die verblaßten Farben gingen in den feinsten Nüancen ineinander über. Da war es eine Lust für Ludwig, diesen Farbenfeinheiten nachzuspüren, bis sie so restlos als immer möglich auf dem Papier saßen. Und so reihte sich Motiv an Motiv. Das war freilich noch eine kleine Kunst; aber Ludwig erlernte das Abc des künstlerischen Ausdrucks, das künstlerische Bildungsvermögen mit immer steigender Sicherheit und legte sich einen Boden, auf dem er weiterbauen konnte.

Er löste in jener Zeit auch das schwere Rätsel, wie man mit vierhundert Mark Stipendium und einem kleinen Nebenverdienst sich durchs Leben schlägt, wohnt, ißt und noch obendrein sauber daherkommt. Er aß in der Volksküche und fand das Essen reichlich und nahrhaft. Für abends stand immer eine Schüssel mit Kresse oder anderm Salat auf dem Kleiderspind; daneben lag ein Soldatenbrot. Oft war dies sein Nachtessen und schmeckte ihm vortrefflich. Konnte er einmal eine Wurst oder ein Endchen Speck dazu kaufen, so war dies schon ein Feiertag. Und obgleich er so ärmlich leben mußte, fand er noch Geld, ab und zu an einem Bierabend teilzunehmen, der die Kollegen des Zusammenhalts halber alle vierzehn Tage im Stadtgarten versammelte. Aber er schloß sich niemanden an. Er fürchtete die unvermeidliche Zerstreuung und Abhaltung, welche Freundschaften so leicht mit sich zu bringen pflegen. Er wollte wie ohne Liebe so auch ohne Freund sein. Er und die Kunst und die Natur.

Die Galerie besuchte er, wann immer Gelegenheit war. Er studierte sie durch. Wenn er müde von der Arbeit im Walde auf dem Rücken lag, um sich das brünstige Weben und Beben der Sommerwelt, dann schloß er gerne die Augen und stellte sich dies oder jenes Lieblingsbild vor mit hartnäckiger Energie, bis es mit jedem einzelnen Ton vor ihm stand. Schlug

er die Augen auf, so glitt er wie aus einer andern, einer erdichteten Welt, in die der Wirklichkeit hinüber. Dann betrachtete er ein Blatt, eine Blüte, einen Stein so lange, bis er dachte, ihn in aller Formgenauigkeit aus dem Kopf aufs Papier bringen zu können. So eignete er sich auch dadurch die notwendige Vertrautheit mit den Naturformen an. An bestimmten Tagen betrieb er auch Wolkenstudien, wozu ihm sein Kammerfenster Gelegenheit genug bot. Abends bei seiner bescheidenen Ampel las er theoretische Werke berühmter Meister, so das Dürersche Meßbuch und sein großes Werk über die Proportionen des menschlichen Körpers, Werke, die er wie auch andere in der Bibliothek der Akademie fand.

So verging ein Jahr beruhigten Lebens, unterbrochen nur durch Ferienaufenthalte im mittleren Schwarzwald, wo er sich aufs primitivste bei einem armen Bauern einmietete, ganz für sich seine Studien zeichnete und die Gegend durchstreifte. Mensch und Tier traten jetzt mehr in den Kreis seiner Studien. Das frühe geübte Erfassen des Charakteristischen kam ihm auch hier zugute. Mit wohlgefüllten Skizzenbüchern kehrte er heim. Er hatte gehofft, seinen alten Professor auch in der nächsten Klasse, der sogenannten Naturklasse, zu behalten, in der nach dem lebenden Modell gezeichnet wurde. Allein der Professor war allmählich lehrmüde; einige der jungen Leute paßten ihm auch nicht, und so ging die Klasse in die Hände eines jüngeren Professors über. Als Ludwig von seinem ersten Lehrer Abschied nahm, klopfte der ihm liebevoll auf die Schulter: „Lassen Sie sich nicht von den bösen Buben locken, sondern gehen Sie ruhig und pflichtbewußt Ihren Weg weiter! Nur keine Ungeduld! Das Leben ist wie eine Weberei. Sputet man sich zu sehr, so reißt der Faden und es gibt Knoten. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr Stipendium erhöht wird."

Die Naturklasse brachte ihm den menschlichen Körper und damit das Höchste künstlerischer Offenbarung. Hier begegnete er einer Eigentümlichkeit seiner Hand, die wohl zum Teil vom Vater angeerbt war. Der straffe Zug in seiner Hand, der beinahe mehr meißelte als malte, schaffte jeden Muskel, jeden Kontur, jeden Schatten, jede beleuchtete Fläche mit der größten Energie und Sicherheit heraus. Das war gut beim männlichen Körper. Keiner übertraf ihn hier oder kam ihm auch nur gleich. Aber bei dem weicheren Organismus des weiblichen Körpers, bei seinen spielenden Übergängen, jenem Sich-wiegen des Konturs, jener Melodie, welche in solchen Formen liegen konnte, begann er zuweilen zu verzweifeln. Er fiel so leicht ins Eckige, Harte, Schwere. Er tröstete sich manchmal, es würde besser werden, wenn er einmal den Pinsel in die Hand bekäme. Sein neuer Professor, ein Wiener, der Ludwigs sich herausbildender Eigenart in jeder Hinsicht entgegengesetzt war, ärgerte ihn zuweilen durch den Spruch: „Ja, sehen's, Herr Staub, Ihre Hand is halt a bissel schwer für die feinen Übergänge, so das Undefinierbare, das Ding an sich, möcht' ich sag'n. Wissen's und da ist halt so ein Weiberkörper die hohe Schule und's Mysterium. Sie haben auch zu viel von die alten Meister abgeguckt." Ludwig hätte ihm entgegen-

halten können, daß das Studium des nackten männlichen Körpers in der Klasse ziemlich vernachlässigt werde. Auch hatte er das dunkle Gefühl, daß die Art des Wieners leicht ins Süßliche führe. Aber er schwieg. Er stand da mit brennenden Augen. Er wußte und fühlte wohl, daß ihm der Professor, den er auch in der Malklasse haben würde, nicht recht wohl wollte. Er war ein flotter Lebemann und liebte lustige Gesichter. Flotte Kunst. Da waren so einige in der Klasse. Die bevorzugte er. Denen ging's leicht von der Hand. Etwas geschleckt war, was sie machten. Aber immerhin beneidete sie Ludwig um ihr Können. „Ich glaub' fast, es wird Ihnen zu schwer werden, wenn wir ans Malen kommen," sagte einmal der Professor zu Ludwig. „An Ihnen ist ein Bildhauer verloren gegangen. Gehn's rüber zum Kollegen Schmidt; binden's den Schurz vor und fangen's an zu modellieren. Ich glaub' als Maler haben's Ihren Beruf verfehlt." Ludwig preßte nur die Lippen aufeinander. Was hätte er entgegnen sollen?

Eines Tags, als er gerade trübselig vor seinem Akt stand — die andern waren schon gegangen — da trat das Modell, das sich in der Zwischenzeit angekleidet hatte, aus dem Verschlag hervor und stellte sich neben ihn. Sie besah die Zeichnung. Dann fragte sie ganz unvermittelt:

„Soll ich Ihnen einmal allein Modell stehen, Herr Staub?"

Er errötete.

„Vielleicht kommen Sie dann eher auf den Sprung!"

„Ja, Fräulein, ich bin zu arm; ich kann kein Modell zahlen!"

„Was tut's! Ihnen steh' ich umsonst. Oder Sie geben mir's später einmal, wenn Sie ein berühmter Maler sind."

Staub lachte.

„Sie machen gute Witze. Nein, das kann ich nicht annehmen. Das geht nicht. Ich darf Ihnen nicht Ihre Zeit wegnehmen, die Ihnen andere teuer bezahlen!"

„Ach, Ihnen tu' ich's gern. Seitdem ich jetzt hier stehe, beobachte ich Sie. Sie sind ganz anders wie die andern. Sie haben mir noch kein freches Wort gesagt und mich nie frech angerührt. Und darum mag ich Sie. Und darum, wenn ich Ihnen das anbiete, dürfen Sie es ruhig annehmen; ich weiß, wem ich's tue."

Ludwig stand zweifelnd.

„Ich habe kein Atelier, Fräulein!"

„Aber Sie haben Nordlicht!"

„Woher wissen Sie denn das?"

„Ich wohne doch unten im ersten Stock des Hinterhauses. Wußten Sie das nicht? Na, Sie sind auch ein blinder Hesse. Ihnen liegt wirklich viel an den Mädchen, das muß man sagen!"

So gerne Ludwig auf das Anerbieten eingegangen wäre, es sträubte sich zu viel in ihm. Daß sie im gleichen Hause wohnte, konnte leicht eine Vertraulichkeit begründen, die ihm unlieb war und lästig werden konnte. Er fühlte in diesem Augenblick ein paar klare blaue Augen auf sich ge-

richtet. Und obgleich diese Augen in seinem Leben ja nichts mehr zu schaffen hatten, übten sie doch die Macht ihrer Reinheit auf ihn aus.

„Also, abgemacht! Ich komme jeden Nachmittag zwei Stunden zu Ihnen herauf. Irgend einen Schal oder eine Decke als Hintergrund und Ankleidekammer werden Sie ja wohl haben. Sie werden sehen, bald geht es besser. Hier in der Klasse hat man auch keine Schaffensruhe! Also ..."

Sie hielt ihm die kleine behandschuhte Hand hin.

Aber er schüttelte den Kopf.

„Nein, Fräulein Lore, ein unbezahltes Modell will ich nicht zeichnen. Sobald ich einmal so weit bin, daß ich Sie bezahlen kann, soll's recht sein. Bis dahin — schönsten Dank für Ihre Güte!"

Sie sah ihn mit ihren schwarzen glänzenden Augen fast etwas spöttisch an. Der blasse, zierliche Mund verzog sich. Mit einer raschen Bewegung strich sie das reiche aschblonde Haar aus der Stirne.

„Sie sind ein eigentümlicher Heiliger, Herr Staub! Aber wenn Sie nicht wollen, gut!"

Sie ging mit raschen Schritten. Es lag etwas wie Gereiztheit in ihrem Gang. Ludwig sah ihrer zierlichen Gestalt in trübem Sinnen nach, bis sie unter den alten blühenden Lindenbäumen hindurch im Torbogen des Vorgebäudes der Akademie verschwunden war. Er wußte von den Kameraden, wie spröde sie war. Eine bei einem Modell fast abnorme Sprödigkeit. Und ihm bot sie das aus freien Stücken an. Sie mochte ihn wohl sehr leiden.

Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er sich da einen Gedanken fortscheuchen. Dann ging er zu seinem frugalen Mittagsmahl.

X.

Die Zeit verging Ludwig in Hast angespanntester Arbeit. Er war nun schon im zweiten Jahr in der Malklasse. Und im fortwährenden Ringen um den vollkommensten Ausdruck dessen, was er wollte, brachte er Wochen und Monate in einem wahren Fieber hin. Es ward ihm, wie sein Lehrer vorausgesagt hatte, nicht leicht. Seiner Neigung zu herben oder gedämpften, zurückhaltenden Tönen stand das malerische Schauen des Professors aufs schärfste entgegen. Das Pleinair war gerade in dieser Zeit auf seinem Höhepunkt angekommen. Und damit eine Farbenseligkeit, die sich in einem wahren Schwelgen in leuchtendsten Tönen gar nicht genugtun konnte. Das prägte sich auch in der Aktmalerei aus. Die Akte wurden so gestellt, daß die nackten Körper der grellsten Lichtflut ausgesetzt waren. Man malte auch Akt im Freien, hoch oben auf der Plattform des Akademiegebäudes. So notwendig die Befreiung der Malerei vom Atelierlicht war, so leicht führte diese Bewegung auch zu Abwegen und Absurditäten. Man konnte dazumal wunderliche Aktstudien sehen. Wahre Orgien grellster Lichter. Nur nicht genieren! Fest hineingelangt! Die Übertreibungen geben sich später von selbst! feuerte der Professor die Schüler an. Oder er pflegte zu sagen: Schatten! Was heißt Schatten? Es gibt gar keine Schatten.

Ludwig suchte sich ein paarmal in diese Überreizung hineinzuzwingen. Aber er merkte: es ward nichts. Seine Akte waren gut gezeichnet. Solid gemalt. Für die Übergangstöne hatte er immer mehr die Wiedergabefähigkeit gewonnen. Aber das Maßvolle und Kühl-Strenge seiner Art fand weder den Beifall des Professors noch der Mitschüler. „Jessas, jessas," konnte der Professor sagen, „haben's die Damen denn aus dem Leichenhaus? Das soll Leben sein, blühendes, leuchtendes, lebenpochendes Fleisch! Und dann: die Malerei! Ja, Liebster, das is nit gemalt, das nenn' ich koloriert. Da is ja kein Strich, keine Kraft und kein Saft! Na, mancher lernt's nie und dann nur mühsam. Wenn Sie halt eigensinnig bei Ihrer Art verharren wollen, ja, sehen's, da kann i Ihnen halt nit helfen! I hab nur eine Lunge. Servus, meine Herrn!" Einmal hatte Ludwig das Modell in ganz kleinem Format gemalt auf einem tiefroten Hintergrund. Er hatte ein paar warme Lichter nur so aufgestreut, und in dieser Sparsamkeit mit im übrigen feinen und zarten Tönen sah das Bildchen allerliebst aus. „Schau, schau," sagte der Professor, „Sie können ja, wenn Sie nur wollen. Das ist ganz delikat, ein sehr nettes Figürchen!" Aber das war auch das einzige Mal, daß Ludwig die Zufriedenheit des Professors erregte.

Ludwig war oft ganz hoffnungslos. Was denn nur beginnen. Er dachte schon daran, in die Landschafterklasse überzusiedeln. Er hatte schon manche gute, feine Skizze gemalt. Einige hatten durch den Trödler auch schon Käufer gefunden. Freilich für minimale Beträge. Mit seiner Art wäre er dem Professor der Landschaftsmalerei sicher willkommen gewesen. Aber Landschaft — was war das gegen den Menschen! Feuerbach! Wie zu einem stillen Gelöbnis an diese hehre, gewaltige Kunst ging er jetzt noch öfter in die Galerie. Nein, auf diesen großen Bahnen wollte er wandeln. Entweder ein ganzer tiefer Künstler sein — oder lieber gleich Handwerker, Holzbildhauer und zurück zum Vater. So befand er sich im ganzen in einer quälenden und peinigenden Lage. Wie hatte alles so leicht geschienen am Anfang, und jetzt wie schwer! Wie verworren!

Zu allem dem kam ein oft auftretender jäher Wechsel in seiner Gemütsstimmung. Er konnte manchmal, besonders jetzt im Mai, grundlos heiter, ja bis zum Aufjauchzen fröhlich sein. Dann wieder ebenso traurig, ja schwermütig. Das junge, heiße, gärende Blut schuf ihm Unruhe. Das Weib — er suchte es von sich abzuwehren. Er ging den mancherlei Versuchungen tapfer aus dem Wege. Aber das heiße junge Blut war da und machte seine Rechte geltend. Und er schalt sich oft einen Dummkopf, der sich in eine quälerische Einsamkeit vergrabe statt zu genießen wie die andern. Aber da standen wieder die ernsten, süßen, blauen Augensterne, mahnend standen sie über seinem Leben. Und dann schien ihm alles, was die andern Liebesgenuß nannten, ein Ekel.

Eines Tages traf er in dem kleinen Wirtshaus in der Altstadt, in dem er jetzt sein bescheidenes Essen einnahm, den Schuster Mackert. Er hatte Schuhe fortgetragen und gönnte sich hier ein Viertelchen Wein. Der

setzte sich gleich zu ihm, schüttelte ihm die Hand, betrachtete ihn prüfend und äußerte seine Freude, ihn wiederzusehen, mit aller Treuherzigkeit. Sie kamen ins Gespräch. Mackert fragte ihn, warum er sich gar nicht mehr da außen sehen ließe? Es wäre schon interessant, wie der Stadtteil sich vergrößert hätte. Eine Villa um die andere gegen das Dorf hin. Lauter Rentner, Professoren, Künstler wohnten da. Drei neue Straßen seien entstanden. Sogar eine Drogerie, eine Apotheke und zwei Konditoreien habe man jetzt da außen. Der Kaufmann Pfeifer habe wieder einmal Fallit gemacht. Jetzt sei er Agent, und die Frau bekomme das zehnte Kind. Aber für den habe er keine Sorge. Der sei wie die Katzen, die immer auf die Füße fallen. Der Maler Schmeißer habe das Delirium und sei nachts mit einem großen Küchenmesser unter fortwährendem Geschrei auf der Straße herumgesprungen. Er leide am Verfolgungswahn, und man habe ihn ins Spital tun müssen. Der Samstagstisch sei fast ganz in Auflösung begriffen. Der Privatier Beesenmayer ginge nur noch in die Stadt zum Bier. Der Metzger Falter komme auch weniger mehr. „Und dein Vater, Ludwig," sagte der ehrliche Schuster im Flüsterton, „den kennt man gar nicht mehr gegen früher. Der geht dir in kein Wirtshaus mehr, seitdem du fort bist. Er ist jetzt noch finsterer und feindseliger. Er tut mir doch recht leid, der alte Mann. Wär's denn nicht möglich, daß . . . Ludwig," und dabei drückte er dem jungen Menschen eifrig die Hand, „weißt du, man hat nur einen Vater! Verhüt's unser Hergott im Himmel, daß du ihn einmal nimmer zu sehen bekommen solltest! Ludwig, denk die Vorwürfe, die du dir machen müßtest!"

„Herr Mackert," sagte Ludwig düster, „das mit meinem Vater, da kann niemand was hineinsagen. So wie er ist und so wie ich bin, kann's nicht anders sein: entweder ich seh' ihn wieder als einer, der was kann. Oder ich seh' ihn gar nicht mehr!"

„Ja, ihr seid harte Köpfe, alle zweie. Wenn man dich so sieht, Ludwig, da siehst du so sanft aus. Und hast doch so einen rechten Dickkopf. Na, ich hab mein Teil gesagt."

Und da Mackert sah, daß Ludwig peinlich berührt schien, ging er rasch auf ein anderes Thema über.

„Weißt du auch, daß der Metzger Falter seinen Laden umgebaut hat? Alles mit Marmor und Mettlacher Plättchen. Und von Nickel glänzt es nur so. Er will die Konkurrenz ausstechen. Auch baut er ein Haus auf dem Westheimer Feld. Er kann sich jetzt rühren. Wie man sagt, wird er bald einen reichen Schwiegersohn haben. Einen Gutsbesitzer drüben aus dem Schwabenland. Es ist noch nicht alles perfekt. Aber es wird wohl dazu kommen. Die Klärle lernt jetzt das Kochen. Ein sauber Mädel ist das geworden. Siehst du, hättst du's beim Vater ausgehalten, hätte wohl noch ein Schuh daraus werden können. Aber so bist du fortgerannt. Hast dich jahrelang nimmer sehen lassen. Da reißt auch der Geduldigsten der Geduldsfaden! Na, es gibt ja noch viele Mädel in der Welt!"

Ludwig hatte mit gesenktem Haupte zugehört. Er hörte ein seltsames Rauschen in den Ohren. Und dann war's ihm, als risse etwas in ihm mit einem jähen Schmerz. Als er aufsah, war er blaß, aber sehr ruhig.

„So, Herr Mackert," sagte er leichthin, „da wär' ich ja mit Neuigkeiten für Jahre versorgt. Aber entschuldigen Sie: ich muß wieder an die Arbeit!"

„Ja, Ludwig, für mich ist's auch höchste Zeit! Adieu! Bleib brav und behalt' uns in gutem Andenken!"

Ein Händedruck, und der alte Schuster mit dem grünen Schustersack und dem uralten Überzieher war fortgestürmt.

Ludwig saß noch eine Weile. Er bestellte noch ein Viertel Wein und dann noch eines. Dabei rauchte er eine Zigarre nach der andern.

Also Klärle wurde eine Braut!

Warum sollte sie's nicht werden?

Er lachte ab und zu und versank dann wieder in schweres, brütendes Sinnen.

Er schämte sich, daß er daran gedacht hatte, sie werde in aller Stille auf ihn warten.

Endlich stand er auf und ging schweren Schrittes fort.

Es war ein herrlicher, fast kühler Junitag. Das Gebirg blaute so verlockend in die Straßen herein. Am liebsten hätte er den Wanderstab genommen und wäre hinausgelaufen in die weite Welt. Was hatte er eigentlich hier noch zu suchen. Er war ja ganz losgelöst von dieser Stadt. Sein Professor konnte ihn nichts lehren. Auf eigene Faust mußte er sich seine Kunst schaffen. Jugend, Kindheit, Familie, Anhänglichkeit an andere Menschen — wo waren sie? Zerblasen wie der Staub im Wind. Er hatte keinen einzigen Menschen mehr. Denn vom Vater hielt ihn sein Stolz zurück. Und Liebe, ein warmes, volles Herz hätte er da auch nicht gefunden. Aber danach verlangte ihn. Danach schrie er seit frühester Jugend. Das unerfüllte Verlangen erstickte ihn fast. Und nun zog sich die warme Hand der Freundin auch zurück. Er war ganz, ganz allein. Er fühlte sich allmählich in eine Art von Nihilismus hinein. Es war ihm alles egal.

In dieser gefährlichen Stimmung schweifte er herum bis abends. Da begannen die Linden stärker zu duften; von den Wiesen draußen drang mit dem Nachtwind ein Heugeruch herein, der etwas eigentümlich Betäubendes hatte. In den Magnolien des Schloßgartens schluchzten die Nachtigallen. Groß und gelb stieg der Mond empor. Die Fontänen rauschten. Vom Stadtgarten her klang Militärmusik. Und welch ein Schwärmen von verliebten Pärchen! Wie die Maikäfer so dicht.

Eine berauschende Nacht.

Und Ludwig war allein.

Und das rote heiße Blut sang in ihm. Es machte ihn schier verrückt. Er ging in einen Biergarten und trank schweres dunkles Bier. Allein es schläferte ihn nicht ein. Es beruhigte ihn nicht.

Endlich gegen zwölf Uhr ging er heim. Müde und doch erregt.

Mit einer unendlichen Sehnsucht. Auch die blauen Augen waren wieder da, fragend, klagend. Aber er scheuchte sie unwillig weg. Ein paar häßliche Verse von Heine fielen ihm ein. Er wiederholte sie immer wieder mit einem gemachten Zynismus. Dabei lachte er vor sich hin. Er hätte jetzt gerne etwas zerschmeißen, etwas zernichten mögen.

Als er in den Hausgang eintrat, sah er in dem mondlichtbeschienenen Hof Lore, das Modell. Seit jenem Gespräch hatte er kein Wort mehr mit ihr gewechselt. Sie stand auch nur noch den Professoren und den Meisterschülern. Aber der Ruf ihrer Sprödigkeit war noch der gleiche geblieben. Doch wollten böse Zungen wissen, sie habe einen reichen Alten zum Verhältnis; man nannte sie deshalb boshaft die Vestalin. Und diesen Übernamen behielt sie eine Zeitlang. Andere behaupteten, sie mit Dragoneroffizieren gesehen zu haben. Und einer wollte gar wissen, sie habe zu einem Orangenhändler Beziehungen, einem Italiener, der auch ab und zu Modell stand. Solche Gerüchte durchschwirrten die Luft. Ludwig hatte diesen Schwätzereien nicht zugehört. Was ging es ihn an!

Nun in dieser einsamen Nachtstunde, in dieser furchtbaren, gleichgültigen und doch nach Leben und Liebe schreienden leidenschaftlichen Stimmung überrann ihn ihre plötzliche Erscheinung mit einem heißen Schauer. Er blieb wie gebannt stehen.

Sie pochte mit dem Griff ihres Sonnenschirms an den Laden. Vergeblich. Alles schlief im Haus. Sie rief: „Mutter, so mach doch auf!" Keine Antwort.

Ludwig trat näher. Sie drehte sich um.

„Ach, Sie, Herr Staub! Denken Sie das Malheur! Ich hab' meinen Schlüssel vergessen. Vater ist verreist, Kirschen einkaufen," — Lores Vater war Dienstmann und hatte einen Obstlersstand auf dem Marktplatz — „und Mutter, wenn die einmal schläft, wecken sie zwanzig Kanonenschüsse nicht auf. Sie ist halb taub! Was fang' ich nur an?" sagte sie in komischer Verzweiflung. „Ich kann doch nicht hier im Hof übernachten. Oder hinten im Gärtchen im Gartenhaus. Und zu einem Hotel reicht mir das Geld nimmer."

Ludwig zögerte einen Augenblick. Dann sagte er mit etwas unsicherer Stimme:

„Fräulein Lore, ich trete Ihnen meine Kammer ab. S' ist zwar ein hartes Bett. Aber immer besser als im Freien übernachten."

„Und Sie?" fragte sie, mit einer raschen Bewegung eine Haarsträhne aus dem Gesichte schüttelnd.

„Ich?" Er lachte. „Mein Gott, ich mache einen Nachtspaziergang, und später, gegen Morgen, trink' ich einen Kaffee. Das hab' ich mehr als einmal gemacht."

„Nein, daraus wird nichts! Das kann ich nicht zugeben!" erwiderte sie energisch. „Soll ich Ihre Gastfreundschaft annehmen, so dürfen Sie

nicht darunter leiden. Wir haben ja beide Platz im Zimmer. Ich setze mich in einen Stuhl und nicke ein wenig, und Sie legen sich aufs Bett. O ich verstehe es, so zu schlafen. Diesen Winter, wo Vater so schwer krank war, hab' ich manche Nacht so zugebracht."

„Also machen wir's umgekehrt. Ich dusle ein wenig auf einem Stuhl — ich hab' sogar einen alten Fauteuil mit einer Schlummerrolle — und Sie ruhen sich richtig aus. Ich brauche nicht viel Schlaf. In aller Frühe geh' ich dann malen."

„Wir werden ja sehen!" sagte sie leichthin. Dann klommen die beiden jungen Menschenkinder die knarrende hölzerne Treppe empor bis in den fünften Stock. Es war finster hier, da kein Gangfenster da oben angebracht war.

„Geben Sie acht!" flüsterte er. „Kommen Sie, so! Es liegt oft allerlei Zeug da herum!"

Er faßte ihre Hand, eine heiße, weiche Hand. Er brauchte etwas lange, bis er aufgeschlossen hatte. Die Türe sprang knarrend auf. Mit vollster Lichtflut lag der silberne Mondschein in der Kammer. Sie waren beide fast geblendet.

Sie trat ein. Er schloß die Türe.

Eine Stille. Zwei Herzen klopften fast hörbar.

Sie trat an das Fenster. Schweigend lagen die Dächer im Mondenschein. Ferne sah man das Schloß wie aufgelöst in Lichtglanz. Wie eine Vision. Man hörte bis hierher ab und zu das Rauschen der Fontänen. Sonst war ein wunderbar berückendes Schweigen der Nacht. Hoch und klar strebte der Mond durch das Blau des Himmels.

„O wie schön!" sagte sie, in Bewunderung versunken. „Wie herrlich ist es, so hoch oben zu wohnen! Wunderbar! Aber mir ist heiß."

Sie warf ihr Jackett ab und stand nun in einem leichten ausgeschnittenen Sommerkleid vor ihm, von dem Mondlicht wie durchschienen. Als sie das Jackett auf den Stuhl warf, gab es einen verworrenen Saitenklang. Sie hob das Jackett auf. Da lag eine Mandoline, mit der sich Ludwig trübe Stunden zu vertreiben pflegte. Er konnte ein wenig spielen. Für ihn genug.

„Wie das geheimnisvoll tönt in der Nachtstille! Können Sie spielen?"

Sie nahm das zierliche Instrument. Man sah, sie wußte damit umzugehn. Sie schlug ganz leise einige Akkorde an. Dann trällerte sie eben so leise einige Läufe mit einer süßen, weichen, etwas belegten Stimme.

Ludwigs Augen hingen wie gebannt an ihr.

Sie lachte leise.

„Jetzt singen, das wär' ein Spaß! Daß alle die Biedermaier in der Nachbarschaft die rotgeschlafenen Nasen herausstrecken müßten! Köstlich!"

Sie klimperte weiter, leise Akkorde, die sie verklingen ließ unter einem kaum vernehmbaren Summen.

Er hörte eine Weile zu. Dann sagte er mit verschleierter Stimme:

„Ja, singen Sie! Mir ist das Herz schwer! Vielleicht wird es dann leichter. Gerade so leise wie Sie jetzt summen, hört es sich köstlich an."

Sie sann eine Weile nach. Was sollte sie singen? Etwas ganz Besonderes mußte es sein.

„Ich hab' erst neulich ein Lied gelernt von meiner Freundin, die Gesangsunterricht nimmt. Die hat's aus einer neugeschriebenen Oper von dem zweiten Kapellmeister hier: ‚Der Pilgrim' heißt die Oper. Sie soll jetzt im Winter aufgeführt werden. Es ist ein so schönes, schwermütiges Lied. Ich weiß nicht, wer den Text gemacht hat. Es muß ein recht unglücklicher Mensch sein. Wollen Sie's hören? Ich summe es nur so für mich hin."

Er nickte. Über ihn war's wie eine Verzauberung gekommen.

Sie steckte sich ihre Haare los, die wie ein golden-silberner Mantel herunterwallten. Dann begann sie zu präludieren. Einige seltsame Akkorde. Und dann sang sie mit leiser, leicht bebender Stimme:

Weiß nicht, woher ich komme,
Weiß nicht, wohin ich geh'.
Die Freude hat an mir gespart.
Doch um so treuer blieb der Fahrt
Das Weh.

Mein Mutterland, mein Vaterland,
Wo find' ich sie? Ich weiß es nicht.
Ein Fremdling bin ich in der Welt.
Schweigend zu dulden ist mir Pflicht.

Die Mutter hat vom Lebenshag
Sich eine dunkle Rose gepflückt.
Der Blätter welken Moderrest
Hat sie mir in die Hand gedrückt.

Ich sehe Lebensrosen stehn.
Zu pflücken sie ist mir verwehrt.
Ich sehe reife Früchte glänzen.
Mir sind sie nicht beschert.

Ein Schatten wandert mir voraus
Und zeigt mir meinen Weg.
Er führt mich in das Heimathaus
Den engen, bangen Steg.

Ein Fremdling bin ich in der Welt.
Treu blieb mir nur das Weh.
Weiß nicht, woher ich komme,
Weiß nicht, wohin ich geh'.

Die Worte verhallten. Es war tiefe Stille. Silbern rann das Mondlicht in die Kammer. In dem unendlichen Schweigen schienen die Töne wie ruhlose Geister nicht sterben zu wollen. Lore ward von dem Lied immer seltsam bewegt; sie wußte nicht warum. Im Grunde war sie eine völlige Oberflächennatur. Als sie aber nun aufsah, rannen Ludwig die hellen Tränen über die Wangen.

„Herr Staub," sagte sie erschrocken. „Was haben Sie denn?"

Er konnte nicht antworten. Ein Schluchzen schnürte ihm die Kehle zu. Sie hatte ja sein eigenes Los gesungen.

Und unfähig, sich noch beherrschen zu können, sank er am Bette zusammen und vergrub sein Haupt in den Kissen. Die ganze Gemütsspannung löste sich jetzt mit einem Male. Er biß sich auf die Lippen, aber er konnte nicht verbergen, wie gewaltig es ihn durchschüttelte.

Da fühlte er plötzlich ihre Wange an der seinen. Ein weicher Arm umschlang ihn, den wegzustoßen er keine Kraft hatte, und eine kosende Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Törichter Junge, du bist ja nicht allein! Du hast ja mich und alle meine Liebe, wenn du nur willst!"

... Der Calycanthuszweig in dem Glase am Fenster duftete mit seinen unscheinbaren und geheimnisvollen Blüten die ganze Nacht stark und süß. Die Morgensonne kam, und als sie Ludwig Staub weckte, war die Welt für ihn eine andere geworden. Und er selbst ein anderer Mensch.

XI.

Ein anderer Mensch und eine andere Welt.

O, es war köstlich, sich hinzugeben und den Vergessensrausch zu trinken. Den vollen Sommerbecher zu schlürfen. Einmal gar nichts zu tun als genießen.

Die Tage schienen ihm gleichsam erfüllt von einem geheimen Goldglanz. Das Rauschen der Wälder war von geheimen, unruhig süßen Melodien durchwogt. Die Nächte hinterließen eine zitternde Silberspur, ein Nachleuchten von Mondschein, der den Duft von Hunderten von Liebesstunden aufgesogen zu haben schien.

Konnte man denken, daß dies einmal enden solle?

Nein, daran dachte man gar nicht. Man dachte überhaupt nichts.

Man lebte.

Man nahm die Gegenwart vom Stock der Zeit wie eine Rose. Es gab ja deren noch viele.

Der Sommer, der Himmel, der Wald, die Nacht, die Liebe schienen unerschöpflich.

Die ganze Welt schien für zwei Menschen gemacht.

In dieser Zeit wurde Ludwigs Malerei anders. Seine Farben wurden kühner, sorgloser, leichtlebiger. Der Professor, seine Kameraden staunten.

„Was ist denn mit Ihnen, Herr Staub?" fragte der Professor. „Warum geht's denn jetzt? Das ist ja wie eine Offenbarung, die über Sie gekommen ist. Die Offenbarung des Fleisches." Und er lachte sehr über seinen Witz.

Auch Ludwig lachte still in sich hinein.

Ja, der sinnliche Reiz eines jugendfrischen weiblichen Körpers berauschte ihn in dieser Zeit völlig. Er malte nur Lore in allen möglichen

Posen. Irgend ein gebrochener Ton des Hintergrunds ließ dieses rosige, leuchtende Fleisch noch verführerischer wirken. Es waren kleine Bildchen, die er malte, und von den Trödlerläden, die zurzeit noch seine Kundschaft bildeten, waren diese Bildchen voll warmen Sinnenlebens gesucht und begehrt. So hatte Ludwig in dieser Zeit Geld genug, und er mußte auch Geld haben, denn Lore war es luxuriös gewöhnt; und da sie auf seinen Wunsch niemandem mehr Modell stand, so fiel die Last der gemeinsamen Ausgaben ganz auf Ludwigs Schultern. Sie lebten von der Hand in den Mund. Wenn kein Geld mehr da war, malte Ludwig. So bildete sich in seiner ganzen Malerei doch etwas Handwerksmäßiges heraus. Aber er betäubte sich ganz in der Liebe zu ihr, die sie ihm in immer neuer Form zu spenden wußte. Es lebte etwas in ihr von jener Genialität der Sinnlichkeit, die eine Manon, eine Philine, eine Carmen durchglüht.

Sonderbarerweise weigerte sich Ludwig entschieden, diese Bildchen im Kunstverein auszustellen. Und darin lag seine stillschweigende, unausgesprochene Verurteilung dieser Art zu malen. Er gestand sich's freilich nicht ein. Auch ging er nicht mehr in die Galerie, um die alten Meister und das Gastmahl des Plato zu sehen. Zunächst wollte er einmal leben, genießen, er, der so lange gedarbt hatte. Und er steigerte sich künstlich in diesen Lebensleichtsinn hinein. Es lag in diesem gewaltsamen Lebenwollen aber doch nur das quälende Verlangen, die erste große Enttäuschung, die er durch die Nachricht von Klärle erfahren hatte, zu vergessen.

Einmal, auf einem Ausfluge, den Ludwig und Lore in die Umgebung der Stadt unternahmen, begegnete ihnen der Agent Pfeifer, der die Nachbarorte mit allerlei Viktualien besuchte. Pfeifer lachte verschmitzt und spitzte den Mund. Aber er grüßte tief, fast devot.

In diesem selben Augenblick ging es Ludwig wie ein Stich durchs Herz: der Schwätzer wird das hintertragen. Aber dann freute er sich mit dem unreifen Trotz der Jugend: sie soll es nur hören, daß er nicht in Verzweiflung dahinschmachtet.

Einige Tage später erzählte Pfeifer die Begegnung der Metzgersfrau, als gerade Klärle im Laden stand.

Sie hörte eine Weile zu. Dann ging sie stille hinaus.

Bald war die Geschichte in aller Mund.

Auch der alte Staub hörte davon.

Also war's gekommen, wie er gefürchtet hatte. Das Weib würde an seinem Sohne hängen wie eine Klette. Er würde sein Talent verbröseln. Und eines Tages würde er so weit sein wie jetzt sein Vater.

In dieser Zeit ging er noch ingrimmiger und menschenscheuer umher. Man wich ihm aus.

Aber in Klärle gab es keine Ruhe. Sie wollte selbst sehen, bevor sie den Jugendgeliebten aufgab.

Und eines Abends wartete sie in einem Hausgang gegenüber von Ludwigs Wohnung.

Endlich, schon stark in der Dämmerung, kam er heraus. Den Hut leichtsinnig auf dem Kopf, eine Zigarette im Mund. Und Lore mit ihm.

Lachend und plaudernd gingen sie dem Schloßgarten zu.

Klärle legte die Hand aufs Herz. Ohne Tränen ging sie zu Bette.

Und am nächsten Morgen sagte sie ihrer Mutter ein paar Worte, still und müde . . .

* * *

Ludwig war jetzt Meisterschüler und hatte ein eigenes Atelier. Nach dem Umzug in diesen Raum gab es manches zu ordnen in den Skizzen, Aktstudien und Entwürfen aus früherer Zeit. Dieses gab den ersten Anstoß zu seiner Einkehr und Wandlung. Mit einer gewissen Beschämung betrachtete er diese Blätter, die in der letzten Zeit verstaubt in den Winkeln herumgelegen hatten. Er verfolgte seinen Werdegang, all das reiche Leben, das er in sich aufgenommen hatte, all sein Verweilen bei den feinen, intimen Reizen der Natur. Dann seine Köpfe und Akte. Er besah sie lange. Wie ehrlich in aller Herbheit und Härte waren sie doch! Wie ernst gewollt! Wie gründlich das Wahre zu erfassen gesucht!

Und jetzt —?

Es war ihm, als schwebe ihm den ganzen Tag ein großes, quälendes Fragezeichen vor den Augen.

Des Nachmittags ging er doch wieder einmal in die Galerie. Er durchwanderte die Säle der alten Meister und trat endlich nicht ohne Bangen vor das Bild Feuerbachs.

Er empfand eine geradezu zerschmetternde Ernüchterung.

So hoch und rein und klar wie eine stille große Himmelswolke über dem Staub des Alltags stand es da. Es redete von hehrer Kunst, die durch Not groß geworden war, die aus der Entsagung aufblühte wie eine fremdartige Blume mit ernsten, herben und doch unsagbar bezaubernden Linien.

Ludwig sah und sah. Und es war ihm, als ginge eine Stimme von dem Bilde aus:

„Hebe dich fort und kehre wieder, wenn du gereinigt bist!"

Er schlich hinaus.

Er schweifte im Wald umher und warf sich ins Gras.

Was war aus ihm und seiner Kunst geworden?

War er noch er?

All sein Wollen hatte er in die zerbrechliche, aber schimmernde Hülle eines reizvollen Frauenkörpers gegossen, im seligen Rausch üppiger Betörung — und nun stand er da voll Scham, kraftlos zum Großen, ohnmächtig, sich wieder zur alten Sehnsucht nach der Höhe aufzuschwingen.

Und mit jener leidenschaftlichen Energie seines Wesens, die er vom Vater überkommen hatte, verfolgte er den Weg seiner quälenden Gedanken. Und endlich kam er an dem Punkte an, wo er erschreckt stehen blieb.

Es gab nur Eines, das ihn retten konnte: frei sich machen von Lore. Die sinnliche Berauschung, mit der sie ihn einlullte, abschütteln. Die Ver-

weichlichung seines Wesens abstoßen wie einen süßen, aber giftigen Krankheitsstoff. Wieder Mann werden mit männlichem, ernstem, festem Wollen!

Aber Lore lassen? Sie nun im Stiche lassen, nachdem sie so ganz die Seine geworden?

Der ganze brausende Glückshymnus ihrer Nächte sang in ihm, wenn er an sie dachte.

Freilich schwang auch noch etwas anderes mit, das er bisher liebend übersehen hatte, wenn es auch da war und nicht geleugnet werden konnte: die Tatsache, daß alles, was nicht Liebe und Sinnlichkeit, für sie ganz bedeutungslos war. Er erinnerte sich: er hatte einige Male den Versuch gemacht, ihr Goethe vorzulesen. Mit den Gedichten ging es noch. Aber der Faust! Oder gar Homer! Da war sie des Abends bei der wundervollen Beschreibung des Schildes des Achilleus regelrecht eingeschlafen. Ihr höchstes Ideal war Engelhorns Romanbibliothek und dazu Pralinees knabbern.

Ludwig wußte im voraus, daß Lore für solche Kämpfe und Schmerzen gar kein Verständnis haben würde. Er sah eine schlimme Zukunft voraus. Er liebte Lore zu sehr und war auch viel zu ernst und ehrlich, um sie im Stiche zu lassen. Er liebte sie so, wie sie war und wie sie ihm den Lebenstrank in weißen, geschmeidigen Händen entgegengebracht hatte. Aber nur um so bitterer fühlte er, welch tiefe Kluft die Zukunft zwischen ihnen errichten müßte. Und ihm graute davor. Er war erwacht — und sie lebte noch im Rausch. Durfte er sie erwecken? Aber wie sollte das alles werden? Und er mußte ja Geld verdienen für sie und sich.

Er zerbiß sich die Lippen, denn er sah keinen Ausweg.

Müde, traurig, ja verzweifelt ging er heim.

Ins Joch, ins selbstauferlegte Joch.

An einem Antiquitäten- und Bilderladen sah er ein Bildchen Lores. Sie lächelte ihn an mit all ihrer verführerischen Schönheit: Komm heim, ich warte dein! Die Abendsonne warf ihr Gold darauf, und ihr Busen schien zu beben von warmem Leben —

Er wandte sich schnell ab und ging weiter.

Das war der Preis, um den er sich verkauft hatte.

Als sie abends ihre zarten Arme schmeichelnd um seinen Hals legte, kam es wie ein leises Stöhnen von seinen Lippen.

„Was hast du?“ fragte sie erschrocken.

„Nichts, nichts!“ sagte er und verbarg sein Haupt an ihrem Busen.

* * *

Es kam eine schlimme Zeit. Schlimme Tage, schlimme Nächte.

Ludwig ward immer düsterer. Eine Zeitlang malte er gar nicht mehr.

Es gab Szenen, Versöhnungen, wieder Szenen.

Die Unerquicklichkeit des Lebens zweier Menschen, die nur die Sinnlichkeit zueinander geführt hatte und die sonst zwei verschiedenen Welten angehörten, ward immer unerträglicher.

Besonders brachte es Lore auf, daß Ludwig über seiner „ewigen Spintisiererei“, wie sie es nannte, ihre Schönheit unbeachtet ließ, daß er gleichgültig gegen ihre Reize wurde, daß sie fühlen mußte, wie ein geheimnisvolles Etwas, das mächtiger als sie war, ihn von ihr fortzog.

„Du liebst wohl eine andere?“ fragte sie mit funkelnden Augen.

Er sah sie nur mit traurigen Augen an und lächelte müde.

„Warum malst du mich nicht mehr?“

„Ich finde es schamlos, den Leuten deine Schönheit zu verschachern!“

„Quatsch! Die größten Maler haben ihre Geliebten gemalt und die Bilder verkauft!“

Je mehr sie fühlte, daß sie ihn noch immer liebe — sie konnte seine junge, unberührte Liebe, die sie mit dem Doppelgefühl der Liebeserfahrenen genossen, nicht so rasch vergessen —, je mehr er sich in sich zurückzog, je finsterer und verschlossener er wurde, desto leidenschaftlicher ward sie. Dann eroberte sie sich ihn wohl in Stunden zurück, wo sie ihr letztes gab. Aber danach trat der alte Zustand wieder ein.

Es war ein verzweifeltes Leben, das diese beiden Menschenkinder miteinander führten.

Allmählich war Ludwigs Verhältnis mit Lore an der Akademie ruchbar geworden. Man spottete darüber; im geheimen aber ärgerte sich mancher oder beneidete ihn. Besonders der Professor, der, ein großer Frauenjäger, selbst lange um Lore herumgestrichen war.

„Muß mir mein eigener Schüler das Mädel wegschnappen!“ brummte er.

Von da ab wurde er gemessen und zurückhaltend gegen Ludwig. Als sein Stipendium auf die Tagesordnung kam, da kämpfte der Professor heftig dagegen.

„Wie ich höre, hält sich der junge Mann ja eine Geliebte! Da braucht er doch keine Unterstützung. Die Stipendien sind nicht dazu da, Liebesgeschichten zu unterhalten!“

Glücklicherweise trat Ludwigs erster Lehrer warm für ihn ein.

„Wir sind alle jung gewesen“, meinte er.

Und so blieb Ludwig das Stipendium erhalten.

Er erfuhr auf Umwegen von der Handlungsweise des Professors. Sie erstaunte ihn eigentlich nicht. Er hatte ihn nie besonders hoch taxiert. Nur wunderte er sich über das Gemisch von scheinbarer Jovialität und heimlicher Tücke.

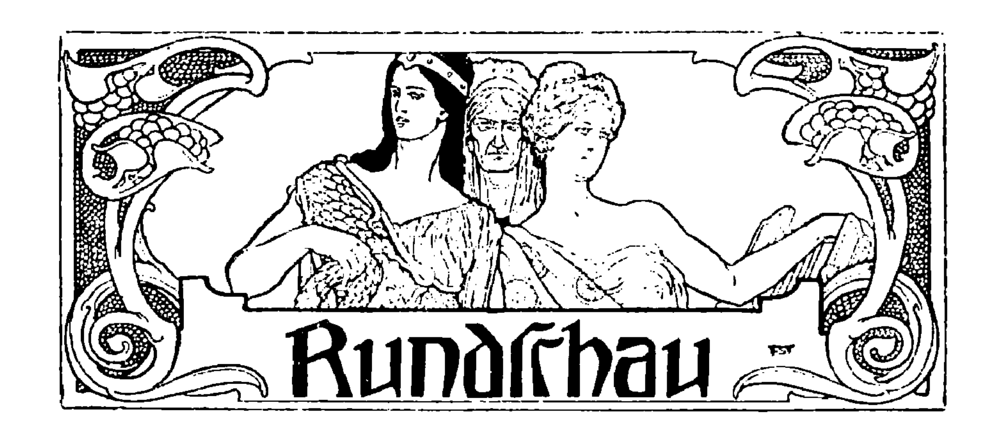
Auch war er, ganz in seine inneren Kämpfe versunken, viel zu gleichgültig gegen derlei kleinliche Bosheit.

Er zehrte sichtlich ab. Seine Wangen wurden hohl, seine Augen tiefliegend und umrändert. Das Leben riß und zerrte zu gewaltsam an ihm.

So ging es einen Herbst und einen Winter lang. Als es Frühling ward, lag er fiebernd und hustend in seinem Feldbett.

(Schluß folgt)





Gewaltpolitik oder Kulturpolitik

Deutsche Politiker haben sich daran gewöhnt, die englische Diplomatie als ein Vorbild rücksichtslosen, brutalen Egoismus' hinzustellen. England, so behauptet man, verdanke seine Weltmachtstellung und seine Größe nur der Befolgung eines „gesunden, wenn auch meist sehr rücksichtslosen Egoismus". „Englands Staatsmänner", schrieb da kürzlich einer unserer bekanntesten Zeitungspolitiker im Leitartikel seines Blattes, „haben nie danach gefragt, ob ihre Politik mit den Geboten eines weltfernen Idealismus in Einklang stände. Sie haben sich nie darum gesorgt, was andere Völker, was parlamentarische Schönredner dazu sagen würden; sie haben sich nur nach dem einen Leitstern gerichtet: Was ist das Beste und Nützlichste für England? Hätten wir dasselbe getan, so ständen wir heute auch anders da und wären öfter in der Geschichte der Hammer als der Amboß gewesen, auf dem andere Völker ihre Waffen geschmiedet haben." Wirklich? Lieferte denn nicht die deutsche Marokkopolitik, so wie sie ursprünglich geplant war und so wie sie später notgedrungen ausgeführt wurde, unübertreffliche Beispiele dafür, daß ein rücksichtsloser Egoismus weit davon entfernt ist, auch ein nützlicher zu sein? England aber geschieht gewiß unrecht, wenn man von ihm behauptet, es sei hauptsächlich durch solchen rücksichtslosen Egoismus zu seiner Weltmachtstellung und seiner Größe gelangt. Die englische Politik war zu allen Zeiten in gewissem Sinne auch Kulturpolitik; denn Englands Staatsmänner haben sich stets bemüht, ihre Handlungen zwar nicht mit einem „weltfernen", wohl aber mit einem weltbürgerlichen Idealismus in Einklang zu bringen. Jeder Deutsche, der sich offenen Auges in überseeischen Ländern umgeschaut hat, wird das Gekläff deutscher Philister über das „perfide" Albion Lügen strafen können. Woher kommt es, daß in den internationalen Republiken, die die europäischen Niederlassungen der sogenannten chinesischen Vertragshäfen bedeuten, englische Sitten und englische Gebräuche in Handel und Wandel vorherrschen, der Typus des englischen Gentleman als Inbegriff aller gesellschaftlichen Tugend gilt, überhaupt das ganze Leben englischen Zuschnitt hat, obgleich doch im Grunde dort politisch der Engländer nicht mehr Rechte hat als jeder gewöhnliche Europäer? Weil eben die Engländer eine homogene Nation mit einheitlicher Kultur sind, mag diese auch, weil ihr ein heuchlerisches Puritanertum zur Grundlage dient, einem urwüchsigen Germanen mit Recht minderwertig erscheinen. Sie ist politisch



Max Liebermann — Simson und Delila

immer noch wertvoller, wenigstens nützlicher als das Tohuwabohu deutscher Kultur. Deutsche in der Kolonie Kiautschou mußten sich vor Jahren von dem damaligen Gouverneur von Schantung, Tschufu, sagen lassen, bei den eigentümlichen Verhältnissen, die bei ihnen herrschten, wundere es ihn eigentlich nicht, daß chinesische Großkaufleute in Tschifu und Weihsien trotz lockender materieller Vorteile zögerten, sich in Tsingtau niederzulassen, hätten sich doch auch bisher keine nichtdeutschen fremden Kaufleute dazu entschließen können. In einer deutschen Kolonie war eben bisher das nackte Herrschaftsprinzip des Militarismus an der Tagesordnung, in schärferer Form noch als in Deutschland selbst.

Wenn aber die deutsche Auslandspolitik versagt, wo sie es mit einer überseeischen nationalen Ansiedlung zu tun hat, wie kann sie da gegenüber Fremdvölkern ersprießlich wirken. Die wahre Ursache ihrer Mißerfolge ist gerade in ihrer plumpen Rücksichtslosigkeit zu suchen, in ihrer Unfähigkeit, kulturschöpferisch zu wirken. Überhaupt soll man sich darüber nicht täuschen, daß der Deutsche als Deutscher heute noch gerade deshalb fast überall versagt, wo er außerhalb seines Staatswesens mit Völkern von stärkerem Kulturbewußtsein in Berührung kommt, weil er noch ein halber Barbar ist. Weder der Franzose noch der Engländer „verkaffert" in Übersee wie im allgemeinen der Deutsche, von der Leichtigkeit, mit der dieser in fremdem gleich- oder höherwertigen Volkstum aufgeht, ganz zu schweigen. Es fehlt ihm das Bindemittel einer einheitlichen Kultur. Der deutsche Assessor hat andere Kulturbegriffe als der deutsche Offizier, und zwischen diesen beiden Faktoren und dem deutschen Kaufmann oder Industriellen gähnt eine unüberbrückbar scheinende Kluft. Und mit alle dem kann es nicht anders werden, bevor nicht in Deutschland selbst die Schranken beseitigt sind, die die Wirksamkeit moderner Kulturkräfte hemmen. Diese Aufgabe ist erst zu leisten, bevor der deutsche Liberalismus hoffen darf, zu einer politisch ausschlaggebenden Stellung zu gelangen. Von dem unseligen konfessionellen Zwiespalt ganz abgesehen.

Die Deutschen kommen eben später als andere europäische Nationen dazu, sich zu einer einheitlichen Kultur und zu einem Einssein mit dieser Kultur durchzuringen. Das ist für die Dauer kein Nachteil, wenn die „deutsche Tiefe", die daran schuld ist, mehr ist als „eine schwere, zögernde Verdauung", was sie Nietzsche „oft nur" zu sein schien. „Man weiß es überall bereits," heißt es gar in der „Götterdämmerung" zum Schluß, „in der Hauptsache — und das bleibt die Kultur — kommen die Deutschen nicht mehr in Betracht." Man darf aber wohl dem Verkünder des Übermenschen diese Bosheit verzeihen; denn sie deckt bei ihm nur einen Mangel an Geduld auf, an einem Jugendideal festzuhalten. Er glaubte noch bestimmt an eine einheitliche deutsche Kultur der Zukunft, als er in der „Geburt der Tragödie" folgenden schönen Ausblick tat: „Man müßte auch an unserm deutschen Wesen schmerzlich verzweifeln, wenn es bereits in gleicher Weise mit seiner Kultur unlösbar verstrickt, ja eins geworden wäre, wie wir das an dem zivilisierten Frankreich zu unserm Entsetzen beobachten können; und das, was lange Zeit der große Vorzug Frankreichs und die Ursache seines ungeheuren Übergewichts war, eben jenes Einssein von Volk und Kultur, dürfte uns bei diesem Anblick nötigen, darin das Glück zu preisen, daß diese fragwürdige (Gelehrten-)Kultur bis jetzt mit dem edlen Kerne unseres Volkscharakters nichts gemein hat. Alle unsere Hoffnungen strecken sich vielmehr sehnsuchtsvoll nach jener Wahrnehmung aus,

daß unter diesem unruhig auf- und niederzuckenden Kulturleben und Bildungskrampfe eine herrliche, innerlich gesunde, uralte Kraft verborgen liegt, die freilich nur in ungeheuren Momenten sich gewaltig einmal bewegt und dann wieder einem zukünftigen Erwachen entgegenträumt." Für ein solches Erwachen wartet Deutschland jetzt auf den Mann, der seinen Kulturbestrebungen eine einheitliche Richtung zu geben vermag, um dadurch Bismarcks Werk einer politischen Einigung der deutschen Stämme zu krönen.

Otto Corbach



Ein Wort über die Königin Luise

Ernst von Wildenbruch hat vor Jahren eine liebenswürdige, aus dem Berliner Volksleben gegriffene Novelle geschrieben: „Die heilige Frau". Darin knüpft er an Vorstellungen der kleinen Leute an, die in der Gemahlin König Friedrich Wilhelms III. eine Heilige erblicken. Und was die kleinen Leute dunkel und naiv empfinden, das ist bei den gebildeten und patriotischen Preußen bewußter vorhanden. Es wird mit der Person der Königin ein Kult getrieben, der in der Tat dem Heiligenkult vielfach nicht gar fremd ist. Sehr mit Recht wird von kritischer Seite von einer Luisenlegende gesprochen. Was die Kreise der Gebildeten über die Königin wissen, ist manchmal ganz überraschend wenig. Noch vor kurzem las ich in den „Grenzboten" die kühne Behauptung, die Königin hätte niemals eine Uniform angehabt. Und dabei war sie doch Chef der Ansbach-Baireuther Dragoner! Eins der bekanntesten Bilder von ihr zeigt sie in der Uniform dieses Regimentes! Im allgemeinen bewegen sich die preußischen Patrioten in recht unklaren Vorstellungen über die Königin. Und das ist auch kein Wunder. Denn bis vor kurzem waren die Quellen, die uns ein eingehendes, begründetes Urteil über Wesen und Wirken Luisens gestatteten, recht spärlich erschlossen. Als Treitschke und Mommsen vor einunddreißig Jahren zur Feier des hundertsten Geburtstages der edlen Märtyrerin ihre berühmten Reden hielten, konnten sie ihren Ausführungen nur ein dürftiges Quellenmaterial zugrunde legen.

Neuerdings ist es anders geworden. Von fleißiger Forscherhand, insbesondere von dem jetzigen zweiten Direktor des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, Paul Bailleu, ist in der „Deutschen Rundschau", im „Hohenzollernjahrbuch" und an manchen andern Stellen eine solche Fülle von Briefschaften der Königin veröffentlicht worden, auch sonst hat die Forschung so viel ermittelt, was zum Verständnis Luisens dient, daß wir wohl in der Lage sind, uns von der Persönlichkeit der edlen Frau ein zuverlässiges Bild zu machen. Es konnte die Frage entstehen, ob das Idealbild, das wir uns von ihr zu entwerfen pflegten, sich nicht an der Hand des Quellenmaterials verflüchtigen würde, ob es nicht richtiger sei, wenn auch schmerzlich, auf eine Verherrlichung der Königin zu verzichten. Aber es ist hier so gegangen, wie es häufig zu gehen pflegt: das Durchbringen des Quellenmaterials zeigt nur, daß der Volksinstinkt sich nicht über die Größe dieser Frauenseele getäuscht hat. Wie bei Friedrich dem Großen, wie beim Freiherrn vom Stein, wie sonst so oft noch, so bestätigt auch hier das Quellenstudium nur, wie richtig der Genius des Volkes die

sittliche Macht einer Persönlichkeit zu ahnen pflegt. Freilich, eine Heilige war die Königin Luise nicht. Sie hat ihre Schwächen gehabt, besonders in früheren Jahren, aber auch in den Jahren des Leids. Wir müssen aufräumen mit ihrer kritiklosen Bewunderung. Aber durch die neueren Veröffentlichungen tritt sie uns menschlich so nahe, daß wir ihr Wesen ganz begreifen lernen und daß die Liebe und die Begeisterung, die sich für sie seit hundert Jahren in Millionen von Herzen entzündet hat, ganz zweifellos nur noch zunehmen.

An der Seite eines den Ereignissen nicht gewachsenen, übertrieben friedliebenden Gemahls hat die unschuldsvoll reine, heitere, naturwüchsige Seele der mehr nach ihrer Mutter, einer süddeutschen Fürstin, als nach mecklenburger Art geschlagenen Prinzessin erst in den Tag hineingelebt und ihre Stellung oft zu oberflächlich aufgefaßt, wenn sie auch stets einen großen Bildungstrieb in sich hatte und die mangelhafte geistige Schulung, die ihr in der Kindheit zuteil geworden war, stetig zu verbessern suchte. Erst als der preußische Staat in eine Krisis geriet, kurz vor Beginn des Kampfes mit Napoleon, kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie ihrem hilflosen Gemahl ergänzend zur Seite treten müßte, daß sie ihm etwas den furchtbaren Druck der Verantwortlichkeit, unter dem der gewissenhafte Monarch litt, zu erleichtern, daß sie sein Selbstvertrauen zu heben, seine Entschlußkraft anzuspornen hätte um der Ehre Preußens willen. Damals begann sie ihre reichen seelischen Kräfte zu fühlen. Als dann das alte Preußen so kläglich zusammenbrach, da war sie es, die ihren Gemahl immer wieder beschwor, keinen schimpflichen Waffenstillstand zu schließen, und ihn in der Tat davon abhielt. Geradezu wunderbar reifte damals ihr Wesen. Voller Entzücken erkannte das Heinrich v. Kleist. Der schrieb über sie am 6. Dezember 1806, seltsamerweise gerade als die Königin das Lied des Harfners aus Goethes Wilhelm Meister in Ortelsburg für sich abgeschrieben hatte: „In diesem Kriege macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt. Sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält."

Jetzt, wo es hundert Jahre werden, da der gewaltige Mann, der gleich einem Gebirgswasser, zerstörend und hier und da auch den Boden zu fruchtbarer Gestaltung lockernd, über Europas Fluren dahinbrauste, uns den Frieden von Tilsit aufzwang, da ist es wohl am Platze, auch des Bittganges zu gedenken, den Friedrich Wilhelms III. Frau kurz vor dem Abschluß jenes Friedens unternahm, um das Verhängnis von Preußen abzuwenden. Sie hat sich damit gedemütigt wie kaum je eine stolze Fürstin. Der ganze Versuch war ihr aufgenötigt worden durch Ratgeber des Königs, darunter auch Hardenberg, die in dem törichten Glauben befangen waren, daß Napoleon seine politischen Ziele ändern könnte, wenn eine Frau ihn darum bat. Wenn wir uns jenen Schritt der Königin vergegenwärtigen, dann tritt uns ihre sittliche Hoheit in ihrer ganzen imponierenden Größe entgegen.

Als der König ihr am 29. Juni 1807 den Wunsch übermittelte, mit dem Unerbittlichen wegen der Friedensbedingungen zu sprechen, war sie, weich gestimmt dadurch, daß Napoleon kurz vorher ihre Gesundheit ausgebracht hatte, anfangs bereit. Sie wollte, wie sie dem Könige schrieb, dem Kaiser verzeihen, was er ihr im Moniteur und Telegraphen, jenen Blättern, in denen er sie mit Schmähungen überhäuft hatte, getan habe. Tags darauf bebte sie aber doch
wieder vor dem Schritt zurück. Zu tief war ihr Widerwille gegen den Peiniger

ihres Landes. Sie wollte sich krank stellen. „Könnte ich nur durch meine Gegenwart etwas Gutes stiften, so fliege ich dahin, wo mein Herz nie sein wird, und trinke den Wermut und leere den Becher mit der Würde, die der Preußen Königin zukommt.“ Am nächsten Tage stellte ihr der König aber vor, man hielte es allgemein für nützlich, wenn sie erschiene. Nun war ihr Entschluß gefaßt: „Ich breche morgen auf“, schrieb sie ihrem Gatten. „Ich kann dir keinen größeren Beweis meiner Liebe und meiner Hingabe an das Land, zu dem ich gehöre, geben, als dahin zu gehen, wo ich nicht begraben sein möchte.“ Was die andern hofften, sie hoffte es nicht. „Je ne me flatte de rien“, gestand sie, und zu dem schwedischen Gesandten Brinckmann äußerte sie: „Ich bin erst 30 Jahre alt, aber ich habe mich schon selbst überlebt“. Dann trat sie am 6. Juli in Tilsit dem Besieger Europas gegenüber und sprach das aus, „was Gott mir eingab“. In einstündiger Unterredung hat sie auf Napoleon zu wirken gesucht unter Zugrundelegung einiger Punkte, die Hardenberg für sie aufgeschrieben und die sie sich eingeprägt hatte. Sie erlebte den Triumph, daß Napoleon, der nie eine gewisse Steifheit in den Verkehrsformen namentlich Damen gegenüber abgelegt hat, einen Augenblick in Verwirrung geriet, und daß sie den Gang der Unterredung bestimmte. Insbesondere plädierte sie dafür, daß Magdeburg preußisch bliebe. Bei der sich anschließenden Tafel erklärte es Napoleon gelegentlich für unbegreiflich, daß Preußen sich mit seinen schwachen Kräften mit ihm in Krieg eingelassen hätte. Da gab Luise die schöne Antwort: „Der Ruhm Friedrichs des Großen hat uns über unsere Macht getäuscht.“ Am Abend äußerte Napoleon zum Zaren Alexander, er sei durch die Art, wie die Königin sich mit ihm ausgesprochen habe, sehr betroffen gewesen; sie habe viel Geist und Seelenadel gezeigt. Aber er eilte nun abzuschließen, um sich nicht doch etwas abdringen zu lassen. Eine letzte Bitte der Königin am nächsten Tage fand ganz taube Ohren. Luise mußte sich überzeugen, daß Napoleons Herz von „Bronze“ war. Um so schmerzlicher empfand sie jetzt die Demütigung, der sie sich ausgesetzt hatte, als sie sich am Tage vorher, durch kompläsante Reden des Mächtigen beeinflußt, in süße Hoffnungen gewiegt hatte. Ihre ganze Enttäuschung malt sich in einem Briefe an ihren Lieblingsbruder Georg: „Reich an Erfahrung, arm an Glauben, lege ich mein müdes Haupt an deine Brust. Ist es möglich, daß solche Menschen von Gott erschaffen werden, als ich habe kennen lernen? Ja, ich habe Ungeheures erlebt, lieber George, aber lieber Freund, ich bin nicht schlechter geworden, das sei Dir Trost. Unsere Magdeburger, Altmärker, Halberstädter an Jerome. Ist es zum Überleben, George?“

Seit jener Zeit begriffen die Preußen, daß ihre Königin eine Märtyrerin ihres Landes geworden war. Sie selbst bekannte kurz vor ihrem Tode ihrem Vater: „Opfer und Aufopferung ist mein Leben.“ Wie sie gebangt und gelitten hat um Preußens willen, das lehren die neu erschlossenen Quellen erst mit erschütternder Macht. Lange wirkte sie einträchtig und verständnisvoll mit Stein zusammen und ermöglichte den Verkehr dieses nur allzu heftigen Staatsmannes mit dem Könige. Ja sie hat gleich zu Beginn des Wiedereintritts Steins eine Krisis verhindert. Freilich kam es schließlich zu Verstimmungen zwischen ihr und dem Freiherrn, an denen sie nicht unschuldig war. Sie standen im Zusammenhang mit dem Rücktritt des Reorganisators Preußens im November 1808. Entscheidend wurde freilich für diesen Rücktritt in der Folge die durch das Bekanntwerden des Briefes Steins an Wittgenstein geschaffene Lage, die sich immer ungünstiger für den Freiherrn zuspitzte. Es ist lächerlich,

angesichts der Haltung Luisens bei dieser Sache von Intrigenhaftigkeit ihrerseits zu sprechen. Wer ihre Briefe kennt oder beispielsweise ihren Brief über die Philosophie des reinen Herzens gelesen hat, der vermag das nicht. Diese Briefe werden in Zukunft das Entzücken aller Menschen sein, die für Natürlichkeit, Frohsinn, Lebendigkeit der Empfindung und Seelengüte noch einen spärlichen Rest in sich bewahrt haben. Niemand wird sich der Erkenntnis verschließen, daß es sich an dieser Frau ergreifend bewahrheitet, was sie selbst einmal gesagt hat: „Gott hat die schönen Lignamente tief in unser Herz eingegraben, und man muß nur diesen folgen, um auf dem rechten Wege zu bleiben.“ Wenige Frauen haben eine solche Genialität des Gefühls bewiesen wie Luise. Wie würden die großen Geister des Volkes, denen schon vor einem Jahrhundert warm zu werden pflegte, wenn man ihrer gedachte, so auch Altmeister Goethe, der in ihr einst ein „göttliches Bildchen“ sah (man denke ferner nur an Scharnhorst und Gneisenau, an Fichte und Schleiermacher, an W. v. Humboldt und Friedrich Gentz, an den Chor der Sänger Schenkendorf, Fouqué, Stägemann, Arnim, Körner), sich erfrischt haben an diesem Born sonnenklaren und lebensprudelnden Menschentums, der aus den Briefen der preußischen Königin rinnt.

Am Schluß ihres Daseins war es Luisen vergönnt, ihr Leben zu krönen durch zwei entscheidungsschwere Eingriffe in die Geschicke des preußischen Staates. Sie war es, die den Staatsmann an die Spitze der Geschäfte zurückführte, der nach der Ächtung Steins der geeignetste war, um Preußen wieder emporzuführen, Hardenberg, und die die drohende Abtretung Schlesiens verhindert hat. Darum durfte der Dichter der Hermannsschlacht ihr im Dezember 1809 bei ihrer Rückkehr nach Berlin ahnungsvoll entgegensingen:

> Wir sahn dich Anmut endlos niederregnen,
> Daß du so groß als schön warst, war uns fremd!

Und ein anderer Genius, der hundertmal das treffendste Wort gefunden hat, Blücher — auf die Orthographie kommt es beim Genius bekanntlich nicht an — sprach der Nation aus der Seele, als die Kunde von Luisens Tode durchs Land zuckte: „Wenn die Welt in die Luft flöge, mir wär's recht.“

Es ist der Instinkt der Gemeinheit, der es heute wagt, die sittliche Hoheit dieser Frau durch allerlei verlogene Angriffe zu besudeln. Nirgends tritt es so handgreiflich zutage, daß sich keine guten Kräfte in der Sozialdemokratie regen, als in diesen Versuchen, dem preußischen Volke die weihevollsten Erinnerungen und die geliebtesten Menschen zu verunglimpfen. Wir halten es mit dem Worte Luisens: „Es kann nur gut werden durch die Guten.“

Herman v. Petersdorff



Ignaz Auer †

Er war ein Mann von Gemüt und Geist. Da wird für den Toten wohl auch der „Türmer“ eine Seite haben. Um seine Bescheidenheit und gänzliche Freiheit von Eitelkeit hat ihn ein wohlbekannter sozialdemokratischer Parteiführer des Südens einst geradezu beneidet. Wer aber Geist und Gemüt besitzt und dazu jegliches Selbstgefallen abgelegt hat, der sieht hinein in die Menschen und die Dinge. Und wenn ein solcher Mann in einer Partei voller entfesselter Kräfte, wie es die Sozialdemokratie ist, sich eine leitende Stellung erobert, so

kann sein Leben nur ein langes, qualvolles Sichopfern gewesen sein. In seinem Herzen muß aber zugleich der Glaube an die Sache als unauslöschbare Glut gelebt haben. So unauslöschbar, daß der Verstorbene die sich glaubenssicherer dünkenden und gerne davon redenden Parteigenossen mit dem an ihrer Fahne „baumelnden Endziel“ verspotten konnte. Das hat man ihm, dem Gläubigsten, als Unglauben ausgelegt. Auers Begeisterung für das Ideal der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung war so reiner, keuscher Natur, daß er sie immer ängstlich verbarg, selbst auf die Gefahr hin, daß man ihn völlig verkannte. Was ihm häufig genug passierte. Er hatte die Gewohnheit vieler feinfühliger Menschen, das Schaf im Wolfspelz zu spielen. Er konnte tun, was Goethe von Lessing sagte: seine Würde niederlegen, weil er sich jederzeit imstande fühlte, sie wieder aufzunehmen, wenn es ihm nötig schien. Und wenn er das tat — was einige Male auf Parteitagen und im Reichstag geschah —, dann erlebten die Zuhörer einen elementaren Ausbruch einer großen, sich selbst in Banden haltenden Menschenseele. Er besaß die Gabe, inmitten eines erbitterten Streites um die Grammatik oder die Theorie der Partei schlichte, ohne Pathos vorgetragene, aber erschütternde Herztöne anzuschlagen, welche die Streitenden wieder zur Besinnung brachten. Seine Größe lag darin, daß er, ausgestattet mit den intellektuellen Fähigkeiten, dem Temperament und der äußeren Erscheinung zu einem Parteiführer ersten Ranges, auf allen Führerglanz verzichtete, sich mit der Stelle eines „Halben“ begnügte, eines Mentors, der stets zwischen den streitenden Brüdern stand, beschwichtigte, schlichtete, einigte, und wie das gewöhnlich so der Fall ist, dafür von beiden Seiten die Prügel erhielt. In seinem Herzen kreuzten sich während drei Jahrzehnten alle Linien der inneren Parteikämpfe, und er hat diese Kämpfe still und mutig ertragen. Viel half ihm dabei sein sonniger Humor, den er auch nach dem schlimmsten Wetterleuchten immer wieder scheinen ließ. Die lange Peitsche seines Spotts wurde zum Schluß immer zu einem Lasso, mit dem er alle Widersacher liebenswürdig einfing und vereinigte. Ohne diese große Gabe wäre er Gefahr gelaufen, den Weg der Verfemten gehen zu müssen. Seine Neigung zu Scherzen, wenn er hätte weinen mögen, hat ihn in den Ruf eines Zynikers und abgebrühten Diplomaten gebracht. Er war es so sehr, daß er einst in einer Rede, in welcher er sein und seiner Jugendgespielen Kinderelend in seinem niederbayrischen Heimatsdorfe schilderte, von der Bewegung übermannt wurde und nicht mehr weiter sprechen konnte, so daß ein Freund die Rede zu Ende bringen mußte. So überzart war das Gemüt dieses blonden Hünen, in dessen Gesicht die Lichter eines wehmütigen Humors und die Schatten eines liebenswürdigen Ernstes wechselten und den unbeugsamen Willen der harten Stirne milderten. Vom Dogmatiker und Fanatiker hatte er rein nichts, und mit treffendem Humor hat Viktor Adler in der Wiener Arbeiterzeitung Auer, zwischen Bebel und Liebknecht gehend, also geschildert: Prophete links, Prophete rechts, das Weltkind in der Mitten.

Auers große Bedeutung bestand darin, daß er, reiner als alle sonstigen Führer der Sozialdemokratie, den Typus eines neuen modernen Arbeiterführers dargestellt hat. Er setzte den triebartigen Kräften des Gesamtwillens der aufstrebenden Arbeiterschaft seinen zügelnden Eigenwillen entgegen. Er ließ sich von der Welle der großen Volksbewegung nicht nur tragen, er teilte sie mit kräftigem Arm, wo es ihm nötig schien. Ein Gegner hat ihn einst den „heimlichen Kaiser der Sozialdemokratie“, genannt. Daran war viel Wahres,

wenn man das Wort richtig verstehen will. Aber auch ein Mensch von Auers Kräften wird bei einer so gewissenhaften Auffassung seiner Führerpflichten schließlich aufgerieben. Das war sein Los. Es war auch eine Naturnotwendigkeit, die unvermeidliche Wirkung ungleicher Kräfte. Es wäre töricht, dies beklagen zu wollen. Schließlich ist die Selbstopferung immer noch das sicherste Zeichen wahrer Größe. Auer hat dieses Kreuz getragen. Das Schicksal hat ihn an seinen Platz in der modernen Arbeiterbewegung gestellt, und ohne nach links oder rechts zu schielen, ist er stark und treu diesen seinen Weg gegangen. Und daß er dabei ein großer, gütiger Mensch geblieben ist, das ist noch das Beste in seinem arbeitsreichen, freudearmen Leben gewesen.

Anton Fendrich

* * *

Ein Idealist war Auer zweifellos. Wie wenig er aber zu den Orthodoxen der Partei gehörte, mag eine interessante Erinnerung beleuchten, die Adolf Damaschke in seiner „Volksstimme" erzählt.

„Es mögen etwa sechs Jahre her sein," schreibt Damaschke, „da saßen wir mit einigen gemeinsamen Bekannten zusammen. Ignaz Auer versuchte, mich für die Sozialdemokratie zu gewinnen: ‚Es sind jetzt ein paar Theologen zu uns gekommen. Na, die Pfarrer stelle ich am liebsten alle in eine Ecke. Aber mit Ihnen möchte ich doch einmal ein ernstes Wort sprechen. Sie meinen es doch mit dem Volke ehrlich. Was wollen Sie sich mit Ihrer Bodenreform in der bürgerlichen Gesellschaft abquälen? Da denkt ja zuletzt doch nur ein jeder, wo und wie er ein Profitchen herausschlagen kann. Kommen Sie zu uns! Die Arbeiter sind die einzigen, auf die man sich bei einer ernsthaften sozialen Arbeit wirklich verlassen kann.' Ich antwortete: ‚Abgesehen von allen politischen und religiösen Fragen, kann ich nicht zu Ihnen kommen, weil mir das Endziel des Marxismus: die Zentralregelung der Produktion und Konsumtion weder möglich, noch auch nur wünschenswert erscheint.' Da kam die klassische Antwort von Ignaz Auer: ‚Zentralregelung der Produktion und Konsumtion? Na, welcher vernünftige Mensch will denn das?' ‚Erlauben Sie, Herr Abgeordneter,' mischte sich da der bekannte Theoretiker Dr. Konrad Schmidt ins Gespräch, ‚das ist in der Tat der Kernpunkt, der uns volkswirtschaftlich von der Bodenreform trennt'. Auer stand auf, machte eine Handbewegung gegen die Stirn, die gewöhnlich nicht als Ausdruck besonderer Hochachtung aufgefaßt wird, und sagte: ‚Ihr Theoretiker!' und ging mit großen Schritten ins Nebenzimmer."



Großtaten und Fortschritte der modernen Chirurgie

„Vor Lister glich der Operateur dem Kartenspieler, der ein Spielball des Glückszufalls ist." Treffend hat einst Ernst von Bergmann, der anerkannte Führer der deutschen Chirurgie unserer Tage, so den Wert von Listers großer Erfindung, der antiseptischen Methode, gewürdigt, auf der die gewaltige Entwicklung der modernen Chirurgie beruht. Ein grausames Geschick hat den deutschen Meister gerade in den Tagen hingerafft, als die Ärztewelt

und die gesamte Kulturwelt sich anschickte, dem englischen Altmeister zu seinem 80. Geburtstage am 5. April huldigend zu nahen. Beider Namen aber werden als die großer Wohltäter der leidenden Menschheit im Gedächtnis der Nachwelt leuchtend fortleben. Als Lister im Jahre 1867 mit seinem neuen Verfahren zuerst an die Öffentlichkeit trat, war die Chirurgie schon durch die Auffindung der betäubenden und schmerzstillenden Mittel, insbesondere des Chloroforms und des Äthers, in eine neue Ära getreten. Um so peinlicher empfanden die Chirurgen das Wüten der Wundkrankheiten, der Blutvergiftung, des Hospitalbrandes, der Wundrose und des Wundstarrkrampfes, gegen die man scheinbar machtlos war. Lister selbst verlor als Professor der Chirurgie in Edinburg und Glasgow trotz aller Vorsicht zahlreiche glücklich Operierte. Da führten ihn die Forschungen Pasteurs auf den rechten Weg. Pasteur wies nach, daß in der Luft befindliche Kleinlebewesen die eigentlichen Fäulniserreger sind, und auf seine Untersuchungen baute Lister sein System auf.

Lister selbst schrieb im Februar 1874 an Pasteur: „Ich weiß nicht, ob Ihnen die Annalen der britischen Chirurgie jemals vor Augen gekommen sind. Falls Sie sie gelesen haben, haben Sie dort von Zeit zu Zeit Nachrichten über das antiseptische System finden müssen, das ich seit den letzten neun Jahren zur Vollendung zu führen suche. Gestatten Sie mir, diese Gelegenheit zu ergreifen, um an Sie meinen herzlichsten Dank zu richten, daß Sie durch Ihre glänzenden Untersuchungen die Wahrheit der Theorie von den Fäulniskeimen erwiesen und mir so das einzige Prinzip gezeigt haben, das das antiseptische System zu gutem Ende führen konnte." Schon lange vor Lister hatte freilich Ignaz Philipp Semmelweiß, der als Märtyrer seiner vielangefeindeten Überzeugung in der Irrenanstalt Döbling bei Wien 1865 starb, die Lehre von der Entstehung des Kindbettfiebers durch Infektion mit Fäulnisstoffen vermittelst der Hände der untersuchenden und behandelnden Personen verkündet. Aber seine Lehre kam erst nach Listers Erfolgen zur Anerkennung, und Lister selbst wußte von ihr nichts, als er mit seinen Gedanken an die Öffentlichkeit trat.

Lister kam also durch Pasteurs Arbeiten auf den Gedanken, daß die in der Luft enthaltenen Keime der niederen Organismen die eigentlichen Eitererreger seien und daß man die furchtbaren Wundkrankheiten, welche Tausende und Abertausende in den Hospitälern dahinrafften, verhüten und abwehren könnte, wenn man diese gefährlichen Keime vor dem Eindringen in die Wunde abhielte. Zu diesem Zweck erfand er seinen „antiseptischen Verband", der auf der Absicht beruht, die Luft von der Wunde gänzlich fernzuhalten oder wenigstens erst nach Abtötung der in ihr enthaltenen Keime durchzulassen. Bei jeder Operation wurde daher der „Karbolspray" angewandt, indem mittelst Zerstäubers die Umgebung des Operationsfeldes und dieses selbst mit Karbollösung geschwängert und nach der Operation ein sehr sorgsamer und komplizierter Okklusivverband um die Wunde herum angelegt wurde. Diese Methode hatte überraschend günstige Ergebnisse für den eiter- und fieberlosen Verlauf der Wundbehandlung und drang allmählich in allen Kulturländern durch. Vor allem waren es deutsche Chirurgen, die sich der Methode bemächtigten und sie weiter ausbildeten, während die englischen Kollegen erst sehr allmählich von ihrem Skeptizismus bekehrt wurden.

Von dem ursprünglichen Listerschen Verfahren ist heute freilich kaum noch etwas außer dem Prinzip der Fernhaltung der schädlichen Bakterien in der

Praxis übriggeblieben. Zuerst wurde der Spray abgeschafft, dann die Karbolsäure durch andere, weniger reizende Mittel ersetzt, und nach und nach fielen alle andern, auch scheinbar wesentliche Bestandteile des Systems. Immer einfacher wurde die Methode, die ja im Grunde genommen lediglich die wirkliche wissenschaftliche Reinlichkeit darstellt. Heute ist man unter Benutzung der durch die Bakteriologen gefundenen Tatsachen dahin gelangt, ohne direkte Anwendung eines antiseptischen Mittels, nur unter sorgfältiger Fernhaltung der Bakterien zu operieren. Die antiseptische Methode ist in die aseptische umgewandelt worden, insbesondere durch Ernst v. Bergmann und seinen Schüler Schimmelbusch. Die Erweiterung unserer Kenntnis von den Krankheitserregern hat gezeigt, daß die Störungen der Wundheilung nicht durch beliebige, sondern durch ganz spezifische Mikroben zustande kommen, und daß die Gefahr einer Luftinfektion fast nie vorhanden ist. Darum verwirft man den Karbolspray und achtet dafür um so mehr auf die Desinfektion der Gebrauchsgegenstände sowie der Hände des Operateurs, für die sich ganz spezielle und praktisch erprobte Methoden herausgebildet haben.

Die Aseptik verzichtet im Gegensatz zur Antiseptik auf die dauernde Behandlung der Wunde mit keimtötenden chemischen Stoffen und erreicht den Schutz vor schädlichen Bakterien einfach und sicher dadurch, daß sie die von vornherein keimfreie Wunde durch keimfreien Verschluß und Verband abschließt und so jedes Eindringen von Mikroben ausschließt. Da das Innere des gesunden, nicht infizierten menschlichen Körpers, Blut und Gewebe, stets frei von Bakterien sind, so muß eine derart von der Außenwelt abgeschlossene Wunde auch ungetränkt von antiseptischen Stoffen stets keimfrei bleiben und demnach sicher und ungestört heilen. Das gilt von den Operationswunden, die vom Arzt gemacht werden. Zufällig erworbene Verletzungen dagegen sind fast nie keimfrei und müssen antiseptisch behandelt werden.

Glänzend durchgeführt wurde die aseptische Behandlung in Ernst von Bergmanns Berliner Klinik, deren Leitung der berühmte Chirurg erst kurz vor seinem Hinscheiden niedergelegt hatte. Wie über Lord Lister, so waren über ihn Ehren und Würden die Fülle ausgeschüttet worden, ohne den kraftvollen Mann eitel zu machen. Noch beim Festmahl zu seinem siebzigsten Geburtstag im Dezember sprach er es aus: „Ich bin kein himmelstürmender Pfadfinder, kein unerschöpflicher Erfinder gewesen; in die Reihe eines Lister und Billroth habe ich mich nicht gestellt. Wenn ich etwas geleistet habe, so lag es in der kritischen Reproduktion und in der Liebe zu meiner Kunst, der eines Chirurgen und Arztes. Diese Kunst habe ich geliebt und verehrt, mit jedem Jahrzehnt meines Lebens mehr. Ich liebe sie desto aufrichtiger und inniger, je geringer ich meine eigene Arbeit und Leistung anschlage. Wenn es wahr ist, daß der Glaube an sich selbst die treibende Kraft ist, die alles Gute und Große schafft, so hätte ich nichts schaffen können, denn mir ist vor dieser Gottähnlichkeit stets bange gewesen." In der ärztlichen Kunst, in dem praktischen Schaffen als erfolgreicher und kühner Operateur, als Lehrer ersten Ranges, als energischer Organisator wissenschaftlicher und humanitärer Werke gipfelt danach das Wirken dieser glänzenden und universal vielseitigen Persönlichkeit. Aber auch seine wissenschaftliche Arbeit stellt ihn in die erste Reihe der deutschen Chirurgen; seiner Verdienste um die Aseptik ist eben gedacht worden, aber er wirkte auch bahnbrechend für die Kopfverletzungen und die Umgestaltung der gesamten Kriegschirurgie unserer Tage, und war ein würdiger Nachfolger Dieffen-

bachs und Langenbecks auf dem Berliner Lehrstuhl der Chirurgie. Das Berliner Langenbeckhaus der deutschen Chirurgen, das Kaiserin-Friedrich-Haus für ärztliche Fortbildung, die Berliner Rettungsgesellschaft danken seiner Initiative ihr Dasein. Unermüdlich verfocht er die Interessen seiner Wissenschaft und des ärztlichen Standes nach außen und innen, immer selbstsicher, vornehm und lediglich die Sache im Auge, nötigenfalls auch scharf und schneidig. Ein Sohn des kernigen baltischen Stammes, entstammte er einer Pastorenfamilie, die ursprünglich ostpreußisch, seit Jahrhunderten in Livland saß und tüchtige Männer der Wissenschaft hervorbrachte. Einer seiner Vorfahren stand in Leipzig mit dem jugendlichen Studiosus Goethe einst auf Mensur wegen Annette Schönkopf. Liebevoll hat Ernst von Bergmann seiner Vorfahren in einer Familienchronik gedacht, die sein Motto trägt: „Das Leben soll nicht ein Mittel zum eigenen Glück, sondern eine Aufgabe zum Wohl der andern sein." Der tiefe, sittlich-religiöse Grundzug seines Wesens gab ihm auch die Tapferkeit und Furchtlosigkeit, mit der er dem als unabwendbar erkannten Tod ins Auge sah. Mit ungebrochener Kraft bleibt sein Bild in der Erinnerung der Nachlebenden. Schon 1866 auf den Schlachtfeldern Böhmens und 1870 im Barackenlazarett von Karlsruhe, gemeinsam mit Volkmann und Billroth, hatte er Deutschland als Chirurg gedient, bis er 1878, eben durch die Erfahrungen des Russisch-türkischen Krieges bereichert, von Dorpat dauernd in seine andere Heimat übersiedelte, erst in Würzburg, seit 1882 in Berlin, wo er das Vertrauen dreier Kaiser genoß und reichlich verdiente, und ohne sein Zutun in der Ärztewelt die führende Rolle erhielt, auch als erster Vorsitzender der großen Medizinischen Gesellschaft und des Deutschen Chirurgenkongresses.

Dank der Antiseptik und Aseptik, der Narkose und der zielbewußten Benutzung der neuesten chemischen, physikalischen (man denke an Röntgenstrahlen und Radium) und bakteriologischen Errungenschaften feiert die moderne Chirurgie Triumphe, wie man sie vor einem Menschenalter als unmöglich erklärt hätte. Lange Jahrhunderte hindurch, noch bis ins vorige hinein, wurden die chirurgischen Eingriffe von vielen wissenschaftlich gebildeten Ärzten als ihrer unwürdig und nur für Handlanger geeignet betrachtet. Der Stand der Chirurgen blieb lange Zeit abgetrennt von dem der Ärzte, als eine Art Ärzte zweiter Klasse. Heutzutage ist fast das Gegenteil eingetreten, daß der Chirurg als der vornehmere Arzt betrachtet wird, als eine Art ärztlicher Gardekavallerist; so blendend haben die Erfolge der modernen Chirurgie auf die öffentliche Meinung eingewirkt. Einst hatte Albrecht von Haller als erstes Gebot der Chirurgie gelehrt, daß jeder Schnitt an einem lebendigen Menschen ein Frevel sei (hominem vivum secare nefas!), und noch die weniger messerscheuen Chirurgen des 19. Jahrhunderts, wie Dieffenbach, erklärten, daß der Arzt, der eine Ovariotomie (Eierstockschnitt) vornehme, auf die Anklagebank gehöre; Langenbeck widerriet wegen der starken Mißerfolge, bei Erwachsenen eine Kniegelenksresektion zu machen.

Heutzutage gibt es kaum eine Gegend des menschlichen Körpers, kaum ein Organ, in das nicht das Messer des Chirurgen oftmals lebensrettend eindringt. Heute werden Hunderte von Ovariotomien ohne einen Todesfall, sogar Gebärmutter-Entfernungen in großer Zahl ohne Todesfälle ausgeführt, Kniegelenksresektionen mit bestem Erfolg gemacht, ja man dringt bei Gehirnverwundungen in das Hirn ein, entfernt den Fremdkörper und heilt die Verletzungen. Magen, Leber, Nieren, selbst das Herz wird dem chirurgischen Eingreifen unter-

worfen. Auf dem letzten Chirurgenkongreß konnte Prof. Rehn über 124 Fälle von operativer Freilegung des Herzens und Anlegung einer Wundnaht nach Herzverletzungen, von denen die Hälfte einen glücklichen Verlauf nahmen, berichten.

Auch dem neuberufenen Nachfolger Ernst v. Bergmanns, Prof. Bier, bisher in Bonn, ist mit seiner Stauungsbehandlung ein bahnbrechender Fortschritt in der modernen Chirurgie geglückt. Er ging von dem Gedanken aus, daß die Entzündung ein natürlicher Abwehrvorgang des Organismus gegen eingedrungene Giftstoffe ist, und sah von Hochlegung und Kühlung der erkrankten Stellen ab; er führte im Gegenteil durch elastische Binden oberhalb der betroffenen Stelle oder besondere Saugapparate eine Blutüberfüllung und Stauung an der erkrankten Stelle künstlich herbei und hatte namentlich bei Karbunkeln, Furunkeln und Gelenksentzündungen sehr günstige Heilergebnisse zu verzeichnen. Seine Methode ist bereits Gemeingut der Ärztewelt, zumal sie in eminentem Sinn erhaltend (konservativ) ist. Ernst v. Bergmann hat also einen würdigen Nachfolger von Weltruf erhalten.

Dr. med. Georg Korn



Die Erziehungsschule

Das pädagogische Problem steht in Deutschland seit der Begründung des neuen Reiches auf der Tagesordnung. Sehr begreiflich! Handelt es sich doch um nichts Geringeres, als die Art der Jugendbildung den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umwälzungen des letzten Menschenalters anzupassen. Ein Zweifel kann darüber kaum bestehen, daß mit den Fortschritten auf diesen Gebieten die Reform im Schulwesen bis jetzt nicht gleichen Schritt gehalten hat. Die Meinung, daß mit noch so dankenswerten Verbesserungen im einzelnen wenig gewonnen, vielmehr nur durch neue Grundlagen geholfen werden kann, zieht immer weitere Kreise.

Es handelt sich dabei hauptsächlich um unser Mittelschulwesen, während an die Wurzeln unseres Hochschulwesens kaum jemand die Axt zu legen sich unterfängt. Neuerdings ist von Süddeutschland eine Schrift ausgegangen, die in doppelter Beziehung besondere Aufmerksamkeit verdient. Einmal überrascht sie durch die zugleich wohl erwogene und begründete Kühnheit ihrer Vorschläge. Zweitens trägt sie nicht, wie die meisten derartigen Veröffentlichungen, rein theoretischen Charakter, ist vielmehr aus praktischen Experimenten entsprungen und dient der weiteren Verwirklichung solcher. „Die Erziehungsschule. Ein Entwurf zu ihrer Verwirklichung auf Grund des Arbeitsprinzips“ (mit fünf Vollbildern. Julius Hoffmann, Verlag, Stuttgart) lautet der Titel. Der Verfasser, Dr. Ernst Kapff, hat als Rektor einer Reformanstalt in Wertheim a. M. seine Erfahrungen gesammelt und trägt sich damit, in dem Stuttgarter Villenvorort Degerloch ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen.

Es gehört Mut dazu, sich mitten in den Rachen des humanistischen Löwen hineinzuwagen. Württemberg, das privilegierte Land der Magister von alters her, hat die merkwürdigsten Gewohnheiten eines wieder zur Scholastik ausgearteten Humanismus bis in die Gegenwart herein konserviert. Nicht als ob die Gymnasien gerade rückständig wären. Wie allerwärts hat man auch hier

den humanistischen Lehrplan einigermaßen nach den Zeitforderungen modifiziert. Ein eigentümlicher Typus von Realgymnasium ist sogar entstanden, der sich in mancher Hinsicht gut bewährt hat. Auch das Realschulwesen hat sich kräftig entwickelt. Aller Staub und Moder eines veralteten Systems ruht dagegen noch auf den sogenannten Landlateinschulen der kleineren Städte. Sie haben hauptsächlich die Aufgabe der Vorbereitung auf das „Landexamen", dessen glückliches Bestehen die Pforte zum Paradiese der kostenlosen Seminarerziehung erschließt. Da der Andrang außer Verhältnis zu den zu vergebenden Freiplätzen steht, so ist ein Leib und Seele der Knaben gefährdender Geistesdrill in Schwang, um den hochgeschraubten Anforderungen jener oft über ein ganzes Lebensschicksal entscheidenden Prüfung zu genügen. Die Philologen sind in Württemberg noch nicht ausgestorben, die ihren ganzen Ehrgeiz darein setzen, tüchtige Landexamenseinpauker zu sein und ihre Schüler „durchzubringen", womöglich den „Primus" unter den Examinanden zu liefern. Das Schlimmste ist, daß um der wenigen willen, die sich auf den Eintritt ins Seminar vorbereiten, alle übrigen, die der Lehrer nur so als Mitläufer betrachtet, gezwungen werden, sich einen für sie ganz wertlosen humanistischen Wissensballast anzueignen. Solange die — übrigens recht zweifelhafte — Wohltat des Seminargenusses nicht von andern Bedingungen als einem grausamen Examen abhängig gemacht wird, ist an eine Gesundung des württembergischen Mittelschulwesens nicht zu denken.

Aber gerade diese eigentümlichen Zustände haben es bewirkt, daß es im Lande zahlreiche Freunde radikaler Reformen gibt. So wird das Kapffsche Unternehmen auch gewiß über kurz oder lang verwirklicht werden. Man wird es als eine Versuchsstation zu betrachten haben, die als solche unter allen Umständen Nutzen stiften wird, gleichviel welches Maß von äußerem Gedeihen ihr beschieden ist.

Kapff will an Stelle der bisherigen nach der Schablone arbeitenden Lernschule eine die Individualität der Zöglinge ausgiebig berücksichtigende Erziehungsschule setzen. In dieser soll die Vermittlung eines bestimmten Maßes von Wissen, die das Alpha und Omega jener bildet, erst an letzter Stelle stehen. Der bisher in Deutschland ausschließlich maßgebenden passiven Erziehungsmethode soll die in England auf die Spitze getriebene aktive als gleichwertig an die Seite treten. Es kommt eben nicht darauf an, die Jünglinge mit möglichst viel unverdaulicher Gelehrsamkeit vollgepfropft aus der Schule ins Leben zu schicken, vielmehr mit gefestetem Charakter und hellem Blick für die praktischen Anforderungen des Lebens.

Daß ein Charakter nur gebildet werden kann durch strenge Erziehung zu ernsthafter Arbeit, daß man die Arbeit nur an gewissen energisch erfaßten Wissensdisziplinen lernen kann, verkennt natürlich auch Kapff nicht. Der Unterbau seiner aus drei Stufen mit je drei Jahresklassen bestehenden Reformschule ist lateinlos. Vom Mittelbau ab gabelt sie sich in eine realgymnasiale Abteilung (Latein obligatorisch, Griechisch fakultativ) und in eine reale. Den Naturwissenschaften wird auf allen Stufen besondere Bedeutung eingeräumt. Als zweite Zentralgruppe gilt auf der Unterstufe die deutsche Sprache; auf der Mittelstufe treten neben den Fremdsprachen auch die historischen Fächer (einschließlich Religion) in ihre Rechte, die anfänglich nur bei Gelegenheit des deutschen Unterrichts gelehrt werden. Kunsterziehung, Leibesübungen, Schülerwerkstätten, Exkursionen, Besichtigungen gewerblicher Betriebe und dergleichen

spielen im Beschäftigungsplan eine wichtige Rolle. Dem „erziehlichen Unterricht" gesellt sich ergänzend die „außerunterrichtliche Erziehung" bei, die einerseits Lehrer und Schüler, andererseits Schule und Haus in engere Beziehungen bringen soll. Doch gewinnt man von ihrer Organisation aus der Kapffschen Schrift keinen vollkommen klaren Begriff.

Die Erziehungsschulen sind als Privatunternehmungen gedacht, für die jedoch der Staat um möglichst weitgehende materielle und moralische Unterstützung angegangen werden soll. Als Form wird die Genossenschaft m. b. H. empfohlen, und dementsprechend ist in Stuttgart bereits ein „Eingetragener Verein Reformschule Degerloch" entstanden, durch den die neue Degerlocher Erziehungsschule betrieben werden soll. Diese Art der Organisation bringt es mit sich, daß die Eltern oder ihre Vertretung ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Auf solche Weise kann die Kluft zwischen Schule und Familie ausgefüllt werden, und es ist zu erwarten, daß sich dabei diese beiden Gewalten, die bei der gegenwärtigen Jugenderziehung oft genug einander entgegenwirken, in die Hände arbeiten.

Die Gartenviertel der großen Städte betrachtet Kapff als die geeigneten Stätten zur Verwirklichung seiner Pläne. Hier können die Genüsse aller Kulturmittel mit den Vorteilen einer den Körper kräftigenden ländlichen Erziehungsweise verbunden werden. An Stelle des an sich trefflichen, aber auf deutsche Verhältnisse schon seiner Kostspieligkeit wegen nicht übertragbaren englischen Internatssystems soll das Halbinternat gesetzt werden. Die Zöglinge verbringen den Tag über in der Anstalt, wo sie auch die Mittagsbeköstigung erhalten, und kehren am Abend in ihre Familie zurück. Zwei Nachmittage in der Woche sind frei, und an diesen Tagen findet die Heimkehr schon zur Mittagszeit statt.

Das ganze Gelingen dieser Reformpläne hängt in erster Linie von der Stellung ab, die der Staat dazu einnimmt. Denn das Hauptstreben der Reformschulen muß sein, von ihm möglichst weitgehende Berechtigungserteilungen eingeräumt zu erhalten. Dazu wird sich der Staat natürlich nicht eher bereit finden lassen, als bis die neuen Institute ihre Leistungsfähigkeit bewährt haben. Vorderhand handelt es sich darum, daß sich wenigstens der Übertritt aus den Reformschulen in die staatlichen möglichst leicht vollziehen läßt. Denn ohne diese Sicherheit werden nur wenige Eltern ihre Söhne einem solchen Privatinstitut anvertrauen wollen. Kapff hat denn auch vorsichtigerweise seinen Lehrplan einem der bestehenden Schultypen angepaßt, und zwar dem Reformrealgymnasium mit Realschule.

Die Erziehungsschule will auf sämtliche höheren Berufe vorbereiten, und sie bezweckt gerade, daß die Berufswahl bis zum Verlassen der Schule hinausgeschoben werden kann. Das schließt jedoch nicht aus, daß sie außerdem für verschiedene Berufsarten eine besonders geeignete Vorbildung gewährt. Kapff rechnet darunter namentlich die der Pflanzer und Farmer in unsern Kolonien. Es ist in der Tat ein unleugbares staatliches Interesse, daß Institute vorhanden sind, die ein heranblühendes Geschlecht, das dazu ausersehen ist, das Deutschtum außerhalb Deutschlands zu Ansehen und Einfluß zu bringen, zu dieser schweren und wichtigen Aufgabe gründlich erziehen. Doch auch von diesem Sonderfall abgesehen, muß dem Staate, der sich nun einmal selbst auf gewagte Experimente nicht leicht einlassen kann, daran gelegen sein, daß von privater Seite solche Versuche unternommen werden, deren Erfahrungen auch dem staatlichen Schulwesen zugute kommen müssen. Man darf also die Erwartung hegen, daß den

Kapffschen Bestrebungen von oben herab nach Möglichkeit Vorschub geleistet wird. Von der Theorie zur Praxis ist freilich ein weiter Schritt. Es muß sich erst zeigen, wieweit die überaus bestechenden Gedanken der Kapffschen Schrift sich in Wirklichkeit umsetzen lassen. Aber ihre Anregungen werden auch dann nicht verloren sein, wenn sich die auf die Degerlocher Reformschule gesetzten Erwartungen nicht erfüllen sollten. Jedenfalls würde ein Scheitern nicht das mindeste gegen die Verbesserungsbedürftigkeit unseres heutigen Mittelschulwesens beweisen.

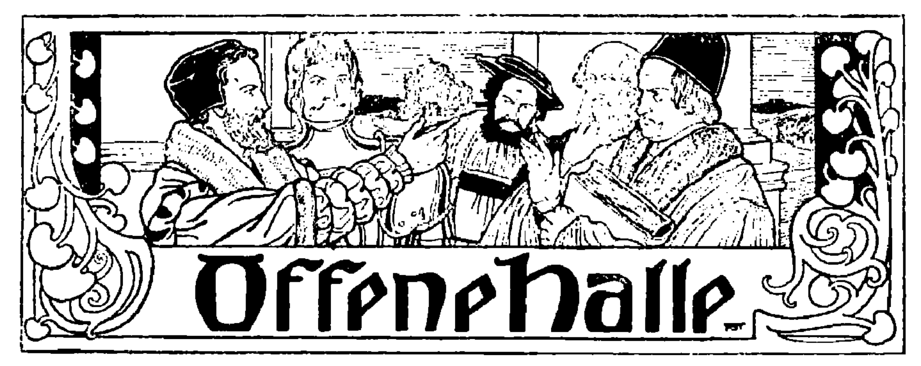
Rudolf Krauß



Das „moderne Weib“

„Jubals Harfe und die Trompeten Jerichos“ wünscht sich ein ungenannter Zeitgenosse in der „Neuen Gesellschaft“, „um deinen Hymnus zu singen, dein brausendes Lob, du ‚modernes Weib‘! — Die allerneueste Erzgans hat mit Hilfe mehrerer Dutzend Romane entdeckt, daß sie erstens eine Individualität und zweitens brachliegende Kräfte besitze. Diese Individualität aber muß unter allen Umständen sehr gehegt und gepflegt werden, damit die böse Welt auch dran glaube — und einen Strich ins Lasterhafte muß sie haben, damit die Modernität zweifelfrei ist. Da alle Individualität bei ihr auf das Körperliche gestellt ist, erdenkt sie sich eine Frisur, die Eigenart und Laster markiert. Ihren Körper hüllt sie in phantastische, mehr anekdotisch als künstlerisch wirkende Gewänder und gleitet überall dort heran, wo es ganz besonders ‚exklusiv‘, ‚intim‘ und ‚artistisch‘ zugeht, d. h. also, wo der spezifisch berlinerische Kunstsnobismus ganz besonders üppig ins Kraut schießt. Gefährlicher ist ihr Tatendrang, der auf keinerlei Voraussetzungen fußt. Sehr oft dichtelt sie, oft malt sie. Musik wird als zu banal empfunden. Diese gereimten und gemalten Unglücksfälle finden stets freundwillige Veröffentlicher, weil sie doch sooo ‚interessant‘ ist und es doch ‚gar nicht nötig hat‘. Manchmal aber sind ihre seelischen Qualitäten so ungeheuer differenziert, daß sich dieser Reichtum nicht in die Begrenztheit einer künstlerischen Betätigung zwingen läßt. In diesem Fall betätigt die Erzgans ihre ‚brachliegenden Kräfte‘ und ihr erlebnishungriges ‚Weibtum‘ in der Rolle der Egeria. Und blasse Jünglinge mit Weltschmerzlocken lassen sich von ihr inspirieren zu tiefgründigen Exkursen über das ‚Rätsel des Weibes‘. Mit Vorliebe gehen sie an ihr zugrunde, um einen Vorwand zu haben, der argen Welt ihre Arbeitskraft zu entziehen und in Kaffeehäusern Schwermut zu mimen ...“





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zum Christustypus

Eine Umfrage

II.

Ludwig Fahrenkrog hat in diesen Blättern die Frage aufgeworfen: Ist der herkömmliche Christustyp echt? Versteht man „echt“ im Sinne von „historisch richtig“, so ist die Frage natürlich zu verneinen: wir haben kein Bildnis des Jesus von Nazareth. Jahrhundertelang hat die Christenheit nach einem solchen gar nicht gefragt. Was kümmerte sie das Aussehen einer Persönlichkeit, die dem Gläubigen kein menschliches Individuum, sondern ein allgegenwärtiges Gottwesen war? So blieb der Kunst, die sich später dieses Gegenstandes bemächtigte, nur übrig, ein Idealbild zu schaffen. Sie hat es getan, wie sie mußte. In den römischen Katakomben erschien Christus als bartloser Jüngling, ein antiker Halbgott, das verirrte Schaf auf der Schulter tragend, oder im Gewande des Orpheus. In Byzanz aber setzte man in die Altarnischen und Triumphbögen der prunkvollen Kirchen das starre Bild des Himmelskönigs, ein in die Wolken erhobener Cäsar an Gesicht und Kleidung. Dieser byzantinische Typus des Mannes mit dem gescheitelten Langhaar und dem spitzen, geteilten Vollbart ist durch die Jahrhunderte gewandelt, hat in der Renaissance seine Auferstehung zu klassischer Schönheit gefeiert und sich auch in den Kirchen der Reformation bis auf den heutigen Tag als der allein „kirchliche“ erhalten. Selbst Uhde, Stuck, Zimmermann, Max, Thoma, Klinger, die nicht zum kirchlichen Gebrauche malten, haben die kunstgeschichtlich überkommene Christusmaske beibehalten; selbst Gebhardt, der auf seinen religiösen Bildern mit Vorliebe in bartlose Mannesgesichter seine tiefsten Empfindungen hineinlegt, hat seinem deutschen Heiland stets das Erkennungsmerkmal jenes typischen Antlitzes gegeben. Freilich haben diese Künstler der Neuzeit das Christusbild in einer nie dagewesenen Weise seelisch bereichert. Sie haben gewagt, einen vollen Menschen darzustellen, den allein seine geistige Herrlichkeit erhöht. Und zwar nicht nur stille Majestät, weiche Sanftmut, die den Künstler bald zum Leblosen, bald zum Süßlichen verführt. In dieser modernen Christusgestalt pulsiert ein eigenpersönliches Leben. Es versteht sich von selbst, daß diese Beseelung aus der Brust des Künstlers stammt, daß sein Christus also die geistigen Züge dessen trägt, der ihn schuf. So erscheint denn der Mann

von Nazareth hier als proletarischer Held der Armen, dort als feinsinniger Herold der Liebe, dort als weltumstürzender Feuergeist, dort als ekstatischer Seher, dort als grübelnder Gedankenmensch. Es ist dieselbe Verschiedenheit der Prägung, die die dichterischen Jesusbilder eines Rénan, Rosegger oder Frenssen zeigen. Allerdings — ein neuer Christus*typus* ist damit nicht geschaffen worden. Diese Aufgabe dürfte überhaupt unlösbar sein. Es sei denn, daß uns ein Künstler erstände, der kraft seiner Phantasie ein neues Christus*dogma* versinnlichte. Mag die Entstehung eines solchen nicht undenkbar sein, so lehrt indessen die Geschichte, daß hier die Theologie immer der Kunst vorausgegangen ist ..., wobei denn jene noch recht lange auf sich warten lassen dürfte.

Aber Fahrenkrog ist es augenscheinlich auch nicht um die Hervorbringung eines *neuen* Christustypus zu tun, als vielmehr um die Berechtigung, von dem *alten abzuweichen*. Und dieses Recht kann nur gedankenlose Verehrung des Hergebrachten — leider in der Religion nichts Seltenes! — dem Künstler weigern. Wollte Gott, unsere Kirchen trügen über den Altären und an den Wänden die religiösen Gesichte der Kunstpropheten unsrer Tage, die uns einen so kraftvollen Christus auf neue Weise vor die Seele stellen! Ja, schafft nur, ihr Künstler, wes Geistes Kinder ihr auch im übrigen sein mögt, schafft uns ein jeder *seinen* Christus! Malt, meißelt, dichtet, setzt ihn in Tönen in die Welt! Keine von diesen Gestalten wird auch nur einen von uns voll befriedigen — aber jede wird jedem etwas zu sagen haben. Und von tausend Kristallflächen strahlt das Sonnenbild dessen zurück, der uns vorschwebt als des Menschentumes Vollendung, der Gottheit reines Gefäß; als das, was wir alle sein sollten, wonach wir uns sehnend strecken! Ein jeder braucht *seinen* Christus, der seines Bruchteilwesens Supplement ist!

Auch Fahrenkrog, der Künstler, trägt den seinen in der Seele. Es ist im besonderen der Christus, in dem sich heroische Energie mit lauterem Willen paart. Und wahrhaftig, gerade dieses Bild tut uns not nach all dem Empfindsamen, was man uns in fälschlich benannter „nazarenischer“ Kunst so lange geboten hat! Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß auch dieses Bild des einsam Großen, der „nicht Frieden brachte, sondern das Schwert“, einseitig ist. Mit Recht erweist es Fahrenkrog aus der Bibel. Aber er wählt seine Belegworte aus, und es ist bezeichnend, daß er nur die drei ersten Evangelisten reden läßt. Der Christus des ganzen Testamentes trägt noch andere Züge. Auch die ersten Christusdarsteller waren Menschen der Einseitigkeit.

Es ist auffallend, wie großen Wert Fahrenkrog auf die Behauptung legt: „Jesus trug keinen Bart und das Haar kurz geschnitten.“ Darüber wissen wir nichts. Wahrscheinlich war Jesus kein Nasiräer. Aber auch wenn er nicht zu denen gehörte, auf deren Haupt keine Schere kam, muß er das Haar darum „kurz“ getragen haben? Und was seine Barttracht anlangt, so beweisen späte Phantasiebilder (auch das viel mißbrauchte des legendenhaften Abgar von Edessa) weder für noch wider etwas. Noch viel weniger der Vergleich mit Cäsar, Moltke, Luther u. a. Sich bartlos tragen oder nicht, war immer Sache der Mode. Überdies, was hat *künstliche* Gestaltung des Gesichts mit innewohnender Mannhaftigkeit zu tun?

Laßt, ihr Bildner, doch überhaupt den *geschichtlichen Jesus* nicht über euch herrschen! Den *Christus* sollt ihr uns zeigen, der ihm entstieg, da er „verklärt ward“ vor den Augen der Seinen! Schon arbeitet man daran,

Max Liebermann  Arbeiter im Rübenfeld

sogar einen Bismarck über das Zufällig-Menschliche hinaus zu dem zu steigern, was er, metaphysisch betrachtet, war: der Genius deutscher Kraft! Und ihr müht euch um einen geschichtlich treuen „Jesus von Nazareth"?

Aber Fahrenkrog redet ja nicht nur — er bildet. Und welch ein Christus ihm im Innersten lebt, sagt sein Stift deutlicher, als seine Feder. Da blickt er uns an, der Mann mit den derben Zügen, der Handarbeiter, in dem jetzt nur noch die Seele arbeitet. Er ist im Begriff, zu predigen von dem Gott, der in ihm glüht. Noch hat er den Mund nicht geöffnet, diesen Mund voll schmerzlicher Entsagung. Seine Augen flammen den Menschen entgegen, Augen, die da zürnen möchten über der Menschen Erbärmlichkeit, aber den Zorn verdrängt unaussprechliches Mitleid, und das Mitleid löst sich in verstehende Liebe. Auf der mächtigen Stirne grollt es, aber wir sehen's, er wird nur rufen: „Her zu mir!" mit der rauhen Stimme des Retters, der den Gleitenden vom Abgrunde reißt. Aber diese herbe Größe, die sich vor nichts Menschlichem beugt, neigt sich herab zu dem Schlicht-Einfältigen, das noch Sehnsucht und Ehrfurcht und guten Willen hat. Da steht der Prediger im weißen Talare und drückt ein Kind an sich, das Schutz bei ihm sucht vor der gemeinen Welt. Ihm nach drängen sich die Niedrigen und die Armen. Auf der anderen Seite die hohnlachenden Mienen der üppigen Sinnlichkeit, des Pfaffenhochmutes; der Lebemann, der eben von lustiger Tafel aufgestanden, der flüchtende Gelehrte mit dem weiten Ideengang und dem verknöcherten Herzen. Er aber, der Schirmherr der reinen Gemüter, streckt seine schmale, vom Geist durchbebte Hand gebietend aus: „So ihr nicht werdet wie Kinder ..."

Nun hängt er am Kreuze, den Kopf gesenkt, todmüde von unsäglicher Arbeit. Er hat sein letztes Wort an die Welt gesprochen, jetzt gilt es nur noch: sterben. Düster wallen die Nebel um ihn, er aber wartet stumm auf den Schlag von oben, der Erlösung bringt, gehorsam dem, der ihn so weit getrieben. Die ganze Welt mit ihrer blinden Bosheit — sie hat ihn nicht übermocht.

Noch einmal schwebt die größte Vision, die der Menschheit zuteil ward, auf dunklem Kreuzesschatten: das Haupt voll Blut und Wunden. Gräßlich zerrissen die zermarterte Stirn; wortlose Qual auf den Lippen. Nur die Augen leben noch. Aber sie rufen nicht Wehe über die Mörder, sie klagen nicht einmal an. Sie sind nur ein Abgrund von Schmerz, an dem niemand vorüberkommt, der Menschenherz in der Brust trägt. Was Schicksal bedeutet, was Gott ist, was Tod und Leben soll — das ist hier die Frage, und sie zwingt uns mit bannendem Blick, daß wir um Antwort kämpfen.

Wir aber danken dem Künstler diesen ungewöhnlichen Christus: nicht nur, weil der sittliche Heros hier in neuer Gestalt erscheint; vor allem, weil er uns überzeugt. Denn auch dieser Christus ist echt.

Berlin — Walther Nithack-Stahn

* * *

Bisher gehörte der Christus vorzugsweise den Gläubigen: den wohlhabenden, weil er für sie die Besitz- und Freudelosen von allerlei Gewalttaten zurückhielt; den armen, weil er ihnen für alle Entbehrungen hinieden reichliche Entschädigung im himmlischen Jenseits versprach. Der soziale Christus ist's, dem unsere Kirchen huldigen. Tatsächlich hört man nicht selten im Gottesdienst, besonders dort, wo der Geistliche Sinn hat für den Wert der irdischen

Güter, den ebenso richtigen als zweifelhaften Satz, daß Reichtum ein Segen Gottes für ein IHM wohlgefälliges Leben sei, Armut aber ein Prüfstein auf die Berechtigung zur Seligkeit. Damit hält man müde Bauern, Taglöhner und Knechte in entlegenen Nestern friedlich beisammen: die mangelhafte Bildung und die schwere körperliche Arbeit läßt sie nicht zur Nachprüfung dieser Sätze und des entsprechenden Christusbildes kommen. Der natürliche Mensch sehnt sich nach dem, was er nicht hat und nicht ist. Also schuf er sich einen Christus, der der „schönste" Mensch war, der jedenfalls das Gegenteil von dem war, als welcher der hart arbeitende Bauer und Handwerker, Taglöhner und Knecht dasteht: ein Wesen mit mehr weiblichen als männlichen Zügen. Lediglich, um den Sohn Gottes in Erscheinung zu bringen, setzte man ihm den Bart an, den Bart als Zeichen des Mannes.

Unzweifelhaft hat der Bart des Mannes wie die Mähne des Löwen, der Kamm des Hahnes und das lange Haar des Weibes zuchtwählerische Bedeutung. Die Abneigung des geschlechtlich erwachten jungen Weibes gegen den bartlosen Jüngling hat nicht bloß ästhetische Gründe. Ganz bestimmt spricht noch eine andere Erwägung mit: das Weib liebt den Krieger, den Helden der kräftigsten Tat. Alle tüchtigen Krieger aber gingen bisher im Schmuck des vollen Bartes. Man denke an die Assyrer, Babylonier, Perser, Ägypter bei den Orientalen, an die Germanen in Europa! Wo die Krieger zur Halbheit des Schnurrbartes kamen, da war ihnen der Schneid des prahlerischen Wortes mehr, als der ernste Wille zur Tat. Und wo der Bart endlich ganz fiel, da wurde der Mann zum Künstler (Griechen) oder zum Sybariten (Römer). Dort aus dem Gefühl des beinahe geschlechtsuntüchtigen oder zwischenstufigen Menschen; hier aus Gründen des häufigen Genusses und der Sauberkeit. Man sehe sich daraufhin die mannbaren Männer an, welche Fahrenkrog auf S. 429 des Novemberheftes nennt! Von Luther, Goethe und Schiller wissen wir, daß sie gesunde Erotiker waren; von Friedrich dem Großen, daß er niemals unempfindlich blieb gegen schöne Weiblichkeit; Napoleon, der seine Josephine beinahe schwärmerisch geliebt hat, wurde später Zyniker und Geschlechtstier; Moltke war wie der alte Fritz und wie Napoleon ein großer Stratege, ein Krieger — und doch erscheinen alle diese männlichen Größen bartlos! Es reizt, bei jedem einzelnen den tieferen Gründen dafür nachzugehen, zu prüfen, ob nicht bei den meisten ästhetische Gründe die Beseitigung des Bartes forderten, z. B. Friedrich der Große und Napoleon waren von mittlerer Gestalt; ein Vollbart hätte sie noch kleiner erscheinen lassen. Goethe, Schiller, Bach, Beethoven, Mozart, Raffael, Holbein standen bei aller Männlichkeit ihres Wesens doch dem Menschen näher als dem Manne. Und das ist das Zeichen des übergeschlechtlichen Künstlers! Womit nicht gesagt sein soll, daß der bärtige Künstler weniger menschlich erschiene, als der bartlose. Im Gegenteil: da er durch die Zuchtwahl gegangen ist, den Mann bewußt betätigt und an ihm gelitten hat — nicht bloß das Weib leidet unter ihrem Geschlecht! —, so ist er uns menschlich um so näher geblieben, menschlich als Leidender!

Der Bart allein scheint mir nicht Merkmal genug für das innerste Wesen des Mannes: die Linien nach dem Bart und Schläfenhaar und besonders die Augen darüber sagen oft tausendmal mehr. Jedenfalls ging mir's bis zur Aufnahme des Fahrenkrogschen Christustyps oft so, daß ich nach einem langen und tiefen Gespräch mit einem Elitemenschen sehr viel über seine Augen wußte, aber nichts über seinen Bart.

Der Christus, den wir wissenden Menschen lieben, ist ein kosmischer Mensch. Ist der Mensch schlechthin. Der Mensch als bewußt gewordenes All. Kind, Kinderfreund und — leidender Gott. Der dem edlen Weibe ebenso nahe steht wie dem sinnenden Manne. Bei dem also ein Hervorheben der Zeichen des Mannes als Geschlechtswesen zwecklos wäre. Ob der historische Christus als Jesus von Nazareth ebenfalls bartlos ging, wie Fahrenkrog scharfsinnig und richtig nachweist, ist gleichgültig, so interessant die angegebenen Gründe auch sein mögen. Wir haben mit Michelangelo das Recht, den großen Menschen für uns zu werten und zu formen. Etwas anderes ist schlechterdings unmöglich, eben wegen der äußeren Verschiedenheit der Menschen untereinander. Dadurch wird auch die innere Verschiedenheit bedingt, die so weit differenziert ist, daß der Vater einer Familie jedem einzelnen Familienmitgliede immer etwas anders erscheint. Jedes Kind hat ein eigenes Bild vom Vater, trotz der gemeinsamen Grundzüge in sämtlichen Bildern.

So ist es auch bei Christus. Sein inneres Wesen formte einen ganz bestimmten, äußeren Typ, an welchem der Bart letzten Grundes doch nebensächlich bleibt. Mir ist der bebärtete wirkliche Fahrenkrog genau derselbe wie der idealisierte bartlose. Sie stimmen eben in den Grundzügen. Und sein Grundzug ist Wissen, Willen und Stärke zum Leiden! Der Grundzug jedes wissenden und ernst wollenden Menschen; der Grundzug der Menschheit überhaupt, insbesondere aber ihres an dieser Stelle hervorragendsten Vertreters: Jesus von Nazareth!

Nun hat uns Fahrenkrog zwei Christusbilder gegeben: das des eifernden jungen Kinderfreundes und das des am Marterholz der umfassenden, erdstämmigen und himmelsuchenden Liebe sterbenden Gott-Menschen. Im Jahrhundert des Kindes mußte „der predigende Jesus" geschaffen werden als der die Kinder gegen Väter und Mütter und Lehrer beschützt. Als der von seinem eigenen Kindheitsleiden wissend gewordene Jüngling steht dieser die Alten abwehrende Eiferer da: wir begreifen, daß er besser als der dem Kosmos nahegerückte reife Mann die Seele des Kindes versteht, begreifen vor allem, daß nur der reine Jüngling mit solchem Fanatismus über die Unverletzbarkeit der Jugend „predigen" kann. Denn er steht ihr noch nahe genug, um nichts vergessen zu haben, was er unter der väterlich-mütterlichen Zucht der Alten gelitten. Andererseits hat er noch nicht, wie wir, bedacht, daß auch wir einst Tränen in den Augen hatten, und nicht bloß Tränen um ein zerrissenes Höschen. Weiß vor allem noch nicht, daß nichts in der Welt absolut gut oder absolut schlecht ist, sondern daß alles jenseits von diesen aus Ort und Zeit geborenen Moralbegriffen liegt; weiß endlich nicht, daß alles Böse der Anfang zum Guten ist. Aber gerade darum erscheint mir dieser junge Jesus um so glaubwürdiger: ich liebe ihn, weil ich Pädagoge und Vater bin. Und weil ich selber so ein schutzsuchendes Kind war wie die Kleine da zu seiner Rechten. Dieses Jesusbild gehört in jedes Schulhaus und in jedes Kinderzimmer. Sollte in jedem Eltern- und Lehrerherzen lebendig sein . . .

Der Gottmensch aber dort am Marterholz, der schmerzensreiche Ecce homo Fahrenkrogs, ist unser ureigenster Christus. Der Christus des irdisch und kosmisch reifen, des seelisch und geistig geläuterten Menschen. Der gerade darum, weil er rein geworden ist, um so furchtbarer leidet. Den Todesschauer überschatten, wenn seine besten Gedanken Tat werden, weil sie dadurch aus dem rein Göttlichen ins gemein Menschliche herabsinken; dem das Blut von

der tiefgefurchten Stirn rinnt, weil alles Denken darin, selbst bei kräftiger Hilfe vom Herzen her, immer doch nur Stückwerk bleibt; der weint, weil seine schönsten Gebäude in Trümmer zerfallen — wie dereinst der Tempel seines Leibes . . .

Auch diesen Christus habe und liebe ich. Ihm begegnete ich auf meinem Wege durch die Schatzkammern der Geistesfürsten der Menschheit; ich sah ihn in den deutschen Volksschulen, fand ihn als Waldschulmeister und Gottsucher in Steiermark, als Kai Jans in der Nordmark, traf ihn auf der fernen Osterinsel — aber niemals dort, wo mit besonderem Eifer von ihm geredet wurde. Dieser homo spricht selten, und wenn er es tut, dann blutet sein Herz und zittert sein Nerv: dieser homo ist die Menschheit, ist das wissend gewordene Menschtum!

Schlachtensee Wilhelm Schwaner

* * *

Ihre erste Frage in dem mir übersandten Aufsatz kann sich meines Erachtens nur an archäologisch Gebildete richten; nur sie vermögen zu beurteilen, ob die geringen geschichtlichen Andeutungen über das körperliche Aussehen des Herrn vom Künstler so in Einklang mit den ältesten Idealdarstellungen gebracht worden sind, daß die zusammensetzende Phantasie dieser Gelehrten sich für befriedigt erklären kann.

Meine Ansicht über das braune Blatt „Jesus predigend" kann ich dahin zusammenfassen, daß nichts den Künstler berechtigen kann, dem Heiland durch den sinnlichen Mund und den harten Ausdruck der Augen alles das in der Darstellung zu rauben, was der gläubige Christ von einem Erlöserbilde zu erwarten berechtigt ist. Dabei sehe ich ganz davon ab, daß jegliche Andeutung des Predigens in der Darstellung des Gesichtes vermißt wird.

Wenn Sie mich fragen sollten, welchen Titel ich diesem Blatt geben würde, so könnte ich Ihnen nur folgende Unterschrift angeben:

Junger zielbewußter Arbeiter im Kampf um seine Rechte.

Das ist der Eindruck des künstlerisch bedeutsamen Bildes auf mich.

Die zweite Frage lautet: Ist das ein Christus, an den du glauben kannst?

Ich gestehe, daß mir diese Fassung des Problems bei meiner Anschauung über den Glauben an Christus nicht verständlich ist. Ich kann mir auf diese Fragestellung keine Antwort denken, die eine Herabsetzung des Glaubensbegriffes ausschlösse. (Irre ich mich darin, so bin ich dokumentarischer Belehrung gerne zugänglich.) Ich lehne die Beantwortung der Frage also mit aller Entschiedenheit ab.

Im allgemeinen bemerke ich, daß ich es für völlig ausgeschlossen halte, daß in absehbarer Zeit ein Christustypus dieser Art im katholischen Volke heimisch werden könnte. Die Macht der Überlieferung ist — und das mit Recht — eine so große, daß unser katholisches Volk auch ohne jede Beeinflussung alle derartigen Versuche mit der dem gesunden Volksempfinden angeborenen Steifnackigkeit illusorisch machen wird.

Das sind alles Fragen antiquarisch-künstlerischer Art, die nur in hochgebildeten Kreisen auf wohlwollende Aufmerksamkeit und nur in gelehrten Kreisen auf wirkliches Interesse stoßen können.

Rom Paul Maria Baumgarten

* * *

1. „Kannst du dir den historischen Christus körperlich so vorstellen?"

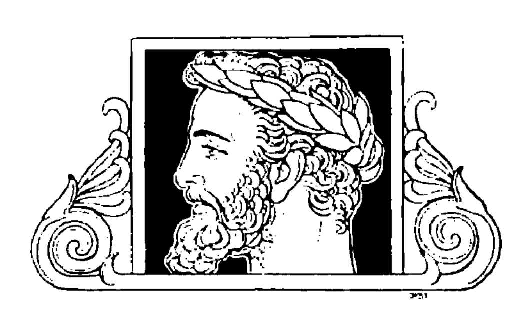
Warum nicht? — Wenn die Wesenheit Jesu mit all ihrer umfassenden Liebe, ihrer sittlichen Strenge, ihrem todverachtenden Mute, ihrer haarscharfen Gerechtigkeit und zugleich verzeihenden Milde sich in den vom Künstler uns dargestellten Zügen widerspiegelt, so ist es doch wohl ganz gleichgültig, ob ein solcher Jesuskopf kurzhaarig und bartlos oder langlockig mit Vollbart aufgefaßt ist. Es gibt männlich-große — und weichlich-kleinliche Charaktere in dieser und jener Auffassung. Der Ausdruck der Züge, die Stirne und Augen geben einem Kopf das Gepräge.

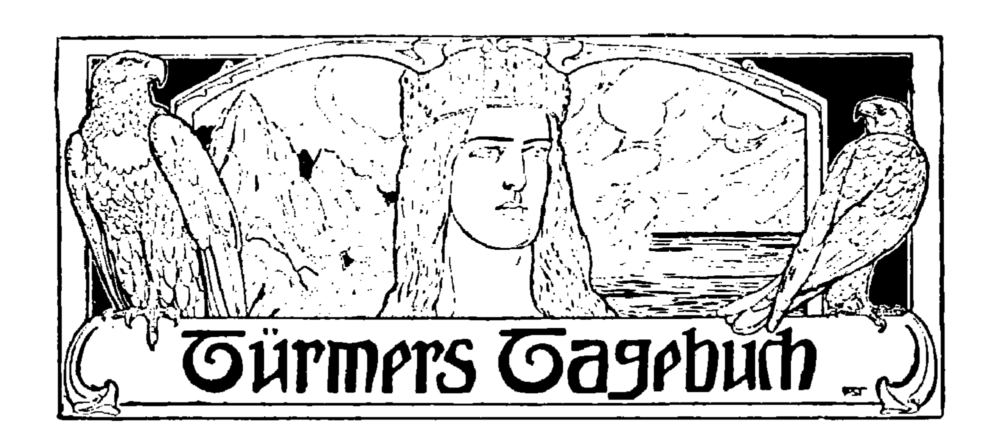
2. „Ist das ein Christus, an den du glauben kannst?"

Was heißt an jemanden glauben? Ich verstehe darunter, daß man nicht blind vertraut, sondern daß man von der Wahrhaftigkeit der Worte und Taten eines Menschen völlig durchdrungen und überzeugt ist! Diese Überzeugung klammert sich aber wieder nicht an Äußerlichkeiten — und so kann ich an jede Jesusdarstellung glauben, wenn sie mit der Heilslehre und dem sie besiegelnden Opfertode dieses erhabensten Edelmenschen harmoniert! — Nur kleinliche Beschränktheit oder absichtliche Verstocktheit kann sich an eine äußerliche Erscheinung festklammern, die mit dem Kern der Jesuslehre absolut nichts zu schaffen hat. Unter allen Umständen aber ist eine süßliche und weichliche Darstellung Jesu, des größten Helden aller Zeiten, widersinnig und geschmacklos. Man kann die ideale Schönheit sehr wohl mit der Energie des Weltbezwingers vereinigen, — denn ein und derselbe Jesus züchtigte mit Geißelhieben und vergoß Tränen über das Elend der Menschheit, — er verdammte die Heuchler und vergab dem bereuenden Sünder. Seine Milde war nicht Schwäche, sondern Stärke!

Weimar — Karl Weiser

(Schluß im Juliheft)





Die unzulängliche Paarung — Klassenpartei oder Volkspartei? — Der Geist unserer Väter — Das Christentum mit dem auswechselbaren Boden — O drill', solang du drillen kannst! — Schutzmann oder Richter? — Kein Pharisäertum!

Keine wirtschaftliche „Hochkonjunktur", keine offiziöse Schönfärberei und Schaumschlägerei kann uns noch darüber täuschen, daß die Hurrastimmung von gestern heute auf einen Tiefstand gesunken ist, der dicht ans „graue Elend" grenzt. Und das — trotz der „niedergerittenen" Sozialdemokratie, des vielen und noch „viel mehr Volks" am kaiserlichen Palais, der simplizissimuswürdigen „Paarung konservativen und liberalen Geistes"! Manchem mag's nun wohl allmählich dämmern, daß die Sozialdemokratie nicht das einzige Übel auf der Welt ist, ihre „Bekämpfung" (noch dazu mit untauglichen Waffen) nicht die einzige Aufgabe eines Volkes sein kann, das als mündiges Glied im Rate der Völker mitzuwirken — wenigstens den Anspruch erheben sollte.

Über den Haufen geworfen war ja nun, was stets als unübersteigbares Hemmnis für positive Arbeit, schöpferische Taten vorgeschoben wurde; geschleift (bis auf — wann?) die modern-romantische Zwingburg der „klerikal-sozialdemokratischen" Mehrheit. Wo aber ist uns der Blick auf eine großzügige Politik, eine Politik der geraden Linie, der großen Horizonte freigelegt worden? Vorläufig sind dem kreißenden Berge nur das Mäuschen einer noch reformbedürftigen Reform des Verfahrens bei Majestätsbeleidigungen entschlüpft, den beiden Bernhards aber einige erfreuliche — Meinungsäußerungen und Versprechungen. Denn daß die ernsthaften kolonialen Forderungen der Regierung auch vom alten Reichstag bewilligt worden wären, das zu bezweifeln ist wohl niemand naiv genug. Und die anderen „Reformen"? — Ad calendas græcas.

Wir nehmen auch die kleinen Abschlagszahlungen dankbar entgegen — nach der sehr moralischen, wenn auch etwas genügsamen Sentenz: Wer

den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert. Aber es sind — bei Licht besehen — wirklich nur Pfennige, dazu noch recht abgegriffene. Vielleicht, wenn die „konservativ-liberale Paarung" sich weiter nach den Vorschriften des Fürsten Bülow artig und nett (artig und nett brauchen ja nur die Liberalen zu sein) vollzieht, wird er noch ein Weniges mehr „mit dem Daumen wackeln". Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wenn er klug ist, tut er's nicht. Weil er's einfach nicht nötig hat. Liberale Dienste pflegen gratis geleistet zu werden. Warum also sich in Unkosten stürzen und „so was" einführen? Winkt ihm doch vom gastfreien Wirtshaus des Liberalismus das traut-bekannte Schild:

Der alte Brauch wird nicht gebrochen,
Hier kannst du deine Suppe kochen.

Und doch hätte er, wenn ihm die Gefühle der Großmut und Dankbarkeit nicht ganz fremd sind, allen Grund, vor den Reichstag nicht nur mit der bekannten tadellosen Bügelfalte, sondern auch einmal mit ebenso gebügelter Spendierhose zu treten. Denn an Rücksicht auf sein Wohlbefinden und seine gute Laune läßt es das „Hohe Haus", soweit es „gepaart" ist, wahrlich nicht fehlen.

Fürchterlich sollte da im April — nicht am Ersten — über Bülows auswärtige Politik mit ihm abgerechnet werden. In heißem Wettbewerb eilten Wagen und Fußgänger zum Kampfplatz, edlen Eifers voll rangen sie um die Tribünensitze, vierhundert patriotische Deutsche scharten sich um den mutigen Kämpen, der einer Welt von grimmen Gegnern die Stirn bieten sollte, bereit, ein neuer Winkelried, sich den Wald der ihm entgegenstarrenden rednerischen Lanzen in die weiße Weste zu bohren. Aber ach, die Wagenpatrioten kamen nicht einmal auf die Kosten ihres Taxameters, geschweige denn Autos, und die per pedes apostolorum rüstig Herbeigeeilten hatten sich umsonst die Schuhsohlen abgelaufen. Zu Hause hätten sie jedenfalls bequemer — ihr Schläfchen abhalten können.

Denn daraufhin schien das Ganze — *arrangiert* zu sein. „Man narkotisierte", so schildert die „Berliner Zeitung" die Eindrücke dieses grausam „großen Tages", „das Parlament durch möglichst ausgedehnte Reden von erprobten Vertretern der Ordnungsparteien. Wird endlich ein jeder im Saale recht müde und mürb, wird die Stimmung unlustig und flau, so kommt der Sermon des Kanzlers uns vor wie eine Erlösung nach furchtbaren Leiden, wie eine Offenbarung nach langem Dunkel. Und dann, ja dann läßt man einen gleichfalls mürb gewordenen Redner der Opposition seine Anschauungen als Nachtrag anhängen.

Ist das noch ein Parlament? Wie Jungens, nach einem Ort in Afrika oder China befragt, kleinlaut einwenden, ‚das haben wir in der Schule noch nicht gehabt', so erklärte Baron Hertling mit seiner zarten, zaghaften Stimme, ‚wir Abgeordneten haben jederzeit das Gefühl, daß wir uns auf dem Boden der auswärtigen Politik nur tastend bewegen können', — Parlamentarier, die nix to seggen haben, die nie berufen sind, die Ge-

schicke ihres Volkes zu lenken, Regierung oder Gegenregierung zu werden. Ein Seitenblick auf Englands ‚Haus der Gemeinen‘, und man möchte vergehen vor Neid und Scham.

Volksvertreter, die, um Reden über unsere Stellung auf der Erdkugel zu halten, krampfhaft Zeitungszettelchen an Zeitungszettelchen kleben und, das Fiasko dieses Bemühens einsehend, ihre hohe Regierung in einer Resolution untertänigst ersuchen, ‚dem Reichstag periodisch über die internationalen Beziehungen des Deutschen Reiches urkundliches Material zugehen zu lassen‘! Welch leichtes Spiel hat da die leis-ironische Liebenswürdigkeit des Reichskanzlers, des Siegers in der Schlacht der Zwerge, wenn er einen solchen ‚Ansturm‘ freundlich zurückdrängend abweist. Wahrlich, wenn diese Volksvertreter überdies eine Auffrischung des diplomatischen Blutes erwarten, so mögen sie diese löbliche Forderung doch auch vor allem in ihren eigenen Reihen stellen, damit ihnen nicht vom Regierungstisch mit feinem Augurenlächeln zugeflüstert werden kann: Wir sind, was politische Unkenntnisse, mangelnde Übung und diplomatische Tolpatschigkeit anlangt, einander wert.

Was der Reichskanzler sprach, nachdem er stundenlang sich mit Rockschößen und Uhrkette die tödliche Langeweile vertrieben, hätte jeder nur einigermaßen versierte Journalist den staunenden Lesern schon gestern auftischen können. Es war eben nicht die volle, platte, nackte Wahrheit. Es war natürlich nicht unwahr, aber es gab nicht das, was in dieser spannenden Stunde die Welt vom deutschen Kanzler erwartete. ‚Mit England bestehen keine Streitfragen.‘ Ei, wie man's nimmt! ‚Im Haag lassen wir die Diskussion über die Abrüstungsfrage diejenigen allein führen, die sich davon Erfolg versprechen.‘ Olle Kamellen! ‚In Marokko vertrauen wir auf die allseitige loyale Einhaltung der Algecirasakte.‘ Wir vertrauen so lange, bis Fürst Bülow oder sein Nachfolger eines Tages im Reichstag aufsteht, um uns irgend eine unangenehme Mitteilung zu machen. Vom Onkel unseres Kaisers sprach Fürst Bülow vorsichtig und wenig, wie man im Salon Damen gegenüber von der Entstehung des Menschen spricht. Herrgott, was hätte hier der erste Kanzler gepanzerte Worte gefunden bei aller Wahrung des internationalen Anstandes! Ach, nur ein schwacher Abglanz jener Persönlichkeit Bismarcks, dem so vieles Menschliche gewiß nicht fremd war, hätte genügt, um die ‚große‘ Stunde zu vergolden. Auch dies gelingt dem Fürsten Bülow nicht mehr. Trocken, dürr und unfruchtbar starrt uns das Feld seiner Äußerungen entgegen. Unsere Friedensliebe dadurch zu beweisen, daß sich die Parteien in patriotischer ‚Einigkeit‘ an die Regierung anschmiegen wie die Küchlein beim Gewitter unter die Flügel der Henne, die selber nicht mehr zu gackern sich traut, — das kann keinen guten Eindruck auf politisch reife Ausländer machen, das kann nicht die Wahrheit der deutschen auswärtigen Politik sein.

Ein schwaches Geschlecht, seufzend unter der Last des ererbten Prestiges, das nur machtvolle Persönlichkeiten mit Würde und Grazie zu er-

tragen vermögen, den bemalten Schild der ‚selbstbewußten Kraft‘ vor unsere Blöße haltend, schleppen wir uns zum Haag — nach Rhodus, wo es zu tanzen gilt ...“

„Das Parlament“, so schreibt das Blatt an anderer Stelle, „hat bis in die jüngste Zeit hinein die auswärtigen Angelegenheiten vertrauensvoll ignoriert. Noch heute fragt niemand, ob nicht der Freiherr v. Marschall, unser Botschafter in Konstantinopel, in der Affäre Fehim Pascha mit täppischer Schneidigkeit manövriert habe, ob es würdig und opportun gewesen sei, dem König Eduard, unserem erbitterten Feinde, eine Statue zu senden. Niemand fragt, ob die Intimität mit Albert von Monaco Deutschlands Ansehen erhöhen könne, ob wirklich unsere Diplomatie so unbrauchbar ist, daß wir uns eines derartigen agent diplomatique bedienen müssen, ob die Einheitlichkeit unserer auswärtigen Politik gewahrt bleibe, wenn unverantwortliche Privatmänner geheime Aufträge erhalten, über die vielleicht Fürst Bülow unzureichend unterrichtet ist. Niemand fragt, ob die Reise nach Rapallo nicht wenigstens überflüssig war. Niemand weist darauf hin, daß der lange Aufenthalt des Herrn v. Tschirschky in Rom Früchte, nette, saubere Früchte getragen hat. Niemand fragt, ob es denn wirklich wahr ist, daß unser Botschafter, der erste Sekretär und der Generalkonsul in Petersburg kein Wort Russisch verstehen. Niemand fragt, wie von der bevorstehenden Einverleibung Udydas in das algerische Gebiet wie von einer selbstverständlichen Tatsache gesprochen werden konnte. Niemand fragt, wo die Personalreform bleibt, an die Herr v. Tschirschky schon so lange ‚denkt‘ und durch welche die Anforderungen an die Vorbildung unserer Diplomatie verschärft, der Kreis der Auslese erweitert werden soll ...

Die Presse hat sich jetzt endlich aufgerafft, aber noch immer gibt es nur allzuviele Blätter, die ihr unabhängiges Urteil um das unschmackhafte Linsengericht der sogenannten Informationen verkaufen. Unsere Zeitungen sind zu apathisch oder zu knauserig, um unterrichtete, gewissenhafte und politisch interessierte Männer ins Ausland zu schicken und, wie die englische Presse es tut, diese Männer ihrer Aufgabe entsprechend auszustatten. Infolgedessen sind sie auf die Disteln angewiesen, die sie aus der Krippe des Auswärtigen Amtes raufen können, und bei dieser Nahrung wird man früher oder später zum Grautier ...

Dann haben wir unabhängige, steinreiche Männer, die früher im Staatsdienst gestanden haben und unter vier Augen die schwersten Besorgnisse nicht verhehlen. Warum gründen sie nicht z. B. eine diplomatische Wochenschrift, die sich ausschließlich der auswärtigen Politik widmet und die Dinge beim Namen nennt? Solch ein Blatt fehlt uns wie das liebe Brot. Hier müßte ein Mann uneigennützig seine ganze Lebenskraft einsetzen. Diese ‚annähernd königlichen Existenzen‘, die zu lässig oder unmutig sind, auch sie tragen schuld.

Erkenne dich selbst, verehrter Leser, und greife nicht allein nach Sport und Doppelselbstmord, sondern scheue dich nicht, die Leitartikel durchzupflügen.

Gewiß, wir alle mangeln des Ruhms, und selbst ein Leitartikler kann irren, aber unsere auswärtige Politik kann nur dann eine erfolgreiche werden, wenn die gesamte Nation zu politischer Teilnahme erwacht und sich zu politischem Denken erzieht. Dann wird es an den notwendigen Hemmungen für den allmächtigen Willen eines einzelnen nicht mehr fehlen, und dann werden auch die Handlanger genötigt sein, sich gelegentlich an das Weisheitswort des Pythagoras zu erinnern, statt sich immer wieder von den ‚informierten' und doch so gänzlich ahnungslosen Trompetern der freiwillig-offiziösen Presse ihre Unermeßlichkeit bescheinigen zu lassen."

Man würde sich selbst oder andere täuschen, wollte man solche Stimmungen und Anschauungen über unsere politische Lage als Ausflüsse einer grundsätzlichen Oppositionslust ausgeben. Schlägt doch ein rechts-nationalliberales Blatt, jedenfalls eins, das die grundsätzliche Opposition ebenso grundsätzlich bekämpft, die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", das Organ der Großindustriellen Rheinland-Westfalens, genau in dieselbe Kerbe, nur noch wuchtiger: „Sie alle (die Vertreter der ‚Ordnungsparteien') meinten, die Regierung bei der gegenwärtigen prekären Lage nur so sänftiglich wie möglich anfassen zu dürfen. So ergab sich das Schauspiel, daß der Genosse v. Vollmar allein aussprach, was vieler Patrioten Herz bekümmert, was den Sozialdemokraten aber nur Agitationsmittel ist: die Unzufriedenheit mit dem persönlichen Regiment, die Unzufriedenheit mit den Leitern einer Politik, die, von Mißerfolg zu Mißerfolg schreitend, das Reich in die jetzige Lage gebracht hat ... Uns will scheinen, wenn von den nationalen Parteien dies geltend gemacht worden wäre mit der ruhigen Bestimmtheit und mit der Würde, die Ort und Zeit erfordern, so würde das einen weit intensiveren Eindruck auf das Ausland hervorgerufen haben als eine langweilige, heruntergespielte Komödie, deren Abgekartetheit doch niemand entgeht."

Wenn das am grünen Holze geschieht! — Über unsere auswärtige Politik gehen die Meinungen derer, die den Mut haben, sie auch offen auszusprechen, trotz aller scharfen und schärfsten Parteigegensätze kaum sehr weit auseinander. Bis auf die Schlußbetrachtung konnte sehr wohl auch von einem nationalliberalen oder konservativen Blatte serviert worden sein, was z. B. der „Vorwärts" seinen Gästen vorsetzte, und es hat dergleichen auch schon des öfteren auf solchen Tischen gestanden:

„Tatsächlich müßte selbst dann, wenn die englische Politik die ihr zugeschriebene Absicht der ‚Einkreisung' Deutschlands durch den Abschluß geheimer Allianzen mit den europäischen West- und Südmächten verfolgte, der Vorwurf, Deutschland in seine jetzige einflußlose Stellung gebracht zu haben, sich weit mehr an die verantwortlichen und unverantwortlichen Dirigenten der deutschen Auslandspolitik richten als an das englische Kabinett, das nichts anderes getan hat, als die Naivität

der deutschen Politik im Interesse der Weltmachtstellung Englands auszunutzen. Die Aufgabe der Diplomatie besteht doch wohl nicht nur in äußerlicher Repräsentation, sondern in der geschickten Vertretung der politischen und wirtschaftlichen Interessen des eigenen Landes. Wenn also die englische Diplomatie in geschickter Ausnutzung der falschen Schachzüge des deutschen Partners die ihr gebotene Gelegenheit ergriff, die Erregung der französischen Bourgeoisie über die Faschoda-Affäre zu beschwichtigen und mit Frankreich zu einem Einverständnis zu gelangen, die Bloßstellung des deutschen diplomatischen Spiels in Algeciras zur Steigerung seines Einflusses auf die spanische Regierung auszunutzen, Italiens Anhänglichkeit an den Dreibund auf ein minimales Maß herabzusetzen und England am Bosporus die frühere einflußreiche Stellung zurückzugewinnen, so hat sie lediglich — und zwar gerade vom bürgerlichen Standpunkt aus — ihre Pflicht erfüllt.

Der Vorwurf, daß England in kurzer Zeit solche Erfolge zu erringen vermochte, trifft demnach nicht die englische, sondern die deutsche Diplomatie und besonders den Reichskanzler, der, wenn er vielleicht auch die Richtung der deutschen Auslandspolitik nicht bestimmt, doch für sie die Verantwortung trägt. Der deutschen Regierung bot sich nach der Faschoda-Affäre die günstigste Gelegenheit, mit Frankreich zu jener ‚Entente cordiale' zu gelangen, die England trotz Faschoda zu erreichen wußte. Doch die deutsche Auslandspolitik verstand nicht die günstige Gelegenheit zu benutzen; und als dann die marokkanische Frage auftauchte und Spanien und Frankreich über sie verhandelten, verhielt Deutschlands zünftige Diplomatie sich zunächst völlig passiv, aber kaum schickte Frankreich sich an, seine Ansprüche auf Marokko zu realisieren, so brüskierte sie den westlichen Nachbar, anstatt die Gelegenheit zu benutzen, gegen die Unterstützung der französischen Pläne in Marokko Frankreichs Hilfe zur Stärkung des deutschen Einflusses am Bosporus einzutauschen. Ebenso kurzsichtig erwies sich die deutsche Politik in Ostasien, wo sie England zum Bündnis mit Japan verhalf.

Allerdings ist die Hilflosigkeit der deutschen Auslandspolitik nicht allein durch die deutsche Diplomatie verschuldet. Im gewissen Sinne hängen Inlands- und Auslandspolitik zusammen. Das halb absolutistisch-militärische, zwischen feudal-romantischen Neigungen und modernen weltpolitischen Anwandlungen hin und her schwankende jetzige Regierungssystem mit seinem starken Einschlag an persönlicher Regiererei und persönlichen Stimmungen, verleiht nicht nur der offiziellen deutschen Auslandspolitik einen militärischen Charakter, sondern bewirkt auch, daß das Ausland sie als einen unberechenbaren, keinerlei feste Richtlinien einhaltenden Dilettantismus betrachtet, von dem man nicht wissen kann, ob er nicht in jedem beliebigen Augenblick durch persönliche Einflüsse von einem Extrem zum anderen gedrängt wird. Die Folge ist, daß Deutschlands Politik als Gefährdung einer ruhigen internationalen Entwicklung empfunden wird, und die Mächte, die gleichartige materielle Interessen und ein ähnliches parla-

mentarisches Regierungssystem haben, sich einander nähern. Sehr richtig schrieb am 20. April die liberale deutschfreundliche Londoner ‚Tribune' in einem Artikel über ‚Deutschland und König Eduards Fahrten', es sei ein natürliches Ergebnis der jüngsten internationalen Entwicklung, daß Handel, Kultur und Praxis eines ähnlichen politischen Systems die parlamentarisch regierten Staaten dazu bringe, sich einander zu nähern und so ‚die Gemeinsamkeit der Ideen und Ziele, die in früheren Zeiten dynastische Allianzen und Staatenverbindungen herbeiführten, in Zukunft notwendigerweise zu demokratischen Verbindungen führen' würde . . ."

Nun werde aber die Wirkung unseres Gebarens nach dem Auslande hin nicht dadurch bestimmt, was die deutsche Auslandspolitik im innersten Kerne wirklich ist, sondern wie sie den fremden Mächten erscheint, d. h. unter welchem Gesichtswinkel sie von diesen erfaßt und wie sie ihrem äußeren Gehaben nach von ihnen verstanden wird. „Vielleicht überschätzt England in nicht genügender Berücksichtigung der Vorliebe des heutigen deutschen Kurses für theatralische Effekte manche gehaltenen Reden; vielleicht auch nimmt es das offiziöse imperialistische Geschwätz der ‚Nordd. Allgem. Ztg.' allzu ernsthaft: Tatsache ist nun aber mal, wie die politische Literatur jener Länder zeigt, daß die ausländischen Politiker solche Äußerungen als impulsive Offenbarungen der innersten Motive der von der deutschen Regierung befolgten Politik betrachten und danach ihre Taktik einrichten.

Wenn die Presse des nationalen Blocks nicht die kaiserlichen Reden ständig glorifizieren, und wenn die Blockparteien die auswärtige Politik nicht als ein Spezialressort der Krone betrachten wollten, dann würde das weit nützlicher für die politischen Beziehungen Deutschlands zum Auslande sein als das jetzige Verfahren, die Westmächte zu verdächtigen. Doch fast scheint es, als wenn ein Teil der deutschen Presse — allerdings nur ein sehr kleiner Teil — die Situation, in die Deutschland durch die Unfähigkeit seiner auswärtigen Politik geraten ist, durch den Appell an die Waffen korrigieren zu können glaubt. Das wäre ein frevelhaftes Spiel, denn es hieße Deutschlands politische Zukunft auf eine höchst zweifelhafte Karte setzen. Frevelhaft nicht nur insofern, als Deutschland in solchem Kriege auf keinerlei Hilfe von außen zu rechnen hätte, sondern auch, weil das deutsche Volk sehr wohl versteht, daß es sich um keine entscheidende Frage seiner Existenz handelt, sondern lediglich darum, die absolute Unzulänglichkeit seiner Diplomatie durch Aderlässe auszugleichen!"

* * *

Aber ist es nicht im Grunde die Sozialdemokratie selbst, die sich zur politischen Einflußlosigkeit in diesen und vielen anderen Fragen verurteilt? „Wo immer sich", führt Theodor Barth in einem Aufsatz der Monatsschrift „März" („Nationaldemokratie und Sozialdemokratie") aus, „in anderen Großstaaten die Demokratie oder, mit Abraham Lincoln zu reden, das government for the people by the people durchgesetzt hat, geschah dies, gestützt auf die

breiten Volksmassen. Aber diese breiten Volksmassen traten dabei auf als die Vertreter der Gesamtinteressen des Volkes, aller seiner Klassen. Die Demokratie, wo immer sie zum Siege gelangt ist, gerierte sich als Nationaldemokratie. Eine Klassenpartei hat bisher noch nirgends in der Welt eine Demokratie ins Leben gerufen. Hier haben wir vielleicht den Schlüssel zu der anormalen konstitutionellen Entwicklung Deutschlands zu suchen. Ehe sich bei uns eine nationaldemokratische Partei in voller Kraft entwickeln konnte, setzte die Sozialdemokratie mit ihrem ausschließenden proletarischen Klasseninteresse ein, entzog den anderen Parteien die wertvollsten demokratischen Kräfte, organisierte diese in einer einseitigen Klassenpartei und schuf damit den Begriff der Klassendemokratie im ausgesprochenen Gegensatz zur Nationaldemokratie.

Diese Demokratie der proletarischen Klasse ist allmählich zur numerisch stärksten Partei des Reiches herangewachsen. Ihr Selbstvertrauen stieg ins Ungemessene. Sie hielt das weitere Wachstum ihrer Macht für eine naturgeschichtliche Notwendigkeit und träumte von einem in absehbarer Zeit zu erreichenden automatischen Übergang der Herrschaft von den alten historischen Mächten auf das Proletariat. Die Sozialdemokratie war berauscht von ihren Zahlenerfolgen. Aus dieser Stimmung entwickelte sich ein Übermut, der die Klasse, die die Sozialdemokratie vertrat und allein vertreten wollte, schließlich in direkten Gegensatz nicht nur zu den Interessen aller anderen Klassen, sondern auch zum gesamten Nationalinteresse brachte. Aus diesem Gegensatz erwuchs den alten Herrschaftsklassen, die durch die moderne wirtschaftliche Entwicklung bereits politisch zur Abdankung oder wenigstens zur Teilung ihrer Macht mit den Volksmassen verurteilt zu sein schienen, neue Kraft und machte es ihnen möglich, sich in der Herrschaft zu behaupten und das Vordringen der Demokratie überhaupt aufzuhalten.

Die Lehre von der naturnotwendigen Herrschaft des Proletariats im Verlaufe der kapitalistischen Entwicklung hat nicht wenig dazu beigetragen, in den Reihen der Sozialdemokratie politischen Fanatismus zu erzeugen, dessen agitatorische Kraft an sich nicht unterschätzt werden soll. Aber dieser selbe Fanatismus mit seiner bornierten Einseitigkeit versperrt den Volksmassen den Weg zur politischen Macht. Die mystische Vorstellung von der Vorausbestimmung des Proletariats zur Herrschaft hat eine Intransigenz und eine Selbstgerechtigkeit großgezogen, wie sie religiösen Sekten eigen ist, aber politische Parteien niemals zu dauernden Erfolgen geführt hat. Der italienische Sozialdemokrat Turati bezeichnete vor einigen Jahren in den ‚Sozialistischen Monatsheften' die ‚exaltierte Betonung der unmittelbaren und totalen Eroberung der Macht, das Blendwerk proletarischer Diktaturen', als die wesentlichste Ursache, weshalb die deutsche Sozialdemokratie trotz ihrer numerischen Stärke so machtlos sei. Die proletarische Prädestinationslehre hat die deutsche Sozialdemokratie dazu verführt, dem einseitigen Klassencharakter ihrer Partei und dem Klassenkampf eine entscheidende

Bedeutung für den schließlichen endlichen Sieg beizumessen. Die Oberpriester des Marxismus verkündeten dem Volke, daß dem Proletariat nur aus seiner Isolierung, aus seinem Gegensatz zu allen anderen Klassen, die man als eine einzige reaktionäre Masse bezeichnet, das Heil erwachsen könne. Um die Absonderung als Vorzug gelten lassen zu können, wurde jeder soziale Fortschritt, jede soziale Reform, die auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung erwachsen war, als etwas Minderwertiges, widerwillig Abgezwungenes hingestellt, das, gemessen an den Freuden des sozialistischen Paradieses, kaum der Beachtung wert erscheine.

So arbeiteten die sozialdemokratischen Dogmatiker planmäßig an einer Vertiefung des Gegensatzes zwischen den in der Sozialdemokratie organisierten Arbeitermassen und den übrigen Teilen der Bevölkerung. Man suchte jede allmähliche Reformarbeit zu diskreditieren und spielte, um wiederum Turati zu zitieren, mit der Idee einer ‚Revolution, die man wundertätigen Zauberkräften überläßt'. So hat es die deutsche Sozialdemokratie nach und nach erreicht, daß sie selbst jene Teile der Bevölkerung, die von der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit demokratischer Reformen zugunsten der arbeitenden Klassen überzeugt sind und bereit sein würden, ihr eigenes Klasseninteresse den Forderungen einer ausgleichenden Gerechtigkeit unterzuordnen, dermaßen abzustoßen, daß sie sich ernsthaft die Frage vorlegen, ob sie nicht auf ihre demokratischen Ideale Verzicht leisten und den reaktionären Machthabern Konzessionen machen müssen, weil es aussichtslos erscheine, mit den Sozialdemokraten zusammen eine demokratische Politik zu treiben, die nicht auf eine proletarische Diktatur hinausläuft.

‚Habemus confitentem!' — höre ich schon die sozialistischen Tempelhüter rufen — hier haben wir das Zugeständnis, daß auf die bürgerliche Demokratie kein Verlaß ist. Darauf kann die Antwort nicht nachdrücklich genug lauten: Gewiß, wenn sich die Sozialdemokratie nicht entschließen kann, aus ihrem Klassenturm herauszukommen und mit der bürgerlichen Demokratie unter Verzicht auf die Phantasterei der proletarischen Diktatur zu kooperieren, so drängt sie den gesamten Liberalismus nach rechts und ertötet allmählich den ernsthaften Willen für demokratische Reformen . . .

Es wird ganz wesentlich von der Haltung der Sozialdemokratie in den nächsten Jahren abhängen, ob die Neigung, in der Sozialdemokratie das größte aller politischen Übel zu sehen, in der deutschen Wählerschaft noch weiter um sich greift. Geschieht das, so wird die Reaktion, die geistige, wirtschaftliche und rein politische, gute Tage haben. Aber daß der intellektuelle, wirtschaftliche und moralische Aufstieg der Volksmassen dadurch nicht erleichtert, sondern hintangehalten und ihre Beteiligung an der realen politischen Macht im Staatsleben in eine unbestimmte Ferne gerückt wird, sollte niemandem zweifelhaft erscheinen, der nicht unheilbar der proletarischen Prädestinationslehre verfallen ist. Der schon angeführte Turati hat unumwunden zugestanden, daß ‚ohne die moralische Unterstützung eines großen Teiles des Bürgertums die Möglichkeit von Reformen und

sozialen Fortschritten ausgeschlossen' sei. Denselben Gedanken hat der englische Sozialistenführer Keir Hardie einmal in dem Satze Ausdruck gegeben: ‚Keine Revolution kann Erfolg haben, die nicht die öffentliche Meinung hinter sich hat, und wenn diese Meinung heranreift, so durchbricht sie sogar die Mauern des Selbstinteresses.'

Werden unsere orthodoxen Sozialdemokraten diese Binsenwahrheiten begreifen lernen? Wenn man die offiziellen Wortführer hört, sollte man fast daran verzweifeln. Die Genossin Rosa Luxemburg hat jüngst das große Wort gelassen ausgesprochen: ‚Der Ausfall der Wahlen hat uns gelehrt, daß wir viel schneller unserem Sieg entgegengehen, als wir vor dem 25. Januar angenommen haben.' (!) Das ist der orthodoxe Standpunkt, dem alle Dinge zum besten dienen müssen, Sieg oder Niederlage, Verlust oder Gewinn von Mandaten; selbst der Rückgang der abgegebenen Stimmen würde nur als eine heilsame Purifizierung, als Ausschaltung der schädlichen Mitläufer angesehen werden.

Daß sich diese sozialistische Orthodoxie ändere, darauf darf man nicht hoffen. Aber wird sie ihren Einfluß auf die Massen behaupten können? Der Mißerfolg der letzten Reichstagswahlen hat augenscheinlich in der sozialdemokratischen Partei doch eine viel stärkere geistige Aufrüttelung bewirkt, als Strenggläubige merken lassen möchten. Das alte Selbstvertrauen wird nur noch künstlich aufrechterhalten. Man sieht das auch den Reden der Sozialistenführer im Reichstag an. Trotz aller äußeren Heftigkeit ist etwas Müdes und Gequältes in ihnen. Es steckt in ihnen nicht mehr die Beredsamkeit des Erfolges. Die Ausfälle gegen die bürgerliche Gesellschaft, die früher Entrüstung weckten, werden jetzt mit spöttischem Gelächter beantwortet. *Das Prestige ist enorm gesunken*, trotz des Zuwachses von einer Viertelmillion Stimmen. Als die Schlacht von Austerlitz gewonnen war, da sagte Napoleon zu Talleyrand, nun könne er als Minister des Auswärtigen wirksame diplomatische Noten schreiben. Der Erfolg macht es auch Stümpern möglich, eine dankbare Rolle zu spielen. Aber der Mißerfolg stellt selbst das Genie auf eine ernste Probe . . ."

Solange die Sozialdemokratie Klassenpartei bleibt, hat sie kein Recht, sich als *Volks*partei zu gebärden, so gern sie auch sich damit brüstet, die Interessen des „Volkes" zu vertreten. „Volk" sind *alle* Klassen und Stände. Als man einmal gegen Bismarck das „Volk" ausspielte, erwiderte er schlagend: „*Volk? Ich bin auch Volk.*" Und wenn sich die Sozialdemokratie als Vertreterin des „arbeitenden" Volkes ausgibt, so ist auch das ein irreführendes pars pro toto. Danach wären nur die Handarbeiter Arbeiter, alle anderen Drohnen. Tatsächlich werden denn auch solche Vorstellungen in vielen unklaren Köpfen geweckt, was ja der Partei ganz gut in den Kram passen mag, im Grunde aber doch etwas an Bauernfang erinnert und zu der gleichzeitigen *bis zum Überdruß wiederholten* Proklamierung der Partei als rein proletarischer einen grotesken Widerspruch bildet.

* * *

... Wenn Naumann recht hat, so hätte die Partei bei den letzten Wahlen ein wahrhaft tragikomisches Schicksal erlebt. Sie hätte dann die Prügel bekommen, die „eigentlich“ das Zentrum bekommen sollte, und wäre so der sprichwörtliche Prügelknabe gewesen. In den „Süddeutschen Monatsheften“ redet Naumann „die Partei der Nichtwähler“ also an:

„O ihr unpolitischen Männer, was war es, das euch in Bewegung brachte? War es nur die stärkere Agitation der bürgerlichen Parteien? Es ist in der Tat eifrig agitiert worden. Ihr wurdet im Wagen zur Wahlstube gefahren, sobald ihr nur wolltet. Aber auch schon früher hat man euch den Kaffeetisch voll Flugblätter geworfen, und ihr habt nicht gehört. Erinnert ihr euch an die Zollkämpfe von 1903? Auch damals hat man euch keinen Ruf des Agitators erspart, und doch bliebet ihr schwerhörig. Dieses Mal aber fandet ihr, daß es eure Pflicht ist, zu erscheinen. Wenn ihr das nur in München oder nur in Leipzig getan hättet, dann könnte man denken, ihr seiet mehr geschleppt worden als von selber gegangen, aber ihr seid überall herangekommen, auch dort, wo man nicht viel Geld ausgeben konnte, euch willig zu machen. Es muß also doch etwas in euch selbst gewesen sein, was euch keine Ruhe ließ. Das aber ist es, was wir zusammen erkennen wollen.

Man sagt, daß ihr der nationalen Parole gefolgt seid. Das ist nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig. Die nationale Parole war im Grunde 1898, als man über die Flottenvorlage debattierte, stärker als jetzt. Was ist euch Südwestafrika? Liegen gerade dort eure stärksten Hoffnungen? Es ist ja sicher wahr, daß der harte Kampf im fernen Land unsere Phantasie und unser Mitgefühl bewegt hat, und daß wir die Unwahrheiten nicht mehr ertragen mochten, mit denen von der Sozialdemokratie die deutsche Kolonialpolitik zu einem Blutstrom in der Sandwüste gemacht wurde. Wir alle hatten etwas auszusetzen an der dortigen Verwaltung, aber wir trauten doch der deutschen Tüchtigkeit etwas Besseres zu als den grausamen Wahnwitz, als den die Sozialdemokraten alle Arbeit in der heißen Ferne hinstellten. Auch half die Freude über Dernburgs tapfere Grobheit über manchen Schmerz und manches Bedenken hinweg. Es sind viele Stimmen aus ästhetischer Freude an diesem Bankdirektor abgegeben worden. Immerhin aber kann von einem Sturm des tieferregten Patriotismus kaum geredet werden. Wer sich des Jahres 1887 erinnert, der weiß, wie anders jener Bismarcksche Sturm daherbrauste, und doch war damals die Wahlbeteiligung geringer als jetzt. Und seid denn ihr, die sonstigen Nichtwähler, seid gerade ihr so überaus patriotisch, ihr, die ihr sonst für Militärfragen oder Polenfragen oder auch neue Schiffe nur ein müdes, kurzes Aufmerken übrig hattet? Ich will euch nicht verletzen, aber ich will mit euch die Wahrheit suchen. Euer Nationalsinn ist nicht ein alles bewältigender Bergstrom, denn euere Seele ist viel zu voll von allerlei internationaler Kultur, von französischen Malereien und italienischen Melodien, von Ibsen und Tolstoi, von Nietzsche und Simplizissimus, um wegen der Truppenzahl zwischen

Windhoek und Warmbad in Gärung zu geraten. Es gibt Leute, denen jeder deutsche Brunnen bei Grotfontein die Seele sprudeln läßt, aber ihr, verehrteste, geschätzte Zuhörer, ihr seid es nicht, die den Mikrometer des Nationalempfindens in der Hand halten. Mag ich einigen von euch unrecht tun, aber die Masse der Nichtwähler sind nicht die eigentlichen Träger der Nationalitätsidee. Grabt in der Tiefe euerer Seelen, fragt euch selbst und sagt, was euch so merkwürdig aufgeregt hat!

Ihr waret zornig über die Anmaßung und die Roheit des Tones in der Sozialdemokratie! Der Dresdner Parteitag hat euch angeekelt! Ihr wolltet die dreiste Hoffahrt der bildungslosen Dreimillionenpartei züchtigen. Ihr wurdet plötzlich politisch aus ästhetischem Unmut. So wenigstens habe ich es von euch gelesen, ihr Männer auf den Stufen der Arena.

— Ihr merkt, daß ich warte und schweige.

— Ihr schweigt auch.

Also, ihr Männer, es muß doch noch etwas anderes in euren Herzen vorgegangen sein. Gewiß waret ihr angeekelt vom Sauherdenton der Leipziger Volkszeitung und von Bebels theatralischer Revolutionsmimik, aber die meisten von euch halten alle übrigen Parteiredner für nicht viel besser als Bebel. Ob ihr einen Fürsten und Grafen hörtet, der sich als den wärmsten Freund des bedrängten Mittelstandes ausgab, oder einen Priester, der im Namen der ewigen Liebe die scheußlichsten politischen Verdächtigungen losließ, oder einen Antisemiten, der die Juden als die Könige unseres Zeitalters geißelte, ob ihr sonst wen von den Männern mit den langen Programmen vor euch hattet, waren sie euch, gerade euch so viel wertvoller als die kleinen Korporale Bebels, die ihr vernichtet habt? Und ihr habt die schlechtesten Vertreter der bürgerlichen Parteien mit derselben Inbrunst gewählt wie die besten. Das ist es, was ich genötigt bin, vor euren Ohren zu enthüllen. Die Statistik ist eine böse Seelenkünderin. Sie sagt, daß ihr, die sonstigen Nichtwähler, keinen Unterschied zwischen gut und böse innerhalb der Nichtsozialdemokraten gemacht habt. Ihr habt, verzeiht mir das volkstümliche Wort, *ihr habt alles gefressen*, alles, ihr habt keinerlei Geschmack bewiesen. Ich könnte euch Kreise nennen, wo der Sozialdemokrat auch kein Engel ist, aber doch wenigstens ein brauchbarer Mensch, der für die Dresdner Rüpeleien nicht weiter verantwortlich gemacht werden kann, und wo sein Gegner das ist, was man — ihr versteht mich! Ja, ich merke es, daß ihr mich versteht! Also solche Leute habt ihr auch gewählt. Ihr! Weshalb in aller Welt? Ihr habt teilweis Menschen gewählt, die ihr nicht achtet. Jetzt erst sind wir dort, wohin ich euch bringen wollte, vor der letzten Seelenfrage der Wahl.

Ich will behaupten, daß ihr aus Religion gewählt habt.

Merket auf, wie das gemeint ist! Viele von euch sind gar nicht besonders fromm. Ihr seid Protestanten oder Katholiken, aber viele von euch überlassen es ihren Frauen, die Verpflichtungen gegenüber der unsichtbaren Welt zu regeln. Auch dieses soll kein Lob, aber auch kein Vorwurf sein.

Ich wünsche nichts anderes, als die Mehrzahl von euch so zu beschreiben, wie ihr wirklich seid. Ihr gehört zu eurer Konfession, macht aber von ihr nur einen vorsichtigen Gebrauch. Das gilt insbesondere von denjenigen Katholiken, die bisher überhaupt nicht gewählt haben. Sie sind sicher keine ganz ‚guten Katholiken', denn sonst hätten sie schon 1898 und 1903 gewählt. Es ist der fernste Umkreis der gläubigen Zentren, der dieses Mal mit in Rotation gesetzt wurde, weil dieses Mal die Religionsfrage auf der Tagesordnung stand.

Ja, das ist der Kern der Angelegenheit: die Religionsfrage stand auf der Tagesordnung, die alte Frage des 30jährigen Krieges, ob der Geist von Rom oder von Wittenberg im Deutschen Reiche herrschen soll. Alle Politiker waren bemüht, diese Frage mit Worten zu verdunkeln, weil man keinen neuen Kulturkampf will und weil fast alle protestantischen Parteien in irgendwelchem Winkel Deutschlands heimlich Zentrumsbrot essen, aber das dumpfe Gefühl der Menge, auch euer Gefühl, versammelte Männer, hat sich sofort richtig gesagt, daß es sich um einen Lebenskampf zwischen dem protestantischen und katholischen Staat handelt. In Dernburg und Roeren standen die zwei ältesten und tiefsten Gegensätze der deutschen Nation sich gegenüber. Es handelte sich nicht um diese zwei Männer. Was ist euch im Grunde Dernburg oder was ist euch Roeren? Aber ihr begriffet, daß die Schlacht von Lützen noch nicht zu Ende sei, und deshalb kamet ihr von beiden Seiten, denn diese Schlacht ruft fast selbst die Toten aus den Gräbern. Wer der Katholik war, den ihr Katholiken wählen solltet, war euch gleichgültig. Vielleicht hieltet ihr ihn für dumm, aber ihr wähltet ihn doch, denn ihr wähltet nach der Seele eurer Väter. 400000 Stimmen hat das Zentrum gewonnen, obwohl es da und dort etliche Tausend an brave Protestanten abgab! Das habt ihr gemacht, die Partei der Nichtwähler auf katholischem Boden. Und 36 Sozialdemokraten sind gefallen! Das habt in der Hauptsache ihr gemacht, die Partei der Nichtwähler auf protestantischem Boden. Ihr nahmet Partei für jeden, für jeden, der nur nicht für das Zentrum war. Und da die Sozialdemokratie für das Zentrum war, so trug sie die Kosten des Wahlkampfes.

Kommt, laßt uns denken, wir hätten eine Sozialdemokratie, der man zutraut, sie würde das Deutsche Reich vom Zentrum befreien! Ich fühle es an eurer Bewegung, wie euch, meine Hörer, dieser Gedanke beschäftigt. Die einen von euch werden durch ihn noch zentrumstreuer, als sie schon am 25. Januar geworden sind, die anderen aber sagen: Wenn Bebel gegen das Zentrum gewesen wäre, wahrhaftig, wir hätten ihm viel Dresdener Sünden gerne vergeben, denn was ist uns Dresden, wenn nur Deutschland frei wird vom römischen Banne?! Die Sozialdemokratie stand Schulter an Schulter mit dem Zentrum. Das brachte ihr in dieser Lage keine katholischen Stimmen und nahm ihr ihre Kraft in protestantischen Gebieten. Und daß es keine zufällige Stellung war, in der sich die Sozialdemokratie befand, hat sich bei den Stichwahlen gezeigt. Sozialdemokratie und Zentrum

standen vereint der übrigen politischen Gesellschaft gegenüber. Darin liegt, ihr unpolitischen Wähler, eine nachträgliche Rechtfertigung eurer aus dunklen Tiefen eurer Seele herausgeborenen Erregung. Es wäre anders gewesen, wenn die Sozialdemokratie nach dem 25. Januar anders gehandelt hätte. Laßt uns den Fall setzen, daß Bebel die Parole ausgegeben hätte: Wählt, wen ihr wollt, nur keinen Konservativen und keinen Schwarzen! Sage ich zu viel, wenn ich behaupte, daß viele von euch im stillen Abbitte geleistet haben würden? Dann würden zwar die Katholiken unter den bisherigen Nichtwählern desto sicherer beim Zentrum gewesen sein, aber die Zukunft der Sozialdemokratie in den nichtkatholischen Gebieten würde viel an Festigkeit gewonnen haben, denn ihr, verehrte und geschätzte Unpolitiker, würdet euch in diesem Falle wieder in alle Täler und Berge zerstreut haben und nie wieder in diese Arena und zur Wahl zu bringen sein, denn ihr würdet sicher wissen, daß die Zentrumszeit zu Ende ist. Jetzt wißt ihr das nicht, und deshalb, es tut mir leid, euren Frieden stören zu müssen, ihr werdet mindestens noch einmal alle an die Urne müssen und — ihr werdet noch einmal kommen, ihr werdet, denn dieselbe unsichtbare Macht alter, halbverschollener religiöser Kräfte wird euch noch einmal auf die Beine bringen. Das hängt heute weder von euch ab, noch von uns, noch vom Reichskanzler. Die Zusammensetzung des Reichstags ist so, daß die Zentrumsfrage nur scheinbar gelöst ist. Das einzige, was gewonnen ist, ist die Möglichkeit, Kolonial- und Heeresfragen ohne Zentrum zu bewilligen, aber für alles andere wird entweder von rechts oder von links her das Zentrum nach wie vor gebraucht. Für alles andere! Darin liegt die zukünftige Wiederholung der Wahlfrage von 1907. Also, ihr Hörer, denen es schon Mühe und Last genug war, auch nur diese meine Ansprache zu hören, und die ihr mich zehnmal lieber gehört haben würdet, wenn ich mit euch über die Gräber der Skaliger hätte reden wollen oder über den Kontrast der Wolken und der Schneeberge, ihr seid jetzt froh, daß die Sache zu Ende ist, aber täuscht euch nicht und behaltet es im Sinn: ihr kommt von selber wieder, nicht weil ihr gerne wollt, sondern weil euch das Mächtigste zwingt, was es im Menschengeschlechte gibt, der Geist eurer Väter ..."

Der geistvolle feine Kopf verleugnet sich auch hier nicht. Aber wie alle Versuche, Tatsachen der Wirklichkeit auf gewisse theoretische Gesetze zurückzuschrauben, immer an der wunderbaren Mannigfaltigkeit, der unendlichen Variabilität des souveränen Lebens scheitern müssen, so darf man auch dieser Doktrin nur mit vorsichtig prüfenden Schritten folgen. Ein wahrer Kern ist sicher darin. Sicher wirkt der Geist unserer Väter aus dem Zeitalter der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges auch in uns noch nach, und zwar mächtiger, als wir uns dessen bewußt werden können. Unser Atavismus reicht aber noch viel weiter zurück, und es läßt sich nach den Gesetzen der Kausalität, insbesondere der Vererbung, schlechterdings nicht absehen, wie weit. Wenn wir danach sogar unter den nachwirkenden Einflüssen prähistorischer Zeiten stehen müssen, so machen

sich diese doch nicht mehr in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit geltend, sondern sie sind unter dem Einfluß all' der neuen Lebens- und Entwicklungsquellen in den folgenden Jahrtausenden und Jahrhunderten zu Rudimenten neuer geistiger, politischer und wirtschaftlicher Kulturen zusammengeschrumpft. Von der Reformation trennt uns nur eine verhältnismäßig kurze Zeit, und doch ist gerade diese eine Zeit vielfacher grundstürzender Wandlungen in unserem ganzen Fühlen und Denken. Schon ein flüchtiger Blick auf die politische, soziale und Geistesgeschichte der letzten Jahrhunderte bringt uns das zum Bewußtsein. So hat auch der „Geist unserer Väter" aus der Reformationszeit usf. auf dem Wege bis zu uns vielfache und entscheidende Wandlungen erfahren. Bei den Protestanten vielleicht mehr als bei den Katholiken. Bei jenen ist von dem konfessionellen Gegensatz ihrer Väter nur noch ein kultur-politischer Niederschlag übriggeblieben, der sich in natürlicher Abwehr gegen Übergriffe der römisch-katholischen Kirche als einer straff organisierten internationalen politischen Macht auf das staatliche und geistige Leben äußert, insbesondere wo sie dessen freie und fortschrittliche Entwicklung bedrohen und auf eine tiefere, überwundene Stufe herabdrücken sollen. Diese Abwehr, das muß immer wieder auf das entschiedenste betont werden, beschränkt sich ausschließlich auf das kultur-politische Gebiet und richtet sich gleichmäßig gegen alle Übergriffe von Mächten und Einflüssen, die nicht aus dem Wesen und den Entwicklungsbedingungen dieses Gebiets selbst erwachsen. Also nicht etwa nur, sondern auch gegen solche der katholischen Kirche als einer politischen, mit geistlichen Waffen nach weltlicher Herrschaft strebenden Macht. Es sind dieselben, die den Staat nicht unter die Herrschaft der Kirche, und die die Kirche nicht unter die Herrschaft des Staates stellen wollen. Mit irgendwelcher Gehässigkeit gegen die katholische Kirche als solche oder den Katholizismus als religiöses Prinzip hat das nichts, aber auch gar nichts zu tun. Es mag ja auch solche Käuze geben, ich aber kenne auch nicht einen Protestanten, der gegen den religiösen Katholizismus, das katholische Bekenntnis als solches, irgendwelche Feindseligkeit hegte. Ich selbst sehe im gebildeten Katholiken den geistig und religiös durchaus gleichberechtigten und gleichwertigen Bruder und glaube, daß die überwiegende Mehrzahl unserer gebildeten deutschen Katholiken ebenso denkt und empfindet. Der etwa vorhandene Gegensatz wird in Wirklichkeit von gewissen Wortführern beider Lager über alle Maßen aufgebauscht, aus Gründen, die mit dem religiösen Bekenntnis und erst recht mit dem Christentum herzlich wenig gemein haben. Im persönlichen Verkehr mit gebildeten Katholiken habe ich nie einen grundsätzlichen Wesensunterschied empfunden, fast immer erst durch sie selbst oder durch andere erfahren, daß sie „katholisch" seien. Aus dem Meinungsaustausch ergab sich das nicht. Mir selbst, dem Protestanten, ist einmal von protestantischer Seite in einem Blatte freundlich attestiert worden, daß ich, „obgleich Katholik", Toleranz und Verständnis für den Protestantismus hätte!

Worin der Katholizismus den Protestantismus immer wieder tief beschämt, das ist seine Stellung zur „Duellfrage“. Schon daß Christen, als welche sich die Anhänger des gesellschaftlich und staatlich privilegierten Totschlags, um nicht zu sagen Mords, zum größten Teil demonstrativ gebärden, eine solche „Frage“ mit dem Aufwande ihres ganzen „positiven Christentums“ und „Apostolischen Glaubensbekenntnisses“ nicht zu bewältigen vermögen, schon das muß recht kuriose Vorstellungen von der Fundamentierung sotanen Glaubensgebäudes erwecken.

Im preußischen Herrenhause begründete kürzlich Graf Ziethen-Schwerin einen Antrag auf Verschärfung der Strafgesetze gegen Beleidigungen auch damit, daß man dann auch gegen die Duelle werde besser einschreiten können. Daraufhin erhob sich der katholische Graf Praschma zu einer grundsätzlichen Erklärung. Er hielt es für geboten, daß auch das Herrenhaus zur Duellfrage Stellung nehme, um so mehr, als der preußische Kriegsminister im Reichstage Erklärungen abgegeben habe, die von der Sozialdemokratie als willkommene Waffe begrüßt worden seien. „Das Duell“, so sagte der Graf weiter, „ist nicht germanischen Ursprungs, es ist uns, wie so manches Übel, aus Frankreich überkommen, es ist weder mit dem Christentum noch mit dem Staat vereinbar. Warum ist es nun so schwer, dies Übel, das allgemein anerkannt ist, zu beseitigen? Es wird den Gegnern des Duells immer vorgeworfen, daß sie zwar seine Beseitigung wollen, aber keine positiven Vorschläge machen. Ein Haupthindernis ist der falsche Ehrbegriff. Die Ehre eines Menschen kann nicht durch andere verletzt werden, sondern nur durch eigene ehrlose Handlungen verloren gehen. Unehrenhaft ist es, kalten Blutes und mit Vorbedacht die Gesetze Gottes zu übertreten. Die schwere Verletzung des Beleidigten oder sein Tod im Duell ist aber doch keine Sühne für eine schwere Beleidigung. Das Duell ist durch göttliche und staatliche Gesetze verboten. Durch Übertretung dieses Verbots kann ein dunkler Ehrenmann, selbst wenn er durch das Duell zum Mörder wird, seine verletzte ‚Ehre‘ wiederherstellen und in der Gesellschaft wieder auftreten. Wer dagegen in gewissenhafter Beobachtung der Gebote des Staates und seines Gottes das Duell ausschlägt, dem droht die Ausstoßung aus der Gesellschaft. Man spricht vom Mut des Duellanten. Der Duellant hat den gleichen Mut wie ein Räuber oder Mörder, der abgefaßt wird und sein eigenes Leben oder das anderer in die Schanze schlägt. Es gehört ein viel höherer Mut dazu, ein Duell auszuschlagen. Wandel kann nur geschaffen werden, indem man das Duell nicht mehr als Privileg betrachtet, sondern streng bestraft und ehrenrührige Beleidigungen entsprechend sühnt. Auf das Duell und auf solche Beleidigungen müßten entehrende Strafen, eventuell Ausstoßung aus dem Offiziersstand stehen. Für die Offiziere bedarf es nur einer kategorischen Aufforderung des obersten Kriegsherrn, ähnlich wie in England, um das Duell aus der Welt zu schaffen. Die bekannte Kabinettsorder hat die Duelle nicht zu vermeiden vermocht . . .“

Und welches Echo fand dieser Ruf im allerchristlichsten Hause der geborenen Gesetzgeber, der privilegierten Stützen von Thron und Altar? Der Justizminister Beseler glaubte es ablehnen zu müssen, seine Stellung zum Duell überhaupt darzulegen, der evangelische Graf Schulenburg aber machte aus seinem Herzen keine Mördergrube, sondern bekannte mit erfreulicher Offenheit:

„Ich gebe zu, daß das Duell sich vom christlichen Standpunkt aus nicht rechtfertigen läßt und daß kein Mittel unversucht bleiben darf, um die Duelle einzuschränken. Aber dahin, daß wir das Duell abschaffen, werden wir niemals gelangen. (Sehr wahr! vom bibelfesten hohen Hause!) Auch die allerhöchste Kabinettsorder spricht nur die Erwartung aus, daß Ehrenhändel ‚mehr und mehr abnehmen' werden. Mag die Duellsitte stammen, woher sie will, jedenfalls ist es eine uralte Sitte. Es gibt gewisse Arten von Beleidigungen, die nicht durch Richterspruch, sondern einzig und allein mit der Waffe in der Hand gesühnt werden können." (Lebhafter Beifall vom bibelfesten hohen Hause!)

Nur der wahrscheinlich weniger bibelfeste liberale Oberbürgermeister von Breslau, Bender, fand ein kräftiges Sprüchlein gegen den ebenso albernen wie widerwärtigen Unfug. Er glaube sehr, daß das Duell in Deutschland „ebenso abgeschafft werden wird, wie es in anderen Ländern geschehen ist, die genau so über den Begriff Ehre denken wie wir Deutsche. Es wird viel Unfug auf dem Gebiete getrieben, und sehr viele von denen, die sich duellieren, tun dies, obwohl sie es nicht für richtig halten, weil man in ihren Kreisen der Meinung ist, daß das Duell notwendig sei. Nach hundert Jahren werden wir das Duell nicht mehr haben, wie man es heute schon in England nicht mehr hat."

Mit ganz vereinzelten Ausnahmen ist es ja heute auch nur noch ein Parasit, der sein Dasein von der gesellschaftlichen Feigheit gewisser Kreise fristet, deren aufrechte Haltung und Gesinnung im umgekehrten Verhältnis zu ihrem korrekt gezogenen Scheitel steht.

* * *

Die Religion, das Christentum hat also zugestandenermaßen für seine „positiven" Bekenner, die in der „Kreuzzeitung" unentwegt und allezeit das Banner des Apostolikums „hochhalten", keineswegs in allen Stücken verbindliche Kraft. Es hat dafür den unschätzbaren Vorzug auswechselbarer Böden, die man je nach Bedarf und Bequemlichkeit ein- und ausschalten kann. Ist demnach auch die „positive", die „unerschütterliche Grundlage unseres Glaubens" immerhin irdischem Wechsel und Wandel einigermaßen unterworfen, so entschädigt sie dafür durch ihre vielseitige Verwendbarkeit und praktische Handhabung. Schon aus diesem Grunde muß die Religion dem Volke erhalten werden. Eben ihre bequeme Handhabung macht sie so sehr geeignet dazu. Mit etwas Übung, man nennt es auch Drill, läßt sich da schon manches erreichen. Und was auf dem Kasernenhofe möglich ist, warum sollte das nicht auch in der Schule gelingen —

mit einem so schneidigen Apparat, wie ihn der staatlich approbierte Lehrplan für den religiösen Volksunterricht darstellt? Es gehört wirklich nur etwas mehr oder weniger Drill dazu. Also drillen wir! Aber lieber mehr als weniger. Sicher ist sicher. Denn wenn erst die Religion einmal feste in den Knochen sitzt, so geht sie so leicht auch nicht wieder heraus. Das Gegenteil wäre jedenfalls völlig unvorschriftsmäßig, daher ausgeschlossen. Also los mit dem Drill!

„Im Jahre 1902", schreibt Karl Neidberg in der „Welt am Montag", „erließ der preußische evangelische Oberkirchenrat eine Verordnung, die eine einheitliche Regelung des Lernstoffes für den evangelischen Schul- und Konfirmandenunterricht durch die Provinzialkonsistorien unter Vereinbarung mit den Provinzialschulkollegien und den Regierungen anordnete. Sie ist jetzt in allen Provinzen durchgeführt worden. Freilich nicht, ohne starken Widerspruch in der Lehrerschaft zu finden. Und wie gerechtfertigt der ist, beweist der Umfang des auswendig zu lernenden Stoffes: 20 bis 40 Sprüche aus dem Alten und 100 bis 110 Sprüche aus dem Neuen Testament, 6 Psalmen, 20 Kirchenlieder und der Wortlaut der 5 Hauptstücke des lutherischen Kleinen Katechismus. D. h. es sind insgesamt, die Psalmen mitgezählt, mindestens 180 Bibelverse und 180 Kirchenliederstrophen den Kindern wörtlich einzuprägen. Dabei wissen alle, die die Verhältnisse genauer kennen, daß dieses Mindestmaß auf dem platten Lande und in den kleinen Städten, allwo der geistliche Lokal- und Kreisschulinspektor regiert, dem Höchstmaß, d. h. 210 Bibelversen, weichen muß, ja an vielen Stellen ganz sicher noch überschritten wird. Und was für Liederstrophen sind an vielen Stellen zu lernen! Man schlage einmal in den Gesangbüchern nach und erbaue sich an den schwülstigen, mystischen, im mittelalterlichen Deutsch geschriebenen Ergüssen der Liederdichter jener Zeit! Kein Lehrer ist imstande (und erst recht kein Geistlicher), Kindern z. B. den überall gelernten Vers zum Verständnis zu bringen:

‚Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Und daß Gott dem im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist.
Die Folgezeit verändert viel
Und setzet jeglichem sein Ziel!'

Hier und an unzähligen anderen Stellen hilft eben nur eins: Geistloses Einpauken! Und man weiß nicht, wen man mehr bedauern soll: die gequälten Kinder, die sich quälenden Lehrer, die die kostbare und in einfachen Verhältnissen so knappe Zeit gern fruchtbringender verwenden möchten, oder die Religion, die man solchermaßen in den werdenden Menschen zu Tode kuriert.

Aber man täuscht sich, wenn man glaubt, mit diesem Ballast würden nur die Kinder der Landschulen beschwert. Ein Blick auf den Lehrplan der Berliner Gemeindeschule zeigt, daß auch hier die ‚Memorierseuche' grassiert. Er fordert als auswendig zu lernende religiöse Stücke: 121 Kirchen-

liederverse, 110 Bibelsprüche, den Wortlaut der ersten drei Hauptstücke des lutherischen Katechismus, außerdem müssen 12 Psalmen gelesen und 5 davon mit zusammen 45 Versen auswendig gelernt werden (und zwar in der vierten Klasse, also von 10- bis 11jährigen Kindern!) Es kommen also auch in den Berliner Schulen 155 Bibelsprüche zur Einprägung. An Zeit für diesen Drill fehlt es freilich auch hier nicht, obgleich man sie wahrlich besser verwenden könnte. In unseren Gemeindeschulen empfangen die Mädchen der beiden letzten Schuljahre wöchentlich vier Religionsstunden, aber nur zwei Rechenstunden. Da nun diese Schülerinnen außerdem noch wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht bei dem Prediger ihrer Gemeinde als Vorbereitung für ihre Einsegnung erhalten, so genießen sie insgesamt wöchentlich sechs Religions-, aber, wie gesagt, nur zwei Rechenstunden! Man wird das Verhältnis der Stundenzahl dieser beiden Fächer erst dann recht zu würdigen wissen, wenn man bedenkt, wie viele Mädchen heute gezwungen sind, nach ihrer Schulentlassung ihr Brot selbst zu verdienen durch Eintritt in einen kaufmännischen Beruf. Was mag ihnen dort wohl nützlicher sein, flottes, sicheres Rechnen oder eine möglichst umfangreiche Kenntnis von Bibelsprüchen und salbungsvollen Liederversen? Und noch eins: Warum geht es in unseren höheren Knaben- und Mädchenschulen mit wöchentlich zwei Religionsstunden und mit weniger Sprüchen und Liedern? Haben diese Kinder weniger Religion nötig? . . ."

Ach, auch „diese" Kinder sind nicht zu beneiden! Keine Sorge, die Segnungen unseres nationalen Erziehungssystems, unseres über alles in der Welt geschätzten und geliebten Drills werden auch ihnen keineswegs vorenthalten. Wie sollten sie auch, wo uns unseren herrlichen Drill ebensowenig ein anderes Volk nachmachen kann wie unsern Leutnant. Es braucht bei den Klassen von Bildung und Besitz nicht allemal die Religion zu sein, es gibt noch andere Gebiete, die ein treffliches Feld zur Betätigung dieser unnachahmlichen Geisteskultur abgeben.

„Ich fand", so plaudert C. Klausen in den von Artur Schultz (Birkenwerder bei Berlin) herausgegebenen „Blättern für deutsche Erziehung", „einst meinen Quintaner (ich bin Vater mehrerer Söhne) in Tränen schwimmend. Er saß vor folgender Aufgabe: Er sollte alle Orte, etwa 40 an der Zahl, die der brave Xenophon auf seinem Rückzuge berührt hatte, auswendig lernen. Darunter Namen wie: Caystrupedium, Mopsuhestia, Thapsacus, Sapphe Bezabde.

Zuerst kamen mir die Namen sehr possierlich vor, aber dann wurde ich so wütend, daß ich ihm das Auswendiglernen dieser vierzig Bierdörfer verbot. Gottlob kam er in der Schule nicht dran, was mir sehr angenehm war! Wie soll man diese Art Tränen näher bezeichnen? Tränen des verzweifelnden Intellekts? Das stimmt nicht ganz, denn mit Intellekt hat das noch gar nichts zu tun. Ein gelehriger Papagei würde die Aufgabe fraglos besser bewältigen können. Es sind eigentlich richtige Tränen der Feigheit, einer vollständig berechtigten Feigheit, die

jeder das Recht hat zu empfinden, wenn er vor Aufgaben gestellt wird, die er nicht erfüllen kann. Dann heult die Vernunft in ihm gegen die Unvernunft der Daseinsbedingungen.

Einmal fand ich meinen Sextaner in einer Verfassung, die unbeschreiblich war. Sein Gesicht schwamm in Tränen, sein Taschentuch war getränkt damit, ohne daß ich in Abrede stellen will, daß es nicht des Wassers bedürftig gewesen wäre, denn das ist die Eigenart von Jungentaschentüchern, selbst wenn sie erst vor einer Stunde aus der Schublade genommen wurden. Das Buch vor ihm war durchfeuchtet und Tropfen glänzten auf dem Tisch. Ja, da saß er. Vor ihm sein Geographiebuch.

‚Die wichtigsten Produkte des Welthandels und deren Ausfuhrländer!' So ungefähr hieß die Überschrift. Das sollte er lernen. Na, ich also mich mit dahintergeklemmt! Das muß ein Junge lernen, natürlich! Also, erste Frage:

‚Was ist Welthandel?'

‚Das haben wir noch nicht gehabt, Vater, huhuhu!'

‚Was sind Ausfuhrländer?'

‚Das ist noch nicht dran gewesen, huhuhu!'

‚Dummer Junge, laß doch das Heulen, man muß eine Sache energisch anfassen, dann ist's gar nicht so schlimm!'

Heran an die Arbeit. Gold: Transvaal, Union, Australien, Rußland, Kanada. Kupfer: Union, Chile, Mexiko, Australien, Japan, Spanien, Deutschland und so fort. Mit Silber, Blei, Steinkohlen usw. eine ganze Druckseite herunter.

‚Los, Junge! Also, Gold?'

‚Transvaal, Union, Australien, Deutschland —'

‚Halt, das ist falsch, wir haben kein Gold!'

‚Chile, Mexiko —'

‚Halt, das stimmt nicht, das ist ja Kupfer.'

So ging das fort. Sämtliche Erdteile und Länder tanzten in meines Jungen und in meinem Kopfe einen bacchantischen Tanz, der so ungefähr das Chaos darstellte. Man hätte mir lebenslängliche Zuchthausstrafe androhen können, ich hätte es nicht fertiggebracht, diese Welthandelsprodukte und ihre Ausfuhrländer zu lernen.'

‚Wißt ihr denn, wie Kohle gewonnen wird?'

‚Nee.'

‚Wißt ihr, wie und in welchen verschiedenen Formen man Gold findet?'

‚Nee.'

Na, da saßen wir nun beide. Er heulte nicht mehr, aber ich tat es beinahe. Erst dachte ich bei der hoffnungslosen Lage daran, ich wollte ihm einen ‚Spickzettel' machen für die hohle Hand, aber nein, so unmodern bin ich denn doch nicht, meinen Jungen zum Betrügen zu verführen. Wenn der dumme Junge das nicht von selbst herausfand, wie ich es schon in

seinem Alter so gut weg hatte, dann mochte er die Suppe auslöffeln. Ich finde überhaupt, daß heutzutage die Jungen unheimlich ehrlich in dieser Beziehung sind, viel ehrlicher als wir es waren, wenn ich auch gestehen muß, daß uns damals die Lehrer nicht in solche Versuchungen führten. Nebenbei lernte man beim Spicken eine ganze Menge. Erstens mußte man alles haarscharf in sauberer kleiner Schrift aufzeichnen, damit das Blättchen sich gut in der hohlen Hand halten ließ, und zweitens mußte man unter der Bank krampfhaft mit intensivster Anstrengung sich auf die nächste Frage vorbereiten. Wenn man bei einem forschen Lehrer sich gut durchgespickt hatte, konnte man meistens die Aufgabe besser, als wenn man sie zu Hause eingepaukt hätte.

Diesen den Welthandelsprodukten so verständnislos gegenüberstehenden Sprößling fand ich dann auch eines Tages über der biblischen Geschichte. ‚Jesus und das Weib von Samaria.' Heulen tat er natürlich. Er verstände das gar nicht, was das für anderes Wasser wäre und was für anderes Brot! Ob denn der Lehrer das nicht erklärt hätte? Doch, aber er hätte es nicht verstehen können, es wäre zu schwer gewesen. Ich war schon im Begriff, ihm den abgrundtiefen Sinn dieser Bibelstellen zu erschließen, als mir zur rechten Zeit noch einfiel, daß ich erst nach dem dreißigsten Jahre dahin gelangte, den tiefen Sinn dieser Erzählung ganz zu erfassen. Ich unterließ es also und riet dem kleinen Feinde aller Metaphysik, den Lehrer noch einmal um eine Erklärung zu bitten. Ob er es getan und ob er Erklärung erhalten hat für sein zehnjähriges Gehirn, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist er in der Schule nicht drangekommen und er hat den Schnabel gehalten, denn er wußte, daß in der Quinta nur Altes Testament ‚dran'kommen würde, und daß, wenn in Quarta wieder das Neue Testament ‚dran'kommen sollte, bis dahin noch reichlich Zeit sein würde, zumal wenn er sitzen bliebe, welch letzteres er denn auch glücklich ausführte. Als Quartaner fand ich ihn kürzlich in seiner Schlafstube, wohin er sich zurückgezogen hatte und seit einer Stunde mit Stentorstimme immer dasselbe wiederholte. Da ich wußte, wie spielend leicht der Junge Gedichte lernte, und daß er aus purem Vergnügen daran Balladen auswendig lernte, die er gar nicht auf hatte, fragte ich, was denn los sei. Er war beim ersten Verse des folgenden unsterblichen Gedichtes von Platen aus seinem deutschen Lesebuche:

‚Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon.
Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.'

Nun begann folgendes Frage- und Antwortspiel zwischen uns beiden.

‚Wer sind denn die Sassaniden?'

‚Das sind, sind (Augenverdrehen nach der Zimmerdecke), das sind Türken!'

‚Na, meinetwegen. Wo liegt Ktesiphon?'

Wortloses Nachgrübeln war die einzige Antwort.

‚Wo liegt Oxus? Was ist das, ein Gebirge oder ein Fluß? Wer ist Omar? Wer ist Chosru?‘

Beharrliches Schweigen.

‚Na, also los! Kannst du nun den Vers?‘

Es ging so leidlich. Ich las weiter und stockte an der dritten Strophe.

‚Und Omar blickt ihn finster an und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwidert ihm: In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht!‘

Nanu! Ich stutzte und überlegte mir die Tiefe dieser Lebensregel, die einem Opportunitätsfanatiker aus der Seele geschrieben war. Ich hielt meinem Jungen darauf eine längere Rede über die tiefe Unsittlichkeit solcher Grundsätze, ohne daß ich wahrscheinlich irgend welchen Eindruck auf ihn machte. Er hat das Gedicht hereingebüffelt, und wenn er heute einen rechten Jux loslassen will, deklamiert er mit unglaublich komischen Gebärden dieses hohe Lied von dem deutschen Dichter Platen. Auf jeden Fall hat er weder Respekt vor Platen noch vor deutscher Dichtung dadurch bekommen.

Großartig ist mein Jüngster, der auch sonst gern Gedichte lernt. Damit die jungen Seelen recht von der Bedeutung des Geburtstages des Kaisers erfüllt würden, hatten sie für die Schule folgendes Gedichtchen zu lernen:

‚Vater, kröne du mit Segen unsern König und sein Haus!
Führ durch ihn auf deinen Wegen herrlich deinen Ratschluß aus!
Deiner Kirche sei er Schutz, deinen Feinden biet' er Trutz!
Sei du dem Gesalbten gnädig, segne, segne unsern König!
Breite, Herr, dein Reich auf Erden auch in unserm Lande aus,
Daß wir deine Bürger werden, ziehen in dein Vaterhaus!
Frieden und Gerechtigkeit gib uns, Gott, zu jeder Zeit!
Sei du deinem Volke gnädig! Segne, segne unsern König.‘

Na, ich las das Gedicht erst dreimal durch, bis es mir gelang, die Ideenassoziation zu entwirren. Mit der ersten Strophe ging's noch so leidlich klar ab in dem siebenjährigen Gehirn. Aber mit der Ausbreitung des ‚Reiches auf Erden‘ kamen wir eklig in die Brüche. Der Lehrer hätte gesagt, der Kaiser soll sein Reich auf Erden ausbreiten, was ja ziemlich chauvinistisch klang. Aber in welches Vaterhaus dann die gewordenen Bürger einziehen sollten, war dem Knirps nicht klarzumachen. Es hat viel Tränen mißhandelten Intellekts und mißhandelter Phantasie gekostet, ehe er es endlich hersagen konnte wie ein abgerichtetes Starmätzchen.

Zum Schluß will ich noch von einer Unterredung berichten zwischen einer bejahrten Kinderfrau und meinem siebenjährigen Jüngsten.

Es gibt eine Ausgabe der Bibel, von Carolath für Kinder hergerichtet, in welcher man nicht verzichten wollte auf die Geschichte von Potiphar und Joseph nebst anschaulicher Illustration und darunter-

gesetzten Bruchstücken des Textes, aus denen selbst ein Kant nicht hätte klug werden können. Also ich hörte folgendes Gespräch vom Nebenzimmer mit an:

‚Sach mal, Lene, was heißt denn das: Potiphar hatte ihre Augen auf Joseph geworfen? Das kann man doch gar nicht, seine Augen auf einen werfen?‘

‚Du Dummbart, sie hat ihn gern gehabt, sie hat ihn gerne angekiekt.‘

‚Weshalb ist er denn nicht bei ihr geblieben, was reißt er denn aus? Sie hat ihm doch gar nichts getan?‘

‚Er hat die Potiphar am Ende nicht leiden können!‘

‚Weshalb hat er denn seinen Paletot bei ihr gelassen, den hätte er doch mitnehmen können? Warum hat sie ihm seinen Paletot weggenommen?‘

‚Ja, mein Jung, die haben am Ende Haschens gespielt, und da hat sie ihn festhalten wollen!‘

‚Da kann doch Joseph nix dazu! Weshalb ist denn der olle König von Ägypten so fünsch?‘

‚Ja, weißt du, Jung, das is so en oller grieskrämiger Mann gewesen, und der hat das denn wohl nich gern gehabt, daß die Potiphar und Joseph Haschens gespielt haben.‘

So weit ging das Gespräch, dessen Inhalt meines Jungen Wißbegierde befriedigt zu haben schien.

Ja, es gibt viele Kindertränen, und locker sitzen die, aber die Tränen, die der mißhandelte Intellekt heult, halte ich doch für bedenklich.“

Schaudervoll, höchst schaudervoll! Und das will ein Vater, ein „Erzieher“ sein? Das nennt sich „Blätter für deutsche Erziehung“? Schaudervoll, höchst schaudervoll! So also wird das Strahlende geschwärzt, der Drill! So das Erhabene in den Staub gezogen, der Drill! Schaudervoll, höchst schaudervoll!

Ja, wie ist das nur möglich? Ist nicht der Vater, nicht der Herausgeber der „Blätter“ durch dieselbe Drillmaschine gegangen? Und nun veranstalten die Verstockten ohne jegliches Verständnis für die Weihen dieses verehrungswürdigen nationalen Heiligtums eine solche öffentliche Schaustellung und Lustbarkeit! Erlaubt denn das die Polizei? Das beste wäre ja, die grauen Sünder noch einmal durch den Apparat gehen zu lassen.

Deutsche Männer und Frauen sorgen indes dafür, daß ihr der „Stoff“ nie ausgeht. „Wer nicht als Böotier gelten will“, schreibt die „B. Ztg.“, „muß reden können über Humanismus, Reformgymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, ‚gemeine‘ Realschule, höhere Bürgerschule und Töchterbildungsstätten verschiedener Qualität einschließlich Lyceum und Jungfrauengymnasium. Wenn es gelingt, ein technisches Revirement derart vorzunehmen, daß jedes Pferd und jede Kuh in den entsprechenden Stall kommt, dann, so hofft man zuversichtlich, ist wieder einmal auf etliche Jahrzehnte Deutschland in der Welt des Geistes voran. Des getrösten sich nicht nur die Schulmänner, denen man einen dezernatgemäßen Glauben an die Kraft der Fachsystematik allenfalls nachfühlen kann, sondern auch die Laien, die

ihre Kinder in einer Weise in die Schulen geben, wie man etwa Aufträge an die Fabriken verteilt: Präzisionsschrauben macht Ludwig Löwe am besten, aber Streichholzmaschinen muß man bei Thieme & Ko. bestellen. Es kommt alles darauf an, daß man die Kinder in die richtige Fabrik schickt; wenn dann nachher die Arbeit abgeliefert ist, braucht man sich weiter nicht um sie zu kümmern. Das Renommee der Fabrik garantiert dafür, daß ihnen auf ihrem späteren Lebenswege niemand das Attribut des Gebildetseins streitig macht.

Der deutsche Bildungsphilister behandelt die Angelegenheiten der Jugendbildung mit jener staatsbürgerlichen Hochachtung vor aller Amtlichkeit, mit der er seine Kinder zur Impfung schickt. Der Staat hat die Sache mit der Impfung und mit der Bildung übernommen, nun mag er sehen, wie er damit fertig wird. Fortschritte und Verbesserungen in der Methode kann man nur mit Freuden begrüßen, aber man regt sich deshalb nicht besonders auf, sondern läßt das Sache der jeweiligen Kultusminister sein, denen, wenn sie nicht richtig warm werden wollen, die Abgeordneten einheizen können. Auf keinem Gebiete hat das absolute Vertrauen zum Staat die Betätigung individueller bürgerlicher Energien so ertötet wie im Bildungswesen. Wer ein Examen gemacht hat, ist eben dadurch ‚gebildet', und weder er noch seine Eltern und Vormünder brauchen fürder sich darum zu sorgen, ob sonstwie in der Welt noch etwas existiere, das des Erlernens wert sei. Die Aussaat, die der Staat an Bildung macht, fällt auf einen immer passiver werdenden Boden, und es ist ziemlich gleich, ob hier der Samen aus der vollen Hand eines mit Hingebung arbeitenden Pädagogen oder aus der Drillmaschine eines Fachbanausen fällt. Wer gar bis zu einem Alter, wo er schon Familienvater und Geschäftsinhaber sein müßte, auf einer Universität sich hat besamen lassen, der meint, es sei nun endlich genug des grausamen Spieles, und weigert sich entschieden, Neues hinzuzulernen. Er traktiert seine Brotkunst und kümmert sich den Teufel um elektrische Hochspannung und Achilleion. Es gibt z. B. viele approbierte Bildungsträger, die meinen, daß die Hochspannung sich auf den Draht beziehe, der ‚hochgespannt' über den Straßenbahnen liegt.

Unsere Bildungsinstitute kann man noch so oft hin und her reformieren, — je tiefer bei uns die Idee sich einfrißt, daß der Staat den Leuten die Bildung einzuimpfen habe wie die Pockenlymphe, um so weniger werden die Leute geneigt sein, ihrerseits das Beste dazu zu tun, daß der Impfstoff auch in Herz und Hirn zur Gärung komme. Die Hauptsache bleibt der Impfschein, das ist, auf die Bildung bezogen, der Berechtigungsschein zum Einjährigendienst, zum Universitätsbesuch und weiter die Approbation nach dem juristischen, medizinischen usw. Staatsexamen. Das kommt davon, wenn alles auf die Staatstätigkeit zugeschnitten wird. In anderen Ländern und früher auch bei uns war es die tägliche Sorge des gutsituierten bürgerlichen Hauses, mit dem Wissen der Zeit fortzuschreiten. Der englische Kaufmann malt sich sein Alter als eine

würdige Muße in ständiger Anlehnung an irgendwelche Wissensgebiete aus, und in der Tat gibt es in England viele Kaufleute, die tüchtige Gelehrte sind. Bei uns ist es schon eine Seltenheit (? D. T.), wenn die Praktiker der Gelehrtenfächer, Richter, Anwälte, Ärzte, Lehrer nach bestandenen Prüfungen tiefer in den Born ihres Spezialwissens eintauchen, als es der notdürftigste Tagesbedarf verlangt. Von allgemeinen Bildungsmaterien ganz zu schweigen. Man hat eben seine ‚abgeschlossene' Bildung laut Approbation, also wird ‚abgeschlossen'.

Das Volk der Denker hat sein Bildungsbedürfnis der Bureaukratie in Kommission übergeben; die macht ihre Sache so gut sie es versteht. Einige klagen, das sei ein Übelstand. Die meisten Leute sind aber doch wohl recht zufrieden damit; man schindet sich ein paar Jahre, bis man es urkundlich bekommt, daß man ‚gebildet' ist, und hat dann mit der Sache weiter nichts zu tun."

So wird überall derselbe Faden gesponnen. Es ist nur eine andere Nummer in der großen Drillmaschine, was das „Berliner Tageblatt" beim Monegassischen Gastspiel im Königlichen Opernhause zu Berlin wieder einmal beobachten konnte:

„Das Merkwürdigste an diesen Galaabenden ist das Zeremoniell, dem alles sich stillschweigend fügt. Es ist noch begreiflich, daß bei diesen Vorstellungen das Publikum sich erhebt, wenn der Hof sichtbar wird, und daß niemand sich setzt, bevor nicht der Hof sich gesetzt hat, aber sonderbar berührt es, daß auch niemand aus eigenem Antriebe aufzustehen wagt. Man sitzt, mit dem Blick nach oben, und wartet auf das erlösende Zeichen, und erst, wenn der Monarch und seine Familie sich erhoben haben, erhebt sich auch das Volk. Es mag Leute im Saale geben, die der Pause mit Ungeduld entgegenharrten und die, trotz geheimer Wünsche, nun doch an ihren Sessel gebannt sind. Ein solcher Galaabend kann zu inneren Komplikationen führen, auf deren peinliche Folgen man nicht lange zu verweisen braucht.

Es unterliegt keinem Zweifel: dieses Galazeremoniell entspricht einem tiefen Herzensbedürfnis gewisser Bevölkerungskreise, und es gibt Leute, die sich niemals von der Galastimmung befreien können. Sehr zahlreiche Personen leben immer mit dem Blick nach oben, und ein großer Teil der Bevölkerung steht erst auf, wenn das Zeichen aus der Hofloge gegeben ist. Bei jedem großen Unternehmen, bei jeder neuen Idee fragen diese Braven zunächst, was man oben davon denke, und sie bedürfen einer hofmeisterlichen Erlaubnis, um die Idee schön und herrlich zu finden. Als während der Wahlperiode solches Beginnen oben genehm schien, kamen die Schmoller und andere Geistesritter aus ihren Studierstuben hervor und spielten, mit plötzlich erwachtem Bürgersinn, die führenden Volksmänner. Wenn morgen, statt einer Absage, eine Aufmunterung von den Höhen käme, würde die Berliner Weltausstellung für eine Notwendigkeit erklärt werden. Man wartet, mit spähender Behutsamkeit, auf einen wohlwollenden Wink, auf

das Signal zum Aufstehen, und wenn das Signal nicht kommt, wird man vermutlich, mit all seinen intimen Wünschen, respektvoll sitzen bleiben.

Dieser Geist der Disziplin, dieses stille Wohlgefallen an Abhängigkeit und Bevormundetwerden passen zu einem Regime, in dem der Bürger so gut wie gar keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübt. Während in allen anderen Kulturstaaten, und selbst in einigen Unkulturstaaten ein jeder an der Macht und an der Verantwortung teilnimmt, haben bei uns die meisten kaum den Trieb, an dem Schicksal der Allgemeinheit und am eigenen etwas wirksamer mitzuschaffen. Unser ganzes staatliches System wird im Grunde von den patriarchalischen Regeln der Galaabende beherrscht. Und mit Staunen und Unverständnis blicken die anderen Völker auf ein Staatsgebilde, in dem die Geschicke der Bürger noch fast ganz aus der Hofloge gelenkt werden."

* * *

Seine stilgerechte Krönung findet dieses System in der blanken Helmspitze des Schutzmanns. Von ihr kommt dem deutschen Bürger die Erleuchtung. Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur beim edlen Schutzmann an. Nicht ohne heiteres Verständnis zu finden, sprach ein Abgeordneter im Reichstage von „Sr. Majestät dem — Schutzmann". Lediglich in sein „individuelles Ermessen" ist es nach der Auffassung der Anklagebehörde gestellt, worin er etwa eine „Beeinträchtigung der Sicherheit, Bequemlichkeit und Ruhe" des Verkehrs erblicken will. Nach diesem „individuellen Ermessen" darf der Schutzmann z. B. den Streikposten von der Straße verweisen, trotzdem das Streikpostenstehen laut Entscheidung des Reichsgerichts ein unablöslicher Bestandteil des den Arbeitern gesetzlich verbürgten Koalitionsrechtes ist. Nicht immer freilich findet solche Rechtsauffassung den Beifall des zuständigen Gerichts. Kürzlich ist ein Streikposten, der Arbeitsuchende in ruhiger Weise auf den Streik aufmerksam gemacht hatte, freigesprochen worden, und das Gericht hat sich dabei noch ausdrücklich die Begründung des Verteidigers zu eigen gemacht: daß die Bestrafung friedlichen Ansprechens das gesetzliche Recht des Streikpostenstehens aufhebe. Aber die Fälle gegenteiliger Entscheidung sind viel häufiger; sie bilden fast schon die Regel. Wer seine naive Freude an einer Politik der Nadelstiche und Flohbisse hat, mag das begrüßen; wem aber das Recht die Grundlage aller staatlichen Ordnung, das festeste Bollwerk gegen jede Art von Umsturz bedeutet, kann es als Einspritzung schädlichen Giftes in den Gesellschaftskörper nur bedauern.

Schlimmer, ja geradezu empörend sind die in letzter Zeit wiederholt verübten wüsten Ausschreitungen von Schutzleuten gegen das Publikum. Kürzlich erst wurde einer zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil er in der Trunkenheit einen völlig unschuldigen Mann, der eben im Begriff war, seine Haustüre aufzuschließen, mit dem Säbel in Grund und Boden geschlagen hatte. Solcher Säbelaffären sind in den letzten Monaten eine ganze Reihe zu verzeichnen gewesen. Nun finden ja derartige offenkundige

Vergehen meist ihre Sühne. Was sich aber auf den verschwiegenen Wachtstuben, unter kollegialischer gegenseitiger Versicherung abspielt, bleibt häufig genug in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt, in das hineinzuleuchten dem Lämpchen der Gerechtigkeit gar sauer zu fallen scheint. Die Untersuchungen ziehen sich oft unendlich in die Länge, der Ankläger oder Zeuge muß nicht nur auf die beschwerlichsten und lästigsten Vernehmungen, Laufereien und Schreibereien — von den Kosten ganz zu schweigen — gefaßt sein, sondern auch darauf, daß der Spieß umgedreht und er selbst auf die Anklagebank genötigt wird. Wäre, was wir nicht annehmen wollen, die Absicht vorhanden, Anklägern und Zeugen das Anklagen und Zeugen gründlich zu verleiden, so könnte es nicht mit größerem Raffinement geschehen.

Jetzt, nach Ablauf von vollen vier Monaten ist endlich eine Untersuchung so weit gediehen, daß gegen die Angeklagten das Hauptverfahren eröffnet werden konnte. Ende November wurde ein Töpfer in Zoppot von zwei Polizeisergeanten wegen einer ganz geringfügigen Schulstrafe, deren Zahlung er sowohl wie schon vorher seine Ehefrau angeboten hatte, verhaftet und in das Polizeigefängnis eingeschlossen. Erst am folgenden Tage abends wurde er von dort, furchtbar zugerichtet, mehr tot als lebendig entlassen. Zweifellos waren an dem im amtlichen Polizeiverließ völlig Wehrlosen schwere Verbrechen begangen worden. Rund sieben Wochen lang war M. bettlägerig krank, und heute noch ist er nicht wiederhergestellt. Er befindet sich noch in ärztlicher Behandlung. Juristisch ungebildeten Laien mag die Sachlage ziemlich klar erscheinen, sie mögen sich wundern, daß es voller vier Monate bedurfte, um sich bis zur Einleitung des Verfahrens durchzuringen. Doch das ist eben Laienurteil. Dem wird es ebensowenig einleuchten, warum und wieso die Untersuchung ein so lebhaftes Interesse für den Verfasser eines Artikels an den Tag legte, in dem der Vorfall zur Sprache gebracht wurde. Nur ein vorlauter Laie kann auch meinen, es käme ja nur darauf an, die Schuldigen zu ermitteln und zu bestrafen. Habe man aber den Verfasser des Artikels im Auge, so doch nur, um ihm die wohlverdiente behördliche Belobigung oder Gratifikation zu erteilen.

Aber auch Richter ernten nicht immer Dank, wenn sie allzu peinlich bestrebt sind, ihrer Pflicht auch dort zu genügen, wo das „höheren Orts" aus Gründen der staatlichen „Opportunität" nicht angebracht erscheint. Die „Frankfurter Zeitung" brachte dazu unlängst einen ganz netten Beitrag:

„Die Dringlichkeit einer Reform unserer Rechtspflege ist durch die von den verschiedenen Parteien im Reichstage eingebrachten Anträge zur Strafprozeßreform aufs neue anerkannt worden. Bei allen den Vorschlägen auf diesem Gebiete muß aber immer das eine betont werden: Es kommt nicht so sehr auf die äußere Gestaltung der Reform an als darauf, daß von innen heraus andere Anschauungen Platz greifen, daß die Gerichte

mehr Verständnis für die Dinge des alltäglichen Lebens gewinnen und sich von dem übermäßigen Formalismus und Bureaukratismus freimachen, zugleich aber auch die richterliche Unabhängigkeit in weit höherem Maße Tatsache wird, als das jetzt der Fall ist. Die formell bestehende richterliche Unabhängigkeit wird in Wirklichkeit durch viele Umstände stark beeinträchtigt, nicht zum wenigsten durch die Rücksicht auf die weitere Karriere, und es sind ja aus früheren Zeiten so manche Fälle bekannt geworden, die ergaben, daß die ‚Zuverlässigkeit' der Richter für ihr weiteres Fortkommen recht wesentlich war. Der gesamte Richterstand hat ein dringendes Interesse daran, daß hier gründlicher Wandel geschaffen und für die Durchführung der richterlichen Unabhängigkeit ausreichende Kautelen geschaffen werden, mag man nun zum englischen System übergehen oder innerhalb der bestehenden deutschen Einrichtungen Sicherungsmaßregeln treffen.

Wie es in dieser Hinsicht gegenwärtig bestellt ist, darüber gibt eine kürzlich veröffentlichte Schrift eines Richters interessante Aufschlüsse. In dieser Schrift („Unwürdig oder unfähig? Ein Kampf um die Ehre und um die Unabhängigkeit der Justiz." Elberfeld, A. Martini & Grüttefin) erzählte der Verfasser, Landgerichtsrat Emil Theisen in Düsseldorf, wie es ihm vor einem Dutzend Jahren gegangen ist, als er — er war damals Amtsrichter in Frankfurt a. M. — gegen polizeiliche Mißstände (unzulässige Festnahmen und verspätete Vorführungen, also unnötige Freiheitsentziehungen) einzuschreiten versuchte. Aus seinen Anzeigen entwickelte sich ein Disziplinarverfahren gegen ihn selbst, das zu seiner erzwungenen Versetzung in ein anderes Richteramt führte, und er behauptet, daß er infolge dieser Affäre seitdem fortgesetzt gegen andere Kollegen zurückgesetzt worden sei. Was er bei dieser Gelegenheit über die richterliche Unabhängigkeit allgemein ausführt, ist so lehrreich, daß schon deshalb die Schrift, die sich an den Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus wendet, besondere Beachtung verdient. Sie gibt die Anregung zu einer Reform des Disziplinargesetzes für die richterlichen Beamten dahin, daß diese einem nach Art der Anwaltskammer zusammengesetzten Gerichte unterstellt werden unter Beachtung eines Verfahrens, in welchem vor allem der Grundsatz der Mündlichkeit zur vollen Geltung gelangt. Mit dieser Forderung würden aber nur zu einem kleinen Teil die Mißstände beseitigt werden, auf welche die Schrift hinweist. Die Reform muß viel weiter gehen; sie muß bei dem Beförderungswesen Gunst und Mißgunst nach Möglichkeit beseitigen, sie muß dem Unwesen der unkontrollierten Personalakten steuern, und sie muß freilich auch dem Richter ein besseres Disziplinarrecht gewähren, als das jetzt der Fall ist.

Der dem Fall Theisen vom Jahre 1894 zugrunde liegende Tatbestand war nach seiner Schilderung folgender:

Als Richter bei dem Amtsgericht zu Frankfurt a. M., bei dem ihm die Bearbeitung eines Teils der Strafsachen übertragen war, hatte er all-

täglich die Wahrnehmung machen müssen, daß bei der Festnahme von Personen und deren Vorführung vor den Richter die zum Schutze der persönlichen Freiheit erlassenen gesetzlichen Bestimmungen von der Polizeibehörde nicht beachtet wurden. Als die Fälle unzulässiger Festnahme und verspäteter Vorführungen sich mehrten, auch bei der Vernehmung Festgenommener sich ergab, daß ihrem Verlangen, sofort dem Richter vorgeführt zu werden, nicht stattgegeben wurde, und der Richter zu der Ansicht gelangte, daß in vielen Fällen der Tatbestand des § 341 StGB. vorliege, entschloß er sich zur Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, da, wie er sagte, Berichte an die Justizverwaltung erfolglos geblieben waren. Dies Vorgehen hatte aber für ihn sehr unangenehme Folgen. Wir können heute nicht mehr auf die Einzelheiten des Falles eingehen, der seinerzeit viel Aufsehen machte, sondern wollen nur kurz die Hauptsachen erwähnen. Wegen der allgemeinen Form seiner Anzeige über das polizeiliche Vorgehen und der Form, in der er seine Beschuldigungen erhob, erhielt er zunächst eine Mahnung vom Oberlandesgerichtspräsidenten. In dem später auf seinen Antrag eingeleiteten Disziplinarverfahren wurde ihm besonders daraus ein Strick gedreht, daß er der ‚Frankfurter Ztg.', welche den Tatbestand schon von anderer Seite erfahren hatte, auf Befragen einige Mitteilungen machte, lediglich zu dem Zweck, um falsche Lesarten zu verhindern und auf die Beseitigung einiger Schärfen hinzuwirken. Daraus machte man eine Verletzung des Amtsgeheimnisses, und ohne mündliches Verfahren kam es in der ersten Disziplinarinstanz zur Verhängung einer Geldstrafe. Der dann angerufene Disziplinarsenat des Kammergerichts sah als erwiesen an, daß die Vorführung der vorläufig festgenommenen Personen vor dem Amtsrichter in einer großen Anzahl von Fällen nicht dergestalt ‚ohne Verzug' stattgefunden habe, als dies der Vorschrift der Strafprozeßordnung entsprochen haben würde, erkannte aber doch auf Zwangsversetzung in ein anderes richterliches Amt von gleichem Rang wegen der beleidigenden Form der Anzeigen und Bruch des Amtsgeheimnisses. Dabei lag dem Disziplinar-Antrag des damaligen Oberstaatsanwalts Woytasch eine Begründung bei, die von schmählichsten Beleidigungen gegen den Angeklagten strotzte, ohne daß an dieser ungebührlichen Tonart irgendwie Anstoß genommen wurde. Dieser Oberstaatsanwalt leistete sich noch etwas Besonderes durch allerhand unqualifizierbare Angriffe auf die ‚Frankfurter Zeitung' und machte es dem Amtsrichter zum besonderen Vorwurf, daß er mit dem schon mit Preßstrafen bedachten Redakteur eines solchen Blattes überhaupt verhandelte. Mit dem Herrn Woytasch kann man heute nicht mehr rechten, denn er ist seit einigen Jahren tot. Aber sein ganzes Vorgehen war doch bezeichnend für die herrschenden Rechtsgepflogenheiten und am eigenartigsten seine gegen Theisen im mündlichen Gespräch ausgesprochene Drohung, dieser werde, wenn er nicht seine Strafanträge zurückziehe, sein Leben lang darunter zu leiden haben.

Theisen ist seitdem Beisitzer an einem Kollegialgericht geblieben und

klagt darüber, daß alle seine Versetzungswünsche unerfüllt geblieben seien, weil er nach Ansicht seiner Vorgesetzten die Justiz zu sehr kompromittiert hätte. Als belastend wurde u. a. auch gegen ihn geltend gemacht, daß er in einer Broschüre die Gültigkeit der landesgesetzlichen Lotterieverbote auf Grund bestimmter reichsgerichtlicher Entscheidungen in Zweifel gezogen hatte. Er ist seitdem fortwährend zurückgesetzt worden, auch da, wo seine direkten Vorgesetzten befürwortend für ihn eingetreten seien.

Für die Öffentlichkeit besonders wichtig ist nun das, was er über die Gefährdung der richterlichen Selbständigkeit an den Kollegialgerichten mitteilt. Die Kollegialgerichte sollen dem Angeklagten darum die beste Gewähr bieten, weil er nicht verurteilt werden kann, wenn zwei Richter für seine Unschuld stimmen. Und doch ist dieser Schutz oft nur ein scheinbarer, da die Autorität des Gerichtsvorsitzenden auf die selbständige Entscheidung der Beisitzer drückt. So erzählt Theisen, er habe Vorsitzende kennen gelernt, welche einen jüngeren Kollegen deshalb für unfähig hielten, weil dieser nicht ihrer Ansicht beitrat. Als er einmal — vorübergehend — bei der Strafkammer beschäftigt war und sich der Ansicht des jüngeren Kollegen von der Nichtschuld des Angeklagten anschloß, habe der vorsitzende Direktor nicht nachgelassen, bis der jüngere Richter seinem Schuldig zustimmte. Nach der Sitzung fragte er diesen, ob er sich denn wirklich von der Richtigkeit der Ansicht des Direktors überzeugt habe. Der Richter antwortete: Wenn er dem Drängen des Direktors nicht nachgegeben hätte, würde dieser ungünstig über ihn berichtet haben. (!) Ähnliche Beispiele werden noch mehrfach erwähnt, zugleich mit Hinweisen darauf, wie durch die drohende Möglichkeit unbequemer Eintragungen in die Personalakten, gegen die der Beamte wehrlos ist, die Unabhängigkeit der Richter am allerschwersten gefährdet ist. Daß darunter das Ansehen der Rechtspflege und des Richterstandes schwer leiden muß, liegt auf der Hand. Wie man in manchen Regierungskreisen selbst über die richterliche Unabhängigkeit gedacht hat, zeigt folgender von Theisen erwähnte Vorfall: Eine Regierung beschwerte sich über einen Richter, weil dieser eine sachliche Kritik des Verteidigers über ein Gutachten von Regierungsbeamten in der Schöffengerichtssitzung nicht zurückgewiesen, auch den Angeklagten freigesprochen habe, weil er dem Gutachten der von der Verteidigung geladenen Sachverständigen, nicht aber demjenigen der Regierungsbeamten beigetreten sei. Am Schlusse der Beschwerde drückte dann der Regierungspräsident den Wunsch aus, daß der Richter bei der Geschäftsverteilung an eine andere Abteilung versetzt werde, weil es den Regierungs-Sachverständigen nicht angenehm sein könne, in anderen Verhandlungen wieder vor jenem Richter zu erscheinen.

Die Beispiele genügen, um zu erkennen, von wie schweren Gefahren die Unabhängigkeit der Rechtspflege bedroht ist, und wie notwendig es ist, daß gerade hier die Reform einsetzt. Mit einigen formalistischen Neuerungen ist es nicht getan, ein anderer Geist muß einziehen. Eins scheint sicher zu sein, daß nämlich die Berufsrichter keine größere Gewähr gegen autori-

tative Einwirkung bieten als Laienrichter. Auf alle Fälle spricht bei den letzteren nicht die Besorgnis vor amtlichen Nachteilen mit, während sie auf der anderen Seite größeres Verständnis für die Bedürfnisse des praktischen Lebens haben. So wird, wie man auch sonst die Reform gestalten mag, eine verstärkte Heranziehung des Laienelements die beste Sicherheit einer guten Rechtspflege sein, und sie wird am meisten dazu beitragen, ihr erhöhtes Vertrauen und Ansehen zu verschaffen."

Ein „anderer Geist"! Auch er wird kommen, muß kommen. Möchten wir ihm aber nicht lieber freudig entgegeneilen, statt uns von ihm als ballastbeladener Kahn mühsam am Schlepptau durch den Sand schleifen zu lassen? Unendlich lange dauert's bei uns, bis auch Reformen, die von allen Parteien gewünscht, von der Regierung selbst längst und immer wieder angekündigt werden, zu Taten reifen. Aus den „Erhebungen" und dem „in wohlwollende Erwägung ziehen" kommen wir nicht heraus. Es ist, als stäken wir dabei in einem Morast, in den wir immer wieder zurücksinken, wenn wir nur einen Schritt vorwärts versuchen. Diese „Erhebungen" und „Erwägungen" spiegeln sich nachgerade nur noch in einem vergnügten Schmunzeln der Adressaten und geben den Witzraketen der Stammtischhumoristen besondere Leuchtkraft.

Was mit ein wenig gutem Willen gemacht werden kann, haben die beiden letzten Polizeipräsidenten der Reichshauptstadt bewiesen, deren verständigen Anordnungen es zu danken ist, daß die Berliner Polizei sich jetzt im allgemeinen angemessenerer Formen im Verkehr mit dem Publikum bedient, als vor etwa zehn oder gar zwanzig Jahren. Auf Ausnahmen, die überall vorkommen, wird sich kein Vernünftiger versteifen. Was berechtigte Erbitterung erregt und oft in ganz ungeahnter Weise politisch nachwirkt, ist ja nur, daß solche Ausnahmen nicht Ausnahmen bleiben. Man könnte übrigens viel zur Hebung dieser Beamtenklasse tun, wenn man sie besser besolden und — behandeln wollte. Nicht alle Vorgesetzte verkehren mit ihren Untergebenen in Formen, die diesen als vorbildlich für ihren Verkehr mit dem Publikum gelten könnten.

* * *

Wir haben alle Ursache, auf der Wacht zu stehen. Nach außen und innen. Unter der friedlich-ruhigen Oberfläche seines gemächlichen Daseins vollziehen sich so manche sozialen Gärungsprozesse, von denen unser steuerzahlender Staatsbürger meist erst dann eine Ahnung bekommt, wenn ihm die Ludergerüche schon in die Nase steigen. So konnte ich nach den Wahlen patriotische Berliner Bürger die Meinung äußern hören, die Sozialdemokratie sei nunmehr überhaupt kein mitentscheidender Faktor mehr, man könne sie schon als quantité négligeable behandeln. Sotane Bürgersleute waren vielleicht ebenso entschlossen in die Wahlschlacht gezogen, wie weiland jener heldenmütige Königsberger nach dem dörrendheißen, wasserlosen Zentralafrika, der sich blutenden Herzens aus den Armen der schluchzenden Gattin riß, was ein Heldenlied mit den schlicht rührenden Worten vermeldet:

Nur mit Müh'
Nötigt Süh
Ihm noch auf das Paraplüh.

Ja, zur Wahl hatte er sich reckenhaft aufgerafft, dann aber, — ja dann versank er wieder in jene sinnige Gemütsstimmung, der sich, besagtem Epos zufolge, „auch das Gnu" nach gelegentlich vollbrachter Attacke hingeben soll:

Auch das Gnu
Beißt manchmal zu
Und denkt: Nanu
Hat die liebe Seele Ruh'.

Das Letzte ist der chronische Zustand. Natürlich nur beim Gnu.

„Daß die sozialdemokratische Parteibewegung sich in einem Stadium der Gärung und der Umformung befindet," schreibt der „ausgetretene" Genosse Georg Bernhard in der „W. a. M.", „kann nur jemand leugnen, der durch das Verkriechen in Dogmen für die Vorgänge des Tages den Blick verloren hat. Solcher Dogmatiker gibt es eine ganze Menge, nicht bloß innerhalb der sozialdemokratischen Partei, sondern auch gerade in den Reihen ihrer schroffsten Gegner. Die Dogmatiker auf dem sozialdemokratischen Parteischiff selbst lassen sich über die Triebkräfte, die am Werk sind, dadurch hinwegtäuschen, daß sie nach der äußerlichen Machtposition, die der Radikalismus augenblicklich innehat, auf die Stimmung in weiteren Parteikreisen schließen, sie vergessen ganz, daß gerade nach den Marx-Hegelschen Entwicklungsgesetzen bestimmte Zustände nur durch sich selbst, d. h. gewissermaßen erst durch ihre eigene Übertreibung überwunden werden können. Die Scharfmacher außerhalb des Parteilagers machen einen ganz ähnlichen Fehler. Sie haben ja noch jüngsthin die ebenso ungeschickten wie törichten Tiraden, die Kautsky in der ‚Leipziger Volkszeitung' über das Thema ‚Patriotismus und Sozialdemokratie' losgelassen hat, als ernst und typisch zu nehmende Geisteskräfte ausposaunt, während für jeden, der die sozialdemokratische Parteibewegung kennt, gar kein Zweifel darüber bestehen kann, daß Bebels Erklärungen in Meerane und im Deutschen Reichstag die Stimmung der Partei viel besser widerspiegeln. Überhaupt überschätzt man Kautskys Einfluß in der Außenwelt erheblich. Über solche Stubenhocker schreitet das Leben unbarmherzig hinweg, und ich glaube, daß auch allmählich intimere Freunde dieses Mannes sich eines Gefühles lebhaften Bedauerns darüber nicht erwehren können, daß ein so begabter und wissenschaftlich geschulter Mensch, wie es Kautsky zweifellos ist, immer mehr und mehr sich selbst zu der Rolle eines Don Quixote verdammt.

Bis zu einem gewissen Grade wird von dem Ausgang des Gärungsprozesses, in dem sich die deutsche Sozialdemokratie zurzeit befindet, das Zukunftsschicksal unseres Vaterlandes abhängen. Denn für den Einsichtigen kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß es für Deutschlands Zukunft nicht gleichgültig sein kann, wie die politische Interessenvertretung der deutschen Arbeiterschaft gestaltet ist. Daß man die deutschen Arbeiter jemals wieder

aus der deutschen Politik ausschalten könnte, ist eine tollkühne und verwegene Idee, die wirklich nur in Köpfen entstehen und Boden fassen kann, denen jede Einsicht in die Dinge versagt ist ..."

„Ein Mitläufer" aber, der's immer noch gut mit der Partei meint, ist zu der Erkenntnis gelangt, daß sie tatsächlich an einem kritischen Punkte angelangt sei. Er äußert das in der „Ethischen Kultur" so: „Die Sozialdemokratie war bisher die einzige große Partei, die Politik trieb nicht als ein Geschäft oder als ein Spiel des Zufalls, sondern um eines großen idealen Zweckes willen, Befreiung der Arbeit von allen Tributrechten und Monopolen und Beseitigung jedes gesellschaftlichen Schmarotzertums. Sie erklärte den Palästen den Krieg, um den Hütten Frieden zu bringen. In ihrem Zukunftsstaate sollte es keine unverdiente Armut geben, sollten alle Überfluß und Fülle haben und die Segnungen der Kultur auch dem Ärmsten zugute kommen. Man mag über die Ausführbarkeit solcher Pläne denken, wie man will, der kühne Idealismus, der aus diesem Streben spricht, gereicht der Sozialdemokratie auf jeden Fall zur Ehre. Die klugen Leute, die sich über solchen Idealismus nur lustig zu machen wissen, stellen sich damit nur das Zeugnis aus, wie eng ihr Horizont und wie niedrig ihre Denkungsweise ist. Und *sie irren sich gewaltig*. Eine bessere, eine gerechtere Gesellschaftsordnung *muß* kommen. Die soziale Bewegung, die vor wenigen Jahrzehnten nur das Werk einiger Phantasten und unbeachteter Schwärmer war, ist jetzt für Tausende, für Millionen, eine Herzenssache geworden. Der deutsche Liberalismus hat zu seinem Schaden erfahren müssen, welche Kraft in dieser Bewegung steckt, die er so lange hochmütig ignorieren zu können meinte. In diesem Idealismus, in der begeisternden Hoffnung auf einen besseren, glücklicheren Zustand der Dinge steckt die beste Kraft der Sozialdemokratie.

Seit einigen Jahren aber ist diesem Idealismus in ihren eigenen Reihen ein gefährlicher Feind erstanden. Immer lauter werden die Zweifel, ob die Partei auf dem rechten Wege sei. Das Ideal, das man so lange verehrt, an dem man mit Leib und Seele gehangen, droht sich in der Revisionistenkritik in eine wesenlose Fata Morgana aufzulösen. Hieraus vornehmlich erklärt sich der erbitterte Widerstand, den die Revisionisten bei dem Gros der Parteiangehörigen bisher gefunden haben. Es ist die instinktive Furcht vor dem Verlust des höchsten und besten Gutes, das die Sozialdemokratie bisher besessen, das sie gegen alle Beruhigungsversuche von revisionistischer Seite mit unüberwindlichem Mißtrauen erfüllt. Wie der orthodoxe Christ an die Formeln und Bekenntnisse seiner Religion, so klammert sich die Sozialdemokratie desto fester an die Dogmen und Schlagworte des Marxismus an, je mehr diese selbst von der fortschreitenden Kritik als unhaltbar nachgewiesen werden. Der *Kampf zwischen Glauben und Wissen*, das ist heute das *Problem der Sozialdemokratie*.

Der Irrtum, in dem die Sozialdemokratie befangen ist, ist der Irrtum, der sich in der Geschichte ewig wiederholt, der Irrtum, den Zweck mit

den Mitteln, das Ziel mit den Wegen zu verwechseln. Das Ziel der Sozialdemokratie ist die Beseitigung jeder Ausbeutung, jedes arbeitslosen Gewinnes und die Sicherung vollen und gerechten Lohnes für alle Arbeitenden. Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles soll eine kommunistische Wirtschaftsordnung auf demokratischer Grundlage sein. Aber dieses Mittel ist den sozialistischen Theoretikern zu dem alles überschattenden Endziel geworden, das ihr ganzes Denken beherrscht. Wie es dem orthodoxen Christen als unfaßbar (? D. T.) erscheint, daß jemand, der nicht seine religiöse Überzeugung teilt, ein guter Mensch sein könne, so erscheint es auch den orthodoxen Marxisten als unfaßbar, daß jemand, der nicht den Glauben an eine kommunistische Wirtschaftsordnung teilt, es mit dem arbeitenden Volke ehrlich meinen oder bei gesunden Sinnen sein könne. Dieselben Leute, die sich rühmen, den Sozialismus auf eine wissenschaftlich unanfechtbare Grundlage gestellt zu haben, *scheuen die Kritik* wie ein gebranntes Kind das Feuer.

Alle großen Fragen der Menschheit haben stets eine *desto einfachere Lösung* gefunden, *je größer und wichtiger* sie waren, und gewöhnlich war es gerade die unvermutete Einfachheit der Lösung, die es verhinderte, sie früher zu finden. Die soziale Frage wird davon keine Ausnahme machen. Eine solche Lösung aber bietet der Marxismus nicht. Denn dem Marxismus gebricht es an nichts so sehr als wie an Klarheit und Durchsichtigkeit, vor allem an einer einheitlichen Grundidee, die die verschiedenen Teile und Glieder seines Systems zu einem homogenen Ganzen zusammenfaßt. Ein Gedankensystem, das eine gesellschaftliche Revolution herbeiführen soll, muß eine Grundidee haben, die jedermann verständlich, jedermann klar, den innersten Nerv unseres Fühlens und Denkens berührt, die in dem gegebenen Augenblick den Massen wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder gehen muß. Man braucht wirklich kein Psychologe zu sein, um einzusehen, daß *die Vergesellschaftung der Produktionsmittel*, die man allenfalls als Grundidee des Marxismus ansehen kann, *dies nie und nimmer vermag*. Niemand kann die endlosen Kontroversen über die verwickelten marxistischen Theorien lesen, ohne zu fühlen, daß ihnen gerade das mangelt, was das tiefste Sein der Menschheit aufzuregen vermag. Es nützt nichts, daß sich die Marxisten hierüber mit einer hochtrabenden, ostentativ zur Schau getragenen Wissenschaft hinwegzutäuschen suchen.

‚Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.'

Die Revisionisten haben erkannt, daß der Marxismus nur unechte Münze führt, daß er in Zahlungsschwierigkeiten geraten muß, sobald seine Theorien auf der Wage der Erfahrung abgewogen werden. Aber sie scheuen sich davor, den Bankerott offen anzumelden. Sie suchen ihm durch eine unterirdische Minierarbeit, durch eine unablässige Kleinkritik den Kredit zu entziehen. Anscheinend hoffen sie, auf diese Weise der Insolvenz zu ent-

gehen. Aber sie täuschen sich, wenn sie meinen, daß dieser Kelch an der Sozialdemokratie vorübergehen werde. Alle Schuld rächt sich auf Erden, und auch die Schuld, in die die Sozialdemokratie durch ihre allzu bereitwillige Unterwerfung unter die Dogmen einer Clique eingebildeter und anmaßender Theoretiker geraten ist, muß sich an ihr rächen ..."

Das ist in der Tat der springende Punkt in dem gegenwärtigen Stadium der Bewegung. Das ist es aber auch wohl, was mit zu unerhörten Kraftanspannungen, zu erbitterten Lohnkämpfen anspornt, als sollten diese die praktische Probe auf das Exempel des theoretischen Parteidogmas sein. Ein lange vorbereiteter Riesenstreik („Aussperrung" ist nur ein anderer Name dafür) soll gerade in diesen Tagen in Berlin zum Ausbruch kommen. Nicht weniger als etwa 50000 Bauarbeiter wollen die Arbeit bis zur Bewilligung ihrer Forderungen niederlegen. Da sämtliche Bauten dann stillestehen müssen, so werden in den Streik auch eine ganze Reihe anderer Gewerke und Gewerbe hineingezogen, so daß die wirtschaftlichen Folgen sich noch gar nicht ausdenken lassen. Es ist bekannt, daß die Maurer und Zimmerer jetzt schon zu den bestbezahlten Arbeitern gehören. Ihr Stundenlohn beträgt nach der „Tägl. Rundschau" 75 Pf., ihr Tagesverdienst bei neunstündiger Arbeit sonach 6,75 Mk.; ein Einkommen, welches das der meisten kleinen Beamten erheblich übertrifft. Trotzdem forderten sie den achtstündigen Arbeitstag bei Fortdauer des bisherigen Gesamttagesverdienstes; das hätte einen Stundenlohn von 84 Pf., eine Erhöhung um 9 Pf., für die Unternehmer eine Verteuerung um 12 Prozent bei gleichzeitiger Verringerung der Gesamtarbeitsleistung um ein Neuntel bedeutet. Trotzdem boten die Arbeitgeber, indem sie auf neun Stunden beharrten, für die drei nächsten Jahre Stundenlöhne von 79, 80 und 82 Pf. an, so daß sich die Zimmerer und Maurer im zweiten Jahre auf täglich 7,20, im dritten auf 7,38 Mk. gestanden hätten. Das aber war ihnen unzureichend, zumal ja der Achtstundentag dabei in die Brüche gegangen wäre. Nun hatten die organisierten Maurer 1905 ein Vermögen von 2,7, die Zimmerer ein solches von 0,9 und die Bauhilfsarbeiter von 0,4 Millionen, zusammen also 4 Millionen Mark. Da es sich in Berlin um etwa 50000 eigentliche Bauarbeiter handelt, die wöchentliche Streikunterstützung aber durchschnittlich 12 Mk. beträgt, so kostet jede Streikwoche den Organisationen 600000 Mk. Es würden also 6—7 Wochen hinreichen, um die Kassen der Gesamtverbände völlig zu leeren.

Man kann es dem „Reichsboten", der immer ein Herz für die Arbeiter gehabt hat, nachfühlen, wenn er resigniert klagt:

„Seit Jahr und Tag sind wir dafür eingetreten, daß der Staat die Arbeiterschaft organisiere und soziale Friedensgerichte schaffe, an welche Arbeiter und Arbeitgeber sich im Bedarfsfalle klagend zu wenden haben. Der Teil der deutschen Arbeiterschaft, welcher unter dem Einfluß der Hetze der Sozialdemokratie steht, will von solchen sozialen Ordnungen nichts wissen. Dagegen haben die Unternehmer in Deutschland im letzten Jahrzehnt an

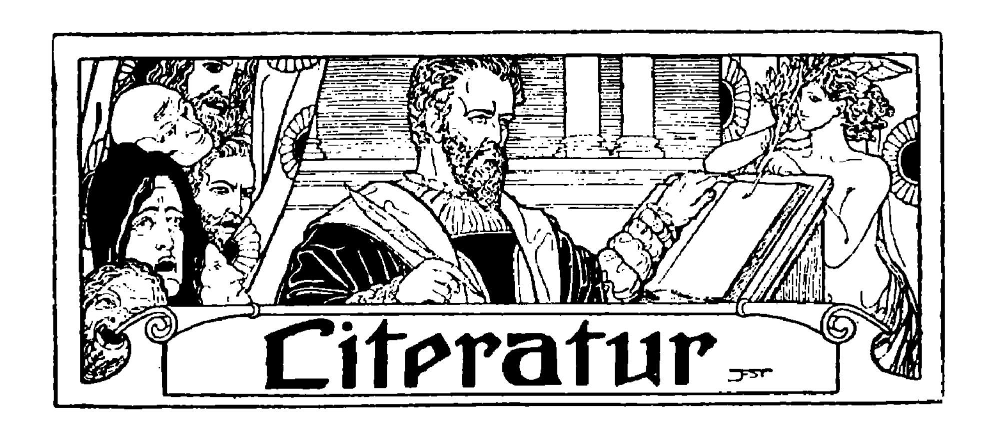
sozialer Einsicht ohne Zweifel ganz bedeutend gewonnen. Sie haben einsehen gelernt, daß sie weit besser fahren, wenn sie mit ihren Arbeitern sich schiedlich-friedlich auseinandersetzen und in ruhiger Aussprache mit ihnen zu einer gütlichen Vereinbarung kommen. Das sehen wir auch wieder am Verband der Baugeschäfte Berlins und der Umgegend. Als die Arbeiter das Tarifabkommen kündigten, waren die Arbeitgeber durchaus zum Entgegenkommen bereit. Sie wollten eine nahezu zehnprozentige Lohnerhöhung gewähren, lehnten aber den achtstündigen Arbeitstag ab. Und in der Tat sind die Bauarbeiter ja auch die allerletzten, die einen achtstündigen Arbeitstag brauchen. Sie arbeiten fast immer in frischer Luft, hatten nach dem alten Tarif 9 Stunden Arbeitszeit, und daß sie dabei sich überanstrengen, wird niemand behaupten, der Bauarbeiter in Tätigkeit gesehen hat. Das hat auch das Berliner Gewerbegericht als Einigungsamt im Arbeitskampf im Berliner Baugewerbe nicht angenommen; in seinem Schiedsspruch schlägt es nur Lohnerhöhungen vor und erklärt sich für die alte neunstündige Arbeitszeit. Diesen Schiedsspruch, der den Arbeitern ziemlich günstig war, nahmen die Arbeitgeber auch an und stellten damit ihrer Einsicht ein gutes Zeugnis aus; die Arbeiter dagegen lehnten die Annahme ab. Sie wollten den Kampf, obgleich ihre Führer durchaus abrieten.

Damit haben die Arbeiter wieder einmal gezeigt, daß sie, wenn sie das Streikfieber einmal gepackt hat, vernünftigen Erwägungen nicht mehr zugänglich sind, daß sie Fragen, die man als rein geschäftliche bezeichnen kann, mit wilder Leidenschaftlichkeit behandeln, aber nicht mit der gebotenen kühlen Ruhe. Es kann dies den, der den großen Einfluß sozialdemokratischer Schriften und Agitatoren auf den sozialdemokratischen Arbeiter kennt, auch nicht weiter verwundern. Der Mann schwimmt so im Phrasennebel, daß er den Blick für die Wirklichkeit völlig verliert, sich als armes, geknechtetes Wesen ansieht, auch wenn er in der Woche 40 Mark verdient und sich überhaupt nichts gefallen läßt, alle anderen aber, die nicht gleich ihm von der Handarbeit leben, als Ausbeuter, Gauner und Schufte betrachtet. Diesem in so merkwürdiger Geistesverfassung befindlichen Mann kann, wenn man ihm einige Phrasen gegen das Kapital versetzt hat, alles zugemutet werden, und ist seine Erregung aufs höchste gestiegen, dann geht er den Führern einfach durch und stürzt sich blindlings in den Arbeitskampf. Es ist betrübend für den ehrlichen Sozialpolitiker, zu sehen, daß dem deutschen Arbeiter vielfach die nüchterne Ruhe abhanden gekommen ist, daß er sich in gefährliche Wahnvorstellungen verrannt hat; leider ist das nicht von heute auf morgen zu ändern. Und so wächst die Gefahr, trotz der wachsenden sozialen Einsicht der Arbeitgeber und der ganzen Gesellschaft, daß wir durch eine Periode schwerer wirtschaftlicher Kämpfe werden hindurch müssen; es steht zu befürchten, daß wir erst dann zum sozialen Frieden kommen werden, wenn die Arbeiter sehr trübe Erfahrungen gemacht haben werden. Es wird von ihnen jetzt sehr viel Wind gesäet; dementsprechend kann auch nur die Ernte sein. . . ."

Es ist ein wahrer Jammer, daß es so weit gekommen ist. Es mußte nicht sein. In diesem Falle brauchen sich ja die Unternehmer kaum etwas vorzuwerfen. Sie haben es an Entgegenkommen nicht fehlen lassen und durften solches füglich auch von der anderen Seite erwarten. Aber was ist nicht alles auf beiden — ich habe hier nicht den besonderen Fall im Auge — die ganzen Jahre hindurch gesündigt, wie töricht und verwerflich oft auch der Kampf gegen die Sozialdemokratie geführt worden! Es muß schon toll genug hergegangen sein, wenn selbst die agrarisch-konservative „Deutsche Tageszeitung" von einer „Radautaktik" der Bürgerlichen spricht und der Herausgeber der „Antisozialdemokratischen Korrespondenz", Max Lorenz, der die Partei mit dem ganzen Eifer des ausgeschiedenen ehemaligen „Genossen" befehdet, sich genötigt sieht, „die Methode des antisozialdemokratischen Kampfes, wie sie mehr und mehr einreißt und schließlich beinahe mit Notwendigkeit zu Tätlichkeiten führen muß", rücksichtslos zu geißeln. „Man entwirft", so schreibt er im „Tag", „ein völlig falsches Bild vom Wesen der Sozialdemokratie und bekämpft dieses Bild; man sucht die einzelnen sozialdemokratischen Persönlichkeiten moralisch zu brandmarken und verzichtet auf jeden erst wahrhaft politischen Kampf gegen das sozialdemokratische Prinzip. Bebel wird jetzt in einem großen Teil der bürgerlichen politischen Presse ein Heuchler und Lügner gescholten, in einem anderen kleineren Teil aber triumphierend als Revisionist angesprochen, weil er in einer Wahlrede folgendes gesagt haben soll: ‚In dem Sinne, wie die Leute sich dies vorstellen, wollen wir die Revolution nicht. Wir wollen Reform auf sozialpolitischem Gebiet, damit die Gestalt der Dinge umgewandelt wird. Wir wollen gleichberechtigte Bürger, wie sie die Schweiz und Frankreich besitzen.' Bebel hat mit diesen Worten nicht ein Tüpfelchen vom sozialdemokratischen Programm preisgegeben, sondern die ganze Gefährlichkeit und der revolutionäre Wille der Sozialdemokratie spricht unverschleiert daraus. Man will Sozialpolitik, immer mehr und immer weiter, bis zur Abwandlung der individualistischen Wirtschaftsordnung in die sozialistische. Und man will ‚freie Bürger' wie in der Schweiz und in Frankreich, d. h. man will statt der Monarchie die Republik. Was ist daran nun Heuchelei und Lüge oder was Revisionismus? Gar nichts! Auf bürgerlicher Seite aber stellt man die einzelnen Sozialdemokraten als menschliche Scheusale hin und wagt oder vermag es nicht, einen Kampf um politische Prinzipien zu führen."

Also nur kein Pharisäertum, meine Herren Scharfmacher, wenn ich bitten darf. Jeder schlage an die eigene Brust: Mea culpa, mea maxima culpa!





Einiges vom Märchen

Von

Rudolph Vogel

Märe ist Bericht, Kunde; und zwar Kunde, welche, ungeschrieben, im Gedächtnis der Leute haftet (me-mor-ia) und von Mund zu Munde geht. Über Inhalt und Form sagt uns das Wort nichts. So hat es sich bis heute erhalten und ist dem deutschen Ohre verständlich und geläufig. Sonach wäre eine Märe das, was man sich erzählt, ohne Rücksicht auf Form und Inhalt; und so unbestimmt das klingt, so sagt es doch gerade genug, uns über das Wesen des Märchens Aufschluß zu geben.

Was haftet im Gedächtnis? Was erzählt man sich? — Nicht alles, nicht das Alltägliche. Man erzählt sich das Ungewöhnliche, was fesselt, rührt, erheitert, was Staunen und Verwunderung erregt, kurz, was alle gerne hören, Junge und Alte. Ob es wahr ist, was tut's? Das Seltsame, Unwahrscheinliche ist das Liebste; der Hörer will staunen, will lachen, er hat seine Freude daran, wenn der Erzähler lügt, daß sich die Balken biegen, vorausgesetzt immer, daß er unterhaltsam zu lügen versteht. Deshalb liegt auch dem Erzähler selbst nicht das Geringste daran, ob man ihm glaubt oder nicht. „Dees' G'schicht is lägenhaft tau vertellen", beginnt er harmlos; und je toller es dann kommt, je übermütiger er lügt, desto fröhlicher leuchten die Augen der Lauschenden. Nie im Leben ist eine größere Dummheit zu Raum gekommen als die tantenhafte, pedantische Schulweisheit, die Märe mit Acht und Aberacht zu belegen, „weil sie lügt".

Lügen und betrügen steht beieinander. Lüge ist, was sich fälschlich für Wahrheit gibt, sich in das Gewand der Wahrheit kleidet. Und in diesem Sinne gibt es allerdings sogenannte Dichtungsarten, die jung und alt belügen, weil sie sich zum Zwecke der Täuschung das Mäntelchen der Wahrhaftigkeit umhängen, um für Wirklichkeit genommen zu werden. Sie beginnen etwa mit den Worten: „Es war an einem grauen Novembermorgen des Jahres 18**" usw. — Sie sind es, die, wie jede Lüge, die

sich für Wahrheit gibt, den Sinn zerrütten und den Verstand täuschen und das Herz vergiften, die in jungen Köpfen und Herzen unsagbares, bitteres Unheil stiften! Das Märchen aber ist, als Dichtung, rein und wahrhaftig; es gibt sich frei und ehrlich als das, was es in Wahrheit ist, und spottet derer, die töricht genug sind, es für Wirklichkeit zu nehmen: „Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler!" Es wendet sich, wie jede echte und rechte Dichtung, nicht an den passiven Glauben, sondern an die mit- und nachschaffende Vorstellungskraft des Hörers, an die Schöpferin jener andern Welt, welche, über allen Schranken der Wirklichkeit schwebend, unsern Sehnen und Verlangen schmeichelt und dem heißen, törichten Herzen Befriedigung schafft. Ein Paradies! — Aber das Märchen ist ehrlich genug, uns nicht darüber im unklaren zu lassen, daß das Märchenland eben nur ein Paradies ist, dessen Freuden wir allein in der Einbildungskraft nippend genießen. Es liegt in „Nirgendheim", und keiner gelangt hinein, es sei denn, daß er sich durch ein Gebirge von Hirsebrei hindurchfräße.

In diesem Sinne ist die Märe zugleich eine wahrhaft deutsche Dichtungsart und grundsätzlich verschieden von der „Wirklichkeits"-Poesie des Romanen, die ihre höchste Aufgabe darin sucht, dichtend der Wirklichkeit so nahe wie möglich zu kommen. Man beachte nur den scharfen Gegensatz zwischen dem Märchen und den von den Romanen uns überkommenen Dichtungsarten, dem Roman und der Novelle! Ist es nicht der nämliche Gegensatz wie der zwischen der frei im Reiche der Einbildungskraft herrschenden Tragödie eines Shakespeare oder Goethe und dem in die spanischen Stiefel der verlogenen drei Einheiten eingeschnürten Stücke eines Corneille und Racine? Nicht ohne Grund wiederum sind uns die Romanen in der Komödie über, deren Reiz in dem satirischen Spiele mit der Wirklichkeit beruht, während sie in der Lyrik, der reinsten Form der Vorstellungspoesie, Stümper geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Der Romane steht, wenn er dichtet, immer mit beiden Beinen auf der Erde und hüpft wie eine Krähe beim Anflug — der dichtende Germane schwebt auf einem Zaubermantel in einer höheren, selbstgeschaffenen Welt, die Welt der Wirklichkeiten tief unter sich im Duft oder im Dunst, je nach dem Wetter; über sich, dem sehnsüchtigen Auge nahe scheinend und doch ewig ferne, den lichtklaren Himmel, den er mit der Seele sucht. — Das ist deutsch!

Über die Form der Märe also sagt uns das Wort nichts. Wie alle Dichtung erschien sie ursprünglich im Festgewand. „Mären" nannten sich, weil von Mund zu Mund gehend, alle unsere alten deutschen Epen, wie aus dem Anfangs- und Schlußwort der Nibelungen ersichtlich. „Hier hat die Mär ein Ende" heißt: „Hier ist es zu Ende mit dem, was mir mündlich berichtet ist."

Das Märchen — hier tritt der Unterschied von der Märe zum ersten Male in einer Auge und Herzen gleich wohltuenden Weise zutage — hat, gottlob, das höfische Festgewand abgelegt, um sich in schlichter und doch schmucker, anheimelnder Tracht unter das aufhorchende Völklein zu

mischen. Einfach wie sein Kleid ist seine Rede, lieb, traulich, mit den altgewohnten Lauten und Wendungen allen vertraut und verständlich. — —

Und doch: Unter dem groben, schlichten Bauerngewande steckt, das fühlt ein jeder, etwas Ungewöhnliches, vor dem die Hörer erschauern, sie wissen nicht warum. Das Märlein kommt, und es wird stille ringsum. Funkelt es nicht wie Gold hie und da durch die Risse des groben Kleides? Leise beginnt es, wie sich ein Wind erhebt im Gezweige der Linde, uralte, halbvergessene Reimlein erklingen wie geraunte Zauberformeln, und in den tiefen, dunkelklaren Augen leuchtet's auf, geheimniskündend: der Abglanz der germanischen Volksseele, jener verborgenen, gottentstammten Macht, welche jedes deutsche Herz im Innersten ergreift und erschüttert und reinigt und begeistert und unaufhaltsam himmelwärts zwingt.

Wer ist das? flüstert es ringsum verstohlen. —

Hört's! Eine lichte Elbe ist es, die in schlichtem Bauernkleide vor euch steht: reißt ihr das grobe Linnen vom Leibe — und sie steht strahlend vor euch da, eine heilige Seherin, und ihr Anblick zwingt euch in die Knie. Als euresgleichen sucht sie euch heim, auf daß ihr nicht erschrecken solltet, und sitzt bescheiden an euerm Herde; und doch strahlt unmerklich Glanz und Helle der ewigen Gottheit von ihr aus: die Alten schauern auf und wissen nicht warum, und heimlich hocken die Kinder beieinander und flüstern leise. — Das ist das Märchen.

So wandelt die Unsterbliche, unerkannt, oft verschmäht und verachtet in unscheinbarem prosaischen Gewande durch die deutschen Gaue und überläßt den anspruchsvollen, koketten Modedamen der Tagesliteratur Schleppe und Schnürleib und dekolletiertes Festkleid, hinter dem sich nur zu häufig die öde Nichtigkeit versteckt. —

Und der Inhalt des Märchens? — Wer umschriebe ihn, wer mäße ihn aus! Wie die schöpferische Natur im Größten und Vollendetsten, wie im Kleinsten und scheinbar Einfachsten immer und immer wieder sich in höchster Vollkommenheit zeigt, gleichviel, ob es sich um ein Sonnensystem oder um ein nur nach Mikromen zu messendes Protozoon handelt, so ist dem Märchen nicht Gegenstand noch Maß noch Ziel gesetzt. Es ist im Kleinen groß und im Großen klein. Der eben leise sich erschließenden Blume der kindischen Einbildungskraft, die mühsam nach Form für einen langsam sich bildenden Inhalt ringt, verleiht es seinen entzückenden, das Herz der Alten bezaubernden Duft, jenen Hauch des Unbewußten, Ahnungsvollen, das der Schönheit entgegenträumt; und den kraftvoll erstarkten Baum übersät es mit Blüten, die der Frucht und Reife harren, und säuselt als weicher Lenzwind durch die aufschauernden Blätter, die dem Herbste entgegen welken.

Ungleich der Sage, welche nur eine eigenwüchsige Abart der Märe ist, bedarf die Märe nicht des Helden, nicht der Handlung, nicht der Verwickelung und Lösung. Frei waltet sie im Äther und spottet aller ästhetischen Gesetze; denn die Unsterbliche schwebt über allem Gesetz. Tatsächlich

kennt beispielsweise das Märchen vom Schlaraffenland weder Helden noch Handlung; aber es ist trotzdem ein echtes und rechtes Märchen; und nicht bloß die Kinder „hören es gerne". Mit ungebundener Freiheit tummelt sich und scherzt unser Herzensliebling auf dem blühenden Gefilde der Einbildungskraft, auf dem es Blumen in endloser Fülle, aber keine abgezirkelten Beete gibt — und die strenge Anstandsdame, Ästhetik genannt, steht wider Willen lachend dabei und ringt die Hände und seufzt: „Ach, wenn das Kind nur mal was Vernünftiges tun wollte!"

Sieh! Da versteckt sich auch schon Tausendschönchen lachend hinterm nächsten Rosenbusch, und taucht wieder hervor als „Hans im Glücke" und tut wunder wie ernsthaft; denn er hat den großen, ungeschickten Klumpen Goldes wirklich und wahrhaftig sauer genug verdient. — Und nun soll er die Last auch noch schleppen! Die Sonne brennt heiß und — bautz, da lieg! — — Kleiner Philosoph! O der lieben, ewig gültigen Weisheit, die dein kindisches Tun predigt!

Husch! ist das Märlein fort; aber schon taucht es wieder hervor als artiger Kobold, Übermut in jeder Falte des klugen Gesichtchens. Was gilt's? Wollen sehen, wer am tollsten und lustigsten von uns lügen kann, und der Meisterdieb soll sein, wer bei nachtschlafender Zeit dem Könige das Bettuch unterm Leibe wegstiehlt! Hört ihr, was die Vögel plaudern? Dort schleicht Meister Reineke herbei, und seine Weltklugheit steht in seltsamem Gegensatz zur Weisheit der Toren, die das Sonnenlicht in Fässern fangen wollen!

Was also ist der Inhalt? — Alles und nichts. Das Sinnige und Innige, das Tolle und Törichte, das Weise, das albern scheint, und das Alberne, das der Weisheit letzter Schluß ist; das Widerspruchsvollste, das bis in den Himmel hineinragende und das zur Fratze gewordene Heilige, Himmel und Hölle, Herrgott und Teufel mit seiner Großmutter, über deren Stammbaum nichts Näheres verlautet, der unlösliche Widerspruch, über den das deutsche Herz brütet, lacht, weint, bricht — — mit einem Worte: das deutsche Herz selbst, das ist es, was, scheinbar ohne Regel und Geschick, immer aber packend, rührend, erschütternd im deutschen Märchen zum deutschen Herzen spricht. Kein Volk der Welt macht uns das nach! Unser ist es — ein Kleinod, ein Spielzeug — ein lächerliches vielleicht, vielleicht aber auch ein ernsthaftes (ich weiß es nicht), was uns Deutschen die liebste, lichteste aller Elben, die je auf deutschem Boden wohnte, als Püppchen in die Wiege legte, uns seiner zu freuen, es zu herzen und zu küssen.

Nun sind wir der Wiege entwachsen, und halten unser Kinderspielzeug mit einem lachenden und einem weinenden Auge in unsern Händen; und ein stilles Träumen kommt über uns, und ein Wunsch quillt uns heiß aus dem Herzen auf und wir gedenken eines Wortes aus heiligem Munde:

„Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen!"



Seelen-Utopie

Im Wandelreigen der Dramatiker von wechselndem Gesicht erschien nun, da sich das Bühnenjahr zum Ende neigt, ein lange nicht gesehener Gast mit seiner auf unseren Theatern selten gewordenen Art. Der Sturmgeselle, der Attackenreiter, der letzte Schillerenkel: Ernst von Wildenbruch.

Sein Schaustück von der schönen Raubrittertochter Bersabe und dem Kaufherrnsohn Bartolome Welser mit dem Räuberromantiktitel „Die Rabensteinerin“ wurde im Schauspielhaus aufgeführt und trug seinem Dichter brausende Huldigungen ein. Dieser Beifallsrausch war echt und wirklich ausgelöst, man fühlte deutlich die Massensuggestion, die aufgewühlte, erregte Mitteilnahme der Hörer.

Und hier setzt unser Interesse ein. Man erlebt also hier das unseren Theatern sonst fremde Ereignis, daß ein ganzes Haus von einer theatralischen Kraft fortgerissen wird, die gar nicht raffiniert, sondern mit treuherzigen, fast einfältigen Mitteln arbeitet, die aber den starken, die Menge anfachenden Atem hat.

Der Stoff ist kindermärchenhaft, und kindlich naiv, wie sich hier Welt und Menschen spiegeln: wie das edle wilde Blut der Bersabe gegenübergestellt wird der tückischen, boshaften, herzlosen Ursel — die geradenwegs aus der Schreckenskammer der Kunigunden stammt —; wie das füreinander bestimmte Paar, Bersabe und der junge Welser, ein Jüngling, hochgemut und treu, sich nach mancherlei Leiden und schrecklichem Los endlich finden. Die Romantik stammt hier unzweifelhaft aus der literarischen Maskengarderobe, die Spannung ist eigentlich auch gering, da niemand befürchten kann, daß Wildenbruch zwei junge Herzen, die er mit solcher Liebe entflammt, im Stich lassen könnte. Die Wirksamkeit des Stückes kann nicht daher kommen, sie folgt vielmehr aus Wildenbruchs Art, Situationen zu schaffen, zu schüren, einen Akt auf die höchste Sprosse zu steigern, gewissermaßen die Personen zu einer Pyramide aufzubauen, so daß die Zuschauer atemlos die Blicke halten.

Und etwas Besonderes tritt noch hinzu, und das gibt Wildenbruch sein eigenes Gepräge, macht ihn rührend und entwaffnet manchen Widerstand. Diese Situationsdramatik ist nicht das Resultat eines spekulativen, kühlen Virtuosenkopfes, keine Sardou-Geschicklichkeit voll Bluffs und Taschenspielertricks. Sie kommt bei Wildenbruch aus dem Herzen. In diesem Herzen sind die Jünglingsideale jung geblieben mit ihrer allgemeinen Begeisterungsschwärmerei, einer Begeisterung an sich, einer Begeisterung, von der der Mund übergeht. Sie entzündet sich an der Vorstellung von „Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit“; sie denkt an das „was rauschet und was brauset“, an „Wald und wilde Jagd, an Sturm und Wellenschlag, an deutsche Männerschlacht und an den Jüngsten Tag“.

Und alle Jugend-Enthusiasmen braut sie zu einem Trank voll Brodelns und Schäumens zusammen, gießt ihn in eines jener altdeutschen Waldgläser von grünlichem Schimmer, heraldisch ausgeziert, und schickt es in die Runde. Einer trinkt dem andern zu ... Verbrüderung und Handschlag; Augenglänzen, Wangenleuchten; alle sind zur Herrlichkeit geboren; der Becher kreist; sie sind die Könige der Welt; die Schläger rasseln und der Kantus schwillt.

An solche Kommersbuchstimmung denkt man bei Wildenbruch, er hat,

trotz seiner sechzig Jahre, diese gläubige und hoffnungsvolle Hingabe an die vagen Hochgefühle und für sie läßt er das volle Werk seiner Janitscharendramatik erdröhnen. Und wenn so das Schlachtroß steigt und die Drommete klingt, dann ist darin ein Elan und Schwung, ein Hufgestampf und Marschtritt, daß es auch den, der skeptisch lächelt, für den Augenblick anweht wie ein Element. Und darin liegt eben das Kriterium, daß Wildenbruch das, was er bringt, echt fühlt.

Der Massenwirkung scheint dann noch ein besonderer Faktor zu dienen. Wildenbruchs Charakteristik nimmt in seiner von ihm selbst geschaffenen Welt leidenschaftlich Partei, er steht seinen Figuren mit Haß und Liebe gegenüber, und er bemüht sich, seine Meinung mit flammender Beredsamkeit auf seine Hörer zu übertragen. Volksversammlungsaffekte werden so geschaffen, die, wenn auch gewiß nicht nachhaltig, so doch von großer Augenblicksresonanz sind und durch die Massensuggestion, durch die Schwingungswellen sich noch steigern.

Sehr instruktiv läßt sich hier der Unterschied zwischen dem Theatraliker und dem psychologischen Dramatiker aufzeigen.

Der Theatraliker arbeitet mit „Sympathiemitteln"; er stellt jede Figur so zum Zuschauer ein, daß der genau weiß, wie er sich zu ihr zu verhalten hat; er zeichnet sie so übersichtlich aus, daß jeder sieht, was sie wert ist. Er steht zu ihnen, wie der Hausvater im Märchen zu seinen guten und bösen Kindern.

Der psychologische Dramatiker aber ist wie eine überschwebende Gottheit. Er wird nicht durch irdischen Anteil, durch Voreingenommenheit, durch Vorurteil verwirrt. Er wendet seine belebende Naturkraft allen Gestalten gleichmäßig zu; er kennt keine Favoriten und keine Prügelknaben. Sein künstlerischer Ehrgeiz ist, daß alle Personen seiner Welt ihre Art möglichst charakteristisch zum Ausdruck bringen, und daß ein jeder von seinem Standpunkt aus vollkommen recht habe. Hebbel bietet dafür das ausgeprägteste Beispiel.

Für solche künstlerische Gebilde gilt nun nicht mehr die primitive Einstellung, daß eine Figur dem Hörer sympathisch, eine andere ihm unangenehm ist, daß der Sieg des Guten über das Böse stürmische Zustimmungen auslöst, hier kommt es nicht auf solche Lösung an, sondern auf den aufschlußreichen Einblick in die seelischen Prozesse widerstreitender Naturen, deren jede ihrer Wesenheit nach so und nicht anders handeln muß. Nicht Zustimmung oder Mißbilligung soll hier erweckt werden, sondern die unter tragischen Erschütterungen geborene Ehrfurcht vor dem Schicksalsvoll-Notwendigen, das aus des Menschen eigener Brust heraus wirkt und dessen Werden und Wachsen im Wechsel, im Auf und Ab, im Widerstreit mit den Schicksalsmächten anderer ihm konstellierter Wesen sich tiefer, offenbarender im Werk des erkenntnisvollen Dichters spiegelt als in der Zufallsbetrachtung äußerer Lebenstrugbilder.

Nach dieser psychologischen Dramatik geht heut das Streben. Die Theatralik, die die Szene zum Tribunal macht, die Leidenschaften aufruft und dabei nicht virtuosenhaft berechnet, sondern mit glühender Überzeugung und mit dem feurigen Glauben an eine imaginäre „gute Sache" ins Horn stößt — diese theatralische Macht, der Legitimität nicht abzustreiten ist, hat heut nur einen Vertreter — Wildenbruch. Von ihr ist auch die „Rabensteinerin" erfüllt, trotzdem hier viel Ungünstiges und Hemmendes vorliegt. Diese Raubritterromantik ist nämlich wirklich zu fadenscheinig; der starke Atem weht nur in den Augsburger Akten, die viele affektgeladene Gegensätze katastrophisch aufeinander-

platzen lassen. Die Rabensteiner Akte aber sind von einer Bilderbuchharmlosigkeit und einer Leihbibliothekssentimentalität.

Die Mannen des Herrn von Rabenstein und ihr Häuptling wurden nicht mit Kleistischen wilden Humoren gesehen, sondern minniglich frisiert. Sie bellen, aber sie beißen nicht; sie fressen ihrer Haustochter Versabe zahm aus der Hand, und als der Herr auf einem Beutezug gegen die Augsburger Kaufleute gefallen, werden sie als Knappen der verwaisten Jungfrau lyrisch-schmachtsam bis zur Parodie. Es ist aber merkwürdig, daß dies, wenn man gleichwohl darüber lächelt, doch auch etwas Kindlich-Rührendes hat. Wildenbruch scheint immer von seinem guten Herzen fortgerissen zu werden, er fühlt sich nur wohl, wenn er im Hohen und Edelen schwelgen kann.

Ein Utopist der Seele ist er. Das tobt er nun mit Inbrunst an seinen Lieblingsgeschöpfen, dem Paar Versabe und Bartolome, aus.

Bartolome ist der vom alten Rabenstein Überfallene, Versabe wird seine Retterin, und als sie sich zum erstenmal ins Auge sehen, da ist die Liebe da. Jedermann weiß nun Bescheid, daß der Dichter die beiden, was auch die nächsten Akte an Hindernissen bringen werden, zusammenführen wird. Und so wirkt diese Exposition billig und schematisch, noch schematischer durch die papierene Karikatur der Widersacherin, Bartolomes Braut Ursula.

Doch dann in den Augsburger Akten kommt Wildenbruchs dramatische Schlachtenstrategie mit hurre, hurre, hopp, hopp, hopp lebendig in Gang. Mit fester Zügelhand führt er sein Gespann. Der verwickelte Knäuel, der Konflikt zwischen Vater und Sohn, zwischen der Ritterstochter und dem Partrizier, zwischen Bartolome und Versabe selbst schürzt er und schließt eine Kette; kein Moment ist in diesem Zusammenprall leer oder tot, und dabei wird immer steigernd die Parteinahme der Hörer auf die Versabe gelenkt.

Hier fand Wildenbruch übrigens auch ein Motiv, das, wenn auch nur flüchtig behandelt, eine kulturelle Bedeutsamkeit hat, und jedenfalls zu der Räuberromantik eine lebensvollere Ergänzung bringt. Das ist das Motiv der ersten deutschen Kolonisierungen in Amerika, die transatlantischen Eroberungen der königlichen Kaufleute. Daraus ergibt sich erstens eine dankbare Möglichkeit, Generationsgegensätze zwischen Vater und Sohn herauszubringen. Der Sohn will selbst hinüber, sich durch eigene Tat Land und Volk schaffen, der Vater beharrt enger auf dem kapitalistischen Kaufmannsstandpunkt.

Weiter aber bringt das koloniale Motiv, verknüpft mit dem erotischen — Geographie und Liebe — dem guten Ausgang eine Beleuchtung, die über die unbestreitbare Banalität und bequeme Selbstverständlichkeit einen Schein ernsterer Menschlichkeit breitet.

Der Ausgang spielt am Hochgericht; so weit hat Wildenbruchs Romantik die arme Versabe gebracht. Sie schoß die arge Ursula, die sie in ihrem Unglück höhnte, tot und soll nun enthauptet werden. Im kritischen Moment tritt Bartolome Welser herfür, und nach Augsburger Recht macht er sie durch seine Freiwerbung los und ledig der Strafe und von der Rabensteinerin zur Frau Welserin.

Daß er das bis auf diesen, theatralisch wirksamsten und fruchtbarsten Moment verschiebt und daß er die Arme nicht im Gefängnis schon beruhigt, ist eine Rücksicht gegen Wildenbruchs Stück und für diesen edlen Jüngling eine unwahrscheinliche Unmenschlichkeit. Man sieht daraus, daß auch ein so gutes Herz, wie es Wildenbruch sonst hier zeigt, durch die Theatralik auf schlimme

Abwege gelockt werden kann. Aber er hat daran gewiß gar nicht gedacht, er sah mit glänzenden Augen nur die große Szene vor versammeltem Volk, das Freskogefühl verschlang das intime Gefühl.

In diesem Bilde wird nun die gefährliche Klippe der Rührszene, des erst empörten und dann verzeihenden alten Welser glücklich durch jenes Kolonialmotiv vermieden. Dem Vater geht, da das Mädchen stark und mutig vor ihm steht, mitten in der Empörung über die Welser-Schmach, ein Gedanke und eine Gewißheit auf. Er merkt die tüchtige, lebensfähige Menschenart, die sich sein Sohn zur Gemeinschaft erwählt. Auf einem anderen Boden, einem unkonventionellen Neuland wird sie wertvoll sein. Sie sollen hinüber in das indianische Land und dort sich ihr Leben bauen.

So schließt dies unpsychologische Rausche- und Brausestück nicht mit einem bengalischen Finale, sondern, nachdem es sich ausgerast, mit einem ruhig-ernsten Leuchten. Keine platte Versöhnlichkeit und Verbrüderung gibt's, sondern ein Scheiden zwischen zwei Generationen, ein äußeres Scheiden voll innerlichem Verstehen. Und so ist der allerletzte Eindruck dieser Theatralik ein menschlicher.

* * *

Das Utopische, das Wildenbruchs Vorstellung so gerne hegt und das bei ihm aber nur in der äußeren Sphäre der Werke und Taten oder doch nur in der Allgemein-Verkündigung der edlen Gesinnung sich ausspricht, wird zu einer wahrhaft innerlich geistigen Seelen-Utopie in dem dramatischen Gedicht Maeterlincks „Aglaveine und Selysette“, das Reinhardt in den Kammerspielen zur Darstellung brachte. Eine zart und körperlos gesponnene Gefühls- und Gedankenwelt kam hier zu ergreifendem Ausdruck. Diese Dichtung, die vor Monna Vanna liegt und die wir aus dem Buche kannten, steht auf der Scheidegrenze zwischen zwei Lebenskreisen des Dichters.

Sie führt von den dumpfen Beklemmungen und den Alpvisionen der früheren Dramen in eine seelische Landschaft voll Weite und Höhe. Das Schicksal ist hier nicht mehr das vampyrische Gespenst, das die hilflose Kreatur mit Krallenarmen anfällt. Das Schicksal steigt hier als das Dämonion aus dem Wesen der Menschen auf, sie werden nicht vergewaltigt, sie erfüllen ihr eigenes Wesen in Notwendigkeit, so wie es Novalis aussprach: Schicksal und Gemüt sind Namen eines Begriffs.

Maeterlinck verdichtete hier das, was er in seinen Essays die „Beauté intérieure“ nennt, das Erwachen und Aufblühen einer Seele.

In die Ehe Meleandres und Selysettes mit ihrem still gesänftigtem Glück tritt Aglaveine, sie gleicht den vergeistigten Frauen des Burne Jones. Sie und Meleandre sind sich verwandt in der Steigerungssehnsucht, in dem leidenschaftlichen Trieb, ihr Menschentum zu erhöhen, ihre innere Existenz zu den reichsten Möglichkeiten zu entwickeln. Selysette, die „arme, kleine Selysette“, scheu und verschlossen, eine „Stumme des Himmels“, steht nun unter dem Schatten, den die prangende geistige und körperliche Schönheit der andern auf sie wirft und unter dem sie vor sich selbst zu einem Nichts verschwindet. Und da geht sie aus dem Weg, sie nimmt sich das Leben, aber damit ihre Tat nicht zwischen die beiden tritt, die sie liebt, wählt sie eine Form, die den anderen als Unglücksfall erscheinen muß. Sie steigt auf den Turm, der kleinen Schwester den fremden Wundervogel aus dem Zinnennest zu holen, und beim Herüberbeugen gleitet sie ins Bodenlose. Und als sie dann aufgebahrt im Todeskampf

liegt, da ist ihr einziger Gedanke, daß nur kein irres Wort sie verrät, und ihre Lippen stammeln immer die Versicherung: „Ich beugte mich vor und fiel“...

Auf was es hier ankommt, das ist nicht die Tragik der Ehe, überhaupt nicht das Stoffliche. Das Drama ist hier keine Ehe- und keine Opfertragödie. Selysettes Tat ist nicht der Schluß und der Zweck der Dichtung. Sie ist dem Dichter vielmehr nur das Mittel zu einem höheren Zweck, die äußere Manifestierung einer bedeutungsvollen inneren Vollendung.

Er will an Selysette, die im Grunde die Hauptperson hier ist, zeigen, wie eine Arme im Geist, eine Blinde und Unbewußte, die ihr äußeres Leben so dahin gelebt und gleichgültige Worte gesprochen, plötzlich durch das Leid erweckt wird, wie nun alle die schlummernden Möglichkeiten ihres Inneren erwachen und die Flügel breiten, wie sie zu einem Entschluß über sich selbst hinauswächst, zu einer Hingabe, die sie über sich selbst heraushebt und ihr die Ahnung gibt, daß auch sie, die „Arme, Kleine“, an Größe und Schönheit einen Anteil hat. Es ist die Transfiguration einer Seele, die hier das Thema gibt. Und im Ausgangslicht steht die „Arme im Geist“ erhaben über Aglavaine und Meleandre, die voll geistigen Hochmuts ihrer Höhenmenschlichkeit so sicher waren und nun sagen müssen: „Wie arm sind wir gegen jene, die da in Einfalt lieben.“ So wird Wort und Gedanke aus Maeterlincks Traktaten „Der Schatz der Armen“ hier zum Erlebnis.

Und erfühlt ward es am farbigen Abglanz dieser Szenenbilder, die mit schweren, ernsten Faltenvorhängen, traumhaften Ausblicken in leuchtende Ferne, mit Gärtengängen, von Flören überwallt, das schwebende Klima dieser Zwischenweltsdichtung zur Erscheinung bannten.

Felix Poppenberg



Der Schneider von Ulm

Über die schmerzliche Empfindung, daß Max Eyth nicht mehr den Erfolg des großen Werkes erleben durfte, dem er die letzten Jahre seines Schaffens gewidmet hat, siegt doch das Gefühl der Freude, daß ihm noch die letzte Hand daran zu legen vergönnt war. „Der Schneider von Ulm, Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen“ ist wenige Wochen nach seinem Tode erschienen (2 Bände, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Auch hier verleugnet der Dichter-Ingenieur seine Doppelnatur nicht. Aber entschiedener als in seinen früheren Schöpfungen bricht sich diesmal sein episches Talent Bahn; die technischen Elemente ordnen sich unter und gehen restlos in der Erzählung auf.

Mit dem Problem des Erfinders beschäftigt sich Eyth in seinem letzten Roman: des Erfinders einer Flugmaschine. Das typische Erfinderschicksal mit seinen Freuden und Leiden, Hoffnungen und Enttäuschungen hat er gestaltet. Sein Held hat nicht bloß den Kampf gegen die Ungläubigkeit, Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Umgebung durchzufechten: er ist auch mit seiner Sehnsucht, gleich einem Vogel zu fliegen, der Entwicklung der Kultur um ein paar Jahrhunderte vorausgeeilt und muß an der Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden technischen Mittel notwendig scheitern.

In einem reizenden Vorwort hat Eyth über die Freiheiten, die er sich mit dem historischen Stoffe erlaubt hat, Rechenschaft abgelegt. Jener Schneider

Berblinger, der beim ersten Besuch König Friedrichs im württembergisch gewordenen Ulm am 31. Mai 1811 vor dem Monarchen einen Flugversuch unternahm und dabei in die Donau fiel, ist eine Persönlichkeit, die nur in schwacher historischer Beleuchtung steht. Die Erfindungsgabe hat somit ein weites offenes Feld vor sich liegen. Theobald Kerner hat schon vor langen Jahren den Stoff in einem Singspiel, „Der fliegende Schneider", verarbeitet, das in der Komposition des begabten Gustav Pressel über die Bretter des Stuttgarter Hoftheaters gegangen ist. Einen andern Vorgänger hat Eyth nicht gehabt. Es war sein ureigner Gedanke, den Schneider von Ulm in eine höhere Sphäre zu heben, den Stoff aus dem rein Komischen ins Tragische zu steigern.

Von der Seite seines Vaters ist Albrecht Berblinger, Brechtle genannt, mit der Erfinderwut erblich belastet. Jener wurde trotz seiner ausgesprochenen Begabung für die Naturwissenschaften in die theologische Zwangsjacke des württembergischen Stiftlers gesteckt, litt Schiffbruch und mußte froh sein, schließlich Schulmeister in dem aus Mörikes Leben wohlbekannten Dorfe Ochsenwang zu werden. Hier bastelt er an einem Perpetuum mobile herum, bis er von einem französischen Marodeur bei der tapferen Verteidigung seiner Hausehre erschlagen wird. Die Witwe kehrt mit dem Söhnchen in ihre Vaterstadt Ulm zurück, wo sich der reiche Obermeister der Schifferzunft Schwarzmann, ihr Bruder, notgedrungen der Hilflosen annimmt. Magister Krummacher, der ehemalige „Pestilenzarius" der Reichsstadt, bringt es fertig, daß Brechtle das gefürchtete Landexamen besteht und in das Seminar Blaubeuren aufgenommen wird. Oder vielmehr wären alle Bemühungen des wackeren Lehrers verloren gewesen, wenn nicht zufällig dem Knaben, dessen ganzes Denken von frühester Kindheit an die Sehnsucht nach Flügeln erfüllt hat, eine Aufgabe über Dädalos und Ikaros zur Bearbeitung zugefallen wäre. Aber sein Steckenpferd befördert ihn nicht nur in das Seminar hinein, sondern auch wieder aus ihm hinaus. Bei seinen nächtlichen Versuchen mit einem Luftballon entsteht in der zum Schauplatz seines geheimnisvollen Treibens erwählten Klosterkirche ein Brand. Der Sünder wird relegiert und, nach Ulm zurückgekehrt, von seinem erbosten Oheim einem Schneider in die Lehre gegeben. Auf harte Lehrjahre folgt die fröhliche Wanderschaft des Gesellen. In einem oberschlesischen Bergwerk sieht er die erste englische Dampfmaschine. In Wien erlebt er das gräßliche Ende einer schönen Luftschifferin, die ihm ihre Gunst zugewandt hat, wird Zeuge des mißglückten Flugversuchs eines Wiener Uhrenmachers. Dann läßt er sich in Ulm als Meister nieder. Sein Geschäft blüht rasch auf, doch bald vernachlässigt er es vollständig, ganz in sein Erfinderproblem verbohrt. Hohn und Demütigung verfolgt ihn, bis sich endlich ein paar einflußreiche Persönlichkeiten seiner annehmen. Und als es vollends heißt, daß sich der König für die Versuche interessiere, wird Berblinger der Held des Tages. Als schönster Siegespreis winkt ihm die Hand der verführerisch-koketten Lucinde, der Tochter des Staatsrats von Baldinger, um derentwillen er dem braven Gretle untreu geworden ist. Kühne Glücksträume necken Berblinger, um so furchtbarer ist das Erwachen: die Blamage vor dem württembergischen Hofe, die Wut der enttäuschten und lächerlich gemachten Ulmer. Am selben Tage erfüllt sich auch das Schicksal seines Freundes, des steinalten Münstertürmers Lombard, der beim Experimentieren mit einem von ihm erfundenen Sprengpulver in die Luft fliegt. Berblinger aber tritt unter die württembergischen Fahnen und macht den russischen Feldzug mit. Dann schließt er sich, dem Zuge seines Herzens folgend, dem

preußischen Volksheere an und erhält in dem Befreiungskampfe die Todeswunde. Noch vermag er sich bis Ulm zu schleppen, wo ihm die Liebe von treuen Freunden die letzten Tage versüßt. „Große Ideen sterben nicht, und ein Leben, das zweimal geopfert wird, ist kein verlorenes. Einmal hat er es für seinen Lieblingsgedanken darangesetzt, das zweitemal für sein Vaterland." So spricht der Stadtpfarrer Fischer, Berblingers Kamerad vom Seminar her, und zieht damit die Summe dieser Lebensgeschichte.

Der Dichter hat sie in ein mit behaglicher Breite ausgemaltes Milieu von echt schwäbischem Gepräge gestellt. Sie spielt sich zugleich auf einem bedeutsamen, die Kulturwelt umwandelnden historischen Hintergrund ab. Die Zeiten der französischen Revolution, des Zusammenbruchs des alten deutschen Reichs, der Zwingherrschaft Napoleons, furchtbaren Blutvergießens und endlosen Kanonendonners! Und Ulm mitten drin in diesen Katastrophen, die stolze Reichsstadt ein kläglicher Spielball in den Händen Mächtigerer! Erst ängstlich zwischen Frankreich und Österreich schwankend, hierauf der Selbständigkeit beraubt, der Reihe nach dem bayrischen und württembergischen Nachbar zum Fraße hingeworfen! Die Stadt dem Treiben fremder Soldateska preisgegeben, vor ihren Toren die Elchinger Schlacht und dann Macks unrühmliche Kapitulation!

Mit den kriegerischen Bildern wechseln friedliche, die Idylle löst das Heldenepos ab. Köstliche Szenen aus dem Leben der württembergischen Klosterschüler ziehen an uns vorüber, mit dem ja Eyth, als Sohn eines Seminar-Professors und Direktors, von Jugend an eng verwachsen gewesen ist. Leibhaftig steht sie vor uns, die zepterführende Gattin des Blaubeurer Prälaten, die „ungekrönte Königin" Maria Theresia, und herzlich gönnen wir ihr den Schabernack, den die übermütigen Knaben mit der Gefürchteten treiben, die schönste Gans ihrer Herde raubend und verzehrend. Nur schade, daß der Dichter im Streben nach Unparteilichkeit schließlich seine Satire auf das mittelalterliche Institut durch ein paar nichtige Lobsprüche abgeschwächt hat. Reizend hat er ferner die altehrwürdigen Bräuche der Ulmer Zünfte ausgemalt, und es versteht sich von selbst, daß er die letzten Vertreter des Meistersingertums, das sich ja in dieser Reichsstadt am längsten hielt, nicht übergangen hat. Sehr hübsch wird auch die Donaufahrt eines Ordinarischiffes von Ulm nach Wien und ein Ulmer Fischerstechen beschrieben. Dagegen nehmen sich die nur flüchtig skizzierten Kriegsabenteuer des Helden am Schluß etwas matt aus.

Geradlinig steigt die Komposition auf, doch mancherlei Episoden Raum gewährend, bei denen der Dichter liebevoll verweilt. Alles ist klar und schlicht erzählt, ohne Künstelei und Ziererei, aber durch liebenswürdigen Humor belebt, durch leichte Ironie gewürzt. So gesellt sich zu den beiden Romanen aus Württembergs Vergangenheit, die kanonisches Ansehen genießen, „Lichtenstein" von Wilhelm Hauff und „Schillers Heimatjahre" von Hermann Kurz, der „Schneider von Ulm" als dritter im Bunde. Nicht so behende und auch nicht so blendend wie der „Lichtenstein", aber ihm in realistischer Darstellung der kulturhistorischen Zustände überlegen, geschmeidiger und glatter als Kurz' Roman, wenn ihm auch an Tiefe der poetischen Auffassung nicht ganz ebenbürtig, wird Eyths Volksbuch als kraftvolle Äußerung schwäbischen Stammeslebens auch künftige Geschlechter belehren und ergötzen.

Rudolf Krauß



Neue Bücher

Paul Gerhardts Lieder und Gedichte. Herausgegeben von Wilhelm Nelle. (Hamburg, Gustav Schloeßmann, geb. 4 Mk.)

Etwas spät für die eigentliche Gerhardtfeier, aber glücklicherweise als gute Arbeit nicht zu spät, kommt diese schön ausgestattete Ausgabe der „Lieder und Gedichte Paul Gerhardts" von Wilhelm Nelle, der im gleichen Verlag bereits eine „Geschichte des Kirchenliedes" gespendet hat. Der Besitz einer Gesamtausgabe von Gerhardts Liedern ist vor allem dem protestantischen Hause dringend zu wünschen; denn zahlreiche dieser Gedichte gewinnen erst dadurch die richtige Wirkung, daß sie im willigen Versenken allein genossen werden. Gerhardt war so echter Lyriker, daß manchem seiner Gedichte unrecht wird, wenn man es als Gemeindegesang kennen lernt. Bei diesem einsamen Genuß wird man auch in den einzelnen, als Ganzes wenig ansprechenden, zuweilen auch viel zu gedehnten Liedern die packenden Einzelstrophen entdecken, die am letzten Ende wohl das Schaffen des ganzen Liedes hervorgerufen haben und noch heute für das Minderwertige vollauf entschädigen. Abgesehen davon ist es auch zahlreichen Schöpfungen Gerhardts gegenüber eine falsche Einstellung, wenn wir von vornherein an Lieder im eigentlichen Sinne denken. Allerdings hat auch Nelle zu jedem Stücke eine Melodie angegeben, nach der es gesungen werden kann. Er hat sich hier aber glücklicherweise nicht streng an die Überlieferung gebunden, sondern aus dem reichen Schatze der Kirchenmelodien die jeweils ihm am passendsten erscheinenden ausgesucht. Dabei hat er sich aber ausschließlich an die alten Weisen gehalten.

Besondere Sorgfalt wurde der Anordnung der Lieder gewidmet, die auch vielfach von der herkömmlichen abweicht, aber durchweg wohl begründet ist. Für die Schreibweise hat Nelle mit Recht die heutige gewählt; auch hat er veraltete Wortformen nur dort beibehalten, wo sie durch den Reim geboten sind oder den eigentlichen Satzbau berühren. Dagegen hat er sich nicht veranlaßt gefühlt, die vielfach derben und nach unserem heutigen Geschmack unschönen Worte auszumerzen, die dem heutigen Leser im ersten Augenblick aufstoßen müssen. Wer sich in Gerhardt hineingelesen hat, weiß, was er von diesen vereinzelten Schroffheiten zu halten hat. Wer die alte Hauptforderung erfüllt, daß, wer den Dichter recht verstehen will, in Dichters Lande gehen muß, würde überhaupt die Ausmerzung dieser Stellen geradezu als Fälschung empfunden haben. Den Gedichten ist eine ausführliche Lebensbeschreibung vorangeschickt und ausreichendes philologisches Material über die Vorlagen und Quellen angehängt. So verdient diese Ausgabe warme Empfehlung.

*

Adam Karillon, „Die Mühle zu Husterloh" (Berlin, Grote Mk. 4.—).

Ich habe vor einem Jahre (Türmer, VIII. Jahrgang, Heft 3) unseren Lesern Karillons ersten Roman „Michael Hely" warm empfohlen. Neben ausgezeichneter Beobachtung des Odenwalder Bauernvolkes brachte er eine Fülle humoristischer Darstellungskraft und zeugte an zahlreichen Stellen für die echt dichterische Schauweise des Verfassers. Was man jenem Werke vorwerfen konnte, waren einerseits technische Mängel der Komposition, die das Gefüge der Handlung etwas auseinanderfallen ließen, andererseits ein Mißgriff in der Tonart des Vortrags, durch den die ganz persönlich gefärbte Redeweise des Verfassers sich seinen nicht wesensverwandten Gestalten aufdrängte. Man

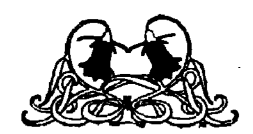
könnte also sagen: ein Mangel an dramatisch-psychologischem Sprachgefühl gegenüber seinen Gestalten. Das vorliegende Buch zeigt jenen Mangel eigentlich in so verschärftem Maße, daß ich zur Annahme geneigt wäre, es sei vor dem „Michael Hely" entstanden. Denn hier war der Verfasser im Verlaufe der Erzählung immer freier vom Zwang seiner witzigen Erzählungsweise geworden. Im vorliegenden Buche dagegen ist diese Unart, fast allen Beteiligten die eigene barocke Redeweise aufzuzwingen, so stark, daß sie fast den Genuß gefährden kann. Und auch die Komposition ist eigentlich noch weniger geschlossen als damals. Denn hier laufen ihm zwei verschiedene Stoffe durcheinander: die Schicksale der Mühle zu Husterloh und daneben die Entwicklung des Hans Höhrle, des Müllersohnes. Beide hängen nicht so eng zusammen, wie es ja leicht sein könnte; denn nicht, daß Hans studiert, anstatt Müller zu werden, auch nicht, daß er kurz vor Abschluß seiner Laufbahn einen Streich macht, der leicht zu einem schlechten Ende führen könnte, bedingt das Schicksal der Mühle, sondern ganz andere Kräfte. Und auch hier muß man sagen, daß das ernstere Problem, das in den gesamten sozialen Zeitverhältnissen liegt und die Erdrückung des kleinen Handelsbetriebs durch die kapitalstarke Fabrik darstellt, nicht so schwerwiegend in die Ereignisse eingreift, wie die Protzerei der Müllerin und die Schwäche ihres Mannes. Diese beiden Mächte hätten allein genügt, die Mühle von Husterloh aus einer Goldgrube in eine Bettelwerkstatt umzuwandeln. So muß also die Gesamtanlage als verfehlt erklärt werden. Trotzdem bleibt das Buch lesenswert. Als Ganzes bietet es gute Unterhaltung, in zahlreichen Einzelheiten aber viel mehr. Auch der Humor des Verfassers bleibt ergötzlich. Wenn es ihm gelingen wird, mit diesem starken Humor, der in ihm schafft, Menschen und Geschehnisse zu erleben, statt sie nur mit persönlichen humoristischen Einfällen zu umkleiden, so haben wir von diesem Dichter — ein solcher ist er unverkennbar — vollwertige Gaben zu erwarten.

*

Klara Viebig, „Einer Mutter Sohn", Roman (Berlin, E. Fleischel & Ko. 5 Mk.).

Klara Viebig ist vielleicht die reinste Naturalistin Zolascher Art, die wir in Deutschland haben. Für diesen Naturalismus kann man Zolas Wort, daß er die Natur gesehen durch ein Temperament sei, dahin umkehren, daß er nur dort ein Bild der Natur zu geben vermag, wo das Temperament des Dichters selbst völlig einschießen kann; in allen anderen Fällen tritt an die Stelle des Temperaments die Lehrhaftigkeit, die These. Das hat Zola selbst immer bewiesen, daß läßt sich an den Werken der Klara Viebig sehr deutlich verfolgen. Wo sie auf dem Gebiete der heimatlichen Schilderung der Eifel, bleibt, da mag sie unter Umständen abstoßen durch die Art, wie sie diese Natur sieht; aber man wird eine starke Kraft dieses Sehens und eine hinreißende Macht ihres Schilderungstemperaments diesen Büchern nicht abstreiten können. Die naturalistische Lehre bedeutet eben dann dasselbe, wie die Wiederspiegelung eines Stückes Natur durch eine Individualität. Und das ist ja schließlich alle Kunst. Es kommt lediglich darauf an, wie weit der Begriff Natur gefaßt ist, der sich ohne Zwang bis zu dem des Alls dehnen läßt. Verhängnis wird der Naturalismus dann, wenn er lediglich Materialismus wird. Da kommt die Wissenschaft hinein. Aus der scharfen Beobachtung eines bestimmten Lebensausschnittes heraus gewinnt man die Fähigkeit zur Darstellung dieses Abschnittes, aber eben noch lange nicht die Kraft zu einer Dichtung, denn diese

kann nur dort entstehen, wo die Beobachtung sich zu innerem Miterleben steigern kann. Das hat Klara Viebig eigentlich fast immer erfahren müssen, wenn sie ihr heimatliches Gebiet verlassen hat. Eine weitere Abart ist dann der Thesenroman. Einen solchen haben wir im vorliegenden Buche. Die These lautet: Ein Menschenkind, in dem die Eigenschaften seiner Rasse (Heimat und Stand) scharf ausgeprägt sind, läßt sich nicht durch die Verpflanzung in ein völlig anderes Milieu dahin einwurzeln. Hier wird das Kind des Eifeler Heidelandes, der Sohn einer leidenschaftlichen Mutter und eines kraftstrotzenden Vaters, der als Schmuggler zusammengeschossen wurde, in ein reiches, mit aller modernen Kultur erfülltes Haus eines Kommerzienrats von Berlin W verpflanzt. Das Bedürfnis, Liebe zu geben, hat die reiche, verwöhnte Frau zu diesem Schritte veranlaßt. Der Egoismus der Dame, die gewöhnt ist, stets ihren Willen erfüllt zu sehen, äußert sich darin, daß sie darauf beharrt, der Knabe solle sie für seine rechte Mutter halten. Die Naturalisten arbeiten unter Umständen eben mit den unwahrscheinlichsten Dingen, wenn sie es für ihre These besser brauchen können. Im vorliegenden Falle dient es übrigens lediglich dazu, später einen gewissen Haß des Knaben gegen die Frau, die ihn belogen hat, zu erklären. Man fragt sich überhaupt immer umsonst, weshalb der Roman gerade so tragisch gewendet werden mußte. Daß der Junge kein verzärteltes Städterkind, sondern ein kraftstrotzender richtiger Bengel wird, ist ja doch eigentlich kein Unglück, und schließlich dürften auch großstädtische Pflegeltern für eine derartige Vollblutnatur das richtige Empfinden aufbringen. Es war darum auch keineswegs notwendig, daß es den Knaben immer unwiderstehlich zu den Kindern aus niederen Gesellschaftssphären hinzieht, denn Gott sei Dank sind ja auch die Jungen aus den besseren Klassen noch lange nicht alle saft- und kraftlose Puppen. Immerhin in diesem ersten Abschnitte des Buches liegt eine gewisse Kraft, etwas Elementares kommt in dieser unerkannten Heimatssehnsucht des Kindes zum Ausdruck. Schwach wird das Buch erst später. Eine solche Vollnatur wie dieser Knabe wird an der Entdeckung, daß die beiden Menschen, die ihm sein ganzes Leben hindurch nur Liebe erwiesen haben, nicht seine wirklichen Eltern sind, nicht in so läppischer Weise zugrunde gehen. Er wird in irgend einer Weise zu dieser Forderung, daß er sich in ein anderes Milieu eingewöhnen soll, Stellung nehmen müssen, entweder erwirbt er sich durch seine Handlungweise die Zugehörigkeit zu diesem neuen Stande, oder die ursprüngliche Natur bricht mit derartiger Gewalt hervor, daß er die Fesseln zerreißt. Freilich werden auch nur ganz schwächliche Elternnaturen die Tatsache, daß der Jüngling sich einmal betrinkt oder in die Netze einer Dirne gerät, mit solcher Verzweiflung aufnehmen wie diese Adoptiveltern. Im Grunde scheitert der vollblütige Knabe an Blutleere. Die Verfasserin weiß sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er an einem Herzleiden früh sterben muß. Es kann natürlich nicht bestritten werden, daß ein einzelnes Schicksal einmal so verläuft; aber dann dürfte das Werk nicht den Charakter typischer Geltung behaupten wollen, wie dieses.





Max Liebermann und die Berliner Sezession

Von

Dr. Karl Storck

Ich hätte am Ende auch sagen dürfen „und seine Berliner Sezession", denn so als Einheit ist die Überschrift gedacht. Man darf sie gebrauchen, weil Max Liebermann die stärkste Erscheinung in der eigentlichen Berliner Sezession ist, mehr noch, weil er in einem sonst in Künstlerkreisen unerhörten Maße ihr Führer und Herrscher war und wohl auch noch ist. Es war an sich keine Sezession leichter zu gründen als die Berliner. Nirgendwo in Deutschland haben höfische Rücksichten so viel Einfluß auf die äußere Gestaltung von Kunstausstellungen gehabt wie gerade hier. Nirgendwo lebt ein Monarch, der so scharf seine persönlichen Kunstliebhabereien zum Ausdruck bringt; nirgendwo galt und gilt es für so selbstverständlich, daß bei Veranstaltungen, die an sich ja keineswegs monarchischer und nur in ganz geringem Maße staatlicher Art sind, auf diesen Geschmack Rücksicht genommen wird. In der Berliner Kunst freilich stand damals ein Mann wie Anton von Werner unter den Einflußreichsten, den man als Künstler seither wohl oft unterschätzt hat, der aber als Kunstpolitiker jedenfalls eine schwere Schuld begangen hat, weil er seinen Einfluß in unerhört einseitiger Weise ausnutzte, so daß die Spaltung in der Künstlerschaft — und das ist ja die Sezession — hervorgerufen werden mußte.

Es verband sich mit dem Begriffe „Große Berliner Kunstausstellung" so sehr das Gefühl einerseits der Vorherrschaft des staatlich begünstigten Akademismus, andererseits der Heranzüchtung schlimmster Mittelmäßigkeit durch die ungeheure Ausdehnung dieser zum Kunstmarkt im böseſten Sinne des Wortes ausgearteten Ausstellungen, daß auf den Aufruf zur Gründung einer Berliner Sezession hin zahlreiche Künstler dieser nur deshalb beitraten, weil sie sich abtrennte, weil sie Gegnerin war der bisherigen Ausstellungen und ihrer Grundsätze, nicht aber aus Übereinstimmung mit den eigentlichsten Idealen der Berliner Sezession. Wir haben denn auch den Fall, daß seither eine große Zahl von Mitgliedern ausgetreten ist, zumeist doch wohl, weil sie, um es grob auszudrücken, sich unter der absoluten Herrschaft Max

Liebermanns auch nicht mehr wohl fühlten. Jetzt sind es mehr die außerberlinischen Künstler, die den Liebermannschen Charakter der Berliner Sezession stören; ihre Bilder werden gut aufgehängt, wirken aber immer als „fehl am Ort" und werden auch nie verkauft.

Immerhin, wir haben heuer die 13. Ausstellung der Berliner Sezession. Inzwischen ist der „Deutsche Künstlerbund" gegründet worden; er hat den inneren Erfolg gehabt, die deutschen Künstler als Persönlichkeiten über die Richtungen hin sich wieder näher zu bringen, was für gelegentliche äußere Mißerfolge wohl entschädigen kann. Dann haben wir inzwischen „retrospektive" Ausstellungen gehabt. Diese haben uns dieselbe Erfahrung gebracht, die man früher schon auf dem Gebiet der Literatur hat erleben müssen, nämlich, daß die Geschichte der deutschen Kunst immer die Geschichte der Künstler ist, d. h., daß nicht die Gesamtbewegung, die nach außen hin besonders hervortretende oder von den maßgebenden Stellen auffallend begünstigte Entwicklung das Wichtigste in der deutschen Kunst gibt, sondern der auf sich stehende einzelne Künstler als Persönlichkeit. Betrachtet man das Schaffen dieser einzelnen oder vereinzelten, die aber zusammengenommen eine ganz bedeutende Gesamtheit bilden und eine hervorragende Arbeitsleistung hinter sich haben, so muß man erkennen, daß, was an bedeutenden und eigenartigen Kunstbestrebungen im 19. Jahrhundert wach geworden ist, auch in Deutschland gelebt hat. Es war das keineswegs ein Privilegium anderer Völker, zumal der Franzosen, sondern war bei uns ebensogut dagewesen; nur daß hier die gesamten sozialen Verhältnisse ungünstiger waren als drüben, nur daß, zu unserer Beschämung müssen wir es immer wieder gestehen, wir Deutsche uns viel mehr Mühe geben, die fremdländischen Einrichtungen und Leistungen genauer kennen zu lernen als die unseres eigenen Vaterlandes.

Nach zwei Richtungen brachten diese Ausstellungen eine wichtige grundsätzliche Erkenntnis. Einmal konnte dem schärfer Zusehenden nicht entgehen, daß bei völliger Gleichheit der Bestrebungen doch *Unterschiede* waren zwischen deutscher und nichtdeutscher Arbeit, Unterschiede, die aus dem *Wesen der Dinge*, aus der Natur der Schöpfer hervorgehen. Vielleicht ist nichts so geeignet, die Unsinnigkeit des Wortes von der Internationalität der Kunst darzutun, wie gerade ein naives, aus den Verhältnissen von selbst hervorgewachsenes gleiches Streben, das also nicht auf Nachahmung des einen durch das andere beruht, sondern auf der gleichartigen Gesamtentwicklung der Völker, der Menschheitsideen. Andererseits erkannten die Verfechter einer deutsch-nationalen Kunst, daß sie wohl zu weit gegangen waren, wenn sie die betreffenden Malweisen, sagen wir z. B. den Impressionismus, nur der Fremde hatten zugestehen wollen; sie mußten sich jetzt sagen, daß diese Sehweise durchaus auch im eigenen Volke natürlich erstehen konnte, daß sie dann nur zu anderen Ergebnissen kommen mußte. Kurz und gut, was die Einsichtigen ja immer schon wußten und verkündigten, das wurde nun weiteren Kreisen sichtbar. Alle aus theoretischen und ästhe-

tischen Erwägungen hervorgegangenen Richtungen haben in der Kunst kein Daseinsrecht. Parteienbildung ist unsinnig. Denn künstlerisch besteht zu Recht, was wahrhaft künstlerisches Schaffen ist, d. h. was das wahrhafte Bekenntnis einer wirklichen Künstlerseele ist. Alles andere kann als Kunst erscheinen, ist es aber nicht, fällt deshalb auch nach einiger Zeit in sich zusammen und gibt dann auch nichts mehr her für eine einen weiteren Zeitraum überblickende Ästhetik. Parteienbildung im zeitgenössischen Kunstleben ist infolgedessen meistens bloß Sache der Kunstpolitik und mehr von sozial-ökonomischen oder auch nur persönlichen und örtlichen Gesichtspunkten eingeleitet. Mit der eigentlichen Kunst hat das nichts zu tun. Für die Kunst, die ja den Himmel auf Erden darstellt, gilt wie von diesem, daß „in ihrem Hause viele Wohnungen sind". Nicht auf die Richtung, die einer vertritt, kommt es an. Am allerwenigsten aber kommt es darauf an, wie er uns mitteilt, was er uns mitzuteilen hat. Die Technik, die Art der Malerei, geht uns überhaupt gar nichts an. Es kann uns ganz gleichgültig sein, wie ein Kunstwerk geschaffen worden ist, wenn nur das Kunstwerk da ist. Es kommt also darauf an, was uns mitgeteilt wird. Das kann Stoffliches bedeuten, in dem Sinne von Größe, Stärke der Gedanken, Schönheit, packende Gewalt, erhebende Kraft des Dargestellten an sich; es wird aber zumeist bedeuten: Kraft und Stärke der Persönlichkeit, die etwas mitteilt. Etwas ähnliches steht diesmal im Vorwort zum Sezessionskatalog. Es heißt da: „Das sogenannte Sezessionistische überlassen wir gern unseren Gegnern: nicht sowohl in seiner technischen Vollendung — die sich eigentlich bei jedem Kunstwerk von selbst versteht — als darin, daß sich die Eigenart des Künstlers am vollendetsten in ihm offenbart, erblicken wir den Wert des Werkes. Das Talent des Malers beruht nicht in der sklavischen Nachahmung der Natur, sondern in der Kraft, mit der er den Eindruck, den die Natur in ihm hervorgerufen hat, wiederzugeben vermag. Nur die starke künstlerische Persönlichkeit ist imstande, uns von der Wahrheit der Darstellung zu überzeugen." —

Verstehen wir den Begriff Natur im zweiten Falle weit genug, als Welt, als Gesamtheit der Dinge, so können wir hier sehr gern zustimmen. Die Betonung der Bedeutung der künstlerischen Persönlichkeit ist dann etwas ganz anderes als die Art, wie etwa der unentwegteste Vorkämpfer des französischen Impressionismus, Herr Meyer-Graefe, in seinem „Fall Böcklin" über den Wert der Persönlichkeit beim Maler geurteilt hat. Es ist auch etwas ganz anderes, als was etwa Liebermann, wenigstens als Theoretiker, in Gesprächen verkündete, die auf „ein nur Malen" hinausliefen und etwa in den wenig schönen Worten gipfelten: „Beim Malen habe der ganze übrige Kerl von Mensch in der Ecke zu stehen." Wenn wir an den Wänden der Sezession Umschau halten, so sehen wir auch, daß noch lange nicht alle im Gefolge Liebermanns diese Schwenkung mitgemacht haben, daß da noch viele sind, die nur malen um des Malens willen, keineswegs aber uns wesentlich ein persönliches Bekenntnis darzulegen trachten.

Dieses Vorwort enthält dann noch ein zweites wertvolles Bekenntnis. Es lautet: „Man begegnet vielfach im Publikum wie in der Presse der Meinung, als hätten sich die Sezessionen überlebt: was sie in der Kunst angestrebt hätten, wäre erreicht und würde auch von den Gegnern als richtig anerkannt. Tatsächlich gelten die großen Meister des Impressionismus, für deren Vorführung wir einst als vaterlandslos gescholten wurden, bereits als Klassiker, und — was mehr sagt — ihre Werke werden auch auf akademischen Ausstellungen als Meisterwerke gezeigt. Wir sind stolz darauf, nach unseren bescheidenen Kräften an dem Siege der größten Entwicklung in der modernen Malerei mitgewirkt zu haben, und wir glauben, da dieser Teil unserer Aufgabe erfüllt ist, uns jetzt auf die Vorführung fast ausschließlich deutscher Kunst beschränken zu sollen. Wir haben die Impressionisten in ihren schönsten Werken gezeigt, nicht um damit zu prunken, sondern damit Publikum wie Künstler gleichermaßen von ihnen lernen mögen."

Hätte man bei Begründung der Sezession in dieser Weise die *Einführung der impressionistischen Malerei* in Deutschland auf die Fahne geschrieben, die Böcklin, Thoma, Steinhausen, Menzel, Klinger und andere wären ihr sicher nicht gefolgt. Das Wort „Klassiker" heißt viel. Ich weiß nicht, aus welchen Tatsachen das Vorwort diese weitgreifende Behauptung folgern zu können glaubt. Ich habe z. B. immer zu denen gehört, die diese Art der Malerei von Manet, Monet usw. als eine wesentlich französische bezeichneten, insofern sie dem französischen Verhältnis zur Natur und der französischen Auffassung von der Aufgabe der Kunst durchaus entspricht. Ich habe darum auch niemals angestanden, diese Malerei als zunächst für Frankreich sehr bedeutsam anzuerkennen und natürlich damit zuzugeben, daß sie auch für die Kunstentwicklung außerhalb Frankreichs bedeutende Werte entwickeln könne. Und zwar liegt in dieser Hinsicht ihr höchster Wert für mich in der *Bereicherung des Technischen*. Diese Malerei hat Mitteilungsmittel entdeckt für den Ausdruck bestimmter Naturerscheinungen. Sie hat uns also bereichert für jenen Kampf, den Dürer den Künstlern ankündigte, als er sagte: „Alle Kunst liegt in der Natur, wer sie daraus mag reißen, der hat sie." Aber von dieser Anerkennung der Bedeutung der impressionistischen Malerei für Frankreich insbesondere, für die Kunst der Welt überhaupt, bis zu jener Stellungnahme, die da sagt: „Das ist *die* Malerei, das ist die Aufgabe der malerischen Kunst", ist ein himmelweiter Schritt. Denn das bedeutet dann nicht mehr *Mal*weise, sondern *Seh*weise; das heißt nicht mehr Anerkennung einzelner Bilder als vollkommener Lösung des vom Künstler Beabsichtigten, sondern das Bekenntnis zu dieser Auffassung von der Aufgabe der Kunst. Wenn man es ganz schroff ausdrücken will, heißt es geradezu die Preisgabe aller Phantasiekunst, Ausschaltung der seelischen Welt aus dem Bereiche des Darzustellenden. Und dagegen haben wir Verwahrung eingelegt, diese Einseitigkeit haben wir als undeutsch bekämpft, und wir tun es noch. Und wir tun es heute mit viel stärkeren Waffen.

Wir können jetzt auf eine Reihe lange vergessener deutscher Künstler hinweisen, die ähnliche Bestrebungen verfolgt haben. Denn diese Art des Verhältnisses zur sichtbaren Natur, dieses Kämpfen um Licht und Farbenwerte, diese Einstellung des ganzen Empfindens zur Natur als einer selbständigen, in sich ihr Leben tragenden und tausenderlei Kräfte ausstrahlenden Welt, diese restlose Hingabe des Menschen an die Natur ist ja urdeutsche Art. Aber die gesamte Entwicklung unseres geistigen Lebens hat hier einen Wandel bedingt. Wir sehen im Zeitalter der Naturwissenschaft anders, als ein Dürer gesehen hat: nicht in der Gewinnung der geschlossenen Form bis in ihre letzten Einzelheiten liegt jetzt der Wert, sondern in der Wiedergabe des eigentlich Unfaßbaren, des Fluidums von Luft und Licht, des stets Wandelbaren in Farbentönen, das die Gesamtheit der Natur draußen für uns zum Lebewesen macht. Das haben deutsche Künstler in deutscher Art genau so gut zu erstreben gesucht, wie es Frankreichs Künstler in französischer Art getan haben. Aber diese französische Art hat allenthalben bewiesen auf sämtlichen Gebieten der Kunst, daß ihr die Einstellung zur sinnlichen Erscheinung der Welt genügt, höchstes Ziel ist, während es das beste und stärkste deutscher Art zu allen Zeiten gewesen ist, hinter die Erscheinung der Dinge zu dringen: Seelisches zu suchen in der sinnlichen Erscheinung oder, was das gleiche bedeutet, für sich selber das Sinnliche umzuwerten in Seelisches. Aufgabe der deutschen Kunst war es demnach, Zeugnis zu geben von dieser Umwertung des Sinnlichen in seelisches Erlebnis. Und wenn der Gipfel der französischen Naturmalerei des 19. Jahrhunderts in Männern wie Manet und Monet liegt, die sich bemühten zu zeigen, wie das wechselnde Licht auf einem kleinen, an sich gleichgültigen Ausschnitt der Natur tausenderlei verschiedene Farbenspiele und ein unendliches Leben in Farbentönen sich entwickeln lasse, so bedeutet das höchste eines malerischen Verhältnisses der Kunst zur Natur für Deutschland in diesem Zeitraum Böcklin. Er stellt in einem nie gesehenen Leben von niemals vegetierenden Lebewesen, in einer Welt, die er vermöge seiner Gottähnlichkeit aus dem Chaos der Stimmungen und Empfindungen heraus, die die Natur ihm übermittelte, geschaffen hat, das Leben dieser Natur überzeugend vor unser Auge.

Das war es, worum wir gekämpft, das war es, was wir bekämpft. Ich glaube, die Zeit dieses Kampfes ist vorbei. Es können heute alle freudig nebeneinander gehen, und wir können jetzt ohne Widerspruch an eine Würdigung jeglicher Erscheinung mit jenem Maßstabe herantreten, daß wir zu der Persönlichkeit zu kommen trachten, die sich im Bilde ausspricht.

Wenden wir uns heute der hervorstechendsten Erscheinung der Berliner Sezession zu, eben Max Liebermann, dessen bevorstehender 60. Geburtstag den Anlaß geboten hat, eine große Zahl seiner Werke zu zeigen. Das Wort „Persönlichkeit" will mir bei Liebermann nicht recht über die Lippen. Denn mit „Persönlichkeit" verbindet sich für mich nicht nur ein starkes Gefühl der Eigenart, sondern die Empfindung von Reichtum, der da ausstrahlt,

vor allem aber die Tatsache, daß über alle Einzelleistungen hinaus mein Verlangen nach dem Manne geht, der diese geschaffen hat. Das ist, was einem bei Liebermann völlig fehlt. Man kann nicht sagen, daß seine Werke kalt sind; man spürt bei der ganzen Art, wie das angepackt ist, sehr wohl ein dahinter steckendes Temperament; man kann auch nicht sagen, daß sie einen kalt lassen, aber es wird nicht zur Liebe kommen. Sie sind im höchsten Maße interessant, sie fesseln unsere Aufmerksamkeit und zwingen uns, auf allerlei zu achten. Aber wenn wir einmal wirklich im Innern gepackt werden, so ist das nicht dem Künstler zu danken, sondern dem dargestellten Stoffe. Und just das ist es, was doch eigentlich der Theoretiker Liebermann immer bekämpft hat.

Überhaupt dieser Theoretiker Liebermann. Das ist vielleicht das, worüber ich mich am meisten bei ihm wundere, denn ich zweifle natürlich keinen Augenblick an der ehrlichen Überzeugung, mit der er so oft das Wort zur Belehrung der Öffentlichkeit ergriffen hat. Aber gerade darin zeigt sich dann, daß er etwas in außerordentlich hohem Maße besitzt, was in Deutschland immer sehr selten gewesen ist: malerische Kultur. Er verkündet die Gleichgültigkeit des Gegenstandes, der gemalt wird. Jedes Stückchen Natur sei des Malens wert, und es komme eben nur darauf an, wie es gemalt werde. Er selber aber geht mit außerordentlicher Sorgfalt in der Wahl der Bildmotive vor. Neben den uralt-erprobten Stoffen hat er vor allem das Abheben der Silhouette des Menschen vom freien Horizont ausgenutzt. Die Millet und Courbet sind da vorangegangen. Dann hat er das von den Holländern immer wieder vorgebrachte Motiv der Alleen, bereichert durch eine ihren Hauptlinien sich anschließende größere Menschenschar in zahlreichen Bildern. Liebermann hat des Ferneren dem Pleinairismus, dem künstlerischen Impressionismus immer die Stange gehalten. Er selber hat aber nicht ein einziges Mal, soweit ich sehe, die wirklich schroffen Beleuchtungen etwa der klaren Mittagssonne gewählt, sondern immer mit gebrochenen Lichtern gearbeitet. Am liebsten ist ihm die Freilichtbeleuchtung des Sonnentages, bei dem Wolken am Himmel stehen und das Licht dämpfen. Es hat sicher kein einziger Freilichtmaler alles so geschickt auf einen „Ateliertton" gebracht, wie gerade Liebermann. In der heurigen Kölner Ausstellung hat man ein Bild von Liebermann in den gleichen Saal mit seiner unentwegtesten Gefolgschaft deutscher Impressionisten gehängt. Liebermann wirkt in dieser Umgebung dunkel wie ein „Museumsbild", soweit die Farbe in Betracht kommt — altmeisterlich.

Er ist ferner eine ungemein fleißige und arbeitsame Natur, so daß man bei ihm nach den Stoffen der Bilder Perioden einteilen könnte; eine, in der er Bilder macht, die so auf das Altmännerhaus herauskommen (Waisenhäuser, Altweiberhäuser und noch sonst damit verwandte Alleen); dann wieder die „Ziegenperiode", wie sich einmal ein für Liebermann sehr begeisterter Kunsthändler mir gegenüber ausdrückte, ein andermal „badende Jungens"; auch eine Eselperiode ist dabei, zumeist wie die Pferdebilder mit

der Ausnutzung der Silhouette der Tiere gegen das weite Meer. Das ist bei ihm doch wohl nicht Armut und auch nicht Ausnutzung des einmal Erfaßten für die ihm außerordentlich günstige Lage des Marktes; sondern Fleiß, Erschöpfung eines Motivs bis zur sicheren Beherrschung. Aber es ist bezeichnend, daß entgegen den eigentlichen Impressionisten, vor allem Monet, Liebermann die Variante doch im Stoff bringt und nicht etwa darauf ausgeht, die Verschiedenartigkeit des Lebens des Lichtes am gleichen Stoffe zu schildern. Einem Monet gegenüber ist das stoffliche Interesse bei Liebermann außerordentlich groß, was ich ja keineswegs als Mangel hervorhebe, sondern nur des charakteristischen Widerspruchs wegen, der darin zur Theorie liegt.

Es gibt Bilder Liebermanns, die wahrhaft groß wirken, die „Netzflickerinnen" z. B., die in dieser Sonderausstellung wieder vorgeführt werden (sonst in Hamburg). Da ist es dann seltsam, daß doch ein weiter Abstand bleibt gegenüber Millet, daß sich bei uns jenes Gefühl der Liebe, das wir dem Bretonen gegenüber empfinden, hier nicht einstellen will. Aber die Erklärung ergibt sich, wenn wir an parallele Erscheinungen der Literatur denken. Ich erinnere an Zola. Man rufe sich den Eingang von „La terre" ins Gedächtnis zurück: jenes Dahinwandeln des Mädchens über die weite Ebene der Beauce, auf deren Äcker immer wieder die Männer hinschreiten und die Saat ausstreuen in die Erde. Zola bekommt es durch bloße epische Breite der Erzählung fertig, daß er uns das oft gesehene Bild dieser vielen dahinschreitenden säenden Männer, deren jeder ein großes Werk verrichtet, von denen doch keiner als Individuum uns nahetritt, sondern nur durch seine Tätigkeit, die alle jetzt eins werden, trotzdem ein jeder für sich schafft, — ich sage, dieses von uns selbst oft gesehene Bild reckt sich durch die bloße Wiederholung und Aufzählung der Schilderung mit aller Kraft vor unseren geistigen Augen aus. Und so haben wir schließlich dem Romane Zolas gegenüber das Gefühl epischer Größe. Ganz dasselbe Kunstmittel, aber viel künstlicher, raffinierter meinetwegen, hat Zola im Eingangskapitel seines Romanes „Lourdes" verwertet bei der Schilderung der Fahrt der Hunderte von Pilgern im Zuge. Man mag wohl, wenn man nur diese Werke vor Augen hat oder auch lediglich etwas naturalistische Romane zum Vergleiche heranzieht, im Hinblick auf solche Stellen bei Zola von einem großen epischen Dichter sprechen. Aber dieses Urteil bricht doch dann sehr zusammen, wenn wir Stellen vergleichen, bei denen das Objekt nicht so günstig ist. Ähnlich ist das Verhältnis bei Liebermann. Er hat vor allen Dingen jene Größe erfaßt, die in einer beschränkten Vielheit von Menschen liegt, wenn in ihnen durch die Gleichartigkeit ihrer Erscheinung und ihrer Tätigkeit eigentlich der große Rhythmus der Natur und der Arbeit sich ausdrückt. Wer den Blick dafür hat, erlebt diese großen Bilder bei jeder Wanderung durch ebenes Ackerland. Da ist eine ganze Zeile von Rübenarbeitern, die alle dasselbe tun mit leichter Schwankung in der Haltung des Körpers. Die Umrißlinien der Gestalten heben sich scharf ab vom freien Horizont. Aber keiner dieser

Menschen tritt uns als Individuum nahe. Wir erleben seelisch ein ähnliches, wenn wir an einer Schar von Waisenkindern vorbeikommen. Es ist nicht die Uniformierung der Erscheinungen, sondern die Tatsache, daß wir innerlich fühlen, daß hier eine Gleichartigkeit der Lebensschicksale vorhanden ist, daß über die Individualität jedes einzelnen dieser Kinder hinaus wirksam ist die Tatsache: es ist eine Waise.

Liebermann hat uns so oft Altmännerhäuser und ähnliches dargestellt. Jeder, der selber auch nur einmal an solcher Stätte geweilt hat, wird bezeugen, daß es vielleicht kein dankbareres Feld für das Studium des Menschen gibt als dieses. Es sind ja Männer aus dem Volke, nicht gerade Individualisten, die an solcher Stätte ihren Lebensabend verdämmern, und so tritt eine gewisse nivellierende Gleichartigkeit bei ihnen ein. Aber gerade hinter dieser Gleichartigkeit das Besondere zu suchen, das ist höchster Reiz und letzte Offenbarung einer Persönlichkeit. Hier liegt die herrliche Größe Millets oder auch Meuniers. Für Liebermann dagegen ist dieses Menschentum ganz gleichgültig. Er braucht nur die Silhouette, und so geht das überall. Darum versagt er auch dort gegenüber der von der Natur gebotenen Erscheinung, wo diese Erscheinung nicht mehr durch ihre Linien, sondern durch die dahinter stehende Seele bedeutsam wird. Ich habe in der Hinsicht kaum jemals einen großen Könner bei einer ungemein dankbaren Aufgabe ärger scheitern sehen als Liebermann bei dem letztes Jahr ausgestellten Bilde: Pilger huldigen dem Papst. Er hatte das völlig als Impression hingestellt, nach meinem Gefühl die einzig mögliche Lösung. Aber er wollte doch den Ansturm einer Masse auf einen geistigen Mittelpunkt hin darstellen. Und demgegenüber versagte er kläglich. Weil er uns überhaupt das Gefühl der großen Masse gar nicht mitzuteilen vermochte; noch weniger empfingen wir etwas von der Tatsache, daß das ungeheuer Packende dieses Momentes darin liegt, daß da eins ist, was feststeht, statuarisch, seit bald zwei Jahrtausenden, nämlich eben das Papsttum, daß diese Papstgestalt also nicht als unklare Impression dargestellt werden durfte. Und wer denkt nicht an das völlige Versagen bei „Simson und Delila“, das um so schärfer in die Wagschale fällt, als Liebermann in einem Interview damals besonders hervorhob, wie ungeheuer ihn das alte Testament immer wieder packe. Man kommt also über dieses Versagen nicht damit hinweg, daß man meint, Liebermann sei bloß durch das Gegeneinander der beiden Akte gereizt worden und habe gar nicht an den geschichtlichen Vorwurf gedacht. Die übereifrigen Freunde vergessen dabei, daß sie dadurch Liebermann selber nur ein böses Zeugnis ausstellen, wenn er nun doch so den Stoffhunger des Publikums ausgenutzt hätte, indem er für eine lediglich malerisch gedachte Aktdarstellung die Erinnerung an ein geschichtlich und menschlich packendes Geschehnis aufrufen würde.

Man kann aus dem Gesagten folgern, daß Liebermann kein großer Menschendarsteller sein kann. Das Menschenbildnis widerspricht im Kern dem Wesen des Impressionismus. Dieser kann im günstigsten Falle die

Max Liebermann Selbstbildnis



Erscheinung des Menschen als Teil eines Milieus geben. Meinetwegen eines Milieus von Licht. Oder er kann den Nachdruck auf die Bewegung legen. Dann ist der Mensch eben nur Mittel zum Zweck, Silhouette, Teil eines Ganzen, aber nicht Individuum. Liebermanns oben erwähnte Bilder sind Typen dieser Art. Das Bildnis soll mir aber sicher doch gerade den Menschen geben, das Individuum, das Dauernde in ihm. Und es ist der unendliche Vorteil des gemalten Bildnisses auch gegenüber der künstlerischsten Photographie, daß bei jenem die Beseitigung des Zufälligen gegenüber dem Ewigen möglich ist, daß das malerische Milieu zur Erhöhung des individuellen Ausdrucks nutzbar gemacht werden kann. Denn hierin liegt die großartige Bedeutung der „Farbigkeit" bei den großen Bildnismalern, daß diese Farbigkeit als geistige und seelische Macht ausgenutzt ist, nicht aber als sinnliche. Natürlich, bei einer schicken Mondaine, deren höchstes Verdienst es ist, ein ideales Aufhängegestell für das Meisterwerk einer Schneiderphantasie zu sein, ist es durchaus stilgerecht, wenn Whistler und Sargent daraus den Vorwand einer Orgie in irgend einem Farbentone machen. Was dagegen etwa bei Herkomers „Miß Grant" so dauernd packt, oder besser, was dieses Werk zu einem so hervorragenden Bildnis macht, ist die Tatsache, daß hier das Weiß in Weiß den Eindruck der herben und doch mimosenhaft scheuen, der erhabenen und doch der Hingebung entgegenträumenden Jungfräulichkeit macht. Herkomer belegte diese Auffassung selber, als er Miß Grant auch in „Schwarz" darstellte. Das ist ebenso gute künstlerische Arbeit, aber herausgekommen ist dabei lediglich ein Stück guter Malerei.

Liebermann hat in seinen Bildnissen fast nie etwas anderes gegeben als Stücke interessanter malerischer Arbeit. Eine Ausnahme macht vor allem das Doppelbildnis seiner Eltern. Das ist bezeichnend. Denn hier war er von der richtigen Porträtstimmung erfüllt. Der Sohn wollte sich die Persönlichkeiten der Eltern über deren Lebensdauer hinaus erhalten. Wo dieses persönliche Verhältnis fehlt, wo der „Nur-Maler" arbeitet, entsteht nichts dergleichen. Da erhalten wir im besten Fall sehr gute Silhouettenarbeit; interessante Malerei im eigentlichen Sinne gibt Liebermann nicht. Da ist ihm unter den Deutschen gerade auf diesem Gebiete Slevogt zehnmal über. Liebermann ist sachlicher als dieser; fühlt sich in viel höherem Maße dem Objekt gegenüber verpflichtet. Das ist die Erfüllung einer wichtigen Vorbedingung für ein gutes Bildnis. Aber Liebermann ist eben kein Menschendarsteller. Als sein bestes Bildnis wird wohl das Wilhelm Bodes gerühmt. Man gestatte die Büste Adolf Hildebrands danebenzustellen, und der Kritiker braucht kein Wort mehr zu sagen.

Den Mittelpunkt der Liebermann-Ausstellung in der Sezession bildet das große Bild der Hamburger Kunsthalle „Der hamburgische Professorenkonvent". Die dreißig mitausgestellten Ölstudien bezeugen, daß Liebermann es sich hier redliche Mühe hat kosten lassen. Um so bezeichnender ist, daß er an der Aufgabe scheiterte. Man mag noch soviel reden, sie ist eben

nicht gelöst. Nicht einmal in der Ähnlichkeit, was niemand bestreiten kann, der die Dargestellten kennt. Aber das Bild geht vor allem nicht zusammen. Nicht einmal körperlich, geschweige denn geistig. Heiliger Rembrandt, wo bleibt dein hier unvermeidliches Vorbild!

Betrachtet man übrigens das Bild rein aufs Malerische, so macht man staunend die Entdeckung, daß eigentlich nur der Hintergrund, die Bücher an der Wand, Liebermanns uns vertraute Handschrift zeigen. In der Malerei der Gestalten spukt der Einfluß Slevogts.

Das wäre nun das letzte, und wäre ein langes Kapitel: die Darstellung von Liebermanns rein malerischem Entwicklungsgang. Er war nie ein Eigener, ein Schöpfer; immer ein Übernehmer, ein Aneigner. Er ist da einer der Größten, die es je gegeben. Aber keineswegs so, daß er das Übernommene durch das Medium seiner Persönlichkeit umwertete, so wie etwa Verdi auf dem Gebiete der Musik. Nein, Liebermann ist eben nicht Natur, sondern Kultur. Dieses in einem Maße, wie es die Geschichte der deutschen Malerei kein zweites Mal kennt. Man müßte hier sein Judentum zur Erklärung herbeiziehen. Hier liegen auch Liebermanns große Verdienste um die deutsche Malerei, die ich keineswegs bestreiten will. Er ist ein vorzüglicher Vermittler gewesen und ein guter Lehrmeister für alles Technische. Das war bei uns sehr notwendig, und in der Geschichte der deutschen kunsttechnischen Kultur gebührt Liebermann ein erster Platz. Aber höher hinauf soll man seine Stellung nicht schrauben wollen. In der Geschichte des deutschen Geistes- und Seelenlebens, wie es sich in der bildenden Kunst offenbart, nimmt Liebermann keine bedeutende Stelle ein.



Neue Bücher

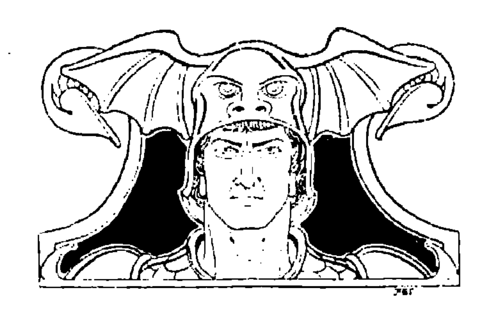
Karl Scheffler, „Max Liebermann". Mit einem Porträt nach einer photographischen Aufnahme und 40 Tafeln. Mit Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen. (München, R. Piper & Ko. In Halbleinwand 10 Mk.)

Die Liebermannbilder, die unserem vorliegenden Heft beigegeben sind, entstammen dem oben genannten Buche Karl Schefflers; sie zeugen für die gediegene Ausstattung, die diesem Werke vom Verlage mitgegeben worden ist. Ich freue mich auf die zweite Auflage des Buches, die sicher nicht lange ausbleiben wird; denn ich denke, daß der Verfasser dann noch mehr in die Persönlichkeit Liebermanns selber eindringen und diese vor uns klar entwickeln wird. Gerade bei einer so nüchternen und sachlichen Persönlichkeit, wie es Liebermann ist, gebietet sich eigentlich diese Darstellungsweise. Und ich glaube, man kann gerade bei ihm nicht scharf und nüchtern genug vorgehen. Er ist — dazu kommt auch Scheffler — keine so überragende Persönlichkeit, daß man die gesamte zeitgenössische Kunst auf ihn hin schreiben könnte, wie es der in mancher

Hinsicht ihm verwandte Menzel gewesen war. Man kann freilich leicht zu dieser Anschauung kommen, weil Liebermann seinerseits zu allen Regungen des zeitgenössischen Kunstlebens schroff Stellung genommen hat.

Karl Scheffler ist ein sehr feinsinniger Ästhetiker, ein Mann, der für sich selbständig alle die schweren Kunstprobleme durchdacht hat, die unser Kunstleben so bewegt machen. Und so ist es leicht begreiflich, daß ihm bei jedem Gegenstande, dem er eine eindringlichere Beschäftigung widmete, die Behandlung aller dieser Probleme sich von selbst aufdrängt. So erhalten wir hier in diesem Buche eigentlich für unsere ganze Kunst gültige Untersuchungen über Stoff und Form, Impression, Technik, über die Fäden, die Liebermann mit der verschiedenartigsten Kunst unserer Zeit verbinden, und hinter dieser Fülle verschwindet manchmal die ausgesprochene Würdigung Liebermanns selber. Das wäre nicht schlimm, wenn Liebermann auch nur ein einziges Mal Urschöpfer oder innerster Anreger einer dieser Bewegungen gewesen wäre. Aber er ist immer der Angeregte, der sich anschmiegt, der übernimmt und das Übernommene praktisch mäßigt. Eine treffliche Übermittlernatur demgemäß, aber international nicht universal, nivellierend nicht beherrschend, Jude nicht Germane. Aber glücklicherweise entspricht diesem Schatten eine große Lichtseite, die gerade in diesen ungemein anregungsreichen und geistvollen Untersuchungen über allgemeine Kunstprobleme liegt. Freilich, den vollen Nutzen von dem Buche wird nur der haben, der sich selber schon viel mit diesen Fragen beschäftigt hat, der aus Eigenem widersprechen kann. Da fühlt man dann in jeder Zeile die anregende und gedankenreiche Persönlichkeit, der man hier gegenübersteht.

Manches scheint mir zu scharf, und auch die Bemerkungen über das Verhältnis des Judentums zur Kunst treffen nicht alle zu, und gerade hier wäre meines Erachtens viel herauszuholen gewesen; denn wie oben angedeutet, ist das Judentum Liebermanns von großer Bedeutung. Doch, wie gesagt, es fällt mir hier nicht bei, über das Buch kritisch aburteilen zu wollen. Man verdankt ihm so viel Schönes und Anregendes, daß eben Wünsche in einem wach werden, weil man das Gefühl hat, der Verfasser kann sie erfüllen. Jedenfalls gehört das Buch auch so zu den besten Abhandlungen über Künstler der Neuzeit, die wir besitzen. Es sei darum angelegentlich empfohlen.





Das Gastspiel der Monte-Carlo-Oper

Von
Dr. Karl Storck

Es ist vor allem ein Kapitel zu unserer Ausländerei. Auf dem Gebiete der Kunst herrscht diese heute so schlimm wie nur je. Unser Theater bemüht sich in geradezu kindlicher Weise, jeder fremden Erscheinung den Zutritt auf unsere Bühne zu erschließen. Man versucht es mit den einseitigsten Satiren Bernhard Shaws, mit den unlebendigsten Papierdramen Maeterlincks, mit den ödesten Naturalismen Heyermans. Für französische Schwänke hat Berlin zwei Spezialbühnen. Allgemein als bedeutend anerkannte deutsche Dramen — Lienhards „Wieland der Schmied", „Münchhausen", „Heinrich von Ofterdingen", Otto Erlers „Zar Peter", Scholz' „Jude von Konstanz" usw. — kommen kaum oder arg verspätet zu Gehör. Eine starke Begabung wie Herbert Eulenberg gerät dadurch auf schlimmste Abwege. Ausländische Romane nehmen in Übersetzungen einen schmachvoll breiten Raum im Feuilleton deutscher Zeitungen ein. Beim Kunsthandel ist von einer erstaunlich großen Einfuhr fremder Bilder zu berichten. In der Oper ist es nicht besser. Immer noch versuchen es unsere Opernleiter leichter mit fremden zweifelhaften Erzeugnissen als mit den einheimischen Kräften. Vielleicht daß das Gastspiel der Monte-Carlo-Oper hier eine Besserung bringt; das wäre für uns der schönste Gewinn, den das äußerlich so glänzend durchgeführte, innerlich aber wenig ergiebige Unternehmen gebracht hat.

Es offenbarte sich in diesem Fall schlimmer als je zuvor das geradezu bösartige Mißverhältnis, das in einem Teil unserer Presse zwischen den feuilletonistischen Plaudereien über künstlerische Verhältnisse und der fachmännischen Kunstkritik besteht. Dieses Mißverhältnis müßte für das Publikum auch dann irreführend und in schwerstem Maße für die gesamte Einstellung des Kunstempfindens schädigend sein, wenn diese Plaudereien nicht

meistens bloßes Geschwätz wären. Es ist die Regel für einen großen Teil unserer Presse, daß, wenn irgend eine ausländische Kunstveranstaltung bevorsteht, zunächst ausführliche Interviews der Veranstalter und ausgedehnte Plaudereien über die dabei beteiligten Persönlichkeiten der Darbietung vorausgehen. Daß diese Plaudereien durchweg einem geradezu bösartigen Personenkultus huldigen, wäre ja im ganzen nicht so schlimm, wenn nicht unser Publikum von vornherein dazu neigte, das künstlerische Leben des Auslandes gegenüber dem unserigen zu überschätzen. Das bedeutet ja keineswegs bloß eine ethische Schädigung, sondern auch eine ökonomische. Die für Kunstgenüsse in jedem Haushalt verfügbare Geldsumme wird infolge solcher außergewöhnlicher Veranstaltungen nicht größer; es ist dann die Folge der übertriebenen Sensationsmacherei, daß diese verfügbare Summe nicht unseren heimischen Darbietungen zugute kommt, sondern für die in ihrer Bedeutung aufgebauschten fremden aufgespart wird. Es ist genau das Gegenteil vom Verhalten des Auslandes. Daß dort deutsche künstlerische Unternehmungen finanziell günstige Ergebnisse erzielen, ist schier unerhört, und ich sehe darin auch ein ganz gesundes Verhältnis. Die Vorführung ausgesprochen nationaler Kunst vor einem fremden Volke hat den Charakter des Werbenden einerseits, andererseits ist es in sich ein künstlerischer Luxus. So mögen die Veranstalter die Kosten tragen, und es wäre sogar durchaus am Platze, wenn in einem solchen Falle, wenn es sich wirklich um bedeutsame Darbietungen handelt, jeder Staat für die Darbietungen seiner Künstler einträte. Geschähe das mit einer gewissen Grundsätzlichkeit und mit weitsichtiger Kunstpolitik, so würde sogar der finanzielle Gewinn auf die Dauer kaum ausbleiben, insofern im fremden Lande allmählich eine Nachfrage nach der betreffenden Kunst entstehen würde, die ja dann entsprechend bezahlt werden müßte. Entsteht diese Nachfrage trotz des wiederholten guten Angebots nicht, so ist das eben ein Beweis dafür, daß dort kein Boden für diese Kunst ist. Und auch diese Erkenntnis hat ihren Wert. Ich kenne die ausländische Presse ziemlich genau. Man kann sich die werbende Vorarbeit, die in englischen, französischen oder italienischen Zeitungen für deutsche Kunstunternehmungen in den betreffenden Ländern gemacht wird, gar nicht gering genug vorstellen. Selbst auf dem Gebiete der bildenden Kunst, wo doch mehr die Künstler selber als Veranstalter der Ausstellungen auftreten, ist die Gegenleistung, die unsere deutschen Maler für das außerordentlich große Entgegenkommen finden, das sie den Franzosen seit langen Jahren bewiesen haben, lächerlich klein. Aber wenn sogar unsere nationalen Blätter ihren ausländischen Korrespondenten für die Berichterstattung über dortige Kunstereignisse schier ebensoviel Raum gewähren wie den heimischen Kritikern für das deutsche Kunstleben, so ist es natürlich nicht zu vermeiden, daß bei der deutschen Leserschaft die Meinung sich einstellen muß, im Auslande sei das alles viel besser bestellt als bei uns.

So toll, wie in diesem Fall mit dem Gastspiel der Monte-Carlo-Oper es einige Berliner Zeitungen, vor allen Dingen der Lokal-Anzeiger,

mit der werbenden Vorbereitung für das Unternehmen getrieben haben, ist es allerdings bislang nur selten geschehen. Wochenlang zuvor begannen die Berichte; sie waren von einer so lächerlich übertriebenen Ruhmredigkeit, daß selbst die allgemein bekannte Geschmacklosigkeit und Schwatzhaftigkeit dieses speziellsten aller Spezialberichterstatter des Scherlschen Blattes nicht mehr als Entschuldigung ausreichen kann. Das müßte einfach in deutschen Zeitungen unmöglich sein, und die deutsche Leserschaft dürfte sich solche lächerlichen Lobhudeleien ein zweites Mal nicht mehr gefallen lassen.

Aber die Verwirrung geht weiter. Wenn die betreffenden Gastspiele dann hier stattfinden, vermögen sie in der Regel die durch die Vorberichte aufs höchste gespannten Erwartungen nicht zu erfüllen. Nun bemächtigt sich in diesen Fällen der Kritik dann regelmäßig eine Verärgerung, die ihrerseits wieder über das Ziel hinausschießt und gar nichts mehr anzuerkennen vermag. Muß schon das verwirrend wirken, so kommt noch hinzu, daß zur gleichen Zeit, wie die Kritiker ihres Amtes walten, die Lokalplauderer auf viel ausgedehnterem Raum ihre Berichte über die Ereignisse darbieten, die genau im gleichen Stil gehalten sind wie vorher die Vorberichte. Unterm Strich wird abgeurteilt, oberhalb werden die fremden Kunstunternehmer mit einer Wichtigkeit und Aufmerksamkeit behandelt, sie werden in einer Weise interviewt und um ihre gewiß doch unmaßgebliche Meinung über die Zustände bei uns gefragt, wie es ein deutscher Künstler im eigenen Vaterlande überhaupt nicht erleben kann. Da alle anderen für unser Kunstleben in Betracht kommenden Kulturvölker im Gegensatz zum deutschen eher zu einer Überschätzung des eigenen Schaffens, jedenfalls aber zu einer Unterschätzung deutscher Kunstarbeit neigen, werden von den ausländischen Zeitungen natürlich nur die lobhudelnden Lokalberichte, die lächerlich übertreibenden gesellschaftlichen Veranstaltungen übernommen, die ablehnende Kritik dagegen verschwiegen. Das Ergebnis des ganzen ist, daß im Auslande die Meinung sich festsetzt: „Für Deutschland hat diese Darbietung unserer Kunst und unserer Künstler, die doch bei uns daheim noch lange nicht zum Besten gehört, was wir vermögen, diesen außerordentlichen Wert gehabt. Daraus ergibt sich doch klar, wie rückständig das deutsche Kunstleben gegenüber dem unserigen ist."

Das ist das in sozialer und ethischer Hinsicht traurige Ergebnis dieser unglückseligen Ausländerei. Beim Monte-Carlo-Gastspiel sind diese Verhältnisse um so schlimmer hervorgetreten, als bei der an den maßgebenden Stellen unter diesen Umständen verzeihlichen Unkenntnis der Gesamtlage die Meinung Platz gegriffen hatte, daß die ganze Veranstaltung sich politisch nutzbar machen lasse. Man muß den französischen Volkscharakter vollständig verkennen, um auch nur einen Augenblick die Meinung hegen zu können, daß die für deutsche Künstler unerhörte Auszeichnung der fremden Künstler in Frankreich eine andere Wirkung haben könnte, als die dort längst landesübliche Überschätzung des eigenen Kunstvermögens ins ungemessene zu steigern und infolgedessen auch die Geringschätzung unseres ganzen Kunstschaffens zu vermehren.

Doch ich habe mich hier glücklicherweise nicht mit diesen politischen und diplomatischen Kunstfragen zu befassen. Ich persönlich schätze die Ergebnisse des Monte Carlo-Gastspiels nicht ganz so gering ein, wie die Mehrzahl meiner Kollegen. Vielleicht kommt es daher, daß ich mich durch jene Vorankündigungen nicht hatte beeinflußen lassen, daß also meine Erwartungen in den Grenzen blieben, die bei einer ruhigen Überlegung selbst ohne genaue Kenntnis der französischen Verhältnisse hätten gewahrt werden müssen.

Daß Monte Carlo keine bedeutende Oper in dem Sinne, wie wir ihn seit Wagner hegen müssen, besitzen kann, versteht sich von selbst. Das Wesen musikdramatischer Reproduktion schließt für jeden, der zum Verhältnis des Musikdramas vorgedrungen ist, jene entscheidende Bedeutung virtuosenhafter Einzelleistung aus, die umgekehrt die Voraussetzung für jeden bedeutenden Eindruck einer italienischen Opera seria ist. Es ist ja z. B. doch auch von Bayreuth immer wieder betont worden, daß dort keineswegs Mustervorstellungen in dem Sinne angestrebt werden, daß jeder einzelne Darsteller für sich ein besonders hervorragender Gesangsvirtuose sei. Für uns liegt der Schwerpunkt einer musikdramatischen Darbietung im Herausbringen des musikdramatischen Gehaltes eines Werkes. Das beruht beim Musikdrama in viel höherem Maße auf einem wirksam abgetönten Ineinandergreifen aller beteiligten Kräfte als beim Wortdrama. Und wer es bei mittleren deutschen Städtetheatern erlebt hat, wie durch das tiefe Verständnis und die restlose Hingabe des Dirigenten mit an sich mittelmäßigen Gesangskräften eine als Ganzes durchaus künstlerisch wirkende Vorführung auch der schwersten Werke Richard Wagners ermöglicht wird, der hat sich längst abgewöhnt, von der Mitwirkung eines hervorragenden Solisten gerade im Musikdrama besondere Offenbarungen zu erwarten. Es hängt eine ja auch nur richtige Wiedergabe des Notentextes eines Musikdramas in viel höherem Maße von dem völligen Zusammengehen von Orchester und Sänger, von der weisen, wechselseitigen Abtönung der Leistungen der verschiedenen Mitwirkenden zu einem erst durch dieses gute Verhältnis möglichen harmonischen Gesamteindruck ab, als etwa im Wortdrama. Und so ist der berühmte Gast, der ja auch im Wortdrama oft die Einheitlichkeit des Spiels gefährdet, beim Musikdrama fast immer geradezu ein Verhängnis für ein künstlerisches Gesamtergebnis. Aus all dem ergibt sich, daß musikdramatische Darbietungen, die für uns Deutsche einen besonderen Wert haben sollen, nur dann zu erreichen sind, wenn ein Ensemble möglichst gut zusammen eingespielt ist, wenn Orchester und Gesangskräfte mitsamt der Regie und Inszenierung zur denkbar höchsten Einheit gesteigert sind; darin liegt der Begriff Allkunstwerk; auf der Verwirklichung dieses Ziels beruht der Zauber Bayreuths.

Nun hat Monte Carlo in dem Sinne gar kein Opernensemble, jedenfalls hat es in der Hinsicht nicht dieselben künstlerischen Vorbedingungen, wie wenigstens zwei Dutzend deutscher Stadt- und Hoftheater. Man kann sich ja leicht denken, daß an diesem Orte, wo doch nicht gerade die in künstlerischer Hinsicht beste Gesellschaft der verschiedenen Länder zusammenströmt,

lediglich um sich zu amüsieren, die Vorbedingungen gar nicht vorhanden sind für eine so ernste, auf Sachlichkeit gerichtete Kunstübung. Die Oper ist hier eben ein Amüsement mehr, und je sensationeller ihre Darbietungen sind, um so eher erfüllen sie die Wünsche des hier versammelten Publikums. Man sollte das seit Wagner nicht mehr zu wiederholen brauchen, daß das Musikdrama, vor diese Vorbedingungen einer rein gesellschaftlichen Unterhaltung gestellt, jenem heillosen technischen Virtuosentum verfallen muß, welches das Charakteristikum des gesamten Opernschaffens in allen Zeiten gewesen ist, in der die Oper als bloße Unterhaltung der Gesellschaft mißbraucht wurde. Und so sind denn die Verhältnisse in Monte Carlo in der Tat so, daß von einem übergeschäftigen Direktor, dessen künstlerische Laufbahn bezeichnenderweise im Tingeltangel ihren Ausgang genommen hat, ein Chor und ein Orchester zusammengehalten werden, die eben noch den bescheidensten Ansprüchen zu genügen vermögen. Man braucht nur zu bedenken, wie gering in der italienischen Oper, und schließlich auch in der französischen Spieloper, die Ansprüche an Chor und Orchester sind, um sich sagen zu können, daß Körperschaften, die hier allenfalls zu genügen vermögen, gegenüber dem an deutschen Musikdramen herangewachsenen Verlangen versagen müssen. Wodurch dann diese Oper das Publikum anzieht, sind berühmte Solisten. Wir haben früher hier in Berlin bei Kroll genau dasselbe Verhältnis gehabt. Ein dürftiges Orchester, ein schlechter Chor, Anfänger oder abgesungene Künstler für die kleineren Partien, und dann berühmte Gäste, denen jegliche Gelegenheit geboten wurde, um sich zeigen zu können.

Was uns also von der Monte-Carlo-Oper geboten werden konnte, waren: 1. berühmte Solisten, 2. unbekannte Werke, 3. Ausstattungskünste. Für den, der aus oft kleinen Einzelheiten auf das zugrunde liegende Wesen zu schließen vermag, kam noch als Möglichkeit hinzu: die Erkenntnis der Verschiedenheiten in der psychologischen Kunstauffassung verschiedener Völker. In dieser letzteren Hinsicht war mancherlei bei diesem Gastspiel zu lernen. Völlig versagt hat Nr. 3. Herr Gunsbourg war von jenen geschäftigen Reklamejournalisten als ein Meister der Regie und besonders reicher Ausstattungskünstler gepriesen worden. Es hat sich herausgestellt, daß er als Regisseur im schlimmsten Schlendrian steckt, daß, was er an Ausstattung darbietet, von einer bei uns selbst an kleineren Privatbühnen längst nicht mehr erlaubten Geschmacklosigkeit ist. Die Knalleffekte seiner Bühnendarbietung in der „Damnation de Faust" trugen den Charakter der Schaustücke unserer Zirkuspantomimen.

Dagegen haben wir einige Werke kennen gelernt, die im deutschen Bühnenspielplan nicht heimisch sind. Daß man sich dabei hat verleiten lassen, die „Théodora" von Leroux statt einer vorher angekündigten historischen Oper von Saint-Saëns uns vorzuführen, ist in der Hinsicht das schlimmste Stück eines wohl lediglich von persönlichen Launen und Kabalen eingegebenen Mißbrauches des großen Vertrauens, das von der Berliner

Königlichen Oper dem künstlerischen Ernst der fremden Veranstaltung entgegengebracht wurde.

Dankbar sind wir dagegen für die Aufführung von Verdis „Don Carlos“ um so mehr, als man nicht einmal wünschen kann, daß dieses Werk dem deutschen Spielplan eingereiht werde. Wir haben zu schlechte Erfahrungen mit Operntexten gemacht, die aus wertvollen Werken unserer Literatur entnommen sind. Auch „Don Carlos“ bedeutet gegenüber dem Schillerschen Vorbilde eine Fälschung, wenn auch in diesem Falle eine geistige Verwandtschaft nicht zu leugnen ist. Verdis Patriotennatur hat ja überhaupt gewisse Verwandtschaftszüge mit der Schillers, wie es denn auch kein Zufall ist, daß vier Opern Verdis auf Grund Schillerscher Dramen gearbeitet sind (außer den genannten „Die Räuber“, „Luise Millerin“, „Die Jungfrau von Orleans“). Aber gerade weil das Problem des Kampfes zwischen Kirche und Staat so naheliegt, wollen wir es nicht in den Mittelpunkt des „Don Carlos“ gerückt haben. Für den Verdi von 1867 freilich, der die lang ersehnte Einheit Italiens nun dicht vor der Erfüllung sah, war eine gesunde Lösung dieser Frage die unbedingte Notwendigkeit für ein Gedeihen seines heißgeliebten Vaterlandes. Immerhin mußte auch diese vollblütigste Musikernatur der neueren Zeit erfahren, daß es Dinge gibt, die der Musik widersprechen. Der Kampf zwischen Kirche und Staat ist im wesentlichen Ideenkampf. Der Kampf um die Freiheit kann sich gegen beide richten, kann je nach Einstellung des Gesamtempfindens eines Menschen für jede von beiden gegenüber dem anderen auftreten. Dieser Kampf um die Freiheit ist der große Zug, der in dieser Art von Musik leben kann. Und Verdi hat ihm oft genug Eingebungen von wunderbar hinreißender Kraft verdankt. Aber gegenüber den mehr politischen Darlegungen, die in diesem Texte geboten sind, versagt seine Kraft. Die noch so ausdrucksvolle und charakteristische Deklamation vermag für den Mangel großer Linien und leidenschaftlicher Bewegung nicht zu entschädigen. Verdi schob es auf die Länge und meinte in richtiger Erkenntnis seiner Natur, daß ein Text, den man nicht in einem Zuge komponieren könne, ungeeignet für die Bühne sei. Trotzdem ihm dieser „Don Carlos“ bei den Aufführungen wenig Freude bringen konnte, hing er an ihm mit zäher Liebe, so daß er ihn mehrmals umarbeitete. Es half nichts für das Ganze. Aber andererseits hat diese Hochspannung der Verdischen Genialität an einigen Stellen eine Auslösung gefunden, die hier dann das Machtvollste gab, was die italienische Musikdramatik überhaupt aufzuweisen hat. Es gilt das vor allem vom fünften Bilde, das in dem Hintereinander des gequälten Monologes Philipps, seiner Unterredung mit dem Großinquisitor und einem daraus sich entwickelnden Quartettsatze, ein scharf beleuchtetes Nachtstück von menschlicher Leidenschaft und der dämonischen Gewalt starker Ideen von unvergleichlicher Eindruckskraft ist. Um so leuchtender hebt sich hiervon eine wunderbar innige Rede Elisabeths an ihre Vertraute und eine in Schönheit schwelgende Romanze der Eboli ab.

Für Deutschland in gleicher Weise neu war das Hauptwerk des besten Freundes Verdis, Arrigo Boito, dessen „Mephistopheles“ aber im Zusammenhang mit „Fausts Verdammung“ von Hektor Berlioz eine besondere Betrachtung (vgl. Juliheft) finden soll.

Die schon erwähnte „Haute Nouveauté“ „Théodora“ von Leroux hat uns um die Bekanntschaft mit einem der in Deutschland nicht aufgeführten Werke von Saint-Saëns oder Massenet gebracht. Beim ersteren wäre vielleicht doch eine Überraschung nicht ausgeblieben. Sein Halboratorium „Samson und Dalila“, das früher in Deutschland gar kein Gefallen fand, ist seit einigen Jahren mit sehr hohen Aufführungsziffern im deutschen Spielplan vertreten. Dagegen wird Massenet wenigstens in Norddeutschland wohl niemals Fuß fassen können. Eher mögen sich die Österreicher mit seiner weichlichen Schönheitsschwelgerei zufrieden geben. Wien hat ja auch eine größere Reihe der Werke Massenets immer im Spielplan gehabt, während sich in Berlin niemals etwas behaupten konnte. Auch die „Herodias“ wird an dieser Ablehnung nichts ändern können, trotzdem man sie hier unter der Vorspiegelung, den dritten Akt aufzuführen, der aber in Wirklichkeit die besten Stücke aus den anderen Akten mit einschloß, in stark bereichertem Zustande vorführte. Es fehlt Massenet doch jede dramatische Kraft, oder überhaupt jede Kraft. Es liegt geradezu etwas Slawisches in diesen mehr brutalen Aufschreien, die plötzlich die sonst so sanftmütige Empfindungsseligkeit unterbrechen.

Was man zuerst als dauernden Gewinn von diesem Gastspiel erwarten durfte, war die Bekanntschaft mit einigen großen reproduzierenden Künstlern. Und wer sich nun nicht eingeredet hatte, daß Frankreich oder Italien an bedeutenden Künstlern viel reicher sein müsse als Deutschland, der brauchte in der Hinsicht keine Enttäuschung zu erleben. Zwar von den mitwirkenden Damen überragte keine das Mittelmaß. Unter den Sängern aber erwies sich der Pariser Baritonist Renaud als ein Künstler von vornehmster Gesangskunst und sehr feinsinniger Charakterisierungsgabe. Eindrucksvoller als diese vornehme Kulturleistung war allerdings noch die Elementargewalt des russischen Bassisten Chaliapine. Ein wahrhaftiger Singschauspieler, wie ihn Wagner sich träumte, bei dem Wort, Gesang und Bewegung so völlig in Einheit verschmilzt; darüber hinaus ein Mann, dessen Körper zu allem fähig ist, groß gewachsen, von athletisch geschulten Körperformen und einer turnerischen Gewandtheit, die ihm mühelos die schwersten Bewegungen ermöglicht. Die außerordentlich umfangreiche Stimme ist gut geschult, die musikalische Intelligenz des Mannes von bewundernswerter Eindringlichkeit. So war er in Boitos „Mephisto“ von grausiger Größe, unheimlichster Teufelei, als Philipp in Verdis „Don Carlos“ erschütternd in der Zerrissenheit dieser düsteren Menschennatur, als Basilio in Rossinis „Barbier“ endlich von unbeschreiblicher Komik, ohne dabei in die übliche Art der Karikatur dieser Gestalt zu verfallen.

Überhaupt dieser „Barbier von Sevilla“! Es war nur der zweite

Akt, aber das war doch etwas schlechthin Vollkommenes. Pini-Corsi, ein köstlicher Dr. Bartolo und ein ungemein gewandter Barbierdarsteller, Titta-Ruffo bildeten mit Chaliapine die Höhepunkte eines prächtig zusammengestellten Ensembles, dessen sämtliche Vertreter den Buffostil vollkommen beherrschten. Wer gegenüber solchen Darbietungen nicht fühlt, daß der Begriff „Musikdrama" nach den nationalen Umgrenzungen außerordentlich dehnbar ist, dem ist nicht zu helfen.

Wenn solche Gastspiele fremdvölkischer Gruppen überhaupt einen großen Wert haben können, so ist es der, daß wir für die psychologischen Grundlagen fremder Kunst Verständnis gewinnen. Je schärfer wir diese erkennen, je genauer wir fühlen, daß diese Völker etwas anderes brauchen, als wir haben, um so sicherer und reiner wird auch unser Empfinden für das uns national Eigentümliche. Die bewußte Theaterspielerei des Franzosen, die keinen Augenblick Leben vortäuschen will, sondern immer Unterhaltung einer das ganze Leben mit vollem Bewußtsein sich verschönenden Gesellschaft bleibt, ist etwas ganz anderes als die ungeheuer hoch gesteigerte Lebenslustigkeit Italiens, die einfach Ventile braucht und nun in einer solchen Opera buffa die Gelegenheit findet, sich auszutoben. Dabei ist dann dieses Austoben dank der uralten Schönheitskultur dieses Volkes frei von Roheit. Man darf eben nicht deutsche Aufführungen im Sinne haben; hier wirkt roh, was die Italiener sich nur als Übermut dachten; hier wirkt schier tragisch, was im Urbild nur Bekundung des natürlichen Lebensrechtes ist. Wir können diese beiden Güter voll anerkennen. Wir müssen dabei zugeben, daß uns beides versagt ist, vielleicht dauernd versagt bleiben muß, obwohl in einzelnen Lustspielen Shakespeares, in Mozarts „Figaro" und Nicolais „Lustigen Weibern" etwas der Welteinstimmung der italienischen Opera buffa Verwandtes vorhanden ist. Es gibt ja in unserem deutschen Norden Maientage von einer Klarheit, einem sonnigen Überblautsein der jauchzend grünen Erde, wie es der Süden niemals kennt, weil hier die ungeheure Macht des Gegensatzes fehlt. Aber sie sind selten, diese Tage, und so werden auch die Kunstoffenbarungen dieser Art für unser deutsches Volk selten sein müssen. Es bezeugt die außerordentliche Größe und den wunderbaren Reichtum des deutschen Geistes, seine Fähigkeit zu echter Universalität, daß er auch das in sich schließen kann. Dagegen bleibt ihm hoffentlich noch lange versagt jenes bewußte Spiel mit Kunst, das die Eigentümlichkeit des Franzosen ausmacht. Denn bei uns wäre das Alexandrinertum, wäre es ein Zeichen für die Abschwächung der wirklichen Lebenskraft. Beim Franzosen ist die Kunst niemals in dem Sinne Lebensnotwendigkeit gewesen, daß er durch sie erst sich gewissermaßen das Leben gewonnen hätte. Wir Deutsche wären aber längst kein Volk mehr, wenn uns nicht die Kunst zusammengehalten hätte. Es beruht das für den Franzosen nicht nur auf der Anlage, sondern auch in der Geschichte, die ihm eine Entwicklung von wunderbarer Geschlossenheit ermöglichte. So war für ihn Kunst immer bloß Schmuck eines aus übrigen Kräften bereits fertig gestalteten Lebens,

hineingetragen in dieses Leben, nicht aus ihm hervorgewachsen. Auch dieses Verhältnis zeitigte schöne Früchte. Höchste Kultur der Form ist die beste darunter. Wir wollen das anerkennen, wollen es auch bewundern.

Wir mögen gegenüber der französischen Kunst immer wieder das Gefühl haben, daß sich von ihr lernen lasse, wie man es macht. Wir wollen uns von den Italienern immer zeigen lassen, daß die Erfüllung unseres Dichterwortes, daß die Kunst Heiterkeit sei, möglich ist. Aber wir wollen ruhig und fest dem gegenüber bei der Erkenntnis beharren, daß, wenn die Kunst Lebenswerte zu entwickeln hat, wenn sie uns weiterbringen soll, sie es nur im germanischen Geiste zu tun vermag.



Vom Verdruß an der modernen Musik

Nun wird ihnen allmählich allen bange um die Entwicklung unserer modernen Musik. Die trostlose Öde unseres Konzertlebens, das ausschließlich durch das hochgetriebene Virtuosentum seinen äußeren Glanz bewahrt, kann ja keinem mehr verborgen bleiben, der überhaupt sehen will. Ich habe hier im „Türmer“ seit Jahr und Tag auf das Krankhafte in der musikalischen Entwicklung hingewiesen und dessen Ursachen zu erforschen gesucht. Man predigt leider als Kritiker gerade solche Mahnworte fast immer in der Wüste. Aber allmählich zeigt sich doch ein Fortschreiten der Erkenntnis auch in jenen Kreisen, auf die es hier vor allem ankommt, nämlich bei den Musikern. Felix Weingartner, der weltberühmte Kapellmeister, gehört zu der auch nach Beethoven, Weber, Schumann, Berlioz, Wagner, Liszt nicht allzu großen Zahl von Musikern, die nicht bloß gute Musikanten sind. Er hat in mehreren Schriften dargetan, daß er über seine Kunst auch nachgedacht hat, und seine persönliche Entwicklung als Komponist und Dirigent hat gezeigt, daß er den Mut besitzt, seiner Erkenntnis gemäß auch dann zu handeln, wenn er dadurch ein früheres Tun als Irrtum eingestehen muß. Nun hat Weingartner zu Ostern einem Ausfrager des „Berl. Lok.-Anz.“ seine Meinung über die moderne Musik geäußert, und wir hegen den innigen Wunsch, daß der treffliche Musiker weithin Gehör finde, vor allem auch bei seinen Fachgenossen. Am dringendsten tut nach Weingartners Meinung die Wandlung not auf dem Gebiete der symphonischen Musik.

„Wir leben heute zweifellos in einer Übergangsepoche, die bizarre, krankhafte musikalische Gebilde zeitigt. Es liegt dies zunächst daran, daß der technische Apparat, die Ausdrucksmittel der Musik seit der klassischen Epoche sich bedeutend entwickelt haben, und daß die Mehrzahl der Komponisten nach meiner Empfindung mit diesen neuen Mitteln noch nicht zu schalten weiß. Daher die Überladung, an der die neuesten modernen Kompositionen kranken. Im Zusammenhang damit verbleibt der Mißbrauch des Kolorits, den diese Kompositionen aufweisen. Vielleicht läßt sich derselbe Fehler auch in anderen Künsten, besonders in der Malerei unserer Zeit nachweisen; jedenfalls muß festgestellt werden, daß die modernen Symphoniker hier des Guten zu viel tun. Das Kolorit sollte sich mit dem Inhalt der Komposition decken. Es mag wohl

musikalische Ideen geben, die kräftigen Farbenauftrag erheischen; sicherlich gibt es auch andere, die zart behandelt werden wollen. Dies wird heute zu wenig berücksichtigt: das Streben geht danach, einander in musikalischen Farbenorgien zu überbieten. Selbstverständlich entsteht dadurch vielfach eine Disproportion zwischen Form und Inhalt. Man hat oft nichts zu sagen, aber man sagt es in Posaunentönen. Der Hauptfehler unserer symphonischen Musik jedoch liegt im Überwuchern der Programmkomposition."

Von dieser äußerlichen Programmusik befürchtet Weingartner geradezu den Verfall. „Heute treten Musiker auf, welche behaupten, daß man mit der Musik alles aufs bestimmteste ausdrücken könne, so wie es die Malerei oder die Dichtkunst vermag. Sehr oft hört man den Satz: Die Musik ist eine Sprache wie jede andere. Darin liegt der Grundirrtum. Jawohl, die Musik ist eine Sprache, aber eine, die sich mit keiner anderen vergleichen läßt. Eine Sprache, die nicht für die Sphäre der Begriffe geschaffen ist und keine Anwendung auf konkrete Dinge zuläßt; die dort einsetzt, wo das gesprochene Wort nicht mehr ausreicht; die gewisse allgemeinere, höhere, mächtigere oder innigere Empfindungsarten des Menschen zum Ausdruck bringt. Zwingt man nun die Musik, die in der Schöpfung einer anderen, mit ganz konkreten Ausdrucksmitteln arbeitenden Kunst enthaltenen Vorgänge sklavisch zu illustrieren, so würdigt man sie nicht nur herab, sondern man trägt einen inneren Zwiespalt in das musikalische Werk hinein. Die Musik folgt dann nicht mehr ihren eigenen Gesetzen, sondern denen einer anderen Kunst. Die musikalische Form wird aufgelöst. Von Liszt wird das Wort angeführt: ‚Der Inhalt schafft die Form.' Man kann das gelten lassen, aber nur mit dem Vorbehalt, daß auch der Inhalt musikalisch sein müsse. Hält man sich an einen der Dichtung entlehnten Inhalt, so zerbricht man nicht nur die Form, man verstößt nicht nur gegen den ureigenen Charakter und die formalen Gesetze der Musik, sondern man geht auch an dem irrig gesteckten Ziele vorbei: denn in dieser Weise behandelt, kann die Musik die gewünschten Vorstellungen niemals auslösen. Dem Zühörer werden immer die verschiedensten Bilder und Vorstellungen vorschweben. Viel sicherer erreichen die Weckung bestimmter Vorstellungen — selbstverständlich in allgemeinem Rahmen — jene Meister, die die Musik nur durch ihre eigenen Gebilde und mit ihren eigenen Mitteln sprechen lassen. Beethovens Pastoralsymphonie z. B. wird in jedem Zuhörer idyllische Bilder entstehen lassen."

Es ist schade, daß Weingartner trotz dieses Hinweises auf Beethoven nicht zu dem Kern des Problems durchgedrungen ist, nämlich daß Beethovens Schaffen ein „Dichten in Tönen" ist, während die Programmusik ein „Nachdichten in Tönen" darstellt. Deshalb ist leider auch seine Auffassung von den Ursachen dieser schädlichen Entwicklung recht äußerlich geblieben.

„Wie diese falsche Richtung in der symphonischen Musik entstanden ist, läßt sich psychologisch erklären. Nach der großen Epoche um den Schluß des 18. Jahrhunderts herum trat eine gewisse Erschöpfung der symphonischen Produktionskraft ein. Selbst die hervorragendsten Meister fühlten, daß sie Haydn, Mozart und Beethoven weder zu übertreffen noch zu erreichen vermochten. Sie waren also dazu gedrängt, unter allen Umständen etwas anderes, etwas Neues zu machen; so griffen sie nach der Programmusik."

Auch auf dem Gebiete der Oper, wo ähnliche Erscheinungen bestehen, hat Weingartner die innersten Triebkräfte der Entwicklung nicht aufgedeckt. Dagegen ist die von außen ermittelte Tatsache wertvoll, daß die Mittel der

Oper ungleich gewachsen sind. Die Orchestertechnik hat sich stets gemehrt, die Ausdrucksmittel der Singstimmen, die doch die eigentlichen Träger des Dramatischen bleiben müssen, sind die gleichen geblieben. Sehr richtig ist auch Weingartners Auffassung von Wagners Stil und dem Wagnerianertum. „Wagners Individualität verlangte nach gewaltigen Stoffen, und nur infolgedessen hat er auch einen gewaltigen Instrumentalapparat aufbieten müssen. Wer die Götterwelt herabsteigen läßt, muß sich der mächtigsten Ausdrucksmittel bedienen. Wagners Nachfolger begingen nun den Fehler, daß sie seine Instrumentierungsweise auf alle Stoffe anwendeten und modern zu sein glaubten, wenn sie selbst die Motive und Harmonien Wagners nachahmten. Der einzige, der Wagner tatsächlich verstanden und in seinem Sinne geschaffen hat, ohne seine eigene Individualität aufzugeben, war Verdi. ‚Falstaff' halte ich für die einzige Meisteroper, die seit der Wagnerschen Revolution entstanden ist. Wagner selbst ist schon, wie die meisten Reformatoren, zu weit gegangen; seine Nachfolger haben seine Manier noch übertrieben. Daß Wagner die Melodie aus der Oper verbannt sehen wollte, ist ein Irrtum. Man kann in seinen eigenen Werken geschlossene Kompositionsstücke in Fülle nachweisen. Selbst in dem letzten, in ‚Parsival', ist der Monolog von Amfortas eigentlich eine geschlossene ‚Nummer'. Ja, in den ersten Opern Wagners waren die einzelnen Kompositionsteile noch numeriert und als Solo, Arie, Duett usw. bezeichnet, ganz wie in der großen französischen Oper. Soll nun eine heilsame Wendung im Opernstil eintreten, so muß die auf Mißverständnissen beruhende Wagner-Äfferei aufgegeben und nur die gesunden reformatorischen Prinzipien Wagners befolgt werden."

Zum Schluß äußerte sich Weingartner noch über unser Konzertwesen und beklagte als Hauptschäden die Stillosigkeit der Programme und das Solistenunwesen.

„Man kommt dem Publikum viel zu sehr entgegen, indem man an einem Abend Werke der verschiedensten Stile aufführt, die einen durchaus unkünstlerischen Kontrast bilden. Ein Konzert sollte entweder den Schöpfungen eines Komponisten oder Werken verwandten Stils gewidmet sein. Verstärkt wird der Mißstand durch die Konzessionen, die die Dirigenten den Solisten machen müssen. Man kann sich nichts musikalisch Stilloseres denken, als wenn nach einem gewaltigen Orchesterwerke ein Liedchen mit Klavierbegleitung vorgetragen wird. Es geschieht dies heute, um dem Publikum die beliebte Primadonna mit ihrem anziehenden Lächeln und ihren sensationellen Toiletten vorzuführen. Die Solisten tragen vor, was sie wollen und was ihnen besonders liegt. So wird die künstlerische Einheitlichkeit der Konzertprogramme völlig zerstört. Hier gibt es nur eine Lösung: es sollen nicht die Werke der Solisten wegen, sondern die Solisten der Werke wegen gewählt werden." — — —

Den inneren Zusammenhängen unserer modernen Musik mit dem Gesamtzustande des heutigen Geisteslebens sucht dann Hermann Ritter in einem Aufsatze der „Münch. Allg. Ztg." auf den Grund zu kommen.

„Warum ist die Musik von heute bei aller technischen Vollendung, bei allem bedeutenden Können des einzelnen mehr charakteristisch als schön, mehr geistreich als beseligend, mehr kompliziert als einfach, mehr aufregend als beruhigend? Ein Blick in unsere Zeitverhältnisse, in das Getriebe des menschlichen Lebens von heute gibt uns Antwort auf die Fragen. Die Musikweise einer Zeit ist stets das seelische Abbild des jeweiligen Zeitbewußtseins und des Zeitgefühls der Menschen dieser Periode. ... Heute in der Zeit des

Realismus, der Realpolitik, der konkreten Auffassung des Lebens, in der alle Verhältnisse auf die Spitze getrieben scheinen, in der die ganze Welt einem Arbeits- und Bankhause gleicht, in der eine gesellschaftliche Umwälzung erfolgte wie nie zuvor, und in welcher der Kampf des einzelnen im Leben unter den größten Anstrengungen oft recht unschön geführt wird? Auch hier ist der Ausdruck der Musik das realistische Abbild des heutigen Lebens, der heutigen Scheinkultur mit all ihren Auswüchsen, Aufregungen und Verstimmungen. Die Musik heutiger Tage ist somit nicht mehr eine Trösterin, eine Friedensbringerin, als die man sie früher allgemein auffaßte, sondern ein Mittel zu nervösen Aufregungen geworden. Wie kann es auch anders sein? Wir leben im Zeitalter einer Gärung, des großen Wollens, der Unzufriedenheit, der Überreiztheit auf allen Gebieten des Lebens. Ruhelosigkeit ist Signatur unserer Zeit — ja sogar der ‚Mutter Erde'. Was gestern noch Gültigkeit hatte, wird heute schon außer Kurs gesetzt. Ein Wettlauf, ein Hetzen, ein Jagen ohne Rast und Ruh' hat Platz gegriffen, so daß von einer Kontemplation selten noch die Rede ist. Komplikation und Überproduktion auf allen Gebieten. Der durch Übersättigung in der Überfülle sich befindende Mensch findet nur noch Behagen am ‚Über'-Reiz.

Kein Wunder daher, wenn wir auch die Musik bei den führenden Geistern unserer Tage in diesem Zustande befindlich erblicken. Man ist nicht mehr zufrieden mit der einfachen und harmlosen Ausdrucksweise früherer Tage, denn die Harmlosigkeit ist etwas, das unserer Zeit gänzlich mangelt; zudem fehlt den meisten Menschen ein natürlicher und gesunder Hunger nach Musik. Außergewöhnliches, Sensationelles soll die Musik dem an sich schon genügend aufgeregten, gehetzten und mehr in Unnatürlichkeit als Natürlichkeit lebenden Menschen darbieten. Der Schluß ist, daß die Menschen etwas von der Musik verlangen, die doch eigentlich nur das Unaussprechliche ausdrücken kann, was sie gar nicht zu geben imstande ist. Sagt doch Viktor Hugo mit Recht: ‚Ce qu'on ne peut dire et ce qu'on ne peut taire: la musique l'exprime.' Und was muß heutzutage alles an Mitteln aufgeboten werden, um das übersättigte, blasierte und denaturierte genus homo noch einigermaßen zu interessieren und zu rühren! Die modernen Orchesterschlachten sind schlagende Beweise für die Nervenbeschaffenheit der heutigen Menschen, die wahre Dickhäuter in musikalischen Dingen geworden zu sein scheinen; denn auf einfache Reize reagiert schon keiner mehr. Zu alledem scheint es, als ob in unserem Zeitalter der exakten Wissenschaften auch die Musik dazu genötigt werden soll, Exaktes, Konkretes auszudrücken. Alle Anstrengungen hierzu von jüngeren Tondichtern werden bereits gemacht. Diejenigen Menschen, die vor allem das Tatsächliche schätzen, möchten nun auch von der Musik nur Tatsächliches verlangen. Warum denn auch nicht? Wir leben ja im Zeitalter der Emanzipation, der Übergriffe. Das Greifbare, das Begriffliche, das Wirkliche, ja das bestimmt sachliche Geschehnis wird von einigen technisch hochbegabten Komponisten in den Vordergrund ihres Schaffens gedrängt und hierdurch ist eine Wandlung in der Musikentwicklung vor sich gegangen, die für unsere Tage epochemachend ist. . . .

Auf solche Weise betrachtet, ist die Musik heutiger Tage der seelische Ausdruck des heutigen Menschen, dessen Hinneigung zum Realen, zum Konkreten evident ist. Wir können also die Musik eines Tondichters, der in unserer Zeit mit seinem Gefühlsleben aufgeht, nicht anders erwarten, als wie sie uns heute dargeboten wird. Die Zeit und ihr Geist reißen alles mit sich gleich einem

wilden Bergstrome. Nur wenige kommen in solchen revolutionären Zeiten, in solchen Zeiten der Gärung und der Aufregung mit heiler Haut davon.

Wann ein neuer Wellenschlag in der Entwicklung der Musik, die in ihren heutigen Darbietungen vielen Menschen unbefriedigend erscheint und sie zur Unbehaglichkeit führt, eintreten wird, — wer kann es sagen? — Vielleicht wird es noch ärger! Aber eines ist gewiß, denn es ist ein Gesetz in der Geschichte: Bleiben wird es nach dem Kontrastbedürfnisse der Menschen nicht so. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist ein neuer Wellenschlag schon im Anzuge; der Wunsch nach ihm ist nicht nur in dem Herzen vieler Laien, sondern auch vieler Künstler rege. Des Treibens müde, fragen sich schon viele: Für wen wird gedichtet, gemalt, musiziert, gedacht und geschrieben? Und man hört als Antwort: ‚Nicht für den Fachmann, sondern für den Mitmenschen'. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß Wissenschaft und Kunst in Trivialitäten aufzugehen haben. Aber — was nützt alle Kunst und Wissenschaft, überhaupt alle geistige Arbeit, wenn ihre Resultate nicht den Mitmenschen, der Allgemeinheit zugute kommen? . . . Das Wesen des Neuen in der Tonkunst ist bei aller hochgeschraubten und staunenswerten Technik und bei allem Geistreichsein der Drang nach einem unbestimmten Etwas — es ist eben ein Gärungsprozeß. Das unbefriedigte, aufgeregte und hastige Treiben im heutigen wirtschaftlichen Lebenskampfe der Völker sowie des einzelnen tönt uns auch aus der unserer Zeit eigenen Musik entgegen. Der Unterschied der Musik früherer Zeiten von der heutigen sowie derjenigen der Zukunft ist im Wesen, in der Gefühlswelt der jeweiligen Tage zu suchen, und die Umwandlungen sind jedesmal das Ergebnis einer Anzahl anderer Wandlungen und Faktoren, die im sozialen Leben ihren Grund haben.

Wollen wir geistig gesund bleiben, so können wir uns wohl kein besseres Rezept verschreiben als: Mehr Beethoven! Mehr Goethe! Damit ist aber nicht ihre sklavische Nachahmung gemeint, sondern Hinwendung zu ihrer Kunstauffassung, die als ethischer Idealismus hoch erhaben dasteht, die nicht in Manieriertheit und Originalitätssucht ihre Befriedigung suchte, sich nicht ins Kleinliche und einzelne verlor, sondern eine glückliche Mischung all der Faktoren und Ingredienzien aufweist, die wahre und gesunde Kunst ausmachen."



Neue Bücher und Musikalien

Die sogenannte Volks-Ausgabe des Verlags Breitkopf & Härtel in Leipzig bringt eine für Klavierspieler sehr empfehlenswerte Sammlung unter dem Titel „Unsere Meister. Sammlung auserlesener Werke für Pianoforte. Neue Folge." Der erste vom alten Reinecke besorgte Band gilt Georges Bizet und enthält neben fünf Abschnitten aus „Carmen" ebenso viele Stücke aus den drei prächtigen Orchestersuiten und zwei Originalkompositionen. — Der zweite Band enthält dreizehn wunderbar stimmungsvolle und herrlich gearbeitete Klavierstücke von Peter Tschaikowsky. Jeder Band kostet nur 1.50 Mk. — Für 3 Mk. bietet derselbe Verlag einen ganz ausgezeichneten Klavierauszug von Bizets „Carmen". Das herrliche Werk ist in überaus gut spielbarem Klaviersatz bearbeitet und mit erläuternden Textnoten versehen.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.

Mezzotinto Bruckmann

Moritz von Schwind

DAS ROSENWUNDER







IX. Jahrg. Juli 1907 Heft 10

Die ästhetische Stimmung

Von

Ernst Eberhardt-Humanus

Unter dem wissenschaftlichen Streben der letzten Zeiten ist die moderne Menschheit stark ausgenüchtert. Die Wissenschaft hat manches niedergebrochen, hat manchen Glauben erschüttert, in dem das Gemüt bisher Erhebung und Befriedigung gefunden hatte; die Kirche aber hat eigensinnig festgehalten, was unhaltbar geworden, und ist dadurch für weite Kreise unwirksam geworden; daher hat es an einer rechten Pflege des Gemütes, des Idealen, des Ethischen gefehlt. Die Wissenschaft hat die Erkenntnis erweitert und durch ihre praktischen Erfolge das reale Leben erstaunlich gefördert; dadurch aber ist auch der Sinn der Menschheit fast ganz auf das Reale hingelenkt worden. Keineswegs soll die Wissenschaft deswegen angeklagt werden; der Weg der menschlichen Entwicklung geht nun einmal vom Unbewußten zum Bewußten, und die Menschheit ist auf dem Wege zur Erkenntnis nicht aufzuhalten; aber es ist doch wahr: „Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, erstarrten in dem irdischen Gewühle!" — Sie erstarrten zwar, doch sie erstarben nicht; sie konnten nicht sterben, weil unser Geistiges nicht nur Verstand ist. Auch unser Gemüt will befriedigt sein, und wenn es eine Zeitlang vernachlässigt wird, so drängt es von selbst nach solcher Befriedigung. Wenn deshalb das neuerworbene Wissen nicht immer wieder das Gemüt befruchtet, so kommt die Menschheit nie zur Ruhe und Befriedigung, und die menschliche Entwicklung muß Schaden leiden.

Nun vermag das Wissen nicht unmittelbar auf das Gemüt zu wirken; es ist ja allbekannt, daß gute Lehren allein die Menschen nicht besser machen. Wenn das Gewußte nicht auch vom Gemüte erfaßt wird, so bleibt es unwirksam. Daher bedürfen wir eines Mittels, das die verbesserte Einsicht im Gemüte lebendig und so für das Leben wirksam macht. Dieses Mittel ist die Kunst; denn sie setzt das Wissen um in Anschauung und Stimmung. Die Kunst muß also auf Grund der verbesserten Erkenntnis „die Gefühle, die uns das Leben gaben", aus ihrer Erstarrung wieder wecken und fortgesetzt nähren.

Was wir als Kind besaßen, das war eine naive Heiterkeit, und diese Heiterkeit ist die Äußerung des unbewußten Gefühls der Einheit des Lebens. Das Kind fühlt sich noch eins mit allem, sieht in allen seinesgleichen und lebt mit allen im Einklang. Gefühl und Verstand haben sich noch nicht getrennt und sind noch nicht im Widerspruch miteinander. Daher hat man diesen kindlichen Zustand „die Einheit von Natur und Geist" genannt; das Kind lebt eben noch in der allgemeinen Harmonie der Natur, ohne davon ein Wissen zu haben. Dieses naive Gefühl der Einheit des Lebens ist das Urethische oder Urreligiöse und ist mit Recht von Jesus als die Grundlage unsers Lebens und der gesamten menschlichen Entwicklung hingestellt worden.

Allein die naive Harmonie geht dem Menschen mit dem Augenblicke, in dem das Ich erwacht, verloren, und mit vollem Recht nennt der geistvolle Psychologe Ed. Erdmann diesen Akt „die ernsteste, furchtbarste Tat". In diesem Augenblick zerreißt nämlich für das Individuum die eine Welt, in der es bisher glücklich und fröhlich dahingelebt, in zwei gegensätzliche, sich widerstreitende Welten, in die subjektive und objektive, in das Ich und Du, die nun in mannigfache Konflikte miteinander geraten, und wahr wird Goethes Wort: „Wehe, wehe! Du hast sie zerschlagen, die schöne Welt!" Die Harmonie ist verloren!

Die Harmonie ging dahin; bald aber macht sich ein sonderbares Gefühl im Menschen geltend und setzt ihn in Unruhe; ein dumpfes Sehnen steigt in ihm auf! Diese merkwürdige Sehnsucht der Menschenseele ist der Gegenstand vielfacher Untersuchungen und Forschungen geworden, aber bis auf unsere Tage ein Rätsel geblieben. Und doch hängt von seiner Lösung unsere ganze Lebensführung ab; denn das Sehnen will befriedigt sein; wie aber kann es befriedigt werden, wenn man nicht weiß, woher es kommt und wohin es drängt?! Goethe noch nannte dieses sonderbare Gefühl „den dunklen Drang", wußte also davon noch nichts Genaueres, und in neuerer Zeit hat es der Philosoph A. Spir „das Mangelgefühl" genannt; doch dann fragt sich, worin der Mangel unserer Natur besteht?

In dieses Dunkel bringt Licht die neue Erkenntnis: daß alles Leben auf Gegensätzlichkeit, Antagonismus oder Polarität beruht, und daß „sich in allen Bildungen der organischen und unorganischen Konstruktionen das Bedürfnis der Ausgleichung von Gegensätzen geltend macht behufs Her-

stellung eines individuellen Gleichgewichts". — Herstellung des individuellen Gleichgewichts ist auch das Ziel des Menschenlebens, und dieses Gleichgewicht ist für das Individuum nichts anderes als die Harmonie des Geistes. Was wir einst unbewußt besaßen, und was uns im Drange nach Bewußtsein verloren ging, das müssen wir mit Bewußtsein in uns wiederherstellen; kurz gesagt: Die naive Harmonie muß zu einer bewußten Harmonie werden. — Nachdem die schöne Welt zerschlagen worden, heißt es also für uns: „Mächtiger der Erdensöhne, prächtiger baue sie wieder, in deinem Busen baue sie auf!" und dies besagt auch das Bibelwort: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr das Reich Gottes nicht ererben", — das Himmelreich aber, lehrte Jesus, ist inwendig in euch! Und die Sehnsucht, die sich nach dem Verlust der naiven Harmonie einstellte, ist nichts weiter als das dunkle Verlangen nach dem Verlorenen! — Ist dies nun so, so kann es sich nur noch um die Frage handeln, wie die Sehnsucht zu befriedigen und die verlorene Harmonie wiederzugewinnen ist? Auch das erschließt uns die neue Erkenntnis.

Wenn nämlich unser Leben auf Gegensätzlichkeit basiert, dann ist der Einzelmensch nicht, wie es den Anschein hat, ein in sich abgeschlossenes, für sich bestehendes Totales, sondern ein Unvollkommenes, ein Teil eines Ganzen, ein Halbes oder ein Pol, bedarf deshalb der Ergänzung durch seinen Gegensatz und kann erst durch Ausgleich mit diesem seinem Gegensatz zu einem Totalen, d. h. zu einer in sich abgeschlossenen, harmonischen Persönlichkeit werden. Das Mangelgefühl rührt also daher, daß der Einzelmensch für sich kein Totales ist, und die Sehnsucht ist der dunkle Drang, der den Menschen treibt, ein Totales aus sich zu machen. — Befriedigung kann nur in einem Vollkommenen, einem Ganzen sein; wäre der Mensch also an sich schon ein Totales, so hätte er kein Mangelgefühl und auch kein Sehnen; er wäre dann sich selbst genug.

Damit wird nun klar einerseits, daß die Sehnsucht die Gegensätze zusammenführt, und zwar die individuellen Gegensätze in der Freundschaft, die Geschlechtsgegensätze in der Liebe, und anderseits, daß in der hingebenden Freundschaft und Liebe die Sehnsucht gestillt und ein Gefühl der Befriedigung — eben das Gleichgewicht oder die Harmonie — gewonnen wird.

Sollte es hier wirklich noch eines Hinweises bedürfen, daß mit der christlichen Forderung der Nächsten- und Feindesliebe und mit dem Worte: „Wie kannst du Gott lieben, den du nicht siehest, wenn du deinen Bruder nicht liebest, den du siehest!" das bereits vorweggenommen wurde, was wir jetzt erst naturgesetzlich begründen können? Aber auch unsere Dichtergenien Goethe und Schiller haben das hier waltende Gesetz schon geahnt. Goethe nannte das Leben „Polarität und Steigerung" und sagte: „Die endliche Ruhe wird nur verspürt, wenn der Pol den Pol berührt", und Schiller lehrt: „Die mannigfachen Anlagen im Menschen zu entwickeln war kein anderes Mittel, als sie einander entgegenzusetzen. Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das

Instrument; denn solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser." Die Kultur besteht eben in der Ausgleichung der Gegensätze zu einem harmonischen Dasein! Und unsere beiden Dichterfürsten haben diese Einsicht sogar schon umgesetzt in Tat, indem sie, die ja zwei völlige Gegensätze oder — wie Goethe sagte — „Personen waren, die gleichsam die Hälften voneinander ausmachten", ein Freundschaftsbündnis schlossen mit der Absicht des Ausgleichs und der gegenseitigen Ergänzung. Und weil hier das Wesen und die Aufgabe des Lebens zum ersten Male klar ins Bewußtsein trat, darum hat dieses Freundschaftsverhältnis eine solche Bewunderung erfahren. W. v. Humboldt sah darin „ein nie gesehenes Vorbild", und Gervinus sagte darüber: „Es lehrt uns, jene Totalnatur des Menschen nach dem Muster dieser Männer als das Ziel unsers Strebens im Auge zu halten, nicht ausschließlich die Richte, in die uns unsere individuelle Natur gerade geworfen hat."

Was ist es nun, was die Gegensätze in ihrer Vermittlung fühlen? — Der Einzelmensch ist an sich nichts Vollkommenes, ist nur ein Pol, ein Halbes, in dem keine Befriedigung ist; in der Vermittlung der Gegensätze finden nun beide Individuen Befriedigung und fühlen eine Harmonie; deshalb muß jeder jetzt auch die andere Hälfte, also das, was er an sich nicht ist, fühlen; mithin kann durch die Vermittlung nur etwas in den Individuen geweckt worden sein, was bis dahin in ihnen geschlummert hatte. Auch das hat Schiller schon vorgeschaut, wenn er sagte: „Jeder individuelle Mensch trägt der Anlage und Bestimmung nach einen reinen, idealischen (totalen) Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist." Was also die gegensätzlichen Individuen in ihrer gegenseitigen Hingabe fühlen, das ist die Totalität, die unveränderliche Einheit, den vollkommenen oder harmonischen Menschen.

Jetzt haben die Individuen ein Gefühl von dem vollkommenen Menschen empfangen, und dieses so gewonnene harmonische Gefühl ist das, was man unter der ästhetischen Stimmung verstehen muß. — Die Individuen fühlen damit aber auch die universelle Harmonie, das Wesen der Welt, und so ist die ästhetische Stimmung zugleich der All-Affekt, mithin das Religiöse; daher Jesus sagte: „Gott ist die Liebe", und der Philosoph A. Spir erklärte, daß im ästhetischen Aufschwunge das Göttliche unmittelbar da sei im Menschen.

Dieses Gefühl darf aber nicht nur Gefühl bleiben, sondern muß zu einer Vorstellung werden, womit dann der Idealmensch ins Bewußtsein tritt. „Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, ist die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieselbe bleibt", sagte Schiller. Das Erschauen des Ideals ist jedoch dem Genius, dem Dichter und Künstler vorbehalten; der Durchschnittsmensch wird nicht über das bloße Gefühl hinauskommen, und weil ihm dieses Gefühl nicht bewußt wird, so verliert er es wieder. Daher gibt es sowohl in der Freundschaft

wie in der Liebe wärmere und kühlere Momente, und oft genug kommt es durch den Verlust des Erstgefühls zum Bruch dieser Verhältnisse.

Mit der Vorstellung des Idealmenschen ist endlich das Ziel des Lebens und auch das Ziel der Kunst gewonnen, und wiederum ist es Schiller, der dies erkannte; er sagte nicht nur, wie bereits angeführt, daß die Aufgabe des Menschen sei, mit dieser unveränderlichen Einheit sich in Übereinstimmung zu setzen, sondern er sprach auch aus: „Mit dem Ideal der Menschheit war zugleich das Ideal der Schönheit gegeben", wie er in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung überhaupt darauf ausging, „die Schönheit als eine notwendige Bedingung der Menschheit zu erweisen".

So läuft alles darauf hinaus, daß der harmonische oder Ideal-Mensch von uns erstrebt und endlich gelebt werde. Nichts anderes will auch das Christentum mit seiner Forderung: „Also sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Das harmonische Gefühl, das wir in der Kindheit besaßen, dann aber verloren und in der Freundschaft und Liebe wieder empfingen, muß uns zum Bewußtsein kommen und nun mit Bewußtsein festgehalten und mehr und mehr in uns konstant werden. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder", sagte Jesus! Wir kommen also von den christlichen Grundwahrheiten nicht los; unsere verbesserte Einsicht und erweiterte Erkenntnis dienen nur dazu, diese Wahrheiten zu bestätigen, sie besser zu begründen und den natürlichen Weg aufzudecken, wie wir sie erfüllen können.

Das Streben nach solcher Harmonie einzuleiten und zu fördern, dazu ist die Kunst berufen; denn die Kunst ist nicht etwa Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck; der Zweck aber ist die sittliche Erhebung und Erhöhung, die Veredelung des Lebens. Sie kann dabei negativ und positiv zu Werke gehen; negativ, indem sie den Menschen einen Spiegel vorhält und ihnen das Leben in seiner Disharmonie zeigt, und positiv, indem sie uns das harmonische Menschentum und das Streben nach der Harmonie vorführt; erstere Art ergibt die realistische, letztere die idealistische Kunst. Es ist selbstverständlich, daß die realistische nur einleitend und vorbereitend wirken kann und demnach nur einen vorübergehenden Wert hat, während die idealistische bleibenden Wert besitzt und die allein wahre Kunst ist.

Die ästhetische Stimmung ist ein Zustand, in dem der Mensch zum Gleichgewicht in sich gekommen ist dadurch, daß der Widerstreit zwischen Gefühl und Verstand aufgehoben wurde; Schiller nannte sie daher mit Recht einen Zustand der Freiheit von dem Zwange der Empfindungen und der Begriffe, erwies sie aber auch als einen Zustand der höchsten Bestimmbarkeit, aus dem allein der moralische sich entwickeln könne. „In seinem physischen Zustande erleide der Mensch die Macht der Natur; im ästhetischen erledige er sich dieser Macht, und im moralischen beherrsche er die Natur. Der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urteilen und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird." — Wie

sehr „das gute Handeln“ abhängt von einer „guten Stimmung“, das weiß man selbst in den tiefsten Schichten des Volkes; denn wer einen anderen um eine Nachsicht, eine Wohltat oder irgend eine Gewährung zu bitten hat, der wartet dazu den Augenblick ab, wo der andere „gut gelaunt“ ist!

* * *

Der Wert der ästhetischen Stimmung ist gleich hoch für die Pädagogik, Hygiene und Pathologie wie für die Kunst und Wissenschaft.

Das ethische Ziel der Erziehung ist der vollkommene oder harmonische Mensch, und deshalb erstrebt die Pädagogik eine harmonische Ausbildung der Zöglinge. Da nun das Kind a priori die Harmonie naiv besitzt, so muß die Pädagogik von diesem Besitz des Kindes ausgehen und überhaupt die Harmonie zur Grundlage der ganzen Erziehung machen. So lange wie möglich soll dem Kinde die kindliche Harmonie erhalten werden dadurch, daß es in einer harmonischen Umgebung bleibe. Sind Eltern und Erzieher, ist die sonstige Umgebung des Kindes harmonisch, so wird dies auch auf das Kind demgemäß wirken; deshalb dürfen auch die öffentlichen Erziehungsanstalten und Schulen nicht so nüchtern und öde wie bisher bleiben, sondern müssen künstlerisch ausgestaltet werden und ästhetisch wirken. Nicht mit Unrecht sagt der Seelendiätetiker von Feuchtersleben: „Wären wir von Kindheit an gewohnt, unsere Umgebung zu einer freundlichen Ordnung zu gestalten, so würde auch unser Inneres diese Ordnung durch eine harmonische Stimmung abspiegeln. In einem aufgeräumten Zimmer ist auch die Seele aufgeräumt.“

Doch das Kind muß die naive Harmonie verlieren, um bewußt zu werden; deshalb hat die Erziehung Mittel nötig, die den Zöglingen das Verlorene immer wieder zuführen. Da nun das Leben auf Gegensätzlichkeit basiert und Ausgleich der Gegensätze fordert, und da in der gegenseitigen Hingabe der Gegensätze das harmonische Gefühl empfangen wird, so wird die Pflege der Freundschaft oberstes Erziehungsmittel werden müssen. Der Erzieher hat individuelle Gegensätze zusammenzuführen, damit sie sich miteinander vermitteln. Die Erstwirkung solcher Freundschaft ist das Gefühl der Befriedigung; nach dieser Sättigung aber treten die Individuen auf sich selbst zurück, und erst wenn das Erstgefühl verflogen ist, erfolgt eine neue Anziehung und Hingabe. Das sind eben die schon erwähnten wärmeren und kühleren Momente in der Freundschaft.

Der Zweck dieser Vermittlung ist der geistige Ausgleich; erfolgt dieser nicht, verharren vielmehr beide Individuen in ihrem einseitigen Individuellen, so führt die Freundschaft entweder dahin, daß der Schwächere sich dem Willenskräftigeren völlig unterordnet und von diesem beherrscht wird, oder es kommt, wenn sich gleich Willensstarke gegenüberstehen, zum Bruch der Freundschaft, und das Verhältnis kann sogar ins Gegenteil umschlagen und zur Feindschaft werden. Deshalb müssen die Erzieher die eingeleitete Freundschaft überwachen, müssen Konflikte ausgleichen und dürfen nicht dulden, daß der Schwächere unterdrückt wird und in Abhängigkeit gerät,

und so früh wie möglich muß das in der Hingabe gewonnene harmonische Gefühl ins Bewußtsein gehoben werden und eine Belehrung erfolgen über den Zweck der Freundschaft und die Art des Ausgleichs, und diese Belehrung muß mit dem zunehmenden Verständnis erweitert und vertieft werden.

Der Grundsatz der modernen Pädagogik ist: Nihil in intellectu quod non fuerit in sensu! oder „durch die Sinne zur Seele"; darum legt die moderne Erziehung so großen Wert auf die Anschauung und Erfahrung. Ist es nun nicht die größte Inkonsequenz, wenn gerade für das Wichtigste, das Ethische, die Anschauung und Erfahrung völlig ausgeschlossen bleiben und hier alles durch abstrakte Belehrung erreicht werden soll? Gewiß kann auch das Wort, wenn es von Herzen kommt, das Gemüt erregen, erwärmen und stimmen; nimmermehr aber kann es die Anschauung und Erfahrung ersetzen. Für das Ethische ist die Hauptsache, daß den Zöglingen das Ideal fest in die Seele gesenkt werde; das aber vermag die Belehrung allein nicht. Belehrungen und Unterweisungen können nur die begriffliche Unterlage des Ideals geben, können nur den Begriff „Einheitsmensch" (als die Einheit der Gegensätze) feststellen, können auch den natürlichen und gesetzmäßigen Weg (Ausgleich der Gegensätze) klarlegen; das Ideal selbst aber können sie nur beschreiben und umschreiben. Dabei bleibt es zweifelhaft, ob die Phantasie der Zöglinge eine richtige oder überhaupt eine Vorstellung vom Ideal bildet. Wenn aber die Vorstellung des Ideals fehlt, so fehlt das Lebensziel, und gerade dieses Lebensziel soll die Jugend klar im Geist und warm im Herzen erfassen; deshalb muß ihr das Ideal so vorgeführt werden, daß sie es mit den Augen klar schaut, als ein Beglückendes fühlt und als ein Begehrenswertes erkennt, damit sie nach dem Besitze des Beglückenden strebt. Solche Zuführung kann nur durch die Anschauung des Ideals im Kunstbilde geschehen, und diese Anschauung hebt das in der Freundschaft selbst Erfahrene ins Bewußtsein! Die nun folgende Belehrung hat jetzt eine durchaus positive Grundlage und wird das Erfahrene und Angeschaute dem Geiste völlig einverleiben. Mit dem so zum Bewußtsein gebrachten harmonischen Sein erhalten die jungen Menschenkinder einen Talisman für das ganze Leben: das nach allen Seiten hin bändigende Maß! Mit dem lebendigen Gefühl der Harmonie mag das Individuum hierhin und dahin schwanken, mag es irren und sich verirren, — es muß immer wieder zurück zu dem Verlorenen; ja, je weiter es sich einmal im Leben davon entfernt hat, um so stärker wird der Ekel vor dem Durchlebten, um so größer die Sehnsucht und um so schneller die Flucht nach der verlassenen Harmonie werden! In bezug auf das Ethische hat die moderne Pädagogik Goethes treffliches Wort noch nicht begriffen:

„Anschaun! — wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt;
Bist am herrlichsten belehrt!"

Auch den Ausgleich der Gegensätze (die christliche Nächsten- und Feindesliebe) muß die reifere Jugend anschauen im Drama. Bedeutung und Wert für das Leben hat die dramatische Dichtung nur dann, wenn sie das menschliche Werden darstellt. Dieses Werden aber ist ein Ausgleichprozeß der Gegensätze in Freundschaft und Liebe, und diesen Ausgleich soll die dramatische Dichtung an typischen Gestalten psychologisch wahr und stimmungsvoll darlegen. Wie aber das menschliche Werden per aspera ad astra, also durch Negation zur Erkenntnis und Vernunft geht, so schließt auch die idealistische Dramatik die Verirrungen nicht aus; sie unterscheidet sich jedoch von der realistischen dadurch, daß sie das wirkliche Leben in Bezug setzt zur Idee der Menschheit, daß ihr das Nächtige und Tragische nur Entwicklungs- und Durchgangsmomente sind, die sie zur Bewußtwerdung der Gestalten verwertet, während die realistische das wirkliche Leben schlechthin darstellt und im Nächtigen des Lebens ganz aufgeht. Die Mindestforderung an ein idealistisches Drama ist daher, daß es die Gestalten aus ihren Irrungen bis zur Erkenntnis des Wahren führen, also positiv abschließen muß; denn trotz des realistischen Kunstgefasels behält Schillers Ausspruch recht: „Die hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probierstein der wahren ästhetischen Güte." Damit wird die Bühne auch wieder „eine moralische Anstalt" und ein Kulturfaktor ersten Ranges.

In einer Zeit aber, wo im Geschlechtsbezug die sinnliche Seite so überaus stark hervortritt, ist es höchst nötig, daß bereits die reifere Jugend im Drama erkennen lerne, daß auch der Bezug der Geschlechter ein geistiger ist und die Liebe in erster und letzter Linie einen geistigen Ausgleich fordert.

Wird nach solcher Anschauung das Aufgenommene in der Lebenslehre noch vertieft, so gewinnt die heranwachsende Jugend ein lebendiges Wissen vom Wesen und Zweck des Lebens, das für die Lebensführung nicht unfruchtbar bleiben kann. — Das Harmonische ist ja unsere Heimat; denn wir besaßen es als Kinder. Daß so viele diese Heimat völlig vergaßen und so wenige sich dahin zurückfinden, liegt nur daran, daß den Menschen die Harmonie niemals wieder vor Augen gestellt und zugeführt wurde, seitdem sie sie verloren, daß also die Anschauung des Harmonischen und die Belehrung darüber gefehlt haben. Die meisten Verirrungen entstehen dadurch, daß die Menschen nicht wissen, wie sie die Sehnsucht ihrer Seele stillen sollen; darum suchen sie sie zu betäuben! In der Zerstreuung suchen sie Erneuung, — aber finden werden sie in der Zersplitterung Verwitterung! Deshalb bedürfen wir einer Kunst, die auf der Harmonie steht nicht nur für die heranwachsende Jugend, sondern auch für die große Menge; denn der Werdeprozeß des Menschen ist mit der Jugenderziehung nicht abgeschlossen; es folgt die Selbsterziehung, und auch sie bedarf der Anregung und Leitung durch rechte Anschauungen in der Kunst,

die gerade durch ihre erregende Wirkung auf das Gemüt, durch die ästhetische Stimmung, die sie vermitteln, das wirksamste Erziehungsmittel sind. —

Feuchtersleben sagte: „Halte dich ans Schöne! Vom Schönen lebt nicht nur das Gute im Menschen, sondern auch seine Gesundheit!" Sehr wahr! Denn was ist „Gesundheit", was ist „Seuchenfestigkeit" anderes als „Harmonie der psychophysischen Kräfte"?! Im harmonischen Zustande ist der Organismus geschlossen, und weder physisch noch psychisch kann etwas hinein, was ihm Schaden bringen könnte, und so ist er auch gefeit gegen Ansteckung. Es ist ja allbekannt, daß Angst, Aufregung, niedergedrückte Stimmung, die das Gegenteil von Geschlossenheit und Harmonie sind, der Krankheit Tür und Tor öffnen und die größte Ansteckungsgefahr in sich bergen. Das alte Wort: „In corpore sano mens sana" ist wohl wahr, wird aber zurzeit entschieden überschätzt, da in allen hygienischen Schriften das Geistige völlig hintenan gesetzt wird; und doch ist es der Geist, der lebendig macht, und doch ist es gerade der ästhetisch gestimmte Geist, der das Maß bewahrt und gesund erhält. Der ästhetisch gestimmte Mensch kann weder Schlemmer noch Prasser sein, noch nach irgendwelcher Richtung ausschweifen.

„Selbst im Augenblick des höchsten Glückes und der höchsten Not bedürfen wir des Künstlers", ist ein Wort Goethes. Haben die Widerwärtigkeiten und Wechselfälle des Lebens die Seele erschüttert und in Unruhe gebracht, so ist es ein harmonisches Kunstwerk der Poesie, Musik oder der bildenden Künste, das die erregten Wogen des Gemütes glättet und zur Ruhe bringt. Wer hätte noch nicht an sich selbst erfahren, daß ein Versenken in eine edle Dichtung, in eine herrliche Musik, ja selbst eine anregende Unterhaltung Kummer und Leid und sogar körperliche Schmerzen vergessen macht! Ist die Physis aus den Fugen gekommen, so ist es auch wieder der Geist, der sich zusammenfassen und den in Unordnung geratenen Organismus regulieren muß. Ein verständiger Arzt sucht daher in ernster Krankheit die Stimmung des Patienten zu heben. Krankheit ist Disharmonie des Organismus, und es ist eigentlich selbstverständlich, daß alles Harmonische, sei es in Tönen oder Farben, sei es in Worten oder Formen, wohltätig auf den erkrankten Organismus wirken muß. Daß Musik zur Genesung wesentlich beiträgt, ist bereits erprobt; Physiologen haben experimentell nachgewiesen, daß Musik die Herztätigkeit, den Blutumlauf und die Muskelkraft beeinflußt, und erfahrene Ärzte vertreten die Ansicht, daß Musik auch die Krankheitskrisen wohltätig zu lösen vermöge. Freilich kann das nicht jede Musik; hygienisch und pathologisch sowie auch pädagogisch kann nur die Musik und überhaupt die Kunst in Betracht kommen, die harmonisch stimmt.

Auch die Farben werden bereits beim Heilverfahren verwendet und wirken wie die Töne verschieden; so sind Rot und Gelb mit ihren Abstufungen erregende, Grün und Blau mit ihren Zwischenstufen beruhigende Farben; am wohltätigsten auf Auge und Gemüt wird aber eine Farben-

harmonie wirken, wie sie die Kunst bietet oder doch bieten soll, um so mehr, wenn das in Farben Dargestellte auch den Geist des Betrachters würdig beschäftigt. Raffaels Sixtina verdankt ihre wunderbare Wirkung nicht zum kleinsten Teil der Harmonie der Farben, die hier so glücklich erreicht wurde. —

Endlich ist die ästhetische Stimmung auch die Grundlage alles geistigen Schaffens. Mit Recht erklärt J. G. Vogt: „Daß das geniale Schaffen in erster Linie die uneingeschränkte Harmonie aller Funktionen des schaffenden Künstlers fordert; wo die Emotionssphären nicht im harmonischen Gleichgewicht zueinander stehen, kann nie von einer genialen Betätigungsweise die Rede sein." Alles geniale, ob dichterische, künstlerische oder wissenschaftliche, Schaffen ist Vorwegnahme eines Künftigen. Die vorschauende, schöpferische Geisteskraft ist die Phantasie, die als Schöpferkraft in unserm Naturgrunde wurzeln muß, und die deshalb — wie Dühring richtig sagt — „in einer analogen Weise wie die Natur arbeitet und demnach eine Instanz ist, bei welcher man auf wichtige Aufschlüsse über die Weltverfassung zu rechnen hat". Nun ist der Naturgrund die Einheit oder Harmonie aller Kräfte; und so kann auch die Phantasie nur dann mit der Ursprünglichkeit und Wahrheit der Natur schaffen, wenn sie auf der Einheit oder Harmonie der Geisteskräfte steht. Diese Einheit der Geisteskräfte aber ist vorhanden in der ästhetischen Stimmung; mithin gibt es nur eine untrügliche Phantasie, und das ist die ästhetische Phantasie.

Die Phantasie kann sich mit jeder einzelnen Geisteskraft verbinden, wird aber in solcher Isolierung trüglich; eint sie sich z. B. mit einem schwärmerischen Gefühl, so verliert sie sich in Phantastik und Mystik, und operiert sie allein mit dem Intellekt, so gerät sie in unfruchtbare Begriffsspekulationen; in beiden Fällen verliert der Geist den realen Boden und verschweift ins Nebelhafte, Ungewisse. Nur die auf der geistigen Harmonie stehende ästhetische Phantasie ist die Instanz, bei welcher auf wichtige Aufschlüsse über die Weltverfassung zu rechnen ist. Wenn aber J. G. Vogt erklärt: „Der Künstler allein steht an den Pforten der Wesenheit der Substanz; was durch seine Seele fließt, kommt aus dem Born des unfaßbar Erhabenen, aus der Weltseele selbst", — und wenn auch Dühring, sonst der Vertreter „des souveränen Denkens", eingesteht, „daß nicht die Wissenschaft, sondern die auf Grund der Wissenschaft gestaltende Kunst den Charakter der Natur erfaßt", so täuschen sich beide Denker. Kunst und Wissenschaft sind nur zwei verschiedene Zweige aus derselben Wurzel, und diese Wurzel ist das Urreligiöse, nämlich das Gefühl der Einheit des Lebens, und nur der Künstler steht an den Pforten der Wesenheit der Substanz, dessen Schöpferkraft aus diesem Grunde quillt, der also mit der ästhetischen Phantasie schafft. Auf diesem Boden aber kann nicht nur, sondern muß auch die Wissenschaft stehen, wenn sie den Charakter der Natur erfassen soll, und weil die Kunst und Wissenschaft so selten auf diesem Boden standen, deshalb sind so viele Verfeh-

lungen auf ihren Gebieten zu verzeichnen. Es ist wertvoll, daß zwei hervorragende Denker und Wissenschafter die ästhetische Stimmung als die letzte und höchste Erkenntnisquelle anerkennen; denn was wir sowohl in der Kunst wie in der Wissenschaft begreifen müssen, ist: daß nur mit der Summe der Geisteskräfte der wahre Sinn und Wert des Lebens zu erfassen ist, wie auch wirkend erst das wahre Leben aus der Kräfte wohlvereintem Streben sich erheben kann. Darum sagte Goethe: „Wer den Schatz, das Schöne, heben will, bedarf der höchsten Kunst: Magie der Weisen!“ d. h. er bedarf des Ahnungsvollen des Gemütes und eines abgeklärten Wissens. Nur dann, wenn Gefühl und Denken sich durchdringen zu einer Einheit, wird das Tiefste geschaut.

Diese Einheit des Fühlens und Denkens, des Unbewußten und Bewußten — von „Natur und Geist“ ist nicht nur der Grund unserer Natur, sondern der Grund der Natur überhaupt; sie ist das unerforschliche Gotteswesen und der unversiegbare Quell alles Lebens; und darin eben liegt die hohe Bedeutung der ästhetischen Stimmung für die Erziehung, liegt ihre hygienische und pathologische Wunderkraft, liegt endlich auch ihre künstlerische und wissenschaftliche Produktivität, daß sie uns in diesen ewig sprudelnden Lebensquell wieder zurücksinken läßt, indem sie unser Fühlen und Denken immer wieder in Einklang bringt.



Träumerschritte

Von

Hans Edward Müller

O wie die süßen Tage schwinden,
Da neu mir Lieb' und Leben grünt,
Da mich der Tag mit hellen Winden
Von alter Sündenlast entsühnt....
Ich hatte zuviel Kraft verschwendet
An Dinge, die der Kraft nicht wert:
Und doch, da sich ein Glück vollendet,
Ist heut' mein Herz wie unversehrt!

Und weil nun sommerleichte Blüte
In tausend schweren Dolden hängt,
Und eine grenzenlose Güte
Befruchtend in mein Herz sich senkt,
Weil goldner Schein auf Wolkenbergen
Mir diesen Abend still bekrönt,
Und flußhinab von frohen Fergen
Ein Lied zu mir herübertönt — —

Weil süß wie Traum und ohne Klage
Der schöne Tag hinunterfährt,
Und selbst der Sturm vergangner Tage
In Rosenschimmer sich verklärt:
Wird jeder Windhauch mir ein Segen
Auf Gottes stillgeheimer Spur. — —
Ich gehe, wie Verliebte pflegen,
In tiefen Träumen durch die Flur.



Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Fortsetzung)

Meine Schuld

Der Holzstoß war endlich in seinen Gluten zusammengestürzt und hatte noch in diesem Sturze einen feurigen Regen in den nächtlichen Himmel emporgesandt. Die Feuerlohe sowie auch der Trank, der in Buschschänken aus mehreren Fässern strömte, hatte die Leute berauscht. All' böse Art, Hoffart und Falschheit, Feigheit und wilde Lust war, wie der Feuerspruch dargetan, verbrannt worden. Doch diese Brut erhob immer aufs neue ihre zischenden Häupter aus der Glut. Jene Musikanten, die am Fronleichnamstag dem Sakrament gehuldigt, bliesen jetzt auf ihrem schrillenden Bleche Kampf- und Lustweisen. Was Range war, das raufte und bockte grölend in den nahen Büschen herum, was Mann und Weib war, das tanzte um die große Glutstätte. Etliche wollten versuchen, durch das Feuer zu springen nach alter Sitte. Dazu war der Pfuhl noch zu üppig. Derbe Burschen stießen mit langen Stangen in den glostenden Holzbränden herum, und erst als die tote Asche dalag, machte sich mancher Recke erbötig, durch das Feuer zu gehen.

Aber noch war das Sonnwendfeuer nicht verloht und vergloſt auf dem Ringstein, als die Botschaft laut wurde, der Förster Rufmann habe sich das Leben genommen. In die Ach wäre er gesprungen, und die Leute möchten schnell hinabkommen, um den Leichnam zu bergen. Das war wie eine Erweckung. Trotz Mitternacht dachte niemand an Heimkehr. Aus harzigem Kien waren Holzbündel bereit, mit denen sie den Abstieg hatten beleuchten und unter Fackelschein in die Dörfer marschieren wollen. Solche zündeten sie jetzt an, und die roten Lichter strichen zuckend durch das Gestämme dahin. Männer hatten die Stangen erfaßt, mit denen das Feuer geschürt worden war, und eilten talwärts. Etliche hatten am Ende der Stange Nägelhaken festgemacht. So wenig sie des Lebenden gedacht, den

Leblosen wollten sie nicht preisgeben. Sie kamen in das Hochtal und zogen mit den Fackeln am Rande der Ach auf und nieder die halbe Nacht. An dem neuen Sägewerk, wo schon ein Stück Wehr in das Wasser hineingebaut war, hatten sie den Michelwirt getroffen. Er stand auf dem Geschütte und schaute in den Fluß, ging etliche Schritte weiter und stand still und schaute ins brausende Wasser.

Sie fragten ihn, ob er etwas wisse; er gab keine Antwort. Jetzt stieß auch der Gerhalt auf ihn.

„Gefürchtet hab' ich's ja, gefürchtet hab' ich's!" sagte er zum Wirte.

Der gab keine Antwort.

„Gott und Herr, wie ist denn das zugegangen? So red, Michel, so sag's?"

Sagte der Michel: „Kein Mensch kann's glauben."

„Wo ist's geschehen?"

„Auf der Brucken."

„Und hast ihn nit können halten? Michel, ich hab' dir's so fest aufgetragen!"

„Jetzt hebst du auch an!" schrie der Michel wild erregt. Dann verlor er sich.

An beiden Ufern des Flusses jede Böschung und jeden Tümpel haben sie abgesucht. Wo Arm- oder Wurzelwerk des Gebüsches ins Wasser niedergriff, da haben sie hineingeleuchtet. Unten an dem alten Sägewerk des Gerhalt hofften sie ihn sicher zu finden, denn dort wurde der Fluß durch einen Vorbau gebrochen. Aber die Leiche war nicht da und auch nicht im Fluder und nicht im Tümpel unter dem Radwerk. Unterhalb der Säge wallt die Ach breit und mit vermindertem Gefälle dahin, der Mur zu. Sie haben ihn nicht in der Tauernach und nicht in der Mur gefunden.

„Er ist seinen Buben nachgefahren nach Löwenburg", sagten die Leute.

Am Abend des nächsten Tages, auf der Sandbank bei Ruppersbach, da lag er ausgeworfen, ein Häuflein Tod. Der Fischer hatte zuerst gemeint, es sei ein alter Lappen, den jemand weggeworfen. Zerrissen, zerknüllt, voller Sand und Schlamm, aber noch kenntlich — der Förster Rufmann.

Drei alte Bauern standen beisammen, als man ihn nach der Totenkammer brachte.

„Das muß ich sagen, um den Mann ist's schad'. Hätt' noch lang' leben können, wie der noch fest ist gewest. Aber — an seiner Stell' hätt' ich's auch nit anders g'macht."

„Und wenn man sich bei so einem Unglück nit totmachen kunnt, müßt man sich frei neun Klafter tief in die Erden verkriechen."

„Was sagst denn aber, wenn er jetzt nit in den Friedhof darf — han!"

„Wenn ein solches Absterben nit verziehen wird, nachher — jetzt hätt' ich aber bald was gesagt!"

„Da gehn wir all' miteinander zum Pfarrer und verlangen's!"

„Ist nicht vonnöten", sagte ein Hinzugetretener.

„O, Hochwürden! Wir küssen die Hand!"

„Ihr glaubt also, euer Pfarrer würde einen unglücklichen Mitbruder dort verscharren lassen, wo ihr alten Heiden alljährlich den Fasching zu begraben pflegt!" —

Aus Sandwiesen war Frau Apollonia mit ihrer Tochter heimgekehrt. Als sie von dem geschehenen Unheile vernommen hatten, dachten sie an den Vater. Helenerl war noch schweigsamer als sonst. Nur einmal, gleich wie sie vernommen, wer die Mörder des Fremden gewesen, hatte sie kurz und scharf gesagt: „Das ist nit wahr!" Wie sie hernach von den unwiderleglichen Beweisen hörte und daß es der Student eingestanden habe, sagte das Mädel nicht ein Wort mehr. Sie war wie zu Stein geworden. Den Vater fanden sie oben in seinem Stübchen. Niemand hatte er zu sich hineingelassen. Als jetzt Frau und Kind vor ihm standen, reichte er ihnen die Hand: „Das ist ein Unglück worden! Hättet noch in Sandwiesen sollen bleiben. 's wär' besser gewest." Und nichts weiter. Jetzt ist das Mädchen zu sich gekommen, der Mutter an die Brust gefallen: „Der Vater! Wie er ausschaut! Ich kenn' ihn ja nimmer! Ganz hintersinnig ist er."

Und Frau Apollonia: „Wenn dein Vater was hat, da ist's am besten, man laßt ihn allein. Er ist schon lang' nimmer recht beisam'. Weiß Gott, wie er fertig werden wird mit allem, was uns etwan noch bevorsteht."

Der Michel war ja froh, seine Leute in der Nähe zu wissen, aber sprechen wollte und konnte er nicht mit ihnen. Über schwere Anliegen sprechen, das hatte er nur mit einem gekonnt. Und da war's ihm jetzt, er müsse Hut und Stock nehmen und hinaufgehen ins Forsthaus. Den Rufmann, wenn er hätte fragen können, ob es ihm jetzt recht sei? Er hatte ihm ja seinen Willen getan, er war ihm ja treu gewesen. Und Rufmann würde zu ihm hintreten, nebelleicht und nebelblaß, aber schön und gütig, und würde sagen: Ja, Michel, so ist's am besten! — Und wenn er nicht mehr kommen kann, weil er nichts ist, kein Nebel und kein Traum mehr, dann ist's erst recht am besten, dann hat alle Qual und alle Ursach' zur Qual auf ewig ein Ende. So, wenn sich alle Menschen gegenseitig brüderlich forthelfen wollten aus dieser falschen Welt! — Aber halt der liebe Mut! Solange den meisten noch der Mut fehlt, suchen wir den Tröster im Faß. Er unterbrach sein Denken, kam aber bald wieder darauf zurück. — Jetzt seh' ich's wohl, daß der Nathan Böhme — Gott selig! — eine falsche Lehr' hat gepredigt. Der Wein ein Gift! Just im Gegenteil, der Wein tut's aufs allerbest'. Der Wein macht schöne Einbildungen, also eine schöne Welt — was will man denn noch mehr? Wo gibt's denn einen größeren Wohltäter, der uns glückselig hinwegtäuscht über diese schreckbare Verdammung! Nein, nein, ich bin schon recht mit dem Wirtshaus und will mir neue Gebinde anschaffen. Und je mehr ihrer bei mir Sorg' und Kummer verlieren und sich das Elend kürzen, um so besser erfüll' ich die Nächstenlieb'. — Komm, du güldener Trank, auch mir mußt du's jetzt sein. Mußt ja mein Rufmann sein! —

Das Dorf rüstete sich zum Begräbnisse. Als der Michel sein schwarzes Gewand verlangte, da riet Frau Apollonia in aller Güte: „Mann, bleib du dasmal daheim. Oder fahr aus, fahr nach Sandwiesen oder wohin du willst. Auf den Kirchhof, das ist heut' nix für dich, schau, Michel, sei g'scheit."

Er schaute sie bloß betrübt an. Hatte nicht eine heimliche Stimme ihm schon denselben Rat gegeben? War's ihm nicht manchmal zumute: Weit weg! Nur weit weg! — Doch, wozu denn fliehen, wenn er recht getan? — Er zog sich also an und ging nach Ruppersbach. Nicht auf der Straße unter den Leuten, sondern an den Feldrainen ging er hin, an den Hecken und über das junge Grün bebauter Äcker mußte er schreiten bis zur langen, weißen Mauer hin. Der Kirchhof war voller Menschen; sie beteten laut ein eintöniges Gebet. Der kleine Mann mit dem schwarzen Bart drängte sich duckend durch bis nahe ans Grab. Aber doch nicht in die vorderste Reihe. Die Leute stolperten über frische Hügel, die nebenhin in einer Reihe waren, und jeder Hügel hatte ein Holzkreuzlein auf sich stecken mit dem Namen des Schläfers. Den meisten ist dieses arme Kreuz ein erstes und ein letztes Denkmal, nur wenige bekommen später ein steinernes oder eisernes. Ob aus Holz oder Stein, dieses Kreuz ist allen leicht. Von der Totenkammer her den kurzen Weg kamen die Priester und die Chorknaben mit den Weihrauchgefäßen und der Schullehrer mit den Sängern und die Träger mit dem Sarge. Ein langer, schmaler Sarg, schwarz angestrichen, ganz schmucklos. Nun ließen sie ihn nieder und senkten ihn hinein — in ein sehr enges, sehr tiefes Grab. Dem Michel tat's wohl, daß es so tief war. Lautere Erde, da kommt von diesem schrecklichen Lebenstraum nichts mehr dazu. Er hatte eben eine liebliche Ruhe empfunden, beinahe als ob er selbst ausgestreckt läge da unten in der kühlen Erde. Nun aber kam ein Grauen, denn sie sangen dem toten Sangesfreunde ein Lied:

„Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Leib, nach kurzer Ruh'!"

Als das Lied aus war, sagte in der Nähe jemand halblaut: „Am Jüngsten Tag, da werden zwei junge Büßer neben ihm stehen auf der rechten Seiten." Dann sprach der Pfarrer seinen Segen: Requiescat in pace! Dann sprengte er Weihwasser hinab und warf drei kleine Schaufeln voll Erde auf den Sarg. Es dröhnte hohl, als sei nichts drinnen. Nun drängten sich die Leute ans Grab, um auch ihr Schäuflein Erde hinabzuwerfen über den guten Förster Rufmann. Nur der Michel duckte sich nach rückwärts und warf keine Scholle hinab.

Als das Volk den Kirchhof verließ, entstand am Ausgang ein Gedränge. Dort hatte sich eine Gruppe gebildet, die nicht weiter wollte, so daß sich die Leute stauten. Eine Neuigkeit war da, der Briefträger war aus dem Amte gelaufen, keuchend dem Kirchhof zu, und erzählte, daß aus Löwenburg eben zwei Depeschen eingetroffen seien, eine ans Gemeindeamt Eustachen und eine an den Förster Rufmann. Die Försterbuben kommen

wieder heim! Sie sind's nicht! Es hat sich herausgestellt, sie sind unschuldig! —

Wie ein Erdbeben geht diese Botschaft durch die Menge. Unschuldig! Unschuldig! Unschuldig! — Alles drängte ans Grab zurück, um es hinabzurufen, um ihn zu wecken: Steh auf, Rufmann! Deine Söhne sind unschuldig, sie sind frei, sie kommen wieder heim. Heute noch! O, gekreuzigter Heiland, nur den laß noch einmal aufstehen! — Weil es aber stille blieb im tiefen Grabe, und weil er nicht aufstand, so brach ein Klagen aus, ein Schreien und Schluchzen. Mehrere waren geradezu zornig und riefen: „Daß er nit ein paar Täg hat warten können! Bei so was wartet man doch die Gerichtsverhandlung ab!"

„Bal er's ja selber eingestanden hat, der Student!" rief ein zweiter. „Wird sich doch der Mensch aus Spaß nit lassen henken!"

Darauf ein dritter: „Erstens wird ein fünfzehnjähriger Bub' nit gehenkt. Zweitens wird's kein Spaß sein g'west. Der Student ist ein Rappelkopf. Er kann sich haben denkt, wenn's mir die Wahrheit eh nit glauben, so lüg' ich sie halt an. Tun's mir was, so rait' ich's halt fürs Sterben."

„Aber du heilige Maria und Anna, wer wird's denn nachher g'west sein!"

„Weiß Gott, was wir noch für Neuigkeiten werden hören!"

Ähnliche Gespräche wurden überall geführt, auf dem Kirchhof, auf dem Dorfplatz. Alles war voller Freuden über die Unschuld der jungen Burschen und voller Entrüstung darüber, daß es der Vater nicht hat erwarten können. Und alles war voller Vergnügen darüber, daß sich so merkwürdige Sachen zutragen in Eustachen und Ruppersbach und Löwenburg. — Ein einziger war, den die Nachricht von der Freilassung der Försterbuben zu Boden geschmettert hatte, wie der Blitzstrahl einen hohlen Baum. Es war der, den die Heimkehr der Burschen ins höchste Glück versetzt haben würde, wäre Rufmann noch am Leben. Sie sind unschuldig, sie kommen wieder! Alles ist aus, und jetzt ist's an mir! — So der arme Michelwirt. Etliche, die ihn beobachteten, wie totenblaß, wie verstört, wie gebrochen der Wirt in die Kirche schwankte, die mußten wohl gerührt sein über diese treue Freundschaft, mit der er an dem unglücklichen Kameraden und Sangesbruder hing. An ihm, der so hat verzweifeln müssen an seinen Kindern und nimmer hat warten können.

Die Kirche zu Ruppersbach war überfüllt. Was in den zwei Dörfern und Umgebung loskonnte von der Wirtschaft, das war gekommen zur Totenmesse für den Förster. Am Hochaltare prangten sechs Lichter, an deren Leuchtern sechs Totenschädel waren. Der Pfarrer hatte ein Meßkleid über, schwarz von Farbe und mit einem großen weißen Kreuz. Er las eine stille Messe, bei der nur manchmal das Gemurmel der lateinischen Gebete und das Anschlagen des Altarglöckleins gehört wurde. Viele, die in ihren Bänken saßen, brannten vor sich Kerzen. In solchen Stunden können die Menschen andächtig beten. Sie gedenken des Toten, den sie eben in die Erde gelegt. Sie gedenken ihrer eigenen Eltern, Kinder, Geschwister, Freunde,

M. v. Schwind



Die hl. Elisabeth kommt als vier-

die sie vor kurzem oder vor Jahr und Tag begraben haben. Und wenn der Priester leise die Totengebete spricht, da senkt die lebende Gemeinde ihr Haupt und schließt die tote Gemeinde in ihre Aufopferung ein.

Am Altare klingt das Glöcklein dreimal an. Der Priester beugt seine Knie, beugt das Haupt, klopft an die Brust: „Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!"

„Meine Schuld!"

Alles erhebt sich und schaut gegen den rückwärtigen Kirchenraum, wo der Schrei geschehen war.

„Meine allergrößte Schuld!" wiederholte sich gellend der Schrei, und im Halbdunkel sah man, wie der Michelwirt, mit beiden Händen den Kopf haltend, aus der Bank stolperte und niederfiel auf das Steinpflaster.

Die Messe wurde unterbrochen durch die Aufregung, die sich jetzt erhob.

„Was ist das? Was hat der Michelwirt! — Meine Schuld hat er ausgerufen!"

„So aufgeregt ist der arme Mensch, dem Pfarrer hat er's nachgesagt."

„Meinst du? Ich denk', das wird was anderes bedeuten!"

Frau Apollonia, als sie so die Stimme ihres Mannes hatte gehört, war durch das Gedränge zu ihm gekommen. Sie richtete ihn auf, sie trocknete mit ihrem weißen Tüchlein den Schweiß von seiner Stirn. „Michel," so redete sie zärtlich auf ihn ein, „mein Mann, was ist dir überfahren! Daß du so krank bist worden! — So angegriffen hat's ihn halt. Schau, Michel, es wird alles wieder gut! — Er weiß nit, wo er ist! — In der Kirchen bist, mein guter Mann, und ich bin bei dir! — Wenn wer so gut wollt sein — ein Wagerl! — Schau, Michel, wir fahren heim. Da kommst wieder zu dir!" —

Schier fremd schaute er sein Weib an, man wußte nicht, war er bei sich oder nicht. Doch als sie ihn in den Wagen heben wollten, wehrte er ab: „Kann schon selber."

Als das kleine Fuhrwerk mit dem Wirtspaar langsam wegshin gerollt war, standen die Leute da vor der Kirche und wiegten ihre Köpfe. „— so, so! Jetzt geht mir ein Licht auf!"

„Ob's den nit gereuen wird, daß er so laut hat gebeichtet."

„Mir scheint, jetzt wissen wir's, wer den Herrn Preußen hat in die Ewigkeit geschickt."

Der Gerhalt wollte Ordnung machen: „Geht jetzt auseinander. Geht in die Kirchen und hört die Meß' zu End'!"

„Meine Schuld! hatte er geschrien. Hat ihn doch das bös' G'wissen g'worfen!"

Dem trat der Gerhalt entgegen: „Still seid, sag' ich! Erst vor ein paar Tagen habt ihr die Buben so hergerichtet und jetzt geht's an den da! Ihr seid doch ein G'sindel!"

Die Menge verzog sich grollend. Dem Reste der Messe wohnten nur wenige bei. — Die es taten, sie beteten sicher sehr andächtig und dachten an Schuld, aber kaum an ihre eigene.

Das Böse ist Einbildung, das Gute ist wirklich

Am Nachmittag desselben Tages besuchte der Ortsvorsteher den Michelwirt. Er fand ihn in einem Zustand, daß es ihm beikam: Am Ende ist er's wirklich! Ob er sich könnte ausweisen? Etliche sagen, er wär' wohl daheim g'west am selbigen Tag. Andere sagen, er wär' nit daheim g'west.

Als der Wirt den Gerhalt sah, breitete er die Arme aus: „Hilf mir, Nachbar, hilf mir! — Dank dir's nur Gott, daß du gekommen bist, ich kann's nimmer dertragen. Schau dir einmal das an!" Er hielt ihm die Depesche hin: „Da steht's. Förster Rufmann, Eustachen ob Ruppersbach. Unschuld der Söhne klar erwiesen. Treffen noch heute zu Hause ein. Sträh-lau, Gerichtsrat."

Als der Gerhalt gelesen hatte, murmelte er: „Kommen heim, und was finden sie?"

„Ich kann's nit dertragen, Nachbar. Keinen Menschen kann ich's eingestehen, aber du mußt mich anhören. Macht mit mir, was ihr wollt."

Dem Gerhalt verschlug's den Atem. „Michel," sagte er dann, „ich kann schon was dertragen, aber wenn's zu grob sollt' werden — zu grob!"

Der Michel saß auf einer Truhe und stützte den Ellbogen aufs Knie, und mit der Hand verhüllte er sich die Augen. „Gerhalt," sagte er dann und stieß die Worte kurz und dumpf hervor, „du bist ein redlicher Mann. Wenn du glaubst, daß du es anzeigen mußt, so tu's. Sonst behalt's bei dir. Mir selber wegen ist schon alles einerlei. Nur meiner Familie wegen . . . Seine Söhne. Was ich hab', das soll ja ihnen gehören, alles. Ich mit mir bin fertig. Das einzige, was ich noch tun soll auf der Welt, das kann ich nit. Einen Toten aufwecken."

Die derbe Gestalt des Gemeindevorstehers begann zu zucken, und er sprach herbe: „Michelwirt, wenn du mir was zu sagen hast, so sag's! Mir wird alleweil letzer. Vielleicht daß es am besten ist, du gehst geraden Wegs nach Löwenburg."

„Martin Gerhalt! Vor ein paar Tagen, wie du mich beim Rufmann allein hast gelassen, da hast du mir's streng aufgetragen, daß ich acht sollt' geben auf ihn. — In der alten Bibel — bald am Anfang — steht die G'schicht', wie ihn der Herr fragt: Wo ist dein Bruder Abel? — Gerhalt, du hast mich zum Hüter gestellt. — Wenn du geblieben wärst und gesehen hättest, wie schreckbar der arme Mensch hat gelitten, und kein End', keins, solange er lebt. — Das Erbarmen! Mich hat das Erbarmen verführt. Und auch Gedanken, gottlos törichte Gedanken. Nachbar! es ist eine Sünd' geschehen, für die ich keinen Namen weiß. Ein gottlos hoffärtiges Denken. Daß all miteinander nix ist auf der Welt, und eine Wohltat, wenn man die Einbildung kunnt löschen. Jesus Maria! und jetzt ist doch was. Unschuldig sind sie und kommen wieder heim. Nur das Böse ist Einbildung und das Gute ist wirklich! Und ich hab's verkehrt genommen, verkehrt. Die ewige Ruh' hab' ich gemeint, die sollt'

ihm ein Freund vergunnen. — Ich hab' gewußt, daß er's will tun, und hab's übersehen. Gegen die Ach geht er, und hab' ihn nicht zurückgehalten. Aus Erbarmnis hab' ich ihn lassen hingehen, mit Absicht hab' ich's versäumt — mit Absicht. Noch im letzten Augenblick hab' ich ihn freilich zurückrufen wollen. Ist zu spät g'west... Gerhalt, jetzt weißt du's."

Der Vorsteher war aufgestanden und hob aus der breiten Brust einen tiefen Atemzug und einen Seufzer: „Gott sei Dank!"

Aber der Michel fing an zu toben. „Wenn ich ihn hätt' zurückgehalten — wie wär' heut' alles in Freuden! — Kommen glückselig heim und finden das Grab, und alles ist aus. Und ich, die Schuld. Ich ganz allein... Wie kann einer da Gott sei Dank sagen!"

„Weil's noch schlimmer sein kunnt, mein lieber Michelwirt."

„Noch schlimmer, wie meinst du das?"

„Du weißt nit, was die Leut' reden, die's jetzt wissen, daß es die Försterbuben nit sind, und nit wissen, wer es ist. Und du tust in der Kirchen den Schrei..."

Jetzt schaute der Michel her. „Die Leut' werden doch nit mich" — er lachte auf.

„Gelt, Michel! Das wär' erst das größt' Unglück, das wär's erst!"

Wurde der Wirt nachdenklich und sagte: „Hast recht, Gerhalt, das wär's erst. Aber hörst du: Ist's nit dasselbe?"

„Das nit, Michel. Mord und dein Erbarmnis, das ist ein Unterschied."

„Ich wollt's gewesen sein beim Preußen, wenn's drum ging, daß der Rufmann noch tät' leben!"

„Du kannst an seinen Söhnen was tun."

„Das hab' ich mir wohl heilig fürgenommen, ihr Vater will ich sein. Wenn's mich mögen. Gelt, Martin, du tust für mich bitten. Ich werd' ihnen jetzt entgegenfahren."

„Entgegenfahren willst ihnen? Michel, das sollst du nit tun," riet der Gerhalt ab, „du bist nit genug beisamm' jetzt."

„Wenn sie in der Früh' von Löwenburg fort sind, so mögen sie in ein paar Stunden da sein. Bis über Ruppersbach hinaus will ich ihnen entgegen. Es wird mir leichter sein, wenn ich sie wiederseh'."

Der Gerhalt sann nach, wie das jetzt zu machen wäre: „Wenn du glaubst, daß du stark genug bist! Es wird was setzen, mein Lieber, wenn sie hören, daß der Vater —"

„Das werden's schon wissen."

„Wer nit muß, sagt's ihnen nit. Auf jeden Fall, Michel, muß ich dir den Rat geben, daß du ihnen ja nit gleich sagst, daß du — daß du ihn so hast verhalten. — Wenn's überhaupt wer zu wissen braucht? 'leicht ist's besser, Nachbar, wir sind still. Zu ändern ist doch nix mehr. Tät' das Unglück nur noch größer machen. Vor dem Gericht hättest dich wohl eh nit zu scheuen, so weit steht die Sach' nit. Weißt, Wirt, gar so himmel-

schwer muß man das auch nit nehmen. Absichtlich versehen, versäumt! Was weißt denn du, wie dir in derselben Stund' ist g'west! In so einem Schreck, in so einem Jammer! Da weiß ja kein Mensch, was er denkt und tut. Du bist nit bei dir selber g'west. Wärst du bei dir selber g'west wie heut', du hättest es so wenig 'tan wie heut', wenn's wieder so wär'. Also schau!"

„Das Richtige wär' g'wesen, ich — ich hätt's ihm gleich nachgemacht."

„— und hättest dir alle Brucken abgebrochen zurück, wo noch was gutzumachen ist. Was hätt' denn aus den armen Burschen werden können, wenn gar niemand mehr auf sie schaut? Und hast nit auch selber Weib und Kind? Geh, Michel, sei nit dumm. Was geschehen ist, ist geschehen, und wir zwei sind still und wecken's nimmer auf, verstehst?"

„Mich däucht', die verschwiegene Sünd' ist noch schwerer zu tragen."

„Was hast, wenn du's sagst? Dein Lebtag hast es auf dem Buckel, jeder Lump wird dir's reimen. Und das mußt auch bedenken. Wenn du's gestehst, kannst du für die Buben gar nix tun. Glaubst denn du, diese Trutzköpf' werden was annehmen von dem, der ihnen so den Vater hat verhütet?"

„Du hast recht, Martin," antwortete der Michel, „aber meinst, es wär' nit schon zu viel gesagt?"

„Nix ist gesagt. Dem Geistlichen hast es nachgesagt, wie es jeder tun sollt' bei der Meß. Wie es jetzt steht, jetzt hab' ich kein' Angst mehr."

„Nachbar," sprach der Michel und faßte seinen Arm, „Nachbar, an dich halt' ich mich jetzt, und ist mir schon leichter, weil einer ist, der mir tragen hilft. Das soll dir Gott vergelten. Vielleicht, daß es doch noch einmal anders wird. Jetzt ist's wohl zum Verzagen. — Wenn mir unser Herrgott ein Zeichen wollt' geben, daß meine Sünd' nit gar so schreckbar wär' — nit gar so schreckbar."

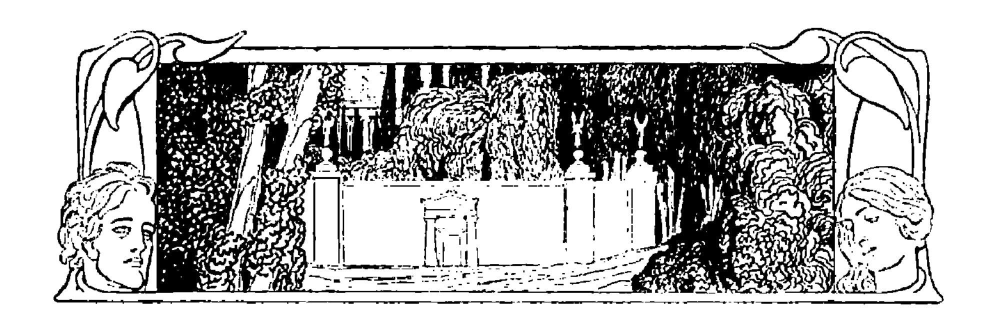
„Wenn die Buben deine Lieb' annehmen — das kannst du für ein solches Zeichen halten. Es wird am g'scheitesten sein, Michel, ich fahr' mit dir."

„Jetzt? Mit mir? Den Buben entgegen?" sagte der Wirt. „Gerhalt, möcht' dich wohl recht schön bitten, laß das sein. Schau, kannst dir's denken, wenn neben meiner einer sitzt, der alles weiß, wie soll ich da den rechten Schick haben? Auf Verstellung muß ich mich jetzt verlegen, auf Falschheit in meinen alten Tagen."

„So fahr allein. Aber iß vorher zu Mittag. Die Frau Apollonia hat mir's gesteckt, daß du heut' noch nix Warmes in den Magen genommen hättest. Iß wieder einmal ordentlich und nachher fahr. Fahr deinen Buben entgegen."

(Fortsetzung folgt)





Aussprüche von Friedrich Vischer

Das Moralische versteht sich immer von selbst.
(Auch Einer. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Eine Welt, wo so viel gelacht wird, kann so schlecht nicht sein.
(Auch Einer.)

Wenn die Menschheit nur noch zum Gemeinen lacht,
Dann ist's Zeit, daß alles verkracht.
(Lyrische Gänge. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Was schützt vor ungerader Bahn,
Bewahrt vor Lügen und Trügen?
Lüg allererst dich selbst nicht an,
Wirst andre nicht belügen. (Lyrische Gänge.)

Menschen, die einander ohne tatsächlich klaren Grund nicht trauen, trauen sich selber nicht. (Auch Einer.)

Die meisten Menschen wissen sich nicht zu behandeln, daher stehen sie mit sich selbst auf so schlechtem Fuße. (Auch Einer.)

Jung sein ist Glück und vergeht wie Dunst,
Jung *bleiben* ist mehr und ist eine Kunst. (Lyrische Gänge.)

Seit ich nicht mehr glaube, bin ich erst religiös geworden. (Auch Einer.)

Wer recht zusieht, wie die Kirche geworden ist, muß auch begreifen, daß sie einst vergehen wird.

Der Staat muß die Kirche zerstören, um die Religion zu retten.
(Auch Einer.)

Wäre die Religion nicht zum Mechanismus und Beamtenstaat der Kirche vergröbert, so wäre die Schule nichts anderes als ein Zweig der religiösen Tätigkeit. Nun aber ist Religion und Kirche erstarrt, und da bleibt nichts anderes übrig: wir müssen trennen, die Schule muß frei von der Kirche sein. Der Staat ist religiöser geworden als die Kirche, und jenem gehört die Schule. (Rede im Frankfurter Parlament, 18. Sept. 1848.)

Die Philosophie hat unmittelbar allerdings keinen praktischen Beruf, wohl aber wird sie, wenn sie als allgemeine Bildung in die Masse zurückgeströmt ist, eine ungeheure Macht, von welcher man gar nicht mehr fragen kann, ob sie auch praktisch wirken könne und dürfe, weil sie die Praxis selbst ist.

Natur

Natur, du seltsam Ding!
Am einen Ende gemein,
Am anderen seelisch fein
Und doch geschloßner Ring! (Lyrische Gänge.)

Dem Deutschen soll das Weib bis in reife Jahre Mysterium bleiben; sonst verkommt sein Seelenleben, verlottert, fault im Kern, wird gemein. (Auch Einer.)

Dämonisch ist das Weib, dessen Reiz noch fortwirkt, während man sie schon verachtet. (Auch Einer.)

Den Kuß und dann die Kralle.
So sind sie alle. (Auch Einer.)

Die Geschlechter mögen einander necken, schließlich aber soll der Mann das Weib ehren, weil er aus Weibes Schoße stammt. (Auch Einer.)

Von der Poesie erwartet die Menge nichts anderes als einen Aufputz verbrauchter Vorstellungen, ihr ordinäres Weltbild in neuem Rahmen oder neufarbigem Umschlag.

Alles Werk der Kunst und Dichtung ist echt nur dann, wenn es durch und durch den Charakter eines Traumes trägt, der sich als innere Wahrheit bewährt.

Die Klassiker waren so glücklich, nichts von Klassizismus zu wissen.

Daß die hohen Werke der Kunst und die gegenwärtige Umgebung der Wirklichkeit nicht einander widersprechen, sondern zusammenstimmen, darauf beruht der ideale Zustand, in den uns Italien versetzt.

Eine gründliche Revolution müßte sich auch dadurch bewähren, daß sie der Barbarei der modernen Kulturformen ein Ende machte. (Frankfurter Parlamentsalbum, 1849.)

Revolutionen sind Sturm gegen Reaktion und machen neue, größere Reaktion; sie wollen Freiheit und schaffen Unfreiheit, weil sie die Freiheit negativ verstehen.

Welcher Denkende wird verkennen, daß das Menschengeschlecht unserer alten europäischen Staaten, wenn es heute die Republik hätte, sie morgen so verwirren und zerrütten würde, daß sie in die Despotie umschlüge?

Ein Volk, dem zu Ehren der Weltgeist den Tag von Sedan eingeleitet hat, kann nicht so bald verlottern. (Auch Einer.)





Tierfabel

Ein Seitenstück zum „modernen Weib“ im Juniheft des Türmers

Von

H. Voß

Revolution unter den Gänsen! Das weibliche Geschlecht wollte nicht mehr die Herrschaft des männlichen erdulden. Eine Erzgans hatte Vorträge eines weiblichen Schwans gehört und war dadurch auf den Gedanken gekommen, daß die Gänseriche nichts taugten. Sie fand es auf einmal unwürdig, sich solchen Schwachköpfen, Modefexen und wie die Liebesbezeichnungen in der Gänsesprache sonst lauten mochten, unterzuordnen. „Frei müssen wir sein“, schnatterte die Erzgans und schmiedete ein Komplott mit den anderen Gänsen, für ihr Ideal, für das Gänseideal zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben. Sie rupften sich die Federn aus und hüllten sich in ein schillerndes Gewand und stolzierten umher als etwas Höheres, nur noch der Gänseschnabel und die Gänseaugen und die Gänsesprache verrieten ihren Ursprung. Die Gänseriche dagegen steckten sich in zu enge Beinkleider, in zu enge und zu kurze Röcke, und ihre Füße in zu lange Schuhe. Um den Hals taten sie einen viel zu hohen Stehkragen, daß kaum etwas vom Gänsekopf zu sehen übrig blieb. So ausgerüstet zogen sie mutig los gegen die Gänsedamen. Nun schimpften beide Teile auf echt „gänsisch“ und verfolgten sich mit ihrem Haß, wo immer sie konnten.

Doch auf die Dauer wurde der Zustand unerträglich. Keine der beiden Parteien siegte, es schien ein Kleinkrieg („Gänseklein“? D. T.) ohne Ende zu werden. Fast zu gleicher Zeit beschlossen da die feindlichen Parteien, je einen Abgesandten an die Gesellschaft der Schwäne zu schicken. Der Erzgänserich wurde zum männlichen, die Erzgans zum weiblichen Schwan gesandt. Sie zogen auf verschiedenen Bahnen aus, fragten sich mühsam hin zu den Schwänen und staunten nicht wenig, als sie sich in einer Grotte zusammenfanden.

„Mir wurde gesagt,“ schnatterte der Erzgänserich, „daß hier mein Kollege, der Schwan, wohne?“

„Und mir, daß hier mein Kollegin wohnt —“

„Euch ist recht berichtet worden," hörten sie neben sich mit weicher Stimme sagen, „was wollt ihr von uns?" Zwei schöne schneeweiße Vögel, in nichts voneinander zu unterscheiden, waren langsam und majestätisch herangerudert.

„Wir wollen wissen", schrie der Erzgänserich.

„Nein, wir wollen wissen", schrie die Erzgans und biß nach ihrem Feinde.

„Wer herrscht bei euch?" kam es dann zu gleicher Zeit aus beider Schnäbel.

Erstaunt sahen die Schwäne einander an, und langsam antwortete dann der Schwan: „Wer bei uns herrscht? Nun, die Liebe zueinander und die Achtung vor der Persönlichkeit des andern, ihr Gänse, was sonst?" — Seine Begleiterin nickte, und langsam und majestätisch ruderten die schönen Vögel weiter, und schüttelten nur noch hin und wieder den Kopf über die dumme Frage der Gänse.

Erzgans und Erzgänserich brachten die Antwort heim, aber die andern verstanden den Sinn ebensowenig als sie. Und so haben sie sich trotz ihres modernen Äußern nie über ihr Ganstum emporgehoben.



Heimat im Traum

Von

Maurice von Stern

Das Korn erglänzt im Licht der Sterne,
Vom Nachtwind leis nur angeweht,
Derweil das Tal in heller Ferne
Und reglos in dem Dufte steht.
Das Dorf, die Kirchlein und die Dächer
Wie hingeträumt im Glanz der Nacht,
Die lautlos ihren Zauberfächer
Entfaltet mit der Bilder Pracht.

Wie lehnt am steilen Bergeshange
Das Roggenfeld so schön und weit,
Und hinter ihm im Höhendrange
Des Waldes tiefe Dunkelheit!
Zu Füßen ihm das Wiesgelände,
Durchblitzt vom hellen Silberbach.
Und drunten an des Baches Wende
Das Dorf im Nebel, Dach an Dach...

So schlummre in versunkner Schöne,
Verlornes Heimatnest im Wald!
Des hingehauchten Liedes Töne
Erreichen dich, du Traumgestalt.
Das Herz muß seine Heimat haben,
Wo es vom Wanderdrange ruht.
Es rollt das Rad, die Rosse traben,
Und nur der Traum ist still und gut.





Die fliegenden Flammen

Von

Hermann Löns

Um Johanni war es und abends. Die Luft im Walde war weich und warm. Eine Eule rief laut und langsam, und in den Büschen schlugen die Nachtigallen. Hunderte von Leuchtkäfern glühten im Moose auf, funkelten über die Wege hin, erloschen im Grase und leuchteten wieder auf.

Ein Menschenpaar kam den Weg entlang. Es hielt sich fest umschlungen. Der Kopf des Mädchens lag an der Schulter des Jünglings, der ihres blonden Haares Duft mit tiefen Atemzügen trank. Wenn ein Glühwurm vorbeiflog, dann suchten sich die Augen der beiden Menschen, und ihre Gesichter lächelten.

„Liebesengel erleuchten unseren Weg, damit ich dein Gesicht sehen kann", sprach der Jüngling. „Die große Göttin hat sie herniedergesandt, sie, die unsere Herzen sich finden ließ. Es ist sehr dunkel heute und sie will, daß ich deine Züge erkennen kann." Und er küßte sie.

„Die Worte des Liedes sind es, das du mir heute gesungen hast", sprach das Mädchen. „Sie klingen hell und dunkel; wir wissen nicht, woher sie kommen, und finden nicht, wohin sie gehen. Sie sind stumm und dunkel am Tage, und sie singen und leuchten abends in meiner Seele." Und sie küßte ihn.

Auf einer Bank saß ein Mann und rauchte eine bittere Zigarre. Der hatte das Gespräch der Liebesleute angehört. Er erhob sich, trat vor sie hin und sprach: „Ich habe gehört, was ihr sagtet, und ich kann nicht umhin, euch darauf aufmerksam zu machen, daß ihr beide euch in einem bedauerlichen Irrtum befindet. Im zwanzigsten Jahrhundert an Liebesengel zu glauben, das ist höchst rückständig, und diese Käfer mit Versen zu vergleichen, das geht durchaus nicht. Es sind Käfer, Leuchtkäfer; ihre Larven nähren sich von Schnecken, und sie selbst besitzen an den letzten Hinterleibsringeln Leuchtkörper, die sie in den Stand setzen, Licht zu verbreiten. Wahrscheinlich hat das einen sexuellen Zweck. Sehen Sie!"

Er fuhr mit der Hand durch die Luft, fing eine der fliegenden Flammen und zeigte den Liebesleuten eine schwärzliche, zerdrückte, breiige Masse, die an seinen Fingern klebte, noch einen Augenblick leuchtete und dann erlosch.



Morgen im Juli

Von

Hero Max

Tau — Tau! Tränen an den Wimpern!

Jugend weint so gern die Nächte hindurch. Heißselige Tränen! Alle Rosen verraten die heiligdurchwachte Nacht. Tau über allen Rosen. Glück kann nicht schlafen, Glück kann nur träumen und weinen . . .

Unter den Rosenbüschen, im Gras, schmiegt sich ein Hauch des Morgenduftes, schimmernd, wie in Regenbogenglanz getaucht.

Wie ein Schleierlein glitzert's, von Elfen nächtlich vergessen im Tanz.

Wo mag die kleine Mondelfe nun sitzen und weinen, die der kecke Sonnenelf überraschte, der ihr das Schleierlein stahl?

Vielleicht am Quell im Wald irrt sie klagend und suchend zwischen den Farrenwedeln umher, zwischen Fingerhut und Glockenblume, und fragt angstvoll den Schmetterling: Hast du mein Schleierlein nicht gesehen?

Und weiß nicht, daß es zwischen den Dornen des Rosenbusches im Garten hängt.

Arme kleine Elfenseele!

Und dann geht sie zu Frau Spinne im Weißdorn und bittet: Web mir ein neues Schleierlein!

Frau Spinne aber schilt das leichtfertige Elfenkind, das sein Elfenrecht verloren hat. Kein Schleierlein gibt's mehr für sie. —

Da wandert die kleine Elfe weiter, mit wunden Füßen, über Dorn und Stein, und sucht den kecken Sonnenelf, der sie bestohlen hat.

Unter dem Erlenbusch sitzt er am Bach, hüpft hin und her und lacht.

Und als die Elfe zu ihm tritt und ihr Schleierlein fordert, umschlingt er sie und küßt sie, und küßt sie wie der Sonnenstrahl die weißen Winden zerküßt, die am Mittag die Schwingen falten und welken.

Morgenglück kann nicht leben, es kann nur voll heißer Sehnsucht suchen und sterben.

Tau — Tau auf sein Grab bringt die Nacht.



Martin Staub

Novelle

von

Albert Geiger

(Fortsetzung statt Schluß)

XII.

Er lag wochenlang in halber Bewußtlosigkeit. Zuweilen sah er über sich das Gesicht Lores, die ihn treulich überwachte, den Arzt und die Medizin bezahlte, eine Pflegerin stellte und sich wahrhaft aufopfernd seiner annahm. Der Arzt sagte: es sei ein nervöses Fieber, und man könne das Ende noch nicht absehen. Wenn sie ihn so bleich und mit einer durch das Kranksein hervorgerufenen eigentümlichen Schönheit daliegen sah, und wenn sie dachte, er könne sterben, stieg ein heißes Schluchzen in ihr auf. Denn sie war ebenso gutherzig, wie sie leichtsinnig sein oder hassen konnte.

Bei allem dem — sie mußte leben. Ihre Schönheit mußte ihnen beiden Leben schaffen. Und so beruhigte sie sich allmählich bei dem Gedanken, wieder Modell zu stehen.

Für die Künstler hatte sie jetzt einen pikanten Anhauch. Man fand sie schöner denn je.

Sie war freundlich, aber abweisend wie zuvor.

Gefährlich konnte ihr nur einer werden: Ludwigs Professor. Er fing es raffiniert an, mit kleinen Aufmerksamkeiten. Wenn sie zur Sitzung kam, waren immer andere Blumen da, oder er bot ihr ein Konfekt aus seiner Heimat mit einer treuherzigen Schwerenötermiene, daß sie nicht umhin konnte, es anzunehmen, oder er hatte wieder aus seiner Heimat einen wundervollen süßherben Wein bekommen, den mußte sie kosten. Er rann wie Feuer durch die Adern. Dann begann er auch Lieder zu singen. Er hatte eine jener weichen, leichten Tenorstimmen, die sich so leicht in das Herz der Frauen singen. Oder er erzählte von Budapest, von Prag, von Konstantinopel. Er ließ ganze Märchen vor ihr erstehen, farbenschimmernd, in magischem Glanz. Dazu konnte er ihr überall flotte, flüchtig hingeworfene

Skizzen zeigen. Er gab ihr auch jene leichten, pikanten Bücher zu lesen, die wie Champagner wirken, die Sinne angenehm reizen und die Vernunft gefällig einlullen. Das war allerdings andere Lektüre als die, welche ihr Ludwig gegeben hatte: Homer, Dante, Faust, der Werter. Sie hatte sich dort nie so zurechtfinden können. Hier schwamm sie in ihrem natürlichen Element. So zog er den Zauberkreis immer enger um sie, immer enger.

Dieweil erwachte der Kranke daheim zum Bewußtsein. Er war noch sehr schwach und konnte nur einige Stunden in dem Lehnsessel mit der Schlummerrolle verbringen. Sie kam öfters, lachte und schwatzte dann, brachte ihm Früchte und Blumen und Wein, sang und spielte ihm, so daß er sich ganz müde im Kopf fühlte, wenn sie gegangen war. Er fühlte instinktiv, daß sie etwas Gezwungenes an sich hatte ... Er las in dieser Zeit viel Homer. Die strenge Reinheit und die Fülle doch des Lebens taten ihm so wohl. Ihm war, als sähe er das alte, versunkene Kunstideal wieder aufblinken. Er zeichnete im Geist schon an einigen Kartons aus der Odyssee. Es war ja Wahnsinn, heutzutage bei der ausgesprochen naturalistischen Richtung so etwas zu bringen. Aber mit der Genesung kam der alte Trotz über ihn. Er reckte sich und streckte sich. Er wollte es doch einmal wagen.

Zuweilen beflog ihn wie ein Schauer ein unangenehmes Gefühl, wenn er Lore ansah. Sie konnte seinem Blick nicht recht standhalten. Auch machte er sich Gedanken: Wovon hatte sie gelebt und für ihn gesorgt? Er wagte nicht, sie zu fragen, und sie wagte nicht, ihm die Wahrheit zu sagen.

Ein Bekannter, der ihn besuchte, sorgte dafür. Es gibt immer gute Freunde, die solche Geschäfte gerne übernehmen.

Eines Abends fand ihn Lore mit hochroten Wangen.

Sie erzählte in ihrer Art hastig alles Mögliche.

Er sah sie von der Seite an. Plötzlich unterbrach er sie rauh:

„Warum hast du mir nicht gesagt, daß du Modell stehst?"

Sie erbleichte, biß sich auf die Lippen, senkte die Wimpern und schwieg.

„So gib doch Antwort und stehe nicht da wie eine arme Sünderin!"

Er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tisch.

Sie warf stolz das Köpfchen in die Höhe.

„Ja, ich stehe Modell! „Wovon, glaubst du denn, hätten wir leben sollen all die Zeit? Ich mußte."

Er lachte mißtönend.

„Haha! Und von den Modellgeldern hab' ich gelebt! Das ist ja recht nett! Pfui!"

Sie warf sich an seinen Hals.

„O Ludwig, sprich doch nicht so häßlich! Ich bin ja dein! Was gehn mich die andern Menschen an! Dein ganz allein!"

Sie umschlang ihn mit weichen Armen.

Er nahm ihren Kopf in die abgezehrten Hände und sah ihr lange in die Augen, die in feuchtem Glanze schwammen.

„Bist du falsch," murmelte er, „so sag's! Betrüge mich nicht! Hörst du! Das wenigstens nicht!"

„Ludwig!" flüsterte sie. Sie zog ihn an sich, sie fiel vor ihm nieder, legte die glühenden Wangen auf seinen Schoß, sie küßte seine Hände. Ihr war's wie eine dunkle Ahnung vor etwas Drohendem, dem Ende.

Und sie wollte diese Stunde haben.

Ihre roten Lippen waren unersättlich. In der Dämmerung des Abends tauchte jene silberne Juninacht auf mit dem Geruch des Heus auf den Feldern und dem Duft des Kalykanthus.

* * *

Als Lore am nächsten Nachmittag heraufkam, war Ludwigs Stube leer.

Sie erschrak und suchte mit den erstaunten Augen überall herum.

Auf dem Tisch lag ein Zettel.

„Dank für alles! Aber ich muß gehn! Ludwig."

Er war ihr eine Erklärung schuldig. Aber er gab sie nicht und konnte sie nicht geben.

Es gibt Dinge, die sich nicht sagen lassen von Mund zu Mund.

Sie las und brach zuerst in Tränen aus. Dann aber zerknüllte sie zornig den Zettel. War er nicht ein abscheulicher und undankbarer Mensch? Oder glaubte er denn, der Honigmond ihrer Liebe, dieses ungestörte Alleinsein, könne ewig währen? Nun stellte er sie einfach auf die Seite, kaltlächelnd, als ob niemals etwas zwischen ihnen bestanden hätte. Was fiel ihm denn ein? Es gab Leute genug, die ihre Gunst hoch zu schätzen wußten. Er würde schon sehen. Etwas wie Haß gegen ihn regte sich in ihr.

Sie wußte ja nicht, *was* ihn zu der Trennung bewegt hatte. Daß er sein eigen Selbst, seine Mannhaftigkeit, seine Ehre auf dem Spiel stehen sah, sie hatte dafür kein Gefühl.

Eine ganze Weile ging sie hin und her, und das Gefühl der Erbitterung steigerte sich in ihr.

Glaubte er, sie würde ihm nachlaufen?

O, da täuschte er sich.

Dann zerriß sie den Zettel in hundert kleine Fetzen und streute sie auf dem Boden herum.

Und dann bekam sie plötzlich eine übermütige Lust, darauf herumzutanzen.

Sie trällerte eine Weise aus der Carmen dazu.

„Laß ihn fahren, den schwerfälligen Narren!" sprach sie zu sich selbst.

Dann ballte sie plötzlich die Hände. Ein böser Zug erschien in ihrem Gesicht.

* * *

An einem Septembertag ging Ludwig müßig in der Stadt umher. Das Gefühl der Öde in ihm war noch groß. Er war frei. Aber es war auch eine große Leere in ihm geblieben, eine Leere, die ihn umhertrieb, die ihn unfähig machte, sich zusammenzufassen zu lösendem, befreiendem Schaffen.

Er ging über den Markt. Es war ein wunderschöner Herbstvormittag. Satt leuchteten die bunten Farben alle in der milden Herbstsonne, satt und doch gedämpft. Er besah wie in Gedanken die Verkaufsstände der Metzger und der Bäcker, der Fisch- und Wildbrethändler, der Gärtner und Orangenverkäufer. Große Dahlien und späte Geranien leuchteten mit brennenden Farben. Die Orangen und Zitronen strömten berauschende Düfte und südliche Farben aus. Er blieb vor den Fischkübeln stehen und sah dem zappelnden Getier da zu, wie es an den Rändern die Köpfe stieß und unruhig durcheinanderwimmelte. Er hörte das Anpreisen und Feilschen all der Männlein und Weiblein. Er kaufte ein Resedensträußchen und roch daran, sog den süßen Duft ein und unbestimmte Erinnerungen tauchten in ihm auf. Er blieb vor dem dunkeln Marktbrunnen stehen und sah in seinem wie ein dunkles Erzschild glänzenden, stillen Wasser die grünen, gelben und roten Blätter der alten Linden leuchten. So hatte er Herbstblätter schon einmal in so dunkelm, stillem Wasser gesehen, und mit einem Male tauchte die ganze vergangene Zeit auf. Er roch an den Reseden, und im selben Augenblick fühlte er wie einen Schauer die körperliche Nähe eines Wesens, das ihm teuer war.

Er sah sich um. Da stand Klärle, schlank und blaß. Sie kaufte von einer Frau Äpfel. Nun sah sie auf und sah Ludwig. Ihr Gesicht ward noch eine Nüance blasser. Ihm zitterten die Knie.

So war eine bange Pause. Das Blut hämmerte in zwei jungen Herzen.

Aber plötzlich erinnerte er sich, wie rasch sie ihn aufgegeben hatte. Er wußte ja nicht, wie wohlmeinende Zwischenträgerei hier zuerst Übel gestiftet und Vermutungen zu Tatsachen gemacht hatte. Er dachte nur an das eine, was ihm damals gesagt und die Quelle alles Unheils geworden war. Und er hob den Kopf höher, und ohne zu grüßen ging er weiter.

So gingen zwei Menschen für ihr Leben aneinander vorbei, Menschen, die beide einander bedurften.

Es war eine jener Tragödien, die sich in einer halben Minute abspielen.

* * *

Ludwig hatte wieder sein Atelier bezogen, das lange leer gestanden war. So lange, daß ihm eine direktoriale Verfügung zugegangen war — Professor Niedermayr war jetzt Direktor —, er möge sich erklären, ob er das Atelier behalten wolle, sonst werde man anderweitig verfügen. Es sei ohnehin Raummangel vorhanden und die Nachfrage stark. Dabei waren einige Ateliers weit länger unbesetzt geblieben.

Es lag eine versteckte Feindseligkeit in diesem Schreiben, und Ludwig fühlte sie wohl heraus. Er erschrak bei dem Gedanken, daß ihm das Atelier aus irgend einem nichtigen Grunde genommen werden könne. Und mit aller Energie warf er sich auf seine Arbeit, alles andere vergessend.

Er hatte Modell, einen Arbeiter, der stellenlos war, einen Schmied mit sehnigem, gedrungenem Körper. Er wollte einmal wieder einen Mannes-

körper zeichnen, scharf, charakteristisch, herb in jeder Kontur. Von da aus sollte sich sein erstes Bild gestalten. Er dachte an die Odyssee. So sehnig und gedrungen dachte er sich den Körper des Odysseus, und seine Gedanken spannen weiter. Er knüpfte den Faden wieder an, wo er abgerissen war. Die Kartons zu einem großen Gemälde, die schon während seiner Genesung vor ihm undeutlich aufgetaucht waren aus dem Dunkel seines noch unklaren schöpferischen Willens, gewannen in seinem Inneren festere Gestaltung. Kraft sollten sie haben und Strenge.

„Manneskraft!“ sprach er vor sich hin. „Gott sei Dank, daß ich dich wieder gefunden habe, du Erlösung: Mann! Der Mann ist die Kraft, und das Weib die Schwächung! Kraft will ich trinken, bis alle meine Fasern das Weibische aus sich hinausgedrängt haben, und dann schaffen!“

Aber es ging nur langsam. Ein böser Husten war zurückgeblieben. Eine peinliche Schwäche überkam ihn oft während der Arbeit. Er mußte rasten. Dann setzte er wieder an, und wieder versagte die Hand. Ein nervöses Zittern ergriff ihn. Zuweilen war ihm das Weinen nahe.

Dann fehlte ihm das Geld. Er konnte das Modell nicht mehr bezahlen. Eine Zeitlang konnte er bei einem Bekannten „Modell schinden“. Dann ging der nach Paris.

Sein erster Professor kam einige Male und bot ihm seine Börse an. Er lehnte es ab. Dann wollte er ihm Studien abkaufen. Aber auch das weigerte ihm Ludwig. Nur nichts, was nach Almosen schmeckte. Seufzend ging der Professor. Aber er hatte die Überzeugung, daß dieser Dickkopf sich dennoch durchringen werde. „Er ist aus dem rechten Holz geschnitzt!“ sagte er zu sich. Das aber konnte Ludwig nicht hindern, daß er zuweilen ein paar Flaschen Wein daheim fand oder ein Kistchen Zigarren.

Zuweilen kamen Kollegen und besahen sich seinen angefangenen Karton. Sie standen stillschweigend davor und gingend stillschweigend wieder hinaus. Die meisten lachten über ihn. Was für ein altmodischer Narr! Einige andere hielten mit ihrem Urteil zurück. Man wüßte nicht, was es werden könne. Es gehöre immerhin Mut dazu, so etwas zu machen und gegen den Strom zu schwimmen. Insgesamt aber hielt man ihn für einen wunderlichen Heiligen. Professor Niedermayr nannte ihn spottend den Don Quixotte der Kunstschule oder den letzten Ritter der Graumalerei, oder er zitierte die Worte: Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Ludwig hielt seinerseits mit herben Auslassungen über des Professors Malerei nicht zurück. Von seinem im Kunstverein ausgestellten großen farbenüppigen Bild Semiramis prägte er das scharfe Wort: Kantharidenkunst. Lore, die jetzt die Geliebte des Professors geworden war, war Modell dazu gestanden. Und ihre üppiger werdenden Reize, die sie mit einem ruhigen Lächeln zur Schau stellte, schlugen Ludwig wie eine Herausforderung ins Gesicht. Das Wort wurde dem Professor wieder hintertragen; nicht zum Vorteil Ludwigs.

Ludwigs Karton stellte „Odysseus' Heimkehr" dar. Der rächende Läertiade auf der Schwelle eines großen, niedrigen Gemachs, ein schreckliches Lächeln auf seinen Lippen, düstere Drohung in der ganzen gedrungenen, muskulösen Gestalt, in der nervigen Hand eine Reihe hänfener Schlingen. Rechts und links, in angstvollen Gruppen zusammengekauert, die ungetreuen Mägde, die, des Herrn vergessend, mit den frechen Freiern der Penelope gebuhlt haben und nun die Strafe der Erdrosselung erwarten. Auf dem Bilde selbst, zu dem der Karton die Vorstudie war, sollte ein fahles Tageslicht den Raum erfüllen. Alles wollte er in strengen, ernsten Farben halten.

So oft er den Entwurf ansah, fiel es ihm immer wieder auf, wie ihm die Züge Lores in immer neuen Variationen in den ungetreuen Mägden wiederkehrten.

Er sann unwillkürlich über sie nach. Er wußte jetzt, daß sie ihm schon treulos gewesen war, als ihre letzten Küsse noch auf seinen Lippen brannten. Ein Ekel schüttelte ihn, wenn er daran dachte. Je länger und tapferer er sich gegen die banalen Liebesgeschichten der anderen gewehrt hatte, desto tiefer und beschämender kam ihm nun sein eigener Fall vor. In einer Stunde dunkler, beklemmender Verzweiflung, furchtbar lastenden Alleinseins hatte er sich der Liebe in die Arme geworfen. Aber was für einer! Es ward ihm nun allmählich klar, welch eine Rolle er in Lores Leben gespielt hatte. Auch solche Wesen haben zuweilen sentimentale Anwandlungen. In einer solchen Stimmung war sie seine Geliebte geworden. Nun war sie schon wieder das Eigentum eines andern, und zwar eines Menschen, der ihm besonders zuwider war. Zuweilen auch tauchte wider seinen Willen Lores Bild mit allen seinen verführerischen Reizen, mit der verwirrenden Erinnerung heißer Stunden vor ihm auf. Er schob es unwillig und zornig fort. Aber es kam wieder und erfüllte ihn mit zorniger Qual.

An einem Wintermorgen — die Arbeit wollte nicht recht fördern, und verdrießlich an seinem Zigarrenstummel kauend ging Ludwig hin und her — trat der Diener der Kunstschule ein mit einem Schreiben. Er lächelte höhnisch, als er hinausging. Er mochte Ludwig nicht, weil er nie von ihm ein Trinkgeld erhalten hatte. Ludwig brach das Schreiben auf. Es enthielt eine direktoriale Verfügung, nach welcher wegen des immer drängender werdenden Raummangels Ludwig von Ostern ab das Atelier mit einem andern Meisterschüler zu teilen habe.

Ludwig rieb sich die Stirne. Eine dumpfe Wut stieg in ihm auf. Die Schikane war hier offensichtlich. Denn es war Raum genug.

Mußte er sich das gefallen lassen?

Er ging wieder hin und her, und plötzlich kam ihn wie ein Zwang der Gedanke an, hinauf in das zweite Stockwerk zu gehen und den Professor selbst um Aufklärung zu bitten.

Er ging, langsam, jedes Wort erwägend, das er sprechen wollte.

Der Schlüssel an der Tür steckte. Niedermayr war also da.

M. v. Schwind  Die hl. Elisabeth nimmt Abschied

In seiner Erregung klopfte Ludwig kaum hörbar. Es kam keine Antwort. Aber er hörte innen ein leises, silberhelles Lachen, das er nur zu wohl kannte.

Er blieb eine Weile schweigend stehen.

Dann klopfte er wieder. Aber die zitternde Hand versagte ihren Dienst, und es blieb stille wie zuvor.

Da faßte es ihn plötzlich, und er drückte auf und trat ein.

Lore, in einem eleganten Winterkostüm, stand vor einem Spiegel und brachte ihre derangierten Haare in Ordnung. Niedermayr stand hinter ihr und half ihr. Sie war offenbar im Begriffe, fortzugehen.

Beide drehten sich um. Lore stieß einen leichten Schrei aus. Der Mensch da vor ihr mit dem abgezehrten Gesicht, dem verwilderten Bart und den glühenden Augen erschreckte sie. Doch zugleich stieg der Haß gegen ihn, der sie verschmäht hatte, in ihr auf. Sie wandte ihm mit einer ungezogenen Gebärde den Rücken.

Aber Niedermayr trat einen Schritt vor und sagte, ganz bleich, mit impertinentem Ton:

„Was fällt Ihnen denn ein, in mein Atelier einzudringen? Ich werde dem Hausdiener klingeln und Sie hinauswerfen lassen. Sie sollten ohnehin froh sein, daß man Sie hier duldet. Also machen Sie gefälligst, daß Sie hinausspazieren, sonst fliegen Sie überhaupt. Verstehn's!"

Und er wies auf die Türe.

Ludwig sah ihn bebend an. Andere Worte, als er sagen wollte, rangen sich von seinen blassen Lippen los.

„Sie haben mich den Don Quichotte der Kunstschule genannt", sagte er mit heiserer Stimme. „So, jetzt sollen Sie sehen, Herr von Niedermayr" — er betonte das „von" verächtlich, auf die Wiener Titulatursucht anspielend —, „jetzt sollen Sie sehen, daß ich auch wirklich Don Quichotterien machen kann!"

„Machen Sie die, wo Sie wollen, aber verschonen Sie mich damit, sonst muß ich mein Hausrecht gebrauchen! Im übrigen soll Ihnen dieser Überfall teuer zu stehen kommen!"

Der kalte, höhnische Ton, mit dem der Professor diese Worte sprach, raubte ihm vollends die Besinnung.

Einen Augenblick riß es ihn in der geballten Faust, den Menschen, der da so hämisch dastand, niederzuschlagen. Aber er bezwang sich mit einer Gewalt, die wie ein Ruck durch sein Wesen ging.

Langsam zog er die direktoriale Verfügung aus der Tasche, zerriß sie in Fetzen und warf sie dem Professor ins Gesicht:

„Da haben Sie Ihren Wisch! Jetzt können Sie tun, was Ihnen beliebt. Und was die da betrifft —"

Er vollendete nicht. Schweren Schrittes ging er aus dem Atelier.

Das Pfui wollte ihm nicht von den Lippen.

Aber es war ihm, als müsse er vor Ekel ersticken.

Eines nur konnte ihn reinigen von der Unwürdigkeit vergangener Tage: eine künstlerische Tat. Die Kunst mußte ihm Erlösung sein jetzt mehr denn je.

Er wagte nicht, weiterzudenken, wie es kommen würde, wenn dies nicht geschah.

XIII.

Es gab keinen Skandal.

Aber Niedermayr sorgte dafür, daß Ludwig auf Ostern das Atelier gekündigt wurde, und in seinem Stipendienbericht fiel die Auskunft über den verhaßten ehemaligen Schüler so aus, daß an eine weitere Verleihung nicht mehr zu denken war.

Auch das erfuhr Ludwig. Denn in der Kunstschule hatten die Wände Ohren.

Nun galt es nur eines: alle Kraft zusammennehmen. Das große Werk schaffen, das allen zeigen mußte, wer er war und was er wollte.

Er arbeitete mit dem vollsten Impulse dessen, der weiß, daß alles auf dem Spiel steht. Fieberhaft. Er gab das Äußerste seiner Kraft. Und so arbeitete er sich immer mehr auch in die Idee hinein: alles oder nichts. Mit dem ersten Wurf mußte er siegen: es war die Jugend in ihm, die glaubte, den Himmel stürmen und Berge versetzen zu können. Aus dem einen Karton: Odysseus' Heimkehr, den er noch im Herbst begonnen hatte, war ein Triptychon geworden und sollte ein großes Gemälde werden. Das eine Seitenstück stellte die Szene mit den Mägden dar, deren seelischer Inhalt so recht in seine Gemütsstimmung paßte. Das andere Penelope, am Webstuhl stehend, in traurige Betrachtung versunken; im Hintergrund die Mägde und der Durchblick in den Saal mit den zechenden Freiern. Das Mittelstück aber zeigte Odysseus und Telemach, Vater und Sohn, wie sie sich in Wonne und Weh des Wiederfindens umarmt halten. Dahinter Eumaios, der Hirt und die Herden. Gerade in dieses Mittelstück suchte er die Tragik und Sehnsucht seines ohne Elternliebe dahingeflossenen Lebens zu legen. Diese Szene sollte ihm gewissermaßen ein Symbol sein. Aber als er mit dem Ausmalen der nunmehr auf die Leinwand aufgezeichneten Gestalten begann, wurde ihm sein Atelier entzogen — man ließ bauliche Änderungen vornehmen —, und er mußte hoch hinauf, unters Dach, in ein kleineres Atelier mit schlechterem Licht. Doch er ließ sich nicht beirren. Er meinte: er müsse es zwingen, solange er noch ein Atelier habe.

Aber es ward Ostern und das Bild war noch nicht bis zur Hälfte gediehen.

Und er mußte ausziehen.

Wohin? Ja, wohin?

Es war zum Verzweifeln. Mit dem großen Bild, wo sollte er hin?

Er ging auf die Wohnungssuche und stellte das Bild, in Bretter eingeschlagen, in das Atelier eines oberflächlichen Bekannten. Sauer genug war ihm das Bitten darum angekommen.

Es begann die allerschwerste Zeit.

Er hatte ein erbärmliches Zimmer gemietet. Hier war an ein Arbeiten an dem Werk gar nicht zu denken. Er sann hin und her. Er zersann sich den Kopf.

Die Not stand vor der Türe. Das Stipendium lief noch bis zum Herbst. Und dann?

Wie große, dicke, schwarze Mauern standen die Fragen seiner Zukunft vor ihm, und nirgends eine Türe, ein Ausweg ins Freie.

Zum Vater gehen?

Nein, niemals!

Aber er mußte, er mußte ja das Bild fertig malen. Immer mehr bemächtigte sich seiner der Gedanke: ein Erfolg mit dem Bilde könne ihm helfen, ihm Atelier und Stipendium zurückgeben.

Und wenn sich auch das nicht erfüllen sollte, er mußte doch zeigen, daß er Klauen hatte, Klauen, etwas Großes zu erfassen, daß er keine erbärmliche Eintagsfliege war.

Und das Bild tauchte zuweilen vor ihm auf, streng, groß, achtungheischend.

Sein Herz klopfte rascher, in seinen Adern stürmten Wonne und Weh des Schaffenstriebs, des Künstlertraums.

Und keine Möglichkeit, zu malen!

O Qual!

Endlich fand er ein Atelier. Was für eines! Er mußte grimmig lachen, wenn er sich's überdachte.

Ein Bekannter von der Kunstgewerbeschule, ein angehender Architekt, hatte ein Zinshaus im Westen der Stadt gebaut. Man hatte das Haus in Eile in die Höhe gebracht. So war die Feuchtigkeit in den Wänden geblieben, und in einem Laden des Erdgeschosses war der Schwamm.

Der junge Architekt, mit andern Unternehmungen beschäftigt, hatte den Laden leer stehen lassen, und nun überließ er ihn Ludwig für sein Bild.

„Wenn alles schief geht," sagte er lachend — er litt nicht an einem Übermaß von Zartgefühl —, „kannst du noch immer ein Zigarrengeschäft aufmachen."

Als Entgelt mußte Ludwig allerlei phantastische Landschaften in Mietshäuser malen. Zumeist fanden sie nicht einmal den Beifall der Mieter, die eine Alpenlandschaft mit beglühten Berghöhen und Sennerinnen gewünscht hätten.

Aber er konnte doch an dem Bilde malen.

Und es ward.

Es gedieh zum letzten in einem Winter, der seine Kraft aufzehrte, seine Wangen noch hohler machte, seine ganze Gestalt noch ärmlicher, hungriger, schlottriger.

Er lächelte bitter, wenn er zufällig sein Spiegelbild sah.

Ja, jetzt war er Don Quichotte. So klapperdürr. Hatte er auch des edeln Ritters romantischen Enthusiasmus?

Aber zuweilen, in schlaflosen Nächten, schimmerte es vor ihm wie ein Stern: das fertige Bild, und damit das untrügliche, unleugbare Zeichen seines Künstlertums.

Und es ward fertig: in Nöten und Qualen. Der Architekt hatte nun doch einen Mieter für den Laden gefunden. Also auch da mußte er heraus.

Und nun mußte er es in Eile zum Ende bringen.

Mitte Februar war das Bild fertig. In den letzten Tagen hatten die Handwerksleute im Raum geschafft. Unter dem Getöse der Werkleute hatte er malen müssen.

Er legte einen ganz einfachen, schwarzen Rahmen um das Ganze, in den er mit Farbe die jeweiligen Stellen aus Homer unter die einzelnen Teile des Triptychons malte.

Ihm selbst war es wie das Ende einer Odyssee, als er das Gemälde in den Kunstverein brachte, und es war ihm, als trüge er sein eigen Herz zu Markt. (Schluß folgt)

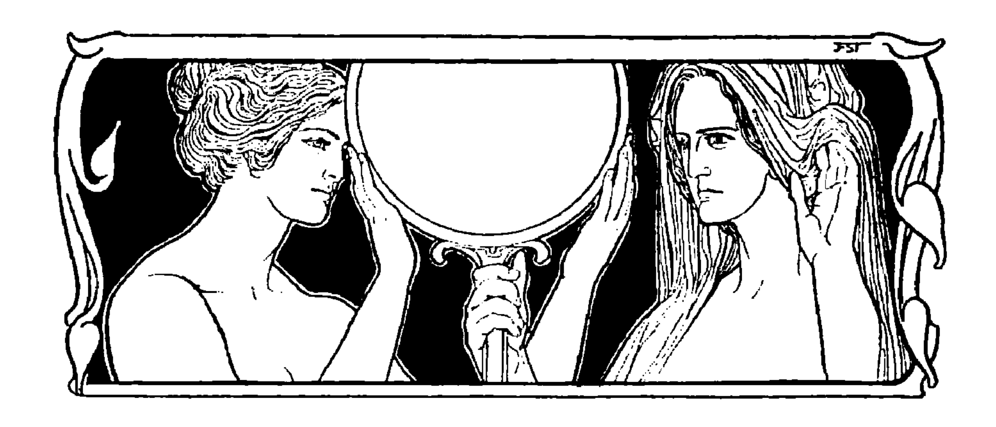
Das Wackele

Von

E. von Windegg

Ich stand vielleicht im dritten Lebensjahre,
Da kam zum ersten Male mit Bewußtsein
Ich in die Stadt. Es war ein heller Lenztag,
Und mancher Krokus blühte schon am Schloß;
Die kannt' ich wohl und zeigte sie der Tante,
Die an der Hand mich führte. Doch dann kam
Das Wunder, nie gesehn: ein kleines Kind,
In weißem Kleidchen, grad' so groß wie ich!
Wie staunt' ich da! Ich hatte wohl gemeint,
Ich sei der einz'ge Mensch von dem Formate,
Denn im Verwandtenkreis war ich die Kleinste,
Und nie war solch ein Knirps zu uns gekommen.
Mit offnen Armen lief ich hin und wollte
Das Kind umfassen, das mir wie ein Schatz
Erschien, den man bloß aufzunehmen braucht.
„Ein Wackele!" (so nannte mich der Vater)
Mit Jubel rief ich es — und rasch mit Tränen;
Denn fühllos ging das Wackele vorbei . . .

Das war mein erster Gang ins Menschenland.
Oft noch streckt' ich die Hand verlangend aus
Nach lieben Menschen . . . Doch sie gehn vorbei
Wie dort das Kind. Noch hab' ich's nicht gelöst,
Das erdendunkle Rätsel: „Fremde Menschen?" . . .



Kolonial-Assessorismus

Zu unserem Aufsatz im Januarheft 1907

Vom Auswärtigen Amt, Berlin, Kolonial-Abteilung, geht uns folgende Zuschrift zu:

„Berlin, 15. Mai 1907.

Ihre geschätzte Zeitschrift veröffentlichte um die Jahreswende 1906/07 einen kolonialen Artikel, der mit verschiedenen unfreundlichen Bemerkungen, wie ‚erziehlicher Einfluß schikanöser Assessorenweisheit' usw. durchsetzt war, und unter anderem Kritik an verschiedenen Vorkommnissen in Deutsch-Südwestafrika übte. Einem armen Maurer — so hieß es — sei befohlen worden, sein eben mühsam erbautes, ihm gegen die wolkenbruchartigen Tropenregen Schutz gewährendes Häuschen niederzureißen. Der Mann habe darauf unter dem Einflusse der Witterung einen Fieberanfall bekommen, der ihn an den Rand des Grabes brachte.

Als Ausfluß ‚leuchtender Assessorenweisheit' wurde ferner eine Verordnung des Gouvernements betreffend Wasserabgabepflicht der Farmer an die Frachtfahrer verspottet.

Auf den vom Gouvernement diesseits eingeforderten Bericht ist hier die beigefügte Darstellung eingelaufen. — Da mir Ihre Zeitschrift als eine ernste und vornehme bekannt ist, so darf ich wohl annehmen, auch in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich das Ersuchen an Sie richte, Ihren Lesern den wahren Sachverhalt mitteilen zu wollen.

Auswärtiges Amt, Kolonial-Abteilung.
gez.: Dernburg."

„Der Sohn eines mecklenburgischen Pfarrers, Hans Wilhelm Warncke, geboren am 7. Januar 1871 in Neustrelitz, kam im Jahre 1894 in das Schutzgebiet. Am 6. Juni 1895 meldete er sich für Windhuk an.

Er war bei den Bauunternehmern Tünschel & Wilke als Maurer beschäftigt und arbeitete am Neubau des Garnisonlazaretts. Anfangs wohnte Warncke in einem Blechhause hinter dem Geschäftshause der erloschenen Firma Mertens & Sichel, verzog dann, als der Neubau des Lazaretts in

Angriff genommen war, mit etwa fünf anderen Handwerkern in die Nähe des Neubaues. Hierselbst errichteten sie ein Blechhaus und ein Zelt unter einem noch stehenden großen Baume.

Warncke wohnte kurze Zeit mit den anderen Handwerkern zusammen, baute sich dann aber, weil es ihm bei diesen nicht mehr behagte, etwa 100 Meter seitwärts provisorisch ein etwa 2½ Meter breites und zirka 3 Meter langes Häuschen. Dasselbe stand auf einer kleinen Kalkkuppe auf Regierungsland und war aus herumliegenden Kalkklippen aufgebaut und mit Wellblech, welches die Bauunternehmer Tünschel & Wilke dem Warncke leihweise überlassen hatten, gedeckt. Innen waren die Wände nicht verputzt, weil das Haus nur vorübergehend als Wohnraum dienen sollte. Nach Aussage des Tünschel bot das Haus wohl Schutz vor den Sonnenstrahlen, jedoch nicht vor Regen; denn während der Regenperiode suchte Warncke des öfteren bei den anderen Handwerkern Schutz vor dem Regen, den ihm das Häuschen, das er sich gebaut hatte, nicht bot.

Als im Frühjahr 1896 der Bau des Garnisonlazaretts beendet war, wurden die Bauunternehmer Tünschel & Wilke durch den damaligen Assistenzarzt Dr. Richter persönlich aufgefordert, den Platz, auf dem die Handwerker wohnten, zu räumen, mit der Begründung, daß in der Nähe der Kranken Ruhe herrschen müsse.

Dieser Aufforderung wurde seitens der Bauunternehmer Folge geleistet, indem die Wohnstätten abgerissen wurden. Von dem Hause des Warncke wurde durch die Bauunternehmer das von diesen hergeliehene Wellblech entnommen. Die Mauern sind dann durch die Zeit zerstört worden, jedoch ist ein Teil der Grundmauer noch heute sichtbar. Warncke selbst erhielt seinerzeit keine Aufforderung, das von ihm aufgebaute Haus fortzureißen; derselbe stellte nach Vollendung des Baues die Arbeit bei Tünschel & Wilke ein und verzog aus Windhuk.

Das in Frage kommende Stück Land ist Regierungsland, gehört nicht zum Garnisonlazarett und ist heute noch unbebaut.

Warncke ist hier niemals ernstlich erkrankt.

Bei Beginn des Hereroaufstandes 1904 ist er in der Nähe von Okahandja ermordet worden. — —

Die im zweiten Absatz erwähnte Verordnung ist die Wegeordnung vom 15. Mai 1898, die, unter Mitwirkung der Bevölkerung entstanden, sich bis jetzt der allgemeinen Billigung erfreut hat."

* * *

Auf diese Zuschrift geht uns folgende Erwiderung unseres Gewährsmannes, Herrn Föllmer, zu:

„Meine Arbeit über ‚Kolonial-Assessorismus' lag längst auf der Schriftleitung des ‚Türmers', als noch kein Mensch an Exzellenz Dernburg als den künftigen Kolonial-Direktor dachte. Um den bis zur Drucklegung veränderten Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen, wurde der Schlußsatz zugefügt: ‚Die Berufung des ‚Kaufmanns' Dernburg an die Spitze des

Kolonialamts scheint uns der erste verheißungsvolle Schritt.' Daß wir uns darin nicht geirrt haben, beweist das vorstehende Schreiben. Bisher war die Kolonial-Abteilung gegen alle Ausstellungen und Beschwerden, selbst direkte, sehr harthörig und beantwortete sie oft genug nicht einmal. Daß unsere Kritik amtlicherseits auf ihre Richtigkeit hin nachgeprüft wurde, ist ein hocherfreuliches Zeichen der neuen Kolonial-Ära. Es erhöht die publizistische Pflicht und gibt ihr erst den wahren Lohn. Sicherlich wird dadurch auch das Pflichtgefühl derjenigen Kolonialbeamten eine Stärkung erfahren, die lächelnd meinten: ‚Berlin und die Wilhelmstraße sind weit, sehr weit', und die Arbeitsfreudigkeit derjenigen erhöht, die bei ihren eingehenden Berichten und Besserungsvorschlägen leider oft genug resigniert seufzen mußten: ‚Berlin und die Wilhelmstraße sind weit, sehr weit.'

Es scheint jetzt berechtigte Hoffnung dafür vorhanden zu sein, daß der Kolonial-Assessorismus schwindet. Oder auch nicht? Die bekannten Ausführungen des Kolonial-Direktors im ‚Berliner Tageblatt' haben die verschiedenartigste Beurteilung erfahren. Daß wir über die früheren Zustände in unsern Kolonien ‚verschiedene unfreundliche Bemerkungen' machen mußten, ist doch wahrlich nicht unsere Schuld. Uns war es bei dem Artikel wahrlich nicht um Hohn und Spott, sondern um ein ernstes, vornehmes Ziel zu tun, das der bekannte Kaufmann (auch Kaufmann) F. Oloff in Bremen aufgestellt hat, ein Ziel, das auf der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Essen im Juni 1905 fast einstimmig anerkannt wurde und dem fast alle bedeutenden Kolonialpolitiker, bis in ihre höchsten Kreise hinauf, zugestimmt haben.

Für dieses Ziel, die Beteiligung der weißen Bevölkerung an der Verwaltung der Ansiedler-, und der heimischen Interessenten an der der tropischen Kolonien, das ja Exzellenz Dernburg auch verfolgt, gab es für mich keinen wirkungsvolleren Hintergrund als die Auswüchse des Kolonial-Assessorismus.

Als Herausgeber einer Fachzeitschrift ‚Die deutschen Kolonien' floß mir für dieses dunkle Kapitel unserer Kolonialgeschichte überreichlich Material zu. Ich ließ es getrost ruhen und verstauben. Nur einige Beispiele suchte ich heraus und verwandte sie für den Türmer-Artikel. Ich hätte noch mit ganz andern aufwarten können. Wenige davon wurden beanstandet. Wenn man die andern gelten läßt, wäre es vollauf genug zur Begründung der brennenden Notwendigkeit der Selbstverwaltung in unsern Kolonien.

Aber selbst die wenigen kann ich leider nicht preisgeben. Bei allem unbändigen Respekt, den ich vor amtlichen Schriftstücken im allgemeinen und diesem amtlichen, ‚wahren Sachverhalt' im besonderen habe, kann ich doch nicht meine Behauptungen zurücknehmen, sondern muß sie aufrecht erhalten.

Ich gebe jetzt einem meiner Gewährsmänner, dem Pfarrer W. Warncke, das Wort! Er schreibt:

‚Erst heute kommt das Schreiben der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts vom 15. Mai 1907 an die Redaktion des ‚Türmers' zu meiner näheren Kenntnis. Da es ‚den wahren Sachverhalt mitteilen' will

betr. eines Artikels, in welchem es sich auch um meinen ermordeten Sohn Hans handelt, so fühle ich mich veranlaßt zu folgenden Bemerkungen: So erfreulich es ist, daß Exzellenz Dernburg Unrichtigkeiten richtig stellen läßt, so bedauerlich ist es, wenn er selber unrichtige Informationen erhält, wie in dem vorliegenden Falle. Denn ich muß hier einfach seiner ‚*amtlichen*‘ Darstellung, um der Wahrheit willen, *meine eigene* entgegenstellen. Nicht erst im Juni 1895 kommt mein Sohn nach Windhuk, wie man die Bemerkung verstehen muß: Am 6. Juni 1895 meldete er sich für Windhuk an; denn sein erster Brief aus Windhuk datiert bereits vom 13. Mai 1894, und zwar arbeitet er da schon bei Tünschel & Wilke, am 17. Juni bereits am Lazarett, am 1. Oktober 1894, ehe er also nach der amtlichen Darstellung in Windhuk angemeldet war, ist bereits sein Häuschen fertig. Denn in einem Briefe von diesem Tage heißt es: ‚Ich habe in letzter Zeit stramm gearbeitet, nämlich an meinem Häuschen, das ich mir aus Klippen aufgebaut. Ich habe ungefähr 14 Tage daran gewerkt, d. h. mittags, und abends manchmal beim Mondschein; es war eine tüchtige Arbeit. Ich habe es auf einem Hügel gebaut, so daß kein Wasser hineinlaufen kann. (Angabe der Länge und Breite.) Ich habe acht Platten Wellblech (84 Mark) *gekauft* und es damit gedeckt, *nun habe ich doch ein sicheres Heim vor Regen*.‘ Unterm 7. Dezember 1894 sendet er bereits eine Zeichnung seines Stolzes und seiner Freude nach Hause. Was will es gegen diese schriftlich vorliegenden Bemerkungen eines jungen Menschen, der jede Lüge als eine ‚Gemeinheit‘ bezeichnete, besagen, wenn das Gouvernement heute nach 13 Jahren, wo ihm doch keine Akten darüber vorgelegen haben können, nach Erinnerung von Tünschel behauptet, die Wellblechplatten seien von seiner Firma nur leihweise meinem Sohne überlassen gewesen und das Haus habe nicht Schutz geboten vor Regen; als ob Wellblech durchlässig wäre! Ich beanspruche für die Worte meines Sohnes dasselbe Maß von Glaubwürdigkeit wie für die Erinnerungen anderer, die allerdings den Vorzug haben, für ‚*amtlich*‘ erklärt zu werden. Möglich, daß die Wellblechplatten hie und da, wo sie zusammenstießen, tropften. Das kann aber nicht schlimm gewesen sein, wenn man seine Freude liest, wie er beim Schein seiner Lampe und dem prasselnden Regen nach Lübeck denkt an den alten komischen Büchsenmacher, bei dem er gelernt. Am 1. April 1895 schreibt mein Sohn: ‚Heute nachmittag kam ein fürchterlicher Wolkenbruch, wie ich ihn noch nie hier gesehen habe, alles schwamm, man konnte fast nichts sehen, so strömte der Regen und dazu ein entsetzlicher Sturm, der den Regen umherpeitschte. Wie gut ist es, daß mein Häuschen auf einem kleinen Hügel liegt, wo der Regen und das Wasser darum herumfließt. So liege ich ganz mollig und behaglich und höre, wie das Unwetter rund um mich herum tost, und ich sitze sicher im Trocknen.‘ Es ist ja möglich, daß die Wellblechplatten nachher wieder an Tünschel & Wilke zurückgegangen sind, als er aufgefordert wurde, sein Heim abzubrechen, weil es auf Lazarettgrund stehe. Wer den Abbruch gefordert hat, hat mein Sohn nicht geschrieben. Wer anders als die Polizei

hatte ein Recht, ihm das zu befehlen? Ich habe später Gouverneur Leutwein wegen dieser Inhumanität interpelliert; dieser hat mir geantwortet, er habe den Befehl nicht erlassen. Nun muß es ja wohl Stabsarzt Dr. Richter gewesen sein. Aber was hatte dieser auf Regierungsgebiet zu sagen? Zudem lag das Häuschen 100 Meter vom Lazarett entfernt. Was sollte seine Existenz diesem schaden? ‚Warncke selbst erhielt seinerseits keine Aufforderung, das von ihm aufgebaute Haus fortzureißen.' So der amtliche Bericht. So muß er die Aufforderung wohl geträumt haben! Jedermann aber, der weiß, was angestrengte körperliche Arbeit, sonderlich bei großer Hitze, ist, weiß auch, daß jemand nicht ohne zwingenden Befehl sein im Mondschein und Sonnenbrand mühsam errichtetes Heim, das seine ganze Freude ist und seine Welt, niederreißt. Genug, er hat keinen festen Wohnsitz mehr, ‚keen Hüsung', und Anfang März 1896, wo er ‚eine Viertelstunde von Windhuk am Rehoboter Weg' in einem Zelte wohnt, das er aus seinem unterdes eingetroffenen Wagenplan errichtet, erfährt er die Folgen davon: er bekommt Fieber, gegen das er fünf Tage ankämpft, dann läßt er sich von seinen Leuten zu H. Nitsche (Mertens & Sichel) fahren und bleibt dort vier Wochen, behandelt von Stabsarzt Dr. Richter. Die amtliche Berichtigung lautet: ‚Warncke ist hier niemals ernstlich erkrankt.' Wie geringen Wert eine solche amtliche Berichtigung unter Umständen haben kann, beweisen mir die Aussagen Dr. Richters, der mir nach seiner Rückkehr sagte, mein Sohn sei recht krank gewesen, und zwar sei die Sache um so bedenklicher gewesen, als mein Sohn nur ‚eine schwache Konstitution' habe. Und nun die Schlußbemerkung: ‚Bei Beginn des Hereroaufstandes 1904 ist er in der Nähe von Okahandja ermordet worden.' Entweder hat das Gouvernement erst kürzlich diese Entdeckung gemacht, und dann hätte es mich nach der wiederholten Vernehmung seines Kompagnons Leinhos davon benachrichtigen sollen, oder aber es ist auch hierauf so wenig Verlaß, wie auf die andern widerlegten Behauptungen. Denn christliche Herero haben im Hause des Missionars Eich, Waterberg, der dort weilenden Frau Sonnenberg (Verfasserin des bekannten Buches ‚Wie es am Waterberg zuging') mitgeteilt, seine eigenen Leute hätten ihren Hausfreund morgens, wo er von seinem Hause in Hamakari in den gegenüberliegenden Kraal gegangen, um dem Melken seiner Kühe beizuwohnen, rücklings erschossen und in dem Kraal verscharrt, nachdem sie ihm tags vorher sein Gewehr im Kraal versteckt hätten.

Doch wozu das alles heute noch? Werden die Herren des Kolonialamts heute für Kritik empfänglicher sein als 1896, wo ich ihnen in einem Leitartikel der ‚Deutschen Zeitung' betr. Entwaffnung der Herero wörtlich genau vorhergesagt habe, was wir 1904 mit Herzweh erlebt haben? Vielleicht sind die Herren in ihrer politischen Weisheit nicht mehr so hoch erhaben über gewöhnliche Sterbliche, nachdem ihre geringe ‚amtliche' Einsicht uns unsre Söhne und einige Hundert Millionen an Geld gekostet! Wenigstens von Exzellenz Dernburg, dem Mann des praktischen Lebens, bin ich

dessen gewiß. Dann wird aber schon in den Kolonien bald ein anderer Wind wehen und man wird sich um gute Ansiedler und ihr Wohl bemühen, statt ihnen mit Gesetzesparagraphen das saure Leben noch saurer zu machen. Denn mein Hans war ein guter Ansiedler, aus gutem Holz geschnitzt, fromm, ehrenhaft, wagemutig, anspruchslos, arbeitsfreudig, entschlußfähig, ausdauernd, still, bescheiden. So kannte ihn jedermann. Er hat aber mir gegenüber später seiner Ansicht, die damals fast alle teilten, wiederholt Ausdruck gegeben: die Verkehrtheiten der Regierenden sind unser Unglück, und darum lieber heute als morgen ‚unter englische Herrschaft'. — Hoch Deutschland!

Grünow, Mecklenburg, 3. Juni 1907.

W. Warncke, P.'

Was die Wegeordnung vom 15. Mai 1898 betrifft, so kann ich nichts weiter tun, als die Auskunft meines glaubwürdigen Gewährsmanns, der doch auch zur Bevölkerung gehört, der amtlichen Auffassung gegenüberstellen.

Ich behalte mir vor, aus den Akten Warncke eventuell weiteres Material zu bringen, falls ich hoffen darf, damit die Einsicht amtlicher Kreise fördern zu können.

Heute möchte ich nur Exzellenz Dernburg fragen: Was ist aus der Beschwerdeschrift des Mitgliedes der Entschädigungskommission Walter Mittelstädt in Elisenheim bei Windhuk geworden?

Den Lesern des ‚Türmers' muß ich es überlassen, festzustellen, ob meine oder die amtliche Darstellung den ‚wahren Sachverhalt' mitteilt. Ich werde nicht ablassen, mit der Türmergemeinde jetzt und in alle Zukunft mit Ernst und Eifer die Wahrheit zu suchen.

Berlin NW. 5, 6. Juni 1907.

Wilhelm Föllmer."



Sommerabend

Von

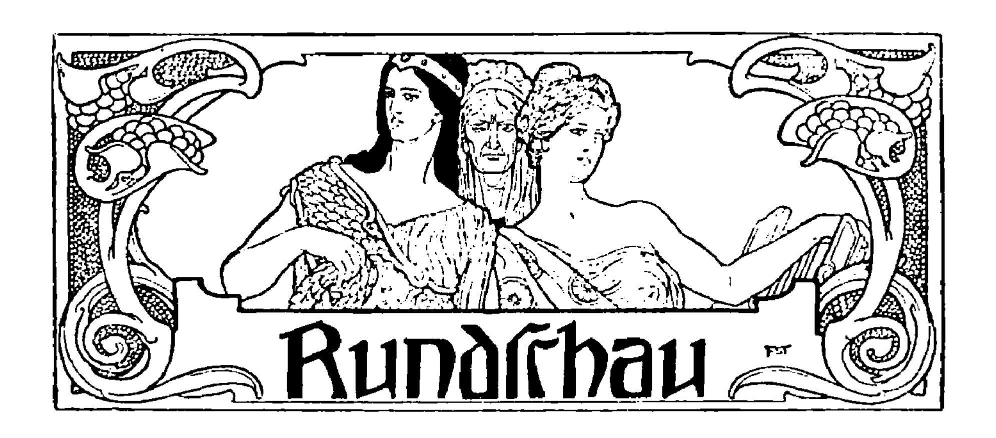
Ludwig Klarmann

Am Himmel rinnt des Tages Blut,
Der Wald in Dämmermilde ruht.

Kein Laut und Hauch den Raum durchweht,
All Zweig und Halm versunken steht.

Ein frommes Händefalten nur
Zum Schlafgebet der Lichtnatur.





Giuseppe Garibaldi

Der Wiener Kongreß hatte sein Werk vollbracht. Er hatte Italien zu einem geographischen Begriff degradiert.

Zähneknirschend ertrug Macchiavellis Vaterland, was ihm fremde Diplomaten auferlegt hatten. Bald erweckte die napoleonische Periode wehmütige Rückerinnerungen. Schon durch seinen Namen hatte das Königreich Italien, ob es gleich französische Dependenz gewesen und nur ein Drittel der Halbinsel umfaßt hatte, nationale Aspirationen wachgerufen; unter Napoleons und Murats Fahnen hatten zahlreiche tapfere Krieger den alten Vorwurf italienischer Verweichlichung glänzend widerlegt. Und nachdem sie diese großartigen Zeiten durchlebt, sollte Mailand wieder geknechtet und Modena geknutet werden, sollte Florenz ein träges Dämmerleben führen und Rom die Herrschaft der Hierarchie auferstehen sehen, dieweil die Bourbonen Neapels, noch triefend von dem Blut von 1799, ihre nichtsnutzige Herrschaft wieder etablierten.

Sofort begann in Italien der Sturmlauf der Liberalen und Nationalen gegen die „Schöpfungen" des Wiener Kongresses und ganz besonders gegen die Vorherrschaft Österreichs, in der man Reaktion und Fremdherrschaft zugleich verkörpert sah. Im Süden entfaltete der Geheimbund der Carbonari oder Köhler eine rege Tätigkeit. Bald griff er auch nach dem Norden über. Aber die neapolitanischen und piemontesischen Revolutionen oder besser Militärrevolten von 1820 wurden von Österreich mit leichter Mühe unterdrückt, und die Reaktion exzellierte in den Greueln, mit welchen sie seit Sulla die Welt nur zu vertraut gemacht hat.

Unter dem Eindruck der französischen Julirevolution begannen in Italien neue Verschwörungen, neue Aufstände, denen neue Verfolgungen sich anschlossen. Der Hauptsitz der Bewegung begann vom Süden nach dem Norden zu rücken. In den Kämpfen in der Romagna wurde statt der Carbonarifahne das Banner entrollt, das dereinst die Nationalflagge des geeinten Königreichs werden sollte.

Auch die Erhebung der 30er Jahre scheiterte. Es mißglückten auch die Putschversuche im festländischen Teil des Königreichs Sardinien, so namentlich der berühmte Savoyerzug.

Damals wurden zuerst in weiteren Kreisen jene beiden Männer genannt, die ihren Namen mit unauslöschlichen Lettern in die Jahrbücher ihres Vaterlandes eintragen sollten: Mazzini und Garibaldi, die beiden Giuseppes, beide

dem schmalen ligurischen Küstenstrich entsprossen, beide grundverschieden voneinander und doch beide erfüllt von derselben glühenden Begeisterung, in der Kosmopolitismus und Nationalismus unlöslich verschmolzen und durch religiöse Mystik geweiht und geheiligt waren; beide freilich auch nicht frei von den Fehlern, die nun einmal dem Parteigängertum anhaften.

Giuseppe Garibaldi wurde am 4. Juli 1807 geboren. Freunde der Symbolik mögen das Datum beachten; es ist das Datum der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Garibaldis Wiege stand im damals sardinischen Nizza. Der Name deutet germanische, langobardische Abstammung an. Die Abstammung wird durch den blonden Typus des Helden bestätigt, zu dessen Erklärung nicht die angebliche Abstammung von Theodor v. Neuhof, dem westfälischen Baron und Eintagskönig von Korsika, herangezogen werden braucht. Neuere Forschungen haben die hochbedeutsame, um nicht zu sagen beherrschende Rolle des Germanentums in der mittleren und neueren Geschichte Italiens nachgewiesen.

Giuseppe Garibaldi war einer seemännischen Familie entsprossen, und zum Seemann und Kaufmann sollte er erzogen werden. In Mathematik erhielt er eine tüchtige Ausbildung; aber mehr noch als diese zog ihn die römische Geschichte an. An den einfach-plastischen Gestalten des republikanischen Roms bildete er seine verwandte Seele. Von großem Einfluß auf den Knaben war die treffliche Mutter. Eine edle Parteinahme für die Schwachen, Menschen und Tiere, trat bald als hervorragender Charakterzug des ritterlichen Knaben in Erscheinung. Kaum zum Jüngling herangewachsen, machte er nach alter Genuesersitte Fahrten nach dem Schwarzen Meere und stählte in Kämpfen mit Seeräubern Mut und Nerven. In der sardinischen Kriegsmarine, in die er getreten, war Garibaldis Bleiben nicht lange. Er teilte durchaus den Haß der Genuesen gegen die ihnen durch den Wiener Kongreß aufgedrungene piemontesische Herrschaft und beteiligte sich eifrig an den gegen den König Karl Albert gerichteten Bestrebungen. Garibaldi wurde nach dem gescheiterten Savoyerzuge zum Tode verurteilt und konnte nur durch rasche Flucht sein Leben retten. Ein unstetes Abenteurerleben führte ihn u. a. nach Tunis, wo er als Schiffskapitän in die Dienste des Beys trat. Stets wurden, wie Neapels Geschichtsschreiber Colletta hervorhebt, die politischen Flüchtlinge Italiens am wohlwollendsten in den mohammedanischen Ländern aufgenommen. Von 1836 an finden wir Garibaldi in Südamerika. Dort, wo noch die Erschütterung der Losreißung vom Mutterlande nachzitterte, fand Garibaldi zum erstenmal ein Feld großzügiger Tätigkeit. In den Kämpfen der kurzlebigen Republik Rio Grande do Sul gegen Brasilien und Montevideos gegen den argentinischen Tyrannen und Diktator Rosas entfaltete Garibaldi die in ihm liegenden Fähigkeiten eines Freischarenführers großen Stiles. Den antiken Helden gleich kämpfte er zu Wasser und zu Lande, bald als gefürchteter Kaperfahrer an der Spitze eines kleinen Schiffsgeschwaders dem Feinde Schrecken einjagend, bald an der Spitze einer Reiterschar die unwegsamen Pampas durchstreifend. Roß und Schiff teilten sich in Garibaldis Vorliebe; aber gerade in den südamerikanischen Wirren lernte er den Wert eines guten Fußvolkes schätzen, wenn er auch stets seiner ritterlichen Natur entsprechend dem Bajonettangriff den Vorzug vor dem Gewehrfeuer gab. In jenen abenteuerlichen Jahren, die ihm neben vielen Siegen auch Gefangenschaft und einmal sogar die Folter einbrachten, freite Garibaldi das Weib seiner Jugend und seiner Liebe, die schöne Kreolin Anita.

Auf Italien ruhte nach den niedergeschlagenen Aufstandsversuchen der anhebenden 30er Jahre die schwere Hand eines rachsüchtigen Despotismus.

„Es wäre besser, wenn das Meer zugleich von Ost und West
Wegschwemmte deines Männervolks unselig letzten Rest"

rief damals Platen seufzend seinem geliebten Italien zu.

Die Italiener dachten anders. Auch in seiner tiefsten Erniedrigung ließ das edle Volk die Hoffnung nicht fahren. Einig in dem Sehnen nach einem geeinten Vaterlande und in dem glühenden Wunsche, die Fremdherrschaft abzuschütteln, gingen die Patrioten in ihren Staatsidealen weit auseinander. Die konservative Schule der Neuguelfen träumte von einem italienischen Staatenbunde unter des Papstes Vorsitz; Mazzinis junges Italien wollte eine straffe Einheitsrepublik mit Römertugend und christlichem Sozialismus. Eine dritte Richtung, die man die neughibellinische nennen kann, ersehnte eine konstitutionelle Monarchie unter dem Zepter eines einheimischen Fürsten. Dieser Fürst konnte nur der Träger der sardinischen Krone sein. Wohl wurde Karl Albert beschuldigt, nach jener verunglückten Revolution von 1820 den Verräter gespielt zu haben, wohl hatte er als Karl Felix' Nachfolger in dessen reaktionärem Geist regiert. Aber Karl Albert hatte nie vergessen, daß Österreich ihn von der Thronfolge ausschließen wollte; Karl Albert hatte die ehrgeizigen Hoffnungen der Jugend nur versteckt, nicht begraben; Karl Albert wartete nur darauf, die alte antiösterreichische Politik seiner Ahnen wieder aufzunehmen. Freilich bevor die neughibellinischen Hoffnungen der Erfüllung nahten, schienen die neuwelfischen Träume sich erfüllen zu wollen. Der neunte Pius gab der Welt das Schauspiel eines liberalen Papstes. Für eine Zeitlang war er der Abgott aller Patrioten, und im fernen Südamerika jubelte ihm auch Garibaldi zu.

Garibaldis Herz gehörte der Republik, und seine politischen Überzeugungen hatten sich unter Mazzinis Einfluß gebildet. Er haßte als freier ligurischer Seemann das bureaukratisch-militärische Piemont, dessen Staub einstmals Alfieri, der große Tragiker, unwillig von den Füßen geschüttelt hatte; er haßte in Karl Albert den Verräter und war von ihm zum Tode verurteilt worden. Aber als die Kunde an Garibaldis Ohr schlägt, daß, wieder unter dem Einfluß einer französischen Revolution, Italien sich erhoben und daß Karl Albert, nunmehr konstitutioneller König, Österreich den Krieg angesagt, da zaudert er nicht und bietet dem König seine Dienste an. Er wird zurückgewiesen. Da führt er auf eigene Faust den Krieg gegen Österreich und setzt ihn auch nach dem Waffenstillstand auf dem Lago Maggiore fort, bis er vor erdrückender Übermacht sich auf Schweizer Gebiet zurückziehen muß.

Die italienische Revolution, im Norden besiegt, schlug ihr Hauptquartier in Rom auf. Als General der Römischen Republik erwarb Garibaldi seinen ersten Anspruch auf Weltberühmtheit (1849). Buntscheckig war das Heer, das er kommandierte, und romantisch-bizarr genug speziell das Gepränge der näheren Umgebung Garibaldis und seiner selbst.

G. v. Hoffstetten schildert in seinem „Tagebuch aus Italien" also den Helden: „Er ist ein etwas kleiner Mann mit sonnverbranntem Angesicht und vollständig antiken Zügen. Ruhig und fest sitzt er auf dem Pferde, als wäre er darauf geboren. Unter einem spitzen Hut mit schmaler Krempe und schwarzer voller Straußenfeder drängt sich das tiefbraune Haar hervor. Der rötliche Bart bedeckt die Hälfte des Gesichts. Über der roten Bluse flackert der kurze, weiße amerikanische Mantel." Den „Gaucho" nannten die klerikalen Feinde

Garibaldi, den „roten Teufel“ nannten ihn die Neapolitaner, die der Papstherrschaft zu Hilfe heranrückten und zweimal von ihm geschlagen wurden, wobei er ihren König fast gefangen hätte.

Die Römische Republik erlag den Truppen, die die französische Schwesterrepublik oder vielmehr der nachmalige dritte Napoleon gegen sie sandte. Aber der Ruhm der Besiegten war größer als der der Sieger; die Porta Pancratio und die Pinienbüsche der Villa Pamfili sahen Szenen wahrhaft antiken Heroismus. Lucian Manara, Führer der grünen lombardischen Jäger, der achtzehnjährige Emilio Morosini und der blonde Poet Mameli starben nebst vielen anderen den Heldentod. Wir hörten oft in Italien des letzteren Lied singen:

„Von den Alpen bis Sizilien
Legnano liegt im ganzen Land,
Jeder Jüngling hat Ferruccis
Heldenmut und Eisenhand.“

(Legnano ist der Ort der berühmten Schlacht, wo die Mailänder usw. über Barbarossa siegten; Ferrucci der letzte Feldhauptmann der Florentinischen Republik, der bei Gavinana den Heldentod für Vaterland und Demokratie starb.)

Als alles verloren, suchte sich Garibaldi nach Venedig durchzuschlagen, das von Manin heldenmütig verteidigt wurde. Es gelang nicht. Die Truppe wurde aufgelöst und zersprengt. Ugo Bassi, Garibaldis Feldkaplan, wurde erschossen; des Generals heldenmütige Gemahlin erlag den Strapazen der Flucht.

Wieder schien Italiens Sache verloren, und wieder begann Garibaldi ein unstetes Leben in der Fremde. Als Schiffskapitän fuhr er nach China und Australien, und in Neuyork leitete er eine kleine Seifen- und Lichterfabrik. Dann kaufte er sich auf der kleinen Insel Caprera ein Landgütchen, auf dem er als moderner Cincinnatus lebte.

Die Ereignisse des Jahres 1859 riefen ihn auf die politisch-militärische Bühne zurück. Von dem genialen Cavour beraten, nahm Viktor Emanuel Karl Alberts Pläne wieder auf und bekriegte, von Frankreich unterstützt, mit Glück den österreichischen Erbfeind. Garibaldi befehligte in diesem Kriege die Freischar der grauuniformierten Alpenjäger, die sich namentlich aus der intellektuellen Jugend der Lombardei und Mittelitaliens rekrutierte. Ein kleines Reiterhäuflein in verschnürten Polenjacken bildete die Vorhut des Freikorps, das sich tapfer schlug, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, größere Erfolge zu erzielen.

Unter französischem Druck mußte ein schneller Frieden geschlossen werden. Sardinien erhielt die Lombardei und fügte bald Parma, Modena, die Romagna und Toskana seinen Erwerbungen hinzu, mußte aber Savoyen und Nizza an Frankreich abtreten. Garibaldi begriff nicht die harte Notwendigkeit, der sich Cavour beugte, und zog, erzürnt über die Abtretung seiner geliebten Vaterstadt, sich grollend aus dem öffentlichen Leben zurück.

Bald aber sollte Garibaldi auf die politische Schaubühne zurückkehren und durch den grandiosesten aller Freischarenzüge alles, was er bis jetzt geleistet, in den Schatten stellen. Der Nationalverein, in welchem das monarchische Element überwog, dem sich aber Garibaldi trotz seiner republikanischen Gesinnung angeschlossen hatte, vereinigte sich mit den Mazzinisten unter erst geheimer, dann offener Begünstigung Cavours zu der großartigen Unternehmung, die bestimmt war, das stockende Einigungswerk um einen gewaltigen Schritt vorwärts zu bringen. Es galt, den blutbefleckten Bourbonenthron in Neapel umzustürzen.

Das Maß der Sünden des neapolitanischen Bourbonenzweigs war voll. Nur der Begründer der Dynastie, der nachherige spanische König Karl, hatte ein des Lobes wertes Regiment geführt; an allen seinen Nachfolgern klebte das Blut Ungezählter, die eine reaktionäre Kamarilla ihrer Rachsucht geopfert. Unter dem zweiten Ferdinand waren die Greuel, die der Niederwerfung der „Parthenopeischen" Republik im Jahre 1799 gefolgt waren, fast noch überboten worden; wenn man mit Blut etwas sparsamer umgegangen war, so hatten dafür die Gefängnismartern, denen man die gemäßigsten Liberalen unterworfen, einen Entsetzensschrei in ganz Europa hervorgerufen. Gladstone, damals noch Tory, nannte die neapolitanische Regierung in heller Empörung die „Regierung der Leugnung Gottes". Einige Übertreibungen liefen Gladstone unter; aber der Kern seiner Anklagen ist nie widerlegt worden, und allein die Tatsache, daß der edle Exminister Carlo Poërio lange Jahre mit schwerer Kette an einen Strauchdieb gefesselt auf schattenloser Strafinsel zubringen mußte, genügt, das Verdammungsurteil über eine Regierung und eine Dynastie zu fällen, die nur durch solche Mittel sich erhalten konnten.

Während des österreichisch-sardofranzösischen Krieges, den er mit angstvoller Spannung verfolgt hatte, war König Ferdinand II. gestorben. Sein Sohn, der zweite Franz, regierte im Geiste, doch nicht mit dem Geschick des Vaters. Persönlich ein harmlos-unbedeutender Mensch, mußte er für die Sünden der Vorfahren büßen.

Mit 1062 Italienern und 5 Ungarn schiffte sich Garibaldi zu dem abenteuerlichen und doch so erfolgreichen Unternehmen ein. Die „Tausend" landeten im sizilianischen Marsala, das durch sie der Welt bekannt ward. Am 11. Mai fand die Landung statt und schon im August war die Eroberung der Insel vollendet. Ohne Verzug setzte Garibaldi nach dem festen Lande über. Seinem Heere mit Geringschätzung der Gefahr oftmals vorauseilend, durchzog Garibaldi in Windeseile die Gefilde Kalabriens. Vergebens versuchte Franz, mit Waffengewalt den wankenden Thron zu befestigen; vergebens nahm er zur schützenden Gewandung einer Verfassung seine Zuflucht. Es war zu spät. Die Geister der Getöteten, Gemarterten erhoben sich wider die Dynastie.

Auch der Verrat spielte mit und die Neigung der Ratten, das sinkende Schiff zu verlassen. Am 7. September 1860 zog Garibaldi, vom tosenden Jubel eines südlichen Volkes umbraust, in das befreite Neapel ein.

Es war der Höhepunkt in Garibaldis Leben. Von nun an beginnt sein Stern gemach zu erbleichen. Wohl siegte Garibaldi am Volturno über das neapolitanische Heer; aber Gaeta vermochte er nicht zu nehmen. Die reguläre Armee Sardiniens mußte zu Hilfe eilen und das Werk der Eroberung vollenden. In Sessa trafen Viktor Emanuel und Garibaldi zusammen. Eine tiefe, innere Sympathie verband den heroischen Republikaner und den tapferen Soldatenkönig. „Sire, ich gehorche" — mit diesen historischen Worten legte Garibaldi seine Diktatur nieder. Noch einmal zog er in Neapel ein; aber er mußte die Ehren dieses zweiten Einzugs mit dem König teilen.

Wieder tritt eine Stockung im italienischen Einigungswerk ein; wieder sucht Garibaldi mit einer die internationale Lage verkennenden Ungeduld die Entwicklung zu beschleunigen. Die Regierung des Einheitsstaates, von Frankreich gedrängt, tritt dem, der ihr Neapel und Sizilien zugebracht, mit Waffengewalt entgegen. Bei Aspromonte wird Garibaldi besiegt und verwundet. Wieder harrt er in seinem Tuskulum auf Caprera besserer Tage. Am Kriege

von 1866 nimmt er als Führer einer stattlichen Reihe von Freiwilligenbataillonen teil. Der Krieg verlief zu Wasser und zu Lande unglücklich für das junge Königreich, das trotzdem durch die Siege seines preußischen Verbündeten auf Umwegen Venetien gewann. Garibaldi, „groß im kleinen, klein im großen Kriege", operierte wenig erfolgreich im Westen des Gardasees.

Nach Venedigs Erwerbung fehlte nur noch eine Stadt dem geeinten Vaterlande. Aber diese eine Stadt war die ewige Roma. Napoleon hielt schützend seine Hand über der Papstherrschaft. Wie er durch einen Freischarenzug Neapels Bourbonen gestürzt, so wollte Garibaldi durch gleiche Mittel der Papstherrschaft ein Ende bereiten. In höchster Angst vor französischer Intervention suchte die italienische Regierung das Unternehmen zu hindern. Aber Garibaldi, einmal schon festgenommen und nach Caprera zurückgebracht, fuhr in tollkühner Fahrt in offener Barke durch das Geschwader, das ihn an einer Landung auf dem Festlande hindern sollte. Seine Schar wurde bei Mentana mit den meist französischen Schutztruppen des Papstes handgemein. Garibaldi erlitt eine schwere Niederlage. Wieder zog er sich nach Caprera zurück.

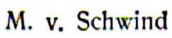
Wir wollen uns nicht weiter über den Rest von Garibaldis Leben verbreiten. Durch seine Aufmunterung des irredentistischen Chauvinismus förderte er weder die Interessen Italiens, noch die der Menschheit, noch seinen Ruhm; seine Teilnahme am deutsch-französischen Kriege brachte ihn um viele deutsche Sympathien, ohne ihm die Dankbarkeit Frankreichs zu erwerben: in geradezu empörender Weise wurde er, den Paris zu seinem Vertreter erkoren, von der reaktionären Mehrheit der Nationalversammlung in Bordeaux behandelt. Um so lieber verzeichnen wir die hohen Verdienste, die er sich als italienischer Deputierter um die Wiederbebauung der verödeten Campagna erwarb.

Wie auch immer Garibaldis Schwächen und Mißerfolge gewesen, alles ward vergessen, als die Kunde erscholl, daß am 2. Juni 1882 der 75jährige Held zweier Welten auf dem stillen Caprera seine müden Augen geschlossen. Italien und die Welt vereinigten sich, dem großen Toten zu huldigen; in würdiger Weise erkannte auch das Organ des Vatikans des bittern Gegners Größe und edle Seele an. Kaum eine Stadt Italiens, die ihm seitdem nicht ein Denkmal gesetzt; Garibaldis römisches Reiterdenkmal auf dem Janiculum, nahe der Porta Pancratio, der Stätte seines keimenden Weltruhms, blickt hinein in die vatikanischen Gärten. Noch heute ist der Garibaldianismus eine politische Macht in Italien; im Hellenenzuge der Garibaldianer von 1897 sahen wir ihn tätig, und die Sympathien, die dieser Zug ausgelöst, erblickten wir eben den kleinen, staatsklugen dritten Viktor Emanuel auf seiner Athenerfahrt weltpolitisch ausmünzen.

Wir haben uns bemüht, unsere Skizze objektiv zu halten, nicht als Parteileute, sondern als Historiker über Garibaldi zu sprechen. Garibaldi war weder Feldherr noch Staatsmann; er war Freischarenführer, allerdings der größte seiner Art. Die Eroberung Siziliens und Neapels ist das große Werk seines Lebens; es wird verschieden beurteilt werden, je nach dem politischen Standpunkt des Beurteilers. Der Persönlichkeit Garibaldis aber, dieses antiken Heros im romantischen Gewande, wird auch der Gegner, sofern er Gerechtigkeitsgefühl und Sinn für historische Größe besitzt, seine Anerkennung nicht versagen.

Dr. H. Rösemeier





M. v. Schwind



Die Vertreibung der hl. Elisabeth

Berthelot, Mendeléjew und Moissan

Die letzten Wochen haben der chemischen Wissenschaft den Verlust dreier ihrer berühmtesten Vertreter gebracht, des Russen Mendeléjew und der Franzosen Berthelot und Moissan, deren Leistungen auf chemischem Gebiete bahnbrechend waren.

Zu Paris am 25. Oktober des Jahres 1827 geboren, war Pierre Eugène Marcellin Berthelot der Senior unter den dreien. Er ist, wie die Tagesblätter gemeldet haben, fast 80 Jahre alt, bei der Nachricht von dem Tode seiner Frau plötzlich gestorben. 1859 wurde er Professor an der Pariser École de pharmacie, 1863 Mitglied der Akademie der Medizin, 1865 Professor am Collège de France. Im Jahre 1870 war er während der Belagerung von Paris Präsident des Verteidigungskomitees und beschäftigte sich während dieser Zeit hauptsächlich mit der Herstellung von Sprengstoffen. Im Jahre 1873 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1876 wurde er zum Generalinspektor des französischen Unterrichtswesens ernannt, 1881 zum lebenslänglichen Mitglied des Senates. Im Jahre 1886/87 wurde er Minister des Unterrichtes, 1895/96 Minister des Äußeren, 1900 Mitglied der Académie française. Wahrlich ein Leben voll der Ehren.

Die ersten Arbeiten Berthelots galten dem Studium organischer Verbindungen, besonders dem Glyzerin und den Fetten. Seine in zwei Bänden erschienene „Chimie organique fondée sur la synthèse" (Paris 1860), seine „Leçons sur les méthodes générales de la synthèse" (Paris 1864), seine „Synthèse chimique" (Paris 1875—97) und andere Arbeiten waren bahnbrechend auf dem Gebiete der Synthese, d. h. also des Aufbaus organischer Körper. Ihm schwebte als eines der Ziele der Chemie vor, die wichtigsten Nährstoffe des Menschen auf synthetischem Wege zur Darstellung zu bringen, und es erschien ihm durchaus nicht als Utopie, die Menschheit einmal anstatt mit den bisherigen großen Mengen vegetabilischer und animalischer Kost mit Pillen zu ernähren, in denen die erforderliche Nahrungsmenge gewissermaßen konzentriert enthalten wäre.

Später hat sich Berthelot der Thermochemie zugewandt. Die Wärme war ihm das Maß der Verwandtschaft zwischen zwei reagierenden Stoffen. Wenn eine Anzahl von Stoffen zueinander in freie gegenseitige Wirkung tritt, so kommt es unter den möglichen Umänderungen immer zu derjenigen, mit der die größte Wärmeentwicklung verknüpft ist. Dieses Berthelotsche „Prinzip der größten Arbeit" hat sich jedoch nicht als allgemein gültig erwiesen. Jedenfalls aber hat Berthelot mit seinen Untersuchungen der thermischen Erscheinungen bei Bildung, Verwandlung und Zersetzung chemischer Verbindungen, wie er sie in seinem zweibändigen Werke: „Essai de mécanique chimique, fondée sur la thermochimie" (Paris 1879) veröffentlicht hat, die Grundlagen der heutigen Thermochemie gegeben.

Sehr hat sich Berthelot, wie schon oben angedeutet wurde, um die Förderung unserer Kenntnisse der Explosivstoffe und Explosionen, desgleichen um die Geschichte der Chemie verdient gemacht. In erster Richtung ist da sein Werk: „Sur la force de la poudre et des matières explosives" (Paris 1872) zu nennen, auf geschichtlichem Gebiete sein Buch: „Origine de l'alchimie" (Paris 1885) und sein dreibändiges Werk: „Chimie au moyenâge" (Paris 1893).

Wir wollen noch erwähnen, daß Berthelot das von Ramsay als neuen Bestandteil der Luft entdeckte Krypton mit der Erscheinung des Nordlichtes in Zusammenhang gebracht hat. Er fand, daß die starke grüne Linie im Spektrum dieses neuen Gases fast ganz mit der hellen Linie im Spektrum der Nordlichter zusammenfällt, und schlug deshalb für den neuen Stoff den Namen Eosium (eos gleich Morgenröte und sinnbildlich auch gleich Nordlicht) vor.

Dimitrij Iwanow Mendeléjew wurde im Jahre 1834 in Tomsk in Sibirien geboren. Er ist durch sein „periodisches System der Elemente", mit dem er im Jahre 1869 hervortrat, berühmt geworden. Es war schon lange bekannt, daß von den verschiedenen chemischen Elementen einzelne einander sehr ähnlich sind. Natrium und Kalium z. B. sind beide weiß, beide weich, beide gleich oxydierbar und beide bilden mit allen Säuren lösliche Salze, die einander in der Färbung, in der Kristallgestalt und in anderen Eigenschaften gleichen. Auch die später bekannt gewordenen Metalle Rubidium, Lithium, Cäsium sind dem Natrium und Kalium sehr ähnlich. Die Atomgewichte dieser Elemente wachsen fortschreitend: Lithium = 7, Natrium = 23, Kalium = 39,1, Rubidium = 85, Cäsium = 133. Ähnliche Reihen lassen sich aus Kalzium, Strontium, Barium, aus Magnesium, Zink und Kadmium bilden. Im Jahre 1863 hat dann John Newlands darauf hingewiesen, daß man auf überraschende Regelmäßigkeiten stoße, wenn man die Elemente nach ihren Atomgewichten ordnet, man mit Übergehung des Wasserstoffes das erste, achte, fünfzehnte usw. aller Elemente so untereinander ordnet, daß die Differenz zwischen der Nummer des niedrigsten Gliedes einer Gruppe und der des unmittelbar darüber stehenden Elementes 7 beträgt. Es ist da, wenn man von einem bestimmten Elemente ausgeht, das achte Element gleichsam eine Wiederholung des ersten, wie die acht Noten der Oktave in der Musik. Unabhängig voneinander haben dann Lothar Meyer und D. Mendeléjew diesen Gedankengang weiter ausgearbeitet, und Mendeléjew hat in seinem „periodischen System der Elemente" diese nach ihrem Atomgewicht und ihren Eigenschaften in äußerst übersichtliche Beziehung gebracht. Werden sämtliche Elemente nach der Größe ihrer Atomgewichte geordnet, so sieht man beim Durchgehen der Reihe die Eigenschaften von Glied zu Glied sich ändern, bis bei einer gewissen Differenz der Atomgewichte die Eigenschaften in derselben Reihenfolge mehr oder weniger vollständig wiederkehren. Bricht man daher die Reihe bei diesen Wiederholungspunkten ab, so erhält man eine Anzahl kürzerer Reihen, die man so untereinander stellen kann, daß man in wagrechter Linie die Elemente nach der Größe ihrer Atomgewichte, in vertikaler Richtung die Elemente nach ihren chemischen und physikalischen Eigenschaften gewissermaßen zu natürlichen Familien in Reihen gebracht hat. Durch dieses periodische Gesetz erscheint also der enge Zusammenhang zwischen Atomgewicht einerseits und den chemischen und physikalischen Eigenschaften andererseits zu klarem Ausdruck gebracht, und die Aufstellung dieses Gesetzes ermöglichte es, chemische Prophezeiung zu spielen, nicht nur die Entdeckung noch unbekannter Elemente, sondern auch ihr Atomgewicht und ihre wichtigsten Eigenschaften vorauszusagen. Die später entdeckten Elemente Gallium, Skandium, Germanium hatten jedes einzelne vollständig das Atomgewicht und die Eigenschaften, wie sie Mendeléjew vorausgesagt hatte.

Es war begreiflich, daß die Chemie dieses periodische Gesetz freudigst begrüßte. Schien ja nun ein Mittel gegeben, in den Wirrwarr der Atom-

gewichte Ordnung zu bringen und das Prinzip der Reihenbildung, wie es sich bei den Verbindungen der organischen Chemie so gut bewährt hatte, auch für die Elemente selbst in Anwendung zu bringen. Aber Mendelejew sollte es noch erleben, daß mehr und mehr gewichtige Bedenken gegen seine Hypothese geltend gemacht wurden. Es erschien von vornherein bedenklich, daß gerade jenes Element, auf dessen Atomgewicht wir die Atomgewichte aller anderen Elemente beziehen, der Wasserstoff, isoliert außerhalb dieser Anreihung der Elemente zu stehen kommen, eine Familie oder Periode für sich bilden soll. Die neuentdeckten Bestandteile der Luft: Argon, Helium, Neon und Krypton passen nach ihren Atomgewichten nicht in dieses System. Mendelejew selbst konnte die Elemente Cer, Lanthan und Didym seinem System nur anpassen, indem er ihre Atomgewichte auf der Basis neuer Anschauungen über ihre Verbindungsfähigkeit umrechnete. Das Tellur paßt nicht an seine Stelle im Mendelejewschen System. Man hat daher im vollen Glauben an sein System angenommen, daß das für Tellur gefundene Atomgewicht nicht das richtige sei, hat aber bei allen Neubestimmungen immer wieder den alten Wert gefunden. Nach ihren chemischen Eigenschaften müßten die Elemente Samarium und Cer ihren Platz tauschen, können dies aber nicht wegen ihrer Atomgewichte. „Wenn also auch die Fülle der Gesetzmäßigkeiten," sagt Dr. Otto N. Witt, „welche durch Mendelejews periodisches Gesetz zum Ausdruck gebracht werden, überwältigend ist und in dieser Errungenschaft der Chemie sicherlich ein Kern von Wahrheit steckt, so ist durch dieses Gesetz die ganze Wahrheit doch nicht enthüllt worden, und ist es Aufgabe der modernen Chemie, nicht das periodische Gesetz durch künstliche und gezwungene Erweiterungen zum Passen zu bringen, sondern an seine Stelle eine neue theoretische Anschauung treten zu lassen, welche das periodische Gesetz mit umschließt, ohne doch von ihm als Grundlage auszugehen. Offenbar ist unsere Zeit für die Aufstellung einer solchen Theorie noch nicht reif, die Anzahl der gesammelten Tatsachen noch nicht groß genug, um die Gesetzmäßigkeit, die ihnen zugrunde liegt, klar erkennen zu lassen, aber wenn wir fortschreiten wollen, so müssen wir gerade diejenigen Tatsachen mit besonderer Freude begrüßen und besonders emsig weiter verfolgen, welche in das periodische Gesetz *nicht* hineinpassen."

Noch einmal machte Mendelejew vor drei Jahren Aufsehen, als er mit seinem *Versuche einer chemischen Auffassung des Weltäthers* auftrat. Nach Mendelejew kann der Äther keine gewichtslose Masse und auch nicht der Urstoff sein, aus welchem alle Elemente hervorgegangen sind. Es müßte im letzteren Falle ein Verschwinden und Umwandeln von Elementaratomen möglich sein. Ihm ist der Äther ein chemisches Individuum, ein gasförmiges Element, dessen Molekülen eine so große fortschreitende Bewegungsgeschwindigkeit zukommt, daß sie sich der Massenanziehung auch der größten Fixsterne zu entziehen imstande sind. Die Diffusionsfähigkeit dieses Elementes ist eine außerordentlich große, es vermag daher alle Körper zu durchdringen. Darum ist der Äther, obschon er Gewicht besitzt, für die Gewichtsbestimmung unzugänglich. Seines jedenfalls äußerst niedrigen Atomgewichtes wegen stünde der Äther in dem periodischen System an der Spitze einer „nullten" Gruppe, der auch die Elemente Helium, Neon, Argon, Xenon, Krypton angehören. Wie er die Existenz der dann später entdeckten Elemente Skandium, Gallium und Germanium vorausgesagt und deren Atomgewichte und Eigenschaften vorausbestimmt hat, so hat er auch versucht, das Atomgewicht des Äthers ein-

zuschätzen. Er setzte vor den Wasserstoff noch das zur Heliumgruppe gehörige Element y mit dem Atomgewicht 0,4 und meinte, daß dieses hypothetische Element vielleicht mit dem fraglichen, von Young und Harkneß im Jahre 1869 in der Sonnenkorona beobachteten Koronium identisch ist. Das Atomgewicht des Äthers ist natürlich noch viel niedriger. Die Temperatur des Weltraumes mit —80 Grad angenommen und vorausgesetzt, daß die größten Weltkörper die Sonne fünfzigmal an Masse übertreffen, würde nach der kinetischen Gastheorie für die Äthermoleküle eine fortschreitende Geschwindigkeit von 2240 Kilometer in der Sekunde sich ergeben, damit sie sich gegenüber der Anziehungskraft dieser großen Weltkörper indifferent verhalten können. Das gäbe dann für das Atomgewicht des Äthers ein Milliontel des Wasserstoffatomgewichtes. Nach dieser Hypothese, die den Äther als chemisches Element auffaßt, hätte man die Radioaktivität nach Mendeléjew so aufzufassen, daß die Atome der radioaktiven Elemente große Massenzentren sind, welche möglichst viel Äthermoleküle festzuhalten vermögen, sie aber nicht chemisch binden. Treten Äthermoleküle aus oder ein, so äußern sich diese Vorgänge in Form von Strahlen.

Populärer als der Name von Berthelot und Mendeléjew ist der Moissans geworden. Henri Ferdinande Moissan wurde am 28. September 1852 zu Paris geboren, ist also nur 55 Jahre alt geworden. Von 1873—79 war er im Laboratorium des Pariser Naturwissenschaftlichen Museums tätig, von 1879—80 wirkte er als Repetitor für Physik am Landwirtschaftlichen Institut und bis 1883 als Leiter der praktischen Arbeiten an der Höheren Schule für Pharmazie, seit 1882 auch als Dozent an den pharmazeutischen Anstalten. 1886 wurde er Professor an der Höheren Schule für Pharmazie. 1887 erhielt er den Lacazepreis der Pariser Akademie der Wissenschaften für seine Untersuchungen über das Fluor. 1888 wurde er Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften. Kürzlich erhielt er den Nobelpreis. Von seinen zahlreichen Werken seien genannt: „Sur les oxydes métalliques de la famille du fer" (Paris 1880), „Serie du cyanogène" (Paris 1885), „Recherches sur l'isolement du fluor" (Paris 1887), „Le four électrique" (Paris 1897), „Le fluor et ses composés" (Paris 1900), „Classification des éléments" (Paris 1904) und das fünfbändige Werk: „Traité de chimie minérale" (Paris 1904). Zahlreiche Einzelarbeiten über die Oxyde des Eisens, über die Fluorverbindungen, über das Chrom und seine Verbindungen, über die Metallkarbide, über Boride, über Graphit usw. sind in den „Comptes rendus", im „Bulletin de la société chimique de Paris", in den „Annales de chimie et de physique" niedergelegt.

Moissan hat mit der Heranziehung der Elektrizität als Arbeitsquelle für die chemischen Untersuchungen zur Erzeugung hoher Temperaturen und als Trennungsmittel einen glücklichen Griff getan. Mit den bisherigen Heizmitteln chemischer Natur, insbesondere auf dem Wege der Verbrennung, war über eine Hitze von 3000 Grad nicht weit hinauszukommen. Die Verbrennung, wenn auch durch hohe Temperaturen eingeleitet, findet bei sehr hoher Temperatur nicht mehr statt. Für das elektrische Glühen gibt es keine solche Beschränkung. Indem sich Moissan seinen elektrischen Flammenofen konstruierte, bei welchem der elektrische Strom passend unterbrochen und die Hitze des Flammenbogens zur unmittelbaren Heizung des Schmelzgutes verwendet wird, konnte er Temperaturen bis zu 4000 Grad erzielen. Mit einem

Strome von 12 Ampère und 60 Volt vermochte er die schwerst schmelzbaren Metalle in größeren Mengen in Fluß zu bringen, festeste chemische Verbindungen aufzulösen. Durch Moissans Arbeiten ist es zweifellos geworden, daß alle Elemente bei großer Hitze vergasbar sind und wahrscheinlich überhaupt alle chemischen Verbindungen bei den höchsten Temperaturen sich lösen.

Ganz außerordentlich haben sich durch Moissans Untersuchungen unsere Kenntnisse über das Fluor vermehrt. Vor ihm wußten wir über dieses in der Natur hauptsächlich im Flußspat, dann in den Knochen und in dem Zahnschmelz vorhandene Element fast gar nichts. Dieses Element ist noch weit aktiver als Chlor, greift alle Stoffe an und wird auch der Gesundheit des sich mit ihm einlassenden Chemikers höchst gefährlich. Man hatte kein Gefäß, in dem man es hätte darstellen können. All das macht begreiflich, warum unsere Kenntnisse über das Fluor so geringe Fortschritte machten. Moissan brachte Platingefäße in Anwendung und stellte das Fluor aus wasserfreiem Fluorwasserstoff her, den er bei sehr niedriger Temperatur durch den elektrischen Strom zerlegte. Wohl wurde auch da ein Teil des Platins von dem freigewordenen Fluor angegriffen, ein Teil des Fluors aber blieb frei. Wasser wird durch Fluor im Überschuß zerlegt, und es entsteht die in der Glasätzerei bekannte Fluorwasserstoffsäure und mit Ozon gemischter Sauerstoff. Moissan ist es dann gelungen, trockenes und ganz reines Fluor herzustellen, indem er das unreine Fluor durch ein von flüssigem Wasserstoff umgebenes Schlangenrohr streichen ließ und so bei der niederen Temperatur von —180 Grad die Fluorwasserstoffsäure zur Verdichtung brachte. Von solchem trockenen Fluor wird Glas auch bei einer Temperatur von 100 Grad nicht angegriffen. Bei —187 Grad verflüssigt sich Fluor und bleibt bei —210 Grad noch flüssig. Bei —233 Grad, welche niedrige Temperatur erreicht wird, wenn flüssiger Wasserstoff verdunstet, wird Fluor fest. Wurde festes Fluor mit flüssigem Wasserstoff von —252,5 Grad zusammengebracht, so trat eine explosionsartige Reaktion ein, der Wasserstoff entzündete sich und die Glasgefäße wurden zu Pulver zertrümmert. Mit Selen erfolgt die Reaktion bei —187 Grad unter Detonation. Arsen und roter Phosphor verbinden sich mit flüssigem Fluor unter Feuererscheinung, Anthrazen mit flüssigem Fluor bei heftiger Explosion unter Abscheidung von Kohle. Trifft Fluor mit Stickoxyd zusammen, so kommt es zu einer heftigen, mit Feuererscheinung verbundenen Reaktion.

Boride und Karbide sind fast ausschließlich von Moissan und seinen Schülern untersucht worden. Eisenborid wurde im elektrischen Ofen beim Erhitzen von Bor mit Schmiedeeeisen erzeugt. Es bildet glänzende, gelbgraue Kristalle, die, im Sauerstoff erhitzt, mit hohem Glanze verbrennen. Durch Erhitzen von amorphem Bor und Zuckerkohle im elektrischen Ofen wurden glänzend schwarze Kristalle von Borkarbid erhalten, welche fast so hart wie Diamant sind und dessen Flächen ritzen. Das heute zu so großer industrieller Wichtigkeit gelangte Kalziumkarbid wurde zum ersten Male im Jahre 1894 von Moissan durch Reduktion des Kalkes mit Kohle bei einer bis 3500 Grad gesteigerten Hitze im elektrischen Ofen dargestellt, ohne daß man damals noch an eine praktische Verwendung dachte. Unrein ist es schon früher von Travers dargestellt worden. Moissan ist auch die Endeckung des Karborundums, das zum Schleifen und Polieren von Metallen und Glas verwendet wird und im großen durch Erhitzen eines Gemisches von Koks und reinem Sand im elektrischen Ofen dargestellt wird, zu danken.

So verbreitet das Kalzium in zahlreichen Verbindungen auf der Erdoberfläche vorkommt, so war es vor Moissan nicht möglich, dieses Element in größeren Mengen isoliert zu erhalten und seine Eigenschaften genau festzustellen. In den Lehrbüchern der Chemie war es bisher als glänzendes, gelbes Metall mit dem spezifischen Gewicht 1,55—1,6 beschrieben. Moissan hat nun die bisherigen Methoden der Kalziumdarstellung einer Prüfung unterzogen, gefunden, daß man das Kalzium aus seinem Amalgam nicht durch Destillation gewinnen kann, und zwei neue Methoden der Darstellung entdeckt. Er fand, daß sich Kalzium in flüssigem Natrium auflöst, erhitzte ein Gemenge von 600 Gramm wasserfreiem Jodkalzium und 240 Gramm metallischem Natrium unter zeitweisem Umrühren in einem eine Stunde lang auf dunkle Rotglut erhitzten und bedeckten Eisentiegel, zerklopfte die erhaltene Schmelze in kleine Stücke und zog diese mit absolutem, in Eis gekühltem Alkohol so lange aus, bis nichts mehr gelöst wurde. Er bekam so ein glänzendes Kristallpulver von Kalzium. Die zweite Methode besteht in der Zerlegung bei dunkler Rotglut geschmolzenen Jodkalziums durch den elektrischen Strom. Jetzt weiß man, daß Kalzium ein schön silberweißes, bei 760 Grad im luftleeren Raume zu einer glänzenden Flüssigkeit schmelzendes Element und sein spezifisches Gewicht 1,85 ist.

Ohne des weiteren auf Moissans verschiedene Leistungen auf dem Gebiete der anorganischen Chemie einzugehen, wollen wir nur noch in Kürze seiner Darstellung von Diamanten auf künstlichem Wege gedenken, deren neben dem elektrischen Ofen in weiteren Kreisen und populären Schriften wohl am öftesten Erwähnung geschehen ist. Moissan selbst wird wohl dieser Herstellung von Diamanten keine besondere Bedeutung zuerkannt haben. Schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat der Kieler Professor Chr. Pfaff Versuche unternommen, künstliche Diamanten zu erzeugen, aber ihm stand nur der schwache Strom eine Zambonischen Säule zur Verfügung. Durch das Vorkommen von Diamanten in Meteoriten angeregt, ging Moissan daran, den gewöhnlichen schwarzen Kohlenstoff durch Lösung umzukristallisieren, und wählte Eisen als das beste Lösungsmittel für Kohle. Die im geschmolzenen Eisen gelöste Kohle kühlte er plötzlich ab, so daß sich eine feste Rinde bildete. Bei der weiteren Abkühlung des flüssigen Inneren vermag sich die Masse nicht entsprechend der Volumzunahme beim Erstarren des Eisens auszudehnen, es entsteht so ein gewaltiger Druck, und dieser bewirkt das Kristallisieren des ausgeschiedenen Kohlenstoffs. Wird dann das die Kristalle umschließende Eisen aufgelöst, so werden die mikroskopisch kleinen Diamanten frei. Sie gleichen in Härte und den anderen Eigenschaften ganz den natürlichen Diamanten. Praktischen Wert konnte diese Erfindung nicht haben, denn solche winzigen Diamanten kommen weit kostspieliger zu stehen als die natürlichen. Es ist übrigens von verschiedener Seite bestritten worden, daß die auf diesem Wege erhaltenen Kristalle wirklich Diamanten sind, wie es überhaupt fraglich ist, ob der Diamant in der Natur bei höherer Temperatur entstanden ist. Combes weist da auf die aufgefundenen pflanzlichen Einschlüsse im Diamant hin und auf die Tatsache, daß Diamant im Gußeisen bei hoher Temperatur in Graphit sich umwandelt und der Kohlenstoff die Elektrizität um so besser leitet, je höher die Temperatur steigt, während Diamant bekanntlich die Elektrizität nicht leitet.

Interessant sind endlich auch Moissans Versuche über die Entzündungs- und die Verbrennungstemperatur der drei Varie-

täten des Kohlenstoffs in Sauerstoff. Er brachte einen sehr durchsichtigen Kapdiamanten von 162 Milligramm in die Mitte einer Porzellanröhre und setzte ihn einem Strome reinen, trockenen Sauerstoffes aus, während eine thermoelektrische Zange mit dem Kristall in Berührung war. Die Röhre war an den Enden durch Glasscheiben verschlossen, es konnte also der Diamant immer beobachtet werden. Durch eine kleine Seitenröhre konnte das abziehende Gas in ein Gefäß mit Barytwasser, das bekannte Reagens auf Kohlensäure, geleitet werden. Die Röhre wurde langsam auf einem Gasrost erhitzt. Bei 710 Grad war das Barytwasser noch klar. Erst bei 720 Grad zeigte sich eine ganz leichte Trübung, die bei 730, 740, 750 Grad sich langsam vermehrte, ohne daß der Diamant zu brennen angefangen hatte. Auch bei 790 Grad zeigte sich noch keine Spur von Glühen. Erst bei 800 Grad war der Diamant plötzlich von einer Flamme umgeben, wurde glühend und rasch blendend weiß, und die Entwicklung von Kohlensäure wurde eine viel schnellere. Bei gleichen Versuchen mit Graphit kam es bei 570 Grad zu einer sehr schwachen Trübung des Barytwassers, bei 600 Grad zu reichlicherer Entwicklung von Kohlensäure und erst bei 690 Grad zum plötzlichen Glühen und lebhaften Verbrennen des Graphits bei starkem Leuchten. Die Versuche mit der dritten Modifikation des Kohlenstoffes, mit amorpher Kohle, zeigten das Barytwasser bis 200 Grad klar, in leichter Trübung bei 230 Grad, worauf dann bei weiterer Erhitzung die Entwicklung von Kohlensäure rasch zunahm und bei 345 Grad die Entzündung der Kohle erfolgte. Berthelot hat bei Veröffentlichung dieser Untersuchungen Moissans erinnert, daß schon Lavoisier bei der mit Hilfe eines Brennglases unternommenen Verbrennung von Diamanten an der Luft die Entstehung eines Überzuges von Kohle wahrgenommen hat.

Schon diese knappe Auswahl aus dem reichen Schatze neuer Kenntnisse, welche die drei verstorbenen Chemiker ihrer Wissenschaft zugeführt haben, dürfte hinreichen, auch dem Nichtfachmanne eine Vorstellung von der Bedeutung dieser Männer für die Chemie zu geben und von der Größe des Verlustes, den die Wissenschaft durch ihren Tod erfahren hat.

Dr. Friedrich Knauer



Aus eines Mannes Mädchenjahren

Von allen Erscheinungen auf literarischem Gebiet zogen mich stets die am meisten an, welche die eigenartige Entwicklung einer Persönlichkeit schilderten. Eigenart — gegeben durch körperliche, intellektuelle und ethische Veranlagung, bestimmt in ihrer Sichdurchsetzung, ihrer Begrenzung und Knechtung durch Einflüsse des Hauses, der Schule, der Umgebung, kurz der gesamten Verhältnisse. War nun gar das Dargestellte ein Stück Leben, der Wirklichkeit nacherzählt oder nachgedichtet, so war mein Interesse vollkommen.

Beides erhoffte ich von einem Buche (N. O. Body, Aus eines Mannes Mädchenjahren — Vorwort von Rudolf Presber — G. Rieckers Buchhandlung Nachfolger, Berlin), dessen Titel und Ankündigung das Werden und Wachsen und Sichdurchringen einer Persönlichkeit unter den sonderbarsten Lebensverhältnissen zu schildern versprachen. Und meine Erwartung wurde nicht getäuscht.

Ein junger Mann spricht hier zu uns, ein junger Mann, der infolge eines ärztlichen Irrtums bei seiner Geburt als Mädchen erzogen und aufgewachsen ist und erst vor wenigen Monaten über sein wahres Geschlecht aufgeklärt wurde. Geahnt freilich hat er's schon immer, geahnt haben es seine Kameradinnen in der Töchterschule. Gewußt haben es seine Eltern — wenn auch nicht mit völliger Sicherheit; doch scheute der Vater den Klatsch, das Aufsehen, den Spott seiner lieben Nachbarn, und die Mutter hatte als schwache Waffen dagegen nur ohnmächtige, aber bittere Tränen. Und so kam es denn, daß von dem Zeitpunkte ab, da die geahnte Eigentümlichkeit seines Geschlechts eine wirksame, tief verwundende Waffe in der Hand seiner Mitschülerinnen geworden, die Furcht und Scham vor einer Entdeckung wie ein Damoklesschwert über dieser Jugend hing. Zu dieser Furcht kamen noch all die Demütigungen und Quälereien, die ihm aus seiner besonderen Art erwuchsen. Wie tief die manchmal scherzhaften, aber mindestens ebensooft absichtlich-boshaften Spöttereien über die männliche Stimme, den keimenden Schnurrbart und die wenig entwickelten Formen verletzen mußten, kann jeder nachfühlen, der irgend einmal eines körperlichen Gebrechens wegen gehänselt und verlacht worden ist.

Auch die äußeren Lebensverhältnisse waren wenig geeignet, Frohsinn in dieses Leben zu bringen. Eine düstere Wohnung, ein heftiger, schwer leidender Vater, der durch Rückgang seiner wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr verbittert wurde, der Zwang zu Spielen und Beschäftigungen, die seinen — des Knaben — Wünschen gar nicht entgegenkamen, endlich gar die Erniedrigung zur Stellung eins Lehrmädchens. Und hinter und über dem allen die Sorgen und Zweifel über sein Geschlecht, die sein Leben zerrissen.

Eine gewisse Milderung aller Schmerzen brachte die Befreiung aus den demütigenden Verhältnissen und die Erhebung zu intensiver, geistiger Arbeit im Studium, das durch die Hilfe eines Gönners ermöglicht wurde. Doch konnte die Arbeit im Interesse des Volkes und insbesondere der Frauen — er studierte Nationalökonomie und wirkte durch Veröffentlichungen und durch Vorträge gelegentlich einer Reise nach Polen, Siebenbürgen, Norwegen, die er als Berichterstatter für eine deutsch-amerikanische Zeitung unternahm, für das Recht der Frau — nicht dauernd seiner Seele Beruhigung bringen. Neues Elend und neue Wirren erwuchsen ihm aus den sexuellen Empfindungen, welche das intime Zusammensein mit Frauen und Mädchen erregten. Endlich löste die Liebe zum Weibe das Rätsel dieses seltsamen Daseins; sie führte zwar am Rande der Verzweiflung und des Grabes vorbei, trieb aber das arme Wesen dazu, einem freundlichen Arzte die Geschichte seiner Kindheit, das Geheimnis seines Körpers anzuvertrauen. Und wie er endlich offen von den zahllosen Leiden und Demütigungen sprach, die ihn so lange bedrückt hatten, da wurde ganz allmählich eine schwere Last, das Joch seines Lebens, von seiner Seele genommen, da kam mit dem Wissen die Erlösung, zwar nicht ohne tiefe, innere Kämpfe, aber doch Erlösung, Beseligung im Gedanken an die Zukunft. Aus dem Mädchen mit dem männlichen Geiste und männlicher Körperbildung wurde vor Staat und Gesellschaft ein junger Mann, der daran geht, sich eine neue Lebensstellung zu schaffen, um bald ein geliebtes Weib heimzuführen. —

Natürlich nimmt das Sexuelle in der Geschichte dieser Jugend einen breiten Raum ein. Wir sehen, wie die Natur sich immer wieder regt und sich aufbäumt gegen Gewohnheit und Erziehung, um zu seinem Rechte zu gelangen.

Die Kenntnis von seiner geschlechtlichen Ausnahmestellung ward dem

Kinde schon im Alter von vier Jahren; Vergleiche mit andern kleinen Mädchen, veranlaßt durch sexuelle Regungen, die man bei Kindern dieses Alters kaum für möglich hält, führten dazu. Doch das Bewußtsein der körperlichen Verschiedenheit verschwand allmählich, da ein Verständnis für deren Bedeutung natürlich nicht vorhanden sein konnte. Vor allen Dingen zeigte sich der männliche Charakter in seinen Fähigkeiten und Neigungen. Je wilder das Spiel, desto besser; kein Baum zu hoch, kein Wagnis zu gefährlich. Puppen, Kochgeschirr und dergleichen Mädchenspielzeuge behagten ihm gar nicht; dagegen machten ihm ein Schaukelpferd und eine Laubsäge, mit der er sich sein Spielzeug selbst fertigen konnte, viel Freude. Er war der Anführer bei den Indianer- und Matrosenspielen mit den Knaben, er der Anstifter bei allen tollen Streichen. Dagegen zeigte er großes Ungeschick beim Stricken, Nähen, Tanzen und ähnlichen Fertigkeiten. Es gilt eigentlich als erwiesen, daß Mädchen leichter und schneller auffassen als Knaben. Unser Mädchenknabe aber übertraf alle Kameradinnen an Auffassungskraft und -schnelligkeit; er zählte stets zu den besten Schülern, obgleich er daheim wenig arbeitete und von Fleiß keine Rede sein konnte.

Das Bewußtsein seiner Eigenart wurde ganz plötzlich wieder wachgerufen durch das Verhalten seiner Mitschülerinnen, die ihn als „einen wirklichen Jungen" von ihren Spielen ausschlossen und verspotteten. Woher ihnen diese Weisheit kam?! „Alle Kinder wußten, daß es mit ihm eine besondere Bewandtnis hatte." Und die Folge: er fühlte sich jetzt auch als Knabe, den seine Eltern aus irgend einem Grunde — die Romantik eines Kindergemütes treibt hier sonderbare Blüten — als Mädchen erzogen. In dieser Zeit begannen die Qualen und Zweifel, die das Kind verwirrten und nicht zur Ruhe kommen ließen, und zudem die Furcht vor dem Spotte, wenn sein Geheimnis offenbar würde.

Sexuelle Regungen fanden sich dann natürlich in den Pubertätsjahren. Immer mischten sich schöne Frauen in seine Träume, stets fühlte er sich von Mädchen angezogen, und das Zusammenleben mit ihnen regte ihn seelisch ungemein auf. Ebenso zog er wieder trotz seiner Tracht und der Umgangsformen einer gebildeten Dame unserer Tage Mädchen an, die wohl instinktiv den Mann in ihm ahnen mußten. Die Eigentümlichkeit seines Wesens empfanden sehr viele Frauen, von denen so manche wahrscheinlich in unbewußt sinnlicher Zuneigung um seine Freundschaft warben. „Die Frau eines Parlamentariers sagte mir einst: ‚Wenn Sie sprechen, geht ein eigentümliches Fluidum von Ihnen aus, wie ich es noch nie bei einer anderen Rednerin empfunden habe; nur wenn mein Mann spricht, fühle ich etwas ähnliches.' Eine andere Dame meinte nach einem großen öffentlichen Vortrage: ‚Sie hypnotisieren uns ja; es geht wie ein starker Strom von Ihnen aus, welcher uns zwingt, Ihnen atemlos zu folgen und Sie anzusehen. Man muß Sie liebhaben ...'"

„Es gibt ein Wissen des Körpers, das stärker ist als alle Logik." Andererseits beeinflußt die Kleidung das Empfinden und das Urteil der meisten Menschen. Das geht z. B. aus Zeitungsberichten über Vorträge hervor, in denen Bodys bedeutende Rednergabe, männliche Entschlossenheit und echt weiblicher Liebreiz gerühmt wird. Es mag daraus vielleicht zu verstehen sein, daß auch Männer sich in Liebe nahten und Herz und Hand antrugen.

Ihren Höhepunkt erreichten alle sexuellen Regungen in der Liebe zu einer verheirateten Frau. Die Trennung voneinander erschien ihnen unerträglich;

darum wollten sie gemeinsam in den Tod gehen. Ihre unselige, hoffnungslose Liebe erschien ihnen wie ein furchtbares Laster, bis endlich der Arzt, dem er sich anvertraute, das befreiende Wort sprach: „Und wollen Sie Ihrer Freundin nahe sein ..., so heiraten Sie sie doch! Sie sind gerade so gut ein Mann wie ich auch ...“ Und unser junger Freund wird nun nächstens einen Hausstand gründen. Glück brauchen wir ihm dazu nicht erst zu wünschen; er scheint es in Wirklichkeit zu besitzen.

Viel Leid und Elend hat er ertragen. Denn er besaß ein feines, empfindsames Gefühl, das sein Geheimnis zu einer Folter für ihn machte. Trotz der ersten Jugendjahre, die sich von denen anderer Kinder nicht sonderlich unterschieden — nur in dem Überschauen von seinem jetzigen Standpunkte aus —, trotzdem sich sein Lebensschiff durch Wind und Wogen rang und jetzt mit vollen Segeln sich dem ruhigen Hafen einer glücklichen Ehe nähert, wirft doch die fröhliche Gegenwart keinen verklärenden Schimmer auf die Vergangenheit, aus der doch in der Regel alles Frohe, Lichte hell hervortritt, während das Dunkle, Traurige im Meere des Vergessens versinkt. Tiefe Bitterkeit ist die Grundstimmung des Buches, Bitterkeit gegen die, die ihn um das Schönste, eine fröhliche Jugend, betrogen haben. Das gibt uns einen Maßstab für die Größe des Leides, das mit ahnender Erkenntnis beginnt, mit der Vertiefung des Gefühls wächst und mit der Wahrheit endet. Das deuten auch die Verse an, die dem Buche an die Spitze gestellt worden:

„Über meiner Kindheit
Lag eine drohende Faust.
Alle stillen Freuden
Wurden mir zerzaust.

Das gab so tiefe Wunden,
Wie nie ein Dolch sie sticht,
Man kann sie vergessen, verträumen ...,
Heilen — kann man sie nicht.“

Das Buch greift uns ans Herz. Es will nicht Sensation erregen; es wird auch dem Lüsternen, der nach ihm greift, wenig Befriedigung gewähren. Es schildert uns eine leidvolle Jugend, trägt aber das Leid nicht geflissentlich zur Schau, und gerade die keusche Zurückhaltung, die uns nur scheu einen Blick in die Seele werfen läßt, weckt unsere Sympathie.

Das Buch ist ein Akt der Selbstbefreiung, der Loslösung von einer schweren Vergangenheit im Hinblick auf ein neues, besseres Dasein. Es bedeutet den Abschluß eines eigenartigen Zwitterdaseins und den Beginn eines jugendfrischen, tatenfrohen Manneslebens.

Das ist wohl der innere Grund dafür, daß diese Lebensgeschichte veröffentlicht und ihr Geheimnis ins grelle Licht des Tages gezogen wurde. Der äußere liegt in der Anregung Rudolf Presbers, der auch ein Vorwort dazu geschrieben hat. „Ich wollte das Buch nicht schreiben,“ sagt der Verfasser, „andere machten mich erst darauf aufmerksam, daß ich es als Beitrag zur Psychologie unserer Zeit und im Interesse der Wissenschaft und Wahrheit der Menschheit schuldig bin.“

Über die Bedeutung des geschilderten Falles für ärztliche und juristische Fachkreise spricht Dr. med. Hirschfeld in einem Nachworte. Über die pädagogische Bedeutung schreibt er an derselben Stelle: „Wir sehen hier, wie tiefgreifende Konflikte sich bereits in der Kinderseele abspielen können... Die

Erwachsenen haben zu lange nicht nur die Kindheit in ihrer Bedeutung für das Leben, sondern auch das Kind in seiner Bedeutung als Mensch unterschätzt.

Wir sehen des weiteren in geradezu klassischer Weise den Kampf zwischen angeborenen Anlagen und äußeren Einflüssen, zwischen Ererbtem und Erworbenem. Wir beobachten, wie mit elementarer Gewalt gewisse innere Triebe die Schranken durchbrechen, welche Erziehung und Umgebung errichteten, wie trotz allem es schließlich doch der Geist ist, welcher sich das Leben formt."

Was wir ferner über den Spieltrieb, über sexuelle Regungen in früher Jugend, über Erotik in höheren Töchterschulen und über vieles andere hören, beansprucht wohl die Aufmerksamkeit der Eltern und Erzieher, um so mehr, als wir keine Dichtung, sondern Wirklichkeit vor uns haben.

Zum Schluß muß ich noch einmal wiederholen: Was an diesem Buche mich fesselte, das war das merkwürdige Menschenschicksal, das Leiden, Ringen und Durchdringen eines armen Wesens, das sein Selbst suchte und fand. Darum wünsche ich dem Verfasser, daß nicht lüsterne Neugier, nicht kalte Wissenschaftlichkeit, sondern menschliches Mitgefühl seinem Buche Freunde schaffe.

P. Kempendorff



Das Land der 630 Hoheiten

Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade ein halbes Jahrhundert nach der eigentlichen Unterwerfung Ostindiens durch die Engländer und der blutigen Unterdrückung des Aufstandes von Dehli die nationale Gärung in Indien wieder bedenkliche Ausdehnung gewinnt und den britischen Herren über den Kopf zu wachsen droht. Ein Riesenreich von fast 300 Millionen wird da von einer lächerlich kleinen Anzahl regulärer britischer Truppen, noch nicht 75 000 Mann, im Zaume gehalten; das ganze übrige indische Heer sind Eingeborene. Mehr als zielbewußt, skrupellos zielbewußt ist freilich die Besitzergreifung Indiens vor sich gegangen, und wird der Besitz heute noch festgehalten. In einer Artikelreihe der „Neuen Welt" („Ostindien und die Engländer") hat Konrad Köster anschaulich die Geschichte dieser Besitzergreifung erzählt. Sie ist im wesentlichen die Geschichte der Englisch-Ostindischen Kompanie, die 1600 unter Königin Elisabeth gegründet wurde mit dem bescheidenen Kapital von 15 Millionen Mark in Tausendmark-Aktien. Gleich das erste Jahrhundert des Bestehens der Gesellschaft bietet ein niedliches kapitalistisches Idyll. Im Jahre 1698 befand sich die englische Regierung in größeren Geldnöten als sonst, und flugs bot ihr eine Konkurrenzgesellschaft 40 Millionen zu 8 Prozent Zinsen, wenn ihr dafür ein Monopol auf den indischen Handel erteilt würde. Die weniger kapitalkräftige alte Ostindische Kompanie konnte mit ihrem Angebot von 14 Millionen, trotzdem sie nur 4 Prozent Zinsen verlangte, dagegen nicht aufkommen. Die Regierung pfiff also auf die älteren Rechte und erteilte die Konzession der neuen Kompanie. Schlau war die alte Gesellschaft aber doch: sie verstand es, sich mit 6 300 000 Mark Anteil in das Anleihegeschäft hineinzuschmuggeln, und da alle Zeichner der Anleihe das gleiche Anrecht auf den indischen Handel hatten, so war die alte Gesellschaft gerettet. Nun begann ein mörderischer Konkurrenzkampf der beiden Kompanien, der sie fast an den Rand des Bankrotts brachte, bis sie Frieden machten und sich 1708 zur

„Vereinigten Ostindischen Kompanie" zusammenschlossen, mit einem Kapital von 64 Millionen in Aktien zu 10000 Mark. Die reine Freude des Geschäftemachens störten ihnen aber schon 1744 die Franzosen, die den Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges benutzen wollten, um die indischen Niederlassungen der Engländer zu brandschatzen. Am 10. September 1746 eroberten sie Madras, und erst der Friede von Aachen 1748 machte dem Kriegszustande zwischen Frankreich und England ein vorläufiges Ende. Der Führer jener französischen Aktion in Indien, der Gouverneur von Pondicherry, Dupleix, suchte nun den französischen Einfluß auf andere Weise zu erhöhen. Als im Jahre 1750 im Dekhan sowohl wie auch in dessen Vasallenstaat Carnatic je zwei Prätendenten um die Nisam- bezw. Nabobwürde stritten, ergriff Dupleix Partei und machte dafür seine beiden siegreichen Klienten, den Nisam wie den Nabob, von sich abhängig. Aber schon ein Jahr später machte ihm ein abenteuernder Engländer diesen Erfolg streitig. Es war Robert Clive. Als einen Tunichtgut von 18 Jahren hatten ihn seine Anverwandten nach Indien abgeschoben, wo er aus Verzweiflung über seine elende Lage zweimal Selbstmordversuch machte. Dann vertauschte er bei Ausbruch der französisch-englischen Feindseligkeiten den Kommissessel seiner Madraser Faktorei mit der Würde eines Fähnrichs; und als nun die Krämerseelen von Madras ratlos vor Dupleix' Erfolgen standen, schlug der inzwischen wieder zum Schreibpult zurückgekehrte Clive vor, gegen den von Dupleix protegierten Nabob einen Gewaltstreich zu unternehmen, den er selbst leiten wollte. Der Streich glückte, der Franzosen-Nabob wurde abgeschlachtet, die Engländer setzten in Carnatic wie im Dekhan die von ihnen begünstigten Gegenprätendenten ein, und fortan war hier ihre ausschlaggebende Stellung gesichert. Die zweite Gelegenheit, sich hervorzutun, bot sich Clive bei einer Feindseligkeit des Nabobs von Bengalen, Suradscha Daulah, gegen Kalkutta, bei der 123 Engländer ums Leben kamen. Clive wurde mit einer Rache-Expedition ausgesandt, nahm Kalkutta wieder ein und zwang den Nabob am 9. Februar 1757 zum Frieden. Das hinderte ihn nicht, eine Verschwörung gegen diesen zu unterstützen. Ein Hauptmacher der Verschwörung war ein reicher Hindukaufmann namens Omitschund. Als dieser, in dem Wunsch, noch ein paar Millionen bei dem Handstreich zu erpressen, dem Nabob alles zu verraten drohte, sicherte man ihm auf Clives Rat alles zu, was er verlangte, mittels eines schriftlichen Vertrages. Nebenher fertigte Clive einen andern Vertrag, auf dem er die Unterschrift des Admirals Watson, der den Schwindel nicht mitmachen wollte, fälschte. Als alles nach Clives Plane gelungen, Suradscha Daulah am 26. Juni 1757 bei Plassey in die Flucht geschlagen und in landesüblicher Weise „abgemurkst" war, und nun der Hindukaufmann die versprochenen sechs Millionen verlangte, die Clive bereits in die eigene Tasche gesteckt hatte, da wurde ihm in dürren Worten bekanntgegeben, der Vertrag wäre ein Kniff gewesen, er bekomme nichts. Der Betrogene verfiel darob in Wahnsinn und starb nach wenigen Monaten. Mit dem Siege bei Plassey war jedenfalls die britische Macht in Ostindien endgültig begründet. Der neue Nabob von Bengalen, der bei jener Verschwörung von den Engländern eingesetzte Mir Dschaffier, erwies sich zwar nicht als sehr gefügig. Er knüpfte mit den Holländern, die in Chinsurah, nördlich von Kalkutta, eine Faktorei hatten, Verhandlungen an, um sich ihren Beistand zu sichern. Da griff aber Clive kurzerhand mitten im Frieden das holländische Geschwader an und brachte auch ihm im November 1759 eine vernichtende Niederlage bei.

Mir Dschaffier wurde nun durch Mir Cossim ersetzt, der wieder durch den inzwischen idiotisch gewordenen Mir Dschaffier, und dieser durch ein Söhnchen im zartesten Kindesalter. Bei jeder dieser Umwälzungen wurde die Schatzkammer des gestürzten Nabobs radikal ausgefegt, der Inhalt unter die Kompaniebeamten verteilt; die letzte Versteigerung des Nabobsitzes brachte 2800000 Mark ein. Clive, der bei diesen Schachergeschäften selbst bereits ein Vermögen von 20 Millionen „erworben" und nun für seine Verdienste in England die Peerwürde sowie den Titel eines Barons von Plassey erhalten hatte, ins Parlament gelangt und schließlich zum Gouverneur und Oberstkommandierenden von Bengalen ernannt worden war, machte endlich 1765 dem Puppenspiel in Bengalen dadurch ein Ende, daß er vom Kaiser von Dehli eine Urkunde erwirkte, wonach die Ostindische Kompanie das Recht auf alle Einnahmen von Bengalen, Behar und Orissa erhielt und in allen ihren Besitzungen und Eroberungen in anderen Teilen Indiens bestätigt wurde. Schon damals, bei dieser äußerlichen Respektierung des Großmoguls, stellte Clive den politischen Grundsatz auf, der seither bis auf den heutigen Tag ausschlaggebend für die indische Politik der britischen Regierung geblieben ist. Clive schrieb der Regierung: „In der indischen Staatsweisheit besteht das Wesen zum großen Teil in der Form. Seitdem wir die Steuern erheben, sind wir in der Tat auch die Herren des Landes, dem Kaiser und seinen Statthaltern bleibt bloß der Name und der Schatten der Herrschaft. Uns nützt es aber, diesen Schatten in Ehren zu halten." Und hundert Jahre später bestätigte der Vizekönig Lord Canning diesen Grundsatz, als er am 30. April 1860 telegraphierte: „Sir John Malcolm sagte einst: ‚Wenn wir Indien ganz in britische Distrikte umwandeln, wird unser Hindureich, wie die Verhältnisse liegen, höchstens 50 Jahre bestehn. Behalten wir aber die einheimischen Staaten bei als königliche Werkzeuge unserer Vorherrschaft, so werden wir Indien so lange haben, wie wir die Meere beherrschen.' Ich bin von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt, und die neuesten Ereignisse empfehlen sie mehr als je unserer Beachtung." Clive ließ also die Nabobwürde bestehen, der Nabob jedoch wurde mit einer jährlichen Pension von 6400000 Mark, die übrigens später auf die Hälfte herabgesetzt wurde, zur völligen Bedeutungslosigkeit verurteilt. So ist's noch heute: von den $4^1/_2$ Millionen Quadratkilometern mit fast 300 Millionen Einwohnern stehen $1^1/_2$ Millionen Quadratkilometer mit 66 Millionen Einwohnern zwar noch unter eingeborenen Fürsten, sogar unter nicht weniger als 630! Diese 630 Nabobs, Rajahs und Maharajas, Nisams und Ranas aber sind nichts anderes mehr als einfache englische Würdenträger, denen die britische Regierung gewisse selbstherrliche Rechte belassen hat, und vor allem den Titel von Königlichen Hoheiten. Scheinbar erlassen sie eigene Gesetze, in Wahrheit ruht aber die legislative Gewalt allein bei den Engländern. Die Engländer können sie absetzen, wenn sie durch schlechte Verwaltung die Ruhe des Landes gefährden, können sie strafen, wenn sie Verbrechen begehen. Die „Hoheiten" müssen englische Truppen bei sich kantonieren lassen, müssen selber zur Verteidigung Indiens Militär stellen, müssen Terrain für Kasernen, Bahnen, Landstraßen hergeben. In eigener Verwaltung haben nur drei oder vier die Eisenbahnen ihres Gebiets, etwa 20 haben eigene Post, und vielleicht 30 prägen eigenes Geld. Dafür aber beziehen sie ein Jahresgehalt von England; nicht alle freilich, viele zahlen im Gegenteil noch Tribut an England von 20000 bis 5 Millionen Mark! Als der Nabob von Nisamut in dieser Weise „pensioniert" wurde, rief er vergnügt aus: „Gott sei Dank, jetzt kann

ich mir so viel Bajaderen halten, wie ich Lust habe." Ganz bestimmte Ehrenbezeigungen je nach Rang und Würde wurden ihnen überdies belassen; so wird mit einer besonders festgesetzten Zahl von Kanonenschüssen salutiert, je nach der Bedeutung des betreffenden „Fürsten", nach dem Alter seines Geschlechts, nach seiner Machtstellung und nach den von ihm der Regierung geleisteten Diensten. Zwei besondere Orden sind ihnen reserviert, der „Stern Indiens" und der „Reichsorden", der ihnen das Anrecht auf den englischen Titel „Sir" gewährt. Einigen ist das Recht auf einen Fächer aus Pfauenfedern, andern das auf goldene Steigbügel „verliehen". Für solche Dinge sind diese Orientalen überaus empfänglich. Wenn sie im übrigen, wie der vorgenannte Nabob von Nisamut, genug Geld für Bajaderen und Trinkgelage, für Edelsteine, Tierkämpfe und militärische Paraden haben, sind sie zufrieden. Und reicht die englische Pension nicht, so wird irgend ein Beamter zur Ader gelassen, der natürlich seinerseits das Volk schröpft. So tun sich förmliche Banden, die „Thugs" oder „Würger" zusammen, um unter dem Schutze der Polizei das Land zu brandschatzen, unbekümmert um die Hungersnot, die in dem ausgesogenen Indien seit Clives Zeiten schon chronisch ist. Eine einzige Hungersnot in Bengalen kostete Millionen von Menschen das Leben. Sie war so furchtbar, daß die Feinde Clives es durchsetzten, diesen als den Eroberer Bengalens für die ungeheuerlichen Mißstände verantwortlich zu machen. Zwar endete die Untersuchung, die 1772 gegen Clive erfolgte, mit dessen Freisprechung, aber seines Sieges wurde er nicht mehr froh: er versank in tiefe Melancholie, die in Wahnsinn ausartete, und starb durch eigene Hand am 22. November 1774.

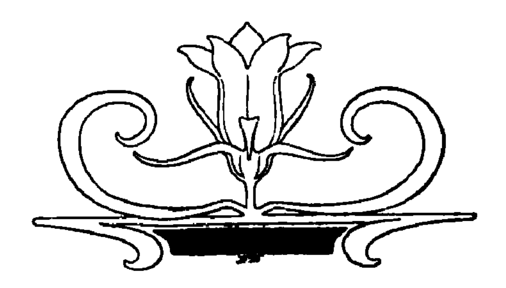
Doch schon war ein Ersatz für ihn da, würdig des Vorgängers. Ein junger Mann, Warren Hastings, dessen staatsmännische Qualitäten Clive bereits erkannt hatte, leitete seit 1769 die kaufmännischen Geschäfte der Kompanie in Madras mit so klingendem Erfolge, daß er 1772 zum Gouverneur von Bengalen ernannt wurde. Eine seiner ersten Regierungstaten war die schon erwähnte Herabsetzung der Zivilliste des Nabobs von 6 400 000 auf 3 200 000 Mark. Dann verkaufte er die Distrikte Corah und Allahabad, trotzdem diese dem Großmogul von Dehli zugesprochen waren, für 10 Millionen an den Nabob von Audh, dem er ferner für weitere 8 Millionen Kompanietruppen zur Unterwerfung der freiheitliebenden Rohillas, eines in besten Kulturzuständen an einem Gangesnebenflusse lebenden Volkes, vermietete. In einem mit scheußlichster Grausamkeit geführten Kriege wurden 1773 die Rohillas niedergeworfen. Dem durchaus loyalen Rajah von Benares erpreßte er 10 Millionen und zwang ihn dann zur Flucht, so daß die Kompanie auch in Besitz dieses Gebietes kam. Den neuen Nabob von Audh veranlaßte er, dessen Mutter und Großmutter um ihren Schatz von 60 Millionen zu berauben; die Ländereien der beiden Damen wurden konfisziert, das Gefolge ausgehungert; und indem man zwei Eunuchen, die ihrem Hofhalt vorstanden, im Gefängnis ausgesuchten Folterqualen unterwarf, erpreßte man nach und nach 20 Millionen Mark. Als Hastings einige Jahre später, 1786, nach London ging, wurde er mit größter Auszeichnung empfangen. Die Königin nahm sogar ein Elfenbeinbett als Geschenk von ihm an. Dann kam allerdings die Opposition zur Geltung mit förmlichen Anklagen gegen Hastings. Burke, Fox und der Dichter Sheridan waren die gewichtigsten Ankläger. Bekannt sind namentlich die glänzenden, feurigen Anklagereden des letzteren in diesem Prozeß, der nach siebenjähriger Dauer aber dennoch, Frühjahr 1795, mit der Freisprechung Hastings endete. Nur daß

dieser durch die Prozeßkosten, in die er doch verurteilt wurde, und Bestechungsgelder um 1 400 000 Mark, sieben Zehntel seines Vermögens, ärmer geworden war. Dafür hielt ihn dann die Kompanie schadlos durch eine Jahrespension von 80 000 Mark. Als er am 22. August 1818 starb, wurde er neben die Großen Englands in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Ohne Zweifel war es die Wirksamkeit der Clive und Hastings, die die englische Herrschaft in Indien begründet und ihr bis heute den Charakter aufgeprägt hat. Was sie in bezug auf die Eroberung des Landes noch zu tun übrig ließen, war wesentlich nur eine Nachlese. Schwierige, ebenso blutige wie wechselvolle Kämpfe waren nur noch mit ein paar tapfern Völkern zu bestehen, in deren Stämmen noch, entgegen dem sonst bis aufs äußerste gediehenen Partikularismus, ein kräftiges Zusammengehörigkeitsbewußtsein und Freiheitsgefühl vorhanden war. So mit den kriegskundigen Sikhs, die das Pandschab bewohnten, schließlich aber doch unterlagen, so daß 1851 das Fünfstromland annektiert werden konnte. So endlich mit den Reiterscharen der Mahratten, die 1855 endgültig unterworfen wurden. Seit 1857 war, wenn auch noch stattliche Gebiete, nämlich anderthalb Millionen Quadratkilometer von 4½, als mehr oder minder abhängige Vasallenstaaten fortbestanden, die Autorität der Ostindischen Kompanie vom Indus bis zum Brahmaputra, vom Himalaja bis zum Kap Comorin begründet. Aber schon waren die Tage der Kompanie gezählt. Der Minister Fox, der bereits 1783 versucht hatte, ihr das Land durch eine indische Bill zu entreißen, war darüber noch zu Fall gekommen. Sein jugendlicher Nachfolger Pitt brachte bereits ein Gesetz durch, das zwar die Autorität der Kompanie noch bestätigte, gleichzeitig aber eine staatliche Behörde zu deren Überwachung einsetzte, eine Art Aufsichtsrat, die „Board of control“. Und die Kompanie fuhr dabei nicht einmal schlechter als früher, wo der größte Teil der Beute in den Händen der Angestellten blieb. Für das arme, ausgesogene Land war das eine System so schlimm wie das andere. Was 1834/35 der damalige Generalgouverneur von Indien über die Notlage der dortigen Baumwollweberei schrieb: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels, die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen von Indien“, — es galt bald für die ganze eingeborne Bevölkerung. Trotzdem war der große Aufstand vom Sommer 1857, der die Engländer unter General Wilson zu einer regelrechten Belagerung der Stadt Dehli zwang — erst am 20. September 1857 gelang den englischen Truppen die Erstürmung —, nicht etwa eine durch die Unterdrückung, Mißhandlung und Ausbeutung hervorgerufene allgemeine Volkserhebung, sondern eine Militärrevolte, eine Empörung der Sepoys, der Eingeborenentruppen, die in großen Mengen der Kompanie dienten. Die Masse des Volks blieb bei dieser Soldatenrebellion teilnahmslos. Die Sepoys kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, aber, der Führung entbehrend, unterlagen sie überall der europäischen Kriegskunst. Ihren Sieg krönten die Engländer mit fast beispiellosen Schlächtereien. Zu vielen Tausenden wurden die wehrlosen Gefangenen niederkartätscht, füsiliert, enthauptet oder — mit Vorliebe — vor die Mündung blindgeladener Geschütze gebunden und durch die Explosion in Stücke gerissen. Einer der Henker, der General Cooper, erzählt von sich selber: „Die Sepoys wurden truppweise zehn zu zehn herbeigeführt. Nachdem ihre Namen aufgeschrieben waren, ließ ich sie fesseln, zusammenbinden und auf den Richtplatz führen, wo eine Schützenabteilung ihrer harrte. Ungefähr 150 waren bereits erschossen, da ist einer der ältesten Henker

in Ohnmacht gefallen. Die Verzweiflung, die Wut, das Geheul und die rasende Tollheit der dem Tode entgegengeschleppten Sepoys hatten ihn angegriffen. Man mußte eine Pause machen. Die Hinrichtungen haben bald von neuem begonnen. Es lagen 237 Leichen auf dem Platz, als gemeldet wurde, die Gefangenen weigerten sich, ihre Kerker zu verlassen. Ich befahl, die Gefängnistore gewaltsam zu sprengen. Siehe, die berühmte Tragödie des schwarzen Lochs von Kalkutta hatte sich unwillkürlich an den Eingeborenen gerächt: es wurden 45 Leichen herausgezogen. Die Leute konnten in dem engen, heißen Raume nicht mehr atmen, fielen nieder und starben den schrecklichen Tod der Erstickung. Alle Leichen, die Erstickten wie die Erschossenen, wurden von den Straßenkehrern in dieselbe große Grube geworfen. Nur einen Sepoy hatte man gleichsam als Kronzeugen verschont, er konnte wegen starker Verwundung nicht zum Richtplatz gebracht werden. Mit vierzig anderen, die man unterwegs aufgelesen hatte, wurde der Mann von Amratsir nach Lahore abgeführt, wo sie dann sämtlich in Gegenwart einiger verdächtiger Regimenter aus Mian-Mir, die der Rebellion geneigt schienen, von den Kanonen weggeblasen wurden. So habe ich ungefähr 500 in kurzer Zeit vom Leben zum Tode befördert."

Ein bedeutsames, positives Ergebnis hatte der Sepoyaufstand: in seinem Gefolge wurde 1858 die Ostindische Kompanie aufgehoben, die großbritannische Regierung übernahm das indische Reich. Daß sich dadurch in Indien manches gebessert hat, ist unleugbar. Aber das Brandmal unterdrückender und ausbeuterischer Fremdherrschaft trägt Englands Walten in Indien nach wie vor an sich. Nichts spricht beredter dafür, als die Tatsache, daß die Hungersnot in Indien geradezu chronisch geworden ist. Und die andere Tatsache, daß aus diesem Lande, in dem jährlich Tausende und aber Tausende den Hungertod sterben, England jahraus jahrein 54 Millionen Pfund Sterling zu exportieren vermag, während es nur 33 Millionen importiert: die Differenz, also über 400 Millionen Mark, stellt das Einkommen dar, das England aus dem „Lande der 630 Hoheiten" bezieht. P. S.



M. v. Schwind



Die hl. Elisabeth stirbt in Marburg



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zum Christustypus

Eine Umfrage

III.

Der Einladung, zu der in den vorhergehenden Heften des „Türmers" behandelten Frage nach dem Typus Christi Stellung zu nehmen, möchte ich von einem doppelten Standpunkt aus Folge leisten. Als Orientalist werde ich anzuknüpfen haben an meinen Aufsatz in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 19. Januar 1903 über Christus in hellenistischer und orientalischer Auffassung. In zweiter Linie erst soll dann meine Überzeugung im Rahmen der modernen Bewegung ausgesprochen werden.

1.

Vom Standpunkte des Historikers scheint es mir wahrscheinlich, daß wir in keiner Weise durch ein sicher überliefertes Porträt Christi gebunden sind. Wenn die Kirchenväter Jesus ohne Wohlgestalt und Schönheit, ja geradezu häßlich erscheinen lassen, die bildende Kunst ihrer Zeit dagegen ihn als einen schönen Jüngling vorführt, so ist das der beste Beweis dafür, daß sich die ersten Christen nach gut antiker Art ein Idealbild des Gottessohnes schufen. Es frägt sich, ob der Geist jener Zeit — nicht nur in Palästina, auch und vor allem in den vorwiegend griechischen Gegenden — danach war, bei einer Gestalt wie Christus überhaupt nach der Wirklichkeit, d. h. dem Porträt zu fragen. Ob der Grieche nicht von vornherein bei Heroen lediglich ein Idealbild zu verlangen gewohnt war? So kann, was von Christi leiblicher Erscheinung etwa noch in der Überlieferung durchgesickert sein mochte, unbeachtet verloren gegangen sein. Ich glaube nicht, daß die nachweisbar frühesten Christusbilder, die unbärtigen, etwas mit dem wirklichen Christus zu tun haben, man mag noch so überzeugend nachweisen, daß Christus tatsächlich unbärtig gewesen ist. Denn diese Bilder sind offenkundig durchaus im Geiste hellenischer Kunst ohne jede Rücksicht auf die Individualität Christi geschaffen. Eher könnte dieses Urteil noch angesichts des Typus, den ich den syro-ägyptischen genannt habe, eingeschränkt werden, d. h. für den Jünglingskopf mit kurzem, rund geschnittenem Haar; er hat von vornherein eine ikonenhafte Steifheit, die ungriechisch scheint. Man suche im Kaiser-Friedrich-Museum die „byzantinische" Abteilung auf und besehe sich den Christuskopf in der Mosaikapsis aus S. Michele in Ravenna.

Das ist nun freilich eine der Bedeutung nach dogmatische und der Erscheinung nach dekorative Arbeit eines Handwerkers aus dem 6. Jahrhundert. Wie dieser Kopftypus ausgesehen hat, als die Kunstateliers der Mutterstadt ravennatischer Kunst, Antiochias, noch vom antiken Erbe zehrten, d. h. noch nicht persisch-ornamental umgebildet waren, vielmehr in der menschlichen Gestalt noch das Höchste der Kunst sahen, das kann der Besucher des Kaiser-Friedrich-Museums in demselben Saale in einer Vitrine studieren. Er wird da eine Elfenbeinpyxis finden, die Christus thronend zwischen den Aposteln zeigt und am besten deutlich macht, woher der syro-ägyptische Christustypus hergenommen ist: es ist der Richter auf seinem Amtsthrone. Man vergleiche damit nur das ebenfalls im Besitze der Kgl. Museen befindliche Diptychon des Probianus. Selbst der Kopf ist der gleiche, nur in der Haartracht machen sich volkstümliche Züge geltend. Das bisweilen krause Haar mag für jüdische Einflüsse sprechen. Das beste Beispiel für diesen Christustypus gibt ein Diptychon im Louvre, das Konstantin als Glaubenshelden darstellt.

Ausgesprochene Schöpfungen rein griechischer Idealkunst sind die kleinasiatischen Christusbilder, die gewiß in vorkonstantinische Zeit zurückgehen. Das Hauptbeispiel findet man wieder im „byzantinischen" Saale des Kaiser-Friedrich-Museums. Es ist eine Sarkophagplatte, auf der zwischen zwei Begleitern in der befangenen Art einer Zeit, die sich vom Figürlichen ab dem Ornament zuwendet, eine Gestalt in der Art der berühmten Sophoklesstatue des Lateran dargestellt ist. Dieser Rhetor aber trägt nicht Porträtzüge, sondern — das erkennt man trotz der Verstümmelung deutlich — den Idealkopf eines schönen Jünglings mit langen, in den Nacken fallenden Locken. Es ist kein Geringerer als Praxiteles, der diesen Christuskopf geschaffen hat, besser gesagt, die Sarkophagarbeiter Kleinasiens haben sich wie für die meisten ihrer in Nischen stehenden Statuen auch für Christus eines praxitelischen Vorbildes bedient. Den zweiten Beleg dieser selbst vor Christus nicht haltmachenden Neigung bieten die bekannten Statuetten des guten Hirten, die von Kleinasien aus auch nach Rom importiert worden sind.

Wie steht es nun mit dem bärtigen Christuskopf? Hellenistischen Ursprunges ist er gewiß nicht. In dem Berliner Mosaik aus Ravenna erscheint er oben auf dem Triumphbogen über dem unbärtigen Christus mit kurzem Haar, wie wir ihn in der Apsis gesehen haben. Dieses Nebeneinander beider Typen ist öfter nachweisbar. Gibt es auch Zusammenstellungen dieses bärtigen Kopfes mit dem kleinasiatischen Typus, dem Jüngling mit langen Locken? Es ist bezeichnend, daß dies fast nur in evangelischen Zyklen der Fall ist, nicht auch bei eigentlichen Christusbildern. Der unbärtige Christus mit kurzem Haar und der bärtige Typus werden also, da sie wiederholt nebeneinander vorkommen, wohl zeitlich und lokal nahen Ursprunges sein. Ich nahm früher an, der bärtige Kopf gehe von der jüdischen Physiognomie aus und stamme aus Jerusalem. Dem könnte man entgegenhalten, daß der Syrer in der spätantiken Kunst nie christusähnlich erscheine, wie die Juden auf den enkaustischen Porträts aus dem Fajum und die Palmyrener Reliefs (Beispiele in den Kgl. Museen) bezeugen. Es kommt dabei nicht so sehr auf den Bart als das schlicht anliegende, in der Mitte gescheitelte Haar an. Dieses nun ist ein bezeichnendes Merkmal sassanidischer Tracht; man achte auf unbedeckte Köpfe, wie sie sich auf Silberschüsseln u. dgl. finden. Schon manche parthische Münze mit dem Kopf in Vorderansicht zeigt Ähnlichkeit mit dem bärtigen Christus.

Ist es nun irgendwie denkbar, daß wie Praxiteles für den langgelockten Jünglingskopf, so der neben Hellas und Rom als zweiter, ja als der ursprüngliche Brennpunkt der alten und mittelalterlichen Welt, daß Mesopotamien und Persien irgendwie für den bärtigen Christuskopf in Betracht kommen könnten? Hier tritt nun eine andere Erfahrung, die ich in den letzten Jahren gemacht habe, in ihre Rechte. Während Kleinasien das Hauptgebiet ist für alles Einströmen des Hellenismus in das auf jüdischem Boden gewachsene Christentum, ist offenbar der Kreis, von dem aus die orientalischen Elemente verstärkt werden, Nordmesopotamien mit Edessa und Nisibis an der Spitze. Dort entsteht wahrscheinlich auch das bärtige Christusideal, das dann seit Konstantin von Jerusalem aus seinen Siegeslauf antritt und für dessen Beglaubigung nachträglich alle die Legenden zurechtgemacht werden, die seinen Bestand, sei es in Edessa selbst, sei es in Jerusalem, bis auf Christus zurückzuführen oder seinen Wert sonst irgendwie sicherzustellen suchen.

Wir haben also in dem unbärtigen Christustypus mit langen Locken ein Idealbild hellenischen, in dem bärtigen ein solches orientalischen Geschmackes vor uns. Auf mehr realer Grundlage könnte der dritte Typus, der unbärtige mit kurzem Haar, beruhen. Man lese nach, zu welchen Schlüssen oben S. 427 Fahrenkrog gelangt ist.

2.

Ich habe mich bis jetzt rein im archäologischen Fahrwasser gehalten. Meine persönliche Überzeugung jedoch ist die, daß alle derartigen Untersuchungen für uns lediglich historischen Wert haben: wir wollen und sollen wissen, auf welchen Grundlagen sich unsere Kultur aufbaut. Solche Wahrheiten geben Einsicht und Gerechtigkeit, sie können bis zu einem gewissen Grade auch Richtschnur sein. Nur Ziel und Zweck unseres Handelns dürfen sie nicht länger bleiben. Wir fangen endlich an, das Mittelalter auf allen Gebieten energisch hinter uns zu werfen, und dürfen vor Christus nicht Halt machen, am wenigsten die bildende Kunst. Und Persönlichkeiten wie Christus haben es gewiß nicht nötig, geschont zu werden. Wenn irgend eine überlieferte Gestalt sich in der Glut des modernen Lebens bewährt, so ist es der Mann, nach dessen Geburt wir die Zeit rechnen. Es mag lästig sein, ihm unter allen Umständen treu zu bleiben, das Leben mag uns oft weit von ihm entfernen. Schließlich kehren wir doch immer wieder, Frieden suchend, zu ihm zurück.

Ich denke, jeder Künstler hat das Recht, Christus ganz aus dem eigenen Gemüt heraus zu bilden — vorausgesetzt freilich, daß er auf keinen Besteller Rücksicht zu nehmen braucht. Dem Gläubigen und der Kirche muß jedenfalls das Recht gewahrt bleiben, Christus nach der herkömmlichen Art fordern zu dürfen und Werke abzulehnen, die ohne vorherige Abmachung rücksichtslos allen stillschweigenden Voraussetzungen der Bestellung zuwiderlaufen. Ich denke, man kann auch in diesem Rahmen noch Bedeutendes und Würdiges leisten und denke dabei an die Christusbilder von Uhde. Damit lenke ich freilich gleich aus der Bahn, die im ersten Abschnitt eingeschlagen war. Dort handelte es sich um Christusköpfe oder Einzelgestalten, die an sich den Rahmen eines Bildes füllen. Es ist bezeichnend für die moderne Kunst, daß sie solche Bilder — von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — nicht mehr malt. Und das hängt wohl zusammen mit der durch die Vorliebe für die Landschaft gesteigerten Neigung von der Einzelgestalt weg zum Gesamtbilde der Natur, worin der Mensch lediglich als ein Teil von ihr auftritt.

Bezeichnend in dieser Richtung sind die Christusbilder von Böcklin und Klinger. Ein „Christus“ ist nicht darunter. Christus am Kreuz oder vom Kreuz herabgenommen, die Pietà in verschiedener Fassung, oder wie Böcklin einst für das Breslauer Museum beabsichtigte, die Menschheit Christus entgegenjubelnd: das sind die modernen Gegenstände. Dazu Klingers Christus im Olymp. Wenn etwas an dem Bilde anzieht, so ist es die Hoheit der priesterlichen Hauptgestalt, der ruhige Adel Dionysos gegenüber, der stille Schutz, den Psyche findet. Aber da spricht nicht der Kopf, nicht die Gesichtszüge, Haar oder Bart, sondern Haltung und Gestus. Wie mancher große Meister, so hat auch Klinger in Christus sich selbst, das Bild seines eigenen idealisierten Ich gegeben. Das ist eine Klippe, über die nicht bald ein Künstler, in dem Christus leibt und lebt, hinwegkommt. Wir verzeihen einem Dürer, wenn er in ein Selbstporträt Züge Christi hereinträgt; aber wir gewöhnen uns nur schwer daran oder finden es direkt unerträglich, wenn uns Christus als moderner Übermensch in theatralischer Pose mit fanatischem Ausdruck vorgeführt wird. Ich kann nicht sagen, daß mir irgend eine Christusgestalt der neueren Kunst einen bleibenden Eindruck gemacht hätte. Vielleicht der Heiland in der einen Redaktion von Uhdes „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“.

Rembrandt schon hat der modernen Kunst den Weg gewiesen, wie man das Wesen Christi zu voller Wirkung bringen kann, ohne gerade auf seine Gestalt ausschließlich den Nachdruck zu legen, geschweige denn ihn für sich allein zu malen. Seine Brustbilder Christi lassen ganz kalt. Wo er aber Christus, wie im Hundertguldenblatt, zum Mittelpunkt einer Menschengruppe macht, da stellt sich dem Beschauer ganz von selbst aus dem Bezug der Nebenfiguren zu ihm eine so starke Empfindung all der hohen Werte ein, die sich in Christus vereinigen, daß er den Platz der Hauptfigur selbst gar nicht als das Entscheidende ansieht; dort kann getrost auch etwas Mattes, im Gesicht geradezu Ausdrucksloses hingeraten sein. Vielleicht ist es gerade die Einfalt, die dann am stärksten wirkt. Rembrandt ist immer wieder zu dem Problem der Erkennungsszene von Emmaus zurückgekehrt. Ob er nun, wie in dem Jugendwerke, aus Christus eine Karikatur macht oder ihn, wie im Louvre, in verklärter Ruhe darstellt, immer ist es das ungläubige Schauen der Jünger, das Aufdämmern ihrer überwältigenden Freude, das Christus in höchster Vollendung zur Geltung kommen läßt.

Man könnte Christi Wesen wirken lassen, ohne ihn selbst überhaupt darzustellen. Klinger ist dem Problem einmal ganz nahe gekommen in einer frühen Darstellung der Bergpredigt. Kein Mensch ahnt auf den ersten Blick, um was es sich da handelt. Im ersten Blatte sieht man einen Menschenschwarm nach der Höhe eines Berges strömen, im zweiten einen Zug von Männern herabschreiten. Die Predigt selbst ist gar nicht gegeben. Aber was man sich bei genauerem Zusehen aus dem Vorher und Nachher ergänzt, läßt Christi Wort und sein Wesen lebendiger werden als alle Darstellungen des ausdrucksvollsten Predigers.

Ich meine also: es ist gar kein recht modernes Problem, Christi Erscheinung um ihrer selbst willen malen zu wollen. Wir haben heute andere Mittel, das Bedeutende zum Ausdruck zu bringen, als durch die menschliche Gestalt. Das war griechische Art. Und diese Einsicht gilt nicht nur für Christus, sondern für die gesamte religiöse Kunst. Müssen wir noch biblische, figürliche Szenen vor uns sehen, um religiös zu empfinden? Ich denke, derartige Gegenstände schrecken eher ab, halten uns am Äußerlichen fest und sprechen nur selten noch zum Gemüt. Dagegen nehme man Böcklins heiligen Hain oder die Toten-

insel und so vieles andere, worin die eine Seite der Natur des Meisters, sein tiefernstes Träumen, sich ganz im Bilde gelöst hat, und die Rätsel dieser Welt werden sich nie zu so mystischer Gestaltung zusammengeballt haben. Jede historische oder gesetzmäßige Fassung würde sie herabsetzen. Ich sehe die stillen Existenzbilder eines Hans von Marées und Puvis de Chavannes für Schöpfungen religiösen Inhaltes im besten Sinne seelischer Diät an.

Strzygowski

* * *

Die Fahrenkrogschen Bilder habe ich mehrfach Bekannten vorgelegt und stets bei den Beschauern starkes Interesse feststellen können. Die einen, an Zahl nicht viele, nahmen sie nach längerem Betrachten mit Begeisterung auf, die andern, wohl die meisten, lehnten sie entschieden ab.

Ich selbst begrüße es zunächst, daß ein Maler wieder einmal den Versuch unternimmt, ein bartloses Christusbild zu schaffen. Nicht aus archäologischen Gründen, die meiner Meinung nach auf sehr schwachen Füßen stehen. Das Christusbild der Katakomben ist genau so eine Phantasiegestalt wie unser heutiger, im wesentlichen in der Renaissance geschaffener Christustyp. Auch nicht, weil „lange Locken und ein wohlgepflegter Spitzbart" zu einem bärtigen Christus gehörten. Denn einmal ließe sich diese Glätte leicht vermeiden, und dann könnte man an Herrn F. die Gegenfrage stellen, ob er meine, daß Jesus stets so wohl rasiert gewesen sei, wie auf seinen Bildern. Das sind doch alles Äußerlichkeiten.

Aber für den darstellenden Künstler gibt das bartlose Gesicht in viel höherem Maße die Möglichkeit, ausdrucksvoll zu schaffen, als ein Antlitz, dessen feinstes Mienenspiel vom Bart überdeckt ist. Insofern stellt ein bartloser Christuskopf erheblich größere Anforderungen an den Maler, erlaubt ihm aber auch ein viel nuancierteres Seelenleben wiederzugeben.

Gehe ich nun zu den Einzeldarstellungen über, so muß ich offen gestehen, daß der predigende Jesus mich am wenigsten befriedigt hat. Ich habe das Bild seinerzeit irgendwo, ich glaube in Kiel oder Hamburg, im Original gesehen, und erinnere mich deutlich, es damals noch bestimmter abgelehnt zu haben. Es mag sein, daß bei dem eigentümlichen Auftrag der Köpfe keine einheitliche innere Stimmung dem Bilde gegenüber in mir aufkam, sicher konnte ich auch zu der Jesusfigur in kein rechtes Verhältnis kommen. Wohl spricht sich in dem interessanten Kopf hohe Intelligenz, tiefes Weh (omnes homines ingeniosi melancholici — alle genialen Menschen sind Melancholiker), unbeugsamer Wille aus, aber für mein Empfinden ist ein Hauch von Fanatismus nicht vermieden, und vor allem — ich möchte es so ausdrücken: Zu diesem Jesus könnte ich kein schrankenloses Vertrauen haben. Ich könnte mir denken, daß er mich in den Bannkreis seiner Persönlichkeit hineinzwingt, aber eine befreiende Hingabe des Herzens ihm gegenüber scheint mir ausgeschlossen.

Viel mehr geben mir die beiden Bilder des leidenden Christus. Während die meisten Christusbilder sich bemühen, hierbei Ergebung, also Passivität, darzustellen, hat F. besonders in seinem Ecce homo entschlossenes Leidenwollen, also höchste Aktivität, zum Ausdruck gebracht und dabei, wie ich das Evangelium verstehe, den wahren Charakter dieses Leidens und Sterbens getroffen. Jesus w o l l t e sein Leben einsetzen.

Auch malerisch finde ich überaus eindrucksvoll den Gegensatz zwischen den bewegten Linien der oberen und den ruhigen der untern Kopfpartie. Es finden darin Leiden und Glauben ihr Abbild, und der Glaube siegt über das Leiden.

Im Crucifixus ist mir die Muskulatur etwas zu stark. Da der Kopf, wenigstens bei der Photographie, sehr im Schatten liegt, kommt dadurch die Herrschaft des geistigen Elements nicht klar genug zum Ausdruck.

Stettin. Christ. Rogge

* * *

Vor Fahrenkrogs Christus

Ein blitzendes Auge.
Eine Denkerstirn.
Eine Welt von Gedanken
in Herz und Hirn.

Unbeugsam der Wille.
Der Weg vor ihm klar.
Kein falsches Verschleiern.
Unerbittlich wahr.
Das Kinn wie Eisen.
Geschlossen der Mund.
Nur Wahrheit, Wahrheit
tut er kund.

Ein Mann voll Feuer,
gestählt im Streit,
unbesiegt, unbezwingbar,
ungebeugt im Leid.

So steht er vor mir,
Christus,
der göttliche,
der gewaltige,
der unergründliche,
das Ebenbild Gottes,
der Menschensohn. —

An diesem Christus
richte dich auf,
gebeugte Menschheit!
Er trägt dich aufwärts
aus Staub und Sturm,
aus Schuld und Kummer,
aus Gram und Grab.

Von diesem Christus
lerne, was not
für Welt und Zeit,
für Leben und Tod!

Und du wirst werden
wie er,
daß durch der Leiden
und Kämpfe Nacht
der Ruf hindurchbricht:
Es ist vollbracht.

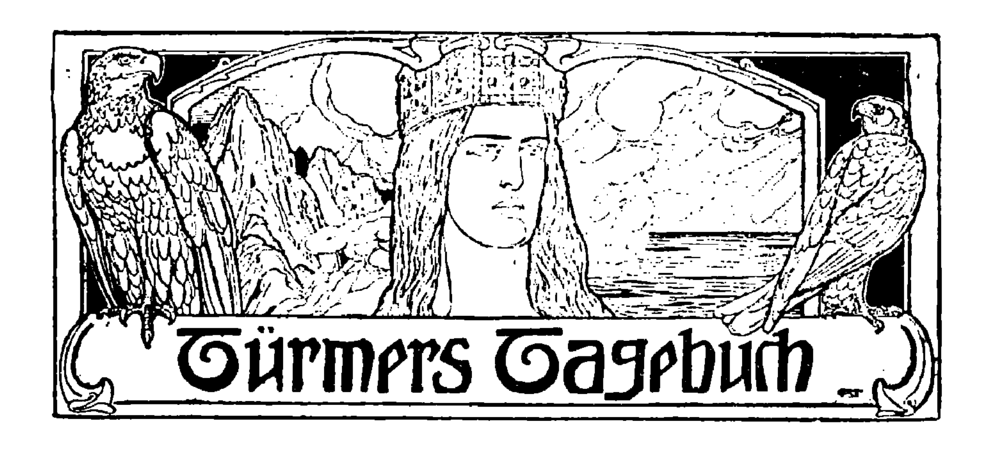
Karl Röhrig

* * *

Schlußwort

Die eindringlichen Darlegungen, die auf unsere Rundfrage eingegangen sind, machen ein anderes Schlußwort als das des Dankes eigentlich überflüssig. Des Dankes auch an jene vielen, deren Zuschriften nicht mehr veröffentlicht werden können, weil sie gleichen Inhalts wie die bereits abgedruckten sind. Die außerordentliche Teilnahme, die die Rundfrage gefunden hat, bezeugt am besten, wie wertvoll eine neuartige Darstellung Christi ist. Sie zwingt zur eindringlichen Beschäftigung mit Christi Persönlichkeit, und das ist freilich — auch dem Schöpfer unserer Bilder — unendlich wichtiger als alle historischen oder archäologischen Fragen. An Fahrenkrog selber aber wird es sein, den Beweis zu erbringen, daß jene seinem Christus unrecht tun, die die Milde, Güte und Liebe an ihm vermissen. Er wird ihn in einer Lebenslage vorführen, in der die Liebe zum beherrschenden Ausdruck werden kann, und da wird sich ja zeigen, ob der gewählte Typus dazu überzeugend imstande ist.





Aus der vierten Dimension — Entartung — Heer und Sozialdemokratie — Pessimistische Optimisten

Aus der in diesen Tagen ja recht „aktuell" gewordenen vierten Dimension hat die Zeitschrift „Der Weg" ein archäologisches Fachblatt aus dem Jahre X006 der nächsten Zeitrechnung zutage gefördert, dessen Mitteilungen geeignet scheinen, Licht in die so dunkle Kulturgeschichte des zwanzigsten nachchristlichen Jahrhunderts zu bringen. Bei den Ausgrabungen in einer großen Ruinenstadt stieß man unter den Trümmern eines Hauses in der Mitte des Ruinenfeldes — der Leiter der Ausgrabungen, Professor Hypothesel, hält es für ein sogenanntes Kaffeehaus — auf eine kleine, vollständig unversehrte Kammer, über deren ursprüngliche Bestimmung sich die Gelehrten bisher noch nicht einigen konnten. „In dieser Kammer wurde ein größerer Vorrat von bedrucktem Papier aufgefunden; ohne Zweifel Zeitungen, aber Zeitungen besonderer Art. Sie enthalten nämlich eine große Menge Bilder aus dem täglichen Leben des 20. Jahrhunderts. Mit einem Schlage gewinnen wir also einen Einblick in die Kultur jener Zeit. Wir erfahren nicht nur, wie es damals in der Welt zugegangen ist, wir sehen es mit eigenen Augen.

Im Zentrum alles Geschehens standen in jener Epoche augenscheinlich die Fürsten. Wenigstens sind die uns erhaltenen illustrierten Zeitungen voll von ihren Bildern. Es gab alte mit langen Vollbärten, jüngere mit langen Schnurrbärten und ganz junge ohne Bart. Ferner gab es dicke Fürsten und dünne Fürsten. Man kann einen gut vom anderen unterscheiden, und es ist nicht ersichtlich, warum sie numeriert wurden. Was die Beschäftigung dieser Fürsten betrifft, so saßen sie gewöhnlich im Wagen und lächelten huldvoll. Manchmal enthüllten sie auch Denkmäler und lächelten ebenfalls huldvoll. Meist waren sie in großer Gesellschaft von Leuten mit verkrümmter Wirbelsäule, immer aber hatten sie ihren Hofphotographen um sich. Eines der Bilder zeigt sogar, wie einer von den ganz jungen und dünnen Fürsten ohne Bart seiner Braut huldvoll lächelnd die Hand küßt. Wenn wir mehr Nummern dieser illustrierten Zeitschriften erhalten hätten, würden wir sicherlich auch Abbildungen noch viel intimerer Familienszenen finden.

Ähnlich wie die Fürsten standen auch die Aristokraten in hohem Ansehen, nur daß sie meist nicht im Wagen, sondern im Automobil huldvoll lächelten. Wie die Fürsten pflegten auch sie sich öfters zu verloben, was dann ein riesiges Aufsehen erregte. Wenigstens sind die Blätter bei solchen Gelegenheiten voll mit den Bildern der Braut und ihrer Schlafröcke. Sonst taten die Aristokraten im kleineren Maßstabe das gleiche wie die Fürsten. Auch sie hatten immer einen Photographen um sich, der sie in allen Stellungen und Lagen der Ewigkeit übermittelt. Das scheint ein Privileg gewesen zu sein. Gemeine Menschen wurden meist nur abgebildet, wenn sie gemordet hatten.

Professor Hypothesel hat die kühne Vermutung ausgesprochen, daß die illustrierten Blätter im Dienste einer revolutionären Propaganda standen und den Zweck hatten, die Fürsten und Aristokraten lächerlich zu machen. Nun ist es allerdings nicht zu bestreiten, daß einige von den Fürsten auf den Bildern nicht immer das geistreichste Gesicht machen. Aber welchen Zweck hätte eine revolutionäre Propaganda damals haben sollen? Das Bild des damaligen Lebens, das uns jene Blätter geben, zeigt nichts als Glück und Zufriedenheit. Sicher gab es keinerlei Elend: das Volk, das anläßlich der Denkmalenthüllungen mit abgebildet ist, jubelt begeistert dem Fürsten zu und wird dafür huldvoll angelächelt. Ein großer Teil des Volkes war ähnlich gekleidet wie der Fürst und marschierte mit Vorliebe an ihm vorbei, was wohl zu jener Zeit ein gebräuchliches Gesellschaftsspiel gewesen sein muß. Übrigens sorgten die Frauen der Aristokraten für das Volk. Sie strickten ihm Strümpfe und ließen sich dabei photographieren. Dann gab es auch große Wohltätigkeitsfeste. Bei diesen bestand das Vergnügen darin, daß die Teilnehmer allerlei sonderbare Kleider anzogen und dann ein Gruppenbild von sich aufnehmen ließen. Bei diesen Festen gab es übrigens auch viele gewöhnliche Leute. Die Aristokratinnen saßen an Tischen, verkauften Champagner und Küsse und wurden bewundert. Nicht minder heiter waren die Unglücksfälle. Stets neue Aufnahmen blühten auf den Ruinen. Sogar die Ermordeten machten ein freundliches Gesicht, wenn sie photographiert wurden. Die Prostitution, die es angeblich damals gegeben haben soll, beruht auf böswilliger Erfindung. Überhaupt gab es nur lächelnde und vergnügte Leute. Denn wenn das Leben damals z. B. ein harter und wilder Kampf gewesen wäre, hätte sich das doch in all den Bildern vom Tage äußern müssen. Da dies nicht der Fall ist, müssen wir annehmen, daß es im 20. Jahrhundert auf Erden nichts gab als Glück, Edelmut und Kodaks. Diese schönen Zustände kamen wahrscheinlich von dem Überfluß an bedeutenden Leuten. Es ist unglaublich, wie viele damals Geburtstage und Festtage und Jubiläen hatten. (Jubiläum nannte man einen Tag, an dem auch ein Nichtaristokrat bestimmt photographiert wurde. War er schon tot, dann wurde sein Grab abgebildet oder die Hornbrille seiner Stiefschwiegermutter.) Übrigens waren auch die unbedeutenden Leute im 20. Jahrhundert alle geistig hervorragend. Den Gesichtern sieht man das zwar nicht

an. Aber jeder hatte schon alle ernsten und schönen Bücher gelesen, über alle Probleme nachgedacht, jeden inneren Kampf gekämpft, jede Arbeit getan. Denn wie hätten die Leute sonst wohl die Zeit gefunden, die illustrierten Zeitschriften anzugaffen?" . . .

* * *

Sollte auch bei dieser Beschwörung der ja mit der Geisterwelt auf kordialstem Fuße stehende Eulenburger seine Hand oder — wie Harden so nett und zärtlich lispelt —: sein „Händchen" im Spiele gehabt haben? Doch nein —: dergleichen Geisterstimmen können verdammt falsch verstanden werden. Auch Geister dürfen nicht aus der Schule plaudern. Und diese hier würden nicht nur vom Verleger der „Woche", dem virtuosen Deuter und Beuter der Psyche einer gewissen „vornehmen" Oberschicht, als indiskrete Geschäftsstörer empfunden werden . . .

. . . Wer kann heute den Knäuel entwirren? Wird er überhaupt je entworren werden? Mit andern versucht's auch das sozialdemokratische Zentralorgan. Jedenfalls glaubt der „Vorwärts" den Schlüssel zur politischen Geheimkammer der „Eulenburgiade" gefunden zu haben.

„Der alte Plan, der in den Kreisen des Hohenzollernhofes, wie es scheint, unausrottbar ist, sollte endlich realisiert werden: die Arbeiterschaft zuerst provoziert, dann massakriert werden . . . Die Abschaffung des Wahlrechts sollte das Mittel für die fürstlichen und gräflichen agents provocateurs bilden. Sobald die ‚Ruhe' im Innern hergestellt, die Befreiung von dem allgemeinen Wahlrecht und der Sozialdemokratie gelungen, sollte das Ausland an die Reihe kommen. Moltke mit dem nicht so starken Geiste sollte dabei nicht mittun. Die auswärtige Politik macht das ‚persönliche Regiment' allein, unterstützt von Herrn v. Tschirschky. Im Hintergrunde aber lenkt Fürst Eulenburg, der Freund des Kaisers, selbst die Fäden. Fürst Eulenburg aber steht in Beziehung zu den Geistern, er ist daher besonders geeignet zum Ratgeber des Gottesgnadentums. Freilich scheinen manchmal die Geister den Ratschlägen eines ausländischen Diplomaten nicht unzugänglich gewesen zu sein . . .

Das klingt toll und ist es auch. Aber es ist durchaus deutsche Wirklichkeit. Was mit romanhaften oder wenn man will romantischen Mitteln hier erreicht werden soll — und die ‚Romantik' spielt ja nicht erst seit heute eine Rolle am Hohenzollernhofe — ist das Ziel einer mächtigen und einflußreichen Partei. Dies Ziel liegt auch durchaus begründet in dem immer deutlicher hervortretenden Streben der militärischen und zivilen Bureaukratie nach Alleinherrschaft, nach Befreiung von der einzigen Schranke, die ihr noch gesetzt wird, nach Beseitigung der sozialdemokratischen Opposition. In diesem Ziel sind die Spitzen der Bureaukratie einig. Sie bilden zugleich den einen Teil der Hofgesellschaft, mit dessen anderem Teil sie in engsten verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen stehen. Nicht in ihren Zielen, wohl aber in ihren Mitteln unterscheiden sich diese Cliquen. Sie selbst aber entstehen und vergehen,

bilden sich immer aufs neue im gegenseitigen Kampfe um die Macht. Da das Parlament ohnmächtig ist, die parlamentarischen Parteien willenlose Knechte der Regierung sind, so wird dieser Kampf nicht öffentlich politisch geführt, sondern erscheint als persönlicher, geheimnisvoller Kampf hinter den Kulissen, als Kampf um den Träger der Macht, den Kaiser. Aber das persönliche Regiment selbst ist nichts anderes als die Spitze, in der die Macht der militärischen, zivilen und kirchlichen Bureaukratie zusammengefaßt, konzentriert erscheint. Der ‚Kampf der Kamarilla' ist also nichts anderes als der Kampf um diese Spitze, der Kampf um die Macht, die über die Bureaukratie gebietet. Diese Macht ist nur die Macht der Bureaukratie selbst. Da aber die Bureaukratie ihrer Organisation nach nur auf Befehl gehorcht, muß sie diese eigene Macht als äußere Macht sich selbst entgegensetzen. Die Macht der Bureaukratie erscheint so als Macht über die Bureaukratie, als Allmacht des Herrschers: die Macht des Zaren in Rußland, das persönliche Regiment in Deutschland. Der Kampf außerhalb der Bureaukratie stellt sich somit dar als ein Kampf um die Beeinflussung ihrer Spitze, ein Kampf, in dem das ‚persönliche Regiment' zwischen den Streitenden hin und her gezogen wird. In den Personenfragen des Hofes spiegeln sich nur wider Interessen- und Machtkämpfe innerhalb der Bureaukratie.

Aber die Grundlage dieser Kämpfe selbst bildet die Allmacht der Bureaukratie, die Ohnmacht des Volkes und seiner Vertretung. Darin sind die Kämpfenden, Bülow und Eulenburg, völlig eines Sinnes. Eulenburg will nur seine Ziele mit offenen Gewaltmitteln erreichen, Bülow erreicht dasselbe Ziel auf dem Wege der Korrumpierung der einen und Täuschung der anderen. Man versteht jetzt, warum Bülow den Reichstag auflösen mußte. Er mußte der ungeduldig gewordenen Bureaukratie, deren Ungeduld den Triumph des Eulenburgschen Kreises herbeiführen konnte, zeigen, daß er die Allmacht der Bureaukratie besser wahren könne als jener und das Hazardspiel des andern daher überflüssig sei. Es gelang ihm das durch die Dummheit der deutschen Liberalen. Der deutsche ‚Liberalismus' — die Firma deckt längst nicht mehr den kläglichen Inhalt — ist ein politisches Abfallsprodukt. Liberal wählen in Deutschland die Schichten, die nicht mehr oder noch nicht politisches Verständnis besitzen. Es sind die Mittelschichten, die, in der kapitalistischen Gesellschaft entweder zum Untergang verurteilt, von der Politik überhaupt nichts mehr zu hoffen haben und, wenn sie nicht wie gewöhnlich indifferent bleiben, eben liberal stimmen, oder neue Schichten, wie die Gruppe der technischen Angestellten, die, noch mit Illusionen erfüllt, politisch unorientiert sind. Kein Wunder, daß der deutsche Liberalismus, ein völlig der politischen Einsicht bares Gebilde, zum Dupe jedes geschickten politischen Faiseurs wird. Seine Unterstützung bei den Wahlen, seine völlige Kapitulation nach den Wahlen führte die Methode Bülow zum Siege und rettete diesem den Posten. Aber Bülow wurde gerettet, weil Eulenburg überflüssig wurde. Die Allmacht der Bureaukratie war ge-

sichert, und diejenigen, die diese Allmacht sichergestellt, den letzten Einfluß des Parlaments ausgeschaltet, die Volksvertretung verraten haben — sind die Liberalen und ihre Blockpolitik. Der Fehler Eulenburgs war nur eine Überschätzung der Bourgeoisie, vor allem ihres liberalen Teiles. Die Unterwerfung unter die Bureaukratie war billiger zu haben, als Eulenburg meinte. Bülow siegte in der Konkurrenz. Er kannte den Schleuderpreis, zu dem deutsche Liberale ihre Prinzipien verschachern. Als Siegerin in dem grotesken Kampfe, dessen Zerrbild in den Sphären, die Deutschland regieren, der neueste Skandal enthüllt hat, ist also allein hervorgegangen die Allmacht der Bureaukratie.

Es bleibt uns noch übrig, kurz auf die Ursache der Stellung der Bureaukratie in Deutschland hinzuweisen. Sie hängt zusammen mit der historischen Entwicklung des Deutschen Reiches. Die Revolution im Jahre 1848, deren unmittelbare Aufgabe die Herstellung eines einigen Deutschen Reiches auf demokratischer Grundlage war, war gescheitert, in letzter Linie an dem Stand der ökonomischen Entwicklung der deutschen Bourgeoisie. Diese war einerseits bereits zu entwickelt, um nicht das revolutionäre Auftreten des Proletariats zu sehr zu fürchten und um nicht die Beendigung der Revolution der Auseinandersetzung mit dem Proletariat vorzuziehen. Andererseits aber war die ökonomische Entwicklung wieder nicht weit genug vorgeschritten, um die Herstellung des großen bürgerlichen Einheits- und Nationalstaates als unumgängliche Aufgabe der Bourgeoisie zu stellen. An diesem Widerspruch ging die Revolution zugrunde. Ihre Aufgabe wurde 30 Jahre später erfüllt durch Preußen. Preußen benutzte die Notwendigkeit des Einheitsstaates, um diesen in Form eines *Großpreußens* — mehr ist ja Deutschland nicht geworden — zu verwirklichen. Bismarck hat dabei das dynastische Interesse der Hohenzollern nach Erweiterung ihrer Macht vereinigt mit dem ökonomischen Interesse der Bourgeoisie nach einem Staate, der für sie ein genügend großes, einheitliches Wirtschaftsgebiet darstellt. Die Bourgeoisie folgte ihm um so williger, da die dynastische Methode vor der revolutionären den Vorzug hatte, die Bourgeoisie vor dem Proletariat zu schützen. Sie trug es leicht, daß dabei *das nationale Ideal der Vereinigung aller Deutschen* in einem Staate *verloren* ging. Aber die dynastische Methode bedeutete zugleich auch die Ausschaltung der Demokratie in dem neuen Staate. *Die Macht erhielt die preußische Bureaukratie.* Das neue deutsche Parlament erhielt zwar das allgemeine Wahlrecht, da dies das einzige Bindemittel des neuen Reiches war. Aber es wurde in jeder Machtentwicklung behindert. Es erhielt ungenügende Kompetenzen, die wichtigsten Fragen blieben den Einzelparlamenten, deren reaktionäres Wahlrecht sorgfältig konserviert wurde. Die politische Freiheit blieb auf das allerdürftigste Maß reduziert und die ganze Verwaltung der Bureaukratie vorbehalten. Seitdem ist die Macht der Bureaukratie beständig gewachsen durch die ökonomische Entwicklung selbst, die einerseits die Bourgeoisie immer reaktionärer macht, andererseits *die Verwaltungs-*

funktionen ständig erweitert und immer bedeutungsvoller gestaltet mit den zunehmenden Aufgaben moderner staatlicher Verwaltung. Die dynastische Entstehung des Deutschen Reiches hat so ihre natürliche Fortsetzung gefunden in einer immer unumschränkter waltenden Herrschaft der Bureaukratie. Diese Herrschaft führt aber immer und überall zu den Erscheinungen, wie sie die ‚Skandale' am deutschen und ähnlich auch am russischen Hofe von Zeit zu Zeit enthüllen. Zum Kampf von Cliquen, die von unbeträchtlichen und unbedeutenden Menschen geführt, ihre Zeit ausfüllen mit dem gegenseitigen Belauern, gegenseitigen Intrigen, mit Minieren und Konterminieren. Das Regieren wird zu einem Kampf um die Gunst des persönlichen Regiments. Die Regierung hört auf einheitlich zu sein. Minister kämpfen gegen Minister, der Chef der Regierung — schon Bismarck mußte zu diesem Mittel greifen — sucht möglichst unbedeutende und deshalb ungefährliche Menschen ins Ministerium zu ziehen, das geistige und sittliche Niveau sinkt, während gleichzeitig Machtgier, Dünkel und Gewissenlosigkeit ihren Gipfel erreichen. Die staatlichen Angelegenheiten werden zu persönlichen Angelegenheiten der Günstlinge. Mißerfolg auf Mißerfolg stellen sich ein. Im Innern noch durch eine korrumpierte, willfährige, charakterlose Presse verhüllt, stellt sich nach außen offener Bankrott ein. Das ist die Bilanz der Herrschaft der Bureaukratie ..."

„... Welch Wandel der Zeiten, da Deutschland noch als fromme Kinderstube erschien, in der der strenge Hausvater gute Ordnung und die Kinderchen hübsch im Zaume hielt, und dem Heute, wo kein Tag vergeht ohne seinen ‚Fall' und kein Jahr ohne seinen Skandal.

Mächtiger, protziger und uneingeschränkter als je herrscht in Preußen-Deutschland eine geschlossene Bureaukratenkaste. Unangefochtener als je waltet das ‚persönliche Regiment'. Das deutsche Bürgertum hat seinen Widerstand aufgegeben, es kümmert sich ums Geschäft und überläßt der Bureaukratie alle Gewalt in der gesicherten Erfahrung, so am besten vor den Ansprüchen der Arbeiterklasse geschützt zu werden. Die letzten Wahlen vereinigen das Bürgertum gegen die Arbeiterklasse, im Parlament ist die Opposition verstummt bis auf die sozialdemokratische Fraktion, deren Zahl nicht hinreicht, die parlamentarischen Entscheidungen zu bestimmen. Dem Können und Wollen der Bureaukratie ist keine unliebsame Schranke mehr gezogen. Sie herrscht allein — und trotzdem diese Unordnung, diese Nervosität und Unsicherheit in der Leitung der Politik. Doch vielleicht täuschen wir uns. Hat man uns nicht erzählt, daß Nebenregierungen vorhanden wären, daß Zentrumsabgeordnete sich einiger Subalternbeamter angenommen hätten, und daß diese schädlichen Leute die Regierung bei ihren Entscheidungen ständig gehindert hätten? Freilich hat man das erzählt, aber man hat gelogen! Zwar hat es eine Nebenregierung gegeben und ihre Existenz hat zur Auflösung des Reichstages geführt, aber diese Nebenregierung war

keine einer Parlamentsfraktion, sondern eine höchst unparlamentarische. Ihr Ehrgeiz hatte ganz andere Ziele als die armseligen Interventionsversuche der Herren Erzberger und Roeren.

Skandal ist, was man nicht mehr vertuschen kann. Und so hat es einige Zeit gedauert, bis die Aufklärung über die psychologischen Triebkräfte gekommen ist, die zur letzten Reichstagsauflösung, deren Plötzlichkeit alle Welt überraschte, geführt haben. Dafür aber erfährt jetzt das deutsche Volk um so genauer, von welch erhabenen sittlichen und geistigen Motiven sich die leiten lassen, die mit der ganzen Unwiderstehlichkeit und dem Dünkel preußischer Autorität Volk und Volksvertretung in die Schranken ihrer Ohnmacht zurückzuweisen wissen, so oft diese versuchen, ihren Einfluß geltend zu machen. Die ‚Nebenregierung', die den Fürsten Bülow bedroht hat, war die des Fürsten Eulenburg, des früheren Botschafters in Wien. Er, der Freund des Kaisers und Dichter des ‚Sanges an Ägir', kann Tischrücken und Geister beschwören . . ."

Und: „tüchtig nebenregieren". — Nun, zunächst wird sich ja wohl der Fürst mit dem Tischrücken und Geisterbeschwören begnügen müssen, was ja auch eine ganz amüsante „Nebenbeschäftigung" ist. Zumal er inzwischen von S. M. mit triftigen Gründen überzeugt sein mag, daß das Regieren in Deutschland Sache des jeweiligen Monarchen und seiner ihm und dem Volke verantwortlichen Ratgeber ist. Fürst Eulenburg hätte somit allen Grund, an der Zuverlässigkeit der von ihm interviewten Geister zu zweifeln, die ihn nicht nur über die primitivsten Grundlagen der Verfassung — die kann ihm ja wohl gestohlen werden — sondern auch über das „Gottesgnadentum" so übel informiert haben. Ja, sogar über das „Gottesgnadentum", das ja nach Phili's heiligster Überzeugung seine Ratschlüsse nur von dem Throne des Höchsten empfangen soll. Vielleicht versucht's Phili nunmehr mit dem hl. Antonius von Padua?

Ein Wörtlein kann sie fällen! Wenige Sätze eines wegen Majestätsbeleidigung „vorbestraften" Publizisten, der auch beim besten Willen nicht die geringste Anwartschaft auf die Qualifikation als „verkommener Gymnasiast" oder gar — „Hungerkandidat" geltend machen könnte. Und eine kurze entschlossene Aussprache des kaiserlichen Sohnes mit seinem kaiserlichen Vater. . . . Mehrere hochgestellte Herren sind bereits in der Versenkung verschwunden, und es ist schon möglich, daß das große „Reinemachen" sich nicht auf sie beschränken wird. Vielmehr scheint der kaiserliche „Haushaltungsvorstand" nicht abgeneigt, es mit dem „Ein-Abwaschen" halten zu wollen.

Eine interessante Erscheinung drängt sich uns auch hier wieder auf: die so oft beobachtete „Paarung" von Mystizismus und Sexualismus. Ist es nicht Mephisto, den Goethe sagen läßt:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft;
Laß dich mit Blend- und Zauberwerken
Vom Lügengeiste nur bestärken;
So hab' ich dich schon unbedingt!"

Die ganze Affäre soll auch noch eng mit gewissen Entartungserscheinungen verquickt sein, deren Betätigung ein vielberufener Paragraph mit Strafe bedroht. In Berlin pfeifen's die Spatzen von den Dächern, daß in gewissen höheren Kreisen eine abnorme sexuelle Veranlagung vorherrscht, deren Träger auch einem hohen Polizeipräsidio sehr wohl bekannt sein sollen. Es sei nicht zu leugnen, daß die hohe Stellung mancher dieser Persönlichkeiten mit Schuld daran trage, daß gegen ein gewisses schamloses Erpressertum nicht mit der Schärfe vorgegangen werden „könne", die man z. B. gegen mißliebige Publizisten, Redakteure, die lieber ihre persönliche Freiheit opfern, als sich durch Vertrauensbruch ehrlos machen, nur zu oft ausgiebig walten läßt. Dieses über alle Maßen ekelhafte Treiben eines männlichen Dirnentums macht sich auf den Straßen, ja sogar in Lokalen der deutschen Reichshauptstadt in einer Weise breit, die der Aufmerksamkeit unserer Sittlichkeitsvereine und -konferenzen würdiger wäre, als manches andere, in unserer „gottgewollten" Gesellschaftsordnung nun einmal unvermeidliche, weil durch sie und ihre „Moral" direkt herangezüchtete Übel. In öffentlichen Blättern ist schon darüber geklagt worden, daß man nicht einmal im Neuen Königlichen Opernhause (Kroll) vor den Aufmerksamkeiten dieser „Eigenen" sicher sei, die ihre „Eigenart" keineswegs immer gewerbsmäßig zu bekunden brauchen. Es sollen zuweilen sehr, sehr „feine Leute" sein, die es gar nicht nötig hätten, vielmehr ihrerseits zu Opfern bereit seien. Als einem ehemaligen Polizeipräsidenten von Berlin die Liste dieser Herren vorgelegt wurde, soll er seinem ironisch-respektvollen Staunen über die „Feudalität" der Gesellschaft drastischen Ausdruck verliehen haben. In diesem besonderen Falle behauptet ja auch Harden jetzt, irgendwelche strafbaren Delikte nicht gemeint zu haben. Und es wäre sicherlich tief zu bedauern, wenn Personen, die sich nichts vorzuwerfen haben, unschuldig in den Verdacht gerieten und darunter moralisch leiden müßten. Was uns hier allein interessieren kann und was auch Harden in seiner neuesten Erklärung aufrecht erhält, ist die Tatsache, daß solche Entartungserscheinungen sich mehr und mehr in Kreisen bemerkbar machen, die in mehr als einer Hinsicht immer noch zu den „herrschenden" gehören, und die gegebenen Falles auch nicht vor dem Versuch zurückschrecken, ihren kaiserlichen Herrn in einem volks- und verfassungsfeindlichen Sinne zu beeinflussen. Die sich zudem als die einzig berufenen Stützen von „Thron und Altar" gebärden und — wenn sie ehrlich sind — auch kein Hehl daraus machen, daß ihnen Verfassung und Wahlrecht, der ganze „moderne Schwindel" von Herzen zuwider ist, der Absolutismus, „gemildert" durch den Einfluß ihrer Freund- und Sippschaft, das einzig Wahre sei. . .

Ein Gesetz der Wahlverwandtschaft zieht die Degenerierten des Geburtsadels und die des Geldadels mit magischen Kräften zueinander hin. Immer mehr verwischen sich die Grenzen zwischen beiden. In der Sport- und Lebewelt erscheinen sie bereits so innig verschmolzen, daß meist auch ihre Namen zusammen genannt werden. Ein Wetteifer besteht nur noch in der Auf-

peitschung und Befriedigung eines überreizten Nervensystems, das nach immer neuen, unerhörten Sensationen schreit. Die neueste findet es im Automobilsport. Was sage ich —: „Sport“? Autorowdytum wäre vielleicht ein angemessener Ausdruck. Aber was wir soeben erst bei dem Herkomerrennen mit maßlosem Staunen und Grauen erleben mußten, dieser Grad von Brutalität und sittlicher Verwilderung wäre damit noch lange nicht nach Gebühr gekennzeichnet. Da verspürt eine kleine Gruppe von Vergnügungs- oder Geschäftssüchtigen den prickelnden Reiz, ihre erschlafften Nerven einmal recht gründlich auf offener Landstraße ausrasen zu lassen, und es ist ja nur ganz selbstverständlich, daß dabei völlig unbeteiligte Männer, Frauen, Kinder unter Qualen ihr Leben lassen oder zu Krüppeln gerädert werden müssen! Und das in einem Staate, der offiziell und gesellschaftlich vor Gottesfurcht und frommer Sitte nur gerade so trieft; in dem schon das bloße Verweilen eines Streikpostens auf fast menschenleerer Straße als „Verkehrshindernis“ gelten und zur Verhaftung und späteren gerichtlichen Bestrafung führen kann. Da könnte man sich wahrlich an den Kopf greifen und sich verzweifelt das Gehirn nach dem „Warum?“ zermartern, wenn — die Erklärung nicht schon gegeben wäre. Aber eben diese Erklärung spricht Bände, beleuchtet den ganzen Jammer unserer Knechtseligkeit mit Blitzlicht. Öffentlich ist es ausgesprochen worden, daß schon die bloße Vermutung: auch dieses Rennen werde wahrscheinlich „höheren Orts“ begünstigt, zur Duldung jener brutalen Ausschreitungen genügt habe. Eben weil der Automobilsport an dieser Stelle gern gesehen werde, seien auch alle Anregungen zur Einschränkung seiner Auswüchse auf steinigen Boden gefallen. Ganz offenkundig sei es, so die „Frankfurter Zeitung“, daß die Ausschreitungen des Automobilismus von den Vertretern der Regierung mit mehr oder weniger rednerischem Geschick dilatorisch behandelt würden. „Man ist sich auch in parlamentarischen Kreisen längst darüber klar, daß auf diesem Gebiete nicht nur die allgemeine Langsamkeit in den gesetzgeberischen Entschließungen obwaltet, sondern daß besondere Gründe für die Zaghaftigkeit der Regierung vorliegen. Es fehlt den Herren Ministern und Staatssekretären, wie man ganz gut weiß und merken kann, nicht an Verständnis für die Notwendigkeit gesetzgeberischer und Verwaltungsmaßregeln zum Schutze des Publikums, wohl aber an der frischen Entschließung zur Initiative. Der Automobilismus hat sich vornehm organisiert und erfreut sich hoher und höchster Protektion auch als Sport, und, wie die Dinge nun einmal bei uns liegen, haben auch Staatsmänner Scheu, sich die Finger zu verbrennen.“

Das: „wie die Dinge nun einmal bei uns liegen“ ist ja prachtvoll! Den Ruhm, der in diesem nur zu wahren Bekenntnis liegt, wird uns kein anderes Volk streitig machen. Darin sind wir in der Tat einzig. „Deutschland in der Welt voran, Preußen in Deutschland voran!“ War's nicht so, Herr Reichskanzler?

Selbst die „Kreuzzeitung" — und das will schon was sagen — ist dem immer frecher um sich greifenden Unfug entgegengetreten, die „Tägliche Rundschau" aber versucht's mit einem ironisch-wehmütigen Appell an das gute Herz der Autorowdys: „Glaubt es, ihr Herren und Damen, die ihr im Lederpolster auf weich federndem Gerüst des beflügelten Wagens als Verkörperungen des Fortschritts an uns niedrig geborenen und niedrig lebenden Vielzuvielen vorbeifliegt; glaubt es, ihr Halbgötter, auch wir verehren nach den Kräften unserer armen Seelen die Technik und den Fortschritt, die ihr ja schon so ziemlich für ein und dasselbe zu halten scheint. Auch wir — teilweise — haben bei Nietzsche gelesen, daß der Mensch nichts ist als eine Brücke zum Übermenschen. Es ist tragisch, daß Nietzsche dessen Inkarnation im Chauffeur nicht mehr erlebt hat. Aber trotz alledem: Für den Fortschritt zu sterben, mag schön sein; wir aber wollen noch ein Weilchen für ihn leben!"

Den elenden Lappen vom „Fortschritt der Technik" u. dergl., den die Autorowdys sich ebenso heuchlerisch wie albern-wichtigtuerisch umzuhängen belieben, sollten sie doch schon aus heroischem „Herrenbewußtsein" beiseite legen. Die daran glauben — so Dumme gibt's wohl selbst in unserer „frommen Kinderstube" nicht.

Mit einer zarten Andeutung, wie es noch mal kommen könnte, schließt die „Neue Bayrische Landeszeitung" ihre erfrischende Betrachtung: „Erreichen schon die Autos unter 16 Pferdekräften die Fluggeschwindigkeit der Vögel, um wievielmehr werden sie von stärkeren Rennwagen übertroffen. Die Rücksicht auf Leben und Tod gilt nicht mehr. Polizei und Gesetze sind Luft. Je schneller, desto schöner. Auch wenn alles der Teufel holt. ‚Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.' Bezeichnend für die wahnwitzige Hetze ist die Teilnahme so vieler gebildeter (? D. T.) Damen — ein böses Omen unserer modernen Frauenemanzipation. Die Raubritter des Mittelalters, welche die Straßen unsicher machten und den friedsamen Leuten ihre Habe abnahmen, waren nicht schlechter, im Gegenteil, sie mußten ihre Haut zu Markte tragen, stellten ihren Mann, waren tapfere Kämpen und büßten schließlich für ihr Verbrechen in einem Burgverließ oder am Galgen. Die modernen Wegelagerer dünken sich etwas Besseres zu sein, aber sie sind dem Leben und Eigentum der friedlichen Mitmenschen viel gefährlicher und ihre moralischen Qualitäten stehen tief unter denen der mittelalterlichen Wegelagerer. Und dabei machen uns Fürsten, Minister, Schriftgelehrte und Juristen vor, daß wir in einem Rechtsstaat leben. Die jetzigen Zustände im Zeichen des Autos deuten auf einen Raubstaat. Es ist höchste Zeit, daß die Staatsgewalt und Gesetzgebung dem maßlosen Mißbrauch des Autos ein Ende bereitet. Sonst muß das Volk zur Selbsthilfe greifen und die rasenden Narren totschlagen."

Nein, „totschlagen" braucht man sie nicht gleich, obwohl sie ja ihr eigenes Leben auch nicht besonders hoch einzuschätzen scheinen. Für „Tot-

M. v. Schwind  Die Leiche der hl. Elisabeth wird

schlagen" bin ich überhaupt nicht; dagegen eine kleine körperliche Züchtigung würde unter Umständen ganz heilsam auf die erregten Nerven der hysterischen Männlein und Weiblein wirken und wesentlich zu ihrer Beruhigung beitragen. Die Prozedur könnte durchaus „im Rahmen" bleiben. Wie die polnischen Schlachzizen von ehemals das adelige Privilegium — ich glaube carolis Sigismundi Augusti — genaßen, auf einem untergelegten Teppich die ihnen zuerkannte Ration entgegenzunehmen, so könnte man ja in unserem Falle die rustikale Justiz stilgerecht auf dem umgekippten Auto exerzieren.

„Als vor etwa 15 Jahren", erinnern die „Leipziger Neuesten Nachrichten", „der berühmte Distanzritt von Wien nach Berlin unternommen wurde, durch den ein für allemal unwiderleglich bewiesen wurde, daß Pferde, wenn sie über die Maßen angestrengt werden, den Appetit auf Hafer verlieren, da machten die Tierschutzvereine mobil und sie erreichten es, daß der Unfug nicht erneuert wurde. Menschenschutzvereine sind leider noch nicht gegründet worden. Auch die Franzosen trieben einmal den Leichensport; der Weg von Paris nach Bordeaux wurde mit 20 Toten und Schwerverwundeten bedeckt, und obwohl die Fahrt noch weiter gehen sollte bis nach Madrid, war doch die öffentliche Entrüstung so stark, daß die Fahrt unterbrochen werden mußte. Auf den Gedanken, daß man, um das hehre Ziel zu erreichen und festzustellen, welcher Wagen am schnellsten läuft, geschlossene Bahnen wählen kann, ist man scheinbar nicht gekommen. Das ist das doppelt Gefährliche an dieser Veranstaltung, daß das natürliche Gefühl der Ungleichheit, der Bevorzugung der von dem Leben ohnehin Bevorzugten, erweckt wird und daß den einzigen Gewinn die Leute haben, die ohnehin den Kampf gegen die heutigen Gesellschaftsformen auf ihre Fahnen schrieben. Höhnisch weisen die sozialistischen Blätter darauf hin, daß ,die Polizei, die sonst jeden Droschkenkutscher oder harmlosen Radfahrer zur Bestrafung bringt, wenn er in der Dämmerung ohne Laterne fährt, ruhig zusieht, daß die reichen Müßiggänger durch ihre tollhäuslerische Fahrerei die Landstraßen unsicher machen und die Leiber harmloser Passanten zermalmen'. Und sie erinnern daran, daß trotz aller Mühen die Entschädigungspflicht für das von den Automobilen angerichtete Unheil noch immer nicht ausreichend geregelt ist, und sie weisen nicht ohne Grund darauf hin, daß hier der Forderung des natürlichsten Rechtsempfindens nur das eigensüchtige Interesse der crême de la crême gegenübersteht. Glaubt man wirklich, daß solche aufreizenden Worte ohne Wirkung bleiben?"

Sind denn die Tatsachen an sich nicht schon aufreizend genug? Sind sie nicht aufreizender, als es irgendwelche Worte sein können? Man lese die spaltenlangen „Strecken-Rapporte", d. h. die aneinandergereihten Aufzählungen derer, die auf der Strecke geblieben sind. Schon am ersten Tage wird ein Arbeiter überfahren und so schwer am Rückgrat verletzt, daß er kaum mit dem Leben davonkommen wird. Einem Kinde werden beide Beine abgefahren. Ein Mädchen wird von einem Wagen mit-

geschleift und an der Schulter verletzt. Einem zehnjährigen Knaben wird das Bein gebrochen. Die Rasenden aber rasen ruchlos weiter. Und die Polizei??

„Diese Behörde", schreibt die Berliner „Tribüne", „wacht in deutschen Landen, wie jedermann weiß, streng darüber, daß jeder Bürger ihr rechtzeitig seine Adresse anzeigt, damit sie stets in der Lage ist, ihn bei Vergehen gegen die ihrem Schutze anbefohlene Ordnung aufzusuchen und eventuell in ihre Obhut zu nehmen. Sie sorgt mit großem Eifer dafür, daß die Bewohner des Landes nicht über eine bestimmte Stunde hinaus in Kneipen sitzen, sondern rechtzeitig und ruhig ins Bett gehen . . . Sie kontrolliert weiter mit anerkennenswerter Sorgfalt die Länge der Röcke der Sängerinnen in den Variété-Theatern, liest mit Argusaugen sämtliche Zeitschriften, auf daß nicht etwa das Schamgefühl oder eine hohe Staatsbehörde verletzt werde, wacht darüber, daß keine Kellnerin neben einem Gast sitzt und kein anstößiges Bild in einem Schaufenster hängt. Sie regelt den Straßenverkehr, indem sie stehen bleibende Passanten zum Weitergehen veranlaßt, vorschriftswidrig fahrende Radler in Strafe nimmt und vor allen Dingen Arbeiter, die als Streik- oder Boykottposten stehen, zur Wache bringt. Sie überwacht politische Versammlungen, bewahrt die Straßenbahnwagen vor Überfüllung und verfolgt Händler und Hausierer, die nicht im Besitze der erforderlichen Papiere sind, mit unnachsichtlicher Strenge. Ein besonderes Augenmerk widmet sie auch den Bettlern und Landstreichern, die sie mit Vorliebe den Arbeitshäusern und Gefängnissen zuführt. Selbst Hunde, die keinen ordnungsgemäßen Maulkorb tragen oder keine Steuermarke bei sich führen, sind vor den Organen der hohen Ordnungsbehörde keinen Augenblick sicher.

Diese Aufzählung der verschiedenartigsten Tätigkeiten, denen sich die deutsche Polizei mit Eifer und Energie widmet, ließe sich natürlich leicht noch vervollständigen, aber leider fehlt mir der nötige Raum, um alle Gebiete ihrer Wirksamkeit auch nur zu erwähnen. Immerhin kann der Leser aus dem hier Angeführten entnehmen, daß — soweit wenigstens gewöhnliche Sterbliche in Betracht kommen — im Deutschen Reiche in weitgehendem Maße für Ordnung gesorgt wird. Gegenüber den Angehörigen der oberen Zehntausend versagt der polizeiliche Eifer, der sich gegenüber den Angehörigen der sogenannten unteren Klassen überall in hohem Grade bemerkbar macht, freilich vielfach gar sehr. Wenn zum Beispiel eine fürstliche Persönlichkeit eine Spazierfahrt unternimmt, wird nicht etwa ihr Wagen auf Innehaltung der sonst üblichen Verkehrsvorschriften hin beobachtet, sondern sämtliche anderen Menschen und Fuhrwerke müssen ihren Kurs ändern, bis die hohe Herrschaft ihren Weg passiert hat. Den Bevorrechtigten von Geburt gleich geachtet werden polizeilicherseits natürlich auch die Aristokraten des Geldes. Auch sie brauchen sich um die für die übrige Menschheit gültigen Bestimmungen nicht zu kümmern, sondern diese muß sich nach jenen richten.

Am deutlichsten zeigt sich dieses zwiefache und zweideutige Verhalten der Polizeibehörden gegenüber den Automobilfahrern, die infolge des hohen Preises der Stink-, Staub- und Radaukasten natürlich sämtlich den besitzenden Klassen angehören. Diese Herrschaften dürfen unter den Augen der Ordnungsbehörden die von der Allgemeinheit erbauten und erhaltenen Straßen in Stadt und Land ruhig für sich mit Beschlag belegen und Fußgängern und Geschirren den Verkehr darauf lebensgefährlich gestalten oder ganz unmöglich machen. Kein Polizist, der sonst jeden Handwerksburschen anhält, wagt sich an diese modernen Straßenmörder heran, und wenn sie einen Menschen zum Krüppel fahren oder töten, so fällt ihre Strafe gewöhnlich geringer aus, als wenn ein Streikender in seiner begreiflichen Erregung einem Arbeitswilligen ein paar unüberlegte Worte zuruft, oder ein Redakteur eines radikalen Blattes die Handlungsweise eines hochgestellten Herrn oder einer hohen Behörde scharf kritisiert.

Infolge dieser nachsichtigen Behandlung der Automobilisten ist dieses neue Verkehrsmittel denn auch in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits zu einem unheimlichen Verkehrshindernis für den nicht Automobil fahrenden Teil der Bevölkerung geworden. Nach einer offiziellen Statistik sind nämlich im Deutschen Reiche vom 1. April bis 30. September 1906, also in einem halben Jahre, insgesamt 2290 Automobilunfälle vorgekommen, wobei in 283 Fällen oder 12,4 Prozent aller der Besitzer des Fahrzeuges nicht ermittelt worden ist. In 381 Fällen (16,7 Proz.) hat sich der Führer des Fahrzeuges seiner Feststellung durch die Flucht entzogen und in 81 (3,5 Proz.) zu entfliehen den Versuch gemacht. In 272 Fällen ist polizeiliche Bestrafung eingetreten, darunter in 242 Fällen (89,0 Proz.) gegen den Kraftwagenführer und in nur 30 Fällen gegen den Führer eines anderen Fuhrwerkes oder gegen eine dritte Person. In 695 Fällen ist ein gerichtliches Strafverfahren eingeleitet worden, darunter in 625 (89,9 Proz.) Fällen gegen den Führer des Kraftfahrzeuges, ein Zeichen, daß diesen in der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle die Schuld traf. Bei 673 Unfällen oder 29,4 Proz. aller trat eine Personenverletzung ein, bei 987 oder 43,1 Proz. eine Sachbeschädigung, bei 630 oder 27,5 Proz. eine Personenverletzung und Sachbeschädigung zugleich. Die Zahl der getöteten oder verletzten Personen betrug 1570, von ihnen wurden 51 getötet (9 Führer, 9 Insassen der Kraftwagen und 33 dritte Personen) und 1519 verletzt (173 Führer, 219 Insassen und 1127 dritte Personen). Von den 1024 Unfällen, deren Ursachen festgestellt sind, sind 478 oder 46,7 Proz. durch zu schnelles Fahren oder Unterlassen des Huppensignals veranlaßt worden ..."

Diese Statistik ist natürlich noch ganz unzureichend. Die meisten Fälle werden nur vom Publikum beobachtet, und von diesem wird sich nur selten jemand den behördlichen Scherereien und Umständlichkeiten aussetzen, die eine polizeiliche Anzeige nach Landesbrauch im Gefolge zu haben pflegt. Fast täglich kann man lesen, daß Autofahrer, unbekümmert um ihr blutend

und röchelnd daliegendes Opfer, das Weite suchen. Erwägt man noch, daß die Insassen aus naheliegenden Gründen meist den „gebildeten", den „oberen" Schichten der Gesellschaft angehören, so kann solche feige Ruchlosigkeit nicht scharf genug gebrandmarkt werden. Es wäre in der Tat nicht mehr als menschlich, wenn sich gegebenenfalls des Publikums eine Empörung bemächtigte, die sich in exemplarischer Züchtigung der Täter Luft machte.

Erst die Herkomer-Fahrt, dann das Taunus-Rennen. „Wer gerecht sein will," bemerkt ironisch Eduard Goldbeck in der „Welt am Montag", „muß zugestehen, daß sich die Bevölkerung des Deutschen Reiches durch diese beiden Veranstaltungen nicht wesentlich vermindert hat . . . Lumpereien, die man in der guten Gesellschaft nicht erwähnt. Beim Start der Herkomer-Fahrt war der König von Sachsen, beim Taunus-Rennen der Kaiser zugegen. Wer will da noch nörgeln? Wir leiden ja ohnedies an Übervölkerung . . .

Nun muß man unterscheiden. Wenn männliche und weibliche Gigerl, die ihrem Leben keinen Inhalt geben können, an chronischer Vertrottelung leiden und Sensation um jeden Preis suchen, wenn solche Blödiane und Schmarotzertypen ihr bißchen Existenz aufs Spiel setzen wollen, weil die neueste Mode es gebietet, so mögen sie es tun. Das Vaterland kann sie entbehren und wir brauchen ihnen keine Krokodilsträne nachzuweinen. Der Gedanke, als Mitglied des kaiserlichen Automobilklubs ihr Leben auszuhauchen, verschönt ihnen vermutlich das letzte Stündlein. Denn man wolle doch nicht unterschätzen, wie unendlich viel die liebe *Eitelkeit* hier tut und wie unendlich wenig die Freude am Sport! Es gibt ja auch nichts Stumpfsinnigeres, als dieses Dahinsausen — auch der König von Italien hat sich kürzlich gegen die Zumutung verwahrt, passionierter Autler zu sein —, und es ist ein *Zeichen für den geistigen und seelischen Niedergang unserer herrschenden und besitzenden Klassen*, daß die Kilometerfresserei so seuchenartig um sich greift. Ein Spaziergang, ein Ritt läßt alle Kräfte frei walten, wir blicken entzückt in die blühende Natur, wir atmen tief, wir bewegen uns rüstig, wir können nachdenken, können träumen ... dem Autler ist dies alles nichts, ihm gilt nur der Rekord. *Dies idiotische Rasen ist der Sport der Nullen.* Wollen diese Nullen die Form des Selbstmordes wählen, die ja in der Tat ‚todschick' ist, so haben wir nichts dagegen.

Wenn Chauffeure in ihrem Beruf einen Unfall erleiden, so ist das ein unvermeidliches Unglück. Wir werden die einzelnen bemitleiden, aber daran denken, daß auch andere Berufsarten lebensgefährlich sind. Manche unterminieren langsam, manche bereiten ein jähes Ende. Wenn aber die Straßen für eine winzige Minorität von Millionären, bei denen eine Schraube los ist, freigegeben und für die arbeitenden Klassen, zu denen wir die gesamte bürgerliche Bevölkerung rechnen, gesperrt werden, dann muß die öffentliche Meinung diesem methodischen Wahnsinn Einhalt tun. In Frankreich sind die Wettfahrten auf den öffentlichen Straßen seit der Katastrophe

bei dem Rennen Paris-Madrid verboten; die Konkurrenz mußte in Bordeaux abgebrochen werden. Nun wird uns zwar versichert, diese Rennen seien gar keine Wettrennen, es solle nur die Tüchtigkeit und Haltbarkeit der Fahrzeuge geprüft werden. Aber wie geschieht das und wie kann es einzig und allein geschehen? Durch Steigerung der Schnelligkeit. So wurden denn schon beim Training für das Taunus-Rennen Geschwindigkeiten bis zu 130 Kilometern erreicht. Was das heißt, ergibt sich, wenn man bedenkt, daß der Schnellzug Berlin—Hamburg nur mit 95 Kilometer Geschwindigkeit fährt.

Wir halten diese Rennen für höchst überflüssig und glauben nicht daran, daß die Automobilindustrie ohne sie nicht gedeihen soll. Wir sind durchaus nicht so philiströs, daß wir das Auto vernichten möchten, und denken nicht an ein Autodafé, wir erkennen vielmehr seine Existenzberechtigung als Verkehrs- und Transportmittel gern und rückhaltlos an. Aber wir protestieren energisch dagegen, daß eine Koterie von ein paar hundert ‚erstklassigen Menschen', d. h. erstklassigen Steuerzahlern, sich das Vorrecht anmaßt, die kleinbürgerliche Canaille, wenn es ihr so paßt, kurz und klein zu fahren. Die plutokratisch-aristokratische Clique, die sich auf den Sportplätzen bläht, bildet sich augenscheinlich ein, in Deutschland Herr und Meister zu sein. Und die Behörden neigen sich, beugen sich, weil die Monarchen das Töff-Töff mit ihrer Huld beehren. Schon jetzt kann man annehmen, daß jeder Autler auf Thron und Altar eingeschworen ist. Wollte sich die rote Rotte solche Späßchen gestatten, man würde sie bald zu Paaren treiben. So nistet sich der Gedanke ein, daß auch die Verwaltungsbehörde und die Polizei eine Klassenjustiz kennt. Um so höher muß es den Magnaten des Herrenhauses angerechnet werden, daß sie schon vor einigen Wochen gegen den groben Unfug protestiert haben. Herr v. Puttkamer hat in diesen heiligen Hallen sogar mit bitterem Hohne erklärt, ‚es scheine für einen Teil der Menschheit Bestimmung zu sein, unter den Rädern eines Automobils ihr Ende zu finden'. Wenn die Herren vom alten und befestigten Grundbesitz witzig werden, dann muß es schlimm stehen. . . . Jetzt aber muß die öffentliche Meinung mobil gemacht werden, damit wir ein energisch zugreifendes Haftpflichtgesetz erhalten. Das zum wenigsten können die Steuerzahler doch wohl verlangen, daß sie nicht ihr Testament machen müssen, bevor sie zum Abendschoppen gehen. Heut' ist diese Vorsicht ratsam, denn hier in Berlin und in allen großen Städten wird ja unentwegt weiter gerast. . . ."

Sieht man sich die Gesellschaft jener „erstklassigen Menschen" etwas näher an, so erscheint sie einem zunächst als etwas Undefinierbares. Es ist wohl heutzutage nichts so sehr im Fluß, als was sich in den Großstädten zur sogenannten „Gesellschaft" zählt, was „Cavalier" sein will. „Cavalier" sein, ist heute die Losung, die modernste gesellschaftsfähige Appretur. Und wer will heute nicht „Cavalier" sein? Zwar Appretur, die gehört freilich

dazu. Aber die nötigsten Requisiten, als da sind Smoking, fußhoher Stehkragen und Lackstiefel kann man sich ja in besseren Geschäften leicht erstehen. Ein paar Banknoten in der Tasche gehören ferner dazu, denn womit soll man sonst den Sekt und die anderen guten Dinge bezahlen? Aber — die Banknoten brauchen einem ja nicht zu gehören, man kann sie aus irgend einer Kasse „entnommen" und beim Spiel oder Rennen vorteilhaft angelegt haben. Hat man aber den Smoking, den Standardkragen, die Lackstiefel und — nicht zu vergessen die Banknoten, deren „Nationale" ja nichts zur Sache tut, so kann man sich dreist zur „Gesellschaft" zählen und „Cavalier" sein.

Und man wird auch in Kreisen Eingang finden, die sonst exklusiver zu sein pflegen: die einen wegen ihrer Uniform oder ihres alten Wappens, die andern wegen ihrer finanziellen „Konsolidierung". Sport und Spiel bringen auch Sprossen alter Geschlechter, auch Träger des „vornehmsten Rockes" nicht nur mit „Cavalieren" der Finanz, sondern auch mit solchen recht zweifelhafter Provenienz und Existenz kameradschaftlich zusammen. Im Auto, auf der Rennbahn und beim Jeu sind alle Standesunterschiede ausgeglichen. Alle sind „Cavaliere".

Der an zwanzig Sitzungstagen verhandelte Wuchererprozeß in München hat schon manches grelle Schlaglicht auf Zustände geworfen, die man gerade in den beteiligten Kreisen ganz zuletzt erwarten durfte. Eine Spielwut und Wechselreiterei, wie sie dort geherrscht hat, durch — Naivität entschuldigen zu wollen, wie das der Herr Kriegsminister versucht hat, dazu muß man schon entweder selbst sehr naiv sein oder einen außergewöhnlichen Grad von Naivität — bei andern voraussetzen. Der Herr Kriegsminister glaubte einer Verbreitung des Übels dadurch vorbeugen zu können, daß er die Offiziere zum Studium des Wechselrechts anhalten wollte. Er hielt also seine Offiziere für so naiv, daß sie nicht wußten, welche rechtliche und moralische Bedeutung der Namensunterschrift unter einem Schuldschein beiwohne. Danach würden sich auch jene Offiziere, die soeben auf Befehl des Kaisers aus Hannover zu ihren Regimentern strafweise zurückgeschickt wurden, diese Strafverfügung nur durch ein bedauerlich hohes Maß von kindlicher Unerfahrenheit in finanziellen Dingen zugezogen und der Kaiser vielleicht besser getan haben, sie auf eine Handelsakademie zu eingehendem Studium des Wechselrechts zu schicken. Eine Reihe Entlassungen sollen noch bevorstehen, der Kaiser selbst die Vorlegung der Militärakten befohlen haben.

Wieder, wie schon vor Jahren, ist es das Militär-Reitinstitut in Hannover, das in solcher Weise von sich reden macht. Wie dem „Vorwärts" von dort geschrieben wird, wurde von den Angehörigen eines Reitschülers der vorgesetzten Behörde über eine Spielschuld des Offiziers im Betrage von 90000 Mk. berichtet. „Zirka 60 *Offiziere — die Hälfte der kommandierten Leutnants* — sind bereits *zu den Regimentern zurückgeschickt.* Auch Herren der Regierung sollen beteiligt sein. Der Verkehr in dem vornehmen Hotel K. ist den Offizieren verboten worden. Von dem ähnlichen, wenn auch kleineren Krach im Jahre 1905 ist

wenig an die Öffentlichkeit gedrungen, obgleich man annehmen darf, daß den militärischen Vorgesetzten sowie der Staatsanwaltschaft die Namen der Wucherer bekannt geworden sein müssen. Auch heute wird alles vertuscht. Die Verhandlungen im Münchener Wucherprozeß würden absolut kein Aufsehen erregt haben, wenn es schon vor zirka 1½ Jahren in Hannover zu einem Wucherprozeß gekommen wäre; denn dort sind noch ganz andere Dinge vorgekommen. Damals sind ganze Vermögen verspielt worden. So ließ kurz vor Beendigung des Reitkursus von 1905 ein Offizier nicht nur sein und seiner Frau Vermögen, sondern auch dasjenige seiner auf Besuch weilenden Schwägerin am grünen Tisch zurück. Die Frau eines Husarenoffiziers, der bereits im Manöver weilte, wurde von den Gläubigern festgehalten. Zwei Dragoneroffiziere entzogen sich der Verhaftung wegen betrügerischen Bankerotts durch die Flucht ins Ausland. Besonders oft soll in einem Lokal neben der Reitschule, in einer Bar und in der Wohnung eines Großindustriellen gespielt worden sein. Einem Regiment wurde der Verkehr deshalb dort untersagt, ebenso der Besuch des ‚Englischen'. Letzteres Verbot wurde merkwürdigerweise jedoch bald wieder aufgehoben.

Ein großer Übelstand, der der Spielmanie wesentlich Vorschub leistet, liegt in dem sogenannten Pferdehandel. Gegenseitiges Übervorteilen ist an der Tagesordnung; aber der in Duellhändeln stets bereite Ehrenrat schreitet nicht ein! Durch den zahlreichen An- und Verkauf von Pferden, welche nicht einmal ausprobiert werden, geht den jungen Herren viel Geld durch die Hände. Das bare Geld für einen Verkauf wird verjubelt und für den Ankauf wird ‚quergeschrieben', d. h. es werden Akzepte ausgestellt. Es gibt Offiziere, die, obgleich sie nur zwei Pferde zum eigenen Gebrauch benötigen, etwa sechs Pferde im Stall haben. Zur Tilgung dieser Schulden bietet dann das ‚Jeu' die Zuflucht. Einen weiteren Anlaß zum Spiel liefert der Luxus. Der frühere höchste Vorgesetzte liebte z. B. eine rege Beteiligung am Korso, an dem sich übrigens bereits Kriegsschüler beteiligen. Das erfordert ein komplettes Fuhrwerk nebst Haltung eines Grooms. Ferner gilt die Teilnahme am Polospiel als Ehrenpflicht. Dazu sind argentinische Ponies und eine besondere Equipierung erforderlich. Geld, Geld ist daher die Losung. Das Spiel muß es schaffen. Und zu diesem bietet sich stets Gelegenheit an denjenigen Orten, wo ein ‚Concours hippique' veranstaltet wird oder ein Rennen stattfindet.

Am Schlusse eines jeden Kursus begeben sich meist einige Herren ohne Pferdematerial in die Garnison zurück. Auch das Chargenpferd ist veräußert worden. Doch so lange es geht, wird nicht eingeschritten. Ein im Amtsgericht durch Anschlag veröffentlichter Haftbefehl gegen einen ehemaligen Dragonerleutnant enthielt auch die Pfändung eines Oberleutnants eines bekannten Regiments, der jenem Offizier eine sehr hohe Summe schuldig war. Zur Belohnung wurde dieser Oberleutnant als Rittmeister zu den Gardeulanen versetzt. Auch ein slawischer Prinz hatte den Vorzug, in diesem Eliteregiment ein Gastspiel von nicht allzulanger Dauer zu

geben. Nachdem ihm die lieben Kameraden das nötige Kleingeld im Betrage von einer Million abgenommen hatten, mußte er hinaus zu Mistschenkos Kosaken-Division in der Mandschurei. Eine Baronin derselben Rasse suchte die Garnison ihres Sohnes auf, um zur besseren Unterhaltung in ihren Salons in einem der ersten Hotels bei Nachtzeit eine Spielbank zu etablieren, was schließlich einen verständnisvollen Wink der obersten Behörde zur Folge hatte. Der junge Kavalier nahm darauf einen längeren Urlaub, um sich ohne Einholung des vorgeschriebenen Konsenses zu verehelichen, wofür ihm eine mehrmonatliche Festungshaft als Flitterwochen zudiktiert wurde.

Vielleicht steht, nachdem die Kavallerie-Unteroffiziersschule — weil zwecklos — aufgelöst worden ist, nun auch der Offiziers-Reitschule dasselbe Schicksal bevor. In Hannover erwartete man schon längst die Auflösung dieses Instituts. Für die Notwendigkeit der Reitschule führt man in erster Linie das Reiten im Gelände — die Jagden an. Ja, heute werden in jeder kleinen Garnison — bei fast allen Truppenteilen — im Herbst Jagden geritten, wahrscheinlich sogar mit größerem Erfolge!"

Auch wenn man, wie der Türmer, weit davon entfernt ist, den Fall verallgemeinern, ihn nach irgendeiner Richtung als typisch hinstellen zu wollen, auch wenn man sich bewußt ist, welches bittere Unrecht man den vielen tüchtigen und wahrhaft vornehm gesinnten Persönlichkeiten in unserem Offizierkorps und ihren Familien mit solchem Beginnen zufügte, auch dann kann man den Fall nicht auf die leichte Achsel nehmen oder gar durch das ebenso beliebte wie verhängnisvolle Vertuschungssystem aus der Welt schaffen wollen. Solche Geschwüre müssen im Entstehen, im Keim mit scharfem Messer ausgeschnitten werden, bevor sie weiterfressen und der Brand um sich greift. Daß der Kaiser diesen Schnitt energisch vorgenommen hat und der Sache noch weiter auf den Grund gehen will, kann das Vertrauen, das auch der Türmer in seine ernsten und redlichen Absichten stets gesetzt hat, nur erhöhen. Daß er auch den „vornehmsten Rock" nicht schont, wenn darunter minder vornehme Gesinnung wohnt, hat er damit bündig dargetan. Und das ist gut so.

* * *

Auch auf die Stellung der Sozialdemokratie zu unserem Heere kann eine solche Beweisführung durch die Tat nur günstig wirken, indem sie derjenigen Richtung in der Partei Vorschub leistet, die grundsätzlich geneigt ist, die Notwendigkeit einer starken vaterländischen Wehr anzuerkennen und zu befürworten. Zu den Vertretern dieser Richtung gehört, trotz allen Vorbehalten, der bekannte, bezeichnenderweise nicht wiedergewählte ehemalige Reichstagsabgeordnete Eduard Bernstein.

„Man wird auch zugeben müssen," so schreibt er in den „Sozialistischen Monatsheften", „daß zu einer Zeit, wo die Sozialdemokratie unter ein sie ächtendes Ausnahmegesetz gestellt war, das obendrein damals noch mit rücksichtsloser Härte angewendet wurde, es sehr starker Überwindung

des ersten, natürlichen Empfindens bedurfte, um zu jener Stellungnahme zur Kriegsfrage zu gelangen, welche Bebel in der Session 1879—80 im Reichstage vertreten hatte. Der Patriotismus ist in den modernen Staaten kein urwüchsiges Gefühl, wie es das Solidaritätsempfinden der Stammesgemeinschaften auf früherer Kulturstufe war. Wohl hat sich zu allen Zeiten bei Truppen, mochten sie aus angeworbenen Söldnern oder selbst aus zum Felddienst gepreßten Soldaten bestehen, ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt, das ihnen im Kampf die moralische Einheit gab und zur Ursache von allerhand Beispielen aufopfernder Solidarität ward. Aber dieses Solidaritätsgefühl ist Korpsgeist und nicht Patriotismus. Ebensowenig ist das Streben nach Verteidigung von Haus und Herd, Ortschaft oder Distrikt gegen irgendwelchen Eindringling dem Patriotismus gleichzusetzen, der für die modernen Staaten oder Reiche gefordert wird. Da diese Staaten nicht aus einer Völkerschaft in natürlichem Wachstum organisch hervorgegangen, sondern durch oder mit Hilfe von Eroberung, Kauf, Heirat und dergleichen zustande gekommen sind, da sie infolgedessen während ganzer Generationen oder selbst Jahrhunderte sehr wenig von der Einheitlichkeit eines ausgebildeten Organismus an sich hatten, sondern erst nachträglich und sehr allmählich unter dem Einfluß wirtschaftlicher Veränderungen etwas davon entwickelten, so konnte auch bei der Masse der Bevölkerung lange Zeit von einem staatlich-nationalen Empfinden, diesem wesentlichen Element des modernen Patriotismus, überhaupt nicht die Rede sein. Was man heute nachträglich dafür ansieht, war in Wirklichkeit neben lokalpatriotischen Wallungen meist nur jener Korpsgeist von Landsknechten oder ein ihm wesensverwandtes übertragenes Empfinden. Die beherrschte breite Volksmasse kannte bis in eine gar nicht weit hinter uns liegende Zeit hinein einen staatlich-nationalen Patriotismus gar nicht oder nur durch Vermittelung einer dünnen Oberschicht von bevorzugten Geschlechtern oder Ständen, deren Patriotismus aber oft auch nur einer auf Kündigung war. Beispiele dafür liefert die Geschichte aller Länder, keine aber in größerer Fülle, als gerade die Deutschlands.

Deutschlands größter dramatischer Dichter, Schiller, hat das noch im 18. Jahrhundert so stark empfunden, daß er in der ‚Jungfrau von Orleans' die oft zitierten patriotischen Worte:

> ‚Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre'

dem Grafen Dunois, das heißt einem dem hohen Adel angehörigen Kriegsführer, dem Bauern Thibaut dagegen die Worte in den Mund legt:

> ‚... Laßt uns still gehorchend harren,
> Wen uns der Krieg zum König geben wird.
> Das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes,
> Und unser Herr ist, wer die heil'ge Ölung
> Empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Reims.'

Das war die Logik einer Epoche, in der ganze Länder verschachert oder als Heiratsgut weggegeben wurden, und wo die große Volksmasse jeder politischen Selbstbestimmung entbehrte. So kannte denn auch zu Ende des 18. Jahrhunderts das Volk in Deutschland nur erst ein ethnologisches, aber kein staatliches Nationalempfinden und daher auch keinen politisch-nationalen Patriotismus. Erst in der Reaktion gegen die napoleonische Herrschaft ergriff er weite Volkskreise und existierte dann lange als Träger eines politischen Ideals, gegen das der 1870—71 verwirklichte Nationalstaat ungünstig genug abstach. Und wenn der Mann, der sich als Schöpfer dieses Nationalstaats feiern ließ, bereits im siebenten Jahre von dessen Existenz einen erheblichen Bruchteil des deutschen Volkes unter ein Ausnahmegesetz stellen konnte, so zeigt dies, wie sehr er selbst noch diese Schöpfung als ein mechanisches und nicht als ein das Volksganze organisch zusammenfassendes Gebilde betrachtete. Da war es keine so unerhörte Erscheinung, wenn in der geächteten Partei jenes Gefühl aufkam, wie es das Alte Testament die Vertreter der zehn gegen Rehabeam rebellischen Stämme in die Worte kleiden läßt: ‚Was haben wir denn Teil an David oder Erbe am Sohn Isais? In deine Zelte zurück, Israel!'

Und doch hatte Bebel recht, und seine Angreifer waren im Unrecht.

Daß die modernen Nationalstaaten oder Reiche nicht organisch entstanden sind, hindert sie nicht, ihrerseits Organe des großen Gesamtkörpers zu sein, den wir ‚Kulturmenschheit' nennen, und der selbst viel zu ausgedehnt ist, um eine staatliche Einheit bilden zu können. Und zwar sind sie heute notwendige Organe, für wichtige Zwecke der Menschheitsentwickelung von größter Bedeutung. Darüber kann unter Sozialisten kaum noch ein Streit sein. Und es ist auch unter dem sozialistischen Gesichtspunkt nicht einmal zu bedauern, daß sie keinen rein auf Abstammungsgemeinschaft beruhenden Charakter tragen. Das rein ethnologische Nationalitätsprinzip ist in seinen Konsequenzen reaktionär. Wie man auch sonst über das Rassenproblem denken mag, so ist jedenfalls der Gedanke einer staatlichen Gliederung der Menschheit nach Rassen alles andere eher, denn ein Menschheitsideal. Das Nationale bildet sich vielmehr heute immer mehr zu einer *soziologischen* Funktion aus. Als solche begriffen ist es aber ein *progressives* Prinzip, und in diesem Sinne *kann* und *muß* der Sozialismus *national* sein. Es bildet das keinen Gegensatz zum kosmopolitischen Bewußtsein, sondern nur dessen notwendige Ergänzung. Das Weltbürgertum, diese herrliche Errungenschaft der Kultur, wird, wo die Beziehung zu nationalen Aufgaben und nationalen Pflichten fehlt, zum schwammigen, charakterlosen Parasitismus. Selbst wenn wir singen Ubi bene, ibi patria, erkennen wir noch eine patria an, und gemäß dem Motto ‚Keine Rechte ohne Pflichten', auch Pflichten gegen sie.

Eine der ersten Pflichten gegen ein Gemeinwesen ist aber das Einstehen für seine Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit. Soll sie nicht auf bloß äußerlichem Zwang beruhen, so bedarf sie als Gegenleistung bestimmter

Rechte, von denen das elementarste das allgemeine gleiche Wahlrecht ist. Wo dies nicht besteht, wird sich in der modernen Gesellschaft kein wahres Nationalgefühl im Volke und insbesondere der seinen wichtigsten Teil ausmachenden Arbeiterklasse entwickeln oder erhalten können. Ohne das allgemeine Wahlrecht würde denn auch in Deutschland die Sozialdemokratie als Partei der Arbeiter dem Reich gegenüber eine ganz andere Stellung einnehmen, als dies tatsächlich und ohne Einspruch der Fall ist. Als im Jahre 1874 Julius Motteler in eine Rede zum Militäretat die Worte einfließen ließ: ‚Wir sind nicht Gegner des Reichs als eines nationalen und staatlich gegliederten Ganzen, sondern Gegner des Reichs, insofern es bestimmte Einrichtungen repräsentiert, die uns bedrücken', da konnte er noch wegen dieser, doch nur erst bedingten Anerkennung des Reichs in einem Organ der ‚Eisenacher' Fraktion der Sozialdemokratie, dem Dresdener ‚Volksboten', scharf angegriffen und im offiziellen Organ der Partei, dem ‚Volksstaat', in ähnlicher Weise entschuldigt werden, wie heute einige Parteiblätter Noske entschuldigt haben, indem sie von einem bloßen rednerischen Vergreifen sprachen. Die Art, wie der ‚Volksstaat' Motteler gegen ‚Mißdeutung' seiner Rede in Schutz nahm, lief faktisch auf Mißbilligung jenes Satzes hinaus. Heute dagegen ist die Sozialdemokratie, und zwar einmütig, die entschiedenste Reichspartei, die Deutschland kennt. Keine andere Partei ist so sehr darauf bedacht, dem Reich immer neue gesetzgeberische Aufgaben zu übertragen und seine Kompetenzen zu erweitern, wie die Sozialdemokratie. Verglichen mit ihr ist die seinerzeit energischste Vertreterin des Reichsgedankens, die nationalliberale Partei, partikularistisch. Und wenn die Sozialdemokratie als Oppositionspartei auch nach wie vor der Regierung das Gesamtbudget verweigert, so geht sie doch in bezug auf Bewilligung von Budgetposten heute außerordentlich viel weiter, als in jenen Tagen.

Wie es dahin gekommen ist? Nun, diese Entwickelung liefert ein interessantes Beispiel für den Satz Ignaz Auers: ‚So etwas sagt man nicht, so etwas beschließt man nicht, so etwas tut man.' Es ist nicht beschlossen worden, es ist nicht proklamiert worden, es hat sich unter dem Gewicht der Tatsachen als Konsequenz des allgemeinen Wahlrechts im Laufe der Zeit Schritt für Schritt von selbst gemacht. Und weil die Sozialdemokratie immer stärkere Anforderungen an das Reich stellt, weil sie mithilft, seine Gesetzgebung auszubauen, seine Leistungen zu steigern, seine Beamtenschaft zu vermehren, ist es auch nur folgerichtig, wenn ihre Vertreter erklären, im Notfall für die Verteidigung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des Reichs gegen fremde Gewalt einstehen zu wollen.

Das gleiche Bild bietet uns beiläufig Österreich. Die österreichische Sozialdemokratie war seinerzeit noch in viel höherem Grade ‚reichsfeindlich' als ihre deutsche Bruderpartei. In Deutschland war die Reichsfeindschaft im wesentlichen immer nur Gegnerschaft gegen die Reichsregierung und gewisse Reichseinrichtungen. In Österreich aber war sie ganz und gar Sehn-

sucht von Österreich hinweg, aus dem Tohuwabohu dieses zusammengeflickten Staatswesens hinaus. Das änderte sich schon bei der vorigen Wahlreform. Da entdeckte man in der Sozialdemokratie die Kraft, den zentrifugalen Tendenzen im habsburgischen Kaiserstaate, die sich ja bei den bürgerlichen Parteien nicht minder zeigten als in der Arbeiterschaft, ein Gegengewicht zu bieten, sie zu neutralisieren. Die ‚Arbeiterzeitung' ward in der Hofburg gelesen, bürgerliche Radikale verhöhnten die Partei als ‚kaiserlich-österreichische Sozialdemokratie', und in der ‚Arbeiterzeitung' ward in der Tat die staatskräftigende Potenz der Arbeiterklasse in Österreich sehr energisch betont. Das ist in noch stärkerem Maß geschehen beim Kampf um die jüngste Wahlreform, die nun das allgemeine Wahlrecht gebracht hat, dessen erste Frucht ein glänzender Sieg der Sozialdemokratie und eine vernichtende Niederlage der anti-österreichischen Alldeutschen gewesen ist. Und es berührt daher etwas seltsam, wenn K. Kautsky in der ‚Leipziger Volkszeitung' vom 6. Mai schreibt, daß die Bourgeoisie aus Furcht vor der Revolution ‚so vorsintflutliche Staatsgebilde, wie Österreich und die Türkei', weiter bestehen lasse. Wenn es ein geschichtliches Vergehen ist, Österreich als Staat fortzuerhalten, so hat sich die österreichische Sozialdemokratie seit Jahren in hohem Grade dieses Vergehens schuldig gemacht. Man kann aber die Sache anders beurteilen.

In allen Ländern, wo sie zur Bedeutung kommt, entwickelt die Arbeiterklasse einen neuen, eigenen Patriotismus. Dieser Patriotismus kann nicht der der Beherrschung von Nationalitäten durch andere Nationalitäten sein, er kann nur der des gleichen demokratischen Rechts der Nationalitäten sein. In dem Maße, wie dessen Verwirklichung gelingt, verliert der sogenannte ‚völkliche' oder, wie ich ihn lieber nenne, ethnologische Nationalismus — die Tendenz zur Errichtung von neuen Nationalstaaten auf Grundlage des Sprachen- und Abstammungsprinzips — an Gewicht gegenüber dem soziologischen Nationalgedanken. Wir haben es an verschiedenen alten Staatswesen Westeuropas gesehen und sehen es heute im östlichen Europa von neuem. Das ist aber eine Erscheinung, die wir nicht zu bedauern haben. Sie verspricht uns, daß eine Reihe von Fragen, die sich immer drohender vor uns aufrichten, nicht durch Umbildung der Karte von Europa, die unter den heutigen Verhältnissen nur um den Preis von blutigen Kriegen zu erreichen wäre, sondern durch Umbildung der Verfassungen der geschichtlich gewordenen Staatswesen verwirklicht werden wird. Sie ermöglicht es der Arbeiterklasse, mit ihrem Patriotismus die wirkungsvollste Friedenspolitik zu verbinden, die die Welt bisher gekannt hat.

Stehen mit diesen letzten Ausführungen die Erklärungen Bebels und Noskes nicht in innerem Widerspruch? Ganz und gar nicht. Die Ansicht, daß sie die Kriegsgefahr beschleunigen könnten, beruht auf vollständiger Verkennung des Gewichtes der Faktoren, die heute für die Kriegsfrage in Betracht kommen. Man vergißt, welchen bedeutenden Faktor in den Berechnungen der Kabinette und insbesondere der Militärparteien die Dis-

position der Bevölkerungen bildet, mit denen sie es in einem Kriegsfall zu tun haben würden. Die Vorstellung, daß in dem in Frage kommenden Lande eine machtvolle Partei existiert, die nur auf den Krieg wartet, um der eigenen Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, einen Militärstreik und dergleichen ins Werk zu setzen, kann zur größten Kriegsgefahr werden, für abenteuernde Politiker geradezu ein Anreiz sein, auf einen Krieg mit jenem Lande hinzuarbeiten. Der verstorbene Genosse Wilhelm Liebknecht, der Schreiber dieses und andere Genossen haben in den Jahren des Ausnahmegesetzes darüber ihre eigenen Beobachtungen gemacht und sich von der Notwendigkeit überzeugen können, den Militärpolitikern des Auslandes alle Illusionen über eine etwaige Förderung ihrer Zwecke durch die Sozialdemokratie zu nehmen. Dem Ausland den Star zu stechen, ist das erste Erfordernis einer wirksamen Friedensarbeit. Die heimische Regierung aber weiß sehr genau, daß die Erklärung, die Sozialdemokraten würden im Notfall mit dem eigenen Leben für die Unabhängigkeit Deutschlands von einer fremden Macht einstehen, noch lange keinen Freibrief für sie darstellt, es mit dem Krieg leicht zu nehmen. Keine Silbe in den Reden Bebels und Noskes deutet darauf hin, daß die Sozialdemokratie von der Pflicht der scharfen Überwachung der auswärtigen Politik der eigenen Regierung nur einen Deut ablassen wird.

Ganz anders mit der antimilitaristischen Propaganda. Gerade sie kann, wie aus dem vorhergehenden ersichtlich, sehr leicht dahin führen, die Gefahr, die sie bekämpfen will, statt zu mindern, noch zu steigern. Allerdings ist nicht jede antimilitaristische Propaganda zu verwerfen. ‚Militarismus' ist ein sehr vieldeutiger Begriff. Bedeutet er die Militärherrschaft oder die Einrichtung eines vom Volk durch besondere Abhängigkeitsverhältnisse getrennten Heeres, so hat ihn die Sozialdemokratie bekämpft, seitdem sie existiert, und wird ihn weiter bekämpfen. Ihn und alles, was mit ihm zusammenhängt, wie z. B. die aus der feudalständischen Zeit übernommenen Heereseinrichtungen und die Übertragung dieser Einrichtungen und ihres Geistes in das allgemeine Leben der Nation. Bedeutet er aber die Erziehung des Volkes zur Wehrhaftigkeit und die Erhaltung der Nation im Stande der wirksamen Selbstverteidigung, zu der selbstverständlich auch die Fähigkeit gehört, im Notfall den Feind nicht nur außer Landes zu treiben, sondern auch außer Landes zu halten, so sind das Dinge, deren Notwendigkeit die Sozialdemokratie nicht bestreitet, für die sie vielmehr selbst eintritt. Eine Haltung, die die Sozialdemokratie in der Erfüllung internationaler Pflichten nicht hemmt, sondern sie im Gegenteil in den Stand setzt, heute, wo die gegenseitige Abhängigkeit der Nationen auf allen Gebieten des sozialen Lebens schon in so hohem Grade eine Wahrheit ist und in immer höherm Maße ausgebildet wird, wo ein immer dichteres Netz von wirtschaftlichen Beziehungen aller Art über die Kulturwelt sich ausbreitet und mit ihnen Rechtswesen, Wissenschaft, Kunst, Sozialpolitik immer inter-

nationaler werden, den internationalen Pflichten einer Arbeiterpartei und einer Friedenspartei mit um so größerer Energie nachzukommen. Je fester wir uns entschlossen zeigen, Ungebühr vom eigenen Land fernzuhalten, um so kraftvoller können wir auch für das Recht anderer eintreten."

Wer auch nur einiges Verständnis für die Gesetze organischer Entwicklung hat, die sich immer nur langsam und stufenweise vollzieht, wird auch an diese Ausführungen nicht den Maßstab der eigenen vermeintlichen „patriotischen" und „nationalen" Höhenkultur anlegen wollen. Wenn solche Anschauungen, wie die Bernsteins, Gemeingut der Sozialdemokratie würden, so könnte man von Staats und Rechts wegen kaum noch mehr von ihr verlangen. Denn alles übrige ist wesentlich Sache des persönlichen, wenn man will, des Rassenempfindens, das den Staat als solchen nichts angeht, von ihm unabhängig ist und nur den Gesetzen der Entwicklung unterliegt.

* * *

Jedenfalls hat Bernstein den Genossen schlagend zu Gemüte geführt, daß auch das Ding „Militarismus" seine zwei Seiten hat. Auch wir im bürgerlichen Lager täten gut daran, die Dinge nicht immer nur von der einen, nachgerade genügend breitgetretenen Seite zu betrachten. In diesem Sinne möchte ich hier eine Beleuchtung der „materialistischen Geschichtsauffassung" durch einen Vertreter „idealischer Geschichtskritik", Dr. Immanuel Lewy, folgen lassen. Er schreibt in der „Ethischen Kultur":

„Die weite Anerkennung und ausgedehnte Verbreitung, die die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung gefunden hat, d. h., diejenige Auffassung, welche die wesentlichen Antriebe zur Geschichtsbildung, zur persönlichen und sozialen Arbeit, in dem wirtschaftlichen Selbsterhaltungstriebe finden will, gilt in manchen Kreisen als betrübendes Zeichen, das den wachsenden Materialismus unserer Zeit verraten soll, da die in einer Zeit aufkommenden Theorien ein ungeschminktes Spiegelbild des gerade vorherrschenden Zeitgeistes seien. Doch ist unseres Erachtens eine solche Betrachtungs- und Beurteilungsweise eine oberflächliche. Die materialistische Geschichtsauffassung ist selbst eine bestimmte Zeiterscheinung, eine eigentümliche Tatsache, die hervorquillt aus unserem sozialen Geistesleben. Als solche ist sie wiederum Gegenstand der Kritik. Betrachten wir sie nicht als abschließendes Urteil des historischen Weltgeistes, sondern als vorüberrauschende soziale Massenerscheinung, so werden wir ein besseres Urteil über sie fällen können. So betrachtet zeugt sie gerade im Gegenteil von einer Versittlichung des gegenwärtigen Zeitalters, besonders von einer Vertiefung seiner Denkweise. Ihre Ungeschminktheit ist ihre sittliche Größe. Selbsterkenntnis ist der erste Weg zur Besserung. Die richtige Einsicht in die wahren Beweggründe unseres bisherigen Tuns ungescheut und ungeschminkt sich zu gestehen, ist die große heroische Tat, ja man könnte sagen, die große Mission dieser einseitigen Geschichtsauffassung. Man könnte sie als Akt der sittlichen Selbstbesinnung der denkenden Menschheit be-

zeichnen. Als solche ist diese ökonomische Geschichtsbetrachtung das Erzeugnis eines hochstehenden ethischen Idealismus, Voraussetzung und Durchgangspunkt für die Betätigung eines wirklich ernst meinenden und ehrlich wollenden Idealismus. Erst wenn der Mensch den Zusammenhang von Beweggrund und Handlung richtig, d. h. der Wirklichkeit entsprechend, zu bestimmen gelernt hat, ist er imstande, schöpferisch umbildend in diese Abhängigkeitsverhältnisse einzugreifen. Die pessimistische Kritik des Bestehenden entspringt einem sehr hohen optimistischen Menschheitsglauben. Die materialistische Geschichtsauffassung ist ein Mahnwort an die denkenden und strebenden Geister, die Geschichte umzuschaffen, die bisherigen Abhängigkeitsverhältnisse von Beweggrund und Handlung, welche ökonomischer Natur waren, umzugestalten, kurz eine gänzliche Umbildung der bestehenden, auf nur wirtschaftlicher Basis gestellten Gesellschaftsbeziehungen herbeizuführen.

Betrachten wir die bisherige Geschichte, das Zustandekommen der bisherigen Gemeinschaftsarbeit, des Staates, des Rechtes, der Religion (? D. T.), und der Wissenschaft als das Ergebnis vorwiegend wirtschaftlicher Faktoren und Interessen, und lernen wir die entsetzlichen und widerwärtigen Folgezustände dieser Abhängigkeitsverhältnisse begreifen und mißbilligen, so ist diese Selbsterkenntnis bereits eine Überwindung der ökonomischen Geschichtsbildung; es ist das erste entscheidende Motiv, das hervorquillt aus der Sehnsucht nach einer idealistischen Geschichtsbildung. Wir sagen damit gleichsam aus: Bisher haben wir unter dem Zwange der Wirtschaft gestanden, waren wir Sklaven der selbstsüchtigen Existenzerhaltungskämpfe, jetzt sind wir dergleichen satt, wir wollen eine Emanzipation des Menschen von der wirtschaftlichen Knechtschaft, von den Banden der nackten Selbstsucht. Die materialistische Geschichtsauffassung ist also eine revolutionäre Tat des sich auf seine Menschenwürde besinnenden Menschengeistes, sie ist das großartigste Zeugnis für seine Hoheit. Sie ist das Verdikt des bisher Gewesenen und als solches der Weckruf zu neuem geschichtlichen Dasein. Sie will die Tierheit der bisherigen Menschheit überwinden, und nur durch genaue Erforschung und Anerkennung ihrer bisherigen Wildheit vermag sie eine reinere, freiere Menschheit zu erschaffen. Sie ist vor allem eine unerschrocken aufrichtige Geschichtsauffassung. Und in dieser Aufrichtigkeit hat sie ihre sittliche Daseinsberechtigung.

Fassen wir die materialistische Geschichtsauffassung so auf, so erkennen wir sofort, daß in ihrem Wesen zugleich der Keim zu ihrer Überwindung liegt. Sie entsprang einer scharfen und aufrichtigen Kritik des Bestehenden. Dieses ursittliche Motiv kennt aber keine Schranken. Es erhebt die stolze Forderung, seine eigene Geistesschöpfung unter kritischem Auge zu betrachten. Der materialistische Dogmatismus wird nunmehr Gegenstand der Kritik. Ist dieser Dogmatismus, der nur wirtschaftliche Beweggründe kennt, auch wahr und allgemeingültig? Ist nur auf dieser Grundlage ein Gemeinschaftsleben errichtbar, oder ist es vielleicht noch möglich, einen Zu-

stand des gesellschaftlichen Daseins herbeizuführen, in dem nicht die Hungerpeitsche regiert, sondern edlere und menschenwürdigere Triebe als geschichts- und gesellschaftsbildende Bewegkräfte sich erweisen? Die Lösung dieser Frage ist das höchste Anliegen der Menschheit. Hier spaltet sich die denkende Menschheit in zwei Lager, in Gläubige und Ungläubige. Die Selbsterhaltung der Menschheit gebietet es, daß die Zahl der Gläubigen täglich wächst. Nur wenn wir an eine Verbesserung dieser Abhängigkeitsverhältnisse glauben, d. h. wenn wir in uns die Kraft finden, sie ernstlich und aufrichtig zu wollen, ist natürlich eine Verwirklichung derselben möglich. Also der Glaube an eine Überwindung der materialistischen Gesellschaftsbildung ist der zweite Schritt zur Besserung, die zweite große Tat der idealistischen Geschichtsbildung. Aufrichtige Prüfung des Bestehenden und ernster Vorsatz, das Bestehende, aber Gemißbilligte zu ändern, sind die beiden großen Willensakte, die vor unseren Augen der idealistische Teil der Menschheit zu vollziehen im Begriff ist. Dieses sind die beiden ethischen Großtaten, die die ethische Menschheitskultur der jung aufstrebenden sozialistischen Kulturbewegung verdankt und die sie ein Recht und eine Pflicht hat, ihr ungeschmälert anzuerkennen. Materialistische Geschichtsauffassung, oder besser -kritik und sozialistischer Zukunftsglaube, oder besser -wille sind die beiden notwendigen Etappen einer an sich bessernden Menschheit. Wer diese beiden ethischen Großtaten des Menschengeschlechts bespöttelt oder gar als entsittlichend verdammt, dem fehlt es entweder an genügendem Ernst oder an sittlicher Einsicht. Man braucht absolut nicht auf ein bestimmtes Parteiprogramm zu schwören, um dieses Urteil auszusprechen, sondern gerade als unparteiischer, objektiver Geschichtsbeurteiler wird man zu diesem Urteil kommen müssen, und als über den Parteileidenschaften und Parteigezänke stehender Ethiker wird man sich über die Wahrheit dieses Urteils von Herzen freuen."

„Leicht beieinander wohnen die Gedanken! . . ." Wie fern, wie weltenfern wir noch von solchen Idealen sind, mag eine Betrachtung von M. Schoen über „die sittliche Weltordnung" in demselben Blatte lehren. Es heißt darin:

„Unsere Manchestermänner finden es ganz in der Ordnung, wenn irgendeinem Unternehmer das ‚Geschäft' ungezählte Millionen einbringt. Es heißt dann: dieses Geld stelle den Lohn für den Unternehmungsgeist des betreffenden Mannes dar oder: das hat er vermöge seiner Intelligenz, Umsicht und Tatkraft ‚verdient'. Es gibt verschiedene derartige Ausreden. Nun fragen wir aber: kann ein Mensch, begabt oder unbegabt, vermittelst physischer Anstrengungen oder geistigen Kraftaufwandes solche Kapitalien erwerben, die in keinem Verhältnis zum Durchschnittserwerb aller anderen Menschen stehen? Das ist nicht möglich! Ein Mensch kann bei den heutigen Kulturverhältnissen durch eigene Arbeit, physischer oder geistiger Natur, wohl einige Zehntausende erwerben, nicht aber Hunderttausende oder gar Millionen. Wenn trotzdem

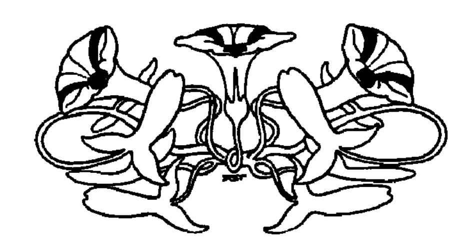
heute derartige Einkünfte stattfinden, so können wir nur den einzigen Schluß ziehen, daß in der modernen Gesetzgebung Lücken vorhanden sein müssen. Mit Recht bemerkt dazu Adolf Wagner, gewiß unsere erste Kapazität auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre: ‚In den Geschäftsgewinn teilen sich oft Leute, die nur mit ihrem Gelde spekulieren. Der oft kolossale, in gar keinem Verhältnis zur Leistung stehende Gewinn möge in formaler Hinsicht ein rechtmäßiger sein, nach moralischem Recht ist er es nicht.‘

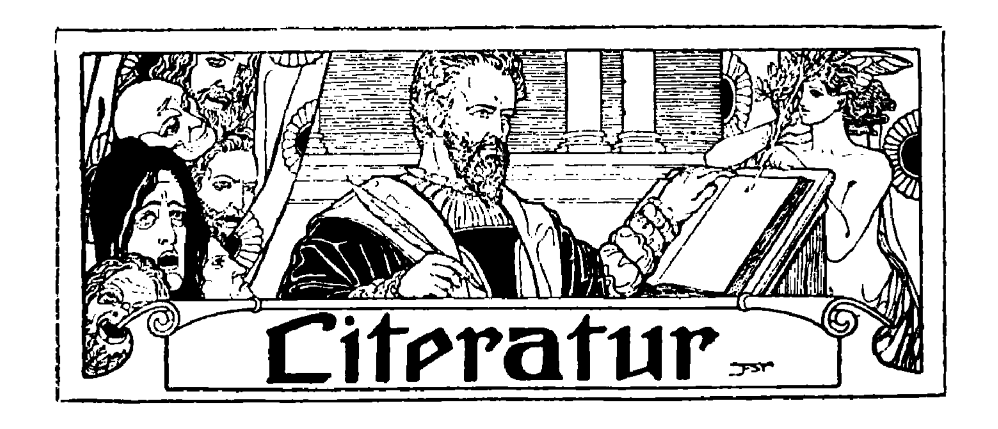
Also wohlbemerkt: ‚nach moralischem Recht nicht‘! Wir sehen, daß wir bei der Beurteilung dieser Frage um das ethische Prinzip in der Volkswirtschaft nicht herumkommen. Da unsere manchesterlichen Nationalökonomen nur vom spezifisch wirtschaftlichen Standpunkte aus alles betrachten, so fällt bei ihnen naturgemäß die ganze obige Fragestellung unter den Tisch. Dieser Einseitigkeit haben wir denn auch zu einem nicht geringen Teil die elenden sozialen Zustände der Zeit zu verdanken. Auf der einen Seite unverdienter Gewinn, auf der anderen Seite das proletarische Massenelend. Wir wollen gerne zugeben, daß Kirdorf, Thyssen, Stinnes u. a. tüchtige und intelligente Leute sind, aber, wenn wir eine gerechtere Gesetzgebung hätten, so würde es diesen Männern trotz aller ihrer Tüchtigkeit nicht gelingen, sich solche Kapitalien anzuhäufen, wie heute. Wir machen hier nicht die Unternehmer in erster Linie verantwortlich — (warum sollen sie das, was ihnen so zufließt, nicht nehmen?) — sondern unsere ganze wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung, welche ein wichtiges Wirtschaftsmoment — die Ethik — total außer acht läßt. Die ‚sittliche Weltordnung‘, von der unsere Maßgebenden immer in so hohen Tönen zu reden lieben, zeigt sich gerade da nicht, wo sie am nötigsten wäre. Mit der Phrase von der ‚individuellen Bewegungsfreiheit‘ muß endlich einmal aufgeräumt werden; sie ist uns schon zu oft zum Verhängnis geworden. Die paar sozialen Gesetze, die heute dem extremen Individualismus entgegentreten, berücksichtigen auch nur die Wirkungen und nicht die Ursachen. Einkommen-, Erbschafts- und Vermögenssteuern sind ganz gute und nützliche Dinge, nur bleiben sie im großen und ganzen wirkungslos, wenn man das Bollwerk des wirtschaftlichen Individualismus unangetastet läßt. Zuerst müssen Gesetze erlassen werden, welche nicht zulassen, daß der Unternehmer nur sein ‚Geschäft arbeiten‘ läßt und ohne einen Finger zu krümmen Kapitalien aufspeichert. Mit einem Wort: der Unternehmer muß der erste Beamte seines Unternehmens sein, er darf nicht absolutistisch regieren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Zustand einmal erreicht werden wird; an uns liegt es aber, die Umwandlung zu beschleunigen. Überall stellt der Absolutismus den primitiveren Standpunkt dar; je reicher und mannigfaltiger sich das Leben gestaltet, desto individuell-eingeschränktere Herrschaftssphären treten auf. Überall sehen wir heute den Absolutismus zurückweichen, nur im Wirtschaftsleben macht er sich noch mit brutaler Offenheit breit. Unsere Sozialgesetzgebung muß jetzt zur Herbeiführung gesunder Wirtschaftsverhältnisse vor allem Front gegen den wirtschaftlichen Absolutismus machen. Wohl wird uns von manchen

Seiten entgegengehalten, daß ein wirtschaftlicher Parlamentarismus nicht möglich sei. Dieser Einwand ist aber nicht stichhaltig; denn schon heute sehen wir parlamentarische Wirtschaftselemente sich entwickeln. Gewerkschaften und Unternehmerorganisationen sind schließlich nichts anderes als solche parlamentarische Elemente. Der Unterschied zwischen dem heutigen wirtschaftlichen Parlamentarismus und dem zukünftigen liegt nur darin, daß heute außerhalb des Unternehmens verhandelt wird, während in Zukunft ein interner Parlamentarismus herrschen soll. Wenn man fragt, wie ein solcher innerhalb eines Unternehmens bestehender Parlamentarismus aussehen soll, so kann man etwa auf unsere heutigen, hier und da in den ersten Anfängen vorhandenen Arbeiterausschüsse hinweisen. Der wirtschaftliche Parlamentarismus ist kein Hirngespinst, sondern eine reale Möglichkeit. Wir sehen schon heute die Anfänge hierzu, und manche Nationalökonomen und Sozialpolitiker haben auch schon recht klar erkannt, wohin die wirtschaftliche Entwicklung geht, so z. B. Fr. Naumann. Damit jedoch diese Entwicklung beschleunigt wird, brauchen wir, wie schon bemerkt, eine entsprechende soziale Gesetzgebung, welche aber nicht nur von wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgeht, sondern vor allem auch von ethischen. Schon Sismondi betonte die Notwendigkeit des ethischen Momentes in der Volkswirtschaft, und je länger, je mehr gelangen wir zu der Überzeugung, daß eine Volkswirtschaft, die nur Wirtschaft ist, eine pathologische Erscheinung, einen Degenerationszustand darstellt. Die Menschen müssen allmählich zu der Überzeugung gebracht werden, daß sie nicht Herren über die wirtschaftlichen Güter sind, sondern nur Verwalter derselben. Für ihre wirtschaftliche Tätigkeit werden sie entlohnt. Bei einer derartigen Auffassung unseres Wirtschaftslebens ist eine Aufhäufung der Kapitalien in wenigen Händen unmöglich; denn entlohnte Arbeit kann nie zur Kapitalansammlung führen. Wenn sich einmal die Anschauung von der Beamtenstellung des Unternehmers Bahn gebrochen haben wird, dann wird man sogar dazu schreiten können, das Individuum nach anderen Seiten hin zu entlasten. So wird man u. a. die Forderung direkter Vermögenssteuer fallen lassen können; denn da große Kapitalsanhäufungen nicht mehr möglich sein werden und zweckmäßige Einkommen- und Erbschaftssteuern eine weitere Regulierung vornehmen, so braucht man keine weiteren gesetzlichen Eingriffe in die individuelle Wirtschaftssphäre zu veranstalten. Bei derartig geregeltem Einkommen wird man schließlich auch die indirekten Steuern nach Gebühr, zum Teil sogar noch stärker als heute, heranziehen können, ohne einer ungerechten Handlungsweise geziehen zu werden. Die indirekten Steuern als solche überhaupt zu verwerfen — dazu kann sich nur einseitiger Dogmatismus versteigen. Sie besitzen Berechtigung, aber freilich nur dann, wenn eine gerechtere Verteilung des Nationalvermögens als die heutige besteht. Solange man die indirekten Steuern nur vorschiebt, um einer gerechten direkten Besteuerung zu entgehen, so bleiben die indirekten Steuern eine Ungerechtigkeit gegenüber den minder bemittelten Klassen. An sich jedoch sind die indirekten

Steuern durchaus nicht immer zu verwerfen, im Gegenteil: sie können sich oft als durchaus segensreiche Einrichtungen erweisen. So würden wir alle Steuern auf Luxusgegenstände, die meisten Genußmittel, wie Tabak und Alkohol und noch verschiedenes andere sehr befürworten, mag uns das auch als Ketzerei angestrichen werden. Wir betrachten die indirekten Steuern, wie wir eben die ganze Volkswirtschaft ansehen, nicht nur vom wirtschaftlichen Standpunkte aus, sondern auch vom ethischen. Die indirekte Besteuerung kann sich also als eine sehr nützliche wirtschafts-ethische Maßregel erweisen. Wir sehen also, zu wie ganz anderen Resultaten man gelangt, wenn man das gesamte Wirtschaftsleben nicht vom einseitig-wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, sondern vom wirtschafts-ethischen."

Dagegen läßt sich — und mit Recht — mancherlei einwenden. Eine rechtsverbindliche „parlamentarische Verfassung" in den Arbeitsstätten schreibt sich leichter aufs Papier hin, als sie sich ohne Verstaatlichung der Betriebe in die Wirklichkeit umsetzen ließe. Und doch wünschen wir unseren Staatsmännern, Gesetzgebern, Parlamentariern, Unternehmern, kurz allen, die mehr oder minder bestimmend auf die politische und soziale Lebensgestaltung unseres Volkes einwirken, einen starken Einschlag jenes warmen Idealismus, der diese Männer der „Ethischen Kultur" beseelt. Freilich, es gehört baumstarker Glaube an die innere Güte des Menschengeschlechtes, felsenfester, unerschütterlicher Optimismus dazu, um solche Perspektiven, wie sie hier vor uns entrollt werden, auch nur auszudenken. Alle diese Nörgler, die sich absolut nicht mit der Herrlichkeit des Bestehenden zufriedengeben wollen, die sogar für das Bülowsche „Preußen in der Welt voran" nur ein mildes, nachsichtiges Lächeln haben: — was sind sie doch für unverbesserliche Optimisten!





Künstler und Weltanschauungskünder

Von

Dr. Karl Storck

Ich sage mit Absicht nicht: Der Künstler als Philosoph. Denn dem Worte Weltanschauung gibt das in ihm liegende Wort „schauen" die charakteristische Note und überdies noch die weitere Bedeutung. Weltanschauer kann den Dichter und Künstler ebenso in sich begreifen wie den Philosophen. Denn es geht auf den Menschen, auf die Persönlichkeit und deutet an das Endziel unseres gesamten Schaffens, wobei es dann gleichbleibt, welche Betätigungsform dieses wählt.

Das Endziel des gesamten menschlichen Daseins für den nicht im Materiellen aufgehenden Menschen ist der Gewinn eines Verhältnisses zu der Welt und den in ihr ruhenden Problemen. Für die Einstellung dieses Menschen zur Welt ist es gleichgültig, wie er sein Verhältnis gewonnen hat: ob durch gläubigen Anschluß an ein Dogma, ob durch die Tätigkeit des Denkens, vermittels dessen er ja die Gesetzmäßigkeiten im Bereiche der Wirklichkeit ermittelt hat, oder ob endlich durch eine eigenartige Fähigkeit, ein Erleben oder Geschehen so ansehen zu können, daß es vom Zufälligen befreit wird und die typische Geltung für die Allgemeinheit gewinnt. Der Gläubige, der Philosoph und der Künstler können sich unter Umständen begegnen, wie das im Zeitalter der Scholastik der Fall gewesen ist und sich am glänzendsten in der Erscheinung Dantes darstellt. Sie können auch in den Ergebnissen weit auseinanderkommen. Ihr eigentliches Ziel war doch dasselbe: dem Individuum, im Grunde sich selber, eine vernünftige Lebensmöglichkeit innerhalb der Welt und der Menschheit zu schaffen.

Ich meine, gerade bei Künstlern sollten wir an diesem Worte Weltanschauung festhalten und sollten nicht Philosophie hineinbringen. Philosophie und Kunst sind in sich Gegensätze und müssen es bleiben; denn die Philosophie ist Wissenschaft, strebt nach Erkenntnis, nach Wahrheit oder doch nach Wahrscheinlichkeit; ihr Gebiet ist also die Wirklichkeit, aus deren Erscheinungen und Erfahrungen heraus sie ihre Urteile zu gewinnen strebt.

Aus der Fülle der Einzelerfahrungen heraus versucht der Blick des Philosophen durchzudringen bis zu den letzten Zusammenhängen und somit also gegebene Stoffe zum Begriff umzugestalten. Beim Künstler kommt es dagegen nicht auf Kennen, ihm kommt es nicht auf Erkennen an, sondern bei ihm liegt der Schwerpunkt im Können, und sein Ziel ist Schöpfen einer Welt, wie er sie schaut, wie er sie sieht. Nicht die Wahrheit des Vorhandenen, sondern Schönheit und Harmonie, d. h. also Lebenskraft und Lebensmöglichkeit eines neu zu Schaffenden ist Kunst. Er strebt darum auch nicht bei seinem Nebenmenschen nach einer intellektuellen Zustimmung, sondern nach einem ästhetischen Wohlgefallen, nach Freude. Der Künstler ist darum auch nicht für das Streben nach seiner Schönheitswelt an Tatsachen und Erfahrungen der Wirklichkeit gebunden, sondern es steht ihm frei, wie und was er mit seiner Einbildungskraft zu gestalten vermag. Und wenn für Tausende von Künstlern die Verwendung und Gestaltung aus dem Reiche der Phantasie nur Symbole sind für wirkliches Geschehen, so ist doch schon das Vorhandensein dieses Reiches der Phantasie ein Beweis für die Möglichkeit der Neuschöpfung gegenüber der Wirklichkeit. Man braucht übrigens nur den einen Fall Böcklin aufzurufen, um die Möglichkeit der Erscheinung eines ganz im Leben stehenden Menschen zu bezeugen, der als Künstler ohne Bezug auf diese Welt der Wirklichkeit Wesen schaut und gestaltet, die in sich ihre für sie geltende Lebensbedingung tragen, aus sich die Schönheiten einer harmonisch gefestigten Welt ausstrahlen, einer Welt, zu der wir nicht auf dem Wege des Erkennens gelangen können, die wir nur mit der Freude an der Schönheit uns zu eigen zu machen vermögen.

Sehen wir so das Verhältnis an, so fühlen wir, daß es ein Unrecht ist, bei jenen Künstlernaturen, deren Phantasie und Schöpferkraft danach strebt, ein Kunstwerk zu gestalten, das den Menschen eine Lösung des Weltproblems geben sollte, von einem N e b e n e i n a n d e r von Künstler und Philosoph zu sprechen. Es handelt sich hier um ein Ineinander, um eine unteilbare Einheit, die aber so groß ist, daß der kleinere Mensch von verschiedenen Seiten an sie herantreten kann und dann unter Umständen die Seite, die er durch eigene Schuld allein sieht, für das Ganze zu nehmen imstande ist.

Man kann da freilich nicht scharf genug unterscheiden zwischen innerer Lebensbetätigung, dilettantischer Spielerei und Fronarbeit um den Lebenserwerb. In eines der beiden letzteren Verhältnisse kann beim Künstler der Philosoph nie eintreten, umgekehrt wohl beim Philosophen der Künstler. Sokrates hat den Bildhauerberuf ausgeübt, während er doch in seinem ganzen Menschentum Philosoph war. Für Sokrates war diese Bildhauerei das Handwerk, durch das er sich Brot verdiente, genau so, wie das Brillenschleifen für Spinoza; und wenn ein Philosoph wie Herbart seine musikalische Begabung so hoch ausbildete, daß es ihm gelang, Kleinigkeiten zu komponieren, so blieb auch das lediglich Spiel der Mußestunden, und brauchte auf den Philosophen keinen Einfluß auszuüben. Es kann es allerdings sehr

wohl, und man wird Sinn und Verständnis für künstlerische Schönheit und noch mehr eine wenn auch nur dilettantische Ausübung irgend einer Kunst beim Philosophen meistens dahin wirken sehen, daß er sich einer schönen und klaren Gestaltung seiner Gedanken befleißigt. Es ist in ihm dann durch die Beschäftigung mit der Kunst der Sinn für das Formale geweckt oder verstärkt worden.

Dagegen kann man sich keinen Künstler denken, der sich mit philosophischen Dingen beschäftigt, ohne daß dadurch sein ganzes künstlerisches Wesen stark beeinflußt wird. Ja man kann ruhig weiter gehen und sagen, daß für den Künstler überhaupt jede Verbindung mit einer anderen Tätigkeit bedeutsam wird, und sei es auch nur ein Handwerk, das ihm Brot zu schaffen hat. Denn dieses Handwerk wird ein Stück Leben für ihn, ist Erscheinung und Betätigung des Lebens, verbindet sich darum unlösbar mit der künstlerischen Persönlichkeit, und wird deshalb auch irgendwie zum Ausdruck gelangen. Es braucht sich das natürlich nicht im einzelnen Kunstwerk zu offenbaren, sondern eben im Gesamtverhältnis des Künstlers zur Kunst, und es ist zweifellos für die gesamte ältere Kunst von hoher und segensreicher Bedeutung gewesen, daß diese Künstler nicht nur Künstler waren, daß sie irgendwie mit beiden Füßen fest im Gesamtleben standen und eine Tätigkeit ausübten, die sie in irgendwelcher Weise in das staatliche und soziale Gemeinwesen eingliederte. Die unfruchtbare und ungesunde L'art pour l'art-Strömung konnte nur durch die so oft fälschlich gepriesene Unabhängigkeitsstellung des Künstlers gegenüber der Welt eintreten. Sie ist die Folge davon, wenn man die Kunst für das ganze Leben selbst nimmt, anstatt eine Betätigung in ihr zu sehen.

Man wird mich auf manche Künstler hinweisen, die eine handwerkliche Tätigkeit oder irgend einen Beruf (Kaufmann, Arzt, Priester, Jurist, Offizier) so ausübten, daß sie ihn nur als Erwerbsquelle betrachteten, so daß sie also für einige Stunden einmal ihren „höheren" Menschen beiseite schoben, um mit einer von ihnen selber als Frondienst betrachteten Tätigkeit sich die Mittel zu erwerben, nachher ungestört der Muse dienen zu können. Ich kann mir aber nur eine ganz bestimmte Gruppe von künstlerisch veranlagten Menschen vorstellen, die so eine reinliche Scheidung zwischen beiden Tätigkeiten vorzunehmen vermögen, und zwar ausgerechnet jene, die ausschließlich Künstler formaler Art sind, d. h. solche, denen die Kunst nur einen Schmuck ihres Daseins bedeutet, der dieses Dasein nicht durchdringt und gestaltet, sondern ihm äußerlich angeklebt wird. Es mögen auf diese Weise an sich ganz nette Kunstgebilde entstehen, aber diese Kunst wird durchaus artistisch sein, weder versuchen, gestaltend in das Leben einzugreifen, noch umgekehrt sich vom Leben befruchten lassen. Es entsteht auf diese Weise ein Verhältnis, wie vielfach in der Architektur, wenn ein in seinen Formen, in seinem inneren Ausbau unkünstlerisches Gebäude dadurch künstlerisch werden soll, daß man an ihm Kunstwerke anbringt. Es entsteht dadurch aber in Wirklichkeit kein künstlerisches Gebilde, sondern diese betreffen-

den Kunstwerke bleiben für sich stehende Schmuckstücke, die höchstens deshalb, weil sie nun schlecht angebracht sind, weniger zur Geltung kommen und uns das Unkünstlerische des Gebäudes, an dem sie angebracht sind, erst recht scharf zum Bewußtsein bringen. Das Gesamtergebnis ist also ein denkbar ungünstiges. Und so haben wir denn auch bei strenger Prüfung gegenüber aller derartig geübten Kunst das Gefühl einer müßigen Spielerei, wenn nicht gar der unwahren Mache. Man denke in unserer Dichtung an die zweite schlesische Schule, die Tätigkeit der Hoffmannswaldau, Lohenstein und Genossen, die man nach ihren Werken für wüste Schwelger halten müßte, während sie fürtreffliche Beamte und solide Familienväter waren. Oder man denke an die ganze Ödheit und Barbarei der von den Töchtern und Frauen der höheren Stände geübten Verkunstgegenstandelung unserer Wohnungen, wo all diese Malerei, Schnitzerei und Brennerei lediglich dazu geführt hat, den ganzen Geschmack und jedes ernste Verhältnis zur Kunst zu zerstören.

Für ein solches Schmuckverhältnis des Lebens eignet sich eben lediglich die Reproduktion von Kunst, und darum in besonders hervorragendem Maße die Musik. Man sieht eben nicht ein, daß für die anderen Künste diese reproduzierende Tätigkeit im Genuß liegt, daß die Fähigkeit, Poesie richtig zu lesen, bildende Kunst richtig schauen zu können, selbst künstlerische Tätigkeit bedeutet, eben reproduzieren.

Beim eigentlichen Künstler aber, d. i. bei einer wirklich schöpferischen Natur, wird jede Lebensbetätigung notwendigerweise von großer Bedeutung auch für sein künstlerisches Schaffen. In einer sonst sehr lesenswerten Studie von Raoul Richter: „Kunst und Philosophie bei Richard Wagner" (Leipzig 1906) finde ich die völlige Verkennung dieser Tatsache, wenn der Verfasser drei Grundtypen für das Verhältnis Künstler und Philosoph aufstellt und darunter als erste einen Zustand, in dem die beiden Tätigkeiten völlig getrennt und ohne Wechselwirkung nebeneinander hergehen. Die ganze Unhaltbarkeit dieser Auffassung wird klar, wenn der Verfasser bei dieser Gelegenheit darauf hinweist, daß Leonardo da Vinci „in den Pausen künstlerischen Schaffens über naturphilosophische und erkenntnistheoretische Fragen nachgesonnen habe", und er für die wechselseitige Nichtbeeinflußung darauf hinweist, daß Goethe in seinen Gedichten keine Ministerialverordnung unterbrachte. Aber gerade Goethe hat uns in seinem Tasso doch sogar künstlerisch vor Augen geführt, wie ungeheuer bedeutsam diese Amtstätigkeit für sein Dasein wurde, und die Unvergleichlichkeit seines Lebens beruht doch gerade im harmonischen Ausgleich seiner verschiedensten Betätigungen. In gleicher Weise ist es der höchste Zauber der Persönlichkeit Leonardo da Vincis, daß bei ihm die Betätigung nach den verschiedensten Richtungen hin als natürlicher Ausfluß einer ungeheuer genialen Persönlichkeit wirkt. Und so ist all seine Beschäftigung mit den verschiedensten Gebieten nicht ein Ausfüllen der Pausen in seiner künstlerischen Tätigkeit, sondern nur eine andere Form der Betätigung seiner immer

schöpferischen Natur. Dieses Schöpfer-sein und Schöpfen-müssen ist nach Goethe Genie; in welchen Formen sich dieses Genie ausspricht, ist dagegen von untergeordneter Bedeutung.

Aber selbst wenn ich ein solches Nebeneinander des Künstlers mit irgend einer anderen Lebensbetätigung im gleichen Menschen zugeben könnte, niemals scheint es mir möglich für das Verhältnis Künstler und Philosoph. Denn gerade in diesem Falle heißt doch Philosophie nicht Geschichte der Philosophie, nicht das für ein Examen eingelernte Wissen von verschiedenen philosophischen Systemen, von denen man weiter persönlich gar nicht berührt wird, sondern ist Wissen von der Welt. Der so veranlagte Künstler versucht sich ein Verhältnis zu schaffen zur Welt. Dieses Bedürfnis ist für ihn innere Notwendigkeit, ist also Betätigung seines innersten Menschen. Danach bleibt es dann ganz gleichgültig, ob ihm irgend ein religiöses Dogma oder ein anderes philosophisches System als Lösung dieses Problems erscheint, oder ob er sich selber ein solches System zurechtbaut; in jedem Falle vermag eine derartig eingestellte künstlerische Natur nicht mit Ausschaltung dieses seines Menschentums künstlerisch zu schaffen. Diese Art der philosophischen Einstellung zur Welt ist Anlage, eine Anlage, die sich gewiß auf dem Wege der wissenschaftlichen Philosophie allein auch befriedigen kann, aber eben nur dann, wenn der betreffende Philosoph Schöpfer oder Bekenner eines Systems wird, nicht aber dadurch, daß er Kenner der Geschichte der Philosophie wird. Darin liegt ja die Unbefriedigung, die wir einem großen Teil der heutigen philosophischen Schriftstellerei gegenüber empfinden, daß die betreffenden Philosophen Philologen der Philosophie sind, etwa in derselben Art, wie ein völlig Ungläubiger die Geschichte der Religion schreiben könnte.

Gerade eine solche „objektive" Einstellung zu Weltanschauungsfragen widerspricht aber dem Wesen einer künstlerischen Natur, und so sehen wir, daß für die Kunst eines Bruckner sein gläubiger Katholizismus ebenso bedeutsam wird, wie für Richard Strauß sein an Nietzsche geschultes Herrenmenschentum. Diese philosophische Einstellung des gesamten Menschen bedingt beim Künstler bereits die Wahl des Stoffes. Ein Blick auf die deutsche Kunst im Verhältnis zu der romanischen zeigt uns da den himmelweit klaffenden Unterschied. Bei der germanischen Kunst ein Schaffen, das fast immer philosophisch eingestellt ist, d. h. das nach dem Wesen aller Erscheinungen sucht, das hinter jeder Erscheinung die Seele vermutet, für die diese Erscheinung nur Gestalt ist, während die romanische Kunst in der Freude an dieser Erscheinung bereits aufgeht. All die vielen Fragen, wie z. B. die Art der französischen impressionistischen Malerei gegenüber der von dieser immer als literarisch verschrienen deutschen Malerei, gehen im letzten Grunde auf diese philosophische Einstellung zurück.

Demgegenüber ist es nachher von untergeordneter Bedeutung, ob der betreffende Künstler nun selber zum Studium der Philosophie greift, um hier vielleicht die Antwort auf seine Fragen zu finden. Der Begriff

Künstler ist eben viel enger als der Begriff Mensch, auch rein äußerlich genommen. Der betreffende Mensch, den wir Künstler nennen, übt seine künstlerische Anlage nur in jenen Momenten seines Lebens im höchsten Grade aus, in denen er schöpferisch tätig ist. Das sind Höhepunkte des Lebens, die mehr oder weniger weit auseinander liegen. Die Pausen zwischen dieser höchsten Betätigung der künstlerischen Natur sind ausgefüllt durch die technisch materielle Gestaltung des geistig Geschaffenen und durch die gesamte übrige Betätigung des Künstlers als Glied der Welt. Wenn ein Mann wie Goethe in all seinem Dichten nur sein Erleben gibt, so gehört auch rein zeitlich genommen dieses Erleben in das Dasein dieses Künstlers hinein; es kann aber nur ein oberflächlicher Pedantenblick die künstlerische Tätigkeit eines solchen Mannes an der Zahl der produzierten Verse abmessen. So bekommt es Baumgartner in seiner Goethebiographie fertig, Goethes italienische Jahre gewissermaßen als Faulenzerei hinzustellen, wo der Künstler doch so unendlich viel erlebte und verarbeitete. Andererseits ist gerade z. B. Leonardo da Vinci das tragische Beispiel für eine zu schöpferisch veranlagte Natur, insofern diese stets bereite Kraft zur Neuschöpfung ihm die Möglichkeit benahm, das innerlich Geschaffene in die äußerlich sichtbare Gestalt zu bringen. Denn dieses letztere steht und leidet unter allen Stellungen und Bedingnissen der materiellen Welt. Es ist darum vom künstlerisch psychologischen Standpunkt aus geradezu vermessen, wenn der Kritiker oder Biograph hingeht und von Pausen im künstlerischen Schaffen eines Menschen berichtet, die dieser nun mit anderer Tätigkeit ausfülle. Der Künstler selber ist nicht imstande, zeitlich solche Pausen in seinem künstlerischen Schaffen abzugrenzen, geschweige denn etwa sagen zu können, daß so und so viel von seiner Tätigkeit für sein Künstlertum nicht in Betracht gekommen wäre.

Man wird hier immer wieder auf die zwei großen Richtungen im künstlerischen Schaffen hinweisen müssen, deren eine ist: Wiedergabe des sinnlich von außen Empfangenen, und die andere: Gestaltung des seelisch innerlich Erschauten. Für den Künstler der zweiten Art kann es keine Pausen geben, für ihn ist alles und jedes Erleben bedeutsam, weil wir nichts Erlebtes unerlebt machen können, und weil die Gesamtheit des Erlebens ein Menschentum ausmacht und dieses nachher künstlerisch gestaltet wird.

Für das Verhältnis von Kunst und Philosophie in einem solchen Künstler kommt also folgendes in Betracht: Es kann ihm irgend ein philosophisches Verhältnis zur Welt (Religion, Kirche oder irgend ein System) zum Erlebnis geworden sein, so daß er nachher in die Welt als ein Mensch schaut, dessen Schauweise durch dieses Erlebnis beeinflußt ist. Man denke etwa an die religiös gläubige Einstimmung der großen Künstler des Mittelalters. Wolframs „Parzival" hat seinen philosophischen Schwerpunkt für unser Gefühl deshalb nicht im Religiösen, weil diese religiöse Anschauung, die hier verkündet wird, nicht geistig erkämpfter Besitz Wolframs ist, sondern übernommen von der Kirche. Und so liegt der Schwerpunkt des Parzival

Wolframs für uns im Verhältnis zur Gesellschaft. Hier ist Wolfram eigener Erleber, und den Ausgleich zu finden zwischen Etikette und Inhalt des Lebens ist die Aufgabe seines Parzival. Das ist natürlich abgrundtief getrennt von dem, was ein Richard Wagner aus dem gleichen Stoffe suchte.

Der zweite Fall ist der, daß der Künstler selber Sucher wird, weil er nichts bekommen hat, was völlig sein Leben füllt. Da liegt es dann im Wesen des Künstlers, daß er nicht wie der wissenschaftliche Philosoph synthetisch vorgeht, daß er nicht (im Ideal) sämtliche Einzelfälle untersuchte, um aus diesen in immer weiteren Reduktionen das allgemein Gültige zu folgern, sondern daß er einen Einzelfall so groß und bedeutsam zu schauen vermag, daß für sein Gefühl darin die Gesamtheit unterkommen kann. Hier kann dann natürlich der Fall eintreten, daß der Künstler auf seinem Wege zu einem Ergebnis gekommen ist, das als eine Art Paradigma irgend eines philosophischen Systems erscheint, und es kann geschehen, daß ein solcher Künstler, wenn er nachträglich dieses philosophische System kennen lernt, den geistigen Gehalt seiner Werke aus den Begriffen dieses Systems heraus zu erklären sucht. Denn diese Erklärung seines Kunstwerkes ist auch für den Künstler *nicht mehr künstlerisches Schaffen*, nicht mehr Schöpfen, sondern eben *Erkennen* eines Geschaffenen, und arbeitet darum mit ganz anderen Kräften. Aber gerade weil diese Kräfte des Erkennens im Künstler nicht in dem Maße ausgebildet waren wie beim Philosophen, hatte er nicht ein philosophisches System gebaut, sondern ein Kunstwerk geschaffen. Es kann deshalb sehr leicht der Fall eintreten, daß das philosophische Erkennen des Künstlers vielfach sogar in Widerspruch mit seinem Schaffen gerät, oder daß er vor seinen eigenen Kunstwerken wie vor einem Rätsel steht. Wir haben diesen Fall am schärfsten bezeugt bei Richard Wagner, was um so mehr ins Gewicht fällt, als Wagners spekulative Begabung ganz bedeutend war. Bekanntlich lernte Wagner Schopenhauers Philosophie erst kennen, nachdem er den „Ring des Nibelungen", den Höhepunkt der künstlerischen Symbolisierungen der Philosophie Schopenhauers, bereits geschaffen hatte. Es ist darum leicht erklärlich, daß die Kenntnis der Werke Schopenhauers für ihn „wie ein Himmelsgeschenk in seiner Einsamkeit" war. Denn sie halfen ihm *begrifflich* zu erkennen, was er *instinktiv* geschaffen hatte: er *sah* jetzt mit dem Verstande, was er vorher mit der Seele geschaut hatte. Daß Erkennen und Schauen — und von letzterem hängt das Gestalten ab — beim Künstler nicht zusammenzugehen brauchen, bezeugt das Eingeständnis Wagners in einem Briefe an Röckel, das unsere heutige Betrachtung beschließen möge:

„Wie wenig kann aber der Künstler erwarten, seine eigene Anschauung in der des andern vollkommen reproduziert zu wissen, da er selbst vor seinem Kunstwerke, wenn es wirklich ein solches ist, wie vor einem Rätsel steht, über das er in dieselben Täuschungen verfallen kann wie der andere . . . Ich kann hierüber sprechen, da ich gerade in diesem Punkte die überraschendsten Erfahrungen gemacht habe. Selten ist wohl ein Mensch in seinen An-

schauungen und Begriffen so wunderlich auseinandergegangen und sich selbst entfremdet gewesen als ich, der ich gestehen muß, meine eigenen Kunstwerke erst jetzt mit Hilfe eines anderen, der mir die mit meinen Anschauungen vollkommen kongenierenden Begriffe lieferte, wirklich verstanden, d. h. auch mit dem Begriffe erfaßt und meiner Vernunft verdeutlicht zu haben. Die Periode, seit der ich aus meiner inneren Anschauung schuf, begann mit dem Fliegenden Holländer; Tannhäuser und Lohengrin folgten, und wenn in ihnen ein poetischer Grundzug ausgedrückt ist, so ist es die hohe Tragik der Entsagung, der wohlmotivierten, endlich notwendig eintretenden, einzig erlösenden Verneinung des Willens ... Nun ist nichts auffallender, als daß ich mit allen meinen der Spekulation und der Bewältigung des Lebensverständnisses zugewandten Begriffen der dort zugrunde liegenden Anschauung schnurstracks entgegenarbeitete. Wo ich als Künstler mit so zwingender Sicherheit anschaute, daß alle meine Gestaltungen dadurch bestimmt wurden, suchte ich als Philosoph mir eine durchaus entgegengesetzte Erklärung der Welt zu verschaffen, die, mit höchster Gewaltsamkeit aufrechterhalten, von meiner unwillkürlichen, rein objektiven, künstlerischen Anschauung, zu meiner eigenen Verwunderung, immer vollständig wieder über den Haufen geworfen wurde. Das Auffallendste in diesem Bezuge mußte ich endlich an meiner Nibelungendichtung erleben: ich gestaltete sie zu einer Zeit, wo ich mit meinen Begriffen nur eine hellenistisch-optimistische Welt aufgebaut hatte, deren Realisierung ich durchaus für möglich hielt, sobald die Menschen nur wollten ... Ich entsinne mich nun, in diesem absichtlich gestaltenden Sinne die Individualität meines Siegfried herausgegriffen zu haben, mit dem Willen, ein schmerzloses Dasein hinzustellen; mehr aber noch glaubte ich mich deutlich auszudrücken in der Darstellung des ganzen Nibelungenmythos mit der Aufdeckung des ersten Unrechtes, aus dem eine ganze Welt des Unrechtes entsteht, die deshalb zugrunde geht, um — — uns eine Lehre zu geben, wie wir das Unrecht erkennen, seine Wurzel ausrotten und eine rechtliche Welt an ihrer Stelle gründen sollen. Kaum bemerkte ich nun aber, wie ich mit der Ausführung, ja im Grunde schon mit der Anlegung des Planes unbewußt einer ganz anderen, viel tieferen Anschauung folgte und anstatt einer Phase der Weltentwicklung das Wesen der Welt selbst in allen seinen nur erdenklichen Phasen erschaut und in seiner Nichtigkeit erkannt hatte, woraus natürlich, da ich meiner Anschauung, nicht aber meinen Begriffen treu blieb, etwas ganz anderes zutage kam, als ich mir eigentlich — gedacht hatte."

Wir stehen hier vor dem erhabenen Geheimnis des künstlerischen Schaffens, das wir nicht ergründen können. Aber für unser engeres Thema hilft es uns die rechte Stellung zu gewinnen zur Weltanschauungsarbeit des Künstlers. Der Künstler ist kein Systembauer, der ein Dogma der Lebensauffassung und damit eine Moral der Lebenshaltung geben will. Er gibt einen Fall, den er in ungeheuerer Kraft zu ersehen und zu durchleben vermag. Je größer der Künstler ist, um so eher wird der dargestellte Einzel-

mensch immer noch individuell bleiben und nicht Allegorie werden. Darin liegt die Beschränkung, aber auch die Kraft der Wirkung des Künstlers als Weltanschauungskünder. Es werden nur innerlich verwandte Naturen von ihm sein Bestes überkommen, nur jene, die den dargestellten Menschen miterleben können. Sie erhalten dafür etwas, was keine intellektuelle Arbeit vermitteln kann, da sie dann nicht in Einzelheiten, sondern in der Gesamtheit ihres Wesens erfaßt werden.



Joris Karl Huysmans

Jüngst starb Joris Karl Huysmans, einer der sonderbarsten unter den modernen französischen Romanschriftstellern. Er hat die jüngsten literarischen Entwickelungen in Frankreich, die hier sich jäher vollzogen als in irgend einem anderen Lande, insofern mitgemacht, als er plötzlich aus einem Naturalisten und Schüler Zolas zu einem Mystiker und Romantiker wurde. Ein Psychologe von eminentem Scharfblick ist er immer geblieben. Huysmans zeigt in seinen ersten Romanen und Novellen, von denen die bedeutendsten „Les soeurs Vatard“ und „Sac au dos“ sind, seine Abhängigkeit von Zola. Uns interessiert das Buch „Sac au dos“ besonders, weil der Dichter in ihm seine eigenen Erlebnisse im Kriegsjahre 1870 schildert. Als Mobilgardist eingezogen, erkrankte er während des Kriegs am Fieber und wurde von Hospital zu Hospital geschleppt. Erschütternd wirkt das Buch in seiner Ehrlichkeit. Ein Patriot ist er wahrlich nicht, er kann es nicht sein, da er die Ungeheuerlichkeiten des Krieges, die ungewohntesten Notlagen so bitter am eigenen Leibe, an der eigenen Seele empfindet, daß der gequälte Mensch in ihm sich nur einem aktiven Gefühle hingeben kann: der Sehnsucht nach Befreiung aus diesem Zustande. Man erkennt in allen diesen Romanen und Novellen noch Beeinflussungen des Dichters durch Zola und auch durch Maupassant. Gleichartigen Novellen der beiden Meister stehen aber, abgesehen davon, daß Huysmans sich selbst hier noch nicht gefunden hat, die Arbeiten unseres Dichters in der Sitten- und Charakterschilderung nicht nach.

Unterdes hatte sich in der französischen Literatur eine Wandlung vollzogen. Man fühlte endlich die Knechtschaft im Banne des alles beherrschenden Genius Zola, man erkannte das Nivellierende seiner Theorien, seiner Methode — seines Rationalismus —, und mit demselben Fanatismus, mit dem man dem Meister gefolgt war, wandte man sich nun zunächst wieder von ihm ab. Auch bessere Geister suchten ihre veränderten Anschauungen äußerlich nachdrücklich zu dokumentieren. Huysmans gehörte allerdings nicht zu den fünf namhaften Schriftstellern, die sich in feierlichem Manifeste von Zola und seiner Lehre lossagten und den unumschränkten Individualismus verkündeten; er hat aber später in seinem Roman „Là-Bas“ auch theoretisch Stellung gegen den Naturalismus genommen und seinen Individualismus zu erklären versucht. Mit dem Individualismus erhob auch zugleich der Mystizismus wieder sein Haupt. Zola hatte den Menschen allzusehr von der Materie und ihrem Wesen,

vom Milieu und von den Verhältnissen abhängig sein lassen. Ihm galten die Masse und die Familie als die eigentlichen Organismen, die er zu betrachten und zu schildern hatte. Er operierte mit Vererbung und Anpassung, mit Kräften also, die außerhalb der individuellen Seele, außerhalb des eigentlich „Unbewußten", das seine eigenen Ursachen und Wirkungen hat, im Wesen des Menschen ihren Herd haben. Gewohnheit, pathologische Momente und dergleichen schließen nicht den Kreis der dunklen Mächte, von denen die Seele abhängig ist. So erstrebten Männer wie Maurice Barrès und Paul Bourget wieder eine Darstellung der Persönlichkeit und des Persönlichsten. An Stelle des sozialen Romans trat der psychologische, an Stelle einer sinnlichen Kunst — recht verstanden — eine übersinnliche. Mystiker erstanden mit den Psychologen, welche dem Übersinnlichen und Unbegreiflichen Altäre errichteten. Paul Verlaine, einer der bedeutendsten, aber auch geschmeidigsten Lyriker, die je gelebt haben, opferte gern an diesen Altären. Trotzdem ist eine Persönlichkeit (wie etwa die Zolas), in welcher gesammelt alles dies, und zwar in positiver Richtung, zur Erscheinung kam, aus diesen neuen Bewegungen nicht hervorgegangen. Vielmehr tragen die jüngsten Bestrebungen in ihrem Skeptizismus, in ihrer Passivität die Symptome eines kulturellen Verfalles an sich, und eher als auf diesem Wege wird auf dem, den Maupassant, der urfranzösische Dichter und naive Geist, wies, die französische Poesie sich selbst wiederfinden. Von einigen jüngsten französischen Dichterinnen, wie Jeanne Marni, scheint neue Rettung zu kommen.

Joris K. Huysmans ist in seinem eigentlichen poetischen Wirken als Dekadent aufzufassen. Seine großen individualistischen Romane schildern Irrfahrten abtrünniger Seelen, die, schließlich müde, wieder am Gestade des alleinseligmachenden Glaubens landen. Allerdings lächelt hinter diesen Bekenntnissen oft eine feine Ironie, ein überlegener Humor. Erst wenn man diesen ernsten Zwiespalt erkannt hat, hat man die Individualität klar vor sich. Hat diesen feinen Geist wirklich die Sehnsucht in den alten prachtvollen katholischen Dom zurückgetrieben? Oder erbaute er dieses feierliche Gebäude nur von neuem, um es zu schmücken mit den köstlichen Einfällen seiner Phantasie? Wir bekommen es nicht heraus . . . In diesem Zwiespalt läßt uns der Dichter, der hiermit gerade das Wesen des Dekadenten verrät, wenigstens in seinen nächsten Romanen. Ungemein interessant sind im übrigen die Romane dieses Phantasten und Sprachvirtuosen.

Ich möchte den Roman „A Rebours", um den Dichter an einem Werke intimer zu charakterisieren, hier ausführlicher durchgehen.

Eigentliche Handlung ist in dem Roman kaum vorhanden. Huysmans schildert einen Dekadenten, einen übersensitiv empfindenden Neurastheniker, der allmählich dem Marasmus verfällt, aber seine dem Tode zusinkende Seele durch allerlei künstliche und künstlerische Genüsse immer wieder zu neuem Scheinleben zurückruft. Der Herzog des Esseintes mag keine Menschen, überhaupt nichts mehr sehen, was mit der Welt Berührung hatte. Nach eigenem Plane baut er sich unweit Paris in einsamer Gegend ein Landhaus, das er auf das raffinierteste ausstattet. Hier lebt er seinen Sensationen und Illusionen. So hat er ein Zimmer wie eine Klosterzelle eingerichtet, das andere wie eine Schiffskajüte. Letzteres hatte ein Fenster, das zugesetzt war durch ein großes Aquarium. Durch das Wasser dringt das Tageslicht in die Kajüte. „Indem der Herzog einige Tropfen farbiger Essenz hineintat, erzeugte er grünliche und gelbliche, milch-

weiße oder silberne Färbungen, wie die natürlichen Gewässer, je nach der Farbe des Himmels, der mehr oder minder starken Glut der Sonne oder des nahenden Regens erscheinen. Er bildete sich dann ein, in dem Zwischendeck einer Brigg zu sein; und neugierig betrachtete er wunderbar gearbeitete Fische, die, aufgezogen durch ein Uhrwerk, vor der Scheibe des runden Kajütenfensters vorbeischwammen und in dem künstlichen Gras hängen blieben. Oder er betrachtete, während er den Teergeruch einsog, mit dem man den Raum besprengt hatte, bevor er ihn betrat, die an den Wänden aufgehängten farbigen Stiche, welche — wie in den Agenturen der Schiffahrtsgesellschaften — Dampfschiffe auf dem Wege nach Valparaiso oder La Plata vorstellten." Wie man sieht, stellt hier Huysmans einen Typus des spleenigen Dekadenten dar. Bewegung schien dem Herzog überflüssig, da ihm die Einbildung leicht die gewohnte Wirklichkeit des Lebens zu ersetzen vermochte. Eine unerschöpfliche Phantasie offenbart hier der Dichter. Seitenlang schwelgt er in dem Glanz der seltensten Edelsteine, im Anblick exotischer Blumen und im Dufte der wunderbarsten und unmöglichsten Parfüms. Er ist nie langweilig, er schildert bilderreich und oft mit feiner Ironie. Der Herzog hatte eine Sammlung von Likören, die er „seine Mundorgel" nannte. Der Geschmack der Liköre, so groß war die Kraft seiner Einbildung, spielte ihm innere Sinfonien vor. Wenn er von diesem oder jenem Likör einige Tropfen trank, gelang es ihm, seinem Gaumen ähnliche Genüsse zu verschaffen, wie solche die Musik dem Ohre bereitet. Nach seiner Ansicht stimmte jeder Likör mit dem Ton eines Instruments überein: der Kornbranntwein z. B. mit der Oboe, deren Klang näselt; der Pfefferminz und Anisette mit der Flöte, süß und scharf, schrill und sanft zugleich ... Ein andermal kommt der Herzog auf die Idee, sich einen Garten exotischer Blumen anzulegen. Und zugleich läßt er den Gärtner mit den seltensten Gewächsen der Tropenländer kommen. Seinem Geschmack sagen natürlich die am wunderlichsten geformten und gefärbten Blumen am meisten zu. Ihn bezaubern geradezu die fleischfressenden Pflanzen: „Gobe-Mouche, der Fliegenfänger der Antillen, mit dem faserigen Rand, eine Verdauungsflüssigkeit absondernd, mit gebogenen Stacheln versehen, die sich übereinanderkrümmen, ein Gitter über dem Insekt bildend, welches es einschließt; die Sarracena, der Cephalothus, seine gefräßigen Hörnchen öffnend, fähig, wirkliches Fleisch zu verdauen und aufzuzehren." — Der Herzog hat eine ausgezeichnete Bibliothek alter lateinischer Klassiker. Er liebt natürlich nicht die normal empfindenden Dichter, sondern jene Spätlateiner, in deren Werken sich der Verfall der alten Kultur gleichsam wiederspiegelt. „Herzog Jean fing erst beim Lucian an, sich für die lateinische Sprache zu interessieren. Die sorgfältig gearbeiteten, mit Schmelz bedeckten und mit Juwelen gezierten Verse fesselten ihn. Vor allem aber liebte er den Petronius: Er zeichnet Tatsachen im richtigen Licht und Verhältnis, er stellt sie in der bestimmten Form und Ordnung fest, enthüllt das Kleinleben des Volkes, seine Erlebnisse, seine Roheiten wie sein sinnliches Treiben." Diese Seiten gehören zu den interessantesten und wertvollsten des Buches. Huysmans entfaltet hier eine erstaunliche Gelehrsamkeit. Mit einer Präzision ohnegleichen, mit bewunderungswürdiger Plastik schildert er hier das Wesen spätlateinischer Klassiker.

An anderer Stelle spricht sich der Dichter über die moderne und besonders über die französische Literatur aus. Vortrefflich sind seine Bemerkungen über Flaubert, Goncourt, Zola, Mallarmé und Paul Verlaine. Besonders liebt er Edgar Poe. Er sagt von ihm: „Dem Tod, den alle Drama-

tiker so sehr gemißbraucht hatten, hat er ein anderes Aussehen gegeben; es war eigentlich weniger der wirkliche Todeskampf eines Sterbenden, den er beschrieb, sondern der moralische Todeskampf des Überlebenden, der vor dem elenden Bette von gräßlichen Hirngebilden, welche der Schmerz und die Ermüdung erzeugt hatte, erfaßt wird ... Seine Frauengestalten besaßen eine ungeheure Gelehrsamkeit, durchdrungen von dem Übel der deutschen Philosophie und den kabbalistischen Geheimnissen des alten Orients, und alle hatten sie Knabenbrüste und waren geschlechtslos ..."

Während aller dieser Genüsse wird der Herzog immer häufiger von starken nervösen Ohnmachtsanfällen heimgesucht. Nachdem er in seinen Gedanken noch einmal eine Reise nach England machte, die ihn aber in der Tat nur bis zu den Nordhäfen vor Paris führte, wo er so viel englisches Wesen sah, daß er desselben überdrüssig wurde, bricht er gänzlich erschöpft zusammen. Der Arzt verordnete ihm Rückkehr aus der Einsamkeit in die Stadt, Zerstreuung unter Menschen! Der Herzog gerät in Verzweiflung über diesen Zwang, den man seiner aristokratischen Natur antun will. Schon längst hat er in den okkultistischen Schriften katholischer Priester eine seltsame Erbauung gefunden. Der Dichter läßt uns im Zweifel, ob der Herzog in ein Kloster gehen wird. Er schildert am Schluß nur die Sehnsucht seines Helden nach diesen neuen seelischen Genüssen ...

Ich habe mit Absicht den Roman „A Rebours" so ausführlich charakterisiert, weil er uns den Dichter namentlich als Stilisten in seiner ganzen und nicht zu übertreffenden Eigenart zeigt. In dem nächsten größeren Roman: „Là-Bas" wiederholt sich Huysmans, andererseits aber schreitet er in seinen Bekenntnissen fort. Er offenbart sich uns ohne Larve in dem Schriftsteller Durtal, dem Haupthelden dieses und der noch folgenden Romane „En Route" und „La Cathédrale". Die Mysterien des Geschlechtslebens werden uns in „Là-Bas" enthüllt. Der Held versenkt sich in die Geheimwissenschaften des Okkultismus, Satanismus, Manichäismus, der Alchimie und Astrologie. Er wohnt in Paris der sog. schwarzen Messe bei, in die er von einem hysterisch überspannten Weibe geführt wird. Der Satanismus ist jener dunkle Kultus, welcher in der Schändung der heiligsten Gefühle, also der Liebe und des Glaubens, in der Verspottung der Heiligen und der heiligen Gebräuche gipfelt, aber im Glauben wurzelt, in einer perversen Überreiztheit der Sinne, die nach Ekstasen, nach Sünde verlangen und in Tollheit und Selbstqual Befriedigung finden. Der Satanismus kommt vom Glauben und führt zum Glauben zurück. Das ist auch seine Bedeutung für Huysmans, dessen nächster Roman gleichsam das „Purgatorio" des Dichters darstellt. „En Route" ist ein Läuterungsroman. Durtal, der sich schon immer nebenbei mit der Heiligenlegende beschäftigt hat, kehrt langsam zum Katholizismus zurück. Er findet Frieden in dem katholischen Gottesdienst, bei Kerzen und Weihrauchduft, bei dem mystischen Klange der Orgel, des „Miserere" und des „De Profundis". Aber es ist mehr dieser die Sinne betäubende Kultus, seine Schönheit und die mittelalterliche Kunst des Katholizismus, welche Durtal zur Rückkehr zum Glauben zwingen, als die innere Überzeugung, daß die Lehre der Kirche eine wahrhafte und göttliche sei. Durtal ist daher vor Rückfällen auch weiterhin nicht geschützt, und trotzdem er nun Mitglied eines Mönchsordens geworden ist, plagen ihn aufs neue Zweifel. Das ist der weitere Inhalt des Romans „En Route" und der des Romans „La Cathédrale".

Krankhaft mutet uns die üppige Phantasie des Dichters an. Sie zeigt sich überall als die eines echten Dekadenten. Andererseits aber beabsichtigt der Dichter, auf dessen zwiespältiges Wesen ich schon am Anfang hinwies, durch die Schilderung der grotesken Lebensweise seines Helden häufig eine satirische Wirkung. Huysmans ist ein Phantast, und als solcher ein Realist; aber er ist auch ein grundehrlicher Künstler, eine tiefe und starke Individualität. Er ist außerdem ein Psychologe, der rücksichtslos die letzten Schleier von seiner Seele reißt, um die Wahrheit zu zeigen. An ein neues Ideal wagt sein Skeptizismus nicht zu denken. Er ist kein moderner Faust; aber er ging den Kreislauf aller menschlichen Entwickelung und kehrte zur Empfindung, zum Glauben zurück. Sein sittlicher Ernst und seine künstlerische Selbständigkeit erheben ihn unter die kleine Schar der wirklich ehrlich und ernst strebenden und originellen Künstler Frankreichs.

Wie bekannt, war Huysmans vor einigen Jahren zu den Benediktinern gegangen und hat sich in Ligugé unter der milden Form als Oblat niedergelassen. Als solcher ist er auch gestorben, und man muß annehmen: als reuiger Sünder.

Ich habe ein Bild von Huysmans. Seltsam hebt sich dieser eckige Kopf aus der schwarzen Umrahmung. Gleichgültig sehen uns diese Augen an, die Stirne ist voll kleiner, scharfer Falten, wie sie ewiges Grübeln und Sinnen erzeugen. Wenn wir die Physiognomie länger betrachten, ist es, als wenn eine tiefe Melancholie den leisen Spott in den Augen verdunkele ...

Hans Benzmann



Vom Zug der Toten

1. Max Haushofer

Der Tod, der in diesem Frühjahr so reiche Ernte unter den deutschen Dichtern hielt, hat am 9. April auch einen Mann gefällt, der noch vor wenigen Jahren, wenngleich ein guter Sechziger, denen, die ihn kannten, als Urbild deutscher Manneskraft, als Verkörperung des lebensfrohen deutschen Südens erscheinen mochte. So kommt es, daß, obwohl Max Haushofer einer tückischen Krankheit erlegen ist, gegenüber der es keine Rettung gab, sein Ende doch überraschend wirkt. Und wie ein falscher Ton ist es dabei, daß er in Gries gestorben ist: an einer Erholungsstätte für Kranke, nicht in München, wo er geboren und geschaffen, für dessen beste Art er ein treffendes Beispiel war; nicht auf dem trauten Eilande im Chiemsee, woher die Mutter stammte, und das dem sonst hart und fest im Leben stehenden Manne ein Traumland geworden war; nicht in den Alpen, deren schreckhafteste Gipfel er oftmals kühn bezwungen; auch nicht in der Ausübung seines Lehramtes, das er so ernst nahm, trotzdem es scheinbar mit seiner trockenen Wissenschaftlichkeit in schroffem Gegensatz zur urdichterischen Natur Haushofers stand.

Man kann leider nicht sagen, daß mit Haushofer ein bekannter Dichter gestorben ist. Der Name wird ja wohl vielen nicht fremd sein, denn es gab überall den einen oder anderen, der die Werke dieses Mannes kennen gelernt hatte und ihm seither eine hohe Stelle anwies, auch für ihn zu werben

Friedrich Vischer



suchte. Der mochte dann wohl auch gelegentlich scharf werden, wenn in einer Gesellschaft der Gedankenreichtum, der Tiefsinn oder die neuartige Kühnheit eines im Tagesgespräch stehenden Dichters gerühmt wurde. Wie in so vielen Fällen mochte man auch hier den nur vom Tage Lebenden zurufen: Lernt erst die so gering geschätzte ältere Generation kennen, es wird um eure Achtung vor der jüngsten schlimm bestellt sein. Ich glaube kaum, daß dieser Fall bei einem anderen Volke auch schon eingetreten ist, wie er für die Literaturgeschichte des Volkes der Dichter und Denker im 19. Jahrhundert geradezu charakteristisch ist.

Es ist eine sehr beschämende Erscheinung und stellt unserem geistigen Leben ein recht trauriges Zeugnis aus, daß gerade die männlich starken und die Denkerpoeten um ein gutes Menschenalter zu spät bekannt werden. Und zwar sind es keineswegs bloß die breiten Leserkreise, die in dieser Gleichgültigkeit und Unwissenheit verharren, sondern auch die öffentlichen Literaturmacher. Wäre das ganze schöne, stolze Geschlecht der Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Mörike, Anzengruber, Gotthelf, wozu noch viele wackere Talente kamen, bekannt gewesen, die „Literaturrevolution“ der achtziger Jahre hätte eine ganz andere Richtung nehmen müssen, hätte uns nicht in die jämmerliche Abhängigkeit vom Ausland geführt, hätte für deutsche Kunst und Kunsttechnik ausgezeichnete Vorbilder besessen. Und eine ähnliche Erfahrung macht man nun mit den Literarhistorikern um die Wende des Jahrhunderts. Die da 40 Jahre alt sind, die kennen das Lebenswerk der Sechziger nicht, und seien ihnen diese noch so geistesverwandt. Man ist doch schmerzlich überrascht, wenn der Name Haushofers weder in Engels, noch in R. M. Meyers großen Literaturgeschichten steht, wenn Bartels für diesen Mann in seiner großen Literaturgeschichte kaum drei Zeilen hat, während sein Buch über „die deutsche Dichtung der Gegenwart“ ihn überhaupt nicht erwähnt. Da schelten wir immer über das Hasten und Treiben der Zeit, beklagen, daß ein wahrhaft künstlerisches Gestalten bei solcher journalistischen Erregtheit nicht möglich sei; aber die so schelten, gehen hin und beschäftigen sich selber nur mit jenen, die aufdringlich am Markte stehen und sich überall zur Beachtung vordrängen. Die ruhig in der Stille Wirkenden aber werden übergangen.

Ich glaube, das stärkste Elend unserer Literatur, um die es heute ja — wir dürfen es uns nicht verhehlen — so kärglich bestellt ist, wie seit 150 Jahren nicht, liegt daran, daß die *Dichtung in der Schriftstellerei* aufgegangen ist. Das aber kommt daher, daß die Literatur zu sehr als Beruf im Sinne von Lebenserwerb ausgeübt wird. Das ist kein glückliches Verhältnis. Es gibt einige sehr starke Naturen, die *ohne Schaden* in einem Verhältnis zur Dichtung standen, daß diese ihnen das tägliche Brot geben mußte, d. h. eigentlich kenne ich nur Schiller. Und auch hier war bekanntlich durch eine Staatspension die ökonomische Grundlage gegeben. Ich meine aber, es sei diese völlige Hingabe an die Dichtung nicht nur dann gefährlich, wenn sie Mittel zum Lebenserwerb sein muß, sondern auch darüber hinaus in rein ethischer Hinsicht. Es fehlt auf diese Weise zu sehr eine gesunde Reibung mit dem Leben; es fehlt die Harmonie einer vielseitigen Betätigung; es fehlt die Notwendigkeit, mit den Nebenmenschen zu schaffen und zu wirken. Gewiß, es ist hier schwer, das richtige Maß zu finden; wir kennen ja alle nicht nur Goethes „Tasso“, sondern auch Goethes Leben. Aber wenn man das Schaffen der Mehrzahl unserer heutigen dichtenden Schriftsteller ansieht, wenn man die lange Bände-

reihe ihrer Werke durchgeht, so kann man sich doch der folgenden Erwägung nicht verschließen: „Diese große Zahl deiner Werke bedeutet eine Schädigung deines Gesamtwirkens. Wegen der großen Zahl deiner Bücher hast du uns dein Buch nie gegeben. Es fehlt die Gedrängtheit; es fehlt hier die letzte und größte Anstrengung deiner Persönlichkeit. Zu dieser massenhaften Produktion bist du aber gelangt, weil für dich ‚arbeiten' überhaupt nur noch ‚dichten' war, weil es eine andere Lebensarbeit für dich nicht gab." Und traurig, wenn wir hinzufügen müssen: „Du hast zu viel geschrieben, weil du davon leben mußtest." Und doch ist dieser Fall auch bei glänzenden Namen so häufig. Frühere Zeitalter waren da besser dran. Die meisten der Dichter, die wir hochschätzen, standen in irgend einem Lebensberuf. Zugegeben, daß dieser oft eine Sinekure war, nur ein Deckmantel, unter dem eine Unterstützung gereicht wurde. Nicht nur, daß diese Art staatlicher Unterstützung an Künstler unendlich vornehmer ist als die jetzt allmählich in Aufnahme kommenden Pensionen und sogenannten Ehrengaben, wobei dann durch alle Zeitungen geschleppt wird, daß der und der es nötig hat, sich solche Unterstützungen geben zu lassen — auch das leichteste Amt bedeutete für diese Künstler eine sozialökonomische Einstellung zur Welt. Es liegt darin ein starker Schutz gegen alles Artistentum. Die anderen Künste brauchen das nicht so nötig wie gerade die Dichtung. Von den bildenden Künstlern ist ganz zu schweigen. Diese brauchen nicht nur ein starkes handwerkliches Tun, sondern stellen auch dem Künstler Aufgaben, die von außen an ihn herantreten, sei es durch Auftraggeber, sei es, daß der Künstler selber eine bestimmte Zweckerfüllung mit seinem Werke im Auge hat. In beiden Fällen bedeutet das ein Schaffen in der Gesamtheit, eine Betätigung des ganzen Menschen. Nur der Musiker lebt in einer ähnlichen Gefahr wie der Dichter, wenngleich hier in der Form von Musikunterricht oder Dirigiertätigkeit ein gesunderes Mittel der geldbringenden Beschäftigung neben der eigenen Produktion liegt, als es für den Dichter Kritik und Journalismus bedeuten.

Ich komme gerade in diesem Zusammenhang auf diese Frage zu sprechen, weil man sich der Überzeugung nicht verschließen kann, daß nur derjenige auf Beachtung in unserem Literaturleben zu rechnen hat, der immer wieder durch neue Werke die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zwingt. Dichter dagegen, die nur selten mit neuen Werken kommen, werden allzuleicht aus der Zahl jener Werte ausgeschaltet, mit denen man rechnet. Ich kann mir auf andere Weise die eben charakterisierte Gleichgültigkeit gegen Max Haushofer nicht erklären. Die Reihe der dichterischen Werke Haushofers ist allerdings sehr klein, vielleicht dürfte man hier sagen zu klein. Eine zweifellos starke dichterische Natur ist hier wohl weniger oft, als es gut gewesen wäre, dem Rufe der Muse gefolgt. Es ist ihm überhaupt immer nur eine kurze Zeit für dichterisches Schaffen geblieben; und diese hat er dann noch lieber einem dichterischen Leben gegönnt, als just der Mitteilung dessen, was in ihm sich gestaltet hatte. Daher kommt es, daß auch die Werke, die endlich zur Gestaltung gelangen, meist etwas überfrachtet sind mit Gedankenlast. Es ist zu viel verdichtende Tätigkeit vorangegangen, und die Unmittelbarkeit des Schaffens ging dabei verloren. Haushofer entschädigte dafür durch seinen wunderbaren Humor, der ihm vielleicht gerade deshalb so goldig blieb, weil er ihn nie berufsmäßig ausmünzte.

Haushofer war 1840 am 23. April in München geboren. Der Sohn eines Malers, hat er vom Vater wohl die Hinneigung zur Kunst, von der halb

bäuerlichen Mutter, die von der Fraueninsel stammte, die Liebe zur Scholle, zur Natur und wohl auch zum praktischen Lebensberuf geerbt. Kunst und Natur hat sich ihm nachher in wunderbarer Weise verbunden, in einer leidenschaftlichen Liebe zur Natur, in einem tiefen Erschauen der innersten Zusammenhänge ihres Lebens mit den großen Menschheitsfragen. Im übrigen widmete er sich seinem wissenschaftlichen Berufe, der Nationalökonomie, mit großer Hingabe, und er hat fast 40 Jahre dieses Fach an der Technischen Hochschule in München mit großem Erfolg vertreten. Auch der größte Teil seiner schriftstellerischen Arbeiten galt diesem Gebiet. Daneben stand er seinen Mann im öffentlichen Leben, nahm regen Anteil an allen Fragen des Gemeinwohls im großen Verbande des Staates und im engeren Kreise der Gemeinde. Er hatte als Vierundzwanzigjähriger einen Gedichtband herausgegeben; dann schwieg seine Muse jahrelang. Was ihm an Muße verblieb, wurde auf fröhlicher Wanderschaft verbraucht. Da endlich, im Jahre 1886, erschien seine erste große Dichtung „Der ewige Jude, ein dramatisches Gedicht". Das war nun, wie es sich in solchen Fällen fast von selbst versteht, nicht Gabe der Muße, sondern des Zwanges. Die Frucht war reif geworden; nun mußte sie gepflückt werden. Sie war vielleicht etwas überreif geworden; das Werk ist zu reich an Gedanken und Beziehungen, tiefsinnigen Symbolen.

„. . . Mein Ahasver
Der ist schon längst kein Jude mehr.
Ganz konfessionslos ist das alte Haus;
Es ward einfach ein armer Mensch daraus,
Ein armer Mensch! der ärmste! denn er trägt
Den alten Jammer unentwegt
Aus einem in das andere Jahrhundert,
Daß sich der Fels, auf dem er ruht, verwundert.
Doch Mitleid ist's nicht eigentlich,
Was ich für ihn erwecken will! Für mich
Ist sein geheimnisvolles Los
Erbärmlich und doch riesengroß,
Ist menschlich und doch weltentrückt,
Daß Schauer oft mein Mitleid unterdrückt.
Ich sehe den Unsterblichkeitsgedanken
Verkörpert durch die Weltgeschichte schwanken,
Als geisterhafter Greis, Erlösung suchend,
Mit glühndem Blick, sich und die Welt verfluchend.
Ein Götterschicksal ist's, in Staub gekleidet,
Bewundert und beklagt, verwünscht, beneidet." —

Die Inhaltsangabe, die **Albert Soergel** in seiner tüchtigen Studie über „Ahasver-Dichtungen seit Goethe" (Leipzig, Voigtländer) gibt, möge die große Anlage dieser Dichtung Haushofers veranschaulichen. „Die Launen und Zufälle der Märchenwelt scheinen zu herrschen, aber hinter ihnen walten geheimnisvoll tiefe Gesetze. Im ersten Teile, ‚einem Mythus', steigt das sagenumwobene Mittelalter mit allen seinen Idealen auf. Um die Zeit der Völkerwanderung beginnt er. Germanen stoßen auf Römer, Heiden auf Christen: ein römischer Feldherr kämpft mit einem germanischen Heerführer, ein Heide ohne Bildung mit dem Sproß einer überfeinerten Kultur. Walafried, ein junger, neunzehnjähriger Schüler des heiligen Severinus, ein Urenkel Ahasvers, zieht aus, den Ahn zu erlösen. Aber sie alle verfallen der Wunderwelt des Unterberges und seinen Mächten, der Saelde, der Aventiure, das neunzehnjährige Blut der Minne. Alle schlafen sie den tausendjährigen Schlaf, nur vor Ahasver

schließt sich der Berg. In Zwischenaktsbildern gleitet sein Leben bis zu der Stunde vorüber, wo alle wieder erwachen, hinausziehen in die neue Welt, wo der unschuldige Knabe mit Minne nach Rom eilt, um seine Mission zu vollenden. Entsagung fordert der Papst von ihm. Minne stürzt verzweifelt fort, ein Kind von Walafried im Schoß. Nach zwanzig Jahren fällt Walafried, von diesem Sohne Wolfhart getroffen. Ahasvers Mahnruf, der die beiden, die sich nicht kennen, schützen möchte, verhallt. Er muß weiter wandern.

Zwei Menschenalter später spielt der zweite Teil, ‚eine Tragödie'. In ihrem Mittelpunkt steht Else, Wolfharts Enkelkind. Ahasver hat sie zu dem Alchimisten und Arzte Ernst von Werth gebracht. Goethes Faust spukt in dieser Person nach. An dem Sproß Ahasvers erfüllt sich der Fluch. Auch das Mädchen drängt es in die Welt hinaus. Ein Ritter, Theodoros Thanatos, der Tod in menschlicher Gestalt, verführt sie; als reumütige Dirne kehrt sie aus der Welt heim. Ernsts Neffe Hugo weiht ihr seine Liebe, stößt sie aber von sich, als er ihre Vergangenheit erfährt. Else stürzt sich vom Turm herab, Ahasver ihr nach. Thanatos triumphiert auch über den Alchimisten, dessen Lebenselexier er verschüttet, dessen Laboratorium er in Brand gesteckt hat. — —

Durch Hereinziehung der Gegenwart und Zukunft im dritten Teile, ‚einer phantastischen Komödie', wird dies schwer zu deutende und mysterienreichste unter so vielen mysterienreichen Ahasverusgedichten zu einem umfassenden Bilde des Lebens erweitert. Der Dichter der beiden ersten Teile tritt selbst auf. Man spricht sich über sein Werk aus und trifft die Vorbereitungen zu einem Münchener Künstlerfest. Auf diesem Feste, im Maskenspiel, erlebt der Dichter die wahre Ahasvertragödie, indem ihm ein moderner Ahasver, ‚Unwandelbares im Wandel der Zeit', entgegentritt.

Die Gegenwart kommt zu Wort und in den Maskenspielen die Zukunft bis zum Ende der Welt. Typen aus allen Ständen erscheinen und charakterisieren sich glücklich. Im Reflektieren zeigt der Dichter eine seltene Schlagfertigkeit. Menschen stellen Schatten und Symbole dar, und dazwischen sprechen wirkliche Schatten. Form und Wesen, Erscheinung und Bedeutung wechseln die Rollen. Die Sagengestalten des ersten Teiles treten wieder auf, zum Teil etwas vermenschlicht. Selbst der Tod lebt in einem modernen Totenmaler auf, wie eine Anwendung der Worte, mit denen Thanatos die Tragödie des zweiten Teiles geschlossen hatte:

> Es ist im größten Buch geschrieben,
> Daß nichts vergeht; nur hin und wieder wallt
> Des Daseins wechselnde Gestalt.

Ein Spiel der Einbildung scheint alles, scheint namentlich der Mann zu sein, der, wie keiner grübelnd, allen wechselnden Gestalten folgt, von denen die eine verwirft, was die andre bejaht, der Mann, der im Maskenspiele wie im Leben die Rolle Ahasvers übernommen hat. Den ‚alten Sagenmenschen' kennt das aufgeklärte Zeitalter nicht mehr. Aber Ahasver ist darum nicht tot. Ahasver sein heißt wie er fühlen, in unserm Falle den ewigen Rätseln, hauptsächlich denen des Daseins, nachgehen. Das tut dieser Markus Schwarz, genannt Ahasver. Zeitweilig sperrt man ihn in das Irrenhaus. Aber selbst dem nüchternen Direktor der Landesirrenanstalt scheint zuzeiten sein geheimnisvoller Patient, der sich für Ahasver hält, der Klügere zu sein, der das Tiefste aufzuspüren weiß. Über ihm lagert die Melancholie dessen, der die Zarathustra-Gewißheit von dem ewig wiederkehrenden Leben nicht hat:

Für mich ist fraglich nur ein einzig Ding:
Das Ew'ge — ist es ein geschloßner Ring?
Ist es ein Strom, der stets zur gleichen Quelle
Entströmt und nie zur alten Stelle
Zurückkehrt? Diese Frage treibt
Sich stets in meinem alten Kopf umher —
Ich fürchte, daß sie unentschieden bleibt." — — —

Die Ahasver-Dichtung ist Haushofers reichstes Buch, wenn auch seine späteren Gaben künstlerisch geschlossener sind. Mit den Kleinigkeiten geben auch sie sich nicht ab. Nur tiefe Welt- und Lebensprobleme haben den gereiften Mann nach arbeitsreicher Berufstätigkeit zu dichterischem Schaffen gereizt. Und der Vertreter der nüchternen Wissenschaft tummelt sich als Dichter kühn im schrankenlosen Reiche der Phantasie.

„Und will man mich ob dieser Träume tadeln:
Ich weiß doch, wie sie die Gedanken adeln.
Was dieses Leben auch versprach
Und hielt: das Größere kommt noch nach."

Die große Sehnsucht bleibt als Bestes zurück von allem Grübeln. Das tiefsinnige, in kühnen Gedankenflügen über alle Grenzen von Raum und Zeit hinwegsetzende Epos „Die Verbannten" mündet in diese Erkenntnis:

„Ein Heimweh gibt es offenbar
Nach einem Dasein, das einst war
Und wieder sein wird. Wenn es uns befällt,
Vergessen wir auch diese Welt."

Wer Haushofer noch nicht kennt, beginne mit den Prosabänden „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits" (ein moderner Totentanz) und „Allerhand Blätter". Jene von wuchtigem Ernste, in schweren Linien und glühenden Farben sich aufbauend; diese voll toller Einfälle, in grotesker Laune alle Verhältnisse auf den Kopf stellend und doch von einer freundlichen Lebensweisheit. Danach aber greife man zum „Prinz Schnuckelbold". Dieses Märchen offenbart im Humor und in der Fähigkeit zu gedrängtester Anschaulichkeit die Verwandtschaft mit Wilhelm Busch. Aber der ernste Grundgehalt, die edle Sehnsucht bleibt auch hier siegreich, jene Sehnsucht, die auch dem Tod ruhig ins Auge blickt, weil er sie nur der Erfüllung näher bringen kann. K. St.

2. Torresani

Vielleicht daß sein am 13. April erfolgter Tod zu einer aufmerksameren Beschäftigung mit seinen Werken anregt und ihm eine gerechtere Würdigung verschafft. Man wird dann zum mindesten erkennen, daß die übliche Bezeichnung „liebenswürdiger Erzähler" nicht ausreicht. Vielmehr wird man in der Tatsache, daß er wirklich etwas zu erzählen hat, daß seine Werke an Stofflichem reich sind, nur die angenehme Zugabe erblicken zu der ungemein sicheren Darstellung der österreichischen Offiziers- und Adelskreise. Und wenn er lose komponiert, so entwickelt er ungemein scharfsichtig das seelische Leben vor allem der Frau.

Baron Karl Torresani von Lanzenfeld ist am 19. April 1846 in Mailand geboren. 1889 entpuppte sich plötzlich aus dem interessanten und um seines heldenmütigen Reiterstückes am Tage von Custozza beliebten Rittmeister der Wiener Garnison ein Schriftsteller, der gleich mit seinem Erstlingswerk

einen Treffer tat. „Aus der schönen wilden Leutnantszeit“ brachte es in kurzer Zeit auf drei Auflagen. Man wird sich wohl bald gesagt haben, daß die scheinbare Kunstlosigkeit der Form eben nur scheinbar ist, daß es im Gegenteil eine große Gewandtheit erfordere, ein wechselreiches Menschenschicksal würdig und ergreifend zu behandeln und dabei uns die Bekanntschaft des Offizierkorps einer Garnison zu vermitteln. Das ist überhaupt ein Hauptvorzug der Torresanischen Darstellungsweise, daß bei ihm die Schicksale seiner „Helden“ nicht das Buch ausmachen; vielmehr ragen diese in dem Reliefbild des Lebens der ganzen Gesellschaft nur etwas höher heraus. Dadurch erreicht es der Verfasser auch, dem Humor, ja der tollsten Komik mitten in der ernstesten Entwicklung zum Rechte zu verhelfen.

Darauf folgten die „schwarzgelben Reitergeschichten“, vier Erzählungen, die beiden ersten so toll, daß sie nur ein gesunder Reitermagen gut verdaut, die dritte eine hinreißende Liebesgeschichte, die vierte, wie eine Hogarthsche Zeichnung, keck, von einer gewissen Wildheit, dabei aber tiefgründig in echter Kenntnis des Menschenherzens.

Der Doppelroman „Mit tausend Masten“ und „Auf gerettetem Kahn“ führt in die ungarische Aristokratie. Dieses Werk ist ärmer an Personen als die anderen. Dafür schildert es mit psychologischer Schärfe die Entwicklung einer fesselnden Frauengestalt, die, reich, schön und geistvoll, ihre Liebe einem herabgekommenen Adligen schenkt, um diesen emporzuheben. Betrogen, an Leib und Seele gebrochen, führt der zweite Teil sie vor. Die einst mit tausend Masten ins Leben segelte, ist jetzt an den Lehnstuhl gefesselt und hat alle Wünsche begraben. Aber der stolzen Ehrenhaftigkeit eines Lords gelingt es, das erstorbene Herz wieder zu wecken; auf gerettetem Kahn führt er sie zum Glück.

Das nächste Werk des Verfassers ist in mancher Hinsicht sein bestes: „Die Juckerkomtesse. Roman aus der Gesellschaft.“ Ein so bunt bewegtes, gestaltenreiches, lebensvolles, lustiges und dabei doch tiefernstes Buch ist in unserer Literatur fast einzig dastehend. Dabei hat das Werk den Vorzug trotz der bedeutenden Handlung ziemlich knapp gehalten zu sein.

Wiederum in Offizierskreisen, ja zum Teil mit denselben Personen, spielt der zweibändige Roman „Der beschleunigte Fall“. Eine ergreifende Schilderung, wie ein tüchtiger Offizier durch die Koketterie eines schönen Weibes zugrunde gerichtet wird. In diese leidenschaftsbewegte Erzählung sind Schilderungen von zwerchfellerschütternder Komik verflochten.

In eine nicht so sicher beherrschte Umgebung führt der Wiener Künstlerroman „Oberlicht“; und was seit den „steirischen Schlössern“ (1897) erschienen ist, steht nicht mehr auf der Höhe. Dagegen finden sich in den Sammlungen kleiner Erzählungen „Ibi Ubi“ und „Aus drei Weltstädten“ einige Stücke, die vielleicht das Beste von alledem sind, was unter Maupassants Einfluß entstanden ist. Ein schönes Buch sind dann noch seine Lebenserinnerungen „Von der Wasser- bis zur Feuertaufe“, aus denen man den im Leben rastlosen und unsteten Mann auch menschlich liebgewinnen wird. St.

3. Adolf Stern

Adolf Stern, der am 16. April, fast 72 Jahre alt, in Dresden gestorben ist, wurde im „Türmer“ zu seinem 70. Geburtstage gewürdigt (7. Jahrgang II, 403 f.). Allerdings mehr als Dichter, dessen novellistische Werke jetzt in

billigen Neudrucken (Hesses Volksbücherei, Wiesbadener Volksbücherei, Rheinische Volksbücherei, Reclam — hier mit ausführlicher Biographie) leicht zugänglich sind. Seine eigentliche Bedeutung lag aber doch auf dem Gebiet der Literatur geschichte; allerdings hat ihm seine dichterisch fein empfindende Natur hier so recht über alle philologische Gründlichkeit und historische Sachlichkeit zum liebevollen Verstehen geholfen. Die froh genießende Aufnahmefähigkeit dieses Mannes hat etwas Vorbildliches. Er, der zuerst im größeren Rahmen für die Hebbel, Ludwig, Keller, Anzengruber eintrat, hat wie seine „Studien zur Literatur der Gegenwart" (1895) und „Neue Studien" (1905) beweisen, auch für die jüngsten Erscheinungen offenen Blick und offenes Herz sich bewahrt. Seine Art zeigt sich am hervorragendsten in der siebenbändigen „Geschichte der neueren Literatur" (1882 ff.). Das ist wirklich Weltliteraturgeschichte und nicht Geschichte der Literaturen der Welt; das heißt Stern bringt nicht im Nacheinander die verschiedenen Literaturen, sondern betrachtet sie als große Einheit, die er nach den allgemeinen, weltbedeutenden Geistesbewegungen gliedert. Besonders wohltuend berührt an ihm die vornehme Sachlichkeit und die persönliche Bescheidenheit, die des Kritikers Aufgabe im Dienen am großen Schaffen der Kunst erblickt, und nicht das künstlerische Schaffen anderer als das Reck betrachtet, das dem Kritiker die Gelegenheit gibt, durch geistige Turnerkunststückchen zu glänzen. Gerade heute könnte dieses Beispiel segensreich wirken.

St.

4. Eduard Paulus

Am Morgen des 16. April hat in Stuttgart Eduard Paulus die Augen für immer geschlossen. Der Tod hat im letzten Jahrzehnt unter den schwäbischen Dichtern furchtbare Ernte gehalten: zuerst Johann Georg Fischer, dann Karl Weitbrecht, vor kurzem Max Eyth, von den vielen kleineren ganz zu schweigen. Und jetzt ist Eduard Paulus nicht mehr, der originelle Mensch und Sänger, der als letzte Säule der verblichenen schwäbischen Poetenherrlichkeit in die Gegenwart hereingeragt hat. Bald wird es wohl noch deutsche Dichter aus Schwaben, aber keine schwäbischen Dichter mehr geben. Für unsre schöne Literatur ist die zunehmende Verwischung der Stammesunterschiede schwerlich ein Segen. Für die einzelnen Dichterpersönlichkeiten mag sie ihr Gutes haben. Denn eine Erscheinung von Paulus' starker Begabung konnte nur dadurch, daß er sich in die Kultureigentümlichkeiten seiner engeren Heimat einspann, das Schicksal unverdienter Nichtbeachtung jenseits der württembergischen Grenzen erleiden. Das war der Schmerz seines Lebens. Denn eine naive Freude am Erfolg und Beifall beseelte ihn wie so manchen Künstler. Und doch hätte er um des Ruhmes willen von seiner Eigenart nicht ein Tüpfelchen preisgegeben, selbst wenn er es vermocht hätte. So mußte er sich daran genügen lassen, über das moderne Dichtergeschlecht, mit dem er sich so wenig verstand, im mündlichen Gespräch wie in gedruckten Versen seinen Spott auszuschütten. Und das war eine Waffe, die er zu gebrauchen wußte.

Genau in einem halben Jahre, von seinem Todestage an gerechnet, hätte Eduard Paulus seinen 70. Geburtstag begehen können. Er freute sich auf diese Feier, zu der er seinen Freunden eine übersichtliche Ausgabe seines gesamten poetischen Schaffens bescheren wollte. Zum Glück war es ihm wenigstens noch vergönnt, alle Vorbereitungen für diesen Plan zu treffen. Auf seinem Schmerzenslager brachte er das Manuskript zum Abschluß, das er wenige Tage vor dem

Ende in die Hand seines Verlegers, des ihm seit langen Jahren befreundeten Geh. Kommerzienrats Adolf Kröner, legen konnte. So hat sich die Jubiläumsausgabe in eine solche aus dem Nachlaß verwandelt. Sie wird im kommenden Herbst im Verlage der Cottaschen Buchhandlung erscheinen, zwei stattliche Bände umfassend, von denen der eine die lyrischen, der andere die epischen Dichtungen enthält. Wird sie gleich denen, die mit Paulus' Muse näher vertraut sind, nicht viel Neues bieten, so darf man doch hoffen, daß auch Fernstehende den Anlaß benutzen, sich mit ihr zu beschäftigen, und jedenfalls ist es für jedermann erwünscht, den poetischen Lebensertrag Paulus' im Zusammenhang zu besitzen und genießen zu können.

Denn heute noch muß man seine Schöpfungen aus einer fast unübersehbaren Menge kleinerer Veröffentlichungen zusammentragen, die bald Lyrisches, bald Episches, bald beiderlei Gattungen im Wechsel, mitunter sogar eine Mischung von Vers und Prosa bringen. Schon 1859 veröffentlichte der Student im 22. Lebensjahre ein schlankes Gedichtbändchen, dem sich seit 1867 unter verschiedenen Titeln weitere anreihten. 1892 gab er allerdings seine „Gesammelten Dichtungen" in einem Bande von 454 Seiten heraus (Stuttgart, Friedrich Frommanns Verlag). Aber gerade seitdem sprudelte sein Dichterquell immer üppiger, so daß fast Jahr für Jahr eine Neuheit auf den Markt kam: 1896 „Helgi, ein Sang aus der Edda", 1897 die „Arabesken", 1900 „Der Alte vom Hohen-Neuffen" und „Drei Künstlerleben", 1901 die Märchen in Versen „Aus Orient und Okzident", 1902 „Heimatkunst", 1904 „Wolkenschatten", von Kleinerem abgesehen.

Die acht letzten Lebensjahre durfte er sich, frei von aller Berufsverpflichtung, ganz seinen Liebhabereien und Träumereien überlassen. Bis dahin hatte er ein Amt gehabt, das seinen Neigungen entsprach und nicht im Widerspruch zu seiner Muse stand. Er war am 16. Oktober 1837 in Stuttgart zur Welt gekommen. Sein Vater, der ältere Eduard Paulus, hatte sich einst aus einem Forstmann in einen tüchtigen Archäologen umgewandelt, der sich namentlich um die Erforschung der römischen Altertümer auf württembergischem Boden verdient machte. Daß er auch in den Chor der schwäbischen Lyriker eingestimmt und ein Bändchen schlichter, aus warmer Liebe zur Natur und zum deutschen Wald hervorgegangener „Wald- und Jagdbilder" herausgegeben hat, ist nur im engeren Kreise beachtet worden. So fanden sich schon in dem Vater die verschiedenen Talente des Sohnes wenigstens in bescheidenem Maße vorgebildet. Der jüngere Eduard Paulus studierte Architektur und Kunstgeschichte, und da es ihm versagt war, die Dozentenlaufbahn für diese Fächer zu ergreifen, diente er dem württembergischen Staate in verschiedenen Stellungen: als Mitglied des Statistischen Landesamtes, als Konservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale und zuletzt als Vorstand der staatlichen Kunst- und Altertumssammlung mit dem merkwürdigen Titel „Oberstudienrat". Namentlich ein vorzüglicher Kenner des mittelalterlichen Bauwesens, lieferte er zu einer großen Anzahl offizieller Publikationen wertvolle Beiträge und drückte dem groß angelegten Sammelwerke „Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg" wie seinen Namen so auch den Stempel seines Geistes auf. Ferner gab er in selbständigen Schriften kunstgeschichtliche Schildereien aus seinem schwäbischen Heimatlande, das ihm von immer neuen Wanderfahrten her aufs innigste vertraut war. Den beiden Zisterzienserklöstern Maulbronn und Bebenhausen widmete er anziehende Monographien. Auch an einem Pracht-

werk über Italien war er beteiligt. Wieder und wieder zog es ihn nach diesem Heimatlande der klassischen Kunst, das sein begeisterungsfähiges Gemüt mit dem höchsten Entzücken erfüllte. Wie gründliche Fachkenntnisse Paulus besaß, so blieb er doch auch als Kunsthistoriker in erster Linie phantasievoller Künstler, der die Inspiration an seinem Schaffen wesentlichen Anteil nehmen ließ und die Ergebnisse seiner Studien in gehobener Dichtersprache vortrug.

Paulus war unter den vielen Originalen, die das Schwabenland hervorgebracht hat, der Originellsten einer. Er hüllte sein Wesen in einen Dunstkreis köstlichen Humors, der manches, was man andern schwer verargt hätte, an ihm als ganz natürlich erscheinen ließ. Er liebte es, seine Person dem lärmenden Markt des öffentlichen Lebens zu entziehen und in seine stille Poetenstube oder in einen gemütlichen Kneipwinkel zu retten. Vom sichern Hafen aus verfolgte er mit Behagen die Stürme auf hoher See und begleitete die Erscheinungen des Tages mit seiner scharfen Kritik, die wiederum bei jedem andern verletzend gewirkt hätte, in den liebenswürdigen Paulusschen Humor eingewickelt aber lediglich belustigte. Der ganze moderne Kulturfortschritt war ihm — weniger aus sozialpolitischen Erwägungen als aus romantischen Stimmungen — ein Greuel. Als echter Geistesaristokrat verschoß er seine Pfeile gegen Börsentum und Gründertum, gegen Millionäre und Protzen, verspottete die Menschheit ob ihrer „Hetzkrankheit", lachte über die vielen Gesetze, die im Deutschen Reiche ausgebrütet werden. Doppelt zuwider war ihm das schwäbische Philistertum. Die Enge des württembergischen Landes und Horizontes drückte qualvoll auf seinen in die Weite und Höhe strebenden Sinn.

> Geboren, ach, in einem kleinen Lande,
> Wo jeder dritte Mann Kommerzienrat,
> Auf Schritt und Tritt weitläufige Verwandte —
> Mein Feuergeist sich kein Genüge tat.

Er betrachtete die Satire als Notwehr gegen die Unbilden, die ihm seine Umwelt ohne ihr Wollen zufügte. Und doch — mit der herbsten Kritik vermochte er die tiefste, innigste Heimatliebe zu verbinden, die ihm die Verse entlockt hat:

> Vor Heimweh müßt' ich sterben,
> Wär' mir verhängt einmal,
> Mein Brot mir zu erwerben,
> Zu fliehn aus diesem Tal.

Ja, Paulus war der unverfälschte Schwabe mit den eingefleischten Gewohnheiten eines solchen, und auf die Dauer fühlte er sich nur unter seinen Landesgenossen wohl. Diesen auffälligen Widerspruch hat er mit manchem andern Schwaben geteilt.

Zuletzt waren Witz und Spott doch nur das Bollwerk, hinter dem er sich gegen das Übermaß des auf ihn einstürmenden Gefühlslebens verschanzte. Paulus war eine enthusiastische Natur. Er schwelgte und schwärmte in jener göttlichen Trunkenheit, die keinem echten Dichter fremd sein darf. Er berauschte sich an der Größe deutscher Sage und Geschichte, er glühte für italienische Kunst und mittelalterlich-deutsche Architektur; höher schlug sein Herz beim Gedanken an die alte Kaiserherrlichkeit der Staufer, und helle Begeisterung entfachte das neuerstandene Reich samt dem modernen Heros Bismarck in seiner Brust. Ein warmes Naturempfinden beseelte ihn, und er wußte den schlichten Reizen seiner schwäbischen Heimat ebensoviel abzugewinnen wie der stolzen

Pracht Italiens. Damit verschmolz sich ein mystisches Verlangen nach völligem Aufgehen in der Natur. Er war vorzugsweise elegisch gestimmt. Weiche Wehmut, sehnsüchtiges Klagen, schmerzliches Todesahnen gehörten zu den Grundzügen seines Wesens, das mit dem Justinus Kerners die meiste Ähnlichkeit zeigt.

Alle diese Elemente sind, sich durchkreuzend und verschmelzend, in Paulus' Poesie vorhanden, sowohl in der reinen Lyrik als in der Epik, die zur Mischform lyrisch-epischer Idyllen neigt. Wir haben an ihm gleichermaßen den Reichtum des lyrischen Stimmungsgehaltes und die Fülle der objektiv-dichterischen Betrachtungsweise zu bewundern. Die künstlerische Form handhabt er ohne übertriebene Ängstlichkeit oder steife Pedanterie mit instinktiver Sicherheit, mag er die einfachen Klänge des gereimten deutschen Liedes erklingen lassen oder die Maße einer Sappho, eines Horaz nachbilden oder seine oft gerühmte Meisterschaft im Sonett zu Hilfe rufen. Wie hoch oder gering man indessen den Wert seines Könnens im einzelnen veranschlagen mag, unter allen Umständen bleibt der entschiedene Eindruck einer echten Dichterpersönlichkeit bestehen, der das „Singen und Sagen“ Herzensbedürfnis und innere Notwendigkeit gewesen ist. Eben darum werden ihre Nachwirkungen auch fortdauern.

Rudolf Krauß



Eine Literaturgeschichte in Karten

Der „deutsche Literaturatlas“ von Dr. Siegfried Rob. Nagel (Wien und Leipzig 1907, Hof-Verlagsbuchhandlung Karl Fromme. 6 Mk.) ist zu jeder Literaturgeschichte eine sehr dankenswerte Ergänzung, im Grunde noch wichtiger als Bilder und Handschriftenproben. Denn dieser Atlas ist ein ausgezeichnetes Mittel, das literarische Schaffen in seinem Zusammenhang mit dem Volkstum, mit den geographischen und sozialen Verhältnissen jederzeit vorzuführen. Er ist eine ungemein fleißige Arbeit. Auf 15 in drei Farben gedruckten Tafeln sind 47 Karten entworfen, die dem deutschen Schrifttum vom 8. Jahrhundert bis 1848 gelten. Etwa 2000 deutsche Dichter und Denker sind hier nun derartig eingetragen, daß einerseits Herkunft und Wirkungsort zu einem bestimmten Zeitpunkte sichtbar werden, andererseits natürlich auch der Anteil der einzelnen Provinz- und Volksklassen am gesamten geistigen Schaffen hervortritt. Auf Nebenkarten sind dann die Einzelrichtungen herausgearbeitet.

Die erste Karte enthält die althochdeutsche Literatur der Klöster und Bistümer. Die Literatur ist noch ganz im deutschen Süden: die Schweiz und die österreichischen Lande treten besonders hervor, daneben Elsaß, Bayern, Franken, danach Thüringen; das Kloster Gandersheim, in dem die Nonne Hroswitha dichtete, ist die nördliche Grenze. Die zweite und dritte Karte bringt die Blüte der mittelhochdeutschen Literatur, getrennt nach Epik und Lyrik. In diesem Falle hätte ich doch eine einzige Karte, vielleicht mit einem Farbenton mehr, gewünscht. Dadurch wären ja auch Lyriker und Epiker zu trennen gewesen. Andererseits hat auch die Trennung ihre Reize, weil man sehr deutlich sieht, wie der Westen und der Südwesten ihr Hauptgewicht in der Lyrik haben, während die Epik nach Bayern und Österreich hinüberdrängt. Auch jetzt ist der Norden eigentlich noch bedeutungslos. Dafür tritt Mitteldeutschland sehr stark hervor.

Überraschend, wie manche dieser Karten, wirkt hier eine Nebenkarte, die Walter von der Vogelweides Leben veranschaulicht. Ein für jene Zeit erstaunlich bewegtes Wanderdasein, aber doch von einer gewissen Ruhe und Stetigkeit der Bewegungen, zeigen die großen Wegelinien, die fast das ganze deutsche Vaterland als Wanderziel dieses helläugigen, nationalen Dichters umschließen.

In der Verfallzeit rückt die Dichtung dann etwas nach Norden. Die Kanzelpredigt und jene religiös eingestimmte Dichtung, aus der das Kommen der Reformation herauszufühlen ist, blüht an den großen Kulturstraßen der Flüsse Rhein, Donau und Elbe.

Die nächsten zwei Hauptkarten gelten der Reformationszeit, bringen Luther und die Reformationsdichtung, sodann Hans Sachs und die weltliche Dichtung seiner Zeit. Das Bild ist mit einem Schlage verändert. Die Literatur ist ganz in den Westen geschoben. Die sonst so ergiebigen bayerischen Erbländer sind verstummt: Österreich ganz tot. Bayern weist auf dem Gebiete der weltlichen Literatur noch Namen auf. In der ganzen Bewegung ist neben dem Zug nach dem Westen der Hang nach dem Norden bemerkbar. Der Süden, der zu Ende des 16. Jahrhunderts dem Norden noch etwa die Wage hält, ist im 17. Jahrhundert ganz schwach geworden. Die eigentliche Vorherrschaft ist jetzt auf Mitteldeutschland übergegangen. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts beginnt sich der Süden — Österreich immer noch ausgeschlossen — wieder langsam zu regen. Neben den großen Hauptkarten 4—8 sind hier die kleinen Nebenkarten — Humanisten und Übersetzer an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts nnd die bedeutenderen Neulateiner des 16. Jahrhunderts — charakteristisch. Ein anderes Kärtchen zeigt das deutsche Drama dieser Zeit. Wieder ein anderes die deutschen Sprachgesellschaften. Dann sind die Jahre 1618 und 1648 festgehalten. Die Karte 8 zeigt die Zeit Gottscheds mit Leipzigs Vorherrschaft; daneben bewahren die Braunschweiger, Göttinger und Hamburger Gruppen immer noch die Vorherrschaft des Nordens. Aber die Schweiz beginnt wieder für den Süden einzutreten, und auch in Österreich erhebt sich langsam neues Leben.

Wir kommen dann in unsere Klassikerzeit, wo ja der Mittelpunkt selbstverständlich in Weimar und Jena liegt. Doch sehen wir schon hier die wachsende Bedeutung der Großstädte, und von Beginn des 19. Jahrhunderts an sind Berlin und Wien die Mittelpunkte der Literatur. In der Romantikerzeit tritt einmal die schwäbische Gruppe, um 1848 Frankfurt a. M. bedeutsam hervor. Hätte der Verfasser sich entschließen können, noch die letzten Jahrzehnte in seine Darstellungen einzubeziehen, so würde sich ergeben haben, daß, wenn die Großstädte auch natürlich die Häufung der Fälle aufweisen würden, dennoch die Einzelprovinzen mit scharf charakteristischen Persönlichkeiten das Gegengewicht zu halten vermögen. In diesem innerlichsten Sinne ist in unserer Literatur trotz aller Vorherrschaft der Großstädte gegenüber der Mitte des Jahrhunderts zweifellos von einer Dezentralisation zu sprechen.

Sehr dankenswert sind dann die zwei Tafeln Lebenskarten, auf denen der äußere Lebensgang unserer bedeutendsten Dichter von Luther bis Hebbel graphisch veranschaulicht ist. Das ist oft viel mehr als bloß äußerer Lebensgang. Wenn man Kleists wildbewegte Irrfahrten mit der geschlossenen Entwicklung von Goethes Leben ohne seine Reisen oder mit der Ruhe eines Grillparzer und Schiller vergleicht, so wirkt das wie ein Anschauungsunterricht auch für die geistige Art und Entwicklung der betreffenden Männer.

Die Anfertigung derartiger Karten wäre übrigens eine wertvolle Bereicherung des Literaturunterrichts an unseren höheren Lehranstalten.

Es ist in dem Buche sehr sorgfältige Arbeit geleistet, was um so anerkennenswerter ist, als es an wirklich gründlichen Vorarbeiten gefehlt hat. Möge der außerordentlich fleißigen Leistung der verdiente Erfolg zuteil werden!

St.



Neue Bücher

Charlotte Knoeckel, „Kinder der Gasse", Roman (Berlin, Fischer, 4 Mk.).

Das ist eins der erfreulichsten Bücher, die die Schulung durch den Naturalismus unserer deutschen Literatur beschert hat; denn in der Seele dieser Frau, deren erstes größeres Werk dieses Buch ist, lebt jener Geist der Liebe, der einen Millet oder Meunier beseelte im Gegensatz zu dem wissenschaftlichen Geiste eines Zola. Die Liebe ist hier so stark, daß ihr die Wahrheit genügt. Sie verfällt nicht der Tendenz, weder der der Anklage, die der Haß eines Zola großzieht, noch der des weichlichen Mitleids, wie wir so viel in unserer sozialen Literatur haben. Die Verfasserin fühlt wie Meunier oder Millet, daß in all dem Jammer und Elend, das sie darzustellen hat, auch die Größe gedeiht, das Starke und Dauernde, und das dieses heraushebt über die Gegenwart. So liegt auch in der Art, wie sie ungeschminkt die Wahrheit sagt und alle Dinge beim rechten Namen nennt, nichts von Freude am Schmutz.

Das Leben einer Weberfamilie, Mühting, in der Nähe von Mannheim, steht im Mittelpunkt. Er ein tüchtiger Mann, der den frühen Tod seines von der Schwindsucht hingerafften Weibes nicht verwinden kann. In diesem Weibe muß das Gute gelebt haben, das ihn selbst über die Umgebung emporhob, das in seinen Kindern wirksam ist. Denn Mühtings eigene Mutter hat kein Gefühl für die Größe des Schmerzes des Mannes. Das Leben, die Rücksicht auf seine Kinder zwingt ihn, ein zweites Mal zu heiraten. Jetzt trifft er die gewöhnliche, derbsinnliche, im Grunde vielleicht gutmütige, aber unerzogene Proletarierin. Von seinen drei Kindern trägt das Jüngste von der Mutter her den Keim des Todes in der Brust. Der Sohn Christian hat den eisernen Fleiß des Vaters und eine über den Durchschnitt gehende Begabung. Er findet schließlich Gönner und wird Lehrer werden. Eine echte Heldin des Alltags ist die ältere Tochter Luise. Aus dem Glück des Dienstbotenlebens in einem reinen und braven Hause muß sie in das schmutzig gewordene Elternhaus zurück, und hier verbraucht sie sich in Arbeit und der Freudlosigkeit des Daseins, in das noch die Liebe zu einem braven Jungen einige Lichtpunkte hineinbringt. Unter günstigeren Verhältnissen hätte sich wohl der Krankheitskeim, der einst auch ihre Mutter dahingerafft, nicht entwickeln können. Das ist die schwere Anklage gegen die Gesellschaft, die wir aus dem Buche mitnehmen, ohne daß sie ausgesprochen wird. Neben dieser Familie Mühting sind zwei weitere Familien im Hause. Die eine des Arbeiters Eckel zeigt den Tiefstand des Proletariertums. Er selbst ist ein Säufer, sein schönes Weib verläßt ihn, um einem liederlichen Lebenswandel sich hinzugeben. Das Dirnenblut macht auch bei seiner Tochter Paula sich geltend, während sein Sohn der gemeine Nichtstuer wird. Umgekehrt hat es die Familie Kamp, Hankwerkersleute, zu einem gewissen

Wohlstand gebracht. Hier weht die Luft bürgerlicher Tüchtigkeit. Der Sohn August wendet sich wieder dem Handwerk zu, und die Tochter Minchen kommt mit den Eltern aufs Land, wo sie ein kleines Bauerngut geerbt haben. August war es, der durch seine Liebe der tapferen Luise Leben verklärte. Den jungen Christian bringt die schöne Paula fast um das Lebensglück, denn wir hoffen am Ende, daß die guten Hände Minchens den in seiner rasenden Eifersucht fast zum Mörder gewordenen Burschen in den ruhigen Hafen geordneten Daseins führen werden. — Das sind die Geschicke, die das Buch uns vorführt. Alltagsgeschicke, wie sie sich täglich vollziehen mögen, kaum beachtet, bis einer mit den richtigen Augen hinsieht und die Lebenstragödie im kleinen Rahmen entdeckt. Wenn die Verfasserin ihr großes Talent ruhig ausreifen läßt, werden wir Wertvolles von ihr erhalten. Denn was diesem Buche fehlt, ist lediglich Technisches: eine gewisse Schwerfälligkeit des Vortrags und etwas Klischeeartiges in der Schilderung mancher Szenen, für die offenbar die Beobachtung des Lebens noch nicht ausgereicht hat.

*

Edmund Edel, „Berlin W. Ein paar Kapitel von der Oberfläche.“ (Berlin, Poll & Pickardt, Verlagsbuchhandlung.)

Es sind allerdings Kapitel von der Oberfläche, die der als Plakat- und Karikaturenzeichner bekannte Berliner Künstler hier zu einem Buche zusammengestellt hat. Denn sie sind auch selber oberflächlich, gar zu sehr im Plakatstil, den am allerwenigsten die Satire verträgt. Eine eigentliche Satire ist wohl hier gar nicht erstrebt. Man merkt auf jeder Seite, daß der Verfasser selber zu der geschilderten Gesellschaft gehört und in ihr im Grunde sich sehr wohl fühlt. Er ist auch persönlich entschlossen, selber mitzumachen, wenn die Zeit an ihn kommt, gönnt sich aber das eigentlich recht billige Vergnügen in jener Art, die Äußerlichkeit und falsche Großtuerei, die völlige Kulturlosigkeit der Berlin W.-Gesellschaft zu bespötteln, die sich in sehr frühen Tagesstunden im Café einstellt, wenn man vorher gar zu lange einer der stets gleichartigen Berliner Gesellschaften beigewohnt hat. So wäre es sehr verkehrt, das Buch irgendwie wichtig oder auch nur ernst zu nehmen. Dagegen kann man es selber als einen Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte jener Berliner Gesellschaft, „bei der die Jugend nicht mehr denselben Gott bekennt wie die Väter“, verwerten, um so besser, als die Lektüre auch eine Eisenbahnfahrt verkürzen kann.

*

Jellinek, Josef: „Kunstkaufleute“, Roman aus der Berliner Theater- und Journalistenwelt. (Berlin, Hermann Walther. 5 Mk.)

Wie schon der Titel ahnen läßt, ein Bild von der Schattenseite dieses Berliner Literaturlebens. Es kann nicht schaden, wenn man über diese Journalisten- und Theaterkreise auch auswärts etwas unterrichtet wird, vor allem könnte es vielleicht manchen jungen Mann vor zahlreichen Irrwegen bewahren. Freilich, daß es einem so ergeht, wie dem hier geschilderten „idealen“ Jüngling Feininger, kann nur dann geschehen, wenn in dem Wesen eines solchen Idealisten doch auch selber ein gutes Stück von Kaufmannsgeist steckt. Das tritt auch hier wider Willen des Verfassers in den steten Bemühungen des jungen Mannes, „dabei“ zu sein, hervor. Literarisch steht das Buch nicht hoch. Die gelegentlichen Huldigungen an gewisse bekannte Persönlichkeiten, die mit ihrem vollen Namen genannt sind, wirken fast noch unangenehmer als die persönlichen Angriffe anf andere Kunstkaufleute, die man hinter den gewählten

Decknamen leicht erkennen kann. Aber wie gesagt, als Warner für Unerfahrene kann das Buch gute Dienste leisten.

*

John Ruskins vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft. Aus dem Englischen von Anna v. Przychowski. Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs (John Ruskin, Ausgewählte Werke, Band V).

Als diese Aufsätze seinerzeit in Cornhills Magazine erschienen, erregten sie zuerst im gut manchesterlichen England einen Sturm von Entrüstung und Wut. Damals war Thomas Carlyle der einzige, der mit Ruskins Anschauungen übereinstimmte und den Mut hatte, sich offen zu ihm zu bekennen. In einem Briefe an den Freund äußerte er sich unter dem frischen Eindruck der Ruskinschen Abhandlungen in der ihm eigenen temperamentvollen Weise u. a. folgendermaßen: „Ich las Ihre Artikel mit Wollust, mit Jauchzen und oftmals mit hellem Gelächter und Bravissimo-Rufen! Ein solches Ding plötzlich an einem Tage in eine halbe Million vernagelter britischer Hirnkasten geschleudert, wird viel Gutes tun. Ich bewundere an vielen Stellen die luchsäugige Schärfe Ihrer Logik, die glühende Beißzange, mit der Sie gewisse geschwollene Backen und aufgeblasene Wänste anpacken. Verharren Sie die nächsten sieben Jahre bei dieser Arbeit .... inzwischen freut es mich, daß ich mich von nun an in einer Minorität von zwei Stimmen befinde. ..." Seitdem hat die Carlyle-Ruskinsche Partei nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Man kann wohl sagen, daß das Manchestertum in England unter der Wucht der Keulenschläge Ruskins in dem Moment zusammengebrochen ist, wo es innerlich zum Zusammenbruch reif war. In dieser Beziehung ist von Carlyle selbst wacker vorgearbeitet worden. Seinen großen Einfluß auf das englische Sprachgebiet verdankt Ruskin vor allem dem Umstande, daß er zwischen dem schrankenlosen Individualismus der angelsächsischen Rasse, der im radikalen Manchestertum seinen theoretischen und in den Trusts seinen praktischen Niederschlag gebildet hat, und den hyperkollektivistischen Strömungen, die von Frankreich und Deutschland ausgingen, die glückliche Mitte gehalten hat. Außerdem aber auch noch der fast ebenso bedeutsamen Tatsache, daß er von der mechanistischen Geisteswelt der historisch-materialistischen Volkswirtschaftslehre theoretisch und praktisch eine gangbare Brücke zur ästhetischen Weltanschauung zu schlagen vermochte. In dieser Beziehung hat John Ruskin geradezu das erlösende Wort gesprochen. Die materialistische Weltanschauung ist nicht durch ihn gekräftigt, sondern nur in ihren lebensfähigen Bestandteilen zur Möglichkeit höherer geistiger Formen hinübergerettet worden. Dazu hat in nicht geringem Maße neben der überwältigenden Gedankenwucht der Ruskinschen Abhandlungen, die der Kritik sozusagen gar keine Angriffsflächen bot, die glänzende künstlerische Form ihrer Dialektik beigetragen. Seine Kritik der Mill-Ricardoschen Werttheorie gehört zu den klassischen Dokumenten nicht nur der Volkswirtschaftslehre und Weltliteratur, sondern der Menschheitsgeschichte. Wenn die Weltanschauung Ruskins einmal in die gangbare Tagesmünze der Wissenschaft und der praktischen Volkswirtschaft umgewechselt sein wird, so werden wir der Lösung der sozialen Fragen um einige gewaltige Schläge näher gekommen sein.

Maurice von Stern





Malerei und Photographie in natürlichen Farben

Von

Max Foth

Unsere Zeitschriften und sonstigen Publikationen bringen von Tag zu Tag häufiger sogenannte „Photographien in natürlichen Farben". Bei Seemann und anderen Verlagsanstalten erscheinen seit mehreren Jahren Serien von Reproduktionen alter und moderner Bilder, Reproduktionen, deren Zeichnung und Farbengebung ausschließlich durch den photographischen Apparat vermittelt werden. Neuerdings gibt Johannes Emmer ein Werk heraus, welches „Welt in Farben" betitelt ist und Naturschönheiten aus aller Herren Länder in Form von Dreifarbenphotographien dem Publikum vorführt.

So verschieden diese neuesten Erfolge der Technik sonst beurteilt werden mögen, eines tritt immer deutlicher zutage: in den Augen der meisten Laien erwächst durch solche technischen Errungenschaften der Malerei eine ernstliche Konkurrenz. Diesen heute weitverbreiteten und vielfach vertretenen Irrtum zerstreuen zu helfen, das Falsche einer solchen Meinung aufzudecken, sollen die folgenden Seiten dienen.

Zwei Wege sind es, auf denen die Anhänger der Farbenphotographie ihrem Ziele zustreben: der *direkte* und der *indirekte* Weg. In einem Falle sucht man eine lichtempfindliche Platte herzustellen, die unter dem Einflusse der auffallenden farbigen Lichtstrahlen direkt und ohne weiteres Eingreifen des Photographen das bunte Abbild der Natur festhalten kann. Dieses Verfahren ist jedoch vorläufig noch nicht so weit vervollkommnet, daß es praktisch verwendbar wäre. Vielmehr ist es der indirekte Weg, den die graphische Kunst einschlägt, wenn sie die Welt der Farben zu photographieren gedenkt: alle die uns zu Gesichte kommenden farbigen Naturaufnahmen und Reproduktionen sind durch die sogenannte Dreifarbenphotographie erzeugt. Der Herstellungsprozeß solcher indirekter Farbenphotographien ist der folgende:

Von der Tatsache ausgehend, daß alle überhaupt denkbaren Farbennuancen in der Welt sich aus den drei Grundfarben Gelb, Rot, Blau zusammensetzen lassen, zerlegt die Dreifarbenphotographie die zu reproduzierenden Farben des Aufnahmeobjektes in eben jene drei Grundelemente, um später in der Druckerei durch Übereinanderdrucken derselben von neuem die Tonabstufungen des Originals erstehen zu lassen. Der betreffende Gegenstand wird nämlich dreimal aufgenommen: das erstemal auf einer für gelbe Strahlen empfänglichen Platte, das zweitemal auf einer rotempfindlichen, das drittemal auf einer blauempfindlichen. Da jedoch solche Platten nie ausschließlich für die gewünschten Strahlen empfindlich sind, sondern in geringerem Maße auch auf andere Lichtarten reagieren, so werden außerdem zwischen Platte und Gegenstand noch sogenannte Lichtfilter eingeschaltet, d. h. farbige Glasplatten oder Gelatinehäutchen. Der rote Lichtfilter läßt auf die rotempfindliche Platte nur rote Strahlen durchpassieren, der gelbe auf die gelbempfindliche Platte nur gelbe usw.

Die so erhaltenen drei Negative weisen trotz des gemeinsamen Originals sehr wesentliche Abweichungen voneinander auf. Nehmen wir an, es sei ein schwarzer Tisch photographiert worden, auf welchem ein Veilchenstrauß in weißer Vase steht; daneben liegen eine Zitrone, ein paar Kirschen und eine grüne Birne. Auf der gelbempfindlichen Platte wird der schwarze Tisch, der überhaupt keine Lichtstrahlen aussendet, gar keinen Eindruck zurücklassen, ebenso auf der rot- und auf der blauempfindlichen. Die weiße Vase da sie alle drei Grundfarben enthält, wird auf allen drei Platten einen geschwärzten Abdruck zurücklassen. Den übrigen Gegenständen gegenüber jedoch verhalten sich die Negative durchaus verschieden. Die blauen Veilchen vermögen nur die blauempfindliche Platte zu schwärzen, auf die beiden andern können sie nicht einwirken. Die Zitrone wiederum wird nur auf der gelbempfindlichen Platte als schwarzer Fleck herauskommen, während auf den übrigen beiden die ihr entsprechende Stelle klar bleibt. Die Kirschen wirken nur auf die rotempfindliche Platte, die grüne Birne hingegen, deren Farbe sich aus Gelb und Blau zusammensetzt, schwärzt die erste und die dritte Platte, während die rotempfindliche allein unbeeinflußt bleibt usf. Die dunkeln und die durchsichtigen Partien der drei Negative werden demnach ganz verschieden gruppiert sein, also auf Bromsilberpapier kopiert durchaus verschiedene Bilder in Schwarzweiß ergeben.

Nach diesen drei Negativen werden nun entsprechende Druckplatten auf chemisch-mechanischem Wege hergestellt, diese mit den zugehörigen Farben bzw. Ergänzungsfarben versehen und übereinandergedruckt. Auf diese Weise werden die vorher künstlich zerlegten Farben des Originals auf dem Papiere wiederaufgebaut: an der für die Zitrone bestimmten Stelle gibt nur die gelbe Druckplatte ihre Farbe ab, die beiden andern kommen mit dieser Partie des Papiers nicht in Berührung. Für die grüne Birne geben dank der verschieden gestalteten Oberfläche nur die Gelb- und Blauplatte Farbe her, während bei der roten Druckplatte gerade hier kein Rot haftet usw.

Im ersten Augenblick sollte man allerdings glauben, daß eine getreuere, eine genauere Wiedergabe der Natur gar nicht denkbar sei. Bei einigem Nachdenken stellen sich aber doch Zweifel ein, und wenn uns anfangs diejenigen nicht so unrecht zu haben schienen, welche die goldene Zeit der Malerei nun für abgelaufen erachten, so gewahren wir bald, daß diese falsche Ansicht auf zwei falschen Voraussetzungen beruht: erstens will die Malerei gar keine sklavisch genaue Wiedergabe der Natur sein, zweitens liefert uns die Photographie überhaupt und die Dreifarbenphotographie im besonderen gar kein so absolut getreues Konterfei der Natur, wie der Uneingeweihte glauben mag. Beginnen wir mit dem zweiten Punkt.

Vor allem leiden die photographischen Objektive mehr oder weniger an dem Fehler, eine sogenannte übertriebene Perspektive zu geben. Die im Vordergrunde befindlichen Körper erscheinen auf der Photographie unverhältnismäßig groß: Kieselsteine werden zu Felsstücken, Bäche weiten sich scheinbar zu Flüssen u. dgl. Je näher dem Horizonte, desto rascher schrumpfen die Dinge zusammen, so daß die Berge im Hintergrunde einer Alpenlandschaft häufig wie mäßige Hügel aussehen. Aber noch in anderer Hinsicht vermag die Photographie keine getreue Kopie der Wirklichkeit zu liefern.

Bei voller Öffnung des Objektivs kann meist nur auf eine bestimmte Distanz scharf eingestellt werden; was näher oder entfernter liegt, kommt verschwommen heraus. Um sowohl im Vorder-, wie im Mittel- und Hintergrund annähernd die gleiche Deutlichkeit der Umrisse zu erzielen, muß die Linsenöffnung des Objektivs mehr oder minder stark abgeblendet werden, was jedoch zur Folge hat, daß auf dem Bilde die Luftperspektive unterdrückt wird, oder besser das, was wir in der Photographie dafür nehmen. Vordergrund und Ferne scheinen auf dieselbe Distanz vom Auge zu rücken; der „Dunst“, welcher weiter abgelegene Körper zu umhüllen scheint, verfliegt, und der Beschauer, welcher ja schon ohnedem auf das stereoskopische „Tiefenschauen“ mit zwei Augen hier verzichten muß, wird der Raumillusion, der Illusion einer dritten Dimension fast gänzlich beraubt. Nicht allein das. Ein solches Bild entbehrt nebenbei auch der Brillanz, d. h. verfügt nur über schwache Kontraste von Hell und Dunkel: seine Körper sind unplastisch, das Bild ist flau, etwa wie ein Straßenbild oder eine Alpenlandschaft an trübem, regnerischem Tage, während vielleicht in Wirklichkeit eine südliche Sonne vom wolkenlosen Himmel strahlte.

Ein weiterer Mangel der Photographie besteht darin, daß näher gelegene Gegenstände zu ihrer völligen Durcharbeitung im allgemeinen länger belichtet werden müssen als weiter vom Apparat abstehende, infolgedessen die Vorderpartien des Negativs gewöhnlich durchsichtiger geraten als die entfernteren Pläne, folglich umgekehrt beim Kopieren diese vorderen Partien dunkler gebrannt werden als nötig ist, während ja in Wirklichkeit der Vordergrund meist heller ist, mehr beleuchtet erscheint als die Ferne.

Was speziell den Dreifarbendruck anbelangt, so kommt hier noch ein erschwerender Umstand hinzu. Angenommen, das Objektiv sei während der

Aufnahme glücklich abgeblendet worden, der Entwickler richtig abgestimmt, die Kontraste gut abgestuft, so dürfte es doch nur in den seltensten Fällen gelingen, für jede der drei unter den Lichtfiltern erzeugten Negativplatten resp. der danach hergestellten Druckplatten die zugehörige zum Dreifarbendruck erforderliche Ergänzungsfarbe zu finden, in der nötigen Sättigung zu verwenden und dabei das richtige Verhältnis zu den beiden andern Farben zu wahren; ein geringer Fehler in einer dieser Richtungen erzeugt sofort eine falsche Tönung des ganzen Bildes. Jedenfalls ist ein solches Abstimmen der einzelnen Faktoren zueinander eine Aufgabe, welche ohne genügende Kenntnis von Farbenwirkung und Farbenmischung überhaupt unlösbar sein dürfte.

Aber noch eine Eigenschaft der photographischen Platte blieb unerwähnt: Kein noch so vorzügliches Negativ kann je dem subjektiven Kontrast gerecht werden, was ja zur Genüge schon aus dem Begriff des letzteren erhellt. Wir gelangen am schnellsten zum Ziele, wenn wir zur Erklärung des soeben Erwähnten sofort bei einem konkreten Falle beginnen. Der böhmische Maler Benesch Knüpfer hat ein Bild gemalt, welches eine Meerlandschaft darstellt. Unter einem grauvioletten, dunstgeschwängerten Abendhimmel umbrandet die See einige Uferfelsen, zwischen denen Nixen und Meerkobolde ihr Spiel treiben. Die Luft ist von orangefarbenem Lichte durchtränkt, Goldlichter spielen auf den Wogenkämmen, rötlicher Goldschimmer liegt über der fernen Küste, aber der Schaum im Schatten der Klippen des Vordergrundes ist ausgesprochen blau. Wie kommt das? Wir wissen doch alle, daß solcher Schaum an und für sich (d. h. im weißen Tageslicht) vollständig weiß ist, andererseits kann die spezifische Abendbeleuchtung im Bilde auch nicht der unmittelbare Grund dieser Blaufärbung sein, sie könnte die Schaumflocken höchstens orangegelb färben wie die Küste und die Körper der Tritonen und Najaden. Diese Blaufärbung weißer und hellgrauer Flächen ist rein subjektiv, sie wird von uns, den Beschauern, selbst in die wirkliche Landschaft hineingetragen, da es eine Eigenschaft unserer Netzhaut ist, nach Ermüdung durch irgend eine Farbe sich an allen neutralgetönten Körpern die Illusion der Ergänzungsfarbe vorzuspiegeln. So erscheint unserem von dem rötlichen Sonnenlicht geblendeten Auge der weiße Wellenschaum blau (die Ergänzungsfarbe zu Orange), und ebenso erscheint uns das Tischtuch in der Laube rötlich gefärbt, nachdem wir längere Zeit in das sonnendurchglühte grüne Blätterdach über uns geschaut haben.

Diese Kontrasterscheinung tritt aber nur dann merkbar hervor, wenn die wirklich gegebene Farbe (der Abendbeleuchtung, des Laubdaches) sehr intensiv ist. Der Maler steht nun vor einem Dilemma. Er verfügt über keine Farbe, die auch nur annähernd den grellen Ton des goldigen Abendscheins wiederzugeben vermöchte; da aber die schwachen Mittel seiner Palette keine „Ermüdung" der Netzhaut, mithin keine Kontrasterscheinungen hervorrufen können, so würde seine Darstellung obiger Seelandschaft fade und trübe aussehen, wenn ihm nicht glücklicherweise ein Kniff zu Gebote stände: er malt das in das Bild hinein, was unter den gegebenen Umständen eigentlich gar keine Daseinsberechtigung hat. Er malt objektiv jenes Blau hinein,

welches in Wirklichkeit nur subjektive Augentäuschung ist, und nun geschieht ein Wunder: instinktiv, völlig unbewußt schließen wir aus dem Vorhandensein der blauen Tönung des Schaumes auf eine Intensität des abendlichen Sonnenscheins, die der Maler in so hohem Grade direkt nie hätte erreichen können.

Der photographische Apparat besitzt jedoch keine nervöse, leicht ermüdende Netzhaut, seine tote Negativplatte „sieht" den Schaum, auch bei grellster Sonnenbeleuchtung des Hintergrundes, stets nur so, wie er wirklich im Schatten ist, d. h. weiß. Und weiß gibt uns die Dreifarbenphotographie diesen Schaum tatsächlich wieder — sie kennt keine *subjektive* Kontrastwirkung. Infolgedessen verspürt aber unser Auge gar keinen Anlaß dazu, das Sonnenlicht sich illusorisch greller zu denken, als es auf der Photographie dargestellt ist, diese letztere bleibt somit für unser Empfinden im Vergleich mit der Wirklichkeit und dem *gemalten* Bilde flau, nüchtern, tot, — mögen ihre sonstigen Vorzüge auch noch so groß sein. Eine befriedigende Wiedergabe der Natur ist eben möglich nur durch entsprechende „Übersetzung", nicht durch sklavische Kopie.

Doch wenn wir sogar für einen Augenblick das Unmögliche für möglich hielten, wenn die Photographie sogar *subjektive* Kontraste erzeugen könnte, auch dann noch bliebe ihr Wirkungskreis dem der Malerei gegenüber ein beschränkter. Sie könnte dann mit der letzteren höchstens auf dem Gebiete der Porträt- und Landschaftsmalerei konkurrieren; aber wie vermöchte sie mit Phantasieschöpfungen gleich Böcklins „Spiel der Wellen" oder Schwinds „Naturgeistern" zu wetteifern? Und die historischen Bilder und die Genrebilder? Blieben sie ihr nicht ewig unerreichbar?

Aber gesetzt sogar, die im letzteren Falle sich bietenden technischen Hindernisse wären zu überwinden. Gesetzt, man könnte „Genrephotographien in natürlichen Farben" erzeugen, indem man etwa entsprechend kostümierte, über vollendete Mimik verfügende erstklassige Schauspieler zu lebenden Bildern vereinigte und diese dann aufnähme. Gesetzt, man könnte dem „Historienphotographen" sein Aufnahmeobjekt unter ungeheurem Kostenaufwand, bei Inanspruchnahme von Theaterbühnen, Kulissen usw. mühsam aufbauen (wobei freilich der Theatermaler nicht zu umgehen wäre, demnach ein sogenannter circulus vitiosus entstände), auch dann, sage ich, würden auf ewige Zeiten Dreifarbenphotographie und Malerei durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt bleiben. Denn die Malerei ist nicht allein Naturnachahmung, was viele zu glauben scheinen, sie ist zugleich auch eine *Kunst*. Mit anderen Worten: Die Malerei erstrebt gar keine absolute Naturnachahmung. Das, was für die Dreifarbenphotographie immer nur ein letztes, höchstes Ziel bleiben kann, ist für die Malerei (gewisse zeitweilige Verirrungen kommen hier natürlich nicht in Betracht) — bloß das Mittel zur Erreichung eines höheren Zweckes.

Schon beim Porträt läßt sich dieser Unterschied wahrnehmen. Ästhetisch feinfühligere Menschen werden selten von der Photographie einer bekannten Persönlichkeit völlig befriedigt sein; eine solche Befriedigung zu gewähren, vermag nur ein wirklich guter Porträtmaler, trotzdem er die Gesichtszüge

durchaus nicht immer alle „genau" wiedergibt. Der Grund ist der, daß unsere Seele mehr oder weniger einem Siebe gleicht — um diesen groben Vergleich zu gebrauchen —, einem Siebe, das nur wesentliche, besonders hervorstechende, besonders häufig wiederkehrende Gesichtszüge zurückbehält, während alles übrige ihm entfällt. Diesem inneren, geistigen Bilde der betreffenden Person kann nur der Maler, soweit er Künstler ist, gerecht werden. Er malt sozusagen nicht die körperliche Erscheinung vor ihm, sondern die konzentrierte Vorstellung, welche er sich von ihr gebildet hat. Die Photographie dagegen bildet alles ab, was sie in dem gegebenen einen Moment an dem Gesichte vorfindet, sie betont alles gleichmäßig, sie verewigt gleich gewissenhaft Unwesentliches und Wesentliches, Vergängliches und Beständiges, Zufälliges und Charakteristisches, Form der Nase wie Sommersprossen, Kinnbildung wie Mitesser und Warzen. Sie stellt melancholische Leute heiter dar, wenn diese im Moment der Aufnahme gerade zufällig an ein komisches Ereignis dachten; sie verleiht kerngesunden, blühenden Menschen einen leidenden Zug, wenn diese zur Zeit der „Sitzung" gerade vorübergehend an Kopfschmerzen litten. Alle diese in den Vordergrund gerückten „zufälligen Merkmale" machen das photographische Porträt unserer im Innern gebildeten Vorstellung unähnlich, denn diese Vorstellung ist das Resultat, der Abzug von tausend und aber tausend solcher „Momentbilder". Die Kunst ist nicht die Natur, die Kunst ist eine Epitome, sagt Goethe. Und schon der alte Dürer schreibt: „Die Kunst steckt *in* der Natur, wer sie *heraus* kann reißen, der hat sie."

Und dasselbe bewahrheitet sich in verstärktem Maße an der Landschaft. Die besten Landschaftsmaler aller Zeiten schufen nicht sowohl Kopien dieser oder jener Gegenden, als nach gewissen inneren Gesetzen aufgebaute „Seelengemälde", zu denen jene wirklichen Naturausschnitte bloß den Anstoß, das *Motiv* abgaben. Die Kunst überhaupt und die Malerei im besonderen ist Aussprechen eines Inneren, ist Gefühlssprache, so wie die gewöhnliche Sprache Begriffssprache ist. Um sich mitzuteilen, benützt die letztere *konventionelle* Bilder, die *Buchstaben*, während die Malerei *natürliche*, allen von selbst verständliche Bilder dazu verwendet. Nur insofern sie an diese ihre „Schrift" gebunden, ist die Malerei Nachahmung der Natur. In Wirklichkeit aber schildert sie nicht die äußere Welt, sondern die Stimmungen und Seelenregungen des Künstlers. Die sog. „Idealisierung" einer Landschaft ist nichts weiter als eine zweckentsprechende Umprägung des unmittelbaren Natureindruckes, bis ein genügend klares Symbol der den Künstler beherrschenden Gefühle und Empfindungen gefunden ist. Sehr lehrreiche Einblicke in diesen Prozeß bietet das Buch Volkmanns: „Naturprodukt und Kunstwerk".

Somit könnte die vollkommenste Technik und der größte Kostenaufwand dennoch niemals die Dreifarbenphotographie zu einer ernstlichen Konkurrentin der Malerei machen, denn, wiederholen wir es noch einmal, das Höchste, was sie überhaupt erreichen könnte, wäre absolute Naturnachahmung, welche ja, wie wir soeben sahen, gar nicht das Ziel der Kunst

ist. Der Dreifarbenphotographie wird immer der Mangel anhaften, daß sie kraft ihres Wesens keine Sprache der Seele zu sein vermag, daß sie dem Einfluß der dichterischen und malerischen Phantasie entrückt, daß sie mit unzerreißbaren Ketten an die nüchterne Wirklichkeit gefesselt ist. Ihre Zukunft liegt auf einem anderen Gebiete: Ist sie keine selbständige Kunst, so ist sie doch die Reproduktionstechnik par excellence. Als solche, als Vervielfältigerin und Popularisiererin malerischer Kunstwerke steht ihr jedenfalls eine große Zukunft bevor, denn hier teilen ihre Erzeugnisse die künstlerischen Vorzüge des Originals, während die eingangs erwähnten technischen Unvollkommenheiten des photographischen Objektivs dadurch in Wegfall kommen, daß es sich nicht mehr um eine zweidimensionale Wiedergabe des dreidimensionalen Raumes handelt, sondern um Reproduktion der ebenen Bildfläche durch die ihr parallele ebene Fläche der lichtempfindlichen Glasplatte.



Schwinds Freskenzyklus: „Das Leben der heiligen Elisabeth“

Die 700. Wiederkehr des Todestages der heiligen Elisabeth kann der Bildschmuck des „Türmers“ nicht schöner und würdiger feiern, als durch die Wiedergabe von Schwinds Freskenzyklus auf der Wartburg: „Das Leben der heiligen Elisabeth“. Es ist ein Glück, daß die schönste, an Erinnerungen reichste, durch das Weilen hehrer Persönlichkeiten geweihteste Burg Deutschlands gerade von Schwind ihre Bemalung erhielt. Wenn einer, so vermochte er darüber hinwegzuhelfen, daß ein künstlerisch geschlossenes Architekturwerk nach sieben Jahrhunderten in seinem Aussehen angetastet wurde. Nur eine Natur wie Schwind konnte diese Bemalung „stilecht“ ausführen. Nicht historisch stilecht, wie jetzt überall „restauriert“ oder überhaupt erst neu erstellt wird. (Ich denke mit Schmerzen z. B. der Bemalung des Osnabrücker Domes.) Denn dieses Zurückschrauben auf die künstlerische Ausdrucksweise einer längst vergangenen Zeit muß fast notwendigerweise für den Künstler Unwahrhaftigkeit oder äußerliche Handwerkerei mit sich bringen. Nein, Schwind konnte sich selbst treu bleiben, als er diese Fresken schuf, weil in ihm Geist von dem Geiste lebte, der einst die Wartburg geschaffen; weil ferner sein seelisches und künstlerisches Erleben so recht in dem Stoffe aufgehen konnte, den er hier zu bearbeiten hatte. Das heißt, vollkommen gilt das doch nur gerade von den Bildern aus dem Leben der heiligen Elisabeth. Bei den Bildern aus der thüringischen Geschichte hat er sich nur dort recht wohl gefühlt, wo er von der „Geschichte“ loskonnte und Leben, wie er es in Natur und Volkstum sah, gestalten durfte. Und auch dem großen Bilde vom Sängerkriege fehlt bei aller Lebendigkeit im einzelnen die zwingende Überzeugungskraft des Gesamtvorgangs, und die Komposition baut sich nicht zu jener hohen Einheit auf, von der die Schauer der Monumentalität ausgehen.

Schwind war kein Monumentalmaler. Er war kein Darsteller der Stärke, wohl aber der Innigkeit. So hatte er, den ein reiches Familienleben beglückte,

die beste Hand zur Darstellung der eigentlich deutschen Frau, die nicht bedeutend sein will, aber den ihr Nahestehenden das Beste bedeutet. Ich glaube nicht, daß die bildende Kunst das Aufblicken der reinen Augen einer grundgütigen und tief liebenden Frau zum Gatten jemals schöner dargestellt hat, als hier im „Rosenwunder“. Wie vertrauend, trotzdem er zürnt. Diesem Bild am nächsten kommt wohl „Die Vertreibung“; aber auch die vierjährige Braut gehört zu den so entzückend wohlwollend gesehenen Kindchen Schwinds; der Abschied ist frei von allem falschen Pathos, und auch die beiden letzten Bilder, die gewiß mehr „Historien“ im landläufigen Sinne sind, zeigen, um wieviel glücklicher München heute daran wäre, wenn statt Heß, Schraudolph, und sogar Kaulbach der nicht monumentale Schwind mit mehr Monumentalmalereien der bayrischen Hauptstadt betraut worden wäre.

Ausgeführt hat Schwind diese Bilder 1855. Er hat mit ihnen seine Arbeiten auf der Wartburg beschlossen. St.



Neue Bücher

Herders Bilderatlas zur Kunstgeschichte. 146 Tafeln mit 1262 Bildern. Mit kurzer Übersicht über die Kunstgeschichte, Bilderverzeichnis und Register. Freiburg i. B., Herders Verlagsbuchhandlung.

Dieser Atlas ist eigentlich dazu bestimmt, das Bildermaterial für den kunstgeschichtlichen Unterricht in den höheren Schulen zu bieten. Ich glaube, daß er dafür zu groß und darum auch zu teuer ist. Jedenfalls bringt er gerade für diesen Zweck viel zu viel Bilder. Man sieht ja schon an den angeführten Zahlen, daß durchschnittlich auf jede Seite 7 bis 8 Bilder kommen, wodurch natürlich die Verkleinerung so groß wird, daß eine eigentlich künstlerische Betrachtung des einzelnen Bildes fast ausgeschlossen ist. Gerade durch diese zu kleinen Illustrationen wird die rein stoffliche Betrachtungsweise von Kunstwerken großgezogen, die jeglichem künstlerischen Empfinden feind ist. Man befindet sich ja gerade bei der Kunstgeschichte immer in einem sehr schwierigen Fall. Die Anschauung ist zweifellos das Wichtigste, und so ist es erklärlich, wenn man danach strebt, möglichst viele Bilder zu geben. Dennoch zöge ich für meine Person für eine Kunstgeschichte eine geringere Auswahl sehr gut reproduzierter Bilder vor, zumal heute ja eine Unmasse von Bildern auf allen möglichen Wegen bis in die entlegensten Volkskreise hinein bekanntgemacht werden. Es ist dann das Wichtigste, einerseits große Entwicklungslinien zu ziehen, andererseits das Wesen der bedeutenden Persönlichkeiten scharf gegeneinander abzugrenzen. Das wäre nach meinem Dafürhalten vor allen Dingen die Aufgabe des kunstgeschichtlichen Unterrichts, weil auf diese Weise eine Grundlage fürs Leben geschaffen wird. Wer diese Kenntnis des großen geschichtlichen Entwicklungsganges besitzt und ein wirklich lebendiges Gefühl für das Wesen starker künstlerischer Persönlichkeiten gewonnen hat, dem wird es nicht schwer fallen, alle künstlerischen Erscheinungen, mit denen ihn das Leben in Beziehung bringt, in ein fruchtbares Verhältnis einzustellen.

Solch ein Bilderatlas kann aber nun auch den Zweck haben, das für die gesamte Kunstgeschichte ausschlaggebende Material zu vereinigen und als selbständiges Werk so zu gestalten, daß es einerseits die Ergänzung zu jeder Wortdarstellung bietet, andererseits in sich selbst so geschlossen ist, daß die

Betrachtung dieser Bilder allein schon dazu ausreicht, ein lebendiges Gefühl für die Entwicklung der gesamten Kunst im einzelnen großzuziehen. Die bekannten kunsthistorischen Bilderbogen von Seemann z. B. sind derartig angelegt und vermögen gewiß auch in hohem Grade diesen Zweck zu erfüllen.

An sich wird man der Auswahl, die beim vorliegenden Atlas von Professor Sauer in Freiburg i. B. besorgt worden ist, im großen und ganzen zustimmen. Unter den „pädagogischen Grundsätzen", nach denen die Auswahl besorgt worden ist, stand ja, man muß wohl sagen natürlich, auch der des Ausschlusses der Nacktheit. Ich für meine Person kann es nur lächerlich finden, daß den Primanern eines Gymnasiums die Nacktheit der griechischen Frauenplastik vorenthalten wird. Man müßte dann doch sorgen, daß diese jungen Leute niemals in ein Museum kommen und nie ein anderes Buch erhalten, um überhaupt den hier angestrebten Zweck verfolgen zu können, abgesehen davon, daß ich diesen ganzen Zweck für lächerlich halte und es im Gegenteil für ein großes Glück betrachte, wenn die Jugend von einem reifen Manne, der doch jedenfalls der Lehrer der höheren Gymnasialklassen sein sollte, in dieses Problem des Nackten in der Kunst eingeführt würde. Ich denke hier mit außerordentlich dankbarem Sinn unseres als Pädagoge weit berühmten Gymnasialdirektors Deecke, der es musterhaft verstand, bei seinen Schülern die natürliche Unbefangenheit oder sagen wir auch ein von unreinen Nebengedanken freies Verhältnis zur Kunst früh zu erziehen. Abgesehen davon ist es natürlich künstlerisch einfach unmöglich, etwa zur „Venus von Milo" nach deren Kopf ein Verhältnis zu gewinnen.

Gut ist im allgemeinen die Architektur dargestellt, und vor allem ist für die Stillehre ausreichendes Material gegeben. Stärkerer Widerspruch beginnt sich erst gegenüber der Neuzeit zu regen. Sie ist — auch da muß man schier sagen natürlich, denn es gilt fast für alle derartigen Werke schon in räumlicher Hinsicht — stiefmütterlich behandelt. Und so versagt selbstverständlich solch ein Werk gerade gegenüber der Aufgabe, ein Wegweiser durch die verwirrende Fülle von Richtungen und Bestrebungen in der neueren bildenden Kunst zu sein. Hier versagt auch völlig die Architektur; denn es wäre darauf angekommen, von der neueren Architektur hauptsächlich jene Werke vorzuführen, in denen etwas von neuem Geiste lebendig ist, in denen die Lösung neuer Probleme angestrebt ist, und nicht solche Werke, in denen die Gestaltung nach überkommenen Stilen geschaffen wurde. Bei der modernen Malerei wäre es möglich gewesen, selbst in den Bildertafeln große Entwicklungslinien durchzuführen. Das ist gar nicht angestrebt worden, und auch die Auswahl der Bilder macht vielfach geradezu den Eindruck der Verwendung eines zufällig vorhandenen Materials. Es fehlen eine Reihe der wichtigsten Sachen, wofür andere da sind, die man gern hätte entbehren können. Gegenüber der neueren Zeit versagt auch die sonst recht gut unterrichtende textliche Übersicht über die Kunstgeschichte, die dem Werke vorangestellt ist. Die Aufzählung von Einzelheiten würde zu weit führen und gehört auch nicht hierher. Meine Ausstellungen sind ja überhaupt mehr Wünsche nach einem derartigen Werke, das endlich wirklich die sehr bedeutende Aufgabe erfüllen könnte, die an einen Kunstatlas zu stellen ist. Innerhalb der vorhandenen gleichartigen Literatur vermag dieser neue Atlas schon sich zu behaupten, zumal die ganze Ausstattung, wie es sich bei dem Verlage fast von selbst versteht, sehr gediegen ist.





Zwei Faustopern

Von

Dr. Karl Storck

Goethes „Faust“ in der Musik ist ein so stoffreiches Thema, daß sich schon besondere Bücher mit seiner Bewältigung abgegeben haben. Es wäre von großem Vorteil, wenn man sich dabei wenigstens für den Fall, daß man nicht bloß über Geschaffenes berichten, sondern die Möglichkeit des Schaffens ästhetisch untersuchen will, darüber klar würde, daß das Problem ein doppeltes ist. Es kann sich darum handeln, wie wir Goethes „Faust“ für die Musik erobern können, aber auch darum, ob wir die Faustidee musikalisch bewältigen können. Ich glaube, diese Faustidee hat längst in der Musik ihren denkbar höchsten Ausdruck gefunden, und zwar durch Beethoven. Das Höchste, was Goethe in seinem „Faust“ ausgesprochen hat, die Quintessenz dessen, was diese Dichtung zum Evangelium der modernen Welt machen konnte, aber auch das, was das Ewige ist, das am meisten aus tiefster Seele Herausgeschöpfte und unmöglich durch bloße Gedankenarbeit an dem vorhandenen Sagenstoff zu Erschließende, liegt in den Worten: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Für den Dichter, den Dramatiker, der nicht Ideen darzustellen hat, sondern zeigen will, wie aus den Erfahrungen und den Betätigungen der Welt eine Idee hervorgeht, der also ein Bild dieser Welt uns vermitteln muß, ergibt sich als einzige Darstellungsmöglichkeit des Problems, den Weg zu zeigen, wie in einem Menschen, der alle Tiefen und Höhen des vorhandenen Lebens durchgeht, der von den Leidenschaften des Menschentums in die Sündhaftigkeit, in die Tiefe hinabgerissen wird, nicht untergehen kann, wenn in ihm das Streben bleibt; denn Streben bedeutet Entwicklung. Entwicklung heißt dem eigentlichen Sinne nach Vervollkommnung. Das Verlangen nach Entwicklung bedeutet Idealismus, ein geistiges Ziel der Höhe soll erstrebt werden. Darum muß das, was hoch steht, die Hand zur Erlösung bieten.

Gott, als diese Vollkommenheit selbst, kann nicht das verdammen, was am meisten seinesgleichen im Menschen ist. Das Ziel einer Faustdichtung bleibt darum unverrückbar immer dasselbe. Auch die Lösung des Faustproblems. Die Dichtung wird uns aber dieses Problem nur dadurch wirklich nahebringen, wenn sie uns dieses stete Streben und das sich bemühend Streben vorführen kann; wenn sie uns überzeugen kann, daß keine anderen Wege zur Befriedigung der hohen Menschenseele vorhanden sind, daß keine andere Möglichkeit da ist, daß diese Seele zum Augenblick zu sagen vermag: „Verweile doch, du bist so schön." Darum wird jede Faustdichtung ein Weltbild werden; darum bietet jede Faustdichtung weniger die Entwicklung eines Charakters, dessen Anlage durch die eine Fähigkeit des Strebens von vornherein entschieden ist, als die Darstellung, wie sich dieser Charakter gegenüber den Erscheinungen der Welt stellen muß, um sich zu retten. Es wird also die Darstellung einer möglichst großen Zahl von Milieus einen wesentlichen Inhalt jeder Faustdichtung ausmachen. Zu diesen Milieus gehört vor allen Dingen aber auch die geistige Verfassung der Welt, ihre Verstandes- und Forscherarbeit.

Wir brauchen uns nicht lange zu überlegen, wo dagegen das eigentlich Musikalische der Faustidee liegt. Das Wesen des Musikdramas in der Musik überhaupt ließe sich am besten als Psychodrama bezeichnen; nicht nur, weil die Musik die Darstellung des seelischen Lebens vermittelt, sondern auch im eigentlich dramatischen Sinne von Geschehen. Die Musik kann uns hier die Entwicklung seelischer Beziehungen mit höchster Eindringlichkeit vorführen, möglichst losgelöst von dem äußeren Geschehen. Das ist die Quintessenz des Musikdramas Wagners; aber sie kann auch in jenem Sinne Psychodrama sein, als sie uns vorführt, wie in der Seele eines einzelnen die Geschehnisse der Welt sich abspiegeln. Also nicht ein objektives Abbild der Welt will sie uns geben, dem gegenüber jeder einzelne, der dieses Abbild sieht, sich selber seinen subjektiven Eindruck zu gewinnen hat, sondern bereits das subjektive Bekenntnis eines einzelnen über den Eindruck, den ihm das Geschehen der Welt gegeben hat. Das Musikalische in der Faustidee liegt also darin, daß wir mit Hilfe der Musik selber Faust werden, daß wir mit Hilfe des musikalischen Schöpfers selber einer werden, der immer strebend sich bemüht und darum erlöst wird. Der Fälle, die die Welt darbietet zur Betätigung dieses stets bemühten Strebens, sind unzählige. Das Tun der Seele, die Betätigung des faustischen Seins, ist dagegen immer dasselbe. Wir stehen bei Beethoven vor der Tatsache, daß von dem Hundert seiner Werke schier alle denselben Grundzug haben, denselben letzten Lebensgehalt, und daß sie doch untereinander völlig verschieden sind. Faust in hundert Lebenslagen. Der Mensch immer wieder vor den Kampf gestellt, der ihm Untergang droht, der ihn hinabziehen möchte; die Seele jedesmal im Kampf wider die Welt, in ihrem Streben, hinaufzukommen. Und es ist die Wunderbarkeit der Kunst Beethovens, die unvergleichliche Heldenhaftigkeit dieser Kunst, daß der Sieg immer wieder errungen wird, daß die Er-

lösung immer wieder eintritt, daß die Seele immer wieder neue Jubeltöne findet, das Glück dieser Erlösung zu singen.

Auf der anderen Seite nun stehen die Versuche, Goethes „Faust" der Musik zu gewinnen. Hier gibt es zwei Wege: den rein symphonischen, der dann schließlich eine nur im Inhalt einer einzelnen Deutung nahegebrachte Fortsetzung Beethovens bedeutet, und den musikdramatischen, der sich an die Vertonung von Goethes Gedicht wagt. Für die erstere Art zeugt neben mehreren Faustouvertüren die große „Faustsymphonie" Liszts. Ohne mich auf die Würdigung dieser doch auch sehr stark von Lenau beeinflußten Tonschöpfung einzulassen, erwähne ich hier nur eine Dreiteilung nach den drei Hauptgestalten: Faust, Gretchen, Mephisto. Das wirkt um so eigenartiger, als eigentlich auch die drei bedeutendsten dramatischen Versuche diese Dreiteilung zeigen: Berlioz' „Faust", Gounods „Margarete", Boitos „Mephistopheles".

Goethes „Faust", dem man ja gewiß die Einheitlichkeit der letzten Gestaltung absprechen kann, nicht aber die in jeder Szene geniale Durchführung und nicht die Wunderbarkeit der Konzeption als Ganzes, ist ein deutliches Beispiel dafür, wie die Musik im Drama von außerordentlicher Bedeutung werden kann, ohne daß diese Dichtung selber ein Drama in Musik werden darf. Goethe hat gelegentlich das Wort gebraucht: Sein Faust beginne als Drama und endige als Oper, womit er wohl auf jene Wunderbarkeit des Geschehens und das über alles Irdische Hinausgehobene der letzten Abschnitte seines zweiten Teils hinweisen mochte. Er hatte ja schon gegenüber Schiller, der auch von der Oper eine Befreiung des Dramas erwartete, insofern in ihr die stoffliche Realität unwichtiger sei, gerade auf Mozarts Opern als Erfüllung hingewiesen. Und wenn er bei Helena an eine Sängerin dachte, so schwebte ihm, der die Italiener so gut verstand, sicher etwas von der göttlichen Heiterkeit dieses italienischen Opernstils vor. Eine Aufführung des „Faust" ohne Musik ist denn auch geradezu unmöglich, da ja die szenischen Vorschriften immer wieder Musik erheischen. Aber darauf kommt es nicht an, sondern auf richtige Opern, die Stoff und Stimmung des Goetheschen Faust sich zu eigen machen. Wir haben da einmal den Versuch einer sogenannten deutschen Faustoper, womit ihr Schöpfer, Heinrich Zöllner, eine Faustoper meinte, deren dichterische Grundlage auch dem deutschen Goetheverehrer genügen könnte. Für mich ist diese Art, die darauf beruht, daß aus dem ursprünglichen Text alles „Überflüssige" weggeschnitten wird, während dann der Rest wortgetreu in Musik gesetzt wird, das denkbar unkünstlerischste Verfahren. Ich habe das vor Jahren bereits im Türmer an Zöllners „Versunkener Glocke" ausgeführt.

Wir müssen uns, wenn wir unbefangen über solche Opern urteilen wollen, auf den Standpunkt stellen, in jeder Dichtung nichts weiter als die Gestaltung eines poetischen Stoffes, poetischer Charaktere und einer Idee zu sehen. Wir müssen uns dann damit abfinden, daß ein anderer hingeht und ein bereits fertiges Kunstwerk nochmals für sich nutzbar macht. Wir

haben gegenüber diesem Verfahren nur dann etwas einzuwenden, wenn dadurch nach unserer Meinung eine Verkleinerung entstehen muß. Grundsätzlich hat niemand etwas dagegen, daß Nicolais „Lustige Weiber" aus einem Lustspiel Shakespeares, daß Rossinis köstlicher „Barbier" und Mozarts himmlischer „Figaro" aus an sich meisterhaften Lustspielen Beaumarchais geschöpft sind; ebensowenig wie man Shakespeare darum tadelt, daß er sein Drama „Romeo und Julia" aus einer an sich ebenso meisterhaften Novelle Boccaccios schöpfte. Die Freiheit des Stofflichen kann eigentlich nicht weit genug gedacht werden, und erst die neuere Zeit ist darin ängstlicher, man möchte sagen habgieriger geworden. An sich bleibt es ja völlig gleich, woher ein Künstler seine Stoffe bekommt, ob aus einer Sage, Volksmythe, ob aus der Beobachtung des täglichen Lebens, ob aus der Geschichte oder auch aus einem bereits gestalteten Kunstwerk. Für den endgültigen Wert seiner Schöpfung kommt es lediglich darauf an, ob die Gestaltung, die er seinem Stoff gegeben hat, überzeugend und wertvoll ist. Der Fall wird erst dann schwer, wenn wir das Gefühl haben, daß ein Stoff in einem Werke bereits seine vollkommene Gestaltung gefunden habe. Jedenfalls tritt dann der Fall ein, daß in der Gestaltung des Stoffes, der Charakteranlagen der Personen und wohl auch in der Aneinanderreihung charakteristischer Szenen Werte geschaffen sind, die wir auf keinen Fall bei einer Neugestaltung vermissen mögen. Das sind Werte, deren Verlust für uns so schmerzhaft ist, daß wir durch andere kaum entschädigt werden können. Man macht denn auch die Beobachtung, daß im eigenen Volke Opernschöpfungen nach wertvollen, im Volksbewußtsein lebendigen Dichterwerken kaum geschaffen werden. Fremden Völkern, die diese Achtung, diese große Liebe zu fremdvölkischen Schöpfungen nicht besitzen können, bleibt es vorbehalten, an die uns heiligen Güter ohne die für uns selbstverständliche Scheu heranzutreten. So sind fast alle großen deutschen Dramendichtungen von Italienern und Franzosen zu Opern verarbeitet worden.

Gerade Goethes „Faust" bietet dafür ein sprechendes Beispiel, und wir erfahren dabei auch, wie das Volk als Ganzes sich daran genügen läßt, wenn nur die großen Umrißlinien der Vorlage gewahrt werden. Freilich hat das ja meist den recht traurigen Grund, daß unsere großen Dichterwerke viel weniger gut bekannt sind, als man nach der Art schließen möchte, wie darüber geredet wird. Ja ich stehe nicht an, zu behaupten, daß gerade Goethes „Faust" aus Gounods „Margarete" weiten Schichten unseres Volkes viel vertrauter ist, als aus Goethes Dichtung. Man braucht dafür nur die Aufführungsziffern der Werke zu vergleichen. Der erste Teil von Goethes „Faust" ist eben für die meisten Menschen in sich geschlossen, ist also die Tragödie Gretchens. Der Dichter selber hat durch die wunderbare Schönheit, die er über diesen Teil gegossen, es bewirkt, daß man vergißt, daß das nur eine Stufe im Leben ist. Was er vorführt, ist so reich, daß man sich daraus ein Leben füllen kann. Was wir anderen Gounod verübeln, ist ja auch keineswegs die Beschränkung auf den ersten Teil, da er

ja schon im Titel zeigt, daß er uns nur die Tragödie Gretchens vorführen will, sondern daß er diesen Charakter Gretchens um die einzigartige Schönheit gebracht, die Goethe dieser Gestalt verlieh. Aber auch dabei übersieht man, um wieviel edler Gounods Musik ist als sein Text. Im übrigen ist das Ganze aber natürlich ein urfranzösisches Werk geworden, das uns Deutschen niemals einen ganz reinen Genuß gewähren kann. —

Indes, nicht mit diesem Werke wollte ich mich befassen, sondern mit zwei Faustopern, die in unserem Bühnenspielplan nicht heimisch sind: Hektor Berlioz' „Fausts Verdammung" und Arigo Boitos „Mephistopheles". Beide Werke sind in der letzten Zeit beim Monte Carlo-Gastspiel vor uns getreten, das erstere außerdem in einer eigenartigen und für die Aufführungsmöglichkeit des Werkes bedeutsamen Aufführung der „Komischen Oper" in Berlin. Denn bei Hektor Berlioz handelt es sich nicht um eine eigentliche Oper; er selbst hat sein Werk als „Dramatische Legende" bezeichnet und es entspricht letzterdings so wenig den theatralischen Anforderungen, daß es bei uns hauptsächlich vom Konzertsaal aus bekannt ist. Gerade die Aufführung der „Komischen Oper" hat aber bewiesen, daß auch diese „Dramatische Legende" trotz ihres wenig theatralischen Zuschnittes, gleich Liszts „Heiliger Elisabeth", so viel innerlich dramatische Kraft hat, daß sie bei der Aufführung jeden empfänglichen Menschen im Banne hält, wenn diese Aufführung das roh Theatralische zu vermeiden versteht.

Fausts Verdammung! Im Titel offenbart sich der Wesensunterschied von Goethe; im Titel zeigt sich, was uns Deutschen in Wirklichkeit das Näherkommen zu diesem Werke erschwert. Ein verdammter Faust! Wozu hat dann Goethe überhaupt seinen „Faust" gedichtet? Da ist ja die Grundidee nicht weiter als im alten Faustbuche. Es ist in der Tat eine merkwürdige Erscheinung, daß Hektor Berlioz die Notwendigkeit der Erlösung Fausts nicht gefühlt hat. Freilich wird bei ihm Faust des Teufels Beute, um Gretchen zu erretten. Aber das ist nicht scharf genug herausgearbeitet, wie denn überhaupt das Werk unter der fragmentarischen Entstehungsweise leidet. Wenn eine Änderung an der inneren Struktur geboten ist, so liegt sie nimmermehr in der Annäherung an Goethes Dichtung, die für alle Aufführungen bis jetzt versucht worden ist, und die nur verhängnisvoll wirken kann, sondern in der schärferen Herausarbeitung dieser Stelle, die uns Fausts Untergang als Aufopferung für Gretchen zeigt. Das ist einmal echt Berlioz, dessen Liebesraserei zu allen Taten fähig war, und bedeutet auch eine Rettung des Charakters Faust. Berlioz war ja eine viel zu eigenartige und eigenwillige Persönlichkeit, als daß man von ihm etwas anderes erwarten könnte als urpersönlichstes Bekenntnis. Seiner Natur aber fehlte alles Goethische, viel eher hätte sein Geist zum Faust Lenaus verwandtschaftliche Beziehungen gefunden. So war sicher das, was ihn am meisten ergriff, als er 1828 den ersten Teil der Gretchendichtung in G. de Nervals Übersetzung kennen lernte — der zweite Teil ist ihm nie bekannt geworden — das Zerrissene in Faust, das „zwei Seelen leben ach!

in meiner Brust", das für einen Berlioz wie ein Selbstbekenntnis wirkte. Er hat damals die ihn am meisten packenden Szenen vertont und 17 Jahre später, als jener erste Eindruck der Goetheschen Faustdichtung in ihm doch schon etwas abgeschwächt war, unter dem Eindruck einer Reise in Deutschland es versucht, aus den einzelnen Szenen ein Ganzes zu gestalten. Für ihn ist der Grundgehalt der Faustidee pessimistisch. Das Ungenügen an der Welt und ihren Erscheinungen erfolgt nicht so sehr aus einem Drang nach Größerem, sondern aus dem Verlangen nach Genuß. Beides ist gewiß eng verwandt. Auch Goethes Faust will erst dann dem Augenblicke zurufen, daß er verweilen soll, wenn er ihm sagen kann: „Du bist so schön." Aber es ist eben ein anderer Mensch, der das sagen wird. Wie bezeichnend wirkt da der Schluß von Berlioz' Drama, wo der durch die Mitteilung von Gretchens Gefährdung erschütterte Faust Mephisto den Vertrag unterzeichnet, der ihn vom nächsten Tage ab zum Sklaven des Teufels macht mit der Begründung: „Was kümmert mich das Morgen, wenn heute ich leide?" Das Gegenteil ist Goethes Faust, der immer an das Morgen denkt, immer an das Vorwärtskommen und die Weiterentwicklung, und heute tausend Leiden auf sich nähme, wenn er dadurch morgen das große Ziel in sicherer Erfüllung sähe.

Also an Goethes „Faust" gemessen, ist der gedankliche und ethische Gehalt der Berliozschen Tondichtung klein. Doch hierbei ist ja noch das Schönste aus Goethe entnommen; diese Szenen allerdings dann in viel größerer Treue als etwa bei Gounod. Trotzdem erwünsche und erhoffe ich die Aufnahme dieses Werkes in den deutschen Spielplan. Es ist zweifellos die genialste Schöpfung, die der französische Geist auf dem Gebiet des Musikdramas geleistet hat; von unerschöpflichem Reichtum an musikalischem Geiste und doch auch an tiefem Empfinden: Gewaltig, groß und überzeugend vor allem überall dort, wo der Mensch in Berührung tritt mit der Natur; voll prickelndem Geist in der Rhythmik und von edler Schwärmerei in allem Lyrischen. Dann bietet das Werk die Gelegenheit zu wunderbaren szenischen Bildern, und wenn diese nicht zur Theatermacherei ausgenutzt werden, wie es Herr Gunsbourg von der Monte Carlo-Oper tat, sondern zu wahrhaft künstlerischen, malerischen Schöpfungen, wie es in der Komischen Oper, wenn auch nicht mit völlig zureichenden Mitteln geschah, so muß das Werk als Ganzes ergreifen und erschüttern. Freilich kann dann nicht genug davor gewarnt werden, durch Einschiebungen Goethescher Gedanken uns den Entwicklungsgang vertrauter machen zu wollen. Im Gegenteil, je stärker zum Bewußtsein kommt, daß dieses ein ganz anderer Faust ist als der Goethesche, um so vorteilhafter wird es für Berlioz' Werk sein, um so besser aber auch für eine ethische Wirkung dieser dramatischen Legende neben Goethes unvergänglicher Dichtung. — —

Ebenfalls von einem Romanen stammt der zweite Versuch, Goethes Faust dem Musikdrama zu gewinnen: Arrigo Boitos „Mephistopheles".

Arrigo Boito, in Italien ein anerkannter Dichter, ist bei uns fast

nur als Textdichter bekannt. Als solcher unterscheidet er sich durchaus von seinen Kollegen. Der Grundzug seines Wesens ist Gelehrsamkeit. Er hat erkannt, daß das dramatische Gefüge seiner Oper gegenüber dem Schauspiel vereinfacht werden muß; er hat aber nicht erfaßt, daß das Wesen des Musikdramas Entwicklung des Seelischen ist, sondern glaubt mit der Darstellung des Seelischen auszukommen. So ist er auf die Charakteroper gekommen. Er stellt einen Charakter durchaus in den Mittelpunkt einer Oper und beleuchtet diesen Charakter von allen Seiten. Er wählt dazu am liebsten Charaktere, die in sich feststehen, so daß nicht die Entwicklung eines so veranlagten Menschen vorgeführt wird, sondern uns gezeigt wird, wie ein derartiger Charakter zu den verschiedenen Erscheinungen der Welt sich stellt, wie er sich gegenüber den Ereignissen, die an ihn herantreten, bewährt. Derartig ist Boitos „Othello", den er für Verdi geschrieben hat, und am charakteristischsten zeigt sich diese Art in seiner Dichtung für Verdis „Falstaff". Hier hat er aus allen Dramen Shakespeares, in denen Falstaff auftritt, die für diesen charakteristischen Züge zusammengetragen und zeigt uns nun im Gegensatz zum Falstaff in Nicolais „Lustigen Weibern" den dicken Hans auch noch im Verkehr mit seinen Dienern, und vor allem in seinen großen moralischen Betrachtungen. Das ist Stärke und Schwäche dieser Textbücher; Stärke, insofern die geistige Teilnahme des Hörers geweckt wird, Schwäche, indem eine gewisse Unlebendigkeit des Ganzen dadurch hervorgerufen wird.

Gerade in dieser Hinsicht ist es außerordentlich charakteristisch, daß Boito für sein eigenes dramatisches Hauptwerk Mephistopheles zum Helden gemacht hat. Es mochte ihn reizen, gegenüber der sonst allzu einseitigen Betonung der Bedeutung Fausts nun einmal den Gegenspieler in den Vordergrund treten zu lassen. Es hat ihm da nur leider seine moralische Gewissenhaftigkeit einen Streich gespielt. Zwei Drittel der Verse seines Textbuches sind wörtliche Übersetzungen aus Goethes „Faust". So vernünftig der Gedanke ist, Goethe nicht überdichten zu wollen, so bedingt doch ein derartiges Arbeiten, daß das nunmehr Entstehende Mosaik bleiben muß, dem nicht nur die innere Einheitlichkeit, sondern vor allen Dingen alle eigenartige Entwicklung abgehen muß.

Es ist unverkennbar, daß in Goethes „Faust" ein Drama, oder wenn man will, eine Tragödie „Mephistopheles" steckt. Man muß sich dabei allerdings vor allem an das „Vorspiel im Himmel" halten und bedenken, daß es sich hier um einen Wettkampf der beiden Weltmächte handelt, dessen Preis die Seele Fausts ist. Es liegt etwas Titanisches, Promethidenhaftes in diesem Vorgehen Mephistos, erst recht, da er die Gottheit als weltbeherrschend anerkennt. Aber Mephisto führt doch eigentlich den Kampf um seine Existenz, um seine Herrschaft über die Welt. Das ist bei Goethe nachher immer mehr zurückgetreten hinter dem Menschheitsdrama „Faust". Aber wenn einer nun hingeht und Mephisto in den Mittelpunkt des Ganzen rückt, müßte er auch den Mut haben, diese letzte Szene eines Mephisto-

Dramas neu zu gestalten. Dieser Mut hat Boito gefehlt. Dann hat er, der so ehrfurchtsvoll der Dichtung des deutschen Genius gegenübersteht, sich eine schwere Sünde gegen den Geist derselben zu schulden kommen lassen. Für den „Faust" Goethes, den Faust, der alles erlebt und erstrebt hat, bleibt die einzige Lösungsmöglichkeit, daß er sich treu bleibt, indem er immer strebend sich bemüht. Darin liegt ja die wunderbar tiefe Religiosität des Goetheschen Faust-Dramas, darin ihr Ewigkeitswert, daß die Gottheit ihr Anrecht auf diese Seele geltend machen kann, trotzdem sie äußerlich dem Satan verfallen ist. Darin liegt aber auch der Kern der Mephistotragödie, daß diese promethidenhafte Natur, die ihn selber zum Wettbewerb mit Gott anstachelte, im edlen Menschen zu Gott hinführen muß, weil hier prometheisch sein bedeutet: das Gute wollen. Hier hätte sich etwas Herrliches, durchaus Neues gestalten lassen. Boito aber schuf sich seinen Schluß sehr einfach, indem Faust gewissermaßen in der Rückerinnerung an seinen früheren Zustand die Bibel als Schutz verwendet und den Himmel und seinen Herrscher zum Schutz gegen die Hölle anruft. Äußerlich, wenn man so will, vielleicht ein katholischer Schluß, oder auch ein evangelischer, jedenfalls ein kirchlicher, aber religiös schwach. Im übrigen hat Boito einfach die wichtigsten Auftritte aneinandergereiht. Also: 1. Prolog im Himmel, für den zum Gesang der himmlischen Geister zumeist Verse aus dem Schluß des zweiten Teils der Goetheschen Dichtung verwertet werden; 2. Osterspaziergang und Vertrag mit Faust; 3. die Gretchentragödie in den drei Szenen, Garten, Walpurgisnacht, im Kerker; 4. die Helenaepisode, bei der er allerdings Mephistopheles zu sehr zurücktreten läßt; endlich Fausts Tod. Es sind Szenen, kein Drama, aber gerade der Deutsche ist imstande oder müßte es doch sein, die verbindenden Fäden zu diesen Szenen aus seiner Phantasie zu spinnen.

Boito als Musiker ist leider einer großen Zahl unserer Wagnerianer verwandt, d. h. er verfügt über großes Können, hervorragenden Geschmack, starkes Empfinden, Gefühl für Wirkung, kurz über alles, was zur Schöpfung eines dramatischen Werkes nötig ist, nur fehlt ihm die eigentliche schöpferische Ursprünglichkeit. Ein einziges Mal macht sich etwas derartiges geltend im großen Duett zwischen Faust und Gretchen in der Kerkerszene. Im übrigen gehört Boito seiner Tonsprache nach weniger zu Wagner, von dem er wahrscheinlich zu der Zeit noch nicht viel gehört hatte, als zu seinem Freunde Verdi, und für die Orchestertechnik hat er zumeist bei Berlioz gelernt. Aber wenn ihm so die wirklich starke Ursprünglichkeit abgeht, so ist doch seiner Musik eine starke Wirkungsfähigkeit nicht abzusprechen. Wenn er es niemals erreicht, uns in den letzten Gründen zu ergreifen und zu erschüttern, so läßt er uns doch auch niemals kalt, und auch geistig weiß er uns immer durch neue Wendungen zu überraschen und zu fesseln. Man muß ferner bedenken, daß das Werk beinahe 40 Jahre alt ist. Es wurde 1868 von dem damals 26jährigen Komponisten geschaffen. Es liegt also vor Verdis von Wagner beeinflußten Opern, und sicher ist nicht Boito durch Verdi auf Wagner

hingelenkt worden, sondern das Verhältnis liegt umgekehrt. Freilich hat Verdi dann mit unvergleichlich höherer Genialität das Vorbild des Bayreuthers sich zunutze gemacht. Aber für die geschichtlich gerechte Würdigung muß man bedenken, daß diese Oper immer noch in die hohe Blütezeit Meyerbeers fällt, und da wird man ihr, erst recht für die Heimat des Komponisten, ganz hervorragende erzieherische Verdienste zum Musikdrama nicht absprechen können.

Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth“

Die heutige Notenbeilage, in der wir dank dem Entgegenkommen des Verlages von C. F. Kahnt in Leipzig einen größeren Abschnitt aus Franz Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth“ bringen können, steht in engster Beziehung zum Bildschmuck dieses Heftes. Nicht nur, weil die heilige Elisabeth hier wie dort gefeiert wird, — Liszt hat auch gerade durch Schwinds Fresken die Anregung zu seiner in sechs Bilder gegliederten Tondichtung empfangen. Zwischen 1858 und 1862 ist sie entstanden.

Die eingehende Würdigung der Persönlichkeit und des Schaffens von Franz Liszt gehört zu den nächsten Aufgaben, die unsere Musikabteilung sich gesetzt hat. So seien heute hier nur die zutreffenden Bemerkungen Rudolf Louis' aus seiner schönen Biographie Liszts über die Musik dieses Werkes wiedergegeben: „Was die Lisztsche Elisabethmusik vor allem auszeichnet, ist ihre geradezu herrliche Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, und eine Folge davon: ihre wahrhaft erhabene Einfachheit und Schlichtheit. Was dem Künstler das Herz bewegt, wozu ihn Dichtung und Situation anregen, das spricht er in Tönen aus, so, wie ihm ‚der Schnabel gewachsen ist‘, und unbekümmert darum, ob nun auch etwas, vom technisch musikalischen Standpunkt aus betrachtet, ‚Interessantes‘ dabei herauskomme. Wie überall in seinen Werken, verzichtet Liszt auch in der Elisabeth von vornherein auf alles ‚Musikantische‘, auf jegliches Prunken und Protzen mit dem Schulsack und gelehrten Handwerkszeug des ‚guten‘ Musikers . . . lediglich deshalb, weil es ihm unmöglich ist, etwas kompliziert zu sagen, was man ebensogut in einfachster Weise ausdrücken kann, weil seiner so eminent wahrheitsliebenden Natur alle Phrase, alles Gekünstelte und Gemachte im Innersten fremd ist. Darum schreckt er gelegentlich, und wenn es ihm gerade passend erscheint, auch vor dem nicht zurück, was ein ekles Ohr vielleicht ‚trivial‘ nennen könnte: selbst das zieht er dem ‚Gesuchten‘ vor.“ (a. a. O. S. 84.)

Es ist übrigens im „Türmer“ schon einmal von Liszts „heiliger Elisabeth“ die Rede gewesen gelegentlich ihrer Aufführung am Stuttgarter Hoftheater (V. Jahrg. 2. Bd. S. 372). Was ich dort sagte, hat sich bewährt. Das Werk ist auf der Bühne lebensfähig und vermag sich eine edle Volkstümlichkeit zu gewinnen. Es ist in bühnentechnischer Hinsicht Berlioz' „Faust“ verwandt, wäre aber für unser Musikleben noch fruchtbarer als religiöse Festmusik edelster Art. Möge ihm in dieser Hinsicht auch von der Bühne aus eine immer reichere Wirkungsmöglichkeit beschieden sein. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Wilh. Diez — Die Marodeure



IX. Jahrg. August 1907 Heft 11

Graf Artur Posadowsky

Von

Dr. Richard Bahr

In den Reichen des Padischah schickte man ehedem (ich weiß nicht, ob es heute noch geschieht) mißliebigen Staatsmännern die seidene Schnur. Wir sind zivilisierter. Wir schicken ihnen — je nachdem — einen Generaladjutanten oder Herrn v. Lucanus. Aber im Effekt ist's so ziemlich dasselbe, und wenn die stille Tragik, die diese neudeutschen (oder heißt man sie besser: neupreußische?) Ministerabgänge umwittert, bislang sich nur selten uns aufgedrängt hat, so liegt das daran, daß wir zumeist so gar kein inneres Verhältnis zu den Männern haben, die uns recht und schlecht regieren. Sie sind uns in der Regel entsetzlich gleichgültig, die Herren Minister. Werden sie's, ziehen Familienverbindungen oder das Adlerauge des Königs sie aus irgend einem Regierungs- oder Oberpräsidium, neuerdings wohl auch aus einer Bürgermeisterei hervor, so hören wir voll Andacht, gelegentlich wohl auch bloß mit leisem Schmunzeln, wie ein Chor unterrichteter Männer die Stärke ihrer Gaben preist und die Unsumme ihres Fleißes. Hinterher findet man gewöhnlich, daß die Seher irrten. Aber es regt uns nicht weiter auf. Ein paar Zeitungen murren vielleicht (die schöne Floskel erbte nun schon die dritte Generation): derselbe Faden, eine andere Nummer. Und sind doch wieder höchlichst beglückt, wenn der neue Mann zweimal im Jahr eine sorgfältig vorbereitete Rede hält, die von fern nach Kultur duftet und ganz verschämt auch nach Persönlichkeit. Kurz, wir sind es gewöhnt,

daß Mittelmäßigkeiten oder — sagen wir höflicher — Männer von Durchschnittsbegabung über uns regieren, und manche mögen wohl meinen: das gehöre nun so (was es nicht tut) zu unserer nichtparlamentarischen Regierungsweise. Trotzdem ist die Sehnsucht nach wirklichen Führern an der Ministerbank und das Verständnis für Größe in unserm Volk nicht erloschen. Dutzende sah man teilnahmslos kommen und sparte nicht an schadenfrohem Spott, wenn Charon-Lucanus sie zur Fahrt nach der Insel der seligen Minister lud, da Viktor v. Podbielski und der lange Möller in Zärtlichkeit Bülowischer Treue nachsinnen. Als aber um das letzte Drittel des Monat Juni das nämliche Los auch den Grafen Artur Posadowsky traf, ward die Volksseele doch mitgetroffen. Auch wer niemals selbst die seltsam bewegende Stimmung in diesen Ministerhotels eingefangen hat, in denen plötzlich von heute zu morgen das große Einpacken beginnen muß; wo die Exzellenz, um die sich bis dahin das ganze Getriebe gedreht hat, über Nacht zum geduldeten Mann im Gartenhaus wird, den man mit unanständiger Hast zum Auszug drängt, empfand diesmal doch etwas von der Brutalität des Vorgehens. Und ob die Offiziösen auch das Blaue vom Himmel herunterlogen und dienstwillige Helfer fanden bis weit ins Lager der Demokratie — so ganz mochte das Volk sich doch nicht beruhigen. Graf Posadowsky war, wonach er sich in den Stunden der Verbitterung (sie kehrten in den letzten Jahren immer häufiger wieder) so oft gesehnt hatte, als ein freier Mann davongegangen, den hinfort keine Rücksicht binden sollte, die Wahrheit zu suchen und zu bekennen. Aber in den Blättern erörterten sie noch immer die schmerzliche Frage: war es nötig, daß er ging? Und allen Vertuschungskünsten zum Trotz meldeten sich da und dort neue Zweifler an der offiziösen Legende.

Als harte Staatsnotwendigkeit hatte die uns den Rücktritt begreifen lehren wollen. Graf Posadowsky sei ja ein ganz brauchbarer Sozialpolitiker gewesen und ein überaus fleißiger und unterrichteter Minister, — daß ihm die eigentlich „staatsmännischen" Qualitäten fehlten, ward dabei immer wieder durch die Blume angedeutet — aber in die „neue Situation" hätte er nicht gepaßt. In diese neue Situation, wie ich sie interpretieren möchte, der tatsächlichen Huldbeweise für die Konservativen und der unermüdlichen Versprechungen an die Adresse der Liberalen. Der sei nun einmal rettungslos in Zentrumsbande verstrickt gewesen, und wenn er auch zuweilen einen Anlauf genommen, sie abzustreifen, wozu man ihm ja reichlich Zeit gewährt hätte — es wäre ihm nicht gelungen. Der leitende Staatsmann aber brauche freudige Helfer bei der Durchführung „seines Programms", und darum habe Fürst Bülow die Rührung unterdrückt und den nagenden Schmerz, und dem Gemeinwohl das schwere Opfer gebracht . . . Ich klage die beamteten Männer nicht an, die dergleichen Unsinn in Hirn und Feder gefügiger oder gedankenloser Preßleute träufelten. Sie erfüllten nur ihre Obliegenheiten gegen den, der sie in Amt und Pflicht nahm; der wider seinen obersten Chef konspirierende und intrigierende Regierungsrat Martin wird

in unserer Beamtenschaft hoffentlich auf lange hinaus ein seltener Vogel bleiben. Sie erfüllten sie sogar mit einer ans Virtuose grenzenden reifen Kunst. Wer's dahin gebracht hat, daß ausgesprochen demokratische Blätter zu Herolden einer im großen wie im kleinen konservativen Regierung wurden; wer durch eine weise auf Vorrat schaffende Arbeit eine communis opinio weckte, die so ziemlich das Gegenteil darstellt der wirklichen Dinge, darf sich stolz den größten Meistern seines Fachs gesellen. „Höher geht's nimmer" sagen sie drunten in Bayern. Schlimmer schon wog der Anteil der Presse an diesem Handel. Zeitweilig schien's, als ob alles eigene Urteil, jedwedes Erinnerungsvermögen und die letzten Reste von Unbefangenheit auf Reisen geschickt wären. Man sang, wie die Offiziösen summten, und wenn das Gewissen schlug oder da und dort ein Leser von zuverlässigerem Gedächtnis aufbegehrte, wies man eifrig an fremden Zeitungsstimmen nach, daß auch andere so gesungen hatten. Genau so falsch, genau so befangen, genau nach denselben (das freilich unterließen sie beizufügen) an der nämlichen Stätte ausgeteilten Vorlagen. Vergebens hat Graf Posadowsky, vor dessen Tür nicht wie beim fürstlichen Nachbar ein Preßdezernat mit flammenden Schwertern oder gezückten Federn Wache hielt, die handgreiflichsten Lügen abzuwehren gesucht. Umsonst auch druckte in der „National-liberalen Korrespondenz" ein wackerer Mann, dem Dank und Ehre gebührt, die verlästerte Rede vom 28. Februar nun nochmals nach, so durch den Augenschein lehrend, daß Graf Posadowsky den abwesenden Kanzler ungemein würdig, sachlich und eindrucksvoll gegen die Angriffe des Zentrumsmannes Gröber verteidigt hätte. Was macht man mit unbequemen Richtigstellungen? Man schweigt sie einfach tot. Wer aber ein besonders tapferes Herze im Busen nährte, wie das Blatt, dem nach einem letzthin verbreiteten Gerücht neuerdings die Kaiserfamilie ausgeliefert sein sollte, der nannte die eigenen Lügen kurzerhand „gut beglaubigt" und schalt das Dementi „nicht begründet". Und dann — die Vossin stellte es stirnrunzelnd fest — war Graf Posadowsky ja auch ein „Agrarier" gewesen. Und an der Weser entdeckte ein Dümmling: der bisherige Staatssekretär habe den Plan der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine „verpfuscht" und sich zum neuen Vereinsgesetz „zweideutig" geäußert.

* * *

Der Agrarier Posadowsky! Es ist das Unfeine an unserer politischen Diskussion — und das macht sie gemeinhin so unfruchtbar und stellenweis zu einer wahren Pein für Leute von einiger historischen und staatswissenschaftlichen Schulung — daß sie nur mit Klischees arbeitet, mit Etiketten und festgefrorenen Begriffen. Die Böcke zur Linken, die Schafe zur Rechten: wer nicht in allem und jedem für mich ist, ist wider mich und ein zu bekämpfender Gegner. Daß die Dinge in Wirklichkeit erheblich komplizierter liegen; daß man noch kein „Reaktionär" ist, wenn man unter bestimmten Bedingungen den Freihandel für eine Riesentorheit hält; noch lange kein geheimer Gönner der Sozialdemokratie, wenn man an den Praktiken des

Liebertschen „Reichsverbandes“ nur geringe Freude hat, ging diesen unbekümmerten Köpfen nicht auf. Es mag vorab ununtersucht bleiben, wie weit ein Staatsmann überhaupt zu wirken vermöchte, der bei der heutigen Kräfteverteilung in den Parlamenten, bei der dermaligen Organisation der deutschen Landwirtschaft und dem Einfluß, den sie in Politik und Gesellschaft in die Wagschale zu werfen hat, sich ihren Bedürfnissen — den tatsächlichen oder vermeintlichen — von vornherein versagte. Aber Graf Posadowsky war zudem wirklich ein Agrarier, oder drücken wir's weniger mißverständlich aus: ein aufrichtiger Freund der Landwirtschaft. Er hatte die kritischen Jahre, da die weltumspannenden Veränderungen in Verkehr und Absatzwirtschaft den deutschen Landbau mit ungeminderter Kraft trafen, zunächst als Landrat in Rawitsch, dann als Landesdirektor der Provinz Posen, in ländlichen oder doch vorzugsweise ländlichen Verhältnissen verlebt. Aus ihnen brachte er, als der Kaiser 1893 den Unbekannten an die Spitze des Reichsschatzamts rief, die Überzeugung mit, der — von ein paar heillos Verrannten abgesehen — in der einen oder andern Form wir wohl alle huldigen: daß die Landbaubevölkerung der „unersetzliche Vorratsbehälter für den Menschenbedarf aller übrigen Stände“ ist, und daß schon das allgemeine Interesse der Gesellschaft erheischt, sie nach Möglichkeit vor dauernder Schwächung zu bewahren. Aus solchen Anschauungen heraus prägte er noch als Reichsschatzsekretär das viel zitierte Wort: die neuen Handelsverträge dürften keine Abschriften der alten sein. Und als er dann vier Jahre später ins Reichsamt des Innern übersiedelte, nahm er mit einer Fülle organisatorischer Vorarbeiten den festen Willen mit, zu seinem Teil daran zu wirken, daß durch einen von der Gesamtheit noch immer zu tragenden Zoll die Stoßkraft der internationalen Konkurrenz für die deutsche Landwirtschaft gelindert werde. Des Grafen Posadowsky Protektionismus also entsprang einer das Ganze und alle seine Teile mit gleicher Liebe umspannenden Staatsgesinnung. Schon daraus ergibt sich, daß zwischen ihm und dem, was man sonst so Agrariertum heißt, eine Welt klaffen mußte. Das hatte ihm zwar anfangs zugejubelt, und es mag wohl sein, daß er selbst zu Beginn nicht so gar weit von den konservativ-agrarischen Hürden gestanden hatte. Er war als Nachfolger des allzu jovialen Bötticher ins innere Staatssekretariat berufen werden, um der Sozialdemokratie einmal tüchtig aufzutrumpfen, und in den hohen Zeiten des Stummkurses war er zunächst diese Straße treulich fürbaß gezogen. Aber dann hatte er — vielleicht unter der Einwirkung eines Begebnisses, das den feinfühligen, im tiefsten Wesen sozialen Mann innerlich erschüttern mußte — seinen Tag von Damaskus erlebt. Seither war er schrittweis und mit Händen zu greifen ein anderer geworden. Einst hatte er die Gewerkvereine schlankweg „Nichts-als-Streikvereine“ genannt. Seit er unermüdlich studierend, nachprüfend und ohne Zaudern dann sich selbst korrigierend in jene Welt sich versenkt hatte, in der der Arbeitsvertrag das ganze Dasein erfüllt, war diese frisch zugreifende Zuversichtlichkeit von ihm gewichen. Jetzt pflegte er wohl dem vertrauten

Besucher zu bekennen: nur ganz Verbohrte könnten des naiven Glaubens leben, die Sozialdemokratie sei lediglich eine Erfindung fanatischer oder geldgieriger Agitatoren. Um so mehr schien es ihm eine patriotische und staatsmännische Pflicht, ihr durch stete nimmermüde soziale Reformarbeit nach Möglichkeit den Boden abzugraben. Als das Wort von der vollen Kompottschüssel kolportiert wurde, das Posadowsky für die apokryphe Ausstreuung scharfmacherischer Talente hielt, meinte er bitter: Welch eine Torheit! ebensogut könnte man eines Tages den Feuerlöschdienst sistieren. Je länger je mehr war es ihm zu einer heiligen Überzeugung geworden, daß die Opfer, die die fortschreitende Industrialisierung von unserem Volke und seiner Gesundheit forderten, nur getragen werden könnten, wenn gleichzeitig eine Politik planmäßiger sozialer Fürsorge der Degenerierung wehre. Bei solchen Auffassungen war es ihm dann allemal eine starke Genugtuung, wenn landfremde Gäste, Engländer zumal und Amerikaner, das gesunde Aussehen unserer Arbeiter rühmten, ihre mannhafte, selbstbewußte Haltung, die Sauberkeit ihrer Kleidung und das sichtliche Streben nach freundlichen Wohnstätten. Graf Artur Posadowsky war längst so weit über alle Eigensucht der Klasse emporgewachsen, um neidlos einzuräumen, einen wie bedeutsamen Aktivposten in der Rüstung und Wertung eines Volkes eine derartige Arbeiterschaft ausmacht. Zuweilen hielt er mit diesen Bekenntnissen denn auch im Reichstage nicht zurück. Wenn sie wieder einmal stöhnten: die Unternehmerschaft erläge nachgerade unter den „Lasten der sozialpolitischen Gesetzgebung", konnte er wohl spitzig fragen: wo denn das Volk sei, dessen Industrie in den letzten zwanzig Jahren einen gleichen Aufschwung genommen? Und bei einem anderen Anlaß drückte er den nämlichen Gedanken so aus: unsere chemische Industrie, der unbestritten in der Welt jetzt der erste Platz gebührt, wäre ohne unsere intelligente, gut genährte und rastlos vorwärts strebende Arbeiterschaft überhaupt nicht zu denken. Mit all dem erwarb er sich daheim freilich nur spärliche Freundschaft. Es zeigte sich hier wieder, daß, wer irgendwie zwischen den Parteien seine Stellung sucht, im Deutschland von heute leicht vogelfrei wird. Wenn er die greinenden Mittelständler, die heute eine Erdrosselung der Warenhäuser forderten und morgen den Befähigungsnachweis für das gesamte Handwerk, auf die immerhin engen Grenzen des staatlichen Einflusses hinwies, der dem selbstwirtschaftenden Individuum nicht alle Verantwortung abnehmen könne, grollte die Rechte: der Staatssekretär vernachlässige in seiner einseitigen Arbeiterverliebtheit den Kern des staatserhaltenden Volks. Sprach er dann über die diffizile Materie des Vereinsrechts mit der gebotenen Vorsicht des Mannes, dessen Einfluß im Bundesrat genau so weit reichte, als die preußischen Stimmen hinter ihm standen, so versicherten flugs auf der bürgerlichen Linken ein paar Hansnarren: der Posadowsky ist ein ausgewachsener Reaktionär. Als ihm die letzte und höchste preußische Dekoration wurde, erklärte ein rheinischer Großindustrieller, den nun auch schon die Erde deckt: gestern hat der erste Sozialdemokrat den Schwarzen Adlerorden erhalten! Und selbst Leute, die sich

sozusagen von Berufs wegen mit sozialer Praxis beschäftigen und die Schwierigkeiten hätten kennen müssen, die sich bei der dermaligen Gestalt des preußischen Ministeriums jedem Schritt auf dieser Bahn entgegenstemmen, schrieben, wenn Graf Posadowsky wieder einmal eine jener leicht abstrakt getönten philosophischen Reden gehalten hatte, die dem, der ihren Untergrund kannte, ans Herz griffen: er möge nun endlich von der Unfruchtbarkeit lassen und Zaghaftigkeit; mehr handeln und weniger reden.

* * *

Schon Otto v. Bismarck hat über den preußischen Ressortpartikularismus geklagt; Graf Posadowsky hat unter ihm gelitten. Denn Bismarck war selbst, wie die Engländer sagen würden, „governor“ gewesen; Posadowsky aber kam Zeit seines Amtes aus der Stellung des Zweiten, des Abhängigen, des offiziell gar nicht Verantwortlichen überhaupt nicht heraus. Es ist schwer verständlich, wie Männer, die bei uns in Presse und Parlament Politik machen dürfen oder zum mindesten redend und schreibend über sie zu Gericht sitzen, so wenig mit der Art vertraut sein können, wie im Bundesstaat die Gesetze zustande kommen. Es ist richtig: die letzten Jahre sind steril gewesen, und wo der Staatssekretär einer neuen Idee eine Gasse bahnen sollte, schien er der großen Öffentlichkeit leicht etwas zag und allzu bedächtig. Wer einmal dichter herantreten durfte und auf den Kalvarienberg blicken, den Posadowsky mit jeder Vorlage hinanklimmen mußte, hat sich gewundert, daß noch soviel geschah. Wir haben, da die verbündeten Regierungen aus nicht mehr recht verständlichen Gründen dem widerstreben, ja keine Reichsminister. Der Staatssekretär aber — ich deutete es schon oben an — ist im Bundesrat nichts ohne die preußischen Stimmen. Und die waren in der Regel nur schwer zu erhalten. Wie oft sind Entwürfe, die im Reichsamt des Innern ausgearbeitet waren, aus dem preußischen Staatsministerium überhaupt nicht herauszubekommen gewesen. Kamen sie dann wieder, so hatten sie häufig genug ihre Gestalt so verändert, daß ihr Autor sie kaum noch wieder erkannte. Aber natürlich hatte er für das gewaltsam veränderte Gebilde hinterher vor dem Reichstag einzustehen und alle Prügel sausten denn auch prompt auf seinen breiten Rücken herab. Ward die Vorlage dann im Parlament von den Kommissionen umgearbeitet und verbessert, so ging das Spiel — diesmal nur in umgekehrter Reihenfolge — von neuem los. Nun hieß es die preußischen Herren für Bestimmungen zu gewinnen, die sie vielleicht erst kurz zuvor abgelehnt hatten, und wenn sie bei ihrer Weigerung verharrten, den ablehnenden Standpunkt — oft genug vermutlich contre cœur — abermals vor dem Reichstag zu vertreten. Warum, wenn die Dinge so lagen, Graf Posadowsky die lästige Bürde nicht schon längst von den Schultern warf? Weil er (was die kleinen Geister ihm so gern abstreiten möchten, die nicht den Weg zum Nachtstuhl finden können, ohne ein dutzendmal die Vokabel „Realpolitik“ zu murmeln) ein Staatsmann war. Weil er wußte, daß man im Staatsleben ohne das vielgeschmähte Kompromiß, ohne gelegentliches Sichbeugen und Nachgeben keinen Schritt weiter

käme. Weil er zwischen Wichtigem und weniger Wichtigem, zwischen schlechthin Unerläßlichem und dem, was um des größeren Zieles willen noch eben zu tragen sei, zu scheiden gelernt hatte. Nur einmal hat er in diesen letzten Zeiten Kopf und Kragen riskiert: vorm Jahr, als es die Diäten oder Anwesenheitsgelder den Reichsboten zu erkämpfen galt. Als Sprechminister und Verweser des größten Ressorts hatte er die Misere der ständigen Beschlußunfähigkeit immer aus erster Hand genossen: „Man schämt sich, wenn man einen Ausländer ins Haus führt.“ Und es war ihm ein Kardinalsatz, daß ein großes Volk ohne freudige Anteilnahme des Parlaments auf die Dauer nicht zu regieren sei. Damals hat Graf Posadowsky alles daran gesetzt, die Diäten ohne „Kompensationen“ (es gab genug einflußreicher Leute, auch außerhalb Preußens, die dergleichen befürworteten) den Reichsboten auf den Tisch zu legen. Den Dank dafür statteten ihm zwölf Monate später Blätter vom Schlage der „Vossischen“ und „Weser-Zeitung“ in ihren Nachrufen ab: ein „Pfuscher“, ein „überzeugter Agrarier und Hochschutzzöllner“, pah! Wenn der gewiß sehr verdienstvolle Notar und Justizrat Cassel sein Berlinisches Stadtverordnetenmandat niedergelegt hätte, würden sie wärmer geschrieben haben.

* * *

Graf Posadowsky war ein Staatsmann und ein Patriot, und nur ungern ist er aus dem Amt gegangen. Noch fühlte er sich rüstig und schaffensfroh und jeden Tag reiften ihm neue Pläne und neues Wollen. Im April hatte er ein stolzes und umfassendes Programm entwickelt, und da er niemals ein Freund von leeren Versprechungen war, auch schon mit den Vorarbeiten für die Ausführung begonnen. In zwei bis drei Parlamentswintern, so pflegte er gelegentlich zu sagen, konnte das Wesentlichste davon unter Dach und Fach gebracht sein. Selbstverständlich auch mit der neuen Mehrheit, die für den abgeklärten und vorurteilsfreien Sinn des Grafen nichts Schreckhaftes haben konnte. Am Montag nach seiner Entlassung hörte ich von ihm die Worte: „Ich habe mit dem Zentrum immer nur im ausdrücklichen Auftrage des Herrn Reichskanzlers verhandelt.“ Und: „Es ist nicht wahr, daß ich mich gesträubt hätte, mit der neuen Regierungsmehrheit zu arbeiten.“ So lange der Gentleman als der berufene Interpret seiner Worte und Handlungen gilt, wird man, glaub' ich, die Sätze zu respektieren haben . . .

Aber man schickte ihm die seidene Schnur. Die sie ihm schickten, tragen nun vor dem Volke die Beweislast, daß sie ihn zu ersetzen vermögen. Den Staatsmann und Patrioten. Und den gütigen und adeligen Menschen . . .





Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Fortsetzung)

Jetzt haben sie ihn!

Wenn die Försterbuben bei ihrer Einlieferung nach den Aufläufen in den Dörfern gedacht hatten, der Kreuzweg sei nun zu Ende, so war das ein Irrtum. Als sie in die Stadt Löwenburg einzogen, ging es erst recht an. Alle Bürgersteige, alle Plätze, alle Fenster waren voll Menschen, die das jugendliche Verbrecherpaar sehen und ihrer Entrüstung Ausdruck geben wollten. Besonders auf der Murbrücke, da war es schon lebensgefährlich, wie die Leute sich drängten, auf den Geländern saßen und standen und mit hellem Geschrei die gefesselten Burschen beschimpften. Vornehme Herren und Frauen darunter. Leute, die im Alltag selbst ihre bedenklichen Flecken auf der Seele haben: vor den Raubmördern stehen sie hoch und glänzend da, und dieser Erhabenheit geben sie durch schallende Entrüstung über die Elenden Ausdruck. Der Friedel, der draußen vor seinen Kameraden die Augen niedergeschlagen hatte, hier machte er sie keck auf und schaute mit Verwunderung auf die strenge Sittlichkeit, die diese Städter aufzeigten. Nun sah er dort am gemauerten Brückenpfeiler einen Bekannten von daheim — aus der Bärenstuben. Der Krauthas war's, der, ein Bündel Kräuterwerk auf dem Rücken, stehen geblieben war, um diesen Einzug seiner Landsleute anzuschauen. Er hielt seinen hageren Körper schief, bog seinen Hals vor und schaute. Er schrie nicht und schimpfte nicht, machte ein trauriges, fast erschrecktes Gesicht und schob dann ab hinter den Pfeiler. Dieser verkommene Mensch! Und ist der einzige Mensch auf der ganzen Brücke! — so dachte der Bursche.

Bald darauf marschierten sie durch ein hohes, finsteres Tor hinein ins Gerichtsgebäude. Schier eine willkommene Zuflucht vor der gewaltigen Tugendhaftigkeit der Menge. Und hier wurde jeder der Burschen in eine besondere Zelle gesteckt.

Am nächsten Tage ein weiteres Verhör. Es begann ähnlich wie die vorhergegangenen im Forsthause — aber geendet hat es anders.

Es waren etliche fremde Herren da, junge mit Nasenzwickern und aufgestrammten Schnurrbärten, alte mit glatten Gesichtern und grauen Haaren. Alle schauten so gleichgültig drein, als ob jeden Tag so ein paar Jungen eingebracht würden, die einen Touristen ermodet hatten im wilden Birg. Kein Haß und keine Liebe war zu entdecken in diesen ernstgleichgültigen Mienen. Während Elias heimlich fast gewünscht hätte, die Richter möchten recht hart, die Behandlung recht roh, die Strafen schmerzvoll sein, damit das Märtyrertum um so größer wäre.

Die Fragen waren wieder nach Dingen wie das erstemal. Die Antworten auch wie das erstemal. Der Friedel hatte den Fremden von der Seealmhütte aus noch ein Stück begleitet gegen das Kar und hatte dort nach der Augenschau den Weg beschrieben durch das Knieholz, über das Kar und den Schrund hinan bis zum Joch. Dann war er umgekehrt. Die Uhr hatte er von dem Fremden als Führerlohn erhalten. Sie ging bei den Herren von Hand zu Hand, man beschaute, schätzte sie. Ein gewöhnliches Schweizerwerkel im Stahlgehäuse — nicht acht Kronen wert. Das Geld hatte der Friedel vom Zimmermann Joseph ausgeborgt. Einer der Herren konnte bereits angeben, daß das auf Wahrheit beruhe. Das Schriftstück über die Aussage des kranken Zeugen war eben eingelangt. Nun aber das Messer, das am Tatorte gefunden und womit unzweifelhaft der Mord begangen worden! Es war ein Taschenmesser mit zwei Klingen und einer Perlmutterschale; von dieser war ein Stück weggebrochen. Mehrere Leute in Eustachen hatten mit Bestimmtheit ausgesagt, daß es Friedels Messer sei, und dieser leugnete nicht einen Augenblick, aber er gab an, daß er dieses Messer vor ein paar Monaten verloren habe. Einer der Herren fragte, ob er nicht Tag und Ort angeben könne, wann und wo er glaube, das Messer verloren zu haben. Der Bursche sann nach und sagte, es sei ihm sicher, er habe das Messer an einem Sonntag in der Fastenzeit in einer Kohlenbrennerhütte der Bärenstuben verloren. Er habe dort am nächsten Tage auch nachgefragt, aber der Kohlenbrenner Krauthas hätte nichts davon gewußt.

„Der Kohlenbrenner Krauthas?“ fragte einer der Herren gelassen und kühl, während er seinen langen Bart strich. „Wie heißt der Mann mit dem Vornamen?“

„Bartel — Bartel Krauthas.“

Als der Herr mit dem langen Bart so viel gehört hatte, wandte er sich an den Vorsitzenden und verlangte Unterbrechung des Verhöres. Es müsse der Bartholomäus Krauthas herbei. Der Krauthas sei in Löwenburg polizeibekannt. Er gehe zurzeit in der Stadt hausieren mit Wurzeln und Kräuterwerk. Augenblicklich wohne er bei seiner Tochter, auch eine von solchen, über die polizeilich Buch geführt werde. Der Mann sei als Wilderer, unbefugten Gewerbes, selbst Diebstahls wegen viel vorbestraft.

Gegenwärtig stehe er in dringendem Verdacht eines Einbruches im Fürstlich Trustbergischen Jagdschloß auf dem Tauern. Die Polizei sei eben dran, den Vagabunden festzunehmen und werde sich freuen, mit ihm aufwarten zu können.

Das Verhör mit dem Krauthasen verlief überraschend einfach. Im ersten Teil desselben fungierte er gleichsam nur so als Zeuge, im letzten war er — der Verurteilte.

Fix hatte der Staatsanwalt gearbeitet. Den Einbruch im Jagdschloß hatte der Krauthas gleichgültig, wie eine Bagatelle eingestanden, und jetzt hatte man ihn. Im Jagdschlosse war neben einem aufgebrochenen Zigarrenkistchen das Stückchen einer Messerschale aus Perlmutter gefunden worden. Dieses Stückchen paßte genau in die Scharte des Taschenmessers, mit dem Nathan Böhme ermordet wurde. Anfangs war der Krauthas verblüfft, daß sein schlauer Lebenslauf ein so plötzliches Ende gefunden, dann warf er die Flinte ins Korn und dachte nur daran, so viele Milderung als möglich herauszuschlagen.

„Ich wär' ja eh selber kommen, meine hochansehnlichen Richter!" sagte er weichmütig mit singendem Stimmlein. „Gestern, wie ich auf der Brucken die jungen Herrn hab' g'sehen, da haben's mir so viel derbarmt, daß ich gleich hab' g'sagt: Krauthas, das geht nit, daß die etwan gar sollten eing'sperrt werden. Bist ein ehrlicher Kerl, mußt dich stellen."

Dann kam er mit seinen Rechtfertigungen. Die Leut' hätten schon seinen Vater um Haus und Hof gebracht. Ihn selber hätten's auch immer verfolgt, bis er der elendeste Lump sei geworden im ganzen Gau. Kein Mensch tät' ihm mehr was borgen, was schenken wollen, keine Arbeit mehr, keine Lebensmittel, keine Courage zum Sich-selber-Abtun. Für ihn sei es am gescheitesten, er überließe das anderen.

Also, wie es zugegangen sei?

Nun ja, zugegangen. Da hätte er halt gehört, wie der fremde Böhm, der sich beim Michelwirt in Eustachen aufgehalten und Geld gehabt, einen Fremdenführer übers Gebirg sucht. „Mich nimmt er nit, dafür sind schon die Leut' da, die ihm Angst machen vor meiner. Aber daß die Förstersbuben nur bis zur Seealm mitgehen, das han ich mir denkt. Von der anderen Seiten bin ich herüber und han auf'paßt. Und vom Joch herab g'sehen, wie der Mann allein durch die Zirben geht. Und sich niedersetzt auf den Anger, weil er was 'gessen hat. Wie ich durch die Zirben abischleich', schlaft er. Der Hals is gar so schön nackend g'west. — Viel han ich eh nit g'funden."

Ob er dabei allein gewesen sei?

„Ich bitt' Ihnen, Herr Gerichtsrat, bei so ein' G'schäft wird man wen zuschauen lassen!"

Nach diesen und weiteren Aussagen des Krauthasen war es also klar.

Nun aber der Student! Gar ernstlich wurde Elias befragt, weshalb er eine Tat eingestanden, die er nicht begangen?

Und die Antwort des Elias: Man habe ihm gesagt, sein Bruder sei, wenn auch nicht bei der Tat ertappt, soviel als überwiesen, sein Bruder habe es getan. So habe er alles auf sich nehmen wollen. Der Fridolin lebe gern und werde sich bessern; er, Elias, sterbe gern und wolle die harte Strafe aufopfern für seine Sünden. Und könne der Bruder auch besser für den alten Vater sorgen als er im Priesterstand. Dann — das hatte er ganz leise und schämig gesagt — sei er dem Bruder eine Buße schuldig, denn er habe ihm schmählich ins Gesicht geschlagen, und der Bruder habe sich nicht gewehrt. Nun, und wie ihn die Herren so gefragt hätten im Forsthaus und sie ihm fast die Antwort aus dem Mund gezogen, da hätte er gedacht: In Gottes Namen, an mir ist nicht viel gelegen!

Der Friedel war entsetzt. Jetzt, das erstemal hatte er es gehört, daß Elias der Überzeugung gewesen, er, der Friedel, habe den Mord begangen, und daß der Student sich so habe aufopfern wollen. — Im Bewußtsein seiner Unschuld hatte der Friedel die Geschichte gar so ernst nicht genommen, obschon er sich das Volk in Eustachen und Ruppersbach gut gemerkt, besonders die Buben, die ihn und den Bruder am meisten verhöhnt hatten. Bange war ihm freilich gewesen, die Zufälligkeiten, die man zu den schrecklichen Schuldbeweisen machte, könnten stärker werden als alle Beweise der Unschuld, und daß er wohl gar zu jahrelangem Kerker verurteilt werden möchte. Für den Elias hatte er gar nichts gefürchtet. So machte er sich im ganzen keine schweren Gedanken. Und daß nun der Bruder den Mord zugestanden, als hätte er ihn wirklich begangen — das war Wahnsinn. Das war reiner Wahnsinn.

Das Verhör hatte zu später Abendstunde geendet. Die Burschen wurden in Freiheit gesetzt und wollten sofort davon, noch in der Nacht nach Hause. Das ging nicht an. Die Schrift und die Sachen konnten ihnen erst am nächsten Morgen ausgefolgt werden, und Elias suchte dem Bruder Lust zu machen, noch eine Nacht im Arreste zuzubringen. Sie würden gewiß nie wieder einen sehen. Darauf gingen die Herren doch nicht ein, und den Brüdern wurde ein gutes Zimmer angewiesen, wo der Friedel in einem Bette, der Student auf einer Lederbank schlafen sollte. Noch um Mitternacht begann ersterer lustig zu schimpfen über den heiligen Eli Rufmann, der sich aus lauter Gottseligkeit an den Galgen lügen wollte. Elias tat, als schlafe er, war aber versunken in ein heißes Dankgebet, daß er die Kraft gefühlt hatte, ein so großes Opfer zu bringen. Und daß er doch endlich hatte erwachen können aus dem furchtbaren Traum. Und jetzt wunderte es ihn, daß er unter der Vorstellung, sein Bruder Friedel sei ein Raubmörder, auch nur eine Stunde hatte leben können.

Aber geschenkt wurde ihm die wahnsinnige Torheit nicht. Friedels lustiges Schimpfen schlug in derbe Vorwürfe um, in eine zornige Entrüstung, je klarer ihm die Sache ward. „Das ist schon nicht mehr Dummheit, das ist Schlechtigkeit. Ich dank' schön für eine solche Meinung über einen leiblichen Bruder!" so sprach er voll Hohn. „Also mein lieber geist-

licher Herr hat geglaubt, ich hätt' den Mord begangen und möcht' mir's gefallen lassen, daß sich ein anderer für mich hängen läßt! Was hast du schon gewinselt über deinen Schlag in mein Gesicht, und was ist ein Faustschlag dagegen, daß du mich für eine solche Canaille hast gehalten! Ich mag dich nit mehr, du Schandbub', ich mag dich nit mehr!" Und wie der Friedel das sagt, brüllt er auf vor Zorn und Schmerz.

Und jetzt erst, jetzt erst ist dem einfältigen Elias ein Licht aufgegangen von der abgrundtiefen Gottlosigkeit, die in seinem Tugendopfer verborgen gelegen. Von der Lederbank stand er auf, im weißen Nachthöslein auf den Knien rutschte er hin zu des Bruders Bett und bat um Verzeihung. Hübsch lang ließ der Friedel ihn knien und bitten und weinen. Endlich hielt er's nicht mehr aus vor Erbarmen. „Jetzt sei so freundlich und hör' mir einmal auf mit deinem Wimmern! Ja? — Ich rat' dir nur eins, bitt den heiligen Geist um Vernunft, wenigstens um so viel, was in einem Spatzenkopf Platz hat. Nachher kann man's mit dir ja noch einmal probieren. Und jetzt schau, daß d' in dein Nest kommst, sonst kriegst noch die Strauchen (den Schnupfen), und bei der ist's nix mit der Marterkron'! Gute Nacht, dummer, guter, dummer Bub'!"

Heimkehr ins Forsthaus

Und am nächsten Tage in frischer Sonnenfrühe ging es heimwärts.

Der Friedel hatte im Gerichtsgebäude noch die Einbrennsuppe ablehnen wollen; den Spitzbubenkaffee möge er nicht, er wolle sich einen anderen im Kaffeehaus kaufen. Da sagte Elias: „Bruder, tu nicht übermütig werden! Iß mit mir noch einmal diese braune Suppe, damit du von dem Gelde nichts auszugeben brauchst. Das wirst du, wie es dir das Gericht in die Hand gegeben hat, dem Zimmermeister Joseph heimbringen."

Wurde der Friedel ernsthaft und sagte: „Du hast recht. Ich hab' mir's selber fürg'nommen und will's nimmer vergessen. Elias, von jetzt an —"

Er blieb stecken. Allein als sie dann die Stadt hinter sich hatten, rechts und links der Straße die tauigen Wiesen, die Bäume mit den langen Schatten, die Berge im goldenen Sonnenschein — da griff er's wieder auf: „Elias, ich sag's dir, von jetzt an will ich anders werden. Lustig schon, wenn's geht, aber leichtsinnig nimmer. Ein Hund bin ich g'west, wie ich den Vater immer einmal gekränkt hab'!"

„Hund mußt du nicht sagen!" mahnte Elias.

In ruhiger Frohheit wanderten sie wegshin. Des Elias Wahnsinn war vergessen. Er meldete sich auch nicht mehr. Ein Delirium des Schreckes, sonst war es nichts gewesen.

Und jetzt lag sie wieder da, die leuchtende, klingende Welt Gottes.

Fern aus dem Hintergrunde des Tales stand schier in Sonnenduft gehüllt die steile Wand des Ringsteins auf. Dort liegt Eustachen, und dahinter das Forsthaus. Als ob sie jahrelang fortgewesen wären, so zog es sie heimwärts.

Als es heiß geworden war, setzten sie sich in den Schatten zweier Fichten, unter denen das Steinbild des heiligen Johannes von Nepomuk stand.

„Sind dir auf unseren Straßen nicht schon die vielen Heiligenbilder aufgefallen?" fragte der Student.

„Du hast sie ja doch gern, die Heiligenbilder — nit?"

„Wenn sie schön sind. Besonders" — fast errötend gestand es Elias — „die Muttergottes muß schön sein. Vor einem häßlichen Marienbilde, wie man sie in Wallfahrtskirchen sieht, könnte ich keine Andacht haben. Nein, so widerwärtige Bilder! Möchte nur wissen, ob das auch in anderen katholischen Ländern so ist."

„Kunnten ja einmal nachschauen gehen", sagte der Friedel. „Ich denk', die Leut' werden halt nirgends schönere Bilder machen, als sie können. Die Heiligen braucht man ja nicht zum Anschauen."

„Vielmehr, daß wir ihnen nachfolgen", gab Elias bei.

„Ja, wenn sie kamodt wären wie vorzeiten", sagte der Friedel. „Deinem Namenspatron, dem heiligen Elias, haben die Raben das Brot vom Himmel gebracht, aber unser vergessen sie halt, und möchte schon bald was essen."

„Wart nur," sagte Elias, „wer Vertrauen hat, der erlebt jeden Tag Wunder."

„Du, Elias, bei deinem starken Glauben zu der Muttergottes hätt' sie uns schon helfen können, wie wir jetzt in der großen Not sind g'west."

„Sie hat uns ja g'holfen, sonst wären wir jetzt nicht im Sonnenschein."

„Das Taschenmesser hat uns g'holfen, das du mir g'schenkt hast."

„Wer sagt dir denn, daß es nicht die liebe Muttergottes gewesen ist, die mir den Gedanken eingegeben hat: deinem Bruder kaufe ein Taschenmesser?"

„Wenn dir das nit wär' eing'fallen, so hätt's mit diesem Messer nit geschehen können, und wir wären in keinen Verdacht gekommen."

„Friedel, das mußt du dir abgewöhnen, daß du allemal alles von der schlechten Seite anschaust. Auf deine Weise wäre ja ich an der ganzen Geschichte schuld."

„Das hab' ich nit gesagt. Du siehst nur, daß sich alles ausdeuten läßt, wie man's braucht."

Ähnliche Gefechte führten die Burschen mehrere unterwegs, warfen aber fast allemal die Degen weg, bevor einer verwundet wurde.

Zur Mittagszeit wollten sie in keines der Straßenhäuser einkehren, aus denen sie ein paar Tage vorher so grausam beschimpft worden waren. Bei einem abseitsstehenden Bauernhause sprachen sie zu und bekamen dort Klöße mit Kohl.

„Siehst du, Bruder, daß die Raben auch heute noch fliegen?"

„Ja, ja, Elias, du hast immer recht. — Aber jetzt sollt' er uns schon bald entgegenkommen."

„Ja, ich schau' auch schon immer aus."

„Wissen muß er's ja schon, daß wir auf dem Heimweg sind."

„Ich habe nur eine Angst," gestand Elias, „wenn er's hört, was für eine Dummheit ich habe angestellt."

„Du, um das Donnerwetter beneide ich dich nit!"

„Unwahrheit ist halt doch schon einmal gar nichts wert," sagte Elias mit ungleicher Stimme, „auch wenn man was Gutes mit ihr wollte stiften. Ich bitte dich, Friedel, hilf du mir beim Vater."

„Ich sag', wie ich gesagt hab'," antwortete der Friedel, „willst mich nit noch einmal fuchtig machen, so red' von was anderem."

Da redete der Student gar nichts.

Als sie am Nachmittag gegen Ruppersbach kamen, sagte der Friedel: „Na, durch das Nest mag ich nit gehen." Da schlugen sie links einen Feldweg ein, um dem Dorfe auszuweichen. Sie kamen an den hohen Pappeln vorbei, die in einer Reihe standen wie Riesenlanzen. Darunter zog sich eine Mauer hin. Sie gingen an der Mauer entlang, da kamen sie zum Tor, das offen stand. Elias konnte an keinem Friedhof vorbeigehen, ohne den Hut vom Haupte zu ziehen und ein Vaterunser zu beten. Und wenn er drinnen mitten unter den weißen Mäuerlein und kleinen, schiefstehenden Kreuzlein ein großes Christusbild ragen sah, da ging er hinein, schaute zum Erlöser auf und las dann die Inschriften der Denkmäler. So tat er auch heute, und der Friedel ging mit ihm. Er las Grabschriften, und zwar darauf hin, ob sie ungereimt und spaßig wären. Dieweilen wird's ein bissel kühler zum Wandern.

„Schau, was Leut' sterben!" sagte er jetzt und zeigte auf die frische Hügelreihe mit den unangestrichenen Holzkreuzlein.

Elias trat hinzu und las Namen, wie sie auf den Kreuzchen standen.

„Johann Dröschler."

„Das ist der alte Müller gewesen," sagte der Friedel, „weißt, der bucklige Alte, der ganz krummgebogen war, wo der Saubub', der Wegmacher Kruspel, hat gesagt, den müßten's, wenn er einmal gestorben wär', in eine Baßgeigenschachtel legen."

Elias las weiter: „Andreas Holzbruckner."

„Ist im Rausch in den Fluder gefallen, Gott tröst' sein' Seel'!"

„Maria Buchebner."

„Ah, das ist die Pichelbäurin, die so viel hat leiden müssen."

„Nathan —"

Elias stockte.

„Wer denn weiter?" fragte der Friedel.

„Nathan Böhme!"

Nun standen sie da und schwiegen. Und murmelte endlich der Friedel: „Da unten liegt er." Und standen lange vor diesem Hügel und sagten nichts weiter. Können es uns wohl denken, was durch ihre Seelen gezogen sein mag. Endlich atmete der Friedel schwer auf und schritt weiter. Er hatte feuchte Augen.

„Da ist ein Rufmann", sagte Elias leise.

„Bei meiner Treu', da ist ein Rufmann. Paulus Rufmann, wie unser Vater heißt."

„Ich habe nie etwas gehört, daß es in unserer Pfarre auch sonst noch Leute gibt, die Rufmann heißen. Der Vater ist vom Bayerischen her."

„In Sandwiesen der Tabakskrämer heißt Rufmann, hat Rufmann geheißen", wußte der Friedel zu sagen.

„Der wird's sein", gab Elias bei. Dann gingen sie aus dem Friedhofe fort und ihres Weges weiter.

Oberhalb Ruppersbach kamen sie wieder zur Straße. Sie gingen ein wenig schneller und sprachen nicht viel. Da sahen sie, wie ein Wagen entgegenkam.

„Das ist der Vater!" rief der Friedel. „Es sind Michelwirts Pferde, da sitzt der Vater im Wagen."

Es saß wohl einer drinnen, aber das war der Michelwirt. Er war selbst der Kutscher, hielt jetzt die Pferde an und stieg aus.

Fröhlich grüßten sie ihm entgegen, und der Friedel sagte: „Du, Onkel, das war jetzt eine Zeit, die möcht' ich nit wieder derleben. Warum ist der Vater nit mit?"

„Ist so viel heiß heut' und der staubige Weg. So bring' ich euch den Wagen entgegen", sagte der Michel und faßte die Pferde an der Geschirriemung, um sie zu wenden. „Steigt nur gleich ein!"

„Ich will auf den Bock."

„Geht nit, Friedel, ist zu schmal für uns zwei, setzt euch nur kamodt in den Wagen."

So fuhren sie gegen Eustachen. Der Michelwirt hatte nur ein paarmal ausgerufen: „Also der Krauthas!" Denn es war schon bekannt geworden. Im übrigen redete er nicht viel, mußte auf die Pferde achtgeben. Elias schwieg, und der Friedel schwieg auch, weil ihm bange geworden war.

Der Michel hatte gemeint, er würde die Burschen bei dem Wiedersehen an die Brust reißen müssen. Statt dessen war es so kühl hergegangen. Schon gut so. Da ahnte er wohl, wenn er jetzt ruhig bleiben soll und nichts verraten, so darf er das Herz gar nicht anrühren. — Am Eingang des Dorfes, vor der Kapelle, standen schon Leute, Jugendkameraden, darunter auch die Gerhaltbuben. Ohne Willkommsgeschrei reckten sie den Ankömmlingen die Hände entgegen, aber diese taten nicht viel desgleichen, und der Michel hielt die Pferde nicht an, ließ sie vielmehr sehr rasch zwischen den Häusern hintraben bis zum Wirtshause.

„Wir wollen nit einkehren, wir wollen gleich heim", sagte der Friedel.

„Na na, Buben, zukehren müßt ihr schon bei mir. Ihr habt Hunger und Durst. Frau Apollonia hat schon daran gedacht. Auch abstauben werdet ihr euch wollen."

„Wir möchten schon den Vater haben", sagte der Student.

„Ich glaub's euch, Buben, ich glaub's euch, wird aber jetzt nit zu

Haus sein. Kunnt sein, daß — er notig was zu tun hätt' und vor dem spaten Abend nicht heimkommt."

„Die Nachricht hat er doch erhalten?"

„Ei, das schon, die Nachricht, die wird er schon bekommen haben. — Poldl, komm doch herfür und spann die Pferde aus!"

Wenn der Vater jetzt ohnehin nicht daheim ist, da konnten sie ja einkehren, dachten die Burschen und traten ins Haus.

„Da sein's halt jetzt, die armen Hascher", klagte der alte Pfründner Wenzel, der im Vorhause stand.

„Schau, daß d' weiterkommst", herrschte ihm der Wirt zu, so daß dem Alten ungleich wurde.

„Was hat er denn heut', unser Herr?"

Der Tisch war schon gedeckt, die Kellnerin brachte Speise und Trank, und die jungen Wanderer ließen sich nicht nötigen. Der Michel saß neben ihnen, fragte nicht viel und erzählte nicht viel. — Schenkte Wein in die Gläser. „Tut's trinken, Buben! Der Wein, wenn's auch heißt, zuviel wär' ungesund, er ist und bleibt eine Gottesgab' und erfrischt das Herz. Schon gar, wenn der Mensch — — — Ich kunnt' den Wein nimmer entbehren." Er füllte auch sich ein Glas und leerte es auf einen Zug.

So oft die Küchentür aufging oder auch nur das Küchenfensterlein, spannte der Friedel die Augen. Aber er nahm nichts wahr. Auf dem Tisch in einem weißen Krüglein stand ein frischer Blumenstrauß. Das war alles.

Kurz, aber lebhaft hatten sie erzählt von den Verhören in Löwenburg, besonders vom Krauthasen und wie ihre Unschuld aufgekommen war. Da fragte Elias plötzlich: „Ist jetzt nit ein Rufmann gestorben da wo herum —?"

Der Michel konnte wohl nicht gleich antworten.

„Auf dem Friedhof haben wir einen Rufmann gefunden."

„Seid ihr auf — dem Friedhof gewesen?"

„Das ist gewiß der Tabakkramer in der Sandwiesen," sagte der Friedel, „hat ja Paulus geheißen, nit?"

„Mir scheint."

Der Michel tat, als sei er gerufen worden. Er ging rasch hinaus und sagte zur Frau Apollonia, die schon immer ängstlich gehorcht hatte an der Tür: „Das soll wer anderer tun. Ich bring's nit übers Herz."

„Aber, mein Gott, ehvor sie heimkommen, muß es ihnen doch gesagt werden."

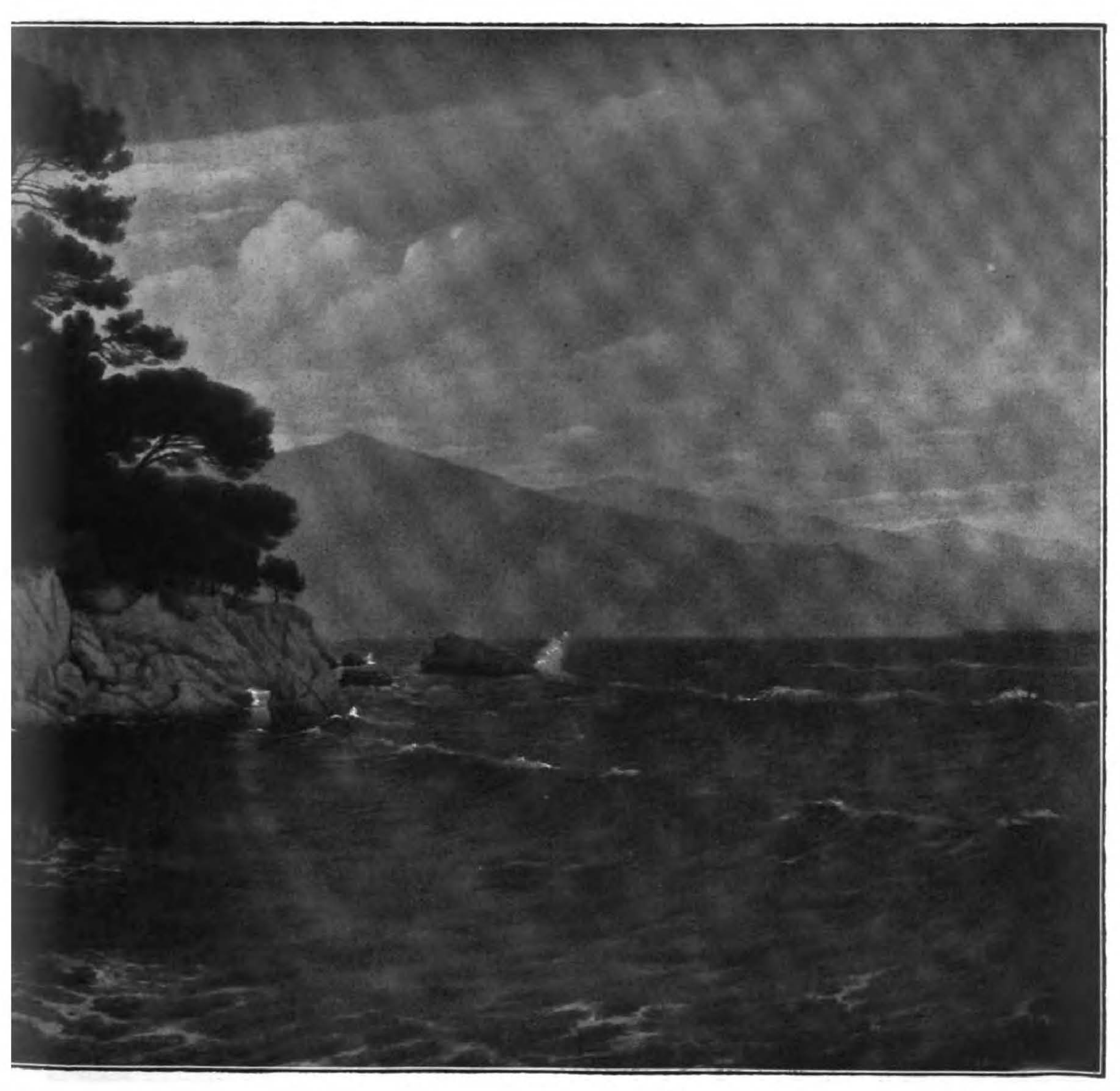
„Frau, sie kommen selber drauf, sie sind schon nahe dran."

„Wenigstens lassen wir's früher essen", sagte sie. „Mein Gott, wie einem diese Buben derbarmen!"

Er beneidete die Frau um dieses arglose Erbarmen. Wie selig süß das war im Vergleich zu dem, was er auf sich hatte! — Dann ging er wieder in die Gaststube und setzte anders ein. Er schenkte neuerdings die Gläser voll: „Nur fest trinken, Buben! an so einem Tag kann man sich



Villa Spinola



G. v. Hoesslin

schon ein Spitzel gunnen. Nach einem solchen Sturm. Wie ihr tapfer seid g'wesen. Leben sollt ihr! Gott erhalte euch! Und was immer mag kommen, wir drei halten zusammen. Sollt' einmal eine Veränderung sein im Forsthaus oder wie — daß ihr's nur wißt: im Michelwirtshaus seid ihr daheim."

Gleichzeitig standen die Burschen vom Tische auf, und der Friedel rief plötzlich: „Michelwirt, mit unserem Vater ist was geschehen!"

Und darauf antwortete der Wirt: „Kinder, wie wäret ihr sonst auf den Kirchhof gegangen, wenn ihr's nit schon tätet wissen."

Elias rührte sich nicht und blieb stumm. Der Friedel aber gab einen gellenden Schrei. Dann warf er sich auf den Tisch nieder und weinte laut. Und dazwischen hervor schrie er zornig: „Was ist ihm geschehen?"

Und der Wirt zagend, gedämpft: „Ertrunken."

„Ertrunken?" Der Bursche hielt den Kopf und hielt ihn mit beiden Händen: „Ertrunken! So haben's ihn allein gelassen!"

„Allein gelassen wohl nit . . ."

„Komm, Bruder!"

Rasch erhoben sie sich. Jetzt kein Halten mehr.

Als sie hinausgingen, stand im Hintergrunde des Vorhauses das schlanke Mädel und schaute her. Er hat sie gesehen und nicht gesehen. Sie warteten nicht ab, bis eingespannt war, sie lehnten den Wirt ab, der sie begleiten wollte. Als ob hinter ihnen etwas Feindliches her wäre, so eilten sie hin am Waldsteig, und in der Abenddämmerung sahen sie das Forsthaus vor sich liegen. Und hörten dort stoßweise weinen. Als sie in den Hof kamen, sahen sie, daß es der Waldel war. Und als der Kettenhund die Heimkehrenden bemerkte, da wurde sein Heulen noch kläglicher. Er sprang sie nicht an wie sonst, wenn sie sich nahten, er lag auf der Erde, deren Sand er aufgescharrt hatte, feucht unter den großen schwarzen Augen, so schaute er sie an und heulte und wimmerte leise, als wollte er ihnen alles Schreckliche erzählen, was geschehen war. Zum Tore kam die alte Sali heraus, langsam, gab ihnen aber nicht die Hand. „Unser Herrgott weiß es! Weil nur ihr da seid! Weil nur endlich ihr wieder da seid! O du liebe Frau im Himmel oben, die Freud', wenn er das noch hätt' erlebt!" Weinen tat sie nicht.

Elias hatte fast nicht den Mut, ins Haus zu treten. Nicht vor dem toten Vater konnte er sich fürchten, aber vor seinem zürnenden Geiste . . .

In der Stube vor dem Marienbilde an der Wand brannte eine rote Ampel. Sie brannte seit drei Tagen. „Und solang' ich in dem Haus bin, wird sie nimmer auslöschen", sagte die Sali. Aber als Elias in der Stube allein war, nahm er die Ampel von ihrer Leiste herab und stellte sie über dem Tische auf die Wandeckstelle, wo das Kruzifix stand. Maria unsere Fürbitterin! Aber das Licht gehört Ihm allein. —

So waren sie jetzt daheim. Und in dem Augenblick, als sie in dieses Haus getreten — wußten sie auch, hier waren sie fremd geworden. Ver-

wirrt und betäubt gingen sie eine Weile umher, gingen nur so umher und konnten nichts denken. Sie gingen in sein Zimmer, in die Kanzlei, in alle Stuben und Kammern und waren immer überrascht, den Vater nicht zu finden. Sie sahen sein Gewand, sein Gewehr, seine Bergstecken, seine Pfeife, seine Laute — alles, nur ihn selbst nimmer. Da setzten sie sich ermüdet hin und schluchzten.

Und endlich fragte der Friedel, wie es gekommen sei.

„Wie wird's denn gekommen sein?" rief die Alte unwirsch. „Wie's halt kommt, wenn was sein will. Dran schuldig seid auch ihr! Wenn man solche Dummheiten macht, daß man von den Gendarmen wird fort'trieben, das soll einem alten Mann nit 's Herz abstoßen?"

Fragte nun Elias zagend: „Nicht wahr, Sali, unser Vater hat sich selber das Leben genommen?"

„Ja, 'leicht wohl, daß er's selber hat 'tan, aber dran schuldig ist auch noch ein anderer! Hab' schon lang' nimmer viel gehalten auf den Wirt. Am selbigen Abend — 's ist am Tag, wie sie euch haben fortgeführt, der Michelwirt ist 'kommen und sagt, er will bei ihm bleiben, weil man ihn nit allein lassen kann. Und auch der Fürstand ist 'kommen und hat's dem Wirt auf'tragen: Schau gut auf den Rufmann, hat er g'sagt, ich hab's g'hört. Schau gut auf ihn, hat er g'sagt, ich vertrau' dir ihn an. Und hat ihm der Wirt müssen versprechen, und ist der Fürstand wieder fort, weil das Feuer ist g'west auf dem Ringstein. Eine Weil' sind's noch g'sess'n beieinand' und umeinander 'gangen im Haus. Ich bet' mein' Rosenkranz, daß uns doch unsere liebe Frau nit ganz möcht' verlassen. Nachher später, 's ist schon finster g'west, schau' ich zum Fenster aus und seh' sie nebeneinander stehen auf dem Anger. Hättest ihn nit sollen auslassen, denk' ich, weil er schon voreh mit dem Gewehr was hat anstellen wollen. Aber der Wirt schaut das Feuer an, leichtsinnigerweis', und rührt sich nit und schaut das Feuer an auf dem Ringstein und kümmert sich nit um den alten Herrn. Und auf einmal steht der Wirt allein da, und der Herr Vater ist nimmer neben seiner. Da geht euch der Wirt noch a Weil' vor dem Haus umeinand', eilen tut's ihm gar nit, so daß ich denk', der Herr ist schon wieder im Haus; aber wie ich merk', er ist nit da, bin ich wohl g'schwind gelaufen. Und steht der Wirt bei der Brucken und sagt: Ein End' hat's. — So, meine Kinder, so ist's g'west. Sonst weiß ich nix. Und jetzt möget ihr euch denken, wer euren Vater auf dem G'wissen hat."

„Der Michelwirt! Und wir all' miteinand'", sagte der Friedel.

Und Elias: „Ich ganz allein ..."

O traurige Stunden in derselbigen Nacht. Still sind sie gewesen, geschlafen hat keiner. Und um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht, da macht der Friedel Licht und sagt: „Elias, du hast einen Schulatlas."

Antwortete der Student: „Im Koffer obenan. Aber ein alter, die Eisenbahnen sind nicht drin."

„Das, was ich brauch', wird drinnen sein."

Er schlug das Blatt mit den beiden Halbkugeln auf. Die östliche und die westliche. Er brütete darüber. Dann warf er den Atlas hin und sagte: „Jetzt weiß ich auch wohin."

„Hast du's?"

„Nach Neuseeland. Das Land, das am allerweitesten von Eustachen entfernt ist. Kein Land so weit weg auf der weiten Welt als Neuseeland. Dort will ich hin." (Schluß folgt)



Mittag im August

Von

Hero Max

Ein weißes Flimmern, ein Hauch des Reifens über der sonnenschwülen Ebene.

Grünes Licht rinnt an den Fichtenstämmen herab und ballt sich zu kleinen Kugeln im Sand, am Saum des Waldes.

Lautloses Schweigen in den Wipfeln.

Stumm neigen sich die Scheitel der Berge in die Ebene herab.

Die Kornblumen blicken wie fromme Blauaugen zum wolkenleeren Himmel auf.

Entblättert vom Kuß des Windes flattert der Mohn seine roten Herzen über den Rain hinunter.

Trotzig und herb noch verbirgt der Weinstock seine Früchte hinter den grünen Fächern.

Schwer und angstvoll senken die Ähren die gesegneten Häupter.

An den Gärten des Dorfes hin geht einer, lautlos, mit gefalteten Schwingen, mit gesenkter Sense durch die Stille der weißen Luft, und prüft den Reichtum für seines Herrn Scheuern.



August

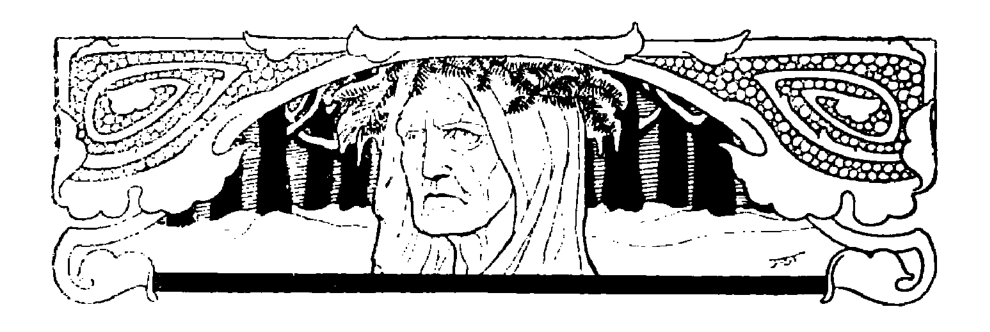
Von

Alois Neuther

Schwere goldne Garben
Für den Frühlingsbluſt;
Tiefe, satte Farben
Schmücken den August.

Weil wir leidend lernten
In der Blütenzeit,
Dürfen wir nun ernten
Reifste Seligkeit.





Ein Monistenbund?

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor

Der Vereinssucht der Gegenwart stehe ich immer mit einigem Mißtrauen gegenüber, und selbst wenn der Monistenbund mit einem so berühmten Namen, wie dem des Professors Haeckel, in Beziehung steht und in seinem Vorstand auch andere klangvolle Namen paradieren, kann ich doch nicht die zweifelnde Frage unterdrücken: Cui bono? Was soll der Bund? Wem soll er helfen?

Es scheint mir festzustehen, daß die Erforschung der Wahrheit in keiner Periode der Menschheitsgeschichte jemals durch die Bildung von Gemeinschaften gefördert worden ist; auch auf dem Gebiete religiöser oder philosophischer Spekulationen jagt der Löwe allein und er hofft nicht, durch Bildung eines Löwenklubs reichere Beute zu erjagen.

Wenn heute etwa Kant und Spinoza, Nietzsche und Schopenhauer, Luther und Goethe gleichzeitig lebten, sie würden zur Förderung ihrer Zwecke ganz bestimmt keinen Bund gründen, denn trotz unbestreitbarer Ähnlichkeit mancher ihrer Veranlagungen und Ideale sind diese Geisteshelden doch wiederum so grundverschieden, daß sie, zu einem Bunde vereint, einander mehr hindern als fördern würden.

Eine Wahrheit wird nicht noch wahrer, wenn sie die Unterschriften von tausend oder zehntausend Zeitgenossen findet, und ein Irrtum bleibt ein Irrtum, auch wenn er von sämtlichen Fakultäten aller Hochschulen vertreten wird.

Wie Luther an die Wittenberger Schloßkirchentür seine 95 Thesen gegen Tetzels Ablaßkram nagelte, so nagelt auch der neue Monistenbund seine weniger zahlreichen Thesen (und für diese Kürze gebührt ihm Dank) an das Tor seines Bundeshauses, und ich muß gestehen, wenn man diese Sätze überfliegt, so hat man im Anfange vielleicht nicht gerade viel dagegen einzuwenden, ja manchem Satze wird mancher gern seine Zustimmung geben. Aber, sobald man diesen Thesen schärfer zu Leibe geht, da erhebt sich ein ganzes Heer von Zweifeln und Bedenken und schließlich legt man kopfschüttelnd dieses merkwürdige Zeitdokument wieder aus der Hand.

Der Bund will, wie sein Programm besagt, die Kultur des einzelnen, des Volkes und der Menschheit fördern, indem er wissenschaftlich unhaltbare Weltanschauungen und deren Eingriffe in das Einzel- und Gesellschaftsleben bekämpft. Gut. Mag das, was tatsächlich unhaltbar geworden ist, weggeräumt werden; sicher ein verdienstliches Unternehmen; nur wird eine reinliche Scheidung zwischen der Kompetenz des bloßen Naturwissenschaftlers und des berufenen philosophischen Forschers, der für seine Tätigkeit Wage und Reagenzglas nicht immer brauchen kann, streng beobachtet werden müssen. Das Absolute, das Ein und All, das Allselbst läßt sich auch unter dem Mikroskop nicht nachweisen, und doch existiert es, das geben wir ja alle zu, wir streiten uns nur immer um seinen Namen, der doch für das Wesen an sich ganz gleichgültig ist.

Der Monistenbund will nun neue Erkenntnisse als Grundlagen einer neuen Weltanschauung verbreiten und „neue Ideale" der Lebensführung aufweisen und zu verwirklichen streben. Ein großes Wort, das, wenn es je zur Tat wird, uns mit Ehrfurcht durchschauern muß. Welches sind nun diese neuen Erkenntnisse und diese neuen Ideale? Vorerst geben uns die Thesen darauf nur indirekte Antwort, indem sie jeden Dualismus in Weltanschauung und Lebensführung als irrig und kulturhemmend bezeichnen. Besonders rechnen sie zu dieser Kulturhemmung die Annahme offenbarter göttlicher Wahrheiten, die eine absolute Autorität gegenüber dem menschlichen Forschen nach Wahrheit beanspruchen. Der Begriff der Offenbarung dürfte aber in allen erleuchteten Köpfen heute genügend geklärt sein, und daß eine Offenbarung, die mit naturwissenschaftlich erhärteten Tatsachen in Widerspruch steht, auf absolute Autorität keinen Anspruch mehr erheben kann, ist eine Binsenwahrheit, über die es sich kaum verlohnt, noch Worte zu verlieren.

Wenn ferner die Annahme unbedingter, übernatürlicher Kräfte und Gewalten, die als freie Ursachen des natürlichen Weltgeschehens gedacht werden, als irrig und kulturhemmend bezeichnet wird, so ist das wohl für jeden, der tiefer zu denken befähigt ist, so selbstverständlich, daß es zur Erhärtung dieser Selbstverständlichkeit ebenfalls keiner irgendwie gearteten Bundestätigkeit mehr zu bedürfen scheint.

Der dritte Posten aber, der in den Thesen als irrig und kulturhemmend bezeichnet wird, nämlich die Annahme eines himmlischen Jenseits, als Ziel und Vollendung des menschlichen Lebens auf Erden, dürfte doch in weitesten Kreisen, auch in denen des vorgeschrittensten Denkens, kaum unbedingte Zustimmung finden. Wenn man sich an dem Beiwort „himmlisch" nicht stoßen will, das hier doch nicht im wörtlichen Sinn, sondern nur allegorisch verstanden sein will, so ist die Annahme des Fortbestehens der geistigen Persönlichkeit nach dem irdischen Tode ein Überzeugungsschatz, den die besten Köpfe seit den Tagen altindischer Geistestätigkeit bis auf Goethe und die Gegenwart allzeit treu gehütet haben. Es wäre töricht, über die Art dieses Fortbestehens streiten zu wollen, aber dem Goetheschen

Ausspruch zu Eckermann: „Ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ganz unzerstörbarer Natur ist, es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit," wird auch heute von zahllosen urteilsfähigen Vollmenschen so rückhaltlos zugestimmt, daß ihn weder Haeckelsche Salonphilosophie noch irgend ein ihr huldigender Bund kaum jemals wird entkräften können.

Ich möchte Haeckels Philosophie wirklich nur als eine Salon-Philosophie bezeichnen. Das erklärt mir auch die weite Verbreitung seines Werkes „Die Welträtsel". Wo hat sonst je ein von echtem philosophischen Geiste durchwehtes Werk eine so bereitwillige Aufnahme bei der breiten Masse des geistigen Mittelstandes gefunden?

Ahnungslos wechselt der berühmte Naturforscher bei seinen philosophischen Exkursionen die Standpunkte, so daß ihm Ed. v. Hartmann nachwies, er sei zugleich ontologischer Pluralist (wegen seiner Naturauffassung als einer Vielheit mit getrennten Substanzen), metaphysischer Dualist (weil er in jeder Einzelsubstanz zwei verbundene metaphysische Prinzipien, Kraft und Stoff, annimmt), phänomenaler Dualist (wegen seiner Anerkennung von zwei verschiedenen Gebieten der Erscheinung, nämlich äußeren mechanischen Geschehens und inneren Empfindens und Wollens), Hylozoist (denn er schreibt jedem Teil der Materie Belebtheit und Beseeltheit zu), Identitätsphilosoph (indem er den Grund beider Erscheinungsgebiete in ein und derselben Art von Substanzen sucht), kosmonomischer Monist (wegen seiner Leugnung der teleologischen Gesetzmäßigkeit in der Welt und wegen seiner Anerkennung nur der kausalen), und Mechanist (indem er alles kausale Geschehen als mechanische Vorgänge zwischen materiellen Teilchen ansieht).

Wenn eine Philosophie von so wechselnden Voraussetzungen aus endlich zu dem Schlusse gelangt, daß die Annahme einer jenseitigen menschlichen Fortdauer irrig und kulturhemmend sei, so erscheint sie mir doch wenig beweiskräftig und zwingend, und dieser Posten in der Thesenreihe des Monistenbundes dürfte doch nur für weniger nachdenkliche Köpfe werbende Kraft besitzen.

Das positive Rezept zur Förderung der Menschheitskultur geben nun die weiteren Thesen in der Verordnung des Monismus, und zwar wird dieser Monismus die „neue Weltanschauung" genannt. Diese „neue" Weltanschauung bestehe erstens in der Einsicht, daß die Natur aus sich selbst erklärt werden müsse, ohne ein außernatürliches Prinzip, zweitens in der Erkenntnis, daß alles Geschehen nach ewigen ehernen großen Gesetzen verlaufe, die in der Natur der Dinge begründet sind, und drittens in der Gewißheit, daß die Natur einheitlich und dieselbe sei in allem Geschehen und Gestalten. Diese drei Sätze, cum grano salis verstanden, dürften heute doch ziemlich allgemeine Zustimmung finden, so daß zu ihrer Verbreitung erst einen Bund zu gründen, mir beinahe dasselbe scheint, wie Eulen nach Athen zu tragen.

Überrascht hat mich nur, daß diese Weltanschauung eine „neue" ge-

nannt und so der Schein erweckt wird, als sei der Monismus ein epochemachendes Erzeugnis moderner Geistestätigkeit. Du lieber Gott! er ist recht alt; er ist älter als das Christentum, älter als der Buddhismus, er reicht hinauf bis ins 15. Jahrhundert vor Christi Geburt, bis in jene Zeit, da die ersten Hymnen des Rigveda verfaßt worden sind. Älter noch als die Sankhja-Philosophie ist das Vedantasystem, und dieses „Ende des Veda" besteht doch nur in der Einsicht, daß alles mit dem Urwesen eins sei und daß gerade durch diese Erkenntnis der Mensch allem Wandel entrissen und der Wiedergeburt auf ewig entrückt werde.

Das wahrhaft Seiende ist das Eine, die Vielheit trügerischer Schein, die Sonderexistenz des Individuums der Traum der Maja. Wenn schon vor 34 Jahrhunderten der Dualismus verworfen und der Monismus gepredigt worden ist, z. B. im Brihad-âranyaka (4. Adhyâya 5, 1): „Denn solange es zwei gibt, sieht einer den andern, einer riecht den andern, einer hört den andern, einer grüßt den andern, einer merkt den andern, einer erkennt den andern. Wenn aber nur das Selbst dies alles ist, wie soll er einen andern riechen, sehen, hören, grüßen, merken, erkennen? Wie soll er den erkennen, durch den er dies alles erkennt? Wie soll er den Erkenner erkennen?" — wenn ein altindischer Denker und Dichter schon vor Jahrtausenden dies geäußert hat, wie kann man da heute noch den Monismus als eine neue Weltanschauung ausgeben und ihn als einzig brauchbares Bekleidungsstück für die Blöße und Hilflosigkeit unserer irdischen Existenz, als neu patentiertes Fahrzeug anpreisen, aus dem man aus der Misere unseres bisherigen Denkens in das Paradies einer neuen und alleinseligmachenden Weltanschauung gelangen kann?

Wenn unser neues Ideal die Menschheit sein soll, die ihre Stellung in der Natur kennt und auf Grund dieser Kenntnis selbstbestimmend in ihr Schicksal eingreift, so klingt das gewiß sehr stolz und verheißungsvoll. Nur scheint mir dabei gar zu einseitig nur auf die Naturwissenschaft Wert gelegt und das religiöse Bedürfnis der Menschheit völlig vergessen zu sein. Und dieses Bedürfnis existiert.

Religion ist ein anthropologisches Phänomen, das durch keine noch so subtile wissenschaftliche Betätigung beseitigt werden kann. Die Erlösungssehnsucht jedes menschlichen Wesens kann nie auf wissenschaftlichem Wege, sondern immer nur religiös gestillt werden. Reines Wissen bläht auf, nur der Glaube beseligt. Was einer glaubt und glauben will und glauben kann, darüber soll hier nicht gesprochen werden, das wird allzeit von dem Maße seiner Geisteskraft abhängig bleiben; aber ohne allen Glauben müßte der Mensch verdursten und verschmachten, und selbst der sogenannte Glaubenslose erfreut sich unabänderlich seines geglaubten Unglaubens.

Sollte ein freiverstandenes, innerliches Christentum nicht eine bessere Weltanschauung gewähren, als jener alte, wieder ausgegrabene und auf neu geplättete Monismus? Die tiefsten Grundlagen aller Religionen werden mehr und mehr in ihrer Ähnlichkeit erkannt werden, und wer den Schutt

der Jahrhunderte von dem Trümmerfelde zerborstener Tempel wegzuräumen versteht, der legt eine Krypte frei, über der nicht nur das Christentum, sondern auch alle anderen Kulte erbaut worden sind.

In diese Krypte kann ein jeder hinabsteigen, wenn er nur das eine mitbringt, ohne das kein Mensch voll zu leben vermag, und das er, wenn er seiner Kulturaufgabe genügen will, auch nie entbehren darf: den kindlichen unausrottbaren Glauben des Menschenherzens. Und hier erinnere ich mich eines Wortes unseres unsterblichen Landsmannes, des Professors Max Müller, der in einer der Hibbert-Vorlesungen im Chapter-House in Westminster-Abbey auch von jener gemeinschaftlichen Katakombe unter unseren Kathedralen sprach und die Zeit kommen sah, da alle, alle in sie eintreten würden.

„Wenn sie auch viel zurücklassen von dem, was in indischen Pagoden, in buddhistischen Vihâras, in mohammedanischen Moscheen, in jüdischen Synagogen, in christlichen Tempeln gelehrt und verehrt wird, so kann doch jeder das in die stille Krypte mit sich hineinnehmen, was ihm am meisten wert und teuer ist, die eine köstliche Perle, um die er alles, was er hat, hingeben würde: der Brahmane seinen Unglauben an diese Welt, seinen unerschütterlichen Glauben an eine andere Welt; der Buddhist seine Erkenntnis eines ewigen Gesetzes, seine Ergebung in dieses Gesetz, seine Milde, sein Mitleid; der Mohammedaner, wenn nichts anderes, so doch seine Mäßigkeit und Enthaltsamkeit; der Jude sein Festhalten in guten und bösen Tagen an den einen Gott, der Gerechtigkeit liebt und dessen Name ist: ‚Ich bin'; der Christ das, was besser ist als alles — mögen die Zweifler es nur selbst versuchen — Liebe zu Gott, man nenne ihn wie man wolle, den unsichtbaren, den unendlichen, den unsterblichen, den Vater, das höchste Selbst, über alle, durch alle, in allen, — und solche Liebe bezeugt in der Liebe zum Nächsten, in der Liebe zu den Lebenden, in der Liebe zu den Toten, in lebendiger, unvergänglicher Liebe."

In jener Krypte, ich zweifle nicht daran, werden sich dereinst alle begegnen, die die zehrende Sehnsucht ihres Herzens durch bloße Wissenschaftspflege nicht zu stillen vermögen; in jener Krypte wird es keines Monistenbundes mehr bedürfen, sondern wir werden alle eine Herde unter einem Hirten sein. In jene Krypte, wenngleich sie noch eng und dunkel ist, steigen, wie Max Müller ermutigend sagte, schon jetzt von Zeit zu Zeit manche hinab, denen der Lärm vieler Stimmen, der Glanz vieler Kerzen und der Zusammenstoß vieler Meinungen da oben unerträglich geworden ist.

Wer weiß, ob diese Katakombe nicht mit der Zeit weiter und heller werden kann, so daß die Krypte der Vergangenheit zur Kirche der Zukunft werde.





Des alten Gärtners Briefe

Von

Johann Ludwig Runeberg

Erster Brief

Den 20. Juni —36

Während mein alter Gehilfe die Blumenrabatten begießt und die Raupen von den Fruchtbäumen abkämmt, benutze ich die schöne Abendstunde, um Ihrem Wunsche und meiner alljährlichen Gewohnheit folgend Ihnen einige Zeilen zu schreiben und von uns und dem Garten Grüße zu senden. Ich wiederhole, was ich schon früher gesagt, daß ich nicht verstehe, warum Sie mir so oft schreiben und von mir Antwort wünschen, da doch alles, was ich zu berichten habe, nur einen kleinen Fleck Erde betrifft, den ich mit Schweiß und Liebe bebaue, sowie drei oder vier einzelne Personen, deren Leben innerhalb dieses Flecks hinfließt ohne große Veränderungen und Wandelungen, von denen zu hören Vergnügen bereiten könnte. Aber seit Ihrem kurzen Besuche bei mir habe ich zu Ihnen, werter Herr, Vertrauen gefaßt, da ich damals öfters in Ihren Augen las, daß meine Blumen Ihnen lieb waren; und ich bin gewiß, daß irgend ein Band uns aneinander knüpft. So will ich denn ohne Umstände wieder beginnen und möchte nur um Entschuldigung bitten, wenn meine Freude an jedem geringen Ding hier in meiner kleinen Welt mich verführt, zu weitläufig zu werden und Sie zu ermüden.

Wir haben, Gott sei Dank, einen sehr schönen Frühling. Seit zwanzig Jahren, seit dem Jahre, da ich mich selbständig machte, habe ich keinen schöneren erlebt. Der April war freilich stürmisch, und der Mai begann mit Kälte, so daß ich sogar mitten am Tage die Mistbeete decken mußte; aber gegen Ende des Monats änderte sich das Wetter, und es ist wunderbar zu sehn, wie jetzt alles gedeiht und vorwärts kommt.

Jetzt wäre die rechte Zeit für Sie, uns zu besuchen, da Sie doch den Frühling und das Wachstum so lieben. Jetzt stehen hier meine Parkanlagen und alle Inseln und der Strand rings um den See in Grün. Die Tulpen haben längst geblüht, ebenso die Narzissen. Äpfel- und Birnbäume sind

weiß von Blüten, und dies alles umschlingen die Fliederbüsche wie mit einem blauen Gürtel.

Warum sollte ich den Flieder nicht wert halten? Er nehme zu viel Platz fort, meinen Sie, und bringe keine Frucht. Man merkt eben, daß, als Sie hier waren, der Sommer schon weiter vorgeschritten war. Kommen Sie jetzt her, und Sie werden anders urteilen. Ich liebe diese Büsche von Kind auf. Ihre Frische erquickt mich, und ihre Pracht zur Zeit der Blüte ist eine Frucht für meine Seele. Doch lassen wir unsere ungleichen Gedanken hierüber auf sich beruhen. Ich will hier nur einige Worte sagen von den Anordnungen, die ich, seit Sie hier waren, getroffen habe, zum Teil nach Ihrem eigenen Rat und Ihren Entwürfen. Zwar habe ich sonst wenig Neigung zu Veränderungen; aber teils wollte ich Ihnen ein Vergnügen machen, teils mußte ich wegen besonderer Umstände, von denen weiterhin die Rede sein wird, von meinen Gewohnheiten abgehn.

Sie sollen nun zunächst hören, daß der nach Ihrem Entwurf auf der Kirschbaum-Insel errichtete kleine Tempel sich vortrefflich ausnimmt, besonders von Rosas Fenster aus, von wo man ihn durch die ganze Länge der Pappelallee hindurch wie eine große Seerose aus dem See aufsteigen sieht. Beim Bau wurde ich immer zufriedener mit Ihnen, je weiter die Arbeit fortschritt. Mit der Erweiterung des Platzes für die Küchengewächse ist ein hübscher Anfang gemacht, wodurch ich jetzt den ganzen Raum von dem alten Kirschbaumwald bis zum See für die Obstpflanzung frei bekommen habe. Die Pfropfreiser versprechen gut anzugehen. Ja, wenn man ihnen nur die Raupen fernhalten könnte. Dafür hat in den letzten Tagen mein alter Anders sorgen müssen. Noch zeigt sich nur hier und da ein zerstörtes Blatt oder ein zusammengerolltes Laubbüschel, aber ich denke mit Schrecken an die Jahre, als in der vollsten Blüte die Verheerung hereinbrach, als Grün und Glanz vernichtet und die nackt gefressenen Zweige mit weißem Gespinst überzogen wurden, so daß die Bäume ihre schönste Zeit verschlafen mußten und wie starre, winterliche Gespenster alle Sommerfreude verscheuchten. Ich weile ungern bei der Erinnerung hieran, denn von allem in der Natur ist mir nichts so schrecklich anzusehn, wie wenn lebende, unschuldige Wesen langsam hinsiechen und vorzeitig sterben unter dem zehrenden Zahn von Raupen, die sie selbst unbewußt schützen und nähren. Ach, was wäre wohl das Leben ohne Liebe zu des Lebens Stoff! Was ist ein Gewächs, das seine vergänglichen Blumen und Blätter nicht leicht und heiter trägt!

Noch vergaß ich zu sagen, daß ich doch nicht das Herz dazu hatte, die reizende Erlenlaube zu entfernen, die Sie am Strande, bis wohin ich jetzt die Obstpflanzungen ausgedehnt habe, damals anlegten. Sie steht noch mitten unter Apfel- und Birnbäumen, wie ein teures Andenken von Ihnen. Rosa sitzt zuweilen darin und näht und kann den Blick auf den hohen Hügel und die Kirche drüben am anderen Ufer des Sees nicht genug rühmen. Ich für mein Teil liebe diese Stelle weniger, weil die großen Klippen davor liegen, wo immer die Möwen schreien, die sich dort aufzuhalten pflegen.

Es ist merkwürdig, wie leicht ich gestört werde von dem geringsten Mißlaut. Vielleicht kommt diese meine Empfindlichkeit daher, daß ich beständig nur unter diesen frommen und stillen Wesen lebe, deren lautestes Geräusch bloß ein sachtes Flüstern ist, das der Wind hervorruft, wenn er an ihre nachgebenden Blätter und Zweige rührt.

Übrigens nicht einmal hier, werter Herr, sind uns Verdrießlichkeiten erspart. Eine besonders merkwürdige traf uns vor einigen Tagen. Den ganzen Morgen war der Himmel klar gewesen, und es war schönes Wetter, abgesehen von einer ungewöhnlichen Schwüle in der Luft. Später am Vormittag zogen sich Wolken zusammen, und es donnerte. Bald war der ganze Himmel verdunkelt, mehrere Sturzregen fielen, und die Blitze folgten immer rascher auf einander, ungewöhnlich rasch. Rosa und ich saßen eben beim Frühstück, als auf einmal der alte Gehilfe hereinkam. Nie werde ich es vergessen, wie verstört er aussah. Wie ich nachher hörte, hatte er durchaus noch die Melonenbeete decken wollen und dann, als der Regen zu heftig geworden, unter einem der größeren Ebereschenbäume an der Landzunge Schutz gesucht. Wie hätte ein solcher Baum wohl gegen ein derartiges Unwetter schützen sollen! Als der Alte eintrat, hing ihm sein Strohut wie ein nasses Tuch in der Hand, sein Sommerrock war ihm wie ein Kohlblatt um die Glieder geschlossen, das Haar lag ihm breit und triefend über das Gesicht und sein Gruß war nur ein Pusten ohne ein verständliches Wort. Im ersten Augenblick konnte ich nicht lassen zu lachen, aber das erzürnte ihn so, daß ihm die Zunge gelöst wurde.

„Ja, ja," sagte er, „es ist leicht zu lachen, aber jetzt ist alles aus!"

„Nun, mein Freund," sprach ich und hielt an mich, „zieh nur erst trockne Kleider an, so kommst du wieder zu dir."

„Ach, wer kümmert sich um mich," fiel er mit steigendem Unmut ein, „ich sage, es ist aus mit Fräulein Rosa, Gott helfe mir altem Manne! Ja, da sitzt sie jetzt jung und mit roten Backen, aber übers Jahr wird es wohl anders um sie stehen."

„Was ist das für eine Prophezeiung, Anders?" sprach ich und stand auf. „Was fehlt dir?"

Und nun kam er endlich heraus mit der Sache. Der Blitz hatte in Rosas Ulme eingeschlagen, die Äste zersplittert und den Stamm an der Wurzel gebrochen. Sie erinnern sich wohl des schönen Baumes; er stand gerade an der Ecke des Gebäudes, zur Linken, wenn man von der Landseite herkommt. Meine Betrübnis können Sie sich vorstellen. Dieser Baum hatte in der Tat etwas Ungewöhnliches an sich. Noch so jung und schon so entwickelt, so üppig! Der Stamm so schlank und hoch, und dann die Krone — erinnern Sie sich nicht, daß es uns auffiel, wie regelmäßig sie sich rundete? Anders habe ich zu trösten versucht, so gut ich konnte. Er scheint in der Tat mehr Rosas wegen bekümmert zu sein, als des Baumes wegen. Rosa selbst scherzt oft mit ihm über seinen komischen Schreck, aber der alte Mann schüttelt noch immer bedenklich den Kopf, so oft die Rede

darauf kommt. Es ist schade, daß er eine so lange Zeit bis zur Erfüllung seiner Prophezeiung angesetzt hat, denn nun wird er wohl bis zum nächsten Sommer bei seinem Wahne bleiben.

Doch noch eine Unannehmlichkeit. Die Planke auf der Landzunge, die meine kleine Halbinsel von der übrigen Welt scheidet, werde ich nun bald weiter einwärts, nach dem See hin, versetzen müssen, weil der Staub und der beständige Lärm der Straße, die jetzt an der Landseite dicht vorbeiführt, mich stört. Ich weiß nicht, aber mir will scheinen, daß die Zahl der Reisenden von Jahr zu Jahr zunimmt. Jeden Morgen muß ich nach den Gewächsen in der Nähe des Staketes sehn und sie abstauben und habe an dieser Stelle länger zu tun als an irgend einer andern im Garten. Es kommt auch öfters vor, daß irgend ein Unbekannter, wenn ich mich dort zeige, den Wagen halten läßt und mich um Erlaubnis bittet, einzutreten und meine Anlagen zu besehn; und wiewohl ich jedermann das kleine Vergnügen, das er daran haben kann, gern gönne, so kommen mir diese Besuche doch manchmal ungelegen. Doch das ist es nicht, was mich am meisten belästigt. Weit störender ist mir der Anblick einiger meiner Nachbarn, die täglich, und gerade in den Morgenstunden, ihren Spaziergang hier vorüber machen. Fast wäre ich versucht zu glauben, daß die Raupe, die in den letzten Jahren die Obstbäume verschont hatte, nun bei den Menschen eingezogen sei. Werter Herr, es lebt hier eine Sekte von gottseligen, schweigsamen düsteren Wesen, die es sich als einen Sieg anrechnen, die Freuden des Erdenlebens zu verwerfen, und die das, was sie für ihren höheren Schatz ansehn, bezahlt haben mit der Frische ihrer Wangen und dem Feuer ihrer Augen. Welch ein Gegensatz, wenn ich von meinen frischen, heiteren Blumen hinblicke auf diese Wesen! Bin ich solchen begegnet, so behalte ich für den ganzen Tag ein drückendes Gefühl von Niedergeschlagenheit, und unwillkürlich denke ich daran, wie bekümmert ich sein würde, wenn ich ein höherer Bruder dieser Menschenblumen und sie meiner Pflege anvertraut sein sollten, wie hier die Blumen in meinem Garten.

Und nun schließe ich meinen Brief mit den wärmsten Grüßen von Rosa. Sie bittet zu fragen, wie die Blumenzwiebeln, die sie neulich Ihrer Tochter geschickt hat, angehn und gedeihen. Zum Herbst verspricht sie eine Partie andere. Vielleicht begleitet sie diese dann selbst auf der Reise, wenn Sie es erlauben. Es tut ihr not, sich ein wenig in der Welt umzusehen; sie ist nun schon sechzehn Jahre alt. Ach, werter Herr, sie war nur ein Kind, als Sie hier waren; jetzt ist sie erwachsen, und warum sollte ich mich scheuen, es mit Freude auszusprechen, wie schön sie ist? Was hätte ich selbst zu ihrer Entwicklung tun können, ich hier mit meiner bestaubten Schürze, mit den geschwärzten Händen und dem Kopf voller Gedanken an meine Gewächse und Bäume? Ihre Mutter ruht längst im Grabe, und ich konnte nur ihrem Aufwachsen zuschauen und mich daran erfreuen. Sie ist für sich selbst aufgewachsen ohne Leitung von Menschenhand; ihr Vater war der blaue Himmel, ihre Mutter die ruhige Blumenwelt ihrer Heimat.

Ich weiß nicht, warum heute meine Gedanken mit solcher Liebe bei ihr verweilen. Vielleicht weil ich sie eben so sehr entbehre; sie ist nämlich seit einigen Tagen von Hause fort zu Besuch bei einer Verwandten und bleibt dort, bis ihre Vorbereitung zur Konfirmation vollendet ist. In drei Wochen erwarte ich sie zurück.

Nicht ohne Beschämung las ich diesen langen Brief durch, der so wenig enthält. Haben Sie Nachsicht mit Ihrem alten Freunde, werter Herr; er gibt, was er kann, und entschuldigt sich damit, daß er Ihrer eigenen Aufforderung nachkommt. Ich verbleibe ꝛc.

Zweiter Brief

Den 16. Aug. —36

Ich habe diese Menschen gesehn, mit Angst und wohl auch mit einer düsteren Ahnung. Ja, ich habe sie gesehen, diese dunklen Schemen mit ihren farblosen Wangen und halberloschenen Augen. Ja, werter Herr, stumme Wetterwolken sind lange an der Grenze meiner Freistatt vorbeigezogen; jetzt ist ein Blitzstrahl aus ihnen niedergefahren, und das Glück meines Lebens ist getroffen und gebrochen. Ob für alle Zeit? — Noch kann ich die Hoffnung nicht aufgeben. — Es war eines Morgens, am Tage nach Rosas Rückkehr. Mit der Sonne war ich auf, die Arbeit ging mir frisch von der Hand, und noch lag der Morgentau auf meinem Sinn wie auf den Blumen. Haben Sie es erfahren, wie einem zu Mut ist, wenn das Herz, wie die Biene, aus allem nur den Honig zieht?

Ich hatte einige okulierte Bäume beschnitten und kam zu der Ulmenhecke am Strande. Da saß Rosa dort.

„Rosa, sieh da, Rosa!" sagte ich. Sie stand auf und sagte mir guten Morgen. Ich wollte ihr Freude machen mit einer heiteren Beschäftigung. „Komm, Rosa," sagte ich, „wir wollen die Blumenbeete begießen; es sieht aus, als wollte der Tag heiß werden." Damit wollte ich schon gehen, aber ich merkte, daß Rosa zögerte. Als ich mich umwandte, traf mein Auge das ihre. Eine unsägliche Zärtlichkeit lag in ihrem Blick, die mich trübe, schreckhaft und peinvoll berührte, weil sie diesmal nicht von Freude gemildert war. Aber unsere Blicke ruhten lange ineinander — ich sah, erschrak und schwieg. Da sah ich in ihrem Blick, daß sie gegen ein aufsteigendes Weinen kämpfte; aber die Tränen siegten und brachen ihre Dämme, und sie fiel mir um den Hals, und ich hörte sie seufzen: „Ach Vater, Vater, daß du so verloren sein sollst!"

Wie der Blitz durchfuhr mich eine Ahnung, aber ich bezwang mich und versuchte ruhig zu bleiben. „Du bist krank, mein gutes Kind," sagte ich, „komm, du mußt ruhen, ich will dich hineinbegleiten."

Aber Rosa trat einen Schritt zurück. „Krank?" sagte sie mit einem halb stolzen, halb traurigen Ton, „ich bin krank gewesen, aber ich bin gesund geworden. Ich hatte wie du mein Leben in Staub begraben, der

heute glänzt und morgen hingeht; nun habe ich gelernt, das Leben zu leben, in dem es keinen Wechsel gibt. Vater, hast du je an Gott gedacht?"

Ich sah, was ich verloren hatte; es wurde finster in mir, und ich geriet in Zorn. „Birg dich vor dem Tageslicht, du Blume, in die der Wurm gedrungen ist," sagte ich, „du hauchst Ansteckung aus über meine unschuldigen Kinder und scheuchst den Morgenengel aus dem Park hinweg."

Noch ehe ich mich gefaßt hatte, gehorchte Rosa und ging. Aber indem sie vorbeischritt, sah ich, wie ihr Blick mich ergriff, als wolle sie mich in ihr Herz hineinziehen. Sie ging sachte den langen Gang nieder und verschwand hinter den Pappelhecken. Da beugte ich meine Knie, erflehte mein Kind von Gott zurück und weinte. So kam wieder Frieden und Sanftmut über mich, werter Herr, und ich ging Rosa nach. Als ich zur Tür ihrer Kammer gekommen, hörte ich ihre Stimme. Es war die Stimme einer Betenden, aber sie war gedämpft durch das Sausen des Windes in der Krone der Ulme vorn an der Vortreppe. Eine Weile verging, der Wind hielt den Atem an, und ich verstand die Worte: „er, er kann dir ein Werkzeug werden, und ich bin nur ein schwaches Weib. Nimm ihn auf in dein Licht, auch wenn du mich darum in meine Nacht zurückwerfen solltest."

Das Herz wollte mir vergehen vor Liebe und Schmerz. Ich öffnete leise und trat ein. Rosa hatte es bemerkt und kam mir entgegen, lächelnd wie ein Engel. „Ich habe gebetet für dich, Vater," waren ihre Worte „und ich bin erhört worden, denn du kommst herein zu mir und bist so milde." Ich nahm sie in meine Arme und küßte ihre Stirn. Aber ich wollte uns nicht mit Worten stören, sondern schwieg und ging wieder hinaus, bei meiner Arbeit Trost zu suchen.

Zur Mittagsstunde trafen wir uns wie gewöhnlich. Bei Tisch fiel kein Wort über den Auftritt am Morgen. Ich wollte ausweichen und vergessen. Rosa sprach viel von ihrer Verwandten und ihrem Aufenthalt bei dieser: mit welcher Innigkeit sie ihr begegnet sei, wieviel sie gelernt habe von ihr und von den edlen Menschen, die sie bei ihr gesehen und kennen gelernt, wie wichtig das auch für mich sei — hier schwieg sie und sprach den Satz nicht zu Ende. Weh, weh, lieber Herr, daß ich so wenig über meinen Garten hinausgeblickt und Menschen und Welt so wenig kennen gelernt habe! Sie verstehn dies alles. Ich schickte meine Blume fort, damit sie im Licht zur Entfaltung gebracht werde, und man hat sie in Feuer gepflanzt. Doch meine Bewegung brach nicht aus, ich bezwang mich und es wurde nicht gesprochen über den Sinn von Rosas Worten. Sie blieb nun stiller und hatte zuweilen ein Lächeln, das mich an früher erinnerte. Aber mitten in dem Spielen der Lichter auf ihrem Antlitz sah ich jetzt zum erstenmal einen Zug, über den das alte Leuchten nur selten Macht gewann und der nie verschwand, einen Zug von Leiden und Hinwelken, dem ersten Schatten gleich, der auf dem weißen Blatt der Lilie sein Dunkel zeigt und selbst nicht im Sonnenglanz aufhört zu verraten, daß es mit dem Blühen zu Ende gehn will.

Am Nachmittag sah ich Rosa nicht, aber gegen Abend ließ ich sie zu mir in den Garten hinabrufen. Sie kam, ich ließ sie meinen Arm nehmen, und wir gingen in den Alleen spazieren, meist schweigend. Wohl war es meine Absicht zu sprechen, aber der Abend war zu schön und mein Herz zu voll. Schließlich kamen wir an den Strand hinab. Ein Jahr vorher hatte ich an einem ebensolchen Abend mit Rosa an derselben Stelle gestanden. Alles war wie damals, nur sie — doch ich sah auch jetzt auf ihrem Gesicht einen Schein von Freude, als sie aus dem dämmerigen Gang hervortrat und der große, klare See mit seinen Gestaden und Inseln und die untergehende Sonne und das goldene Himmelsgewölbe sich vor ihren Blicken auftaten. „Hier war es," sagte ich zu Rosa, „wo du einmal eine Frage an mich stelltest, über die ich jetzt noch froh bin, wiewohl manches sich verändert hat."

„Was fragte ich damals?" sagte sie und sah mich verwundert und mit Spannung an.

„Wenig, ganz wenig; es war kaum eine Frage, es war ein Seufzer, ein kurzes Gebet. Du ruhtest hier aus, nachdem du den ganzen Tag mit den Blumen im Garten beschäftigt gewesen. Ich saß in der Nähe und blickte bald auf die Gegend, bald auf dich; denn ihr wart damals einander ähnlich, mehr als jetzt, und diese Ähnlichkeit machte mich glücklich. Als nun jeder Hauch sich gelegt hatte und der See die Erde und den Himmel spiegelte, und der Himmel wiederum wie ein Spiegel alle Farben der blühenden Erde zurückstrahlte und die Sonne dies alles mit ihrem Lichte umarmte, da lächeltest du und fragtest, was schöner sei, die Erde oder der Himmel? Das war deine himmlisch-unschuldige Frage, mein Kind, und sie liegt mir noch im Sinn."

Ich war gerührt und glaubte, ich hätte Rosas Herz getroffen; aber sie nahm meine Hand und sagte ruhig: „Die Worte, Vater, sprach ich, als ich noch im Schlafe war, vergiß sie, da ich nun erwacht bin."

Noch einmal brach ich das Schweigen und fuhr fort: „Das waren keine Worte im Schlaf, Rosa; es war ein Lobgesang, wie die Engel ihn singen, denn der Gottesdienst der Engel ist Freude über etwas Schönes und Wahres. Damals konntest du das Schöne noch fühlen und das Wahre noch mit klaren Augen schauen, denn es strahlte dir aus der ganzen Welt des Schöpfers entgegen, und die Erde war dir lieblich wie der Himmel. Was besitzest du jetzt an Stelle dessen, das du verloren und verworfen hast?"

Aber mein Kind antwortete mir mit der bittern Frage: „An Stelle der Schönheit einer gefallenen Erde und an Stelle der Wahrheit vergänglichen Staubes?"

Mich noch beherrschend, fuhr ich fort: „An Stelle des Friedens deiner Seele, der Unschuld deines Herzens und der Liebe zu einer milden Natur?"

„Trauer," sagte sie, „über das, was ich damals war, und die Hoffnung, doch nicht verloren zu sein."

Aufbrausend fuhr ich fort: „Sage lieber, das Trugbild eines Abgotts, den deine eigenen Gedanken sich erschaffen haben, der die Blüte deiner Jugend zertreten hat und gespensterhaft auf deine Zukunft hinweist als auf ein Grab; eines Abgottes, der auf die lichte Welt des Ewigen, auf die grünende Erde, den milden Himmel, auf alles, was heilig und teuer ist, auf deine eigenen blühenden Glieder, auf den Frieden deines Herzens und deines Vaters grauen Scheitel hindeutet und kalt und drohend sagt: ‚Sieh, alles dies ist nichts; verneine, verwirf, verachte es, wenn du mir angehören willst, mir, dem alles, was glüht, liebt, atmet, lebt, ein Entsetzen ist, und dessen Reich die ewige Leere ist, wo kein Wesen seinen Erdenstaub mit Leben erfüllt, wo keine Kraft siegend jubelt, keine Schwachheit weint in der Gnade der Liebe.'"

Ich sprach mit Feuer, weil die Wahrheit in mir auflohte und meinem in Nacht verirrten Kinde der heimführende Pfad erleuchtet werden sollte. Ach, mein bester Herr, was sollte ich tun? Rosa weinte und betete zu dem Herrn der Vergebung, er möge meine Worte nicht hören. —

Nie in meinem Leben hat es mir mehr Anstrengung gekostet, mich selbst zu besiegen, als in diesem Augenblick. Aber die Liebe stand mir bei, und ich siegte. Ich bezwang meinen Zorn — nein, nicht meinen Zorn, sondern meine Verzweiflung — und die Klarheit der Wahrheit gab meiner Seele wieder Ruhe.

Am Fuße des Baumes, in dessen Schatten wir standen, wuchs in ihrer Unschuld eine schöne, zarte, weiße Lilie, eben aus dem Treibhause hierher verpflanzt, um sich in der frischen Sommerwärme zu entfalten und in Freiheit ihr Blütenleben zu führen. Nur einen Tag war es her, seit die schöne Blüte ihre Knospe gesprengt hatte und hinaus blickte, und auf ihrem Antlitz trug sie noch jenen Schimmer, von dem man nicht weiß, ob er der Erde oder dem Himmel angehört, und der es dem Auge unmöglich macht, zu bestimmen, wo das Blatt endet und wo Farbe, Tau, Luft und Licht anfangen. Ich opferte sie für mein Kind, zog sie, wie sie im Schatten dastand, aus der Erde, blies den Staub von ihrer Wurzel weg und steckte sie an einen Zweig des Baumes, so daß sie die weiche Krone der vollen Sonne unbeschirmt zuwandte. Hierauf nahm ich Rosas Arm, wir machten schweigend einen Gang durch den Park und kamen dann zu jener Stelle zurück.

Die Blume hatte schon begonnen, gelb zu werden; der schöne Glanz ihrer Blütenblätter war fort; sie hingen welk im Sonnenschein. „Sieh," sagte ich zu Rosa, „eben noch wuchs diese Blume unten am Grunde und streckte ihre Wurzel in die Erde hinab. Und sie lebte im Schatten, und der Staub berührte ihren Staub; aber hatte sie da in ihrem Wesen nicht mehr vom Himmel als jetzt, und war sie da nicht meine Freude, während ich nun um sie trauern muß? Hätte sie sich nun selbst von dem Platze, den meine Liebe ihr angewiesen, losgerissen, und statt bald zu voller Schönheit aufzugehen, sich vom Grunde getrennt und in die Glut der Sonne erhoben

G. v. Hoesslin



Weibeszauber

— würde ich sie deswegen lieben? Würde ich nicht vielmehr sagen: „Stirb, törichte Blume, denn so kannst du nicht leben!"

„Sterben," sagte Rosa lächelnd, „ist es ein Übel, zu sterben?"

„Sterben," sagte ich, „ist zu neuem Leben geboren werden, doch sterben ist auch geboren werden zur Zerstörung. O, meine Rosa, so zu sterben, wie diese Lilie gestern den Tod ihres Knospenlebens starb, um heute ihre silberweiße Krone auszubreiten, das ist sterben um zu leben in einer reicheren Herrlichkeit und sich zu freuen in einer lichteren Welt. Einen solchen Tod starb die Lilie, als sie ihr Gefängnis sprengte, und sie starb ihn nicht deshalb, weil sie in ihrer Knospe gewelkt war, sondern weil sie in ihrem dunklen Hause frisch und treu ihrer Blätter gewartet hatte, bis die Natur diese reif fand, dem Tageslichte zu begegnen. So stirbt, wer stirbt, um zu leben. Er bricht nicht mit Hast aus seiner Knospe hervor, sondern er füllt diese mit Schönheit und Leben, und dann wirft er seine Blätter nicht hinweg, sondern er breitet sie aus in Freude und Licht."

So sprach ich. Eine Weile verging in Schweigen. Alles war still, feierlich, erwartungsvoll. Ich hoffte. — Es ist furchtbar, werter Herr, und ich bebe, es auszusprechen: mein Kind beschwor mein Vaterherz, seine schwache, wehrlose Seele nicht zu verführen.

Tage, Wochen sind verflossen seit diesem Auftritt. Rosa welkt hin. Mehr und mehr durchschaue ich nun die Lehre, deren Gift sie eingesogen hat, diese furchtbare Irrlehre, die warme Herzen hinmordet, indem sie sie zwingt, den Frieden der Demut zu verschmähen und sich selbst zu verbrennen, um nicht mehr in Schwachheit schlagen zu können. Ist es denn nicht so, daß alle Herrlichkeit in Schwachheit und Staub zur Erscheinung kommt und lebt, so wie die Sonne mit tausend Farben lebt in dem vergänglichen Geschlecht der Gewächse? Warum denn eine Wohnung zerstören, darin die Herrlichkeit in Licht und Frieden leben kann? Sie suchen das Leben der Unsterblichkeit, und ihr irdisches Leben nennen sie Tod. Lieber Herr, hätten Sie jemals das Blühen eines Gewächses erwartet, das im Samen verwelkt? Sie glauben an eine Unsterblichkeit. Doch glauben Sie deshalb daran, weil die Welt so düster wäre und dieses Leben ein Nichts? Nein, nein, ein himmlisches Leben, eine höhere Welt erwarte ich darum, weil diese Erde so schön, weil dieses Leben trotz seiner Sorgen so heilig und so lieblich ist.

Ich schließe hier. Was soll ich für mein Kind hoffen? Haben Sie mir einen Rat zu geben, so zögern Sie nicht. Der Herbst kommt, und die Früchte reifen, ich sah es im Vorbeigehen. Schicken Sie mir ein Buch, das friedvolle Gedanken über irgend etwas von den Wundern des Lebens enthält. Leben Sie wohl!

Dritter Brief

Den 20. Juni —37

Mein werter Herr, ich schicke Ihnen hier ein Tagebuch, das ich während der Krankheit Rosas geführt habe. Ein oder das andere Bruch-

stück dieser Aufzeichnungen wird Sie vielleicht ahnen lassen, was inzwischen hier vorgegangen ist und was ich nicht wiederholen mag.

Den 1. Januar —37. — Falsche, verblendete Lehre, die unschuldige Freude am Irdischen zu verwerfen. Was ist dieser Genuß denn anders als das Genießen des Himmlischen, das alles durchströmt? Gift? Wann trinkt je die Biene Gift! —

Gib meinem Auge Licht, daß ich die Menschheit betrachte, wie ich ein Antlitz betrachte, und weise mir einen einzigen Zug darin, über den Unschuld nicht Macht hätte und so dessen Reiz erhöhte.

O ihr sprechenden Abbilder des Großen, ihr, meine verachteten Blumen, mit euren Farben und Schattierungen, ihr habt mich doch gelehrt, daß das Leben seine Schönheit aufbaut aus Dunkel und Licht.

Vollkommenheit! Es ist eitel zu sagen: das Vollkommene wird werden. Vollkommenheit ist da in jedem Augenblick, und zu dieser Vollkommenheit gehört das unvollkommene Auge selbst, das ihrer nicht gewahr wird.

Den 7. Februar. — Mitternacht. Rosa ist wach. Auf der weißen Schneedecke sehe ich den Schein des Lichtes, der aus ihrem Fenster fällt. Auch ich finde keinen Schlaf und habe meine Lampe angezündet. O ihr Strahlen auf dem Schnee, Zeugen einer Lichtquelle, von der ihr ausgeht, es tat mir so wohl diese Nacht, in euch Bilder der Menschheit zu schauen, dieser von Gott ausgehenden Strahlenflut. Rosa, mein irregeleitetes Kind, tadle den Strahl nicht darum, daß er so weit hinweggegangen ist von seinem Lichte: je klarer er ist, desto weiter reicht er, und je weiter er reicht, einen desto klareren Ursprung verrät er. Laß uns hier in Liebe und Glauben strahlen, und die Nacht um uns her wird Tag werden; laß uns nicht uns mit Beben zurückwerfen in unsere Quelle, — das hieße verneinen, daß sie Strahlen habe, verneinen, daß sie Licht sei.

Den 17. März. — Der erste Frühlingstag. Die Sonne tritt wieder ihre Herrschaft an. Die Luft ist von Leben durchatmet, sie ist erwacht aus ihrem Winterschlaf, und bald wird die Erde erwachen. Rosa hat nach langer Zeit zum erstenmal ihr Zimmer verlassen. Sie hat eine Weile auf der Vortreppe gesessen, den Sperling zwitschern hören und die blinkenden Tropfen vom Dache fallen sehen. Ich sah ihr Auge strahlen, hörte sie atmen mit tiefen, dürstenden Zügen, und glaube, daß sie Gott für einen Augenblick auch in seiner morgenfrohen Welt gesucht hat. Ach, selbst die Freude, die den Sinn anderer zu den Wolken emporhebt, ist für sie zu schwer, der kleinste Trunk aus dem Heilbecher der Natur löst ihr Wesen auf. Ermattet, fast ohnmächtig, wurde sie in ihr Zimmer zurückgeführt. Wie soll dies alles enden?

Den 17. April. — Schon Blumen! Ein Glas mit Anemonen steht auf Rosas Tisch. Seltsam, je mehr sie selbst hinwelkt, beginnt sie wieder, scheint es, das Gesunde, das Leben zu lieben. Ob die Abschiedsstunde naht und ihr wieder teuer macht, was sie verschmähte?

Den 25. April. — Der Sund ist offen, das Eis fort. Bei Sonnen-

aufgang sah man einen Trupp von Schwänen auf dem klaren See glänzen. Nun haben sie wieder ihre Schwingen erhoben und sind weggezogen. Was wir als das Schönste schätzen, das weilt nicht bei uns als bleibender Gast, es ist ein Reisender, der uns nur besucht.

Den 1. Mai. — Sie will hinweg, sie will sich von uns trennen. Was sucht sie? Wohin soll sie fliehen? Unter der Erde, über den Wolken, hoch über allen Welten — was wird sie anderes finden, als das sie hier verworfen hat: eine Schöpfung und einen Schöpfer? Hätte ich die Gabe der Kunst, wie wollte ich am Bette eines Kranken sitzen und dem Sterbenden geliebte Erinnerungen vormalen. Ich wollte ihm die Erde weisen in ihrem heiligen Schimmer, ich wollte des Jahres wechselnde Zeiten in ihrer Schönheit an seinen Augen vorüberziehen lassen, ich wollte die Freuden seiner Kindheit, seiner Jugend, seines Mannesalters wieder hervorrufen in seiner Vorstellung, alle Blicke der Liebe, die ihm begegnet, alle die Siege, die er das Gute gewinnen sah, und so aus Worten um ihn her eine sommerliche, herrliche Welt erschaffen. In ihr sollte er entschlummern, so wie man an einem wolkenlosen Sommerabend einschläft, voller Freude über den Tag, der gewesen, und einen Morgen voller Sonne und Freude erwartend.

Den 27. Mai. — Ach, daß diese Menschen herkamen, sich eindrängten zu ihrem Bett, sie zu trösten! Fort, fort, ihr dunklen Gespenster, euren Trost kenne ich. — Der Verführer wählt das Edelste, Wahrste, Heiligste zu seinem Werkzeuge. Nicht durch das Böse, nein, durch das Beste wird das Herz umgarnt. Ich will hier einen der Wege zeigen; es gibt ihrer Tausende: In der Hütte rührt sich das unschuldige Mädchen unter Eltern und Geschwistern und denkt nur an sie bei der heiteren Mühe seiner Arbeit. So schwindet der Tag hin, der Abend kommt, und über der stillen Gegend gehen in lichtem Glanz die Sterne auf. Eine neue Welt, eine Welt voll Andacht und Frieden entfaltet sich draußen. Da naht der Verführer. Komm, du Unschuldige, sagt er, du sollst nicht begraben sein im Staube deiner kleinlichen täglichen Sorgen und Mühen, sondern ein höheres Leben leben lernen. Und sie folgt, und indem sie aus der Hütte tritt, geht der Mond über den Bergen auf und macht ihr Heimatgefilde doppelt schön.

Das Herz wird ihr weit von Freude. Sieh, sagt ihr Begleiter, ist dieses nicht einen Blick wert? Und sie sieht, daß es wahr ist, was er sagt. Nun spricht er mit tieferer Stimme und schilt sie ihrer früherer Gleichgültigkeit willen, daß sie die Gelegenheit zu solcher Erhebung verschlafen, daß sie nicht öfter so herrliche Stunden gesucht wie die, welche sie jetzt schaut. Sie erschrickt, denn ihr Herz ist voll von Entzücken, und sie sieht, was zu genießen sie versäumt hat. Und das Leben, das du jetzt lebst, flüstert der Verführer, und die Gefühle, die dich durchströmen, wer teilt sie mit dir? Erhebe dein Auge und sieh, ob unter tausend Wesen, die uns umgeben, irgend eines sich aus seinem Alltagsleben aufschwingt, um zu leben wie wir. Siehst du ein einziges uns zur Seite? Und sie blickt um sich und sieht keines. Da wird ihr die Erde düster und die Menschheit wird ihr zu

einem wogenden, seelenlosen Ozean, und sie fällt dem Verführer an die Brust und spricht: „Wir stehen auf einer Klippe im Meer, verlasse mich nicht; ich bin einsam, wenn ich dich nicht habe.“ — Törin! warum sagtest du nicht: „Ja, die Welt, die du vor mir aufgetan hast, ist heilig und schön, aber meine Hütte ist auch eine heilige Welt, die Augen meiner Geschwister sind auch klare, liebliche Sterne, und in meiner Eltern Armen lebe ich ein so reiches Leben wie hier; lehre mich lieben, aber nicht verachten.“

Den 1. Juni. — Den ganzen Tag spricht sie nur von ihrer Mutter! Mit strahlenden, durchsichtigen, fast verklärten Augen nur von ihrer Mutter! Sie war doch noch Kind, ein zartes Kind, als sie die Teure verlor, und doch erinnert sie sich an alles. „War sie nicht so, wie ich sage? Ging sie nicht friedlich und ruhig unter deinen Blumen umher und pflegte sie und dich und mich?“ Fragen auf Fragen! O, sie gedenkt ihrer Mutter in Liebe, sie freut sich, daß sie so gelebt hat, wie sie lebte. Sie ist gerettet! Darf ich wagen zu hoffen, daß sie — Man ruft mich hinein zu ihr — Geduld, Entsagen, Hoffnung!

Wir treffen einander ja wieder!

PS. Wie es hier steht, sehen Sie aus der beifolgenden Anzeige, die ich Sie bitte in irgend eine Zeitung einrücken zu lassen.

Sie ruht nun auf der andern Seite des Sees. Der klare Sund, der sonst meine Freude war, ist nun ein schwarzes, düsteres Grab, über welches hin mein Auge selten einen Blick zu senden wagt.

Die Tage gehen langsam und einförmig hin. Auf das Dunkelwerden muß ich fast von Mitternacht zu Mitternacht warten, daran ist die Jahreszeit schuld (mit ihrem in unserem Norden so langen Tage), und mit dem Dunkelwerden kommt nicht immer der Schlaf.

Seit einem Jahre habe ich mehr und mehr gemerkt, daß ich alt werde, und mit den Jahren nehmen die Kräfte ab, und mit den Kräften sinkt die Stimmung, das ist so der Gang der Natur.

Mein alter Gehilfe altert wie ich. Vor einigen Tagen kam ich in den Garten. Er begoß die Beete, aber ohne Sorgfalt, ja nachlässig und verdrossen, so daß er sogar mit der Kanne an die Blumen stieß. Ich hielt ihm das vor. „Nun ja,“ sagte er, „für wen pflegen wir sie denn?“ Damit begann der alte Mann bitterlich zu weinen, ich ließ ihn und ging hinweg.

Kennen Sie irgend ein gutes, schutzloses siebzehnjähriges Mädchen, das einen Vater haben möchte? Es sollte ihr ähnlich sein! Doch, junge Menschenkinder gleichen ja einander, das eine Mädchen hat immer etwas von der Seele des andern.

Verzeihen Sie, werter Herr, daß mein Brief so kurz wird. Es fällt mir schwer, meine Gedanken zusammenzuhalten. — Noch einmal: Da ich Ihr teilnehmendes Herz kenne, schicke ich mein Tagebuch mit, worin ich während der letzten Zeit ein und das andere aufgezeichnet habe. Wenn Sie es zurücksenden, erwarte ich einen Brief mit, der mir willkommen sein wird. Leben Sie wohl!

Aus dem Schwedischen übertragen von Wolrad Eigenbrodt

* * *

Nachbemerkung des Übersetzers

Eine Bemerkung Runebergs an anderer Stelle zeigt, daß der Schreiber dieser Briefe nicht Gärtner von Beruf, sondern bis zu seinem fünfzigsten Jahre ein erprobter Beamter gewesen, um sich dann erst, einem Hang zur Einsamkeit folgend, der Pflege seiner Gewächse und seines mutterlosen Kindes zu widmen. Seine wie Runebergs fast schwärmerische Liebe zu den Blumen erklärt sich zum großen Teil aus der Länge des nordischen Winters und aus der fast zauberhaft wirkenden Plötzlichkeit, mit der dort oft in dem späten Frühjahr alles herrlich aufblüht. — Einer der Hauptführer des Pietismus, der begabte Dichter Lars Stenbäck, der der Poesie entsagte, weil sie nicht leben könne ohne den Glanz der Welt, veröffentlichte eine erregte Antwort auf jene Briefe und beschuldigte den alten Gärtner, er sähe die Erde in dem schimmernden Scheine seiner Phantasie und fühle sich auf ihr so heimisch und zufrieden, als ob das Leben des Menschen kein anderes Ziel habe und Christus sich nicht für dessen Erlösung hätte zu opfern brauchen. Aus Runebergs Gegenantwort, die in Gestalt einer Unterhaltung mit dem greisen Gehilfen des Gärtners abgefaßt ist, geht hervor, daß letzterer trotz seiner Wonne an der Erde und ihrer Herrlichkeit gestorben sei im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit und im Glauben an die Erlösung durch Christus. Es war Runebergs Überzeugung, daß, wie weit auch das antike Heidentum es in der Fesselung der Selbstsucht schon gebracht habe, doch erst durch Christus das rechte ethische Prinzip in die Welt gekommen sei. Aber ein Leben in Christo, sagt er, ist nicht ein Leben im Streit mit der Welt; nein, durch ihn lernen wir die Welt lieben mit dem Feuer, mit dem er sie liebte, als er sein Leben zu ihrer Erlösung hingab. Nichts weist Runeberg schärfer zurück als die Auffassung, daß das Herz von Grund aus böse sei; denn der Mensch sei wohl sündig, aber er sei nicht Sünde, da doch Gott nicht einer Sünde Leben gegeben haben könne. Gegenüber der Weltverneinung des Pietismus, die ihm als ein ganz willkürliches, abstraktes Lostrennen der Schöpfung von ihrem Schöpfer erscheint, hält er fest an der Immanenz des Göttlichen im Irdischen als der allguten, allgegenwärtigen ersten und ursprünglichen Offenbarungsform. „Es gibt eine Theopneustie nicht nur in der Schrift, sondern auch in der Welt; lausche und du wirst hören, wie der Geist Gottes durch die Saiten fährt, und wären sie auch nur von Segelgarn.“ Entgegen einer Sündenangst, die die Welt den Blicken verdüstert, und einer beständigen selbstsüchtigen Sorge um das eigene Seelenheil will Runeberg weder um irdische noch um himmlische Vorteile beten, sondern nur darum, Christus möge in ihm leben und er in Christo. Und so ruft er aus: „Gott, daß ich so miteingreifen möge in deine Ordnung, wie ich es verstehe, das ist mein Gebet.“ Die Wege zur Wahrheit, sagt er, seien verschieden je nach der Individualität des Wandernden. Kein Weg, auch nicht der beste und nächste, könne als der absolute und einzige gelten. Gott zähle mit Freude alle Schritte,

die der Mensch zu ihm hin tue. Selbst auf scheinbaren Abwegen könne der Mensch zu Gott hingelangen. Auch im Verbrecher sieht Runeberg den göttlichen Funken noch glimmen; in der Skizze „Die Festungsgefangenen", die im Märzheft 1904 des „Türmers" veröffentlicht wurde, wandelt ein aufwallendes Erbarmen den frevelnden Jüngling vom grausamen Rächer zum mitleidsvollen Retter.



Der Brief an den lieben Gott

Von

E. von Wildegg

Das Briefpapier, noch seh' ich's ganz genau:
Lichtgrün, mit goldgetupften Blumensträußchen,
Ein wahrer Schatz in meiner kleinen Habe.
Wem soll ich darauf schreiben? fragt' ich mich.
Da kam es mir: Du schreibst dem lieben Gott! . . .
Natürlich! Der nur sollt' mein Schönstes haben!

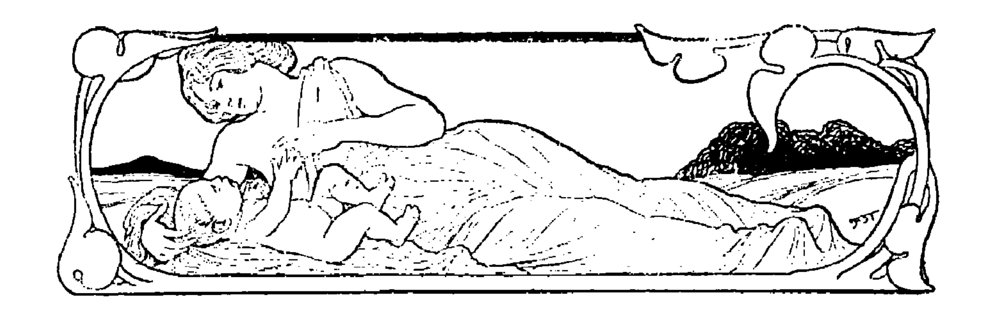
Ich schrieb . . . Schrieb, daß ich fromm sein möcht' und bald
In seinen Himmel kommen, den ich mir
Als einen wunderschönen Garten dachte.
Und als ich nun den Brief geschlossen hatte
Und gut versteckt in meines Gärtchens Stauden,
Fiel mir auf einmal ein: Du schriebst ja „fromm"
Mit v anstatt mit f! Was wird nun wohl
Der liebe Gott zu solchem Fehler sagen?! . . .

Lang saß ich oben auf der Wendeltreppe,
Nicht wagend, nach dem Gärtchen hinzuschauen:
Das Englein wollt' ja ungesehen kommen!
Voll Unruh' war mein kleines Kinderherz . . .
Was wird der liebe Gott zum Fehler sagen!

Die große Schwester frug, was ich hier sitze?
Um keinen Preis hätt' ich's ihr sagen können;
Ich sprach — denn alles konnt' ich nicht verhehlen —:
„Es steht was drin mit v". . . So blieb verborgen,
Daß ich geschrieben „fromm". Ach, Scherz und Spott
Der Großen brachte oft das Kind zu Tränen! . . .

Am Abend schlich ich wie ein Dieb ins Gärtchen —
O Glück! der Brief war weg! — Und in den Sternen
Las ich mir lichten Gruß vom lieben Gott.





Das Wunderbare

Von

Johanna M. Lankau

Ich ging an einem schönen Sommermorgen hinaus ins Freie. Die Sonne leuchtete, die Bäume rauschten im Morgenwinde und Millionen Blumen blühten und dufteten. Da begegnete mir am Wiesenrain ein Kind in armseligem Kleide und mit bleichen Wangen. Es hatte es nicht gut daheim, denn die Großen verstanden sein kleines, weiches träumendes Herz nicht und in der Schule strafte man es oft, weil seine Gedanken weit höher flogen und schöner waren als die in seiner Fibel. Das alles wußt' ich und sah das Kind an. In seinem Lumpenkleidchen stand es reglos da und hob sein blasses Gesichtchen verzückt nach den Wolken empor. Sein Körper dehnte und streckte sich verlangend und seine kleinen Hände haschten suchend ins Blaue.

Ich fragte: „Was tust du denn?"

„Ich höre die Lerche singen! Sieh', hoch oben hängt sie an einem Sonnenstrahl — ich sehe sie kaum mehr. Horch, sie schmettert, als wollt' ihr Herz vor Freude zerspringen!"

„Freude! Verstehst du, was das heißt? Kennst du denn die Freude?" fragt' ich ungläubig.

Da lachte das Kind leise und sagte: „Ja, ich kenne sie, denn sie wohnt in meiner Brust, sie ißt und schläft mit mir und bleibt bei mir, wenn ich sterbe."

Wie wunderbar! dacht' ich, und der Lerchensang blieb mir im Ohr und die Freude klang in mein Herz.

Beim Weitergehen drang ein leises Murmeln und Reden zu mir. Ich erblickte einen Jüngling, der im Grase lag. Sein weites blaues Auge hing an der Sonne, er redete mit ihr und gab ihr liebe Namen, dann legte er sein Angesicht auf die taufrischen Wiesenblumen und begann zu weinen. Neben seinem Wanderstecken lag ein offenes Zeichenbuch und ein Stift. Ich kannte seine Herkunft, er sollte einst seines reichen Vaters Erbteil erhalten und sein Geschäft erlernen und weiterführen.

„Wollen Sie wandern gehen?" meint' ich und setzte mich neben ihn.

„Wandern gehen? O nein! Ich bin bei Nacht und Nebel davon-

gegangen, — ganz heimlich und leise. Ich lasse alles hinter mir, Heimat, Wohlstand und eine gute behagliche Zukunft. Aber ich will ein Künstler werden, und eben weint' ich vor Wonne, weil ich mich frei gemacht hab' und weil die Sonne meine Mutter werden will."

„Sie werden hungern und darben müssen und vielleicht draußen im Elend umkommen!" rief ich, „kehren Sie um, noch ist es Zeit!"

„Wenn auch meine Füße umkehrten, mein Sinn könnte es nie, denn mein Herz gehört der Kunst. Und umkommen? Vielleicht, aber vielleicht käme daheim meine Seele vor schmerzlicher Sehnsucht um. Nein, ich will draußen nicht verderben, ich halte mich an die Sonne, die wird mich nicht verlassen und mehr Mitleid mit mir haben als meine eigene Mutter."

Dabei pflückte er eine Jochlilie, in deren tiefrotem Kelche noch der Nachttau funkelte. „So voll ist auch mein Herz vom siebenfarbnen Glanze des Lichtes, denn die Schönheit des Himmels und der Erde wohnt darin. Meine Zukunft gehört der Hoffnung."

Ich ging schweigend weiter und fühlte, daß er ein Künstler werden würde, denn Gott läßt so große Hoffnung nicht zuschanden werden.

Ich schritt dem Bergpfad zu, der steil und steinig anstieg. An der Biegung des Weges fand ich ein junges Weib sitzen, das einen Säugling an der Brust liegen hatte, während ihr zwei hübsche ältere Kinder zur Seite standen und sie mit lebhaften Fragen bestürmten. Als das Jüngste satt war, wollten auch die größeren etwas zu essen haben, sie klagten über Durst und Müdigkeit und zerrten sie am Kleide. Das eine Kind begann laut zu weinen. Immer wieder und wieder beruhigte die Mutter ihre Kinder mit geduldigen Worten und versprach ihnen liebreich viele schöne Dinge, wenn sie erst daheim wären. Dabei schwebte sie in beständiger Angst, daß keines der Kleinen dem Abhang zu nahe käme oder sich allzuweit von ihr entferne. Doch ihre Stimme klang weich und tröstend, ihre Augen lächelten gütig und auf ihrem Gesicht lag ein glücklicher Glanz.

„Werden Ihnen auch diese Kinder dereinst alle Mühe und Sorge vergelten? Werden sie Ihre Geduld belohnen? und", fragt' ich weiter, „werden sie ihrer Mutter dankbar gedenken?"

Die junge Frau blickte mich staunend an und sah dann auf ihre Kleinen. „Ich liebe sie, weil es meine Kinder sind, und nicht um zukünftiger Dinge willen. Ob sie meine Liebe einst mit Dankbarkeit belohnen werden — wer weiß? Vielleicht tun sie mir einmal später schweres Herzeleid an! Aber sollt' ich sie deshalb jetzt weniger lieben?"

Ich senkte meine Augen in ihren tiefen treuen Blick. Wie eine wohlige Quelle umgab mich die Flut dieser Liebe, und mein Herz stieg ruhig und reich daraus empor.

Dreierlei Wunderbares ist mir an jenem Sommermorgen begegnet und segnete mein Herz: Freude, Hoffnung und Liebe.



Martin Staub

Novelle

von

Albert Geiger

(Schluß)

Er hatte Mühe gehabt, das große Bild in den Kunstverein zu bringen. Auch hier intrigierte Niedermayr. Glücklicherweise hatte der elegante Wiener auch seine Feinde in der Kunstkommission.

Ludwig besah das Bild in der Ausstellung noch einmal, bevor es dem Publikum zugänglich wurde. Merkwürdig, wie kalt und grau hier alle Farben wurden! Wie hart alle Konturen! Dennoch war viel Gutes, viel ehrliches Streben, viel tüchtige Kraft darin! Das fühlte er. Das konnte ihm niemand nehmen. Aber wie sonderbar, fast grämlich, stand das Bild zwischen den leuchtenden Pleinairbildern, die die Wände füllten! „Was willst du unter uns?" schienen sie zu sagen mit ihren Bergen und Tälern von satten, üppigen Farben.

Er ging und befand sich den Tag über in seltsamer Unruhe. Die Kollegen sagten nichts. Einige Tage vergingen. Da schlug er ein Zeitungsblatt auf. Kunstvereinsbericht. „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? ... Don Quichotte der Graumalerei ... Jugendliche Urteilslosigkeit ... Erst etwas lernen ... Spielt mit der Keule des Herkules ... Feuerbach scheint ihm in den Kopf gefahren ... Sonderbarer Schwärmer ... Das Publikum wendet sich mit Recht von einer solch bleichen Afterkunst ab zu gesunden, naturfrischen Schöpfungen ... Hoffentlich hat der Kunstverein in Zukunft seine Wände nicht mehr für solche Mißgeburten zur Verfügung ..." In diesem Stile ging es weiter.

Ludwig zerrann Blatt, Tisch, Café, Menschen vor den Augen. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Lange las er mechanisch, immer und immer wieder. Dann stand er auf und ging. Eine Schar von Kollegen saß einige Tische entfernt. Sie grüßten, wie er zu erkennen glaubte, spöttisch. Er ging schneller dem Ausgang des Cafés zu. Er wußte, wer den Artikel des Kunstreferenten inspiriert hatte. Hinter sich hörte er Gelächter. Einer hatte deklamiert: Da geht er hin und singt nicht mehr.

Außen traf er wieder einen Bekannten, der gratulierte ihm.

„Ist ja famos. Alle Blätter schimpfen! Ist ja fein! Sogar der Referent der Frankfurter Zeitung! Kopf hoch, Bester! Es sind die schlechtsten Früchte nicht, daran die Wespen nagen!“

Ludwig wandte sich beekelt ab. Der grinsende, kleine Kerl war ein Stümper von Gottes Gnaden.

Mitleid von dem —?

Ihm war es, als reiße man ihm langsam mit einer Zange am Herzen, Stück für Stück das Herz heraus.

Er ging noch einmal in den Kunstverein. Es waren wenig Leute da. Aber auch die wendeten sich wie indigniert von dem Triptychon ab.

„Das nennt man Kunst“, sagte einer. „Diese Meßbudenbilder. Behüt uns Gott!“

„Na, so schlecht ist's doch nicht!“ meinte ein anderer. „Wäre mancher froh, wenn er so einen Akt zeichnen könnte!“

„Laß mich aus! Soll der selige Kaulbach noch ein paar Dutzend Hunnenschlachten zum Gefolge haben?“

Da drehten sie sich um.

Es waren beide Kollegen. Sie grüßten verlegen und gingen weiter.

Er sah das Triptychon lange an. Ja, es war viel Totes, Komponiertes darin, viel Bleiches, Bleiernes. Auch hatte er in echt jugendlichem Eifer viel zu viel auf die Leinwand gebracht. Ganze Anhäufungen von Körpern, die er kompositorisch doch noch nicht genug zu beherrschen vermochte. Je mehr er davor stand und sein Ideal in der Galerie damit maß, desto mutloser ward er. Zuletzt schien ihm alles nur ein einziges kaltes, kreidiges Gemengsel zu sein. Nicht einmal das Mittelstück, so tief er gerade d a s empfunden hatte, konnte ihn mehr befriedigen. Sein erhitztes Blut ließ ihm alles zur wüsten, verzerrten Fratze werden. Das waren keine Menschen, das waren Gespenster!

„Don Quichotte der Graumalerei!“ tönte und surrte es in ihm. Er stieg wie im Traum die Treppe des Kunstvereins herab. Wie im Traum ging er dahin.

Er hatte noch jene naive Meinung von der Kritik, die der Anfänger zu haben pflegt von ihrer Macht und ihrer Wirkung auf das Publikum. Es war seine erste Kritik. Und indem er sie immer und immer wieder überdachte, fühlte er sich wie an den Pranger gestellt. Alle Leute würden ihn daraufhin ansehen. In seiner seit Monaten in ihm wühlenden, an ihm zehrenden Verstimmung wurde ihm dieser bedruckte Fetzen Papier zu etwas Ungeheuerm, zu einem Berg von Beschämung, den seine müde Energie nicht zu überschreiten vermochte. Er hatte sich noch nicht die große Verachtung des echten Künstlers zu eigen gemacht.

Er war dem allgemeinen Gelächter preisgegeben.

Sollte er nun wieder Bildchen für die Bilderhändler malen?

Nein — nimmermehr!

Oder Tapeten entwerfen?

Es war alles verloren. Er mußte sich's eingestehen.

Gewagt — und nicht gewonnen.

Zerstoben der schimmernde Künstlertraum.

Und was jetzt?

Was jetzt?

Seine ganze Natur, weich und leidenschaftlich zugleich, befand sich in einem Paroxysmus, der ihn nicht mehr die klaren Umrisse des Lebens sehen ließ. Eine furchtbare selbstverachtende Verzweiflung stieg in ihm auf. Die Niedrigkeit in seinem Leben hatte recht behalten. Am Weg zur Höhe war sie gesessen und hatte die schmutzigen Finger nach ihm ausgestreckt, und so hatte er sich das große, hohe Lebenswerk verwirkt. Er hatte sich nicht zu reinigen vermocht. In jenem fatalen Moment eines törichten Liebesgenusses war die Kraft von ihm gewichen. Hinunter also! Untergetaucht in die Masse, in die Gewöhnlichkeit!

Und er sah in einer jähen, schreckhaften Vision sich selbst, alt, verbittert, mit der Welt zerfallen wie den Vater.

So stürmte es in ihm und trieb ihn auf brausenden Wogen hin und her wie ein müde kämpfendes Fahrzeug.

XIV.

Und mit einem Male ging er einen Weg, den er lange nicht gegangen war.

Hinaus in die Südstadt.

Es trieb ihn hinaus. Er wollte vor den Vater treten.

„Vater, da ist dein Sohn!" wollte er sagen. „Nimm ihn zu Gnaden auf! Gib ihm einen Platz an deiner Hobelbank und ein Schnitzmesser! Du hast recht gehabt! Es war ein Bubentraum! Verzeih!"

Schnee und Regen vermischt trieb ihm der Südsturm ins Gesicht. Ein Gruß der Heimat. Es war ein häßlicher Tag.

Wie eine freundliche Vision tauchte einen Augenblick jener herrliche Herbsttag vor Jahren seinen geistigen Augen auf, da er, Natur, Liebe und Kunst im Herzen, hoch oben im Bergwald gesessen war, das Herz voll unendlicher Schönheit und Sehnsucht.

Nein, so war das Leben nicht, wie er es dort geträumt hatte.

So war es, wie heute, so trübe, stürmisch, häßlich.

Schwer atmend ging er über die Brücke, wo ihn der Sturm, schwach wie er war, schier hinwegfegte. Er hielt sich am Geländer.

Endlich war er am Haus. Er blieb erschöpft stehen. Die Flocken wirbelten um ihn und erschwerten ihm das Sehen. Er betrachtete gedankenlos das Haus. Es war frisch angestrichen. Auch das des Metzgers. Das des Schusters aber war alt und häßlich geblieben wie sein alter Überzieher und sein grüner Schustersack. Er hatte ja kein Geld, der arme Teufel.

Vor dem Hause des Metzgers standen zwei Kutschen mit weißbehandschuhten Kutschern.

Ludwig Staub sah es und hörte eine Weile auf ihr Geschwätz. Er sah auch, wie im Traum, daß viele, viele neue Häuser ringsum gebaut waren. Das stimmte ihn noch trauriger, denn er kam sich ganz fremd vor.

So stand er eine Weile. Und wagte nicht, ins Haus zu gehen.

Jede dieser paar Minuten schien eine furchtbare, marternde Ewigkeit in sich zu tragen.

Und dann brachte er es doch nicht über sich, einzutreten.

Er dachte daran, ganz harmlos bei dem Schuster vorzusprechen und mit ihm zu plaudern. Und so zu horchen, wie es Vater ginge.

Ja, so zu schwätzen, als ob gar nichts wäre.

Oder in eines der Wirtshäuser einzutreten und etwas zu trinken. Und dummes, gleichgültiges Zeug zu reden.

Aber da hätte er seine Rückkehr ins Stadtviertel gleich mit Borgen beginnen müssen; denn er hatte noch ganze zwei Pfennige.

Er ging den Hirschbuckel wieder hinauf.

Und im Gehen verfolgte ihn die Musik eines Walzers, Klavier und Geige, die im Nachbarhaus angestimmt wurde.

Er ging oder wankte mehr die Straße gegen das Feld hinaus.

Auch hier erkannte er den Stadtteil fast nicht mehr.

Er schleppte sich mechanisch weiter.

Nun hörten die Häuser auf. Das freie Feld war da.

Der Sturm faßte ihn mit Heulen und Brausen und hob ihn schier auf. Eisig peitschten die Flocken sein Gesicht.

Er suchte eine Stelle seiner Erinnerungen. Und so ging er wie träumend dahin.

Ja, da war's! Da war der Garten.

Er stand davor und hielt sich am Geländer.

Jetzt ist Februar, dachte er. Bald werden linde schöne Tage kommen und dann . . . dann wird hier der Flieder knospen, die Veilchen werden zwischen den Hecken blühen, die Zitronenfalter und Kohlweißlinge werden sich berauscht im blau-goldnen Lichte taumeln. Und es wird ein stilles, großes Freuen werden.

Wie wird der Garten dann schön sein!

Besonders an Frühlingsabenden, wenn die Luft von süßen, weichen, feuchten Gerüchen schwimmt und die Sterne langsam sich den Menschen zu zeigen beginnen und alles so weit und nah ist.

Er seufzte.

Und jählings überkam ihn ein heißer Gedanke an Klärle, und wie er das letztemal an einem Herbstabend neben ihr gekniet war und Reseden gesucht hatte.

Und zugleich an Kindheitstage, da sie da außen in diesem Garten oder auf dem Feld gespielt hatten.

Ein stiller Reigen solcher Kindheitsszenen ging an ihm vorbei. Wie rotbäckige lachende Kinder Hand in Hand. Er versank ganz in Erinnerung.

Als er wieder aufsah, war ihm im Kopfe wie einem Trunkenen.

Er biß sich auf die Lippe, daß sie blutete.

„Blödsinn!" murmelte er.

Und er richtete sich auf.

Einmal muß es ja sein.

Er ging den Weg wieder zurück. Zum Haus.

Die zwei Kutschen standen noch dort. Und die Kutscher rieben sich die Hände und schwätzten miteinander.

Er zögerte und zögerte.

Ein Schwindel überkam ihn. Er schloß die Augen. Eine namenlose Demütigung preßte ihm das Herz zusammen. Gab es keinen andern Weg?

Nein! Sein Geschick mußte sich erfüllen. Er mußte den Kelch bis auf den Bodensatz leeren. Und den noch dazu.

Der verlorene Sohn, der heimkehrt.

In die Pausen seines schwer arbeitenden Gehirns klang von oben die Musik. Wie von ferne hörte er das Gerede der Kutscher.

„Wie lang dauert's denn noch, bis sie herunterkommen! Um fünf sollt' es losgehn! Jetzt ist's halb sechs. Und ich muß nachher auf den Friedhof fahren."

„Ist alles einerlei. Die Toten sind geduldig! Die Amalie hat mir eine Flasche Roten in den Mantelsack bugsiert. Sakerdi, fein hergestellt haben sie alles! Der Alte hat sich's was kosten lassen!"

„Wenn der Schwiegersohn so ein Schwerreicher ist!"

„Alles mit Girlanden. Und der feinste Koch von der Stadt! Wer's lang hat, laßt's lang hängen!"

„Du Karle, gib auf meine Gäul' acht! Ich will schnell noch einen Schnaps — Herrgott, da rufen sie. Nichts ist's mit dem Schnaps! Ade Karle!"

Es war oben im Hause des Metzgers ein Fenster aufgemacht worden; eine Männerstimme hatte etwas gerufen, was Ludwig nicht verstand. Und zugleich gellte die Musik, Klavier und Violine, stärker heraus. Dann fuhr eine Kutsche dicht an die Haustüre. Ludwig trat zurück. Zurück in das offene Hoftor des andern Hauses. Ein hübscher, schwarzhaariger Mensch trat heraus. Dann eine ältere Frau in einem schwarzen Seidenkleid, mit geröteten Augen. Dann — ein junges Weib. In Reisetoilette, blaß und schön. Ein Abschied. Eine Umarmung. Der Wagen zog an und entfernte sich mit lustigem Glockenklingeln in dem Schneegewirbel. — Ludwig ging nach einer Weile tiefer in die Einfahrt. Dann setzte er sich auf die Treppe zum Vorderhaus.

Es war ihm sonderbar zumute.

Eine solche Müdigkeit. Wie eine Lähmung.

Er konnte keinen rechten Gedanken zusammenfinden.

Aber er raffte sich wieder auf. Er ging den Hof hindurch. Da war die Werkstätte.

Er sah hinein. Mit irren Blicken.

Vater war nicht daheim.

Von oben schrillte die Tanzmusik. Man hatte die Lichter angezündet, und nun sah man die Schatten der Tanzenden oben vorbeischweben.

„Schatten!" murmelte Ludwig. Und das Lied fiel ihm wieder ein:

Ein Schatten wandert mir voraus
Und zeigt mir meinen Weg . . .

Er lächelte bitter. Der Schlüssel steckte. Er schloß auf. Er trat ein. Er setzte sich auf den Hocker bei der Drehbank.

Dann sah er sich um. Die Schatten fielen tiefer. Es ward Dämmerung. Und die Dämmerung belebte sich.

Da war der Bruder. Und dort saß die Schwester. Sie sahen ihn unverwandt an.

Sie sangen ein altes eintöniges Lied. Und der Refrain war immer derselbe: Tod!

Ja, er hatte einmal gemeint, er könne dem grausigen Paar entfliehen. Er hatte den Glauben an das Leben gehabt. Aber der Tod war stärker. Er zog ihn wie mit einer geheimnisvollen Macht zu sich. Es war, als ob eine nicht sichtbare, aber magisch fühlbare Hand ihm entgegentaste. Aus einem schreckhaften Dunkel immer bestimmter.

Der Schweiß stand ihm in großen Perlen auf der Stirne.

„Vater!" seufzte er.

„Vater, wärst du doch da! Auch jetzt bist du nicht da! Auch jetzt nicht. Nie warst du für mich da! Nie . . ."

Und jählings stand der düstere gewaltige Moment vor ihm. Ein Auge bohrte sich still in das seine. Er konnte den Blick nicht wegwenden. Er wußte gar nicht, woher wie ein süßes Gift in den Adern ihm die Lust kam, ein Ende zu machen. Ende. Welch eine Seligkeit in dem Gedanken! Es floß förmlich in seine Hände hinüber, dieses Gift. Wie trunken von dem Gedanken suchte er um sich herum. Ein Werkzeug. Und er fand einen Strick, mit dem Hölzer zusammengeschnürt waren. Oder ein Schnitzmesser? Und die Trunkenheit stieß ihn vorwärts dorthin, wo der letzte Tagesschimmer an der Türe zögerte. Bruder und Schwester saßen noch immer da und sahen ihn mit starren, ernsten Blicken an . . . Wie mit einer Art von Neugier.

— Einige Augenblicke später, es war schon dunkel, kam der alte Staub heim. Die Türe ging so schwer auf. Er drückte. Endlich. Da fiel ihm ein Körper gerade in die Arme. Er erschrak. Er zog rasch ein Streichholz. Es war — sein Sohn.

Er wußte später nicht mehr, wie rasch er den Körper befreit hatte. Er nahm ihn in seine Arme, er rüttelte ihn, er hauchte ihm Luft ein, er träufelte ihm aus einer Kirschwasserflasche in der Ecke von dem Schnaps in den Mund, er rieb ihn und beugte und streckte seine Arme, er benetzte das

Gesicht des Sohnes mit heißen Tränen — dazwischen stöhnte er: Nur das letzte Kind nicht, Herrgott im Himmel. Ich hab' nicht beten gelernt. Aber nur das letzte nicht. Hörst du?" Und wiederum dumpf murmelnd: „Ich bin schuld daran. Ich hätte das Kind nicht so lange allein lassen dürfen!" Und endlich unter allen diesen Bemühungen und gedämpften Verzweiflungsausbrüchen — endlich, endlich, da kam ein Aufatmen und ein Seufzer. Ein Regen in den Gliedern. Der Sohn lebte. Er richtete ihn auf.

„Wo war ich?" stammelte er.

„Warte! Lehn dich nur hier an! Ich mache Licht."

Und nun saß Ludwig mit dem Rücken gegen die Wand. Und der Vater sah ihn an, den Hut noch auf dem Kopf, wie er heimgekommen war, sah ihn an mit großen, angstvollen Augen und kniete neben ihm. Und streichelte immer wieder des Sohnes Hände. Darin äußerte sich seine Angst um den Sohn und seine ganze rauhe Zärtlichkeit.

Ludwig sah ihm lange in die Augen.

Noch konnte er es fast nicht glauben, daß es sein Vater war, der da neben ihm kniete und ihn liebkoste.

„Vater, ist's wahr? Hast du mich lieb?" fragte er in völlig kindlichem Tone. Denn er fühlte sich ganz als Kind. Wie ein kleiner Junge war er wieder geworden in diesem furchtbaren Augenblick, wo ihn der Vater den düstern Weg aus dem Schattenreich zurückgeführt hatte.

Diese kindliche Frage traf den Alten wie ein Hammerschlag. Er fiel vor dem Sohne nieder und stammelte, seine Hände drückend:

„Ich habe unrecht an dir getan! Vergib mir! Und versprich mir, daß du leben willst!"

Statt aller Antwort umschlang der Sohn den Vater.

Der Vater aber preßte sein Kind fest an sich. Seine heißen Tränen rannen ihm über Wangen und Hände, und Ludwig spürte sie mit heißen Schauern. Zum ersten Male sah er den Vater weinen. Diese Tränen schmolzen eine lebenslange Vereisung von der Brust des Alten. Ludwig umschlang ihn leidenschaftlicher. Und nun küßten sie sich und küßten sich immer wieder. So waren sie endlich vereint. Und weinten wie es im Heldenliede geschrieben steht von Odysseus und Telemach nach zwanzigjähriger Trennung.

„Vater," begann Ludwig endlich mit schwacher Stimme. „Ich komme als ein Unterlegener und Bettler zu dir. Mit Stolz bin ich von dir gangen. Mit Demütigung kehr' ich wieder heim. Es ist nichts mit meiner Kunst! Und siehst du, da, als ich dich nicht gefunden habe — und alles war so leer und öde hier — und —" er stockte. Er konnte nicht weiter sprechen.

„Still davon!" wehrte der Alte. „Du wirst wohl etwas leisten. Ich war heute in der Bilderausstellung in der Stadt, gerade auf das Zeitungsgeschmiere hin. Ich hab' dein Bild angesehen —"

„Du hast mein Bild angesehen?" fragte der Sohn ungläubig, aber mit einem jäh ihn durchströmenden Glücksgefühl.

„Ja, ich hab's gesehen. Und ich hab' dein einsames verkümmertes Herz darin entdeckt. Es hat laut zu mir gesprochen. Laß die Affen nur grinsen! Du hast es sagen können! Das kann dir genug sein!"

„Vater!"

„In Verlangen nach dir bin ich heimgegangen!" fuhr der Alte fort; langsam, jedes Wort gleichsam aus des Herzens Tiefen holend. „In schweren Gedanken! Darfst mir's glauben. — In Angst um dich! Denn ich weiß, wie solch ein Schmähwort auf die Seele und das Leben fällt. Hab's ja selbst einst durchgefressen. Aber nun darf dich das nicht mehr kümmern! Du bist mein! Und ich behalte dich und sorge für dich! Jetzt lös' ich langjährige Schulden aus!"

Und er drückte und preßte ihn wieder.

„Dir soll es besser gehen als mir! Du sollst ans Ziel kommen!"

Und hastig sprach er nun, immerzu, als wolle er jede Spur des Vergangenen so verwischen. Mehr sprach er, als der Sohn ihn je hatte sprechen hören. Der hörte diese angstvollen, zärtlichen Worte wie ein dürstender Wanderer, der am Verschmachten war und endlich Labung findet. Die Worte des Alten, rauh in aller heißen Liebe von seinen welken Lippen rollend, glichen einem Wassersturz in den Alpen, der Blöcke und Geröll mit sich führt. So voll Gewalt und Heftigkeit überströmten sie den Sohn. Dem klangen sie in aller Rauheit wie die süßeste Musik.

„O Vater!" stammelte er als einzige Antwort.

In diesem Worte schloß sich nun alles ein, was ihm Leben und Hoffnung bedeutete. Leben für sein krankes, zerschlagenes, gedemütigtes Herz, das eben erst noch den letzten harten Stoß erlitten hatte.

Und dann ward es ganz stille.

Es war, als löse sich in diesen Minuten von ihnen und dem Raum um sie ein schwerer Bann.

Sie fühlten das und sprachen nicht. Als fürchteten sie sich, das zu stören, was da so geheimnisvoll vor sich ging. Was da zu ihnen trat und Gnade und Leben brachte.

Die beiden sahen sich nur immer und immer wieder in die Augen, als wollten sie sich ihrer Liebe und ihres Besitzes versichern, und konnten sich dessen nicht ersättigen.

„Wenn du mich lieb hast, Vater —" sagte endlich der Sohn.

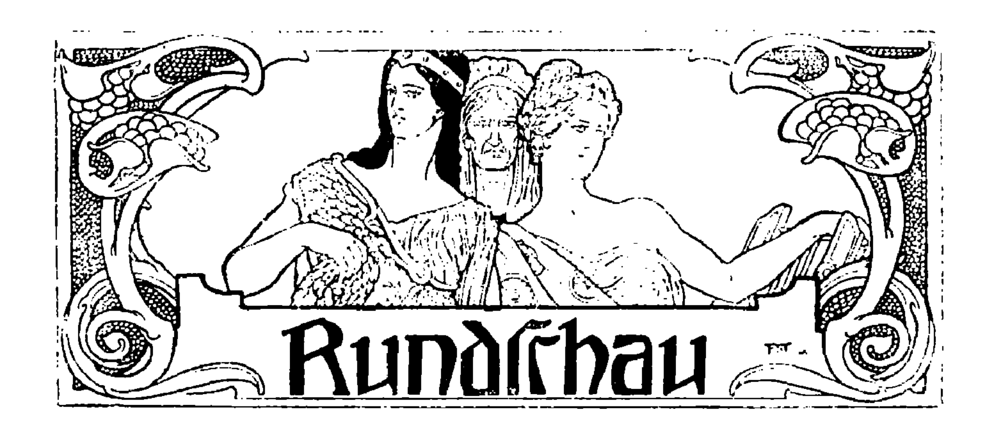
„Stille! halte dich nur stille! Du bist noch erschöpft! Eine Weile noch. Dann führe ich dich hinauf in die Wohnung."

Droben im Hause des Metzgers tanzten sie eine Galoppade. Die Musik schrillte und die Wände zitterten von dem Stampfen der Tanzenden. Das Hochzeitsfest war im vollsten Gang.

Die unten in der Werkstatt aber vergaßen die Welt.

Ein Stern war aufgegangen. Groß und mit seltsam hellen Strahlen schimmernd. Beide sahen sie hinein, staunend und schweigend.





In memoriam Kuno Fischer †

Kuno Fischer, der Nestor der Philosophen der Jetztzeit, ist nicht mehr. Seine klugen Augen haben sich am 5. Juli für immer geschlossen, und der tiefsinnige Denker und hochbegabte Philosoph hat sein Ziel für dieses Leben gefunden. Schwer ist dieser Verlust sowohl für die philosophische Wissenschaft als auch für die deutsche Literatur, deren innerstes Wesen und Werden er wie nur wenige begriffen und geschildert hat. Geboren am 23. Juli 1824 zu Sondewalde in Schlesien, studierte er in Halle und Leipzig Philosophie, Theologie und Philologie und habilitierte sich, nachdem er drei Jahre lang Hauslehrer gewesen, 1850 für Philosophie in Heidelberg. Als ihm durch ein Ministerialreskript 1853 ohne Grundangabe die Venia legendi entzogen war, lebte er zwei Jahre lang in der Stille in Gemeinschaft mit Gervinus und Strauß seinen wissenschaftlichen Arbeiten. 1855 wandte er sich nach Berlin, um sich von neuem zu habilitieren, doch ohne Erfolg. Auf Grund des badischen Verbots wurde ihm die Genehmigung zur Habilitation durch den Minister Raumer verweigert. Freilich ward dieses Verbot infolge des Einschreitens der philosophischen Fakultät durch eine Kabinettsordre wieder aufgehoben, doch war Fischer bereits einem Rufe als Philosophieprofessor nach Jena gefolgt, wo er seine Vorlesungen vor einem Zuhörerkreis begann, wie ihn die Universität seit den Tagen Schillers, Fichtes und Schellings nicht wieder gesehen hatte. Im Jahre 1872 kehrte er nach Heidelberg zurück und entfaltete hier bis vor wenigen Jahren eine glänzende Lehrtätigkeit. Seine vorzügliche Darstellungskunst wußte bis in sein hohes Alter zahlreiche Schüler bei ihm festzuhalten.

Die literarische Tätigkeit Fischers war eine bedeutende. Er hat nicht bloß die Philosophie, sondern auch die nationale Literatur eingehend durchforscht und scharfsinnig behandelt. Seine philosophische Grundüberzeugung war ein mit aristotelischen und kantischen Elementen verbundener Hegelianismus. Die scheinbar auf das exakteste durchgeführte logische Geschlossenheit des Hegelschen Systems und seine Anwendbarkeit auf die verschiedensten Disziplinen wie Theologie und Moral, Recht und Ästhetik, Philologie und Naturwissenschaft mußte einen so umfassenden Geist wie den Fischers unwiderstehlich in dessen Bannkreis ziehen. Freilich hat Fischer diese Abhängigkeit nicht zugeben wollen. „Man wird finden," sagt er im Jahre 1865 in der Vorrede zu seiner Logik, „daß ich meinen eigenen Weg gegangen bin, und wenn

mich dieser zu einem Ziele führt, auf dem ich nicht allein stehe, sondern mit einem geschichtlich schon gegebenen Standpunkte in der Hauptsache zusammenkomme, so empfinde ich diese Übereinstimmung, soweit sie reicht, keineswegs als eine Abhängigkeit, am wenigsten als eine schulmäßige." Aber trotz dieses Protestes wird Fischer als ein Anhänger und Schüler Hegels zu begreifen sein; er besaß ein Talent wie wenig andere, „sich durch Entdeckung des springenden Punktes in einer Lehre völlig mit ihr identifizieren zu können" (Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie).

Wer Fischers systematisches Hauptwerk, seine „Logik und Metaphysik", studiert, könnte sich leicht fragen: „Kann dieses Werk die Veranlassung sein, daß Fischer in der Philosophie der Neuzeit eine so einflußreiche Stellung gewann und sein Name unter den ersten Philosophen der Gegenwart genannt wurde?" Wenn Fischer in diesem Buche energisch für Aristoteles und Kant eintrat — „es gibt zwei Dinge, die man in der Philosophie nicht ungestraft vernachlässigen darf: die aristotelische Logik und die kritische, ich meine die Kantsche Philosophie" — so ist das recht und gut und ein Verdienst, das Fischer nicht geschmälert werden soll; die nachkantische Philosophie wäre unmöglich auf die Abwege geraten, auf welche sie tatsächlich geriet, wenn Fischers Mahnung immer beachtet worden wäre; Materialismus und Naturalismus hätten nie so üppig ins Kraut schießen und so böse Früchte zeitigen können, wenn Aristoteles und Kant nicht einem illusorischen Empirismus das Feld hätten räumen müssen. Wie heute, so hatte gerade zu Fischers Zeiten das „Zurück zu Kant" ein gutes Recht, insofern es die Aufforderung enthielt, in Kant die Höhe der weltgeschichtlichen Arbeit zu erklimmen und die in ihm begonnene Umwälzung aufzunehmen und weiterzuführen. Aber trotz dieser Erkenntnis hat Fischers „Logik" keinen besonderen Wert, große weltbewegende Gedanken hat er hier nicht entwickelt.

Die Tatsache — so lesen wir hier —, daß es Erfahrungswissenschaften und Mathematik gibt, bedarf einer Erklärung. Diese wird von der Philosophie gegeben. Die Philosophie fordert Wissenschaftslehren, die Wissenschaftslehre fordert eine Lehre von der Begriffsverdeutlichung oder formalen Logik, die formale Logik verlangt Einsicht in die Begriffsbildung oder Psychologie, diese endlich fordert Wissenschaft der reinen Begriffe oder Kategorien, die dem Erkennen, Denken und Sein zugrunde liegen. Die Kategorien sind Denk-, Grund- und Erkenntnisbegriffe. Als Wissenschaft der Denkbegriffe nennen wir die Philosophie Denklehre oder Logik im weitesten Sinne, als Wissenschaft der Grundbegriffe oder Prinzipien Metaphysik, als Wissenschaft der Erkenntnisbegriffe Wissenslehre. Diese drei Namen sind Namen für dieselbe Sache. Die Logik muß zugleich Metaphysik und Wissenschaftslehre sein. Der methodische Fortschritt der logischen Entwicklung muß von den niedern Begriffen zu den höhern aufsteigen. Die niederen sind die weniger entwickelten, also auch die weniger bestimmten; je unentwickelter und unbestimmter die Begriffe sind, um so ärmer und abstrakter sind sie. Daher schreitet die methodische Entwicklung von den abstrakten Begriffen zu den konkreten fort, von den unbestimmten zu den bestimmten, und da die höhern Begriffe durch die niedern vermittelt sind, so nimmt die Entwicklung ihren Weg von den unmittelbaren Begriffen zu den vermittelten in kontinuierlicher Stufenfolge. Der Ausgangspunkt der Entwicklung ist das Dasein oder das Sein. Das Sein ist die erste Grundbestimmung, die es gibt. Dieses Sein

muß weiter als das Wesen gedacht werden, aus dem die Entwicklung resultiert, d. h. als Grund. Der Grund ist die zweite Hauptbestimmung. Das Wesen endlich will auch als Zweck gefaßt werden, welcher die Entwicklung durchdringt, und der Zweck will Selbstzweck oder Idee sein, d. h. sich verwirklichender Begriff. Der Zweck ist die dritte Grundbestimmung. Der Selbstzweck aber ist das Allgemeine, das sich spezifiziert und darum notwendig vereinzelt, in die Welt der Individuen und Objekte eingeht, diese Welt durchdringt und aus den Individuen selbst wieder hervorgeht oder sich wiedererzeugt, um sich objektiv zu machen oder für sich zu sein als Erkenntnis und Wille.

Das sind die systematischen Hauptgedanken Fischers! Es ist begreiflich, daß diese sich ganz im Hegelschen Jargon abwickelnde Philosophie nur wenig dazu beitragen konnte, Kuno Fischer die Stellung zu verschaffen, die er in der Wissenschaft einnahm. Seine Bedeutung als Philosoph liegt deshalb nicht auf systematischem Gebiete, wo andere bessere und gründlichere Gedanken entwickelten und doch nicht den Einfluß gewannen, den er erlangte. Fischer verdankt vielmehr seinen Ruhm seiner historischen Arbeit. Und hier reichen wohl nur wenige an ihn heran. Die Philosophie der Neuzeit hat zahlreiche und gute Bearbeitungen gefunden; die ausführlichste aber und glänzendste hat Kuno Fischer geschrieben. Wenn Heinze in Überwegs Grundriß auch nicht unrecht hat, wenn er sagt: Fischer weiß die Hauptpunkte sicher herauszufinden und von diesen aus die Lehren der einzelnen in sehr verständlicher Weise zu entwickeln, er tut aber in seiner zum Teil künstlerischen und geistvollen Gestaltung zuviel Eigenes hinzu und übergeht manche Schwierigkeiten, so daß es bisweilen an treuer Wiedergabe der philosophischen Gedanken fehlt, — so behält doch Falckenberg vollständig recht, wenn er (Geschichte der neueren Philosophie, 4. Auflage) Fischers Philosophiegeschichte als eine schriftstellerische Leistung erklärt, die wie keine andere geeignet ist, den Leser in der Gedankenwelt der großen Philosophen, die er von ihrem Mittelpunkt aus lebendig rekonstruiert, heimisch zu machen und auf das Studium der eigenen Werke der Denker vorzubereiten. Was allen Schriften Fischers, soweit sie wenigstens das historische Gebiet betreffen, eigen ist, ist das dramatische Leben, das sich in ihnen offenbart. Mag er Descartes' Leben und Lehre entwickeln oder uns Spinozas Gedankengänge entrollen, mag der gefällige, alle Gegensätze ausgleichende Leibniz vor uns treten, oder der tiefernste, eine alte Gedankenwelt zermalmende Kant, mag es Fichte sein, der energische Rufer zu männlicher Selbständigkeit, oder Schelling, der Philosophiekünstler und Ästhetiker, oder Hegel, der kraftvolle Systematiker, oder Schopenhauer, der geniale und volkstümliche Pessimist, überall zeigt Fischers Darstellung eine Elastizität und Frische, die mit sich fortreißt und den Leser in ihren Bannkreis zieht. Auch das Nichtinteressante, ja Langweilige erscheint durch ihn in einem andern Licht, es ist Leben und wieder Leben, was wir hier sehen. Kein Wunder, daß die zehnbändige „Geschichte der neueren Philosophie" trotz ihres hohen Preises eine Verbreitung gefunden hat, wie nur wenige Werke solchen Umfangs und Inhalts. Wer den tiefsten Aufgaben und idealen Interessen der ganzen Menschheit seine Aufmerksamkeit widmen kann, findet hier eine Arbeit, die einen Kultur- und Bildungswert hat wie kaum eine zweite. Die Zeiten sind heute vorbei, wo Männer wie Leibniz und Fichte, Schelling und Hegel als bloße Abenteurer im Reich des Gedankens behandelt wurden; die Größe und Fruchtbarkeit der großen früheren Denker wird heute voll anerkannt. Diese Größe aber und

Tiefe der Denker in ihrem ganzen Reichtum und ihrer unversieglichen Lebensfülle den Späteren erschlossen und sie ihnen in heißer, ernster Arbeit durch Kraft des Denkens und Kunst der Darstellung zu eigenem Besitz gemacht zu haben, gezeigt zu haben, wie geheimnisvolle und doch überall feste Fäden unsere Arbeit mit der ihrigen verbinden, bleibt Fischers nicht genug zu rühmendes und zu schätzendes Verdienst.

Dasselbe gilt aber auch von Fischers literarhistorischen Schriften, zumal seinen Arbeiten über Schiller und Goethe. Wie in den Geist der großen Philosophen, so hat sich Fischer auch in die Art der größten deutschen Dichter hineingefunden wie kein zweiter. Seine Schiller- und Goetheschriften gehören zum Besten, was die deutsche Literatur über die beiden Dichterfürsten besitzt. Das vierbändige Faustwerk gibt eine Erläuterung des Faust, wie sie kein anderer erreicht hat. Durch originelle und vertiefte Auffassung, durch scharfsinnige Klarstellung kontroverser Punkte zumal in den rein philosophischen Teilen und durch klassische Darstellung ist Fischers Arbeit über Faust fast ein neues Faustwerk geworden. Daß Goethe die eigene Lebensfülle wie einen ungestümen Feuerstrom in seine jugendliche Faustdichtung ergossen und in ihren Helden so viel unverbrauchte, von keinem tragischen Schicksale zu erschöpfende, darum zukunftsvolle Kraft niedergelegt hatte, die seinem Faust jenen hinreißenden Ausdruck verlieh, welcher durch ein Jahrhundert fortwirkte, von Geschlecht zu Geschlecht sich verstärkte und besonders die zukunftsvollen Gemüter magisch traf, und daß die Schaffung solches Menschen kein Produkt einer planvollen Idee, sondern des lebensvollsten, genialsten, von der Gewalt des dunklen Dranges bewegten Ergusses war, hat Fischer in originellster Weise erwiesen und damit manches Rätsel gelöst, das Goethes Faust vorher aufgab. Goethes Faust hat ihm wohl eine Einheit, aber sie liegt nicht da, wo sie die meisten suchen, in ein und demselben Grundgedanken, der alle Teile trägt und verknüpft, sondern in der Person und Entwicklung des Dichters. Es würde natürlich zu weit führen, wollten wir Fischers Faustwerk oder seine übrigen Arbeiten über Goethe, seine Schriften über Schiller und Shakespeare usw. auch nur allgemein betrachten, hier gilt es, die Bücher selbst in die Hand zu nehmen und zu lesen. Fischers glänzende Art, die Probleme aufzurollen und zu entwickeln, wirkt unterhaltend und belehrend zugleich. Wer in die Tiefe dringen und selbst Probleme lösen lernen will, der findet keinen bessern Lehrmeister als Kuno Fischer.

Nun ist auch dieser Geist dahingegangen; der müde Leib ist zum Frieden gekommen. Reich war sein Leben an Arbeit, reich war es an Erfolgen, und segensvoll wird seine Nachwirkung sein. Die echte und tiefe Lebenserfüllung ist mehr als ein geistreiches Spiel, sie verlangt den ganzen Ernst und die ganze Mühe der Arbeit, die alle Kräfte des Geistes anstrengt für die Aufgaben, die jeder findet, wenn er sie sucht. Der gesunde Geist hat das Bedürfnis, seine Zeit zu erfüllen, und dieses Bedürfnis ganz und mannigfaltig zu befriedigen, ist das menschliche Leben reich und gehaltvoll genug. Es handelt sich nur darum, daß wir die Empfänglichkeit und den Willen besitzen, dem menschlichen Leben seine Schätze abzugewinnen. Wenn nur *wir* es verstehen, das Interesse zu fassen, so versiegen auch die Quellen nicht, immer von neuem dieses Interesse zu erfüllen; wenn nur *in uns* die Leere nicht ist, in der Welt ist sie niemals. Was Goethe den Poeten zuruft, soll sich jeder gesagt sein lassen: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt, und

wo ihr's packt, da ist es interessant!" Fischer hat in seiner Kantmonographie das Wort gesprochen: „Die Zeit ist unsere ursprüngliche Vorstellung; die Zeit sind wir selbst; wir selbst sind es, die sie verkürzen und ausdehnen. Jetzt sollte sie für immer verstummen, die Klage des Famulus im Faust: ‚Ach Gott, die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben!' Das Leben ist als Ganzes, was es in jedem seiner Abschnitte ist; je erfüllter es ist, um so kürzer erscheint, um so schneller vergeht es, während es gelebt wird, um so länger erscheint es in der Erinnerung. Ein solches wahrhaft erfülltes Leben bleibt dauernd noch im Andenken der Nachwelt." Fischer hat mit diesen Worten sein eigenes Leben charakterisiert: es ist der Nachwelt nicht verloren. Als Kant, ermüdet von seiner ungeheuren Geistesarbeit, seinen 80. Geburtstag feierte — es war sein letzter —, schrieb er die Bibelworte in sein Tagebuch: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen", — wir setzen diese Worte auch unter Kuno Fischers Leben!

Otto Siebert-Fermersleben



Der alte und der neue Herr

Wie ein Alp ist es von der Brust der Lehrerschaft genommen worden! Es war weniger die Wirksamkeit des Herrn Konrad v. Studt als vielmehr die bange Ungewißheit um die bevorstehende Entscheidung, was die besorgten Blicke nach Berlin richtete. Daß allerlei Dinge in der Luft lagen, fühlte und wußte jeder, und wer für das politische Leben auch wenig Sinn und Verständnis bekundete, den mußte die Kamarillanotiz im „Berliner Lokalanzeiger" aufrütteln. Es spielte etwas hinter den Staatskulissen.

Wird die Schule auch diesmal wieder verschachert werden? hieß die bange Frage der Lehrer und aller derer, die nicht zur Gefolgschaft der Kreuzzeitung und der Germania gehörten. Das Mißtrauen war nicht unbegründet. Die Schule hat einen Weg bitterböser Erfahrungen, Enttäuschungen und Erniedrigungen gehen müssen. Sie sollte ihn nach der Absicht dunkler Hintermänner auch dieses Mal wieder gehen. Der Plan hatte Aussicht auf Erfolg. Um so mehr, als ein sehr einflußreicher preußischer Minister sich zum Helfershelfer Studtscher Pläne aufgeworfen hatte. Die Schule hat nicht das besondere Interesse des Monarchen, und ihr Wohl und Wehe berührt ihn nur so weit, als sie eine Veranstaltung des Staates ist, ein politischer Faktor. Auf diese Weise ist es möglich, dem Kaiser über Schule und Lehrer Ansichten zu suggerieren, die verderblich wirken müssen, sobald sie in die Tat umgesetzt werden. Wenn nun politischen Kulissenschiebern auch bekannt war, daß die Studtschen „Erfolge" den Kaiser in letzter Zeit doch etwas bedenklich gestimmt hatten, so findet sich doch immer noch hin und wieder ein Minister, der Mut bekommt, sobald er sich außerhalb kaiserlicher Schußweite weiß. Aber es ist den Herren dieses Mal nicht gelungen. Der Reichskanzler schmiedete das Eisen, solange es warm war. Und es war warm! Liebenberg hatte dem Kaiser Verdruß bereitet, hatte seinen Ehrgeiz verletzt. Und nun allerlei deutliche Andeutungen, daß man trotz dieser Ränkespiele, die klar am Tage lagen, gesonnen sei, ihn aufs neue hinter das Licht zu führen, ihn zur ausführenden Instanz irgend-

einer selbstsüchtigen Interessengruppe zu machen. Der Kaiser durchschlug den Knoten.

Konrad von Studt war ein Mann des Kaisers insofern, als seine Ernennung zum Kultusminister das ureigenste Werk des Monarchen und einiger unverantwortlicher Ratgeber war. Der unvergeßliche Bosse war — um es zart auszudrücken — nicht im letzten Grunde über seine zu große Lehrerfreundlichkeit gestolpert. Es hatte sich zwischen ihm und der Lehrerschaft ein auf Herzlichkeit und gegenseitigem Vertrauen beruhendes inniges Verhältnis herausgebildet. Bosse häufte reiche Vorräte an Liebe und Begeisterung für den Beruf auf. Hätte die Lehrerschaft diesen Fonds nicht besessen, sie wäre in den mageren Jahren der Studtschen Regierung Hungers gestorben. Denn die Teuerung drückte das Land der Schulen schwer, wie weiland Kanaan.

Herr von Studt setzte an die Stelle der Herzlichkeit die korrekte Beziehung des kalten, unnahbaren Bureaukraten. Welche großen Erfolge seinem berühmt gewordenen System beschieden waren, hat er gelegentlich des Redeplänkels mit Freiherrn v. Zedlitz im Abgeordnetenhause und damit vor dem ganzen Lande mit dem nötigen Selbstbewußtsein und in der nötigen Breite auseinandergesetzt und zum besten gegeben. Demgegenüber wäre es wohl angebracht, zur gerechten Verteilung von Licht und Schatten gegen dieses Eigenlob alle diejenigen Momente ins Licht zu führen, die wie schwere Anklagen aus der Tiefe des Ministeriums emporsteigen. Aber diese Dinge sind allzu bekannt. Haben sie den Minister doch zu einer populär-komischen Figur gemacht. Unser auf tausendfältiger Beobachtung innerhalb und außerhalb des Schulhauses beruhendes Urteil lautet in der Summa dahin, daß die Lehrerschaft mit der Amtsführung des Herrn von Studt im höchsten Grade unzufrieden war. Mehr als das: eine Erbitterung, wie sie in dem Maße eine preußische Beamtenkategorie noch nie beseelt hat, erfüllte jedes Lehrerherz, erfüllte das Herz jeder Lehrersfrau. In den Lehrerhäusern wurde der Name des gewesenen Ministers nur mit Ingrimm genannt, als er die ihm vom Abgeordnetenhause mit Gewalt aufgedrängten 5 Millionen nur zur Hälfte annahm, dagegen den Mangel der Lehrer als Hauptgrund des Lehrermangels nicht wollte gelten lassen.

Sogar die Rektoren rebellierten. Als auf der letzten Versammlung des preußischen Rektorenvereins dessen Vorsitzender ein Ergebenheitstelegramm an Herrn Konrad v. Studt in Vorschlag brachte, ertönte hier und da ein vereinzeltes Bravo. Andere zischten. Die übergroße Mehrheit hüllte sich in frostiges Schweigen, und ob der peinlichen Situation blickte der anwesende Provinzialschulrat verlegen zu Boden. Der auf Herrn v. Studts Vorschlag vom Kaiser mit auf die vorjährige Nordlandsreise genommene Präsident zog es vor, diesen Hereinfall mit Übergang zur Tagesordnung zu quittieren.

Herr v. Studt genießt der wohlverdienten Ruhe. Seinem Nachfolger hinterläßt er ein wüstes Trümmerfeld enttäuschter Hoffnungen, geschwundenen Vertrauens. Da der Minister bei weitem nicht befähigt war, den Anforderungen seines Amtes zu genügen, so empfand er es auch nicht, daß schlauere Konsortien ihn zum Werkzeug ihrer dunklen Pläne machten. Herr v. Studt war immer der geschobene Mann. Ihm bösen Willen nachzusagen, ist ein schweres Unrecht. Die Hauptschuld heftet sich an die Sohlen der Finsterlinge. Den herben Vorwurf können wir indes dem als Person durchaus sympathischen Minister nicht ersparen, daß er das Unzulängliche seiner Kraft und

Gaben nicht schon bald nach der Übernahme seines Postens erkennen wollte. Es ist ihm von berufener Seite mehrmals angedeutet worden. Aber er blieb. Die Selbsterkenntnis war auch um so schwerer, als ein Ministerkollege ihn immer wieder zum „Ausharren" ermahnte. So wurde denn schließlich die Not größer als der Helfer.

Der neue Herr! Er ist der Mann Bülows und damit ein Anhänger des Blocks. Herr Holle genießt den Ruf einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Begabung. Sein Orientierungssinn habe es ihm leicht gemacht, sich auf den verschiedensten Gebieten bald so einzuarbeiten, daß er sie völlig beherrschte. Nun wollen wir nicht behaupten, daß ein begabter Beamter auch stets ein großer Minister sein müsse. Er muß allerdings befähigt sein, gewisse Anregungen allgemeiner Art geben zu können; er muß ein Herz haben, und er muß die Gabe besitzen, den Pulsschlag echter Berufsfreudigkeit bei seinen Untergebenen wahrzunehmen. Er soll den Strom echter Begeisterung und ungestümen Vorwärtsdrängens nicht durch Dämme und Wehre aufstauen, sondern seine Wogen wallen lassen, unbekümmert darum, daß sie auch manches Unbrauchbare mit sich führen. Es fehlt unserer Schulpolitik der Zug ins Große! Die Politik der Bremserlasse, der Prügelverfügungen, der kommunalen Entrechtung, der Klerikalisierung muß ein Ende nehmen. Man soll nicht bremsen in Zeiten, wo alles rollt.

Arbeit über Arbeit! Wir haben das Vertrauen zum Minister, daß er durch die nötige persönliche Fühlungnahme mit den Leitern der großen Lehrervereinsbewegungen aus der Quelle seine Informationen schöpft, die am besten bekunden kann, was die Lehrerschaft erstrebt. Dann wird am schulpolitischen Himmel nach langer Wolkennacht der Bogen aus den Tagen eines Falk, Bosse und Kügler sich über Schule und Lehrerhaus wölben. Hoffen wir's!

K. M.



Neue Biographien

Über drei Lebensbilder will ich heute Bericht erstatten. Sie betreffen drei Männer der neuesten Zeit, die alle drei als Mitarbeiter Bismarcks bezeichnet werden können. Der eine ist ein Mecklenburger, der 1874 verstorbene Staatsminister Jasper v. Oertzen, der zweite ein Rheinländer, der Industrielle Gustav v. Mevissen, der dritte ein Schleswig-Holsteiner, der langjährige frühere Regierungspräsident von Bromberg, Christoph v. Tiedemann. Die drei Werke sind recht verschieden in Qualität und Umfang und vermögen nicht gerade gleichmäßiges Interesse zu wecken.

Sehr gering wird das Interesse sein, daß die Biographie Jasper von Oertzens erregt. Man wird überhaupt fragen, was sich der Sohn dieses mecklenburgischen Staatsmannes, der Geheime Legationsrat und Vizelandmarschall Helmut v. Oertzen, gedacht haben mag, als er dies Lebensbild zeichnete (Helmut v. Oertzen. Das Leben und Wirken des Staatsministers Jasper v. Oertzen. Ein Beitrag zur Geschichte Mecklenburgs, insbesondere seiner Beziehungen zum Deutschen Bunde. Schwerin in Mecklenburg, F. Bahn, 1905. 8°. XI u. 363 S. 5 Mk.). Glaubt der Verfasser, daß ein so langweiliger, trockener Stil, eine solche lose Anein-

anderreihung von meist gleichgültigen oder schon bekannten Tatsachen irgend eine nennenswerte Zahl von Menschen interessieren kann? Wir vermögen uns kaum zu denken, daß selbst die Mitglieder der Familie v. Oertzen dieser nüchternen Erzählung viel Geschmack abgewinnen können. Man durfte an ein Lebensbild Jasper v. Oertzens mit einer gewissen Erwartung herantreten, weil Oertzen als mecklenburgischer Bundestagsgesandter dasjenige unter den Mitgliedern des Bundestags gewesen ist, das Bismarck am nächsten stand und das dieser in seinen amtlichen Berichten und auch sonst immer wieder herausgestrichen hat. Man konnte daher auf Mitteilungen über die Beziehungen der beiden Männer rechnen, um so mehr, als ja gerade die Tätigkeit Oertzens am Bundestage besonders beleuchtet werden sollte. Derartige Hoffnungen werden gänzlich enttäuscht. Der Sohn begnügt sich damit, jene Äußerungen Bismarcks aus Poschinger usw. auszuschreiben und im übrigen Randglossen daran zu knüpfen, die durchweg geeignet sind, das Lob Bismarcks abzuschwächen. Er glaubt nämlich die Bundestreue seines Vaters im Gegensatz zu der Bismarcks in ein besseres Licht setzen zu sollen und gefällt sich überhaupt darin, die gesamte preußische, auf Geltendmachung des preußischen Machtgedankens gerichtete Politik im Bunde zu diskreditieren. Am liebsten möchte er wohl die Behauptung aufstellen, Bismarck sei dadurch zur Lösung der deutschen Frage getrieben worden, daß er in Frankfurt nicht die erste gesellschaftliche Rolle zu spielen vermochte. Ein intransigenter Geist der Opposition gegen die Entwicklung der deutschen Dinge weht durch das Buch. Zwar hält sich dieser Geist einigermaßen in den Schranken, weil der Verfasser denn doch nicht die Kühnheit besitzt, seine Ansichten offen zu entfalten. Dieser Herr Helmut von Oertzen ist als ein fossiles Überbleibsel aus verklungenen Tagen anzusehen. Er würde mit Begeisterung in die Zeit des Bundestags zurückkehren. Ohne Frage war der Vater nicht nur eine kräftigere und einsichtsvollere, sondern auch realpolitischere Persönlichkeit als der Sohn. Hätte dieser wenigstens die Berichte seines Vaters vom Bundestage veröffentlicht, wozu er als ehemaliger Diplomat von Fach vielleicht jetzt — 25 Jahre nach Poschinger — die Erlaubnis erhalten haben würde, dann wäre man ihm doch noch zu einigem Danke verpflichtet! So aber erhält man des Neuen und Beachtenswerten nur allzuwenig. Gelegentlich wird das Interesse durch einen Brief König Friedrich Wilhelms IV. (S. 111) oder einen solchen A. Reichenspergers (S. 200) oder einen sonstigen kleinen Zug geweckt. In der Hauptsache wird man das Buch enttäuscht und gelangweilt aus der Hand legen.

Ganz anders als mit der Biographie Jasper v. Oertzens ist es mit der des 1899 verstorbenen rheinischen Industriellen Gustav v. Mevissen bestellt. Zwar ist der erste Eindruck, den man hat, wenn man den Umfang des Werkes sieht, geradezu erschreckend. Der Verfasser, Joseph Hansen, hat nicht weniger als 1562 enggedruckte Seiten nötig gehabt, um das Lebensbild Mevissens zu schreiben. (Joseph Hansen, Gustav v. Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815—99. Berlin, G. Reimer, 1906. 8°. Band I XV u. 869 S. Mit zwei Porträts. Band II X u. 668 S. Mit einem Porträt. Preis insgesamt 20 Mk.) Das soll ein weiterer Kreis lesen? Wo denkt der Herr Verfasser hin? Wer hat denn die Zeit dazu, all das in sich aufzunehmen? Wer kauft solche Werke? So entfährt es einem unwillkürlich. Aber es ist nicht ganz so schlimm, wie es auf den ersten Blick aussieht. Der zweite Band umfaßt nur Abhandlungen, Denkschriften, Reden und Briefe, also beigefügtes Aktenmaterial,

das man eher übergehen kann. Auch ist der Preis der beiden wuchtigen Bände mit 20 Mk. recht mäßig berechnet. Immerhin scheint uns das Werk doch allzu reichlichen Umfang zu haben. Der Verfasser ertrinkt förmlich im Stoff. War ihm doch eine Fülle intimen, namentlich aus Aufzeichnungen Mevissens bestehenden archivalischen Materials zur Verfügung gestellt worden. Er entwickelt das innere Leben Mevissens mit einer Ausführlichkeit, wie das so kaum in den Biographien der größten Geister und literarischer Persönlichkeiten zu geschehen pflegt. So feinsinnig und reichgebildet Mevissen auch war, eine solche Menge Einzelheiten über seinen Bildungsgang ist doch des Guten zu viel. Da die Wirksamkeit, die Mevissen auf das geistige Leben der Rheinländer ausüben konnte, so groß sie sich auch in späteren Jahren durch den Mäcenatensinn dieses Industriellen zeigte, sich nicht direkt äußerte und nicht geradezu epochemachend war, so hätte eine Hervorhebung des Wesentlichsten doch wohl genügt, um sein ästhetisch-philosophisches Wesen zu veranschaulichen. Ja, dieser Zweck wäre sogar besser erreicht worden durch Beschränkung auf ein Mindestmaß von Mitteilungen. Ebenso war es doch wohl nicht angebracht, die dreijährige parlamentarische Tätigkeit Mevissens (1847—49) in solcher Breite (auf fast 200 Seiten) zu behandeln. Außerdem gefällt sich der Verfasser oft genug darin, umfangreiche Zustandsschilderungen zu geben. Sie lesen sich großenteils vortrefflich, so die tiefgehende Studie über das geistige und wirtschaftliche Leben am Rhein und in Köln (I, 196 ff.). Aber für diesen Zweck holen solche Schilderungen doch wohl zu weit aus. Sie wirken im Rahmen dieser Biographie zu sehr als Abschweifungen. Wir wollen die Persönlichkeit Mevissens kennen lernen und verlieren ihr Werden und Wirken recht oft aus dem Auge. Ganz überflüssig war in diesem Werke die eingehende Schilderung der Berliner Märzereignisse. Zuweilen vermeidet Hansen auch nicht Gemeinplätze.

Wäre also die Hälfte des Umfanges zweifellos mehr gewesen, so muß doch gesagt werden, daß das Werk Hansens eine bedeutende Leistung mit reichen inhaltlichen und literarischen Vorzügen ist. Hansen ist Historiker von Fach. Er bekleidet seit langen Jahren die Stellung eines Stadtarchivars im heiligen Köln. Auf Schritt und Tritt zeigt er sich als einen Mann von Geist und Urteilskraft. Fast überall merkt man ihm an, daß er seinem Gegenstand intensives Studium zugewandt hat. Mag er ein literarisches Kapitel behandeln oder über philosophische Studien sprechen, mag er Mevissens kaufmännische Tätigkeit, seine Eisenbahnunternehmungen, seine Bankprojekte oder sein Wirken im Berg- und Hüttenwesen würdigen, überall zeigt er sich wohlunterrichtet, schreibt er belehrend und anschaulich. Fast immer fühlt man sich gefesselt. Am wenigsten zu Hause ist Hansen offenbar in der politischen Geschichte. Das tritt besonders in der unfreundlichen Beurteilung der Ratgeber König Friedrich Wilhelms IV. hervor. Ein Historiker sollte es nun nachgerade wissen, daß es sich bei den Gerlachs und ihrem Kreise nicht um „ostentative Frömmelei", „von egoistischen Zielen bestimmte feudale Tendenzen", um „frömmelnde Unaufrichtigkeit", „plumpe Orthodoxie" und dergleichen handelte. Wenn Hansen es sich nicht von mir sagen lassen will, da er mich vielleicht für befangen hält — obwohl ich mich völlig frei und unbefangen in dieser Frage weiß —, so möge er doch nur vergleichen, was beispielsweise Friedr. Meinecke und Hermann Oncken über den ehrlichen Idealismus dieses Kreises von Politikern geurteilt haben, und er wird sich sagen müssen, daß er recht rückständig in seinen hierher gehörigen Urteilen ist. Und wenn Hansen über die „Intrigenhaftigkeit der Kamarilla" schmält, dann muß er

es auch intrigenhaft nennen, wenn Mevissen sich hinter die Königin Augusta steckte, um durch sie seine politischen Gedanken zu verwirklichen (I, 748). Der General v. Gerlach und dessen Freunde bekleideten zudem gewöhnlich noch eine amtliche Stellung im Gegensatz zu Mevissen und suchten auf eine verantwortliche Stelle, den König selbst, zu wirken, während die Königin Augusta doch nicht gerade den Beruf hatte, Politik zu treiben. Auch den Versuch Hansens, die Politik Mevissens in seiner parlamentarischen Zeit gegen das abfällige Urteil Bismarcks zu verteidigen, halte ich für mißglückt. Wer so schnell das Prinzip der Volkssouveränität gutheißt, wie Mevissen (II, 391), der ist niemals ein innerlich gefestigter Gegner dieses Prinzips gewesen. Auch sein gemeinsam mit Beckerath im September 1848 aufgestelltes Regierungsprogramm beweist, daß Mevissen noch nicht Klarheit über das Wesen des preußischen Staates gewonnen hatte. Er hat mit den Jahren hierin gelernt und später jenes Programm von 1848 als verfehlt bezeichnet. Sein Biograph ist anscheinend nicht so in den Geist des Preußentums eingedrungen. Sonderbarerweise scheint Hansen außerdem noch immer die überschwengliche Meinung zu teilen, die viele einst von Heinrich Gagern hatten, die aber doch meines Wissens kein Historiker mehr vertritt. Bei Berührung des Militärkonflikts wäre doch wohl eine kritischere Beleuchtung der Stellung Mevissens am Platze gewesen. Aber Hansen ist auf diesem Gebiete auch nicht allzusehr zu Hause.

Eine interessante Gestalt, dieser Mevissen! Als Dülkener Garnfabrikant begann er und erwies sich bald als ein kluger Geschäftsmann. Sein Wesen war aber doch vorwiegend ästhetisch-philosophisch und historisch-kritisch. Von eigentümlicher Frühreife, zeigte er sich allen seinen Berufsgenossen sehr bald überlegen. Dabei verriet er einen außerordentlichen Gemeinsinn und ungewöhnliches sozialpolitisches Verständnis. Da er ausgesprochen liberal war, so fällt dieser sozialpolitische Sinn besonders auf. Denn es ist, wie man weiß, eine der lehrreichsten Erscheinungen, daß der deutsche Liberalismus des 19. Jahrhunderts fast nie sozialpolitisches Verständnis bewiesen hat. Hansen bringt reichhaltiges, zum Teil schon von Treitschke benutztes Material, aus dem hervorgeht, daß sich bei Mevissen und einem Kreise von Männern, mit denen er in Beziehungen stand, früh Ansätze zu einer fruchtbringenden sozialpolitischen Wirksamkeit gezeigt haben. Die Aufschlüsse, welche hierüber gegeben werden, sind das Wertvollste des ganzen Werkes. Mevissen hat längere Zeit enge Fühlung mit Karl Marx und anderen Männern, die nachmals Bahnbrecher der sozialdemokratischen Ideen wurden, unterhalten. Während Marx aber bald seinen radikalen Neigungen folgte, blieb Mevissen maßvoll. So mußten sich ihre Wege trennen. Da im übrigen die individualistischen Tendenzen im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben die Oberhand behielten, kam Mevissens Richtung unter seinen Berufsgenossen nicht zur Geltung. Instruktiv sind ferner Hansens Mitteilungen über die Gründung der Darmstädter Bank für Handel und Industrie durch Mevissen. Sie war nach dem Urteil Hansens die bedeutendste in der großen Reihe seiner kaufmännischen Schöpfungen. Im Grunde ist es gar nicht weiter auffällig, daß ein so reiches und so strebsames Talent, wie das Mevissens, bei allen großen kapitalistischen und industriellen Unternehmungen, die am Rhein seit Beginn der vierziger Jahre ins Leben gerufen wurden, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit an die Spitze oder doch in eine leitende Stellung trat. Denn die Auswahl an hervorragenderen Kräften war, was für manchen etwas Über-

raschendes haben wird, am Rhein gar nicht so groß. Konnte doch der Oberpräsident der Rheinprovinz, Eichmann, im Juli 1847 amtlich berichten, in Köln seien die Männer, die die gehörige Bildung und Geschäftskunde, die Zeit und die Uneigennützigkeit besäßen, um als Oberbürgermeister dieser Stadt tätig zu sein, selten. Und Mevissen selbst sprach im Jahre 1856 von dem Mangel an brauchbaren, in Großunternehmungen erprobten Männern. Nimmt man noch hinzu, daß der Dülkener Garnfabrikantensohn von einem starken Ehrgeiz erfüllt war und schon im Jahre 1841 brennend den Augenblick erwartete, wo er im Vordertreffen stehen würde, so ist es nicht verwunderlich, wenn er, noch nicht dreißigjährig, den um vieles älteren Schutzheiligen der rheinischen Industrie, Hansemann und Ludolf Camphausen, vollbürtig an die Seite treten durfte und ein Riesenunternehmen nach dem andern ins Leben rief. Eins der größten war auch die Neuorganisation des A. Schaaffhausenschen Bankvereins. Zahllos sind die rheinischen Bahnen, die Mevissen baute. Es ist interessant, zu hören, daß er sich zwar 1870 ablehnend gegen die Verstaatlichung der Eisenbahnen äußerte, und daß er, als dieses große Werk 1879 doch durchgeführt wurde, diese Politik für verfehlt erklärte, daß er aber im Jahre 1856, in einer Zeit schlechter Betriebsverhältnisse, durchaus geneigt war, zu verstaatlichen. Lehrreich ist auch die Feststellung Hansens, daß die großen Verkehrsunternehmungen in der Regel einseitig vom Standpunkt des finanziellen Nutzens der Aktionäre, ohne das Bewußtsein öffentlicher Pflichten betrachtet und verwaltet worden wären (I, 796, vgl. 799, 800). Für das Gemeinwohl haben die Aktionäre leider fast niemals Sinn. Männer wie Mevissen, die höhere Gesichtspunkte verfolgen, bilden rühmliche, aber sehr seltene Ausnahmen. Die Klasse der rheinischen Industriellen wird dem Biographen Mevissens nicht sonderlich dankbar für diese wissenschaftliche Kennzeichnung ihrer Gewinnsucht sein. Auch was Mevissen über die laxe Moral der Hautefinance urteilt, wird diesen Kreisen nicht gerade schmeichelhaft klingen. Die Rheinländer insgemein müssen sich wiederholt ihre politische Unreife und Teilnahmlosigkeit vorhalten lassen (I, 288, 306, 508). Notiert zu werden verdient ferner die herbe Kritik Mevissens an dem Milliardenverschwender Otto Camphausen (II, 602).

Nachdem Mevissen durch die Verstaatlichung der Bahnen aus seiner leitenden Stellung im rheinischen Wirtschaftsleben verdrängt worden war, konnte er ungestört seinen wissenschaftlichen Neigungen nachgehen. Einen zuverlässigen Anhaltspunkt dafür, daß der Zug seines Wesens doch hauptsächlich in dieser Richtung lag, gewährt die Tatsache, daß seine nächsten Freunde gerade Männer der Wissenschaft waren, so der Geologe Dechen, die Historiker Sybel, Duncker, Droysen, Mommsen, der Jurist Georg Beseler, der Sozialpolitiker Fallati. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Ludolf Camphausen erkalteten. Camphausen erwies sich in der Revolutionszeit bereits preußischer und realpolitischer angelegt als Mevissen. Das scheint die beiden auseinandergebracht zu haben. Auch mit Hansemann war Mevissens Verhältnis wohl nicht sehr nahe. Hätte Mevissen sich seinen wissenschaftlichen Neigungen schon in jüngeren Jahren ausschließlich widmen können, so wäre er vielleicht ein hervorragender Gelehrter geworden. Als königlicher Kaufmann schließlich zu halb unfreiwilliger Muße verurteilt, benutzte er die zwanzig Jahre, die ihm noch zu leben beschieden waren, zwar nicht zur Abfassung eigener wissenschaftlicher Werke, dafür aber entfaltete er ein Mäcenatentum, wie es im Deutschen Reiche bei Industriellen nur selten, kaum je in dem Maße gefunden wird. Die beiden Ideen, mit denen er sich

vornehmlich beschäftigte, waren der Plan zur Gründung einer Handelshochschule für Köln, sowie die Bildung und Pflege der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. Diese, die von ihm vornehmlich geschaffen und ausgestaltet wurde, ist weitaus das glänzendste derartige Unternehmen in deutschen Landen geworden. Die Gründung der Kölner Handelshochschule erlebte er nicht mehr.

Die Biographien hervorragender Männer aus der Geschäftswelt mehren sich rasch. Lange war Kopstadts Buch über Beckerath eine vereinzelte Erscheinung. Dann sind nacheinander Lebensbilder Harkorts, Ludolf Camphausens, Hansemanns, Mevissens erschienen. Sie werden stetig eindringender. Mevissens Lebensbild ist vielleicht das anziehendste. Nur schade, daß sein Biograph nicht mehr Kompositionstalent, nicht mehr Ökonomie in der Darstellung bewiesen hat.

Nun das dritte Lebensbild, das uns heute vorliegt. Es sind Aufzeichnungen eines noch Lebenden, und zwar der erste von drei Bänden. Sie umfassen die Schleswig-Holsteinschen Erinnerungen des sich jetzt eines wohlverdienten Ruhestandes erfreuenden Wirklichen Geheimrats v. Tiedemann. (Christoph v. Tiedemann, Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen. 1. Band: Schleswig-Holsteinsche Erinnerungen. Leipzig, S. Hirzel, 1906. 8⁰. XIV u. 504 Seiten. 9 Mark.) Der zweite Band soll die Erinnerungen Tiedemanns an die Zeit enthalten, in der der Verfasser als Chef der Reichskanzlei dem Fürsten Bismarck nahestand. Der dritte Band wird Tiedemanns parlamentarische Denkwürdigkeiten umfassen. Daß Tiedemann mancherlei zu sagen hat und hübsch zu sagen weiß, hatte man aus dem Bändchen ersehen, das er im Jahre 1898 veröffentlichte: „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck." Jetzt tritt er mit einem umfassenderen Werke vor uns, das ebenfalls sehr anziehend und lebendig geschrieben ist. Tiedemann vertritt die Auffassung, daß es „Pflicht" sei, interessante Erlebnisse aufzuzeichnen. Jeder Historiker wird eine solche Ansicht freudig begrüßen. Allerdings wird diese „Pflicht" nur zu häufig versäumt. Der ehemalige Chef der Reichskanzlei hat in dem vorliegenden Bande seiner Erinnerungen gleich recht ausgiebig seinem Pflichtgefühl genügt. Auch bei diesem Buche erfaßt den Rezensenten anfangs ein gelinder Schrecken. Wieder Schleswig-Holsteinsche Erinnerungen! Nimmt das denn gar kein Ende? Nachdem Treitschke die Anfänge der Bewegung in den Elbherzogtümern in seiner klassischen Weise geschildert hatte, gab Sybel in seiner Geschichte der Begründung des Reiches eine so ausführliche Darstellung der Schleswig-Holsteinschen Frage und ihrer Lösung, daß es manchem zu viel des Guten zu sein schien. Dann behandelte ein ganzer Band der Bernhardischen Tagebücher ausschließlich diesen deutschen Streit. Ihm folgten Henricis Erinnerungen und das umfangreiche Werk von Jansen und Samwer: Schleswig-Holsteins Befreiung. Zuletzt veröffentlichte noch der verstorbene konservative Publizist Freiherr v. Ungern-Sternberg, auf den auch Tiedemann viel zu sprechen kommt, schleswig-holsteinsche Erinnerungen in Velhagen & Klasings Monatsheften. Man glaubte allmählich genug über diese Frage zu wissen. Aber es darf gesagt werden, daß Tiedemann die Entwicklung der einst so brennenden Frage höchst fesselnd, launig und mit großer Offenheit, auch über sich selbst, schildert, mancherlei Neues bringt und die Begebenheiten in einer Beleuchtung zeigt, die vieles in ein anderes Licht rückt. Zu Anfang setzt er seinem Vater, dem Landinspektor Tiedemann von Johannisberg, ein schönes Denkmal. Sich selbst zeichnet der Verfasser — so haben wir

wenigstens den Eindruck — als eine kecke, nur allzuoft recht vorschnelle Persönlichkeit, die früh zu verhältnismäßig großem Einfluß gelangte. Einige Partien, so die Erzählung über den Kapitän Helgesen, sind geradezu von novellistischem Reize. Manches ist freilich recht breit und hätte erheblich gekürzt werden können. Zu dem Wichtigsten, was Tiedemann mitteilt, gehört das, was er über die geringen dem Haus Augustenburg entgegengebrachten Sympathien und die Idee des Anschlusses an Preußen bringt, so der Auszug aus einer kleinen Schrift Wilhelm Beselers von 1856 (S. 217 ff.), die Erzählungen über Theodor Lehmanns und Wiggers' Auffassung der schleswig-holsteinschen Frage (223 f.), ebenso über die falsche Stellung, die Bismarck ahnungslos gegenüber dem Grafen Ludwig Reventlow annahm (298 f.), die Neubildung einer nationalen Partei in den Herzogtümern (S. 413 ff.). Sehr eingenommen zeigt sich Tiedemann von Edwin Manteuffel und dessen Verwaltung. Anschaulich und besonders für Rechtshistoriker lehrreich sind die idyllischen Zustände, die einstmals in Justiz und Verwaltung Schleswig-Holsteins herrschten.

Man darf begierig die weiteren Bände des Tiedemannschen Memoirenwerkes erwarten. Freilich möchten wir uns nicht die Bitte versagen, daß der Verfasser sich möglichst auf wesentliche Dinge beschränkt. Das kann der Verbreitung seines Werkes nur dienlich sein.

Herman v. Petersdorff



Ihr jungen Männer!

Man hat mein kleines Büchlein mit dem verwunderlichen Titel „Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt?" (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) ein Gegenstück zu Pfarrer Hans Wegeners „Wir jungen Männer" genannt. Das veranlaßt mich, etwas dazu zu sagen.

Hans Wegeners feines Werk hat etwas, was man als einen Vorzug, aber auch als einen Fehler ansehen kann, je nachdem, unter welchem Gesichtspunkt man seine Ausführungen betrachtet.

Es enthält gar keine Kritik an der Frau.

Ich sehe das von vornherein für einen Vorzug an. Durch die Kritik an den anderen wird man selber nicht besser. Aber ich bin der Ansicht, daß die trotzdem durchschimmernde Auffassung des Verfassers von der Frau diese in eine Sphäre rückt, die sie tatsächlich noch nicht erreicht hat, ja, von der sie vielleicht ferner ist als je. Und ich meine: das kann den Einfluß seines Buches im einzelnen praktischen Fall vermindern, wenn nicht in Frage stellen. Der junge Mann, der es liest und davon ergriffen ist, kennt in den meisten Fällen keine einzige Frau, die Wegeners idealisierender Auffassung vom Weibe entspricht, und er wird bald müde, sie zu suchen, wenn er das nicht schon von vornherein mit dem skeptischen Lächeln der „erfahrenen" Jugend unserer Zeit als vergeblich ablehnt. So kommt er durch das Buch vielleicht für sich selbst zu einem reineren Leben, schwerlich aber zu einer richtigen Auffassung der Frau, wie sie ihm in dieser Gegenwart gegenübersteht, und schwerlich auch in die Beziehungen zu ihr, die nicht nur reiner, sondern auch an veredelndem Einfluß auf beide Teile und an entwicklungsförderndem Nutzen reich sind.

Wegener fordert den jungen Mann zu einem edlen und herrlichen Erziehungswerk an sich selbst auf. Er zeigt ihm die hohe Aufgabe des einzelnen Mannes und seine Verantwortung gegenüber der Menschheit, als eine sittliche Persönlichkeit mitzuarbeiten an der Entwicklung seiner Art. Männlich, kräftig und selbstbewußt spricht er von der Arbeit und von den Idealen des Mannes. Er stellt ihm sein wahres, gottgewolltes Herrentum: den freien Willen zu höchstem Streben und die frohe freie Kraft, sich selbst und diese Erde zu beherrschen und zu kultivieren, vor die Augen und vor die Seele, damit sie hell und rein und männlich werden.

Ich meine: er hätte den jungen Mann auch auf seine Aufgabe und sein Vorrecht: dem Weib, seiner Gefährtin und Gehilfin, allmählich Erzieher, Führer und Beschützer werden zu sollen, hinweisen dürfen.

Dem jungen Mann werden aus den „reinen" Beziehungen zu dem idealisierten Weib wenig Förderungen zu einem neuen Leben kommen, — einfach weil dies Weib nicht vorhanden ist. Aber ganz gewiß werden sein Mut und sein Wille zu einem reinen, hochstrebenden, männlichen Leben wachsen, wenn er erfährt, daß er dadurch auch anderen schwächeren Wesen, die der Führung bedürfen, weiter helfen kann. Es wird ihn stählen, wenn er seine Aufgabe und seine Verantwortung höher und größer geworden sieht. Ein Mann will doch große Taten tun und will gerne voran gehen auf dem Weg.

Damit, daß man ihm die Frau von heute idealisiert, tut man ihm keinen Gefallen. Einesteils bedrückt es ihn — um so mehr wenn er seine eignen sittlichen Mängel tief empfindet —, und anderenteils verstimmt es ihn, denn er versteht, daß diese sittlichen Mängel nicht allein seine eigne Schuld sind, — er hat vielleicht *nur* den herabziehenden Einfluß des Weiblichen erfahren. Er fühlt und sieht: die Frau verdient den Heiligenschein nicht.

Wenn man nun dem jungen Mann die Frau seiner Zeit *gerecht beurteilte* und ihm sagte: „*Auch um ihretwillen* mußt du dich aufraffen und eine sittliche Persönlichkeit werden!" — ob ihn das nicht packen und aufrütteln würde?

Ich meine: auch darum, weil die Frauen heutzutage die Männer erziehen und führen wollen. Sie nennen es: erziehen, im Grunde meinen sie: beherrschen. Und sie glauben selber, unter ihrer Herrschaft käme das goldene Zeitalter. Wenn man wie ich als Frau außerhalb dieser Bewegung steht, dann begreift man kaum, warum die Männer sich nicht endlich aufraffen und wieder die natürlichen Führer werden.

Der Mann steht den Bestrebungen der Frau in dieser Zeit nicht richtig gegenüber. Das kommt daher, daß er die Frau nicht kennt, weder darin, was sie ist, noch was sie werden kann und wozu Gott und seine Natur sie bestimmt haben. So schonungslos und ungeniert und bisweilen sogar so treffend die Frau den Mann kritisiert, so groß ist die Verwirrung seiner Auffassung vom Weib. Und nur deshalb gedeihen alle weiblichen Verkehrtheiten. Sie werden auch nicht richtig beurteilt.

Mein kleines Buch wendet sich an die Frauen und versucht ihnen etwas Selbsterkenntnis beizubringen. Dadurch, daß man meine Schrift mit der Wegeners verglichen hat, und nach einer erneuten Durchlesung der letzteren glaube ich, daß mein Buch allerdings als eine passende Ergänzung von „Wir jungen Männer" sich auch an die männliche Leserwelt richten darf.

Es wäre schön, wenn mein Buch den jungen Männern — denen, welchen

dieser Arbeitstag gehört, denen, welche die nächste Zukunft gestalten sollen — eine klare und richtige Auffassung von ihrer Zeitgenossin und bestimmten Gehilfin geben könnte. Ohne Verachtung und ohne Überschätzung. Dann wird gewiß in vielen das männliche Gewissen erwachen und der heiße Drang: ein Strebender, vielleicht auch ein Führer zu werden zu den erhabenen Zielen der Menschheit.

Käthe Sturmfels

Die soziale Herkunft der Studenten

Nach einer Statistik des Dr. Paalzow in der „Berliner Akademischen Wochenschrift" sind die Kreise der akademisch Gebildeten bei weitem nicht imstande, den erforderlichen Nachwuchs an Studenten zu liefern. Sie haben im Höchstfalle nur 24,4 % aufgebracht, also noch nicht ein Viertel. Dieser Prozentsatz ist noch dazu im Abnehmen begriffen. Namentlich geht der relative Anteil der höheren Beamten und Geistlichen zurück trotz des Steigens der absoluten Ziffern. Bemerkenswert ist weiter nach den „Burschenschaftlichen Blättern", daß der Prozentsatz der mittleren und Unterbeamten sowie der selbständigen Kaufleute stark zunimmt, ebenso — allerdings nicht in demselben Maße — der Anteil der Volksschullehrer. „Wenn in der Zeit von 1887/88 bis 1902/03 die Zahl der preußischen Studierenden auf den preußischen Universitäten von 11123 auf 14499 gestiegen ist, so haben dazu in erster Linie die zuletzt genannten drei Berufsarten beigetragen; denn sie haben von dieser Zunahme von 3376 Studierenden nicht weniger als 2081 Studierende geliefert, d. i. 61,3 % der gesamten Zunahme. Die Folge ist, daß die Verhältniszahlen vieler andrer Berufe zurückgegangen sind, so der Prozentsatz der Landwirte, welche nicht Rittergutsbesitzer sind, von 12,0 % auf 10,2 %, obgleich die absolute Zahl bei ihnen von 1331 auf 1485 gestiegen ist.

Trotz starker Schwankungen ist der Anteil der einzelnen Berufsarten an der Gesamtfrequenz nur geringem Wechsel unterworfen gewesen. Wenn hierbei die Oberlehrer, die Kaufleute und die mittleren Beamten ihre Söhne in immer steigender Zahl dem akademischen Studium zuführen, so ist dies ein deutlicher Beweis dafür, in wie raschem Aufstreben diese Berufsarten begriffen sind. Auch daß die Söhne von Volksschullehrern so stark zugenommen haben, ist bemerkenswert.

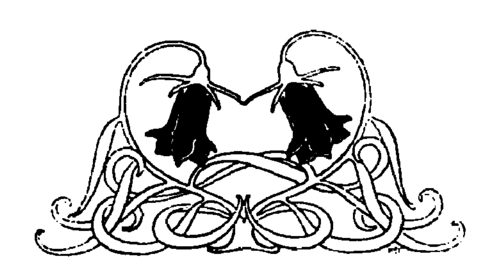
Die Frequenzschwankungen kommen übrigens bei den Söhnen akademisch gebildeter Väter viel weniger zum Ausdruck als bei den Angehörigen der zweiten Gruppe. Bei den ersteren ist die Familientradition oft stärker als alle guten und schlechten Aussichten des betreffenden Berufs. Sie bilden den festen Grundstock der Studierenden, der je nach Bedarf aus andern Schichten der Bevölkerung eine größere oder geringere Verstärkung erfährt. Am deutlichsten zeigt sich dies bei den evangelischen Theologen.

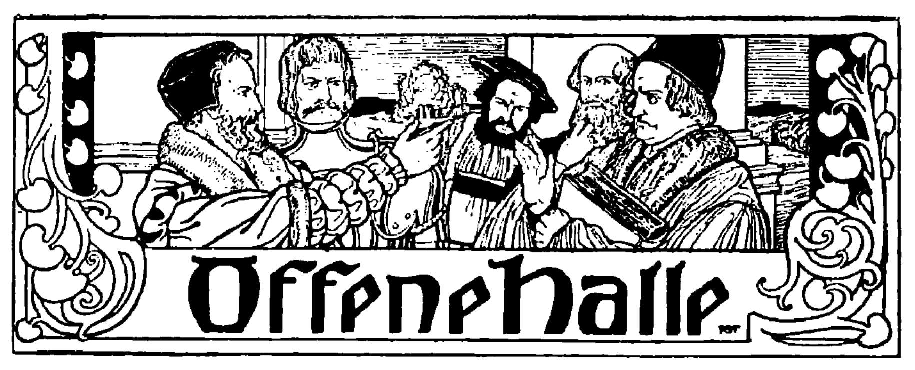
Die Söhne der höheren Beamten und Anwälte werden vorzugsweise Juristen, bleiben also dem Beruf ihrer Väter treu. Die Söhne von Geistlichen widmen sich mit Vorliebe wieder der Theologie, strömen aber neuerdings bei den so ungünstig gewordenen Aussichten des theologischen Studiums auch in die übrigen Fakultäten hinein. Auch die Söhne der Ärzte ergreifen häufig den Beruf ihrer Väter, in letzter Zeit auch die Söhne der Oberlehrer.

Man kann das Ergebnis zusammenfassen: Die deutsche Studentenschaft ergänzt sich aus allen Kreisen der Bevölkerung, besonders aus den mittleren. Die Söhne von Vätern, die akademische Bildung genossen haben oder diesen gesellschaftlich gleichstehen, machen noch nicht ein Viertel der Gesamtzahl aus. Die akademischen Berufsarten erhalten fort und fort aus nichtakademischen Kreisen eine starke Ergänzung und auf diese Weise frische, unverbrauchte Nervenkraft — eine aufsteigende Klassenbewegung, die an sich gewiß erfreulich ist, weil sie von dem wirtschaftlichen und geistigen Fortschritt unsres Volkes Zeugnis ablegt. Aber auch die Schattenseiten dieses sozialen Prozesses sind nicht zu verkennen. Auf fast allen Gebieten des akademischen Studiums zeigt sich eine Überfüllung, die hauptsächlich dadurch herbeigeführt wird, daß junge Leute aus den erwerbenden Ständen sich zu den gelehrten Berufen drängen; eine Vermehrung des gelehrten Proletariats ist die Folge. Während so die mittleren Schichten von Jahr zu Jahr mehr Söhne zur Universität schicken, sind auf der andern Seite die den akademischen Berufen Angehörigen häufig genötigt, ihre Söhne einer gewerblichen Tätigkeit zuzuführen.

Dieser soziale Kreislauf will dem Verfasser als ein zu schneller erscheinen: Die Studierenden aus gebildeten Familien seien in erster Linie berufen, die guten Traditionen fortzupflanzen, eine stolze und freie Liebe zur Wissenschaft, ein reges Bewußtsein für die Pflichten des Gelehrtenstandes. Sie seien aber numerisch zu schwach, um sich die aus anderen Bevölkerungsschichten kommenden Elemente zu assimilieren, und ein unfreies Banausentum, das den Beruf nur als eine Quelle des Gelderwerbs oder allenfalls gesellschaftlichen Einflusses betrachtet, habe in früher ungekanntem Maße um sich gegriffen. Diese Entwicklung sei für das Wohl und das Ansehen der gelehrten Berufe entschieden von Nachteil. —

Bildung kann ja nicht genug ins Volk kommen. Muß es aber immer und durchaus die „akademische" sein? Es wäre noch eine — freilich nicht statistisch und auch sonst schwer zu lösende — Aufgabe, festzustellen, inwieweit an diesem „Bildungseifer" ehrlicher Wissensdrang, Streben nach höherer geistiger Kultur und nicht bloß das sogenannte Berechtigungswesen, die Sucht nach akademischen Würden und Graden, äußerlicher gesellschaftlicher Geltung, kurz, die liebe Eitelkeit der verehrlichen Eltern beteiligt ist. G.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Junge Mädchen einst und heute

Im Türmer-Jahrbuch für 1907 veröffentlicht Käthe Sturmfels als „Aufruf an die deutschen Frauen" einen Aufsatz über die Frauen in Hilligenlei.

Sie hofft durch Äußerungen anderer Frauen zu ihrer Schrift „eine allgemeine Bewegung, daran sich neue Anschauungen klären, und daraus bessere Formen sich entwickeln würden".

Wenn in den lauten, vielstimmigen Frauenchor von heute, mit all seinen Dissonanzen, auch ein alte Großmutter ihre schwache, ungeschulte Stimme einfügen möchte, so tut sie es in der Herzensfreude über die gelungene kräftige Abwehr so mancher mißverständlichen Auffassungen, und in der Genugtuung darüber, daß schon jetzt mit solchen Schriften unter den deutschen Frauen die Reaktion einsetzt, die wir Alten seit zehn Jahren voraussagen, gegen das viele Undeutsche und Unweibliche, das als neues Evangelium proklamiert wird.

Jawohl, eine „Not" ist vorhanden, aber Ursachen wie Behandlung der Krankheit sind so vielfach falsch aufgefaßt und angefaßt worden, daß statt Heilung nur Verschlimmerung daraus folgen konnte. In wie vielen Romanen von der Hand begabter Frauen, und in wie mancher Lebensführung von solchen wird das Lebensglück nicht mit der Seele, sondern mit den Sinnen gesucht, auf welchem Wege es doch niemals zu finden ist, — und werden für das Unglück des Daseins Quellen angegeben, die viel öfter in verdorbener Phantasie als im wirklichen Leben existieren. Daraus schöpft dann die jüngste Jugend, der kein Buch und kein Theaterstück mehr verboten, kein Einblick in abnorme häßliche Verhältnisse mehr verwehrt wird, in ihrer Unerfahrenheit und Urteilslosigkeit ein Zerrbild von Lebenskenntnis, das mehr Unheil anrichtet, als sorglose Mütter sich eingestehen. Und wenn unsre jungen Mädchen schon von allem wissen sollen, dann sind Aufsätze wie der besprochene ein Gesundbrunnen für sie, in dem ihnen die verdrehten Köpfe wieder zurechtgerückt werden.

Im ganzen ändern sich die Zeiten und wir mit ihnen nicht so sehr, als man gemeinhin annimmt. In Fortschritten und Rückschritten geht gar vieles nur im Ring herum, und es ist oft günstig, wenn klarer Kopf, ernster Sinn und reines Herz neues Land entdecken, das schon längst gefunden und wieder verloren gegangen war. So ist es mit dem Teil des Aufsatzes, der für eine neue freiere Form des Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern wirbt und davon

eine edlere Auffassung des Lebens in und außer der Ehe erwartet. Es mag sein, daß die jetzt so gesteigerte Genußsucht, der Luxus, das Leben über die Verhältnisse, die gesamte Unrast und Frühreife, insbesondere in Großstädten, die jungen Leute verflacht und keinen gesammelten harmonischen Verkehr aufkommen läßt. In mittelgroßen und kleineren Städten aber, welche doch die Mehrzahl bilden, wachsen Knaben und Mädchen als gute Freunde miteinander auf, ohne daß man gemeinsame Schulen mit ihren nicht immer vermeidlichen Mißständen zu gründen braucht. Die Freunde der Brüder und Freundinnen der Schwestern treffen sich noch heute wie zu Großmutters Zeiten in Haus und Garten oder auf dem Spielplatz der Nachbarschaft und bewahren das vertrauliche Du über die Pensions- und Studienzeiten hinaus. Aus diesem unbefangenen nahen Verkehr schöpfen sie eine ideale Anschauung des Menschentums. Die Jünglinge lernen die reine Weiblichkeit ehren, und die Mädchen schätzen die ritterliche Kraft ihrer Beschützer. Max Müller hat, längst, ehe er der berühmte Gelehrte in Oxford war, in der Mitte des letzten Jahrhunderts eine feinsinnige kleine Novelle (deutsche Liebe) geschrieben, in der er ausspricht, welche Förderung für beide Teile in einem näheren Verhältnis beider Geschlechter für Geistes- und Charakterbildung liegen würde, aber er streift auch die unleugbaren Schwierigkeiten. So war es damals, und so ist es noch jetzt. Die Verfasserin hofft von solchem Verkehr vermehrte Eheschließungen, aber die Erfahrung lehrt dies nicht. Die Liebe kommt zumeist, eh du's gedacht, ein Neues, ein Fremdes reizt zum Erforschen und beschäftigt die Phantasie mehr als das alltäglich Gewohnte, Altbekannte. Immerhin bereitet solcher Verkehr den Boden für die Liebe und lehrt den rechten Maßstab der Beurteilung. Gewiß wird die aus Freundschaft entstandene Liebe stets auf dem sichersten Grunde ruhen, aber für die „idealste" möchte ich sie weniger halten, als diejenige, die, dem geheimen Zug verwandter Herzen entsprungen, sich in ernsten Seelen zur Freundschaft wandelt, d. h. zu innerstem geistigen Verstehen und Zusammenklang.

Wie so vieles in unsrer Zeit über die richtigen Grenzen hinausgeht, so ist es auch mit der Wertung der Frauen und mit der des jugendlichen Verkehrs, es wird zu viel verallgemeinert. Es ist ebenso falsch, anzunehmen, daß alle Mädchen, die in jugendlichem Frohsinn ein paar Jahre auf Bälle gehen oder ihre Kräfte im Tennis üben, nicht dabei ernsten Interessen und häuslichen Pflichten leben könnten, als zu glauben, daß die höhere Ausbildung des Kopfs durch Studien und Beruf die Mädchen vor jeder Torheit des Temperaments schützt. Die ersteren brauchen oft mehr Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit zu Hause, als die letzteren, die alle Fesseln abstreifen und nur sich selbst leben. Der vielgeschmähte „Heiratsmarkt" besteht hier wie dort! Jedenfalls fehlt eine Statistik darüber, auf welcher Seite mehr Tüchtigkeit des Charakters, Pflichtgefühl, Selbstverleugnung und Warmherzigkeit zu finden ist, von welcher Seite die beglückendsten Frauen und sorgsamsten Mütter kommen, und bei welchen von beiden man die besten Erziehungsresultate feststellen könnte. Ebenso läßt sich über die jetzt so viel geforderte Freundschaft und Kameradschaftlichkeit nicht im allgemeinen urteilen, sondern nur nach den Persönlichkeiten und nach dem Untergrund, auf dem sie beruht. Sie kann recht viel Schaden anrichten bei der Freiheit und Selbständigkeit, die unsre Mädchen in einem Alter genießen, in dem Erziehung und Beaufsichtigung noch dringend not tut. Auch kann sie junge Herzen leicht in Unglück bringen, da sie sich häufig bei dem einen Teil

in Liebe umsetzt, während der andere sich hinter die Freundschaft verschanzt. Solches Verwischen der Grenzen und daraus entstehende Unklarheiten kennen wir aus Goethes Jugendgeschichte, und dies wird sich wiederholen, so oft die Sitte einen allzu ungezwungenen Verkehr billigt und die Menschen die Schranken althergebrachter Sitte als Kerkermauern ansehen und nicht als Schutzwälle. Nach Goethes Zeiten kam naturgemäß eine Periode größter Zurückhaltung, in der kein wohlerzogenes Mädchen einem guten Bekannten im Ballsaal beim Gruß die Hand reichen durfte oder gar auf der Straße ein paar Worte mit ihm reden. Seitdem hat sich wieder vieles geändert, und wer will sagen, wohin wir damit treiben?

Jede Zeit steht unter besondern Zeichen. Ob nicht jene altmodischen Freundschaften ernster und tiefer waren, die bei ländlichen Ausflügen geschlossen wurden, bei frohen Spielen im Grünen, bei Kaffeekochen an schönen Aussichtspunkten, bei Wanderungen im Wald und auf der Heide, — obgleich die Eltern dabei waren und sich am Treiben der Jugend erfreuten und beteiligten — als die jetzigen, die in den Hörsälen oder auf den heißen Lawn-Tennis-Plätzen sich zwischen Fremden, im Wechsel eines Taubenschlags, entwickeln und auseinandergehen? Und ob damals die jungen Mädchen und Herren, wenn sie auf dem Heimweg von den Ausflügen zu Wasser oder zu Land ihre Volks- und Studentenlieder in die klare Abendluft hinaussangen, dies mit einer weniger schönen Begeisterung taten, als wenn sie es jetzt an den Kneiptischen der Studentenhäuser tun??

Ganz sicher waren diejenigen Freundschaften, welche unter dem Zeichen der gewaltigen Kriege standen, von einem Geist erfüllt, in den die heutige Jugend sich kaum versetzen kann, und sie hielten und halten die Lebensdauer derer aus, die in der großen Zeit sich zusammenfanden. Die Männer, die 66 und 70 im Felde standen, halten den Frauen, die sie im Rosen- und Myrtenkranz gesehen, noch heute die Treue der Freundschaft, da deren Scheitel der Witwenschleier deckt, und der Briefwechsel täuscht die Jugendgenossen darüber hinaus, daß sie sich in 20 und 30 Jahren nicht mehr begegnet sind. Welch unendlichen Wert solch wahre und ernste Freundschaft für beide Teile hat, das wissen wir Alten zu schätzen, und können, aus den Erfahrungen unserer Vergangenheit, der Jugend kein besseres Erziehungsmittel wünschen, zugleich als beste Grundlage für einen gesegneten Ehestand, wie Käthe Sturmfels es für die Zukunft erhofft.

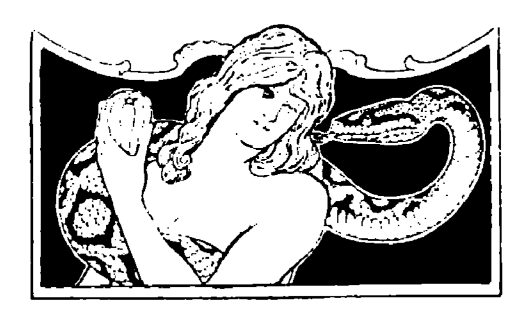
Auch die Frauengestalten, die ihr als Ideal kommender Zeiten vorschweben, und die sie am Schluß so schön charakterisiert, haben wir vor 50 Jahren gekannt und würden ihre Wiederkehr freudig begrüßen, jene „schönen Seelen", die so fröhlich waren in ihrer frommen Herzenswärme, in ihrer Anspruchslosigkeit, gesucht und geliebt als hilfreiche Engel im Familien- und Freundeskreis, deren Wahlspruch war: Denn in der Mitten liegt holdes Bescheiden! Ob sie nicht beneidenswert waren gegenüber den vielen, die heute, ohne zwingenden Grund, nur aus innerer Unruhe, nach Berufen suchen und das heilige Land nimmermehr finden, nur in die Irre gehen und Schiffbruch leiden!

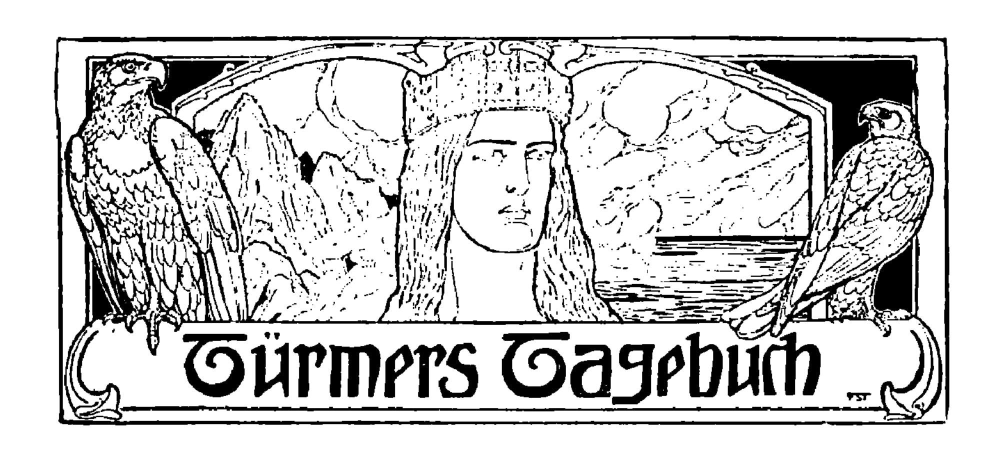
„Die Erziehung zu einfachen, gesunden, fleißigen, strebenden Menschen", das Ideal aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, würde die Unverheirateten von viel innerer „Not" befreien und die Heiraten wieder so häufig werden lassen wie früher. Denn der Kernpunkt dieser Nöte ist doch zumeist in der Steigerung der Bedürfnisse und Ansprüche zu suchen. Das alte

Aufsatzthema: Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn recht zu pflegen weiß, — ist unsrer Jugend fremd geworden. Einfacher Sinn und Pflichttreue steht selten in ihrem Katechismus. Die Liebe zur Familie tritt zurück hinter dem Ich und dem Streben ins Weite. Sie verlangen Rechte und wollen keine Pflichten anerkennen. Sie legen allen Wert auf die Bedeutung der Frau und unterschätzen ihre Größe im häuslichen Walten. Sie sollten John Ruskin lesen statt gar manchem andern Buch. Bildet nur Verstand und Talente aus, soweit die Kräfte reichen, aber laßt darüber nicht die Gaben des Herzens und der Seele verkümmern! Sucht die Freiheit und Selbständigkeit nicht auf den Gebieten des Mannes, sondern in der Loslösung von Modetorheiten und vom Streben nach Rang und Luxus. Seht nicht mit mitleidiger Gönnerschaft nach euern Großmüttern und Urgroßmüttern, ohne richtig etwas von ihnen zu wissen, — ein Studium jener Zeiten wäre für euch nützlicher als manches andere! Jede Zeit birgt Gutes und Schlimmes in sich, — lernt es abwägen.

Mit dem Hinweis darauf, daß Gestalten wie Käthe Sturmfels sie von der Zukunft erhofft, in früheren Zeiten den guten Durchschnitt bildeten, und daß Verhältnisse, wie die von ihr angestrebten, damals in Wirklichkeit bestanden, möge für die warmherzige und klarblickende Verfasserin der Beweis erbracht sein, daß sie in der Tat „der Realität dieser Dinge gerecht geworden ist", und niemand gegen sie „den Vorwurf einseitig idealistischer Auffassung" erheben darf.

Magdalene Altheim





Der konservativ-liberalen Paarungstragödie Erster Teil — In Bruderssphären Wettgesang — Die Peters-Suggestion — Zur Strecke gebracht

Vorspiel auf dem Theater (Kanzler. Liberalismus. Offiziosus).

Kanzler. Ihr beiden, die ihr mir so oft
In Not und Trübsal beigestanden,
Sagt, was ihr wohl in deutschen Landen
Von unsrer Unternehmung hofft?
Ich wünschte sehr, der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt.
Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und jedermann erwartet sich ein Fest.
Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen
Gelassen da und möchten gern erstaunen.
Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt;
Doch so verlegen bin ich nie gewesen:
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's, daß alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sei?
Denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt.
Offiziosus. Wer sich behaglich mitzuteilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern:
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.
(Zum Liberalismus:)
Drum seid nur brav und zeigt euch musterhaft.
Kanzler. Wird vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,

Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seid ein vielgeliebter Mann.
Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem was bringen,
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß euch glücken.

Liberalismus: Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sei,
Wie wenig das dem echten Künstler zieme!
Der saubern Herren Pfuscherei
Ist, merk' ich, schon bei euch Maxime.

Kanzler. Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt:
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das Allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
Ich sag' euch, gebt nur mehr und immer, immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren.
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer — —

Offiziosus. In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Liberalismus. So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Täler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,

Das tiefe, schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe —
Gib meine Jugend mir zurück!

Offiziosus. Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebste Mädchen hängen.
Doch ins bekannte Saitenspiel
Mit Mut und Anmut einzugreifen,
Nach einem selbstgesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen,
Das, alte Herrn, ist eure Pflicht.

Kanzler. Euch ist bekannt, was wir bedürfen,
Wir wollen stark Getränke schlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan,
Und keinen Tag soll man verpassen.
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen,
Er wird es dann nicht fahren lassen
Und wirket weiter, — weil er muß.
Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen
Probiert ein jeder, was er mag;
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen!
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Tier und Vögeln fehlt es nicht.
So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel — durch die Welt — zur Hölle!

* * *

... So kann denn also der Vorhang aufgehen, der „Prolog im Himmel“ beginnen, und „die Sonne nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang ertönen“. Es sei nun alles so weit geregelt, meint die „Berl. Zeitung a. M.“, daß wir in Deutschland und in Preußen mit gleicher Frische und Freudigkeit in eine Aera glänzender Rhetorik eintreten könnten. An der Spitze des Reiches und Volkes der Kaiser, der bekanntlich als Redner unter den Monarchen Europas unerreicht sei. Vor wenigen Tagen habe er in Kiel die Hoffnung ausgesprochen, daß „die japanische und die deutsche Flotte stets als gute Freunde und Kameraden zusammenwirken und daß ihre Flaggen stets Seite an Seite wehen mögen“. Da Japan Englands

Verbündeter sei und mit Frankreich eine Entente geschlossen habe, England
und Frankreich uns aber bekanntlich so ungemein zärtlich liebten, so ließe
es sich ja allerdings nicht leugnen, daß diese Ausführungen ein wenig vom
Ganghoferschen Geiste des Optimismus getragen seien, indessen sie machten
sich doch ganz ausgezeichnet.

„Der zweite Mann im Reiche ist Fürst Bernhard v. **Bülow**, der
Sieger von Kiel. Seine Beredsamkeit ist wieder ganz anderer Art als die
des Monarchen. Klirrendes Pathos ist ihm fremd. Dafür aber beherrscht
er meisterlich die staatsmännische Tonart. Noch niemals war es vor ihm
einem leitenden Manne Preußens gegeben, in so glatter **Gefälligkeit**
stundenlang hintereinander zu reden, ohne doch irgendwie etwas tatsächlich
Kompromittierendes vorzubringen. Dabei entbehren seine Reden keineswegs
der Entschlossenheit und Männlichkeit. Im Gegenteil, diese Töne stehen
ihm ganz zuverlässig zu Gebote. Solange er sich in allgemeinen Wendungen
bewegt, charakterisieren sie geradezu die Bülowsche Eloquenz. Immer wieder
vernimmt man, daß Deutschland nur seine eigenen Interessen zu Rate ziehen
werde, daß es, an Unerschütterlichkeit den Gestirnen vergleichbar, seine welt-
historische Bahn wandle, und daß er, der Kanzler, nicht nur dem Namen,
sondern auch der Sache nach der leitende Staatsmann sei und genau wisse,
was er wolle. Diese Sicherheit des Auftretens verleugnet sich niemals,
denn in Einzelheiten braucht man sich ja nicht einzulassen, und erst diese
könnten ihm gefährlich werden. Er schwebt als Geist über den Wassern,
gibt Intentionen, Direktiven, und die Ausführung überläßt er guten Mutes
seinem besten Bundesgenossen, der Zeit, deren Zahn, wie Friedrich Wilhelm
der IV. zu sagen liebte, schon so manche Träne getrocknet hat.

Der Dritte ist nun der neuernannte Vizepräsident des Staatsmini-
steriums, Herr **von Bethmann-Hollweg**. Er vertritt wieder eine andere
Nuance der Beredsamkeit, nämlich die philosophische. Durchgreifenden Um-
bildungen und Neubildungen ist er in tiefster Seele abhold, das hat seine
Amtsführung als Minister des Innern zur Evidenz bewiesen. Wenn er
aber jeden Fortschritt verweigert, so tut er das in einer so wundervoll fort-
schrittlichen Art und Weise, mit so bestrickend liberalen Argumentationen
daß ihm niemand böse sein kann. In seinen Reden zieht er unsere Klassike
nicht heran, das unterläßt er mit Rücksicht auf den Fürsten Bülow, desse
Spezialgebiet die schöne Literatur ist. Er beschwört mit Vorliebe Philo
sophen und Naturforscher als Eideshelfer herauf, und so ist wenigstens i
gewisser Hinsicht dafür gesorgt, daß die beiden Herren sich nicht ins Gehe
kommen. Der Zitatenschatz der deutschen Nation ist in zwei Interesse
sphären abgeteilt, das Prinzip der offenen Tür aber ist den übrigen Ministe
und Staatssekretären gegenüber nicht aufrechterhalten worden. Diese müs
darauf verzichten, ihre Rede mit ornamentalem Schmuck auszustatten. H
von Bethmann-Hollweg hat es zwei und ein halbes Jahr lang verstand
jede Reform mit einer eleganten Handbewegung zur Seite zu schieben.
er ist, zeigte er uns deutlich, als er im März 1906 das Gesetz einbra

welches das preußische Wahlrecht fortfristen sollte. In der Debatte, die sich an diese Vorlage anknüpfte, leistete er ganz Außerordentliches in jener höheren Form der Rhetorik, die der Volksmund Geschwafel nennt. Er erklärte, es sei durchaus notwendig, zum ‚Höheren‘ emporzustreben, und führte für diese seine Ansicht die Darwinsche Entwickelungslehre ins Feld. Er proklamierte die Bedeutung der sittlichen Kräfte im Volke, die ‚Führer des Lebens‘ werden müßten, und verwies auf Kant, den ‚großen Aristokraten des Geistes‘. Kein Auge blieb trocken, und als der Minister geendet hatte, da war es allen klar, daß das preußische Dreiklassenwahlrecht das beste Wahlrecht in der besten der möglichen Welten sei. Vor allem aber war es jedem klar, daß dieser Minister ... die deutsche Nation um einen stattlichen Band schwungvoller Reden bereichern werde. Seine sinnwidrige (wenn auch ideelle) Beredsamkeit braucht nun keinen Exzeß mehr zu scheuen, mit sicherem Blick hat Fürst Bülow den Mann gefunden, der allwöchentlich eine neue Sauce für das magere Gericht der Blockpolitik präparieren wird. Gerüstet mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts, mit einer plutokratischen Nuance ausgestattet, die ihn den liberalen Parteien wohlgefällig machen kann, dabei im Innersten von der Notwendigkeit durchdrungen, alles beim alten zu lassen, ist er wie kein anderer geeignet, die Situation rednerisch derartig zu verwirren, daß schließlich niemand aus noch ein weiß. Er besitzt den schönen Idealismus, an dem die Liberalen sich so gern erfreuen, und jede seiner Reden wird dem Geiste des Liberalismus eine Huldigung darbringen.“ Die Taten werde sich die Regierung für die Konservativen aufsparen.

Nichts konnte unserem fest- und redefrohen Völkchen willkommener sein als der so überströmend gefeierte Besuch englischer Journalisten. Freilich ließen sich auch hier unsere klassifizierten und rangierten Vertreter nicht so leicht die Butter vom Brote nehmen. Gebührte ihnen doch als „vorgeordneten“ Standespersonen auch beim Reden der Vorrang, und manchem „Nachgeordneten“ mag das Wasser im Munde zusammengelaufen sein vor ungestilltem Redehunger. Überhaupt spielten die deutschen Publizisten beim Empfang ihrer englischen Kollegen keineswegs die Rolle, die jene beim Besuche der deutschen ohne weiteres als selbstverständlich in Anspruch nahmen. „Ich spitzte mich“, so läßt Heinrich Ilgenstein im „Blaubuch“ einen englischen Journalisten in einem fingierten Bericht an seinen deutschen Freund schreiben, „auf allerhand Gelegenheiten, uns mit unseren deutschen (von uns so oft hart mitgenommenen) Kollegen zu unterhalten, einen Einblick in die deutschen Presseverhältnisse zu bekommen, mich ins ‚Volk‘ zu mischen, und Deutschland, wie Du das nennen würdest, an der Quelle zu studieren. Das alles blieben Wünsche eines Toren, mein Lieber ... Könige, Minister, Oberbürgermeister, Bürgermeister, Geheimräte, Regierungsräte, Kommerzienräte (alle haben große Titel in Deutschland — auch die Kaufleute), alle sich an einen herandrängend, alle im Dauerfrack, ganz wie bei uns, alle mit demselben Lächeln auf den Lippen, alle einem zutrinkend, alle den Frieden

anbietend, alle die Verwandtschaft mit uns feiernd, jeder zum Toast bereit, jeder eine Rede schwingend . . . Du findest es gewiß zum Lachen, mein Lieber . . . aber ich sage Dir: komisch war's, aber anstrengend. Einmal und nicht wieder. Keiner sagte es von uns. Aber jeder dachte es, nachdem der letzte Bürgermeister seine Friedensrede gehalten und wir endlich wieder ‚Mensch' sein konnten.

Unsere Triumphfahrt (müßte eigentlich in Anbetracht der Strapazen ‚Kreuzzug' sagen, mein Lieber) begann, wie Du weißt, in Bremen. Der Empfang war ganz so, wie Du es in unserm Blatte lesen konntest. Einfach glänzend. Mr. Brown sagte bei unserer Abfahrt nach Deutschland: ‚Paßt auf, die guten Deutschen machen aus eurer unschuldigen Studienfahrt eine hochnotpeinliche politische Kundgebung, alles, was Rang und Titel hat, wird sich an euch herandrängen, ihr werdet keine Minute für euch haben, und ihr werdet wie die Könige gefeiert werden.' Grüß Mr. Brown und sage, daß ich die scharfe Antwort, die ich ihm bei dieser gruseligen Prophezeiung an den Kopf warf, feierlich zurücknehme. Er hatte recht. Hundertmal recht. Schon in Bremen war unser Schicksal besiegelt. Die ‚Offiziösen' umgaben uns gleich nach der Ankunft wie eine Mauer. Man sah's dem Bürgermeister, den Senatoren und Direktoren an, wie ehrlich und gut sie es meinten. Die Versicherungen, die Beteuerungen — in jedem Satz kam das Wort ‚Friede' (Mr. Stead schwamm natürlich in Wonne) mindestens einmal vor — ließen uns kaum Zeit, mit diesem oder jenem in ein Gespräch zu kommen, das uns nützlich gewesen wäre. Vergeblich sah ich mich nach einem Bremer Kollegen um. ‚Sagen Sie,' fragte ich schließlich meinen Nachbar (Titel bereits vergessen), ‚in Bremen sind wohl die Herren Senatoren die Journalisten?' — ‚O nein,' meinte dieser, ob meiner ehrlichen Frage wie über einen schlechten Witz lachend, ‚ein Journalist Senator! — die Journalisten in Deutschland rekrutieren sich meistenteils aus . . . . — well, wollen Sie mal einen sehen? . . . . Ich glaube, ein Vertreter ist hier . . . ah, da ist er . . .'

In Berlin war's ganz schlimm. Empfang im Rathaus, Diner in der Handelskammer, Empfang beim Reichskanzler, ‚zwangloses' Beisammensein in den Wandelhallen des jetzt schon von den Abgeordneten verlassenen Reichstags, Audienz in Potsdam bei Majestät, der uns (das ist kein Witz, mein Lieber) hoch zu Roß empfing, Besuch der öffentlichen Einrichtungen (übrigens alle Achtung!) und Reden, Reden, lieber Freund — immer dasselbe in andern Worten, immer den Frieden, immer die Verwandtschaft — na, ich danke meinem Schöpfer, daß es endlich überstanden. Es ist selbstverständlich, daß in diesen oratorischen Leistungen der politisierenden Bürgermeister alles in seiner Art übertrieben und vieles unwahr war. Das gehört — auch wir machen's ja in solchen Fällen nicht anders — gewissermaßen zur dekorativen Seite derartiger Festlichkeiten. Was sagst Du aber dazu, daß der sonst sympathische Geheimrat Herz ein Sprüchlein herbetete wie dies: ‚Die Freiheit der Presse zu verbürgen ist nicht zum geringsten Aufgabe derer, die an der Spitze der Staaten stehen, der Herrscher. Der deutsche

Kaiser und der König von England sehen beide die Presse als ein Organ an, das die Volksstimme zu repräsentieren hat, sie beide legen das größte Gewicht darauf, daß diese Stimme geschätzt und richtig verstanden wird.' Es ist ja verständlich, daß der Herr Geheimrat seinen Herrscher uns gegenüber im schönsten Lichte darstellen wollte. Aber weshalb — Wilhelm II. hat ja gewiß andere schätzenswerte Eigenschaften — dieser geschmacklose Hinweis auf eine Tugend, die sein kaiserlicher Gebieter (wie man hierzulande sagt) totsicher nicht hat? Wie oft haben wir uns schon in unserm Londoner Presseklub an der Hand der kaiserlichen Kundgebungen über die merkwürdige Mißachtung unterhalten, die Wilhelm II. als echter Romantiker (weißt Du noch, was Chamberlain von ihm sagte?) der Presse gegenüber an den Tag legt. ‚Vor allem die verkommenen Existenzen, ich meine die Herren Journalisten . . . Schwarzseher dulde ich nicht . . . Die sämtlichen sogenannten Hungerkandidaten . . . Examenslose Schmierfinken . . .' Ist's nicht ein Witz, diesen König vor den Vertretern unseres Standes als den wohlwollenden Förderer der Presse zu feiern? Hält uns der gute Geheimrat für so naiv? Es gibt doch wohl kaum einen Herrscher, der die Großmacht der Presse (doch nur der deutschen? D. T.) so wenig anerkennt, . . . wie Wilhelm II. . . . Bei Festbanketten wird's nicht so genau genommen, meinst Du. Hast schon recht, mein Lieber. Aber es ist doch charakteristisch. Würd's uns einfallen, den Deutschen gegenüber die militärischen Tugenden unseres lieben, dicken Eduard zu feiern? Ich glaube, wir würden den Festredner, der das täte, für verdreht halten. Für so abgeschmackte Schmeicheleien wäre uns doch unser fleißiger König zu schade. Auch sonst ist mir bei den Ansprachen immer wieder ein Zug ins hoffnungslos Byzantinische aufgefallen. Herr von Rheinbaben, der preußische Finanzminister, sagte wörtlich: ‚Alles, was das deutsche Volk erreicht hat, verdankt es seinen Fürsten.' . . . Nett, was? — Hier nickte alles dazu. Man berauscht sich hier offenbar an solchen mir ganz unverständlichen Phrasen und findet gar nichts dabei. Den Fürsten Bülow lernte ich persönlich kennen. Merkwürdig, wie sich das Äußere dieses Mannes mit seinen Eigenschaften deckt. Alles an ihm ist leicht beweglich, verbindlich, liebenswürdig. Der verkörperte Optimismus. Aber man merkt's ihm an: Keine Persönlichkeit. Auch er gab ein schönes Wort zum besten: ‚Alle oben vom Kaiser an bis hinab zum Mann auf der Straße sind für den Frieden mit England.' Vom Kaiser bis zum Mann auf der Straße hinab. Wie findest Du die Wendung? . . . Den Vogel aber schoß Herr Dr. Adickes, der Frankfurter Oberbürgermeister, ab. Er renommierte wie folgt: ‚Und dann noch eins, meine Herren. Ich bitte Sie, auch dem in liberalen Kreisen Englands verbreiteten Glauben entgegenzutreten, daß man hier in Deutschland in einer Art von Tyrannei schmachte. Im Gegenteil. Wir Deutsche erfreuen uns großer geistiger Freiheit und haben in sozialer Beziehung große Fortschritte gemacht.' Was sagst Du? Ich glaubte, man würde wenigstens diesen heiklen Punkt der preußischen geistigen Freiheit mit taktvollem Stillschweigen über-

gehen. Die armen Preußen haben ja noch kein Parlament und müssen vorläufig ihre Fesseln mit Würde tragen. Aber so angesichts des Schulgesetzes und des in aller Welt berüchtigten Studt. Ich muß aufrichtig sagen, das war mir neu. Ich glaubte immer, die Preußen litten unter ihrem reaktionären, für alle Welt blamabeln Regierungssystem. Aber jetzt bin ich eines bessern belehrt. Sie fühlen sich in ihrer Unfreiheit offenbar wie der Fisch im Wasser und protzen uns gegenüber noch — Herr Dr. Adickes war nicht der einzige — mit ihren Fesseln.

Über Deutschland, das Volk und was uns besonders angegangen wäre, die Journalisten, kann ich trotz der anstrengenden Studienfahrt kein Urteil fällen. Ich hatte keine Gelegenheit, sie kennen zu lernen. Das Land ist, soweit ich es sehen konnte, offenbar wunderschön. Sonst lernte ich, von den Königen abgesehen — der Kaiser, wie ich schon sagte, war hoch zu Roß und ich bin kurzsichtig, wie Du weißt — nur Bürgermeister und Kommerzienräte kennen. Diese sind alle dick, haben meistens eine Glatze und halten alle Reden über — Mr. Stead kann das Wort jetzt nicht mehr hören — den Frieden. Was das Essen und Trinken anbetrifft, so stehen alle Bürgermeister und Kommerzienräte, soweit ich sie kennen lernte, auf einer Kulturstufe, die oft meine laute Bewunderung erregt hat. Wenn Du fragst, was mir am meisten imponiert hat, so ist's natürlich schwer, bei der Fülle dessen, was uns in den wenigen Tagen geboten wurde, eine Antwort zu geben. Das Imposanteste war das Pferd mit dem Kaiser. Das Erfreulichste Herr von Bülow, dem wir Engländer alle unsere Erfolge verdanken. Und das Schönste, die Aussicht, das herrliche deutsche Land und sein Volk einmal unter Ausschluß aller Bürgermeister und Bankettreden kennen zu lernen. Ich weiß auch schon, wie ich's mache. Im nächsten Jahre gehe ich — meine Sprachkenntnisse erlauben's mir ja — als deutscher Journalist. Da werde ich von keinem der ‚Offiziösen' beachtet und gehöre zu den ‚Männern auf der Straße, tief unten' . . ."

Dem Verfasser fehlt offenbar jegliches Verständnis für die feineren Schwingungen der modernen deutschen Volksseele. Nun, das ist ihm als Publizisten ja nicht weiter zu verübeln. Was kann man denn auch viel von solch staatlich ungeaichtem Individuum erwarten? Daß es aber königlich preußische Beamte, sogar Landräte gibt, die immer noch in solcher Rückständigkeit verharren, sollte eigentlich ein unmöglicher Anachronismus sein. Und doch scheint's leider wahr zu sein. Kam da kürzlich der neue Regierungspräsident von Aachen auch in die gute Stadt Hinsberg. Was lag da wohl näher, was war selbstverständlicher, als daß die Bürger- und Junggesellen-Schützenvereine, die, wie der „Aachener Volksfreund" schreibt, „an dem uralten schönen Brauch festhalten, nach Beendigung ihres Festgottesdienstes den geistlichen und weltlichen B e h ö r d e n musikalische O v a t i o n e n darzubringen", auch dem Herrn Regierungspräsidenten ihre dankbar loyale Gesinnung patriotischer Begeisterung voll bezeugen wollten? Obwohl sie von dem neuen Herrn noch nie etwas gehört hatten und der größte Teil

der lieben Leute von den Funktionen eines Regierungspräsidenten gar keine oder nur sehr dunkle Vorstellungen haben mochte, zogen sie mit klingendem Spiele zum Bahnhofe und nahmen in Reih und Glied Aufstellung. Am Bahnhofe aber weilte zum Empfange des neuen Vorgesetzten auch der Landrat des Kreises, der — ist es zu glauben? — eiligst den Gendarmen zu den braven Bürgern sandte und ihnen kategorisch eröffnen ließ: sie möchten sich schleunigst entfernen.

Wie der „Volksfreund“ mannhaft schreibt, haben „die in ihren loyalen Gefühlen tief gekränkten Bürger und Schützen nachher in kräftigen Worten ihrem Unmute Luft gemacht“ — auf der Bierbank! Natürlich: dem Landrat geschah ganz recht. Wie konnte er blos! — Auch im Tautropfen spiegelt sich die Sonne: — in solchen kleinen Zügen köstlich das neudeutsche Volksgemüt. Mit seinen feineren Schwingungen. „In Brudersphären Wettgesang.“

* * *

Grund zum Trinken! — Wenn's nur Gelegenheit zur „Begeisterung“, zu Festkommersen und Festreden gibt! Dann kann selbst ein Peters-Prozeß, in dem ein Skandal den andern tage-, wochenlang jagte, dazu herhalten. Betrachte man die Affäre, von welcher Seite man wolle, vom Standpunkte der Peters-Freunde oder -Feinde —: gab sie wirklich einen geeigneten Hintergrund zu irgendwelchen Banketten und Festgelagen? Waren die in München und anderen Städten so geräuschvoll inszenierten wirklich am Platz? Oder waren sie nicht vielmehr völlig deplazierte Geschmacklosigkeiten, die um so gröber wirken mußten, als sie in völliger Ahnungslosigkeit begangen wurden? Zeugen sie wirklich von wahrem nationalen und patriotischen Empfinden oder nicht vielmehr von dem Mangel an instinktivem Gefühl für nationale Würde, Größe und Selbstachtung? Ist unsere Kolonialpolitik in Gestalt ihres „Kulturpioniers“ Peters wirklich mit Ruhm bedeckt aus den Verhandlungen hervorgegangen? Und haben wir überhaupt Grund, auf die ganzen Enthüllungen und Begleiterscheinungen des Prozesses, auch wenn wir von der Person des Dr. Peters absehen, stolz zu sein? So stolz zwar, daß wir diesem gehobenen Gefühl nicht anders als in festlichen Veranstaltungen Luft machen können?

Wahrlich, es müssen Gemüter von seltener, von vorbildlicher Bescheidenheit sein, die, sei's als Patrioten, sei's als persönliche Verehrer ihres vergötterten Heros, Genugtuung an den politischen und persönlichen Ergebnissen des Prozesses empfinden! Daß der angeklagte sozialdemokratische Redakteur Gruber verurteilt werden mußte, stand für jeden nur halbwegs Gesetzeskundigen von vornherein fest. Den „Wahrheitsbeweis“ für beschimpfende Superlative zu erbringen, wie sie der Angeklagte gegen Peters törichter und häßlicher Weise gebrauchte, ist überhaupt unmöglich. Persönliche Urteile, noch dazu in so superlativischen Ausdrücken, lassen sich überhaupt nicht als „erweislich wahre Tatsachen“ erhärten. Es stand also fest,

daß Gruber unter allen Umständen wegen formeller Beleidigung zu einer Geldstrafe verurteilt werden mußte. Dieser von vornherein absolut unvermeidliche, von allen sonstigen Ergebnissen der Verhandlung völlig unabhängige Fall ist denn auch in der Tat eingetreten. Aber auch nicht ein Deut darüber: nur eine in Anbetracht der Öffentlichkeit und der gewählten Kraftausdrücke doch recht geringfügige Geldstrafe wegen formaler Beleidigung, nicht wegen Verleumdung; d. h. nur wegen beschimpfender Ausdrücke, nicht wegen Verbreitung „wissentlich unwahrer Tatsachen". Diesen „Erfolg" aber hätte Peters auch ohne wochenlange Verhandlungen, ohne das ganze Aufgebot von Zeugen und Sachverständigen, ohne Aufrollung eines ganzen Kapitels deutscher Kolonialpolitik mit mathematischer Sicherheit erreichen können. War das seine Absicht, das der Zweck so außerordentlichen Aufwandes? Und in diesem Ausgange sehen die Petersverehrer eine „glänzende Rehabilitierung" ihres Helden; den halten sie für würdig, in Massenversammlungen durch ganz Deutschland getragen und gefeiert zu werden? Ja, gibt's denn noch soviel Bescheidenheit auf der Welt? Ich spreche hier zunächst nur von dem greifbaren Ergebnisse des Prozesses, inwieweit es als solches sich zugunsten des Dr. Peters fruktifizieren läßt. Und da ist eben das Resultat dieses und kein anderes. Insoweit Peters seine Rehabilitierung aus dem Urteil der Richter empfangen wollte, muß er sehr bescheidene Wünsche gehabt haben, wenn er durch dieses Urteil befriedigt sein sollte. So befriedigt zumal, wie es seine Verehrer offenbar sind oder — zu sein vorgeben. Auch Peters, dem ich schon in Anbetracht dessen, was er während dieser ganzen Zeit an seelischen und körperlichen Strapazen ausstehen mußte, meine rein menschliche Teilnahme nicht versagen kann, auch Peters hätte allen Grund, auszurufen: Gott schütze mich vor meinen Freunden. Und er hätte wohl daran getan, diesen eine etwas weniger geräuschvolle „Siegesfeier" nahezulegen.

Das von dem höchsten Disziplinargericht des Reiches seinerzeit gegen Peters gefällte Urteil, in dem gegen ihn auf Dienstentlassung erkannt wurde, hat bekanntlich der Vorkämpfer für die Autorität der bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung gegen deren Untergrabung durch die Sozialdemokratie, — hat der General von Liebert bekanntlich in München als „einen Justizmord, einen Schandfleck für das gesamte deutsche Volk" brandmarken zu müssen geglaubt. Da ist es denn doch unbedingt nötig, sich diesen „Justizmord", diesen „Schandfleck für das gesamte deutsche Volk" etwas näher anzusehen. Hierzu muß aber auch das in erster Instanz gegen Peters gefällte Urteil herangezogen werden. Beide Urteile hat der Kläger erst auf vielfaches und energisches Drängen nicht nur der Gegenpartei, sondern auch des Gerichts vorzulegen sich bewogen gefühlt. Warum, wenn sie doch so minderwertig waren, wie Peters sie fortgesetzt mit den Ausdrücken größter Verachtung kennzeichnete? So augenscheinliche geistige Blößen hätten doch eher zu seinen als zu seiner Richter Gunsten sprechen können?

Ich lasse nun das Nötige aus dem Verhandlungsbericht folgen.

Mit der Verlesung des ersten Urteils, das von der Kaiserlichen Disziplinarkammer für Reichsgebiete des Schutzgebietes am 24. April 1897 gefällt worden ist, wird begonnen.

Das Gericht hat den Angeklagten des Dienstvergehens für schuldig erachtet und ihn mit Dienstentlassung bestraft.

Das Urteil gibt zunächst einen Abriß von der kolonialen Laufbahn des Dr. Peters. Er ist am 5. April 1891 eingetreten und wurde als Kommissar zur Verfügung des Gouverneurs von Ostafrika gehalten. Seine Aufgabe war die Erschließung eines Teils von Ostafrika. Es war ihm untersagt, größere kriegerische Aktionen ohne Genehmigung des Gouverneurs zu unternehmen. Er ging zuerst nach dem Kilimandscharo. Durch Vertrag hatte er für seine persönlichen Dienste Herrn v. Pechmann mitgenommen, der also lediglich Privatangestellter des Dr. Peters war.

Nach dem Tagebuch des Herrn v. Pechmann erfolgte am 21. Aug. 1891 auf der Station ein Einbruch. Das Zimmer Pechmanns hatte nur einen Ausgang nach außen und keine Verbindung mit anderen Zimmern, vor allem nicht mit der Vorratskammer, die einigen Negerweibern als Schlafraum diente. Nach der Ankunft des Dr. Peters hatte nämlich der Negerhäuptling Mangara, wie das landesüblich ist, dem Dr. Peters zur beliebigen Benutzung zwei Mädchen geschenkt. Peters machte eines davon namens Mkuba zu seiner Konkubine, das andere krankheitsverdächtige Mädchen stellte er Herrn v. Pechmann zur Verfügung. Später hatte sich auf der Station die Jagodja eingefunden. Sie galt als Freudenmädchen. Außerdem war auf der Station noch ein Mädchen vorhanden, das dem Sergeant Huber gehörte. In der Nacht war die Mkuba bei Dr. Peters. Dr. Peters nahm zuerst an, daß der Einbruch verübt sei, um zu den in der Vorratskammer schlafenden Weibern zu gelangen. Er erklärte, daß er den Einbrecher, wenn er sich melden würde, milde bestrafen wolle, sonst würde er ihn, falls er gefaßt werden würde, töten lassen. Am 15. Oktober 1891 ließ Dr. Peters seine sämtlichen Diener prügeln, da er in ihnen den Täter vermutete, den er noch nicht ermittelt hatte. Sein persönlicher Diener war Mabruk, ein 18 Jahre alter Negerjunge. Peters schenkte ihm ein ganz besonderes Vertrauen und ließ sich von ihm den Revolver nachtragen.

Eines Tages sah ihn Herr v. Pechmann eine Zigarette rauchen. Es war eine Zigarette des Dr. Peters. Mabruk wurde zu Hieben und Kettenhaft verurteilt. Nun schöpfte Dr. Peters Verdacht, daß Mabruk der Einbrecher gewesen. Mabruk gestand den Einbruch nicht; nachdem aber Dr. Peters der Jagodja und dem Mädchen des Huber 50 Rupien versprochen hatte, gaben diese zu, daß Mabruk der Einbrecher sei. Dadurch hielt Dr. Peters Mabruk für überführt. Er will ihn gar nicht gefragt haben, ob er zu den Weibern wollte. Dagegen gibt er zu, ihn auf das Vorhandensein geschlechtlicher Erkrankungen untersucht haben zu lassen.

Herr Dr. Peters hatte diktatorische Gewalt. Über die Strafart und die Höhe der Strafe konnte er allein entscheiden. Und so beschloß er, in diesem Falle die Todesstrafe vollziehen zu lassen. Ob er Herrn v. Pechmann und Jahnke zu einem Gericht zugezogen hat, bleibt angesichts der schwankenden und widersprechenden Aussagen dieser Herren dahingestellt. Herr Bronsart v. Schellendorf aber hat auf das bestimmteste bekundet, daß er mit dem Urteil nicht einverstanden gewesen sei. Er ging deshalb auch nicht zur Aburteilung. Der Angeklagte hat dem Zeugen Jahnke folgendes im Falle Mabruk ergangene Urteil diktiert: „Mit dem heutigen Tage wurde Mabruk wegen Einbruchs und groben Vertrauensmißbrauchs mit Tode durch den Strang bestraft.“ Leutnant Bronsart v. Schellendorf und Kompanieführer Johannes hielten die Situation nicht für gefährdet. Die Missionare waren derselben Ansicht. Immerhin konnte der Angeklagte an eine Gefährdung glauben. Der Angeklagte hat bestritten, daß sexuelle Motive für die Hinrichtung entscheidend gewesen seien. Durch die Verhandlung ist aber erwiesen, daß Mabruk sich mit den Weibern eingelassen hat und daß darin Dr. Peters den Vertrauensmißbrauch sah. Auch hat Leutnant v. Bülow an Herrn v. Soden geschrieben, Peters habe seinen Diener hinrichten lassen, weil er mit seinen Weibern Umgang gepflogen und einen Einbruch verübt hat. Dr. Peters hat zum Leutnant Bronsart v. Schellendorf gesagt: eine solche Frechheit vom Kerl, die Mkuba zu benutzen, das verdient Todesstrafe. Dr. Peters hat weiter gesagt: Malamia würde ebenso gehandelt haben. Wenn er, Dr. Peters, anders gehandelt hätte, würde man ihm das als Schwäche ausgelegt haben. Auch Konsul Baumann hat den Eindruck, daß Dr. Peters die Hinrichtung wegen des Geschlechtsverkehrs angeordnet hat. Drei Eingeborene haben ausgesagt, daß Dr. Peters ihnen befohlen hat, über die Hinrichtung nicht zu sprechen.

Dr. Peters (erregt unterbrechend): Das ist eine unverschämte Lüge! Ich habe nie mit Negern über solche Dinge gesprochen. — Verteidiger Rechtsanwalt Bernheim: Wir hatten vereinbart, das Urteil nicht zu kritisieren. Herrn Peters möchte ich nur erwidern, daß es sich im Urteil um Feststellungen handelt.

In der Verlesung des Urteils wird fortgefahren: Daß der Angeklagte einen Brief an Tucker oder einen anderen englischen Bischof geschrieben hat, geht aus der Aussage Tuckers und der Korrespondenz, die er mit dem Bischof Smithy hatte, hervor. Am Schlusse des Urteils über den Fall Mabruk wird festgestellt, daß die Jagodja als die Hauptbeteiligte mehrfach geschlagen wurde.

Das Todesurteil Jagodja, das Dr. Peters Jahnke diktierte, lautet: „Die Kettengefangene Jagodja wurde wegen Konspirationen gegen das Leben von Deutschen und wegen Verleitung zur Desertion und wegen einer Desertion aus der Kettenhaft zum Tode durch den Strang verurteilt. Der Kaiserliche Reichskommissar. Dr. Peters.“ Wiest erhielt den Auftrag, die Hinrichtung zu vollziehen. Der Angeklagte hat erklärt, daß der Grund für

die Hinrichtung die Flucht aus der Kettenhaft gewesen sei. Die anderen Taten hätten nur mitgewirkt. In einem Bericht an den Gouverneur v. Soden erwähnt der Angeklagte von der Hinrichtung der Jagodja nichts, auch nichts von seiner Kriegführung gegen Malamia.

Vorsitzender (unterbrechend): Herr Doktor, warum haben Sie darüber nichts berichtet? — Dr. Peters: Ich war dazu nicht verpflichtet. Außerdem ist das auch nicht üblich. — Sachverständiger Generalleutnant v. Liebert bestätigt diese Anschauung Peters'. Aus der Nichtberichterstattung konnten keinerlei Verdachtsmomente hergeleitet werden. — Verteidiger Rechtsanwalt Bernheim: Der Gouverneur v. Soden ist anderer Meinung. Er hat ausgesagt, daß Dr. Peters die Hinrichtung verschwiegen hat, weil er Gründe dazu hatte, daß seine vorgesetzte Behörde davon nichts erfahre.

In dem Urteil heißt es dann weiter: Die Aussagen der Zeugen Jahnke und v. Pechmann seien mit Rücksicht auf ihre nahen Beziehungen zum Angeklagten und auf ihre Beteiligung an den strafbaren Handlungen selbst, sowie mit Rücksicht auf ihr schwankendes Verhalten nur so weit berücksichtigt worden, als sie durch andere Zeugen bestätigt wurden. Was die Rechtsverhältnisse anbetrifft, so konnten die für die afrikanischen Schutzgebiete nicht in Betracht kommen, da der Kilimandscharo nicht zum deutschen Schutzgebiet, sondern nur zur deutschen Interessensphäre gehört.

Das Gericht hält nicht für gerechtfertigt, daß der Angeklagte immer seinen eigenen Willen hat durchsetzen wollen. Vermutlich ist Leutnant Bronsart v. Schellendorf deshalb auch fortgeschickt worden. Der Einbruch des Mabruk mag richtig sein. Auch der Verkehr des Mabruk mit den Weibern. Trotzdem war die Todesstrafe nicht gerechtfertigt, denn das Gericht hat nicht einsehen können, welche Gefahr für das Schutzgebiet aus dem Einbruch des Mabruk entstehen konnte. Schon die Androhung der Todesstrafe für den Fall, daß der Täter sich nicht gleich melden würde, war ungerechtfertigt und verwerflich. Sie war nicht in Einklang zu bringen mit den Grundsätzen irgendeines zivilisierten Staates. Der grobe Vertrauensmißbrauch rechtfertigt die Todesstrafe nicht. Der Gerichtshof ist der Überzeugung, daß bei der Todesstrafe über Mabruk der Geschlechtsverkehr mitbestimmend war. Sein Widerwillen über die Teilnahme von Schwarzen an dem Gegenstand seines Konkubinats geht aus verschiedenen Äußerungen Dr. Peters hervor. In diesem Falle war der Angeklagte also schuldig. In den Fällen der Kriegführung mit Malamia, der Auspeitschung der Weiber und der Verurteilung der Jagodja zu Kettenhaft und Tod konnte sich das Gericht nicht von der Schuld des Angeklagten überzeugen. Es fragt sich nur, ob die Todesstrafe für Jagodja die richtige Art der Strafe war. Was die Auspeitschung der Weiber anlangt, so ist zuzugeben, daß die Prügelstrafe in Afrika auch an Weibern üblich ist. Dagegen hat das Gericht in vollem Umfange die falsche Be-

richterstattung als erwiesen angenommen. Sie ist erfolgt zur Verschleierung des Tatbestandes. Der Angeklagte behauptet, daß er von Malamia die Auslieferung eines geflohenen Mannes verlangt habe, was den Grund zur Kriegserklärung abgegeben haben soll. Er hat verschwiegen, daß es sich um drei Weiber gehandelt hat. Diese unwahren Angaben lassen sich nicht anders erklären, als daß Dr. Peters glaubte, seine Handlungsweise vor dem Gouverneur nicht rechtfertigen zu können. Die Handlungsweise des Angeklagten zeigt eine leichtsinnige Gesinnung. Er hat das Ansehen der deutschen Beamten in Ostafrika gefährdet. Die Schwere seiner Dienstvergehen rechtfertigte die Bestrafung mit Dienstentlassung. Die kolonialpolitischen Verdienste des Angeklagten mußten außer Betracht bleiben, da sie schon vor seiner Ernennung zum Reichskommissar liegen und die Ernennung selbst eine Belohnung dafür war.

Dr. Peters: Ich habe das Urteil heute zum ersten Male wieder gelesen. Damals habe ich es ärgerlich dahin geworfen, wohin es gehört, nämlich ins Feuer, heute lache ich darüber. Ich lache über diese naiven Expektorationen der Herren, die Afrika von ihrem grünen Tisch aus in akademischer Weise betrachten. Damals war die Auspeitschung der Weiber keine cause célèbre. Wir lagen Tag und Nacht gespannt da, und da ist es erklärlich, wenn die Aussagen manche Schwankungen aufweisen. — Vorsitzender: Ich nehme an, daß Ihre scharfen Worte nicht die Mißachtung vor einem so hohen Gerichtshof zum Ausdruck bringen sollten. — Dr. Peters: Nein, das war ja auch gar kein deutscher Gerichtshof!

Der Reichsdisziplinargerichtshof in Leipzig hat in zweiter Instanz über den Fall verhandelt. Das Urteil, das zur Verlesung gelangt, umfaßt 124 Seiten. Es weist zunächst in längeren juristischen Ausführungen die Einwendungen der Verteidigung zurück, die die Einstellung des Verfahrens beantragt hatte, weil die Angelegenheit Peters wiederholt untersucht und ihm durch Verleihung des Patents und durch Berufung auf einen höheren Posten Decharge erteilt sei; weil, trotzdem seine Handlungen bekannt waren, die Beamten den Verkehr in ihm fortgesetzt haben, und weil schließlich die Handlungsweise des Peters nur ein Ausfluß seines der deutschen Regierung bekannten Prinzips einer Negerbehandlung mit rücksichtsloser Strenge sei. Das Urteil geht dann auf die einzelnen Fälle ein. Im Falle Mabruk befindet es sich mit voller Übereinstimmung mit der Disziplinarkammer ... Die Behauptung des Dr. Peters verdient keinen Glauben, daß das Urteil wegen Mabruk nicht deshalb so streng ausgefallen sei, weil er Verkehr mit den Weibern gesucht habe. Der Gerichtshof stützt sich auf die verschiedenen Äußerungen des Angeklagten selbst. Ein Mann von der Bildung und der Stellung Dr. Peters' durfte nicht so weit gehen. Auch wenn der Gerichtshof von den Aussagen Bronsart v. Schellendorfs absehen würde, dann würden die Aussagen der anderen Zeugen und die eigenen Angaben Peters' genügen. Peters habe durchaus nicht das Recht über Leben

und Tod. Der Einbruch sei kein todeswürdiges Verbrechen, wenn er auch seine Sühne verdient. Was das sogenannte Kriegsgericht anlangt, so sei Jahnke zu jener Zeit fieberkrank und vermutlich so geschwächt in seinem Geisteszustand gewesen, daß er ein freies Urteil nicht gehabt habe. Die beiden Personen, v. Pechmann und Jahnke, mußten unter den obwaltenden Umständen als Strohmänner gelten. Das Gericht hat die Vernehmung afrikanischer Sachverständiger als nicht nötig erachtet. Es wisse selber, daß afrikanische Dinge anders zu beurteilen seien als Vorgänge in einem zivilisierten Lande. Hier handelt es sich aber darum, ob Dr. Peters die Gerechtigkeit und den Anstand verletzt und ob er seine Amtsgewalt mißbraucht habe. Für Afrika dürfe keine besondere Moral aufgestellt werden.

Dann beschäftigt sich das Urteil mit der unberechtigten Kriegsführung und verbreitet sich hierauf ausführlich über die Bestrafung der Weiber. Der Disziplinargerichtshof ist der Ansicht gewesen, daß die Weiber nicht Bestandteile der Station waren. Es solle dem Angeschuldigten nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß er der Landessitte folgte, es soll auch nicht untersucht werden, ob er dadurch taktvoll gehandelt hat, daß er die ihm von Häuptlingen geschenkten Mädchen für seine Zwecke benutzte und anderen gestattete, sie zu benutzen. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß die Weiber mit dem Übergang an den Angeschuldigten durch den Häuptling ihre Freiheit erhielten. Ein Deutscher ist nicht berechtigt, sich Sklavinnen zu halten, auch nicht zu Zwecken der Wollust. Er hat auch nicht das Recht gehabt, die Mädchen für sich und seine Offiziere zurückzuhalten. Die schwarzen Weiber hielten sich freiwillig in der Station auf. Der Angeklagte hatte daher auch keine unbedingte Gewalt über sie. Es mußte den Weibern freistehen, ob sie weggehen wollten oder nicht. Der Zweck seines Zuges gegen Malamia aber war der, die Weiber für sich und seine Offiziere zurückzuholen. Bei pflichtgemäßer Überlegung hätte sich der Angeklagte sagen müssen, daß er das nicht durfte. Er durfte seine Machtvollkommenheit nicht in den Dienst seiner persönlichen Interessen stellen. Der Zug gegen Malamia war unberechtigt. Daher trägt der Angeklagte auch die Schuld an den kriegerischen Verwickelungen, und durch das Aufgebot eines großen Teils der Besatzung hätte die Station und damit die Expedition gefährdet werden können. Der Gouverneur v. Soden hatte dem Angeklagten untersagt, eigenmächtig kriegerische Unternehmungen zu veranstalten. Bei einer pflichtgemäßen Abwägung hätte sich Dr. Peters sagen müssen, daß er wegen der Weiber die Station nicht in Gefahr bringen durfte.

Der nächste Teil des Urteils betrifft die unmenschliche Züchtigung. Auch hier ist der Disziplinargerichtshof zu einer anderen Ansicht gekommen als die Disziplinarkammer. Da der Angeklagte nicht befugt war, die Weiber zurückzuhalten, und die Weiber berechtigt waren, jederzeit das sexuelle Ver-

hältnis zu lösen, kann von einer Desertion keine Rede sein. Der Angeklagte hat bei der Durchpeitschung also pflichtwidrig gehandelt. Es ist festgestellt, daß die Weiber stark geblutet haben. Das Schlagen auf Wunden, die noch nicht geheilt sind, muß als brutal betrachtet werden, und nur derjenige ist dessen fähig, der eine Lust an solchen Grausamkeiten hat. Dadurch hat sich der Angeklagte seines Amtes unwürdig gezeigt. Die Hinrichtung der Jagodja wegen Konspirationen ist kaum anzunehmen angesichts der untergeordneten Stellung der schwarzen Weiber. Die Verleitung zur Flucht ist nicht strafbar, da die Weiber weggehen durften, wann sie wollten. Die Kettenhaft war daher unstatthaft und ebenso die Todesstrafe wegen der Flucht aus der Kettenhaft. Daß die Hinrichtung des Freudenmädchens zur Sicherung der Station notwendig war, konnte der Gerichtshof nicht einsehen. In der Frage der falschen Berichterstattung folgte der Gerichtshof der ersten Instanz. Die falsche Berichterstattung geschah, weil der Angeklagte die Mißbilligung des Gouverneurs fürchtete. Er hat damit das Ansehen des ihm anvertrauten Amtes geschmälert. Er hat sich seines Amtes unwürdig gezeigt und Handlungen an den Tag gelegt, die einem Beamten nicht anstehen. — Die kolonialen Verdienste des Angeklagten konnten nicht in Betracht kommen. Er hat die Grundsätze der Gerechtigkeit außer acht gelassen, und es mußte mit der ganzen Strenge des Gesetzes gegen ihn eingeschritten werden.

Man muß die ruhige Sachlichkeit dieser Urteilsbegründung Schluß für Schluß an sich vorüberziehen lassen, um den Grad der hysterischen Erregung zu würdigen, aus der heraus ein solches Urteil als „Justizmord", als „Schandfleck für das gesamte deutsche Volk" beschimpft werden konnte. Aber auch den objektiven Wert der Qualitäten eines Sachverständigen, der sich bei Ausübung seines Amtes zu solchen krampfartigen Wutausbrüchen hinreißen läßt. Auf dem Grunde der Feststellungen und der Überzeugung des Gerichts — mögen sie nun zutreffend oder irrig sein — erscheint das Urteil, zu dem es gelangt ist, eher milde als hart. Es gehört schon ein hoher Grad fanatischer Peters-Begeisterung dazu, aus diesem Urteil auch nur einen Hauch von feindseliger Parteilichkeit herauszuspüren. Es hätte — wiederum auf Grund der richterlichen Feststellungen und Überzeugung — auch in der Form viel schärfer lauten können. Und daß die Beweisführung einen geistigen Tiefstand verrate, der den Übermenschen Peters berechtigte, das Urteil mit Hohn und Verachtung ins Feuer zu werfen und sich dessen auch vor dem Gericht mit bemerkenswerter, wenn auch längst nicht mehr auffälliger Unverfrorenheit offen zu rühmen, das kann im Ernste doch nur behaupten wollen, wem die Peters-Suggestion das klare Urteilsvermögen in bedauerlichem Maße getrübt hat.

„Auch nach diesem Prozeß", schreibt die „Frankf. Zeitung", „bleibt das Urteil über Peters dasselbe wie früher, und wir haben nichts von dem zurückzunehmen, was wir seinerzeit über diesen ‚Kolonialkulturträger' schrieben. Wenn jetzt in einigen Peters-Blättern gesagt wird, es sei

nachgewiesen worden, daß Peters Unrecht geschehen sei, wenn von einer befreienden Tat gesprochen wird, von einer juristischen Rehabilitierung, die auch die politische nach sich ziehen müsse, so ist das eine so grobe Tendenz, ein so plumper Schwindel, daß kein unbefangen urteilender, denkfähiger Mensch darauf hereinfallen kann. Es ist geradezu das Gegenteil der Wahrheit und wird schon durch den Wortlaut des Münchener Urteils widerlegt...

Aber nun die ‚Sachverständigen', die für Peters aufgeboten worden sind. Voran General Liebert ... Ihm ist ... eine Reihe großer Irrtümer über das Schutzgebiet nachgewiesen worden, und er hatte also am wenigsten Ursache, die Disziplinarurteile zu tadeln, weil keine ‚Afrikaner' gehört worden seien. Aber auch diese seine Behauptung selbst ist unrichtig, und seine unverantwortliche Kritik an jenen Urteilen nur aus seiner Unkenntnis der Tatsachen zu begreifen. Den Disziplinargerichten lagen auch außer der Bekundung des Leutnants Bronsart v. Schellendorf, den man nicht mehr gelten lassen will, Bekundungen und Urteile von unzweifelhaften Sachkennern vor, so vom Eisenbahningenieur Mittelstädt über Peters eigene Äußerungen, die ihn belasteten, vom Expeditionsführer Freiherrn v. Bülow, der sehr scharf über Peters' Taten urteilte. In einer Eingabe des Gouverneurs v. Soden an den Reichskanzler Grafen von Caprivi hieß es: ‚ob es richtig sei, daß man solchem Burschen eine so verantwortliche Stellung einräume' usw.

Den Disziplinarurteilen gegen Peters lagen außer einer Reihe sicherer Bekundungen die eigenen Angaben von Peters und seinen ‚Gerichtsgenossen' vor, Pechmann, der jetzt auch als ‚Sachverständiger' (trotzdem er Mittäter war! Vgl. die Urteile. D. T.) fungiert, Jahnke usw. Hält man alles zusammen, so ergibt sich folgender Tatbestand:

Peters hatte, als er 1891 auf der Kilimandscharostation war, vom Häuptling Malamia einige Weiber ‚geschenkt' erhalten, von denen er eine an Pechmann weitergab. Bald danach waren einige Diebstähle in der Proviantkammer vorgekommen. Da der Dieb nicht entdeckt wurde und die schwarzen Diener ihn nicht angaben, wurden 15 Schwarze ausgepeitscht (!!). Schließlich glaubte man in dem Diener Mabruk den Dieb einiger Zigaretten gefunden zu haben, und da er vorher nichts gestanden hatte, verurteilte man ihn zum Tode, wobei eingestandenermaßen der Umstand wesentlich mitsprach, daß er sich mit einem der Weiber eingelassen, den weißen Herren also geschlechtliche Konkurrenz gemacht hatte. Kurz nachher entliefen die geschenkten Weiber, sie wurden von Malamia mit Gewalt zurückgeholt und grausam gepeitscht. Die Jagodja, Peters' Konkubine, erhielt wegen angeblicher Konspiration längere Kettenstrafe, wurde aufs grausamste behandelt, bis aufs Blut gepeitscht, und als sie schließlich floh und wieder ergriffen wurde, zum Tode verurteilt und aufgehängt. Sowohl für die ‚Konspiration' der Jagodja wie für den Diebstahl des Mabruk wurde ein schlüssiger Beweis nicht geführt. Und

auf Grund dieser Taten, über die Peters dem Gouverneur einen zum Teil falschen Bericht sandte, erfolgte seine Dienstentlassung mit der Begründung: ‚Man könne nicht zugeben, daß wider Recht und Anstand in Afrika andere Anschauungen als in Europa maßgebend werden dürften.' Und das wagte Peters in München unverfroren als naive Expektorationen zu kennzeichnen!"

Sowohl in dem früheren Urteil, wie auch jetzt in München wiederholt, ist nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß dem Dr. Peters ein Recht an den schwarzen Weibern überhaupt nicht zustand, daß somit sämtliche gegen diese unternommenen Handlungen jeglicher rechtlichen Grundlage entbehrten, also — wenigstens nach unseren Rechtsbegriffen, an denen wir, trotz Dr. Peters und den Seinen, bis auf weiteres doch noch festhalten möchten — bloße Willkürakte, verübt gegen Freiheit, Gesundheit und Leben deutscher Schutzbefohlener, waren. „Man sagt immer," so die zeugeneidliche Aussage des Magistratssekretärs Wilhelm, früheren Unteroffiziers, Sergeanten und Feldwebels in Ostafrika, „man sagt immer: ‚die Weiber der Station'. Das ist ein falscher Ausdruck. Sie stehen in gar keinem Verhältnis zur Station, wenigstens in keinem dienstlichen, und bezahlt werden sie auch nicht aus der Gouvernementskasse. Ich erhielt den Auftrag, zu Malamia zu gehen und die Herausgabe der Weiber zu fordern." Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen wird der Widerstand des schwarzen Häuptlings „auf afrikanische Weise" gebrochen und der ausgerückte Harem im Triumph zurückgeholt, der Zeuge aber inzwischen von der Station fortgeschickt. „Ich war drei Wochen fort gewesen", erzählt er nun weiter, „und erfuhr nun, was sich inzwischen zugetragen hatte. Die Weiber der Station seien zurückgekommen und in Ketten gelegt worden. Jetzt sei nur noch die Jagodja an der Kette; das ist ein fingerdicker Ring, um den eine Kette vom Hals bis zum Fuß geht. Es fiel mir auf, daß dieses einfache Weib die schwere Kette mit sich herumtragen mußte. Aber ich dachte mir, vielleicht ist keine andere Kette vorhanden gewesen. Ich hörte nun von meinen Soldaten, ich verstehe sehr gut sudanesisch, daß dieses Weib zu langer Gefängnishaft verurteilt und deshalb an Ketten gelegt sei. Ich fragte auch die Soldaten, weshalb der Mabruk gehängt sei, und sie antworteten mir, man erzähle allgemein, er habe zwar gestohlen, aber er solle auch mit den Stationsweibern Verkehr gehabt haben, und das hatte den Kommissar so geärgert, daß er ihn deshalb zum Tode verurteilt habe. Besonders habe die Jagodja zu denen gehört, mit denen Mabruk Umgang hatte. Die Soldaten erzählten, daß die Jagodja deshalb die Strafe bekommen hätte, aber auch, weil sie ausgerissen sei. — Vors.: Was halten Sie von der Glaubwürdigkeit der schwarzen Soldaten? — Zeuge: Darüber bin ich mir nie im Zweifel gewesen. Ich habe ihnen jedenfalls geglaubt, und während meines Aufenthaltes in Afrika nur gute Erfahrungen mit den Schwarzen gemacht. Außerdem wurde mir die Geschichte nicht von einem, sondern von

mehreren erzählt. Auch mein Boy, der überall herumkam, erzählte sie mir. Zunächst begab ich mich zu der Stelle, wo die Jagodja in Kettenhaft lag. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß sie, auch nachdem sie bereits abgeurteilt war, noch geschlagen wurde. Ich sehe noch den langen Sudanesen Ombasche, einen Gefreiten, vor mir stehen, wie er mir sagte: ‚Hörst du, Weißer, da ist ein Weib, das steckt in Ketten und wird alle Tage noch geschlagen! Sie ist ganz wund geschlagen, sie ist ganz kaput.‘ Ich ging zur Jagodja hinunter und ließ mir die Decken von den Wunden nehmen. Da sah ich tiefe Löcher auf der einen Seite des Gesäßes, das Ähnlichkeit mit Schabefleisch hatte. Auf der anderen Seite waren die Wunden schon geheilt. Ich sagte das zu Dr. Peters und sagte ihm, es sei doch ganz unnötig, das Weib so zu schlagen. Er fragte, was denn wäre, und da sagte ich ihm denn, daß das Weib schon ganz kaput geschlagen sei. Darauf antwortete er: Warum soll sie nicht geschlagen werden? Ich sagte: Sie ist kaput; da sagte er: Dann müsse der Lazarettgehilfe geholt werden, um sie zu untersuchen. Herr Wiest wurde gerufen und schloß sich meinem Urteil an. — Vert. Rechtsanwalt Bernheim: Kann der Zeuge mit Bestimmtheit auf seinen Eid nehmen, daß Dr. Peters gesagt hat: Warum soll sie nicht geschlagen werden? — Zeuge: Ja. — Der Vorsitzende hält dem Zeugen wiederholt seine Aussage vor, weil sie von großer Bedeutung sei, es lasse sich daraus eventuell der Schluß einer grausamen Gesinnung ziehen. — Zeuge Wilhelm bleibt bei seinen Bekundungen. — Zeuge Wiest wird vorgerufen und gefragt: Ist die Jagodja nur einmal geschlagen worden oder mehrere Male? — Zeuge: Das weiß ich nicht. Prügelstrafe aber hat sie erhalten. — Vors.: Waren Sie bei der ersten Züchtigung der Jagodja zugegen? — Zeuge: Das weiß ich nicht mehr. — Vors.: Ist sie, während sie bei Ihnen in Behandlung war, geschlagen worden? — Zeuge: Nein, ob sie aber nach der Ausheilung noch geschlagen worden ist, weiß ich nicht. — Zeuge Wilhelm fährt fort, daß er mit der Sache Jagodja nichts zu tun haben wollte, denn er wurde wegen eines nichtigen Grundes von Dr. Peters fortgeschickt ... — Vors.: Hatten Sie den Eindruck, daß der Jagodja etwas passieren sollte und daß Sie deshalb weg sollten? — Zeuge: Ja, ich habe noch heute den Eindruck. Als ich zurückkam, war die Jagodja gehenkt. Soldaten teilten mir das mit. — Vors.: Steht denn auf Kettenflucht die Todesstrafe? — Zeuge: Mir ist davon nichts bekannt. Wenn ein Kettengefangener entflieht, hat der Soldat natürlich das Recht, zu schießen. Wird der Gefangene wieder eingefangen, so wird er wieder in Ketten gelegt, aber nicht gehenkt. An der Küste ist einmal die ganze Kette weggelaufen. Man fing sie wieder ein und prügelte sie durch. In einem Artikel der „B. Z. am Mittag“ hat Dr. Peters gesagt, alle Europäer auf der Station seien mit dem Todesurteil einverstanden gewesen. Ich bekam heute Zusendungen, aus denen ich schließen mußte, daß man das auch auf

mich bezog. Ich habe zwei Tage darüber geweint (Bravorufe) ... — Vert. Rechtsanwalt Bernheim: Glauben Sie, daß Dr. Peters der Mann wäre, der sich, wenn er gegen die Hinrichtung wäre, von Pechmann oder Jahnke beeinflussen ließe? — Zeuge: Dr. Peters ist viel zu energisch dazu. — Vert. Rechtsanwalt Bernheim: Freiherr v. Soden hat das Kriegsgericht über die Jagodja als eine Farce bezeichnet. Wie denken Sie darüber? — Zeuge: Ebenso. Zum Kriegsgericht gehört doch zuerst die kriegführende Macht. Und dann stand doch die Jagodja in keinem dienstlichen Verhältnis, sie wurde nur durchgefüttert. Ich hätte sie rausgeschmissen, denn was konnte sie denn verraten? Höchstens, daß ein Stacheldraht um die Station herum war. — Vors.: Konnte es denn nicht als Schwäche ausgelegt werden, wenn die Weiber nicht zurückgeholt wurden? — Zeuge: Durchaus nicht, sie konnten nichts verraten, und ich wäre froh gewesen, wenn ich sie so los geworden wäre. —

Es ist so widerlich wie lächerlich, wenn angesichts nun einmal nicht wegzuleugnender Tatsachen als letztes, aber dafür auch schwerstes, alles niederschmetterndes Geschütz, die Lehre von der neuen afrikanischen Moral aufgefahren wird, die so verschieden von der europäischen sei und sein müsse, daß Leute, die nicht ein paar Jahre unter ihren erziehlichen Einflüssen gelebt und gewirkt haben, von Rechts wegen am besten täten, sich überhaupt jeglichen Urteils über dortige Vorgänge und Zustände zu enthalten. Immer wieder, wenn er durch unbequeme Tatsachen und unabweisbare logische Schlüsse in die Enge getrieben wird, protzt der „Schwarm" aller hysterischen Männlein und Weiblein Neudeutschlands dieses Geschütz ab und hat dann auch tatsächlich die heldische Genugtuung, daß die bedauernswerten Opfer seiner „herrenmenschlichen" Suggestion bei jedem solchen Schuß platt auf den Rücken fallen. In der Tat darf Peters von seinem persönlichen Standpunkte und aus seiner ganzen Lage heraus ein gewisses Recht der Notwehr für sich in Anspruch nehmen und bis zum äußersten eine Position behaupten, die, wenn man einmal deren rechtliche und moralische Grundlage anerkennen wollte, eine unerschütterliche wäre. Denn was kann dem noch passieren, dem das Recht zuerkannt wird, eine besondere, von den herrschenden Begriffen unabhängige und unkontrollierbare Moral zu betätigen? Damit wäre er ja überhaupt jedem Richterstuhle, dem juristischen, wie dem der öffentlichen Meinung, entrückt, und alle gerichtlichen Staatsaktionen und öffentlichen Erörterungen wären eine leere, alberne Posse, ein Narrenspiel, dessen Aufführung man füglich unterlassen sollte. Auch die Peterssuggerierten müßten dann aber das letzte Stümpfchen ihres kritischen Urteilsvermögens auslöschen, da die ihnen leider nun einmal eingeimpften beschränkten europäisch-christlichen Rechts- und Moralbegriffe an die Erhabenheit der neuen Moral, deren Gott und Prophet Dr. Peters in einer Person ist, ja doch nicht heranreichen. Viele haben sich denn auch schon zu der Höhenentwicklung durchgerungen, daß sie die einzig möglichen Konsequenzen ziehen, sich mit Ausübung eines demütig-gläubigen

Kultus begnügen und mit den Schuhen vor dem Altare der neuen Gottheit auch die letzten Zeichen europäischer Eitelkeit und christlicher Schwäche ablegen. Man glaubt in der Tat in einem Narrenhause zu sein, wenn selbst Blätter, die jede Abweichung vom Buchstaben des kirchlichen Dogmas als Greuel vor dem Herrn und Frevel am Allerheiligsten in spaltenlangen Klageliedern über „Abfall vom Glauben", „materialistische Verseuchung", „Nietzschesches Antichristentum" beweinen, selbst auf dem besten Wege sind, sich von den Offenbarungen der neuen Übermoral erleuchten zu lassen. Und das in aller Unschuld und Harmlosigkeit! Ohne den Schimmer einer Ahnung, in welches Licht sie auch nur durch prinzipielles Geltenlassen dieser Moral ihr ganzes sonstiges Wirken und Streben rücken. Ist es nicht z. B. ein Schauspiel für Götter, wenn in einer Nummer des „Reichsboten" dicht neben einem ergreifenden Wehe- und Alarmruf gegen den Haeckelschen Monistenbund eine zwar etwas verschämte, aber um so ausführlichere Rechtfertigung und Würdigung der Petersschen Afrikanermoral zu lesen ist? Nein, lieber Reichsbote, von diesem Standpunkte aus läßt sich der „Monismus", soweit es sich um die Rechtfertigung durch die Tat und nicht durch das bloße unverbindliche „Glaubensbekenntnis" handelt, nicht bekämpfen. Ich glaube sogar, daß der Monistenbund sich kaum in so große Unkosten für die Rechtfertigung solcher Betätigung stürzen wird, wie sie der „Reichsbote" in einer ganzen Artikelserie aufgewandt hat. Welche merkwürdigen „Paarungen" doch der gemeinsame Fanatismus gegen die Sozialdemokratie zusammenfügt! Weil der Angriff von der Sozialdemokratie ausging, muß Peters unter allen Umständen gerechtfertigt erscheinen. Wenn nur „die Sozialdemokratie nicht triumphiert" — dann kann man auch mal eine ganze Portion „Übermenschenmoral" hinunterschlucken, wenn's einem auch verdammt sauer wird. Denn leicht ist's dem braven „Reichsboten" sicher nicht geworden, das will ich ihm gern zugestehen. Aber der große Zweck verlangt große Opfer, und wenn's Herz auch blutet! Wenn's im andern brüderlichen Lager geschieht, nennt man's allerdings Jesuitismus und: der Zweck heiligt die Mittel. Das will ich nun vom „Reichsboten", wenigstens soweit er noch unter der bestimmenden Leitung des Pastors Engel steht, nicht behaupten. Man findet überhaupt in letzter Zeit öfter Kundgebungen im „Reichsboten", die mir nicht von seinem Geiste zu sein scheinen. Es wäre schade, wenn sich unsichere Kantonisten, schwankende Gestalten in dem Blatte breitmachen sollten. Ich stimme lange nicht in allen Fragen mit dem „Reichsboten" überein, habe aber oft Gelegenheit genommen, seine charaktervolle Haltung in einer Zeit verlogener und verschwommener politischer und publizistischer Schachermachei rühmend zu erwähnen. Mir liegt auch viel weniger an Übereinstimmung in allen Punkten — nur Narrheit oder Heuchelei können solche zuwege bringen — als an treuer und tapferer Gesinnung überhaupt. Deshalb bin ich auch bei allem prinzipiellen, oft und scharf betonten Gegensatz sehr weit davon entfernt, in jedem Sozialdemokraten ein minderwertiges Subjekt, in der Sozial-

demokratie als solcher eine minderwertige Bewegung zu sehen. Mein Platz ist ganz wo anders und überhaupt in keiner Partei, aber ich achte jeden, der ehrliche Gesinnung ehrlich und tapfer vertritt, auch wenn ich entgegengesetzter Ansicht bin, für ein wertvolleres Mitglied der Gesellschaft und auf die Dauer auch für das Staatsganze nützlicheres, als einen mir in seinen Anschauungen Näherstehenden, der aber gleichwohl bereit ist, bei der ersten ernsteren Unbequemlichkeit glatt umzufallen, wie's mehr und mehr „nationale", „patriotische", „liberale" usw. Mode wird. Wunder aber scheint heute nicht mehr der Glaube zu wirken, sondern die gemeinsame schlotternde Angst vor dem roten Gespenst, das, wie ich mir habe sagen lassen, doch schon längst niedergeritten sein soll. Muß man denn, um gegen die Sozialdemokratie gerüstet zu sein, beim bloßen Anblick des roten Lappens jede Besinnung verlieren, bis zur Bewußtlosigkeit die unnatürlichsten politischen und publizistischen „Paarungen" eingehen, die jeder andere, vielleicht der „Simplizissimus", zusammengefügt haben könnte, nur nicht Gott? So „paart" sich denn auch der „Reichsbote" mit der „Täglichen Rundschau" in der Beurteilung der Petersaffäre, obwohl beide sich sonst bitter befehden und schon seit geraumer Zeit feste in den Haaren liegen. „Über die Frage," so liest man in der „Täglichen" mit Gemüt, „ob jene Hinrichtung zweckmäßig, ob sie vom menschlichen und christlichen Standpunkte aus zu billigen war, mögen sich diejenigen streiten, die dazu Lust haben." Wie hätte hier sonst der „Reichsbote" tapfer schmälen können! So aber ist ihm das Papagenoschloß aufgedrückt — durch die „Paarung", die sich trotz des tiefen Wassers zwischen beiden in einem unbewachten Augenblicke hast-du-nicht-gesehn vollzogen hat. Wirkt das rote Gespenst nicht in der Tat Wunder? Übrigens: glaubt die „Tägliche" wirklich, „daß", wie sie schreibt, „Peters heute vielleicht selbst seine Härte betrauert und jenes Blatt mit der Hinrichtung der Jagodja gern aus seiner Lebensgeschichte reißen würde"? Wenn er's bedauern sollte, so vielleicht doch nur aus äußerlichen Gründen, wegen der bösen Nachwehen. Sonst macht sein ganzes Auftreten jeden andern Eindruck, nur nicht den, als ob er irgendetwas „betrauerte". Im Gegenteil! Träfe die Vermutung der „Täglichen" zu, so würde er vielen in einem sympathischeren Lichte erscheinen, und man wäre viel eher zur Milde und zum Vergessen geneigt, als bei der heute zur Schau getragenen selbstzufriedenen Miene des Makellosen und Gerechten, dem von der bösen Welt das schrecklichste Unrecht und nur Unrecht geschehen ist. Übrigens eine etwas geschmacklose Rolle. Der Appell an das Gemüt, an menschliche Teilnahme, menschliches Begreifen wird im deutschen Volke immer ein Echo finden. Nicht aber das herausfordernde Protzen auf ein Recht, das in den Augen aller, die gegen die Suggestionen eines sich über die Plebejermoral erhaben dünkenden Herrenmenschentums noch immun sind, immer nur schweres Unrecht bleiben wird und muß. Aus sozialhygienischen und ästhetischen Gründen. —

Eine verdiente, im Grunde auch recht ergötzliche Abfuhr erfahren die guten Seelen, die sich im Handumdrehen aus biederen steuerzahlenden Untertanen und tugendsamen deutschen Jungfrauen und Frauen zu grausam gewaltigen Herrenmenschen und Menschinnen aufgefüllt haben, durch solche, die es eigentlich selbst sein oder — besser wissen müßten. Nämlich durch alte Afrikaner, die unsere Kolonien mindestens so gut kennen wie Dr. Peters, jedenfalls aber viel besser als Herr von Liebert. „Wir anständigen ‚Afrikaner'", schreibt ein solcher an die „Kölnische Zeitung", „weisen diesen Versuch mit Entrüstung zurück. Es gibt, und zwar gerade in der deutschen Kolonialverwaltung, glücklicherweise mehr als in irgendeiner ausländischen Kolonialverwaltung, viele Hunderte von anständigen Beamten und Offizieren, deren sittlicher Halt, deren Charakter und Taktgefühl stark genug ist, um nicht in der tropischen Sonne zu verbleichen. Es gibt viele Hunderte anständiger deutscher Beamten und Offiziere, die es stets unter ihrer Würde erachten werden, sich Ausschreitungen gegen harmlose und meist auch wehrlose Neger zuschulden kommen zu lassen. Wenn der Zeuge Kuhnert als Begründung für die Änderung seines Urteils über das Auftreten Peters' am Kilimandscharo angibt, er habe die grausame Kriegführung der ostafrikanischen Neger im Aufstand beobachtet, so halten wir diese Begründung für gänzlich hinfällig, für geradezu absurd, wenn wir uns daran erinnern, daß das deutsche Volk, nachdem es schon fast tausend Jahre unter dem Einfluß des Christentums gestanden hatte, noch einen Dreißigjährigen Krieg geführt hat. An sich ist der ostafrikanische Neger, im Gegensatz zu den Menschenfressern der Südsee, durchweg friedlich, harmlos und von verhältnismäßig anständiger Gesinnung. Wenn er zu der Waffe greift, gezwungen durch irgendwelche Umstände, so führt er den Krieg natürlich noch barbarisch, weil er eine andere als eine barbarische Kriegführung bisher nicht gelernt hat. Damit aber nun ein von uns geübtes barbarisches Auftreten gegen die Neger rechtfertigen zu wollen, ist nimmermehr zulässig. Unser größter ‚Afrikaner', Wißmann, der uns mit seinem Schwert Ostafrika zurückerobert hat, als die jammerhafte Unterlage, auf der es bisher infolge seiner Vorgeschichte ruhte, zusammengebrochen war, hat, obwohl er sicher ein großer Kriegsheld war, den Schwarzen gegenüber nie die Regeln der Humanität und des Anstandes vergessen. In der abgeklärten Ruhe seiner letzten Jahre hat er, wie die Zeugin Brunstein mitteilte, den Ausspruch getan: Der Neger ist wie ein Kind, aber er hat auch das feine Gefühl eines Kindes für Ungerechtigkeit."

Und vollends luftreinigend, den ganzen giftigen Dunst der so betäubend qualmenden Afrika-Moral-, richtiger Antimoral-Phrase ausschwefelnd, sollte wirken, was demselben Blatte geschrieben wird:

„In einem Teil der deutschen Presse war während der letzten Tage die Behauptung zu lesen, daß afrikanische Verhältnisse von europäischen grundverschieden, daß von Europäern in Afrika begangene Handlungen mit

ganz anderem Maßstab als in Europa zu messen seien, und daß die barbarischen Instinkte der Neger bloß durch schroffe Gewaltmaßregeln im Zaume gehalten werden könnten. Wie mögen unsere englischen Mitbewerber über dieses so mancherlei Angriffspunkte darbietende Karikaturbild gestaunt haben! Gewiß besteht zwischen Kriegs- und Friedenszeiten in Afrika genau ebenso gut ein Unterschied wie in Europa. Aber im Krieg und im Frieden gelten für den in Afrika wirkenden Europäer genau dieselben Gesetze des Anstandes und der Menschlichkeit wie in Europa. Aus einem Grunde wird allerdings, wer nie in Afrika war, über afrikanische Dinge schwieriger urteilen können, als landeskundige Afrikaner. Aus dem Grunde nämlich, weil ihm die angebliche Wildheit des Landes und seiner Bevölkerung über Gebühr imponieren und weil ihm gewöhnlich aus wahren oder übertriebenen Schilderungen Phantasiebilder im Kopfe stecken. Die Schilderung, die als Sachverständiger General v. Liebert in München von der Negerrasse gegeben hat, müßte allerdings den Eindruck erwecken, als ob wir es mit widerborstigen Wilden zu tun hätten. Es ist betrübend, daß ein Mann, der vier Jahre Gouverneur von Ostafrika gewesen ist, bloß in endloser Reihenfolge angebliche Fehler und Laster, aber keine einzige Tugend des seiner Verwaltung unterstellt gewesenen Volkes aufzuzählen wußte. Es ergibt sich daraus der Schluß, daß General v. Liebert entweder sein Gutachten einseitig abgefaßt, oder aber, daß er wegen einer hinsichtlich der Beurteilung von Naturvölkern mangelhaften Begabung nicht der richtige Mann für das Gouverneuramt einer deutschen Kolonie gewesen ist. (Inzwischen ist Herrn von Liebert nachgewiesen worden, daß er sich in einem Vortrage in ziemlich entgegengesetztem, ganz vernünftigem Sinne über die Schwarzen geäußert hat!! D. T.) Denn daß dem Neger außer zahlreichen Fehlern weit größere Tugenden innewohnen, die ihn als Arbeiter und als Soldaten zu einem der nützlichsten Mitglieder der menschlichen Gesamtgesellschaft machen, steht außer Zweifel. Vollkommen zutreffend äußerte in München Pater Acker, daß der Neger das sei, was man aus ihm mache. Im Durchschnitt körperlich kräftiger als Indianer, Malayen und die meisten anderen Naturvölker, erweist sich der Neger unter andauernd gutem Einfluß als treu, tapfer, gutherzig und mit seinem unverwüstlichen Humor als ein im großen und ganzen sympathischer Kerl. Aber wohlverstanden bloß der unverdorbene Neger. Wenn Pater Acker als Grundsätze einer geeigneten Behandlung Güte, Gerechtigkeit und Strenge nannte, so kann anstatt der Strenge auch Kraft gesetzt werden. Denn wo dem Neger Kraft und Autorität gegenüberstehen, wird die Strenge selten nötig sein. Leider muß hinzugefügt werden, daß die vielfach versuchte rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung des Negers mit dem Europäer sich fast nirgendwo bewährt hat, daß der treue Diener, der kräftige Arbeiter, der tapfere Soldat, wenn er dem Europäer gleichzustehen glaubt, meistens faul, anmaßend und ein eitler Renommist

wird. Beispiele dafür liefern die Vereinigten Staaten, Westindien und Brasilien mehr als zur Genüge.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß bei der Behandlung des Negers zwei Extreme zu vermeiden sind, von denen das eine am häufigsten bei den Missionaren, das andere am häufigsten bei Beamten, Pflanzern usw. vorkommt, die in ihrer von europäischen Verhältnissen so sehr abweichenden Machtstellung leicht den richtigen Maßstab für die der niedrigeren Rasse gegenüber zu beobachtenden Pflichten verlieren. Man hat gewisse Ausschreitungen des letzteren Extrems, denen in Europa am ehesten die Soldatenmißhandlungen entsprechen dürften, zu unrecht als Tropenkoller bezeichnet. Denn wenn auch das Tropenklima unter Umständen nervös macht, kann es doch keineswegs als ausreichender Erklärungsgrund dafür angeführt werden, wenn ungenügend gefestigte Charaktere sich der Kardinalpflichten der Güte und Gerechtigkeit entschlagen.

Der alte Widerstreit der Beamten und Missionare kann nur auf einer Mittellinie beiderseitigen Entgegenkommens, auf dem Boden einer patriarchalischen Erziehung und Behandlung des Negers befriedigend gelöst werden. Die Engländer leiden in vielen ihrer Kolonien unter dem Gegensatz zwischen einer überhumanen Theorie und den rauheren Anforderungen der praktischen Wirklichkeit. Die Holländer, die von alters her den Neger und den Malayen durchaus patriarchalisch behandelten, haben neuerdings der Theorie manche unbequemen Zugeständnisse machen müssen. Möge es uns vergönnt sein, aus den Erfahrungen anderer die einzig richtige Lehre zu ziehen, daß nach Millionen zählende Naturvölker von wenigen Europäern weder beherrscht werden können, wenn man sie zum Hochmutsdünkel erzieht, noch wenn man sie als minderwertig behandelt. Der Neger muß den Deutschen nicht nur als einen mächtigen Herrn achten, sondern auch als einen gütigen und gerechten, der für sein Wohl besorgt ist, lieben lernen.

Derartige im Grunde selbstverständliche Sätze sind in den letzten Tagen von denen, die sich am Übermenschentum der Konquistadoren berauschten, als philiströs bezeichnet worden. Aber man denke doch einmal daran, welch feinen Takt die Engländer bewiesen, als sie den toten Livingstone in der Westminster-Abtei beisetzten, dem als Afrikaforscher unvergleichlich viel größeren Stanley dagegen, ja man kann wohl sagen, dem erfolgreichsten aller Afrikaforscher, diese ruhmvolle letzte Ruhestätte verweigerten. Livingstone ist der Freund des Negers gewesen, während Stanley ihn bloß als Mittel zum Zweck, als minderwertiges Material zum Aufbau des eigenen Ruhmesdenkmals benutzte. Die Liste derjenigen Deutschen, die ruhmreich an der Erforschung Afrikas und an der Besitzergreifung unserer Kolonien mitgewirkt haben, ist erfreulich groß, und in den Schriften weitaus der meisten wird sich keineswegs, wie fälschlich behauptet worden ist, die Behauptung finden, daß der Neger nur mit der Peitsche gelenkt werden könne. Man denke bloß an den viel-

leicht größten aller deutschen Afrikaforscher, an den hochherzigen Menschenfreund, Dr. Gustav Nachtigal, dem die Besitzergreifung der drei westafrikanischen Kolonien Deutschlands zu verdanken ist. Es ist ja richtig, daß Nachtigal bei seinen berühmten Durchquerungen des Erdteils bloß friedlich-wissenschaftliche Zwecke verfolgte. Aber Kamerun traf Nachtigal in kriegerischen Verwickelungen und hatte auch gegen die zähe Entschlossenheit zu kämpfen, womit sich die um ihr Handelsmonopol besorgten Eingeborenen dem Vordringen ins Innere widersetzten. Aber der Verfasser dieser Zeilen, der als Expeditionsführer den Reichskommissar auf allen diesen Zügen im Kamerungebiet und in den Sümpfen am Niger begleitet hat, der gegen die Intrigen der Engländer die Schutzverträge mit den kriegerischen kleinen Königreichen des Kamerungebirges abschloß, kann bezeugen, daß bei alledem niemals gepeitscht, niemals gehängt, außer in loyalem Kampfe, niemals geschossen, und daß durch Nachtigals gewinnende, menschenkundige Persönlichkeit mancher Kampf vermieden worden ist, der für rücksichtslosere Naturen unvermeidlich gewesen sein würde. Auch mich hat jedesmal, wenn ich an der Spitze meiner kleinen Truppe, und, in damals noch herrenlosem Lande, selbst ein Herr über Leben und Tod, die Grenze des Unerforschten überschritt, ein starkes, vielleicht mit ein klein wenig Stolz gemischtes Gefühl dankbarer Befriedigung erfaßt, ohne daß aber dieses Gefühl nach den unvergeßlichen Eindrücken der menschenfreundlichen Nachtigalschen Schulung jemals mit einer Minderbewertung der oft nicht bloß unbequemen Negerbevölkerung verknüpft gewesen wäre.

Gerechterweise muß allerdings anerkannt werden, daß die Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas nicht ganz mit demselben Maßstabe wie diejenigen Togos oder Kameruns zu messen sind. Nicht, als ob der ostafrikanische Neger schlechter, feindseliger, kriegerischer oder besser bewaffnet als der kamerunische gewesen wäre. Führten doch bei Abschluß der erwähnten Schutzverträge weitaus die meisten Krieger der kleinen Kamerun-Königreiche moderne Hinterlader. Aber in Ostafrika sind die Deutschen die Nachfolger jener schwarzen Maskat- und Sansibar-Araber, also desjenigen Kolonisatorenvolkes geworden, das sich wie kein anderes an Menschenleben und Menschenglück versündigt hat. Nach arabischem Vorbild hat Stanley seine Expeditionen ausgerüstet. Stanleys Schüler wiederum ist der als Mensch unvergleichlich viel höher stehende Wißmann gewesen, und gewisse Nachwirkungen des Arabertums waren, wenigstens zu der Zeit, als Wißmann den großen Aufstand niederwarf, in Sitten, Ausdrucksformen und Gesprächsthematen auch der deutschen Küstenbevölkerung noch deutlich erkennbar.

Schließen möchte ich mit dem Hinweis darauf, daß kaum das beste, an Begabung und Charakter höchststehende Menschenmaterial gut genug ist, um in Beamten-, Offiziers-, Missionar- oder irgendwelcher sonstigen einflußreichen Stellung nach Afrika hinausgesandt zu

werden. Wollen wir unsere Kolonien behaupten, so dürfen sie nicht als Versorgungsanstalt für verkrachte Existenzen gelten. Man braucht durchaus kein Philister zu sein, man wird aber, auch wenn man die teilweise auf einsamen Stationen lebenden Europäer, denen das schwarze Frauenmaterial sozusagen auf dem Präsentierteller dargeboten wird, mit größter Nachsicht beurteilt, bei Leuten in verantwortlicher Stellung die zügellose und nur allzu leicht zu Mißachtung und Zerwürfnissen führende Weiberwirtschaft mißbilligen müssen."

Der Direktor des Berliner königl. Museums für Völkerkunde hielt am 17. Februar 1906 einen Vortrag über seine siebenwöchige Reise in Südafrika (August-September 1905). Darin sagte er u. a.: „... Was ich selbst seit Jahren schon immer und immer wieder von neuem hervorhebe, das wurde mir im persönlichen Verkehr von mehreren sehr hochgestellten britischen Kolonialbeamten als das Hauptergebnis ihrer vieljährigen Erfahrungen bezeichnet: Daß alle europäischen Beamten in den Schutzgebieten früher oder später scheitern oder zu Fall kommen, wenn sie die Eingeborenen schlecht, das heißt roh, geringschätzig, grausam oder ungerecht behandeln, während andererseits wirkliche Erfolge auf kolonialem Gebiet immer nur von denjenigen Europäern erzielt würden, die sich persönlich für den Eingeborenen interessieren, d. h. sich mehr oder weniger praktisch mit Völkerkunde beschäftigen ... noch immer gibt es da und dort Europäer, die den ‚Wilden' unterschätzen und ihn deshalb, wie traurige Erfahrungen immer wieder von neuem zeigen, in der denkbar brutalsten Weise mißhandeln ..."

Schon im Jahre 1899, auf dem siebenten internationalen Geographenkongreß, hatte sich derselbe Gelehrte also geäußert: „... Ich ... bin vollkommen davon überzeugt, daß auch unser letzter Krieg in Südafrika leicht zu vermeiden gewesen wäre und daß er einfach nur eine Folge der Geringschätzung ist, welche in den damals leitenden Kreisen den Lehren der Völkerkunde gegenüber herrschte. Durch bittere Erfahrungen gewitzigt, wird man jetzt gezwungen sein, auch in unseren Schutzgebieten zunächst den Eingeborenen zu studieren, einfach schon deshalb, weil er ja dort das wichtigste Landesprodukt ist, das niemals und in keiner Weise durch ein gleichwertiges Surrogat ersetzt werden kann und daher als völlig unentbehrlich gelten muß. Der primitive Mensch ist leicht zu lenken und wie ein kleines Kind ‚um den Finger zu wickeln', soweit man nur gelernt hat und sich bemüht, ‚seinen Gedankengang nachzudenken'. Aber es hat bei uns eine Zeit gegeben, wo die Beschäftigung mit Völkerkunde einen Mann von vornherein als minderwertig oder ungeeignet im Kolonialdienst hat erscheinen lassen ..."

Alles das bestätigt nur, was der als Sachverständiger geladene Missionar Pater Acker vor dem Münchener Gerichtshofe aussagte. Es hätte um so schwerer ins Gewicht fallen sollen, als es sich durch Ruhe und Un-

parteilichkeit wohltuend von den meisten andern Gutachten abhebt: „Es wird wohl keiner hier im Saale sein, der die Verdienste Dr. Peters' um unsere Kolonialpolitik schmälern wollte. Ich selbst habe Peters bisher stets in Schutz genommen und bin hierher gekommen, mehr zu seinen Gunsten als zu seinen Ungunsten zu sprechen. Zu meinem Schmerze aber muß ich sagen, daß ich durch den Verlauf der Verhandlung zu einem andern Urteile gekommen bin ... Herr von Liebert hat die Schattenseiten der Schwarzen geschildert. Die Schwarzen haben aber auch Tugenden, sehr erhebliche Tugenden. Gewiß, sie müssen streng behandelt werden, aber auch die Milde und die Gerechtigkeit sollte man nicht vergessen. Das ist leider nur zu oft der Fall gewesen, und das ist die Ursache der Aufstände ... Gewiß sind die Verhältnisse in Afrika anders als bei uns, aber Gerechtigkeit, Anstand und Sittlichkeit sollten auch dort das oberste Prinzip sein ... Und dann: wir gehen doch nicht nach Afrika, um dort afrikanische Sitten anzunehmen, sondern um den Schwarzen Anstand, Gerechtigkeit und Sittlichkeit beizubringen. Nach afrikanischen Sitten ist Diebstahl und Kettenflucht kein genügender Grund, um ein Todesurteil zu rechtfertigen. Die Konspiration ist jetzt nicht erwiesen. Ich kann erklären, daß am Kilimandscharo damals durchaus friedliche Zustände geherrscht haben. Ohne Prügel geht es bei den Schwarzen gewiß nicht. Aber man muß gerecht sein. Es darf nicht geprügelt werden, bis das Blut fließt und bis die Fetzen fliegen. Damit erzielt man keine Erfolge. Nach meinen afrikanischen Kenntnissen muß ich die beiden verlesenen Urteile als durchaus zutreffend billigen."

Die Petersaffäre hat längst den Rahmen einer rein persönlichen Angelegenheit gesprengt. Sie hat sich zu einem politischen Kulturspiegel ausgewachsen, in dem wir die hinter den Kulissen schiebenden und geschobenen Regisseure und Akteure wirken sehen. Ein beschämendes Schauspiel, wie Angelegenheiten, die Wohlfahrt und Ansehen des Reiches auf das engste berühren, ja geradezu bestimmen, von Cliquen und Koterien auf Hintertreppen und durch Hintertüren „betrieben" werden.

Frau verwitwete Kolonialdirektor Kayser wird vernommen. Man hatte sie bekanntlich von der Partei, die Peters à tout prix wieder in den Reichsdienst eskamotieren wollte, als geistig minderwertig, wenn nicht unzurechnungsfähig hinzustellen versucht! Aus welchen Gründen, braucht nach dem Folgenden wohl nicht erst näher dargelegt zu werden.

Frau Direktor Kayser ist 65 Jahre alt und sieht etwas leidend aus. Ihre Aussagen macht sie aber mit großer Bestimmtheit und mit heller, frischer Stimme. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob sie mit Dr. Peters verfeindet sei, sagt sie: Persönlich nicht. — Vors.: Es ist hier behauptet worden, daß in der Gesinnung Ihres Mannes über Dr. Peters ein merkwürdiger Wandel vorgegangen ist. Er soll zuerst mit ihm befreundet gewesen sein und später sich gegen ihn gewandt haben. — Zeugin: Es ist

mir sehr angenehm, daß ich, nachdem ich vor der ganzen Welt blamiert und als eine minderwertige und unzurechnungsfähige Person hingestellt worden bin, hier aussagen kann ... Ich möchte mich vor allem gegen die frivolen Äußerungen des Herrn Dr. Arendt wenden. Dr. Arendt ist es gewesen, der 1895 meinen Mann in der unerhörtesten Weise bedroht hat. Der Vorgang war folgender: Mein Mann befand sich sehr schwer krank. Die Ärzte hatten strengste Isolierung, selbst den nächsten Verwandten gegenüber, angeordnet. Nach 14 Tagen hatten wir ihn so weit, daß wir ihn einen Augenblick in das Studierzimmer tragen konnten. Da wurde geklingelt. Es war Dr. Arendt. Er ließ sich nicht abweisen, sondern sagte, er hätte eine wichtige Angelegenheit zu besprechen und würde alles vermeiden, was eine Aufregung hervorrufen würde. Mein Mann hatte das Gespräch auf dem Korridor gehört und sagte, man solle ihn nur hereinlassen. Dr. Arendt kam also herein, während ich in den danebenliegenden Salon ging; die Tür blieb offen. Kurze Zeit hörte ich die Stimme meines Mannes: Sie verlassen augenblicklich mein Zimmer. Sie wagen es, mich in meiner Wohnung zu bedrohen! Mein Mann hat sodann in sein Tagebuch sofort folgendes niedergeschrieben: Als Major v. Wißmann zum Gouverneur ernannt worden war, es war im Frühjahr 1895, kam Herr Dr. Arendt im Auftrage des Dr. Peters, während ich an einer schweren Krankheit darniederlag, zu mir, um mit mir wegen dessen Wiederverwendung im Reichsdienst zu verhandeln. Er begann mit folgenden Worten, den Text habe ich mir sofort niedergeschrieben: „Dr. Peters erwartet (!) eine gute Behandlung. Sie wissen, daß er ein guter Agitator ist, und daß er mächtige Freunde hat. Sie wissen, was das bedeutet." Ich erwiderte ihm sehr scharf und wies ihn aus dem Hause. Nur die Rücksicht darauf, daß er ein Abgeordneter war, verhinderte mich, schärfer gegen ihn vorzugehen. Ich hätte aber nicht geglaubt, solchen Vorgängen ausgesetzt zu sein, wie es tatsächlich vorgekommen ist. — Vors.: Frau Geheimrat, haben Sie das wörtlich übertragen? — Zeugin: Gewiß, ich habe ja geschworen. — Vors.: Dr. Arendt sagt aber, dieser Vorgang könne sich nicht so abgespielt haben. Er sagt, dann könnte er doch später mit Ihrem Mann nicht mehr freundschaftlich verkehrt und verhandelt haben. — Zeugin: Die Aufzeichnungen gehen weiter. Es heißt dann, daß die weiteren Verhandlungen im Auswärtigen Amt geführt wurden. — Vors.: Aber wie sind die beiden über diesen Vorfall hinweggekommen? Sie haben doch miteinander verhandelt. — Zeugin: Die Verhandlungen fanden ja im Auswärtigen Amt statt. Es handelte sich um die Anstellung des Dr. Peters als Gouverneur in Ostafrika. Da aber der Kaiser bereits den Major von Wißmann zum Gouverneur ernannt hatte, wollte man, daß Dr. Peters zum Vizegouverneur ernannt werden sollte. — Vors.: Woher wissen Sie das? — Zeugin: Mein Mann hat mir das alles gesagt. Da aber auch aus dem Vizegouverneursposten nichts wurde, sollte Dr. Peters

als Ersatz die Landeshauptmannstelle am Tanganikasee erhalten. 1895 wurden die ersten Anklagen gegen Dr. Peters von Herrn v. Vollmar erhoben. Vorher hatte Dr. Peters meinen Mann gebeten, ihm als Gegenleistung für sein Bild auch ein Bild zu geben. Mein Mann gab ihm das mit der Widmung aus Goethes „Faust“. Dr. Arendt hat diesen Vorgang ganz falsch dargestellt. Ich bitte, mir zum Beweis dafür zu gestatten, einige Stellen aus den Briefen meines Mannes an seinen Onkel, den Professor Baron in Bonn zu verlesen. Bis dahin war nämlich das Verhältnis meines Mannes zu Dr. Peters sehr freundschaftlich gewesen. Es lag ja auch nichts gegen ihn vor, bis Herr v. Vollmar zum erstenmal die Anklagen im Reichstage vorbrachte. Daraufhin wurde eine Untersuchung angestellt, die aber nichts ergab. Auch jetzt hatte mein Mann noch keinen Anlaß, gegen Dr. Peters Stellung zu nehmen. Erst als 1896 Bebel im Reichstag den Tucker-Brief vorbrachte, wurde die Sache ernst. Mein Mann hatte sehr viel Sympathie für Dr. Peters, und es wurde ihm schwer, gegen Peters vorzugehen. Aber er mußte als Beamter seine Pflicht tun. Es stellte sich nun heraus, daß die Berichte des Dr. Peters über die Hinrichtungen anders lauteten, als es den Tatsachen entsprach. Da gegen meinen Mann der Vorwurf erhoben war, daß er die Sache vom grünen Tisch aus betrachte, entschloß er sich, eine Reise nach Afrika zu unternehmen. Da der Arzt meinen Mann auf die bösen Folgen des Malariafiebers aufmerksam machte, habe ich ihn als einzige Frau begleitet. Dr. Arendt hat meinen Mann in einer unerhörten Weise verfolgt, wie ich aus Zeitungsausschnitten und Briefen beweisen kann. Ich habe die Briefe eingeschickt. — Verteidiger Rechtsanwalt Bernheim: Ich beantrage, die Briefe vorzulesen. — Vors.: War die Ursache der Feindschaft Ihres Mannes mit Dr. Arendt nur die Peters-Affäre? — Zeugin: Ja. Sämtliche Angriffe setzten mit dem Tage ein, als sich der Vorfall am Krankenbett abgespielt hat. Mein Mann hat sich darüber in den Briefen ausgelassen.

Es wird zunächst ein Brief vom 3. Mai 1890 verlesen. Darin heißt es: „Ich denke, wenn ich wieder im Reichstag bin, das Treiben des Dr. Arendt in seiner ganzen . . . klarzulegen. Das Zentrum bleibt ganz auf meiner Seite, und auch die Nationalliberalen werden wohl nicht schwankend werden. Dagegen fürchte ich, daß die Agrarier als beste Freunde der Arendt und Arnim gegen mich auftreten werden.“ In einem Brief vom 11. Mai 1896 heißt es: „Vor Antritt meines Urlaubes hatte ich die Genugtuung, daß die Umwandlung der Schutztruppe durchgesetzt wurde. Seine Majestät sprachen mir dafür seine allerhöchste Anerkennung aus, und das genügt mir. Aber offenbar ist das das Signal meiner Feinde gewesen, denn die ‚Deutsche Tageszeitung‘, die ‚Rundschau‘, die ‚Post‘, die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten‘ und die ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung‘ gingen in wahrem Sturm gegen mich los. Die Angriffe waren so pöbelhafter Natur, wie ich sie nie erlebt habe. Sie hörten erst auf, als Herr v. Wißmann in einem Artikel der ‚Kölnischen Zeitung‘ sehr warm

für mich eintrat. Ich habe genug, meine Nerven halten das nicht mehr aus..."

In einem Brief vom 11. Oktober 1896 schreibt Direktor Kayser: „Vorgestern ist der Kolonialrat geschlossen worden. Gestern habe ich mein Amt niedergelegt und heute das Patent meiner Ernennung als Senatspräsident beim Reichsgericht erhalten. Aber meine psychischen und physischen Anstrengungen in der letzten Zeit gingen über die Grenzen des Zulässigen hinaus. Alle meine Nerven zittern, denn ich habe es mit Gegnern zu tun, die vor nichts zurückschrecken und über eine große Macht verfügen. Dr. Arendt hat als Bimetallist alle Agrarier hinter sich, und Dr. Peters als Kolonialpolitiker die Zeitungen...."

Frau Direktor Kayser erklärt noch, daß sie die von ihr in der „Vossischen Ztg." gegebene Darstellung des Besuches des Dr. Arendt auf ihren Eid nehme. — Verteidiger Rechtsanwalt Bernheim: Hat Direktor Kayser nicht lediglich, angeekelt durch das Treiben der Peters-Clique, sein Amt niedergelegt? — Zeugin: Ja. Er hat von San Martino aus fünf- bis sechsmal nach Berlin geschrieben und unter anderem sich auch an den Fürsten Eulenburg, mit dem er befreundet war, mit der Bitte gewandt, er möchte bei dem Kaiser durchsetzen, daß er entlassen werde. — Vert. Rechtsanwalt Bernheim: Dr. Arendt hat unter seinem Eide ausgesagt, daß die von Ihnen geschilderte Szene eine freie Phantasie von Ihnen ist. — Zeugin: Deshalb bin ich ja hier. Ich bringe die Notizen meines Mannes mit, die bestätigen, was ich gesagt habe. Die Szene ist so verlaufen, wie ich sie geschildert habe. Ich habe keine Halluzinationen.

Hier steht also Eid gegen Eid. Noch mehr: Eid gegen Eid und schriftliche Aufzeichnungen. Unmöglich kann die Sache dabei ihr Bewenden haben. Man wird also abzuwarten haben, welche Schritte Herr Dr. Arendt unternehmen wird, um eine einwandfreie Klarstellung des Sachverhalts herbeizuführen. Wie die gähnende Kluft zwischen den beiden eidlichen Bekundungen, die durch die Aufzeichnungen des verstorbenen Kolonialdirektors noch bis ins Aschgraue erweitert wird, überbrückt werden soll, das ist eine Doktorfrage, auf deren Lösung ich für meinen Teil gern verzichte. Vielleicht gelingt es Herrn Dr. Arendt. Herr General v. Liebert hat sich, während diese Zeilen geschrieben werden, darauf besonnen, daß er im Eifer des Gefechts doch wohl ein wenig zu weit gegangen sei. Vielleicht schafft auch Herr Dr. Arendt einen modus vivendi zwischen seinen und den Aussagen der Frau Direktor Kayser. Nur möchte ich keinem Sozialdemokraten wünschen, in solche Lagen zu geraten. Denn auch seinem Gegner soll man nach einer gewissen Lehre nichts Böses wünschen. Freilich wird ja diese Lehre im modernen Neudeutschland auch von ihren sonst eifersüchtigsten Wächtern von Zeit zu Zeit nach Bedarf außer Kurs gesetzt.

Neben der Gesetz und Recht, Vernunft und Wissenschaft glatt wegrasierenden Peters-Kanone einer neuen afrikanischen Übermoral, ist der viel-

berufene „Tuckerbrief" die ausdauerndste pièce de résistance der Petersgemeinde. Nun ist es ja richtig, daß dieser nicht existierende Brief eine bedeutsame Rolle in der Affäre gespielt hat. Er war sozusagen „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Mag er nun auf Fälschung, Täuschung oder Mißverständnis beruhen — wahrscheinlich ist eine Düpierung des allzu rasch zugreifenden Bebel — er hat den psychologischen Anstoß zur Wiederaufrollung der Affäre im Reichstage und damit zur Einleitung des gerichtlichen Verfahrens gegen Peters gegeben. Damit aber hatte er auch in der Tat „seinen Beruf erfüllt" und ist er in der Versenkung verschwunden. Weder hat Bebel Anstand genommen, die Täuschung, deren Opfer er geworden ist, zuzugestehen, noch hat der Disziplinargerichtshof den „Brief" in irgendwelcher Weise bei seinem Verfahren bewertet. Er hat ihn im Gegenteil a limine ausgeschaltet. Es ist also eine geflissentliche Irreführung, eine ganz gewöhnliche Stimmungsmache, wenn auf diesem fahlen Pferde fortgesetzt und mit einer Ausdauer herumgeritten wird, die einer besseren Sache würdig wäre. Auch hier wird man wohl zwischen Täuschern und Getäuschten unterscheiden, diesen wenigstens die bona fides zugute halten müssen. Groß ist die Macht der Suggestion in unserer feminin verzärtelten „Gesellschaft", die sich mehr und mehr aller gesunden, mannhaften, unmittelbaren Instinkte zu entäußern scheint. Sonst wäre ja auch so manche widernatürliche, monströse Blüte am überdüngten Baume unserer Kultur gar nicht zu erklären. Jedenfalls nagelt die „Kölnische Zeitung" nur eine einfache Tatsache bis zum Überdruß fest, wenn sie wieder und wieder betont, „daß der Tuckerbrief für den Tatbestand gänzlich gleichgültig ist und schon seit Ewigkeit, da diese plumpe Fälschung sehr bald als solche erkannt und auch von Bebel zugegeben ward, gegen Peters gar keine Rolle gespielt hat, wohl aber von ihm und seinen Freunden nach allen Richtungen zum Schutze Peters' ausgenutzt ist". Nun gibt es ja noch ein schlagendes „Argument", dem auch die widerborstigsten Peters-Nörgler sich beugen müssen, wenn anders sie noch zu den „Staatserhaltenden" gezählt und nicht in den Höllenpfuhl der Sozialdemokratie geschleudert werden wollen. Ich habe es bereits gestreift: die Tatsache, daß unter den Gegnern des Dr. Peters die Sozialdemokratie eine gewisse Rolle spielt. Es ist in der Tat dahin gekommen, daß mit diesem „Argument" ein skrupelloser Terrorismus ausgeübt wird, dem schon um seiner denunziatorischen Unsauberkeit, seiner dreisten Verlogenheit willen, auf das schärfste zu Leibe gerückt werden muß. Es ist dabei auf nichts geringeres angelegt, als mißliebige und unbequeme Meinungen überhaupt zu ersticken, indem man jeden, der sie zu äußern wagt — gleichviel zu welchen noch so entgegengesetzten Anschauungen er sich bekennen mag — einfach als „Sozialdemokrat" oder „sozialdemokratischer Gesinnung verdächtig", an den Pranger der staatserhaltenden Meinung nagelt. Dadurch soll einerseits das unbequeme und mißliebige

Urteil in den Augen aller mit dem Rotkoller Behafteten — und deren Zahl ist Legion — diskreditiert, andererseits aber der Verbrecher am Allerheiligsten des staatserhaltenden Knallprotzen in seiner gesellschaftlichen und materiellen Existenz geschädigt und dadurch mehr oder minder unschädlich gemacht werden. Jeder anständig Denkende wird mir ohne weiteres zugeben, daß ein solches Verfahren nur als ein schofles bezeichnet werden kann, daß es geradezu versumpfend auf unser gesamtes politisches und gesellschaftliches Leben wirken, es auf den Tiefstand schäbigsten Denunziantentums und unreinlichster Gesinnungsschnüffelei erniedrigen muß. Leider hat sich das so gekennzeichnete Verfahren bereits in einem Maße bei uns eingebürgert, daß es schon fast bewußtlos aus Bequemlichkeitsgründen gehandhabt wird. Wie lächerlich sich die Praktikanten dieser idiotenhaften Übung nebenbei machen, dafür ein Bewußtsein von ihnen zu verlangen, wäre erst recht vergebliche Mühe. So ahnt es auch die noble „Post" nicht im entferntesten, welche komische Figur sie macht, wenn sie z. B. gegen die „Kölnische Zeitung" ausholt: „Die ganze Stellung der ‚Kölnischen Zeitung' im Petersprozeß dürfte auch unter den Lesern des Blattes selbst große Entrüstung hervorgerufen haben. Ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie waren diese Leser bisher nicht gewohnt." Und das nennt sich noch „politischer Kampf", publizistische „Polemik"! Wenn nicht der Lachreiz siegte, — ein anderer Reiz müßte einen dabei überwältigen.

Die Akten zum Peters-Prozeß, das Material, über das die Regierung etwa sonst noch verfügt, werden noch immer sorgfältig in Verschluß gehalten. „Staatserhaltende" Blätter ziehen daraus den Schluß, daß die Regierung — recht daran tut und dabei bleiben soll. Ob das nun gerade zugunsten ihres untadeligen Helden spricht?

Peters Verdienste in Ehren. Sie stehen auf einem anderen Blatte. Ob er sich selbst der Rechtswidrigkeit seiner Handlungen bewußt war, ob er sie selbst moralisch richtig bewertet hat, als er sie beging, mag dahingestellt bleiben. Seine Freunde täten am besten, auf mangelnde Einsicht in die moralische Strafbarkeit seiner Handlungen zu plädieren. Das wäre dann ein Manko in der Veranlagung und würde ihn insoweit nach unseren modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen von den Gesetzen der Vererbung, den mit der Geburt überkommenen Präponderanzen und Einengungen unsrer freien Willensrichtung entlasten. Statt dessen aber wird er als völkischer Heros hingestellt, als Triumphator über eine Meute minderwertiger Elemente gefeiert! Sogar deutsche Frauen und Jungfrauen, die doch sonst schon vor irgendeinem nackten Kunstwerk so leicht erröten, die in sittlicher Entrüstung ihr Familienblatt abbestellen, wenn es sexuelle Fragen in etwas freierer, wenn auch noch so hoch durch die Kunst geadelter Form behandelt, haben bewiesen, daß sie im Grunde doch einen recht gesunden Magen haben müssen, da sie ja die grobschlächtigsten und blutrünstigsten „Lagergeschichten" anstandslos verdaut haben. Wenn aber ihr Blatt ihnen in Form eines Romans oder einer Reise-

beschreibung auch nur ein paar Brocken solcher derben Landsknechtskost vorgesetzt hätte? Vielleicht — in erbaulichen Wandelbildern — die schwarzen Weiber zuerst in inniger Liebesumarmung mit den Konquistadoren, dann in angenehmem Wechsel unter der Nilpferdpeitsche oder dem Galgen eben dieser ihrer Liebhaber von gestern und vorgestern? Wie dann, meine Damen? Vielleicht würden Sie sich auch dann — in Anbetracht natürlich der großen patriotischen Verdienste — für die Konquistadoren begeistern und Ihre Begeisterung in ein glühendes Dankschreiben an die so zielbewußte patriotische und nationale Redaktion ergießen? ... Oder begreifen Sie nun endlich doch, was sich eigentlich als das entscheidende Moment in der Beurteilung der Handlungsweise des Dr. Peters gegen die schwarzen Weiber darstellt? Vielleicht sticht Ihnen der — „Simplizissimus" den Star?

„Man verkehrt nicht erst geschlechtlich
Und wird hinterher brutal!"

Es ist schon so, wie die Berliner „Volkszeitung" schreibt: „Nun, für gewöhnlich imponiert die Energie des Mannes niemandem mehr als schwachen Weibern, die darin das Gegenstück dessen verehren, was ihnen fehlt. So haftet der Bewunderung des ‚schlagfertigen' Peters unzweifelhaft ein weibischer Zug an. Der Mann, der selbst stark und energisch ist, hat an dieser Art Bewunderung keinen Anteil. Nur Schwächlinge bestaunen die Art von Kraftmeiertum, die in einem Peters in ihrer unschönsten Form zutage getreten ist. Denn die Kraft, die einem verständigen Manne imponieren soll, muß mit Weisheit und mit Maßhalten gepaart sein. Ist sie das nicht, so wirkt sie abstoßend, so erregt sie Widerwillen, weil sie zu prahlerischem Mißbrauch verleitet. Sie wird zur erbarmungslosen Grausamkeit. Die Kraftmeierei dieser Art ist es, die in den beiden Disziplinarurteilen gegen Peters richtig erkannt und angemessen be- und verurteilt worden ist."

Peters kann man zur Not aus sich selbst begreifen. Der Peters-Schwarm aber ist nichts weiter als die Massenpsychose einer degenerierenden Kultur.

* * *

... Hatten wir in deutschen Landen wirklich keinen Anderen, dem Sympathie und Verehrung darzubringen, die „Forderung des Tages" gebot? Schuldeten wir niemand mehr Dank? — Indes man den Dr. Peters als neuen Volkskönig auf den Schild erhob, er sich von einer tosenden Menge umjubeln ließ, zog ein anderer, ein Held, auf leisen Sohlen von dannen. Verzichtete auf neues Amt, verzichtete auf besondere persönliche Ehrung durch seinen Kaiser. Als freier Mann.

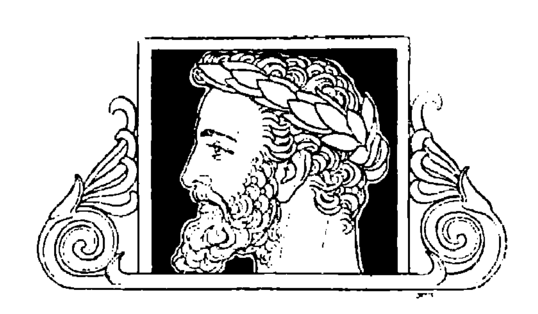
In der Werkstatt des Gedankens, wo schöpferische Arbeit glühende Volksliebe, treue, ernste Manneshingabe heischt, konnte sich keiner zu ihm aufrecken. Aber im Kampf gegen süßlich-reizende Einflüsterung, auf Hintertreppen wohlangelegte Minen war er wehrlos wie ein Kind. Er überragte

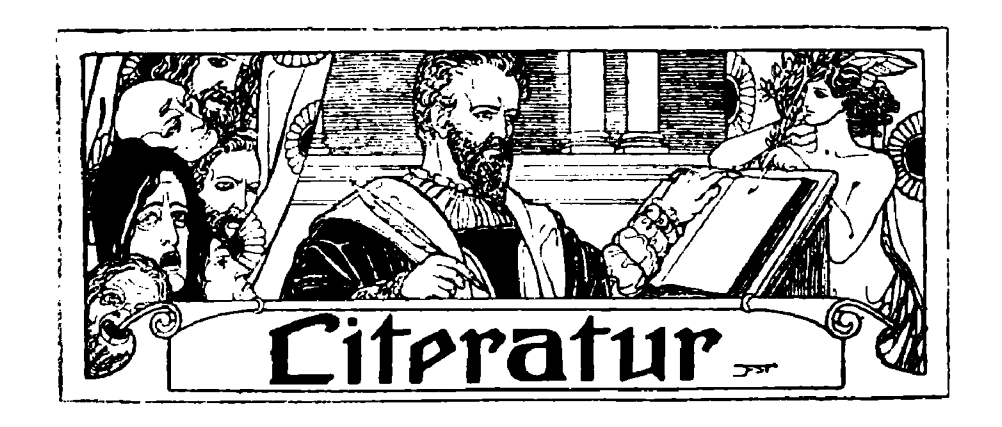
sie alle. Das war seine Schuld. Er konnte Talmi nicht Gold nennen. Das war sein Verhängnis. Zur Strecke gebracht. Von den Minderen. Und den Mammonfürchtigen.

Nun, Graf im Bart! Wenn du auch weichen mußtest: — den Geist, der noch um deine Werkstatt weht, den wollen wir nimmer ziehen lassen! Mahnen wollen wir, die sich getrauen, weiterzuformen und zu vollenden, was du begonnen, was noch die frischen Spuren deiner feinen Hände trägt. Und Rechenschaft fordern von den gar Kühnen, wenn sie sich größerer Dinge vermaßen, als armseligen Künsten gegeben war! — —

Beim Grafen Posadowsky steht alles, was noch im deutschen Volke deutsch-adelig denkt und fühlt. Mag deren Schar heute vielleicht auch abseits stehen von dem lauten Markte, allwo der gerissenste Händler die teuersten Kunden fängt und die pfiffigsten „nationalen“ und „patriotischen“ Geschäftchen macht: — es sind doch die Besten. Und:

. . . wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten!





Johannes Trojan

Von

Erich Kloss

Am 14. August wird Johannes Trojan 70 Jahre alt. Ein reich gesegnetes und harmonisch abgeschlossenes Leben liegt hinter diesem Manne, der uns in gleicher Weise sympathisch ist als langjähriger Leiter des altbekannten politischen Witzblattes „Kladderadatsch", wie als Sänger des Weines und edler Lebensfreude, als Dichter vieler sinniger Kinderlieder und Schöpfer einer stattlichen Reihe prächtiger Humoresken in Vers und Prosa.

Trojans Eigenart ist „echt deutsch". Das bedeutet in diesem Falle Gemütstiefe, Innigkeit und Sinnigkeit, Freude am harmlosen Scherz, der niemals gallige Bitterkeit oder gallische Schärfe aufweist; das bedeutet ferner Freude an der Natur, an Heimat und Vaterland und bei aller Heiterkeit ernste, in sich gefestigte Lebensauffassung, Bescheidenheit, Fleiß und Treue. Mit solchen Tugenden ausgerüstet, kann man schon ein Stück vorwärts kommen in der Welt, und Trojan ist tapfer und unbeirrt seinen Weg geschritten, so dornenvoll und gefährlich auch der Beruf eines Mannes ist, der seit Jahrzehnten jede Woche den so vielseitigen und oft gefährlichen Inhalt eines ersten politischen Witzblattes mit seinem Namen zu decken hat. Aber unser Dichter handelte nach der Devise

„Halt' deine Augen offen
Und bleib' getreu dem Recht.
Steh' fest auf deiner Stelle,
Was auch um dich gescheh'!
Es kommt schon eine Welle,
Die nimmt dich in die Höh'."

Er hat immer an seinen guten Stern geglaubt, und sein Hoffen hat ihn nicht betrogen, wenn's ihm auch nicht übermäßiges materielles Glück gebracht hat. Was er erstrebte, hat er aber erreicht. „Wenn ich heute zurückschaue", — sagt er in einer selbstbiographischen Skizze — „muß ich sagen,

daß ich im ganzen doch bekommen habe, was ich mir am meisten wünschte." Freilich weiß jeder, der Johannes Trojan kennt, daß diese Wünsche bescheidener Art sind. Am Schlusse eines Bandes seiner ernsten Gedichte stehen als kurzgefaßter Extrakt seiner Ansicht die bezeichnenden Verse

„Von allem das Best'
Ist ein Herz, heiter und fest,
Ein gesunder Leib,
Ein liebes Weib
Und ein kleines Eigen!
Wer das hat, mag sich freuen und schweigen."

Und wie stolz-bescheiden klingt es, wenn Trojan, der mehrmals vom Fürsten Bismarck zur Tafel geladen war, sagt: „Daß mir dieses beschieden ward, würde ich nicht hingeben für alles Gold der Welt."

So kann nur einer sprechen, dem das Verständnis für Bismarcks Größe und Bedeutung voll aufgegangen war. Und in der Tat hatte der „Kladderadatsch" und mit ihm Trojan die zukünftige Bedeutung des Fürsten für Deutschland und die Weltpolitik früh vorausgesehen! Trojan selbst hat im Laufe der Jahre nicht weniger als 84 Bismarckdichtungen in diesem Blatte veröffentlicht (vgl. „Die Bismarckgedichte des Kladderadatsch". Berlin, A. Hofmann & Ko.). Freilich fehlte es auch nicht an gelegentlichen Trübungen des freundschaftlichen Verhältnisses; denn wenn Bismarck besonders seine innerpolitischen Pläne durchkreuzt oder aufgehalten glaubte, so bewies er, der sonst ja ebenfalls einen ausgeprägten Sinn für Humor und Satire besaß, daß er auch manchmal keinen Spaß verstand und selbst vor Anklagen nicht zurückschreckte. Gerade Trojans gewandte und dem Versöhnlichen zugeneigte Feder aber renkte die Sache immer wieder ein, und je weiter Bismarck auf seiner Ruhmesbahn schritt, desto größer ward auch der Zoll der Verehrung, den Trojan und der „Kladderadatsch" dem großen Staatsmanne darbrachten.

Nicht ohne Absicht habe ich Trojan in seiner Eigenschaft als politischen Dichter hier an erster Stelle kurz beleuchtet. Sagt er doch selbst: „Meine schriftstellerische Haupttätigkeit lag ja auf dem Gebiete der Politik." Dann aber fährt er fort: „Natur auch und Haus und Heim haben zu vielem mich angeregt, und auch nicht wenige Kinderlieder habe ich gedichtet." „Ein bißchen Übung in der Reimschmiedekunst und Versdrechselei" hat der Dichter nach seinem eignen Wort neben seinem Humor ja bereits bei seinem Austritt aus dem Elternhause auf die Lebensreise mitgenommen. Seiner engeren Heimat Danzig hat er dann manches schöne Denkmal in Vers und Prosa gesetzt. Vor allem in der tief empfundenen Erzählung „Ein Kaufmann von alter Art" (enthalten in dem Buche „Von einem zum andern". Verlag G. Grote in Berlin). Es ist eine edle Huldigung für die Manen seines Vaters, der in Danzig Kaufherr war. Den Sinn für seine Heimat, für die Natur und für die Schönheiten des deutschen Vaterlandes überhaupt hat sich der Dichter stets frisch bewahrt, — trotzdem er

seit 48 Jahren in Berlin wohnt. Bezeichnend sind Trojans Verse unter der Überschrift „Glockenklang“:

„Der Heimat denk' ich, der Jugendzeit,
Als die Glocken klangen in Freud' und Leid!
In manche Stunde, so froh, so bang,
Wie schallte mächtig hinein ihr Klang!
Über der Großstadt steinernem Meer
Ist die Luft so stumm, ist die Luft so leer.
Unten Drängen, Lärmen und Toben,
Und keine Stimme ruft von oben.“

Dabei hat er es möglich gemacht, ein gut Stück Welt zu sehen. Er kennt West- und Ostpreußen mit ihrem Ostseestrande genau, er ist oft in das Rhein- und Moselland gefahren, auch über die Alpen, nach Schottland, nach Norwegen und selbst nach Amerika bis weit hinauf in den Norden der Provinz Ontario gekommen und hat im wilden Urwald Pflanzen gesammelt. Denn Trojan ist von Hause aus Naturwissenschaftler und all sein Lebtag ein eifriger Botanikus geblieben. Aus seinen Reisen ist viel von dem entsprungen, was er in Verse gebracht hat. In zahlreichen Rhein- und Moselliedern ernsten und heitern Inhalts ist er vor allem aber ein Sänger des Weines geworden, und diese Dichtungen zumal haben eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Wie eigenartig der Dichter empfindet, wenn er in jenen gesegneten deutschen Landstrichen weilt, das mag uns eine kurze stimmungsvolle und poetische Schilderung zeigen. Trojan schreibt (vgl. „Der Sängerkrieg zu Trarbach“. Verlag Georg Balmer, Trarbach a. Mosel): „Wie oft habe ich das holde Moseltal besucht, wenn die Rosen blühten und die Nachtigallen schlugen! Und wieviel Rosen gab es da: weiße und rote und goldgelbe, kleine und große, Rosen von allen Arten. Wie manchen guten Trunk habe ich getan zwischen den Rosen in einem Garten und wie manchen auch unter den Rosen im Keller unter dem Garten. In der Kellerkühle an den vollen Fässern probierte man Alten und Neuen, und hübsch war dabei zu denken daran, daß über einem die Rosen blühten.

„Und wenn dann aus dem Keller
Aufstiegen wir ans Licht:
Noch niemals glänzte heller
Der Tag uns ins Gesicht.

Wie schien uns Sorgenlosen
So schön die Welt zu sein!
Das kam von all den Rosen,
Vom Frühling und vom Wein ...“

Vor mir standen alle die hübschen Orte, die ich so oft besucht hatte, das kleine Riesbach, das zu erzählen weiß von der Veste Mont Royal, die einst hoch über ihm lag, das nette Wolf, Litzig mit seinen alten Häusern, das reizende Enkirch, und über den Bergen Bernkastel, wo der berühmteste aller Doktoren zu Hause ist. Aber Enkirch brachte ich ein Glas dar von dem Wein, der dort gewachsen ist, und gedachte manchen frohen Tages, an dem ich dort gesessen habe in lustiger Gesellschaft in dem Wirtshause, von dem ich gesungen habe:

„Zu Enkirch im Anker,
Da gibt's einen Wein,
Der könnte nicht blanker,
Nicht duftiger sein.

Ein Labsal der Kehle,
Ein Bad für die Seele!
Zu Enkirch im Anker,
Gern kehr' ich da ein."

Der Gedanke an die Heimat verläßt den Dichter nicht, selbst als er spät abends im Urwalde, im Nordgebiete des Ontariosees, in einer Herberge übernachtet. „Als ich nach dem Essen vor die Haustür trat, wurde mir eigen zumute beim Anblick des Sternhimmels, der über der schweigenden Wildnis sich wölbte. Es waren aber die Sterne der Heimat." —

Sein ausgeprägter Sinn für Haus und Heim und Familie, ließ ihn zum Freunde der Kinderwelt werden. „Die kleinen Erdenbürger," sagte er mir einmal, „sind mir das liebste Publikum." Es klingt eine Saite in seiner Seele besonders hell wieder, wenn er von der Kinderwelt singt; es ist ein Nachhall der eignen kindlich-heitern und naiven Empfindung. Er weiß, daß „froher Kinder Lachen unholde Stunden kann zu holden machen". Und er meint von den Kleinen:

„Nicht Erziehung nur fordern sie,
Heischen nicht Sorgen nur und Müh':
Sie erziehen auch das Elternpaar,
Machen dieses und das ihm klar,
Unterrichten die Mutter in der Geduld,
Stellen den Vater an sein Pult
Und halten ihn scharf zur Arbeit an,
Machen ihn zeigen, was er kann."

Von den vielen Kinderliedern des Dichters sind 36 komponiert worden, davon viele mehrmals und von verschiedenen Komponisten.

Überaus viel und gern gelesen werden natürlich die rein humoristischen Arbeiten Trojans. Hier kann er neben seiner starken satirisch-poetischen Begabung auch sein ungewöhnliches Geschick in der Verskunst in allen Farben spielen lassen. Aber wie bei seinen politischen Satiren, so hat seine Art auch hier nirgends etwas Verletzendes; sein Witz ist nicht von ätzender Schärfe, sondern wohltuend und befreiend, und man merkt, daß es ihm immer nur gilt, die kleinen und großen Schwächen der Menschheit in harmloser Weise zu verspotten oder den Dingen eine komische Seite abzugewinnen. Gern geißelt er alles Übertriebene und verspottet die Blasiertheit der Hypermodernen, wenn er z. B. „Hermannia die Zerstreute" singen läßt:

„Daß an dem Mai etwas sei zu sehn,
Das halt' ich für eine Flause.
Nur schlechte Dichter finden ihn schön,
Zum Beispiel Goethe und Krause.

Besonders verdrießt's mich, wenn ich hör'
Der Vögel garstiges Zwitschern.
Ich wollte, daß es recht derbe frör'
Und ich könnt' auf der Eisbahn glitschern."

Oder „Rosaurus Lieblich“:

„Es ging der Tag von dannen
So müd', so scheideweh.
Es rauschen die müden Tannen
Über dem müden See.

Kaum zu dem kleinsten Liede
Noch find' ich einen Ton.
Ich bin so müde, so müde — —
Soeben schnarcht' ich schon.“

Über nichtssagende Ausdrücke macht sich der Dichter lustig, z. B. in dem bekannten Scherzgedicht von dem Vater mit dem Sohn, die auf der „Höhe der Situation“ stehn, oder in der „Interessensphäre“:

„In Afrika, weit vom Meere,
Von jeder Gesittung weit,
Liegt eine Int'ressensphäre
In schauriger Einsamkeit.

Da ist noch gar nichts zu machen,
Alles ist wüst ringsum;
Hyänen stehn da und lachen
Und wissen selbst nicht, warum.“

Der polizeilichen Reglementierung geht er in dem originellen Gedicht „Offiziöser Frühling“ zu Leibe; er glossiert Mißstände mannigfaltigster Art, wie z. B. in den Gedichten „Der Beschwerdeweg“, „Überall Skat“, „Die Auflösung des Verwaltungsrates“ u. a. m., und besonders gern kühlt er sein Mütchen an den Weinfälschern und Weinpantschern. Auch ganz groteske Verse finden sich, wie z. B. bei den „Verhaltungsmaßregeln für die Pilzzeit“:

1. Warnung vor der Lorchel

Wenn durch die Pilzwelt du sicher willst gehn,
So pflücke die Morchel, die Lorchel laß stehn.

2. Wie sich die Morchel von der Lorchel unterscheidet

Du kannst sie unterscheiden, die beiden, leicht und schnell:
Die eine fängt mit M an, die andere mit L.

3. Gut für alle Fälle

Willst du, ob ein Pilzgericht giftig ist, ermessen,
Laß davon zur Probe erst einen andern essen.

Unter seinen Prosa-Humoresken vollends finden sich Stücke, bei denen niemand ernst bleiben kann, es sei nur an so unvergleichlich komische Schilderungen erinnert, wie „Aufbruch zur Sommerreise“, „Wie man einen Weinreisenden los wird“, „Zirkus im Dorf“, „Zwölf Treiber und doch nichts“, „Am Wahltisch“ usw.

Anhaltspunkte für den Lebensgang des Dichters gibt er selbst uns in allerlei heiteren selbstbiographischen Abrissen. Von seiner eignen Geburt erzählt er: „Ich bin am 14. August 1837 in Danzig geboren als Zwilling, eine Stunde nach meinem Schwesterchen. Viel Lebenszeichen gab ich nicht von mir. Die Wehmutter sagte: ‚Es braucht nicht ein zweites Bettchen angeschafft zu werden, das junge Herrchen wird seine Augchen bald wieder zumachen.‘ Es machte sie aber nicht wieder zu, außer zum Schlafen, sondern behielt sie sonst hübsch offen.“ Nach einer abwechselnd in Freud' und Leid, im ganzen aber doch recht glücklich verbrachten Jugend, bezog Johannes

Trojan 1856 die Universität Göttingen, um Medizin zu studieren. Nach fünf Semestern aber sattelte er in Berlin um und wandte sich dem Studium der deutschen Philologie zu. „Ich hatte“, sagt er, „immer den geheimen Gedanken gehabt, Schriftsteller von Beruf zu werden. Ich weiß nicht, wie ich auf diese verrückte Idee gekommen bin, aber es war einmal so.“ — Wie den meisten literarischen „Volontären“ ging es auch ihm in der ersten Zeit schlecht. Bald aber wurde man aufmerksam auf den jungen Humoristen, und Adolf Glaßbrenner, der damals die Berliner Montagszeitung herausgab, zog ihn als Mitarbeiter heran. Beim „Kladderadatsch“ erhielt er dann seine nächste Anstellung — mit acht Talern monatlichen Gehalts! So war der Bann gebrochen und Johannes Trojans Ruf wurde allmählich größer. Zu Ernst Dohm und Ludwig Kalisch, den unvergessenen Berliner Humoristen und Kladderadatsch-Redakteuren, trat er auch in persönliche Beziehungen, bis er später selbst zum Chefredakteur emporschritt. Ein eignes Heim gründete sich er 1866. Nachdem ihm seine erste Gattin durch einen frühen Tod entrissen war, schloß er einen neuen Ehebund. Kinder und Enkel schmücken und beleben das Alter des Dichters, dessen Herz seinem Heim und allem, was damit zusammenhängt, innig zugewandt ist. Ein Optimismus von verständiger Art ist ihm stets zu eigen geblieben; er bezeichnet dies „väterliche Erbteil“ aber besser als „eine gewisse Seelenruhe, die es macht, daß man stillhält im Leiden, die Augen offen hält und unverzagt bleibt“. So trug er es auch mit gutem Humor, als ihn, den Sechzigjährigen, im Jahre 1898 in der Ära der „Majestätsbeleidigungen“ eine zweimonatliche Festungshaft traf wegen eines im Kladderadatsch erschienenen Bildes, wofür er die Verantwortung hatte. Darin war eine der Ansprachen des jetzt regierenden Kaisers in recht harmloser Weise glossiert. Er sah dies Unglück, wie er selbst gesteht, als ein Glück an; denn er kam dadurch wieder in Beziehung zu seiner Heimat Danzig, in deren Nähe (auf der Festung Weichselmünde) er diese acht Wochen Haft „absaß“. Die Frucht war ein sehr hübsches Buch „Zwei Monate Festung“ (Berlin, G. Grotes Verlag), das in kurzer Zeit mehrere Auflagen erreichte. So hatte die Affäre doch einen Vorteil für ihn. Man braucht dem jetzt Siebzigjährigen nicht zu wünschen, daß ihm sein Humor erhalten bleibe; denn er setzt seiner letzten kurzen Selbstbiographie das Motto voraus:

> „Etwas Bess'res gibt's auf Erden nicht,
> Als ein fröhlich Menschenangesicht.
> Das mögest du alle Tage sehn,
> Frühmorgens und vor dem Schlafengehn,
> Und wo du weilst und wohin du ziehst,
> Und wenn du in einen Spiegel siehst.“

Aber Gesundheit und rüstige Schaffenskraft möge Johannes Trojan noch lange beschieden sein!



Friedrich Vischer

Bei der Feier von Friedrich Theodor Vischers 100. Geburtstage (30. Juni) handelt es sich um kein papiernes Jubiläum, durch das ein geistig Toter künstlich zu kurzem Scheinleben erweckt werden soll. Nein, Vischer wirkt durch seine Werke fort, von denen manche, wie der Roman „Auch Einer", heute mehr als zu seinen Lebzeiten gelesen sind, und die vielfältigen Anregungen, die er gegeben hat, sind für die Gegenwart nicht verloren. Er weilt noch mitten unter uns als Denker und Dichter, als Ästhetiker und Kritiker, als Lehrer und Erzieher und nicht zuletzt als charaktervolle, scharf ausgeprägte Persönlichkeit, die das Recht auf Individualität nachdrücklich zu behaupten gewußt hat.

Die Grundlinien seines äußeren Lebens sind rasch gezogen. Der Sprosse einer altwürttembergischen Theologen- und Beamtenfamilie, in Ludwigsburg als Sohn eines hochachtbaren Geistlichen geboren, der allzu frühe das Zeitliche segnete, ward er durch die mißliche finanzielle Lage seiner Mutter ohne Rücksicht auf seine Neigungen der kostenlosen Seminarerziehung überliefert. Auf vier Jahre humanistischer Vorbildung in der Klosterschule Blaubeuren folgten fünf philosophischen und theologischen Studiums im Tübinger Stift. Eine glänzende Laufbahn in der heimatlichen Kirchenhierarchie winkte ihm. Aber die Hegelsche Philosophie zog ihn mehr und mehr von der Theologie ab. Und doch fand sein Geist auch in der Philosophie noch nicht volle Befriedigung. „Ich philosophiere gern, bin aber kein Philosoph. Meine Gedanken gehen zu schnell." Diese Worte, die Vischer seinem Albert Einhart (in „Auch Einer") in den Mund gelegt hat, passen auch auf ihn selbst. So bildete sich der junge Magister und Doktor durch Anschauung von Kunstwerken auf Reisen und eifriges Selbststudium allmählich zum Ästhetiker und Kunstschriftsteller um. Jetzt war er ganz in seinem Elemente. Von Tübingen aus, wo er der Reihe nach als Privatdozent, außerordentlicher und ordentlicher Professor die Studenten durch seinen sprudelnden Geist und seinen belebten freien Vortrag hinriß, verbreitete sich sein Ruhm durch Deutschland. Dann weilte er 11 Jahre (1855—66) als Professor der Ästhetik und Literaturgeschichte in Zürich, und in der Fremde entwickelte er sich vollends zum anerkannt ersten Meister seines Fachs. Als die Heimat wieder seiner Dienste begehrte, folgte der treue Sohn des Schwabenlandes diesem Rufe. Aber die engen Verhältnisse des kleinen Tübingen bedrückten ihn, und so zog er die Stellung eines Lehrers am Stuttgarter Polytechnikum vor. Hier war ihm ehren- und erfolgreiches Wirken bis ins höchste Greisenalter beschieden. Die Feier seines 80. Geburtstags erbrachte den überwältigenden Beweis, welche Fülle von Liebe und Achtung er genoß. Wenige Monate später — es war am 14. September 1887 — schloß er in Gmunden am Traunsee die Augen für immer. An einem stillen Plätzchen des dortigen evangelischen Friedhofs ruht er aus von den Mühen und Stürmen des Lebens.

Die Ästhetik war sein offizieller Beruf, und darum läuft er nicht mit Unrecht als Ästhetiker Vischer. Aber mit dieser Bezeichnung ist weder sein Wesen noch seine Bedeutung irgendwie erschöpft. Seine umfangreiche „Ästhetik" hat ihm zuerst einen wissenschaftlichen Namen gemacht: ein Werk erstaunlichen Fleißes und gewaltiger Denkkraft, wenn auch als System schon lange veraltet, so doch in den Einzelausführungen noch heute eine viel benutzte Fundgrube universellen Wissens. Er wollte damit den Zweiflern unter seinen Amtsgenossen

den vollgültigen Beweis seiner Gelehrsamkeit erbringen. Aber mit Gelehrsamkeit allein war es ihm durchaus nicht getan. „Vischer wollte etwas anderes sein als der sprichwörtliche deutsche Professor. An diesem übte er seinen beißenden Witz.“ So heißt es bei seinem ältesten Biographen Wilhelm Lang. Und etwas anderes als der Kathedergelehrte war der Mann auch wirklich, der von sich rühmen konnte: „Ich habe in allem, was ich lehre, nie einen Lehrer gehabt.“ Sein großer Lehrmeister war vielmehr das Leben, dessen Schule er niemals entwachsen ist. Er tummelte sich mit Lust in der öffentlichen Arena, und sie wurde ihm zum Jungbrunnen des Geistes, zum stählenden Bade für seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen. Als junger Dozent beteiligte er sich leidenschaftlich an den in seiner engeren Heimat durch „Das Leben Jesu“ seines Freundes Strauß entfachten religiösen Kämpfen. Er zog sich den unversöhnlichen Haß seiner Gegner zu, die nicht rasteten, bis sie zuerst seine zweijährige Suspendierung vom Lehramt bewirkt und ihn schließlich aus Tübingen vertrieben hatten. Dann stürzte er sich kopfüber in die Wogen der Politik. Im Jahre 1848 ließ er sich in die Frankfurter Nationalversammlung wählen. „Ich war trunken, wie billig, vom Weine der Zeit und unklar wie alle Welt“, sagte er von sich selbst. Und Strauß schrieb über ihn gar an einen Freund: „Er hat kein Quentchen politischen Verstand bei so großen sonstigen Geistes- und Herzensgaben. Aber gerade die letzteren und die Phantasie verdunkeln ihm die praktische Einsicht.“ In der Tat fühlte er sich in Frankfurt nicht recht an seinem Platz. Aber seine selbständige Haltung gereichte ihm wenigstens zu hoher Ehre. „Ich lasse mich nicht zum Parteisimpel machen“, erklärte er einmal seinen Wählern. Später fuhr er fort, die Politik mit warmem Herzensanteil zu verfolgen und in seiner impulsiven Weise zu kommentieren. Als endlich Klärung in den widerspruchsvollen Gang der wandlungsreichen deutschen Zeitgeschichte kam, da gelangte Vischer auch mit sich ins reine. „Steure nur hin, mein Schiff, ins preußische Wasser!“ rief er 1867 in den „Epigrammen aus Baden-Baden“ sich selbst zu, und zugleich sagte er sich energisch von den großdeutsch gebliebenen Demokraten los. Von einem guten Kriege erhoffte er, daß er den schlimmen von 1866 und die Mainlinie korrigiere. Er faßte die Entwicklung der Dinge wie ein Drama mit Schuld und Sühne auf; Bismarck erschien ihm als ein tragischer Held, der schuldvoll zu handeln gewagt habe. Wie triumphierte Vischer, als er nun wirklich den guten, den heiligen Krieg erleben durfte und mit ihm die Erfüllung seiner patriotischen Wünsche! Der Dreiundsechzigjährige dachte einen Augenblick daran, selbst ins Feld zu ziehen. In den bedeutsamen württembergischen Landtag von 1870 wollte er sich wenigstens wählen lassen, unterlag jedoch gegen den Erzdemokraten Hopf.

Im neugezimmerten Reiche hielt Vischer von hoher Zinne herab als strenger Kulturwächter Ausschau, stets bereit, die Feinde zu bekämpfen, von welcher Seite sie auch kamen. Unbarmherzig rückte er dem niedrigen Wuchersinn, der schnöden Erwerbsgier, dem ideallosen Protzentum auf den Leib. Nichts, was im öffentlichen Leben vorging, war ihm zu geringfügig, um sich damit zu beschäftigen, um die Feder in Bewegung zu setzen. Er hielt es für keinen Raub an seiner Gelehrtenwürde, wenn er als Tagesschriftsteller in den Spalten der Tageszeitungen seine Meinung kundgab. Der Verfasser der monumentalen „Ästhetik“ schrieb über Nahrungsmittelverfälschung und Weinpanscherei, predigte gegen die Torheiten der Mode und strafte die Fußflegeleien von Engländern und Deutschen in den Eisenbahncoupés. Aber welchen Gegenstand er auch

aufs Korn nahm, stets wußte er ihm höhere Gesichtspunkte abzugewinnen, und stets war die Quelle seiner Kritik eine starke Erregung seines sittlich empörten Herzens. So durfte ihm Gottfried Keller mit Fug und Recht zu seinem 80. Geburtstag die Worte zurufen: „Bleibe noch manches geräumige Jahr der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!"

Eben die Verbindung von hervorragenden wissenschaftlichen Eigenschaften mit der Welterfahrung eines im Wirklichkeitsleben durchaus heimischen Mannes ist es, was die Lektüre von Vischers zahlreichen Schriften und Abhandlungen so genuß- und gewinnreich macht. Ein Drittes, nicht minder Wichtiges kommt allerdings noch hinzu: der angeborene, durch gründliche Übung geschärfte Künstlersinn und Künstlerblick. Ohne diesen hätten wir weder seine schönen kunsthistorischen und kunstkritischen Betrachtungen noch seine für alle Zeiten gültigen literarischen Wertbestimmungen. Um auf den ersten Blick die poetische Nichtigkeit von Herweghs vielbewunderten Gedichten, die Unvergänglichkeit der Schöpfungen eines Eduard Mörike oder Gottfried Keller zu erkennen, reichte keine noch so hoch entwickelte logische Denkkraft und dialektische Gewandtheit hin: dazu bedurfte es des untrüglichen Künstlergefühls. Daß in Vischer selbst der schöpferische Drang so stark gewirkt hat, ist gerade für den Ästhetiker ein Segen gewesen. Nur so konnte er zu jener fruchtbaren Art von Kritik gelangen, die dem Negativen sofort das Positive an die Seite setzte und nicht nur aufzeigte, was falsch sei, sondern auch mit Änderungsvorschlägen bei der Hand war.

Für ihn selbst ging es freilich bei dieser wissenschaftlichen und künstlerischen Doppelbegabung nicht ohne inneren Zwiespalt ab. „Ich gehöre zu den Naturen, welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen sind", sagte er von sich. Als Knabe hatte er eine Zeitlang davon geträumt, Maler zu werden. Dann warf er sich der Poesie in die Arme, weil ja die Ausübung dieser Kunst sich eher mit dem ihm aufgedrängten theologischen Berufe vertrug. Die Zweifel, ob er wirklich ein Dichter sei, wollten nicht von ihm weichen; aber schließlich kehrte er immer wieder zur Muse zurück. Keine sekundären Beweggründe leiteten ihn dabei, ihn trieb die innere Notwendigkeit. Zwischen der Jugendzeit und den Alterstagen lagen lange Jahre, in denen das Feuer nur unter der Asche fortglimmte. Aber dann schlug es wieder empor zur lodernden Flamme. Als Greis tat er die letzte Scheu ab, sich offen zum Poeten zu bekennen — jene Scheu, die gerade den gerne befällt, den die Welt als einen Großen in einem andern Fache kennt.

Daß von den beiden Seiten seiner Natur die wissenschaftlich-kritische noch reichere Früchte getragen hat als die künstlerische, ist gewiß, und ebensowenig läßt sich verkennen, daß seine Poesie zuviel Bewußtes an sich trägt. Aber Ursprünglichkeit der poetischen Begabung ist doch vorhanden, wenn auch durch ein zweites, stärkeres Talent zugedeckt. Mag man auch einem Teil seiner Erzeugnisse, wie den Satiren auf Goethes Faust und den Gesängen Schartenmayers, nur Kuriositätswert zubilligen: dem Dichter der „Lyrischen Gänge" und des „Auch Einer" bleibt ein Ehrenplatz in der Geschichte unsrer schönen Literatur gesichert. Welch einen geistigen Reichtum umschließt jenes Buch, der lyrische Ertrag eines ganzen, langen Lebens, welche Fülle von Tönen vom Erhabenen bis zum Burlesken, von den echten Gefühlsweisen des Lieds bis zur prunkvollen Schilderei, von schlichten Versen bis zur virtuosen Sprach- und Reimkunst! Vor allem aber welch ein Gedankengehalt! „In diesen Gedichten",

Johannes Trojan



heißt es bei Richard Weltrich, „ist ein ungeheurer Ernst, die ganze Schwere des Menschenlebens, eine streitvolle Bewegung der Seele und eine nicht gerade selten in die düstersten Farben getauchte Stimmung niedergelegt". Und nun vollends Vischers „Auch Einer", ein Werk, dessen barocke Form die Einreihung in irgendeine literarische Gattung nicht zuläßt! Nimmt man es als Roman, so muß man hinzufügen, daß es ein schlechter ist. Denn wenn man auch die regelwidrige, aber wenigstens planmäßige Komposition gelten läßt, so bleibt doch die novellistische Erfindung unter allen Umständen schwach. Und dennoch gehört dieses Buch zu unsren kostbarsten literarischen Besitztümern. Es steckt darin eine außerordentliche Kraft des Gedankens, eine ungewöhnliche Befähigung, sich in merkwürdige Seelenzustände zu vertiefen. Wer freilich diese Tragikomödie eines an den „Tücken des Objekts" zugrunde gehenden Idealisten ganz würdigen will, der muß den rechten Sinn für stark subjektiv gefärbten Humor besitzen. Vischer zählt ohne Frage zu unseren ersten Humoristen. Am nächsten steht er Jean Paul; enge Beziehungen verknüpfen ihn aber auch mit älteren Jahrhunderten. Er hat im Jahre 1881 an Richard Weltrich geschrieben: „Ich bin zu spät geboren mit meiner einen, breiteren Seite: ich hätte mit den Hutten und Fischart zusammen gehört." Daran ist etwas Richtiges. Es ist jedoch nur eine halbe Wahrheit. Vischer hat seiner eigenen Zeit im vollsten Maße Genüge getan. Er war ein moderner Mensch, mochten auch die Wurzeln seines geistigen Wesens in entlegene Kulturperioden zurückreichen.

Rudolf Krauß



Neue Goethe-Schriften

Goethe! — Dieser Name hat einen wunderbaren Klang. Feierlich erhebend und liebevoll. Es liegt darin eine heiße Sehnsucht nach dem Großen, Schönen und Wahren, die Rückkehr zum Echten und Ewigen. Noch immer ist dieser edel Menschlichste aller Menschen der Mittelpunkt aller Kunst und Weisheit, die machtvollste Station in der Entwicklung des Menschengeistes. Wie die Erforschung der uns umgebenden Natur mit ihren Geheimnissen, ist auch das Studium Goethes unerschöpflich. Und wenn man gelegentlich über das Anschwellen der Goethe-Literatur geklagt hat, so galt das mehr ihren Auswüchsen. Die Gemeinde, die im Geiste des großen menschlichen Befreiers zu leben und zu wirken trachtet, wächst allgemach. Immer weiter dehnen sich die Kreise, die sich an der Gefolgschaft des Weisen beteiligen. Und wenn wir in dieser Richtung fortschreiten, dürfen wir hoffen, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, in der Goethe zu den Daseinsbedingungen jedes einzelnen Menschen gehört. Ich sage: wenn ...

Dem Goethe-Sehnen unsrer Tage ist auch die neuere Goethe-Literatur im weitesten Maße entgegengekommen. Namentlich die Literatur, die der großen Menge ein Führer sein will zu den Höhen goethescher Kultur, ist in den letzten Jahren bedeutend angewachsen. Pedanterie und Kleinkrämerei sind freilich aus der gelehrten Goethe-Forschung noch immer nicht ganz geschwunden. Aber ein frischer, belebender Geist beginnt auch hier seinen heilsamen Einfluß geltend zu machen.

Hinan zu Goethe! Dieser Ruf beginnt in alle Schichten des Volkes zu dringen. Hinan zu Goethe — das ward auch das Leitmotiv des größten Teiles der neueren Goethe-Schriften. Man hatte erkannt, daß in der Goethe-Forschung eigentlich zuviel über Dinge geredet worden ist, von denen die große Menge nichts profitieren konnte. Jetzt sucht man das Verfehlte mit Eifer nachzuholen. Man will Goethe endlich zum Vertrauten des deutschen Volkes machen. Von diesem Gedanken ging Wilhelm Bode aus, als er die Vierteljahrsschrift „Stunden mit Goethe“ begründete, die jetzt schon im dritten Jahrgang bei Mittler & Sohn, Berlin, erscheint und in jeder Weise ihrem schönen Programm, die breite Öffentlichkeit mit den Lebenswerten unsres größten Genius bekanntzumachen, getreu geblieben ist. Ähnliche Ziele verfolgt Fritz Lienhard mit seinen „Wegen nach Weimar“. Auch die Goethe-Gesellschaft in Weimar wird mit einem von Erich Schmidt besorgten sechsbändigen „Volks-Goethe“, der im nächsten Jahre erscheinen soll, ihrer Pflicht nachkommen, immer weitere Kreise mit Goethe vertraut zu machen. Mit Hilfe des Allgemeinen deutschen Schulvereins und der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg wird diese Publikation eine weite Verbreitung finden. Für sinngemäße Verbreitung von Goethe-Kultur tritt auch die zum 75. Todestag des Dichters bei Konrad W. Mecklenburg, Berlin, erschienene kleine Schrift „Der Volks-Goethe“ ein. Und schließlich verdient auch Otto Julius Bierbaums schöner Goethe-Kalender (Theod. Weicher, Leipzig) hier Erwähnung, der sich rasch die Gunst der Goethefreunde erworben hat und alljährlich zur Weihnachtszeit mit Spannung erwartet wird. — Der Verlag von Schulze & Ko. in Leipzig ist mit einem Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk hervorgetreten. Dieses hübsche Werk ist eine fortlaufende illustrierte Biographie des Dichters. Goethe selbst und seine Angehörigen, Verwandte, Bekannte und Persönlichkeiten, die zu dem Dichter in Beziehung gestanden haben, lernen wir im Bilde kennen. Ebenso alle Örtlichkeiten, die Goethe durch seine Anwesenheit geweiht hat. Die Bilder sind durchweg auf gutem Kunstdruckpapier wiedergegeben und mit Verständnis ausgewählt. Der erklärende Text wurde von Franz Neubert gewissenhaft nach den Ergebnissen der neuesten Forschung bearbeitet. Jeder Goetheverehrer wird an dem Bilderatlas seine Freude haben. — Bedeutende Verdienste um die Goethe-Literatur hat sich der Verleger Eugen Diederichs in Jena erworben. Er hat uns zunächst zu einer mustergültigen zweibändigen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe verholfen. Houston Stewart Chamberlain lieferte eine knappe, aber inhaltsreiche Einführung, die das Freundschaftsverhältnis der beiden großen Geisteshelden von neuen Gesichtspunkten beleuchtet. Er würdigt den unvergleichlichen Briefwechsel als ein Kulturdenkmal von ewigem Wert. Durch die „Teilnahme an lebendigen, halb verborgenen Seelenvorgängen in dem Busen unsterblicher Männer“ erfahren wir hier eine große Bereicherung des eigenen Innern. Das Verhältnis der beiden Dichter zueinander ist nie treffender charakterisiert worden als durch Chamberlains tiefgedachte Worte: „Goethe ist wie die Natur: in ihm verschmelzen alle Widersprüche zu organischer Einheit, täglich kann man an ihm Neues entdecken, er ist nicht auszukennen, er sprengt jeden begrifflichen Ausdruck; wie ein vollendetes Kunstwerk ist Schiller: aus der machtvoll gedrungenen Einheitlichkeit in Form und Ausdruck schießen die Strahlen nach allen Seiten aus; wer nur die landläufige Idealgestalt des dithyrambischen Dichters

kennt, wird viele Überraschungen erleben, wenn er den abstrakt-philosophischen, den klug-praktischen, den überlegt-diplomatischen Schiller entdeckt; je länger man diese Erscheinung betrachtet, um so unerschöpflicher — wie ein Werk der Kunst — dünkt einen ihre Bedeutung.“ Schiller hat als Dichter von Goethe mehr gewonnen als der Dichter Goethe von Schiller. „Dagegen hat Schiller auf die ganze Entwicklung oder vielmehr Entfaltung des goetheschen Geistes einen geradezu unermeßlichen Einfluß ausgeübt; erst durch Schiller erreichte Goethe den höchsten Grad der Klarheit über sein eigenes Selbst. War Goethe für Schiller ein Spiegel, so war Schiller für Goethe eine Leuchte.“ Das ausführliche und zuverlässige Register zu dem Briefwechsel ermöglicht ein rasches Nachschlagen. Ganz besondere Vorzüge sind auch der von Adolf Bartels besorgten zweibändigen Ausgabe von J. P. Eckermanns Gesprächen mit Goethe nachzurühmen. In der Einleitung gibt Bartels eine ungemein fesselnde Studie über Eckermann und seine Beziehungen zu Goethe. Es ist erfreulich, daß dieses wertvolle Werk bereits in neuer Auflage (4. bis 6. Tausend) vorliegt. Für jeden, der Goethe kennen lernen will, sind die Gespräche mit Eckermann nicht zu umgehen. Und es gereicht zur besonderen Freude, daß diese Ausgabe neben den allgemein wissenschaftlichen auch die Anforderungen erfüllt, die man heute an eine geschmackvolle Buchausstattung zu stellen gewöhnt ist. Und noch eine andre bedeutungsvolle Publikation des Verlages von Diederichs verdient unumwunden Anerkennung und Empfehlung: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, herausgegeben von Jonas Fränkel. Dank des Entgegenkommens des Archivs in Weimar war Fränkel in der Lage, ein erschöpfendes Bild von Bettinens Beziehungen zu Goethe zu geben. Die einleitende Charakteristik des Verhältnisses zwischen Goethe und Bettine ist in ihrer Art geradezu glänzend. Bettine war eine der edelsten und zugleich merkwürdigsten Mädchenseelen. Niemand konnte sich ihrem eigenartigen Zauberreiz verschließen. Für den Dichter war sie „halb Mignon, halb Gurlimaske“. Sie wollte Goethe huldigen und ward zur Goetheprophetin und zur Künderin ihrer eigenen tiefen Innerlichkeit, die einem holden Märchengehege gleicht. Es ist ein hoher Genuß, sich in Bettinens Werk, das mit Recht als das seelisch reichste Produkt der Romantik gepriesen wurde, zu vertiefen. Jakob Grimm begrüßte das Werk mit den Worten: „Es gibt kein andres Buch, das diesen Briefen in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen wäre.“ Und der alte Goethe mußte resigniert bekennen: „Deine Briefe ... erinnern mich an die Zeit, wo ich vielleicht so närrisch war wie Du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt ...“ Fränkel hat dem Buche die Originalkorrespondenz zwischen Bettine und Goethe, sowie Goethes Mutter beigefügt. Ferner acht Beilagen, darunter zwei Bilder des „Kindes“ und einen faksimilierten Brief. Die Anmerkungen und Erläuterungen sind Früchte ernster, selbständiger Forschung. Nur in einem Punkte muß ich Fränkel widersprechen. In der Einleitung wird gesagt, daß Goethe nach Schillers Tod einsamer geworden sei. Ein „beängstigendes Gefühl der Vereinsamung“ habe ihn erfaßt, in einer „Öde“ soll ihn der Freund zurückgelassen haben. Mit solchen Äußerungen subjektiven Empfindens sollte man vorsichtiger sein. Es lassen sich viele Beweise erbringen, daß Goethe nach Schillers Tod nicht ganz so verlassen war, wie man gemeinhin glaubt. Er wurde wohl innerlicher und empfindsamer, aber die Fabel von dem einsamen Sonderling, dem kalten Egoisten, dem steifen, zugeknöpften Minister ist eben — eine Fabel, von Menschen erdacht, die in keinem

inneren Verhältnis zu Goethe standen. Der tiefe, weltbefreiende Grundgedanke der goetheschen Ethik wurde nach Bettinens Vorbild auch andern Goetheverehrern zum Erlebnis. Als klassisches Beispiel dafür wird Thomas Carlyles Goetheporträt für alle Zeiten bestehen, das von S. Saenger im Anschluß an die Quellen würdig bearbeitet worden ist (Oesterheld & Ko., Berlin). „Er ist unser Bruder: ein guter, kein schlechter Mann. Seine Worte sind kostbar wie Gold, gleichgültig, ob sie in unsrer Münze geprägt sind oder sonstwo." So hat der Engländer über Goethe geurteilt. Und in diesen Worten liegt auch der Kern der Carlyleschen Goetheauffassung, seine Analyse der goetheschen Art und Kunst. Herrlicher hat uns noch niemand das Wesen des weimarischen Propheten offenbart als Carlyle, an dessen tiefgründigen Worten man sich im edelsten Sinne erbauen kann. — Wer einen Einblick in das herrlich gekrönte Renaissancestreben Goethes genießen will, muß neben der „Italiänischen Reise" Goethes Tagebuch der italienischen Reise lesen. Dieses Tagebuch war bisher nur aus den Schriften der Goethe-Gesellschaft und der Sophien-Ausgabe bekannt. Nunmehr liegt eine Bearbeitung von dem Leipziger Kunsthistoriker Julius Vogel (Julius Bard, Berlin) vor, dem wir auch das schöne Buch „Aus Goethes römischen Tagen" verdanken. Das Tagebuch ist im September und Oktober 1786 auf dem Wege von Karlsbad nach Rom entstanden und macht auf jeden unbefangenen Menschen einen gewaltigen Eindruck. Aus den Aufzeichnungen des unmittelbar Gesehenen und Erlebten tritt uns Goethe jedenfalls menschlich viel näher als in der dreißig Jahre später entstandenen Reisebeschreibung. Sechs der leicht umrissenen zeichnerischen Skizzen, die der Dichter selbst zu einer geplanten illustrierten Ausgabe der Reisebeschreibung entwarf, schmücken das handliche Buch, von dem man nur wünschen kann, daß es den zahlreichen Italienfahrern ein Reisegefährte werden möchte. — In sehr handlichem Format ist auch eine Ausgabe von Goethes Gedichten erschienen (2 Bde. S. Fischer, Berlin). Textrevision, Einleitung und Erläuterungen hat Otto Pniower mustergültig besorgt.

Da erfahrungsgemäß die Menge vor dem unermeßlichen Lebenswerk Goethes ratlos steht, ist man auf die gute Idee gekommen, das Wesentlichste, Tiefste und Bezeichnendste aus des Dichters Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen herauszuschälen und planvoll zu vereinigen. Diesem Vorbilde Hermann Levis ist Wilhelm Bode gefolgt, indem er „Goethes Gedanken aus seinen mündlichen Äußerungen" als Festgabe zum 75. Todestage des Dichters zusammenstellte (2 Bde. E. S. Mittler & Sohn, Berlin). Nach sachlichen Gesichtspunkten hat Bode die gehaltvollen Äußerungen Goethes, die uns aus seinen Gesprächen überliefert worden sind, vereinigt. Der erste Band behandelt ethische, soziale und wissenschaftliche Probleme, der zweite Lebensfragen der Kunst. Die knappen Anmerkungen des Herausgebers zeugen von intimer Goethekenntnis. Man ist darüber einig, daß die mündlichen Äußerungen Goethes seinen schriftlichen an Bedeutung gleichzustellen sind. Wie durch Briefe und Tagebücher muß man sich bei Goethe auch durch die mündlichen Äußerungen hindurcharbeiten, um zur Erkenntnis der wahren Größe des Dichters zu gelangen. Nun endlich ist es der Allgemeinheit des deutschen Volkes möglich gemacht worden, die bisher nicht jedermann zugänglichen mündlichen Äußerungen Goethes an der Hand einer sachlichen Publikation kennen zu lernen, die bei der Auswahl die große Einheit nicht unbeachtet gelassen hat. Wer schnell erfahren will, wie Goethe über diesen oder jenen Gegenstand dachte,

mag den beiden schmucken Bänden einen Ehrenplatz auf dem Schreibtisch einräumen. Bode hat versprochen, nach demselben Plan Goethes Gedanken aus den Briefen und Tagebüchern herauszuschälen. Jedenfalls haben wir es hier mit einem Werk zu tun, das ebenso ein Hausbuch zu werden verdiente wie das Goethe-Brevier von Th. Achelis „Was sagt Goethe?“ (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart). In sieben Kapiteln führt Achelis den Leser durch Goethes Religion, Ethik, Lebensführung und Erziehung, Kunst, Philosophie, Naturforschung und Staatskunst. Überall lernen wir Goethe kennen als die unerschöpfliche Quelle reinsten ästhetischen Genusses. Diesem herrlichen Andachtsbuch voller Weisheit und Schönheit schließt sich an innerem Wert ein Buch des Insel-Verlages (Leipzig) an: „Goethe im Gespräch“, herausgegeben von Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger. Es ist den Herausgebern gelungen, ein reines und deutliches Bild von Goethes Persönlichkeit zu zeichnen unter treuer Wahrung der goetheschen Atmosphäre. Eckermann ist aus naheliegenden Gründen nicht mit herangezogen worden. Aber sonst hat jede Person Berücksichtigung gefunden, die Goethe in sein Gespräch zog. Auch die Lektüre dieses Buches, das eine gewaltige Fülle tiefer Gedankenweisheit enthält, sollte sich kein Goethefreund entgehen lassen. Aber die Reihe der Auszüge aus der Goetheschen Schatzkammer ist noch nicht erschöpft. Dem unermüdlichen Wilhelm Bode verdanken wir ferner eine gedrängte Auswahl von Goethes Briefen (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel), die namentlich das allgemein menschlich Wertvolle berücksichtigt. Der Herausgeber unterscheidet dreierlei Arten von Briefen: lyrische, philosophische und — langweilige. Die lyrischen spielen in der Epoche der goetheschen Anakreontik eine Hauptrolle. Sie sind an holde Frauen und vertraute Freunde gerichtet, die für des Dichters inneren Entwicklungsgang eine tiefere Bedeutung gehabt haben. Als philosophische Briefe werden diejenigen bezeichnet, die den Dichter als den großen Meister der praktischen Lebensweisheit zeigen. Hier finden wir den überreichen Born erhabener Kunst und Weisheit. Die langweiligen Briefe sind geschäftlicher Natur. Aber sie sind wichtig, weil sie uns manche intime Seite in Goethes Charakter erschließen. Der verbindende Text gestaltet die beiden Bändchen zu einer schönen Biographie in Briefen, der eine Verbreitung in den weitesten Kreisen des Volkes zu wünschen ist. Da sich nicht jeder die Briefbände der Sophien-Ausgabe, die achtbändige Auswahl von Ph. Stein oder die Cottasche Ausgabe von E. v. d. Hellen anschaffen kann, sei auch noch auf eine Briefausgabe hingewiesen, die Ernst Hartung unter dem Titel „Alles um Liebe“ zusammengestellt hat (W. Langewiesche-Brandt, Düsseldorf). Bis jetzt ist der erste Band erschienen, der die Briefe bis 1807 enthält; der zweite Band soll noch in diesem Jahre unter dem Titel „Vom tätigen Leben“ erscheinen. (Ist inzwischen erschienen. D. Red.) Diese schöne, durch biographische Erläuterungen unterstützte Ausgabe ist geeignet, ein Lebensbuch für deutsche Männer und Frauen zu werden. Der erstaunlich billige Preis (1,80 Mk.) hat dem Buche zu einer großen Verbreitung verholfen. Im April d. J. wurde das 31. bis 50. Tausend gedruckt. — Zur „Nachfolge Goethes“ fordert Hjalmar Kjölenson in einer 175 Seiten starken Schrift auf (Rich. Wöpke, Leipzig). Die Ausführungen sind reichlich dilettantisch, und man kann mit gutem Gewissen frei nach Goethes Gedicht „Zu den Leiden des jungen Werthers“ sagen: Sei ein Mann und folge nicht nach.

Die gelehrte Goethe-Literatur findet ihre beste Pflege noch immer im

Goethe-Jahrbuch, das unter Ludwig Geigers umsichtiger Leitung nun schon im 28. Jahrgang steht. Die Goethe-Gesellschaft in Weimar hat ihren Mitgliedern eine umfangreiche Ausgabe von Goethes Maximen und Reflexionen (bearbeitet von Max Hecker, mit einem Vorwort von B. Suphan) gespendet, so daß der Goethefreund jetzt also auch aus diesem vollständigen Schatz tiefer Weisheitssprüche anregenden Genuß schöpfen kann. Eine wertvolle Untersuchung über das Naturgefühl in Goethes Lyrik verdanken wir Arthur Kutscher (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte VIII), der mit feinem Verständnis für das Künstlerisch-Ästhetische dem Naturempfinden in Goethes Lyrik nachgegangen ist und ein lebendiges Bild von der inneren Entwicklung des Dichters bis zum Jahre 1789 geschaffen hat. Neben Berthold Litzmanns Arbeit das beste Buch über Goethes Lyrik! Der Wiener Forscher Jakob Minor hat seinen Festvortrag auf dem diesjährigen Goethe-Tag in Weimar über Goethes Mahomet in erweiterter Form bei Eugen Diederichs erscheinen lassen und damit einen wertvollen Beitrag zur Goethe-Literatur geliefert. Nicht unerwähnt bleiben darf ein sehr verdienstvolles Werk von Hans Gerhard Gräf „Goethe über seine Dichtungen", das die um die Goethe-Literatur so verdiente Firma Literarische Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. unter großen Opfern erscheinen läßt. Man wird vielleicht nach einigen Jahren erst ganz erkennen, was hier geboten wird. Und es wäre im Interesse der Wissenschaft sehr zu bedauern, wenn durch die Teilnahmslosigkeit des Publikums die Fortsetzung des Unternehmens in Frage gestellt würde. Mit umfassender Gründlichkeit hat Gräf alle Äußerungen Goethes über seine poetischen Werke chronologisch geordnet und so ein Nachschlagewerk geschaffen, das nicht nur dem Forscher, sondern auch dem Literaturfreund eine Quelle bedeutsamen Wissens werden sollte. Die bisher erschienenen Bände enthalten die Dokumente über die epischen und dramatischen Dichtungen. Ein sechster Band ist noch für die Dramen vorgesehen, während ein siebenter die lyrischen Dichtungen behandeln soll. Sobald die Briefabteilung der Sophien-Ausgabe vollständig vorliegt, soll ein Ergänzungsheft das ganze Werk abschließen. Gerade der „Laie" wird aus diesem Werk begreifen lernen, wie notwendig es ist, „Kunstwerke im Entstehen aufzuhaschen, um sie nur einigermaßen zu begreifen".

In dem Buche „Goethes Tod" (Inselverlag, Leipzig) hat Karl Schüddekopf ausführliche Nachrichten über die letzten Lebenstage des Dichters gegeben. Das ergreifende Gemälde eines herrlichen Lebensabschlusses wird vor uns aufgerollt, und aus dem Sonnenuntergang strahlt die Unsterblichkeit empor. Schüddekopf hat mancherlei Ungedrucktes herangezogen, so Akten und Briefe aus dem Kanzler-Müller-Archiv und den fesselnden Bericht des großherzoglichen Oberbaudirektors Clemens Coudray über Goethes letzte Stunden. Beilagen, Bildnisse und Faksimiles erhöhen den Wert der prächtigen Darstellung.

Zum Schluß soll noch die äußerst preiswerte Jubiläums-Ausgabe von Goethes Werken (40 Bände) erwähnt werden, die der Cottasche Verlag durch hervorragende Fachgelehrte hat besorgen lassen. Denn — es kann nicht häufig genug gesagt werden — man sollte nicht über Goethe lesen, ohne zu dem lebendigen Quell der goetheschen Geistesschätze immer wieder selber zu greifen.

Herman Krüger-Westend



Neudrucke, Breviere und Verwandtes

Die Tätigkeit unseres Verlagsbuchhandels hat etwas Stoßweises. Sobald irgend ein Unternehmen auftaucht, das eine Zukunft verspricht, erscheinen sofort mehrere gleichartige. Da stellt sich alsbald das Empfinden ein, daß ein an sich sehr wertvolles Streben überhitzt wird und eher beunruhigend als klärend wirkt. Man braucht sich nur daran zu erinnern, wie die Bewegung „Kunst dem Volke“ in eine Massenhervorbringung von Reproduktionswerken ausgeartet ist, die sich so rasch folgten, daß auch der begüterte Kunstfreund nun wieder doch nicht alles anschaffen konnte, was er gern gemocht hätte, und andererseits das Überangebot auf den Nichturteilsfähigen geradezu verwirrend wirken muß. Man überspannt auf diese Weise die zweifellos vorhandene Teilnahme derartig, daß sie bald erlöschen muß. Ähnlich geht es nun mit den Bestrebungen, die Schätze unserer älteren Literatur leichter zugänglich zu machen. Das geschieht einerseits durch den Neudruck selten gewordener Werke, andererseits durch Veranstaltungen von Ausgaben, die ihr Ziel in der Zusammendrängung auf das Notwendige sehen.

Ich wende mich zunächst den ersteren zu. Eine besondere Stellung nimmt hier der Inselverlag in Leipzig ein. Er hat sich im allgemeinen für seine Taten durch Goethes Worte bestimmen lassen: „Überall trinkt man guten Wein, jedes Gefäß genügt dem Zecher; doch soll es mit Wonne getrunken sein, so wünsche ich mir künstlich griechische Becher.“ Gewand und Aufmachung des Buches werden hier also zur Hauptsache. Es ist dabei manches Schöne zutage gekommen. So habe ich mich herzlich gefreut über die Neuausgabe von K. A. Kortums „Jobsiade“ in einem nagelneu alten Gewande, so daß Papier und Druck so aussieht, wie eine gediegene Ausgabe dieses komischen Heldengedichtes aus der Zeit der Entstehung heute wohl aussehen würde. Es wäre wohl zu wünschen, daß diese schöne Neuausgabe dazu beitragen würde, daß dieses beste unserer komischen Heldengedichte wieder mehr gelesen würde. Denn Kortum stellt doch eine ganz eigene Welt in unserer Literaturgeschichte dar und wird dem verständnisvollen Leser auch als Mensch wertvoll werden. Es ist dieser Ausgabe eine Vorrede von Otto Julius Bierbaum beigegeben, der in seinen besten Stunden eine gewisse Ähnlichkeit mit Kortum hat und hier in der Art des Alten eine wertvolle Würdigung gegeben hat.

Äußerlich viel reicher als dieses Buch ist die Neuausgabe von Klemens Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, die allerdings nur in 300 Exemplaren hergestellt und darum recht teuer ist. Einband und Titelzeichnung sind von Kleuckens. Der Titel sehr geschickt, der grüne Lederband im Rücken für meinen Geschmack etwas zu sehr mit Gold beladen. Es ist für diesen Neudruck die spätere, stark erweiterte und mit dem „Tagebuch der Ahnfrau“ verknüpfte Fassung gewählt worden. Wenn diese auch an künstlerischer Geschlossenheit gegenüber der alten zurücksteht, so sollte sie doch um des wertvollen religiösen Untertons willen mehr gelesen werden, um so eher, als die verloren gegangene Geschlossenheit durch die Fülle der Einfälle und die Buntheit des Gestaltungsvermögens dieses phantasiereichsten aller unserer Dichter wettgemacht wird. Das Ganze ist so etwas wie ein Kompendium der Stimmungen und Wünsche der Romantik. Bibliographisch wertvoll ist besonders die Beigabe der fünfzehn Bilder, die Brentano seinerzeit für den Gockel entworfen hat

und die von Eugen Braun, dem späteren Begründer der „Fliegenden Blätter", auf Stein gezeichnet wurden. Gerade diese Bilder, die es uns leicht erklärlich machen, daß Brentano einer der ersten Verehrer des Hamburgers Philipp Otto Runge war, waren fast ganz unbekannt geworden.

Vom Inselverlag kommt auch eine Neuausgabe der „Günderode" von Bettina von Arnim. Eine gute Einführung von Paul Ernst geht voran. „Die Günderode" ist für meinen Geschmack Bettinas schönstes Buch, weil ich mich dabei durch die Kenntnis des Tatsächlichen nicht so oft in Einzelheiten gestört fühle. Die Gestalt der Günderode steht nicht so klar vor uns wie etwa die Goethes oder Beethovens, und so wirkt das freie Umspringen mit dem geschichtlichen Geschehen nicht so störend. Außerdem hatte die Günderode selber etwas von einer Romangestalt. Ich möchte mit den obigen Bemerkungen nichts gesagt haben gegen „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", den uns Bettina geschenkt hat, und der nun in einem ganz billigen Neudruck in der Cottaschen Handbibliothek vorliegt. (Brosch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50.) Ich empfehle diese Ausgabe besonders, weil Hermann Grimms vorzüglicher Aufsatz über Bettina vorangestellt ist und dem Leser die richtige Einstellung zum Genuß dieses trotz allem merkwürdig reichen und tiefdringenden Buches gibt.

Noch viel willkommener wird den Freunden der Romantik der Neudruck des Romans „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" von Klemens Brentano sein. Dieses Buch, das nicht nur für die Beurteilung von Klemens Brentano selber, sondern auch für das Verständnis der ganzen Romantik eines der wichtigsten Dokumente ist, war eine der größten Seltenheiten geworden und wurde im Buchhandel fast mit Gold aufgewogen. Der Roman, den der Verfasser als Jüngling bereits als „verwildert" bezeichnete, der natürlich dann erst recht dem zum strengen Katholiken gewordenen Dichter eine unangenehme Erinnerung war, ist von den mit der Herausgabe seiner Werke betrauten Verwandten nicht in die jetzt ja auch schon selten gewordene Gesamtausgabe mit aufgenommen worden. Jetzt ist uns also ein Neudruck, von Anselm Ruest überwacht, im Verlag von Hermann Seemann Nachf. (brosch. Mk. 6.—) geschenkt worden. Ist Brentano selber wohl die reinste Verkörperung des Begriffs des Dichters als Phantasiemensch, so ist dieser Roman das naivste Produkt dieses ganz der Phantasie hingegebenen Jünglings. Es fallen einem ihm gegenüber alle möglichen modernen Worte ein, Impressionismus z. B. für die Art der Landschaftsschilderung, dann aber auch nervöse Stimmungen in der Art des Dänen Jacobsen; daneben ist wieder manchmal etwas vom Geiste Goethes lebendig, der ja so stark und beglückend auf die jungen Romantiker wirkte. Alles in allem wirklich ein verwildertes Buch, aber schön wie ein verwilderter Garten. Wie in einem solchen läßt sich hier träumen, und wenn man den Überblick über die Gesamtanlage vermißt, wenn viel Schönes in dieser durch die Verwilderung verdeckt oder gar zugrunde gerichtet ist, so ist im einzelnen doch auch wieder manches gerade darum reicher, üppiger geworden. Dem literarischen Feinschmecker wird jedenfalls dieses Buch, das übrigens auch jetzt nur in einer beschränkten Auflage gedruckt worden ist, immer große Freude bereiten.

Mehr in den Kreis des jungen Deutschlands gehört die Tätigkeit Ludwig Wolframs (1807—52), der unter dem Decknamen F. Marlow schuf und heute eigentlich selbst von der Literaturgeschichte vergessen ist. Ich glaube doch mit Recht, obwohl ich gern zugebe, daß dieser Mann als Mensch in seinem in

keinem Verhältnis zu den vorhandenen Kräften stehenden übermäßigen Wollen für die kulturgeschichtliche Erkenntnis seiner Zeit wertvoll ist. Jedenfalls durfte, wenn man ihn uns näher bringen wollte, keine so ungeschickte Form gewählt werden, wie der bei Ernst Frensdorff, Berlin, als Nr. 6 der „Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten" von Otto Neurath herausgegebene „Faust". Denn diesem verworrenen und unklaren, wenn auch in der ursprünglichen Konzeption bedeutenden und im einzelnen packenden dramatischen Gedicht, das hier 218 Seiten füllt, ist eine enggedruckte Einleitung von 518 Seiten vorangeschickt. Ein geradezu abschreckendes Muster philologischer Kleinarbeit, bei der mit einem manchmal grotesk wirkenden Fleiß alle Kleinlichkeiten des äußeren Lebensganges zusammengetragen sind, so daß man am Ende manchmal fast besser weiß, wo der Herr Wolfram gepumpt und gelumpt hat, als was er eigentlich erstrebte und leistete.

Im Anschluß an diese Neudrucke sei auf eine größere Auswahl aus Klemens Brentanos Schriften aufmerksam gemacht, die in zwei Bänden von Herders Verlag in Freiburg i. Br. vorgelegt wird. Es ist dies die zweite Auflage der schon vor Jahren von Diel veranstalteten Auslese. Leider ist sie nur in einzelnen Punkten der Einleitung und Erläuterung vermehrt und nicht in den eigentlichen Textbeiträgen. Das bedauere ich vor allen Dingen für den Abschnitt der Briefe, der hier geradezu kläglich und gar nicht charakteristisch wirkt, während Brentano zweifellos zu den größten Briefschreibern deutscher Junge gehört. Auch gegen die Auswahl der Gedichte wäre manches einzuwenden, und es wäre zweifellos wertvoller gewesen, an Stelle der ganzen Romanzen vom Rosenkranz einiges aus Brentanos Dramen zu bringen. Geschmückt ist diese sorgfältig gedruckte und bei der vorzüglichen Ausstattung für 7 Mk. sehr billige Ausgabe durch sechs prächtige Bilder Eduard v. Steinles.

Von den Sammlungen, die sich bestreben, dem heute überlasteten Menschen das Eindringen in die Literatur der Vergangenheit dadurch zu erleichtern, daß ihm nur das Wertvollste daraus geboten wird, führt die eine den Titel „Die Fruchtschale" und erscheint im Verlage von R. Piper & Ko. in München. Im Gegensatz zu unseren „Büchern der Weisheit und Schönheit" verfolgt die Sammlung weniger das Ziel, uns ganze Persönlichkeiten nahezubringen, als einzelne selten gewordene Werke oder wenig bekannte Schriftsteller zugänglicher zu machen. Da über einige dieser Bände in anderem Zusammenhange zu berichten ist, genüge hier der Hinweis auf jene Bände zur deutschen Literatur, die ein allgemeineres Interesse wecken. Die Ausgabe von Platens „Tagebüchern", die Erich Petzet besorgt hat (brosch. Mk. 3.50), ist eigentlich nur im Zusammenhange mit der großen Ausgabe von Engelhardt recht zu gebrauchen, denn Petzet hat einseitig die Platens Homosexualität betreffenden Stellen aufgenommen, die der ältere Herausgeber ebenso einseitig ausgeschlossen hat. Friedrich Schlegels „Fragmente und Ideen", wie sie Franz Deibel sammelt (brosch. Mk. 3.—), nähern sich bedenklich der Art der Breviere. Da aber Schlegel in seiner ganzen Art etwas Aphoristisches hatte, wird man diese Sammlung von über 700 Aussprüchen mit Bewunderung für diesen scharfen Geist genießen. Eine fesselnde Art der Brevierform bietet dagegen Harmuth, indem er aus Aussprüchen Adalbert Stifters eine Selbstcharakteristik des Dichters zusammenstellt (brosch. Mk. 3.—). Schließlich sei noch zweier Neudrucke Erwähnung getan. Jörg Wickrams schöne alte Geschichte „Der Goldfaden", dieser in seiner Einfachheit und rührenden Einfalt poesievolle Ent-

wicklungsroman vom Jahre 1557 wird in der Erneuerung geboten, die ihm Brentano gegeben hatte. Noch mehr bibliographische Seltenheit waren die „Irischen Elfenmärchen" in der Ausgabe der Brüder Grimm geworden. Ich wünschte sehr, daß diese unterhaltsamen, einer köstlich bewegten Phantasie entstammenden Märchen wieder zu einem Lesebuche des deutschen Hauses würden. Auch die Kinder werden daran in Gemeinsamkeit mit den Erwachsenen sich freuen. Die Ausgabe hat in geschickter Weise den überflüssigen, kritischen Ballast weggelassen. Sehr erfreulich ist auch der auf Grund der siebenten großen Ausgabe, der Ausgabe letzter Hand, vom Jahre 1857, von Reinhold Steig besorgte als 32. Auflage sich darstellende Neudruck der Originalausgabe der „Kinder- und Hausmärchen", gesammelt durch die Brüder Grimm, mit Herman Grimms Einleitung nach dem Handexemplare und acht Bildern von Ludwig Emil Grimm (Stuttgart und Berlin, Cotta).

Als eine Art großangelegter Anthologie stellt sich die Sammlung „Statuen deutscher Kultur", herausgegeben von Will Vesper, dar. (Chr. Becksche Verlagshandlung in München.) In der allgemeinen Ankündigung heißt es: „Die ‚Statuen deutscher Kultur' wollen keine philologische Belehrung, sondern Genuß und innere Bildung vermitteln. Sie werden in wenigen Jahren einen Überblick über die gesamte deutsche Kultur und Literatur geben und die Höhepunkte des geistigen Lebens der Vergangenheit dem heutigen Leser zu lebendigstem Genusse naherücken. Nicht Totes sollen sie beleben, sondern nur das, was noch heute jeder zu seiner Freude besitzen und genießen kann, leichter zugänglich machen. Die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten wie das Wesen ganzer Epochen wird dabei dem Leser unmittelbarer und nachdrücklicher klarwerden als bei dem Studium noch so guter Literatur- und Kulturgeschichten."

Der Plan ist für den ersten Augenblick sehr bestechend, aber kaum durchführbar, auch dann nicht, wenn der Herausgeber sich weniger von persönlichen Liebhabereien wird leiten lassen als bisher. Denn im Wesen der Anthologie liegt vielmehr objektive Wertschätzung. Damit soll nichts gegen die Einzelleistungen in den bisherigen Bänden gesagt sein, aber sie machen doch mehr den Eindruck von Darbietungen literarischer Liebhaber und Feinschmecker, und es kommt dadurch leicht etwas so Willkürliches in die Auswahl hinein, daß man darin durchaus nicht eine Vermittlung des Besten aus der betreffenden Dichterpersönlichkeit, ja nicht einmal des für sie besonders Charakteristischen sehen kann. So ist z. B. das Herausheben der in Novalis „Heinrich von Ofterdingen" eingestreuten Märchen zu einer besonderen, unter dem Titel „Novalis' Märchen" gefaßten Ausgabe zweifellos ein starkes Verwischen des Charakteristischen in diesem herrlichen Buche und darüber hinaus ein Unrecht gegenüber der ganzen Romantik, für die die Vermischung des Märchens mit der Realität ja geradezu zur Lebensaufgabe wurde.

Ebenso ist es letzterdings unmöglich, Jean Paul dadurch zu charakterisieren, daß man aus ihm nun so kleine Stücke herausschneidet, wie Will Vesper es hier in Jean Pauls „Träumen" macht. Nicht daß ich den Reiz dieser Sammlung bestreiten wollte, aber sie gibt mir nicht Jean Paul. Auch dann nicht, wenn man einen zweiten Band „Idyllen" hinzufügen und neben den Wolkenflieger den sich in die Enge einbauenden Schilderer des Kleinen stellen wird. Denn auch hier ist gerade wieder das Aufeinanderprallen dieser Weltgegensätze charakteristisch, und eine glücklich gekürzte Ausgabe des „Titan" und der „Flegeljahre" würde den Zweck, Jean Pauls Stellung als Statue deut-

scher Kultur zu charakterisieren, viel besser erfüllen können als diese mit großer Kenntnis zusammengestellte Auslese aus verschiedenen Werken. Und so könnte ich eigentlich bei jedem der mir vorliegenden Bändchen die gleiche Einwendung erheben, daß sie gerade jenen in der Vorrede hervorgehobenen Zweck nur zum Teil zu erfüllen vermögen. Wohl aber sei sehr gern anerkannt, daß das, was hier geboten wird, rein für sich genommen, literarische Feinkost ist. Der Herausgeber der Sammlung Will Vesper ist dabei selbst ein Dichter von Geschmack, wie seine Nachdichtung des alten „Meier Helmbrecht" von Wernher dem Gärtner bezeugt. Und daß er sich nicht durch die herkömmlichen Urteile beeinflussen läßt, zeigt die Auswahl „Deutscher Gedichte des 17. Jahrhunderts", die in einer Ehrenrettung Hoffmannswaldaus gipfelt. Freilich müßte ich auch gerade hier wieder vom allgemeinen Standpunkte aus einwenden, daß die Wüste Sahara eine Wüste bleibt, trotzdem einzelne herrliche Oasen darin stehen, und es ist ganz sicher, daß es unmöglich ist, die Sahara dadurch zu charakterisieren, daß man Beschreibungen und Bilder dieser Oasen zusammenstellt. Die Bändchen sind geschickt ausgestattet und schwanken im Preise der etwas zu dunkel kartonierten Bände zwischen Mk. 1.20 und Mk. 1.80.

Hierher gehört auch die bei Eugen Diederichs in Jena erscheinende Sammlung „Erzieher zu deutscher Bildung". Wenn man den Band „Schiller, ästhetische Erziehung" in die Hand nimmt, bekommt man den besten Begriff dieser Art. Er zerfällt in drei Teile: „Schiller als ästhetischer Erzieher", „Anwendung der Grundsätze" und „Schiller als Kritiker". Der erste hat 124, der zweite 60 und der dritte 75 Abschnitte aus verschiedenen Werken. Der Herausgeber, Alexander v. Gleichen-Rußwurm, reiht diese Stellen so aneinander, daß daraus eigentlich der systematische Aufbau des Ganzen sich ergibt. Es ist eine bedeutende Arbeit, die geleistet wird, von großer Sachkenntnis und wahrer Liebe getragen. Aber ich sage mir doch, in Wirklichkeit ist dieses ganze Buch eine Materialiensammlung des Herausgebers zu einem Werke über Schillers Ästhetik, nicht aber Schillers Ästhetik selbst. Es verbietet sich hier von selbst, alledem im einzelnen nachzugehen. Aber es ist doch zweifellos eine Art von Vergewaltigung oder zum mindesten von persönlicher Willkür gegenüber einem so großen ästhetischen Denker, wie Schiller es ist, ein von ihm einheitlich und als Ganzes geschaffenes Werk, wie etwa „die Briefe zur ästhetischen Erziehung", nun in etliche Dutzende von Aphorismen zu zerlegen und zwischen diese Aphorismen solche aus anderen Werken einzustreuen.

Dasselbe gilt für den vom gleichen Herausgeber stammenden Band „Klassische Schönheit", der Winkelmann und Lessing bringt. Gerade die Tatsache, daß Bruchstücke eines ursprünglich organisch Ganzen von einem dritten wieder so zusammengestellt werden, daß sie erneut ein Ganzes bilden, scheint mir bedenklich. Ich lasse das gern gelten gegenüber Schriftstellern, denen diese Fähigkeit, Ganzes zu gestalten, fehlt, wie etwa Hamann, in gewisser Beziehung auch Herder. Sonst aber kann ich mich noch eher mit einem ausgesprochenen Brevier oder einer mehr lexikalischen Anordnung befreunden, weil da der Herausgeber nicht ein neues Ganzes uns vortäuscht. Oder aber man tue den Schritt weiter und gebe eine wissenschaftliche Darstellung des betreffenden Gebietes mit möglichster Ausdehnung der Proben aus den zu beurteilenden Werken. Etwas Derartiges stellt das Bändchen „Schicksal und Wille", ein Versuch über Henrik Ibsens Weltanschauung von Dr. Wilhelm Hans, dar. (München, Becksche Verlagsbuchhandlung. Mk. 1. 50.) Hier könnte

allerdings mehr zitiert sein. Im übrigen scheint mir in Ibsens Persönlichkeit zu sehr das Aufbauende betont zu werden.

Es ist bezeichnend für die zu Anfang charakterisierte Einstellung unseres Verlagsbuchhandels, wenn dieses Werk, das eigentlich eine wissenschaftliche Arbeit über Ibsen darstellt, auf dem Umschlag als besonders hervorgehobene Empfehlung den Aufdruck erhält, daß es zugleich ein wertvolles Ibsenbrevier sei. So stark ist also offenbar die Nachfrage nach diesen Brevieren, die in Unzahl den Büchermarkt überschwemmen. Über die Berechtigung dieser Büchergattung ist in der letzten Zeit viel hin und her gestritten worden, wobei sich allmählich immer mehr die Empfindung eines Brevierunfuges eingestellt hat. Was für die Breviere angeführt werden kann, hat Rudolf Presber in seinem Shakespearebrevier (Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin. Mk. 2.—) gesagt: „Die zehn Historien, zwölf Tragödien und vierzehn Komödien Shakespeares", so führt Presber aus, „füllen zwölf dicke Bände. Nicht die Hälfte aller Gebildeten, die den ‚Hamlet' genau kennen, aus ‚Romeo und Julia' manches gute Wort in bewegter Stunde zitieren und dem ‚Sturm' endlich eine kongeniale Darstellung — wünschen, kennen sich aus im ‚König Johann, oder erinnern sich dankbar der üppig blühenden Schönheiten, die etwa in einem unserer Beurteilung der Antike so fernliegenden Drama, wie ‚Troilus und Cressida', vom aufmerksamen Leser zu pflücken sind im Gestrüpp der Irrtümer, die mehr der Zeit als ihrem Dichter zur Last fallen. Die Jugendwerke, in denen das Genie erst tastend, zögernd, irrend seine steilen Wege zur einsamen Höhe sucht, werden wohl mehr genannt als gelesen; sicherlich mehr gelobt als geliebt. Und — heucheln wir nicht! — die auf der Schulbank eingepflanzte, im Theaterparkett gefestigte Verehrung für den großen Briten, dessen Wiedergeburt für die Weltliteratur ein ruhmreiches Werk deutscher Jugend, deutschen Geistes und deutscher Begeisterung war, gründet sich in der breiten Masse der lauten Literaturfreunde auf ein starkes Drittel seiner Dramen, das der lebenden Bühne die lockende Aufgabe, ehrgeizigen Darstellern das reizvolle Problem stellt; das über die britische Insel und das Zeitalter der Elisabeth hinaus mit weithin sichtbaren, allen begreiflichen, von Kritik und Mode unverwischbaren Farben die grandiosen Bilder der Liebe und der Eifersucht, des Stolzes und der Demut, der Vasallentreue und des Verrats gemalt hat. Der ganze Shakespeare wird stets nur ein Herzensschatz weniger sein. In Zukunft vielleicht noch mehr als heute. Die Werke, die es verdienen, gekannt zu werden, mehren sich in allen Sprachen der Kulturvölker. Vortreffliche Übersetzungen schlagen die starken Brücken von Volk zu Volk. Technik und Erfindungen stellen immer größere Anforderungen an den lernenden und in sich aufnehmenden Menschengeist. Und einem Erdenleben, einem emsigen Sich-Regen und lodernden Sich-Verzehren solchen Nervenbündels, Mensch genannt, wird in kommenden Jahrhunderten kaum eine größere Zeitspanne zugemessen sein als heute. So wird es vielleicht immer wenigeren beschieden sein, erinnernd zurückzukehren zu den durch Wert und Inhalt die Handlung überstrahlenden Äußerungen seines Genies in jenen Stücken, die als zu fremd, zu englisch, als veraltet, als minder bühnengerecht den vielbeschäftigten deutschen Leser nicht zur Wiederholung der Lektüre locken ..."

Hier also soll das Brevier nach Presbers Ansicht einsetzen. Aber glaubt man nun wirklich, die in den nicht mehr zu lesenden Werken liegenden Schönheiten dadurch zu retten, daß man einige Dutzend Zitate daraus gewinnt?

Eine Rettung wäre doch dann überhaupt nur so möglich, daß man vielleicht eine ganz gedrängte Inhaltsangabe der betreffenden Werke gibt und innerhalb dieser Inhaltsangabe das Schönste und Wertvollste dem dichterischen Wortlaut nach mitteilt. Alle noch so ausgedehnten Ansammlungen von Zitaten dagegen werden niemals einen Begriff von der dichterischen Arbeit eines Künstlers zu vermitteln vermögen. Eher ist das natürlich für seine Weltanschauung zu erreichen. Und von diesem Standpunkte aus lasse ich mir dieses Shakespearebrevier sehr gern gefallen, und zwar gerade weil Shakespeare dieser Urdramatiker ist, der so ganz hinter den Gestalten seiner Dramen zurücktritt, so durchaus diese aus sich heraus sprechen läßt. Es ist dann von besonderem Reiz, aus genauer Kenntnis des Gesamtschaffens des Dichters heraus jene seiner Äußerungen zusammenzustellen, in denen er vermutlich seine persönliche Anschauung mitteilt; freilich ist das wie jedes derartige Schaffen natürlich durchaus subjektiv und am letzten Ende Gelehrtenarbeit. Presber hat nach dieser Richtung gute Arbeit für Shakespeare geliefert, wie schon die ganze Anordnung seines hübsch ausgestatteten Büchleins zeigt, das die Zitate unter Stichwörtern wie: Erziehung, Geschlecht, Liebe, Ehe, Freundschaft, Ehre, Moral, Kunst, Fürst und Volk und dergleichen mehr einordnet.

Dann gibt es noch zwei Formen von Brevieren, die mir als wirkliche Bereicherung unseres Bücherbestandes erscheinen. Für die eine ist das Tolstoi-Buch von Dr. Heinrich Meyer-Benfey (Berlin, Franz Wunder) bezeichnend. Es bringt ausgewählte Stücke aus den Werken Tolstois und ist nur zu kurz. Bei etwa doppeltem Umfang wäre es dem Herausgeber gelungen, wirklich ein Gesamtbild von Tolstois Dichten und Denken zu vermitteln. So kommen manche Seiten seiner Arbeit zu kurz weg. Im übrigen aber wäre auf diese Weise tatsächlich eine Vorstellung von der Gesamtarbeit eines Mannes zu vermitteln, und sie scheint mir dort vor allem angebracht, wo diese betreffenden Dichter und Denker durch Rasse und Nationalität von uns verschieden sind, so daß sie uns doch nicht als Ganzes zu eigen werden können. Die Auswahl ist übrigens so gut, daß vor allen Dingen der erste Teil, der aus den Werken jene Stücke und Szenen zusammenstellt, in denen Tolstoi seinen eigenen Entwicklungsgang darstellt, selbst für den Kenner seines Gesamtschaffens wertvoll ist.

Der andere Breviertypus hat einen vorzüglichen Vertreter im Schubertbrevier von O. E. Deutsch. Es bildet einen Band der mir sonst nicht sympathischen Brevierbibliothek von Schuster & Löffler in Berlin. Hier ist zusammengetragen, was wir an authentischen persönlichen Kundgebungen Schuberts besitzen. Darüber hinaus das, was an Zeugnissen von Zeitgenossen und Freunden über den Künstler uns erhalten ist. So bietet das Büchlein geradezu das Material zu einer Biographie Schuberts, wird aber auch von jenem, der nur den einzelnen Baustein für sich ansieht, als wertvolle Beihilfe zur Erkenntnis der Persönlichkeit des Liedersängers begrüßt werden. Es versteht sich von selbst, daß solche Büchlein am ehesten zusammenzustellen sind aus solchen Zeugnissen des Menschen selbst und anderer über ihn, und es wäre vor allen Dingen für zahlreiche bildende Künstler und Musiker in dieser Hinsicht viel zu tun.

Karl Storck

Neue Bücher

Anastasius Grüns sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Anton Schlossar (Graz). Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe. (Leipzig, Max Hesse. In zwei Leinenbänden Mk. 4.—.)

Der Zufall, daß der 100. Geburtstag des österreichischen Dichters Anastasius Grün mit dem Zeitpunkt zusammenfiel, in dem 30 Jahre seit seinem Tode verflossen sind, ermöglichte die schönste Feier dieses Gedenktages, die einem Dichter widerfahren kann, nämlich die Veranstaltung einer guten und billigen Gesamtausgabe seiner Werke. Diese Feier war bei Anastasius Grün um so dringender erwünscht, als es bisher keine Ausgabe seiner Werke gab, die berechtigten Wünschen zu entsprechen vermochte. Einzelausgaben aber waren entweder zu teuer oder zu schwer zugänglich. So ist es gekommen, daß der Dichter des „Letzten Ritters", der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" und des „Schutts" einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Viele andere sehr verdienstliche Werke, zu denen ich vor allen Dingen den „Pfaffen von Kahlenberg" rechne, sind überhaupt kaum jemals recht bekannt geworden. Dem ist nun abgeholfen. Der rührige Verlag Max Hesse in Leipzig legt uns eine Gesamtausgabe der Werke Grüns in 10 Bänden zu einem so billigen Preise vor, daß es jedermann möglich ist, den Dichter genau kennen zu lernen. Einzelausgaben der Hauptwerke werden auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wir haben bei Gelegenheit des 100. Geburtstages die literarische Stellung Grüns zu würdigen gesucht und brauchen heute nicht wieder darauf einzugehen (8. Jahrg., Bd. II, S. 246). Die von Anton Schlossar, dem verdienten Grazer Bibliothekar, besorgte Sammlung bietet nicht nur eine Sammlung des bisher Zerstreuten, sondern auch viel noch nicht Gedrucktes; außerdem aber eine 200 Seiten füllende Biographie und erschöpfende Einleitungen zu den einzelnen Werken. Druck und Ausstattung bewähren die oft gerühmten Vorzüge der Hesseschen Klassikerausgaben.

*

Heinz Tovote, „Hilde Vangerow und ihre Schwester" (Berlin, Fontane & Ko., 3,50 Mk.).

Es ist bezeichnend für die Tatsache, daß auch jene Unterhaltungsschriftsteller, denen es nur auf die Befriedigung eines breiten Publikums ankommt, ernstere Lebensfragen behandeln müssen, um sich die Aufmerksamkeit zu erhalten, wenn Heinz Tovote einen Problemroman schreibt. Man wird diesem Schriftsteller kaum höhere literarische Absichten zugeschrieben haben, und wenn er sich jetzt den Anschein gibt, als ob er solche verfolge, hat er jedenfalls seine guten Gründe. Denn daß er das breite Lesepublikum kennt, ist nicht zu bestreiten. So erfreulich nun dieses Zeichen für den Gesamtstand unserer Unterhaltungsliteratur ist, so wenig vermag die Leistung zu befriedigen, die Tovote auf diesem für ihn neuen Felde gelungen ist. Die ganze Art, wie Hilde Vangerow dem Kunstkritiker, durch dessen eifrige Verteidigung sie eine gesuchte Künstlerin wird, anheimfällt, wie die Art, in der sie nachher des Gatten überdrüssig wird, ist durchaus oberflächliche Mache. Der Literaturfreund kann also auch den neuesten Tovote ruhig ungelesen lassen.





Der Begriff und die Aufgaben des Kunstgewerbes

Von

Dr. Georg Lehnert

Der Begriff und die Aufgaben des Kunstgewerbes — wir entnehmen die folgenden Ausführungen mit Erlaubnis von Verfasser und Verleger der „Illustrierten Geschichte des Kunstgewerbes". Herausgegeben von Georg Lehnert (Berlin, Martin Oldenburg), vgl. die Besprechung in diesem Heft — sind erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts festgelegt worden. In früheren Zeiten hat man einerseits die handwerkliche Arbeit nach Anlage und Bedarf ohne weiteres kunstreich gestaltet, andererseits die freie Kunst zum großen Teile dekorativen Zwecken gewidmet. Als jedoch im 19. Jahrhundert die Maschine die wirtschaftlichen Verhältnisse umgestaltet, geht jene selbstverständliche Einheit dahin. Seitdem bildet das Kunstgewerbe ein Sondergebiet und unterliegt als solches wissenschaftlicher Bearbeitung. Ihm haben sich im Laufe zweier Geschlechter immer neue Bereiche angegliedert, so daß wir heute sein Ziel zusammenfassend dahin bezeichnen können: das Kunstgewerbe will allem in unserer Umgebung, das nicht der Natur, der Baukunst, Malerei oder Bildhauerei entspringt, künstlerisches Gepräge verleihen, ohne seinen Nutzwert zu schmälern. Es ist also jede menschliche Tätigkeit als kunstgewerbliche zu bezeichnen, die darauf abzielt, unter Wahrung der Brauchbarkeit unser Gerät, unsere Kleidung und unsere Wohnung mit künstlerischem Inhalt zu erfüllen. Schönheit und Verwendbarkeit sind unerläßlich für ein kunstgewerbliches Erzeugnis. Ob aber der kunstgewerbliche Gegenstand aus Handarbeit hervorgeht oder auf einer Maschine entsteht, kommt hierbei ebensowenig in Betracht wie die Frage, ob sich künstlerisches Mitwirken an jedem Stück derselben Art oder nur an dem ersten Stück, dem Modell, betätigt. Entscheidend bleibt immer nur, daß sich künstlerisches und gewerbliches Schaffen zu einem gemeinsamen, einem bestimmten Zweck dienenden Erzeugnis vereinigen. Das Zusammenwirken von künstlerischem und gewerblichem Schaffen ist das Wesentliche; eine Gebrauchsform nachträglich mit

künstlerischen Zutaten versehen, heißt nicht, wahres Kunstgewerbe treiben. Gebrauchs- und Kunstform müssen gleichzeitig und untrennbar voneinander aus freier, innerer Selbständigkeit des Schaffenden heraus entstehen: dann erst gelangen wir zu einem Erzeugnis von kunstgewerblichem Werte.

Der künstlerische Inhalt bildet das erste Erfordernis jedes kunstgewerblichen Erzeugnisses. Ohne ihn stellt es ein Produkt des Handwerkes oder der Industrie dar. Auch dieses braucht der Schönheit nicht zu entbehren; der Umriß eines Schiffes, die Silhouette einer Kettenbrücke sind schön, obgleich beide nur der Nützlichkeit entspringen. Der Nutzwert, der praktische Zweck ist das zweite Erfordernis des kunstgewerblichen Erzeugnisses. Ohne ihn ist es ein Produkt der Kunst. Nicht zu verwechseln mit Kunst ist Künstelei und Kunstfertigkeit. Aus ein und demselben Stück Elfenbein mehrere ineinandersteckende Hohlkörper herzustellen, bedeutet, auch wenn die gewählte Form schön ist, nur eine Künstelei; der Bronzeguß nach einem sorgsam abgeformten Naturobjekt legt vollgültigen Beweis von hoher Kunstfertigkeit seines Erzeugers ab, ist aber ebensowenig wie jene Elfenbeinschnitzerei ein Kunstwerk. Der praktische Zweck des kunstgewerblichen Erzeugnisses hängt nicht davon ab, ob es dem Gebrauch oder der Zierde dient. Das eine wie das andere bezeichnet ein Ziel, einen Nutzwert. Der Zweck aber bestimmt Form und Stoff des kunstgewerblichen Erzeugnisses. Form und Stoff, oder was dasselbe sagen will, Gestalt und Material, ziehen Grenzen, innerhalb deren der künstlerische Gedanke sich bewegen muß. Die Form soll künstlerisch sein und doch ihren Zweck erreichen; der Stoff besitzt Eigenschaften, die seine Verwendbarkeit bedingen und eine nur ihm zukommende Arbeitsweise vorschreiben: die Technik des Stoffes. All dem hat das kunstgewerbliche Erzeugnis Rechnung zu tragen.

Die beiden Haupterfordernisse des kunstgewerblichen Erzeugnisses, künstlerischer Inhalt und Gebrauchswert, werden daher nur erlangt durch Erfüllen des Zweckes in künstlerisch und technisch richtiger Lösung. Mit anderen Worten, das kunstgewerbliche Erzeugnis muß selbständigen künstlerischen Inhalt besitzen, seinen Zweck restlos erfüllen und allen Bedingungen von Stoff und Arbeitsweise genügen.

Eine Geschichte des Kunstgewerbes hat mithin zu zeigen, wie die Erzeugnisse menschlicher Tätigkeit, die diesen Anforderungen entsprechen, sich im Laufe der Zeiten herausgebildet haben. Um einer solchen Darstellung folgen zu können, ist notwendig zu wissen: was man unter Begriff und Aufgaben des Kunstgewerbes versteht; mit welchen Materialien es arbeitet; wie sich das große Gebiet gliedert; welche Wirtschaftsform dem Kunstgewerbe eignet; welche Bedeutung es für die Allgemeinheit besitzt; worin seine Entwicklung sich bekundet und worauf im besonderen seine Geschichte beruht und abzielt.

Die Aufgaben des Kunstgewerbes gipfeln darin, allem in der Umgebung des Menschen, das nicht unmittelbar der Natur oder der Kunst entspringt, künstlerischen Inhalt zu verleihen, ohne seinen Nutzwert zu schmälern.

Es gehört demnach im weitesten Sinne des Wortes die künstlerisch und technisch richtige, zweckdienliche Gestaltung der Kleidung und des Schmuckes ebenso zum Kunstgewerbe, wie die innere Ausbildung von Haus und Kirche, die Ausstattung von Hof und Garten, von Buch und Brief, von Möbeln und Geräten, von Waffen und Verkehrsmitteln, von Straßen und Plätzen. Je nachdem es sich dabei um ganze Räume oder um Einzelstücke handelt, spricht man von einer Raumkunst oder von einem kunstgewerblichen Einzelerzeugnis. Das Einzelstück ist das ältere von beiden; ihm hat sich das Kunstgewerbe von seinen frühesten Regungen an gewidmet; ihm hat es Jahrhunderte hindurch allein gedient. Die Raumkunst, also das Zusammenfassen der Einzelerzeugnisse zu einem praktisch brauchbaren, technisch richtigen, künstlerisch wertvollen, rhythmisch gegliederten Ganzen, hat sich erst allmählich herausgebildet. Einzelerzeugnis und Raumkunst stützen und richten sich letzten Endes auf eine allgemeine künstlerische Kultur. Denn sie sind, in der uns Menschen erreichbaren Vollkommenheit, immer nur dann möglich, wenn die Gesamtheit durchdrungen ist von künstlerischer Bildung. Das sind die Griechen der antiken Welt, die Italiener der Renaissance, die Franzosen des Rokokos gewesen; das sind heute noch die Japaner und darauf steuert, wenn nicht alles trügt, in unserem Jahrhundert das gebildete Europa hin.

Die Raumkunst, die man weniger gut auch als Innenkunst, Innenarchitektur oder Innendekoration bezeichnet, zerfällt wieder, scheinbar äußerlich, in Wirklichkeit ihrem Gedankeninhalte nach, in eine kirchliche, eine Wohnungs- und eine Gartenkunst, denen sich die Volkskunst und die Kunst der Straße anreihen. Die kirchliche Kunst bezweckt die würdige, kunstgerechte Ausgestaltung aller Räume und Gegenstände, die der Ausübung einer Religion dienen. Dazu gehören die Innenräume der Kirchen, Kapellen und Bethäuser ebenso wie die Gegenstände des Kultus, die Altäre, Kelche, Reliquienbehälter, Hostienschreine, Taufbecken, Kreuze und Leuchter. Dazu gehören nicht minder die Gewänder der Gottesdiener wie die Friedhofsanlagen, Grabsteine, Grüfte und Urnen. Der Wohnungskunst, die man zuweilen, aber nicht ganz treffend, profane Raumkunst nennt, ist das weiteste Gebiet zugefallen. Sie hat sich als öffentliche Raumkunst der Ausgestaltung aller der Räume und Gegenstände zu unterziehen, die der Öffentlichkeit dienen. Dazu gehören die Arbeitszimmer und Verhandlungssäle der Behörden, die Wartesäle und Abfertigungsräume der Verkehrsanstalten und die innere Einrichtung der Verkehrsmittel, soweit sie Menschen in sich aufnehmen. Dazu gehören aber nicht minder die Räume der Hotels und Gasthäuser, die Theater, Kaffeehäuser und Tanzsäle, die Schulen und Museen, die öffentlichen Bäder und Versammlungsorte. Neben alles das tritt die persönliche, bürgerliche oder besser gesagt private Raumkunst, der das kunstgerechte Ausbilden aller privaten Räume zufällt, gleichviel ob sie Eigenbesitz oder gemietet sind. Die Einrichtung eines Ladens oder eines Geschäftsraumes rechnet ebenso zu den Aufgaben der privaten Raumkunst wie die eines Herren- oder Damenzimmers, eines Speise- oder Musikzimmers, einer

Wohn- oder Schlafstube, einer Küche oder eines Baderaumes. Unmittelbar an diese eigentliche Wohnungskunst, der unstreitig das weiteste Feld unserer Raumkunst gebührt, schließt sich die Gartenkunst; denn der Garten ist immer nur aufzufassen als eine erweiterte Wohnung. Nicht in Frage kommen dabei die Anlagen, die dem Berufsgärtner zur Pflanzenzucht dienen; in jedem anderen Garten aber haben raumkünstlerische Grundsätze obzuwalten. Im Zusammenhange mit der Raumkunst steht die Volkskunst, jene Ausbildung der Wohnräume und des Hausrates, die aus dem naiven Empfinden des Volkes heraus das Haus kunstreich gliedert, seinen Räumen und seinem Gerät durch sinniges Gestalten Gedankeninhalt verleiht. Mit der Gartenkunst und ihren Grundsätzen wieder verwandt ist die Kunst der Straße, die Anlage, Ausbau und Verwertung der öffentlichen Plätze und Wege künstlerischen Anforderungen unterwirft. Schon dieser flüchtige Überblick über die mannigfachen Aufgaben der Raumkunst zeigt, in welch innigen Wechselbeziehungen sie zur Baukunst steht. Sie ist im Grunde nur ein Weiterführen der Architektur, eine Kunst des Bauens bis ins kleinste hinein. Das festzuhalten ist für das Verständnis der Raumkunst im besonderen wie des Kunstgewerbes im allgemeinen unbedingt erforderlich.

Denn die Raumkunst stellt schließlich doch nur das Zusammenfassen der kunstgewerblichen Einzelerzeugnisse unter einheitlichen künstlerischen Gedanken dar. Aber wenn sich auch für die kunstgerechte Ausstattung eines bestimmten Raumes immer nur Einzelerzeugnisse von gleichem oder ähnlichem künstlerischen Gedankeninhalte eignen, so hat das Kunstgewerbe doch die Pflicht, für unendlich viele, verschieden gedachte Räume das Ausstattungsmaterial zu schaffen; es hat für ein und denselben Zweck sowohl nach Maßgabe der künstlerischen Absicht und der persönlichen Wünsche, als auch in Rücksicht auf die geforderte Art des Materials und den Umfang der verfügbaren Mittel zahlreiche, in sich unterschiedene Lösungen zu suchen. Sie stellen die kunstgewerblichen Einzelerzeugnisse dar. Man faßt sie nach dem Material, also nach dem Stoff, aus dem sie gefertigt sind, in Gebiete zusammen. Diese Anordnung nach dem Stoff ist richtig und wichtig, denn auf dem Material beruht neben dem künstlerischen Grundgedanken das Wesen jedes kunstgewerblichen Gegenstandes; deshalb nämlich, weil sich der Zweck, dem der Gegenstand dienen soll, immer nur innerhalb einer einzigen Materialgruppe, oft nur innerhalb einer einzigen Materialgattung, am besten erreichen läßt, und weil sich aus den Eigenschaften des Stoffes mit unabweisbarer Notwendigkeit die Grenzen der künstlerischen Gestaltungsmöglichkeit und die Art der gewerblichen Arbeitsweise ableiten.

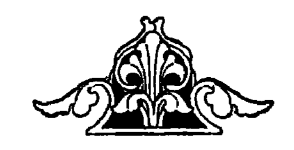
In sich kann man das Kunstgewerbe nach seinen Erzeugnissen auf verschiedene Weise ordnen; z. B. nach rein technischen Gesichtspunkten. Dann stellt man als erstes Reich die Gebiete voran, die sich natürlicher Stoffe bedienen, ohne sie in ihrer inneren Beschaffenheit wesentlich zu ändern. Sie scheidet man nochmals danach, ob ihre Stoffe der anorganischen oder der organischen Welt angehören. Das zweite Reich bilden die Gebiete,

die künstliche, aus natürlichen Materialien gewonnene Stoffe verwenden. Sie gliedert man nochmals danach, ob sie die natürlichen Stoffe nur mechanisch mengen oder auf physikalisch-chemischem Wege in vollständig neue Materialien überführen.

Jedoch ein solches Gruppieren nach ausschließlich technischen Gesichtspunkten eignet sich wohl für eine Technologie des Kunstgewerbes, nicht aber als eine Einteilung für das gesamte Kunstgewerbe. Denn in ihm wirken Kunst und Technik vereint; ihm kann also nur eine Anordnung frommen, die diesem vereinten Wirken Rechnung trägt.

Daher ordnen wir die Gebiete nach rein kunstgewerblichen Gesichtspunkten, nämlich nach der Art des kunstgewerblichen Gestaltens. Zwei Reiche erhalten wir, eines, das das Material von außen her gestaltet, und eines, das es von innen heraus formt. Zum ersten Reiche gehören alle jene Gebiete, die den Aggregatzustand ihres Materials nicht ändern, um es zu gestalten, sondern die es im gegebenen festen Zustande belassen, seine kunstgewerbliche Form nur von außen her durch Hinwegnehmen oder Hinzufügen von Material bilden. Zum zweiten Reiche gehören alle jene Gebiete, die den Aggregatzustand ihres Materials ändern, um es zu gestalten, die es aus dem festen in den weichen oder flüssigen Zustand überführen und ihm in diesem Zustande seine kunstgewerbliche Form gleichsam von innen heraus geben. Das eine Reich ist das der Kaltarbeit, das andere das der Heißarbeit. Darin bekunden sich zwei grundlegende Verschiedenheiten der kunstgewerblichen Tätigkeit. Im übrigen ordnen beide Reiche ihre Gebiete unter sich wieder nach dem kunstgewerblichen Wesen ihres Materiales und danach, ob ihre Erzeugnisse wesentlich zwei Dimensionen oder drei Dimensionen aufweisen, d. h., ob sie nur Länge und Breite besitzen, also flächenhafte Gebilde sind, oder ob sie Breite, Höhe und Tiefe besitzen, also räumliche Gebilde darstellen.

Nicht zu verwechseln mit diesem körperlichen Gestalten von außen oder von innen her ist das geistige Gestalten, das Ersinnen und Entwerfen. Es erfolgt ausschließlich aus dem Innern, dem Geiste des Schaffenden heraus, indem er, geleitet von künstlerischem Empfinden und technischem Wissen, das Bild des kunstgewerblichen Gegenstandes rhythmisch gegliedert kunst- und materialgerecht vor seinem geistigen Auge erstehen läßt. Dieses gleichsam aus sich selbst herauswachsende Bild hält er durch Zeichnung oder Modell fest.



Wilhelm von Diez

Das Vorderbild unseres heutigen Heftes bringt ein Gedenkblatt auf den am 25. Februar dieses Jahres zu München verstorbenen Maler Wilhelm von Diez. Kommen wir etwas spät, so wollen wir das Versprechen damit verbinden, im nächsten Jahrgang nochmals zu kommen und dann den Zeichner Diez unseren Lesern vorzuführen. Denn wenn ein Zeichner unserer Zeit Menzel ebenbürtig war, so Diez. In zwei Dingen aber war er Menzel sogar über: er sah nicht nur scharf, sondern auch liebevoll. Der zweite Vorzug hängt damit zusammen, nämlich, daß seine Skizzenblätter bildhafter wirken. Das kommt daher, daß, wenn er etwas ansah, immer der ganze Mensch mitsah, nicht bloß der Maler. So sah er überall Lebensbetätigung und nahm an diesem Leben Anteil. Diez war weniger witzig als Menzel, dafür reicher an Humor. Und wenn Menzel so rauhbeinig war, um in seiner Arbeit ungestört, um allein zu sein, so war Diez sackgrob, weil er mit denen leben wollte, die er liebte. Wen er liebte? Alles, worin er unverfälschte Natur sah. Seine Kinder daheim, aber auch die Philister im Hofbräuhaus, jene ganz Echten, denen der Lärm des Zapfenschlags beim Bierfaß wichtiger ist, als alle musikalischen Hoftheaterschmerzen. Ferner Fuhrleute, Bauern und das Soldatenvolk, draußen im Manöver zumal, wo das „Kriegführen" aus den gedrillten Mannschaften waffentragende Männer macht. Dann aber die Tiere. Pferde hat seit dem alten Wouwerman keiner mehr gemalt und gezeichnet, wie Diez. Und nicht nur Leben und Bewegung des einzelnen Tieres, sondern ganz hervorragend die Bewegung der Masse. Es ist aber bezeichnend, daß, so gern er das Manöver mitmachte, er für den Krieg von 1870 die Erlaubnis zur Begleitung nicht nachsuchte. Dazu liebte er alles Lebendige zu sehr.

Als Maler ist Diez allgemein bekannt durch seine Darstellungen aus dem Dreißigjährigen Kriege. Und hier sind uns seine Schnapphähne und Marodeure am liebsten. Sie zeigen zum besten, wie er diese Zeit verstand, die ihm so lebte, daß Grimmelshausens „Simplizissimus" sein liebstes Buch war. Das sind keine berufsmäßigen Mordbrenner, sie sind es durch die Not der Zeit. Diese Zeit hat er künstlerisch so beherrscht, wie Menzel die Friedrichs des Großen, und so sollte man Diez neben Menzel für das Anschauungsvermögen unserer Jugend nutzbar machen.

Diez war am 17. Januar 1839 geboren, und zwar nicht in Altbayern, wie jeder meinen muß, sondern als Sohn des evangelischen Pfarrers zu St. Georgen bei Bayreuth. Auf der Kunstschule hat es ihn nicht gelitten; vielleicht ist er darum ein so guter Lehrer geworden, als er 1871 an die Münchener Akademie berufen wurde. Denn er wußte von seiner Jugend her, daß des Kunstlehrers Aufgabe nicht ist, seine Mal- und Sehweise andern aufzuzwingen, vielmehr anzuregen und auszuspüren, wie man einer andern Individualität auf den Weg helfen kann. Ein aufrechter Mann war Diez, trotz äußerer Ehren bescheiden, aber stolz gegen alles, was sich auf äußeren Besitz etwas einbildete. St.



Neue Bücher

Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes. In Verbindung mit andern herausgegeben von Georg Lehnert (Berlin, Martin Oldenbourg. 1. [von 8] Abteilung Mk. 4.25).

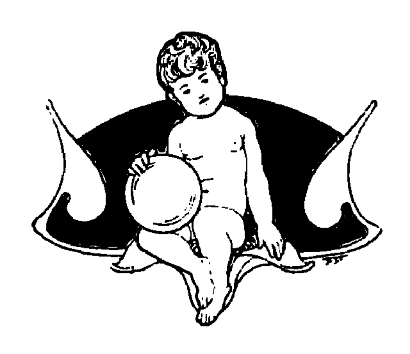
Der erste Aufsatz unserer heutigen Abteilung „Bildende Kunst" ist dem einleitenden Abschnitt dieses Buches entnommen, das wir damit unsern Lesern warm empfehlen wollten. Bei dem Übermaß von Büchern, die heute auf den Markt gebracht werden, erlebt man immer wieder die Tatsache, daß Werke, nach denen offenbar ein starkes Bedürfnis sein muß, verhältnismäßig spät erscheinen. Keine andere künstlerische Betätigung unserer Zeit hat so die Teilnahme weitester Kreise erregt, wie gerade die neuere Entwicklung des Kunstgewerbes. Das ist auch begreiflich. Reine Kunst ist immer eine Art Luxus; angewandte Kunst aber hat die Aufgabe, das schön zu gestalten, was wir brauchen. Und hier deckt sich Schönheit insofern mit Zweckmäßigkeit, als wir einen Gebrauchsgegenstand erst dann als vollkommen, und das ist schön, anerkennen können, wenn er seinem Zwecke vollkommen entspricht. So machen wir denn auch in allen Kunstausstellungen die Beobachtung, daß bei der breiten Besucherschar die Wohnräume und Einrichtungsgegenstände nicht nur am meisten besichtigt, sondern auch am lebhaftesten besprochen werden.

Schon aus dieser lebhaften Teilnahme am Gegenwärtigen ist die eindringliche Beschäftigung mit der Vergangenheit ratsam, da ja eigentlich nichts Bestehendes ohne Kenntnis seines geschichtlichen Werdens recht zu verstehen ist. Beim Kunstgewerbe kommt aber hinzu, daß der neue Aufschwung durch die Wiederaufnahme der Grundsätze der Alten ermöglicht wurde. Außerdem aber erkennt man bei den Verhältnissen der Vergangenheit am besten, wie das Kunstgewerbe der Ausdruck jeder Kulturepoche war — und zwar vor allem auch des täglichen Lebens in ihr im Gegensatz zum festtäglichen Sonntagscharakter aller hohen Kunst. So gewinnt auch der Laie gerade hier aus der Beschäftigung mit der Vergangenheit Schulung und Anregung des eigenen Geschmacks, dessen er auf diesem Gebiete um so mehr bedarf, als er hier nicht bloß Käufer, sondern eigentlicher Auftraggeber, somit oft genug Anreger sein soll.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der erste Versuch, eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte des Kunstgewerbes zu geben, gleich mit so großen Mitteln unternommen wird. Allerdings wird das Werk recht umfangreich — 8 Abteilungen zu Mk. 4.25 — und ich persönlich ziehe immer Bücher vor, die aus Kopf und Herz eines einzelnen hervorgegangen sind. Dafür wird man aber hier auch ein überall auf gründlichster Quellenkenntnis beruhendes Werk erhalten. Der Mitarbeiterstab ist glänzend. „Das Kunstgewerbe, von seinen ersten Anfängen bis zum Ausgange des klassischen Altertums, schildert Prof. Dr. Erich Pernice in Greifswald. Ihm schließt sich Dr. Georg Swarzenski, Direktor des Städelschen Institutes in Frankfurt a. M., mit einer Darstellung des Kunstgewerbes in der frühchristlichen und byzantinischen Zeit an. Prof. Dr. Otto v. Falke, Direktor des Kunstgewerbemuseums der Stadt Köln a. Rh., bespricht die Entwicklung des Kunstgewerbes während des Mittelalters. Zwischen Mittelalter und Neuzeit findet eine zusammenhängende Schilderung des asiatischen Kunstgewerbes in seiner ganz eigenartigen, vom Abendlande sehr wenig berührten Entwicklung Platz, bearbeitet von Dr. Otto Kümmel, dem zur Zeit in Japan weilenden Direktorialassistenten des königlichen Museums für Völker-

kunde in Berlin. Direktor Dr. Georg Swarzenski eröffnet die Neuzeit mit der italienischen Renaissance; ihm folgt Dr. Wilhelm Behncke, der langjährige Direktorialassistent des königlichen Kunstgewerbemuseums zu Berlin, mit der Renaissance in Mittel- und Nordeuropa. Privatdozent Dr. Moritz Dreger, Kustos am k. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, kennzeichnet den Weg, den das Kunstgewerbe im Barock und Rokoko genommen hat, Regierungsrat Joseph Folnesics, ebenfalls Kustos am k. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, führt die Darstellung weiter bis zum Ausklingen der Biedermeierzeit. Der Herausgeber, Dr. Georg Lehnert, Geschäftsführer des Vereins für Deutsches Kunstgewerbe zu Berlin, schließt das Ganze, das er mit einer Übersicht über das Kunstgewerbe eingeleitet hat, mit einer Würdigung dessen, was die angewandte Kunst seit 1850 geleistet hat."

Ganz hervorragend ist der zu einem beträchtlichen Teile farbige Bildschmuck. Vor allem wird auch viel wenig oder gar nicht Bekanntes geboten und fast durchweg in Aufnahmen nach den Originalen. — So sei also nochmals das Werk, dessen Erscheinen in Lieferungen die leichtere Anschaffung ermöglicht, warm empfohlen. Auf den Inhalt im einzelnen soll später, wenn mehr vorliegt, noch eingegangen werden. K. St.





Hebbels „Moloch" als Oper

Von

Dr. Karl Storck

Wer sich bewußt ist, daß der Schwerpunkt des Musikdramas insoweit in der Dichtung liegt, als nur ein Gedicht, das zu seinem wahrhaften Lebendigwerden der Musik bedarf, bei dem die Musik wesentlich Stoff- und Inhaltsausdruck ist, wirklich ein Musikdrama abgeben kann, der muß sich wundern, wenn ein Drama Hebbels zur Operndichtung aufgenommen wird. Gewiß ist auch bei Hebbel das eigentliche Geschehen, die Situation, das Abbild der Welt, so wichtig sie auch sein mögen, niemals das Entscheidende, sondern sie alle dienen zur Veranschaulichung einer Idee. Aber das Wesen dieser Ideendichtung Hebbels, das, was ihr auch die wirkliche Volkstümlichkeit so außerordentlich erschwert, beruht in der reinen Geistigkeit dieser Idee. Hebbel war trotz aller Leidenschaftlichkeit seines Empfindens eine Verstandesnatur; er ist einer jener Künstler, die einen Stoff, ein Problem durchdenken, bevor sie ein Abbild dieser Idee gestalten. Es ist der entgegengesetzte Weg wie in den Dramen Shakespeares oder bei Goethes „Faust", wo ein ungemein scharf gesehenes und gewaltig vertieftes, vom rein Zufälligen befreites Menschenschicksal so dargestellt ist, daß eine Menschheitsidee daraus hervorleuchtet, ja, daß dieses Menschenschicksal als Gestaltung der Idee erscheint. Bei Hebbel vermag es nur die außerordentliche Kraft seines dichterischen Vermögens, uns über die Abstraktheit des Innengerüstes seiner Dramen hinwegzutäuschen. Ganz ist für mein Empfinden dieses Abstrakte eigentlich niemals überwunden. So gibt es für mein Gefühl auch nur ganz wenige deutsche Dichter, am ehesten noch Heinrich von Kleist, die im Kern so unmusikalisch sind wie Hebbel. Denn das eigentlich Musikalische tritt im Drama doch erst dort ein, wo das Gedankliche aufhört, sei es, daß es sich um rein lyrisches Erleben handelt, wo die Gedanken nichts zu suchen haben, sei es, daß es sich um jene Tiefen der Weltanschauung, jene Höhen des Seelenfluges handelt, in die nur durch

mystisches Versenken und religiöses Empfinden zu gelangen ist. Es ist bezeichnend, daß Hebbel zum schroffen Ablehner Richard Wagners wurde.

Unter sämtlichen Dramen Hebbels leidet keines so sehr unter der Überfrachtung mit gedanklichem Gehalt, wie sein „Moloch". Das Drama ist denn auch Bruchstück geblieben, einer jener gewaltigen Torsi unserer Literatur, die wir mit staunender Ehrfurcht zu betrachten gewohnt sind, bei denen wir immer die Vollendung ersehnen und wo wir uns doch im letzten Grunde nicht verhehlen können, daß ein großer Teil der wunderbaren Wirkung gerade auf ihrem bruchstückhaften Charakter beruht, daß der Unterbau zu riesenhaft ist, als daß er eine gleichwertige Vollendung hätte finden können.

Wir sind über Hebbels Absichten bei dieser Dichtung klar unterrichtet, und danach können wir sagen, daß die Dichtung unvollendet blieb, weil neben der Überfrachtung mit gedanklichem Gehalt Hebbel versuchte, eine Reihe von Ideen, die dem heutigen geistigen Erkennen einfach als Tatsachen erscheinen, auf einen gleichen Urgrund zurückzuführen. Eine kurze Betrachtung der Dichtung Hebbels wird das am besten erweisen; sie bedeutet hier keine Abschweifung, weil Emil Gerhäuser, der Textdichter von Max Schillings, den Inhalt dieser Akte im ganzen übernommen hat.

Hiram, ein wunderbarer alter Greis, Sproß des stärksten Geschlechtes Karthagos, hat die Zerstörung seiner Vaterstadt durch Rom erleben müssen. Priester und gläubiger Verehrer des karthagischen Gottes Moloch, erkannte er aus diesem furchtbaren Ereignis die Ohnmacht der Gottheit; darüber hinaus fühlt (nicht erkennt) er die Unwahrheit der Gottheit, ihr Nichtvorhandensein. Jedenfalls erkannte er, daß die Gottheit erst dadurch zur Macht in der Welt wird, wenn sie von Menschen sich dienstbar gemacht werde. Und so soll Moloch Hiram dazu dienen, an Rom die Rache für den Untergang Karthagos zu vollziehen. Fähig zum Vollzug dieser Rache an der übermächtigen Stadt hält er das Volk der Germanen, zu dem seine Volksgenossen ja so oft gelangt sind, wenn sie den goldenen Bernstein holten. Wohl sind diese Germanen in ihrem innigen Zusammenhang mit der Natur zur Ahnung der Gottheit gelangt, aber zur Gestaltung ist es nicht gekommen. Moloch soll für die Germanen diese Gestaltung sein. Hiram baut seinen Plan darauf, daß er imstande ist, den Germanen die Segnungen der unter den günstigeren Himmelsbedingungen des Südens entwickelten Kultur zu bringen. Das werden Gaben Molochs sein. Wenn einst die Segnungen der Kultur das Volk dem Moloch und seinem Priester dienstbar gemacht haben werden, will Hiram diesem Volke verkünden, daß diese Kultur, die hier im Norden der schweren Arbeit bedarf, in einem schöneren Süden mühelos und dabei unendlich schöner und üppiger gedeiht. Er rechnet damit, daß die Söhne des Nordens dann diesen Süden für sich werden gewinnen wollen. Dieser Süden sei Rom, das von den Germanen erobert und vernichtet werden wird. Hirams Endziel ist also eigentlich ein negativer Wert: Zerstörung, Befriedigung seiner Rache.

Die beiden Akte Hebbels führen in grandiosen Szenen aus, wie Hiram mit seinem Gotte landet, wie er durch seine ehrfurchtgebietende und mit allen Künsten alterfahrener Priesterkultur arbeitende Persönlichkeit sich Eindruck verschafft. Von den Intelligenzen im Lande Thule fallen ihm jene, in denen Gefühl und Phantasie so stark entwickelt waren, daß sie zur Ahnung des Gottesbildes durchgedrungen sind, zum Opfer. Der junge Königssohn Teut und seine Mutter beugen sich Moloch, wogegen die älteren Männer der Tat, denen der Kampf mit dem Leben nicht mehr Zeit zum Träumen läßt, widerstreben. Sie sehen in Moloch das aus der Fremde kommende Ungetüm, das ihnen die, gerade so wie sie ist, liebgewordene Heimat zerstören will. Ihr Führer, der alte König Teut, wird von seinem Sohn besiegt und weicht in die Einsamkeit des Tales des Todes zurück. Mit dem Fällen der Wälder, die der Sonne das Durchdringen zur Erde verhindern, also mit dem Beginn zur Kulturarbeit schließt Hebbels Fragment.

Hebbel hat schon in diesen beiden ersten Akten neben dem großen Molochproblem in die Träger der Entwicklung weitere Probleme gelegt. Vor allem ist der junge Teut zu sehr belastet. Er leidet am Kampfe gegen den Vater, er hat die Pietät, die gerade nach Hebbels Meinung das Grundwesen der Religion ausmacht, verletzt. Außerdem steht er im Konflikt der Liebe mit einem Weibe, das durch seine naive Naturempfindung, seine vom Gedanken der weiblichen Hingabe völlig beherrschte Natur gegen allen Einfluß Molochs geschützt ist. Verhängnisvoll vor allem ist, daß für Teut der Gottesglaube unlösbar verbunden ist mit dem Glauben an den Priester, der den Gott brachte.

Hebbel schwebten nun verschiedene Ideen vor. „Was mich an dem Stoffe reizte,“ sagte der Dichter einmal, „das war die Religionsidee und der Gedanke, ein Volk stammeln zu lassen. Das eine habe ich in den Nibelungen dargestellt, das andere werde ich im Christus tun. Das ist der Grund, warum ich den Moloch nicht vollende.“ Bekanntlich hat Hebbel zwar die „Nibelungen“, aber nicht den „Christus“ vollendet. Der innerste Grund liegt jedenfalls darin, daß verstandesmäßig das Problem der Religion überhaupt nicht zu lösen ist, lag schließlich letzterdings eben an der unmusikalischen Natur des Dichters. Nach einer anderen Äußerung von ihm müssen wir in dem „Moloch“ eine Tragödie des Priestertums sehen. Ein Priester ist Erfinder eines Gottes, durch den er dem Priestertum die Herrschaftsmacht über das Volk verschafft. Das gelingt ihm dank der religiösen Sehnsucht dieses Volkes. Aber gerade die verhilft dem Volke dazu, in diesem Geschöpf der Priesterhand das wahrhaft Göttliche zu fühlen und so den Vermittler zwischen Gottheit und Volk, den Priester, beiseite zu schieben, um sich den direkten Weg zur Gottheit zu bahnen. Wir hätten also gewissermaßen die Tragödie des Kampfes *zwischen Kirche und Religion*. Zweifellos ein großes und starkes Problem ...

Es sollte selbstverständlich sein, daß, wer nach Hebbel den Moloch-

stoff anfaßt, alle Kraft darauf verlegt, dieses große Problem des Kampfes zwischen Kirche und Religion herauszuarbeiten. Daß ein natürliches religiöses Gefühl zunächst die Form des Kirchlichen annehmen muß und erst im Laufe langer Entwicklung sich von diesem Kirchlichen wieder zum Religiösen durchringen kann, ist nicht nur Welterfahrung, sondern auch innere Logik der ganzen Idee. Der Stoff des „Moloch" ist dabei so angelegt, daß er erlaubt, die historisch meist auf längere Zeitläufe verteilte Entwicklung gedrängt vorzuführen. Denn jener zuerst gegen Moloch zurückhaltende Teil der Bevölkerung kann die Erfahrung, die der andere mit dem Priestertum macht, so übernommen haben, daß er gleich zur reineren Form eines religiösen Gottverhältnisses gelangt. Vor allem aber mußte, wenn dieser Stoff für ein Musikdrama aufgegriffen wurde, bei der unbedingt notwendigen Zusammendrängung des Ganzen, die das Musikdrama erheischt, auf eine möglichst scharfe Herausarbeitung dieser großen Ideenentwicklung hingearbeitet werden. Dagegen mußte das Schicksal der dabei beteiligten Personen befreit werden von allen Zufälligkeiten des äußeren, also nicht musikalischen Geschehens.

Genau das Gegenteil hat Gerhäuser getan. Er hat im großen und ganzen den Inhalt der beiden ersten Akte Hebbels übernommen, hat teils glücklich, teils zum Schaden manches Episodische hier beseitigt. Über die Art, wie Gerhäuser den Charakter des Hiram anfaßt, kann man verschiedener Meinung sein. Für die Vereinfachung und Klärung des ganzen Problems ist es ja zweifellos von Vorteil, wenn der Charakter gegenüber Hebbel vereinfacht, Hiram also ganz zum Typus des herrschsüchtigen, die Religion zum Zweck erniedrigenden Priesters wurde. Leider hat Gerhäuser auch hier nicht den Mut zu scharfer Durchführung besessen. Vor allem aber ist der dritte Akt, der die Fortführung über das von Hebbel Geschaffene bringt, vollständig mißlungen. Alles, was Idee ist und Symbol der Weltentwicklung, geht verloren, und wir erhalten einfach eine Staatsaktion. Dieser dritte Akt beginnt mit dem Erntefest der Bewohner von Thule, deren Freude Hiram ausnutzt, um sie zum Kampf gegen Rom anzustacheln. Unter Teuts Führung werden am nächsten Morgen die jungen Männer hinausziehen in die Ferne, um dort das gesegnete Land sich zu gewinnen. Entgegen Hebbel hat Gerhäuser von vornherein einen größeren Teil des Volkes dem Molochglauben nicht anheimfallen lassen. Und dieser Teil der Masse sieht jetzt die höchste Zeit zum Handeln gekommen, da die Entfernung des jungen Teiles eine verhängnisvolle Schwächung Thules bedeutet. So soll es also nach dem Willen dieser Älteren am nächsten Morgen zum Kampfe kommen mit den zum Kampfe Hinausziehenden. In dieser Nacht nun vollzieht sich die Entscheidung. Teut begegnet Theoda im Hain und erkennt die Lügenhaftigkeit Hirams. Damit bricht ihm das Ganze zusammen, alles wird für ihn Trug. Er selber drängt Hiram im Kampfe ins Meer. Er verbrennt die Schiffe, auf denen die Ausfahrt im Namen Molochs stattfinden sollte. Theoda eilt davon, den alten König zu holen.

Der Morgen ist angebrochen, da gerät Teut in Gefahr vor seiner bisherigen Gefolgschaft, die die Ausfahrt im Dienste Molochs nicht aufgeben will, die dem Molochglauben eben treubleibt. Schon scheint Teut Rettung zu kommen von der zum Kampfe gegen die Jüngeren herbeieilenden älteren Mannschaft; aber deren Führer schlägt ihm die tödliche Wunde. Über den Sterbenden beugt sich in Liebe Theoda, und schwer trauert der König über des Sohnes Verlust. Denn wie der Jüngling glaubt, daß einst der Greis im Rechte war, so erkennt dieser aus den Segnungen, die seinem Lande widerfahren sind, daß der Sohn das Gute geschaffen. Die Tragödie endet mit den Worten: „Stürzt Moloch!"

Dieser Schluß wäre völlig unbegreiflich, erschiene geradezu als kleinliche Rache an dem Götzenbild, ginge nicht in der Musik diesen Worten ein längerer, rein symphonischer Satz voraus. In diesem symphonischen Satz hat Schillings für seine Person das zu geben versucht, was der Textdichter so ganz vernachlässigt hat, nämlich eine wirkliche seelische Lösung. Und insofern gehört auch dieses Werk in die Reihe der symphonischen Opern, indem die Musik aus ihren Kräften das eigentliche dramatische Problem zu lösen trachtet. Ja, wenn nur das Problem von Gerhäuser überhaupt aufgegriffen worden wäre, wenn Gerhäuser im vorangehenden diese Ideen des Widerstreits zwischen Priester- oder Kirchenmacht und wahrhaftiger Religion auch nur angedeutet hätte, so daß der Komponist seine thematische Motivbildung an diese Gedanken hätte klammern können, dann wäre er wohl imstande, jetzt das Ende im symbolisch gewollten Sinne herbeizuführen. Aber Gerhäuser hat dem ganzen Stoff das eigentlich Tiefsymbolische genommen und hat daraus ein einfaches Menschenschicksal gemacht. Die Liebe Teuts zu Theoda ist viel zu sehr losgelöst vom Gesamtproblem, als daß sie nach der Richtung hin wirksam wäre. Wir erleben den erwünschten Sturz des Intriganten Hiram und das tragische Schicksal des Jünglings Teut, dessen Tod auch in keiner Hinsicht von dramatischer Notwendigkeit ist.

So ist Schillings durch die Dichtung auch dieses Mal wieder um seine höchsten Absichten betrogen worden. Aber auch sonst sind die beiden ersten Akte für die Komposition nicht günstig gewesen, insofern sie eigentlich nur Exposition sind, dem Vorbild Hebbels getreu vom dramatischen Gewebe nur die senkrechten Kettenfäden spannen, nicht aber den Einschlag bringen, durch den sie wechselseitig verbunden werden. Der Dichtung entsprechend bietet auch Schillings in der motivischen Bearbeitung dieser beiden Akte nur ein Nebeneinander, und erst der dritte Akt bringt ihre symphonische und damit dramatische Verarbeitung. Es kommt hinzu, daß dieser dritte Akt noch mit das Beste an neuem motivischen Material enthält in der Musik des Erntefestes und den weit ausgesponnenen Liebesmotiven Teuts und Theodas. Vielleicht, daß der geistige Gehalt des Werkes dadurch stärker hervorzuheben gewesen wäre, wenn der alte König die Erkenntnis, die er aus all diesen Geschehnissen gewinnt, in Worten verkündete.

Und auch, daß der Tod Teuts so ganz aus äußeren Gründen herbeigeführt wird, müßte in irgendeiner Form beseitigt werden. Dann wäre es doch möglich, daß das von großem Wollen und bedeutendem Können zeugende Werk unserem Bühnenspielplan dauernd gewonnen würde.

Das aber wäre bei der Gesamtlage unseres heutigen Bühnenspielplans vor allem auch im Interesse unserer musikalischen Gesamtkultur dringend zu wünschen. Wir haben zurzeit in Deutschland kaum einen zweiten Musiker, dem gegenüber man so stark das Gefühl hat, einer künstlerisch außerordentlich tief und ungewöhnlich vornehm empfindenden Natur gegenüberzustehen, wie gerade bei Max Schillings. Freilich hat diese Vornehmheit des Empfindens bei ihm einen gewissen Stich ins — ich finde kein deutsches Wort — ins Exklusive. Wir haben gerade in Deutschland eine große Zahl von Künstlernaturen, bei denen der Ausdruck der Leidenschaft etwas Gedämpftes oder sagen wir Verhaltenes hat. Das ist die Schamhaftigkeit der starken Mannesseele, die trutzende Kraft des sich bändigenden Sinnes, der jenes rückhaltlose Hinausschreien des Empfindens, das für die Romanen charakteristisch ist, dem Deutschen verbietet, bis endlich der innen tobende Vulkan die Rinde durchbricht und nun auch den härtesten Basalt schmelzt. Das ist es leider bei Schillings nicht; er ist in einem Maße Kulturmensch, wie es unsere deutsche Kunst nur selten kennt, und so hat seine Zurückhaltung etwas von der vollendeten Erziehung des Weltmannes. Das ist natürlich ein starkes Hemmnis für die letzten dramatischen Wirkungen, und ich für meine Person habe die feste Überzeugung, daß Schillings sein Bestes nicht in schweren Stoffen und bei starken Konflikten geben wird, sondern in einer mehr heiteren, aufs Feine abgestimmten Welt. Hier gedeiht dann auch mehr der Geschmack an vollendeter formaler Kultur. Man wird es dann angemessener, notwendiger finden, daß Schillings jeder gewohnten Ausdrucksweise ängstlich aus dem Wege geht und sich auch für das Alltäglichste der gesuchtesten Sprache bedient.

Es ist leicht begreiflich, daß bei einer von vornherein so hohen Einstellung der gesamten Ausdrucksweise nun eigentlich nur eine elementare Brutalität die wahrhaft dramatische Steigerung herbeiführen könnte, eben jene Naturgewalt, die schließlich vulkanartig auch den festesten Kulturbau sprengen muß. Ich glaube nicht, daß wir von Schillings eine derartige Offenbarung zu erwarten haben. Das Shakespearesche fehlt ihm. Aber sein „Pfeifertag“ beweist, daß ihm die humoristische Lösung aus Konflikten wohl gelingen dürfte, wenn er sich in rein formaler Hinsicht von der Wuchtigkeit des musikalischen Ausdrucks freimachen wird, in den unser schwer ausgerüstetes Orchester so leicht hineingerät.

Schillings ist ein *echter* Wagnerianer. Ich verstehe unter einem solchen Nachfolger und nicht Nachahmer. Er sucht sich nicht gegenüber dem Übergewicht des gewaltigen Vorbildes dadurch zu helfen, daß er den Schwerpunkt einseitig ins Orchester verlegt und symphonische Dichtungen mit Text schreibt, wie es neuerdings auch Friedrich Klose in seiner „Ilse-

bill" getan hat. Wir haben bei ihm die Parallelbewegung zwischen Bühne und Orchester und nach Kräften die Aufrechterhaltung der Bedeutung des Wortes und der Handlung. Solange wir in der Oper eine dramatische Kunstgattung sehen wollen, müssen wir doch daran festhalten, sonst geraten wir wieder in ein szenisch dargestelltes Oratorium hinein, wobei freilich auch noch die Bedingung zu erfüllen wäre, daß das gesungene Wort auch verstanden werden kann. Im übrigen wäre ja an sich gegen eine symphonische Dichtung, die auch die Menschenstimme als Instrument verwendet, nichts einzuwenden. Wer die ungeheuere Wirkungskraft des wortlosen Singens, etwa bei einem Massenjodeln, erfahren hat, muß zugeben, daß hier Wirkungen rein musikalischer Art verborgen liegen, an die man bisher noch nicht gerührt hat, trotzdem sie als Keime bereits im Urbegriff der Musik eingeschlossen sind, ja sich im kleinen bereits in der Musik der Naturvölker nachweisen lassen. Also ich möchte nicht zu jenen Ästhetikern rechnen, die dem Künstlerschaffen irgendwelche einengende Grenze ziehen; nur allerdings sollen dann auch die Künstler diese Werke nicht äußerlich in Kunstgattungen einreihen, mit denen sie innerlich nichts mehr zu tun haben.

Von Schillings haben wir nach meinem Dafürhalten aber echte Musikdramen zu erwarten, sobald er den ihm gemäßen Dichter findet. Bis jetzt hat er dieses Glück noch nicht gehabt. Und so müssen sich seine Werke leider mit allzu schnell vorübergehenden Achtungserfolgen begnügen, was nicht nur um des hochstrebenden Künstlers willen, sondern vor allem auch unseres Bühnenlebens wegen zu bedauern ist.



Joseph Tichatschek

Der Name Joseph Tichatscheks ist mit der Geschichte der Wagnerschen Kunst eng verknüpft. Am 11. Juli vor hundert Jahren wurde der Sänger in dem kleinen böhmischen Städtchen Oberweckelsdorf geboren. Er begann seine künstlerische Laufbahn in Wien, wo er auch seine musikalischen Studien angefangen und vollendet hatte. Nach kurzer Tätigkeit in Graz trat er ein Engagement an der Dresdner Hofoper an; hier wirkte er bis 1870 als geschätzter und vielverwendbarer Sänger und starb dort hochbetagt am 18. Januar 1886.

Wir wissen, daß Richard Wagner sehr viel von Joseph Tichatschek hielt, der ihm als erster „Rienzi" im Dresdner Hoftheater auch die ersten Lorbeeren hatte miterringen helfen. Es war im Herbst 1842, als nach anderthalbjähriger Verzögerung diese Oper endlich einstudiert wurde. Schon während der Proben merkte Wagner bald, welchen wahrhaft ergebenen Freund sein Werk an Tichatschek gewonnen habe. Der Wagner-Biograph Glasenapp schreibt: „Die wachsend enthusiastische Teilnahme dieses Hauptsängers für seine Aufgabe habe sich allen übrigen Mitwirkenden in so erfreulicher Weise mitgeteilt, daß sogar das Publikum durch das Wunder dieser warmen Begeisterung aller Künstler für das

Werk eines damals noch gänzlich unbekannten Autors, ohne Namen und Ruf, in glücklichster Weise voreingenommen wurde."

Und Tichatschek hatte in der Tat etwas zu geben. Wagner hatte sich den Tribunen gedacht „als einen hochbegeisterten Schwärmer, der wie ein blitzender Lichtstrahl unter einem tief gesunkenen, entarteten Volke erscheine, das zu erleuchten und emporzuheben er sich berufen hält". Die Persönlichkeit und das künstlerische Vermögen des Sängers verbürgten eine Lösung dieser Aufgabe im Sinne des Schöpfers. Dazu kam, daß Tichatschek durch die häufige Darstellung der sog. „Heldenrollen" in den älteren Opern eine außerordentliche Bühnengewandtheit sich angeeignet hatte. Man muß bedenken, daß damals bei den Sängern und dem Publikum alles noch auf die „große Rolle" zugespitzt war. Auch der Rienzi war das zum Teil noch, und so versteht man Tichatscheks Äußerung, der Tribun würde seine brillanteste Partie werden, weil ihm keine andere soviel Gelegenheit biete, sich zu zeigen. Der Sänger brauchte also nicht allzuviel umzulernen, sondern nur seine glänzende Routine und seine großen Mittel an einer ganz sonderlich dankbaren Aufgabe zu erproben. Später kam es anders, wie wir nachher sehen werden; denn beim „Tannhäuser" vermochte Tichatschek trotz heißem Bemühen den „dramatischen Gehalt" keineswegs zu verstehen, geschweige denn auszuschöpfen.

Aber beim „Rienzi" löste er seine Aufgabe vollkommen: unverwüstlich in der Stimme, hinreißend in der Darstellung, in der Mimik trefflich unterstützt durch seine feurigen, großen Augen, bis zur letzten Note aushaltend, obwohl die Partie des Tribunen damals erheblich stärker instrumentiert war. Ferdinand Heine, Wagners Jugendfreund, sagt in einem Bericht: „Tichatschek war ein neuer Mensch, ein Heros; trotz seines Raoul, Adolar und aller anderen Glanzpartien hätte ich ihm nie einen solchen Aufschwung zugetraut."

Daß der Erfolg der ersten Rienziaufführung zu Dresden (20. Okt. 1842) enthusiastisch war, ist bekannt. Infolge der ungeheuren Länge der Oper entschloß sich Wagner zu Streichungen. Und hier ist es charakteristisch, daß Tichatschek davon nichts wissen wollte. „Ich lasse mir nichts streichen, es war himmlisch!" — Das sind seine verbürgten Worte, die er, mit Tränen in den Augen, glückstrahlend an Wagner richtete. Dieser hatte sich nicht getäuscht in seiner Ansicht, daß ihm kein Theater der Welt „Künstler von dem mächtigen dramatischen Wuchs eines Tichatschek und der Schröder-Devrient" zu geben vermöge. Seit der Rienzizeit verband die beiden Männer eine aufrichtige Freundschaft, die ungetrübt währte bis zum Hinscheiden des Meisters.

Daran konnte auch Wagners abweichende Ansicht über Tichatscheks „Tannhäuser" nichts ändern.

Es sind hierüber viele irrtümlichen Anschauungen verbreitet; darum mag hier die Gelegenheit benutzt sein, festzustellen, was an des Künstlers „Tannhäuser" unzulänglich war, und wie sich die eigentliche Ansicht Wagners darüber gestaltete.

Der Grundfehler lag darin, daß Tichatschek den wirklichen Inhalt des ganzen Tannhäuserdramas nicht zu erfassen vermochte. Darunter hauptsächlich litt seine Wiedergabe der Titelrolle. Es war seiner kindlich-naiven Natur versagt, „in jene schaurig-dämonischen Tiefen eines furchtbar leidenden Herzens einzudringen, in dessen Abgründe uns die Erzählung Tannhäusers von seiner Pilgerfahrt blicken läßt". Dagegen lobte Wagner wieder gerade die wahrhaft bewundernswürdige Tüchtigkeit und Ausdauer zumal bei dem äußerst

klangvollen und energischen Vortrag der Erzählung der Pilgerfahrt. Die Bedeutung des dramatischen Kunstwerks und damit der springende Punkt in Wagners ganzer „Opernreform“ blieb dem Künstler verborgen. Er war immer nur Opernsänger, wenn auch als solcher vorzüglich begabt und ein wahrer Heros an Stimme. Die ganze Differenz charakterisiert Wagner mit den bezeichnenden Worten: „Es konnte dem ersten Darsteller des Tannhäuser, der in seiner Eigenschaft als vorzüglich begabter Sänger immer noch nur die eigentliche ‚Oper‘ zu begreifen vermochte, nicht gelingen, das Charakteristische einer Anforderung zu fassen, die sich bei weitem mehr an seine Darstellungsgabe als an sein Gesangstalent richtete.“ Kein Wunder, daß dem Sänger denn auch die überaus wesentliche Bedeutung der Vorgänge im zweiten Akte verschlossen blieb, wo Tannhäuser zu der Erkenntnis seines Handelns und seines Zustands kommt. Die Stelle beginnt mit den Versen: „Zum Heil den Sündigen zu führen, die Gottgesandte nahte mir.“ In diese Stelle legt Wagner nach einem Briefe an Liszt (29. Mai 1852 aus Zürich) die ganze Bedeutung der Katastrophe des „Tannhäuser“, ja dessen ganzes Wesen; sein ganzer Schmerz, seine blutige Bußfahrt, alles quelle aus dem Sinn dieser Strophen; ohne sie hier so vernommen zu haben, wie sie vernommen werden müssen, bleibe der ganze Tannhäuser unbegreiflich. In seiner Abhandlung „Über die Aufführung des Tannhäuser“ sagt der Meister sogar: Diese Stelle enthalte den Nerv der ganzen ferneren Tannhäuserexistenz, die Achse seiner Erscheinung. Und hier versagte Tichatschek! Der Ausruf „Erbarm dich mein, der, ach! so tief in Sünden, schmachvoll des Himmels Mittlerin verkannt“ erfordert einen so durchdringenden Akzent, daß der bloße wohlgebildete Sänger hier nicht auskommt. Vielmehr muß ihm (nach Wagner) höchste dramatische Kunst die Energie des Schmerzes und der Verzweiflung für einen Ausdruck ermöglichen, der aus den schauerlichsten Tiefen eines furchtbar leidenden Herzens wie ein Schrei nach Erlösung hervorzubrechen scheinen muß. Da Tichatschek dies alles nicht zu erfassen vermochte, sah sich Wagner schweren Herzens genötigt, die Auslassung jener Stelle, „des Schlüssels zu seinem ganzen Werke“, sowie verschiedener ähnlicher Stellen zu verfügen.

Nach diesen Ausführungen wird es einleuchten, worin des Sängers Vorzüge und worin seine Schwächen lagen. Als Wagner sich in dem genannten Aufsatz über die Aufführung des Tannhäuser rückhaltlos darüber ausgesprochen hatte, trug ihm Tichatschek diese Offenheit keineswegs nach — trotz aller Hetzereien Böswilliger. „Was ich empfinde“ — sagte er nach der Lektüre — „ist nur der tiefe Schmerz, erkennen zu müssen, daß meine Leistung dem Freunde wirklich so viel weniger Anlaß zum Dank hat bieten können, als ich bisher geglaubt.“

Die Freundschaft blieb also unerschüttert. Wagner war sogar stets darauf bedacht gewesen, den Freund mit neuen Aufgaben zu betrauen. Im Jahre 1857 schreibt er an ihn nach der Komposition des „Rheingold“, „nur er könne den Loge singen“, und 1867 bestimmt er ihn für die Münchner Aufführungen des „Lohengrin“. Beide Male kam es anders, als Wagner gedacht. Die Ringaufführungen wurden erst 1876 verwirklicht, und auch in München kam es zu keinem öffentlichen Auftreten Tichatscheks, da dem König die Gestalt des alternden Sängers mißfiel. Er wollte einen ganz jugendlichen Lohengrin haben und befahl nach der Generalprobe die Umbesetzung der Rolle. Hier trat Wagner wieder energisch für den Freund ein, den er doch selbst

empfohlen hatte. Er reiste vor der Aufführung nach Luzern zurück und sendete ihm eine Ehrenerklärung in Form eines zur Veröffentlichung bestimmten Briefes. Dort heißt es: „Du hast so viele und schöne Siege in Deiner Sängerlaufbahn gewonnen: nimm diesmal nur mit dem Triumphe vorlieb, Deinem alten Freunde zu seiner großen Genugtuung bewiesen zu haben, daß er auf Dich und Deine wunderbare Gabe noch kräftig zählen kann, während Unmut und Trauer über das immer größere Verkommen edler Kräfte ihn immer mehr zur Entsagung und Einsamkeit drängen."

So sind die Beziehungen zwischen Wagner und Tichatschek nie ernstlich gestört worden. Die Freunde sahen sich 1873 zu Dresden wieder, als den Meister die Vorbereitungen für seine Festspiele dorthin führten, und Tichatschek wohnte natürlich 1876 diesen selbst zu Bayreuth bei. Konnte er auch nicht mehr mit seiner Kunst dem von ihm über alles verehrten und geliebten Meister dienen, so blieb doch seine Teilnahme für das Lebenswerk Wagners bestehen, und er hat diesem zu allen Zeiten die Treue gehalten. Was ihm zu gewähren möglich war, das hat er gegeben, nämlich sein reiches künstlerisches Können, ernsten Fleiß und unversieglichen Enthusiasmus bei der Bewältigung der für den Sänger alter Schule neuen und ungewohnten Aufgaben. Niemand wird dem wackern Manne zürnen, daß es ihm nicht vergönnt war, gänzlich einzudringen in diese neue Welt künstlerischer Offenbarungen.

Erich Kloss

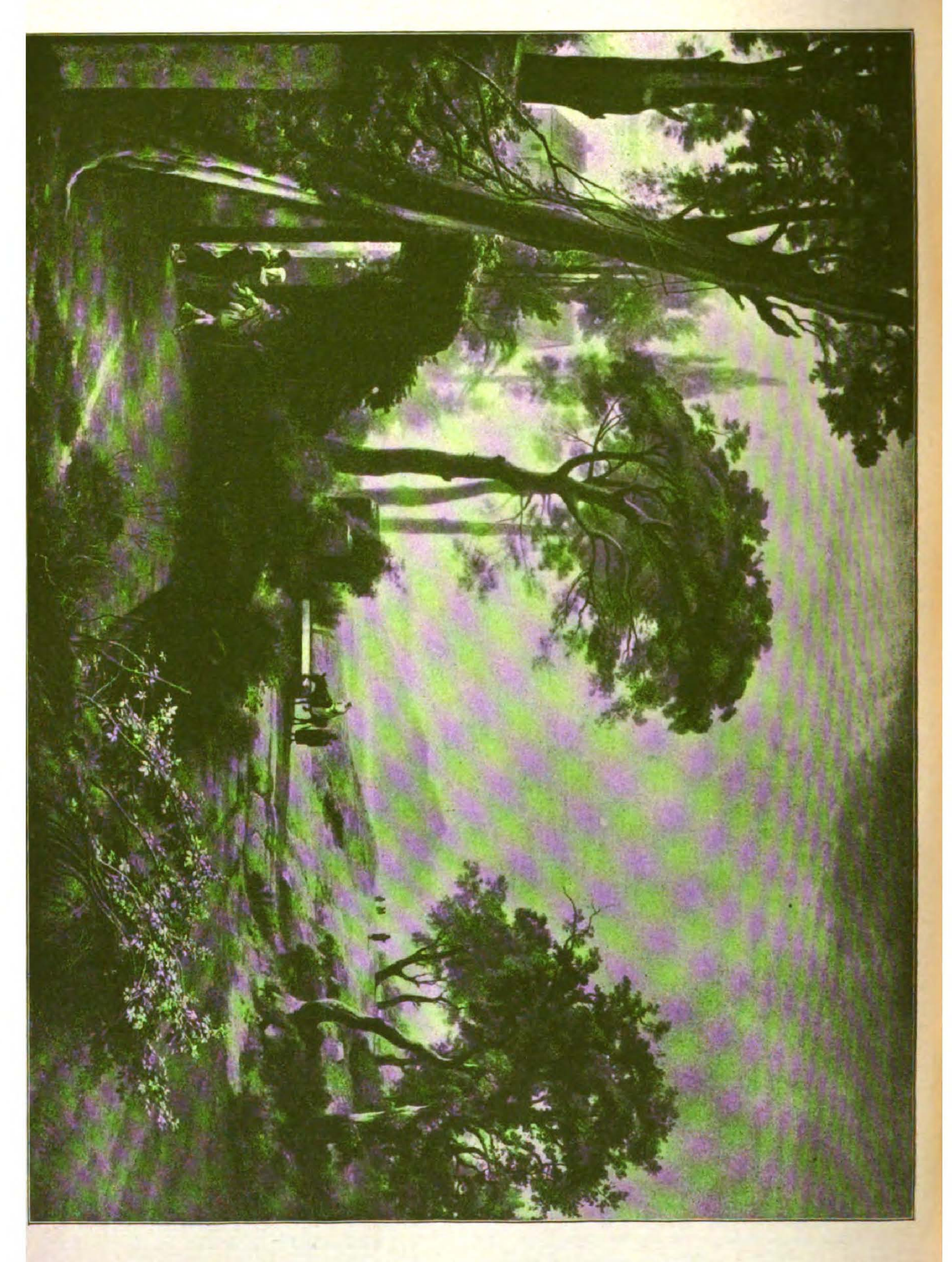


Neue Bücher

Beethovens sämtliche Briefe. Kritische Ausgabe mit Erläuterungen von Dr. Alfr. Chr. Kalischer. 28 Lieferungen zu 60 Pf. (Verlag von Schuster & Löffler, Berlin.)

Diese kritische Gesamtausgabe der Briefe Beethovens war eine Notwendigkeit; natürlich nur für den Fachmann. Für den Musikliebhaber sind wenigstens die Hälfte der bisher veröffentlichten Beethoven-Briefe überflüssig. Und auch zur eigentlichen Kenntnis des Menschen und Künstlers Beethoven trägt natürlich nur der geringere Teil der Briefe wirklich etwas bei. Aber trotz alledem, die Fachwissenschaft ist für diese Gesamtausgabe der Briefe zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Für diese Arbeit war der Herausgeber der geeignete Mann. Daß er kein tieferes Verhältnis zu Beethoven besitzt, hat er in seiner Erzählung „Die Macht Beethovens" in erschreckend deutlichem Maße bewiesen. Dafür steht er in der Kenntnis der äußeren Lebensumstände des Titanen wohl unübertroffen da. Außerdem ist er ein unermüdlicher und sehr geschickter Deuter der schwer leserlichen Handschrift Beethovens. So bietet er hier in der kritischen Gestaltung des Textes hoch anzuerkennende Arbeit. Auch für die Anmerkungen wird man ihm dankbar sein, da er darin eine Fülle von Stoff unterbringt. Leider sind sie im übrigen ganz und gar erfüllt von Düntzerschem Geiste. Es wird das Überflüssigste erklärt und alles so umständlich wie möglich. Die Ausstattung der Briefe ist einfach und geschmackvoll.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.





IX. Jahrg. September 1907 Heft 12

Werktätiger Adel

Von

Richard Schmiedel

Eines der schlimmsten Übel der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ist die Arbeitslosigkeit.

Es ist ein unsagbar bitteres Gefühl, beim besten Willen zur Arbeit ausgeschlossen, des Verdienstes beraubt zu sein. Die ganze Unvernunft solcher Zustände ersteht vor dem geistigen Blick des Arbeiters, der alle Türen verrammelt findet, und ein Haß gegen diese Weltordnung loht in seiner Brust auf, der noch verstärkt wird durch die Erinnerung an die Stunde, da er, trotz seiner Brauchbarkeit, trotzdem er sich nichts hatte zuschulden kommen lassen, sang- und klanglos Krankenkassenbuch und Invalidenkarte ausgehändigt bekam. Entlassen!

Wohin geht er nun? Endlos dehnt sich die Riesenstadt. Die Arbeitsstellen, die ihm während der schlaflosen Stunden der Nacht eingefallen, sind abgelaufen. Nichts!

Wohin geht er?

Nach Hause? Wo ihn die Frau mit einem fragenden Blicke empfängt, oder gemäß ihrer verzagenden Natur in Jammern und Klagen ausbricht? Wo der Blick in den trostlos öden, das graue Elend beherbergenden alten Hof die Seele noch schwerer macht?

In die Volksbibliothek, wie ihm neulich ein jüngerer Kollege riet?

Was soll ich da, denkt er, hab' doch nicht die Ruhe zum Lesen. Arbeit, gebt mir Arbeit, dann ist alles gut.

Da fällt ihm der „dicke Franz" ein. Dort trifft man immer Kollegen. Und so geht er ins Schanklokal zum „dicken Franz".

Wo ist Vater? Wo bleibt Vater? fragen die Kinder am Abend.

Weiß ich's, wo er sich herumtreibt? sagt die durch das vergebliche Warten verärgerte Frau in ihrer Unklugheit vor den Kindern.

Das Essen verpruzzelt auf dem Herde, die Kinder kriechen ins Bett, eine drückende Stimmung tötet das Leben der Familie, der Zelle im Staat.

Frau Sorge sitzt und spinnt und spinnt, der Mangel pocht mit dürrem Finger an die Tür, zum Fenster grinsen Not und Elend herein.

Arbeitslos! Wer, der unverschuldet in solchen Zustand geriet, kann solche Ordnung preisen? Er glaubt es nicht, daß dies göttliche Weltordnung sein soll, er hilft sie nicht stützen, er hilft sie niederreißen.

Da liegt ein Teil des Geheimnisses der Sozialdemokratie.

Und mögen Fehler gemacht werden, die sich rächen, wie es die letzte Wahl gezeigt hat — solange die geheimen Kraftquellen der berechtigten Unzufriedenheit und des Hasses gegen die Unvernunft des Bestehenden nicht versiegen, so lange bleibt der Arbeiter bei der Verneinung.

Glaubt es mir, die ihr zum Regieren berufen seid: Der deutsche Arbeiter will keine Almosen, er will Arbeit.

* * *

Sorge und Not, das ist wahr, kommen überall hinein, auch in die Häuser der Vornehmen.

Aber der sozialistische Arbeiter will allen das Glück erkämpfen. Man verkenne die agitatorische Wucht dieses Gedankens nicht.

Der einfache Arbeiter philosophiert so: Die bevorrechteten Klassen schaffen sich selbst, da sie im Überfluß leben und ihrer Sinnenlust nach Willkür frönen können, eine Unmenge Beschwerden, Laster und Krankheiten, welche wegfielen, wenn die Vornehmen arbeiten wollten. Da sie das aber nicht wollen, so stützen sie ihre sogenannte „göttliche Weltordnung". Der Arbeiter glaubt nun, er sei in der Weltgeschichte dazu ausersehen, diese „Ordnung" aus den Angeln zu heben, um eine wirkliche Weltordnung herzustellen, damit nicht fernerhin die, welche tatsächlich nicht arbeiten wollen, am Überfluß, die nach Arbeit Verlangenden aber am Mangel zugrunde gehen.

Nur die Sprache der Wirklichkeit könnte diese Philosophie des einfachen Mannes aus der sozialdemokratischen Bewegung entkräften. Theoretische Nebel fangen den Arbeiter nicht mehr.

Die Zeiten sind vorbei.

* * *

Obere und untere Schichten des deutschen Volkes, sie kennen einander nicht.

Der, welcher der sozialdemokratischen Bewegung fernsteht, hört gewöhnlich nur den das Maul weit aufreißenden Schreier, sieht nur den jungen Grünspecht mit der roten Krawatte. Den stillen, einfachen Mann der Bewegung, der in Geduld und unwandelbarer Treue zu der einmal für gut und richtig erkannten Sache steht, den sieht er nicht. Denn der spricht nicht, drängt sich nirgends vor.

Der unversiegbare Glaube und die treu ausharrende Geduld dieses eigentlichen Trägers der Sozialdemokratie haben etwas Rührendes. Was auch für Stürme die Partei durchtosen, ob Mitläufer zu- oder abschwenken, ob alte Kämpen irrewerden und den Kampfesbrüdern in die Parade fallen — er wird nicht irre. Er weiß nicht viel von Rodbertus und Marx, aber sein Glaube steht fest: Der Sozialismus ist die Sonne, welche allem, was Menschenantlitz trägt, die Erlösung bringt aus Not und Nacht.

Der Sozialismus des einfachen Mannes ist ein Glaube.

* * *

Der sozialdemokratische Arbeiter hat eins nicht: das Unvergängliche.

Er setzt alle Hoffnung auf irdische Werte. Die sind vergänglich.

Wehe, wenn sein Glaube ins Wanken kommt, wehe, wenn dereinst seine Sonne erlischt!

Zurück in die alte Nacht!

Der titanische Kampf, all die ungeheuren Opfer umsonst — auf ewig verdammt, Sklave zu sein —

Der Gedanke ist furchtbar!

* * *

Und doch, wer hat den Lauf der Welt in der Hand? —

Der Arbeiter sollte nicht alles auf eine Karte setzen.

Er sollte um sich sehen. Er sollte bedenken, ob ihm nicht auch eines Tages die Erkenntnis aufsteigen könnte, daß auch die schönste, die herrlichste Sache, daß auch der stolzeste Gedankenbau darum nie Wirklichkeit werden kann, weil die menschliche Natur es nicht zuläßt.

Was dann?

Der Arbeiter sollte das Unvergängliche erkennen.

Und wenn alles dahinsinkt im Wechsel der Zeiten, Treu und Glauben, auf Menschen gesetzt, am Boden liegt:

Es gibt eine Sonne, die nie versinkt!

Mag alles wanken und brechen, mich trägt und erhält das höchste Prinzip, die Macht des Lebens. Ihr reinster Vertreter sprach:

Kommet her zu mir, alle!

* * *

Der Arbeiter verwirft alle Religion, weil er die Kirche haßt als Verbündete des die Armen und Geknechteten daniederhaltenden Staates.

Ist es ihm nicht gegeben, das Wesen der Religion an sich zu erkennen?

Trennt er nicht auch die reine Sache des Sozialismus von der oft so schlechten Vertretung durch die Partei?

Partei und Kirche unterliegen dem Verfall. In beiden nistet schließlich die Korruption.

Alles, was Menschen machen, ist vergänglich. Religion ist ewig.

Solange dem Menschen im weiten All das ewige Rätsel sich zeigt: löse mich, sonst stürze ich dich in den Abgrund, so lange gibt es Religion.

Und der arbeitende Mensch der Gegenwart wollte zu seinem Glück ihrer entraten?

* * *

Ich denke mir einen Arbeitertypus, der, in der Brust das Unvergängliche, weder ein feiger Duckmäuser noch ein brutaler Draufgänger, ausgerüstet mit scharfem Blick für das Wirkliche, für das Mögliche, schlicht und recht, mit Mut und Kraft seine gute Sache vertritt, erlöst von materialistischem Irrwahn und blindem Haß, gefeit gegen jeden Sturm durch wahre Religion.

Wer im deutschen Vaterlande wollte den nicht?

O käme er bald, der neue deutsche, werktätige Adel! O helft ihn schaffen, den Werkmann der Zukunft!



Im Walde

Von

Rudolf Brandt

Dies ist der Dom, den Gott sich selbst gebaut.
Wie braust der Sturm, die Gottesorgel, laut.
Wie stehn die grünen Säulen hoch und schlank,
Wie lieblich tönt der Vöglein Chorgesang.

Der liebe Herrgott selbst die Predigt hält,
Im Lenzluftwehen grüßt er seine Welt.
Doch zürnt er, rollt als Donnerhall sein Wort
Von Wolk' zu Wolk', von Fels zu Felsen fort.

Du fühlst den Herrn im warmen Sonnenschein;
Ein jedes Blättchen rauscht: Gedenke sein!
In frommer Andacht senke du dein Haupt
Und glaube den, den du als Kind geglaubt.

Dies ist der Dom, den Gott sich selbst gebaut.
Knie hin zum Moos und wein und bete laut.
Wenn Sünd' und Sorge dir das Herz betört,
Im Walde bete, und du wirst erhört.





Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Schluß)

Es tröstet der Wein, es singen die Wasser

Es war Hochsommer geworden. Im Garten des Michelwirtshauses waren wieder ein paar Tische aufgeschlagen worden für Durchreisende. Aber sie blieben fast leer. Die Bauern und Holzknechte saßen wie immer in der dumpfigen Stube, und dort ging's oft wieder recht laut und lustig her. Nur daß der Wirt selten bei den Zechern war. Der saß am liebsten allein draußen am Gartentische und träumte in sich hinein. Manchmal läutet ein Bienlein über sein Haupt dahin. Bisweilen weht es durch die schlafenden Bäume wie ein verlorenes Singen aus fernen Zeiten.

. . . 's hat schon der Mond schön g'scheint.
's ist alles mäuserlstill —
Es rührt sich nix . . .

Dort steht der alte Ahornbaum mit der wüsten Scharte — wo der Ast niedergebrochen war. Er hatte an ihm einmal hinaufsteigen wollen, um den Bienenschwarm abzufangen. Der Rufmann hat ihn gewarnt und gehütet.

— Trinken. Sie sollen trinken, drinnen in der Stube, soviel sie mögen. 's hat wohl jeder seinen Dorn im Fleisch. Ohne Trinken wär's nit auszuhalten. In einem alten Schulbüchel ist's, da kommt gleich nach Kain und Abel der Noah mit der Traube. — So hatte der Michel sein Glas Wein vor sich stehen. Und dann lohte leicht und warm die Freude auf. Der Greis soll ruhen, die Jünglinge sollen leben. Ihre Weltlust ist jetzt seine Weltlust geworden. In ihnen lebt der alte Freund wieder auf und dankt mir, daß es so gewendet worden ist. Und an den Söhnen kann ich meinem Paul mehr Liebes erweisen, als es an ihm selber möglich gewesen wäre. Und mein Haus, es ist nicht arm. Hat es für Elias gleichwohl nur die Hilfe, seine Studien zu vollenden und den immerwährenden Heimgang; für den Friedel hat es mehr . . .

So lieblich blühte der Wein. Aber das ging allemal sachte in eine andere Stimmung über, in eine leibliche und seelische Elendigkeit. Da knirschte er mit klappernden Zähnen, daß der Wein das allerabscheulichste Gift sei — so furchtbar grausam schon deshalb, weil es nicht sterben läßt. Das Leben verelendet und doch nicht sterben läßt! Alle Lebensgeister verekelt und betäubt er, bis auf den einen, der zuruft ohne Unterlaß: Du bist eine treulose Kreatur! — In anderen Stunden fand er freilich wieder den kümmerlichen Halt in dem Gedanken: Was man aus Nächstenliebe tut, das wird ja doch — wie es immer heißt — eine gute Tat sein, und selbst wenn's ein Irrtum wäre. Eine Einbildung, daß die Söhne Raubmörder sind, hat die Tauernach ausgelöscht. Auch wenn sie es wirklich wären gewesen. Oder können sie's nicht noch werden? Wer kann denn wissen, was gräßlicher Jammer einem Menschen bevorstehen kann. Das ist alles ausgelöscht beim Rufmann — er hat nix mehr zu fürchten und zu leiden. Wer hat ihn denn erlöst? Ich? Wieso? Doch er sich selbst. Was gräm' ich mich denn ab? Ich habe ja nichts getan! —

In ähnlicher Weise rang der arme Mensch mit seinem Leide, mit seinem Gewissen — und sachte erlahmte die Seele.

Zum Forsthause wollte er jetzt hinauf, um zu sehen, was es zunächst für ihn zu tun gab. Da kam der Brief.

„Lieber Michel Schwarzaug!

Nach dem, was sich ereignet hat, und es besser ist, daß wir uns nicht mehr sehen, so schreibe ich im Namen meines Bruders und in meinem eigenen diesen Brief.

Wir verließen gestern unsere Heimat, und zwar unauffällig bei der Nacht, weil wir allen, die unsertwegen sich einen Vorwurf machen müssen, noch unseren letzten Anblick ersparen und wir auch selber niemand sehen wollen. Ins Forsthaus zieht demnächst der neue Förster ein. Die Rosalia Berger wird unsere Sachen, die wir nicht mitnehmen können, in Obhut nehmen, bis sie versteigert werden, und haben wir gleichzeitig alles Amtliche dem Ortsvorsteher aufgetragen.

Warum wir gehen, das brauche ich wohl nicht zu sagen. Die Erfahrungen, die wir in unserer größten Not hier haben machen müssen! Wir müssen uns halt denken, sie sind von Gott geschickt, wollen niemand dafür verantwortlich halten. Müssen auch manchen werten Bekannten zurücklassen, aber das Verbleiben in Eustachen wäre gegen unsere Natur. Wo so etwas geschehen, das kann nimmer unsere Heimat sein.

Mein Bruder Fridolin will ganz auswandern, wahrscheinlich in einen anderen Weltteil. Wie er arbeiten kann, da wird er leicht weiterkommen. Ich kehre auch nicht mehr ins Seminar zurück, etwa daß ich in einem Kloster meine weitere geistliche Ausbildung suche. Vielleicht entschließe ich mich zu etwas anderem, jetzt ist mein Verlangen: Nur recht weit fort.

Dir, lieber Michel Schwarzaug, danken wir für manches Gute, besonders was Du unserem seligen Vater erwiesen hast. Wir wissen, daß

Du Dich kränkst um ihn, und wahrscheinlich wegen seiner letzten Stunde. Laß das sein, das hilft jetzt nichts mehr. Die Schuld habe ich auf mich zu nehmen. Hätte ich nicht eine Untat gelogen, die ich nicht begangen habe und nie begehen kann, so würde man uns kaum fortgeführt, sicher aber nicht als des Verbrechens überwiesen betrachtet haben. Daß ich freilich meine Ursache gehabt habe, würdest Du nicht glauben können. Mein ganzes Leben soll ein Büßen sein, dem Gedächtnisse meines Vaters und seiner armen Seele aufgeopfert. Für mich verlange ich nichts mehr, und mein Bruder wird sich durchschlagen. Um was wir Dich noch ersuchen möchten: Laß es sein, nach uns zu forschen — es ist so am besten. Wir wünschen Dir und den Deinigen viel Glück und Segen.

Elias Rufmann.

Ich verabschiede mich noch besonders von Dir, als meinem christlichen Taufpaten. Gott der Herr wird alles vergelten."

Ja, so lautet der harte Brief, den man heute noch lesen kann im Straßenwirtshaus zu Eustachen. Der Schreiber, der ihn wohl in christlicher Milde und Verzeihung verfaßt zu haben glaubte, hatte keine Ahnung, wie dieses kalte Eisen in das kranke Herz des Empfängers drang.

Er las zwischen den Zeilen dieses Briefes, daß seine Sünde keine Verzeihung findet. O, wäre der Brief in Leidenschaft und Zorn geschrieben worden und hätte geflucht und gewettert, so wehe hätte er nicht getan als diese herzlose Höflichkeit. Sie wollen nichts mehr von ihm. Sie wollen ihn gar nicht mehr sehen. Seine Sünde findet kein Verzeihen. Jawohl: „Gott der Herr wird alles vergelten!" Und wie unbarmherzig er es tut! — Aber Michelwirt, was kränkest du dich denn so sehr? Es ist ja alles nur Einbildung. Dem Rufmann hast du gesagt, daß man die Einbildung, wenn sie weh tut, auslöschen könne. Michel, lösche sie jetzt in dir selbst . . .

„Mariedel! Ein Glas Wein. Vom starken!"

— — Also abgelehnt!

Abgelehnt von diesen Knaben, die er schon zu seiner Familie getan, derer wegen er auch seine eigenen Angehörigen beinahe vergessen konnte. Abgelehnt von diesen Jungen, an denen er seinen verhängnisvollen Irrtum sühnen wollte. Von diesen armen Jungen, die Liebe und Vertrauen zur Heimat verloren haben und nun in der weiten, stockfremden Welt ihr Glück suchen wollten — die einfältigen, unerfahrenen Kinder!

In seiner inneren Wirrnis versuchte er es einmal mit der Zither. In früheren Tagen hatte ihr Klang manche Herbnis sanft ausgelöst. Jetzt griff er wieder in die Saiten. Sie klangen nicht, sie schrillten, sie taten dem Ohre weh und dem Herzen noch weher. Er nahm den Drehschlüssel und suchte zu stimmen, da tat die Saite einen schneidenden Schrei und — war gesprungen. Das Instrument mit dem gerissenen Strang, er hing es wieder an den Nagel. Es war alles aus.

Sein Weg — noch einmal zum Forsthaus. Da war alles darunter und darüber gekehrt. Die Sali hatte Möbel und Geräte gescheuert, und

nun standen und lagen diese auf dem Anger herum, daß sie trockneten. Es waren, im Sonnenlichte besehen, recht ärmliche Sachen. Er ging ins Haus. Die Schritte hallten laut in den leeren Stuben. An der Wand waren noch die Heiligenbilder, und die rote Ampel stand vor der Muttergottes. Daneben hing die Laute. Rufmanns alte Laute, mit der er so oft seinen Gesang begleitet hatte.

Die Sali kam herbei und begrüßte ihn mit den Worten: „Gelt, wollen's halt auch einmal sehen, wie's ausschaut, das zugrunde gerichtete Forsthaus!"

Er hatte für diesen Ton keine Empfindungen mehr. Er hatte sich vorgenommen zu versuchen, ob nicht von der Alten manches über die Buben zu erfahren sein möchte? Das ließ er sein, fragte nur eins. Ob die Laute zu haben wäre? Er möchte sie gerne kaufen zu einem Andenken.

Darauf die Alte kurz und scharf: „Ich geb' nix her! Darf nix hergeben! Was mir anvertraut ist, das ist mir anvertraut!"

Mit dieser verspäteten Lehre konnte er wieder gehen. Und er ging. —

Es kamen nun die Tage, da er in der Gegend umherstrich wie ein Mensch, der etwas sucht. Der es endlich findet und traurig betrachtet und wieder wegwirft, weil es doch nicht das Rechte ist. An Waldplätzen, wo er je mit dem Freunde zusammengewesen war, geplaudert oder gesungen hatte. Und suchte in dunkelnder Erinnerung nach Gesprächen, die er mit Rufmann geführt, nach Aussprüchen, die er getan, und vor allem nach den Liedern, die sie gesungen hatten. Von manchem Liede fiel ihm der Text ein, aber nicht die Melodie. Und der Text ohne Melodie ist ein dürrer Stab, an dem die Ranken fehlen. Und wenn er auch bisweilen einzelne Töne fand, so waren es abgefallene Blätter einer Rose, sie hatten keinen Schmelz und keinen Duft. Und wenn er von anderen singen hörte, so war es Lärm und kein Gesang. Da wollte sein sangesdurstiges Herz verschmachten. Selbst die Waldvögel, sie sangen nicht, zwitscherten oder kreischten nur, seit der Förster dahin war. Und die alten Bäume, die stahlhart und rein geklungen hatten, so man mit der Axt an den Stamm schlug — sie tönten dumpf und morschig. — Wenn er von solch traurigen Gängen nach Hause kam, murmelte er: „Komm, Rufmann!" Und trank Wein.

Dann wieder sah man den Michel an den Ufern der Wässer. Er saß an der Tauernach und schaute in die raschen Wellen, er saß an der Mur und schaute in das stille, langsame Wogen hinein. Schier klang ihm das Wasser holder als alle Lust in Kehle und Saitenspiel. Öfter als einmal ging Frau Apollonia aus, um ihn zu suchen, und fand ihn an einer Felswand oder an einer Hecke oder am Wasser. Er ließ sich wecken aus seinen Träumen und ging mit ihr heim. Und die Helenerl! Was hat das Mädel heimlich sich gegrämt! Da ward es endlich doch zu hart, alles so allein zu tragen, und sie blieb auf der Gasse ein wenig stehen, wenn Sepp, der ältere Gerhaltsohn, vorüberkam und freundlich fragte, wie es ihr gehe? Dem sagte sie von ihrem Leid ein Weniges heraus und ging wieder ihres stillen Weges.

Den Vater aber, den ließ es nimmer bleiben in der Enge des Hauses bei lärmenden Zechern; er ging immer wieder fort. Man sah ihn stehen am Waldrain, wo der Weg gegen das Forsthaus führt. Man sah ihn sitzen am Wasser mit einer Angelstange. In Ruhe und Geduld hielt er sie hinaus, und manchmal zuckte er damit auf. Zumeist war nichts an der Angel, da wunderte er sich. Manchmal war ein Fisch daran, da wunderte er sich auch und tat den Fisch wieder hinein.

„Ja, Michel, was willst du denn fangen?" fragte ihn einmal jemand. Er schwieg, blieb sitzen am Ufer und hielt die Angelstange über das Wasser.

Ein anderes Mal wieder Stunden, da der Michel scheinbar schalkhaft war wie in früheren Zeiten. So sagte er eines Sonntags auf der Straße zu den Kirchengängern: „Wißt ihr es schon, Nachbarn? Gestern früh um sechs Uhr ist in Löwenburg der Michelwirt von Eustachen gehenkt worden."

Da schüttelten sie die Köpfe: „Der Mensch ist halt doch ganz und gar verrückt!"

Nur einer war, der augenzwinkernd murmelte: „Ich weiß wohl, wie's gemeint ist. Weil die Eustacher damals g'sagt haben: Der Michelwirt ist's g'west, der den Preußen . . .! Keiner hat ihm's abgebeten. Der Krauthas ist gestern hingerichtet worden."

„Der Krauthas?" fragte der Michel, der die Bemerkung wohl gehört hatte, „da müßt er doch selber was davon wissen. Er weiß nix von der Hinrichtung, ich weiß was davon. Also bin ich hingerichtet worden."

Wurden ihrer etliche nachdenklich und hatten einen Schauder. Wenn's einer fein auslegen wollte, es sei was dran.

Der Michel schrie es heftig auf die Kirchengänger hin: „Ja, ja, ihr braven Leut' von Eustachen! Das G'storbensein g'spürt nur der Überlebende!" und schlug die Faust an seine Brust.

Klingende Gespenster

Eines Tages war kleine Völkerwanderung aus den Dörfern nach dem Hochtal. Im Forsthause fand die Versteigerung der Rufmannschen Habseligkeiten statt.

Auch der Michelwirt spannte ein. Mit einem Glase Wein hatte er sein Herz gestärkt und die große Brieftasche in den Sack gesteckt. Dann nahm er den Pfründner mit, den krüppelhaften alten Wenzel. Der wußte gar nicht, wieso er zur ergötzlichen Spazierfahrt kam. Als sie in den Wagen stiegen, gab es noch einen Rangstreit. Der Wirt wollte, daß der Wenzel rechts sitze.

„Nit a so, nit a so!" wehrte dieser ab. „Ich bin der alt' Pfründner, du bist der Herr Vater, du g'hörst rechts."

Sagte der Michel: „Heut' soll seine Ehr' einmal der Ärmere haben."

„Nachher, Herr Vater, setz' du dich auf die recht' Seiten!" —

Der Wirt war schier aufgeräumt. Er wollte sogar eins pfeifen. Ob

nicht der verwildert über die Lippen herabhängende Bart schuld war — es pfiff nicht. Als sie an der Ach glatt dahinfuhren, sagte er zum Alten: „Wenzel, es kann sein, daß du mir heut' einen Gefallen wirst tun müssen. Wenn etwan auch eine alte Laute sollt' versteigert werden, sei so gut, lizitier mit."

„Ich? Kann halt nix musizieren nit."

„Bis zu hundert Kronen kannst sie hinauftreiben, wer's auch sein mag. Und wenn ich's selber sollt' sein. Da hast Geld."

„Der Alte nahm die Note wohl an, schüttelte seinen Kahlkopf und sagte: „Herr Vater, du hältst mich für'n Narr'n!"

„Du hältst mich für'n Narren!" lachte der Wirt bitter. „Hast denn kein Spurius, warum du sollst 'nauftreiben?" Er mußte es dem begriffsstutzigen Alten des näheren erklären. Als diesem aber der Knopf einmal aufgegangen war, zog er ein schlaues Gesicht: „Werden's schon machen, Herr Vater."

Um das Forsthaus herum war alles voll Leute. Die Sachen waren ausgebreitet und aufgestellt um den Tisch des Amtmannes. Ein paar Kästen, Truhen und Betten, Holzsessel, Küchengeschirr, Wandbilder, Arbeiterwerkzeug, ein paar Schußgewehre und kleines Gerümpel. Die Leute wunderten sich, daß so wenig da war. Ein anwesender fürstlicher Anwalt erklärte bei manchem Stück, das etwas wertvoller aussah: Das gehört ständig zum Forsthause! — „Gar viel wird heut' nit ausfallen für die Buben", sagten die Leute zueinander. Und man wollte gehört haben, daß sie es sehr gut brauchen könnten. Jeder Gegenstand, der dran kam, wurde niedrig ausgerufen und dann aufgezeigt. Das ging flau, aber der Michelwirt steigerte überall mit. Manches Stück trieb er fabelhaft hoch hinauf, und dann blieb es ihm in der Hand. Und anderen kam das, was sie nicht lassen wollten, teuer zu stehen.

Der Beamte mit dem Hammer war ein humoristischer Mensch, wie es alle Versteigerer sind. Zu jedem Stück, das er ausrief, besonders wenn es sehr unbedeutend war, machte er eine spaßhafte Bemerkung, um die Aufmerksamkeit der Leute darauf zu lenken. Zu dem Stück, das er jetzt in die Hand nahm, machte er keine, sondern zog das Gesicht breit, wiegte mit dem Kopf, zupfte an den Saiten — klim, klim! und sang: „O du lieber Augustin!" Die Laute war's. Dann bot er sie aus um fünf Kronen.

Dem Michel gab's einen Stich. Diese Laute, seine Laute um fünf Kronen!

„Ich gebe zehn!" rief er.

„Ich gebe fünfzehn!" kreischte jemand in der Menge. Das war der Pfründner-Wenzel. Die Leute lachten, aber der Versteigerer entdeckte seine Amtswürde und rief: „Ernster Weise!"

„Ist auch ernster Weis'," gab der Pfründner zurück. „Ich mag 's Kitharl um fünfzehn Kronen. Man kann nit wissen. In so alten Möbeln ist immer einmal was versteckt."

„Fünfzehn Kronen! Wer gibt mehr?"

„Fünfzig Kronen!" rief der Michelwirt.

„Hundert Kronen!" kreischte der Pfründner.

„Fünfhundert Kronen!" sagte der Michelwirt.

Da war es still.

„Was soll das heißen?" fragte der Beamte.

„Der Mann ist nit recht gescheit!" rief ein anderer drein. „'s gilt nit!"

„'s gilt!" sagte der Michel, trat an den Tisch und erlegte fünfhundert Kronen.

Jetzt war alles gerührt. „Er tut's für seinen Freund. Den Buben wird's wohl guttun."

Das meinte der Michel eben auch. Aber er meinte eben auch noch etwas anderes. Als er die Laute zu sich genommen hatte, pfiff er dem Wenzel, und schnell ging's auf dem Steirerwäglein nach Eustachen. Und vergnügt war er schon darüber, daß er den Förstersbuben einen Possen hatte spielen können. Den beträchtlichen Erlös für die Sachen werden sie wohl nicht können zurückweisen. — Kaum daheim angekommen, eilte er auf seine Stube, um die Laute zu versuchen. — Sie war all verstimmt. Er setzte an die Schraube den Stimmschlüssel; nein, die Saite könnte reißen. Er strich mit der Hand darüber hin. Er setzte das Instrument an die Brust, tastete die Griffe, zupfte die Saiten:

„Wann ich amal stirb, stirb, stirb,
Schlagt's auf die Truhen drauf,
Dann steh' ich wieder auf . . ."

Was war denn das hinter ihm? Eine Stimme. Eine Baßstimme. Er wendete sich um. — Es war niemand da. Er war ganz allein.

Seinen Gästen zeigte er sich gar nicht mehr. Aber spät abends saß er noch auf seinem Zimmer und verlangte nach Rufmann. Sagte Frau Apollonia: „Schau, mein lieber Mann, das Trinken so viel ist nit gut. Leg dich in Gottes Namen schlafen."

Und wenn er dann in seinem Bette lag, kamen die Klänge eines längst verlorenen Singens. — — „Wenn ich aufdenk auf mein junges Leb'n, wo ich überall bin umerg'leg'n." — Gute und böse Zeiten, wie sie halt kommen. Erdenleben heißt man's. „Ich ging einmal im grünen Wald, da hört' ich die Vöglein singen." — Ist denn das auch einmal wirklich gewesen? Oder ist es erst jetzt, wie ich so dran denke? Der Freund ins Wasser 'gangen, die Kinder sich verlaufen. „Verlassen, verlassen, wie der Stein auf der Straßen." Wenn man's nur kunnt auslöschen, wie mit dem Schwamm auf der schwarzen Tafel die Ziffern. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht." — Schlafen. Ich möcht' schlafen! So spat in der Nacht. „Alles ist still, wie in der ewigen Ruh'." — Aber das Wehleid! das Wehleid! 's will halt nit aufhören. — Ei was, Dummheiten! 's ist ja nix. 's ist alles miteinander nix . . . Legen wir uns einmal auf die

andere Seiten. Auf der linken Seiten liegen, da druckt alles so aufs Herz. Legen wir uns auf die rechte. Und lassen uns was Gutes träumen . . .

Auf der rechten Seite lag er sanfter. Er merkte, es schliche der Schlaf heran. Da ist er auf der Lauer, den möcht' er doch einmal erwischen, um zu sehen, wie es zugeht, wenn einer einschläft. Kein Mensch ist noch dabei gewesen bei seinem Einschlafen. — Was ist denn das? Hat jetzt nit wer auf der Laute gespielt? — — „Apollonia!"

Sie hat einen leichten Schlummer, hebt ein wenig ihr Haupt: „Hast was g'sagt, Michel?"

„Hörst du's? Die Laute! der Rufmann! Im Nebenzimmer. Der Rufmann singt!

„Und die Holzknechtbuben
Müssen früh aufstehn,
Müssen 's Hackerl nehmen —"

„Mein Gott, Mann, was hast denn? Tut dir träumen?"

„Den Rufmann begleiten. — Bin a lustiger Wildpratschütz . . ."

Da sie das Entzücken seines Traumes wohl merkte, so ließ sie ihn singen. Manches Lied schlug er an, kam jedoch mit keinem zu Ende. Einmal unterbrach er sich und stellte dem Rufmann aus, daß er um einen Ton zu tief dran sei. Dann wieder war es, als scherze er mit jemand und necke ihn. Und endlich ist er in einen tiefen Schlaf gesunken.

Um diese Zeit hatten es die Leute gemerkt, daß mit dem Michel wieder eine Veränderung vorging. Zwar saß er noch immer nicht bei seinen Gästen, kümmerte sich auch nicht um die Wirtschaft oder um eine Gemeindeangelegenheit. Aber heiterer war er geworden. Wo er wem begegnete, da blieb er stehen und sprach ein paar gewohnte Worte oder machte gar einmal ein seltsames Späßchen. Körperlich verfiel er. Eines Tages, als er wieder am Ufer des Flusses saß und hineinschaute, wie die Sonne so schön in den kreiselnden Wellen zitterte, kam der Gerhalt zu ihm und wollte ihn nach Hause führen.

„Ich hab' jetzt nit Zeit, Nachbar," antwortete der Michel in gemütlicher Art, „kunnt' versäumen, kunnt' versäumen."

„Was ist denn da zu versäumen?" lachte der Vorstand überlaut. „Das Wasser läuft dir nit davon. Das rinnt in alle Ewigkeit herab."

„In alle Ewigkeit, sagst du. Rinnt her und rinnt fort und ist immer dasselb' Wasser. Das ist spaßig. Wirst dir's aber gewiß nur einbilden, Martin."

„Mein lieber Michel, das Wasser ist keine Einbildung!"

„Ich weiß es wohl, Nachbar, ich weiß es wohl. Ist ja der Rufmann drin ertrunken. Sind ja die Buben übers Wasser fortgefahren. Aber sie kommen wieder. Sie kommen alle wieder. Und derowegen muß ich warten."

„Na, da wirst freilich noch eine Zeitlang warten müssen."

„Lang oder nit lang. Ich warte halt. Jetzt weil ich wieder gesund bin worden, wart' ich auch hundert Jahr'. Die Zeit vergeht — der Mensch nit."

Der Arzt in Ruppersbach hatte gesagt, man könne ihn unbesorgt gewähren lassen. Wer wie der Michel warten wolle, bei dem sei nichts zu fürchten. Es stehe so, daß man ihm nichts mehr versagen solle. —

Und wie sein Dämon Wirklichkeit und Traum so seltsamlich verwechselt und endlich ihm den langersehnten glückseligen Tag nicht versagt hat, das erzählt der nächste Bericht.

Der glückselige Tag

An einem schwülen Tage war vom Hochgebirge ein Sturm niedergebrochen. Der hatte Dächer abgedeckt im Dorfe Eustachen und Bäume entwurzelt. Im Lärchenwäldchen am Flusse lagen fast ebenso viele Bäume hingestreckt, als noch standen. Dann krachten in den Lüften die wilden Feuer. Dann hagelte und goß es nieder, daß über Straßen und Felder die braunen Bäche rannen und förmlich den Hagel zu Eismoränen zusammenschwemmten. Als es vorbei war, strich eine frostige Luft. — Und war der Michelwirt nicht nach Hause gekommen!

Bald war das Dorf auf, ihn zu suchen, und voran durch und über die Wüstenei hin das schlanke Mädchen mit dem Blondhaar, an dem die gebrochenen Äste sie zurückhalten wollten. Da kam er ihr entgegen, vom Flusse her, mit weiten Schritten in den Tümpeln watend, die gehobenen Arme in die Luft auswerfend und laut lachend. „Weißt es schon, Helenerl?" rief er seiner Tochter entgegen, „weißt es denn noch nit? Sie kommen! Sie fahren schon herauf. Daß ich g'schwind muß herrichten gehen für morgen. Er kommt auch! Alle kommen! Bist wohl auch du fertig mit dem weißen G'wand?"

So kam er nach Hause, bis auf die Haut durchnäßt, an allen Gliedern zitternd, aber mit glückselig leuchtenden Augen. Sogleich wollte er nach Ruppersbach zum Pfarrer schicken. Der Rufmann und der Bräutigam seien wohl schon gut untergebracht, aber für den geistlichen Herrn ließe er bitten um ein Zimmer. Das Weitere sei schon in Ordnung. Sonst allerlei Geschäftiges hatte er vor, wurde aber ins Bett gebracht. Doch während Helenerl den Jungknecht suchte, daß er um den Arzt eile, und Frau Apollonia in der Küche den heißen Tee machte, stand der Michel wieder auf, holte aus dem Keller eine Flasche Rotwein mit zwei Trinkgläsern, tischte alles emsig und schön auf das Zimmertischchen, schenkte die beiden Gläser voll und stieß an: „Leben sollst, Paul! Hoch sollst du leben!"

Und war doch niemand im Zimmer als er allein.

Dann ergriff er die Laute, fuhr in die Saiten, daß sie heftig schrillten: „Also singen wir! Für die Hochzeit was."

„So komm ich hin zu ihr,
's hat schon der Mondschein g'scheint,
's ist alles mäuserlstill — es rührt sich nix. —
Da nehm' ich's her um d' Mitt'

Und bieg ihr ’s Köpferl z’ruck,
Und han a Busserl ihr aufs Göscherl pickt.
Ja, ja, mein Dirndl, du bist mein Leb’n,
Du bist mein’ Freud in alle Ewigkeit!“

Mehr erschrocken als sonst war Frau Apollonia, als sie ihn so in halbem Nachtgewande singend und trinkend fand.

„Ins Bett, Michel“, rief sie erregt.

„Ins Bett, ins Bett, hast recht, Frau. Morgen heißt’s früh auf. Seid ihr beisamm’ mit allem? Hast im Gartenzimmer die Betten machen lassen? Hat der Poldl schon die Tisch’ aufg’schlagen? Die Menge Leut’! Hörst die Wägen vorfahren? Und alleweil noch kommen’s. Die Helenerl soll noch zu mir, eh’ sie schlafen geht. Morgen um die Stund’ ist sie nimmer unser. Geh her, Apollonia! mußt nit weinen. Glücklich werden die zwei miteinand’, das siehst. Komm! Wir zwei alten Leut’, wir! Geh, gib mir auch wieder einmal ein Schmatzerl! Wir sein zusammen verbunden. Glückselig sein die Stunden . . .“

So redete er lebhaft und hastig, in heller Glut, wie seine Augen, brannten auch seine Wangen.

Freilich gab sie ihm einen Kuß und hat vor Traurigkeit sich kaum können fassen, während er in voller Glückseligkeit war und in voller Glückseligkeit einschlief.

Es war ein ununterbrochener Schlaf, die ganze Nacht, und doch ein unruhiger. Er führte Gespräche, er sang. Und dann murmelte er Gebete. Hernach wurde es so still um ihn, in ihm, daß Frau Apollonia angstvoll nach dem Atem horchte. Der Arzt hatte Anordnungen getroffen und war wieder fortgegangen. Frau und Tochter waren die ganze Nacht am Bette gesessen und hatten kein Auge gewendet von seinem Gesicht, über das abwechselnd rosige und blasse Schatten glitten. Die Nacht war lang, es wollte nicht tagen. Und als er aufging, war es ein trüber, schwer bewölkter Tag.

Der Michel erwachte. Seine Wangen waren ganz entglutet. Aber brennend heiß seine Hand, die in der seiner Frau ruhte. Das Auge war beim Erwachen ruhig und sanft gewesen wie eine friedliche Nacht. Plötzlich aber leuchtete darin ein so unheimlicher Glanz, daß Frau Apollonia vor Schreck fast erstarrte.

„Wer ist denn das?“ fragte er mit ungelenker Zunge, denn er hatte seine Tochter bemerkt, die neben dem Bette stand. „Das ist die Helenerl?!“ Ein schönes Lächeln spielte um seine erstarrenden Züge. „Bei der Häuslichkeit schon? Du fleißige Braut!“ — Und redete weiter, stoßweise, einmal hastig, einmal langsam. Es war teils ein murmelndes Sagen und teils ein lallendes Singen. — „Der Friedel, der schlaft wohl noch — wie? Na, na, seid nur recht glücklich. Daß ich ihn hab’ mögen derleben, diesen Tag. — Mein Herz hat sich gesellet — zu einem Blümlein zart. — Das kann keiner so singen wie der Rufmann; — Vater muß man jetzt sagen. Keiner so. Wenn er schon wach ist, er soll kommen. Soll eilends kommen. Den

geistlichen Herrn mitbringen, den Elias. — Kennst ihn, Helenerl? Der hat das gülden Ringlein — an eure Händ' gesteckt. — Der hat das güldne Kettlein — um euer Herz gelegt . . . Glückselig sein die Stunden, — wo wir beisammen sein. — Gelt, Paul! Bist da, Paul? Gelt, der glückselige Tag! — Aber müd. Auch die Freud' macht müd . . ."

Er atmete schwer.

Frau Apollonia schob ihm das Kopfkissen zurecht. „Müd, lieber Mann, ich glaub dir's. Willst nit wieder schlafen?"

Da richtete er rasch seinen Oberkörper auf und sprach in hastigen Stößen die Worte: „Schlafen nit! Schlafen nit! — Ich bitt' euch. Nit schlafen lassen! Aufwecken!"

„Aber es tät' dir gut, Vater."

„Nit schlafen! — Hab' so schreckbar müssen träumen, vorgestern. Gestern oder wann. Vom Förster Rufmann was. Von seinen Buben was. — Schlafen will ich nimmer — nimmer . . ."

Dann ist sein Körper zurückgesunken auf das Kissen.

Leiblos — lieblos.

Die Försterbuben im Urwald

Ungefähr ein Jahr nach Michels glückseligem Tage übergab der Postbote dem jungen Wirt einen Brief, den der Empfänger in der Hand mehrmals um und um drehte und aufmerksam betrachtete, ehe er ihn seiner Frau gab, an die er adressiert war.

„Du, Helenerl! Da schau einmal. Schau dir diese Marke an. Eine russische, oder woher. Oder wo du überall Bekannte hast!" setzte er schalkhaft bei.

Sie schaute den Brief ebenfalls an und suchte dann die Schere, um ihn aufzuschneiden.

„Ah, — Nelson! Wo ist denn das lauter? Gar aus Engelland her?" Sie sah nach der Unterschrift und erschrack ein wenig. „Mir scheint," sagte sie und wendete sich seitlings, „das geht mich allein an."

Und in dem Briefe stand es so zu lesen:

„Nelson, Neuseeland,
Cook-Street 93 Cy XI.

Liebe Helenne!

Du wirst Dich staunen über diesen Schreibebrief aus dem Land, wo die Gegenfüßler sind. Bin jetzt auch so ein Gegenfüßler geworden, und wenn ich mit dem Fuß auf den Boden strampfe, so habt ihr dort drüben Erdbeben. Wie ich da hergekommen bin, das will ich Dir lieber mündlich sagen, bis Du's auch probiert hast. Bissel weiter, wie nach Löwenburg ist's schon. Gehen tut's mir sehr gut, bin am Seehafen ein Arbeiter. Aber dahier, meine Liebe, heißt Arbeiter sein ein bissel was anders, als in Europa. Ich logiere in drei schönen Zimmern und esse täglich mein Beuffsteak. Ver-

dienen tu ich mir in der Woche 8—10 Pfund Sterling, das ist in eurem Geld so viel als 200 Kronen. Mit dem besten Willen kann ich's nit verjuxen. Ja, ich werde am End' noch so ordentlich und brav wie die Eustacher. Hier ist alles englisch, auch Deutsche sind viele da, die Werft, wo ich bin, gehört einem Hamburger. Neuseeland, was jetzt meine Heimat ist, hat hohe Berge, zweimal so hoch wie eure Tauern. Und Wald. Urwald. Da sieht man erst, was das heißt: Wald! Nach Europa verlangt's mich nicht mehr, aber eine von dort möcht' ich da haben, wenn sie mich nicht vergessen hätte. Liebe Helene, Du hast mir immer gefallen, und hast Lust, meine Frau zu werden, so komm her. Eustachen ist eh nix for Dich. Dein Vater, den ich grüßen lasse, soll Dich begleiten bis Triest, wo ich Dich erwarten will. Weiter entgegengehen mag ich nicht, indem was wir in Eustachen erlebt haben. Mein Bruder, der Elias, ist im Gymnasium einer norddeutschen Stadt, heißt Köln am Rhein. Vielleicht kommt er auch einmal nach Neuseeland, für Heidenapostel gibt's hier Arbeit genug. Wir haben auch noch Kannibalen auf Lager, aber anstatt daß sie uns auffressen, machen wir's umgekehrt. Wegen warum ich mich bei Dir im vorigen Jahr nicht verabschiedet hab', kannst Dir denken. Macht ja nix, wenn wir eh wieder zusammenkommen. Ich hoffe von Dir eine recht baldige Antwort so oder so. Die Adresse an mich schreibe genau, wie sie am Anfang von diesem Brief steht, aber Lateinschrift, die andere kann da kein Mensch lesen. Bist überhaupt einverstanden, was ich erst einmal wissen will, nachher können die weiteren diplomatischen Verhandlungen beginnen. Gereuen wird's Dich nicht. Mit schönem Gruß

Fridolin Rufmann
Werft-Mister."

Auf diesen Brief war die Antwort so leicht, daß Helene nicht einen Augenblick nachzusinnen brauchte. Sofort setzte sie sich hin und schrieb:

„Lieber Herr Fridolin Rufmann!

Darauf hin in welcher Art Sie uns verlassen haben, hätte ich einen solchen Brief von Ihnen wohl nicht erwartet. Mich freut es, daß Sie so starkmütig geworden, aber mir scheint, Sie sind gar zu stolz auf das geschehene Unrecht, wo doch auch andere hart haben leiden müssen. Für die Ehr' bedank ich mich recht schön, ist aber zu spät, und mein Vater könnte mich auch nicht bis Triest begleiten, er ist seit Herbst des vorigen Jahres tot.

Es wünscht Ihnen alles Gute Ihre Gegenfüßlerin

Helenne Gerhalt,
geborne Schwarzaug."

* * *

Seit diesen Ereignissen sind Jahre verflossen. Und weil nun die Geschichte zu Ende geht, so wollen wir den Abschiedsbesuch machen bei unsern Bekannten in Eustachen.

Das Wirtshaus „Zum Schwarzen Michel" steht stattlich und wohlgeordnet wie früher. Es schänkt frisches Bier und gerechten Wein, ja wie einst auch Milch und Honig, wer danach trachten sollt. Aber der Gäste-



Der Mittag

zulauf ist nicht allzu groß. Wirt ist Sepp, der Gerhaltsohn. Das ist ein ernsthafter, nicht gar gesprächiger Mann, der sich lieber im Wirtschaftsgebäude oder auf Feld und Wiesen umtut als in der Wirtsstube. Die Helenerl ist eine treffliche und freundliche Wirtin geworden; sie lächelt manchmal, aber nicht lebhafter und länger, als man es den Gästen schuldig ist. Die alte Frau Apollonia ist noch wie früher, sie arbeitet und schweigt.

„Fürst" ist noch der alte Gerhalt. Er versichert zwar oft und oft, sein „Amtl" wolle er nicht mehr länger tragen, aber die Einstimmigkeit jeder Wahl überwältigt ihn immer wieder. Das letztemal hat er trotz dieser unerbittlich ausreißen wollen, da sagte der Pfarrer von Ruppersbach: „Volkesstimme — Gottesstimme!" Dieses große Wort hat ihn eingefangen wieder für drei Jahre.

Bei dem Umzuge seines Sohnes Sepp ins Michelwirtshaus ist im Wirtschaftsgebäude des Gerhalthofes eine Stube frei geworden. Es ist nur ein Bretterverschlag, der sie vom Rinderstalle trennt, aber eine Stube ist sie doch, eine friedliche Statt, deren Fenster hinausblickt in den Baumgarten. Der Sepp hat nie einer künstlichen Wärme bedurft, nun aber hat der Gerhalt ein Tonöfelein hineinstellen lassen. Und auch einen Kasten, und an die Wand ein Marienbild. Denn im Bette liegt ein armes, altes Weiblein. Es liegt ganz klein und in sich zusammengebogen unter der blauen Wergdecke, die Gicht hat es fast lahm gemacht. Es ist die alte Sali. Nach jener Veränderung im Forsthause hat sie noch jahrelang als Bauernmagd herumregiert in der Gegend, hat fleißig gegreint und noch fleißiger gearbeitet — und auch gebetet, der liebe Herrgott möge sie nur so lange leben lassen, als sie was arbeiten könne.

Wie sie nun aber nicht mehr arbeiten konnte und doch immer noch lebte, nahm sie es so, daß für sie nun ganz die Zeit sei zum Beten. So hielt sie den Rosenkranz in der Hand und betete zu unserer lieben Frau und dachte dabei an längst verstorbene und verdorbene liebe Menschen.

Manchmal besucht sie Frau Apollonia, sitzt an ihrem Bette und schweigt. Da nimmt sie die alte Magd wohl an der Hand — beider Hände sind kühl, aber treu sind die Gedanken. Geweint haben sie in späterer Zeit nicht mehr um die Verlornen . . .

Und da ist eines Tages der Brief gekommen und hat die alten Herzen aufgerüttelt. Und die Sali hat nicht liegen bleiben können auf ihrem Stroh. Sie ist aufgestanden und hat mit zitternder Hand das Ämplein angezündet unter dem Marienbild. Denn was in diesem Briefe steht, das ist wie eine Botschaft vom Himmel.

„Eland San Catharina im Atlandischen Ozzean.
Farm Rufmann.

Liebe Sali!

Lebst Du noch? Dein Elias schreibt Dir. Ich habe es erst tun wollen, bis was Gutes zu melden ist, und habe oft gebetet, daß Du so lange leben sollst, bis das geschehen kann. Gedacht haben wir Dein alle Tage,

wie man einer Mutter gedenkt, die Du uns gewesen bist. Aber heimbleiben haben wir nach dem Unglück nicht mehr können. Mein Bruder Fridolin ist damals fort, so weit es geht auf dieser Erde. Neuseeland heißt das Land, wo er sieben Jahre lang gewesen ist und bei der Schiffahrt gearbeitet hat. Ich habe noch weiter studiert zu Köln am Rhein, wo die heiligen drei Könige sind. Dann hat mir mein Bruder geschrieben, ich solle zu ihm kommen, und haben bei der Schiffahrt gearbeitet und gut verdient. Und auf einer Seefahrt haben wir eine kleine Insel gefunden, mit Gebirg und Urwald, nur von wenigen Eingebornen bewohnt, die gutmütig sind. Und an der Küste auch Europäer, sogar etliche Deutsche, arme Leute. Und hat uns der Urwald so gefallen, sind auch Bäume dabei, wie sie in Eustachen wachsen. Und haben eine solche Freude gehabt, daß wir unser Erspartes dransetzen und uns seßhaft machen auf der Insel, sie heißt San Catharina. Jetzt leben wir da und haben Arbeit übergenug. Fridolin ist Jäger, der die wilden Tiere totschießt, und ist Förster, der den Urwald robet. Das geschieht mit Axt und Feuer. Die Leute, die schon früher dagewesen, sind uns untertan und führen das aus, was wir anordnen. Aus den gerodeten Grundflächen machen wir Kornfelder und Gärten, und das ist meine Sache. Ich habe eine Anzahl von Arbeitern, mit denen ich Korn baue und Fruchtbäume züchte. Wir haben uns auch aus Holzstämmen ein Haus gebaut, wo wir mit Weib und Kind wohnen. Der Friedel hat eine von hier genommen. Ich bin in Köln mit einem braven Mädel bekannt worden, das habe ich mir herüber geholt. Wir sind recht zufrieden. Wenn das der Vater noch hätte erleben können! Es vergeht keine Stunde, wo ich nicht an ihn denke. Und am Sonntag kommen wir zusammen im Hause oder unter Bäumen und ich lese den Leuten aus der Heiligen Schrift vor und lege sie aus und bete mit ihnen. Und so bin ich zugleich Bauer und Geistlinger, wie Du mich schon genannt hast, ehe ich auch nur eine Ahnung hatte, was das heißt, ein Apostel unseres Herrn Jesu Christi zu sein.

Und dieses, liebe Sali, ist das Gute, was wir Dir zu melden haben. Wenn Du noch lebst, so schreibe uns, wie es Dir geht und genau den Ort, wo Dich etwas antreffen kann, das wir Dir schicken möchten. Auf dieser Welt werden wir uns wohl nicht mehr sehen, aber es steht geschrieben, daß wir im ewigen Leben alle die wieder finden werden, die wir einmal lieb gehabt haben.

Vergiß nicht, liebe Sali, der Försterbuben im fernen Urwald, die auch Dein nicht vergessen.

Elias und Fridolin Rufmann."

Ende.





Die Fortschritte der Sittlichkeit in Deutschland

Von

Rudolf Goette

Altruistische Beweggründe haben, soweit wir sehen können, immer eine Rolle im Leben der Menschen gespielt. Aber erst das erhabene Gebot: Liebe deinen Nächsten als dich selbst! ward zur weltumgestaltenden Erkenntnis in der Geschichte der Sittlichkeit. Freilich folgte seiner Verkündung zunächst die zweifelnde Frage: Wer ist denn mein Nächster? Und die Menschheit gebraucht lange Zeit, bis sie die weitherzige Antwort völlig begreift, die der Meister darauf gab. Von der Auffassung des Begriffes „der Nächste" hängt jedoch das Wachstum der Sittlichkeit ab.

Anfänglich begegnet uns die Wirksamkeit sozialer Triebe und Gedanken vornehmlich im Rahmen der Sippe und des Stammes. Höchstwahrscheinlich hat es eine Zeit gegeben, da man den Nächsten nur innerhalb der eigenen Sippschaft fand; aber so weit das Licht der Überlieferung in die Vorzeit zurückreicht, gebietet der Stamm neben und über dem Geschlechtsverbande; wir erkennen, daß die Bedeutung des Geschlechtes immer mehr von dem staatlichen Gemeinwesen eingeengt und schließlich beseitigt wird. An der äußersten Grenze unseres Wissens herrschten Recht und Frieden selbst in der Sippe nicht ohne Einschränkung. Unmündige und Wehrlose können den Schutz des Friedens nicht durchaus beanspruchen. Der Vater verfügt über den Leib seiner Kinder, die er verkaufen, unter Umständen töten darf. Krüppel und nutzlose Greise können erschlagen werden. Aber frühzeitig stellt die Gesamtheit Ansprüche an den einzelnen, ohne Rücksicht auf verwandtschaftliche Bande. Dem Gerüfte müssen bei schwerer Buße alle Folge leisten, um dem gefahrbedrohten Nachbar beizuspringen. Schon in der Wanderzeit erstrebt die Gesetzgebung mehr als äußerliche Wohlfahrt. Die Volksrechte (die Rechtsbücher der einzelnen Stämme) offenbaren zarte Fürsorge für das keimende und reifende Leben. Schwangere Frauen und säugende Tiere sind mit besonders hoher Buße geschützt. Daß der Fremde rechtlos war, dem Feinde gegenüber alles für erlaubt galt, bedarf kaum besonderer Hervorhebung. Das ethische Empfinden dieser ersten

Epoche der Sittlichkeit äußert sich in zahlreichen sinnbildlichen Handlungen. Das neugeborene Kind hob der Vater vom Boden auf und verzichtete damit auf sein Recht, es dem Tode preiszugeben. Mit dem Halmwurf ward ein Grundstück dem neuen Eigener übergeben. Durch einen Backenstreich erhielt der Knecht die Freiheit. Aber das sittliche Dasein erschöpfte sich nicht in diesen Äußerlichkeiten. Dem widerstreitet die Tiefe der germanischen Gottesverehrung und die Stellung der Frau im Leben unserer Vorzeit. Der Zeitraum, der hier gekennzeichnet ward, umspannt mindestens vier Jahrtausende und reicht bis zum Jahre 842 nach Christus. — Das Jahr der Straßburger Eide war die Geburtsstunde zweier Nationen, der deutschen und der französischen. Langsam erstarkte das Gefühl von der Zusammengehörigkeit der Männer deutscher Abkunft, fand aber nicht vor dem zwölften Jahrhundert deutlichen Ausdruck im Schrifttum. Mit der Vertiefung dieses Gefühls erweiterte sich der sittliche Horizont; der Begriff des Nächsten erstreckte sich nun über ein ganzes Volk, doch muß das zwiefach eingeschränkt werden. Zunächst erschien bei der Ausschließlichkeit mittelalterlichen Kirchentums die Nächstenpflicht an die christliche Glaubensgemeinschaft gebunden. Freilich waren naturgemäß die Bande des Blutes stärker als die der Religion, ein innerer Gegensatz wider germanisches Heidentum im Norden ward ursprünglich kaum gefühlt. Als aber der universal gerichtete romanisch-kirchliche Geist auf seinem Höhepunkt war und in gewissen Grenzen auch das deutsche Leben beherrschte, überwand er die natürliche Abneigung gegen den Vertilgungskrieg wider das eigene Fleisch und ließ die Reste eines halbheidnischen Individualismus in Blut ersticken. So wurden im dreizehnten Jahrhundert die Stedinger Bauern ausgerottet. Eine zweite Schranke, welche die Volksgenossen innerlich voneinander schied, war der Stand. Eine tiefe Kluft dehnte sich zwischen dem Hörigen und dem Herrn. Der Unfreie hatte kaum Anspruch auf christliches Erbarmen. Die Anhänger Rudolfs von Rheinfelden, des Gegenkönigs Heinrichs des Vierten, ließen nach einer Schlacht am Neckar Tausende gefangener schwäbischer Bauern „zur milderen Züchtigung" entmannen (Bernold von Sankt Blasien zu 1078). Die Strafen gegen Jagd- und Waldfrevel waren unmenschlich grausam. Dem Schädiger eines Baumes soll man nach alten Weistümern den Bauch aufschneiden; er wird dann mit dem Darm daran festgenagelt und so lange um den Stamm herumgetrieben, bis die wunde Stelle von seinen Eingeweiden eingehüllt ist.

Man darf die Epoche, welche mit den Straßburger Eiden anhebt, als die Zeit der Sittlichkeit im Rahmen des Volkstums, des Glaubens und des Standes bezeichnen. Sie endet mit dem Jahre 1740, mit dem Beginn der Regierung Friedrichs des Großen. Ihre Aufgabe war es, die Überwindung der gekennzeichneten Schranken zu ermöglichen, den Begriff des Nächsten zu vertiefen und auszudehnen. In dieser Entwicklung spielen das Volkstum einerseits, Bekenntnis und Stand andrerseits eine verschiedene Rolle. Die Entfernung der Schranken des Volkstums würde zu einem

Weltbürgertum führen, die Überwindung der Schranken des Bekennntnisses und der Geburt (insofern sie eine sittliche Scheidewand zwischen den Einzelpersönlichkeiten aufrichten) ebnet den Weg zu einer bürgerlichen Gesellschaft. Von einem Weltbürgertume sind wir sehr weit entfernt; die Bildung einer Gesellschaft auf dem Boden rechtlicher Gleichheit kann hingegen als vollendet angesehen werden. Die sittliche Entwicklung hat sich wesentlich innerhalb der einzelnen Nationen vollzogen und sich auf konfessionelle und ständische Hemmnisse erstreckt.

Dem Feinde, dem Fremden gegenüber galt auch in der zweiten Periode der Moral Grausamkeit und äußerste Gewalttätigkeit für zulässig. Ottos des Großen Feldherren sandten nach einem Siege über die Griechen in Kalabrien die zahlreichen Gefangenen mit abgeschnittenen Nasen nach Byzanz zurück (Widukind, Fortsetzung zu 969); sie folgten darin den Befehlen eines Kaisers, der es sonst an Milde und Versöhnlichkeit nicht hat fehlen lassen. An das Verfahren der Deutschen gegen ihre slavischen Nachbarn, an die Erbarmungslosigkeit der Staufer in den italienischen Kämpfen soll hier nur erinnert werden, ebenso an die Judenverfolgungen. Bei letzteren wirkten rassenhafte, wirtschaftliche und religiöse Ursachen zusammen. Am Schluß der Epoche sind die Deutschen in den Händeln der Welt fast nur zum Leiden verurteilt; die Greuel des Dreißigjährigen Krieges und die Mordbrennerei des vierzehnten Ludwig stehen ganz und gar nicht hinter den Untaten vergangener Jahrhunderte zurück. In dem Wehgeschrei der Raubkriege war allerdings die Kritik einer solchen Kampfesweise erwacht; aber von einem wesentlichen Fortschritt der Moral in den Beziehungen der Völker zueinander kann bis zu Friedrich dem Großen nicht die Rede sein.

Die Austragung der religiösen Fragen und Streitigkeiten ist in erster Reihe dem deutschen Volke zugefallen. Da es im Glauben dauernd gespalten blieb, erwuchs ihm die Aufgabe, ein Nebeneinanderbestehen der Bekenntnisse zu ermöglichen. So lebhaft im 16. Jahrhundert die Parteien sich auf deutscher Erde befehdeten, im ganzen herrschte die Absicht vor, sich schiedlich zu vertragen, während in Frankreich wilde Leidenschaft die keltische Mordbestie entfesselte. Politische Unfertigkeit zog aber dennoch die deutschen Länder in den furchtbarsten Religionskrieg hinein. Im westfälischen Frieden erlangte der Gedanke der Duldung staatsrechtliche Fassung, wenn sie auch unvollkommen war.

Zur Ausgleichung der Kluft zwischen den einzelnen Geburtsständen, den Edlen, Freien und Hörigen, welche Kluft die sozialen Umwälzungen der Merowinger- und Karolingerzeit stark vertieft haben, trug die Kirche nicht wenig bei. Das Ansehen der Geistlichkeit, die aus allen Volksklassen hervorging, mußte die Schroffheit weltlicher Rangunterschiede langsam herabmindern. Nur die Würde des Amtes, nicht der Adel der Geburt sollten unter der Stola gelten; dort konnten auch Männer von bescheidener Herkunft zu höchsten Ehren gelangen, gleich Willigis, dem mächtigen Kanzler und Erzbischof von Mainz. Ein solcher Fall ward leicht zur Quelle volks-

tümlicher Sagenbildung (Thietmar von Merseburg zu 975). Oftmals kam die Wirksamkeit der Priester, welche dem arbeitenden Volke entstammten, auch diesem zugute. Der wilde Predigermönch Konrad, der Beichtvater der heiligen Elisabeth von Thüringen, hat gegen die Bedrückung der Bauern geeifert. Die empfindlichste Last, welche den Hörigen vielerorts oblag, war die Heimfallssteuer des Buteils: beim Tode des Eigenholden fiel die Hälfte der Habe dem Herrn zu. Die Abgabe ward von der Geistlichkeit vielfach bekämpft und im zwölften Jahrhundert allgemein als unchristlich gebrandmarkt; sie verschwand um diese Zeit oder wurde in ein Besthaupt vom Viehbestande gemildert. Um 1200 hat auch die Sklaverei in Deutschland aufgehört; die schroffsten Formen der Knechtschaft, die dem Herrn gestatteten, seine Eigenleute zu verkaufen, zu vertauschen, über ihre Kinder zu verfügen, machen einer milderen Zins- und Arbeitspflicht Platz. Deutschland blieb aber auf diesem Wege hinter Frankreich zurück, wo unter dem Schutze der erstarkenden monarchischen Gewalt etwa um dieselbe Zeit die Bauern persönlich frei wurden.

Die Zeit des Rittertums war nicht arm an Kräften sittlichen Fortschritts. Die Willkür der Großen rief als ihr Widerspiel das Leitbild eines reinen, der Gerechtigkeit geweihten Lebens hervor, wie es uns in dem Wandel und Wirken der heiligen Hildegard von Bingen entgegentritt. Zum schönsten Ausdruck verhilft Otto von Freising diesem Ideal in seinem „Lob der Mönche", d. h. der Heiligen, wie sie sein sollen; auch Wolframs gedankenkühnem Geiste hat es in ritterlicher Gestalt vorgeleuchtet. Mit dem Ausgang der Staufer, man kann sagen mit dem Ausgang des Kaisertumes im alten Sinne, verblassen die Ideale im Leben des deutschen Volkes. Walter sah die wilde Zeit, die nun kam, herannahen, als er klagte: die welt ist allenthalben ungenaden vol. Die sittliche Unfertigkeit der Menschen des späteren Mittelalters zeigte sich in dem Wahnsinn des Flagellantentums und der Veitstänze. Die Verbrechen nahmen zu und mit ihnen die Grausamkeit der Strafen. Falschmünzer, die man früher durch Abschlagen der Hand bestrafte, werden im 15. Jahrhundert in kochendem Wasser oder Öl gesotten. Dabei hob sich mit der Blüte der städtischen Kultur Wohlstand und Lebenshaltung. Als die Bauern angesichts der übermächtigen Geldwirtschaft ihr Dasein verbessern, sich eine befriedigende Rechtslage erkämpfen wollten, schlug man sie mit furchtbarer Härte zu Boden. Eine rohe und befangene Justiz stellte sich in den Dienst des Hexenglaubens. Im Jahrhundert des großen Krieges duldeten oder gestatteten viele Landesherren, darunter auch der große Kurfürst, die Enteignung „mutwilliger" Bauern. Doch aber ward das Fürstentum die schöpferische Macht der Zeit. Nicht wenige Regenten mühten sich väterlich um das Wohl ihrer Landeskinder und bekämpften die unwürdige Nachäffung fremder Mode und Lebensart. In Holstein wurde zuerst das Unrecht der Vergangenheit durch Befreiung der Bauern getilgt. Die Hohenzollern strebten kraftvoll dem Gedanken des Rechtsstaates zu. König Friedrich Wilhelm I. wollte gleichfalls die Leib-

eigenschaft in seinen Staaten aufheben (Knapp, Bauernbefreiung I, S. 83 f., 116 f.), wurde aber, wie sein Nachfolger, durch die Verhältnisse und den Widerstand der Kammern in diesem Bestreben gehindert. Friedrich der Große steht an der Schwelle eines neuen Zeitalters der Moral. Die Aufklärung fängt an, bestimmend in das soziale Leben einzugreifen. Das Ursprüngliche und Berechtigte an dieser Geistesströmung ist die Kritik der überlieferten Zustände in Staat, Gesellschaft und Kirche. Zum Richter ward die menschliche Vernunft eingesetzt. Der Geist dieser Kritik ist dem germanischen Boden Englands und der Niederlande entsprossen, dogmatische Ausprägung fand sie in Frankreich. Es muß hier fern liegen, die kühn gezimmerten Lehrgebäude der Aufklärung zu mustern; nur darum handelt es sich, was sie für die sittliche Entwicklung des deutschen Volkes wert ist. Man darf als ihr allgemeinstes Ziel die Befreiung der Persönlichkeit von unberechtigtem Zwange, die Wahrung der Menschenwürde bezeichnen. Der Geist der Aufklärung tritt in nationaler Gebundenheit hervor, aber auch mit dem Anspruche, die Grenzen der Staaten und Völker zu überbrücken; in beiden Erscheinungsformen ist er bis heute von gewaltigem Einfluß. Der Individualismus der großen Zeit, die wir gern mit dem einen Namen Weimar kennzeichnen, hat im letztverflossenen Jahrhundert eine weitere Steigerung erfahren; er artet jetzt hie und da in einen Zustand der „Reizsamkeit" aus, wie Karl Lamprecht das Vorwalten nervöser Empfindlichkeit und krankhafter Eindrucksfähigkeit bezeichnet. Da die vorzeitlichen Hemmnisse einer gemeinsamen Sittlichkeit als überwunden angesehen werden können, ist es erlaubt, unsere Epoche als die Zeit der Moral im Rahmen des Volkes und der Menschheit zu bezeichnen. Man könnte sie auch das Zeitalter der Aufklärung nennen.

Der größte der preußischen Könige beginnt mit der Entfernung von Folter und Glaubenszwang. Körperlicher Verstümmelung waren ursprünglich nur Unfreie unterworfen. Indem man barbarische Mittel aus dem gerichtlichen Verfahren beseitigte, fing man an, die Persönlichkeit des Menschen und Staatsbürgers an sich höher einzuschätzen. Um diese Zeit gewann die Kritik an jenen Fürsten, die geheiligtes Recht verletzten, Gewalt und Einfluß. Schillers Landesherr, der unter dem Druck der allgemeinen Mißbilligung von den Kanzeln herab Besserung seines willkürlichen und leichtfertigen Regimentes versprechen ließ, ist ein merkwürdiges Beispiel dafür. Ein verstärktes Gefühl des Menschenwertes spricht deutlich aus den Persönlichkeiten und Werken der Großen und Wackern jener Tage, der Kant, Lessing, Goethe, Schiller, Arndt, Fichte. Die Befreiung vom Zwange des Gewissens ermutigte den sittlichen und religiösen Enthusiasmus des Schönenseelentums; auch Gestalten wie Fräulein von Klettenberg und die Königin Louise sind Kinder der Aufklärung. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts wurden endlich die Fesseln der Unfreiheit auf dem Lande gelöst. Befreiende Maßregeln und Gesetze in großer Zahl reichen von Joseph II. über Montgelas und Karl Friedrich von Baden zu Stein und Hardenberg.

Es ist bemerkenswert, daß die großen Fortschritte in der Schätzung des Menschen mit Höhepunkten künstlerischen Schaffens zusammenfallen: als die Sklaverei verschwand, gestaltete ein unbekannter Dichter das Nibelungenlied; als man Leibeigenschaft und Prügelstrafe beseitigte, reifte der Faust seiner Vollendung entgegen.

Bittere Erfahrungen belehrten das deutsche Volk, daß mit der Pflege edlen Menschentums nicht genug geschieht, daß wir unserer Bestimmung nach politische Wesen sind. So wurde neben Weimar das ärmliche Memel die zweite Geburtsstätte eines erneuten Volkstums; dem Geist und der Schönheit mußte sich die Tatkraft gesellen. Unsere Väter lernten damals für Freiheit und Unabhängigkeit schwere Opfer darbringen; sie erkannten, daß der Einzelwille sich dem Sinne der Gesamtheit beugen muß. Auch für uns kam in der Zeit des Rheinbundes jene Stunde, welche den Franzosen Jeanne Darc herbeiführte, die den Engländern und Niederländern im Zeitalter Elisabeths genaht ist: ein deutscher Patriotismus ward geboren.

Scheinbar läuft die Entwicklung im verflossenen Jahrhundert dem allgemeinen Gange sittlichen Fortschritts entgegen. Dieser hat sich hauptsächlich in einer Erweiterung des Gesichtskreises der Nächstenliebe durchgesetzt; durch schärfere Hervorkehrung der Nationalität und der Rasse wird aber die Scheidewand zwischen einzelnen Gruppen der Menschheit wieder erhöht. Allein ebensogut wie sich die Einzelpersönlichkeit zu freier Betätigung durchkämpfen mußte, war dies auch den Persönlichkeiten der Völker auferlegt. In England sind das Gedeihen bürgerlicher Freiheit und der Fortschritt nationaler Größe seit der Reformation immer mehr zusammengefallen, während die deutsche Geschichte bis auf die jüngste Zeit von heftigen Kämpfen zwischen dem Einzelwillen und dem Staatszweck erfüllt ist. Trotz dieser Kämpfe nimmt aber die Lebhaftigkeit des Nationalgefühls zu. Das Erwachen des Rassenbewußtseins bezeichnet weiteres Fortschreiten in gleicher Richtung; die Volkspersönlichkeit strebt nach Vereinigung mit Verwandtem, nach Ausweitung zu einem größern, machtvollern Ganzen.

Auf diesem Wege kann ein Zustand höherer Vollkommenheit erreicht werden. Große Völkergruppen, von sehr mannigfaltigen Zwecken und Rücksichten geleitet, werden sich schwerer als einzelne Nationen zu einem alles erschütternden Kriege in Bewegung setzen lassen. Man hat begonnen, sich über gewisse Grundsätze der Menschlichkeit im Kampfe zu verständigen und geringfügige Streitigkeiten durch Schiedsgerichte beizulegen. Die Genfer und Haager Konventionen (1864 und 1899) bilden vielleicht den Anfang eines Rechtszustandes, der sich einmal über allen Staaten erheben soll, und wir haben mit ihnen bereits den Weg beschritten, auf den Kant in seiner Schrift „Über die Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784) hingewiesen hat. Allerdings ist es mehr als wahrscheinlich, daß noch schwere Kriege und Umwälzungen bevorstehen, um den Völkern und Rassen jenen Spielraum zu sichern, der ihrem Können, ihrem Reichtum an sittlichen und schöpferischen Kräften entspricht. Zweifellos könnte

es sich auch nur um die Übertragung einer äußerlichen Ordnung, wie sie innerhalb der einzelnen Staaten bereits herrscht, auf die Gesamtheit der Kulturvölker handeln, ohne daß damit der ewige Friede verbürgt wäre. Es ist aber nicht sicher, daß eine solche Zunahme der Gesetzmäßigkeit wirklich die Besserung der Menschen herbeiführen muß. Wir sehen in der kaum geborenen bürgerlichen Gesellschaft der Gegenwart eine neue soziale Spaltung entstehen. Die Kriminalität ist in den beiden ersten Jahrzehnten des Deutschen Reiches bedenklich gestiegen. Aber wir erkennen doch auch ein Wachstum der altruistischen Kräfte. Die Werke des Mitleids, der Nächstenliebe, der Fürsorge nehmen zu und gedeihen. Die Entwicklung zum Höheren, die im gesamten Naturgeschehen herrscht, legt uns eine gewisse Hoffnungsfreudigkeit nahe. So darf man darauf vertrauen, daß die schaffenden Kräfte, die wir gewahr werden, doch am Ende einem wahrhaften Fortschritte dienen müssen. Dem Gedanken jedoch eine bestimmtere Fassung zu geben, wird auch der Optimist nicht leicht wagen.

Die beiden Jahreszahlen, die ich als Marksteine festlegte, ergaben eine Gliederung der sittlichen Kultur Deutschlands in drei Epochen: 1. die Zeit der Sippe und des Stammes (842); 2. die Zeit des gespaltenen Volkstums (1740); 3. die Zeit des geeinigten Volkstums und der Menschheitskultur. Wenn es aber erlaubt ist, von dem Zufälligen der geschichtlichen Überlieferung abzusehen, lassen sich unter Anwendung der gleichen Gesichtspunkte fünf Entwicklungsstufen der Moral unterscheiden: die Sittlichkeit im Rahmen der Sippe, des Stammes, des Volkes, der Rasse, der Menschheit. Daß der Fortschritt auf keinen Fall die Eigentümlichkeiten der Völker und Rassen vernichten wird, erscheint mir nach aller geschichtlichen Erfahrung zweifellos. Die Steigerung des Artbewußtseins mag vielmehr der Zucht tüchtiger Persönlichkeiten, der Entfaltung mannigfachen Könnens, der Erhöhung der Gattung über sich selbst hinaus förderlich sein. Sicherlich schreitet der Mensch niemals glatt von Ziel zu Ziel. Immer wieder werden Spaltungen geistiger und sozialer Art eintreten. Es scheint aber, daß ihm die Kraft innewohnt, solche Klüfte zu überwinden und auszugleichen. — —

Man empfindet vielleicht, daß wir auf dem Wege der Entwicklung, die hier angedeutet wurde, in letzter Zeit etwas erlebt haben. Unsere neueste Erfahrung bestätigt aber die Ansichten, die hier vorgetragen wurden. Die einzelnen Völker mühen sich nicht mehr lediglich um die Verteidigung oder Verstärkung ihres Sonderdaseins; sie suchen sich durch Zusammenschluß in größern Verbänden zu sichern und zu kräftigen. Die politischen Spannungsgefühle der Gegenwart rühren vornehmlich von diesen Strebungen her. Die Entstehung von Staatengruppen wurde schon von Kant in der oben erwähnten Schrift vorausgesagt. Es ist ein Anziehen und Abstoßen, und eine gewisse Ruhe wird erst dann eintreten, wenn sich auf naturgemäßer Grundlage lebenskräftige, feste Verbände herausgebildet haben. Die Haager Zusammenkünfte gestalten sich zu einer dauernden Einrichtung. Einem Kampfe mit den Waffen wird künftighin ein Streit in den

Formen des Völkerrechtes vorhergehen, und Kriege, die von der öffentlichen Kritik mit einer gewiſſen Entſchiedenheit verurteilt werden, dürften in ſpäterer Zeit nicht mehr zu erwarten ſein.



Päſtum

Von

Karl Herold

Rings die Campagna; weſtwärts rauſcht das Meer;
Im Oſten der Baſilicata Blauen.
Und eine Totenſtille, tief und hehr —
Ein weites Grab, drauf brütend liegt das Grauen.
Ein weites Grab, von Blüten überſchneit,
Von heißen Sonnenküſſen matt und trunken,
Darauf wie Grüße aus vielalter Zeit
Ein Steingedicht, im Traume hingeſunken.

Ein müder Hirte ſchleicht des Wegs vorbei,
Und ſeine ſchwarzen Fieberaugen funkeln;
Er treibt die Herde an mit heiſerm Schrei
Und naht ſich bittend mit der Hand, der dunkeln:
„Ich hab' ein ſelten Stück der Erd' entwühlt —
Willſt du's nicht kaufen, Herr, um kleine Gabe
Zu einem Trunk, der mir die Lippen kühlt,
Zu einem Tropfen, der mich Ärmſten labe?!" —

Von eurer Schätze kargen Reſten lebt
Der Enkel kranke Schar, o tote Zeiten!
Und eine Ahnung eurer Größe bebt
Gleich einem Traum durch ihrer Tage Leiden!
Ach, deine reichen Roſen ſind verblüht,
O Poſidonia, dein Glück verflogen,
Und trauervoll der dunkle Ciſtus glüht
Herab von des Sirenentores Bogen!

Der Affodil ragt ſperrig in die Luft,
Es leuchten ſeine weißen Blütenflammen;
Ein Hauch von Moder und von ſüßem Duft
Schwankt durch die träge Luft und fließt zuſammen.
Es ſchweigt das Feld, die Sonne ſinkt hinab,
Ihr Licht erliſcht in blauen Meeresfluten;
Ihr letzter Kuß liegt auf dem Göttergrab,
Und Päſtums ſtolze Tempeltrümmer bluten!





Trennung

Von

Paul Hermann Hartwig

Das Hochzeitsmahl neigte sich dem Ende zu. Die offiziellen Reden waren schon beim ersten Teil des Menus gehalten. Onkel Theodor hatte während des Entenbratens, den er nicht vertragen konnte, die berühmte komische Ansprache vom Stapel gelassen, und Tante Malvine improvisierte bei Baumkuchen, Krachmandeln und Konfituren und übertraf sich selbst.

Onkel Theodor und Tante Malvine hatten getan, was die Familie von ihnen erwartete, und genossen nun mit selbstgefälliger Bescheidenheit die Ehren, die man ihnen von allen Seiten zuteil werden ließ. Die Hochzeiter traten für den Augenblick ordentlich in den Hintergrund.

Potztausend, war Onkel Theodor ein feiner Kopf! Das doppelte Familienfest und die neuesten politischen Ereignisse konnte nur er so amüsant miteinander verbinden, und Tante Malvine, ja die — sie genoß nicht ohne Grund den Ruf der witzigsten Person in der Familie Engelhaupt. Wie hatte sie Scherz und Ernst durcheinanderzumischen verstanden, und alles in richtigen Reimen. Die ganze Verlobungsgeschichte rollte sie vor den erheiterten Gästen auf, und die Vorzüge und Tugenden der frischgebackenen jungen Frauen wurden durch sie in das rechte Licht gerückt. Wer es noch nicht wußte, erfuhr es nun, daß sämtliche Kompots, die man während der Tafel serviert hatte, von Leontine und Gustave Engelhaupt eingesotten waren. Ja, die Ehemänner konnten lachen, denen solche Wesen beschert wurden. Überall Jauchzen und Zustimmung — die Engelhaupts waren ja so gut wie unter sich.

Der Herr Stadtrat, der dem weißen Burgunder ein wenig reichlich zugesprochen hatte, ergriff noch einmal das Wort, um festzustellen, wie groß das Glück aller Beteiligten sei. Das waren doch Bündnisse, über die Engel im Himmel sich ergötzen mußten: zwei so wackere junge Männer, wie Dr. med. Manfred Overbeck und der Privatdozent der Geschichte Dr. Frank Overbeck fanden in zwei Töchtern der Stadt, den holden Blüten des Geschlechts Engelhaupt, ihr Lebensglück. Der Herr Stadtrat redete noch

ein langes und breites, erzählte lauter Dinge, die alle bereits wußten, und schloß mit einem Hoch auf die Mutter der jungen Ehemänner, der allverehrten Frau Marianne Overbeck.

Sie dankte mit einem mechanischen Nicken und hielt ihr Glas zum Anstoßen nach rechts und links. Ihr Mund zwang sich zu einem konventionellen Lächeln, sie erwiderte auch etwas Gleichgültiges auf alle die Fragen, die um sie herumrauschten, sagte der witzigen Malvine etwas Angenehmes über ihre Einfälle, deren Albernheit sie selbst bei dem tiefen Leid ihrer Seele bemerkt hatte. Sie wollte ja nicht auffallen, noch irgend jemanden die Freude stören; einmal mußte es doch zu Ende sein.

Onkel Lämmrich, ein unverbesserlicher Junggeselle, der leicht über die Stränge schlug, ermahnte gerade die neuen Neffen, nicht etwa ihre Frauen zu verwechseln. Die beiden stattlichen Männer blieben bei dem gewagten Scherz gelassen und gaben sich nur einen Wink mit den Augen. Leontine und Gustave kicherten. Nein, der Onkel Lämmrich wurde doch immer gemischt, wenn er ein Glas Sekt hatte.

Die Lohndiener öffneten die Türen zu den Nebenräumen des großen Saals der „Frohen Vereinigung", in denen der Kaffee serviert werden sollte, den Damen rechts, den Herren links. Inzwischen wurde der Speiseraum in einen Tanzsaal verwandelt. Engelhaupts als alte eingesessene Familie der betriebsamen Fabrikstadt schwuren auf die „Frohe Vereinigung", obwohl Onkel Theodor, der überhaupt nach Ansicht der Familie Anlage zu einem kleinen Outsider hatte, das Kasino für feiner hielt. Aber nirgends gab es einen so blank gewichsten Boden, wie in der „Frohen Vereinigung".

Die jungen Paare machten Miene, sich vorsichtig zu drücken; doch die naseweise Minette Lämmrich bemerkte das Vorhaben und bestürmte mit dem übrigen tanzlustigen Volk die Fluchtbereiten. Die Schleier müßten zum mindesten abgetanzt werden. Aber die Ehemänner winkten ab; in ihrem Übermut hatten die so zahlreich vertretenen Engelhaupts doch etwas, das auf die Nerven ging. Es gelang ihnen, dem Trubel zu entgehen. Die jungen Frauen wurden von ihrer Mutter entführt, um den Toilettenwechsel vorzunehmen. Der reiche Viehhändler, Onkel Fürchtegott Engelhaupt, gab einem Lohndiener Befehl, das Anspannen zu veranlassen. Er hielt zehn Pferde und besaß zwei Equipagen, eine mit roter, die andere mit grüner Seide ausgeschlagen. Darin sollten die Neuvermählten durch die Stadt, ein paar Stunden durch den Wald bis zur Bahnstation der nächsten größeren Stadt fahren. Ein Sträuben gab's nicht, denn Onkel Fürchtegott war kinderlos und Erbonkel — schließlich war eine Fahrt durch den Wald bei dem klaren, wunderbaren Herbstwetter auch nicht zu verachten.

Frau Marianne Overbeck hatte sich von dem Schwarm der schnatternden Damen Engelhaupt freigemacht; sie konnte den lärmenden Frohsinn und die unaufhörlichen Banalitäten nicht mehr ertragen. Sie war durchaus nicht engherzig und wußte die Menschen zu nehmen, aber ihre sonst so gesunden Nerven hatten in den letzten Wochen manchen Stoß erhalten, sie

war nicht mehr die alte, und für die Komik mancher Situation fehlte ihr gerade heute das Verständnis.

Im Nebenzimmer links mußte Onkel Lämmrich eben den neuesten Witz zum besten gegeben haben, die Herren lachten so schallend und ausgiebig, daß die Damen neugierig herbeieilten, um auch an der Heiterkeit teilzunehmen. Sie wurden jedoch von den durch Wein und Gelächter erhitzten Herren zurückgescheucht. Einige Ehemänner vertrösteten ihre Gattinnen auf später.

Frau Marianne suchte sich, so gut es ging, hinter den reichen Falten der Fensterportieren zu verbergen. Eine scharfe Linie stand zwischen ihren Brauen; sie fand die ganze Gesellschaft so entsetzlich bourgeois — und zu denken, daß ihre Söhne nun daran Anteil haben müßten ein ganzes Leben hindurch.

Eben kamen Leontine und Gustave zurück, beide in modernen Reisekleidern. Frau Marianne war zu gerecht, sie nicht hübsch zu finden. Die jugendlichen Gestalten, die reizenden Farben und das reiche Haar hatten beide gemeinsam, ein Hauch frischer Sinnlichkeit lag über ihnen. Leontines Züge trugen die Spuren einiger Intelligenz, von denen Gustave vollkommen verschont war. Nun wurden die jungen Frauen von der Verwandtschaft und den Freundinnen erspäht und sofort eingekreist. Frau Stadtrat Engelhaupt machte der Mutter einige Komplimente, die Beglückwünschte schien sich zu freuen, brach aber plötzlich und überraschend in lautes Schluchzen aus, an dem sich Tante Malvine und mehrere andre Angehörige etwas diskreter beteiligten. Tante Malvine zog sofort ein Puderdöschen hervor. Sie hielt auf sich und liebte es nicht, mit einer roten Nasenspitze herumzulaufen. Frank und Manfred fühlten sich durch die allgemeine Rührung und den leise jammernden Ton, den die älteren Damen anstimmten, leicht geniert. Sie suchten mit den Augen die Mutter, die noch immer isoliert am Fenster stand. Sie erwiderte den Blick, und alles, was sie sorgsam wochenlang verborgen hatte, Schmerz und Sorge, stieg in die schönen dunkelgrauen Augen. Die Söhne standen schon neben ihr.

„Mutter, dir ist nicht gut, du leidest — es war zuviel für dich.“

„Meine Beiden, meine Jungens —“

Sie hätte in diesem Augenblick so vieles sagen mögen, als müßte sie ihnen die Größe ihrer Liebe, die sie stets so selbstverständlich genommen hatten, noch einmal offenbaren. Sie fand nur etwas Gleichgültiges.

„Die Broschüren, Manfred, wenn du nach Hause kommst, denke daran, sie zu schicken.“

Er nickte obenhin. „Gewiß, gewiß, Mutterchen.“ Woran sie auch immer dachte in solchem Augenblick!

Frank, der zarter Veranlagte, ahnte wohl, daß unbekannter, dumpfer Schmerz die Mutter bewegte: „Bist du unzufrieden, Mama?“

Sie strich ihm in leichter Liebkosung über den Ärmel.

„Aber nein, Frank, wie sollte ich — Junge —“

„Ich begreife dich ganz gut, eine solche Hochzeitsfete ist nicht dein Genre."

Sie schwieg.

„Na, Mutting, wir bleiben die Alten, nicht?" Er sagte es gutmütig und klopfte ihr die Hand.

Manfreds Blicke suchten unruhig den weiten Marktplatz ab. Da kamen ja endlich die Wagen. Die Kutscher natürlich in auffallender Livree, wie sie dem Geschmack Onkel Fürchtegotts entsprach. Manfred zog die Stirn zusammen; er hatte zuviel Kultur, um nicht von dem protzigen Arrangement unangenehm berührt zu sein.

„Sieh, Frank, es fehlte nur noch, daß die Wagen mit Georginen und Tannenreisern bekränzt wurden."

„Mein Gott, es ist ja bald überwunden, und dann" — er reckte seine Gestalt. Die Mutter fühlte sich in diesem Augenblick den Söhnen näher.

„Habt ihr auch alles, Jungens?" Bei der natürlichen Frage fühlte sie in der Brust etwas wie einen physischen Schmerz — wann würde sie diese mütterlichen Worte wieder an die Söhne richten können?

Onkel Fürchtegotts dröhnende Stimme machte sich bemerkbar; sie erkundigte sich, ob die Pferde sich etwa die Beine in den Leib stehen sollten, das Gepäck sei schon aufgeladen. Es gab ein rasches stürmisches Abschiednehmen. Mama Engelhaupt gebärdete sich, als würden ihr die Töchter für immer entrissen, und meldete wiederholt ihren Besuch für die nächsten Wochen in beiden Haushaltungen an. Immer wieder umhalste sie ihre Töchter und warf den Schwiegersöhnen drohende Blicke zu.

„Der reine Raub der Sabinerinnen", ulkte Onkel Lämmrich, der nunmehr recht beschwipst war und der Stadträtin jenen neuesten viel belachten Witz erzählte, über den sie zuerst entrüstet tat, dann aber von innerem Lachen so geschüttelt wurde, daß die starre Seide ihres enggeschnürten Festkleides krachte. Tante Malvine zog die dünnen Augenbrauen hoch, bewegte unruhig ihr Lorgnon und sagte leise tadelnd: „Aber, aber —". Im richtigen Moment war Tante Malvine eben tiefernst.

Onkel Fürchtegotts energischem Dazwischentreten war es zu danken, daß die Paare endlich freie Bahn bekmen. Die Isabellen vor dem grün ausgeschlagenen Wagen waren junge Tiere und vertrugen das Stehen schlecht.

Im letzten Augenblick besannen sich Leontine und Gustave noch auf die Schwiegermutter, sie küßten ihr nach Schulmädchenart mit einem Knix die Hand und sagten banal und hastig: „Leb wohl, Mama". Sie hatten beide eine gewisse Scheu vor der ernsten Frau; noch immer sahen sie in ihr die Lehrerin, die sie mit Mozart und Beethoven geplagt hatte. Dunkel ahnten sie auch, daß diese Frau etwas von ihnen verlangen könne, das unbequem zu geben war. Sie waren stets froh, wenn sie ihren prüfenden Blicken entgehen konnten. Was sie auch mit ihr zu schaffen hatten — Manfred und Frank waren lustig und verliebt, es würde ein herrliches Leben werden . . .

Die Pferde zogen an. Die Hochzeitsgesellschaft stürzte an die Fenster. Man winkte mit Tüchern und warf kleine Sträuße herab, das Volk sammelte sich auf dem Marktplatz und gaffte — so hatte sich Onkel Fürchtegott die Sache gedacht.

... Die hochgehenden Wogen in den Gesellschaftsräumen ebbten ein wenig zurück, man verlangte nach Selterwasser und Limonaden. Mama Engelhaupt wurde nach einem Löffel Natron ganz friedlich und machte es sich in einem Fauteuil bequem. Das junge Volk sammelte sich zu einem Pfänderspiel mit allen Schikanen, und Tante Malvine umschlich Röschen Lämmrich und den Referendar Engelhaupt, den Referendar, der ein so schönes Gemüt hatte und bei jeder Trauung in der Kirche wie auf dem Standesamt Tränen vergoß. Es wäre auch zu toll, wenn eine Hochzeit im Hause Engelhaupt nicht mit der Aussicht auf eine neue endete.

* * *

Frau Marianne Overbeck hatte die Gesellschaft verlassen, ohne aufzufallen. Sie war ja dem ganzen Kreise, dem sie nun äußerlich durch verwandtschaftliche Bande nähergerückt wurde, innerlich mehr als je eine Fremde. Sie wußte, daß man sie nicht vermissen würde.

Durch den Garten der „Frohen Vereinigung" gewann sie rasch die wenig belebte Promenade. Von da aus waren es nur ein paar Schritte bis zu ihrer Wohnung. Sie hatte die nämliche schon seit langen Jahren inne, obgleich sie eigentlich zu groß war, seit die Söhne das Haus verlassen hatten. Aber die Lage war eine so wunderbare, daß sich Marianne von der lieb gewordenen Stätte nicht trennen mochte. Die Vorderzimmer gingen auf die Ringpromenade, die nur an Sonntagen besucht wurde. Rückwärts stieß das Haus an die Mauer eines alten verfallenen Friedhofs, der schon seit einem halben Jahrhundert nicht mehr als Begräbnisstätte benutzt wurde. Er war so reizvoll zugewachsen und verwildert. Vom Eckfenster aus konnte der Blick über Büsche und Bäume hinweg zu der blauen Hügelkette schweifen, die mit weichen Linien den Horizont abgrenzte. In dem Genießen der stillen Herrlichkeit hatte Marianne so oft Trost und inneren Frieden gefunden.

Als sie ihr Arbeitszimmer betrat, flutete Sonnengold in breiten Strömen durch die geöffneten Fenster. Nach dem Hochzeitstrubel empfand sie den Frieden des harmonischen Raums unendlich wohltuend. Bevor sie sich umkleidete, ruhte sie einen Augenblick, um die Stille voll auszukosten. Der Zwang, den sie sich auferlegt hatte, machte sich nun vorübergehend durch körperliche Abspannung bemerkbar. Aber in ihr wurde es nicht still. Die Gedanken, die sie seit Wochen unablässig gequält hatten, ließen sich nicht zurückweisen.

Der Abschluß war ja nun endgültig; sie mußte sich mit dem Neuen abfinden und alle stolzen Hoffnungen und Wünsche begraben.

Es war nur so unendlich schwer, dieses Abfinden im Herbst.

Sie erhob sich hastig. Ihr Blick fiel auf einen Brief, den man auf die schwarze Ebenholzplatte des Flügels gelegt hatte. Sie nahm ihn gleichgültig — vielleicht die Absage einer Unterrichtsstunde für den kommenden Tag. Sie las:

Liebe verehrte gnädige Frau!

Es war mir doch nicht möglich, das Fest zu besuchen. Seien Sie mir nicht böse — es wäre ja leicht irgend eine Ausrede zu finden, aber Ihnen gegenüber — ich konnte nicht, es war über meine Kraft. In Verehrung Ihre Irene Reinhart.

Sie ließ das Blatt sinken. Irene, die arme — ja, die mußte sich auch abfinden und die Liebe einsargen, die sie zu Manfred im Herzen trug. Und an ihr war er vorübergegangen, an Irene, diesem fremdartigen Geschöpf, das nach einer seltsamen Laune der Natur einem nüchternen kunstfeindlichen Kaufmannshause entstammte. In dem jungen leidenschaftlichen Wesen pulsierte Künstlerblut bis in die Fingerspitzen, und ihre Stimme war wie eine Glocke. Sie war Mariannens Lieblingsschülerin, ein Mensch, dem soviel Zukunft gehören würde.

Oder wenn einer irgendwo draußen ein Mädchen gefunden hätte, ein Geschöpf mit Initiative und Persönlichkeit. Marianne würde eine Unregelmäßigkeit begriffen haben und hätte vielleicht in solchem Falle noch besondere Liebe und Verständnis gezeigt, aber diese durchaus korrekte Wahl, die alle Welt für passend und richtig hielt, irritierte sie namenlos. Sie kannte die beiden Mädchen von Kind auf und hatte sie während der Zeit des Musikunterrichts viel um sich gehabt. Sie waren niedliche frische Dinger mit Hausfraueninstinkten und einem unsagbar engen Horizont, den sie durchaus nicht zu erweitern wünschten. Eine kleinliche, egoistische Mutter hatte sie erzogen und ihnen einen hohen Begriff von ihren eigenen Vortrefflichkeiten beigebracht. Daß Manfred und Frank in diesen Mädchen ihr Lebensglück zu finden hofften, die Söhne, die sie erzogen, denen sie ihr Bestes gegeben hatte! Sie glaubte die beiden so gründlich zu kennen, alle Schwächen und Vorzüge ihrer Charaktere, und nun mußte sie erfahren, daß sie in dem Innenleben ihrer Söhne eine völlig Fremde war. Von dem Fehler der gewöhnlichen mütterlichen Eifersüchteleien fühlte sie sich frei, lange hatte sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, teilen zu müssen. Sie dachte nicht gering von sich, sie hatte bei dieser notwendigen Teilung immer nur an Wesen von innerer Verwandtschaft gedacht, freier vielleicht, kühner und fordernder dem Leben gegenüber, als sie selbst. Und nun waren es nur die Augen gewesen, die die Wahl bestimmt hatten. Den lockenden Reiz der jugendfrischen Gestalten, die schmachtenden Blicke der Augen nur liebten die, deren Seelen- und Herzensleben sie nach allen Kräften zu verfeinern gesucht hatte.

Bei Frank hatte sie einmal vorsichtig angeklopft, der aber war rasch und lachend, wenn auch mit einem Anflug von Verlegenheit darüber hinweggeglitten: „Ja, Mutterchen, was soll man tun, so eine wie dich gibt's ja



J. W. Schirmer

nicht mehr und geheiratet muß einmal sein — und nett ist die Leontine, so frisch und appetitlich, sie wird sicher ein allerliebstes Frauchen."

Sie hatte zurückgehalten, was sich ihr auf die Zunge drängte — zur freien Selbstbestimmung waren ja die Söhne von ihr erzogen. Immer klarer wurde es ihr, daß Manfred wie Frank, deren Leben sie mitzuleben geglaubt, der Welt, in der sie sich einzig wohl fühlen konnte, fernstanden.

Und es war Herbst.

Frau Marianne schauerte leicht zusammen, und sie stand doch mitten in dem Gold der herbstlichen Spätnachmittagssonne.

Da stieg es in ihr auf, langsam und unabweisbar, daß sie an ihrem eigenen Leben ein Unrecht verübt hatte.

Sie entnahm einem versteckten Fach ihres Schreibtisches eine kleine Kassette, die lange Jahre unberührt darin verborgen war. Sie bewahrte Erinnerungen an die Zeit, in der sie am tiefsten gelitten und still und insgeheim die schwersten Opfer gebracht hatte. Damals war das Leben noch einmal an sie herangetreten, als sie nach kurzer freudloser Ehe mit einem bedeutend älteren Manne allein stand. Sie war jung, tatkräftig, voll Leidenschaft und fühlte, daß sie nach herzensleeren Jahren ein Anrecht ans Leben hatte. Und als der Mann kam, dem ihre Pulse entgegenschlugen, da zwang sie sich zu einem Nein. Er war ein großer Künstler, der damals schon anfing, sich einen Namen zu machen. Alles hätte er ihr geben können, was sie nach langen Entbehrungen ersehnte, ihrer eigenen Kunst wäre freie Entwicklung geschaffen — und doch wies sie ihn von sich, als er ihr stürmisch werbend nahte. Sie blickte auf ihre Kinder, die sie nicht den Fährlichkeiten einer ungewissen Existenz preisgeben wollte. Sie sollten Heimat und Mutter nicht verlieren.

Mit frischem Mut und nie ermüdender Tatkraft hatte sie die Fronarbeit des Unterrichtens auf sich genommen. Die Wogen der bekämpften Leidenschaft ebbten zurück. Ihre Arbeit war gesegnet, die Söhne wuchsen heran und schienen durch ihre ausgezeichnete Entwicklung das Opfer zu lohnen, das sie ihnen gebracht. Sie fand Respekt und Anerkennung und galt allgemein für eine Frau, die sich in ihrem selbstgeschaffenen Leben glücklich fühlte.

„Und heute hatte es eine so stolze Krönung erhalten, wie sie sich nur eine jede Mutter wünschen konnte" — so waren doch die Worte, in die der Herr Pastor soviel Schwung gelegt hatte.

Eine stolze Krönung in der Tat — o, was der wohl wußte, was alle die wußten in ihrem selbstgefälligen Behagen!

Ihre Hände wühlten unruhig unter den Briefen und kleinen Erinnerungszeichen, bis sie das Pastellbild des Unvergessenen, noch immer Geliebten fanden. Sie betrachtete es lange, lange, und in die sonst so ernsten beherrschten Augen trat ein fremder wilder Zug.

Aus der Kassette stieg es wie leuchtender Sommer mit den tiefen satten Farben und dem starken berauschenden Duft. Dieser Sommer hätte

ihr gehört und sie war in engen beklemmenden Banden geblieben. Sie hatte seine Schönheiten nicht genossen, nicht die strahlenden Tage, nicht die holden, duftenden Nächte. Auf einen toten herben Frühling war für sie selbst gleich der Herbst gekommen, ein Herbst ohne Früchte, und wenn sie ja die Hände zur Ernte ausstrecken wollte, sie blieben leer.

Es war Mariannen, als läge alles vor ihr in Scherben, ihre Liebe, ihre Kunst — das ganze Leben. Und sie fühlte, aus diesen Scherben ließ sich nichts mehr zusammenkitten. Es war Herbst, und der Winter stand nicht fern.

Etwas Fremdes trat an sie heran, eine Empfindung wie leiser Neid auf die glücklichen kleinen Familienmütter, die in engem Behagen des Hauses altern und sich begnügen konnten. Es war vielleicht ihr Schicksal, daß sie dazu keine Begabung hatte. Die Besonderheit ihrer Art, die sie in der von kleinen Alltagsinteressen erfüllten Umgebung stets mit einem gewissen Stolz empfunden hatte, wandte sich nun gegen sie.

Was blieb ihr, ja, was blieb ihr!

Die Sonne war tiefer gesunken, über der fernen Hügelkette lagen goldgesäumte Wolkenzüge, purpurner Dunst erfüllte den buschigen Friedhof und gab dem schweren dunkeln Grün braunrote Töne. Der Tag schied in Schönheit.

Marianne schloß die Augen; die Natur konnte ihr jetzt keinen Trost geben. Sie wußte so genau, was ihr blieb: das Schicksal der einsam Alternden. Eine von den vielen wurde auch sie, all ihre Tatkraft, ihr ungebrochener Mut, der heiße Schlag ihres Herzens würden sie nicht bewahren.

Surrogate, ja, die würden ihr wohl werden.

Sie stand noch immer auf dem nämlichen Fleck, in die Bitterkeit ihrer jagenden Gedanken vertieft. Die Hand mit dem Bilde sank langsam herunter. Die Flammen, die da unter der schützenden Asche hervorschlugen, mußten mit fester Hand erstickt werden.

Sie hatte es überhört, wie die unverschlossene Tür des Entrees leise geöffnet wurde; erst ein zaghaftes und dann verstärktes Klopfen ließ sie aufmerken. Die Tiefe des Zimmers lag schon in Dämmerung. Marianne konnte die helle Gestalt, die da zögernd im Rahmen der Türe stand, im ersten Augenblick gar nicht erkennen.

„Irene" —

Und jäh lagen sich die beiden in den Armen. Es waren keine Worte gewechselt, Marianne wußte, was sie zu tun hatte. Sie drückte das von innerem Schluchzen bebende Mädchen so fest an ihre Brust, als sei hier ihre richtige Zuflucht.

Frau Marianne war ein wenig größer als die schlanke Irene. Sie strich ihr mit der festen Hand weich und lind über das wirre gelockte Haar, das mit roten Blüten geziert war. Sie hatte sich zu dem Feste geschmückt und war dann doch nicht gegangen. Die brennende Sehnsucht, der wilde Schmerz der Verschmähten waren stärker als der Wille zum Komödienspiel des Lebens.

„Meine liebe, liebe gnädige Frau."

„Sag Marianne, Kind, sag Mutter!"

„Mutter Marianne" — in die braunen lodernden Augen der Jungen stiegen die erlösenden Tränen, auf die sie den ganzen Tag vergeblich gewartet hatte.

„Mutter Marianne, ich wußte, daß Ihre Güte mich verstehen würde, Sie sind ja auch seine Mutter."

Wie sie ihn liebte!

„Sei ruhig, Irene, ich kenne dein Geheimnis, kenne dein Leid und deinen zerbrochenen Stolz. Wisse, Kind, ich fühle mit dir, auch ich leide in tiefster Seele."

Irene schaute bang und fragend durch den Tränenflor ihrer Augen zu der verehrten Frau empor.

„Frag nicht, Irene, sprich auch du nicht." Aber Irene war noch so jung im Leiden. „Warum, Mutter Marianne, warum!" Aufs neue schüttelte konvulsivisches Schluchzen den schlanken Körper.

„Ja, warum, Irene — wenn ich dir darauf Antwort geben könnte!"

„Wie habe ich gebetet die langen, langen Nächte — ich kann nicht mehr leben, ich will sterben!" Ruckweise, mit der ganzen Heftigkeit ihres Temperaments stieß Irene diese Worte hervor.

„Ach, es stirbt sich nicht so leicht. Das ist nur der erste Schmerz, und man glaubt, er führt zur Vernichtung. Du wirst dich wiederfinden, Kind, du stehst ja im Frühling."

„Nein, nein, ich will nicht, wenn das, was ich fühle, nicht Ewigkeit hat."

„Der Schmerz ist nicht ewig; für dich ist er eine Krankheit, du wirst davon genesen. Es ist eine der schweren Leidensstationen des Lebens, die erste vielleicht, darum willst du auch zusammenbrechen. Aber das darfst du nicht, denke an deine Kunst."

Irene schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, daß überhaupt noch etwas auf der Welt ist."

„So liebst du ihn —" Frau Marianne zog das Mädchen aufs neue an sich. Und diesen Reichtum hätte er heben können, dachte sie bitter.

„O Marianne, Mutter Marianne, wie gut du bist — ach, laß mich nicht wieder in die Einsamkeit!"

In Marianne stand sofort der Entschluß fest.

„Nein, das sollst du auch nicht — Irene, Kind, willst du bei mir bleiben?"

„Diese Nacht, o wie gern —"

„Nicht diese Nacht, immer, so lange du willst."

„Mutter, Mutter —"

„Ja, das will ich dir sein — von deiner Heimat, von den Deinen hast du dich gelöst, sie würden dich und den Weg, auf den dich deine Gaben führen, auch nicht mehr verstehen. So kommst du zu mir, ich bin auch eine Einsame. Wir werden zusammen arbeiten, die ganze Kraft auf ein großes Ziel richten, für dich. Willst du?"

„Ja, ja, ich will."

„Und nun ruh dich ein wenig aus, mein Kind. Ich werde unterdessen das Nötige veranlassen, das Mädchen in die Pension schicken und von deinen Sachen holen lassen."

Sie geleitete Irene zum Diwan.

„Du mußt ja ganz erschöpft sein, Kind; ich werde auch gleich einen kleinen Imbiß für dich zurechtmachen. Möchtest du die Lampe?"

Die Sonne war längst hinter die Hügelkette gesunken, in dem Zimmer war es fast dunkel.

„Keine Lampe, Mutter Marianne, das Licht tut so weh. Wie gut du bist, so gut", und sie zog die liebe Hand, die ihr so wohltat, an die Lippen.

„Laß, Kind; so, nun schließ ein wenig die Augen, bald bin ich wieder bei dir."

Als sie nach einer Weile zurückkehrte, fand sie Irene eingeschlafen; die seelische und körperliche Erschöpfung war zu groß gewesen. Selbst der flimmernde Lichtschein weckte sie nicht.

Mit liebevoller Teilnahme betrachtete Marianne die Schlummernde. Die schmerzverzerrten Züge hatten sich geglättet, nur zwischen den geraden Brauen stand noch eine feine Falte. Wie eigenartig schön sie war, etwas zigeunerhaft, wie eine wilde seltene Blume.

Marianne stellte mit sicheren Händen die Kassette an ihren alten Platz.

Was der Überschwang des Augenblicks in ihr hervorgerufen, festigte sich. Ihr selber und ihrer Kunst hatte das Leben so wenig erfüllt, diesem jungen Geschöpf sollte die Erfüllung werden. Was sie besaß an Können, Begeisterung, Hingabe, das wollte sie in die junge Seele leiten.

Sie wußte, es blieb ihr Schicksal, das Leben andrer zu leben. Sie wollte es wieder versuchen und bei diesem Kinde ihrer Wahl den Anfang machen mit voller Hingabe.



Der Pilger

Von

J. J. Horschick

Der Rauch der stillen Hütten
Weit hinterm Moor
Rührt mich wie weiße Kerzen
In dunklem Flor . . .
Ich stehe stumm, und leise
Wird mein Gebet;
Wer weiß, wo meine Reise
Zu Ende geht — —





Kirchgang in Berlin

Von

Walter L. Fritzsche

Mein Schwesterchen!

Können nur Frauen Briefe schreiben? Welche Freude empfinde ich stets, die wohlbekannten Züge zu lesen, wenn Deine sichere Hand mir Euer Landleben in kerniger Linienführung und liebevollster Kleinmalerei zeichnet. Sammlung und Frieden, sagst Du, bleibt uns Glücklichen, wenn jeder nur sein tüchtig Jahr verbringt und Gottes Güte die Gesundheit des Leibes erhält. Und da verlangt die schwesterliche Teilnahme nun Bekenntnisse, Berichte äußerer und innerer Erlebnisse aus einer Menschenwüste, deren ungeheurer Bannkreis auch den Bruder umwebt.

Skizzen aus engem Bereich nur kann ich Dir in redlichem Bestreben entwerfen, liebe kleine Frau Pastorin; auch nach Tagesarbeit und auf geruhigem Feiertagsgang hat Neigung mich meistens in die historischen Straßen Friedrichs, seltener zu der herbstlich umschauerten Marmorrenaissance Wilhelms II. geführt; von Handel und Wandel einer rastlosen Kaufmannschaft, vom Ringen und Grollen der in den industriellen Hochburgen des Nordens schaffenden Hunderttausende müßte ich vorerst fremden Bericht nachstümpern. Ich bitte also, die sozialpolitische Wißbegier Deines Gestrengen auf künftige Zeitung zu vertrösten und heute mit einem Eindruck meines gestrigen Sonntags vorlieb zu nehmen. Zum Gottesdienst im Dom — freue Dich nicht zu früh, Liesсhen — hatte mich Fritz Schaper abgeholt. Es sei abscheuliches Wetter, die geplante Wanderung im Grunewald zu Wasser geworden, die Museen würden erst um 12 geöffnet, und was solle man sonst anfangen? Außerdem müsse man dort gewesen sein, Frau Professor Altmann habe erst neulich die wundervollen Dekorationen gelobt. Zu meiner Schande gestehe ich, daß solche weltlichen Argumente mir recht einleuchteten, und daß erst auf dem Wege, beim Läuten der Glocken, ernste Gedanken sich regten und innerliche Bewegung mir zuflüsterte: Endlich wieder! Wann war's doch, als zum letzten Male die innige Stimme des treuen Hirten zu

dir sprach inmitten andächtiger Gemeinde, als die symbolischen Formen dir schwanden und du, ein Kind bei den Kindern des allgütigen Gottes, kindlich zum Vater sprachst? Als noch einmal nach tiefbewegter Weihestunde ein Brief voll seltsamer Schwärmerei die Schwester ängstete — weißt Du noch ... „credo quia absurdum" ...? Und heute scheint es mir heillos, in Menschengemeinde nach der Sprache zum Unaussprechlichen zu ringen, klingt mir in ragender Kathedrale nur so viel Göttliches, als die Kunst zu geben vermag? Mein Lieschen, in mancher ernsten Stunde haben wir ja mit Deinem prächtigen Pastor getastet und gestrebt nach äußerem Gleichklang für das Tiefinnerlichste und sind mit treuem Händedruck geschieden. Ihr fühlt es, ich kann nicht anders. So sei denn nur noch gedacht meiner stillen Hoffnung auf bedeutende Stunde, auf seelisches Erlebnis — und mein Sonntagsbrief nimmt seinen Fortgang.

Die heilige, teure Stimme der Religion klang leiser, nun wir uns im Strom der Kirchenbesucher verloren. Um uns sonntäglich geputzte Menschen, die aus fröhlichen Augen neugierige Umschau halten, bis die Schutzmannsgestalten der Kirchendiener sie mit Liturgiezettel, energischer Platzanweisung und finsterem Beamtenblick zu Untertanendemut schrecken. Zu preußischer, nicht zu christlicher. Halb verstohlen, mit unterdrücktem „Ah" bestaunt ihr naiver Geschmack die Fülle glänzenden Materials, das Schimmern von Gold, Marmor und Sammet, wie einstens runde Semitenaugen sich an den Schätzen im Tempel Salomonis weideten. Mächtig setzt die Orgel ein — wenige singen; wie im Queuegedränge an Theaterkassen erwartet man das Signal, das Ende des ersten Verses, um mit unanständiger Hast sich behaglichen Sitz zu erobern. Keine Gemeinde, Neugierige mit weltlichen Gedanken und Gebärden, ohne Gesangbuch, gelangweilt nun das Programm studierend. Und in der kalten Museumspracht des hellen Kuppelbaus kämpfst Du vergebens um andächtige Stimmung. Der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte — ihn sollen wir in kostbarem Farbenspiel, zwischen märchenhafter Verschwendung bunten Gesteines und goldenen Schnitzwerks erwarten? Wohl begnadet der Ewig-Eine zuzeiten Sterbliche, daß ihre Hand in göttlichem Kunstwerk seine Sprache rede — hier vernehmen wir aus den Wänden das Prahlen des unheiligen Geistes eitler Prunksucht. Doch still, himmlische Weisen erklingen, und mit den Harmonien des wunderstimmigen Chors schwindet um uns der seelenlose Schimmer, lösen sich die theatralischen Warenhaustransparente zu unbestimmt rosiger Tönung. Zerrissen flattern nun Bibelworte vom Altar, wir finden uns wieder mit ängstlichem Herzen zum Gemeindegesang, fremd und hart hallt tüchtiges Protestantenlied inmitten katholischer Pracht. Und nun der Geistliche auf wohltuend schmuckloser Kanzel — wieder regt sich kindliche Hoffnung: Wird es ein Menschenfischer sein? Sicherlich, sagt Dir weltliche Erinnerung, ruft man die besten Gottesgaben zum Werk in des Königs Gemeinde, wird hinreißender Glaube in grenzenloser Liebe uns herzliche Hoffnung erwecken ... Laß mich schweigen, liebste Schwester, von kalt-

sinnigen Priesterworten, von Buchstabendienst und von unchristlichem Verachten, von Schmeichelwort zu den Mächtigen und wohlhäbigem Unverstand gegenüber den geringsten Brüdern des Herrn. Wenn ich an manche heilige Stunde der Jünglingsjahre zurückdenke, im Dunkel des alten Landkirchengestühls dem himmlischen Feuer des weißhaarigen Mannes meine Seele öffnend, und dann ... Ich höre Deinen stillen Vorwurf, Lieschen! Dem Weltlichen versagt sich das Wunder des Geistes; gleichgültig sei Dir die Form des göttlichen Dienstes, sündig kritische Betätigung gegenüber dem redlich strebenden Diener der Kirche. Nun, ich schweige. Nach scharfer Verdammung der römischen Irrlehren und des „falschen Propheten" der mohammedanischen Gotteskinder hebt der strenge Priester noch einmal die Stimme, den Frieden des Herrn ob uns erflehend. Die Liturgie beginnt von neuem, unharmonisch hallend und rauschend, und verdrossen strebt verstörter Sinn hinaus in die graue, sonnenlose Welt.

Das, Schwester, unser Kirchgang in Berlin. Fritz, dessen kinderfrohes Herz ihn vor mörderischem Zweifel wie vor andächtigem Schwärmen stets bewahrt, brachte mich mit unverwüstlicher Heiterkeit zu ruhiger Werkeltagsstimmung und gleichgültiger Rede. Und nachmittags genossen unsere Sinne in einer Blumenausstellung der Vorstadt ungeahnte Lust, unser Auge schwelgte in den wundervollen Farben- und Formenspielen, zu denen die märchenschönen Kinder der göttlichen Natur durch Menschenfleiß gelehrt sind. Ich hoffe, daß meine weißen Chrysanthemen lebensfrisch im Pfarrhaus ankamen und der glücklichen Blumenmutter Pflegerfreuden bescheren, sie auch trösten über manch Wort, das aus des Bruders Schreiben kalt erklingt. Innig dankbar wäre ich aber, wenn Dein Hans mir ein paar treue Worte seines abgeklärten, reinen Christentumes erwiderte. Man lebt so äußerlich im Reiche großstädtischer Vielheit und ersehnt oft heiß die trauliche Aussprache mit den Herzen der Heimat. In Treuen

Dein Gerhard.



Herbstgefühl

Von

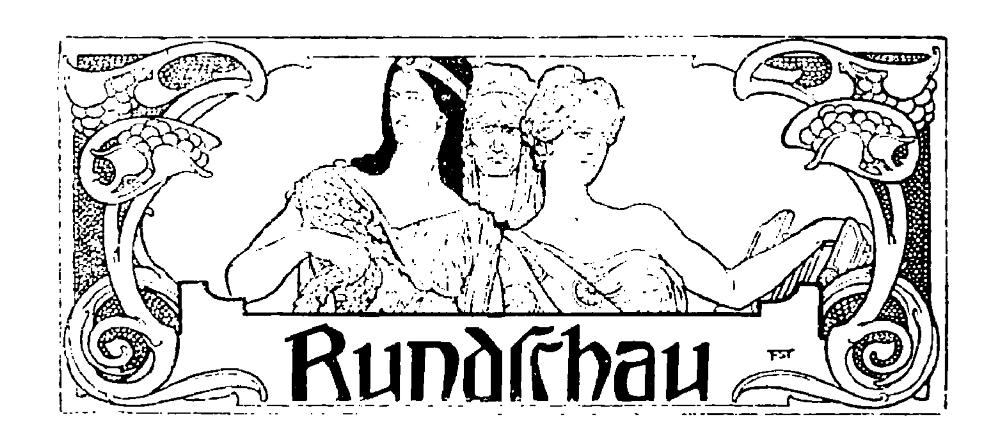
Johanna M. Lankau

Wie ein früchtereicher Baum
Ist mein Herz in diesen Stunden,
Voll von Herbst und blauem Traum
Und mit Sonnengold umbunden.

Tage ohne Wolkengrau,
Friedensstill und immer bunter,
Wie im Strome tief und blau
Geht die Seele darin unter.

Reif und schöner Träume schwer,
Goldne Früchte auf den Zweigen......
Erntetag, wann kommst du her?
Still und stumm will ich mich neigen.





Unter den alten Deutschen Oberitaliens

Sechs Jahre ist es her, daß ich zum erstenmal meinen Fuß auf jenes Hochland setzte, das man dasjenige der Cimbern heißt und wo gewaltige Spuren unserer Stammeseigenart aus grauen Vorzeiten sich bis heute bewahrt haben. Ein Stück Mittelalter, das in die Gegenwart hinüberspielt! So fand ich die Dinge dazumal, und wenn auch der Zug der Zeit manches vom Alten inzwischen hinweggeschwemmt, so drängen doch immer noch mächtige Erinnerungen altdeutscher Wesenheit von allen Seiten auf uns ein. Blondbärtige Hünengestalten, blauäugige, flachsköpfige Frauen und Kinder erblicken wir ringsum, und Hunderte und aber Hunderte von ihnen reden und verstehen noch eine Mundart, die sie cimbrisch heißen, und die hingegen ein Deutsch ist, das zur Lutherzeit und über diese hinaus zurückreicht.

Die Weltabgeschiedenheit zwischen Bergen und Schluchten und Wäldern war der Erhaltung des alten Germanentums durch so viele Jahrhunderte hindurch günstig. Während die Wogen der neuen Kultur ringsum ihr bewegtes Spiel trieben, blieb hier oben eine nicht geringe Sippe von Menschenkindern all den Dingen fern, die wir heute Fortschritt heißen und als seine Äußerungen bejubeln. Gar viele dieser Bergmenschen haben noch kein Dampfroß zu Gesicht bekommen und keine Großstadt. Obschon ihnen Venedig, das Lagunenparadies, naheliegt, sind doch ihrer viele dieser Zauberstätte unbewußt, und sie hören mit Verwunderung dem zu, der ihnen davon berichtet! Und doch — man wäge diese Gegensätze! — gehen ihrer in immer größerer Menge hinaus in die weite Welt, mit der Lebenstapferkeit und dem Gleichmut, die den Bergbewohner auszeichnen. In die deutschen Lande und hinüber übers große Wasser, um des Lebens Nahrung und Notdurft willen! Und abgerackert kehrt manch einer heim, wohlzufrieden, wenn es ihm gelang, so viel zu erübrigen und vielleicht zu erdarben, daß ihm ein Stück heimischer Scholle zu erwerben möglich sei! Man kennt die Anhänglichkeit der Hochlandsbewohner an ihren Boden. Und die Preise, die die Erde hier erlangt, sprechen beredte Worte. Und manch einer trägt auch Gutes mit dem Bösen der neuen Zeit heimwärts, an Äußerlichkeit und Innerlichkeit, und so bereitet sich denn allgemach der Anschluß an die Dinge vor, die da unten in der Ebene sich abspielen. —

Dort unten, wenige Stunden entfernt, sausen die Züge vorüber, die die Fremden von allen Seiten ins Welschland tragen. Tausende und Zehntausende

von Deutschen, die die Strecke Verona—Venedig befahren und ihre Blicke auf die blauen Berge in der Ferne lenken, ahnen nicht, daß da oben ihrer Vorfahren Überbleibsel sitzen, denen altdeutsche Mundart heute noch gilt und die in ihren Kirchen zu gewissen Tagen die Lieder singen, an denen sich unsere Stammesgenossen vor Jahrhunderten erfreuten. Würden sie's wissen, wie gerne würde nicht der eine oder andere ein paar Tage opfern für einen Abstecher zu ihnen! Und diese Freunde altdeutscher Wesenheit brauchten nur ihren Zug in Vicenza zu verlassen und die Seitenbahn nach Thiene zu benutzen, die sie nach etwa einstündiger Fahrt an den Fuß des Hochlandes führt, von wo dann die Postkutsche ihren Aufstieg in 5—6 Stunden unternimmt am Costo, dem Kostebeg, d. h. Küstenweg (im Mittelalter setzte man vielfach das B statt W, und so sagt denn auch die am Alten noch hängende Hochlandsbevölkerung Beib statt Weib, Bein statt Wein uff.), ins Herz des Hochlandes, nach Asiago oder, wie es in alter Mundart heißt: Sleghe. Und woher kommt denn nun dieses Wort Sleghe?

Als vor so und so vielen Jahrhunderten — vielfache Überlieferungen besagen, daß es im 11. Jahrhundert geschah — deutsche Wanderlustige und neuer Heimat Bedürftige herbeikamen, lockte sie der üppige Waldbestand dieses Hochlandes zur Siedelung. Aus Niedersachsen sollen sie herbeigezogen sein, aus Bayern auch und Tirol, und die Sage geht, daß viele einem gar „grimmegen Herrn", einem Tyrannen entwichen. Und um Raum zur ersten Siedelung zu schaffen, schlugen sie Waldungen im Mittelpunkte dieser „hogen Ebene" (hohen Ebene) nieder, und Lichtungen heißen wir im Süddeutschen heute noch Schläge. Das geschlagene Holz ward rings um die Siedelungen aufgespeichert. So entstand Slege. Und allgemach ward Raum auch für andere Siedelungen geschaffen, so für Roana, wo der wellenförmige Boden (Roan = die Rinne) den Namen schuf, und Rotzo, wo das rote Gestein im Häuserbau und auch beim Kirchlein zur Geltung kommt und aufs Altgotische zurückweist, in dem Rotz für Rot besteht. Ferner für Enego und Foza, wo ein Baumdickicht heute noch „Donderwald" benamset ist, weil seiner Umgebung besondere Gewitterhäufigkeit zugesprochen wird, und andere noch.

Und allgemach feierte der Name der Cimbernsiedlungen seine Auferstehung, und er trug sich durch die Geschichte der Jahrhunderte hindurch hinein in die Gegenwart und ließ Forscher und Gelehrte vieler Länder zu Streit kommen und sich in unfruchtbarer Suche nach dem Urgrunde dieses „Cimbern"-tums abmühen. Wie kam aber diese Verwechslung einer so ausgesprochen deutschen Bevölkerung mit einer viel weiter zurückreichenden cimbrischen Wesenheit zustande?

Wie das in der Natur der Sache liegt, war die Beschäftigung unserer auf jene waldreiche Ebene übersiedelten Stammes- und Sprachgenossen in erster Linie die der Holzarbeiter. Man fällte Bäume und baute Hütten und Geräte, namentlich solche für den engeren Haus- und Küchengebrauch, man zimmerte Kübel zusammen und allerlei Eimerwerk. Und da man dieses Guten zuviel hatte, so suchte man den Austausch mit den Leuten der nächsten Ebene, die willig diese Hochlandsprodukte entgegennahmen und dafür vom Ihren gaben, von dem, was das Flachland hervorbringt, und das der Bergbauer begehrt. Die Holzarbeiter der damaligen Zeit hießen sich aber kurzerhand Zimmerer, aus dem das heutige Wort Zimmermann geworden, und wenn sie in die Ebene hinunterstiegen, so bezeichneten sie sich eben als solche, und zwar mit der in

jenen Jahrhunderten gängigen Aussprache als „Zimberer", ein Wort, das als Dialektausdruck auch heute noch in so manchen süddeutschen Gegenden nicht völlig erstorben ist. Und nun ist der Verwechslungssprung zu den eigentlichen Cimbern, die das alte Römerreich in so großen Schrecken versetzten, nicht weit, und ihn haben viele gemacht, viele auch aus gelehrten und gelehrtesten Kreisen.

„Die Zimberer kommen", hieß es, wenn diese blonden, blauäugigen Riesen mit ihren Karren voll Holzgerät in die Ebene hinunterstiegen, und die Phantasie, die allezeit geschäftige, spann hinüber zu den Cimbern, die Marius bei Vercelli aufs Haupt schlug, und man sah in unsren alten Hochlandsdeutschen die Abkömmlinge der zersprengten Reste von Anno dazumal. Es ist gar kein Zweifel über den urdeutschen Stamm dieser Sippe und über ihr breites Abzweigen ins Mittelalter möglich für den, der, wie ich, ihre Sprachreste sorgsam zusammentrug.

Da gelten noch Kirchengesänge unsrer Vorfahren jener Tage, in die dann eines Luthers mächtige Gestalt hineinspielt. Zu Ostern singen sie das Lied vom „Ostertak" und der „Chrisch 'is erstande" ertönt heute noch in verschiedenen Kirchen des Hochlandes. Und der Bauer spricht von der „Dirn" und dem „Bua" und dem „Roß" und dem „Haber" und vielen andren Dingen noch, die geradeso oder ähnlich auch das heutige Bauerntum in manchen Gegenden von Süd- und Mitteldeutschland und Österreich heißt.

Ich gehe in einen Hochwald, und ein Bauer führt mich, der „Jockle" heißt. Wir treffen eine Quelle, die gar spärlich ihre Wasser rinnen läßt, weshalb sie der Volksmund „Drei Tröpfle" oder, um auch etwas Welschtum hineinzustreuen, „Tre Tröpfle" benamst.

Auf einem Hügel, der den Winden aus einer gewaltigen Bergschlucht besonders ausgesetzt ist, finden wir ein Gehöft, das den Namen der „Geiga" hat. Und richtig, dort oben pfeift immer der Wind, und sei es auch noch so windstill zu des Hügels Füßen: wie über die Saiten der Geige streicht hier immer ein erfrischender Berghauch dahin.

Nicht weit ab liegt eine Häusergruppe, die das Völklein mit dem Beinamen „Stelen" versah. Soll da einstmals eine Art Zigeunersippe gehaust haben, gemieden von allen, weil gemeingefährlich und nachts Hab und Gut der Nachbarn bedrohend, Holzdiebe und sonstige Taugenichtse. Darum traf der Volksmund als Volksgericht ihre Behausungen mit dem erwähnten übelklingenden Beinamen.

Mitten in waldiger Schlucht, da, wo die Berge gen Welschtirol leiten, ist eine freiere, freundlichere Stelle „Gertele" getauft. Die Fels- und Waldmassen treten hier ein wenig zurück, Acker- und Blumenland drängt sich auf mäßigem Raum dazwischen: ein Gertele, ein Gärtchen, für das der Süddeutsche ja wohl heute noch das Wort Gärtele gebraucht.

Die Weltabgeschiedenheit, das Fernsein vom Treiben und Tun des großen Lateinerstromes, der zu den Füßen dieses Hochlandes seine mächtigen Wellen schlug und schlägt, bewahrte dem alten Deutschtum da oben durch viele, viele Menschenalter hindurch seine Eigenart, seine Stammescharaktere. Nun aber drängt die neue Zeit auch an diesen Höhen empor und immer mächtiger in dieses Stück Mittelalter hinein, der Wellenschlag der Hochkultur leckt an diesen Trümmern alten und altehrwürdigen Lebens, zersetzend, vernichtend in unaufhaltsamer Weise.

Seltener, immer seltener wird die Zahl derer, die das Alte ehren. Der Spott gegen dasselbe ward aus der Ebene heraufgetragen, der Spott, der jenes Mittelalter um so derber trifft, um so gehässiger zu schlagen sucht, weil es ein „deutsches" ist. Denn — seien wir aufrichtig! — in breiten Kreisen des gegenwärtigen Italiens nährt man mit den verschiedensten, um nicht zu sagen mit allen Mitteln den Haß gegen die Tedeschi, gegen die Deutschen. Und nicht bloß führt hierbei die Rückerinnerung an die österreichische Herrschaft mit ihren unleugbaren verschiedentlichen, zuweilen auch beiden Teilen dienlichen Bedrückungen des übermütig an aller Disziplin rüttelnden welschen Wesens das Wort, sondern ein dank den Bemühungen einer unverständigen Hetzpresse immer größere Kreise ziehendes Mißtrauen gegen alles Deutsche, eine als psychische Epidemie um sich greifende und von Agitatoren andrer deutschfeindlicher Mächte genährte Verkennung alles germanischen Wesens. Während die Alten da oben und all die im Lebenskampfe draußen in der weiten Welt Gereiften mit Dankbarkeit auf alles Deutsche schauen und die Hunderte und aber Hunderte dieser Hochlandsbewohner, die sich alljährlich zu zeitweiliger Auswanderung in deutsche Lande begeben — wo sie sich vorzugsweise als brave Bergwerksarbeiter betätigen —, in ihre Behausungen deutsche Sitte und deutsche Ordnung tragen, gärt eine junge, noch nicht flügge Brut und eine Sippe auch Älterer, die über die welsche Ebene ringsum nicht hinauskam und nie der Ganzheit deutscher Kultur gegenüberstand, ihren Haß aus gegen die letztere. Und so geschah es denn, daß man einen Gasthausbesitzer, der samt seiner Frau in deutschen Landen nur Gutes erfahren und der seine Dankbarkeit gegen alles Deutsche offen zur Schau trug, mit andauerndem Spott und Hohn zwang, jenes Schildlein hereinzuziehen, auf dem zu lesen stand, daß man hier deutsch spreche. Und so kommt es, daß man in diesen, von oben her leider vielfach sekundierten Kreisen jeden Deutschen, der sich einige Zeit auf diesem Hochlande umschaut, mit Mißtrauen betrachtet und, wenn sein Verweilen allzulange dauert, die übelsten Waffen der Verdächtigung gegen ihn führt. Das welsche Wesen ist aber ein anderes, himmelweit verschiedenes von dem unseren, und die unsinnigsten Dinge, denen sich gebildete Gesellschaftsschichten und Behörden bei uns versperren würden, finden in italienischen Landen nur zu oft willige Ohren.

Und so wuchs denn auch meine Wenigkeit hier oben im Gerede der Leute zu einem österreichischen Offizier aus — Obrist gar sollte ich sein! —, der sich aus ganz andren Gründen und nicht zur Sammlung der alten deutschen Volks- und Sprachreste hier oben umschaue! Damit aber ward ein tolles Spiel eingeleitet, von dem man draußen in meinem lieben deutschen Vaterlande keine Ahnung hat. Wir saßen friedlich abends in einem Kaffeehause, und draußen gröhlte welsche Studentenjugend ein protzig Lied, das ein „Nieder mit den Deutschen" als Endreim hat. Und aus der niedersten Schicht der Bevölkerung auch hetzte man Leute auf uns, daß sie uns provozieren möchten, so daß ich gerichtliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Wie eine psychische Epidemie griff die Sache um sich: Studenten kamen herauf aus der Hochburg des Deutschenhasses, dem einst als Stadt der Gelehrsamkeit so gerühmten Padua, in Scharen und auf Zweirädern und eigens zu dem Zwecke, Mißtrauen zu säen gegen den Deutschen, der da oben nach den Altertümern seiner Volkswesenheit Umschau hielt. Und was wird man dazu sagen, wenn ich erzähle, daß der oberste Beamte des Hochlandes, ein zeitweilig in Mission beorderter Unterstatthalter, mich als Freund behandelte und Monate hindurch mit seiner

Familie an unsrem Tisch saß, unsre Gesellschaft suchte, uns Freunde hieß und für Deutschland und seinen Kaiser Bewunderung an den Tag legte, was soll man dazu sagen, wenn ich erzähle, daß unsre Familien gemeinschaftliche Bergausflüge machten und — hinter dem Rücken seine Frau über uns Deutsche schimpfte und unsren Hausherrn, einen biederen „Cimbern", der nie auch einen Augenblick von uns gelassen hat, und dem ich ob seiner deutschen Treue und Biederkeit auch hier ein Denkmal setze, und andre Leute, die mit uns in Verkehr standen, gegen uns aufzuwiegeln suchte mit den Worten: „Jagt die Deutschen weg, diese Lumpen haben hier nichts zu suchen!"!!

Und was wird man dazu sagen, wenn ich erzähle, daß dieser da oben so mächtige Herr, der sich mir als Freund gebärdete, hinter meinem Rücken polizeiliche Umfrage durch Monate und Monate nach mir hielt, und als ich eines schönen Tages zum Lagunenparadies hinunterstieg, wo ich geschäftlich für kurze Zeit zu tun hatte, die Geheimpolizisten an meine Fersen heftete, während mein Weib da oben in ihrer Gesellschaft zurückgeblieben war und allabendlich von ihnen mit schönen Worten überschüttet wurde!

Und wenn ich erzähle, daß, als ich eines Tages krank daniederlag, und mein Weib zur Apotheke ging, deren Inhaber heute der Bürgermeister von Slege ist, letzterer der wehrlosen Frau gegenüber in Schimpfworte ausbrach und schrie: „Macht, daß ihr fortkommt von hier, ihr Deutschen, wir sind eurer überdrüssig!"? — — —

Und doch hatte ich keinem dieser Leute Böses getan und in meinen langjährigen Studien Tausende dort oben in Friede und Ruhe verzehrt. Ihr Haß und ihre Verfolgungen galten nur dem Deutschen, der Rasse, dem Volke, nicht dem Einzelwesen. Und diese Erkenntnis verbreitete sich allgemach über das Hochland, und manch einer unter den alten „Cimbern" drückte mir bedauernd die Hand, wie denn überhaupt die Masse des Volkes, der Bauern und Arbeiter, auf meiner Seite stand. Oft mußte ich aus diesen Kreisen heraus Aufmerksamkeiten erfahren, die mich gleichsam entschädigen sollten für die Unbill, die ich von den sogenannten gebildeten Kreisen erlitten!

Und die Einsicht für das schwere Unrecht, das man mir zugefügt, kam auch in Mächtigeren zum Durchbruch. Der frühere Bürgermeister von Roana, der jetzt noch auf dem Hochlande einflußreiche Cav. Vescovi, hielt wacker zu mir, und er war es auch, der dem vom Hochlande gewählten Abgeordneten fürs Parlament, dem Staatsrat und Mitglied des obersten Gerichts Professor Attilio Brunialti, reinen Wein über die Sachlage einschenkte. Und so kam es denn, daß wenige Tage, bevor ich das mir trotz aller da oben erlittenen Verfolgungen so liebgewordene Hochland verließ, dieser Mann, der eine Automobilfahrt zu seinen auch ihm so anhänglichen „Cimbern" unternommen, abends zu uns trat und in Gegenwart vieler und darunter auch mancher von unsren Gegnern sein Bedauern ausdrückte über das von uns Erlittene und seinen Dank für das, was ich fürs Hochland getan. „Sie werden mit Ihrem Werke (es handelt sich um mein im Druck liegendes Buch über die altdeutschen Volks- und Sprachreste auf diesem Hochland, dessen auch in meinem „Hilferuf" in früheren „Türmer"-Heften gedacht wurde), dem Sie jahrelangen Fleiß und soviel Geld geopfert, ein Wohltäter des Hochlandes, das dadurch einem größeren Publikum auch draußen nähergerückt wird!"

Mehr aber noch als diese Worte galten mir die Äußerungen der Anhänglichkeit und herzlichen Dankbarkeit, die mir in den Tagen vor meiner Ab-

reise aus den Kreisen des Volkes zugetragen wurden! Ich habe Tränen in vielen Augen gesehen, und in mühseligen Schriftzügen wurden mir noch Scheidegrüße auf dem Postwege nachgesandt.

Abend war's — Märzenwinde stürmten über das kleine Bergwirtshaus daher, in dem ich so manche Plauderstunde mit alten und jungen „Cimbern" verbracht. Der alte, biedere Inhaber, Toi, und seine ebenso uns und allen Deutschen anhängliche Ehehälfte hatten die Ehrentafel für uns hergerichtet und eine Flasche vom „Besten" beigestellt als Scheidetrunk. Und viele harte Hände von einfachen, braven Leuten, die uns liebgeworden und liebgewonnen, streckten sich uns entgegen zum Abschiedsgruß. Ein alter „Cimber"-Mann aber, Tisti, ein fleißiger Förderer meines Buches, dem er so viele alte Dokumente zugetragen in Form von Kirchengesängen und Sagen und Totenzetteln und anderem mehr, das die altdeutsche Wesenheit in jenen Bergen überliefert, segnete uns mit weihevollen Worten, als wir hinaustraten in die Schneelandschaft, bereit, von dannen zu ziehen, für immer fort von hier, wo wir um der Liebe zu unsrem Volke willen unser bescheidenes Martyrium getragen, der heimischen Erde entgegen. Deutsche Worte, aus ehrlichem, deutschem Herzen waren es, die uns das Geleit gaben, Worte des Segens eines alten, vielgeprüften und seinem Stamme treugebliebenen Mannes.

Ewald Paul



Sittlichkeitsverbrechen an Kindern

In grauenvoller Weise mehren sich in jüngster Zeit die Verbrechen entarteter Individuen an Kindern und Minderjährigen. In Berlin haben sich die Fälle in den letzten Wochen geradezu erschreckend gehäuft. Da gilt es denn doch, jede falsche Zurückhaltung fallen zu lassen, den Dingen auf den Grund zu gehen und Mittel und Wege zu wirksamster Bekämpfung dieses fressenden Schadens am deutschen Volkskörper zu suchen. Es steht hier wahrlich Höheres auf dem Spiele, als die Rücksicht auf eine falsche Prüderie vor Gott und Menschen verantworten könnte.

Ein Staatsanwalt, Dr. Walffer in Dresden, erwirbt sich das Verdienst, dem volksverheerenden Übel in unerschrockener Sprache und mit strengster Sachlichkeit auf den Leib zu rücken. „Es vergeht kein Tag," so schreibt er in der Breslauer Halbmonatsschrift „Gesetz und Recht" (Longewort, Breslau), „an dem wir nicht von Sittlichkeitsverbrechen hören. Schlagen wir die Reichskriminalstatistik nach, so finden wir, daß wegen Sittlichkeitsverbrechen während des Jahrzehntes 1882/91 absolut 3030 Personen, d. h. auf je 100 000 der gesamten strafmündigen Bevölkerung 9,3, während des Jahrzehntes 1892/1901 aber absolut jährlich 4319 Personen, d. h. auf je 100 000 12 verurteilt worden sind. Im Jahre 1904 betrug die Zahl der wegen Sittlichkeitsverbrechen überhaupt Verurteilten bereits 5384, die der Jugendlichen 1064. Jugendliche im Alter von 12 bis 14 Jahren, also Kinder, wurden während der Jahre 1899/1901 wegen Sittlichkeitsverbrechen verurteilt insgesamt 58 Knaben und 8 Mädchen im Alter von 12 Jahren, 169 Knaben und 7 Mädchen im Alter von 13, und 384 Knaben und 9 Mädchen im Alter von 14 Jahren. In der von der Kriminalstatistik für die erwähnten Sittlichkeitsverbrechen geführten

Gesamtziffer nehmen bei weitem die erste Stelle die an Kindern, insbesondere an Mädchen unter 14 Jahren verübten Sittlichkeitsverbrechen ein. Sie sind es, welche das verhältnismäßig starke Wachsen der Verurteiltenziffer bedingen.

Es kommen hier hinzu die schuldigen Sittlichkeitsverbrecher, die aus Mangel an genügendem Beweise freigesprochen werden oder gegen welche eine Anklage gar nicht erhoben worden ist. Obschon die moderne Kriminalpsychologie mit Recht auf die Unzuverlässigkeit der Zeugenaussagen von Kindern aufmerksam macht, so lehrt doch die Erfahrung der Praxis, daß gerade bei Sittlichkeitsverbrechen die Glaubwürdigkeit von Kinderaussagen nicht so gering ist, als man allgemein annimmt. Eine psychologische Selbsttäuschung des Kindes, wie bei anderen Wahrnehmungen, liegt gerade bei Sittlichkeitsverbrechen fern, so daß nur für die Suggestion durch Dritte, für eine Verleitung zu falschen Angaben seitens anderer und für unwahre Aussagen aus eigenem Beweggrunde Raum verbleibt. Fälle aller dieser Art sind oft genug vorgekommen.

Mancher Sittlichkeitsverbrecher gelangt erst zur Anzeige, nachdem er eine Reihe Verbrechen unentdeckt verübt hat. Eine auf eine gewisse Neigung zurückzuführende Gewohnheitsmäßigkeit bildet sich hier sehr leicht heraus. Über den Umfang solcher manchmal unter Beihilfe gewissenloser Frauenspersonen ermöglichter gewohnheitsmäßiger Verbrechensverübung gibt der bekannte Berliner Prozeß Sternberg Aufschluß.

Welches sind nun die Ursachen der so zahlreichen Sittlichkeitsverbrechen an Kindern? Gerade in diesem wichtigen Punkte herrscht große Unklarheit in weiteren Kreisen. Wir wollen die Entstehungsursachen der Kinderschändung in dezenter Form, aber klar verständlich vor der Öffentlichkeit feststellen. Alle unsere statistischen Unterlagen bieten das übereinstimmende Ergebnis, daß, wie die allgemeine Kriminalität, so auch das Sittlichkeitsverbrechen am meisten in den unteren Volksschichten auftritt. Weil sie tiefer im Lebenskampfe stehen, verfallen sie leichter der Versuchung, ein Verbrechen gegen das Vermögen zu begehen; weil ihr geschlechtliches Schamgefühl weniger gefestigt ist und weniger geschont wird, sind sie weniger widerstandsfähig. Das geschlechtliche Schamgefühl ist ein Produkt der angeborenen Veranlagung und der Erziehung. Man muß von vornherein im allgemeinen darauf verzichten, in den unteren Volksschichten ein Schamgefühl zu suchen, wie es — wieder im allgemeinen — in den wirtschaftlich besser gestellten Kreisen vorhanden ist. Wo die Eltern mit ihren Kindern oder diese mit dem ‚Logismann' in einem Raume, wo Bruder und Schwester vielleicht gar in einem Bette schlafen müssen, kann das Schamgefühl nicht genügend erstarken. Mit welcher Peinlichkeit dagegen hüten die gebildeten Kreise die Kinder. Die Verurteilung von 12- bis 14jährigen Kindern wegen Sittlichkeitsverbrechen an Kindern begegnet deshalb großen Bedenken. Sie haben noch keinen Begriff von der Geschlechtsehre, die sie verletzen; ihr geschlechtliches Schamgefühl ist nur etwas Angelerntes. Beobachtungen ihrer Umgebung lösen den in Kindern bekanntlich besonders lebhaften Nachahmungstrieb aus. Solche Kinder gehören nicht ins Gefängnis, sondern höchstens in eine Besserungsanstalt.

Aus demselben mangelhaft entwickelten Schamgefühl entspringt auch die Verderbtheit vieler Mädchen, die sich zur Duldung von Unsittlichkeiten bereit finden, wenn nicht gar den Mann dazu anreizen. Hier sind die unglaublichsten Fälle vorgekommen. Die Leiter der niederen Volksschulen, insbesondere in

größeren Städten, wissen davon zu erzählen. Das nicht zur vollen Entwicklung gelangte oder ganz mangelhaft entwickelte Schamgefühl setzt dem zum Sittlichkeitsverbrechen anreizenden Geschlechtstriebe nur geringen oder keinen Widerstand entgegen. Bei einer großen Zahl von Sittlichkeitsverbrechern vermissen wir aber nicht nur die normale Entwicklung des geschlechtlichen Schamgefühls, wir treffen vielmehr bei ihnen auf eine so unzulängliche und vom Durchschnittsmenschen so abweichende Geistesbeschaffenheit, daß sie die Fähigkeit, dem Antriebe bzw. der Gelegenheit zum Sittlichkeitsverbrechen zu widerstehen, überhaupt nicht besitzen. So konnte der bekannte Psychiater Professor Dr. Aschaffenburg von 200 verurteilten Sittlichkeitsverbrechern, die er im Gefängnisse untersucht hat, nur 99 = 49,5 Prozent für uneingeschränkt zurechnungsfähig erklären. Er fand 27 hochgradig Schwachsinnige und 46 einfach Schwachsinnige, 12 an seniler Demenz (Altersschwachsinn) Erkrankte. Der Berliner Gerichtsarzt Leppmann fand unter 60 Kinderschändern nachweisbar 25, bringend wahrscheinlich 16 geistig vermindert Zurechnungsfähige. Der Breslauer Psychiater Professor Dr. Bonhöffer fand unter 100 Sittlichkeitsdelinquenten nur 26 Normale. 22 litten an Alkoholismus, 16 an Epilepsie bzw. Hysterie und pathologischer Reizbarkeit, 12 an Schwachsinn, 10 an Arteriosklerose usw.

Als Staatsanwalt, dazu bestellt, den Schuldigen der gerechten Bestrafung zuzuführen, bestätige ich aus meiner eigenen langjährigen Erfahrung, wieviele vermindert Zurechnungsfähige unter den Sittlichkeitsverbrechern an Kindern sich finden. Man erwäge nur, wie nach wissenschaftlicher Forschung häufig der Mangel von Licht und Sonne in Proletarierwohnungen, ihre Unsauberkeit und Überfüllung mit Menschen, die mangelnde Schonung der Mutter vor und nach der Niederkunft, schlechte Pflege und ungenügende Nahrung des Neugeborenen, Sturz des Kindes auf den Kopf usw., Ursachen zu den verschiedensten Graden des Schwachsinns geben. Gleich lehrreich ist das Kapitel der psychischen Entartung auf Grund erblicher Belastung. Der Entartete leidet nicht selten an einem ungewöhnlich starken und auf perverse (nicht natürliche) Befriedigung gerichteten Geschlechtstrieb. In den Fällen von Blutschande mit ehelichen oder mit Stiefkindern sind die Täter fast regelmäßig psychopathische Naturen. Auch die an Lungentuberkulose Leidenden, wieder in der Mehrzahl aus den niederen Schichten, kranken bekanntlich oft an übermäßigem Geschlechtstriebe. Wenn Greise sich vielfach an Kindern vergreifen, so liegt ein meist an das Pathologische angrenzendes Wiedererwachen der geschlechtlichen Neigung vor.

Es wäre aber falsch, zu glauben, daß Sittlichkeitsverbrecher an Kindern nur aus den unteren Volksschichten stammen. Wir finden sie auch in den höheren Gesellschaftskreisen zahlreich vor. Nur fällt hier häufig die Voraussetzung weg, daß das Verbrechen auf der Grundlage eines in seiner erzieherischen Entwicklung gehemmten Schamgefühls erwächst. Häufig führt zum unsittlichen Angriff auf Kinder eine durch geschlechtliche Ausschweifungen erworbene Verderbtheit und Raffiniertheit, welche nach besonderen Genüssen verlangen . . . In den oberen Klassen führt auch eine durch geistige Überanstrengung erworbene Nervosität leicht zu geschlechtlichen Verirrungen.

Interessant sind noch die Ergebnisse der Statistik über das Verhältnis der unverheirateten und der verheirateten Sittlichkeitsverbrecher. Im Jahre 1904 wurden im Deutschen Reiche verurteilt im Alter von 21—40 Jahren 1364 Ledige,

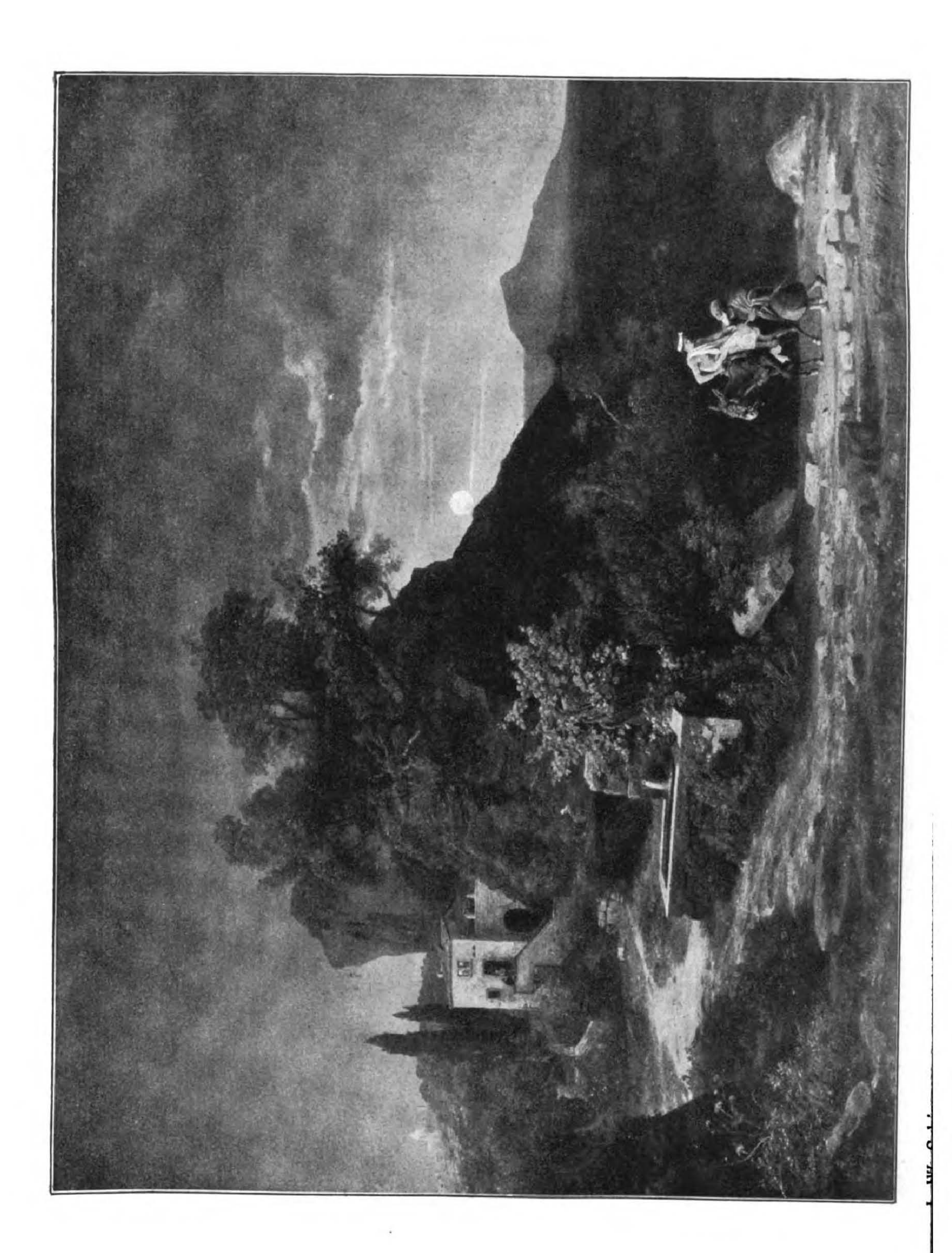
Verwitwete und Geschiedene, 990 (!) Verheiratete; im Alter von 40—60 Jahren 486 Ledige usw., 667 Verheiratete; im Alter von 60 Jahren und darüber 165 Ledige usw., 140 (!) Verheiratete. So erkennen wir, wie die Sittlichkeitsverbrechen an Kindern zwar eine Seuche am Volkskörper darstellen, aber, wie jede andere Krankheit, aus dem körperlichen Organismus selbst heraus mit Notwendigkeit erwachsen. Nur die Erfüllung der großen sozialen Forderungen unserer Zeit, die Verbesserung der Wohnungs- und Erziehungsverhältnisse in den arbeitenden Kreisen, Mäßigkeit im Alkoholgenusse, wie überhaupt Verminderung der Entstehungsursachen von Entartungszuständen und Geisteskrankheiten können also wirksame Heilung bringen. Die bloße Bestrafung der entdeckten Verbrecher, darüber wollen wir uns klar sein, versagt als Heilmittel fast völlig. Verurteilte Sittlichkeitsverbrecher werden sehr häufig rückfällig; die bloße Abschreckung bedeutet auch noch keine Heilung. Die Bestrafung kann nur als eine Notwehrmaßregel der Gesellschaft in Betracht kommen; ebenso die Internierung gemeingefährlicher geisteskranker Sittlichkeitsverbrecher. Der Staat aber hat die Aufgabe, nicht nur abzuwehren, sondern zu heilen, soweit Heilung möglich ist."

Auf keinen Fall aber darf dem weiteren Umsichgreifen dieser immer grauenhafter auftretenden Seuche mit verschränkten Armen zugesehen oder durch bloßes Aburteilen der zur Anzeige gelangenden einzelnen Fälle begegnet werden. So wenig gerade hier eine falsche Sentimentalität am Platze, die Zuchtrute schreckender Strafe zu entbehren ist, so handelt es sich dabei doch immer nur um schon vollendete, nicht mehr gut zu machende bestialische Verbrechen an Leib und Seele unserer heranwachsenden Jugend. Wenn etwas geeignet ist, den erlahmenden Eifer unserer reichsgesetzlichen Sozialreform neu zu beleben, sie mit tatkräftigen Impulsen zu erfüllen, so sollte es diese Rücksicht sein. Gewisse Wohnungsverhältnisse in den Großstädten sind auch heute noch wahre Brutstätten der Seuche. Hier sollte zu allererst mit eiserner Faust durchgegriffen werden. Weiter würde aber auch eine langfristige, wenn nicht dauernde Absonderung gewisser Kategorien von Sittlichkeitsverbrechern viele Wiederholungsfälle unmöglich machen, die nach der gegenwärtigen Praxis mit einiger Bestimmtheit vorauszusehen sind. Wenn derartige Individuen ihr Jahr oder ihre paar Jahre „abgemacht" haben, so sind sie im Gefängnis in den allermeisten Fällen ganz sicher nicht ungefährlicher geworden. Im Gegenteil! Unsere Gesetzgebung und ihre Handhabung beschränkt sich immer noch zum größten Teil auf die Bestrafung der einzelnen juristischen Straftat, statt den Schutz der Gesellschaft als ersten und letzten Zweck ins Auge zu fassen. G.



Die Automobilfrage

Die wirtschaftlichen Interessen, die mit der Herstellung von Kraftfahrzeugen in Deutschland verknüpft sind, und die Gefahren, mit denen infolge des Überhandnehmens des Automobilfahrens Eigentum, Leben und Gesundheit vieler Menschen bedroht erscheinen, erhöhen sich sozusagen von Tag zu Tag. Auffällig freilich wird im allgemeinen nur die Steigerung der Gefahren, und nur um sie kümmert sich das Volk, soweit es auf die Benützung der Landstraße



angewiesen ist. Die Dividenden der Besitzer von Automobilfabrikaktien sind dem Landwirt gleichgültig, und man wird von ihm nicht erwarten können, daß er sich für die Verzinsung des in irgendeiner ihm fremden Industrie angelegten Kapitals einsetzt.

Daraus erklärt es sich, daß der weitaus größte Teil von Angehörigen unseres Volkes dem Automobilverkehr mit sehr unfreundlicher Gesinnung gegenübersteht. Dieses neue Verkehrsmittel erhebt Anspruch auf die völlige Beherrschung der Straße, auf der die schlichten Leute ihrer Arbeit nachgehen müssen. Und in 99 von hundert Fällen sagt sich der Straßenpassant: ich habe etwas zu tun, was im Interesse der Ernährung meiner selbst oder meiner Familie erforderlich ist; der Automobilfahrer aber hat nichts zu tun, hat keinen stichhaltigen Grund zu seiner Eile. Darin hat denn auch der Straßenpassant, dem dieses Verhältnis — sei es auch noch so unklar — zum Bewußtsein kommt, zweifellos vielfach recht, und er ist darum mit ebensoviel Recht darüber erbittert, daß er dem Automobilisten ausweichen und für den Fall einer kleinen Unachtsamkeit seiner selbst oder des Fahrzeuglenkers zugunsten einer ihm zwecklos erscheinenden Eile des letzteren an Leben und Gesundheit einem Risiko ausgesetzt sein soll.

Auch der bezüglich der Erfüllung seiner Arbeitsinteressen auf die Benützung der Landstraße angewiesene Mann ist nicht ohne Gerechtigkeitsempfinden und weiß zu unterscheiden, wo das Automobil als Hilfsmittel zur Arbeitsleistung oder als Sportobjekt aufzufassen ist. Ich habe nie von jemand ein unschönes Wort über die Lastfahrzeuge gehört, mittels deren die Brauerei ihre Fässer zu den Wirten oder der Güterführer die ihm anvertrauten Waren zur Bahn bringt. Und wenn ein Arzt sich für Krankenbesuche des Automobils bedient, spricht die Bevölkerung mit hoher Achtung von seiner Gewissenhaftigkeit; wenn die Feuerwehr das Kraftfahrzeug benützt, um schnell an Ort und Stelle zu sein, freut man sich der Schadens- und Lebenssicherheit, die dadurch gewährleistet wird, und wenn ein Staatsautomobil von Sonthofen nach Hindelang eilt im Interesse vieler, die diesen Weg zurücklegen müssen oder wollen, so versteht unsere Bevölkerung sehr gut das Allgemeininteresse, dem diese Fahrten zu dienen berufen sind. Also das Ursprüngliche, Gesunde am Automobilverkehr wird in den breiten Volksschichten keineswegs bekämpft, sondern nur die Auswüchse dieses Verkehrs, die Sportraserei auf der Landstraße.

Wenn jemand heutzutage glaubt, mittels des Automobils auf der Straße von München nach Hamburg rasen zu müssen, so befindet er sich entschieden in einer gewaltigen Selbsttäuschung entweder über die Bedeutung seiner Person oder über die kulturelle Bedeutung des Vehikels, in dem er sitzt. Denn bringt auch das Automobil eine schnellere Verkehrsmöglichkeit, so bringt es eben dadurch doch auch Gefahren, die im gleichen Maße wachsen mit dem erzielten Schnelligkeitsgewinn. Um da eine richtige Wertung zu veranschaulichen, sei auf das Beispiel des nun so lange bestehenden Bahnverkehrs zurückgegriffen. Auch er verschafft die Möglichkeit größerer Eile im Verkehr, als sie ohne ihn denkbar ist, und auch er ist mit Gefahren verbunden, obwohl man diese durch sorgfältige Überwachung des Bahnkörpers nach Kräften herabzumindern sucht. Aber bei einem Zuge kommt die wirtschaftlich notwendige Schnelligkeitsreise hunderter von Personen in Frage, und ein trotz aller Vorsichtsmaßregeln eintretender Unglücksfall schädigt einen einzelnen oder allenfalls eine Familie. Die Verkehrsinteressen überwiegen also ohne Zweifel ganz bedeutend, und es

wird niemandem beikommen, den Bahnverkehr als eine schädliche Einrichtung abschaffen zu wollen. Während aber der Eisenzug seine besondere Bahn hat, die höchstens irgendwo durch einen Straßenübergang mit den Verkehrsinteressen der nicht im Zuge sitzenden Personen kollidieren kann, bewegt sich der Automobilist auf der offenen Landstraße, auf deren Benutzung die Allgemeinheit angewiesen ist, und zwar mit Zugsgeschwindigkeit. Die Sorgfalt, die der Staat bezüglich seines Bahnverkehrs sich angelegen sein läßt, ist also beim Automobilverkehr völlig ausgeschlossen. Aber auch die Quantität der durch das Sportautomobil vertretenen Verkehrsinteressen steht in einem ganz anderen Verhältnis zu den dadurch hervorgerufenen Gefahren, wie das beim staatlichen Bahnverkehr der Fall ist. Sind einerseits die Gefahren, wie gezeigt, ganz erheblich höhere, so sind andererseits die Wirtschaftsinteressen, denen das Automobil dient, unvergleich geringer einzuschätzen. Denn das Automobil befördert nur eine kleine Personenzahl auf einer Strecke, die unter Vermeidung der Gefahren auch mittels der Bahn zurückgelegt werden könnte, ohne die Kosten dieser Beförderung sehr wesentlich zu verringern. Auch dieser Punkt ist erwähnenswert, obwohl der Geldgewinn bzw. die Geldersparnis einzelner überhaupt nicht dazu berechtigen würde, die Allgemeinheit mit einer Erhöhung der ihr drohenden Gefahren zu bedenken, da bei einem Unfall der völkische Verlust doch unvergleichlich bedeutender ist, als die durch den Automobilverkehr bestenfalls erzielte Ersparnis des einzelnen.

Aus diesen Erwägungen heraus wird auch der Antrag der Zentrumsfraktion im Württembergischen Landtage ganz verständlich sein, wonach diese ein generelles Verbot aller Automobilrennen auf den Straßen des Königreichs für erforderlich hält. Denn der Antrag hat die gesunde Logik für sich, und er braucht absolut nicht aus unklarer Verkehrsfeindlichkeit heraus entstanden sein.

Das Automobil gehört nur insoweit auf die Straße, als es einem wirtschaftlichen Werte von solcher Quantität dient, daß dadurch die Erhöhung der damit verbundenen Gefahren als gerechtfertigt erscheinen kann. Sportliche Veranstaltungen sind in diesem Zusammenhange aber entschieden nicht zu nennen. Man darf es darum begrüßen, daß auf die Meldung eines ernsten Unfalles bei dem diesjährigen Taunusrennen auch der Kaiser gesehen hat, wohin schließlich die allzu eifrige Entwicklung des Automobilsports auf der Landstraße treiben muß, und daß er die Anregung zur Schaffung einer besonderen Rennbahn, die jetzt rasch ihrer Verwirklichung entgegenzugehen scheint, gegeben hat. Dabei ist es nicht der Gedanke allein, der uns erfreulich erscheinen muß; denn an sich lag dieser Gedanke nahe genug, und so gut sich die Radfahrer eigene für die Allgemeinheit gefahrlose Rennbahnen errichtet haben, muß das auch für Automobile möglich sein — es ist besonders zu begrüßen, daß der Kaiser den direkten Anstoß dazu gegeben hat. Es kann nämlich keinem Zweifel unterliegen, daß die Propagierung des Automobil-Sportwesens, wie sie bisher in unseren höchsten Volkskreisen und nicht zum wenigsten von Angehörigen unseres Kaiserhauses geübt worden ist, viel böses Blut im Volke gemacht, und daß die Auffassung stark um sich gegriffen hat, man schätze in jenen Kreisen das eigene Vergnügen im Zusammenhang mit einer starken Betonung großindustrieller Spezialinteressen weit höher ein, als Gesundheit und Leben der Staatsbürger. Und es kann auch kaum ein Zweifel sein, daß die Staatsorgane Rücksicht auf so hohe Sportsinteressen in vielen Fällen genommen haben, und zwar in solchem Umfange, daß es sich mit den Interessen der Allgemein-

heit durchaus nicht mehr vertrug, und daß man in jenen Volksschichten, in denen man seine Worte nicht wägt, sondern ausspricht, bereits von einem neuen Klassenrecht der Automobilfahrer gesprochen hat. Je mehr man sich auf diesem Gebiete künftig hüten wird, hohen Neigungen Rechnung zu tragen, um so mehr wird das Vertrauen des Volkes in das deutsche Rechtsleben wieder gewinnen.

Der Direktor des „Kaiserlichen Automobilklubs“ hat aber in einem an verschiedene große Blätter nach der diesjährigen Herkomerfahrt gerichteten und von den Zeitungen zum Teil abgedruckten Schreiben eine Auffassung verraten, von der man nur sagen kann, daß es bedauerlich wäre, wenn sie sich als Gemeingut der Sportautomobilisten entpuppte. Er glaubte die vorgekommenen zahlreichen Unfälle lediglich auf die Unvertrautheit des Publikums mit dem Automobil und auf seine Unvorsichtigkeit diesem Verkehrsmittel gegenüber zurückführen zu können, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die mit der Zeit sich einstellende bessere Gewöhnung der Bevölkerung an das Kraftfahrzeug die Vermeidung solcher Unfälle im Gefolge haben werde. Das ist eine ganz irrige Meinung. Solange die Menschen nicht mit 60-Kilometergeschwindigkeit einem mit dieser Eile heranbrausenden Fahrzeug ausweichen können, solange wird auch keine Gewöhnung Abhilfe zu schaffen vermögen. Überdies ließe sich vom Ausweichen als Hilfsmittel ernstlich reden, wenn das Fahrzeug auf Schienen laufen und nicht in so und so vielen Fällen gerade nach der Seite lenken würde, auf die sich der Straßenpassant zu retten versucht hat. Wir haben schon angeführt, daß es, abgesehen von all diesem, als unsittlich zu betrachten ist, die Sporttätigkeit eines Automobilisten höher einzuwerten als die Tätigkeit des seinem Tageserwerb nachgehenden, auf die Benutzung der Landstraße angewiesenen Mannes aus dem Volke.

Die verkehrsreiche Schweiz hat sich zu helfen vermocht. Sie hat eine geringe Fahrgeschwindigkeit für Automobile vorgeschrieben, die nicht mehr allzu oft überschritten wird. Denn während in solchen Fällen die löbliche deutsche Polizei dem davonrasenden Gefährt, dessen Nummer natürlich in der Eile oder vor auffliegenden Staub nicht zu entziffern war, einen entrüsteten Blick nachzuschleudern pflegt, verständigt die schweizerische Polizei einfach mittels des Telegraphs oder des Telephons alle benachbarten Ortschaften, wo dann Schlagbäume niederrasseln, welche die rücksichtslosen Automobilisten zum Halten zwingen und so die Feststellung ihrer Personalien ermöglichen. Da es dann nicht zu knappe Strafen regnet, die sich leicht in verstärkter Auflage wiederholen, ziehen es die meisten Lenker von Kraftfahrzeugen allmählich vor, den Anschauungen der schweizerischen Bevölkerung über das Tempo eines im Allgemeininteresse noch zulässigen Automobilverkehrs Rechnung zu tragen. In manchen Gegenden der Schweiz ist übrigens der Automobilverkehr gänzlich verboten.

Das sind Anfänge einer staatlichen Regelung des Automobilverkehrs, die sich in der Schweiz sehr bewährt haben. Man wird auf diesen Standpunkt immer wieder kommen müssen, wenn man über die Möglichkeit einer zweckentsprechenden Regelung der gleichen Frage für das Deutsche Reich nachdenkt. Nicht etwa, als ob man es der Schweiz nachmachen müßte — das würde vielleicht für unsere Verhältnisse ganz verfehlt sein —, aber die dortige Wertung des Automobilverkehrs gründet sich auf berechtigte Allgemeininteressen und kann in dieser Hinsicht als Ausgangspunkt von Reformen in Betracht kommen.

Zunächst: die Schweiz dient nahezu in ihrem ganzen Gebiete der Erholung und Gesundung von frischer Luft bedürftigen Menschen, die sich von ihrer Arbeit, aus ihren Gesellschaftsanforderungen zurückziehen, um an Körper oder Geist oder an beiden zugleich zu gesunden. Diesem Umstande ist natürlich Rechnung zu tragen gewesen. Das Automobil ist schon in seiner Eigenschaft als Staubentwickler Gift für jene Gegenden und die Menschen, die dort Gesundung oder Kräftigung suchen. Man muß nur einmal in Sommerhitze auf einer Straße sich bewegt haben, auf der man einem Automobil begegnete, um die Eigenschaft dieses Gefährtes als Staubentwickler in ihrem Superlativ kennen gelernt zu haben. Viertelstunden lang kann man dann in einer Staubwolke dahinwandeln, deren künstliche Erzeugung durch ein „Verkehrsmittel" gewiß nicht darauf schließen lassen möchte, daß in deutschen Landen ein Pettenkofer gelebt hat. Man darf der Ansicht Ausdruck geben, daß die Allgemeinheit in weit höherem Grade geschädigt wird durch die ungeheure Staubaufrollung der Kraftfahrzeuge als durch direkte mit Tod oder Verletzung von Menschen zusammenhängende Unglücksfälle. Diese Eigenschaft des Automobils und die Interessen der Gemeinschaft, die dagegen zu schützen sind, sollen deshalb in folgendem im Vordergrunde stehen.

Auch wir in Deutschland haben zahlreiche Bezirke, in denen leidende oder wenigstens durch Jahresarbeit usw. in ihrem Gesundheitszustand ungünstig beeinflußte Menschen mit Vorliebe Genesung oder Kräftigung suchen. Wir haben Bädergegenden, Luftkurorte, versteckte Erholungswinkel. In diesen Gegenden ist das Beispiel der Schweiz das einzig richtige: dort wäre jeglicher Automobilverkehr zu verbieten (mit Ausnahme von langsam sich bewegenden Lastfahrzeugen).

Im übrigen muß die Landstraße wenigstens vor der Wettrennerei geschützt werden. Dem einzelnen Sportsautomobil wird man die Landstraße nicht mehr verbieten können und im Interesse der nun einmal in der Automobilindustrie Deutschlands angelegten großen Kapitalien nicht verbieten wollen. Man könnte das auch schon um deswillen nicht, weil man nicht in jedem einzelnen Falle die Unterscheidung zwischen einem Automobil zur Erreichung gemeinnütziger Zwecke (z. B. des Arztes) oder einem solchen zu bloßer Sportfahrerei treffen kann. Um also nicht hier den guten Zweck mit der bloßen Spielerei zugleich zu treffen, muß man die Automobile auf der Straße belassen, jedoch ist es dann erforderlich, daß man gegen die Raserei und gegen die Gewissenlosigkeit mancher Autler zu ebenso drakonischen Mitteln greift, wie das in der Schweiz da geschieht, wo der Verkehr der Kraftfahrzeuge gestattet ist. Es darf nicht möglich sein — wie das gegenwärtig jede Woche einmal von den Zeitungen gemeldet wird und wie man's gelegentlich wohl auch einmal schaudernd selbst erlebt —, daß Fahrer, die sich eine Nichtbeachtung der bestehenden Sicherheitsvorschriften haben zu schulden kommen lassen oder die gar einen Menschen überfahren, ein Tierfuhrwerk angerempelt haben, einfach davonsausen und nicht mehr ermittelt werden können. Gerade dieser letztere Fall ist aber sehr häufig zu verzeichnen, und oft hält der Automobilfahrer nach einem Unfall erst dann sein Vehikel an, wenn er sieht, daß ein Durchkommen ausgeschlossen ist. Solches Rowdytum kann nicht scharf genug verurteilt und die Sicherheitsvorkehrungen dagegen können nicht streng genug getroffen werden. Entsetzlich sind die Zustände namentlich während der Abenddämmerung in der Nähe mancher Großstädte. Es ist vorgekommen, daß die Lenker von unbe-

leuchteten Kraftfahrzeugen die von ihnen überfahrenen oder in der Dunkelheit angerannten Personen noch obendrein im Ärger vorsätzlich mißhandelt haben, und gar oft liegt der Schluß nahe, daß Automobilisten und Motorradfahrer es bedauern, wenn eine unter ihren Rädern verunglückte Person nicht tot geblieben ist, sondern noch fähig bleibt, Zeugnis gegen die Gewissenlosigkeit dieser Herren abzulegen! Ohne Zweifel trifft die Automobilfahrer nicht an jedem durch sie verursachten Unfall die Hauptschuld; aber sie sollen zum mindesten nicht die Möglichkeit haben, sich der gerichtlichen Untersuchung und im geeigneten Falle der Strafverfolgung zu entziehen. Das beste Mittel dafür ist der Schlagbaum an den Einfahrtstraßen zu jedem Orte, der telegraphisch oder telephonisch erreichbar ist. Außerdem ist es erforderlich, daß die Maximalgeschwindigkeit von Kraftfahrzeugen auf offener Landstraße generell geregelt wird, und daß die Polizisten in ihrer Gesamtheit mit Geschwindigkeitsmessern versehen werden, um Verfehlungen seitens der Fahrer in einwandfreier Weise sofort feststellen zu können. Die im Vorjahre vom Bundesrat erlassenen „Grundzüge für den Verkehr mit Kraftfahrzeugen“ geben hier leider kein Höchstmaß an. Nur für den Verkehr innerhalb geschlossener Orte sind 15 Kilometer per Stunde als das Höchstzulässige bezeichnet. Auf offener Landstraße sollte man nicht mehr als das Doppelte gestatten — höchstens aber auf weithin zu überblickenden Strecken bei nicht staubigem Wege bis zu 40 Kilometer. Jede Zuwiderhandlung wäre dann unnachsichtlich zur Anzeige zu bringen und mit Strafen in solcher Höhe zu belegen, daß angesichts der sozialen Lage der betreffenden Fahrzeuginhaber eine bessernde Wirkung davon erhofft werden dürfte. Es bleibt immer zu bedenken, daß der Automobilist nicht allein — wie etwa der Sportsmann im Hochgebirge — sein eigenes Leben aufs Spiel setzt, sondern auch das seiner Mitmenschen, über das er kein Verfügungsrecht besitzt.

Endlich erscheint es absolut wünschenswert, daß man den Fußgängerverkehr im Interesse der allgemeinen Sicherheit von den Straßen ableitet. Vielerorts ist das nicht schwer zu bewerkstelligen, da nämlich, wo brauchbare Fußwege, ohne länger zu sein als die Hauptstraße, in angemessener Entfernung von dieser parallel mit ihr laufen. Allerdings fehlt es dort, wo dieser Bedingung bereits Genüge geleistet ist, meist an Hinweisen solcher Art, daß auch der Landesunkundige den Fußweg getrost wählen könnte, ohne fürchten zu müssen, daß er von der beabsichtigten Wegroute abkommt. Wenn aber in dieser Hinsicht überall gleichmäßig Sorge getragen würde, möchte die Fahrstraße leicht von Fußgängern entvölkert werden, so daß sich die von Automobilen hervorgerufenen Unfälle infolge Verminderung der Gelegenheit hierzu ganz von selbst verringern würden. Wo nun derartige Fußwege nicht bestehen, müßten sie eben geschaffen werden, was natürlich um so mehr Kosten verursacht, als die Fußwege in erheblicher Entfernung von der Fahrstraße (wegen des Staubes) angelegt werden müßten. Es würde Gemeinden, Distrikten, Kreisen usf. nicht gerade leicht fallen, ganz aus eigenen Mitteln diese Wegbauten zu vollführen und den Grunderwerb dafür zu leisten, so daß sich also Staatshilfe nicht entbehren lassen würde. Da wird es nur gerecht erscheinen, wenn der Staat die Steuereinnahmen aus Sport- und Luxusautomobilen zur Unterstützung der Gemeinden in den neuen Wegbauaufgaben verwenden würde. Selbst wenn dadurch eine Höherbesteuerung dieser Fahrzeugkategorien sich als notwendig erweisen würde, könnte das kein ernst zu nehmender Hinderungsgrund sein. Denn der Straßenverkehr würde für die Automobil-

besitzer ein weit angenehmerer sein, und davon würden mittelbar die Automobilfabriken den größten Vorteil haben. Bei dem jetzigen Zustand der Landstraßen ist die Scheu fein veranlagter Menschen, durch die Befahrung mit dem Automobil die Knochen ihrer Mitmenschen aufs Spiel zu setzen, sehr verständlich, und deshalb ist es sogar im Interesse der Automobilindustrie selbst erwünscht, daß die Straßen mit der Zeit dem Kraftwagen- und Tierwagenverkehr allein überlassen bleiben. Ihre Absatzmöglichkeiten unter den begüterten Kreisen könnten nur gewinnen auf diese Weise.

Ferner wird es eine Hauptsorge der Automobilfabriken sein müssen, darauf zu sinnen, wie sich die Staubentwicklung der Kraftwagen einschränken läßt. In der letzten Zeit verlautete — ob im Ernst oder Scherz — manches, was darauf schließen ließ, daß es an dieser Sorge nicht fehlt und daß man vielleicht für nicht ferne Zukunft die Konstruktion zweckdienlicher Hilfsmittel in dieser Richtung erhoffen darf. Bis dahin aber könnte und sollte eine Versöhnung unserer breiten Volksschichten mit dem Automobilsport auf der Grundlage erfolgt sein, daß überall zu lesen stünde: „Straße nur für Wagen und Automobile", „Weg nur für Fußgänger nach ..."; daß Garantien geschaffen würden gegen die Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit einzelner Automobilisten, wie sie in der Schweiz schon bestehen, und endlich, daß der Automobilverkehr dort ganz untersagt würde, wo er mit den Gesundungsbestrebungen der Menschen in Widerspruch steht, in den Bädergegenden und an anderen Orten, die gemäß ihrer Lage, ihres Klimas, ihrer Vegetation usw. anzusehen sind als die Kräftigungslungen unserer Nation.

Ph. Stauff

Karl Christian Friedrich Krause

(6. Mai 1781 — 27. September 1832)

Karl Christian Friedrich Krause, dieser urschöpferische Denker, starb vor 75 Jahren in München — wie könnte das die Leser des „Türmers" interessieren?

Seit hundert Jahren werden die Lehren Krauses druckschriftlich veröffentlicht, Tausende und aber Tausende hörten seitdem an den 21 deutschen Universitäten Philosophie, aber: welches System? Und nach welchen Quellen? Es ist sehr erklärlich, daß ein Philosoph, der so unbekannt ist, daß er vor der Geschichte bereits als übergangen erscheint, nicht erst an der Quelle, seinen Schriften, studiert wird. Warum sollte man sich nicht an dem doch gewiß zutreffenden Urteile berühmter und sachverständiger Fachgenossen genügen lassen und Krause — totschweigen wie bisher? Besonders wenn er so unbequem ist, und man ihn nicht einmal widerlegen kann! War nicht schon Hegel Krause vorgezogen worden? Hegel hatte ja verkündet: Alles, was ist, ist vernünftig, während Krause freilich sagte: Alles, was ist, soll vernünftig sein! Ein kleiner, aber recht bedeutsamer Unterschied!

Noch schlimmer ist, daß Eduard v. Hartmann sagt: „Krause hat nach Hegel von allen neueren deutschen Philosophen vielleicht den stärksten Hang zur Systematik; weil ihm aber ein entsprechender Grad von Tiefsinn abgeht, gelangt er nur zu einem schablonenhaften Schematismus, welcher durch eine

absonderliche, erkünstelte Terminologie den Schein der Gedankentiefe und Gedankenstrenge vorzuspiegeln sucht und die Dürftigkeit an philosophischem Ideengehalt unter dem Mantel der Gesinnungstüchtigkeit und trivialer Phrasenhaftigkeit verbirgt." Sei dies auch hier zurückgewiesen, wie schon 1881 in meinem Buche (Karl Chr. Fr. Krauses Leben, Lehre und Bedeutung. Von Br. Martin. Leipzig, Verlag von J. G. Findel). Denn Krause war ein durch und durch edler Mann, und seine Lehre ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit fürs Leben; man muß sie nur erst — kennen!

Ein Echo jener ebenso unbegründeten wie unbewiesenen Kritik scheint der Schluß des Artikels „Krause" im großen Brockhaus: „Seine zahlreichen philosophischen Schriften haben das Bestreben (seine Schriften?), eine vermeintlich rein urdeutsche, für Deutsche aber unverständliche Terminologie einzuführen." Als wenn diese die Hauptsache wäre! Und unverständlich für Deutsche, das Volk der Denker?

Ebenso redet eine Leipziger Besprechung über den 2. Teil des „Systems der Philosophie" von Krause, als ihn Dr. P. Hohlfeld und Dr. A. Wünsche veröffentlicht hatten, „von diesem allerdings von reinster Begeisterung erfüllten, aber doch ganz unendlich phrasenhaft-bombastischen und in der gewaltsamsten Weise erkünstelten Gedankensysteme, einem eingebildeten und exaltierten Erkenntnisrausche, und der Philosophie als einem solchen bloßen trunkenen Umhertaumeln in eingebildeten und künstlich ersonnenen Wahnvorstellungen"! — Neue Erkenntnisse und Begriffe erfordern aber unter Umständen allerdings auch neue Ausdrücke, wie die Chemie beweist, im übrigen ist ernstes Nachdenken eines Systems — selten, selbst wenn es zu dessen Studium, wie die Besprechung sagt, „des Verzichtes auf eine Menge von Anforderungen des gewöhnlichen Menschenverstandes bedarf". Wirklich?

Mit dem Schriftenstudium allein ist es jedoch auch noch nicht getan! Nach Krause haben bei Kant die Ideen nur subjektive und bloß formale (nicht aber auch konstitutive) Gültigkeit. Ist das aber nicht der Tod aller Ideale und des Idealismus überhaupt? Wäre wirklich Religion, Sittlichkeit, Recht bloß Formsache, gingen sie nur den einzelnen an, ständen sie wohl gar nur im Belieben des einzelnen? Die Menge glaubt's! Wird nicht bereits als Dogma verkündet: Religion ist nur Privatsache? Und wer fragt denn nach dem Inhalte der Ideen? Was ist denn z. B. Religion, Sittlichkeit, Recht an sich? Tausendfach verschieden sind ihre Formen und die Meinungen darüber. Wer stimmt der Krauseschen Erklärung zu: Religion ist Gottinnigkeit in Einsicht, Gemüt und Willen, Sittlichkeit ist Richtung desselben auf das Göttliche, das ist das Grundwesentliche, Recht ist Gewährung der von uns abhängigen Bedingungen zu vernunftgemäßem Leben?

Und noch eins: Kant ist bis zur wissenschaftlichen Anerkenntnis Gottes nicht gekommen — seine Schüler und dadurch auch der moderne Monismus haben diese relative Grenze zu einer absoluten Schranke gemacht: daß man Gott überhaupt nicht erkennen könne! Hieß es doch jüngst in einem öffentlichen Vortrage: Seit Kant ist Gott aus der Wissenschaft eliminiert.

Wer bei der bloß verstandesmäßigen Erforschung und Erkenntnis stehen bleibt oder gar die höheren Grundschauungen der Ideen und Gottes, des Grundwesens, leugnet, der stellt — ganz unphilosophisch — das Glauben über das Wissen und hat, weil ihm die Grundschauung Gott als Prinzip fehlt, überhaupt kein geschlossenes, kein wissenschaftliches System.

Dies ist wohl auch der Grund der jetzt herrschenden Furcht vor jedem „System". Und man brüstet sich doch gern mit wissenschaftlichen Ergebnissen! Nur wenn sie nicht immer stimmen, so liegt das am System, in dessen „spanische Stiefel" sich der Einzelfall nicht hineinzwängen läßt — also, sagt man, ist's nichts mit Systemen! Aber ist das nicht Prinziplosigkeit aus Prinzip? Ja, Verzicht des Philosophen auf Philosophie? Wie will man denn die Grundideen aus den Einzelerscheinungen heraus erkennen und bestimmen, wenn man keine Idee von diesen Ideen hätte? Also müssen sie doch ein Gebiet für sich sein — nicht minder wirklich als die Wirklichkeit, zwar in der Zeit, aber nicht von der Zeit abhängig, an sich ewig! Hieraus erklärt sich auch, wie grundfalsch schon die Behauptung ist, Philosophie sei nur gegliederte Zusammenfassung des Ideengehaltes einer bestimmten Zeit! Dadurch würde sie ja nur der Zeit nachhinken, statt ihr voranzuleuchten! Und wonach wäre die Gliederung zu bewirken? Doch nur nach dem Inhalte der Ideen! Und dieser ist wissenschaftlich, systematisch nur zu bestimmen, wenn alles aus einem Prinzip nachgewiesen wird, wie es Krause geleistet. Dadurch eben ist die „Wesenlehre" ein wirklicher Gliedbau wirklicher Erkenntnisse, nicht bloß von absoluten Begriffen und Ideen, sondern die Lehre vom „Wesen", dem einen, unbedingten (selben) und unendlichen (ganzen) Wesen, dem Grundwesen an sich, in dem und durch welches alle endlichen und bedingten Wesen und Wesenheiten (Eigenschaften) erst sind und verwirklicht werden. Damit gibt uns Krause das Prinzip alles Seins und Werdens und den Schlüssel zu allen Erscheinungen des Lebens.

Das ist von entscheidender Bedeutung: Kant sucht in der Vielheit die Einheit, Krause gibt die Einheit in der Vielheit! Krause aber ist noch von niemandem widerlegt worden! Wer könnte wohl nachweisen, daß die „Wesenlehre" falsch oder ein Irrtum wäre? Ist sie doch der Monotheismus der echten Theosophie, da sie mit Gott steht und fällt, und zugleich der wahre Monismus, weil sie nicht wie der moderne den Teil, die Natur, fürs Ganze und die Welt für Gott setzt! Auch ist sie Panentheismus (nicht Pantheismus), da sie Wesen, Gott, zunächst und zuerst an sich selbst erfaßt und erst in ihm und unter ihm die Welt: Natur (Leibwesen), Vernunft (Geistwesen) und die Vereinheit beider (zuhöchst die Menschheit) mit ihren Einzelwesen, alle mit ewigen und zeitlichen Wesenheiten (Eigenschaften).

Hochwichtig ist hierbei die Krausesche Lehre, daß das Ewige, sagen wir's rund heraus, das Göttliche, der Inhalt des Zeitlichen, dies aber nur Form und endliches Abbild des Ewigen, Unendlichen, Vor- und Überzeitlichen ist. Was in der Idee zugleich enthalten, das wird nach und nach in der Zeit. Dadurch ist der Maßstab und Prüfstein gewonnen für die Wirklichkeit. Zuhöchst ist Gott selbst, an sich, einheitlich, ganz und selb (selbständig) und mit allen seinen Inwesen gliedbaulich verbunden. Jedes Wesen in ihm gleicht ihm darin an sich und bezüglich der Umwelt, in endlicher Weise oder soll und möchte ihm doch darin ähnlich sein und werden. In sich ist Gott die Natur: das Teilwesen, bei dem die Ganzheit und die Vernunft, das Geistwesen, bei dem die Selbheit überwiegt. Da der Teil im wesentlichen seinem Grund ähnlich, entspricht im Verein beider: zuhöchst der Menschheit, der Mann mehr der Selbheit, das Weib mehr der Ganzheit, aber auch hier hebt diese Teilverschiedenheit die Gleichwertigkeit und Gleichstufigkeit beider nicht auf.

Ferner orientiert Krause uns in Wissenschaft und Leben dadurch, daß und wie er den Menschen und die Menschheit und ihre Gliederung im einzelnen

und in Vereinen zu Erreichung ihrer Bestimmung als Menschen schildert — als Menschen, denn was könnte es für den Menschen Wesentlicheres geben, als wie Menschen zu leben? Und zwar nicht erst in einem Jenseits, sondern schon hier auf Erden, so bald als möglich, so gut als möglich! Das: das Reinmenschliche ist ja auch der eigentliche, allem und allen gemeinsame Boden, auf dem allein der einzelne wie alle Gruppen und ihre scheinbar so verschiedenen Bestrebungen zum Wohl der Menschheit zusammenstimmen und einander fördern!

Überall die genauen Begriffe der Sache gebend, die herkömmlichen und die landläufigen, meist aber teilfalschen und daher irreführenden berichtigend und ergänzend, zeigt Krause als Grundformen unseres Seins: Gottinnigkeit, Sittlichkeit, Recht und Schönheit; als Grundwerke unserer Tätigkeit: Wissenschaft, Kunst und Bildung; als Grundbünde: die werktätigen Zweckvereine für diese verschiedenen Grundformen und Grundwerke und die Lebensgesellschaften der Ehe und Familie, der Gemeinde, des Volkes, der Völkervereine und des Menschheitbundes zu Darlebung des Lebens als Ganzes, nach allen seinen Seiten. Als Keim des letzteren betrachtete Krause den Freimaurerbund, dessen Aufgabe ich deshalb als „harmonische Gestaltung des Menschen und der Menschheit" formulierte, als ich — vor 39 Jahren! — eine Normalschule zu (nicht humanistischer, sondern) rein menschlicher Erziehung forderte, welche die fürs Leben erforderlichen Einsichten und Fertigkeiten gewährt, Menschen zu Menschen bildet. Krause zeigt seit 1810, was dazu gehört, und ist durch sein „Urbild der Menschheit", das recht wohl das Grundlehrbuch eines wahrhaft gerechten und vollkommenen Sozialismus sein könnte, auch der wissenschaftliche Begründer der Soziologie oder Gesellschaftslehre.

Wie wichtig aber gerade die Grundbegriffe sind, sieht man u. a. daran, daß so häufig, ja fast überall der Teil für das Ganze genommen wird. Auf Krausescher Grundlage findet man sofort, daß es z. B. ein Irrtum ist, zu meinen, der sittliche Mensch habe nur Pflichten gegen die Gesamtheit, nicht auch gegen sich, oder die menschliche Bestimmung sei nur die Sittlichkeit! Auch kann es nicht zweierlei Moral geben oder Sittenlehre nur Lehre von den Sitten sein; erstere gehört als Güter-, Pflichten- und Tugendlehre zur Vernunft-, letztere zur Erfahrungswissenschaft oder Geschichte. Übrigens sollen die Sitten der Sittlichkeit entsprechen, nicht widersprechen, wie die Wirklichkeit dem Ideal überhaupt!

Sie diesem nahe zu bringen, fordert Krause das Erfahrungsbild dem Urbild gemäß fortzubilden durch das Musterbild, das Bild dessen, was jetzt nötig und möglich ist. Denn der bloße kategorische Imperativ: Du sollst! sagt noch gar nicht, was man soll, und wie man's soll! Krause gibt deshalb nicht nur die ewigen Ideen, die im Leben verwirklicht werden, er zeigt auch, wie dies geschieht. Das ist wieder eine Hauptleistung.

Was ist Leben? Stetiges Sichselbständern in der Zeit, der Form dieses Veränderns. Das Wesen, das sich ändert, ist als der Grund dessen, über Inhalt und Form der Veränderung, d. h. ewig, muß, um sich selbst zu ändern, sein Selbst inne sein: ist persönlich und, soweit es sich ändert, lebendig und zeitlich. An sich ist also Mensch, Menschheit, Gott vor und über aller Zeit, ewig und sich immer gleich, in sich aber durch ihr inneres Leben auch in der Zeit, zeitlich und lebendig und persönlich. Das Zeitliche aber ist der Ausdruck des Ewigen und als Zeitliches individuell, d. h. durch und durch vollendet und bestimmt, aber auch nur vorübergehend im Leben und nur seiner ideellen Seite

nach Gegenstand der Philosophie, „deren Gebiet das Unbedingtwesentliche und Über- bzw. Nebenzeitliche ist“. Was aber leben denn die Wesen in der Zeit dar? Sie verwirklichen sich und ihre Wesenheiten und sind dadurch zugleich sowohl ewig als zeitlich, sowohl persönlich als lebendig und individuell.

Jede dieser Seiten hat ihre eigene Würde: das Ewige ist nicht der Welt feind, und das Zeitliche durchaus nicht schlecht und sündhaft, weil es das Zeitliche ist, sondern nur dann, wenn und soweit es das Ewigwesentliche verneint. An sich ist auch das Zeitliche Göttliches, Gutes, soweit es nicht durch Übermaß oder Mangel, falsche Anwendung, unrichtigen Zeitpunkt usw. zum Übel und Bösen wird. Die Verneinung des Guten ist aber nicht an Gott, sondern nur in ihm, hat keine eigene Existenz, keine eigene Würde und ist niemals von Gott veranlaßt, sondern nur durch die Weltbeschränkung bedingt, durch welche zum Beispiel ein Vollausleben des einzelnen vollständig unmöglich ist. Man verwechselt bei diesem modernen Schlagwort das Ideal mit dem Individuum und kann doch den ewigen Grund: unsre weltbeschränkte Endlichkeit, und den zeitlichen Grund: die Hindernisse in uns und durch unsere Umgebung, nicht aus der Welt schaffen! Schon Krause nennt es einen unheilvollen Satz: die Individualität oder Eigenlebigkeit als das Erste, Erstwesentliche, über alles setzen; durch die Wesenlehre wird der Geist erst in den Stand gesetzt, daß er sich über alle Individualität erhebe, sie wesenheitgemäß achte, schone und „gewähren“ lasse.

Besonders in seiner „Lebenlehre und Philosophie der Geschichte“ lehrt uns Krause diese Grundlagen und Gesetze des ganzen Lebens, wie es sich in den drei aufsteigenden Haupt-Lebensaltern des Keimens, des Wachsens und der Reife entwickelt, deren jedes diese drei Perioden in sich selbst widerspiegelt und durchdringt. Auch der Verfall keimt, wächst, reift — oft mitten in der Vollkraft des Lebens! So sehen wir dem Eintritt ins Leben die Entwicklung der Gegensätze in sich, zur Umwelt und zu den höheren Mächten folgen, zuhöchst bewußtes freies Vereinleben in und mit ihnen. Also die urbildgemäße Organisation, nicht den raubtierähnlichen Kampf aller gegen alle! Dies zeigt uns zugleich unsern und der Menschheit gegenwärtigen Stand, und daß wir jetzt am Ausgange des zweiten und an der Schwelle des dritten Hauptlebensalters: der Zeit der Reife, stehen. Sie kündigt sich schon dadurch an, daß das allen Gemeinsame: das Reinmenschliche, auf allen Gebieten mehr als bisher erkannt und betont wird, auf daß es dereinst den Sieg gewinne über alle Sondergelüste.

Nach Krause ist auch das Urwesentliche der Pflanze und des Tieres unentstanden und unvergänglich. Ebenso ist dasselbe Göttliche in uns und der Geist des Menschen (nicht der Mensch selbst?) ungeboren und unsterblich, weil Wesen als solche nicht entstehen und nicht vergehen können, so daß unser Erdenleben nur ein Teil unsres Lebens überhaupt ist — hienieden oder auf anderen Sternen. Hier genügt es uns wohl, daß Krause in dem Lebengesetz des Satzes, des Gegensatzes und des Vereinsatzes das *eine Entwicklungsgesetz überhaupt* erkannt hat und verkündet!

So ist Krause für mich der reifste und reichste aller Selbstdenker und seine Philosophie die Grundwissenschaft des Lebens, eine Leuchte für alle. Soll sie daran durch den herkömmlichen Götzendienst des Zeitlichen und Geschichtlichen, der Person oder Partei noch länger oder ganz verhindert werden? Zu befürchten ist's! Schon Lessing hat ein neues, ewiges Evangelium erwartet: Irgendeine weltflüchtige, weltentsagende Lehre, wie z. B. der neuerdings wer-

bende Buddhismus, könnte dies ja nicht sein, wohl aber — die lebenspendende, völlig dogmenfreie „Wesenlehre“ Krauses mit ihrer frohen Botschaft von der harmonischen Gestaltung des Menschen und der Menschheit!

Th. Busch



Ein evangelischer Pfarrer

In Mitau, der alten Residenz des ehemaligen Herzogtums Kurland, ist einer der verdientesten und gelehrtesten Vertreter des deutschen Baltentums zur ewigen Ruhe eingegangen: der altehrwürdige Pastor D. Dr. Bielenstein. Er hat, wie wir in der Zeitschrift „Der alte Glaube“ lesen, nur ein Pfarramt bekleidet. „Nach beendigter Studien- und Hauslehrerzeit wurde er im Jahre 1857 Pastor an der deutschen Gemeinde zu Doblen in Kurland und wirkte hier dreiundfünfzig Jahre lang in großem Segen, bis auch ihn, der allmählich erblindet war, der revolutionäre Fanatismus von Haus und Amt vertrieb und ihn zugleich der besten Früchte seiner langjährigen wissenschaftlichen Tätigkeit beraubte. Kaum eine Schandtat der lettischen Revolution hat einen solchen Abscheu in den weitesten Kreisen erweckt wie der Überfall des Doblener Pastorats, bei dem der blinde Greis den gröbsten Insulten ausgesetzt war und trotz der Bemühungen seiner Tochter Zeuge werden mußte, wie seine Manuskripte zerrissen und die wertvollsten Bestandteile seiner wissenschaftlichen Bibliothek auf die Straße geworfen wurden. Denn hier kam der Undank gegen einen um das lettische Volk hochverdienten Mann in einer so brutalen Weise zum Ausdruck, daß selbst die größten Verächter des lettischen Volkscharakters sich in ihren pessimistischen Urteilen noch übertroffen sahen. Bielenstein hat den größten Teil seiner freien Zeit der wissenschaftlichen Erforschung der lettischen Sprache gewidmet. Ohne ihn wären wichtige Sprachdenkmale der lettischen Volksüberlieferung nicht erhalten geblieben. Ohne ihn wäre die lettische Sprache vielleicht niemals eine eigentliche Schriftsprache geworden. Er sammelte Sagen, Märchen, Rätsel und Lieder. Er brachte die lettische Sprache nach Form und Laut in ein lexikalisches System. Er stellte ihre geschichtliche Ausbreitung und Entwicklung fest. Er bereicherte sie auch durch gelungene Übersetzungen aus dem Deutschen und zählt so namentlich zu den Hauptschöpfern des lettischen Kirchenliedes. Trotzdem aber diese rohe Undankbarkeit, die bis heute noch nicht zur Erkenntnis ihres Unrechts gekommen ist und selbst an der Gruft des Entschlafenen kein Wort der Reue fand! Man schaut in Abgründe finstern Völkerhasses, wenn man diese Zustände näher bedenkt. Um so heller strahlt aber das Bild des blinden Forschers. Er ließ sich nicht verbittern, sondern bewahrte sich bis ans Ende Glaubenskraft und Lebensfreudigkeit. Als er, schon erblindet, seiner Tochter eine Selbstbiographie diktierte, gab er ihr den Titel ‚Ein glückliches Leben‘. Auf seinen Grabstein darf man aber noch Größeres schreiben: ‚Als die Sterbenden, und siehe, wir leben!‘“

Der Geist des Werkzeugs

Der vor Jahresfrist verstorbene Ingenieur und Poet Max von Eyth hat einmal (Poesie und Technik, 1. Vortrag von „Lebendige Kräfte") auf die übertriebene Bedeutung, welche „die Sprache" in unserer Zeit genießt, das Wort geprägt, man habe über der Sprache, diesem Werkzeug des Geistes, den Geist des Werkzeugs vergessen. Vergessen oder verkannt, vielleicht noch nie recht erkannt! In der Geschichte, in der Volkswirtschaftslehre pflegt man bei großen Erfolgen einer Regierung, eines Systems auf die Ursachen zurückzugehen und findet in letzter Linie stets allgemeine Gesetze, denen die erfolgreiche Entwicklung zu danken ist. Sollte hinter dem beispiellosen Fortschritt der Technik und Industrie nicht auch ein einfaches, großes Gesetz stehen, das vielleicht einen noch nicht ausreichend gewürdigten Lebens- und Erziehungswert in sich trägt? Eine gewagte Frage, denn man hat die Technik, die Wissenschaft, „die allem Wollen eine körperliche Form gibt", noch zu wenig daraufhin angesehen. Der Ingenieur hat bisher immer zu hören bekommen, daß er mehr an der Allgemeinbildung seiner Zeit teilnehmen müsse. Jetzt aber möchte man im Gegenteil der Allgemeinheit etwas mehr von der Bildung des Ingenieurs empfehlen, vom großen Geist des Werkzeugs, der durch seine logische Schärfe, sein unerbittliches Gestaltungsbedürfnis eine wertvolle Ergänzung für die Erziehung im Denken und Handeln bietet. Und daß wir auf dem Wege dazu sind, die Technik auch nach ihrer geistigen Seite hin, ihrer geistigen Einwirkung auf die Entwicklung der Kulturmenschheit zu würdigen, beweist eine soeben erschienene hochinteressante Studie des früheren Leiters der Reichsdruckerei, des Geh. Oberregierungsrats Dr. Ulrich Wendt, „Die Technik als Kulturmacht in sozialer und in geistiger Beziehung" (Berlin, Georg Reimer. VIII und 322 S. Preis 6 Mk., geb. 7 Mk.).

Das technische Schaffen wurzelt in der Anschauung, und man kann Menschen für ihre praktischen Lebensbedürfnisse nicht besser erziehen als durch Ausbildung der Anschauung. Es ist ein wunderbarer Lehrgang, dessen praktischen Wert jeder jeden Tag selber erkennt, weil ihm im wahrsten Sinne die Augen geöffnet werden. Wir sehen mit einem Auge planmäßig, mit zwei Augen körperlich; der Anschauungsunterricht lehrt, mit geschlossenen Augen in doppelter Klarheit zu sehen. Wir besitzen hierzu zweifellos eine angeborene Fähigkeit, die sich mit natürlicher Kraft bei den Kindern zeigt. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt." Wie reich und unerschöpflich sind die Gebilde kindlicher Anschauung, und was baut sie nicht alles auf: vom ersten „Kuchenbacken" im Sand — der frühesten Gestaltungsfreude des kindlichen Geistes — bis zu den oft bewunderungswürdigen Kanal- und Festungsbauten unserer Jungen. Landgüter, Pferdeställe und Verkaufsläden werden mit und aus hundert Kleinigkeiten erbaut und mit eigener Zähigkeit immer wieder ergänzt.

Doch ist diese kindliche Anschauung immer nur ein halbes anschauliches Denken, mehr noch ein Träumen. Aber wie bald verkümmert diese schöne Naturanlage, wenn unsere Kinder zu dem Verstand der Verständigen erzogen werden!

Die Erziehung zur Anschauung, wie sie von der darstellenden Geometrie ihren Ausgang nimmt, beginnt damit, einen Körper in Form und Größe

zu bestimmen. So wird ein einfacher Gegenstand, z. B. ein zylindrischer Körper, im Aufriß gezeichnet, d. i. von vorne gesehen (als Rechteck), im Grundriß, d. i. von oben gesehen (als Kreis), und noch im Seitenriß, d. i. von der Seite gesehen (als Rechteck). Welche Fülle von Anregungen liegt in der einfachen, elementaren Methode, einen Körper von drei Seiten zu betrachten. Wir erfahren dadurch sehr bald, daß uns die meisten Dinge nur von einer Seite — einseitig — bekannt sind. Hierauf beruht auch die bekannte Erfahrung, daß uns oft sehr ähnliche Profilbilder (Seitenriß!) nahestehender Personen fremd erscheinen. Diese einfache Methode erweist sich als ungemein anregend. Alle interessierten Schüler fangen mit einem Male an, die Dinge ihrer Umgebung von drei Seiten zu betrachten und darzustellen. Lampen, Tische, Stühle usw. werden so behandelt, und es ist dankbar zu beobachten, wie dabei den jungen Leuten wirklich die Augen aufgehen, wie sich in ihnen ein Wahrheitsgefühl der Form bildet. Zugleich wird dadurch auch eine wertvolle Grundlage für das Verständnis aller künstlerischen Schöpfungen geschaffen. Eine alte Erfahrung lehrt nun, daß wir alle Gegenstände, die wir einmal derart betrachtet und dargestellt haben, im Gedächtnis behalten, ähnlich, wie sich uns das geschriebene Wort leichter einprägt. Auf diese Weise bildet sich, ausgehend vom Formverständnis, das Formgedächtnis. Es sei besonders betont, daß diese Gedächtniserweiterung auf einer vorangegangenen Erkenntnis beruht und nicht wie alles übrige Auswendiglernen die Absicht, sondern die Folge einer Tätigkeit ist. Es ist nicht die Folge einer mechanischen Tätigkeit, die uns den Geschmack an den schönsten Dingen verleiden kann, sondern wir behalten etwas im Gedächtnis, weil wir es vollkommen erkannt und erfaßt — „ganz in uns aufgenommen" haben. Naturgemäß ist ein derartig gebildetes Gedächtnis auch allen anderen Aufgaben gewachsen, und diese Methode ist entschieden zweckmäßiger als die strafbare Verwendung Schillerscher oder Uhlandscher Gedichte, die zu allem eher geschaffen wurden als zu mnemotechnischen Turnübungen! Was ein anschaulich gebildetes Gedächtnis vermag, beweist z. B. die Kunst vielbewunderter Rechenkünstler, die, abgesehen von einer Anzahl von Kunstgriffen, darauf beruht, sich die Zahlen bildlich vorzustellen, gleichsam schriftlich im Kopf zu rechnen!

Ein feiner Zug in dieser aus der Welt sinnlicher Wahrnehmungen schöpfenden Wissenschaft besteht noch darin, daß sie zu den dargestellten Gegenständen die Schatten zufügt. Eine reizvolle Erschwerung, aber welche bedeutende Annäherung an die Wahrheit. Wieviel haben wir schon gelernt, wenn wir erst die rechte Verteilung von Licht und Schatten in der Welt erkannt haben! Wo man zuvor achtlos vorüberging, bleibt man jetzt interessiert stehen und bewundert mit wachsender Ehrfurcht die schwierigen Schattenkonstruktionen der Natur.

Technisches, anschauliches Denken ist: „sich ein Bild von etwas machen". So nehmen wir die Erscheinungen der Außenwelt durch Formverständnis und Formgedächtnis in uns auf, und nach denselben Gesetzmäßigkeiten formen wir neue Gedanken zu anschaulichen, wirklichkeitsreifen Bildern. Der gefaßte Begriff wird sofort in die rechte Betrachtung gedrängt: die unerbittliche, wahrheitsvolle Betrachtung von drei Seiten!

Der Techniker hat aber mehr als Gedanken zu fassen, er muß sie verwirklichen, materialisieren. Darin liegt ein zweiter praktischer Hauptpunkt technischer Denkungsart: die unbedingte Frage nach der Verwirklichungsmöglichkeit. Das ist die Stelle wo sich die Technik von aller

Wissenschaft trennt, und zugleich die Ursache, weshalb sie dem praktischen Leben nähertritt. Es erzeugt dies noch lange keine Unwissenschaftlichkeit und verhindert in keiner Weise, einen technisch-wissenschaftlichen Gedanken bis zu seiner vollkommenen Lösung zu verfolgen. Wo aber eine Verwirklichungsmöglichkeit gegeben ist, werden sofort alle in Betracht kommenden Faktoren bewußt und absichtlich eingeführt. Das Rechnen mit allen begrenzenden und einschränkenden, durch Stoff, Herstellung und Verwertung gegebenen Faktoren übt einen außerordentlich erziehlichen Einfluß auf das Denken überhaupt aus und überträgt sich in unbewußter Anwendung auch auf sonstige Fragen des Lebens.

Daß eine derartige Betrachtungsweise bei den übrigen Wissenschaften nur wenig anzutreffen ist, hat daran schuld, daß die akademische Gelehrsamkeit, die graue Theorie bei uns etwas in Verruf gekommen ist, daß sich, besonders in Deutschland, ein Gegensatz gebildet hat zwischen wissenschaftlichem Denken und praktischem Denken.

Über die Einführung der Anschauungsprobleme in die allgemeine Erziehung gibt es heute bereits zahlreiche erprobte Lehrgänge und Lehrbücher. Die Art der Anfügung technischer Grundlagen wurde bisher kaum eingehend behandelt. Man wird vorteilhafterweise an ganz einfache Gebrauchsgegenstände anknüpfen, deren technische Betrachtung eine überraschende Fülle von Wissenswertem bietet, z. B. die Konstruktion, Darstellung und Herstellung eines Türschlosses, von dem sich sogar sehr Gebildete keine Vorstellung machen können. Neben derartigen Betrachtungen müßte natürlich der Unterricht systematisch an die Grundzüge einer Maschinenlehre anlehnen, die zugleich dem Bedürfnis nach erweiterter technischer Allgemeinbildung zu genügen hätte. Das moderne Leben bietet heute für jedermann auf Schritt und Tritt so viele Berührungspunkte mit technischen Dingen, daß einem über die Notwendigkeit ihrer Kenntnis förmlich die Augen aufgehen müssen, und man wird mit einem Male so eine Art Schamgefühl über seine Unwissenheit bekommen. —

„Zuviel Anschauungen und zuwenig Anschauung." Ein solcher Zug ist auch in unserer modernen Erzählungsliteratur zu finden. Man ist in der Darstellung von der ausreichenden Einfachheit abgekommen und gestaltet in Hülle und Fülle. Eine Fülle von Darstellungen, die sich meist nicht vollständig zu einem plastischen Ganzen zusammenschließen, weil irgend ein Bild verfehlt ist. Darstellungen, die sich fast greifbar der Wirklichkeit nähern, denen aber das störende Flimmern von Kinematographbildern anhaftet, die sich nicht ganz decken. Unter dem gleichen Mangel stehen die dramatischen Schöpfungen unserer Zeit, namentlich „das papierne Drama". An dem Rückgange anschaulicher Denkungs- und Darstellungsart soll auch die fortgeschrittene Reproduktionstechnik schuld sein, die mehr auf Schaulust als auf Anschaulichkeit spekuliert. Ich glaube, man darf derartige Erscheinungen nicht allzu ernst nehmen. Der Reiz der Neuheit bei allen „Lichtbildern" und allem „Photographiertwerden" ist unverkennbar. Er ist wie die Freude eines Kindes an einem neuen bunteren Bilderbuch, die nur so lange dauert, bis das Kind die Bilder kennt und an die neue Buntheit gewöhnt ist. Dagegen zeigt sich in unserer guten, modernen Literatur eine gesteigerte Anschaulichkeit alles dessen, „was sich nicht photographieren läßt", nämlich in der Darstellung alles Seelischen, aller Gefühlsvorgänge, worauf auch die Eigenart unserer neuen Lyrik beruht.

So bleibt die Anschaulichkeit in gleicher Weise Ursache des Erfolges, und sie löst auch das Rätsel manches Großen und mancher Größe im Leben.

Man hat schon viel von Menzels Vielseitigkeit gesprochen. Diese Vielseitigkeit resultiert nur aus seiner außergewöhnlichen Fähigkeit, anschaulich zu sehen. Er hat sich in buchstäblichem Sinne des Wortes „von allem ein Bild gemacht". Und deshalb war es ihm in gleicher Weise möglich, sich in den Geist vergangener Zeiten zu versetzen wie auch aus der nächsten Gegenwart zu schöpfen.

Die Plastik Ibsenscher Symbolik beruht nur darauf, daß er wirklich seine Bilder „von allen Seiten betrachtet" und ihnen immer wieder neue Seiten abgewinnt. Weil er ein Meister der Anschaulichkeit ist, vereinigen sich bei ihm alle Darstellungen zu einem großen, wuchtigen Gesamtbilde, wie es z. B. in greifbarer Deutlichkeit in der Symbolik der Wildente oder des Volksfeindes vor uns tritt. Etwas von diesem zähen Idealismus des Volksfeindes, der, als er bei seinen Mitlebenden seine Pläne scheitern sieht, daran denkt, die Kinder dazu zu erziehen, möchte man allen wünschen, die für Wahrheit und Aufklärung kämpfen. —

An den Großen des Handels und der Industrie, jenen eigentlichen Beherrschern unserer Zeit, finden wir in vielfach zugestandener Übereinstimmung den sogenannten guten Blick. Wohlverstanden, nicht den oft zitierten, prophetisch vorausahnenden weiten Blick, nein, den scharfen Blick, der an solchen Menschen direkt auffällt. Wo liegt dieses Geheimnis?

Es ist ein Sehen, das wir bemerken, weil es Denken und Handeln zugleich ist. Ein Sehen, das ein Übersehen ist, ein Erfassen, dem sofort das Gestaltungsbedürfnis die Handlung diktiert. Das Charakteristische des anschaulichen Sehens! Wir bemerken den Blick, weil wir die Tat bemerken, die ihm sofort folgt, denn

Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Schnell begreifen und ergreifen heißt schnell bedenken und überdenken, schnell denken überhaupt. Eines der wichtigsten und noch lange nicht häufig genug zitierten Schlagworte der Gegenwart. Wir wissen, das Leben pulsiert mit jedem Tage schneller; wenn es also nicht an Inhalt verlieren soll, müssen wir mehr denken, schneller denken. Bis jetzt bildet allein die Zwangserziehung des Lebens das Schnelldenken aus, denn die Schule hat sich diesem gesteigerten Bedürfnis noch nicht angepaßt. Sicher würde die Einführung der technischen Elemente der Erziehung zum Schnelldenken sehr förderlich sein. Deshalb brauchte noch keines der übrigen Ziele der Erziehung unterdrückt zu werden. Der Unterricht müßte nebenhergehen, er müßte eine Erholungsstunde wie die Turnstunde werden, auf welche die Jugend sich freut, eine Stunde, aus der ihr Geist erfrischt, gestärkt und gekräftigt hervorgeht und ihm eine Vorahnung davon kommt, wie man diese Kräfte im Kampf mit der Wirklichkeit gebraucht. Ein Ibsensches Wort sagt:

Der Gedanken
Zuchtlos Wanken
Führt zu nichts!

Der Geist des Werkzeugs sollte Zucht und Führung übernehmen!

Dipl.-Ing. N. Stern



Die unfehlbare Wissenschaft

So sehr es zu begrüßen ist, daß bei der Aburteilung von Verbrechen in allen zweifelhaften Fällen psychiatrische Sachverständige zugezogen werden, um die mangelnde oder verminderte Zurechnungsfähigkeit oder Willensfreiheit des Täters bei Begehung der Tat festzustellen, in so bedenklichem Maße wächst die Neigung, in jedem Verbrecher von vornherein einen Geisteskranken zu sehen und ihm die Verantwortlichkeit für seine Tat abzunehmen. Es ist deshalb einer der feinsten Witze des Lebens, das deren ja mehr im Köcher hat als der fruchtbarste Humorist, wenn es Lombroso, dem Vater dieser Lehre (von der aufgehobenen sittlichen Verantwortlichkeit des Verbrechers), einmal durch sich selbst die Fehlbarkeit aller unfehlbaren Theorien mit so handgreiflicher wie beschämender Deutlichkeit zu Gemüte führt. Der italienische Gelehrte fühlte den Drang, zu der Affäre des Kindermörders Soleilland, der vor kurzem in Paris zum Tode verurteilt wurde, das Wort zu ergreifen. Unter der sensationellen Überschrift „Der faunische Mörder und die Anthropometrie" brachte ein bekanntes Pariser Blatt zwei Photographien der rechten und linken Hand des Mörders und berichtete, daß Alphonse Bertillon die Hände des „Monstrums" gemessen und aufgenommen habe. Die Aufnahmen kamen Lombroso in die Hände, und er begann sie zu studieren. Das Ergebnis seiner Forschungen legte er in einem Brief an den „Temps" nieder. Auf Grund genauester Untersuchungen hat Lombroso herausgefunden, daß die Rechte so starke Entartungserscheinungen aufweist, daß eine krankhafte Veranlagung Soleillands unzweifelhaft sei. Lombroso fand Linien, wie sie auch bei Menschenaffen zu finden sind; sie sind ein charakteristisches Merkmal für Epilepsie, Idiotie und Verbrechertum. Im Gegensatz zu den französischen Gelehrten, die einstimmig die Zurechnungsfähigkeit Soleillands bestätigt haben, vertrat Lombroso in seinem ausführlichen Gutachten mit Nachdruck die Unzurechnungsfähigkeit des Mörders.

Der italienische Gelehrte konnte freilich nicht ahnen, daß er dabei das Opfer der Sensationspresse geworden war. Denn diese Hände, aus denen er die krankhafte verbrecherische Veranlagung Soleillands so unzweideutig und unanfechtbar festgestellt hat, waren gar nicht die Hände des Mörders; sie stammen von zwei höchst ehrenwerten, braven Arbeitern, deren Hände Bertillon vor zehn Jahren zu Studienzwecken photographiert hatte. Erst jetzt hat sich der Zusammenhang aufgeklärt. Bertillon berichtet, daß eines Tages der Reporter eines großen Pariser Blattes ihn aufsuchte und um zwei Aufnahmen von Verbrecherhänden bat, um einen Roman zu illustrieren. Bertillon darf der Presse keine kriminelle Aufnahme aushändigen; da aber der Reporter darauf bestand, so gab der Gelehrte ihm schließlich zwei Photographien, die er vor zehn Jahren aufgenommen. Sie stammen dazu noch von zwei verschiedenen Leuten, die nie in ihrem Leben mit der Justiz in Konflikt gekommen sind. Zu seinem begreiflichen Erstaunen fand er am nächsten Morgen seine Photographien in jenem Sensationsblatt als die „Hände Soleillands" abgebildet. Seine Berichtigung blieb von der Redaktion unbeachtet! Es war ein böses Schicksal, das jene Zeitung Herrn Lombroso in die Hände spielte. Denn auf Grund dieser falschen Hände verfaßte der italienische Gelehrte jenes „wissenschaftliche" Plaidoyer für die Unzurechnungsfähigkeit Soleillands, mit dem er nun, statt den Mörder zu entlasten, sich selbst dem Gelächter der Pariser preisgegeben hat....

Und nicht nur der Pariser!





Karl Christian Friedrich Krause





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Religiöser Drill?

Zu dieser Frage hat sich unser Türmer im Tagebuch des Juniheftes ein Zitat aus der „Welt am Montag" zu eigen gemacht, das nicht unwidersprochen bleiben darf.

Die wichtige Frage nach Verminderung des religiösen Memorierstoffes lasse ich offen. Aber dagegen möchte ich Front machen, daß die in unsrer Zeit weitverbreitete verständnislose Nörgelei über die sog. „Memorierseuche" auch in unsrem Türmer Platz greift. Überall ist Kritik erwünscht. Aber wenn sie Wert und Segen haben soll, dann muß sie getragen sein von Liebe zur Sache und von einer gewissen Beherrschung des kritisierten Gegenstandes. Wie wenig das in dem bezeichneten Zitat der Fall ist, zeigt die Wahl des Liederverses, an dem der Zwang „geistlosen Einpaukens" erwiesen werden soll. Zunächst ist das schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten . . ." doch nicht so sehr „mittelalterlich, mystisch und schwülstig". Es ist zwei Jahre nach dem Westfälischen Frieden gedichtet und hat hohen poetischen Wert. Der jüngst verstorbene Otto von Leixner war der Meinung, daß sich Georg Neumark durch dieses Lied die Berechtigung erworben habe, in der Literaturgeschichte genannt zu werden. Entgegen dem im Türmer-Tagebuch gegebenen Wortlaut heißt der für die Schule beanstandete Vers:

„Denk nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Und daß ihm der im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist.
Die Folgezeit verändert viel
Und setzet jeglichem sein Ziel!

Nun wird jeder zugeben, daß Kinder, die diesen Vers zum erstenmal lesen, kein Verständnis desselben haben können. Allein wenn man sie hinweist aufs Schoßkindchen, wenn man ihnen von der Mutter erzählt, die etwa das Nesthäkchen stets auf dem Schoße hat und doch alle andern Kinder mit gleicher Liebe umfängt, wenn man diese Gedanken dann anwenden läßt auf den Liedervers, da geht es wie ein Leuchten über die Züge und man merkt vielfach die echt kindliche Freude darüber, daß hier große, erwachsene Leute mit solch einem Schoßkindchen verglichen werden. Ich habe als Bayer an Gymnasium und

Realschule, an städtischen und ländlichen Volksschulen diesen Vers „eingepaukt", ich hatte also ein der geistigen Beanlagung nach sehr verschiedenes Schülermaterial, aber ich wüßte nicht ein einziges Kind, das ich oder mit dem ich mich hätte zu „quälen" brauchen, um ihm das Verständnis dieses Verses zu vermitteln. Eben weil der Grundgedanke dieses Verses dem Kinde in lebendigen, aus seinem Erfahrungskreis entnommenen Gestalten vor Augen gestellt werden kann, macht es keine besonderen Schwierigkeiten, ihn ihm innerlich nahe zu bringen. Diese Erfahrung wird jeder Lehrer und jeder Geistliche bestätigen, damit aber auch das andere, daß es ein von Sachkenntnis ungetrübtes Urteil ist, wenn es in jenem Zitat heißt: „Kein Lehrer ist imstande (und erst recht kein Geistlicher), Kindern z. B. den überall gelernten Vers zum Verständnis zu bringen." Ich wollte, der das geschrieben hat, könnte einmal sehen, mit welch gespannter Aufmerksamkeit, mit welch lebendiger inniger Teilnahme die Kinder an den Lippen des Lehrers hängen, wenn er ihnen erzählt von der Not des Dichters Neumark, wie er sogar genötigt war, seine geliebte Kniegeige zu versetzen, deren Töne ihn immer noch aufgerichtet hatten, wie es ihm war, als ob damit sein liebster Freund von ihm genommen sei, und wie er gerade aus solcher Verlassenheit heraus dies schöne Lied des Gottvertrauens gesungen hat! Ich glaube nicht, daß er dann noch so ruhig schreiben würde, die Religion werde durch diese Lieder in den Kindern zu Tode kuriert. O nein! Auch die Herzklänge eines Liedes vermögen in der Kinderseele ein nachfühlendes und nachdenkendes Eigenleben hervorzurufen. Gerade wir — die Türmergemeinde — wollen es uns nicht verhehlen, daß gerade auch durch den religiösen Memorierstoff bedeutsame G e m ü t s w e r t e geschaffen werden. Wer jemals in der Schule Geschichte getrieben, d. h. wer den Kindern geschichtliche Gestalten und Ereignisse nicht nur eingepaukt, sondern sie dieselben hat miterleben lassen, der weiß, wie häufig das Kind in Liedern oder Sprüchen einen Ausdruck findet für das, was es gerade innerlich miterlebt. So hilft die poetische Gestaltungskraft gar oft mit, ein Erlebnis tiefer und kräftiger zu gestalten. Gemütswerte werden geschaffen, die gar oft erst im späteren Leben ihre Früchte tragen. Fragt unsere Veteranen vom 70er Krieg, lest es im Buch des Divisionspfarrers Schmidt über den südwestafrikanischen Feldzug (Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika, Erlebnisse und Erfahrungen von Max Schmidt, Divisionspfarrer, bisher in der Schutztruppe für Südwestafrika. Preis 2 Mk. brosch., 3 Mk. geb. Verlag Edwin Runge, Gr.-Lichterfelde-Berlin), laßt es euch von den Gefängnisgeistlichen sagen, horcht hinein in die Krankenhäuser und an die Sterbebetten! Was ist's denn, das „Geist und Gemüt" in solchen Lagen immer wieder erfrischt und erquickt, erhebt und stärkt? Ein Lied, ein Psalm, ein Spruch, die aus der Jugendzeit herüberklingen und — längst vergessen geglaubt — nun erst ihre Kraft und ihren Segen an den Menschenherzen beweisen. Da zeigt sich's dann: die in der Jugend gelernten Lieder haben nicht etwa die Religion im Herzen ertötet, sondern sie sind z u m m i n d e s t e n die unter der Asche einer späteren religiösen Gleichgültigkeit unbewußt fortglimmenden Funken, an denen sich je nach Lebensführung und Lebenslage des einzelnen die wahre Religiosität zu neuer Flamme entzünden kann. Kurz: Wir Geistlichen haben nicht nur das Recht, sondern wir haben die Pflicht, uns dagegen zu verwahren, daß unser Religionsunterricht nichts anderes sein soll, als ein „geistloses Einpauken" von „Bibelsprüchen und salbungsvollen Liederversen". Wir haben seichter Nörgelei gegenüber die Pflicht, festzustellen,

daß der religiöse Memorierstoff einen hohen erzieblichen Wert hat, und daß wir im Verein mit den Lehrern in nicht immer leichter, aber stets dankbarer Arbeit nach Kräften bemüht sind, diesen Wert für die Kindesseelen auszubeuten.

F. K.

Junge Mädchen einst und heute

(Vgl. Heft 11, Seite 649)

Im letzten Türmerheft steht ein Aufsatz von Magdalene Altheim: „Junge Mädchen einst und heute." Sie singt das Lied der guten, alten Zeit im Chor der Großmütter und zeigt wenig Verständnis für die gute, neue Zeit, über deren Auswüchse und Ungeschliffenheiten sie nicht hinwegkommt, die man aber wohl bei allem Neuen und Starken in Kauf nehmen muß.

Die Zeiten ziehn dem Menschen vorüber wie Bilder. Wir stehn davor und schauen. Die letzten zwei Bilder: die alte und die neue Zeit im Sinne der letzten Jahrzehnte haben vielen die Zunge gelöst zum Dafür und Dagegen. Mir scheint, daß Frau Altheim zu ihrer Beurteilung nicht die richtige Entfernung genommen hat, oder daß sie durch ein Glas sieht, das von dem frischen Luftzug, den der Wechsel der Zeiten mit sich bringt, beschlagen ist, so daß sie das neue Bild nur im grauen Nebel vor sich sieht.

Sie nimmt die Schattenseiten der neuen Zeit und stellt sie den Lichtseiten der alten gegenüber. Da ist es leicht, ihr zuzustimmen. Aber wir sehn das Bild mit andern Augen an. Und gerade, da sie von jungen Mädchen spricht, will es unglaublich scheinen, wie sie den enormen Fortschritt auf diesem Gebiet leugnet und sich an lächerliche Äußerlichkeiten hängt, um das Überwundene wieder hervorzuzerren.

Ob vieles in Fort- und Rückschritt im Ring herumgeht, ist wohl eine Frage, die man auf ein größeres Zeitgebiet verlegen sollte und nicht damit die offensichtlichen, guten Ergebnisse unserer Bemühungen seit Großmutters Zeit in Anfechtung stellen. Man kann nur eben mildernd denken, daß ein Zauberhauch (erstaunlich mächtig) einige Köpfe umwogt, daß sie nicht den Unterschied sehn zwischen den unbeschäftigten Häkeldamen, die auf „ihn" wartend in Toiletten und Kochbuch angeblich sich nützlich machen, und denen, die sich jetzt wie Menschen, und nicht wie Puppen, in einen Beruf vertiefen, der sie diesem unwürdigen Dasein überhebt.

Frau Altheim sagt: „Der vielgeschmähte Heiratsmarkt besteht hier wie dort."

Wie weit es in der Natur der Frauen liegt, vom Manne abhängig zu sein, will ich dahingestellt sein lassen, da es sehr individuell ist. Behaupten will ich aber, daß dies Warten auf irgendwen durch unsern Fortschritt sehr in die Ecke gedrückt ist, während eine große Liebe dadurch nicht etwa gehemmt oder beeinträchtigt wird.

Und ich möchte fragen, ob der von ihr gerühmte „harmonische" Verkehr zwischen jungen Leuten damals, als die jungen Mädchen kein Wissen und keine Interessen hatten, harmonischer gewesen sein sollte als jetzt, wo es doch besser möglich ist, daß sie sich als Mensch und Mensch gegenüberstehn.

Was Frau Altheim von der „idealsten Liebe“ spricht, solcher, die nicht auf dem Boden gemeinsamer Interessen gewachsen ist, sondern aus dem „geheimen Zug verwandter Herzen“, mutet mich an wie ein Satz aus einem alten sentimentalen Buch aus der Rumpelkammer. Vermag man diesen geheimen Zug nicht besser zu erkennen, wenn auch das junge Mädchen ihren Geist nicht verschlossen und eingemottet mit sich herumträgt, sondern ihn durch Beruf oder regeres Leben bildet?

Wohl liegen auf diesem Felde große Schwierigkeiten, vielleicht auch unlösbare, wie die, den Beruf der Frau dem natürlichen der Mutterschaft zu verbinden. Wozu kämen wir aber, wenn wir wie Frau Altheim die Flucht ergriffen — zurück zur alten Bequemlichkeit und Verfaultheit! Etwas erreichen können wir nur durch Fortschritt und Kampf mit dem, was im Wege steht.

Wie entsetzlich einseitig und parteiisch steht uns die Behauptung an, die wir in besagtem Aufsatz lesen: Die altmodischen Freundschaften wären ernster und tiefer gewesen, die bei ländlichen Ausflügen, frohen Spielen im Grünen, bei Kaffeekochen an schönen Aussichtspunkten, bei Wanderungen im Wald und auf der Heide geschlossen seien, als die jetzigen (ohne die Eltern!), die in Hörsälen, auf heißen Tennisplätzen sich entwickeln und auseinandergehn!

Auf der Seite vorher sagt Frau Altheim, die Zeiten änderten sich nicht so, wie wir gemeinhin annehmen — hier ändern sich seit ein paar Jahrzehnten die Charaktere dermaßen, daß strenggeschieden auf seiten der alten Zeit die treuen, auf seiten der neuen die treulosen Freundschaften stehn. Die geistfördernden Hörsäle, die gesundheitfördernden Tennisspiele (gesunder als das wenige Herumspringen in Korsett und Stöckelschuhen auf Landpartien) findet Frau Altheim verdammungswürdig.

Zu der Annahme großer Flüchtigkeit, Treulosigkeit und Unrast unserer Zeit findet sie natürlich ihren Anstoß durch das heutige Leben, und tadeln kann man billig an allen Ecken. Aber wie ist es möglich, den großen Zug dabei zu übersehn, der gerade unsere weibliche Jugend ein so glänzendes Stück über die der alten Zeit emporhebt, das Streben und Wirken, das damals in wirklich ernster Weise überhaupt fehlte.

Dagegen beruft sich Frau Altheim unter anderem auf den starken Zug, den der Krieg in das Fühlen der damaligen Jugend getragen hat. Der ist gewiß ein Helfer gegen alle Oberflächlichkeit und Kleinlichkeit, so gewaltig, daß er die leichtesten Herzen zwingt.

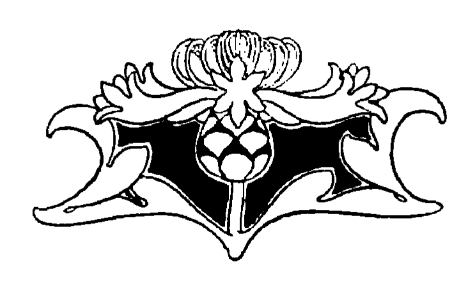
Aber ein Krieg ist ein politisches, von außen kommendes Ereignis, das man nicht irgendwem als Tugend anrechnen kann, das eher gegen Frau Altheims Aussagen, als mechanisches Hilfsmittel betrachtet, ihre Einschätzungen auf ein tieferes Niveau herabdrücken könnte. Denn wieviel, das sie gegen die heutige Zeit anführt, würde im Kriegsfalle schmelzen wie Schnee in Frühjahrssonne!

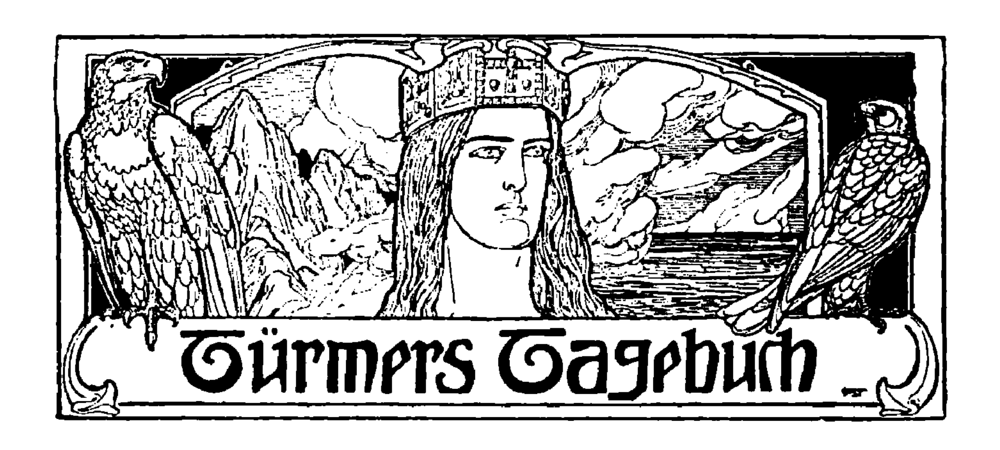
Abgesehen davon, ist noch anzuzweifeln, ob eine Freundschaft, in großen Zeiten geschlossen, bei großen Ereignissen, die die Menschen mechanisch einander näher bringt, höher steht als solche, die ohne Stürme kommt, in Windstille, wo man Ruhe hat, dem Freund bis in die geheimsten Seelengänge nachzufolgen, wo man das Zusammenklingen der innerlichsten Saiten feiner fühlt. Es kommt nicht auf die Vielheit der Freundschaften an — haben aber zwei in stiller Zeit eine solche Harmonie gefunden, so hält sie wohl eine Kriegsfreundschaft aus.

Auch was die Literatur betrifft, so möge Frau Altheim doch nicht über den übertrieben realistischen und groben Büchern die wahrhaft tüchtigen und feinen unserer jetzigen Frauen vergessen. Erstere haben übrigens auch in der alten Zeit ihr nicht minder verderbliches Gegenstück in der Flut der unnatürlichen, sentimentalen Romane, die die Jugend die Welt in so rosigen Farben sehn ließen, daß ihnen der Alltag schließlich ewig grau erscheinen mußte und sie auf das unfehlbarste für die ausschließlichste Weibchenrolle dressierte. —

Kurz — auch die Großmütter sollten anstatt des vielen Herausstreichens der alten Zeit, was nur ein Phlegma und Zurücksinken in alte Bahnen zur Folge hat, mit der Jugend stolz und glücklich auf das blicken, was die neue Zeit geleistet hat — und das ist nicht wenig — denn das weckt Leben und gibt Kraft, die heutigen Schäden zu überwinden.

Elsa Bindeck





Offiziöse Bescheidenheit — Eine Mehrung des Reichs — Sankt Peters und die Seinen — Die geheimnisvolle Kiste oder das Verbrechen im Auswärtigen Amt — Katholisch-deutsche Nöte und was wir dazu tun können

„... Die Begegnung in Swinemünde ist eine neue Bekräftigung der auf alter Tradition beruhenden freundschaftlichen Beziehungen der beiden Monarchen und ein Beweis für das gute Einvernehmen der leitenden Staatsmänner beider Reiche. Es hat eine vertrauensvolle Aussprache über alle aktuellen Fragen stattgefunden, in welcher eine erfreuliche Übereinstimmung festgestellt werden konnte, und auf beiden Seiten der Wunsch zutage trat, den Frieden und die Ruhe auf der Welt aufrechtzuerhalten. An den bestehenden Bündnisverhältnissen wird durch die Begegnung weder für Deutschland, noch für Rußland etwas geändert ... So ist zu hoffen, daß die Begegnung in Swinemünde dazu beitragen wird, überall das Vertrauen in die Aufrechterhaltung des Friedens zu stärken."

Oder:

„Die Entrevue zwischen dem russischen und dem deutschen Kaiser ... trug einen äußerst herzlichen und verwandtschaftlichen Charakter. Die Besprechungen zwischen dem Reichskanzler Fürsten von Bülow und dem russischen Minister des Äußern, die seit langem in den besten persönlichen Beziehungen zueinander stehen, berührten die verschiedenartigen gegenwärtigen politischen Fragen, verfolgten aber keinen speziellen Zweck. Auf beiden Seiten wurde konstatiert, daß weder in Europa noch im fernen Osten der Friede irgendwo bedroht ist ... Die Begegnung zwischen den beiden Monarchen sowie der Meinungsaustausch zwischen ihren Ministern können keineswegs die Alliancebeziehungen sowohl Deutschlands als auch Rußlands zu anderen Mächten ändern, während sie noch mehr zur Befestigung der traditionellen gutnachbarlichen Freundschaft zwischen Rußland und Deutschland beitragen. Die Vorgänge in Swinemünde vermögen nur in der günstigsten Weise den friedlichen Gang der Ereignisse in Europa und Asien zu beeinflussen."

Diese offiziösen Enthüllungen sind zum größten Teil gesperrt, die Schlußsätze fett gedruckt. Konnte der aufhorchenden Welt auch Erstaunlicheres offenbart werden, als daß die „Entrevue“ nicht etwa einen Weltkrieg heraufbeschwören, sondern — man denke! — „dazu beitragen“ werde, „das Vertrauen in die Aufrechterhaltung des Friedens zu stärken“? Würdig stellen sich diese Offenbarungen offiziösen Tiefsinns den rühmlichst bekannten Versicherungen von der „Erhaltung des Dreibunds“ an die Seite. Nun kann der deutsche Untertan wieder mal ruhig schlafen: Schwer genug war's ja, aber — es ist erreicht. Auch daß die Besprechungen zwischen den beiden leitenden Staatsmännern „keinen speziellen Zweck“ verfolgten, wird durch gesperrten Satz mit Recht hervorgehoben. Solche Bescheidenheit verdient alle Anerkennung. Denn bescheidener, als einzugestehen, daß die ganze Sache eigentlich keinen rechten Zweck habe, kann man nicht gut sein. Und wenn man dieses Eingeständnis noch im Druck durch gesperrte Typen auszeichnet, so beweist solches, daß man sich der ganzen Tragweite und Verantwortlichkeit seiner weltpolitischen Zurückhaltung voll bewußt ist. Respektlose Berliner freilich pflegen derartige tiefsinnige Orakelsprüche, mit denen sie in ihrer materialistischen Beschränktheit nichts Rechtes anzufangen wissen, höchst frivol als „Quatsch“ zu erledigen. Aber damit bestätigen sie ja nur ihre sattsam bekannte völlige politische Einsichtslosigkeit.

* * *

Wir wollen gern mit allen in Frieden leben, so lang's mit Ehren geht. Auch mit Rußland. Aber gar zu dicke Freundschaft mit diesem doch in mehr als einer Hinsicht recht unsicheren Kantonisten wäre vielleicht zuviel des Guten. Deshalb können wir auch die starke Betonung der „unveränderlichen Freundschaft unserer Häuser und unserer Völker“ durch Kaiser Wilhelm II. in seinem Trinkspruch auf den russischen Zaren nicht ganz ohne gemischte Gefühle begrüßen. „Unveränderliches“ ändert sich gar oft von heute zu morgen und ist bleibend eigentlich nur in schwungvollen Ansprachen und Festreden. Doch das gehört nun einmal zum Handwerk und wird von niemand mißverstanden, am wenigsten von den Beteiligten. Aber die allzu intime Verbrüderung der preußischen mit der russischen Dynastie hat allemal recht bedenklich auf die inneren Zustände in Preußen-Deutschland abgefärbt, ohne daß ein gleiches im positiven Sinne von Rußland zu behaupten wäre, und ohne daß dieses die souveräne Gleichberechtigung und Ebenbürtigkeit des anderen Teiles auch ehrlich anerkannt hätte. Es hatte für Preußen zuweilen sogar einen ganz bedenklichen Beigeschmack von Vasallentum und Lehnsherrschaft. So unter Friedrich Wilhelm III. und IV. Bismarck verstand es freilich, die russische Freundschaft als Trumpf in der Hand zu behalten und zu gelegener Zeit mit Vorteil auszuspielen. Aber das war eben — Bismarck, und die Bismärcke wachsen nicht wild auf der Wiese. Er war auch keineswegs für eine Freundschaft mit Rußland um jeden Preis. Er „konnte auch anders“, sperrte, als er eine kleine Lektion für nötig hielt, den russischen Banknoten die Reichsbank,

führte Rußland im Reichstage mit freundschaftlicher Offenheit zu Gemüte, daß „wir Deutsche nur Gott, sonst nichts auf der Welt" fürchteten — ja wirklich: nicht einmal Rußland! — und riet dem damals noch recht jugendlichen Kaiser dringend, wenn auch leider vergeblich, von jenem Besuche am Zarenhofe ab, dem er gewiß nicht die angenehmsten Erinnerungen seines Lebens verdankt, und der mehr zu einer Entfremdung als zu einer Annäherung der beiden Herrscher beitrug. Nur die jedem „guten Preußen" in den Knochen sitzende demütige Überschätzung des östlichen Nachbars konnte seinerzeit unsere Staatsmänner und Botschafter derart verblenden, daß sie von dem Ausbruche des russisch-japanischen Krieges ahnungslos überrumpelt wurden. Daß der kleine gelbe „Japs" gegen den grausam gewaltigen Riesen mir nichts dir nichts losschlagen würde, das wäre ja allen russenfürchtigen preußischen Staatsweisen als geradezu gotteslästerlicher Gedanke erschienen. Aber schon vorher hat uns die Überschätzung Rußlands und russischer Freundschaft eine Suppe eingebrockt, an der wir böse zu löffeln haben und noch haben werden. Ohne dies treuherzige Verhältnis und Vertrauen zu Rußland hätten wir ganz gewiß nicht das „teure" Kiautschou „gepachtet", das uns jetzt je länger, desto schwerer im Magen liegt. Ja, wir wissen noch nicht einmal, wie wir's mit Anstand wieder loswerden könnten. „Daß die Erwerbung ein Fehler war", schreibt Graf Ernst von Reventlow in der „Zukunft", „wird wohl heute von den meisten zugegeben. Seit dem Ausgang des russisch-japanischen Krieges gilt Kiautschou als ein militärisch verlorener Posten. Darüber brauche ich nichts zu sagen. Nur eins möchte ich aus der Geschichte der Erwerbung hervorheben, weil es für die Frage, die uns hier beschäftigt, wichtig ist: Kiautschou ist von der Marine ausgesucht und zunächst für den Gebrauch der Marine bestimmt worden. Es sollte ein Flottenstützpunkt im fernen Osten werden; von Kiautschou aus sollte ein Teil der deutschen Zukunftsflotte unseren politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen dort Schutz und militärischen Rückhalt geben. Darin, in dieser Chimäre, erblickte man die feste Gewähr für Kiautschous große wirtschaftliche Zukunft. In dieser Zeit glaubte man im Volk und leider auch in der Regierung, daß China völliger Desorganisation entgegengehe und es für die Seehandel treibenden Staaten die Pflicht des nationalen Egoismus sei, so schnell wie möglich sich ein Stück des Mandschureiches zu sichern. ‚Den Kuchen teilen', nannte es Herr von Bülow als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Eine gewisse Freiheit des wirtschaftlichen internationalen Wettbewerbes herrschte auch eine Weile; bald aber mußten sich Gruppen bilden, mußten sie von der europäischen Politik beeinflußt werden und wiederum diese beeinflussen. Wir wissen, daß es Deutschland nicht gelang, seine bis um die Mitte der neunziger Jahre noch günstige Lage zu erhalten und auszunutzen. Als dann Kiautschou besetzt wurde, waren alle damals auf dem Festland interessierten europäischen Mächte unangenehm überrascht. Auf allen Seiten unangenehm zu überraschen, war ein politischer Fehler; ein unbegreif-

licher: denn die Stellung im Osten war von einem isolierten Deutschland ja nicht zu halten. Die unmittelbaren und mittelbaren Folgen der Besetzung sind bekannt. Wir sind zwar im fernen Osten besser davongekommen, als man vermuten mußte; aber ohne Kiautschou wären wir weiter. Eine geschicktere Politik hätte auf die Erwerbung chinesischen Gebietes verzichtet und sich an der Gruppenbildung zu beteiligen versucht. Dann wäre auch der russisch-japanische Krieg vermeidbar gewesen, der uns, trotz der (sehr überschätzten) Entlastung unserer Ostgrenze, nur Schaden gebracht hat. In welche Weltecke wir uns auch stellen, um auf die neue Geschichte der deutschen Politik zurückzublicken: stets erfüllt uns die selbe Bitterkeit; überall dasselbe Bild unüberlegter Entschlüsse, wankelmütiger Schwäche, ungeschickten Tappens, verpaßter Gelegenheiten. Zu ändern ist nichts mehr; aber viel daraus zu lernen ...

Selbst ein Optimist konnte nie für möglich halten, daß Deutschland je imstande sein werde, dauernd eine Flotte von genügender Stärke im fernen Osten zu unterhalten; ausgeschlossen war auch der Gedanke an die Möglichkeit, im Fall der Bedrohung des Pachtgebietes gegen den Willen Englands und Japans Schiffe hinauszuschicken. Von Anfang an war, rein militärisch betrachtet, Kiautschou für uns von Englands Gnaden ... Nach dem Fall von Port Arthur, als das dauernde Übergewicht der Japaner nicht mehr zweifelhaft war, mochte sich den Verantwortlichen die volle Wucht der Frage aufs Herz legen: Können wir etwas tun, um für die Zukunft zu verhindern, daß unser Pachtgebiet nicht nur jeden Wertes beraubt, sondern sogar eine dauernde Sorge wird? Die Antwort war: Nein; und hiermit wenigstens hatte man das Richtige getroffen. Kiautschou kann nicht so stark befestigt werden; selbst wenn es die Kosten lohnte und die Chinesen es hinnähmen. Weder die Japaner noch die Engländer könnten sich eine solche Zwingburg gefallen lassen. Versuchte man, sie zu bauen, so brauchten diese Gegner des Planes nur ihr Veto einzulegen oder, wenn das nicht hülfe, ein paar Schiffe in oder vor dem Hafen von Tsingtau zu schicken. Wie die Japaner darüber denken, sollen sie schon öfter deutlich genug gezeigt haben; zuletzt, als man eine nach der Seeseite gerichtete Batterie bauen wollte. Jedenfalls wissen wir genau, woran wir sind. Weder England noch Japan können dulden, daß Kiautschou zu Land oder zu Wasser eine Macht, also zu ernsthafter Verteidigung fähig wird.

Schließlich hätte Japan noch zu bedenken, daß Kiautschou in einem Krieg gegen eine andere Macht, etwa die Vereinigten Staaten, eine Rolle spielen könnte. Während des russisch-japanischen Krieges sah es aus, als solle das deutsche Pachtgebiet, besonders der Hafen von Tsingtau eine für uns recht unvorteilhafte Bedeutung gewinnen. Es handelte sich um seine Eigenschaft als neutraler Hafen, als Asyl für Schiffe der kriegführenden Parteien. Nach der Schlacht von Port Arthur (am 10. August 1904) flüchteten einige russische Schiffe in den Hafen von Tsingtau; ein Schlachtschiff blieb liegen und rüstete ab, ein Kreuzer nahm Kohlen und ging inner-

halb der üblichen vierundzwanzig Stunden wieder in See. Die japanische Presse erhob ein großes Geschrei, und die englische stimmte ein; man fand, für einen Hafen, der so dicht bei, ja, eigentlich auf dem Kriegsschauplatz selbst liege, könne das Asylrecht nicht gelten: es diene dann offenbar einer Partei. Daß diese Vorwürfe ernst gemeint waren und mancherlei Gedanken noch dahinter saßen, zeigte sich in dem japanischen Neutralitätsbruch von Tschifu. Dahin hatte sich ein russischer Torpedobootzerstörer geflüchtet; japanische, die ihn verfolgten, drangen plötzlich in den Hafen ein, die Mannschaft wurde nach kurzem Kampf besiegt und das Boot aus dem Hafen geschleppt. Die Chinesen mußten es zulassen, weil sie nicht die Macht hatten, die Verletzung ihrer (durchaus nicht mißbrauchten) Neutralität zu hindern. In einem künftigen Krieg würde Japan, bei seiner jetzigen Machtstellung, sicher auch Deutschland gegenüber ganz anders auftreten als 1904, wo Ende und Ausgang des Kampfes noch nicht abzusehen waren. Doch könnte es wünschen, solche Komplikationen nicht eintreten zu lassen, sondern die Sache möglichst vorher schon zur Entscheidung zu bringen.

Noch während des Krieges sagte die japanische Regierung in der Presse und im Parlament, man werde den Besitzstand anderer Mächte in Ostasien achten; darunter verstand man auch Kiautschou. Eine Änderung dieses Standpunktes schien der japanische Botschafter in Paris, Herr Kurino, anzudeuten. Den fragte, nach dem Abschluß des franko-japanischen Vertrags, ein französischer Journalist, ob ein ähnlicher Vertrag zwischen Deutschland und Japan denkbar wäre. Herr Kurino antwortete, Kiautschou sei ja nicht deutscher Besitz, sondern nur auf Zeit den Chinesen abgepachtet; irgendwelche Garantien könnten deshalb Deutschland und Japan einander nicht bieten. Kurino sagt uns damit nichts Neues. Charakteristisch ist aber, daß ein Franzose diese Antwort provozierte, als das französisch-japanische Abkommen eben bekannt geworden war. . . . Die Auffassung des Botschafters Kurino, die ja sicher die der japanischen Regierung ist, beweist, wie sich die Lage in Ostasien verändert hat; vor ein paar Jahren hätte man noch nicht so rückhaltlos über Kiautschou geredet. . . . Offenbar ist Kiautschou Gegenstand lebhaften Interesses; schwerlich eines akademischen. Daneben wird die gemeinsame Jagd auf Deutschland zum Gegenstand von Karikaturen gemacht; der Gedanke, die Einkreisung damit zu enden, daß man den Gejagten stellt, ist in Japan volkstümlich. Ein japanischer Abgeordneter hat neulich gesagt, der deutsche Imperialismus (Du lieber Himmel!) sei der Feind Asiens und gegen ihn müsse deshalb außer England auch Frankreich auftreten; die Drei müßten die deutsche Ausbreitung in China hindern. Solche Worte, deren viele anzuführen wären, soll man sich merken; besonders sollten's die weisen Männer, die fröhlich in die Welt hinausposaunen, das japanisch-französische Einvernehmen sei für Deutschland gar nicht unangenehm, wahrscheinlich sogar ein erfreuliches Ereignis. . . . Bedauerlich ist die Sache auch für die Schwärmer von deutsch-französischer Verständigung; die in Deutschland lebenden bewiesen mit flammenden

Worten, in Ostasien müßten die beiden Staaten Schulter an Schulter gegen die Mongolen stehen. Daraus ist nun nichts geworden; nicht nur den Mongolen, sondern auch Frankreich und England sehen wir uns im fernen Osten gegenüber. Wirtschaftlich kann unsere Isolation in Ostasien wichtig werden. Noch sind ja die Dinge im Fluß; schon wird aber von der russischen Absicht gesprochen, die Festung Wladiwostok zu schleifen, und diese unbestätigte Nachricht ist als Symptom beachtenswert. Rußlands Anschluß an die Gruppe England-Japan-Frankreich ist wahrscheinlich geworden.

Kiautschou hat für den ostasiatischen Handel Deutschlands nur geringe Bedeutung. Wirtschaftlich ist es eine Zukunftshoffnung, politisch eine Sorge, militärisch ein verlorener Posten. Manche Leute meinen, dem deutschen Handel könne es nur nützen, wenn wir das Gebiet an China zurückgäben. Den Chinesen ist gerade die Provinz Schantung heilig, und von der alten Kaiserin erzählt man, sie sehe eine Hauptaufgabe ihres Lebensrestes darin, Kiautschou wieder chinesisch zu machen. Vor dem russisch-japanischen Krieg soll die chinesische Regierung mit der deutschen über die Rückgabe Kiautschous zu unterhandeln begonnen haben. Die Möglichkeit ist bekanntlich im Pachtvertrage vorgesehen; dort heißt es, wenn Deutschland einmal den Wunsch äußern sollte, die Kiautschoubucht vor Ablauf der Pachtzeit zurückzugeben, so verpflichte sich China, die von Deutschland für Kiautschou gemachten Aufwendungen zu ersetzen und ihm einen besser geeigneten Platz an der Küste zu gewähren. Damals wollte Deutschland für den Fall vorsorgen, daß die Wahl des Pachtgebietes sich als unvorteilhaft herausstelle, und sich für diesen Fall einen besseren Platz sichern. Aus anderen Gründen sich die Möglichkeit der Rückgabe offen zu halten: daran hat man wohl nicht gedacht; auch nicht gezweifelt, daß die Chinesen Kiautschou stets zurücknehmen würden. Es liegt eine recht bittere Ironie darin, daß jetzt die politischen Verhältnisse diese Klausel in ganz anderem Sinn aktuell werden lassen. Kurz vor dem Krieg hat China sich bereit erklärt, die Auslagen zurückzuerstatten, wie der Vertrag sagt, und zwar aus den Erträgen der Seezölle; auch soll es wichtige Eisenbahnkonzessionen, eine Kohlenstation und ein besonderes deutsches Settlement, in Shanghai und im (chinesischen) Kiautschou, in Aussicht gestellt haben. Wie es scheint, hat die deutsche Regierung damals keine Lust gehabt; jedenfalls sind die Verhandlungen nicht zum Abschluß gekommen. Die gänzlich und so sehr zu unseren Ungunsten veränderte Lage hat nun, darauf lassen mehrere Anzeichen schließen, die deutsche Regierung bewogen, die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Auch im Reichstag soll hinter verschlossenen Türen die Kiautschoufrage erörtert worden sein.

Die Frage ist sehr ernst. Mit einem unendlichen Schwall von Worten ist die Pachtung früher uns mundgerecht gemacht worden und ein ähnlicher Schwall scheint uns jetzt Kiautschou wieder wegspülen zu sollen. Was ist zu tun? Geben wir Kiautschou auf, dann bekommen wir, auch wenn wir und die Chinesen wollen, in absehbarer Zeit dort keinen brauchbaren Küsten-

punkt, keine Kohlenstation oder ähnliches. Die anderen Mächte würden dagegen Front machen. Das sei denen gesagt, die meinen, wenn die Chinesen sich nun einmal auf Kiautschou versteiften, solle man es ihnen nur ruhig gegen einen entsprechenden Ersatz geben. Nein: mit Kiautschou verlieren wir unser pied à terre in Ostasien. Verlieren wir damit etwas Wichtiges? Diese Frage läßt sich nicht mit zwei Worten beantworten; die politische Zukunft liegt ja im Dunkel. Wirtschaftlich verlieren wir eine Hoffnung, militärisch nichts Wertvolles. Freilich: alles kann anders kommen, als man denkt, und es apodiktisch auszusprechen, hat seine Bedenken. Einen Grund, das Gebiet gerade jetzt aufzugeben, kann nur die folgende Erwägung liefern. Die Japaner, die Engländer oder beide zusammen können es uns nehmen, wann sie wollen, und es an China zurückgeben (denn es zu behalten wäre unklug); dann würden wir natürlich keinen Pfennig herauskriegen, keine Konzessionen und keine offene Tür erhalten. Ist die Nachricht richtig, daß die chinesische Regierung sich jetzt in den Verhandlungen zurückhaltend zeigt, so liegt der Grund vielleicht darin, daß sie schon mit solchen Möglichkeiten rechnet. Wer aber garantiert uns denn, daß wir unsere Auslagen zurückerhalten, daß uns versprochene Konzessionen, Eisenbahnbauten, Zollerleichterungen wirklich gewährt werden, wenn Kiautschou erst einmal abgegeben ist? Außer dem Versprechen, innerhalb einer bestimmten Frist eine bestimmte Summe zu erlegen, wird Deutschland nichts erhalten; es besitzt aber nach der Aufgabe von Kiautschou auch kein Mittel mehr, auf die chinesische Regierung zu drücken und die Erfüllung des Versprechens zu erzwingen. Gerade dann würde sich der Mangel an politischen Freunden in empfindlichster Weise zeigen; wir würden ungeheuer an Gesicht verlieren, wie die Chinesen sagen, und nicht nur bei ihnen. Schließlich wird man nirgends, höchstens vielleicht in Deutschland selbst, glauben, daß wir aus Edelmut oder nur, um uns größere Vorteile zu sichern, um moralische oder kulturelle Eroberungen zu machen, Kiautschou zurückgeben; überall wird man wissen, daß es nur geschieht, um nicht einmal der Drohung oder der Gewalt weichen zu müssen. Will man uns wirtschaftlich in Ostasien einschnüren, so wird man sich ja nicht mit Kiautschou begnügen und besonders Japan mit seinem immer mächtiger werdenden politischen Einfluß in China alles daransetzen, um uns die Tür zu schließen und ebenso wie unsere anderen Konkurrenten unser gesunkenes Prestige in Peking benutzen, um Deutschland auch vom Markt der Konzessionen zu verdrängen."

Nach alledem ist der Schluß, zu dem Graf Reventlow gelangt, immerhin etwas eigenartig. Er meint, wir sollten es darauf ankommen lassen: „Gerade, weil jeder weiß, daß wir das Pachtgebiet nicht verteidigen können und wollen, wäre die Wegnahme kaum eine Blamage!" „Gegen eine fremdenfeindliche chinesische Bewegung könnte man sich wohl einige Zeit halten. Steckt sich Japan dahinter, um uns so auszuräuchern, dann ist natürlich nichts zu machen. Noch scheint das Verhältnis der Deutschen

zu den Schantungchinesen nicht schlecht zu sein. Will China uns aber nicht mehr, so wird die Regierung vielleicht nach beiden Mitteln greifen: fremdenfeindlicher Bewegung und japanischer Hilfe; scheinbar wider Willen, versteht sich. Der Chinese liebt den Japaner nicht, aber mehr als den Weißen. Werden wir zur Aufgabe des Pachtgebietes gezwungen, dann läßt sich daraus, wenn die Verhältnisse überhaupt günstig oder gestaltbar sind, eine politische und nationale Parole machen, deren Schwungkraft gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. . . ."

Der Verfasser scheint mir denn doch die „Schwungkraft" einer derartigen „politischen und nationalen Parole" gar sehr zu überschätzen. Ein Krieg, der möglicherweise gegen Japan, China, England und Frankreich gleichzeitig geführt werden müßte — wegen — ja wegen Kiautschou! Auch die deutsche Lammsgeduld könnte einmal überschätzt werden, so große Belastungsproben dieses unendlich sanftmütige Grautier bewährtermaßen auch aushält. Aber freilich, wenn wir schon dicht daran waren, um Marokko mit Gott für Kaiser und Reich fröhlich ins Feld zu ziehen, warum nicht — und erst recht — um Kiautschou? War's denn nicht immer so, daß deutsches Volk die Sünden deutscher Regierung in seinem Blute ausbaden mußte?

So wundervoller „Mehrungen des Reichs", wie sie unserm deutschen Hans im Glück in den letzten Jahrzehnten um den Hals gehängt wurden, darf sich keine andere Nation rühmen. Wer macht uns Helgoland nach? Wer Kiautschou? Und dabei möchten wir — ach, wie gern! — den Handel wieder rückgängig machen und verlangen nichts weiter, als die bloßen Selbstkosten. Statt daß nun alle sich um die Wette zu so glänzenden Geschäften drängen und stoßen, sehen wir ringsherum nur spöttisch schadenfrohes Lächeln und zugeknöpfte Taschen. Armer, dummer Michel!

* * *

Was uns an wahrer nationaler Tatkraft, an echtem nationalen Empfinden abgeht, das suchen wir durch die rasselnde nationale Phrase und ein krankhaft affektiertes nationales und realpolitisches Krafthubertum zu ersetzen, bei dem man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll. An dem Petersprozeß, der ja demnächst in einem Verfahren gegen die „Kölnische Zeitung" fröhliche Urstand feiern wird, läßt sich diese und noch manche andere mit ihr verwandte Erscheinung als an einem Schulfall studieren. „Wie das bekannte Unterrichtsbild des ‚Pferdes mit allen den 101 Krankheiten, an denen ein Pferd überhaupt leiden kann'", so liest man im „Freien Wort" (Herausgeber Max Henning, Frankfurt a. M.), „bietet dieser Prozeß ein lückenloses Bild von allen Gebrechen, an denen wir in Deutschland kranken, so daß jemand, der die Akten des Petersprozesses mit Verständnis studiert, das Deutschland unserer Zeit mit seinen sämtlichen unausstehlichen Krankheitserscheinungen vor Augen hat. Alle Probleme unseres Zeitalters spielen in den Prozeß hinein: Hurrapatriotismus und Sozio-

logie, Bureaukratismus, Missionswesen, Rassenprobleme, Sexualethik, Übermenschentum, Militarismus, Kastengeist, Affarismus — alles wirbelt nur so vor unseren Augen durcheinander, und es ist gar nicht wunderbar, daß in der Presse genau so viele Urteile zu Worte kamen, wie Richtungen vorhanden sind.

Um den Aussagen vor dem Münchener Gerichtshofe und den Zeitungsartikeln über den Prozeß gerecht zu werden, muß man sich vor allem auf einen festen Standpunkt stellen. Es ist nämlich ein großer Unterschied, ob man an das Verhalten des Dr. Peters den Maßstab eines von einstigen deutschen Kulturidealen erfüllten ‚Spießbürgers' anlegt, etwa eines altmodischen Menschen, dem Lessing, Schiller, Goethe, Kant Vorbilder und Wegweiser sind, oder ob man den Standpunkt der Cortez, Pizarro, Clive teilt, eventuell auch den eines Indianerhäuptlings aus den Lederstrumpf-Erzählungen. Um keine falschen Erwartungen zu erregen, gestehen wir unumwunden zu, daß wir den Standpunkt der modernen Konquistadoren nicht billigen, auf deren Banner steht: ‚Right or wrong — my country', was etwa auf gut deutsch lautet: ‚Moral ist Mumpitz, wenn nur mein Vaterland den Profit hat' oder: ‚Mit Moral baut man keine Eisenbahnen', wie Ritter v. Ofenheim einst aussagte.

Diejenigen, welche nicht auf diese Devise eingeschworen sind, werden von Männern wie Peters, Arendt, Liebert leicht für bemitleidenswerte Ideologen gehalten, die keine Ahnung davon haben, wie man eine ‚Weltmacht' wird. Man denkt dabei im stillen an Großbritannien, welches angeblich nie sehr heikel gewesen ist, wenn es gegolten hat, einen schwächeren Gegner zu vergewaltigen. Wer die englische Kolonialgeschichte kennt, weiß aber, daß es auch in England nie an ‚Ideologen' gefehlt hat, die vor Gewalttaten warnten, ja daß sogar diese Ideologen auch gelegentlich recht behielten. Wir möchten nur auf Edmund Burke hinweisen, der die brutale Besteuerung der amerikanischen Kolonien in seinen berühmten Reden ‚On American Taxation' und ‚On Conciliation with America' heftig bekämpfte, aber niedergestimmt wurde. Weil die ‚praktischen Engländer' nicht auf den Ideologen Burke hörten, verloren sie die amerikanischen Kolonien. Aber wenn uns die Geschichte auch nicht solche Lehren gäbe, würden rechtschaffene Männer doch nicht von ihrer Überzeugung ablassen, daß Handlungen, die an sich schmachvoll sind, niemals dem Vaterlande dauernd zum Segen gereichen können. Und wir verehren diese Männer, wie beispielsweise Multatuli, weil ohne sie unsere mühsam erarbeitete Kultur Gefahr liefe, von neuen barbarischen Zeitaltern verschlungen zu werden."

Es ist in hohem Maße dankenswert, daß auch ein Mann wie Friedrich Paulsen sich verpflichtet gefühlt hat, die hilflosen Opfer der Peters-Suggestion aus ihrem hypnotischen Schlafe zu rütteln. „Gilt die Moral auch in Afrika?" So fragt er in der „Christlichen Welt". Und er antwortet: „Nein, so haben wir dieser Tage immer wieder von freiwilligen Beiständen, die in einem berühmten Münchener Prozeß sich haben vernehmen lassen, gehört,

in Afrika gilt die Moral nicht, wenigstens nicht dieselbe Moral, die in Deutschland gilt.

Das ist ja nun in einem gewissen Sinne ohne Zweifel wahr: die Schwarzen in Afrika legen andere Maßstäbe bei der Würdigung ihrer Handlungen und Beziehungen an, als wir es in Deutschland tun. Geschlechtliche Verhältnisse, die hier vor dem Forum der Moral verurteilt, die selbst von solchen, die in diesem Stück nicht gerade sich und andere mit rigorosen Maßstäben messen, für schamlos angesehen werden würden, erregen dort keinerlei Anstoß. Und so werden Sklavenjagden drüben zwar als ein Mißgeschick für diejenigen, die davon betroffen werden, aber kaum als unmoralisch empfunden, wie denn auch Mißhandlungen der Untertanen durch die Häuptlinge als ein Selbstverständliches hingenommen werden, worüber sich niemand moralisch aufregt.

Also, so scheinen die Anwälte der afrikanischen Moral zu folgern: wer nach Afrika geht, hat das Recht oder wohl gar die Pflicht, seine alte Moral zu Hause zu lassen und die drüben geltende Moral mit ihren andern Maßstäben bei seinem Verhalten wenigstens gegen Schwarze anzuwenden. Auf keinen Fall kann und darf er für das, was er drüben tut, nach den in Deutschland oder in Europa geltenden Richtmaßen beurteilt werden. Mit der Moral stände es hiernach nicht anders als mit dem Recht: sie gilt nur innerhalb der Landesgrenzen. Wer in Frankreich tut, was dort durch kein Gesetz verboten ist, wer mit einigen Würzen und Säften aus Zuckerwasser Wein macht, der kann dafür in Deutschland nicht belangt werden. Ebenso, wer in Afrika mit Weibern und Männern es hält, wie es die Schwarzen dort halten, den kann man nicht vor Moralbegriffen, die drüben nicht anerkannt sind, verantwortlich machen. Ländlich — sittlich: was des Landes Brauch ist, das ist sittlich erlaubt für jeden, der seinen Fuß auf den Boden des Landes setzt.

Liegt die Sache wirklich so? Ich kann mich einiger Bedenken doch nicht erwehren. Ja mir will vorkommen, daß diese Lehre, die die Gültigkeit der Moralgesetze auf den Bereich der Landesgrenzen einschränkt, wie sie aus einer Verwirrung der sittlichen Begriffe hervorgeht, so auch geeignet ist, sittliche Verwirrung in den Köpfen hervorzubringen. Und da wir Aussicht haben, sie noch oft zu hören, so scheint es mir nicht ganz überflüssig, ihr ausdrücklichen Widerspruch entgegenzusetzen.

Ich behaupte also jener Lehre gegenüber: *die sittlichen Forderungen, wie sie in meinem Gewissen gegründet sind, gelten für mich ohne alle Rücksicht darauf, ob meine Umgebung dieselben oder andere oder gar keine derartigen Forderungen erhebt und anerkennt.*

Zunächst: *um meiner selbst und meiner Selbstachtung willen.* Meine Moral ist *meine* Moral, ist der Ausdruck meines sittlichen Wesens und Willens, nicht etwas mir von Außen durch Zwang oder Konvention Auferlegtes. Mag sie zunächst dem Unmündigen so eingeprägt

worden sein: seit ich ein mündiges Wesen bin, sind meine sittlichen Grundsätze das eigenste, was ich besitze. Ich nehme sie mit, wohin ich immer komme; Rock und Hut mag ich nach Landes Brauch ändern, die Ablegung meiner moralischen Grundsätze wäre gleichbedeutend mit dem Verlust meiner Persönlichkeit. Mögen schwarze Männer, meinethalben auch weiße, mit schwarzen Mädchen Intimitäten haben, welche sie wollen, meine Selbstachtung gestattet es mir nicht. Möge die Ehre jener schwarzen Mädchen dabei verlieren oder gewinnen: mich geht zunächst meine eigene Ehre als sittliche Persönlichkeit an. Mögen andere es für einen Entschuldigungsgrund halten, daß alle übrigen es ebenso machen, mögen sie auch mir diese Entlastung zugute kommen zu lassen noch so bereit sein: sie können mich nicht vor mir selber entlasten. So wenig allerlei Straßenverhältnisse in Berlin dadurch sittlich oder würdig werden, daß sie in weiten Kreisen ‚Sitte' sind, so wenig werden es jene schwarzen Verhältnisse. Ja vielleicht erniedrigen sie doch noch etwas tiefer; die Natur selbst scheint vor solcher Vermischung und ihren Folgen die vornehmere Rasse instinktiv zu warnen; freilich oft genug vergeblich.

Ganz dasselbe wird aber auch für die anderweite Behandlung der Schwarzen gelten: sie zu prügeln oder prügeln zu lassen, sie zu hängen oder hängen zu lassen aus einer Anwandlung despotischer Laune: gewiß, der schwarze Häuptling macht sich nicht das geringste Gewissen daraus; aber das hat mit meinem Gewissen nicht das mindeste zu tun. Durch mein menschliches Gefühl, durch mein Gewissen, durch meine Einsicht in das Mögliche und Notwendige werden meine Handlungen reguliert. Allerdings, auch durch meine Einsicht in das Notwendige und Wirksame: und hier spricht denn freilich das Landesübliche mit; ist die Nilpferdpeitsche ein dort übliches und darum wirksames Mittel, das Autoritätsverhältnis aufrechtzuerhalten, so werde ich sie nicht darum verschmähen, weil sie in Deutschland weder üblich noch wirksam ist. Aber das hat wieder mit dem Gewissen nichts zu tun; das gehört zu den mit Ort und Zeit wechselnden Dingen. Was nicht wechselt, ist mein Grundsatz: Keinem Menschen ein Leid zuzufügen, es sei denn durch das strenge Gebot der Notwendigkeit gefordert. Mag die Landessitte es harmlos finden, Köpfe abzuschneiden und sie als Zierat zu verwenden, dadurch werde ich vor mir nicht gerechtfertigt, wenn ich mein Jagdvergnügen auf schwarze Menschen ausdehne. Ob das irgendwo geschehen ist, weiß ich nicht und kann ich nicht feststellen; es kommt hier auch nicht darauf an, sondern allein auf die Frage: ob es durch die Landesüblichkeit auch vor meinem Gewissen gerechtfertigt wird? ob die in Afrika geltenden Moralbegriffe für die Zeit meines dortigen Aufenthalts auch für mich gelten? — Ich sage nein, und abermals nein. Durch die Weite des schwarzen Gewissens wird mein christliches und deutsches Gewissen nicht salviert: was mich hier vor mir selbst erniedrigt, das tut es auch drüben.

Das wäre die grundsätzliche Betrachtung. Dazu kommen nun aber

andere Momente; und sie sind für ein Volk, das eben seine Laufbahn in der Kolonialpolitik antritt, doch wohl auch der Erwägung wert.

Zuerst: ob nicht durch jenen Grundsatz: ‚In Afrika gilt eine andere Moral, auch für den Europäer' der Gefahr einer Einschleppung afrikanischer Sitten in die Heimat einigermaßen Vorschub geleistet wird? Wer sich drüben gewöhnt hat, sein Handeln mit einem andern Maßstab zu messen, mit dem der niederen sittlichen Kultur, wird der erworbene Gewohnheiten und herabgesetzte Maßstäbe draußen lassen, wenn er die deutsche Landesgrenze wieder überschreitet? Wer seinen wilden Trieben dort freien Lauf gelassen hat, wer sich gewöhnt hat, als ‚Herrenmensch', als Angehöriger der Herrenrasse sich über die bei uns geltenden Gebote der Menschlichkeit hinwegzusetzen und Menschen als Mittel für seine Lüste, als Opfer für seine Launen zu gebrauchen, sollte der nicht auch in der Heimat etwas leichter über Gewissensbedenken hinwegkommen, die sich der gleichen Behandlung von Volksgenossen entgegenstellen? Ja ob nicht schon das Hören und Lesen von solchen Dingen in renommistischen Seelen, die sich an der Hand der Zeitungsberichte in afrikanische Verhältnisse hineinträumen, allerlei perverse Triebregungen auszulösen und allerlei Hemmungen zu schwächen geeignet sind? Ich fürchte es beinahe; wir leben ja ohnehin in einem Zeitalter des Aufstands gegen die Moral: die alte ‚tantenhafte' Moral, so klingt es bei Nietzsche, so klingt es bei Frenssen, so klingt es mit tausend Stimmen aus der deutschen Literatur der Gegenwart, was hat sie für ein Recht, was hat sie für eine Legitimation, wo stammt sie her? Von den Schwächlichen, den Bresthaften, den Feigen und Ängstlichen ist sie erfunden, sich selbst gegen die Starken und Wilden und Edlen zu schützen. Also fort mit dem alten Kram, fort mit den alten Tafeln; die Naturtriebe haben recht; Selbstüberwindung ein dummes Wort; Macht gibt Recht, jedes Recht, vor allem das zum Gebrauchen und Verbrauchen, zum Verachten und Niedertreten der Schwächeren, Minderen. Brüder nennt sie die Sklavenmoral des Christentums: wir kennen keine Brüder und Schwestern, wir kennen überhaupt nur Beutetiere und feindliche Konkurrenten. Es lebe die ‚blonde Bestie', hier wie jenseits des Wassers!

Sicherlich, für den Bestialismus war die Berührung mit niederen Rassen immer eine gute Schule. Sie wird es doppelt sein, wenn wir uns gewöhnen, auch in der Theorie die Sache zu rechtfertigen und diejenigen zu beschimpfen, die rückständig genug sind, auch an Handlungen, die in Afrika geschehen, die sittlichen Maßstäbe christlich-europäischer Gesittung anzulegen.

Schließlich noch eins: ich weiß nicht, ob nicht eine zu weitgehende Anpassung an ihre Sitten auch für das Verhältnis der Weißen zu den Schwarzen selbst verhängnisvoll wird. Es fehlt doch auch in der schwarzen Welt nicht nur nicht an gewissen, wenn auch dunklen, moralischen Gefühlen und Vorstellungen, an Vorstellungen von Recht und Unrecht, es fehlt auch

nicht an einer gewissen Achtung vor der moralischen Überlegenheit der Weißen, da nämlich, wo sie sichtbar vorhanden ist wie bei Wißmann, bei Emin Pascha, bei Gordon Pascha. Sie besaßen eine anerkannte Autorität, ja eine sicher gegründete Herrschaft über die Gemüter eben dadurch, daß sie als eine Art höherer Wesen Respekt einflößten: ihre höhere Selbstbeherrschung, ihre höhere Einsicht und Tapferkeit, ihre höhere Gerechtigkeit, das alles machte sie in den Augen ihrer gelben oder schwarzen Umgebung zu erhöhten Wesen, denen man sich mit dem Gefühl der Scheu und Schuldigkeit unterordnete. Es waren wahrhaft vornehme Menschen, und solche zu erkennen und anzuerkennen, scheint gottlob eine Gabe zu sein, die nicht auf einen bestimmten Himmelsstrich oder eine bestimmte Hautfarbe eingeschränkt ist. Die Kennzeichen aber des vornehmen Menschen sind: er ist, wo immer und in welcher Umgebung er sich befinden mag, gegen die Minderen gütig, soweit es möglich, streng, soweit es notwendig ist, und immer gerecht.

Ich denke, über diese simplen Wahrheiten sollte das deutsche Volk durch kein nationalistisches Geschrei, wie es jetzt in einem Teil der Presse erhoben wird, sich hinwegtäuschen lassen. Das Nationalitätsgefühl wird zur krankhaften Entartung, wenn es dahin führt, die sittlichen Maßstäbe zu verrücken oder überhaupt beiseite zu legen, sobald ein wirkliches oder ein vermeintliches nationales Interesse ins Spiel kommt. Was wußte dieselbe Presse, die uns jetzt einen neuen Nationalhelden aufdrängen möchte, zur Zeit des Burenkriegs über Engländer und englische Politik zu moralisieren und zu lästern! Wirklich, wenn nicht etwas mehr Gewissen, — etwas mehr Logik sollte diese ‚patriotische' Presse doch haben, und nicht mit demselben Atemzug die Engländer beschimpfen, daß sie es angeblich mit dem Sprichwort halten: Right or wrong, my country, und uns empfehlen, ja als dringendste patriotische Pflicht anbefehlen, es ebenso zu machen."

Welche erotischen Blüten die Peters-Schwärmerei auch in manchen Frauenköpfen getrieben hat, davon gibt ein rührend naiver Erguß der „Frauen-Rundschau" eine kleine Vorstellung. Die für Frauen geschriebene Zeitschrift spottet über alle „empfindsamen Weibleins", „die Tränen der Rührung vergießen — in ihrem Salon oder ihrer Sommerfrische natürlich — wenn sie sich die Auspeitschung eines Schwarzen vorstellen, aber erbarmungslos, verständnislos den Männern gegenüberstehen, die unter den schwierigsten Verhältnissen gleichsam auf vorgeschobenem Posten in einer Welt von Wilden Ordnung und Subordination schaffen wollen." „Wenn das keine Heiligen sind," so fährt die Verfasserin fort, „wenn sie dem allzu Menschlichen auch vielleicht ihren Tribut zahlen und sich nicht als Cölibatäre in einem Klima erhalten können, wo sie dem Alkohol ganz entsagen müssen (!), der in gemäßigten Himmelsstrichen eine große Ablenkung und Herabstimmung des Sexualtriebes (!) bewirkt, dann leiden sie an Gehirnparalyse oder haben sadistische Neigungen." —

„Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie!" bemerkt dazu die Berliner „Volkszeitung". „Also die Auspeitschung eines Schwarzen (Peters hat sie zu Dutzenden peitschen lassen) ist eine Sache, die das Mitempfinden einer deutschen Frau nicht wachrufen darf! Nun hat aber Peters nicht bloß einen Schwarzen einmal ein bißchen prügeln lassen; nein, die Nilpferdpeitschen haben draußen ihre Schuldigkeit getan, daß die Fleischfetzen flogen. Und zwar ist dies nicht bloß geschehen gegenüber den männlichen Opfern der ‚Energie' des Herrn Peters. Auch Frauen, auch seine bevorzugteste Konkubine, die Jagodja, ist in grausamster Weise nicht bloß einmal, sondern mehrmals ausgepeitscht worden, daß das Blut in Strömen floß. Auch die anderen Mädchen, in der Nacht ... gebraucht, sind am Tage mit der Nilpferdpeitsche bearbeitet worden. Aber auch das rührt die edle Seele nicht, die Herrn Peters echt weibisch um seiner überschießenden Kraft willen in Schutz nimmt! Es wäre schade um jedes Wort, das man über diese Begriffsverwirrung und Begriffsverwilderung verlieren würde!"

Die Begründung des Geschlechtsverkehrs der Peters und Genossen durch eine angebliche Zwangsabstinenz dieser Kolonialhelden wäre, wie das Blatt weiter bemerkt, „im höchsten Grade komisch, wenn es nicht gerade eine Frau wäre, die den deutschen Frauen einredet, mit fallendem Alkoholverbrauch steige die Neigung zu Ausschweifungen. Bis jetzt ist von sachverständiger und medizinischer Seite stets das Gegenteil nicht bloß behauptet, sondern auch bewiesen worden. Der Bier- und Sektkonsum der deutschen ‚Pioniere der Kultur' in Ostafrika ist nicht minder groß, als er es in Deutsch-Südwestafrika und in Kamerun ist. ..."

Eigentümliches Pech hat Peters mit seinen Zeugen. Triumphierend verkündete er in München auf dem ihm zu Ehren veranstalteten patriotischen Festkommers, daß er demnächst in der angenehmen Lage sein werde, seine Gegner endgültig zu zerschmettern. Bald konnte man denn auch in ihm nahestehenden Blättern lesen, daß ein in London weilender gewisser Giesebrecht der Kronzeuge sei, der ihm die furchtbare Waffe in die Hand drücken werde. Daß dieser gewisse — oder ungewisse — Giesebrecht von der deutschen Staatsanwaltschaft steckbrieflich verfolgt wurde, daß er angeblich auf Peters' Kosten herangeschafft werden sollte, tat seiner Glaubwürdigkeit nicht den geringsten Abbruch. Seiner Aussage wurde von vornherein entscheidende Bedeutung zugemessen. Wenn erst Giesebrecht gesprochen hat, dann, ja dann wird sich alles, alles wenden. Nun scheinen aber unterweilen zwischen ihm und Dr. Peters kleine geschäftliche Differenzen, vielleicht über die Höhe der Reisespesen und Diäten, entstanden zu sein. Denn der über ein so furchtbares Arsenal gebietende Herr Giesebrecht will nun damit auf einmal nicht die Gegner des Dr. Peters, sondern den Dr. Peters selbst „zerschmettern". Mit berechtigter sittlicher Entrüstung gab dieser in Witten — wieder auf einer ihm zu Ehren veranstalteten patriotischen Festlichkeit — seinen Lieben und Getreuen kund und zu wissen: dieselbe Quelle, die

ihm Material angeboten habe, um „seine Gegner zu zerschmettern", erquicke ihn jetzt mit einem Erpresserbrief, worin gedroht werde, daß, wenn er nicht innerhalb acht Tagen 10000 Mark — sage und schreibe zehntausend Mark — bezahle, Material veröffentlicht würde, das ihn, den Dr. Peters, „in sein Nichts zurückschleudern müsse". Dr. Peters bemerkte, er habe seinem Rechtsbeistand den Brief zugesandt zur gerichtlichen Verfolgung in dem Augenblick, wo die bewußte Persönlichkeit, d. h. der vielgenannte Herr Giesebrecht, sich in den Bereich der deutschen Staatsanwaltschaft begeben werde.

Ja wie denn? Sollte er denn nicht soeben noch als Kronzeuge für Peters auftreten? Trotz des Steckbriefes? Und nun ist er auf einmal ein ganz gewöhnlicher Erpresser, der, sobald er sich in Deutschland sehen läßt, sofort verhaftet werden muß. Und ausgerechnet in dem Augenblick, wo der Giesebrecht gegen Peters mobil machen will, erinnert sich dieser rechtzeitig des noch unerledigten Steckbriefs. Auf die bloßen Aussagen eines solchen „Zeugen", soweit sie sich nicht etwa auf unumstößliche Tatsachen stützen sollten, ist überhaupt nichts zu geben, gleichviel ob sie für oder gegen Peters lauten. Es muß aber festgestellt werden, daß er selbst und seine privaten und öffentlichen Trabanten gegen die Glaubwürdigkeit bei Giesebrecht nicht das geringste einzuwenden hatten, solange sie glaubten, ihn als Kronzeugen für Peters ansehen zu dürfen. Die bloße Feststellung dieser schlichten Tatsache genügt mir.

Aber Peters hat noch größeres Pech. Nämlich das, höchstselbst einen seiner besten Zeugen widerlegen zu müssen. Man erinnert sich eines zugunsten Peters' kolportierten Briefes des Herrn Jahnke, Privatsekretärs bei Peters in seiner Kilimandscharozeit. In dem Briefe, der am 20. Oktober 1891 von Jahnke an einen Freund geschrieben wurde, wird die Lage am Kilimandscharo als äußerst gefahrvoll geschildert. Mit den Gebirgsvölkern nördlich der deutschen Expedition lebten sie „in Todfeindschaft bis aufs Blut". Das eigene Leben stehe „täglich auf der Kippe". Man könne „immer auf die letzte Stunde gefaßt sein". „Daß wir sämtlich alle nur mit geladenem Gewehr im Arme schlafen, ist selbstverständlich bei diesen Verhältnissen" usw.

Der Brief sollte das Vorgehen des Dr. Peters gegen die Jagodja und den schwarzen Diener Mabruk verständlich erscheinen lassen. Unter so bedrohlichen Umständen sei Peters zu den Hängeexekutionen berechtigt gewesen. Mindestens müßten sie durch das Mittel dieser ganzen Lage und Verhältnisse betrachtet werden.

Nun hat sich aber Professor Dr. G. Volkens vom Botanischen Museum in Dahlem-Steglitz, der Verfasser des Buches „Der Kilimandscharo", der Mühe unterzogen, die Behauptungen des Jahnke-Briefes — Jahnke war übrigens Mittäter bei den scheußlichen Hängereien — durch Peters selbst abführen zu lassen. „Ich stelle diesem Briefe Jahnkes", schreibt er an die „Vossische Ztg.", „nun zunächst, teilweise wörtlich, Äußerungen seines

Chefs, des Herrn Dr. Peters, aus derselben Zeit gegenüber, wie sie im amtlichen Kolonialblatt vom Jahre 1891 und 1892 veröffentlicht sind. Er berichtet vom 4. August 1891 an den Gouverneur v. Soden (Amtl. Kbl. 1891, S. 457), daß er in der Landschaft Marangu angekommen sei und dort die neue deutsche Station errichten werde. ‚Mareale, der Sultan von Marangu, ist noch ein junger Mann von gutmütigem Wesen, sicherlich intelligenter als der Durchschnittsneger und frei von Bettelhaftigkeit. Er macht einen sehr angenehmen Eindruck.‘ ‚Derselbe habe‘, fährt er fort, ‚20000 Morgen Land an die kaiserliche Regierung abgetreten.‘ Er berichtet weiter (Amtl. Kbl. 1891, S. 488), daß er am 30. August eine Expedition nach der Landschaft Rombo Mkulia (im Nordosten von Marangu) angetreten habe, deren Bewohner einer ganz anderen Rasse als die übrigen Kilimandscharobewohner angehörten und mit diesen seit jeher in Todfeindschaft lebten. Auf der Expedition begleiteten ihn 300 Soldaten der deutsch-freundlichen Sultane Fumba, Malamia, Mareale, Bararia und Kinabo als Hilfstruppe, teilweise mit Flinten bewaffnet, welche die Warombo Mkulia geradezu verschmähen. An der Grenze von Keroa (in Rombo Mkulia gelegen), ‚wo meine beiden Boten ermordet waren‘, kommt es am 2. September zu einem Gefecht, in dem der Sergeant Schubert als einziger fällt. ‚Die Eingeborenen versuchten zweimal einen Massenangriff, wurden aber ohne weiteres durch die Salven der Schützenlinie zurückgeworfen. Bis zur Dunkelheit hatten wir bis zu 50 Dörfer verbrannt. Die Gegner hatten eine Reihe von Verlusten, unter denen sich zwei ihrer Sultane, Kalunguli und Kororo, befanden, während wir keinen Mann mehr verloren. Der Zweck der Bestrafung des Landes Keroa war jedenfalls erreicht.‘

Eine neue Bestrafung des bereits totgesagten Kororo findet trotzdem schon drei Wochen später statt, am 27. September (Amtl. Kbl. 1891, S. 549), als Dr. Peters mit dem englischen Grenzkommissar Bateman an Keroa vorüber zum äußersten Osten am Kilimandscharo, nach Useri, zieht und dort eine friedliche Bevölkerung vorfindet. Am 11. November 1891, also drei Wochen nach dem Abgange des Jahnkebriefes und zwei Monate vor der Hinrichtung der Jagodja, schreibt Herr Dr. Peters (Amtl. Kbl. 1892, S. 20): ‚Ich betrachte den Aufbau der Marangustation als beendet. Sie ist so stark befestigt, daß ich sie bei genügender Bewachung und richtiger Verteidigung nicht nur für uneinnehmbar, sondern für Lanzen, mit denen wir doch hier hauptsächlich zu rechnen haben, fast unangreifbar erachte. Ich bin überzeugt, daß von nun ab die vorgesehene Besatzung von 25 Mann für die Sicherheit dieser Stellung genügend ist. Da die Gefahr im Gefecht mit Lanzen vornehmlich darin liegt, daß die Gegner die Schützenlinie überrennen, was durch meine Befestigung vollständig unmöglich gemacht wird, so können wir einem Angriff auch von Tausenden, sei

es bei Tage, sei es bei Nacht, ruhig entgegensehen. Des Nachts wird die Station regelmäßig von drei Posten bewacht.'

In einem Bericht vom 30. Dezember 1891, also etwa eine Woche vor der Hinrichtung der Jagodja, teilt Herr Dr. Peters mit (Amtl. Kbl. 1892, S. 141), daß er fünf Leute von Marangu zum Mandscharasee (im Westen) geschickt habe, um von dort Salzproben zu holen. ,Sie haben ihren Auftrag von hier aus in 13, von Kibonoto (der am Kilimandscharo im äußersten Westen gelegenen Landschaft) in fünf Tagen hin und zurück gemacht. Dies ist zugleich ein Beweis dafür, welchen Wert die nervenschwache Auffassung hat, als müsse man immer Hunderte von Mann als Bedeckung haben, wenn man in Afrika auch nur einige hundert Schritt reisen will. Diese fünf Leute sind als Abgesandte von mir durch dichte Massen von Massais gereist und wohlbehalten wieder zurückgekehrt, obwohl jeder von ihnen nur etwa zehn Schuß Munition besaß.' Weitere Nachrichten des Herrn Dr. Peters, die alle nicht die geringste Besorgnis zum Ausdruck bringen, deren keine irgend etwas vom Tode des Mabruk, der Jagodja und dem Vorgehen wider ihren Schutzherrn Malamia enthält, drehen sich um Gemüsebau u. dgl. Am 24. Februar 1892 verläßt Herr Dr. Peters den Berg.

Ich hebe nun aus seinen vorstehenden eigenen Mitteilungen einige Punkte heraus. Der ganze Kilimandscharo ist während der ganzen Zeit, in der Herr Dr. Peters an ihm weilt, der deutschen Macht gegenüber durchaus friedlich. Eine einzige Ausnahme macht die drei Tage östlich von der Militärstation gelegene Landschaft Rombo Mkulia. Die rassenfremden Bewohner derselben sind Todfeinde aller übrigen Kilimandscharobewohner; alle Häuptlinge, die in dem Gebiete zwischen der Militärstation und Rombo Mkulia herrschen, helfen Herrn Dr. Peters, sie zu bekriegen. Ich füge hinzu, die Bewohner von Rombo Mkulia, die vorher durch die Sklavenjagden des Häuptlings Mandara von Moschi viel zu leiden gehabt hatten, lassen niemand in ihr Gebiet hinein, sie gehen aber auch niemals aus demselben heraus. Sie verschmähen den Gebrauch von Schießwaffen und sind viel zu schwach an Mannschaft, um sich als Angreifer gebärden zu können. — Die deutsche Militärstation Marangu ist zur Zeit, als Herr Jahnke seinen Brief schreibt, bereits so fest, daß sie dem Angriff Tausender widerstehen kann, selbst wenn sie nur von 25 Mann belegt und nachts von drei Mann bewacht wird. Herr Jahnke aber schläft jede Nacht mit dem Gewehr im Arm und fürchtet in jeder Woche einen Überfall. Entweder ist das nicht wahr, was Herr Jahnke schreibt, oder er ist ein jämmerlicher Hasenfuß."

Der eine Kronzeuge ein steckbrieflich verfolgter „Erpresser", der andere ein bramarbasierender „Hasenfuß", dessen renommistische Aufschneidereien — „so lag ich und so führt' ich meine Klinge!" — sein Herr und Meister selbst in amtlichen Schriftstücken ins rechte Licht rückt. Ja, wenn der Mensch

Pech hat! Auch des Herrn Generals v. Liebert pessimistische Darlegungen vor dem Münchener Gerichtshof über die einzig mögliche Petersmethode bei Behandlung der Schwarzen konnte ja prompt durch einen früher gehaltenen Vortrag eben desselben Herrn Generals v. Liebert widerlegt werden. Darin hatte sich der Herr General auf Grund eigener Erfahrungen in fast entgegengesetztem Sinne, etwa in dem wohlwollenden des Missionars Pater Acker geäußert. Also auch hier: — „Zurück, du rettest den Freund nicht mehr!"

Dafür aber hat Herr v. Liebert die Genugtuung, sich selbst gerettet zu haben — vor der Strafverfolgung wegen einer Richterbeleidigung, wie sie in solcher Schwere in gebildeten Kreisen wohl noch nie gefallen ist. — Ohne sonderliche Beschwer. Denn eigentlich war's Fürst Bülow, der auch noch diese Last auf seine den Reichsapfel tragenden Schultern lud. Wenn's doch auch andern Sterblichen so leicht gemacht würde! Dann wäre ja das Richterbeleidigen ein wahrer Genuß. Käme man doch dadurch zu einem äußerst schätzbaren und interessanten persönlichen Briefwechsel mit dem liebenswürdigsten und geistreichsten aller Kanzler und Fürsten. Es ist schon vorgekommen, daß ein Redakteur wegen eines Ausrufungszeichens, das er hinter ein von ihm abgedrucktes Urteil zu setzen die Verwegenheit hatte, empfindlich bestraft wurde. Von den Fällen, wo es gegen Preßverbrecher Monate Gefängnis hagelt, während man als Unbeteiligter dem Verurteilten die Hand drücken möchte, um dem Ehrenmanne für sein tapferes Vorgehen zu danken, wird freilich in den meisten „nationalen" und „patriotischen" Blättern wenig Aufhebens gemacht, weil sie ja selbst kaum „in die Lage" kommen können. Aber diese Preßsünder brauchen in Zukunft nichts mehr zu besorgen. Soll irgendwelche Anklage wegen irgendwelcher despektierlichen Äußerung gegen sie erhoben werden, — prompt finden sie in ihrem Briefkasten ein Schreiben des Fürsten Bülow, worin er sich in zuvorkommendster Weise die ergebenste Frage erlaubt, in welchem Sinne Adressat die inkriminierte Äußerung verstanden wissen wolle? Jedenfalls doch nur im günstigsten, da die Absicht einer Beleidigung wohl ausgeschlossen sei? Freudig bestätigt Adressat, daß Se. Durchlaucht wie immer, so auch hier, den Nagel auf den Kopf getroffen habe, unterläßt auch nicht, für die gleichzeitig an ihn gerichtete liebenswürdige Frage nach seinem Befinden ganz gehorsamst zu danken. Der Fall als solcher ist damit natürlich endgültig erledigt, er hat aber noch manche Annehmlichkeit für den also Geehrten im Gefolge. Nachdem einmal die persönlichen Beziehungen angebahnt sind, werden Einladungen ins Reichskanzlerpalais zu einem gemütlichen Beisammensein beim Frühstück oder Tee sicher nicht ausbleiben. —

Leider scheint diese meines Erachtens allein berechtigte Auffassung des Falles, sowie auch der sich aus ihm von selbst ergebenden Folgen noch keineswegs Gemeingut aller deutschen Publizisten zu sein. So äußert sich z. B. die „Zeit am Montag" ohne jegliches Verständnis für die liebenswürdigen Absichten des Fürsten: „Wenn es wirklich zutreffend wäre,

daß in Deutschland das gleiche Recht für alle herrscht, daß es Rücksichten des Standes und Ranges auf dem Gebiete der Rechtspflege nicht gibt, dann hätte der Herr Generalleutnant wegen schwerer Beamtenbeleidigung unbedingt zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden müssen. Ein liberales Blatt hat der Meinung Ausdruck gegeben, daß jeder andere Staatsbürger, der sich in ähnlicher Weise vergangen hätte, mindestens zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden wäre. Daß es in dem vorliegenden Fall zu so schwerer Verurteilung kommen könnte, nahm allerdings niemand an. Immerhin aber fehlte es nicht an naiven Zeitgenossen, die da wähnten, der Herr Generalleutnant werde sich wegen jener unerhörten Beleidigung auf alle Fälle zu verantworten haben, wenn auch nicht vor einem bürgerlichen, so doch wenigstens vor einem militärischen Gerichtshof. Die Schwarzseher freilich, von denen die Steuerleute des allerneuesten Kurses nichts wissen wollen, waren von vornherein der Ansicht, daß alles würde aufgeboten werden, um den Mann, an den vor der Reichstagswahl Fürst Bülow den bekannten Brief schrieb, vor Verantwortung und Strafe zu bewahren. Und die leidigen Schwarzseher, die nörgelnden Pessimisten sollten wieder einmal recht behalten.

Dem Generalleutnant z. D. v. Liebert wird kein Härlein gekrümmt werden. Er hat schwere Schuld auf sich geladen und geht straffrei aus. Wie sprödes Glas zerschellt die schöne Theorie von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz an der harten Tatsache, daß dieser Mann einen hohen militärischen Rang bekleidet und eine der anerkannten Staatsstützen ist. Ein Mann in seiner Lage und Stellung kann anscheinend ungestraft sich schwerste Beamtenbeleidigung zuschulden kommen lassen. Er darf das heiligste Palladium des modernen Staates, die Rechtsprechung in ihren vornehmsten Trägern aufs gemeinste verunglimpfen und braucht dennoch keiner Strafe gewärtig zu sein.

Fürst Bülow selbst hat sich des Herrn Generalleutnants angenommen. Er hat sich als Mittler aufgeworfen zwischen ihm und der beleidigten Majestät des Gesetzes, indem er Herrn v. Liebert um eine Äußerung in dieser Angelegenheit ersuchen ließ. Herr v. Liebert aber wußte solches wohlwollende Entgegenkommen zu würdigen. Er hat sich schriftlich als Gutachter über seinen Fall geäußert. In seinem Antwortschreiben erklärte er, daß er den Vorwurf, der in dem von ihm vor dem Schöffengericht zu München abgegebenen Gutachten gegen die Disziplinargerichte und die beteiligten Richter ‚gefunden werden könne', zurücknehme. Am Schluß seines Schreibens sagte er dann noch, er bedauere lebhaft die von ihm im Eifer der Rede gebrauchten scharfen Worte und versichere, daß ihm eine Herabsetzung der erkennenden Gerichte und eine Verletzung der Amtsehre der beteiligten Richter ferngelegen habe.

Für ein größeres Entgegenkommen war der Mann möglicherweise nicht zu haben. Vielleicht wurde aber auch gar nicht mehr von ihm gefordert. Gewichtige staatliche Interessen standen auf dem Spiel. Der Herr

Reichskanzler konnte nicht gut von demjenigen, den er selbst zum Wahlmacher ernannt hatte, verlangen, daß er sich allzu tief demütige. Mit der Erklärung, die Herr v. Liebert voll liebenswürdigen Entgegenkommens abgab, werden daher wohl oder übel auch die noch lebenden Mitglieder der beiden so schwer beleidigten Gerichtshöfe sich zufriedengeben müssen ...

Mit diesem formalen Rückzug des bekannten Oberscharfmachers und Sozialistenfressers ist nun allem Anschein nach der Fall erledigt, der weit über Deutschlands Grenzen hinaus so ungeheures Aufsehen erregt hat. Wenn dem aber wirklich so ist, dann hat fortan jeder, den danach gelüstet, der deutschen Rechtsprechung und ihren Vertretern eins auszuwischen, das Recht, zu sagen, unsere Justiz und ihre Repräsentanten seien in der ehrenrührigsten Weise verunglimpft worden, ohne daß der, welcher sich dessen erdreistet, ernstlich zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Es ist zwei hohen Gerichtshöfen durch einen Mann in Offiziersrang ein sittlicher Makel angehängt worden, und die einzige Genugtuung, die der Missetäter hierfür leistete, bestand darin, daß er sich zu einer Erklärung herbeiließ, zu der nicht einmal er selbst den Anstoß zu geben brauchte. Des Reiches erster Beamter hat die Hand dazu geliehen, einen Schuldigen der Strafe zu entziehen, vor der sonst nichts den Tollkühnen retten konnte, der mit Bezugnahme auf einen bestimmten Fall von Justizschande und Schandjustiz gesprochen hatte.

An dieser bedenklichen Tatsache ist nicht zu rütteln. Sie spottet aller Beschönigungskünste, und sie beweist überdies, daß es lächerlicher Humbug ist, von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz zu sprechen. Vor dem Gesetz sind nicht alle gleich. Es werden in der Tat Unterschiede gemacht, und was der eine ungescheut wagen darf, trägt dem anderen schwere Strafe ein. Das wußten die Aufgeklärteren unter den Zeitgenossen zwar schon längst, die weniger Aufgeklärten aber überließen sich doch noch immer dem holden Wahn, daß wenigstens auf diesem Gebiete ideale Zustände bei uns herrschen. Vorkommnisse wie das hier besprochene sind aber ganz geeignet, diesen Wahnglauben wirksam zu widerlegen. Unter diesem Gesichtspunkte gesehen, ist auch der Ausgang der Affäre Liebert ein keineswegs ganz unerfreuliches Zeitereignis. Das ist allerdings nicht das Verdienst des Reichskanzlers, der sich ja auch an seinen sonstigen Verdiensten genügen lassen kann, über die er sich als gelegentlicher sachverständiger Gutachter stets so befriedigt zu äußern pflegt."

Das Betrübendste an der ganzen Affäre sei, meint die „Berl. Zeitung a. M.", daß jedermann sich sofort sagte: „Da kommt nix nach!" „Die Beleidigung, welche Herr v. Liebert ausgesprochen hat, ist hinsichtlich ihres Inhaltes die stärkste, hinsichtlich der davon betroffenen Stelle die gewichtigste, die überhaupt ausgesprochen werden kann, und trotz alledem sagte jedermann: ‚Da kommt nix nach!'

Diese allgemeine Zuversicht in die Immunität der pensionierten Generalleutnants ist nicht schmeichelhaft für die noch lebenden Richter im Peters-

prozeß von 1896, denn wenn diese Herren ernstlich auf einer Strafverfolgung des Herrn v. Liebert bestanden hätten, so wäre sie nicht zu vermeiden gewesen; diese allgemeine Zuversicht ist aber in viel höherem Grade ein Maßstab für das Vertrauen unseres Publikums auf die Gleichheit unserer Bürger vor dem Gesetz. Einige Zeitungen versuchen jetzt Versteck zu spielen und preisen die friedliche Beilegung der Sache; man müsse sich bei Beleidigungen nicht immer gleich in die Haare fallen, sondern sich mit einer ehrlichen Abbitte begnügen. Wenn diese Einkehr zur Friedfertigkeit sich nur nicht zum allerersten Male bei dem Generalleutnant und konservativen Parteiagitator gezeigt hätte, während sie bisher jedem anderen Bürger bei viel geringerem Anlaß versagt geblieben ist und auch in Zukunft versagt bleiben wird! Denn daß der Fall Liebert kein Präzedens sein wird für andere Fälle, dessen kann man gewiß sein. Es wird sich daher nach wie vor empfehlen, daß jeder gewöhnliche preußische Staatsbürger seine Zunge fest im Zaume hält.

Ein ganz besonderes Item ergibt sich aber aus der Tatsache, daß der höchste Beamte des Reiches und Preußens, der Reichskanzler, hier als Schiedsmann aufgetreten ist. Dadurch war es den beleidigten Mitgliedern des höchsten Disziplinargerichtes von vornherein klar, daß ihr Vorgesetzter, eben dieser Schiedsmann, eine Bestrafung des Beleidigers nicht wünsche. Herr v. Liebert hat im Bewußtsein seiner Immunität sich keine grauen Haare wachsen lassen; wenn er aufrichtig Reue empfunden hätte, so hätte er noch im Verlaufe des Münchener Prozesses, mindestens aber bald darauf, Abbitte leisten müssen. Statt dessen hat er die Sache an sich kommen lassen, und der Reichskanzler kann noch heilfroh sein, daß Herr v. Liebert sich zu einer kühlen Revokation schließlich bequemt hat. Andernfalls wäre die Sache für den Herrn v. Bülow schlimmer ausgelaufen als für den Herrn v. Liebert. Um die hohen richterlichen Beamten, die doch eigentlich die Hauptpersonen bei der Geschichte waren, wird sich der Reichskanzler keine Sorge gemacht haben. Ihrer Friedfertigkeit glaubte er anscheinend gewiß zu sein.

Während man dem Volke die Majestät des Gesetzes mit Zungen predigt und mit harten Strafen einschärft, steht der Reichskanzler liebend vor Herrn v. Liebert, um ihm die Berührung mit eben dieser Majestät des Gesetzes zu ersparen. Diese Beflissenheit muß nicht nur niederschlagend auf das Rechtsbewußtsein wirken, sondern auch das allgemeine peinliche Empfinden wesentlich verstärken, als gebe es bei uns zulande eine Kameraderie, der in besonderen Nöten treu, hold und gewärtig zu sein selbst der erste Beamte dieses großen Reiches sich nicht entschlagen kann oder darf."

Die so ausgestreute Saat beginnt bereits fröhlich zu sprießen. In Königsberg hatte sich ein sozialdemokratischer Redakteur wegen angeblicher Beleidigung des Oberkriegsgerichts zu verantworten. Gefunden wurde die Beleidigung in dem Bericht über eine Verhandlung vor diesem Gericht.

Der Angeklagte gab ohne weiteres zu, daß der sonst sehr zuverlässige Berichterstatter, der ihm den Bericht gebracht, sich in dem beanstandeten Punkte geirrt, was Angeklagter auch bereits in einer vom Kriegsgericht verlangten Berichtigung öffentlich zugegeben habe. Trotzdem beantragte der Staatsanwalt — sechs Monate Gefängnis!

Der Verteidiger wies zunächst die Behauptung des Staatsanwalts zurück: es handle sich um eine schwere absichtliche Beleidigung, die auch nicht durch die Zurücknahme des Angeklagten gemildert werde. Dann aber wandte er sich mit den Worten an die Richter: „Nimmt man aber wirklich an, es läge hier eine Beleidigung vor, so kann sie unter den gegebenen Umständen doch unmöglich so sehr ins Gewicht fallen, daß eine solch hohe Strafe gerechtfertigt ist, wenn man bedenkt, daß ein Generalleutnant Liebert gegen eine hohe Behörde schwere Beleidigungen öffentlich ausstoßen durfte, ohne daß gegen ihn überhaupt Anklage erhoben wurde. Begnügt man sich dort mit einer von ihm abgegebenen Erklärung, dann muß man auch dem Angeklagten glauben, daß er nicht die Absicht hatte zu beleidigen, und kann ihm höchstens eine geringe Geldstrafe auferlegen."

Das Gericht erkannte an, daß der Angeklagte den Bericht in gutem Glauben gebracht habe, verurteilte ihn aber gleichwohl zu 300 Mark Geldstrafe.

Wieso in der Veröffentlichung eines Berichts, von dessen Wahrheit man auch nach Ansicht des Gerichts ehrlich überzeugt ist, die Absicht einer Beleidigung gefunden werden kann, ist dem Laienverstande unerfindlich. Wie ferner der Staatsanwalt unter solchen Umständen eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten beantragen kann, entzieht sich vollends dem juristisch ungeschulten Verständnis. Vielleicht weil der Angeklagte bereits wegen Preßvergehen mehrfach vorbestraft war? Sollte das wirklich ein ausreichender Grund sein, einen Menschen auf sechs Monate ins Gefängnis zu schicken? Nur weil er nicht mit der entfernten Möglichkeit gerechnet hat, daß auch ein noch so zuverlässiger Gewährsmann sich doch vielleicht einmal irren könne? Du lieber Himmel, wer säße dann nicht im Gefängnis? Und nicht zuletzt von Staatsanwälten, deren Behauptungen ja so oft von den Gerichten als irrtümliche festgestellt werden?

Gegen den angeklagten Redakteur beantragt der Staatsanwalt sechs Monate Gefängnis wegen eines in gutem Glauben begangenen Irrtums. General v. Liebert nennt Urteile höchster Gerichtshöfe an Gerichtsstelle schlankweg „Justizmord" und „Schandfleck für das gesamte deutsche Volk" —: es wird überhaupt keine Anklage erhoben. Gleiches Recht für alle.

* * *

Der Fall Liebert ist aber nicht der einzige Prüfstein, an dem sich die Langmut und Nachsicht hoher Behörden gegen Verunglimpfungen und Verdächtigungen von „staatserhaltender", „nationaler" und „patriotischer"

Seite in jüngster Zeit erproben durfte. Noch zäher fast hat sie der Arendt-Petersschen hochromantischen „Kolonialkiste“ widerstanden. Bekanntlich stellten sich die eidlichen Aussagen des Abgeordneten Dr. Arendt vor dem Münchener Gerichtshofe in schroffsten Gegensatz zu den gleichfalls beschworenen der Frau Direktor Kayser und den schriftlichen Aufzeichnungen ihres verstorbenen Gatten. Nun verfügt ja Dr. Arendt über ausgiebiges Material, durch das er verblüffende Aufklärung zu seinen und Dr. Peters Gunsten schaffen und die Gegenpartei völlig zerschmettern kann. Das heißt: er — hat darüber verfügt. Denn leider, leider ist es ihm — abhanden gekommen. Auf höchst geheimnisvolle Weise. In einer Kiste. Auch diese Kiste gehört zu den geheimnisvollsten Kisten, die je in der Kriminalgeschichte eine Rolle gespielt haben. Man denkt vielleicht an die Kisten, in denen Verbrecher ihre gemordeten Opfer verpackt und verfrachtet haben. Oder an die, in der vor einigen Jahren jenes kecke Schneiderlein als blinder Passagier eine mitteleuropäische Rundreise unternahm. Aber die Kiste des Dr. Arendt ist noch viel, viel geheimnisvoller. Denn sie enthält in Gestalt von Briefen hochpolitische Enthüllungen, die für die Beurteilung unserer Kolonialpolitik, insbesondere auch der Petersaffäre, nicht zuletzt aber für Herrn Dr. Arendt selbst von unermeßlicher Tragweite sind. Um so tiefer zu beklagen ist, daß diese unschätzbare, diese geradezu unersetzliche, diese köstliche Kiste verschwunden oder doch ihres wertvollsten Inhalts beraubt worden ist. Kein Zweifel, hier sind verbrecherische Hände im Spiel! Hier liegen dunkle Machenschaften vor, die sich noch in ein tiefes Geheimnis hüllen! Offenbar hat sich die unterirdisch wühlende Gegenpartei der unbezahlbaren Kiste bemächtigt, sie zu nächtlicher Stunde beim Scheine einer Blendlaterne in einem düsteren Keller erbrochen und die tödlichen Urkunden, deren bloße Veröffentlichung sie vernichtet hätte, aus der Welt geschafft. Aber Herr Dr. Arendt und seine Freunde wachen. Sie sind dem Verbrechen auch bereits auf der Spur. Und diese Spur — man schaudert bei dem bloßen Gedanken an solche menschliche Verworfenheit — diese Spur führt nirgend anderswohin als direkt — ins Kaiserliche Auswärtige Amt. In der Wilhelmstraße zu Berlin ist die Kiste gelandet. In der Wilhelmstraße zu Berlin befindet sich aber bekanntlich auch das Kaiserliche Auswärtige Amt. Na, also — — —

Mit diesen Andeutungen begnügt sich die publizistische Vertretung des Herrn Dr. Arendt. Sie sind weniger dunkel als deutlich. So deutlich, daß man sich nicht genug wundern kann, wie auf der einen Seite „staatserhaltende“ Blätter derartige Bezichtigungen glatt übernehmen können, auf der anderen aber die Verdächtigten sie mit wahrhaft himmlischer Geduld seelenruhig über sich ergehen lassen. Das, auch nachdem der „Vorwärts“ volle Schalen seines Hohnes darüber ausgegossen hat, daß sich hier eine hohe kaiserliche Behörde in mehr oder minder verblümter Form eines gemeinen Verbrechens verdächtigen lasse. Nur zur Kennzeichnung der naiven Dreistigkeit, mit der dieser ganze ebenso lächerliche wie hanebüchene Schauerroman kol-

portiert wurde, erwähne ich beiläufig die Tatsache, daß der Vorwärts den wirklichen Sachverhalt mit Leichtigkeit feststellen konnte. Danach ist die famose Kiste tatsächlich irrtümlich vom Spediteur in irgendeinem Hause der Wilhelmstraße abgeladen worden. Daß dieses Haus mit dem Auswärtigen Amt so wenig zu tun hat, wie ein xbeliebiges anderes in der Invaliden- oder Ackerstraße, ist wohl selbstverständlich.

* * *

Nicht umsonst leben wir im Zeitalter der Ferdinand Bonnschen Sherlock-Holmes-Aufführungen und der Nick Carter Company. Ist doch in unserem friedfertigen Deutschland, der frommen Kinderstube, nichts Geringeres entdeckt worden als eine wirkliche und wahrhaftige Verschwörerbande. Und das noch gar im heiligen Münster, unter frommen katholischen Christen! Ja, sie haben sich sogar nicht gescheut, aus ihrem verbrecherischen Dunkel hervorzutreten, die allzu Kecken haben sich erdreistet, an das Oberhaupt ihrer Kirche, den Papst zu Rom, eine — Bittschrift zu senden, in der sie vom Heiligen Vater eine auch nur um ein Geringes mildere und modernere Handhabung des Index librorum prohibitorum ganz gehorsamst erflehen.

In dem hochverräterischen Schriftstück heißt es: „Vor allen Dingen bitten wir, Heiliger Vater, um allgemeine Vorschriften des Glaubens und der Moral, die der modernen Richtung entsprechend modifiziert sind. Auf alle Fälle gefalle es Sr. Heiligkeit, mit einer Nachprüfung der bisher erfolgten Entscheidung feste Garantien für die Zukunft zu geben, daß die nationale Indizierung auf ein minimales Maß zu beschränken und nach Möglichkeit ganz aufzuheben ist oder ganz aufgehoben wird. Wenn der Heilige Vater die vollständige Abschaffung der nominellen Verurteilung nicht durchführt, gefalle es, den Indexdekreten für immer alles das zu nehmen, was das Nationalgefühl zurückweist, das heißt vor allem die Verurteilung ohne Anhören des Beschuldigten, die Geheimhaltung der Gründe der Verurteilung gegenüber dem Verurteilten und endlich die dem Verurteilten auferlegte Verpflichtung zum Schweigen ohne die gleichzeitige Verpflichtung gleicher Art an alle Gegner, und es gefalle dem Heiligen Vater anzuordnen, daß jedem beschuldigten Kandidaten die Möglichkeit zusteht, sich schriftlich und mündlich schon vor der Indizierung zu verteidigen, die Meinung zu klären und zu beruhigen; daß ferner alle Gründe, die zur Ansetzung auf den Index führen, genannt werden; ferner daß zum Schluß die Verpflichtung des Stillschweigens nicht nur den Beschuldigten, sondern auch seine Gegner umfassen soll. Außerdem bitten wir, daß der Befehl, daß jedem Katholiken und Autor, bevor er auf den Index gesetzt wird, immer vertraulicherweise eine Frist gesetzt werde, in der er, um die Verurteilung zu vermeiden, sein Werk vom Büchermarkt zurückziehen und modifizieren oder die inkriminierte Stelle unterdrücken kann. Ferner soll es möglich sein, die bereits in Verkauf gebrachten Exemplare durch öffentliche Erklärung und Korrekturen

verbessern zu können. Schließlich bitten wir ergebenst, daß die spezielle Exkommunikation beseitigt werde."

Die Bittschrift schließt mit der Versicherung unbedingten Gehorsams, wie auch der Spruch des Papstes ausfallen möge: „Der Erneuerung in Christus möge alles dienen, Heiligster Vater, alles und alles in allem der Kirche zum Heile und Segen, der Christenheit zur Wehr, Christus zum Siege und Gott zur Ehr'! In diesem Sinne sind und bleiben wir, Heiligster Vater, wie auch immer Deine Entscheidung ausfallen möge, Deine und der Heiligen Kirche treugehorsamen Söhne ..."

Diese „treugehorsamen Söhne der Heiligen Kirche" aber sind in den Augen der diensttuenden Jesuiten im Vatikan und des von ihnen übel beratenen Papstes häretische Verschwörer, ihre Führer, zu denen auch Zentrumsabgeordnete gehören, nach dem päpstlichen Leiborgan, dem „Osservatore Romano", „geistliche Bandenführer".

Daß deutsche Katholiken überhaupt den Entschluß fanden, an den Stäben des Index-Gitters zu rütteln, wenn auch noch so behutsam und bescheiden, darf als ein posthumes Verdienst des berühmten verstorbenen Theologieprofessors Herman Schell angesehen werden. Den Türmerlesern steht er als ständiger hochverehrter Mitarbeiter in rühmlichstem Andenken. Der Türmer und Schell blieben einander treu auch nach seiner sogenannten „löblichen Unterwerfung", über deren wahrhaft ideale, großzügige Beweggründe der Türmer nicht einen Augenblick im Zweifel bleiben konnte. Diese „Unterwerfung" war zudem in der Tat nur eine sogenannte. Das geht auch aus einem eigenhändigen Schreiben Schells hervor, in dem er ausdrücklich bestreitet, im Januar 1904 Thesen unterzeichnet zu haben, und betont, daß Bischof Schlör ihm wohl solche vorgelesen behufs einer Aussprache, sie zu unterzeichnen Schell aber gar nicht zugemutet habe. So trägt denn auch das vom 24. Januar 1904 datierte Protokoll nur die Unterschrift des Bischofs Schlör. Die „Augsburger Abendzeitung", die das Schreiben Schells mit einer Reihe anderer eigenhändiger von ihm veröffentlicht, stellt auf Grund ihres gesamten Materials fest, daß Schell auch am 6. Dezember 1905 nicht widerrufen, sondern nur seine Lehre gegen die falsche Auslegung und Konsequenzmacherei seines Gegners, des Jesuiten Stufler, interpretiert hat, indem er Stuflers falsche Unterstellungen verwarf, an seiner wahren Auffassung aber festhielt.

„Alle Welt erinnert sich noch", so vergegenwärtigt klar und eindringlich die „Neue Zürcher Zeitung" den Fall, „— des ungeheuern Aufsehens, das vor einigen Jahren die Nachricht erregte, der hl. Stuhl habe alle Werke des bekannten Würzburger Theologen Herman Schell auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Daß einzelne Schriften katholischer Gelehrten zensuriert werden, kommt ja öfter vor; daß aber gleich alle Werke eines Autors auf einmal geächtet werden, ist ein seltener Fall, der daher mit Recht das größte Befremden hervorrief. Er legte die starke Vermutung nahe, es handle sich da weniger um einzelne Lehren, denn vielmehr um die

Gesamtrichtung des Mannes, daß er selbst und sein ganzes Wirken als verdächtig und anstößig erscheine. Und so war es auch. Drei Dinge waren es, die man Schell niemals verzieh. Einmal sein unermüdliches Eintreten für eine Verständigung und Aussöhnung des Katholizismus mit den Errungenschaften und Anforderungen der Gegenwart, während der offizielle Katholizismus noch immer auf dem Boden der mittelalterlichsten Scholastik und des Thomismus steht, der ja von Leo XIII. ausdrücklich zur kirchlichen Schultheologie erhoben wurde. Sodann sein entschiedenes Streben, eine Verinnerlichung und Vertiefung des religiösen Lebens herbeizuführen, das sich unter dem unheilvollen Einfluß römisch-jesuitischer Einrichtungen und Bräuche mehr und mehr zum ödesten Sakraments- und Gebetsmechanismus zu verflachen drohte. Endlich sein deutsch-nationales Empfinden und Wirken, das Anerkennung der deutschen Eigenart auch im kirchlichen Leben zu fordern wagte und den übermächtigen welschen und verwelschenden Elementen des herrschenden Katholizismus in tiefster Seele verhaßt war.

Dazu kam dann noch die gewaltige faszinierende Persönlichkeit Schells selbst, der bestrickende Zauber, der von ihm ausging und alle ergriff, die in seinen Bannkreis traten, die feurige Begeisterung, die seine hinreißenden Vorträge überall auslösten, wohin er seinen Fuß setzte. Denn nicht bloß vom Katheder aus sprach er, nicht bloß von der Kanzel der stets dicht bevölkerten Würzburger Universitätskirche richtete er seine flammenden Worte an die vornehmsten Kreise der Stadt, in allen größeren Städten hielt er unter riesigem Zudrange apologetische Vorträge ab und entfaltete so eine weitausgreifende, staunenerregende Tätigkeit. Erschienen den reaktionär-kirchlichen Gegnern schon seine freiheitlich gerichteten Lehren und Grundsätze bedenklich, so mußte ihnen seine sie beängstigende Tätigkeit und das vollgerüttelte Maß wärmster Verehrung, deren er sich in allen Schichten der Bevölkerung, namentlich unter den Studenten erfreute, noch gefährlicher vorkommen. Darum mußte Schell unschädlich gemacht werden, und so kam das Verbot seiner Schriften. Dieses Verbot reichte viel weiter, als sich manch gutmütiger Landpfarrer und wohlmeinender Laie in seiner Herzenseinfalt träumen ließ. Es sollte Schell für immer unmöglich machen. Mit Sicherheit rechnete man darauf, daß er sich der päpstlichen Entscheidung, die eine Vernichtung seines wissenschaftlichen Lebenswerkes bedeutete, nicht fügen werde; dann aber konnte man ihn als Rebellen wider die kirchliche Autorität brandmarken und vom Lehramte verdrängen. Schell durchschaute den teuflischen Plan und vereitelte ihn, indem er sich dem römischen Urteilsspruch beugte.

Die Gegner waren eine Zeitlang über diese unerwartete Wendung ganz starr. Bald aber fanden sie sich und ihre alte, haßerfüllte Eifersucht wieder und begannen die frisch-frohe Hetze von neuem. Ein Innsbrucker Jesuitenpater führte den Reigen und schleuderte in einer Reihe von Schriften und Abhandlungen die infamsten Verdächtigungen wider den Würzburger Theologen, der sich nur äußerlich unterworfen habe und noch immer nicht

aufhöre, das Gift seiner unkirchlichen Lehren zu verbreiten. Schon war eine neue Anklage wider Schell in Rom anhängig, da erlag der edle, ebenso heißgeliebte wie gehaßte Mann jäh einem tückischen Herzleiden. Seine Leichenfeier gestaltete sich zu einer erschütternden Trauerkundgebung. Der Erzbischof von Bamberg sprach ergreifende Worte an seinem Grabe; ein treuer Freund und Kollege verglich in seiner Trauerrede beim akademischen Gottesdienste sein gottbegnadetes Lehren und Wirken mit dem Opferleben des Völkerapostels, und eine stattliche Schar aufrichtiger Verehrer und Anhänger steuerte ihr Scherflein zusammen, um ihm ein würdiges Grabmal zu schaffen.

Aber der Haß wider Schell und seine Ideale machten vor seiner Totengruft nicht Halt. Es erschienen neue hämische Artikel und Aufsätze; den Vogel schoß aber Ernst Commer ab, der Wiener Dogmatiker, ein willenloses Sprachrohr der Jesuiten. Er veröffentlichte ein Buch über Herman Schell, worin er in der Verunglimpfung seines ehemaligen Universitätsfreundes, dessen Lehren und Anschauungen er in der schamlosesten Weise entstellte, ganz Unglaubliches leistete. Zwar nahm sich der Würzburger Professor Kiefl, der schon früher dem Jesuiten Stufler sehr entschieden entgegengetreten war, seines verewigten Kollegen mit ebensoviel Geist wie Wärme an. Aber es zeigte sich bald, daß sich Commer ruhig hatte soweit vorwagen dürfen, da er sich den Rücken gedeckt wußte. Der Erzbischof von Köln, ein Mann, der sich für die Wissenschaften wenig interessierte, aber ein mit um so stärkeren hierarchischen Instinkten ausgestatteter, ob seines herrischen Regimentes gefürchteter Prälat, identifizierte sich mit dem Commerschen Machwerk. Noch mehr: Sogar der Papst richtete ein Schreiben an den Wiener Dogmatiker, worin er ihn zu seiner Schrift wider Schell beglückwünschte und die Leute tadelte, ‚die kein Bedenken tragen, Schells Lehren zu empfehlen und ihn selbst mit Lobsprüchen so zu erheben, als ob er Hauptverteidiger des Glaubens gewesen sei, ein Mann, den man sogar mit dem Apostel Paulus vergleichen dürfe und durchaus würdig, daß seinem Gedächtnis durch Errichtung eines Denkmals die Bewunderung der Nachwelt gesichert werde. Aber freilich, die so denken, müssen als Leute gelten, die in Unkenntnis der katholischen Lehre befangen sind oder der Autorität des Apostolischen Stuhles Widerstand leisten!‘

Dieses Schreiben des Papstes, datiert vom 16. Juni ds. Js., erregte in katholischen Kreisen Deutschlands und besonders Bayerns das peinlichste Aufsehen. All die zahllosen deutschen Katholiken, die Schell persönlich gekannt und gehört oder doch seine Schriften gelesen hatten, waren aufs tiefste empört und entrüstet über die maßlose Dreistigkeit der Gegner Schells, die den Papst in der einseitigsten Weise zu unterrichten und zur Empfehlung eines Buches zu verleiten gewagt hatten, das von Entstellungen und Verdrehungen strotzt und einen wahren Schandfleck der katholischen Literatur bildet. All die Männer, die den Aufruf zu einer Sammlung für das

Schelldenkmal unterschrieben oder einen Beitrag gezeichnet hatten, sollten, wie das päpstliche Schreiben behauptete, ‚in Unkenntnis der katholischen Lehre' befangen sein, und dazu gehörte der Erzbischof von Bamberg, der Bischof von Regensburg, die Intelligenzen des bayrischen Episkopats und ehemalige Hochschullehrer; dazu gehörten die angesehensten katholischen Theologen und Universitätsprofessoren, dazu gehörten die glänzendsten Namen des katholischen Laientums! Nicht einmal die Pietät, die man dem Tode schuldet, sollte dem heimgegangenen Schell zuteil werden, dem größten Theologen des katholischen Deutschlands, dessen ‚Sittenreinheit, Frömmigkeit, Eifer für die Verteidigung der Religion und andere Tugenden' sogar vom Papst selbst gerühmt werden mußten . . .

So können Theologen hassen, so kann die Kirche hassen, die Liebe predigt! Der unverzeihliche Schlag, den die römische Kurie wider den deutschen Katholizismus führen zu müssen meinte, schadet nicht dem Andenken Schells, dessen Bild, von der Gloriole ungerechter Verfolgung verklärt, allen seinen Anhängern nur um so leuchtender und verehrungswürdiger strahlt; wohl aber schadet es dem Ansehen des Papsttums und des Katholizismus ganz unabsehbar und entfremdet ihm die weitesten Sympathien . . ."

Wie sieht nun der Mann aus, den der Papst zu seinem Vorgehen gegen Schell und seine Verehrer so herzlich beglückwünschte? Die gutkatholische „Kölnische Volkszeitung" zeichnet uns sein Porträt: „Heute kann man es nicht mehr anders als peinlich empfinden, daß ein Mann, der den Theologen Schell länger als ein Jahrzehnt *umschmeichelte*, es wagen durfte, den *Toten* als *Häretiker* und innerlich von der Kirche *abgefallen zu schmähen*, während er bei der ersten Nachricht von seiner Indizierung (Februar 1899) sein *herzlichstes Bedauern* aussprach, ‚daß der *wissenschaftlichen Erörterung* in dieser Weise vorgegriffen ist und deine edlen Absichten nicht so anerkannt sind, wie sie es verdienten.' (!) Dieses peinliche Empfinden sehen wir gerade bei den treuesten Katholiken, denen die allgemeine Anerkennung der Autorität des Heiligen Vaters über alles am Herzen liegt. Commer faßt seine Ausstellungen in den Worten zusammen: ‚Schell, an dir ist *nicht viel Katholisches mehr*.' Diese Ausstellungen richten sich zumeist gegen Schells Dogmatik, zu deren Vollendung ihm *derselbe Commer* 1893 mit *aufrichtiger Bewunderung* herzlich gratulierte, denn: ‚sie bringt neue Bewegung in unsere Stagnation, und für die Außenstehenden ist sie eine Brücke, über welche sie zur wahren Kirche kommen können.' So hohes Lob an den Lebenden läßt sich nicht vereinbaren mit dem so scharfen Gericht über den Toten . . ."

Professor Merkle aber, der Dekan der katholischen Fakultät Würzburg, dessen Rücktritt das bayerische Kultusministerium nicht angenommen hat, sagte in einer von fortgesetztem tosenden Beifall unterbrochenen Rede auf dem Festkommers einer katholischen Studentenverbindung: „Die Lage der christlichen Wissenschaft gleicht nicht mehr so sehr der, die

unter Esra das Gottesreich in Palästina aufzurichten bestrebt war, unsere Lage ist schlimmer. Wir gleichen den im todgeweihten Jerusalem eingeschlossenen Belagerten, die im eigenen Lager Kämpfe zu führen haben, so daß peccatur intra muros et extra zum großen Schaden der gemeinsamen großen Sache. Wir hatten in Würzburg eine junge blühende, hoffnungsvolle Schule aufgerichtet, einen herrlichen, sonnigen Geistesfrühling, da ist der Meltau der Verleumdung, der Verdächtigung und der Verhetzung gekommen, und dank dem Umstande, daß in der Ferne gut lügen ist, hat man die junge Saat zu verderben gesucht ... Wir hatten gebauet ein stattliches Haus: man griff nach Trug und Verrat und suchte die grüne Saat zu ersticken, aber die Sonne ward auch des dichtesten Nebels Herr, und die Wahrheit wird durch alle Verleumdungen gegen einen großen Toten siegreich scheinen, und trotz aller Hyänentheologen wird sich die Sonne Wahrheit sichtbar erweisen. (Stürmischer Beifall.) Mag ein Gewitter niedergehen, mag es alles zu verwüsten droben, mag das Wort des Herrn erfüllt scheinen, daß der Bruder den Bruder verrät, in unserem Kreise soll ein anderer Geist herrschen und soll das Wort gelten: ‚Ich leide, weil ich liebe, die Treue lass' ich nie.' Wir sind gewillt, die Grenzen unseres guten Rechtes zu verteidigen, treu und unerschütterlich stehen wir dabei zu unserer Kirche, aber wir wissen auch, daß mancher das kirchliche Banner zu entfalten vorgibt, der unter seinem Schutze andere Absichten verfolgt; wir wissen, daß der Teufel sich in das Gewand eines Engels verkleiden kann zugunsten egoistischer, zentrifugaler Bestrebungen. Wir wollen keinem vorschreiben, welche Überzeugung er haben soll, aber wenn einer uns die unsere nehmen will, dann wollen wir zeigen, daß für uns das Wort gilt: Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte."

Wird dies schöne Feuer weiter zünden, wird es läuternde Wärme spenden oder ist es nur ein kurzes Aufflackern, das bald in Asche zerfällt und kläglich verglimmt? Wird der „Reichsbote" recht behalten, wenn er zu der „Seelenverwahrung" des Erzbischofs von Bamberg und des Bischofs von Regensburg, die ja auch nur den Spuren des zuerst fahnenflüchtig gewordenen Freiherrn von Hertling gefolgt seien, betrübt in die Harfe greift:

„Die Flucht der kirchlichen Würdenträger beginnt bereits. Zu den Unterzeichneten des Aufrufs zur Errichtung eines Denkmals für den katholischen Theologie-Professor Schell gehörten ... auch der Erzbischof von Bamberg Dr. von Abert und der Bischof von Regensburg Dr. von Henle. Infolge der Erörterungen, die sich seit dem bekannten Briefe des Papstes an Prof. Commer an jenen Aufruf geknüpft haben, veröffentlichen nun die genannten beiden Kirchenfürsten eine gemeinsame Erklärung, daß sie die theologischen Irrtümer Schells in dem Sinne und in der Ausdehnung wie die Kirche gleichfalls verwerfen und bedauern und sie allzeit verworfen und bedauert hätten. Ihre Unterschrift zu einer Sammlung habe nur

einem Grabdenkmal für Schell gegolten, der sich ja ohnehin der kirchlichen Autorität unterworfen habe, und es könne deshalb ihrer Beteiligung an dem Aufruf niemals der Sinn und die Bedeutung irgend eines Demonstrationsaktes gegen die Kirche und ihr Verfahren gegen Schell gegeben werden. . . ."

„Das ist mehr als eine ‚löbliche' Unterwerfung," fährt der „Reichsbote" nach Abdruck der bischöflichen Erklärung fort: „das ist ein demütiger Fußfall, bei dem man Schell dogmatisch völlig preisgibt und nur noch dem ‚Freunde' einen mitleidigen Stein auf das Grab setzt. Ob dem Bamberger Erzbischof und seinem Regensburger Amtsbruder jetzt die Fahrt nach Rom erspart bleiben wird, bleibt abzuwarten; nötig ist sie gewiß nach diesem weiteren Rückzug nicht mehr. Auch Prof. Dr. Merkle würde diesem Pfade wohl gern folgen; hat er in seiner scheinbar so tapferen Erklärung für Schell ebenfalls doch schon den rein freundschaftlichen Charakter der Schellehrung und die unerschütterliche Treue zur Kirche nebeneinandergestellt; aber er hat sich gegen die ‚Hyänentheologen' wohl zu temperamentvoll ausgesprochen, als daß ihm so leicht Absolution zuteil werden sollte. Wo Rom aber erst schwankende Rohre findet, da pflegt es sie kräftig umzuknicken, wofern nicht Klugheitsrücksichten — ratione tempora habite — dagegen sprechen. Im allgemeinen erweisen sich diejenigen, welche im Zusammenhang mit der deutschen Schell- und Inderbewegung und mit dem neuen Syllabus große religiöse Taten im katholischen Lager erwartet haben, wieder als unverbesserliche Ideologen, welche die Ereignisse schon im Stich lassen. Wir waren von Anfang an auf diesen Ausgang gefaßt. Es ist das alte Bild: Viel Aufregung und wenig Ergebnis, viel Wortesaat und wenig Taternte. . . . Rom sollte man stets als Ganzes betrachten und behandeln und danach ungeteilt für oder wider es Stellung nehmen; der Versuch, mit einzelnen überschätzten Grenzbewegungen Fühlung zu nehmen, wird immer an der alten trotzigen Mauer der päpstlichen Feste und auch an der Gewandtheit der kurialen Diplomatie, die gern mit verteilten Rollen arbeitet, scheitern; ihre Gewebe und Einflüsse sind so macchiavellistisch, fein und verzweigt, daß sie nach unserer Ansicht von den wenigsten in ihrem vollen Fadeneinschlage verstanden und überschaut werden, weder von den profanen Diplomaten noch den Hausdiplomaten der meisten Redaktionen. Zuletzt führen noch immer ihre Wege gemeinsam nach Rom in maiorem Papae gloriam.

Die Macht, die Freiheit der Gewissen, Kultur- und Gedankenfortschritte der Menschheit dagegen auszuspielen, ist ein Kampf mit ungleichen und zerbrechlichen Waffen; das einzige Schwert, das dagegen noch Hilfe leisten könnte, soweit unsere Macht, mit der nichts getan ist, überhaupt reicht, bleibt die gläubige Kraft, die Wahrheit des Evangeliums. Welches von den zahllosen Organen, die gegen Rom donnern, besitzt sie aber und macht sie im Ernst jemals geltend? Darum bleibt das Getöse, der Aufwand des liberalen Kampfes auch von so verschwindendem Erfolg . . ."

Die Forderung, die Handhabung des Index zu mildern, wird, wie ein „Sachverständiger" im „Vorwärts" darlegt, nicht zum erstenmal erhoben: „Von Pius V. wurde die Indexkongregation 1571 eingesetzt, um auf Grundlage der zehn Regeln, die das Tridentinum in betreff der zu verbietenden Schriften entworfen hatte, zu entscheiden, welche Bücher ‚gegen Glauben und Sitten' verstoßen. Benedikt XIV. faßte 1753 alle diese Kongregation betreffenden früheren Bestimmungen zu einer ‚Konstitution' zusammen, die zugleich das Verfahren regelte. Sie ist noch heute in Kraft und somit 30 Jahre älter als das Landrecht des ‚großen Fritz', und das will immerhin schon etwas heißen. Darum beantragten mehrere Bischöfe Deutschlands, Frankreichs und Mittelitaliens beim vatikanischen Konzil, auch die Regeln des Index einer Revision zu unterziehen. Nicht allein in gemischt konfessionellen Gebieten, nirgends mehr könnten sie wegen der veränderten gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse im strengsten Sinne gehandhabt werden. Zugleich äußerten die Bischöfe den Wunsch, die Zensurierung neuer Bücher nicht zu promulgieren, bis man den geistlichen Vorgesetzten des Verfassers gehört habe, ‚auf daß der Verfasser auf seine Irrtümer aufmerksam gemacht, sie, wenn er guten Willens sei, widerrufen könne und dann die Publikation zur Schonung seiner Ehre ganz entbehrlich werde'. Also genau das, was diesmal die klerikalen Laien, Geistlichen und Professoren beabsichtigten.

Pius IX. gab jenem Antrage nicht statt. Immerhin waren es Bischöfe, die ihn stellten, ‚Nachfolger der Apostel', die sich mit dem Papst in die kirchliche Verwaltung teilen. Laien und niedere Geistlichkeit haben da nicht hineinzureden, vielmehr ‚jede Anordnung des apostolischen Stuhles so anzusehen, als ob sie durch den Mund des heiligen Petrus selbst bekräftigt wäre'. Dieser Grundsatz ist Fundament der Kirchenverfassung, und wenn die römische Camarilla die beabsichtigte Petition der deutschen Klerikalen als Angriff auf die Hierarchie und die kirchliche Disziplinargewalt hinstellt, so kann sie sich dabei auf die Elementarsätze des geltenden Kirchenregiments berufen. Ebenso recht hat sie, wenn sie den Index als ein wesentliches Glied der Kirchenzucht hinstellt, die sich damit nicht nur auf die katholischen Priester, sondern sehr wirksam auch auf die ‚gebildeten' Laien erstreckt."

Auch der Vorwurf „katholischer Freimaurerei" sei „vom Standpunkte fanatischer Römlinge" nicht so ganz unberechtigt:

„Es hat Zeiten gegeben, wo die klerikale Presse selbst — und in den rückständigen ländlichen Gegenden tut sie es noch heute — alles als ‚Kult des Menschentums', als ‚Götzendienst der Humanität', als tatsächliche oder grundsätzliche Freimaurerei anschwärzte, was sich nicht unbedingt dem starrsten Autoritäts- und dem wahnwitzigsten Aberglauben beugte. Der Liberalismus ist Freimaurerei, der Sozialismus ein Erzeugnis der Freimaurer, wie dies letztere Leo XIII. in seinen Enzykliken allen Ernstes ausgesprochen und damit zur päpstlichen Lehrmeinung gestempelt hat. Die moderne Wissenschaft mit ihrem ‚Unglauben', die ‚atheistische' Hochschule gilt dem Klerikalis-

mus noch heute allerwege als ein Produkt des Satans und der Freimaurer. Warum soll man nicht die geringen Konzessionen, die das Zentrum in den Industriegegenden an die Wissenschaft macht, warum soll man nicht diese ‚reformkatholische' Methode Freimaurerei heißen? Wenn das Zentrum nicht seine Vergangenheit und seine Agitationsweise verleugnen will, kann es dagegen gar nichts einwenden."

Der Coup der päpstlichen Offiziösen sei sehr geschickt, er entspreche durchaus der Psychologie, auf welche die klerikalen Massen durch das Zentrum selber gestimmt seien: „Und man fährt sehr grobes Geschütz auf, man spricht von geistlichen Bandenführern und der Leugnung kirchlicher Dogmen. Das ist rund und nett der Vorwurf der Apostasie, der Häresie, der Ketzerei und des Abfalls von Glauben und Kirche. Das ist die schwerste Anklage, die sich einem gläubigen Katholiken ins Gesicht schleudern läßt, wie sich schon daraus ergibt, daß die Häresie ohne weiteres exkommuniziert, daß kein Priester, kein Bischof, kein Patriarch und kein Kardinal von dieser ‚Sünde' lossprechen und das räudige Schaf wieder in den alleinseligmachenden Stall zurückführen kann. Das vermag nur einer, der Papst. Erschwert wird diese Anklage noch durch den Vorwurf der Freimaurerei. Der Abtrünnige und der Ketzer mögen sündigen aus Irrtum und Unverstand, der Freimaurer aber gilt als Söldling und Parteigänger des Teufels. ‚Diese traurige Sekte findet jetzt freien Spielraum, um die Geister und die Herzen zu verführen und zu verderben, und sie ist dabei ebenso ingrimmig und verstockt wie der Geist des Bösen, der sie erzeugt hat.' So sagt kein geringerer als der Vorgänger Pius X. Und diese Vorwürfe werden geschleudert gegen die führenden Personen des deutschen Zentrums, und die Stelle, von der sie kommen, bürgt den päpstlichen Offiziösen dafür, daß sie in den klerikalen Massen Beachtung finden und ihre Wirkung tun ..."

Um den Dreiklang voll zu machen, lasse ich nach den Stimmen aus dem positiv-protestantischen und dem sozialistisch-materialistischen Lager noch die eines Spötters aus dem bürgerlich-freigeistigen folgen. Unter „Glossen" liest man im „März":

„... Wir dürfen uns eingestehen, daß die Bourgeoisie das Feld wider das Papsttum nicht behauptet hat, und wir haben einige Gewähr dafür, daß sie den Sieg niemals erringen wird.

Der weichmütige Kämpfer muß unterliegen, der immer die Linie sucht, über die er nicht hinausgehen darf, und der herzlich froh ist, wenn er einen erträglichen Frieden findet.

Auf der anderen Seite steht ein unerbittlicher Gegner, der niemals paktiert, niemals Zugeständnisse macht.

Als amüsante Beweise dieser uralten Tatsache kann man die Erörterungen über Schell, Modernismus und Kulturbund (die „Verschwörung" zu Münster) lesen, obwohl sie selbst für diese Jahreszeit zu dürr sind.

Pius X. hat immer eine gute Presse gehabt. Schulze und Lehmann schenkten dem Armen ihr Mitleid, weil er, seufzend unter der

Last der Tiara, sich nach der goldenen Freiheit der venetianischen Tage zurücksehnt.

Lehmann und Schulze erzählten sich freudig, daß der neue Papst den Vatikan verlassen werde, sich aussöhnen werde mit dem modernen Italien.

Da kamen etwas störend die Zwistigkeiten mit der französischen Regierung.

Das reichliche Maß von Torheit und zufahrender Unduldsamkeit mußte auch der deutsche Bürger erkennen. Aber man wälzte die Schuld auf die Umgebung des Heiligen Vaters und fuhr fort, den Armen zu bedauern. Mitten in die rührselige Stimmung platzt nun die Erklärung gegen Schell.

Der Streit war so vom Zaun gebrochen, daß sich sogar die Kirchlichen darüber entsetzten.

Ein paar deutsche Bischöfe, deren Ergebenheit nie angezweifelt werden konnte, wurden vor ihren Diözesanen in der schwersten Weise blamiert, und der Papst zeigt, daß er vis-a-vis von Deutschen auf die vulgärsten Gefühle von Würdigkeit und Anstand keine Rücksichten nähme.

Gleich hinterdrein kam die Erklärung gegen den Kulturbund.

Sie mußte auf die Unbeteiligten herzlich komisch wirken. Ein solcher Aufwand von Zorn gegen so viel Demut ist lächerlich.

Der Pontifex, dessen behäbiges Aussehen so viele täuschte, kämpft mit dem Dreschflegel gegen seine unterwürfigsten Freunde.

Wir anderen, denen päpstliche Meinungen, Verlautbarungen und Indexe sehr wurstige Dinge sind, fragen uns erstaunt, was der grobe Spektakel bedeuten soll.

Ein paar deutsche, treukatholische Hutzelmännlein, Alräunchen und Wichtchen, haben zitternd vor Furcht ein Schriftchen aufgesetzt, in welchem sie Seiner Heiligkeit untertänigst anheimgeben wollten, ob man den deutschen Bischöfen in Literatursachen nicht ein ganz kleines bißchen von der Freiheit geben könnte, welche die englischen Kollegen haben.

Das Gesuch war in einem hündisch unterwürfigen Tone abgefaßt und wurde husch! husch! ganz heimlich bei den Vertrauensmännern herumgeschickt.

Einer machte den Verräter.

Und nun legt Rom los. Tut so, als wäre so was wie Männlichkeit und Auflehnung in dem Unterfangen . . .

Wer diese Kundgebungen einer Autorität gegen ihre unbedingten Anhänger liest, dem geht es wie einem Nüchternen, der unter Betrunkene gerät.

Man versteht nicht, um was diese Leute sich eigentlich streiten.

Nur eines hört man aus dem kreischenden Gezänke heraus: daß sich die gläubige Christenheit in Deutschland wieder einmal die Fußtritte verdient, mit denen sie von Rom regaliert wird.

In Italien verachtet, aus Frankreich hinausgeschmissen, will sich der Papst wieder einmal selbstherrlich ausleben. Und das kann er doch wirklich nur in seinem treuen Deutschland."

So sagt ein jeder sein Sprüchlein her und — fürcht't sich nit. Wie's lauten würde, konnte man sich schon vorher an den Fingern abzählen. Jeder von ihnen trägt sein untrügliches Allheilmittel im Gewande und läßt sein Fläschchen von ferne her verlockend in der Sonne funkeln. Der „Reichsbote" hält den Übertritt zum Protestantismus in Bereitschaft; der „Vorwärts" die Einreihung unter das Banner der „völkerbefreienden" Sozialdemokratie; der Spötter des „März" das souveräne Welterlösungsprinzip der allgemeinen „Wurschtigkeit", des „Pfeifens auf alles". Unsere deutschen Katholiken brauchen nur zuzugreifen. Nichts leichter. Wenn sie's nicht tun, so haben sie sich's eben selber zuzuschreiben. Warum sind sie auch so dumm? —

Eines vor allem dürften unsere katholischen Mitbrüder verlangen: Verständnis für ihre Lage. Dazu gehört aber, daß man sich von dem bequemen Sessel, auf dem man selber sitzt, erhebt und sich, sei's auch nur auf ein nachdenkliches Stündchen, in die Lage des andern versetzt. Dann wird man bald gewahr werden, daß mit solchen Mitteln weder unsern deutschen Katholiken noch auch den eigenen Wünschen gedient ist. Auch der überzeugteste Protestant wird jede Propagierung des Protestantismus in katholischen Kreisen in dem Augenblicke einstellen, in dem er erkennt, daß er damit nur das Gegenteil seiner Absicht fördert, nur den Einfluß der römischen Hierarchie verstärkt und befestigt, ihr das willkommene, noch nie vergeblich angewandte Mittel liefert, mit heuchlerischem Augenaufschlag die „katholische Kirche", den „katholischen Glauben" für „gefährdet" zu erklären. Der Protestantismus, soweit er noch auf dem gemeinsamen Boden des Christentums steht, darf eine Entwicklung des Katholizismus im nationalen und reformerischen Sinne nicht von seiner Initiative im katholischen Lager erwarten. Wo er gerufen wird, da soll er pflichtgemäß freudig und hilfsbereit herbeieilen, sonst aber sich darauf beschränken, in den katholischen Mitbrüdern durch selbstlose Teilnahme an ihren Kämpfen und Nöten, verständnisvolles Eingehen auf ihre besondere Lage, wie sie nun einmal gegeben ist, das lebendige Gefühl unzerreißbarer nationaler und religiöser Gemeinschaft wachzuerhalten und zu stärken. Das allein kann ihnen in der Abwehr römischer Übergriffe, in der Fortentwicklung zu freieren Formen und Anschauungen den Nacken steifen.

Nur von diesem selbstlosen, von allen Nebengedanken und -wünschen freien Bewußtsein, das sich bemüht, katholische Dinge in katholischem Lichte zu verstehen, dürfen wir auch unsere katholischen Mitbrüder daran mahnen, daß sie nicht nur eine willenlose Herde dem Vatikan untertäniger Schäflein sind, die von seinen diensttuenden Jesuiten in Reih und Glied gebellt und gebissen werden, sobald sie nur einen Fußbreit vom willkürlich anbefohlenen Wege abweichen, sondern auch in ihrem Gewissen und vor Gott freie Persönlichkeiten und wehrhafte Deutsche. Daß sie als solche auch eine menschliche und nationale Würde zu wahren haben, und daß es unwürdig ist, ohne zwingende Gründe des Glaubens und Gewissens, die gottentflammte Leuchte der eigenen Vernunft, der Erkenntnis

von Gut und Böse, Recht und Unrecht, auf Geheiß hoch- und übermütiger welscher Fronvögte in den Sümpfen despotischer Geistesverfinsterung und -knechtung verlöschen zu lassen. Nur durch die geistigen Augen, die uns Gott mit der Geburt gegeben, unsere Pilgerfahrt durch diese Welt zu vollenden, können wir auch die Dinge der Welt und des Glaubens, können wir Gott schauen. Es gibt keine anderen als die gottgegebenen und gottgeschaffenen, und wer immer auch sie uns verbinden will, der versündigt sich nicht nur an uns, sondern auch an Gott. Und es ist die schwerste Sünde, denn es ist die Sünde wider den Heiligen Geist.

Nur aus sich selbst heraus kann und wird sich der deutsche Katholizismus zur Freiheit der Persönlichkeit in Gott und Christus und zum Bewußtsein nationaler Würde durchringen. Ich rede keinem Katholiken zu, Protestant zu werden. Will er's, so soll er's nur aus unabweisbarem innern Drange, nach reiflicher Selbstprüfung tun. Im übrigen sollen die Katholiken ruhig Katholiken bleiben. Aber sie sollen sich auch dessen bewußt und immer bewußter werden, was sie auch als Katholiken sich selbst, ihrem persönlichen und nationalen Gewissen schuldig sind. Mit antiultramontanen Reichsverbänden und ähnlichen konfessionellen Reaktionen liefert man am letzten Ende doch nur Wasser auf die Mühlen der „Diensttuenden", erschwert man den gebildeten und aufgeklärten Katholiken das aufklärende und befreiende Wirken in ihren Kreisen aufs äußerste, wenn man es ihnen nicht gänzlich lahmlegt. Und schließlich umfassen doch diese Organisationen nur immer dieselben längst überzeugten Gesinnungsgenossen. Durch jene Verbände wird so wenig ein Katholik für andere Anschauungen gewonnen, wie durch den General v. Liebertschen Reichsverband ein Sozialdemokrat für die konservative oder nationalliberale Partei. Augenblickserfolge, die scheinbar erreicht werden, rächen sich später nur um so schwerer. Was an rüstiger Tatkraft vorhanden, wird von schöpferischer positiver Arbeit abgebracht, in unfruchtbaren Bemühungen aufgebraucht, und der Verhetzung und Vergiftung des gesamten Volkslebens bis in das allerpersönlichste gesellschaftliche und Familienleben hinein ist schlechterdings kein Ende.

Von dem tiefen Bedürfnis unserer gebildeten Katholiken nach einer geistigen Nahrung, die dem Stande der allgemeinen Bildung und Entwicklung auch auf katholischer Seite Rechnung trägt, spricht mehr als ein dahin zielendes literarisches und wissenschaftliches Unternehmen. Die innere Abhängigkeit des gebildeten deutschen Katholizismus wird auf protestantischer Seite vielfach gewohnheitsgemäß überschätzt, der Notstand dagegen, unter dem er bei den einmal gegebenen und denn doch nicht von heute auf morgen zu ändernden Verhältnissen zu leiden hat, ebenso unterschätzt. „Wir modern empfindenden Katholiken, deren es Tausende gibt," so wird dem Türmer geschrieben, „leiden sehr darunter, daß Rom sich noch immer nicht den innerlich längst überwundenen Absolutismus abgewöhnen will, daß man uns das Denken verbietet, und daß Rom sich der Versöhnung

von Glauben und Wissen nach dem Beharrungsgesetze widersetzt. Wir Katholiken, die die Weltanschauung unserer großen Dichter und Philosophen kennen gelernt haben, sind wirklich in einer üblen Lage. Viele heucheln, manche werfen alle Religion über Bord. Schuld daran ist die Kirche, die uns statt Brot Steine bietet, statt mit echter, geistiger, religiöser Nahrung, mit veralteten Formeln abspeist; mit einem Wunderglauben, der durch einige Worte der Bibel nicht zu beweisen ist und mit den Ergebnissen der Wissenschaft in krassem Widerspruche steht.

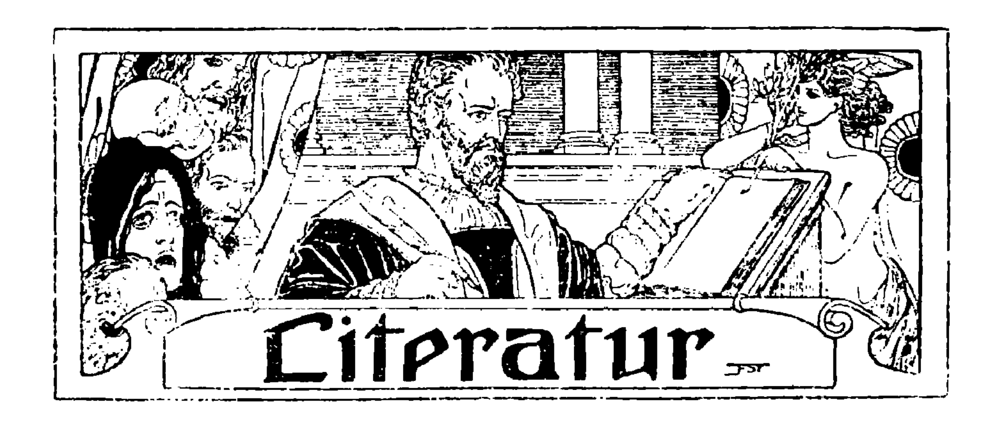
Es kann nur besser werden, wenn aus der höheren Schule der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen verschwindet, wenn man unsere Jugend wirklich in die Weltanschauungen unserer großen Dichter und Philosophen einführt, was jetzt nur höchst kümmerlich geschieht. Wenn man von den alten Klassikern nur die mit Auswahl läse, die uns wirklich noch etwas zu sagen haben! Aber auch da das Beharrungsgesetz! Es wäre die beste Bekämpfung der ultramontanen Weltanschauung, wenn man die katholische studierende Jugend unsere deutschen Dichter und Philosophen gründlich kennen lehrte: das geschieht nicht. Tausende kennen nicht einmal den Faust. An den Gymnasien wird er nur höchst ausnahmsweise gelesen.

Es würde uns sehr freuen, wenn Sie für uns modern denkende Katholiken in Ihrem Blatt auch eine Lanze brechen möchten!"

Ich bin dem verehrten Briefschreiber und seinen Gesinnungsgenossen aufrichtig dankbar für das Vertrauen, das sie dem „Türmer" durch diese völlig spontane Kundgebung beweisen. Die Bestrebungen und Kämpfe der deutschen Katholiken waren ja in den Händen Herman Schells, der ihnen in diesen Blättern mit tiefgründiger Teilnahme und durchdringender Sachlichkeit Schritt für Schritt folgte, so gut aufgehoben, daß ich glaube, mir in dieser Hinsicht wenigstens keinen Vorwurf machen zu müssen. —

Ein solcher Brief spricht beredter, wirkt in seiner unmittelbaren Aussprache von Person zu Person überzeugender, als zahllose für den Druck geschriebene Auseinandersetzungen, in denen hüben wie drüben als das Ziel sauren Schweißes und heißen Bemühns das Bestreben kenntlich wird, immer wieder künstliche Scheidewände aufzurichten, statt sie niederzulegen. Versuchen wir doch ernstlich, offenen Auges, unbefangenen Sinnes die Dinge zu sehen, wie sie in Wirklichkeit sind, wie sie uns das helle Tageslicht zeigt, nicht das künstliche, trüb durch gedämpfte Scheiben brechende, oder die Hornbrille des Urgroßvaters, und — was gilt's? — wir werden nur noch wenig von Scheidewänden sehen. Nur Mut zu der Sehkraft des eigenen Auges, nur Vertrauen zu der sieghaften Wahrheit des lieben Himmelslichtes!





Das Volkslied

Sein Werden und Wesen, Vergehen und — Auferstehen

Von

Prof. Dr. Paul Förster

Volkslieder sind seit Herder in reicher Fülle gesammelt worden; vieles ist freilich für immer dahin, der rechte Zeitpunkt, es noch zu sammeln, ist versäumt worden, die Erkenntnis von dem, was auf dem Spiele stand, ist zu spät gekommen. Auch eine Fülle von umfassenden oder Einzelschriften über das Volkslied liegt vor. Noch fehlte es aber an einer Gesamtdarstellung von dem Wesen, Werden und Vergehen des Volksgesangs.

Diesem Bedürfnisse ist jetzt Dr. Otto Böckel in seiner „Psychologie der Volksdichtung" (Leipzig 1906, B. G. Teubner. 432 S. gr. 8°) nachgekommen, das Wort Psychologie in dem doppelten Sinne verstanden: Seelenkunde des Liedes selbst und Seelenkunde der Völker gemäß ihren Liedern („Stimmen der Völker in Liedern").

Das Werk ist sehr reichhaltig und gründlich, „langer Jahre redlich Streben", dabei planmäßig und übersichtlich angeordnet und durchgeführt. Leicht hätte der Verfasser ohne Zweifel aus seinen Sammlungen mehr geben können; doch genügt das Gegebene vollkommen für den Zweck. Und gelehrte Forschung mit unterhaltender Darstellung verbindend, ist diese wohlgelungene Gesamtbehandlung des umschichtigen Stoffes dankbarst zu begrüßen und, außer den Fachleuten, auch jedem gebildeten Leser warm zu empfehlen.

* * *

Der Ursprung des Volksgesanges liegt in dem Rufe, der ein begriffloser oder ein Nennwort, ein kurzer Satz sein kann. Wie es Lieder ohne Worte, so gab und gibt es Lieder ganz oder zum großen Teile aus bloßen Ausrufen; und noch heute nehmen solche oft einen breiten Raum ein (Juvivallera . . . trallala u. dgl.). Sie genügen, um die Stimmung auszudrücken, darauf allein kommt es an. So das altgriechische ἰή (ἰώ)

παιάν oder ὑμήν in Sieges- und Hochzeitsliedern; so das Yule, Yule in Yorkshire, wenn zu Weihnachten der große Julholzblock in Brand gesetzt wurde; so die Jodler u. a. dgl. Beim Tanze insbesondere, wenn alles sich im Takte wiegt, entringt sich den Kehlen ein Schreien und Juchzen. Der Schweizer Wittenweiler gibt davon folgende anschauliche Schilderung:

Do chnatens hin, do tratens her,
Nicht anders sam die wilden per,
We wie, wie höh seu sprungen,
Jr armen auf swungen!
Der ein der schre: hie ju! hy jo!
Der ander: Jo, wie get es so!

Welche Klangfülle solchem bloßen Rufe innewohnt, hat Richard Wagner in seinem 1870 verfaßten Aufsatze über Beethoven schwungvoll geschildert:

„In schlafloser Nacht trat ich einst auf den Balkon meines Fensters am großen Kanal in Venedig; wie ein tiefer Traum lag die märchenhafte Lagunenstadt im Schatten vor mir ausgedehnt. Aus dem lautlosesten Schweigen erhob sich da der mächtige, rauhe Klageruf eines soeben auf seiner Barke erwachten Gondoliers, mit welchem dieser in wiederholten Absätzen in die Nacht hineinrief, bis aus weitester Ferne der gleiche Ruf den nächtlichen Kanal entlang antwortete. Ich erkannte die uralte schwermütige melodische Phrase, welcher seinerzeit auch die bekannten Verse Tassos untergelegt waren, die aber an sich gewiß so alt ist, als Venedigs Kanäle mit ihrer Bevölkerung. Nach feierlichen Pausen belebte sich endlich der weithin tönende Dialog und schien sich im Einklang zu verschmelzen, bis aus der Nähe wie aus der Ferne sanft das Tönen wieder in neugewonnenem Schlummer erlosch. Was konnte mir das von der Sonne bestrahlte, bunt durchwimmelte Venedig des Tages von sich sagen, das jener tönende Nachttraum mir nicht unendlich tiefer unmittelbar zum Bewußtsein gebracht hätte.

„Ein andermal durchwanderte ich die erhabene Einsamkeit eines Tales von Uri. Es war ein heller Tag, als ich von einer hohen Alpenweide zur Seite her den grell jauchzenden Reigenruf eines Sennen vernahm, den er über das weite Tal hinübersandte; bald antwortete ihm von dorther durch das ungeheure Schweigen der gleiche übermütige Hirtenruf; hier mischte sich nun das Echo der ragenden Felswände hinein, im Wettkampfe ertönte lustig das ernste schweigende Tal."

Gerade auf Wagner mußten solche Erfahrungen einen tiefen Eindruck machen: jener Ruf, die „melodische Phrase", ist in seinem musikalischen Drama das Leitmotiv; auch dieses ertönt immer von neuem, Gefühle und Erinnerungen weckend; auch um dieses schlingt sich ein Strom begleitender Töne; auch in ihm ist Ton und Wort nicht zu trennen, sie sind zugleich miteinander erstanden.

* * *

„Volkslied ist der dem Gefühlsleben unmittelbar entsprungene Gesang der Naturvölker." Indes auch inmitten eines „Kulturvolkes" kann es noch Schichten und Teile geben, auf die die Bezeichnung „Naturvolk" anwendbar ist; und selbst wenn die Natur in dem großen Kulturbrei scheinbar ganz untergegangen zu sein scheint, so ist sie „latent" doch immer vorhanden, wie der Naturtrieb, das leibliche Gewissen des Menschen, wie die Naturheilkraft; und wer weiß, ob sie sich nicht mit der Rückkehr von der auf uns lastenden „Kultur" zur Natur, nach der sich heute wieder einmal alles sehnt, von neuem regt und in der Zukunft neue Blüten treibt. Denn auch hier gilt das Wort „Naturam expellas furca, tamen usque recurret" — Treibe die Natur mit Gewalt aus, sie wird dennoch wiederkehren.

Dem Volksliede ist die Weise alles, das Wort wenig; und um die Stimmung zu erregen, das Gefühl zu entlasten, genügt auch ein bloßes Summen, ein Pfeifen, ja ein stummes Gedenken der Weise, etwa noch mit dem von der Hand dazugeschlagenen Takte.

Aber „der Ruf dehnt sich nach der Stärke des Gefühles und der stetig steigenden Empfindsamkeit immer mehr, bis der Rahmen des Rufes springt und die Gefühle sich in längeren Ausführungen, Worten, weiteren Rufen usw. Luft schaffen. Hier ist der Ansatz zum Liede. Aus dem Ruf wird sich zunächst ein kürzeres Lied, aus diesem ein mehrstrophiges gebildet haben."

Zum Gefühle kommt hinzu die Anschauung und der Begriff, zum Dionysischen das Apollinische, wie bei der Geburt des Schauspiels, wie sich aus der Knospe die Blüte entwickelt. Der denkende, selbstbewußte Geist sucht in das Gefühlsleben Ordnung zu bringen; da genügt der Ruf, der Ton nicht mehr, das erlösende Wort muß, wie im Schlußsatze der 9. Sinfonie Beethovens, dazutreten; und das volle und vollendete Kunstwerk im kleinen ist da, namentlich wenn auch noch das Mienen- und Gebärdenspiel und der Tanz dazutritt. Denn „der Tanzplatz ist überall der Entstehungsort vieler Volkslieder. Angeregt durch die Stimmung des Augenblicks und die mimische Darstellung der Liebe im Volkstanze, löst sich das dichterische und rhythmische Talent einzelner Tänzer plötzlich in Stegreifgesänge aus, welche sofort von den Anwesenden wiederholt, vielfach weitergetragen und daraus zu Volksliedern werden." Nie ist der echte Volkstanz ohne Volksgesang gewesen; daher das Wort Ballade (Ballada, ballata) = Tanzgesang.

Ein umgekehrter Vorgang ist es, wenn unverstandene Worte, namentlich Fremdworte, wieder zum bloßen Rufe werden, namentlich in Kirchenliedern, wie das Kyrie eleison oder Kyrieleis, das Hosiannah, das Miserere, das Ave Maria u. dgl.

Wort und Weise sind miteinander entstanden und untrennbar; singen ist gleich sagen. Ein Lied ist nicht ein bloßes Gedicht (den Begriff ‚Gedicht' lernt das Volk erst auf einer Kulturstufe kennen, wo es selbst aufgehört hat zu dichten" (d. h. zu singen), „wo das Volkslied abzusterben beginnt" (Wollner, Untersuchungen über den Versbau des südslavischen Volksliedes). Gedicht und Dichten sind als Wort und Begriff etwas Unvolkstümliches (weshalb Böckel sein Werk auch besser „Psychologie des Volksgesanges"

genannt hätte), eingegeben mehr vom Gedanken, als vom Gefühle. Nach den Erfahrungen der Sammler erklärten die Sänger übereinstimmend, sie seien unfähig, ihnen ihre Lieder zu diktieren, d. h. herzusagen; wenn sie sie dagegen sangen, fielen ihnen die Worte wieder ohne Mühe ein.

Da die Weise, der Gesang die Hauptsache ist, da in ihm das Gefühl sich Luft macht, der Gedankengehalt Nebensache, so ist die Genügsamkeit der Grundzug des Volksgesanges; auf den Inhalt, auf Vollständigkeit, auf geschlossenen Gedankengang kommt es ihm nicht an. Die Weise ist der herrschende Teil der Ehe zwischen Wort und Ton; ihr entsprechend werden die gewichtigen Worte und Zeilen auch gern wiederholt, wie in jenem ergreifenden Landsknechtsliede:

Im Blut mußten wir gan,
Im Blut mußten wir gan,
Bis über, bis über die Schuh:
Barmherziger Gott, erkenn' die Not!
Barmherziger Gott, erkenn' die Not!
Wir müssen sonst verderben also.

Dagegen ist dem Volksgesange sinnliche Anschauung und klarer Ausdruck eigen. „Hier ist keine nebelhafte Unklarheit, keine Verschwommenheit; das Volkslied, in Licht und Luft entstanden, ist von kristallheller Klarheit. Unmittelbar dem Schauen entsprungen, steht es allem Abstrakten fern und verleiht allem, was es besingt, anschaulichen Ausdruck." Daher auch seine Vorliebe für malende Beiworte (Epitheta ornantia), wie in der hübschen Strophe aus Oberschefflenz:

Da draußen auf dem weißen Feld,
Da liegt ein roter Stein,
Und darauf da steht geschrieben:
Du sollst keinen andern lieben,
Als mich nur ganz allein.

Wäre das Wort die Hauptsache, dann wären Wiederholungen lästig, ja geschmacklos; und selbst im Gesange haben sie ihre Grenze. Wenn in Kantaten, Arien u. dgl. ein und dasselbe ins Endlose wiederholt wird, so ermüdet das und stößt ab; um so mehr, wenn auch die Dinge selbst, wie jene Tonwerke in unserer Zeit, so wenig inneren Wert, so geringe Herzensoffenbarung in sich enthalten.

Wie ungemein genügsam das Volkslied in betreff der Worte ist, dafür ist mir ein Beispiel vom Jahre 1870/71 in der Erinnerung. Wir hatten die Gefangenen von Peronne an die Grenze zu bringen. Die armen Teufel schleppten sich hungrig und durstig und frierend dahin und waren nicht leicht vorwärtszubringen noch zusammenzuhalten. Da stimmten sie eine Marschweise an, und alles ging jetzt glatter vonstatten. Das Lied lautete: Mon empereur, Vous ne buvez guère, Mon empereur, Vous ne buvez pas! Dann folgte ein längerer Abgesang in bloßen Rufen. Die andren Strophen lauteten ganz gleich, nur daß es jetzt hieß: Mon maréchal,

buvez guère usw. Gewiß kein erhabener Inhalt, im Gegenteil, platt und gewöhnlich; aber die Weise war gefällig und sie tat ihre Dienste; sie half über ein gut Stück Weges hinweg und belebte die müden Geister und Leiber. Ein Beweis dafür ist auch, daß Wort und Weise mir bis heute getreu in der Erinnerung geblieben sind.

*

Das Wort kann nur einer finden; aber sein Verdienst ist gering. In dem Volksliede äußert sich keine persönliche Eigenart; was der eine singen und sagen kann, das hätte auch jeder andere gekonnt. Und von allen ohne weiteres angenommen, wird es auch von allen frei verwendet, verändert, auf andere Verhältnisse, ja in ganz andere Zeiten und Länder übertragen. Das Volk, das seine Lieder singt und erfindet, ist noch eine Einheit; so herrscht mit Recht in seinem Liede, in seiner Kunst überhaupt, ein gesunder Gemeinsamkeitssinn (Kommunismus).

Indes macht es nichts aus, ob ein Dichter als erster Schöpfer des Liedes bekannt sei oder nicht; darin liegt nicht der Begriff von Volkslied und Kunstdichtung. Auch der Kunstdichter kann zum Volke hinuntersteigen und mit ihm fühlen und denken und leben; er kann ihm dann sein Lied vermachen, wie er es seinerseits in roherer Form von ihm oft genug übernommen hat, und wird damit zum Dichter oder Sänger eines Volksliedes. Das gleiche gilt von dem Tonkünstler, der dem Volke seine Weise vermacht, oft genug zum Danke für erhaltene Anregungen, und mehr als das, geradezu für Entlehnungen.

Ich übergehe vieles, was Böckel darstellt und womit er zu eigenem Denken und Beobachten anregt. Ich erwähne nur noch die Haupttitel, um sein Werk in aller Kürze zu empfehlen: Volksart und Volksdichtung — Volkssänger — Die Frauen und ihr Anteil am Volksgesang — Die Totenklagen — Stätten des Volksgesanges — Lebensfähigkeit der Volksdichtung — Wanderungen der Volkslieder — Wettgesänge — Wirkung des Volksgesanges — Der Optimismus der Volksdichtung — Mensch und Natur, ein besonders schöner und wichtiger Teil — Das Gefühlsleben im Volksliede — Humor und Spott in der Volksdichtung — Hochzeitslieder. Jeder Teil enthält wieder eine Fülle von Unterteilen; und so ergibt sich eine reiche Fülle anregender Gedanken und Betrachtungen.

Daß die Volksart das Volkslied eingibt, daß dieses also jene widerspiegelt, war für Herder der leitende Gedanke und ist seitdem für die tiefere Erschöpfung der Geschichte ein wichtiger Gesichtspunkt geblieben: Wie das Volk singt, so ist es. Bemerkenswert ist es z. B., was Percy in seinen „Relics of ancient english poetry" (Tauchnitz-Ausg. II, 287) sagt: „It is worth attention, that the English have more songs and ballads on the subject of madness, than any of their neighbours" — Es ist beachtenswert, daß die Engländer mehr Lieder und Balladen über das Thema der Verrücktheit haben, als irgendeiner ihrer Nachbarn.

Geschichtliche Volkslieder aber in dem Sinne, als ob sie ge-

Forschung dienen könnten, gibt es nicht, kann es nicht geben; das geht aus der Entstehung und dem Wesen des Volksliedes deutlich hervor. „Das Volkslied ist als Geschichtsquelle unbrauchbar, es besteht weder geschichtlicher Sinn, noch das Bedürfnis danach, geschichtliche Ereignisse im Volksliede festzuhalten. Es ist deshalb auch unmöglich, von einer Gattung geschichtlicher Volkslieder zu reden. Im Bewußtsein des singenden Volkes gibt es solche nicht." Wir haben es nur mit persönlichen Eindrücken und Stimmungen zu tun. Auf die Treue dieser Stimmung, höchstens noch auf die treue geschichtliche Farbengebung kommt es an, nicht auf den Inhalt. Das einzelne wiederum dient als Ausdruck des allgemein Menschlichen. Dieses und die Schilderung der Natur ist das Wichtige und Bleibende, der Vorgang selbst bildet darin, wie in einem großen Bilde und Rahmen, das Wandelbare und Nebensächliche.

Ein besonders lehrreiches Beispiel dafür ist das berühmte Marlbruklied, berühmt mehr um seiner Verbreitung, seiner Weise (Tanzweise und Kinderspiel in Dänemark und Spanien; außerdem liegt die Weise dem Liede „Ein Fähnrich zog zum Kriege" zugrunde), und der durch das Lied erregten Stimmung willen, als um seines Inhaltes. Dieser ist ganz ungeschichtlich; das Lied läßt sich nicht auf die Schlacht von Malplaquet beziehen, noch ist bekanntlich der Held Marlborough im Felde geblieben. Aber die echt romanzenhafte Schilderung seines Begräbnisses, da lag's, darauf kam es dem Volke an! Und diese Zutat, die die Hauptsache ist, führt uns weiter und weiter rückwärts; es bleibt, alles Geschichtlichen entkleidet, der allgemein menschliche, sich immer wiederholende Vorgang über: Der harrenden Gattin wird in irgend einer mehr oder minder wunderbaren Weise die Kunde von dem Tode ihres Gatten überbracht.

Das Lied ist in Spanien vielleicht schon alt; dort gibt es eines von Mambrú, womit wohl der Name Marlbruk zusammengeworfen worden ist. Jedenfalls aber finden wir bereits ein französisches Lied auf den Leichenzug des Herzogs von Guise, gesungen um 1566, das offenbar der Vorläufer des Marlbruk-Liedes ist. Man vergleiche z. B.

Marlborough-Lied
nach der ältesten Volksüberlieferung in Kanada

Monsieur Malbrough est mort
Mironton etc.
Monsieur Malbrough est mort
Est mort et enterré.

I'lai vu porter en terre
Mironton etc.
I'lai vu porter en terre
Par quatre—z—officiers.

L'un portait sa cuirasse
Mironton etc.
L'un portait sa cuirasse
L'autre son bouclier.

Guise-Lied

Qui est mort et enterré
Aux quatre coins du poêle
Et bon, bon, bon
Quatre gentilhom's y avoit.

Quatre gentilhom's y avoit,
Dont l'un portoit son casque
Et bon, bon, bon
Et l'autre ses pistolets.

Schluß:	Schluß:
La cérémonie faite	La cérémonie faite
Mironton etc.	Et bon, bon, bon
Chacun s'en fut coucher.	Chacun s'alla coucher.

Das Marlbruk-Lied ist aber auch abwärts auf zahlreiche andere Persönlichkeiten umgedichtet worden, so auf General Marcé, der 1793 von der königlichen Partei geschlagen wurde, neuerdings gar — „wider all sein Verdienst und Würdigkeit" — auf Gambetta.

Andere Beispiele von solcher Übertragung auf spätere Personen und Ereignisse, wobei am Wortlaute nur wenig geändert wird, sind folgende: Ein Lied aus dem letzten Türkenkriege auf die Belagerung Belgrads unter Loudon wurde bald nachher auf die Belagerung von Mainz (1793), später auf die von Glogau (1806) übertragen. Und ein Lied auf die Schlacht bei Prag (1757) wurde auf die Belagerung von Paris (1870/71) umgedichtet, mit dem Anfange:

Als die Preußen marschierten vor Paris,
Paris die wunderschöne Stadt usw.

Ein Spottlied auf Napoleon I. wurde 1848 kurzerhand auf die demokratischen Freischaren umgedichtet, so wenig die beiden miteinander gemein hatten. Ein Lied von der Leipziger Schlacht sang man von neuem 1870 auf den Krieg mit Frankreich. Das Volkslied: „In Böhmen liegt ein Städtchen", das den heldenmütigen Untergang österreichischer Jäger bei Santa Lucia (1848) feiert, wurde später auf den Feldzug von 1859, dann auf die Schlacht von Königgrätz übertragen. Ein Lied auf Napoleons Zug nach Rußland und den Untergang seines Heeres wurde im Elsaß, zum Teil ohne Veränderung der Worte, auf den Krimkrieg und die Belagerung Sebastopols umgesungen. Und ein Lied von 1866 ward auf den deutsch-französischen Feldzug, dann sogar auf den Kampf der Österreicher in Bosnien (1878) übertragen. Und da spreche man noch von „historischen" Volksliedern!

Vom Absterben des Volksgesanges ist ein traurig Lied zu singen. Verdrängt, ja nahezu vernichtet haben ihn das heutige Verkehrs- und Erwerbsleben, die immer rasendere Jagd nach dem Glücke, die Unruhe, die Heimatlosigkeit; sodann der immer fortschreitende Zerfall des Volkes in Klassen, deren höheren der einfache Volkston nicht mehr genügte; sie wollten vom Volke nicht mehr schlicht und einfach, aber herzlich gesungen, sie wollten von Kunstdichtern vornehm und „gebildet" gedichtet haben; und ihnen machte es das arme, betörte Volk nach in Sitten und Trachten, im Hausbau wie im Gesange. Auch die Buchdruckerei, die das flüssige Lied festlegte und erstarrte, hat das Ihrige dazu beigetragen; das Gedächtnis wurde schwächer, die Überlieferung ließ nach, man hatte es ja schwarz auf weiß. Ferner in neuester Zeit die technisch erstaunliche, künstlerisch geradezu scheußliche und verhängnisvolle mechanische Musik für 5 oder 10 Pfennig, der allmählich sogar der noch immer erträglichere Leiermann und Bänkelsänger zum Opfer

fällt; bald wird es nicht nur mehr heißen: Frisia non cantat, sondern: Germania non cantat — Deutschland singt nicht mehr. Dazu die irrtümliche Wertung des Volksgesanges: hier hält man die ewig wechselnden, wenn nicht gemeinen, so doch blöden und geistlosen Gassenhauer dafür; dort die Kunststückchen oder fad-sentimentalen Ergüsse des Männerquartetts, einer Entartung und damit feindlichen Macht des wahren Volksliedes. Nicht genug, daß Lieder, wie „Wer hat dich, du schöner Wald“ als Volkslieder empfohlen werden; noch viel tiefer zum Bedeutungslosen und aller Kunst Baren ist der vielgerühmte „Männergesang“ und gleich ihm so manches in den Familien gepflegte Lied (Mendelssohn, Abt u. dgl.) herabgestiegen.

Doch viel früher schon haben sich staatliche und kirchliche Gewalten zu einem wahren Kreuzzuge gegen das Volkslied verschworen. Es ist diesem ergangen wie den Spinnstuben und mancher schönen Volkssitte. Wegen geringfügiger Anstöße wurde dem Ganzen, um der Ordnung und guten Sitte willen, der Krieg erklärt, und leider nur mit zu gutem Erfolge. Einmal aber ausgelöscht, geht es solchen Volksschöpfungen wie den heimatlichen Pflanzen und Tieren, die man um der fragwürdigen „Kultur“ willen vertilgt hat; sie sind dann nicht wieder einzubürgern.

Schon der „heilige“ Augustinus tadelte in seinen Predigten die „verbrecherischen und nichtswürdigen Tänze und Lieder“; er wußte wohl warum; er wollte Buße tun für die Sünden seiner Jugend. Und leider hat sich der Augustiner Luther zum Volksliede und -spiele nicht viel anders gestellt.

Die katholische Kirche, die sonst gegen Volkssitten und -unsitten so duldsame, hat diesen Kampf gegen das Volkslied später zielbewußt fortgesetzt. Der „heilige“ Patrick verbrannte gar im Jahre 430 an einem Tage 300 Bardenbücher. Was Wunder dann, daß ein Ludwig der „Fromme“ die gesammelten Heldengesänge verbrannte: tantum religio potuit suadere malorum — zu so viel Unheil konnte Religion verleiten! Cäsarius, Bischof von Arles, predigte gegen die „teuflischen, schimpflichen Liebeslieder“ der Bauern und Bäuerinnen der Provence. Das Konzil zu Ilerda (546) verbot Gesang und Tanzen bei Hochzeiten; das von Mainz (813) desgleichen.

Und die protestantische Geistlichkeit erwies sich nicht duldsamer; noch standen hinter der Kirche wiederum die weltlichen Behörden zurück.

Ich erlasse mir weitere Belege der traurigen Tatsache, daß einem falschen Begriffe von Glauben, Frömmigkeit, Bildung mit so vielem andren der deutsche Volksgesang zum Opfer gefallen ist.

Wird die Zukunft einmal dessen Wiederaufleben bringen? Gemacht kann dergleichen nicht werden; es muß durch sich werden; und wer will die Hoffnung aufgeben oder bekämpfen, daß uns mit veränderten Verhältnissen auch dereinst ein neuer Volksfrühling kommen werde und mit ihm ein neuer Volksgesang. Vorerst freilich ist es noch untröstlich allerwärts, untröstlich zum Verzweifeln. Man höre auch die innigen Klagen eines Rosegger über den Untergang seines steiermärkischen Volkstums.

Selbst aber ein so vielgeprüfter Mann und Pessimist wie Dr. Böckel wagt es, sein Werk mit den Worten zu schließen: „Uhland war auf richtiger Fährte, als er aus den Volksliedern eine waldesduftige, seelenvolle Weltanschauung zu gewinnen trachtete. Weltanschauung, das ist's, was das Volkslied der unstet hin und her schwankenden Menschheit wieder bringen könnte, wenn sie los und ledig aller überflüssigen Denkarbeit wieder zum gesunden Empfinden und zur Natur zurückzukehren vermöchte.

„Laßt uns wieder Volkslieder singen! Das heißt so viel als: ‚Laßt uns wieder gesund werden an Körper und Seele!'"

Denn

> Wer des Brünnleins trinket,
> Der jungt und wird nicht alt.

Gar wunderbar sind die Kurven des geschichtlichen Werdeganges. Wagen wir also noch zu hoffen, auch bezüglich des Volksgesanges! Denn wenn wir eine deutsche Auferstehung erleben — warum sollte sie nicht doch einmal kommen? — so wird auch jener mit ihr aus dem Grabe erstehen als der natürliche Ausdruck eines stark- und frohgemuten, gesunden und seiner Art treuen Volkes.



Karl August von Weimar

Zu seinem 150. Geburtstage am 3. September 1907

In den Zeiten Karl Augusts hat Weimar dieselbe Stellung erreicht, die der Hof zu Eisenach in der Blütezeit des Minnesangs eingenommen. Diesen Vergleich vor Augen, sagte Jean Paul: „Erst will man in die nächste Stadt, dann nach Weimar, dann nach Italien." Vorbereitet durch den Geist und die Anmut seiner Mutter Anna Amalia, fand der junge Herzog bei seinem Regierungsantritt ein frühlingsfrohes Land, aus dem es ihm gelang, reiche, unsterbliche Ernte zu ziehen.

Als Kind von der zierlich-pedantischen Atmosphäre des Rokokozeitalters umgeben, wurde er als Jüngling zum leidenschaftlichen Anhänger des Naturkultus, der in Rousseaus Namen alle Welt ergriff. Wir sind gewohnt, in Karl August den behäbigen Fürsten mit Ordensstern zu sehen, der den Minister von Goethe empfängt und sich stolz bewußt ist, als Paladine Deutschlands erste Geister zu haben. Aber der jugendliche Fürst — wie ihn sympathische Pastellbilder im Wittumspalais zu Weimar darstellen — überschäumte von Lebensluft und Kraft, war ebenso voll von ungebändigtem Sturm und Drang wie die Dichter am Mittel- und Niederrhein, aus deren lärmenden Chor er den Freund berief, das zierliche Treiben an der Ilm aufzufrischen. Mit Goethes Ankunft beginnt „die lustige Zeit", in der sich mancher kühne Traum des Schweizer Philosophen Rousseau erfüllte. Auf kräftig schnellen Parforcepferden

ritt Karl August mit Goethe, Knebel, Seckendorf und andern jungen Männern durch Forst und Land, wild, froh, voll geistigen und körperlichen Übermutes. Nachts lagerte man am Saum des Waldes um ein loderndes Feuer, philosophierend, scherzend, schlafend, bis der Morgen kam. Von diesen Zeiten sprechen Goethes Verse:

„Wo bin ich, ist's ein Zaubermärchen-Land?
Welch nächtliches Gelag' am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedeckt,
Seh' ich sie froh ans Feuer hingestreckt.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen bald geleert
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehrt."

Die ältere Generation beklagte dieses Treiben, weil sie es nicht verstand, aber Fürst und Gefolge reiften gesund und sonnengebräunt im ungebundenen Leben heran. Karl August gehörte zu den Naturen, die sich austoben müssen und nur die Schranken dulden, die der eigene Geist als notwendig erkennt. Die Zeit war revolutionär. Es galt die deutsche Nation aus verrotteten Formen der Gesellschaft, die deutsche Literatur aus tiefgewurzelten Vorurteilen herauszuführen. „Natur" und „Humanität" lösten als Schlagworte die sogenannte „à la mode-Manier" ab. Der Herzog von Weimar hat alle Gärungs- und Läuterungserscheinungen an sich empfunden. Sein Charakter gibt ein lebendiges Abbild des Zeitalters. Von den tollen Streichen der Reitergesellschaft erzählten sich die Burschen unter der Linde, die Mädchen in der Spinnstube, mißbilligend schüttelten sich die Perücken in der Residenzstadt, nur Anna Amalia hatte Vertrauen auf den Sohn und auf Goethe, seinen berühmten Begleiter. Sie wurde unterstützt durch Merk, den feinen Menschenkenner, der auf die Anklagen der weisen Häupter erwiderte: „Der Beste von allen ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben und der ein eisenfester Charakter ist ... Die Märchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Augen haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle stehen, von ihren Herrn und deren Gespräch urteilen können." Als Karl August als Antwort auf das Klatschen und auf die Hetze, die sich namentlich gegen Goethe richtete, den Freund zum Mitglied des Geheimen Staatsrats ernannte, erhob sich der Neid des weimarischen Beamtentums zu einem feierlichen Protest. Doch den Bureaukraten, die den Herzog noch verachteten, weil er Theater spielte, sein Roß tummelte und in der freien Natur seinen Gedanken nachhing, schrieb er den denkwürdigen Erlaß, der mit dem Satz beginnt: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen", und mit der Erklärung endigt: „Das Urteil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrat oder Regierungsrat war, ändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber sorge und arbeite wie jeder andere, der seine Pflicht tun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eignen Gewissen rechtfertigen zu können."

Auf Reisen zu Friedrich dem Großen und unter Goethes Führung in die Schweiz entwickelte sich das Unstete und Unklare im Charakter des Herzogs zu edler Reife. Neben der Jagd wendete er sich dem Gartenbau zu, neben der Schwärmerei für ungebundene Rückkehr zur Natur trat das Interesse für

die Reformen im Erziehungswesen. Damals begann Goethe einen Glückwunsch zum Geburtstag mit dem Vers:

„Du kennest lang' die Pflichten deines Standes,
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein."

In diesen Zeiten begann sich Karl August auch um die „äußeren Weltbegebenheiten" zu kümmern und stellte seine Kraft in den Dienst des deutschen Fürstenbundes, den Friedrich der Große bilden wollte. In Mainz und Würzburg suchte er die Fürstbischöfe mit Erfolg für die nationale Idee zu gewinnen. Er hoffte, „daß alter deutscher Sinn und deutsche Denkungsart noch zu erwecken seien, ungeachtet der Hindernisse, die diesem Versuch die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legen".

Wohl blieb es nur bei patriotischen Phrasen. Zu tiefem Kummer des Herzogs lehnten Völker und Fürsten jede praktische Betätigung des Nationalgedankens ab. Doch was politisch zu erreichen unmöglich war, gelang auf höherem, geistigem Gebiet. Die Großstadt Weimar-Jena, von der die Klassiker scherzten, umfaßte ein Gebiet freien Forschens und Denkens, wie es in keinem deutschen Land vorher möglich war. Daß Karl August seine Regentenpflichten wohl erfüllte, daß er an der Spitze eines preußischen Regiments den Feldzug der Verbündeten gegen Frankreich mitmachte, ist ohne Bedeutung für spätere Zeiten. Daß er aber ein langes, von Taten und Gedanken reich erfülltes Leben hindurch der Freund Goethes blieb, daß er Schiller eine Stätte freien Schaffens bot und die Gelehrten seiner Universität Jena ungehindert philosophieren ließ, gibt ihm und seinem kleinen Staat jenen Glanz, der die beiden gartenumhegten Städtchen Thüringens noch heute zum Wallfahrtsort der klassisch Gebildeten macht.

Wenn im Frühling die blühenden Büsche des Parks und die Kastanien bis zu dem stillen Platz herüberduften, auf dem in Weimar das Reiterstandbild Karl Augusts steht, beschleicht den Wanderer ein frisches Lenzgefühl. Er denkt an die alte, reiche Zeit, in der unter dem Schutz dieses erzgegossenen Mannes vor ihm jene wunderbare Wechselwirkung zwischen den vorzüglichsten Männern Deutschlands unsere geistige Kultur begründen konnte. Nicht nur durch das blinde Spiel des Zufalls waren Dichter und Philosophen zusammengewürfelt, der grundsätzliche Freisinn und die Entschiedenheit des Herzogs zogen sie an. So war Fichte berufen, obwohl er überall für einen Vorkämpfer der Demokratie galt und kurz vorher ein dickes Buch zur Rechtfertigung der französischen Revolution veröffentlicht hatte.

Die Nachrichten aus Paris stimmten am Ende des Jahrhunderts auch in Weimar zu bangen Gedanken, aber geistige Anregung überwand die Furcht. Gäste stellten sich immer ein, sobald das Leben der kleinen Stadt einzuschlafen drohte. Die neuen Ideen, die auch vielfach von französischen Auswanderern vermittelt wurden, spiegelten sich wider in Werken und Briefen der Klassiker. Wie eingehend Karl August am geistigen Schaffen seiner Paladine teilnahm, geht aus den Memoiren Karoline v. Wolzogens hervor. Sie erzählt, daß der Herzog lebhaft erschrocken sei über Schillers Plan, die Jungfrau von Orleans zur Heldin eines Dramas zu machen. Die Analogie mit Voltaires „Pucelle" lag seiner Ansicht nach zu nahe, und er bat um das Manuskript vor der Veröffentlichung. Hingerissen von dem „Siege, den die deutsche Sprache in diesem Drama erkämpft", hob er es als ein vorzügliches Verdienst

des Stückes hervor, daß es auch „unveredelte Erinnerungskräfte" nicht einen Augenblick zum Vergleich mit der „Pucelle" reize. Er endet sein ausführliches Urteil mit den Worten: „Möchte doch Schiller sich entschließen, sein schönes und uns so wertes Werk erst drucken zu lassen, ehe er es der Bühne einverleiben ließ, bei dieser Gelegenheit könnte er noch einem oder dem andern Vers nachhelfen und sich danach auch wohl von uns überzeugen, daß wir es gern auf dem Theater sehen möchten, aber daß wir es lieber für die feinsten Augenblicke der Einsamkeit oder einer geschlossenen, gebildeten Gesellschaft aufheben möchten."

Die Jahre friedlicher Arbeit wichen schweren Zeiten. Auf Schillers Tod folgte bald die Schlacht von Jena und damit für den Herzog die Gefahr, seinen Thron zu verlieren. Durch den Mut und die Tatkraft seiner Gattin, der Herzogin Luise, wurde Weimars Selbständigkeit gerettet. Wie auf der Bühne, die durch Schillers und Goethes neuempfundene Gestalten geheiligt war, Talma und seine Genossen mit lauter Pracht französische Verse deklamierten, drang in Regierung und Gesellschaft der Geist des französischen Kaisertums. Nach dem Falle Napoleons begab sich Karl August zum Kongreß nach Wien und kehrte mit kleinen Gebietserweiterungen in die Heimat zurück. Dort gewährte er seinem Lande — als erster deutscher Fürst — die Preßfreiheit. Dadurch nahm die politische Zeitung einen Aufschwung, der die philisterhaften Gemüter tief erschreckte. Ludens „Nemesis", Brans „Minerva" und Okens „Isis", das Weimarer Oppositionsblatt, gewannen eine Bedeutung, die weit über die Landesgrenzen reichte. Goethe nannte in einem ausführlichen Gutachten die „Isis" geradezu katilinarisch und gab sein Urteil dahin ab, es sei besser, das Blatt polizeilich zu unterdrücken, aber der Herzog ließ die Preßfreiheit unangetastet und die „Isis" fortbestehen, bis er einem Druck von außen nachgeben mußte. Oken tadelte mit scharfen Worten die Verhältnisse in den meisten Staaten Deutschlands. So kam es, daß hauptsächlich die mächtigeren Regierungen mit ebensoviel Unmut auf das Gebaren des weimarischen Journalisten blickten, als die Nation dieses Tun mit zustimmender Freude betrachtete. Bald kamen von Österreich, Preußen und Rußland freundschaftliche Vorstellungen, dann Proteste und schließlich Drohungen, denen Karl August weichen mußte. Die Gründung der Burschenschaft in Jena und das berühmte deutschnationale Wartburgfest verstimmten die Mächte gegen das kleine Weimar noch mehr als die flammenden Tiraden der „Isis". Manche Memoiren bestätigen die oft geäußerte Vermutung, daß die letzten Jahre des Herzogs durch diese Intervention von außen mehr, als man glaubt, verbittert wurden. Ein Historiker nannte es Karl Augusts tragisches Schicksal, daß er nicht die Freiheit besaß, seinem Volk die Freiheit, die er wollte, zu geben. „Er hatte", sagt Goethe, „die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen ... Edlen Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe, und wer geliebt ist, hat leicht regieren." Als er am fünfzigsten Jahrestag seiner Regierung (1825) auf die durchmessene Bahn zurücksah, mußte er sich wohl all des Trefflichen erfreuen, das er angestrebt und hervorgerufen, wenn auch die Wehmut über manchen zertrümmerten Plan, über manche gescheiterte Idee sich in das Gefühl der Befriedigung mischte. Goethe schrieb an diesem Tage tief bewegt die Verse:

„Ehre, die uns hoch erhebt,
Führt vielleicht aus Maß und Schranken;
Liebe, die im Innern lebt,
Sammelt schwärmende Gedanken.“

Die Freunde waren sich im Wechsel der Weltanschauung und der Ereignisse treu geblieben, wenn auch ihre Wege jetzt nicht selten auseinandergingen, da Goethe den politischen Forderungen der neuen Zeit den Rücken kehrte. Der Herzog blieb ihm dankbar, wenn er auch manchmal über „die Feierlichkeit“ lächelte, die ihm an dem großen Freunde ein wenig „possierlich“ dünkte. In den Gedanken Karl Augusts wurzelte alles, was seine Zeit überhaupt bewegte. Er folgte den Richtungen beider Jahrhunderte, in denen er lebte, und gab sich beiden hin mit der ganzen Entschiedenheit seines Charakters. Im Jahre 1828 starb er auf der Rückreise von Berlin zu Gradiz bei Torgau im Angesicht der untergehenden Sonne.

Alexander v. Humboldt, mit dem er noch kurz vor seinem Tode in regem Verkehr gestanden, schrieb über die letzten Eindrücke an eine Freundin: „Nie habe ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und aller ferneren Entwicklung des Volkslebens teilnehmender gesehen als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.“ Sein Name bleibt im Ruhmesbuch der Weltgeschichte, solange Weimars Dichter gelesen und begriffen werden, solange poetische Gemüter in der kleinen Ilmstadt den Stimmungsreiz suchen, den große Menschen einem Ort verleihen.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm



Enrica v. Handel-Mazzetti

Die Bücherverzeichnisse der Leihbibliotheken erscheinen mit großer Regelmäßigkeit, und jedes bringt Dutzende von Bänden mit neuen Romanen und Novellen. In den kritischen Beilagen unserer Tageszeitungen, aber selbst in den literarischen Zeitschriften wird den Lesern so ziemlich in jeder Nummer von erzählenden Dichtungswerken berichtet, die nach der Versicherung der Kritiker höchst lesenswert sein sollen. Wir leben im Zeitalter der Superlative: ich habe mir eine Sammlung superlativischer Urteile über neue Romane angelegt, überwiegend aus literarischen Zeitschriften ausgezogen, — veröffentlichte ich sie eines Tages, so würde man staunen und lachen. Wäre auch nur im zehnten Teil der Fälle das superlativische Urteil zutreffend gewesen, so hätten wir allein aus den letzten zehn Jahren über 50 Meisterwerke des Romans und der Novelle, gegen die selbst das Beste von Keller, Meyer, Raabe, Heyse Stümperei wäre.

Da ist es denn kein geringes Wagnis, wenn man aus dem sich immer höher auftürmenden Bücherhaufen des deutschen Romans einmal einen glücklichen Griff tun und ein großes neues Talent entdecken kann. Daß dies für Enrica v. Handel-Mazzetti zutrifft, davon hat mich die wiederholte Prüfung ihrer drei Hauptarbeiten überzeugt, und die Zustimmung aller derer

in meinem literarisch gebildeten Bekanntenkreise, denen ich ihre Werke empfohlen hatte, bestätigte mir, daß ich mich nicht völlig getäuscht haben werde. Unbekannt ist die österreichische Erzählerin ja nicht mehr; namentlich in der katholischen Presse gilt sie längst als eine der stärksten Kräfte unserer neueren Prosadichtung, und auch aus den Kreisen ihresgleichen, für mich des höchsten literarischen Gerichtshofes, sind Stimmen laut geworden, die mit freudiger Anerkennung, ja mit Begeisterung von dieser neuen Dichterin gesprochen haben. Marie v. Ebner-Eschenbach hat erklärt, „sie beuge sich tief vor diesem großen Talent“, Wilhelm Raabe hat den letzten Roman der Handel „ein tapferes, schönes Werk“ genannt, Rosegger und Thomas Mann haben von ihr in den höchsten Lobestönen gesprochen. Auch sonst hat es der neuen Erzählerin nicht an Erfolg gefehlt: von ihrem letzten Roman ist außer einer zehnten Auflage eine Volksausgabe erschienen, und der Bauernfeldpreis wurde ihr dafür zugesprochen. Es handelt sich also nicht mehr darum, der Leserwelt den Namen Enrica v. Handel-Mazzetti wie eine neue Entdeckung zu nennen, sondern das bisherige Lebenswerk der Dichterin zu würdigen, ihr den gebührenden Platz in unserer Erzählungsliteratur auszusuchen, aber auch zu prüfen, ob in ihren Werken reine Kunst, ob nicht irgend eine der Kunst fremde Beimischung sich eingeschlichen hat.

Geboren ist Enrica v. Handel-Mazzetti aus einer österreichischen Freiherrnfamilie württembergischer Herkunft in Wien am 10. Januar 1871 und lebt jetzt im oberösterreichischen Steyr. Ihre Mutter war eine Italienerin, ihr Vater ein österreichischer höherer Offizier. Von ihrer schriftstellerischen Werdezeit ist noch zu berichten, daß sie schon in der Klosterschule zu dichten begann und daß sie jetzt seit 15 Jahren drucken läßt. Sie hat begonnen mit einer leidlichen Novelle, mit wenig bedeutenden dramatischen Versuchen, hat 1896 ihre erste bedeutsame Erzählung, „'s Engerl“, veröffentlicht, vier Jahre darauf ihren ersten Roman, nach weiteren sechs Jahren ihren zweiten, berühmteren, geschrieben, ist also nicht nur keine Vielschreiberin, sondern auch eine derer, die an sich selbst die höchsten Forderungen stellen, sich nicht leicht mit einer leidlichen Erfüllung begnügen, zum Höchsten streben und darum langsam arbeiten. Ich darf verraten, daß sie sich für ihren dritten Roman, an de m sie seiteinem Jahr arbeitet, noch zwei weitere Arbeitsjahre gesteckt hat, — in unserer Zeit der jedes Jahr einen neuen Romanring oder Dramenring ansetzenden Dichterbäume ein seltenes Gewächs im deutschen Dichterwald.

Für die kritische Betrachtung des bisherigen Lebenswerkes der Handel-Mazzetti kommen drei Prosawerke in Betracht: die schon genannte Erzählung „'s Engerl“ (1896), die Romane „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“ (1900), „Jesse und Maria“ (1906). Erst dieser letzte Roman hat der Dichterin auch in nichtkatholischen Kreisen freudig bewundernde Anhänger erworben. Alles in allem aber gilt sie den meisten noch für eine „katholische Dichterin“, nicht nur, weil sie selbst Katholikin ist, sondern weil auch in ihren drei Hauptwerken Religionsfragen die leitende Rolle spielen. Diese Gattung der Religionsdichtung, will sagen der Dichtung mit Stoffen aus dem Glaubensleben der Menschen, ist in Deutschland jetzt recht selten geworden. Es gibt einen uralten, nur noch den Fachmännern der Literaturgeschichte bekannten Roman aus dem Religionsleben: „Die adriatische Rosemund“ Philipp von Zesens aus dem Jahre 1645 mit einem sehr ernsten Stoff: dem Gegensatz der christlichen Glaubensbekenntnisse bei zwei Liebenden; sonst ist mir kaum ein namhafter deutscher

Roman überwiegend religiösen Stoffes in der Erinnerung. In England spielt dieser Stoff eine viel größere Rolle; der berühmteste englische Roman des letzten Menschenalters, „Robert Elsmere“ von Mary Ward, verdankte seinen ungeheuren, bis heute fortdauernden Erfolg gerade seinem für Engländer so wichtigen Stoffe: der Schilderung des Zusammenpralls zweier Weltanschauungen, der gläubigen und der ungläubigen. Ob es Enrica v. Handel gelingen wird, diesen Stoff mehr als vorübergehend wieder einzubürgern, wage ich nicht zu entscheiden. Die geistige Richtung gerade der Gebildetsten läuft offensichtlich nach einer religiösen Erneuerung und Vertiefung, und eine wahrhaft künstlerische Darstellung dieses doch zweifellos ewig bedeutsamen Stoffes kann nicht ohne Wirkung auch in anderer als künstlerischer Beziehung bleiben.

Die katholische Kritik nimmt Enrica v. Handel vornehmlich als katholische Dichterin in Anspruch. Allerdings sind in der katholischen Presse hier und da auch Stimmen laut geworden, die gerade vom katholischen Standpunkte manches an der Dichterin auszusetzen haben. Mir will scheinen, als ob diese unzufriedenen katholischen Urteile nicht ganz fehlgehen. Alles in allem ist Enrica v. Handel doch noch mehr unbeirrte Künstlerin als eine Katholikin von der Art, die den eigenen, als den allein zur Seligkeit führenden Glauben, überall, auch in der ewigen Kunst, durchsetzen wollen.

Was mich an dieser neuen Erzählerin besonders erfreut, ist ihre deutlich wahrnehmbare Entwicklungsfähigkeit. Ihre künstlerische Lebenslinie führt seit dem „Engerl“ stetig in die Höhe, es ist also sich entfaltendes Kunstleben in ihr, und wo wir in ihren bisherigen Werken auf Kunstmängel stoßen, da dürfen wir, auch wenn sie es in ihrer echt künstlerischen Bescheidenheit uns nicht selbst versicherte, darauf rechnen, daß sie rastlos wie bisher an sich arbeiten, von den großen Meistern ihrer Kunst lernen und, wenn ihr ein langes Leben beschieden ist, noch höher aufsteigen wird. Hierzu gehört allerdings, daß auch die anerkennende Kritik ihr nicht erspart, die Ablegung gewisser Eigenheiten, die außerhalb der vollendeten Kunst stehen, ihr zur Pflicht zu machen.

Die schon mehrfach genannte Erzählung vom Engelein ist eine erbauliche Volksschrift; um deswillen hat auch eine katholische Volksbücherei sie mit Recht als Sonderbändchen veröffentlicht. Sie ist aber doch noch etwas anderes als eine Volksschrift zum erbaulichen Lesen für gläubige oder der Glaubensstärkung bedürfende Gemüter; sie ist ein feines Stücklein reifer Erzählungskunst und zugleich der Schlüssel zur menschlichen wie künstlerischen Lebensauffassung der Dichterin. Ein glaubensloser „Sozi“ wird durch die barmherzige Liebe zu einem von den Eltern vernachlässigten sterbenden frommen Kinde, das ihn sozusagen gar nichts angeht, getrieben, einen Priester zu holen, um die Sehnsucht des armen, einsamen Kindes zu stillen; auf diesem Liebeswege wird er von ungläubigen, ihn verhöhnenden Pöbelgesellen erschlagen und besiegelt durch seinen Tod, daß die Liebe etwas Großes ist, daß sie höher steht als alle Politik, ja noch höher als Glauben oder Unglauben. „Magna res est amor“ — die Liebe ist die große Sache (der Menschheit), diesen wundervollen, alle Menschenweisheit in vier Worte zusammendrängenden Lebensspruch aus Thomas a Kempis hat Enrica v. Handel als Leitwort ihrem ersten Roman vorangestellt; aber schon in jener bescheidenen Erzählung aus dem Wiener Volksleben ist der Spruch von der Liebe als der großen Sache der Menschheit der vornehmlich durchklingende und mächtig nachhallende Grundton der Dichterin gewesen. Die kleine Geschichte war ohne alle falsche Gefühlsseligkeit

geschrieben, und wenn sie auf jeden Leser, gleichviel ob gläubig oder ungläubig, einen starken Eindruck macht, so hat hieran außer dem lebensechten Inhalt auch die künstlerische Zurückhaltung der Erzählerin einen ebenso großen Anteil. Sie predigt nicht, jedenfalls nicht durch ihre eigenen Worte, aber es wird eine sehr beredte Sprache der Dinge geführt, und diese muß sich auch der Leser gefallen lassen, der, wie ich z. B., eine tiefe grundsätzliche Abneigung gegen den Zweckroman und die Romanphilosophie empfindet. Goethe hat sich in Dichtung und Wahrheit, drittem Buch, mit klassischer Kürze über den Zweck in der dichterischen Erzählung ausgesprochen: „Die wahre Darstellung hat keinen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht; sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch beleuchtet und belehrt sie.“ Und an einer andern Stelle, ich denke zu Eckermann, heißt es von ihm: „Alle Poesie soll belehrend sein, jedoch unmerklich“. Dem wahren Dichter gelingt es allemal, ohne ein Wort im eigenen Namen zu sprechen, auch ohne seinen Personen die schönen Reden in den Mund zu legen, die der Dichter selbst gern gehalten haben möchte, uns mit dem Gefühl zu erfüllen, daß des Dichters Seele voll teilnehmender Liebe bei seinen Gestalten ist. Wie wenige unserer Dichter aber, besonders der Romandichter, widerstehen der Versuchung, nicht die Seelen ihrer Menschen, sondern die eigene Seele sprechen zu lassen. Dann geht es so, wie Schiller mit dem klassischen Verse besagt hat: „Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die *Seele* nicht mehr“. Gerade weil Enrica v. Handel im Engerl selber nichts predigt, predigen ihre Menschen und deren Geschicke mit um so stärkerer Überzeugungskraft.

In ihrem ersten Roman „*Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr*“ (1900) wird die grausige Geschichte eines protestantischen englischen Nationalisten aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts erzählt, der wegen einer in Berlin gedruckten, Gott und Christus leugnenden „Aufklärungsschrift“ von dem Berliner Glaubensgericht unter dem König Friedrich I. scheußlich gefoltert wird und, ohne widerrufen zu haben, unter den Händen der Folterknechte stirbt. Seines lieblichen Söhnleins erbarmt sich der fromme österreichische Mönch Meinrad Helmperger, und ohne Bekehrungsversuche dieses herrlichen Verkörperers jenes Liebeswortes von Thomas a Kempis bittet der Knabe um die Aufnahme in die katholische Gemeinschaft. Der Roman wirkt tief erschütternd trotz seinen mancherlei künstlerischen Mängeln. Störend sind so offenbare Unglaubwürdigkeiten wie die, daß unter dem König Friedrich I. in Berlin ein englischer Edelmann von teuflischen Glaubenseiferern zu Tode gefoltert werden konnte, ohne daß der englische Gesandte einschritt, ohne daß der König von einem so ungeheuerlichen Ereignis erfuhr. Auch an Übertreibungen, an zu starken, absichtlichen Herausarbeitungen bestimmter Wirkungen ist kein Mangel. Des Schönen, aber auch des Bedeutsamen ist doch noch mehr darin, und so erklärt sich der Erfolg schon jenes ersten Romans, damals allerdings fast nur in den Kreisen der durch die katholische Presse darauf hingewiesenen Leser.

Ihren Rang unter den großen Erzählern der Gegenwart hat sich Enrica v. Handel-Mazzetti durch ihren letzten Roman: „Jesse und Maria“ (1906) errungen. Unglücklicherweise für mich war dieser Roman gerade erschienen, als der Druck meiner Deutschen Literaturgeschichte eben beendet war. Ich konnte den tiefen Eindruck jenes Romans in der ersten Auflage meines Werkes nicht mehr aussprechen, und die katholische Presse hat mir hieraus einen nicht gerechten Vorwurf gemacht. Es freut mich, schon vor dem Erscheinen meiner

dritten Auflage, in der ich der Dichterin Handel ein eigenes Kapitel widme, hier auszusprechen, daß ich ihren Roman „Jesse und Maria“ für das künstlerisch bedeutendste Werk unserer erzählenden Dichtung im letzten Jahrzehnt, ja vielleicht gar im letzten Menschenalter halte. Ich stelle ihn so hoch trotz der mancherlei Einwendungen, die ich auch gegen ihn zu machen habe. Die große Anerkennerin fremden dichterischen Verdienstes, unsere verehrungswürdige Marie Ebner-Eschenbach, hat mir auf einen Brief, worin ich ihr auch von den künstlerischen Mängeln des Romans der Handel sprach, in ihrer liebenswürdig-geistreichen Gesinnung erwidert: Auch ich kenne diese Mängel; wenn aber Ulrich von Hutten vor uns stände mit einem vielfach zerrissenen Wams, würden wir mehr auf das Wams als auf den Mann darin blicken? — Worauf zu entgegnen wäre, daß bei einem lebenden Wesen von Fleisch und Blut das Wams allerdings eine Nebensache ist, daß der Mensch auch ohne Wams ein Held sein kann, daß aber das Wams in der Kunst die Kunstform heißt, und daß ohne sie keine vollendete Menschengestalt, keine künstlerisch wertvolle Darstellung ihrer Geschicke möglich ist.

„Jesse und Maria“ spielt nicht etwa, wie die Namen im ersten Augenblick andeuten könnten, in Palästina, sondern in Österreich zur Zeit der Gegenreformation von 1660. Der Roman behandelt einen ähnlichen Stoff wie in Meinrad Helmpergers denkwürdigem Jahr: den Zusammenprall zweier Glaubenswelten und den Untergang dessen, der frevelnd in den frommen Herzensglauben anderer eingegriffen hat. Ein protestantischer Edelmann Jesse von Veldern-dorff, ein wütender Feind des katholischen Glaubens, besonders seines Bilderdienstes, zwingt einen von ihm durch Geldschuld abhängig gemachten Förster, ein wundertätiges Marienbild zu entfernen. In ihrer äußersten Seelennot zeigt Maria, die Gattin des Försters, den Protestanten beim geistlichen Gericht an, und da er zu seinem Frevel noch Trotz und blutige Gewalttat fügt, so wird er zum Tode verurteilt und hingerichtet. Dann aber bricht über seine Anzeigerin das Gericht des eigenen Herzens herein: sie vergeht in Reue und erfährt aus den eigenen Qualen, daß nicht der Haß, sondern die Liebe das Höchste ist.

Um die reife, durchaus manngleiche Kraft der Darstellerin und den Adel der Sprache dieser Erzählerin würdigen zu können, sei eine Probe aus dem tief erschütternden Schlusse, der Hinrichtung Jesses von Veldernndorff, gegeben:

Er steht gebunden und entblößt. Sein Herz geht stark. Die scheußlichen Larven unten laufen rot an vor wilder Freude und Gier nach Blut.

Der Profoß befiehlt ihm jetzt zu knien, zieht zugleich ein schwarzseidenes Tüchlein aus dem Busen und legt es dreifach zusammen.

Da bittet Jesse wie der elende Knab' im Rosenburglied, man sollt ihm die Augen nicht verbinden, er will die Welt anschauen, die er nun und nimmermehr sieht. Die arme Bitte wird ihm gewährt. Es ist zum letzten.

Der Pöbel unten, Bürger und Bauern, Bettler und Spitaler, einer steigt auf den andern, um ihn jetzt gut zu sehen . . . Die Mütter heben ihre Kinder hoch . . . Er liegt auf seinen Knien, seine blauen Augen sind starr zum Himmel gerichtet, die blutleeren Lippen regen sich. „Ketzerisch beta tuat er“, zischeln die Betteln.

Der Henker mit dem Schwert tritt an. Da hört man noch einmal des armen Sünders Stimme. Er redet zum Profoßen: „Ich bitte Euch um alles! Wenn's fürbei ist, geht jemand von euch zu der Frauen hin und sagt ihr,

daß ich in meinem Sterben sie um Verzeihung bitten lasse um alles dessen willen, was ich ihr hab' angetan."

„Welche Frau?" fragte leise, wie man zu Kranken redet, der Profoß.

„Maria Schinnagel!"

„Eure Denunziantin!" rief der Profoß mit Staunen.

„Herr, sie ist eine edle Frau." Ein Seufzer dehnt die bloße Brust, ach, nun ist's gut! Und nun beugt er den Blondkopf.

Der Profoß fuhr sich über die Augen, wandte sich mit Plötzlichkeit ab und krächzte: „Schlagt zu!"

Wäre der ganze Roman in dieser nichts Überflüssiges duldenden straffen Form geschrieben, so müßte man ihn für eines unserer größten Meisterwerke der erzählenden Kunst erklären. Leider gibt es bei Enrica v. Handel in ihrem letzten Roman wie auch in dem früheren Streichbares, also Überflüssiges. Breite Einschiebsel, in denen sich die mühsam erlesene Kenntnis vergangenen Kulturlebens zeigen soll, so z. B. die sehr ausführliche Schilderung der Hochzeitsfeier Jesses, sind nicht künstlerisch unbedingt notwendiges Beiwerk. Die Kunst aber besteht ja eben darin, daß sie ihre höchsten Wirkungen mit den einfachsten, jedenfalls nur mit den notwendigsten Mitteln erzeugt. Bloßen gefälligen Schmuck, er mag für sich noch so reizvoll sein, duldet die große Kunst nicht.

Bewundernswert ist die Echtheit der Sprache, sowohl der Darstellung der Dichterin wie der Gespräche ihrer Menschen. Zustatten kam ihr, daß sie fast alle ihre Menschen in der Mundart oder doch in der mundartlich gefärbten Sprache reden lassen konnte, und da zeigt sich denn die sehr beachtenswerte Tatsache, daß die Mundart den Wandlungen des Stils unendlich weniger unterliegt als die Sprache der Gebildeten, die sich der Schriftsprache bedienen. Die Mundart ist sozusagen von keiner Zeit und darum von jeder, und nicht unberechtigt wäre der Schluß, daß die Mundart in Wahrheit die echte Menschensprache, dagegen die Schriftsprache ein bloßes Kunsterzeugnis ist. Dies hat schon Goethe empfunden, als er den tiefen Satz niederschrieb: „Die Mundart ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft."

Das Entscheidende aber für die Kunst des Erzählers ist die Menschengestaltung, und in dieser steht Enrica von Handel — beinahe möchte man sagen: ihren Mann. Durchaus männlich, d. h. vollkünstlerisch, durch keine weibliche Liebhabereien, gefühlvolle Unterströmungen beirrt, ist ihre Schilderung der im Kampfe gegeneinander stehenden Menschen, der führenden wie der folgenden. Selbst an der schwierigsten ihrer Menschengestalten, dem jugendlich wilden, rücksichtslosen, glaubenswütigen und doch so zart empfindenden Jesse von Velderndorff hat die Dichterin bewiesen, daß die Kunst das kaum Glaubliche glaubhaft zu machen vermag. Jesse ist eine der verwickeltsten Menschenschöpfungen unserer Literatur, und ich sehe schon mit meines Geistes Augen die Aufsätze voraus, die nach einem Menschenalter unsere Gymnasiasten und höheren Töchter nach beliebter Schulsitte über die verschiedenen Bestandteile in Jesses Charakter machen werden.

Auch in der Fabelführung, in der fein berechneten Steigerung der starken Eindrücke ist Jesse und Maria eines der bedeutendsten Romankunstwerke des letzten Menschenalters, ja noch über dieses hinaus. Stellen wie jene, wo der zum Tode verurteilte Jesse im Kerker von seiner Anzeigerin erfährt, daß sein armes Weib ihm ein Kindlein geboren, es nicht hat säugen können, und daß

die Anzeigerin selbst es mitleidig getränkt habe, ganz zuletzt noch die erschütternde Gewissenstragödie der Reue im Qualenherzen der Anzeigerin — in all dem wird eine Höhe der Kunst sichtbar, die selbst gewichtige Einwände gegen Einzelheiten besiegt.

* * *

Bleibt noch die wichtige Frage: Haben wir in Enrica von Handel eine Dichterin mit reinem Kunstziel, oder haben wir in ihr eine Tendenzschriftstellerin zu würdigen? In der Presse, besonders in der katholischen, hat sich, wie so oft bei ähnlichen Gelegenheiten unserer Literaturgeschichte, der Streit weniger um die Kunst als um den Stoff, um die Absicht der Dichterin erhoben. Von Bewunderern wie Gegnern wurde ihr Tendenz vorgeworfen, von jeder der beiden Seiten natürlich eine ganz entgegengesetzte Tendenz. Den einen war sie zu katholisch, den andern nicht katholisch genug. Enrica von Handel lebt in dem guten Glauben, reine Künstlerin zu sein; sie hat sich wiederholt gegen alle Tendenzmacherei in der Kunst ausgesprochen, so in einem Brief an Karl Muth: „Ich habe nicht das Recht, mich selbst in meinen Werken zu bespiegeln, ich muß daraus verschwinden. Taten geschehen, Menschen entstehen, handeln und leiden; die vergeistigende, verklärende Reflexion über das Geschehene bleibt des Lesers Sache", und ein andermal an mich: „Ich habe bei Meinhard gerade so gut wie bei Jesse meine besten Kräfte eingesetzt und ein künstlerisches Ziel verfolgt, nicht, wie mir vielfach nachgesagt wurde, billige Tendenzmacherei." Dennoch bleibt die Frage offen, ob nicht unbewußte Tendenz bei der gläubig katholischen Dichterin gewaltet hat. Gewiß, alle ihre Werke, nicht viel anders als Lessings Nathan, predigen die große Menschenlehre: Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach! In ihren beiden Romanen aber wird der Angriff gegen den frommen Glauben der Nebenmenschen von Protestanten geführt, und die grauenhafte Folterung im Meinhard wird verhängt und geleitet durch einen wahnwitzig grausamen Protestanten. Was würde die katholische Dichterin zu einem protestantischen Dichter sagen, der in seinen Romanen immer nur Katholiken den Glauben anderer stören ließe oder Folter und Schwert über sie verhängte? In der Wahl ihrer Stoffe hat Enrica v. Handel nach meiner Empfindung unbewußte Tendenz geübt, und sollte sie auf dieser Bahn weiterschreiten, so wird die Literaturgeschichte ihr bei aller Anerkennung für die darstellende Kunst den Vorwurf nicht ersparen, daß sie nicht ganz absichtslose Kunst geübt hat. Nicht verschwiegen darf auch werden, daß der Protestant Jesse den Eingriff in den Glauben seiner Nachbarn mit wohlberechnetem Zweck und mit einem der niedrigsten Mittel, der Nötigung durch aufgedrungenes Darlehen, führt. Und wo sie ein besonders herzgewinnendes Beispiel für die rein christliche Liebe braucht, da wählt sie — übrigens wiederum wie Lessing mit dem Klosterbruder im Nathan — den herrlichen Mönch Meinrad und legt ihm Worte über Andersgläubige in Herz und Mund, die der Dichterin scharfe Gegnerschaft bei einigen katholischen Beurteilern zugezogen haben, so z. B. die schöne Stelle, wo dieser seraphisch edle Priester sogar den Gottesleugner und „Antichristianer" verteidigt: „Er hat nicht soviel Gnaden und Erleuchtung wie wir bekommen und kann daher für vieles nicht."

Überschwengliche Beurteiler haben die Erzählersprache der Handel mit der Heinrich von Kleists verglichen. Mit Unrecht: die österreichische junge Dichterin unterscheidet sich von Kleist durch nichts so sehr wie durch den warmen Herzenston bei sachlichstem Bericht. Hierfür ist die Probe aus dem Kapitel

der Hinrichtung ein sprechender Beweis. Zu lernen aber hat Enrica v. Handel von Kleist die höchste aller erzählenden Künste: ohne Abschweifung, wäre diese selbst an sich dichterisch wertvoll, auf ihr künstlerisches Ziel loszugehen. Endlich aber ist ihr eine Eigenschaft gegeben, die dem Erzähler Kleist gefehlt hat: sie besitzt den sonnigen, in die Schreckenstiefen des Lebens hineinleuchtenden Humor, diesen untrüglichen Beweis, daß der Dichter sich über seinen Stoff erhoben hat.

Dem ferneren Lebenswerk dieser hervorragenden neuen Erzählerin dürfen wir alle mit liebevoller Teilnahme entgegensehen.

Eduard Engel



Der Roman eines Theologen

Ein solcher ist W. Nithacks-Stahn „Der Mittler" (J. Frickes Verlag, Halle. Mk. 3.50). Die gute Stube in Arnds Vaterhause gleicht einem theologischen Ahnensaal. Diese Väter und Elterväter, die da auf ihn niedersahen, zeigten in ihrem ganzen Gehaben die Einflüsse der Zeit. Der Schwärmer war dabei, der Dogmatiker, der Fanatiker, der Kunstenthusiast, der Gelehrte, aber Theologen waren sie alle; Theologe ist sein Vater, Theologe wird auch er werden. Eine solche Überlieferung ist ein gewaltiger Zwang von innen, der der äußeren Unterstützung kaum bedarf. Daß in dem jungen Arnd auch andere Kräfte sich regen, bewirkt nur, daß er bewußter der Theologie zustrebt. In den Mußestunden schafft der Gymnasiast an seiner breit angelegten Apologie des Glaubens.

Es ist im Buche nicht besonders ausgesprochen, aber es bleibt ein psychologisch feiner Zug, daß das religiöse Leben und Bedürfen in dem Jüngling nicht stark ist, daß die Religion nur seinen Geist und Verstand aufrührt. Wir begleiten ihn zur Universität. Er erlebt hier die Enttäuschung an der Wissenschaft, die fast jeder begabte Mensch zunächst erleben muß. Aber für den Theologen ist sie folgenschwerer, weil es hier an ein Gut greift, das man sich kämpfend bewahren muß gegenüber den Angriffen der Welt. Für Arnd wird es um so schwerer, da ein Naturforscher sein Freund wird, der alles, was Kirche und Kirchendiener heißt, mit glühendem Haß verfolgt. Die Semester gehen dahin. Das Buch zeigt uns nicht die Entwicklung im einzelnen; sie führt dahin, daß dem Jüngling durch die überkritische Art des theologisch-wissenschaftlichen Betriebes, durch den Zwiespalt zwischen der an der Universität geübten wissenschaftlichen Behandlung und der in der Kirche gezeigten pastoralen Handhabung der Lehre, dann aber durch die Erfahrung in Philosophie und Naturwissenschaft und im Leben der Glaube eigentlich in die Brüche geht. Es ist im Grunde nur noch eine gewiegte wissenschaftliche Schulung, wohl auch die scholastische Kunst des Gedankenspielens, wodurch er äußerlich sich das Ganze zusammenhält. Vor der Ablegung der Schlußprüfung ist er wieder daheim. Da lernt er den „Atheisten" im Nachbarhause kennen, den er von Jugend an hatte meiden müssen. Er ist der Erzieher seiner Mutter. Dann kommt es zu schweren sozialen Kämpfen in der Gemeinde, und die ganze Überzeugung drängt den Pastorssohn auf die Seite der Arbeiter. Sein greiser Vater kann darin eigentlich nur den Verrat am Glauben sehen. Der Schlag streckt ihn zu Boden.

Um dem geliebten Vater das Sterben zu erleichtern, verspricht ihm Arnd die Vertretung im Gottesdienste und die Vollendung des theologischen Studiums.

Wir finden Arnd dann in Berlin als Vikar an einer Kirche, wo er durch die Kunst seiner Rede zu einem der beliebtesten Prediger wird. Er versucht, das Leben in der Welt mit dem Kirchendienste zu verbinden, verkehrt mit Künstlern und Schriftstellern und gründet mit diesen eine satirische Wochenschrift, in der er die faulen Zustände der Gesellschaft angreift. Das Beispiel eines schwerkranken Arbeiters, der ihm entgegenhält, daß der Mann das tun müsse, was er im Herzen fühle, bringt bei ihm die Entscheidung, daß er die Wahl zum Geistlichen ablehnt und seinen Austritt erklärt. Voll seelischer Kämpfe flieht er nach Italien. Die sichere Geschlossenheit der katholischen Kirche, die einzigartige Ausnützung aller künstlerischen Mächte in ihrem Gottesdienst übt so gewaltige Lockungen auf ihn aus, daß er sich nur durch die Flucht ihnen zu entziehen vermag. Völlig haltlos und zerrissen steht er wieder in Berlin. Was er als sein Glück angesehen, daß er frei ist von allem, ohne jede Pflicht, ist vielleicht sein Fluch. Eine fein empfindende Frau weist ihn darauf hin. Sie weiß ihm zarter zu sagen, was Freunde ihm schroff mitgeteilt, daß sein Unglück sei, daß er nicht lieben könne. „Ihr predigt uns immerfort, wir dürften keine ‚Mittler' haben. Ihr habt uns die Heiligen im Himmel verboten und die auf der Erde dazu. Aber wir Menschen schaffen uns ingeheim dafür andere an, es muß uns wohl not sein. Wir müssen Menschen haben, an die wir glauben, sonst glauben wir nimmermehr an den Großen, den wir nicht sehen. Und wir selbst müssen solche sein, an die man glauben darf, sonst werden wir irre an dem, der in uns ist . . ."

Er wird Hauslehrer eines Knaben einer reichen Familie, der aber seelisch fast ganz verwahrlost ist. Dieses Kindes Vertrauen gewinnt er sich; aus dem Vertrauen wird Liebe, und aus dieser erwächst der Glaube. Diesem kleinen Menschen, den er nun selber wieder liebt, muß er alles sein, muß er auf alles antworten, muß er geben. Er wird ihm der Mittler zur Welt und zum Großen, was diese leitet. So findet er langsam den Weg zurück. Das Verzichtenmüssen auf die Liebe zu einer gereiften Frau hilft ihm rascher heimfinden. Er nimmt die Pfarrstelle in einem kleinen, verwilderten Dörfchen seiner Heimat an. „Ich will Ihnen sagen," so redet er zu diesen Leuten, nachdem er ihnen sein ganzes Leben erzählt hat, „was ich weiß, und sagen, was ich nicht weiß. Ich will Ihnen helfen, und Sie sollen mir helfen, daß wir vorwärts kommen in Wahrheit und Liebe, denn das beides ist eins."

Das Buch hat viel Sprunghaftes, wie das Wesen des Mannes, von dem es erzählt, sprunghaft ist. Aber gerade deshalb schließen sich die Stücke auch überzeugend zusammen. Es ist ein durchaus individuelles Buch: die Geschichte eines einzelnen, der unter Verhältnissen heranwächst und arbeitet, die man kaum als typisch hinstellen kann. Aber es ist trotzdem für jeden, der ein Sucher ist, wertvoll. Vielleicht ist das Beste daran, daß uns weniger von einem bewußten Suchen nach der Wahrheit geredet ist, als vom Irregehen eines im Kern guten Menschen, dem nur das Wichtigste im Leben fehlt: die wahre Liebe zu dem Nächsten, das im Dienste dieser Nächsten Sich-selber-vergessen-können. Das muß er erst langsam lernen, und dann ist er auf seine Weise am Ziel, bei der Erkenntnis nämlich, daß Wahrheit und Liebe für den Menschen eins sei. Denn das andere bleibt ja auch zu wahr bestehen, was ihm ein trefflicher Jugendfreund schreibt, dem gerade das in hohem Maße

eignet, was Arnd abgeht: das feste Zugreifen ins Leben. „Kannst Du es nicht verantworten, daß Du bei unserem Amte bleibst — in Gottes Namen, werd' etwas anderes! Nur ziehe nicht in der Welt herum und setze Dich unter diesen und jenen Baum, um über das All und das Nichts zu grübeln, so kommst Du um keine Nasenlänge über Dich selber hinaus! Du hättest, scheint mir, das Zeug, ein guter Arzt zu werden, der sich auf Seelen versteht. Du bist noch jung genug und ein rascher Kopf, fang nur bald an. Aber das eine sage ich dir im voraus: Bilde Dir nicht ein, Du entrännest damit der Sphinx des Lebens, die Dich jetzt in den Bann geschlagen hat. Zum Henker mit dem Arzte, der nicht sagen kann, wozu das bißchen Leben ist, das er mir zu fristen verhilft! Und so wird's Dir überall ergehen. Ob Du arme Sünder richtest oder neue Grundstoffe suchst oder meinethalben Steuerzahler einschätzt — Du wirst ein Mensch sein müssen, das heißt ein Frager und Fragenlöser. Es ist ja wahr, wir Theologen stecken in der eigentümlichen Schwierigkeit, daß wir von Amts wegen Wahrheit besitzen sollen, daß unser Brot an einer Gewissenssache hängt. Aber geht es den anderen Berufen im Grunde anders, und seien sie noch so ‚frei'? Man nehme sie nur so ernsthaft, wie sie es verdienen. Selbst der Künstler kann dahin kommen, um seines Glaubens willen unterzugehen. Märtyrerwerden ist die edle Gefahr, in der wir alle stehen. Und Du, mein Bruder, wolltest davor flüchten? Du wirst's am wenigsten können! Sie werden Deiner Seele nachlaufen, alle die heiligen Fragen, die Du abzuschütteln versuchst, werden von ‚Meer zu Meer Dich ruhelos jagen bis in das delphische Heiligtum'. — Darum halte ich trotz allem dafür: Du bleibst am besten, was Du bist, und wozu allem Anschein nach der Ewigwirkende Dich vorherbestimmt hat. Du machst es wie der mutige Draufgänger in der Schlacht, der sich zu dem gefährlichsten Posten meldet, weil denn doch einmal gestorben werden muß."

Da das für uns alle gilt, können wir auch alle aus diesem Buche lernen.



Neue Bücher

„Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanfängen, von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern, sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, von Schnaderhüpfln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw., nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide" (Berlin W., Podtsamer Straße 38, Verlag des Spruchwörterbuches, 20 Lieferungen zu 60 Pfg.).

Wir erhalten hier ein Werk, das weit über den Rahmen der bisherigen Zitatenschätze hinausgreift und nach der ganzen Anlage ein Buch zu werden verspricht, das nicht nur als Nachschlagewerk und Helfer in Zitatennot seine Dienste tun wird, sondern ein sprachliches Hausbuch werden müßte, aus dem heraus wir tief in den Geist unserer Sprache und in die Gedankenarbeit unserer Dichter und Denker eindringen können. Die Anordnung des riesigen Materials ist

sehr geschickt. „Es wurde das System der Konkordanzen aufgenommen, so daß jeder einzelne Spruch nach seinem Hauptleitworte alphabetisch eingeordnet erscheint." Innerhalb der einzelnen Artikel sind die Aussprüche, soweit deren Alter zu erkennen ist, chronologisch geordnet, so daß man nicht nur erfährt, was über einen Begriff seit Beginn der Literaturen bis zur neuesten Zeit Bedeutendes und Eigenartiges gesagt worden ist, sondern auch wie sich der Begriff im Laufe der Zeiten bei den verschiedenen Kulturvölkern gewandelt hat. Für die Sammlung des Materials wurden neben umfassenden Auszügen aus den Werken der Schriftsteller selbst etwa 300 seit Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienene Sammlungen von Sinnsprüchen durchgearbeitet. Es entstand so ein Material von 120000 Aussprüchen. Um nicht ein Buch für Bibliotheken zu schaffen, sondern für die Hausbücherei, wurde davon nur 1/4 aufgenommen. Das sind also immerhin über 30000 Aussprüche, vom klassischen Zitat bis zur Bauernregel, und das ist zehnmal so viel, wie das bekannte Werk von Büchmann enthält. Die Arbeit ist sehr sorgfältig. Es wird bei allen Sprüchen die Herkunft angegeben, der Name des Verfassers, der Titel des Werkes, bei Dramen Akt, Szene und der Name der redenden Person, und das Entstehungsjahr; bei Liedern ist obendrein, wenn irgend möglich, der Name der hervorragenden Komponisten des Textes gegeben worden. In Anbetracht des Gebotenen ist der Preis sehr mäßig. Die Hefte sollen monatlich erscheinen, und es ist jedem Freunde unserer Sprache und unseres Geisteslebens dringend anzuraten, diese 60 Pfg. im Monat zur Erwerbung des Werkes anzuwenden, wobei ich die Anschaffung in Lieferungen empfehle, da man dann eher dazu kommt, das Buch durchzulesen, was von hohem Gewinn sein wird. K. St.

*

Emil Hügli, „Vergangene Tage". Novellen. — „Um der Liebe willen." Drei Novellen. (Schkeuditz b. Leipzig, W. Schäfer. Broschiert je Mk. 2.—.)

„Und mahlet nichts als Liebe." Das ist das Schöne an diesen beiden Büchern. Sie sind so jung und so schön unreif, wie es eben nur die unbekümmerte Jugend kennt. Und für diese Jugend ist die Liebe das einzige Gesetz; sie überbrückt für die Liebenden alles und auch für den Künstler, der sich gar keine Sorgen macht, wie er über die psychologischen Widersprüche hinwegkommt, die zwischen Denken und Reden, zwischen der geschilderten Charakteranlage und dem Handeln der Personen liegen: die Leidenschaft macht alles wahr, weil sie ja unberechenbar ist. Da es dem Verfasser gelingt, etwas von dieser Leidenschaft in seinem Buche zu halten, vermag auch er den Leser zu fesseln. Es ist also hier zweifellos dichterische Anlage vorhanden, und wir wollen nur wünschen, daß ihr eine gute Entwicklung beschieden sei.

*

„In Sturmnacht und Sonnenschein." Gedichte und Gedanken von Aurelius Polzer. Graz 1907, Janotta. 179 S. kl. 8°. 3 Mk..

Polzer, Professor in Graz, ist einer der besten, mutigsten Vorkämpfer des Deutschtums in der Südmark; er ist aber auch ein begabter und formgewandter, dazu ein gemütvoller und sinniger Dichter. Alle diese wertvollen Vorzüge kommen in der Blumenlese aus seinen Gedichten zu schöner Erscheinung. Sie bietet im ersten Teile, „Volk und Vaterland", wackere, tapfere Töne, sonderlich zur Zeitgeschichte; im zweiten, „Gott und Welt", innige, gemütvolle Ge-

danken, die über den Augenblick hinaus ins Ewige schweifen; endlich wohlgeformte, weise Sprüche. Damit hilft der Dichter sich selbst wie seinem Volke über die schweren Nöte der Zeit hinweg; die Hoffnung auf künftige bessere Zeit verläßt ihn nicht.

Hören wir ihn selber. Seines Lebens Grundstimmung drückt er in folgenden Versen aus:

Sollt' ich auch ganz alleine stehn
Und gegen Teufel fechten,
Der Kampftrotz wird mir nicht vergehn,
Und nie lass' ich vom Rechten.

Und im Anschlusse daran:

Allem Halben, allem Schlechten
Laßt uns bittre Fehde schwören,
Nur dem Ganzen, nur dem Rechten
Soll des Mannes Herz gehören.

Was gedacht ist, soll gesagt sein:
Das gebeut der deutsche Mut;
Was gesagt ist, soll gewagt sein:
Das steht deutschen Männern gut.

Und dazu der schöne Leitspruch:

Solang' ich lebe, Atem habe,
Ist eines nur mir Licht und Labe,
Ist eines nur, für das ich ringe,
Für das ich wirke, denke, singe:

Das ist mein deutsches Volk und Land,
Sein ist mein Geist und Herz und Hand,
Es gibt nichts Hehreres auf Erden;
Ich mein', drob muß ich selig werden.

Recht sinnig und zutreffend ist der Spruch „Weinverfälschung — Sprachverwelschung"; ich gebe ihm den Untertitel „Deutsche Rebe — Deutsche Rede":

Schenkt dir ein Wirt verfälschten Wein
Statt eines echten in den Becher,
Wirst du darob entrüstet sein
Und weidlich fluchen, deutscher Zecher.
Doch wenn mit Welschzeug reich durchspickt

Dir einer aufträgt deutsche Rede,
Das findest du wohl gar geschickt
Und weihst ihm nicht ein Wort der Fehde.
Nun sag, was ist ein größ'res Gut:
Die Muttersprache? Das Rebenblut?

Endlich aus dem Teile „Gott und Welt", der des Dichters und Denkers Weltauffassung wiedergibt, zwei Proben:

Gott in der Natur

Den Herrgott bin ich suchen gangen
Und lief mit glühendem Verlangen
Die tausend Straßen kreuz und quer,
Dran müdgequälte Grübler standen
Und rühmten, daß den Gott sie fanden —
Ich fand den Herrgott nimmermehr.

Drauf bin ich durch die Flur gegangen
Mit ihrem Blühen, Duften, Prangen
Im lebenswarmen Sonnenschein;
Da jauchzten tausend Vogelkehlen
Und hauchten tausend Blumenseelen:
Sieh, hier ist Gott, nur hier allein.

Zum Abschluß der Todeswunsch „Sonnentod":

Ich möchte nicht im Tale sterben,
In staubdurchqualmter Städtegruft;
Den Sonnentod möcht' ich erwerben
In freier, klarer Bergesluft.

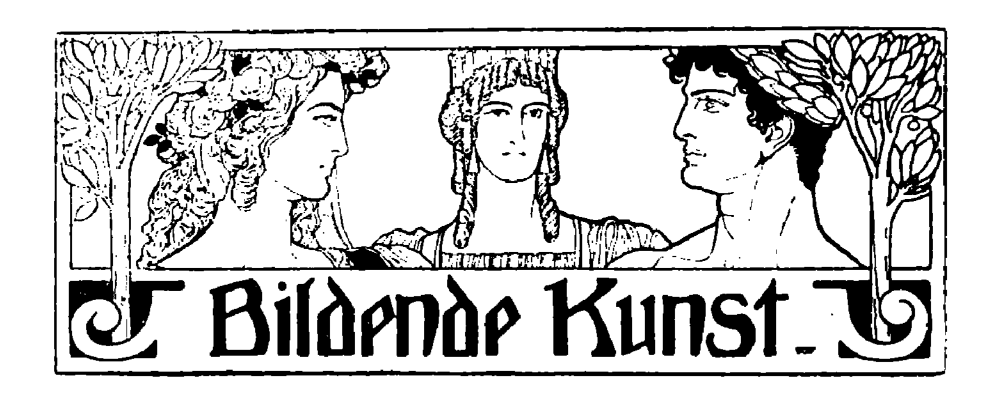
Auf himmelhohen Felsenspitzen,
Im Ätherblau, im goldnen Licht,
Wo Gottes Flammenfeuer blitzen,
Der Herr aus Wetterwolken spricht:

Dort möcht' ich, wann die Donner dröhnen,
Die Erde bebt vor ihrem Hall,
Im Lichtbereich des Ewigschönen
Verschweben als ein Hauch im All.

Und nun nehme man das Büchlein, ein wahres Schatzkästlein, selbst zur Hand und erbaue sich an ihm!

Dr. Paul Förster





Das Geheimnis der Medicigräber Michelangelos

Ernst Steinmann, der durch sein großartiges Werk über die Malereien der Sixtinischen Kapelle weiten Kreisen bekannt geworden ist, veröffentlicht soeben im Verlage von Karl W. Hiersemann in Leipzig eine durch Formvollendung, gründliche Gelehrsamkeit und schöne Ergebnisse ausgezeichnete Studie über Michelangelos Medicigräber. Innerhalb der meistens aufgeregten und geistreichelnden modernen Kunstliteratur ein geradezu wohltuendes Buch. Aus einer bewundernswerten Beherrschung des gesamten kritischen Materials heraus, mit tiefem Verständnis für das Wesen der Renaissance und die schwer ergründbare Seele Michelangelos wird hier in aller Ruhe vor dem Leser dieses fesselnde Problem entwickelt.

Es hat ja noch keiner in der kleinen Grabkapelle der Medici zu Florenz gestanden, ohne von einer geradezu heiligen Bewunderung dieser hehren Kunstoffenbarung Michelangelos zu erschauern. Aber wohl auch noch kein denkender Besucher ist ganz über den Zwiespalt hinweggekommen, den ihm die Benennung der auf den Deckeln der Sarkophage lagernden vier Gestalten hervorgerufen hat: Nacht und Morgenröte, Tag und Dämmerung. Es wollten sich die einzelnen Gestalten nie recht dieser Deutung fügen, noch weniger vermochte man sie alle zu einem höheren Ganzen zusammenzuschließen, wo doch die tiefe Denkernatur Michelangelos eine solche einheitliche Deutung geradezu gebietet. An Deutungsversuchen hat es ja allerdings nicht gefehlt. Steinmann führt sie uns in historischer Reihenfolge vor, nachdem er uns in einem ersten Teile die Entstehungsgeschichte der Denkmäler erzählt hat. Schon dieser erste Teil ist fesselnd, weil er ja naturgemäß einen Abschnitt aus Michelangelos Leben vorführt, in dem die Seele des großen Meisters in schweren Kämpfen gerungen hat. Man hat bei Steinmann das wohltuende Gefühl, daß er aus dem Vollen schöpft, und in schier beiläufigen Bemerkungen gewährt er uns Einblicke in das für die Außenwelt so leicht rätselhafte Seelenleben des Florentiners.

Der zweite Abschnitt ist dann den älteren Deutungen gewidmet. Wir vergessen heute, wo die monumentale Grabmalsplastik tausendfältig die Abhängigkeit von diesen Vorbildern zeigt, daß Michelangelo in diesen Grabdenkmälern etwas ganz Neuartiges gegeben hat. „Noch niemals, weder im Mittelalter noch in der Renaissance, hatten in ganz Italien Grabdenkmäler einen solchen Schmuck erhalten. Noch niemals hatte man ein paar lebensgroßer,

liegender, nackter Gestalten als Schmuck eines Sarkophagdeckels verwendet gesehen. Die Kunst der Renaissance besaß bis dahin weder eine Personifikation der Nacht, noch eine solche der Aurora, von Tag und Abend ganz zu schweigen." Man kann daher begreifen, daß die Zeitgenossen sich gerade um die Ergründung der Gedanken bemühten, die der mit hoher Bewunderung angestaunte „gran scultore" in diese Werke hineingeheimnißt hatte. Warf man ihm doch damals schon immer vor, daß er allein den ganzen Sinn der Wunderwerke seiner Kunst auszubeuten vermöchte. Zuerst waren es die hoffähigen Gelehrten, die eine Erklärung fanden: der Historiker Varchi (1546) und nach ihm der berühmte Vasari. Sie meinten, daß er, als er die Grabdenkmäler der Herzöge Giuliano und Lorenzo de Medici ausführte, „sinnend bedachte, daß die ganze Erde nicht genüge, ihrer Herrlichkeit ein Ehrendenkmal zu sein. So wollte er gleichsam alle Teile der Schöpfung an ihrem Grabe versammeln, sie selber in die Mitte zu nehmen, und so ließ er vier Statuen ihre Gräber bedecken: Nacht und Tag, Morgen und Abend".

Man konnte Michelangelo nicht leicht ein ärgeres Unrecht zufügen, als diesem unbeschränktem Geiste eine so untertänige Gesinnung zuzutrauen. Wahrscheinlich war es daher auch Michelangelo selbst, der durch den Mund Condivis dieser Deutung entgegenarbeiten ließ, wobei der übereifrige Gelehrte allerdings wahrscheinlich nur eine rasch hingeworfene Unmutsbemerkung des verschlossenen Meisters verwerten konnte. Danach sollten die Figuren die Zeit bedeuten, die alles zerstört, der alles untertan ist. Es ist bekannt, daß Michelangelo seinen Auftraggebern nur mit größtem Widerwillen Einblicke in sein Schaffen gewährte. Wenn er darum einmal etwas über sein Schaffen sagt, so ist es oft eher ein Verschleiern des Tiefsten, nur eine kurze, mehr an der Oberfläche bleibende Andeutung, um den lästigen Frager loszuwerden. Daher muß man sich eigentlich darüber wundern, daß man einem 1875 zum erstenmal veröffentlichten Blatte von Michelangelos Hand, das eine Art Deutung der Statuen gibt, so grundlegendes Gewicht beimaß, wie es geschehen ist, zumal diese Ausführungen Michelangelos selber an Dunkelheit nichts zu wünschen übrig lassen. Sie lauten: „Der Tag und die Nacht sprechen: Wir haben mit unserem schnellen Lauf zum Tode geführt den Herzog Giuliano. Es ist ganz gerecht, daß er Rache übt, wie er es tut. Und die Rache ist diese, daß er uns, die wir ihn getötet, im Tode noch das Licht genommen hat. Und mit seinen geschlossenen Augen hat er auch die unserigen geschlossen, die nun nicht mehr leuchten über der Erde. Was hätte er nur aus uns gemacht, wenn er am Leben geblieben wäre?"

Ich werde das Gefühl nicht los, als habe hier Michelangelo nur seinen drängenden päpstlichen Auftraggeber zum Schweigen bringen wollen, gerade dadurch, daß er ihm eigentlich etwas schier Unverständliches sagte. Nur die Bezeichnung der beiden Gestalten als Tag und Nacht geht aus dem Ganzen deutlich hervor, nicht aber die der beiden anderen als Morgen und Abend. Damit läßt sich ja dann auch die Deutung Condivis vereinigen und auch jene berühmten Verse, mit denen Michelangelo Giovannis Epigramm, daß die „Nacht" lebe und er sie doch aufwecken solle, diese seine „Nacht" antworten läßt:

„Lieb ist mir Schlaf; ach wär' ich doch von Eisen (nicht nur von Stein).
Solange unsre Schmach und Schande währen,
Nicht sehn noch hören ist mein ganz Begehren.
Drum wecke mich nicht auf; o rede leise!"

Aus dieser Klage der Nacht heraus haben jene zahlreichen Erklärer geschöpft, die in diesen Gestalten das politische Glaubensbekenntnis Michelangelos sehen wollten. Andere lehnten es überhaupt als Vergewaltigung der Kunst des Meisters ab, hier nach weiteren Deutungen zu suchen, als den im Namen gegebenen. Die dritte Gruppe hat dann eigene Wege zu gehen versucht. Man ist aber niemals von der Vorstellung: Tag und Nacht, Morgen und Abend, losgekommen, bis jetzt Steinmann aus seinem historisch psychologischen Fühlen heraus eine so naheliegende Deutung gefunden hat, daß man sich verwundert, warum nicht längst danach gegriffen worden ist. Gestützt auf die Tatsache, daß Michelangelo alle stärkeren Eindrücke, die ihm das Leben zuführte, seiner Kunst dienstbar zu machen strebte, kam Steinmann auf den durch die auffällig starke Verwertung von Masken beim Schmuck der Kapelle unterstützten Gedanken, daß der Künstler sich vielleicht durch einen der prachtvollen Maskenaufzüge, die gerade unter den Medici das Volk von Florenz in Atem hielten, habe anregen lassen. Und so fand er in einer Sammlung alter venezianischer Karnevalslieder aus dem Jahre 1523 eine Dichtung über den „Triumphzug der vier Temperamente“, die im ganzen und im einzelnen das Verständnis der Allegorien Michelangelos erschließt.

Es ist ein erlesener Genuß, an der Hand der Darlegungen Steinmanns zu verfolgen, wie zwanglos sich nach dieser völlig gewendeten Auffassung jede einzelne der großen Gestalten deuten läßt. Bei der zuerst geschaffenen „Nacht“, die nunmehr als „sanguinisches Temperament“ anzusprechen wäre, hat der Künstler noch viel erläuterndes Beiwerk beigegeben: einen Stern, den Kranz von Mohnblüten, den Halbmond und die Maske. Bislang hatte man in der Maske ein Symbol der Träume, im Kranze mit dem Mohn ein Bild von Schlaf und Tod und im Stern eine Ergänzung zum Monde erkennen wollen. Vor allem für Stern und Girlande ist die Auffassung recht gezwungen, nicht mehr aber, wenn man die Strophe des Karnevalsliedes, das das sanguinische Temperament besingt, gehört hat:

> Sanguinisch ist das zweite (Temperament); der Planet
> Der schönen Venus hoch in reinen Lüften
> Ward ihm vermählt, und holde Frühlingsluft
> Gibt seinem Wesen Sicherheit und Ruhe.
> Und also werden, die von ihm beseelt,
> Lächelnd und sanft, human und heiter,
> Voll Sinnenfreude, gütig und genehm.

„Man sieht, der Planet der schönen Venus am Diadem der Nacht bezeichnet hier nicht sowohl den Abendhimmel, der ja schon durch den Halbmond genügend symbolisiert worden ist, sondern er verkörpert vielmehr das Element der reinen Luft. Die Girlande aber mit dem Mohn, der in der Renaissance auch als ein Emblem der Fruchtbarkeit galt, deutet auf den Frühling. Denn das Element der Luft und die Jahreszeit des Frühlings sind in der Dichtung mit dem sanguinischen Temperament zu einem Dreibunde vereint, der unter dem Gestirn der Venus steht.“ Die Maske würde dann überhaupt auf die Verwendung der Maskengedichte hinweisen.

Bei weiter schreitender Arbeit ist Michelangelo immer tiefer in seine Aufgabe eingedrungen. Immer mehr wurde ihm Ziel, nur durch die Gestalten als solche, ohne alles äußere Beiwerk das Gewollte zum Ausdruck zu bringen. Wir sehen ihn hier als den emporwachsen, den wir so hoch bewundern: den ersten großen Plastiker, dem die Körperformen dazu dienen, seelisches Leben

auszudrücken. In gewaltigster Art ist das in jener Statue geschehen, die man bislang als „Morgenröte“ bezeichnete, wobei man nun gar nichts mit dem Ausdruck des Entsetzens und der gewaltigen Zerrissenheit anfangen konnte. Ganz anders, wenn wir in ihr die „Melancholie“ sehen. Unser Karnevalslied singt von ihr:

Es bleibt die vierte noch, Melancholie,
Mit der Saturn, der hohe, sich verbündet;
Zu ewigen Genossen hat Natur
Die Erde und den Herbst ihr beigegeben;
Wer ihrer düstern Herrschaft untertan,
Ist abgehärmt und karg und grambefangen,
Bleich, einsam, herbe und gedankenschwer.

„Also nichts weniger als eine Verkörperung des erwachenden Lichtes ist diese Allegorie, vielmehr eine Personifikation des Weltschmerzes. Sie ist der erhabene Ausdruck jener Melancholie, die Michelangelo mit grimmigem Sarkasmus seinen Frohsinn genannt hat, jenes Temperamentes, das ihm selbst vor allen anderen eigentümlich war.“

So bewahrheitete sich dieser Gestalt gegenüber jenes andere Wort, das wir als tiefes Bekenntnis der Kunst Michelangelos bewahren:

Oft gleicht ein Bild dem Bildner mehr, o Jammer!
Als dem Modell: so bilde
Ich jetzt nur schmerzlich wilde
Entstellte Züge, klägliche Gestalten!
Dich formen will mein Hammer
Und formt mich selbst, die Stirn voll Schmerzensfalten!

Nun ergibt sich auch sehr einfach die Erklärung der beiden Männergestalten als Phlegma und cholerisches Temperament. Ja man gewinnt erst jetzt den rechten Begriff für die unvergleichliche Kunst Michelangelos, im Körper diese ganze geistige und seelische Einstimmung auszudrücken, wenn man von diesem Standpunkt aus an die Betrachtung der Werke geht. Die völlige Auslösung aller Glieder zu behaglichster Ruhe in der bisher als Crepuscolo bezeichneten Gestalt ist eben so meisterhaft wie die Anspannung jedes Muskels in der anderen, in der man bisher den Tag zu sehen gewohnt war, die man jetzt als eine glänzende Verkörperung des cholerischen Temperaments ansprechen wird, von dem das wiederholt erwähnte Karnevalslied singt:

Cholerisch heißt das erste, Mars verwandt,
Wie er in roten Feuerflammen lohend,
Wer seinem Wesen nachspürt, wird gewahr,
Wie kühne Gluten zuckend aus ihm blitzen,
Und jeder wird durch dies Temperament
Behend und heftig, tapfer, heldenmütig,
Stolz wie ein Krieger, hochgemut und wild.

Es kommt hinzu, daß, wie auch aus den angeführten Strophen sich ergibt, mit dieser Vorstellung der Temperamente sich die anderen der vier Jahreszeiten und der vier Elemente verbanden, so daß wir also erhalten: die bisher als Nacht angesprochene Statue ist das sanguinische Temperament, dem verbunden ist als Jahreszeit der Frühling und als Element die Luft. Der Melancholie (bisher Aurora) sind beigegeben: Herbst und Erde; dem Phlegma (bisher Abend) Winter und Wasser und endlich dem cholerischen Temperament (bisher Tag) Feuer und Sommer. Diese Vorstellungen von den vier Temperamenten in Verbindung mit den vier Jahreszeiten und den vier Elementen der

„Scala platonica" waren der Renaissance vertraut, während der Begriff von vier unterschiedlichen, für die Kunst in gleichwertigen Allegorien personifizierten Tageszeiten der Renaissance ebenso fehlt wie der Antike. Wir stimmen Steinmann zu, daß offenbar nur durch die Nacht, die populärste der Allegorien von „San Lorenzo", die Legende von den Tageszeiten entstanden ist, die sich mit einer Hartnäckigkeit behauptet hat, wie nur selten eine Täuschung.

Aber die letzte Bestätigung erhält diese Auffassung doch erst durch die jetzt prächtig sich erhellende Bedeutung der Aufstellung der gesamten Kunstwerke, zu denen bekanntlich noch die beiden Capitani, die Statuen der Herzöge kommen. Die Anordnung ist bekanntlich so, daß je eine weibliche und eine männliche Allegorie auf jedem Sarkophagdeckel ruhen. Zum sanguinischen Temperament hat sich das cholerische gesellt; das Phlegma zur Melancholie. „Wenn sich die ersten beiden miteinander verbinden," schreibt Marsilio Fecino 1544 in seiner Abhandlung über Platos Gastmahl, „so entsteht dadurch eine glückliche Wechselwirkung von Härte und Milde, von Lust und Schmerz. Und auch die Verbindung der beiden anderen kann niemandem schaden, denn das Blut fließt langsam und der Geist ist schwerfällig."

Zwischen diesen Paaren, ihren Doppelsinn zusammenfassend, thronen in den Nischen über den Sarkophagen die beiden Verstorbenen. Es waren zwei geschichtliche Persönlichkeiten, die Michelangelo von Angesicht zu Angesicht gekannt hatte, so gut wie jeder Florentiner. Aber in der Phantasie des Künstlers wurden sie zu Gleichnissen unsterblicher Jugend, deren Wesen bis heute dem an die Porträtvorstellung gebannten Beschauer ebenso geheimnisvoll und dunkel vorkommen mußte, wie die der ihnen zu Füßen ruhenden allegorischen Gestalten. Ganz anders jetzt, wenn man in diesen die vier Temperamente erkannt hat.

Michelangelo hat das Porträt als solches überhaupt widerstrebt und seinen florentinischen Landsleuten, die ihn gerade wegen dieser beiden Fürstenbildnisse fragten, für deren Unähnlichkeit mit dem Naturvorbilde man wieder die gewagtesten Erklärungen suchte, gab er zur Antwort, daß in tausend Jahren doch niemand mehr wisse, wie die beiden Herzöge in Wahrheit ausgesehen hätten. Er hat also hier die Schilderung individueller Erscheinungen dem Begriff allgemein gültiger Schönheit geopfert, und das gilt natürlich noch mehr für die innere Bedeutung, zumal diese beiden entarteten Sprossen des mächtigen Geschlechts für eine Darstellung seelischen Lebens erst recht wenig Anregung boten. Nein, Michelangelo stellte in diesen beiden Gestalten die Idealverkörperung aus der Verbindung der beiden Temperamente vor, über denen diese Gestalten aufgestellt waren. So ist Giuliano „das herrliche Bild eines Herrschers, der sich selbst beherrscht, der das Symbol seiner fürstlichen Macht, das Schwert, nur darum so lässig im Schoße zu halten scheint, weil seine heldenhafte Jugend noch niemals eine Niederlage erlitten hat. Wo hat sich jemals innere Kraft mit äußerer Macht in einer Persönlichkeit so harmonisch verbunden, wo haben sie je einen so überzeugenden Ausdruck gefunden, wie im Bilde des Herzogs Giuliano?" Lorenzo dagegen, dessen Statue von allen Skulpturen der Medicikapelle zuletzt entstand, ist entgegen der geschichtlichen Tatsache eher älter dargestellt als Giuliano; er steht in der Nische über Melancholie und Phlegma. Ein schwerer, phantastisch durch Tiermasken gestalteter Helm umschattet tief seine Stirn; sonst ist die Rüstung schmucklos wie die ganze Aufmachung, bis auf den rätselhaften, wieder einer Maske ähnlichen Gegen-

stand, auf den der junge Mann den linken Arm aufstützt. Die linke Hand stützt das Kinn, die rechte Hand zeigt das umgebrochene Handgelenk, das von Michelangelo oftmals als Ausdruck willenloser Ruhe verwendet worden ist.

In Kinder des Tages und Kinder der Nacht hat Michelangelo selbst das ganze Menschengeschlecht geschieden, und wahrlich, hier stehen wir vor einem Sohn der Nacht. In diesem „Pensieroso" offenbaren sich die Eigenschaften des Phlegmas und der Melancholie. Träge, langsam, müde, unschlüssig, bleich, einsam, schwermütig und gedankenschwer zählt das oft erwähnte Karnevalslied als Eigenschaften der beiden auf.

So sieht man, wie in der Dichtung der vier Temperamente das viel umstrittene Problem der Mediceigräber restlos aufgeht. Und erst jetzt erkennt man das fest geschlossene Gefüge dieses gewaltigen schöpferischen Gedankens, die hohe Einheitlichkeit und das völlige Durchdachtsein der gesamten Erfindung. In der Freude über diese Vertiefung unseres Verhältnisses zu Michelangelo wollen wir des Dankes nicht vergessen, den der gelehrte Forscher und warmherzige Kunstgenießer verdient, der diesen Weg zu einem der gewaltigsten Kunstwerke aller Zeiten erschlossen hat.

Karl Storck



Kunstgewerbe und Unternehmertum

Professor Werner Sombart beschäftigt sich in einer von der „Neuen deutschen Rundschau" veröffentlichten ausführlichen Abhandlung über „Probleme des Kunstgewerbes in der Gegenwart" hauptsächlich mit den Feinden einer wahrhaft künstlerischen Entwicklung des Kunstgewerbes. Als der gefährlichste erscheint ihm das kapitalistische Unternehmertum, also der Fabrikant oder Händler. Bis vor kurzem war dieser Unternehmer, der ja mit der gewohnten Ware vorzügliche Geschäfte machte, grundsätzlicher Gegner jeder Neuerung. Jetzt haben sich die Verhältnisse verschoben. Aber sie sind dadurch nicht besser geworden, wie Sombart nachweist. „Die Unternehmer mehren sich, die den grundsätzlichen Widerstand gegen die Einmischung des Künstlers aufgeben und sich bereit erklären, ihre Produktion den Weisungen des Künstlers gemäß zu gestalten, wohl weil sie den Flair haben, daß die Zeit gekommen ist, da man mit Bestecken oder Möbeln oder Gläsern nach Entwürfen von dem namhaften Künstler X. Y. Z. (der eine Modenummer geworden ist) mehr Geld machen kann als mit den treuherzigen Trivialitäten und Scheußlichkeiten des Mannes mit den dicken Mappen (voll kunstgeschichtlicher Vorlageblätter). Aber der Künstler wähne nicht, daß mit dieser Bereitwilligkeit des Unternehmers, ihn zur Mitarbeit zuzulassen, sein Sieg entschieden sei. Er sehe sich vor, daß er in dem Handel, den er mit dem Unternehmer eingeht, nicht seine Seele mitverkauft. Denn das geht gar leicht. Muß man sich doch immer vor Augen halten, daß die Interessen des Künstlers und die des Unternehmers ganz und gar nicht dieselben sind, daß sie vielmehr oft genug geradezu entgegengesetzt sind. Der Künstler will den Dingen seinen Geist einprägen, will, daß die Dinge vor seinen Augen und denen aller Leute von Geschmack und Sinn für künstlerische Gestaltung bestehen können. Den Unternehmer ficht dieses Streben natürlich gar nicht an;

es ist ihm völlig gleichgültig, da er ja nur den einen Zweck verfolgt: Geld zu machen.

Trifft es sich nun, daß die Ware, die der Künstler nach seinen Intentionen gebildet hat, auch diejenige ist, die den meisten Profit abwirft, dann herrscht eitel Freude und Harmonie. Aber das ist ein Zufall. Vielmehr wird als Regel sich eher eine Tendenz zu Disharmonie der Interessen herausstellen: die „marktgängige" Ware wird nicht die sein, die der Künstler am meisten liebt. Und da besteht nun für diesen die Gefahr, daß er selbst nach „Marktgängigkeit" strebt, daß er (ich möchte sagen unwillkürlich) seine künstlerischen Intentionen unter dem Gesichtspunkt, die Ware dem Unternehmer genehm zu machen, ummodelt. Denn auf die Dauer wird er sich als der Schwächere im Kampf mit dem Unternehmer erweisen: stehen doch hinter ihm so und soviel andere, die nur darauf warten, seine Stellung einzunehmen. Angesichts der Überfülle auch talentierter Künstler und Künstlerinnen wird sich immer eher ein Überangebot als ein Unterangebot von Künstlern, die ihre Dienste dem Unternehmer anbieten, als die Signatur des Marktes ergeben. Und so feste, patriarchalisch fundierte Beziehungen zwischen Kunst und Können wie ehedem gibt es nicht mehr: täglich gilt es, den Platz zu verteidigen. Natürlich: je namhafter der Künstler, desto stärker seine Position dem Unternehmer gegenüber: ein Riemerschmid, ein Pankok, ein Paul, ein Olbrich, ein Behrens wird schon ein großes Maß von Selbständigkeit selbst großen Firmen gegenüber aufzubringen vermögen. Aber, aber. Auch die Größten scheinen mir nicht ganz gefeit gegen die Versuchungen, die von kapitalistischer Seite an sie herantreten.

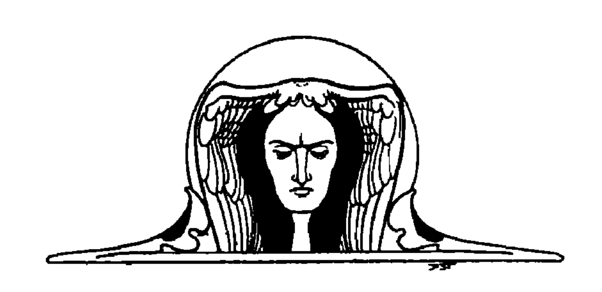
Die schlimmste Zumutung, die der Unternehmer an den Künstler stellt, ist ja wohl die: daß seine Modelle immer wieder reizvoll, sensationell wirken, und dazu gehört, daß sie immer wieder neu, unerhört neu und originell seien. Der kapitalistische Unternehmer lebt von den Nouveautées, sie sind Manna für ihn, Mehlstaub, Gift für den Künstler. Nun wird diese alte Plage sich heute, da eine neue Ära für das Kunstgewerbe anbrechen will, nicht so furchtbar äußern wie bis vor ein paar Jahren ganz allgemein, wo das fressende Bedürfnis nach Originellem allen vernünftigen Erfindungsgeist erschöpft hatte und man schließlich zum reinen Unsinn seine Zuflucht nehmen mußte, dahin auch die Vertauschung aller Stoffe zu rechnen ist, die aus derselben Quelle der Armut und Erschöpfung entsprang (jeder Gewerbsmann imitierte des andern Stoff und Weise und glaubte ein Wunder von Geschmack getan zu haben, wenn er Porzellantassen wie vom Faßbinder gemacht, Gläser gleich Porzellan, Goldschmuck gleich Lederriemen, Eisentische von Rohrstäben zustande gebracht hatte). Aber ganz ohne Einfluß scheint mir dies (aus kapitalistischem Interesse erzeugte) Bedürfnis nach „Neuheiten" nicht geblieben zu sein. Ich glaube an allem kunstgewerblichen Schaffen unserer Zeit (auch dem der Besten) einen Zug von Nervosität, von Unruhe wahrzunehmen, der deutlich das Sinnen des Schöpfers verrät, etwas Originelles, noch nicht Dagewesenes zu liefern.

Es ist nicht zu verlangen, daß einem Künstler — und sei er der erfindungsreichste — alle drei Monate eine völlig neue Möbel- oder Schmuckform einfalle. Und wenn man es doch von ihm erwartet, so drängt man ihn in eine falsche Bahn. Seine Kunst wächst sich dann nicht organisch aus, sondern wird treibhausmäßig getrieben. Und dieser Zug des Treibhausmäßigen haftet den meisten der modernen Erzeugnisse des Kunstgewerbes an. Das Publikum (töricht wie immer) unterstützt dieses Streben nach Neuem, Sensationellem,

Unerhörtem. Es will, wenn es mal wieder den modischen Kunstsalon besucht nun auch etwas Neues sehen. Der Unfug allzuhäufig wiederkehrender Ausstellungen wirkt in gleicher Richtung. Niemand möchte mit den alten Modellen vor den Besuchern erscheinen. So wird das Hirn gemartert, ob nicht eine neue Beinform an einem Möbel anzubringen, ein neuer Schnörkel einem Glase aufzuprägen sei usw.

Was die guten alten Zeiten des Kunstgewerbes vor der unsrigen vor allem voraus hatten, war die stetige, schrittweise, geruhige Selbstverständlichkeit der Entfaltung künstlerischen Wesens: daß kein Arbeiter etwas anderes dachte, als wie er in diesem Augenblick den Gegenstand am schönsten gestalten könne. Diese Ruhe aber hatte er, weil hinter ihm nicht der kapitalistische Unternehmer stand und ihn zu unerhörten Leistungen aufpeitschte. So ist dem Künstler unsrer Tage vor allem zu wünschen, daß er diese Ruhe wiedererlange: daß er stark werde im Kampfe mit den kapitalistischen Interessen. Daß er zunächst einmal sich bewußt werde, welche Gefahren ihn umlauern: daß er wahrhaftig am Ende im Begriffe ist, seine Seele zu verkaufen.

Und seinen Leib, wenn er etwa genötigt ist, sich um einen geringen Lohn dem Unternehmer anzubieten. Auch hier dürfen wir uns durch die machtvollen und einträglichen Stellungen der wenigen „Großen" nicht blenden lassen. Hinter ihnen steht ein Heer mittelloser, oft genug vortrefflicher Könner, die sich im Preise nur allzusehr unterbieten, weil sie fürchten müssen, im Bureau des Unternehmers (wo sie ihre Skizzen feilbieten) schon einen andern zu finden, der seines Kopfes Arbeit „billiger" liefert. Und der Kaufmann im Kunstgewerbe kann natürlich keinen andern Gesichtspunkt haben als den: eine möglichst gute Leistung zu möglichst niedrigem Preise einzukaufen. Gewandte Unternehmer wissen dann — ebenso wie smarte Theaterdirektoren und Kunsthändler — junge Talente zu „entdecken", das heißt: jahrelang für ihr Geschäft zu Hungerlöhnen arbeiten zu lassen dafür, daß sie ihnen zuerst die Wege ebneten und vielleicht aus der Not halfen.





Aus Richard Wagners „Familienbriefen"

Zur nochmaligen eindringlichen Empfehlung des im Februarhefte nach ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Menschen Richard Wagner gewürdigten Buches „Familienbriefe von Richard Wagner 1832—1874" (Berlin, Alexander Duncker) bringen wir heute etliche Proben. Sie sind den Briefen aus des Meisters „Züricher Zeit" entnommen, der wohl bedeutsamsten für Wagners innere menschliche Ausgestaltung und damit auch künstlerische Reife. Der erste Brief ist am 1. Dezember 1849 an Wagners Schwester Klara gerichtet. Sechs Jahre älter als Richard, die begabteste unter seinen Schwestern, war sie an den Schauspieler (später Kaufmann) Wolfram in Chemnitz verheiratet. Wie sie sich überhaupt des besonderen Vertrauens des verkannten Bruders erfreute, bringt auch dieser Brief einen Einblick in die innersten Gründe der Entwicklung Wagners zum Reformator.

„Euch scheint es sehr unangenehm zu sein, daß wir in Zürich uns aufhalten: ich wüßte in diesem Augenblicke keinen Ort in Europa, an dem ich lieber verweilen möchte. Ich hatte nur die Wahl zwischen hier und Paris. Mag ich nun mein dereinstiges Auftreten mit einer Oper in Paris noch so ernstlich in das Auge fassen, so giebt mir doch die Kenntnis der dortigen Verhältnisse die sichere Annahme zur Hand, daß sehr gut ein paar Jahre darüber vergehen können, ehe an eine wirkliche Aufführung eines Werkes von mir dort zu denken wäre, und sehr fragt es sich, ob dies überhaupt unter den jetzt bestehenden Verhältnissen möglich sein dürfte; zwischen dem Auftrage und der Annahme einer Oper — was ich wohl bald erreicht haben würde — und ihrer wirklichen Aufführung liegt in Paris nämlich eine himmelweite Kluft, die nur durch Geld ausgefüllt und mit Hilfe der Intrigue überschritten werden kann. Weder habe ich aber Geld, noch bin ich in der Intrigue bewandert: destomehr aber der vortreffliche Meyerbeer, vor dem jeder ehrliche Künstler in Paris bereits längst die Waffen gestreckt hat; ich kenne viele Tüchtige von ihnen, die mir in Paris erklärten, sie dächten unter der gegenwärtigen Herrschaft des reichen und intriguanten Meyerbeer nicht im entferntesten mehr daran, auf der Großen Oper herauszutreten. Die in allen unseren öffentlichen künstlerischen Verhältnissen herrschende Nichtswürdigkeit übersehr Ihr guten Leute ganz und gar: daß ich mit all meinem begeisterten

Streben für die echte Kunst von je so einsam dagestanden habe, daß es mir nirgends gelingen wollte, der herrschenden Modeerbärmlichkeit mit meinen Werken siegreich entgegenzutreten, daß ich selbst da, wo ich sie am besten aufführen konnte — in Dresden — durchaus nichts anderes errang, als flüchtige Erregungen, die morgen wieder vergessen waren oder jeder anderen, auf ganz entgegengesetzte Weise hervorgebrachten, Platz machten; daß ich somit ewig mich ohne eigentlichen Erfolg abmühte, und, indem ich meiner künstlerischen Überzeugung treu blieb, die ganze moderne egoistische Kunsthandwerkerwelt mir nur immer mehr entfremdete, jeder Gemeinheit ohne Vertheidigung mich preisgegeben sah, für mein Streben im Ganzen nichts wie bitteren Kummer mir zuzog — das beachtet Ihr freilich nicht, oder wenn Ihr es beachtet, schlagt Ihr es doch so gering an, daß Ihr nicht begreifen könnet, warum ich denn nicht ganz ruhig fort und fort Opern schriebe, was ich ja — nach Eurem Gefallen daran — so gut verstünde: Ihr denkt dabei nicht einmal daran, wie es mir zu Muthe sein muß, wenn ich ein Werk zwei Jahre fertig daliegen habe — wie meinen ‚Lohengrin' — ohne dazu zu gelangen, selbst in Dresden — wo noch meine letzte Arbeit Glück gemacht und dem Institute Ehre gebracht hatte — sie zur Aufführung zu bringen: Ihr wundert Euch nur, wie ich nicht immer wieder eine Oper schreiben und dagegen alles Andere rings um mich herum unbeachtet liegen lassen könnte. Was Ihr nicht thut, mußte ich allerdings thun: nämlich über den Grund und den Zusammenhang der Umstände nachdenken, die jedes redliche begeisterte Streben, sei es in der Kunst oder worin es sonst wolle, jetzt gänzlich erfolglos bleiben lassen: hierüber nachdenken heißt: sich gegen diesen ganzen Zusammenhang empören, und je kräftiger meine künstlerische Begeisterung ist, desto wahrer und unabweisbarer ist mein Gefühl der Empörung gegen alles Gemeine, Spießbürgerliche, Unverschämte und Erbärmliche in unseren ganzen gesegneten Umständen. Viel wichtiger, als Opern schreiben und immer wieder Opern schreiben, nach denen kein Hahn kräht, halte ich es jetzt, mich öffentlich über unsere künstlerischen Zustände auszusprechen: ich thue es, indem ich mich den d e n k e n d e n Künstlern mittheile; wer Künstler ist und zu denken vermag, der versteht mich auch: daß unsere Handwerksliteraten u. s. w. mich herunterreißen, kümmert mich nicht, denn es ist nothwendig, weil namentlich g e g e n sie ich mich wende. Genug hiervon! Es ist mir dies gelegentlich bei meiner Besprechung der Pariser Verhältnisse so angekommen.

Es wäre nun mein Wunsch, ungestört wieder künstlerische Arbeiten vornehmen zu können: die Hoffnung für die Zukunft erfüllt mich, und in dieser Hoffnung finde ich Lust und Kraft zu dem Besten, was ich zu leisten vermag. In aller Stille — lieber vergessen als geachtet von der heutigen Welt — hier oder in der Nähe fortleben zu können, um die mannigfaltigen künstlerischen Stoffe zu verarbeiten, die ich im Kopfe habe, dieß ist mein größter Wunsch, um seine Erfüllung zu erreichen, habe ich die nöthigen Schritte gethan, und ich hoffe, sie werden nicht ganz ohne Erfolg sein. Nach Paris werde ich wohl im Anfange des nächsten Jahres gehen, um im Conservatoire etwas aufzuführen: zugleich will ich mich mit meinem Dichter vollständig zu einigen suchen.

Das ist im ganzen alles, was ich Euch mitzutheilen habe. Wie Minna sich dabei befindet, denkt Ihr Euch wohl leicht: daß sie mit mir, meinen Absichten und Vorhaben nicht vollkommen einverstanden ist, liegt sowohl in der Natur der Sache, als in den verschiedenartigen Naturen von uns beiden. Wie

viele werden es von Euch sein, die mit mir ganz einverstanden sind? Ich mache mir nicht viel Hoffnung auf Eure Zustimmung. In meinem Wesen liegt nun aber einmal ein so starker und unbeugsamer Trieb, daß ich wahrhaft unglücklich nur dann sein würde, wenn ich ihn um äußerer Rücksichten willen gänzlich von seiner Natur ablenken müßte: heiter bin ich dagegen, wenn ich ihn befriedigen kann, sei es auch unter mannigfachsten Entbehrungen und Verfolgungen.“

Für Wagner als Menschen fast noch charakteristischer ist der ein halbes Jahr später an seine Nichte Franziska, die spätere Gattin Alexander Ritters, gerichtete Brief.

Liebe Fränze!

Dein Brief hat mir wahre und große Freude gemacht, aber nicht etwa weil Du mich darin so gelobt hast, sondern weil ich in ihm auf das natürlichste und vielleicht selbst unbewußteste die innige Unzufriedenheit ausgesprochen fühle, ohne die jetzt niemand ein wahrhafter Mensch sein kann. Es ist das erste Mal, daß ich Dich nun eigentlich kennen lerne: die Dresdener Comödiantenwirtschaft hatte sich zwischen uns breit gemacht; Dich hielt ich immer für ernst und sinnig, und doch wußte ich nicht immer deutlich, woran ich unter den obwaltenden Umständen mit Dir war. Nun freut es mich, die Entwickelung Deines guten Wesens zu sehen. — Mißtrauisch bin ich gegen Alles, was sich heut zu Tage mit dem Theater befaßt, und es geht mir mit Schauspielern wie der Polizei mit den Menschen, die sie so lange für Spitzbuben hält, als sie nicht die dringendsten Beweise für das Gegentheil findet. Wie wenige von Euch gelangen nur dazu, zu bemerken, daß sie eigentlich mit einer vollständigen Lumpenwirthschaft zu thun haben; wie noch viel wenigere retten sich aber aus diesem Pfuhl zum reinen Künstlerthume. Deine ganze Familie hat es eigentlich nur bis zu dem ersteren gebracht: bringe Du es vollständig bis zu dem zweiten Grade, und herzlich will ich Dich willkommen heißen. Niemand weiß mehr wie ich, daß der Darsteller der eigentliche Künstler ist: was gäbe ich darum, wäre ich selbst der Darsteller meiner Helden geworden! Glücklich wäre ich, glücklich! Meine ganze Kunst ist nur sehnsüchtiges Gedankenweben: ewiges Wollen und Nichtkönnen, denn Können heißt Wirklichmachen, aus der Vorstellung und Absicht zu That und Unmittelbarkeit übergehen. Diese Wirklichkeit gehört nun heut zu Tage der Comödiantenwelt an, in welcher große Gage, schöne Garderobe und lobende Recensionen die Hauptsachen sind. Rette Dich daraus, so gut Du es vermagst, vor Allem scheue aber keine Widerwärtigkeiten und Schmerzen, denn nur um diesen Preis werden wir jetzt Menschen und Künstler: der Weichliche bleibt Sklave und Comödiant. Scheue es nicht, die bittere Galle zu trinken; sie giebt, in einer gesunden Natur, Kraft und Selbständigkeit, endlich den Stolz der Verachtung des Gemeinen, Heiterkeit und wahres Glück.

Noch einen Rat gebe ich Dir zu Deinem Glücke! Findest Du einen Mann, den Du lieben mußt, so liebe ihn mit vollstem Herzen und ganzer Seele — und frage Gott und die Welt den Teufel darnach, was sie dazu sagen: diese Welt kann Dir nichts geben als Aerger — Du allein Dir Liebe, die Alles ist, Alles! und ohne die Alles hohl und nichtig, todt ist. — Laß nie falsche Demuth in Dir aufkommen! wo sie ist, steckt auch der Hochmuth! Füge Dich nie den Forderungen der Erbärmlichkeit, sondern widersetze Dich ihnen mit allem Stolze, dessen Du in der Liebe zum Edlen fähig bist. Empöre Dich, wo Du kannst, — gieb nie einen Zoll von Deiner Ueberzeugung nach, und wo

Du nicht siegen kannst, da lache und sei heiter. — Ich kann Dir nichts Besseres rathen, da ich an mir selber befunden habe, daß ich nur so lange wirklich unglücklich war, als ich nicht ganz war, sondern Unmögliches wollte, indem ich Feuer und Wasser, Gut und Schlecht zusammen zu bringen mich bemühte. — Jetzt — so viel ich leide und so heftige Schmerzen ich empfinde, leide ich doch nicht mehr; ich sehe in jedem Augenblicke dem Tode entgegen, und gewinne so das Leben wieder lieb, denn ich kann heiter und stolz sein — weil ich das Leben ohne wahren Inhalt verachte. — Viel hat sich mit mir ereignet: es ist mir unmöglich, Dir jetzt davon zu berichten. — Ich gehe jetzt weit fort und werde lange allein sein: ich kann nicht anders. — Durch Karl wirst Du von mir erfahren. Schreib' mir durch ihn, wenn Dir's nach Wunsch geht! Leb' wohl und behalt' mich lieb! ich sage nicht: sei glücklich! sondern: sei stark und Dir treu, gleichviel ob dieß zu äußerem Unglück oder Glück führe! Leb' wohl!

Dein

4. Juni 1850. Richard W.

Sehr bezeichnend für Wagners inneren Zustand während der Dresdener Zeit und sein Freiwerden durch die Loslösung ist dann der Brief vom 2. Februar 1851 an seinen Schwager Hermann Brockhaus.

„Meine Dresdener Stellung war mir seit lange schon eine Qual, die ich — auch ohne politische Ereignisse — früher oder später hätte brechen müssen, wenn ich mich als gesunder, mit sich einiger Mensch und Künstler erhalten — oder retten wollte. Ich bereue nichts, als daß ich nicht zuvor schon in der Lage war, mit voller Ruhe aus einem Verhältnisse zu scheiden, das mir — bei äußerer Sicherheit — meinen Ruin nach Innen herbeiführen mußte. Nie habe ich mich noch in meinem ganzen Leben so glücklich gefühlt, als im Sommer 1849 in der herrlichen Schweiz: ich gestehe, daß selbst meine ernstliche Sorge um meine Frau nicht das Wohlgefühl in mir ersticken konnte, das mich andauernd beseelte, als ich einen unlösbaren Knoten zerhauen und mich vollkommen mit mir versöhnt hatte. In meiner Dresdener Stellung war ich der schwankendste, unsicherste Mensch: von Außen beruhigt, nur wenn ich Heuchler war, — von Innen unfähig, sobald ich wahrhaftig ward. Das ist zu Ende, und keine Lebenssorge ist jetzt mehr im Stande die innere Harmonie meines Wesens zu stören. Ich weiß, daß ich mit dem Besten was ich leisten kann, und was ich leisten muß — weil ich es kann, mir nicht Geld, sondern nur Liebe erwerben kann, und zwar bei denen, die mich verstehen wollen. So bin ich denn auch über das Geld außer Sorge, da ich weiß, daß die Liebe für mich sorgt. —

Möge also die gute Ottilie, und möget Ihr Alle über mich beruhigt sein, und annehmen, daß mir ein großes — ja das größte, Menschen erreichbare — Glück widerfahren ist, — das, wie es allerdings nicht mit Händen zu greifen ist, mir einzig nur dadurch getrübt werden kann, daß die mir Nächsten — es nicht verstehen. Selbst der Blick auf die Welt, die mein Kunststreben vor der Oeffentlichkeit jetzt zu einem unfruchtbaren macht, kann mich nur noch vorübergehend widerlich berühren, da ich weiß, daß unter ihr eine neue Welt keimt, in der ich Glücklicher jetzt schon leben darf. —"

Inzwischen war es zur Annäherung an Mathilde Wesendonk und damit auch zur lange drohenden Katastrophe mit seiner Gattin Minna gekommen. In einem viel abgedruckten Briefe an die Schwester Klara (20. August 1858) hat Wagner die Ereignisse überzeugend dargestellt. Hier sei auf einen Brief vom 28. Januar 1859 an seine Schwester Cäcilie hingewiesen, der zeigt, wie

schonungsvoll Wagner trotzdem über seine Frau, die ihm doch auch die Möglichkeiten des künstlerischen Schaffens zerstört hatte, dachte.

„Der eigentliche Quell der namenlosen Bekümmernisse und Erschütterungen, die mich im vorigen Jahre trafen, liegt in dem traurigen Gesundheitszustande meiner Frau. So unerhört besinnungslos und leidenschaftlich sie sich in den zartesten Angelegenheiten benahm, kann ich ihr endlich doch darum nicht eigentlich zürnen. Jeder leidet auf seine Weise, und sie leidet — auf die ihrige — aber sie leidet und litt besonders sehr. Man denke sich nur den unausgesetzten Zustand eines Herzschlages, wie ein gewöhnlicher Mensch ihn eben nur bei einem Todesschreck empfindet, und dazu ein Jahr lang fast vollkommene Schlaflosigkeit! Es ist nicht möglich, daß man denjenigen, der unter solchen Qualen leidet, verantwortlich für das macht, was er im halben Wahnsinn thut. Doch war auch unser Beisammensein endlich unerträglich geworden. Ich mußte durch Einsamkeit einmal wieder frische Kräfte schöpfen, um bestehen zu können; auch Minna aber, wußte ich, mußte Veränderung und mögliche Zerstreuung gut thun. Ihr scheint es nun in Dresden wirklich etwas erträglicher zu gehen; obwohl ich zu meinem Kummer erfahre, daß sie doch wieder sehr dem Einfluß von Klatschereien anheimgefallen ist. Nun ich wieder etwas Ruhe und Fassung gewonnen habe, bin ich entschlossen, sie stets mit der Schonung und Milde zu behandeln, deren sie, wenn ihr Zustand, der wesentlich vom Gemüthe bedingt ist, einiger Maaßen gehoben werden soll, auf das Dringendste bedarf. Ihr Leben ist so vollständig in meine Hand gelegt, daß ich, wie ich ihr schnell den Tod geben könnte, diese Hand natürlich nur noch zu ihrer Pflege ausstrecken kann.

Ich werde nicht so bald dazu kommen, Clara zu schreiben; was ich mit ihr zu besprechen hätte, greift mich sehr an. Schreibe Du ihr aber doch, sie solle mir meine letzte Ermahnung an sie ja nicht übel deuten. Ich glaube aus Minnas Briefen in der Zeit, wo sie bei Cläre war, zu erkennen, daß diese in der besten Absicht und — ich glaube fast auch — mit der klügsten Einsicht eine gewisse entscheidende Bestimmung auf Minna über ihr Verhältnis zu mir herbeizuführen suchte. Gewissermaaßen hatte sie mein Brief aus Genf dazu autorisiert. Alles was m i c h betreffen kann oder konnte, mußte bei mir selbst aber bald endlich ganz unberücksichtigt bleiben, als ich nur noch den jammervollen Zustand der geängstigten, namentlich auch an ihrem Uebel so schrecklich leidenden Frau vor den Augen behielt. Es war mir, als ob dieß jedem so gehen muß, dem sie nahe trat, und bat daher Cläre, doch nur gänzlich Alles zu vermeiden, was im Gespräch Minna von Neuem aufregen könnte. Das hat sie vielleicht gekränkt. Wenn sie sich aber überlegt, daß hier Alles zu spät ist, und namentlich es nur eine gänzlich unnütze und erfolglose Grausamkeit sein kann, Minna zum Bewußtsein ihres wahren Verhältnisses zu mir zu bringen, so tröste ich mich damit, daß auch sie finden muß, es sei, wenn das E i n e ganz u n m ö g l i c h ist, besser, das andre Mögliche einzig im Auge zu haben, das ist: die Unglückliche liebevoll zu täuschen, um ihr über den Rest eines jedenfalls mühe- und kummervollen Lebens ruhig hinweg zu helfen. Und hierzu eben bin ich entschlossen. Denn das einzige Wohl, das ich noch genießen kann, ist — Andern so wenig als möglich Wehe zu bereiten. Wer mir am Allernächsten steht, weiß sich eben dadurch selbst zu helfen. Die größte Sorge trifft daher diejenige, die mich so wenig begreift." —

Wie überlegen Wagner nach diesen schweren inneren Krisen auch noch

so heftigen Schlägen des äußeren Lebens gegenüberstand, zeigt ein Brief an die Schwester Luise vom Ende März 1861 nach der Niederlage, die man in Paris seinem „Tannhäuser" bereitet hatte.

„Ich wüßte übrigens jenem Aufsatze nicht Wesentliches beizufügen, als höchstens einige stärkere Bezeichnungen für die Schwächen der Aufführung, die bei der ganzen Sache mein eigentliches wahres Leiden ausmachten. Hatte ich mich doch darein ergeben müssen, die Musikdirection einem musikalischen Unteroffizier (wie ihn Herwegh in einem Züricher Berichte nennt) zu überlassen! Mein Leiden vor der Aufführung, die ich selbst leider nicht mehr hindern konnte, war weit größer, als nach derselben. Wahrlich, ich bin froh, vom Jockeyclub verhindert worden zu sein, mein Werk zum eigentlichen Gehör zu bringen: ich selbst hätte nicht mehr zuhören können!

Daß ich nach langen Jahren der Resignation mich in solchem Falle einmal wieder fangen ließ, das kränkt mich eigentlich, und ich kann mich nur damit tröſten, daß mir so etwas nie wieder passieren soll.

Den Parisern bin ich übrigens durchaus nicht böſ' geworden: sie sind leichtsinnig und reden jeden Unsinn nach, den man ihnen aufheftet; kommt es zur Sache, so bleiben sie doch auch wieder für das Gute impressionable, und schlagen sich dann nach Herzenslust für das, was ihnen gefällt. — Einzig bin ich über die Stumpfheit meiner hohen Protectoren in Deutschland betreten, die niemals auf den Einfall kommen, wie unwürdig ein Künstler von meinem Ernste eigentlich allen Chancen eines Abenteurer-Lebens ausgesetzt bleibt. Wer wird mir eine wohlanständige Ruhestätte für mich, ein geeignetes Atelier für meine Kunst daheim bieten? — Lassen wir doch ja die deutsche Innigkeit und Tiefe uns nicht zu hoch zu Kopfe steigen!

Einstweilen bleibe ich verwundert über meine Gesundheit. Es scheint mir, als ob ich noch zu manchem Sturm aufbewahrt sein soll. —

Noch danke ich Dir sehr, beste Luise, für Deinen ersten Brief; namentlich hast Du mich durch Deine Ermahnungen zu Gunsten meiner Frau sehr gerührt. Gewiß ist diese sehr zu bemitleiden! Weiß Gott, aber auch sie hält's aus. Wie sehr wünschte ich, ihr eine ruhige Niederlassung bieten zu können, wo sie namentlich mich nicht zu anhaltend in ihrer Nähe hätte: ich sollte immer nicht eher zu ihr kommen, als bis Noth und Aerger einmal wieder vorüber wäre, z. B. jetzt wo ich mich, trotz alles Elendes meiner Lage, nach den erhaltenen Prügeln in einem fast behaglichen Zustande befinde." —

Aus dem Schlußabsatz erkennt man, wie er immer noch an die Möglichkeit eines Auskommens mit Minna glaubte. Wie er sich trog, zeigt sein Brief an die Schwester Klara Wolfram aus Biebrich a. Rh., 11. Juli 1862.

„Wie konntest Du fürchten, liebe Cläre, in Deinem Briefe könnte auch nur etwas enthalten sein, was ich Dir hätte übel deuten können? Ich habe es bis hierher ertragen, Niemand einzumischen, und mit der unglücklichen Frau, die sich und mich nutzlos zu Tode quält, allein auszukommen gesucht. Es ist aber des Wahnsinnes kein Ende zu finden: wahrlich, was nun mir einzig wohlthun kann, ist auch mit Anderen und den Meinigen offen über dieses unheilbare Verhältniß zu verkehren, und seitdem ich Eure Stimme vernehme, ist mir's wirklich als ob mir einiger Tag anbräche. Einzig legte mir die quälende Krankheit Minna's die Pflicht der Schonung auf: ihr trauriger Charakter, der Alles mit Neid und Haß verfolgt, was mir anhängt, konnte dieß bereits lange nicht mehr. Nun sehe ich aber, daß ich auch unmöglich dazu gemacht sein kann, auf

ihr Herzleiden vortheilhaft zu wirken. Die Fortdauer oder Wiederanknüpfung unseres Zusammenlebens ist somit das Thörichteste und Widersinnigste, was geschehen könnte. Es kann sich daher nur um die Art handeln, wie es aufgehoben wird; und dieß hängt davon ab, was endlich Minna's Klugheit über sie vermag. Ich habe ihr eine kleinere Niederlassung für sie in Dresden angeboten: sie soll ein Zimmer für mich bereit halten: ich werde es versuchen, sie dort zu sehen; benimmt sie sich vernünftig (was ich leider durchaus bezweifeln muß!) so kann ich sie öfter besuchen, und, indem ich mir anderswo ein stilles Asyl zum Arbeiten offen halte, so kann ich noch, ohne große Beschämung für sie, vor der Welt den Bruch verbergen. Dieß ist die letzte Anstrengung meines guten Willens. Doch bezweifle ich, daß sie von Erfolg sein wird. Der Gedanke einer Scheidung ist nicht von mir ausgegangen, so nahe er auch liegt und so verzeihlich es auch mir sein müßte, dem Wunsch nachzuhängen, meine Jahre noch an der Seite eines mir sympathischen Wesens gewinnreich für meine Arbeiten zu pflegen. Doch will ich kein Glück, sondern nur Befreiung von einem Drucke, der mich elend macht. Der rechte Zeitpunkt hierzu ist längst verfehlt; meine Gutmüthigkeit, sowie mein Gerechtigkeitsgefühl haben mich verleitet, ein unheilbares Uebel bis zum Zustand der Unerträglichkeit anwachsen zu lassen. Jetzt könnte ich als Scheidungsgrund menschlicher Weise nichts Anderes vorbringen, als die gegenseitige Ersprießlichkeit einer vollständigen Trennung."

Den Beschluß mache ein Brief an die gleiche Schwester, der so recht von des Meisters liebevollem Sinn zeugt. Er entstammt der Zeit der Ruhe. Auch die Münchener Stürme waren nun vorbei.

(Luzern, 20. Oktober 1868.)

Meine liebe Cläre!

Euer treuer alter Freund Mejo benachrichtigte mich von der bevorstehenden Feier Deines vierzigjährigen Hochzeitstages. Das war schön von ihm. Mir ging daraus von neuem bekräftigt hervor, wie werth ich Dir sein muß, daß Eure Freunde glauben dürfen, ein herzliches Wort von mir würde Dich an diesem Tage besonders erfreuen. Wie herzlich auch ich an Dir hänge, wirst Du selbst mir wohl bezeugen. Wenn sich mein Leben jetzt immer mehr vereinsamt, so ist wohl einerseits meine immer schmerzhaftere Empfindlichkeit gegen die ewig mit Mißverständnissen und Unsinnigkeiten mir begegnende Welt daran schuld, andererseits fühle ich diese Vereinsamung aber um so mehr, als ich ohne Familie bin. Den Begriff der Familie kenne ich nur aus meinem alten Zusammenhange mit meinen Geschwistern: wie sehr aber mußte diesen das Leben lockern! Gerne hätte ich ihn wieder aufgefrischt; ohne gerade eine Familienconferenz veranlassen zu wollen, gehe ich immer damit um, Euch der Reihe nach einmal aufzusuchen. Ich war nahe daran, dieß vor kurzem auszuführen, und Mejo's Nachricht bestärkte mich bereits darin, jetzt bald in Chemnitz nachzufragen.

So viele ernste Angelegenheiten, welche ich jetzt in Ruhe und gesammelter Fassung sich erledigen lassen muß, hielten mich aber bei der Vorstellung, daß ich mit dieser Reise nothwendig mich großer Unruhe aussetzte, von der Ausführung des Vorhabens zurück. Das viele Sprechen mit vielen Personen ist es, was mich stets fieberhaft aufregt und ermüdet: das kommt wohl mit daher, daß ich an keinem Hauptorte mich je zu einer anhaltenden Verkehrsthätigkeit fixiren konnte, und nun, wohin ich komme, immer als ein Fremder begafft und

ausgefragt werde, was mich in leidenschaftlich ärgerliche Aufregung versetzt, namentlich da Niemand sich doch die Mühe giebt, mich und was ich schaffe und wirke, genau kennen zu lernen, und jeder daher immer nur an mir wie an einer Curiosität herumtappt. So eine Stellung, wie die meinige, mag sich aus der Ferne recht gut ausnehmen: woher käme es denn aber, daß ich etwas anderes schaffe, als andere, wenn ich nicht auch anders wäre, und es mir eben nur an Trödel, Summs, Klatsch, Lob u. s. w. läge, wie allen denjenigen, mit denen ich eben verwechselt werde, zum Beispiel auch von Herrn W., wie ich sehr fürchte. Ja, das wäre hübsch, so etwas durchzumachen, wie so ein Werk zu schreiben (unter welchen Nöthen!), dann mit schlechtem Pack sich abzuquälen, um — gegen alle Gewohnheiten der Leute — es edel und verständig zur Aufführung zu bringen, und nun bloß sich hinsetzen zu sollen, um sich darüber zu freuen, wenn die Leute kommen und einen loben! Nein, liebe Cläre, das muß niemand von mir verlangen. Wonach aber gerade ich, und bei solchen Gelegenheiten verlange, das habe ich Dir gezeigt: ich habe meine alte Schwester mit völliger Gewalt kommen lassen, um ihr eine Freude, und mir eine Herzstärkung an ihrer treuen echten Empfindung von meinem Werke zu machen. Und das war mit wenigen Worten, einem Blicke, einem Händedruck gethan! Also — lassen wir den vortrefflichen W. Liebt er mich, desto besser für ihn.

Sieh', und gerade so wie Du zu meinen Meistersingern kamst, wäre ich nun gern auch zu Deinem Festtage gekommen: es war mir, glaube es! nicht möglich. Dafür schicke ich Dir denn die Meistersinger selbst, die nun, da dieß nach früherem Auftrage nicht schon besorgt war, als Brautführer sich recht gut ausnehmen werden: namentlich ist Hans Sachs dazu gemacht, heute mein Amt zu übernehmen; die Lehrbuben können in Gottes Namen auch mit bei der Feierlichkeit figuriren: auch die Nürnberger Gassenprügelei findet sich vielleicht als Intermezzo, zur Erinnerung an Nürnberg recht gut dabei ein. Wenn Du den Nachtwächter hörst, denk' an mich!

Liebe Cläre! Diese Meistersinger kommen wirklich nicht ganz ohne Sinn zu Deinem vierzigsten Hochzeitstage. Nimm Dir aus ihnen den Geist einer ruhig lächelnden Resignation. Er hat mir dieses Werk eingegeben, und was kann uns schöner ziemen beim Rückblick auf ein mühe- und sorgenvolles Leben, das so wenige unserer Wünsche erfüllte; daß wir alles ertrugen, um endlich jede eigentliche Hoffnung fahren zu lassen, zeigt doch, daß mit dem Allem nur e i n Wahrhaftes zu gewinnen war: Ruhe des Gemüthes in der Entsagung! Und wahrlich, aus ihr läßt sich noch ein großer und einzig untrübbarer Genuß herausschlagen, die ruhige, interesselose Freude am Schönen und Guten. Sieh', so etwas konnte ich Dir bieten, als ich Dich nach München kommen ließ, denn für solchen Genuß hatte ich etwas zu bieten. Nun sende ich Dir das Werk noch zum Nachleben zu: blättere oft drin, und kommt dann darüber der goldene Hochzeitstag heran, so schlag's noch einmal auf, vielleicht erklingt es dann von selbst wieder! —

Grüß' den alten ehrsamen Heinrich und alle Deine Kinder! Braut und Bräutigam hoch!!

Dein treuer Bruder

Richard.



Richard Strauß über musikalischen Fortschritt

„Der einzelne ist ein Esel und das Ganze ist doch Gottes Stimme." Karl Maria von Webers Urteil über das Publikum steht im Mittelpunkte der grundsätzlichen Ausführungen, mit denen Richard Strauß seine — doch wohl mehr dekorative — Herausgebertätigkeit an der neuen Berliner Wochenschrift „Morgen" eröffnet. Der Komponist der „Salome" versucht die Frage zu beantworten, ob es „für die Musik eine Fortschrittspartei gebe?" und kommt zu einer verneinenden Antwort.

„Auch die eigentlichen engeren Wagnerianer waren doch nur eine Vereinigung gleichgesinnter Jünger, deren Ziel es war, die Ideen ihres Meisters zu erklären und zu verbreiten, Irrtümer und Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, die Gleichgültigen aufzurütteln, die Gutwilligen in ihrem Urteil zu bestärken und die Mißgünstigen zurückzuweisen. Aber schließlich haben doch nicht diese Parteigänger den Fortschritt erzwungen; der treibende und in letzter Instanz entscheidende Faktor, der auch einem Richard Wagner, wie jedem anderen großen Neuschöpfer zu endgültigem Siege verholfen hat, war die große Masse des unbefangen genießenden Publikums, das sich in seiner naiven Empfänglichkeit für jede neue und bedeutende Kunstleistung in der Regel als der zuverlässigste Träger jeglichen Fortschrittsgedankens bewährt hat. Gegenüber der in der Geschichte immer wieder erhärteten Tatsache, daß eine große künstlerische Erscheinung vom großen Publikum sozusagen als ein Naturgegebenes instinktiv richtig erfaßt, wenn auch nicht durch klares Urteil im einzelnen begriffen wird, ist das Wirken eines etwa als Fortschrittspartei zu bezeichnenden engeren fachmännischen Kreises nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Die Hauptsache ist der zwingende Kontakt zwischen dem schaffenden Genie und der über den Rahmen jeder möglichen Partei weit hinausreichenden fortschrittswilligen Masse. Man darf sich nur dadurch nicht verwirren lassen, daß dasselbe große Publikum das mühelos Gefällige, Gemeinverständliche und sogar Banale ebenso — vorübergehend oft noch mehr — bejubelt als das künstlerisch Bedeutungsvolle, Neuartige, der Zeit Vorauseilende. Das Publikum hat eben zwei Seelen in seiner Brust. Eine dritte allerdings fehlt ihm: für diejenige Kunst, die weder ohne weiteres eingänglich, noch in hervorragendem Maße zwingend ist, hat das Publikum das wenigste Verständnis und die geringste Zuneigung. Daher so viele Enttäuschungen ernst strebender Künstler, von denen selbst der Gegner nicht schmähen mag, sie seien banal, und selbst der Freund nicht rühmen kann, sie besäßen eine auch die Masse fortreißende suggestive Kraft . . . In der Tat, die Seele der tausendköpfigen Menge, die sich da in einem Konzert- oder Theatersaale zu künstlerischem Genießen vereinigt, wird in der Regel instinktiv für den Wert des ihm Gebotenen ein richtiges Empfinden haben, sobald ihm nicht von seiten geschäftiger Kritik oder geschäftlicher Konkurrenz Vorurteile eingepflanzt werden, die seine Unbefangenheit beeinflussen."

Wenn wir statt „Publikum" das Wort „Volk" setzen, so stimme ich diesem begeisterten Lobe auf seine entscheidende Kraft gerne zu mit der einschränkenden Vorbedingung, daß große Kunst vor dieses Volk nur bei großen Gelegenheiten, in Feiertagsstimmung gebracht werde. So wie Richard Wagner, der so stetig auf das „Volk" vertraute, seine Bayreuther Festspiele sich gedacht hat.

Anders aber, wenn ich an das „Publikum“ denke, das heute gerade für den größten Teil unserer musikalischen Komposition die Entscheidung über Erfolg oder Ablehnung fällt. Da muß man doch unsere Berliner Konzertsäle schlecht kennen, wenn man der sie füllenden Gesamtheit das Recht der „Gottesstimme“ zuerkennen würde, wofür ich andererseits auch zugebe, daß es zu grob wäre, dem einzelnen mit dem Schmeichelnamen Esel zu kommen. Aber hier ist auch nicht die Spur von naivem Genießen, lediglich Sensationsbedürfnis leitet diese Masse. Und da halte ich freilich die modische Bejubelung alles übermodern sich Gebärdenden noch für gefährlicher als die übertriebene Zurückhaltung gegenüber dem Neuen, die doch sehr oft nur das ehrliche Eingeständnis dafür ist, daß man nicht verstanden habe. Ich halte jene Bejubelung sogar bei wirklich wertvollen Werken und bedeutenden Künstlererscheinungen für gefährlicher als einen Widerstand, soweit dieser nur aus konservativer Geschmacksrichtung und nicht aus geschäftiger Bosheit entsteht. Denn der Widerstand wird vom Künstler immer überwunden, wenn auch nach schwersten Kämpfen. Diese Kämpfe läutern den Künstler, und alle Großen unter diesen sind nicht die jungen Revolutionäre geblieben, die sie erst waren, sondern haben im Kampf mit dem Alten von diesem gelernt. Die modische Bejubelung dagegen muß dem Künstler ein Zeugnis dafür sein, daß er auf dem rechten Wege sei, und verleitet ihn allzu leicht, nun gerade in der Betonung der Modernität sein Heil zu suchen. Da entsteht dann dieselbe unwahre Mache, wie bei Befolgung des abgestandensten Herkommens. Wir haben in der Entwicklung der modernen Malerei vielfach diese Fälle, und in der Musik wollen wir nur hoffen, daß ein so zweifellos hochbegabter Künstler wie Reger durch seine lärmende Gefolgschaft nicht um sein Bestes gebracht werde.

„Persönlicher“ als in seinem Lobliede auf das Publikum kommt uns Strauß dann in den folgenden Ausführungen.

„Wenn es nun auch im eigentlichen Sinne ‚keine Fortschrittspartei‘ gibt und nicht zu geben braucht, so ist es doch notwendig, das natürliche, gesunde Urteil der Unbefangenen zu schützen vor der Partei der ewig Rückständigen, die aus Unverstand, Unfähigkeit, Bequemlichkeit oder Eigennutz stets am Werke ist, den im Publikum lebendigen Sinn für den Fortschritt zu ersticken. Nach dem Jahre 1876 glaubte man wirklich, der Enthusiasmus des großen Publikums habe die Hetze der Feinde soweit zum Schweigen gebracht, daß sie nur mehr hinter stillen Konservatoriumsmauern, unter Ausschluß der Öffentlichkeit wagen würden, ihr Gift gegen den frechen Neuerer in die unschuldigen Seelen harmloser Klavier- und Kompositionsschüler zu träufeln. Man glaubte schon hoffen zu dürfen, von nun ab könne jeder im Kunstwald auf seine Fasson selig werden, komponieren, wie er Lust und wozu er Talent habe. Diese Hoffnung war trügerisch. Zünftige Fachgenossen, die ängstlich besorgt um ihre eigene Wertschätzung, ohne schöpferische Potenz, lediglich im Besitz einer gewissen Kompositionstechnik irgendeiner verflossenen Kunstepoche, eigensinnig und gewalttätig gegen jede Erweiterung der Ausdrucksmittel und gegen jede Ausdehnung künstlerischer Formgebiete sich sträuben, Kritiker, deren Kunstanschauung auf einer erstarrten Ästhetik vergangener Zeiten basiert, wagen sich als festgeschlossene ‚Reaktionspartei‘ mehr und mehr wieder an die Öffentlichkeit und sind eifriger denn je am Werke, den weiter Strebenden das Leben sauer zu machen. Ich kann nun denjenigen noch lange nicht einen Reaktionär nennen, dem Beethovens Eroica lieber ist als eine schwache moderne symphonische Dichtung, oder der

erklärt, er sehe sich lieber zwölfmal hintereinander den Freischütz an als eine faule moderne Oper. In diesem Sinne wäre ich selbst ein Reaktionär. Reaktionäre im unerträglichen Sinne sind für mich alle diejenigen, welche behaupten, weil Richard Wagner seine Dramenstoffe dem germanischen Mythus entnommen hat, sei es künftig verboten, Stoffe der Bibel zu entnehmen (ich spreche hier natürlich pro domo); diejenigen, die dozieren, daß es ordinär sei, die Ventiltrompete als melodiöses Instrument zu behandeln, bloß deswegen, weil Beethoven seine Naturtrompeten notgedrungen nur mit Tonika und Dominante sich herumschlagen lassen mußte; kurz alle diejenigen, die mit großen Gesetzestafeln bewaffnet, jeden, der Neues schaffen will und kann, mit einem: anathema sit! in seinem Bestreben hindern wollen." — — —

Aus vollem Herzen stimme ich der grundsätzlichen Gesinnung, die aus diesen Sätzen spricht, zu. Dumm oder gar schlecht ist es, dem Heute einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß es anders ist als das Gestern. Entwicklung ist für uns Leben, und es gibt keine Entwicklung ohne Zerstörung oder Zurückdrängung eines Bestehenden. Für den Fortschritt sind wir also von Herzen. Aber Richard Strauß vergißt, daß man darüber verschiedener Meinung sein kann, was Fortschritt sei. Daraus, daß er in seiner „Salome" einen biblischen Stoff auf die Bühne gebracht hat, mögen ihm die Pietisten einen Vorwurf machen; für mich liegt das Schädliche des Werkes einmal im Siege der perversen Stimmung, sodann aber und vor allem darin, daß diese Musik lediglich auf technische Verfeinerung und nicht auf inhaltliche Bereicherung ausgeht. Und das ist überhaupt der strittige Punkt, wie er auch aus den letzten von Strauß übernommenen Zeilen herausspringt. Ich sehe in der Vermehrung der Ausdrucksmittel nur dann einen wirklichen Fortschritt, wenn sie dazu verwendet werden, mehr auszudrücken, mehr zu sagen. Wenn diese Vermehrung dagegen dahin führt, daß nunmehr das Arbeiten mit einfachen Mitteln verlernt wird, so sind wir um nichts gebessert. Es ist dann genau so, wie wenn einer ein doppeltes Einkommen erhält bei genau verdoppelten Preisen aller Daseinsmittel. Künstlerisch sind wir im Gegenteil noch schlechter daran, weil auf diese Weise eine großsprecherische Phrase ohne Inhalt großgezogen wird.

St.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T., beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleinere Manuskripte (insbesondere Gedichte usw.) werden ausschließlich in den „Briefen" des „Türmers" beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vorheriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man bezieht den „Türmer" durch sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



IX. Jahrg. April 1907 Heft 7

Die sieben Worte, die der Herr Jesus am Kreuz geredet

Paul Gerhardt

Sopranstimme — Friedrich Mergner

Gesang

Piano

V. 1. Hör an, mein Herz, die sie-ben Wort, die Je-sus hat ge-spro - - - chen, da ihm durch Qual und blutgen Mord sein Herz am Kreuz ge-bro - - chen; thu auf den Schrein und schleuss sie ein als ed-le ho - - he Ga - - ben; so wirst du Freud in schwerem

Mit gütiger Erlaubnis der Erben und des Verlags A. Deichert Nachf. Leipzig, abgedruckt aus „Paulus Gerhardts geistliche Lieder in neuen Weisen.“ Von Friedrich Mergner 1875.


Leid und Trost im Kreu - - ze ha - ben.
Chorgesang
v. 2. Sein al-ler-er-ste Sor-ge war, zu schüt-zen, die ihn has - sen, bat,
dass sein Gott der bö - sen Schar wollt ih - re Sünd er - las - sen. Ver-
gib, ver-gib, sprach er aus Lieb, o Va-ter ih-nen al - - len! Ihr
kei-ner ist, der seh und wüsst, in was für That sie fal - - - len.

Tenorstimme

v. 3. 4. Drauf spricht er sei - ne Mut - ter an, die bei Jo - han - ne stun - - - de, tröst't sie am Kreuz, so gut er kann mit seinem schwachen Mun - - - de: Sieh hie, dein Sohn, Weib, der wird schon mein Amt bei dir ver - wal - - ten; und Jün-ger, sieh, hier stehet, die du sollst als Mut - - ter hal - - - - - - - ten.



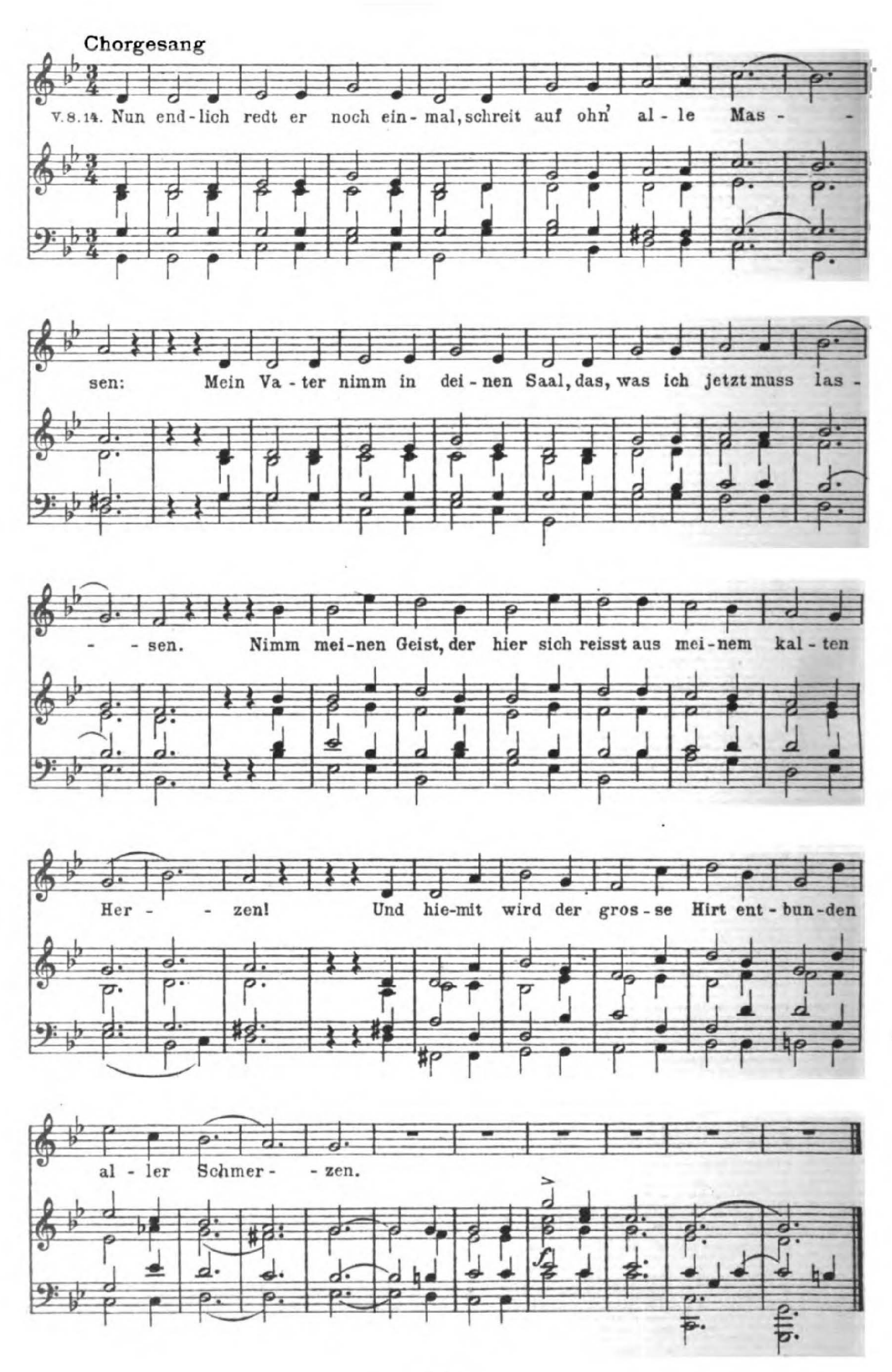
Chorgesang
v. 4. 6. Die drit-te Red' hast du ge-than dem, der dich, Herr, ge - be - - -
ten: Ge-denk und nimm dich meiner an, wenn du nun wirst ein tre - - -
ten in dei-nen Thron, und Ehr und Kron als Him-melsfürst auf - set - zen; ich
will gewiss im Pa - ra-dies, sprachst du, dich heut er - göt - - - zen.
Tenorstimme
v. 5. 8. Nun wohl, der Schächer wird mit Freud aus Chri - - sti Wort er



fül - - - let. Er a - ber selbst fängt an und schreit, gleich
als ein Leu - - e brül - let: E - li, mein Gott, welch
Angst und Noth muss ich, dein Kind, aus ste - -
hen! Ich ruf, und du schweigst still da - zu, lasst mich zu
Grun - de ge - - - - hen.


Chorgesang
V. 6. 10. Der Herr fährt fort, ruft laut und hell, klagt, wie ihn hef - tig
dür - ste: mich dür - stet, sprach der ew' - ge Quell und ed - le Le - bens
für - - ste. Was meint er hier? Er zei - get dir, wie
matt er sich ge - - tra - - gen an dei - ner Last, die
du ihm hast ge - macht in Sün - den ta - - - - gen.


Sopranstimme
V. 7. 12. Als nun des To-des fin-stre Nacht be-gann her-ein zu drin-gen, sprach Got-tes Sohn: Es ist vollbracht das, was ich sollt voll-brin-gen, was hier und dar die heil-ge Schar der Vä-ter und Pro-phe-ten hat auf-ge-setzt, wie man zu-letzt mich kreuz'-gen wird und töd-ten.


Chorgesang
V. 8. 14. Nun end-lich redt er noch ein-mal, schreit auf ohn' al-le Mas-sen:
Mein Va-ter nimm in dei-nen Saal, das, was ich jetzt muss las-sen.
Nimm mei-nen Geist, der hier sich reisst aus mei-nem kal-ten Her-zen!
Und hie-mit wird der gros-se Hirt ent-bun-den al-ler Schmer-zen.



IX. Jahrg. Mai 1907 Heft 8

Der verliebte Maikäfer

Tierballade

Humoreske von R. Reinick

Op. 64 Nr. 1
komponiert im „Juli 1837," erschienen 1839

Allegretto

„Glüh-würmchen, steck's La-

sempre p *pp* *stacc.*

Ped. *

ternchen an! ich will ein Ständchen brin-gen, ich

Ped. *

will ein Ständchen brin - gen, zur ro - ten Tul - pe führ' mich hin, da

Ped. * Ped. *


wohnt mei-ne schö-ne Flie ge drin, die hört so gern mich sin - gen!"
cresc.
dim.
Ped.
Mai - kä-fer spricht's, der eit - le Geck; er
dim.
pp
stacc.
knüpft nach Stut-zer - wei - se sein brau-nes Röck-chen zier-lich auf, zieht
kraus die Flü-gel draus her-auf, und macht sich auf die Rei - se.
cresc.


dim.
p
pp
Ped.
Auf gold'nem Stühlchen sass da-heim schön' Flie-ge gar app'- tit - lich,
schön' Flie-ge gar app'- tit - lich, trank ih-ren Tau in-
Ped.
gu - ter Ruh, ass et - was Blu - men - staub da - zu und war so - recht ge-
müt - lich.
cresc.
dim.
Da
pp


p
leuchtet's durch die ro - te Wand, sie war gar fein ge - wo - ben; da
Ped.
summt es drauss, da brummt es drauss, da wankt und schwankt das Tulpenhaus, Mai-
pp una corda
käferchen sass o - ben.
tutte corde
cresc.
dim.
Schön'
Flie-ge, denkt: „Du al-ter Narr, du kommst mir recht zu pas - se! Sie
p
cresc.
fliegt zum Dach und gie-sset schlau ei-nen gan-zen gro-ssen Tropfen Tau dem
p
Ped.


Käfer auf die Na - se.
mf
Kalt Was-ser, von so zar-ter Hand auf hei-sses Blut ge-
p
gos-sen, das kühlt ein we-nig hef-tig ab, Mai - kä-fer stürzt im
Nu her-ab, als wär' er tot ge-schos-sen.
Doch kaum er-holt er sich vom Schreck, da spricht er ohn' Ver-


drie-ssen: „Das Zucker-kind! wie denkt sie mein! wollt' mich mit sü-ssem
Trank erfreu'n, tät nur zu viel ver-gie-ssen!“ Schön'
pp
Ped.
Flie-ge macht die Äug-lein zu und meint: der kommt nicht wie-der; da
p
summt es drauss, da brummt es drauss, es wankt und schwankt das
pp una corda
Tul-penhaus, Mai-kä-ferchen kam wie-der.
tutte corde
cresc.


Schön' Flie-ge denkt: „Nun war-te, Wicht! ich
dim.
p
will im Takt dich rüt-teln!“ Sie fliegt von Wand zu Wand her-um, dass
cresc.
sich die gan-ze Tul-penblum, als wär ein Sturm, muss schüt-teln.
mf
Wer
hoch in Lie-bes-träumen schwebt, sieht nicht auf Steg und We-gen; die
p


Tul-pen-wän-de wa-ren glatt, und eh's der Kä-fer mer-ken tat, hat
un-ten er ge-le-gen. Doch
kaum er-holt er sich vom Schreck, ver-ges-sen war das Lei-den: „O
je! wie bin ich doch beglückt, mein Ständchen hat sie_ so entzückt, dass
hoch sie sprang vor Freu-den!“ Schön'
p
f


p
Flie-ge, bald im Schlummer schon, sie denkt: der kommt nicht wie - der; da
pp
Ped.
summt es drauss, da brummt es drauss, da wankt und schwankt das
pp una corda
Tul - pen - haus, Mai - kä - fer - chen kam wie - der.
tutte corde
cresc.
„Jetzt
dim.
hab' ich den Ge - sel - len satt, soll mir nicht wie - der kom - men, ist
p



nur die Son-ne erst er-wacht und hat mein Häuschen auf-gemacht, dann

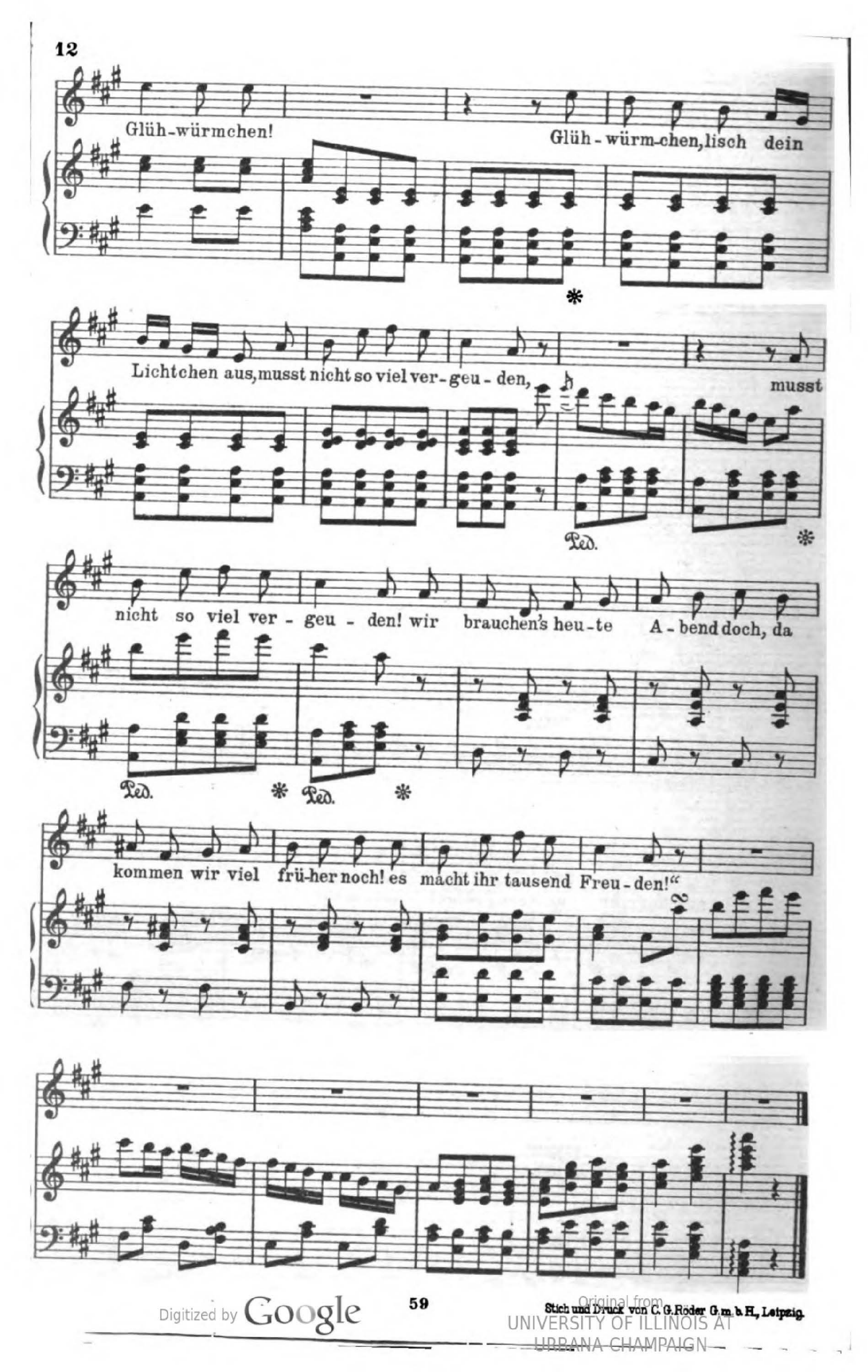
soll's ihm schlecht be - kommen!“

Und wie die lie - be Son-ne durch die

er-sten Fu-gen blin-ket, da_ stürmt im_Flu - ge_ sie_ her-vor, schlägt

mit den Flü - geln ihm ums Ohr, dass tief ins Gras er


sin - ket.
Doch bald er-holt er sich vom Schreck: „Nun ist mein Glück voll-
kom-men! Sie wollt' mich küs-sen of-fen-bar, da muss-te grad ich
dum-mer Narr ihr un-tern Flü-gel kom-men!
Glüh-würmchen
Ped.



Stich und Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.



IX. Jahrg. Juni 1907 Heft 9

Aus:

Fausts Verdammung

DRAMATISCHE LEGENDE von HEKTOR BERLIOZ

1. Der König von Thule

Andantino con moto (56 = ♩.)

PIANO

C. B. *p*

Fl. Cl. Hr.

Solo Br. *mf*

Margarete (singt, indem sie sich die Haare flicht)

1. Es war ein Kö - nig in Thu - le, gar treu bis an das Grab, dem
2. Und als er kam zu ster - ben, zählt' er sei - ne Städt' im Reich, gönnt'
3. Dort stand der al - te Ze - cher, trank letz - te Le - bens - glut, und warf den

Fl. *f* *p* Br.

l. H. Solo Br. Fl.


1. ster-bend sei - ne Buh - le ei - nen gold'nen Be - cher gab. Es
2. alles sei-nen Er - ben, den Be-cher nicht zu - gleich. Er
3. hei - li - gen Be - cher hin - un - ter in die Flut. Er
Solo Br.
r. H.
l.H.
1. ging ihm nichts dar - ü - ber, er leert' ihn je-den Schmaus; die Au - gen
2. saß beim Kö - nigs-mah - le, die Rit - ter um ihn her, auf ho - hem
3. sah ihn stür-zen, trin - ken und sin - ken tief ins Meer, die Au - gen
ff
1. gin - gen ihm ü - ber, so oft er trank, so oft er trank dar - aus.
2. Vä - ter - Saa - le, dort auf dem Schloß, dort auf dem Schloß am Meer.
3. tä - ten ihm sin - ken, trank nie ei - nen Trop - fen mehr.
S.Br.
1. 2.
3.
Es war ein
p
Cl.



Kö-nig in Thu-le, gar treu
p Str.
p Br.
Cl.
Vel.
Ped. una corda
(Tiefer Seufzer)
bis ins Grab. Ach!
Cl.
pp
2. Sylphentanz
Allegro (Tempo di valse)
PIANO
pp
Ped.


Ped.
*
Ped.
*
Ped.
*
sempre con Ped.



sempre pp
poco f
dim.
p
perdendo
ppp


8
ppp
Ped.
ppp
Ped. sempre
sempre più pp
ppp
*
pppp



IX. Jahrg. Juli 1907. Heft 10

Elisabeths Tod

Aus der „Legende von der Heiligen Elisabeth"
von FRANZ LISZT

Andante moderato

GESANG

PIANO

ppp

staccato

riten. molto

Adagio

Sehr langsam

Elisabeth Die Lüf - te schau-ern kühl, und Dun - kel-heit legt sich um

pp

mei - ne Sin - nen!

pp

una corda

Anmerkung: Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verlegers C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig



ppp
dolciss.
Das ist nicht
Er-dennacht! Ein se - li-ges Ge - fühl durchströmt die Brust,
pp
als wär' ich neu er - wacht.
dolciss. sempre una corda
p
Die Er - den-bür - de weicht,
es he-ben weh'n - de Schwin-gen leicht mich hoch em -

por, als soll - te schon der sel'- ge Flug be - gin - nen

poco a poco cresc. *un poco accel.*

Ped. Ped. Ped.

zum ew' - gen Licht!

Ped. * *tre corde*

Ha! welch ein Glanz durchbricht der Wolken Tor! —

Ich seh' ver - klärt des

ff *dim.*

Ped. Ped. * Ped.

Freun - des Lichtge - stalt. — Du rufst, Ge - liebter, — ja, ich komme

poco rit.

p *p*

Ped. *



a tempo

Sehr langsam

bald!

pp *rall.* *espress.* *rit.*

Sehr langsam

poco rit.

Du hast ge - füh - ret mich zum En - de, o Herr, den mei - ne See - le

pp *poco rit.*

rit.

preist, — in Dei - ne Va - ter - hän - de be - fehl' ich meinen Geist!

in Tempo (Andante moderato)

dolcissimo legatissimo *perdendo*

Andante moderato

dolcissimo *espress.*


sempre legato e tranquillo assai
p sostenuto
Halber Frauenchor oder drei Solostimmen
SOPRAN
pp dolciss.
Chor der Engel
ALT
pp dolciss.
Der Schmerz ist aus,
Der Schmerz ist aus,
die Ban-de
dim. e rit.
die Ban-de wei-chen, die Hül-le bleibt in Er-den-ruh',
wei-chen, die Hül-le bleibt in Er-den-ruh',
poco rit.
pp


dolce
die See - le steigt als Uns - res - - glei - chen
dolce
die See - le steigt als Uns - res - - glei - chen
p
un - sterb - lich rei - - nem Lich - te,
un - sterb - lich rei - - nem Lich - te
rei - - nem Lich - - - - - te zu.
dim.
zu, rei - - - - nem Lich - te zu.
dim.
Ein wenig bewegter
2 SOPRANE
Und al - le Trä - nen, die ge - flos - sen, sind Gna - den -
2 ALTE
Und al - le Trä - nen, die ge - flos - sen, sind Gna - den -


trop-fen, Himmels - tau, und Him-mels - ro - sen sind ent -
trop-fen, Himmels - tau, und Him-mels - ro - sen sind ent -
spros - sen, ja, Him-mels - ro - sen sind ent - spros-sen der
spros - sen, ja, Him-mels - ro - sen sind ent - spros-sen der
Immer langsam und
qual - er - füll - ten Dor - nen - au.
qual - er - füll - ten Dor - nen - au.
p dolce
äußerst ruhig
pp
Der ganze Frauenchor
Der Schmerz ist aus, die Ban - de
pp


wei - - chen, die Hül - le bleibt in Er - den -
ruh', die See - le steigt als Uns - res -
cre
scen
do
glei - chen un - sterb - lich rei - - nem
f
rfz
Lich - te zu.
8
dim.



mp

Und al - le Trä - nen, die ge - flos - sen,

mp

8

p espress.

Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *

sind Gna - den - trop - fen, Him - mels - tau,

8

Ped. Ped. Ped. Ped.

und Him - mels - ro - sen sind ent - spros - sen,

p

Ped. Ped.

ja, Him - mels - ro - sen sind ent - spros - sen

Ped. Ped.


der qual - er - füll - ten Dor - nen - au.
dim.
pp
perdendo
pp
ppp



IX. Jahrg. August 1907 Heft 11

1. Albumblatt

Andante

Richard von Wistinghausen

PIANO

p




mf
ff
ff
fff
sff
sfz
sfz

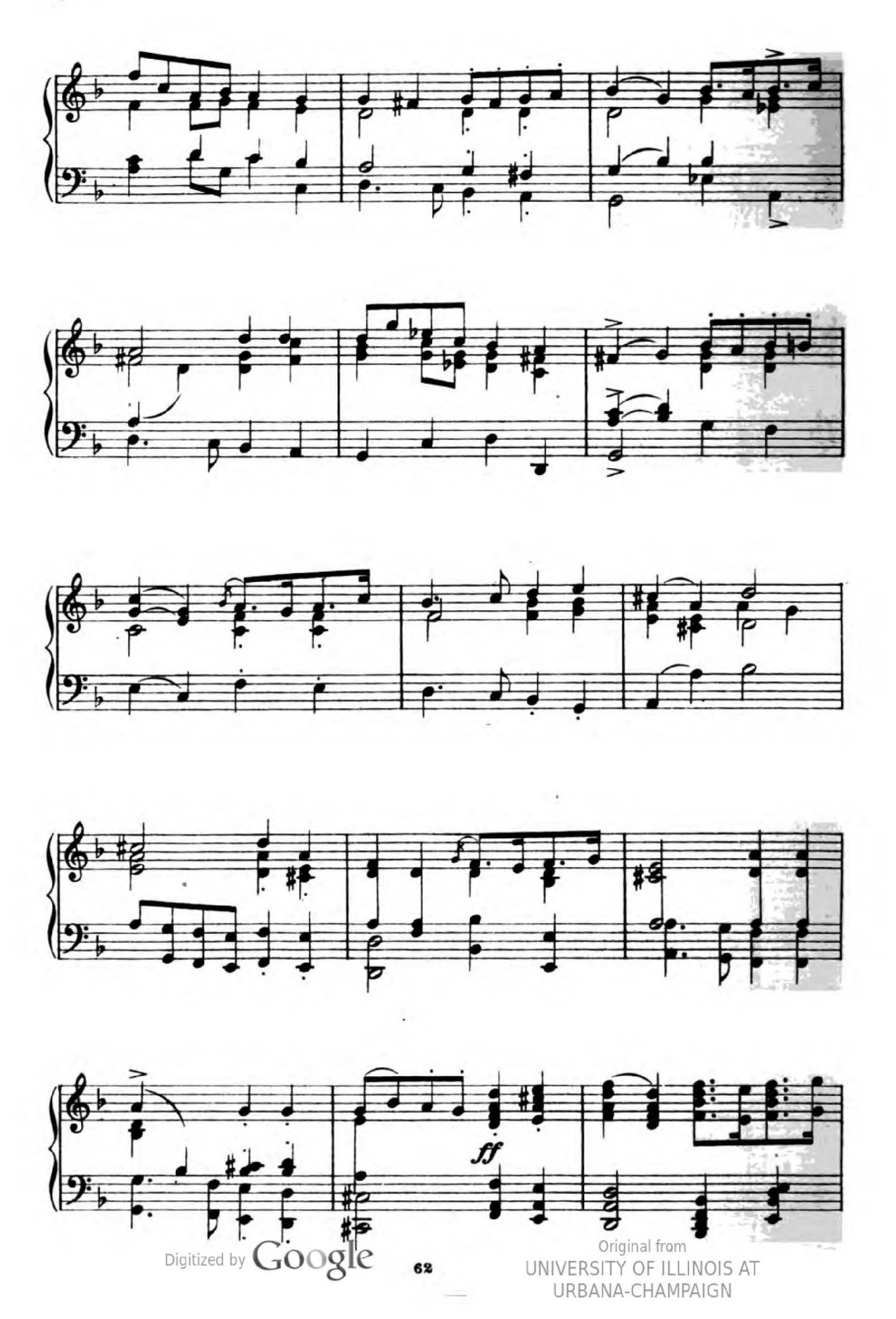

pp

2. Gavotte

Allegro ma non troppo

Richard von Wistinghausen




ff


1.
2.
mf
Fine
Trio
p
1.
2.
mf



pp
1.
2.
f
Gavotte D.S. al Fine

Türmers Hausmusik

IX. Jahrg. September 1907 Heft 12




cresc.
f
dim.
pp
estinto
Allegro vivo
f
dim.
Ped.
p sempre legato
sempre Ped.


cresc.
f
dim. molto
ff
p
ff
p



ff
dim.
marcato
pp
cresc.
f
ff
dim.


Ped.
ff
p
8
f
p
ff
dim.
sempre dim. e rall.
p


Tempo I
p
Ped.
Ped.
Ped.
simile
cresc.
mf
dim.
p
sempre Ped.


cresc.
dim.
sempre Ped.



cresc.

f

dim.

leggiero

pp

Ped. *

Ped. *

sempre più p

Ped.

estinto

ppp

8

sempre Ped.

Der Türmer Monatsschrift für Gemüt und Geist Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß Neunter Jahrgang »e Band II es. (April bis September 1907) .Stuttgart Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Rübenfeld. Von Max Liebermann. Altmännerhaus. Von Max Liebermann. Heft 10: Das Rosenwunder. M. v. Schwind. . 440. 132. Seite 567 858 123 573 728 576 142 294 719 584 436 428 139 288 874 725 Die heilige Elisabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg. Von M. v. Schwind. Die heilige Elisabeth nimmt Abschied von ihrem in den Krieg ziehenden Gemahl. Von M. v. Schwind. Die Vertreibung der heiligen Elisabeth. Von M. v. Schwind.

XII Inhalts-Verzeichnis Heft 11: Heft 12: Heft 7: Heft 8: Heft 9: Heft 10: Heft 11: Heft 12: Die hl. Elisabeth stirbt in Marburg als Nonne. Von M. v. Schwind. Die Leiche der heiligen Elisabeth wird in den Dom getragen. Von M. v. Schwind. Friedrich Vischer. Die Marodeure. Von Wilhelm v. Die z. Weibeszauber. Von G. v. Hoeßlin. Villa Spinola. Von G. v. Hoeßlin. Johannes Trojan. Herbstlandschaft. Von J. W. Schirmer. Der Morgen. Von J. W. Schirmer. Der Mittag. Von J. W. Schirmer. Der Abend. Von J. W. Schirmer. Die Nacht. Von J. W. Schirmer. Karl Christian Friedrich Krause. Notenbeilagen Die fieben Worte, die der Herr Jesus am Kreuz geredet. Gedicht von Paul Gerhardt. Komp. von Friedr. Mergner. Der verliebte Maikäfer. Tierballade. Humoreske von R. Reinick. Aus Fausts Verdammnis. Dramatische Legende von Hektor Berlioz. 1. König von Thule. 1. Sylphentanz. Elisabeths Tod. Aus der „Legende von der heiligen Elisabeth“ von Franz Lifzt. 1. Albumblatt. 2. Gavotte. Komp. von Rich. v. Wistinghaufen. Serenade. Komp. von Georges Bizet.

IX. Jahrg. April 1907 Heft 7 Der neue Reichstag Von Dr. Richard Bahr Unter wunderlichen, fast herzbewegenden Zeichen hatten sich diese Wahlen vollzogen. Als der Reichstag im Dezember auseinandergejagt worden war – um ein Nichts, meinten die Skeptiker und hatten vielleicht nicht einmal so unrecht –, allerorten verlegenes Achselzucken; eine fichtliche Betroffenheit, die man nur, weil der cant der Parteiung, der unerfreulichste von allen, es zu verlangen schien, mehr oder minder geschickt der Öffentlichkeit verbarg. Dann ein paar Wochen fieberhaft erregter Tätigkeit, nicht überall von übermäßiger Siegeszuversicht getragen, und dann dieser Erfolg, der – seien wir einmal ehrlich – uns alle überraschte. Denn es war ein Erfolg. Auf die Dezimierung des Zentrums hatte, wer die politische Organisation des katholischen Deutschland kennt und die Wurzeln, daraus es seine Kräfte faugt, ja überhaupt nicht gerechnet. Aber man hatte auch an keine ernstliche Niederzwingung der Sozialdemokratie geglaubt. Die furchtsamen Tapferen, die uns seit Jahren mit der hysterischen Formel in den Ohren liegen, die Sozialdemokratie dürfe nur Objekt der Gesetzgebung sein, am allerwenigsten. Und nun war ohne alle Apparate, mit dem vielgeschmähten gleichen, geheimen und allgemeinen Wahlrecht die Sozialdemokratie nahezu der Hälfte ihrer Sitze beraubt worden. Der friedlich feiner Hantierung nachziehende Bürgersmann schien von einem Alpdruck befreit, und die Freude über das wider Erwarten Errungene drängte mit

 Naturgewalt zum Ausdruck. Man hat über die „Faschingsbegeisterung“ gespöttelt, die in eiskalter Winternacht dem Kaiser und dem Kanzler berlinisch abgestimmte Serenaden brachte. Ich glaube: ohne zureichenden Grund. Gewiß, alte Geheimräte marschieren nicht gerade um Mitternacht im Maffentritt vor das Schloß (obwohl ich von bejahrten Edelleuten meiner Heimat weiß, die unter den kaiserlichen Fenstern standen). In der Hauptfache werden es wohl die jüngeren Semester gewesen sein; neben den Studiosen auch Probekandidaten und Affefforen, und es ist leicht möglich, daß auch Freund Alkohol leise pfeifend mitgezogen ist. Aber wenn die Volksfeele jauchzt oder kocht, ist es nie viel anders. Die Alten summen, die Jungen fungen. Die leicht bewegliche Jugend hat die t te; die bedächtigeren Jahrgänge folgen hintendrein. Daß sie aber folgten und dahinterstanden, war mit Händen zu greifen. Nie ist der in den letzten Zeitläuften gewiß häufig genug mißbrauchte Draht so stark in Anspruch genommen worden wie in diesen Wochen nach den Wahlen. Eugen Richter, den nun schon ein volles Jahr die Erde deckt, hatte in einer feiner letzten großen Reden vor dem anhebenden Siechtum den Sozialdemokraten zugerufen: „Es war mir ordentlich ein Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie wenig ich von Ihnen halte.“ Etwas von dieser Stimmung beherrschte jetzt unser gesamtes Bürgertum. Hoch und niedrig, alt und jung bis herunter – ich berichte Tatsachen – zu den Zehn- und Elfjährigen der Unterstufe. Auf die Aschermittwochslaune des 13. Dezember war die Osterfreude gefolgt. Das Bürgertum feierte

sein Auferstehungsfest, und Fürst Bülow, der in diesen Wochen viel telegraphiert hat und viel gesprochen, sprach in einem Drahtgruß an die zur vierzigjährigen Jubelfeier vereinigten Nationalliberalen von der „lichter gewordenen Gegenwart“. Derweil hat der Werktag wieder über uns Macht gewonnen. Die Jubelchöre find verklungen; die Funk- und Trinksprüche verrauscht, und der neue Reichstag ist fünf oder sechs Wochen lang bei der Arbeit gewesen. Wurde unsere Gegenwart wirklich um so viel lichter? Das wird hier, der Haft des Tagesstreits entrückt, niemand zulieb und niemand zuleid, zu untersuchen sein. k se Von den Wahlen gilt dasselbe wie von der Armut: sie machen den Menschen nur selten beffer. Zumal von Wahlen, die auf Grund des gleichen und allgemeinen Wahlrechts vor sich gehen, wird sich nie ein tüchtiges Stück Demagogentum trennen laffen. Ich sage das nicht etwa, weil ich mich zu den Gegnern des geltenden Rechts gesellen möchte, in deren Namen erst kürzlich der Münsteraner Leo v. Savigny ein ausführliches und am letzten Ende doch wenig beweisendes Gutachten veröffentlicht hat (Das parlamentarische Wahlrecht im Reich und in Preußen und feine Reform. Berlin, Heymanns Verlag). Ohne Zweifel ist unser Reichstagswahlrecht immer noch beffer, politisch brauchbarer und fittlich höher stehend als jedes System, das sich auf irgend einem Zensus aufbaut. Aber es ist die tiefe Tragik aller menschlichen Institutionen, daß sie ohne Schattenseiten

Bahr: Der neue Reichstag Z nicht praktisch zu werden vermögen. Intensive Wahlagitation ist beim gleichen, allgemeinen und geheimen Wahlrecht ohne Umschmeichelung der Maffen einfach nicht denkbar. Und diesmal wurde so überaus intensiv agitiert. So geschah es denn, daß sich plötzlich bei unterschiedlichen bürgerlichen Parteien ein schier leidenschaftliches Verlangen nach Arbeiterkandidaturen zu regen begann. Wochenlang prangte an den Berliner Anschlagsfäulen die Versicherung: der beste Vertreter der vaterländischen Intereffen im Reichstag würde irgend ein namenloser Arbeiter ein, der 20 Jahre in der Werkstatt gestanden und diese ohne Frage nützliche Tätigkeit auch nach seiner Wahl fortzusetzen gedächte. Ahnliches wiederholte sich an so und so viel anderen Orten: ob von den Leuten aus höheren Ständen, die derlei Kandidaten nominierten, wohl ein einziger an die Wahrheit dieser biedermännisch entworfenen Proklamationen geglaubt hat? Dazu kam die Jagd auf den Mittelstand. Früher hatten ihr nur die konservativen Parteien oblegen und das Zentrum; beide aus romantischen Neigungen; jene zudem noch, weil die scheinbare Fürsorge für den Handwerker und den Detaillisten eine so schöne Kuliffe bot, die grundsätzliche Ablehnung aller Sozialpolitik zu verstecken. Jetzt pürschten auf den angeblich selbständigen kleinen Mann, dem eine Schmeichler die Versammlungsphrase nachredeten, daß er das Rückgrat des Staates sei, auch liberale Leute. Ich habe einmal einen Abgeordneten der Linken, den ich als Politiker wie als Mensch gleich hoch schätze, beiseite genommen und ihn gefragt: „Aber, verehrter Freund, halten Sie denn die Realisierung dieser Mittelstandsträume für möglich? Sehen Sie nicht ein, daß dem Detaillisten mehr als alle Warenhäuser die Schmutzkonkurrenz der verkrachten und schiffbrüchigen Ungelernten schadet; daß auch der Handwerker trotz der für Kleinbetriebe gewiß kritischen Arbeiterfrage ganz gut vorwärts käme (wo nicht gerade eine Bedarfsverschiebung stattfand), wenn er sich an etwas mehr Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und kaufmännisches Rechnen gewöhnte? Was heißt überhaupt Selbständigkeit in unserer auf Arbeitsteilung beruhenden Volkswirtschaft mit ihren zunehmenden Abhängigkeiten? Sind Sie's, bin ich's? Und ist es denkbar, daß wir in einer Epoche der Warenproduktion Ideale verwirklichen könnten, die zur unerläßlichen Voraussetzung das System der Kundenproduktion haben?“ Was er mir darauf geantwortet hat? „Mit Ihren sozialreformerischen Theorien lockt man keine Maus an die Urne. Die Mittelstandsleute sind noch die einzigen, die unsereinen wählen.“ Der Erfolg der Wahlen hat dann ja gezeigt, daß diese (ehedem weitverbreitete) Anschauung irrtümlich war; daß auch noch andere „unsereinen“ wählen. Was sie dazu bewogen hat, ist freilich für die Pfiffigen, die das Wahlergebnis für ihre Sonderzwecke zu exploitieren trachten, noch bis auf diesen Tag ein Gegenstand des Streitens. Ich habe allein wohl ein Halbdutzend Männer getroffen, die ein jeglicher von sich mit viel Selbstbewußtsein und edlem Feuer behaupteten, sie hätten im Königreich Sachsen die Wahlen „gemacht“. Eine andere Auffoffung trug bekanntlich Herr v. Oldenburg vor. Dieser geistreiche und geschmackvolle

 Mann behauptete im Zirkus Busch unter dem freudigen Jauchzen seiner Hörerschar, das „brave nationale Schwein“ hätte die Sozialdemokraten zu Paaren getrieben. (Manche Aufrufe für den Stichwahltag lauteten in der Tat: „Landwirte, denkt an eure Schweine und wählt...“ folgte der Name.) Und im Reichstag hat uns Herr v. Liebert im Ton der Apokalypse verraten, nur dem von ihm begründeten und geleiteten „Reichsverband“ wäre die sozialdemokratische Niederlage zu verdanken. Ich aber meine: die hat am letzten Ende die „Partei der Nichtwähler“ entschieden. Es war ein rechtes sonniges Finderglück, das den Kanzler oder seine Offiziösen die Vokabel prägen ließ. Und es war eine gute und kluge Agitation, diese politisch Unorganisierten immer wieder aufzurufen. Die hatten bislang apathisch oder resigniert beiseite gestanden; jetzt, da man ihnen täglich aufs neue versicherte, daß das Vaterland ihrer bedürfe, regten sie sich in aller ihrer Naivität und unberührten Frische. Sie störte auch nicht, daß den offiziösen Drommeten und denen der Parteien da und dort ein falscher Ton entfuhr; daß, was man für die Eroika ausgab, mitunter nur eine Gavotte von Eilenberg war. Noch ein anderes aber arbeitete an ihnen; das vielleicht noch ungleich tiefer greifend und intenfiver: der zunehmende Ekel an dem rabulistisch rüden Treiben der offiziellen Sozialdemokratie. Es hatte eine Zeit gegeben, da gerade die besten von uns, die feinsten Köpfe und die zartesten Gemüter nicht ohne stillen Neid auf die sozialdemokratifchen Reihen blickten, in die sich der deutsche Idealismus geflüchtet zu haben schien. Seither war man grausam ernüchtert worden. Und die Nation, die Bulwer vor genau siebzig Jahren a race of thinkers and of critics genannt hatte, suchte nach einer Gelegenheit, gegen das Idol von ehedem zu demonstrieren. Gegen die Verquickung eines wüsten Knotentums mit einer talmudistischen Auslegung des „Gesetzes“. Wobei das „Gesetz“ durch die nachgelaffenen Schriften von Karl Marx dargestellt wurde. e Ganz ohne schmerzliche Opfer war der Erfolg freilich nicht erkauft worden. Vor Jahren, als der Riese noch unter uns wirkte und rang, hatte er, gewaltig und leidenschaftlich im Haffen wie im Schaffen, von den Leuten, die für ihn schrieben, die Scheidung in nationale und antinationale Parteien vornehmen laffen; in Reichstreue und Reichsfeinde. Man hatte es getragen, wie man die Schwächen der Großen und LÜberragenden, denen die Gemeinschaft ewigen Dank schuldet, trotz leisen Protestes willig trägt. Dann, unter seinen Nachfolgern, hatte sich das allmählich gewandelt. Ein kleines Häuflein zwar brüstete sich noch mit dem Namen der „bewußt Nationalen“, den es mit souveräner Gebärde versagte und verlieh. Verstiegene, die in ihrer geistigen Bedürfnislosigkeit und der koketten Rauheit ihres Wesens an das langmähnige, polternde Altdeutschtum des anhebenden 19. Jahrhunderts erinnerten. Aber Leute von Geschmack gingen dem billigen Schlagwort längst aus dem Wege. Das Nationale schien wie das Moralische sich für uns endlich von selbst zu verstehen. In diesen Stücken

 – darin hatte der Zentrumsabgeordnete Freiherr v. Hertling neulich im Reichstag nicht so unrecht – bedeuten die heurigen Wahlen einen Rückschritt. Indem die vergeffene Vokabel wieder aus der Versenkung hervorgeholt ward, wurde eine lange Entwicklung mit einem Federstrich ausgelöscht und das wirkliche nationale Leben, das Zusammenwachsen von Nord und Süd und West, das Aneinanderrücken der Konfessionen in diesem durch eine reiche und dennoch glücklose Geschichte oft genug geschlagenen Volk auf Jahre hinaus zurückgeworfen. Vielleicht hat es so sein müffen; kann schon sein, daß es ohne den gellenden Plakatruf, der die Dinge grell verzerrte, nicht möglich gewesen wäre, monsieur tout-le-monde, den Herrn Nichtwähler, an die Urne zu bringen. Trotzdem wird einer objektiven und historischen Betrachtung das Bedauern nicht verwehrt werden dürfen, und man kann es verstehen, daß gerade die innerlich vornehmsten unter unsern katholischen Mitbürgern von diesem Teil der offiziellen Agitation nicht ohne Schmerz und Bitternis reden. Immerhin wird auch dies Opfer noch durch das Erreichte aufgewogen. Diese sozialdemokratische Niederlage ist ja mehr gewesen als die Zurückdrängung einer unsympathischen Oppositionspartei um zwei oder drei Dutzend Sitze. Sie war uns zugleich die Rettung vor unbesonnenen, in ihren letzten Folgen überhaupt nicht abzusehenden Experimenten. Denn darüber sollte sich kein Kundiger täuschen: ein abermaliges Anschwellen der sozialdemokratischen Mandatsziffern wäre schwerlich ohne irgendwelche Umsturzaktionen

abgegangen. Gegen derlei Bestrebungen find die Hemmungen wieder stärker geworden. Auch bei der dermaligen Regierung, deren Verlangen nach dem Sprung ins Dunkele nie sonderlich groß war, ist die Kraft zum Widerstand gegen den Furor geschichtlicher und nationalökonomischer Unkenntnis gewachsen. Und der Rat der Einsichtigen, die Sozialdemokratie sich selbst und den in ihr wirkenden unterschiedlichen Tendenzen zu überlaffen, hat an Kurswert wieder gewonnen. Dabei ist gar nicht zu verkennen, daß dieser, wenn man so will, organischen Auffaffung vom Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie durchaus ernsthafte Gefahren drohen. Der Wahlerfolg hat eine Segel gebläht. Früher pflegten Abgeordnete, die ihm angehörten, von solcher Mitgliedschaft im Parlament nicht gerade Aufhebens zu machen. Jetzt preisen fie (nicht nur Herr v. Liebert) ihn als den großen Drachentöter und find nicht übel bereit, seine „Kunst auch fürder noch zu üben". Eine recht dürftige und primitive Kunst. Der Reichsverband und die ihm folgen stehen der Sozialdemokratie gegenüber auf dem Fibelstandpunkt. Es ist in ihnen etwas von der Narretei jenes Hofpredigers, der die zum Weihegottesdienst in der Schloßkapelle Erschienenen anpredigte: Gott habe bei den Reichstagswahlen die Feinde der deutschen Art geschlagen. Und: es sollte im Reichstag überhaupt nur staatserhaltende Gruppen geben, die wie ein Mann dem Panier des Kaisers folgen. Die Sozialdemokratie ist ihnen nichts weiter als Teufelsspuk und Höllenblendwerk. Und Wunder was glauben sie zum Schutz von Thron und Altar

 und der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung (so ist doch wohl die Klimax?) geleistet zu haben, wenn sie uns nachweisen, daß Herr Bebel irgendwo und irgendwann Sekt trank; daß der durchaus unbeträchtliche Genoffe R. die Kommune verherrlicht habe und der ebenso namenlose Genoffe V einen dummen und albernen Artikel über unser Heer geschrieben. Das nennen fie – so höre ich sagen – die Sozialdemokratie mit ihren eigenen Waffen bekämpfen. Ich möchte es sich gemein machen nennen. Sich in dem nämlichen Schlammbad wälzen, in dem nur die Mehring, Ledebour, Luxemburg und ein fanatisierter Pöbelhauf gedeihen. Ab und zu mag es ja ganz nützlich sein, die Herren, die sich als Vollstrecker der Weltenwende gerieren, bei sich zu Hause zu zeigen. Die Agitation – die von Mann zu Mann so gut wie die in Preffe und Versammlung – wird auf derlei billige Mittelchen nie ganz verzichten können. Aber mit all dem „überwindet" man die Sozialdemokratie doch nicht. Nicht mit kritiklos zusammengerafften Zeitungsausschnitten, die nur den Erfolg haben, sozialdemokratische Geistesheroen zehnten bis fünfzehnten Grades aus dem ihnen durchaus konformen Dunkel hervorzuzerren. Auch nicht durch gelbe Gewerkschaften, die in längst überholten patriarchalischen Gedankenreihen wurzelnd Arbeiter und Unternehmer zu Intereffengemeinschaften zusammenzuschweißen suchen, die bei dem dermaligen Stand der Dinge notwendig hüben und drüben als Unnatur empfunden werden müffen. Vorausnehmen laffen sich nun einmal Entwicklungen nicht, die vielleicht künftig sein werden. Und die Floskel von den bösen, gierig nach Arbeitergroschen haschenden Agitatoren gehört nachgerade ins Kinderzimmer, wo man Märchen erzählt. Bei der Entstehung der Sozialdemokratie (es scheint leider immer noch nötig, das längst Erwiesene zu wiederholen) ist es ungemein natürlich zugegangen. Sie mußte erwachsen, als um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts verabsäumt worden war, die Arbeitsverfaffung den großen Umwälzungen in Produktion und Technik anzupaffen. Als Generationen von Fabrikanten sich der bequemen Geldwechslerökonomie der Bentham und Genoffen getrösteten: die menschliche Arbeitskraft sei eine Ware wie jede andere auch, und der kluge Kaufmann tue gut, sie so billig zu kaufen und so ausgibig zu nutzen wie möglich. Darum wird man die Sozialdemokratie auch nur von innen heraus überwinden können: durch allmähliche Abtragung der Ursachen, die sie erzeugten und fort und fort noch erzeugen. Manches ist in der Beziehung unzweifelhaft durch unsere sozialpolitische Gesetzgebung bereits geschehen; ungleich mehr bleibt noch zu tun. Dabei braucht man nicht gleich an neue Gesetzesfabrikation zu denken und sicher nicht an eine Umformung unserer Güterproduktion. Aber es wird in diesen Stücken von Verwaltung und Gesellschaft Tag für Tag so schwer gesündigt. Wir vergeffen, daß unsere Arbeiter nicht mehr die naiven, unter allen Umständen leitungsbedürftigen Kinder find; wir rechnen nicht mit dem starken Freiheits- und Persönlichkeitsdrang in ihnen. Und wir übersehen ganz, daß die

Sozialdemokratie, die in Deutschland heute gewiß an die Triarier gekommen ist, an die

 schlechtesten und rohesten Kräfte, doch auch ansehnliche Kulturarbeit geleistet hat. Sie erst hat den langsam aus den Dämmerungszuständen jahrhundertelanger Gebundenheit erwachenden größten Teil unserer Volksgenoffen organisiert; ihn zu dem Glauben an sich selbst und seine Zukunft erzogen und zum Bewußtsein feines Menschentums. Mit Bezug auf diese Kulturmifion hat Lorenz v. Stein, der erste und der am tiefsten schürfende bürgerliche Historiker der Sozialdemokratie unter den Deutschen, einst (uns Heutigen klingt es fast wie eine leise Mahnung) von der neuen Lehre gemeint: fie hinge doch auch „mit den edelsten Idealen des menschlichen Herzens, mit seinen geheimsten Ahnungen und Hoffnungen zusammen".. e st e Für eine weitere organische Behandlung der Sozialdemokratie scheint übrigens trotz der zahlreich über das Haus verstreuten Reichsverbändler im neuen Reichstag Stimmung zu sein. Wenigstens stellte sich bei der ersten Gelegenheit, da man in ihm über diese Probleme sprach, ein ordentlicher consensus omnium heraus. Selbst ein Herr, der auf den Bänken sitzt, auf denen früher Herr v. Stumm Platz hatte, forderte eine „großzügige" Sozialreform. Hörte man genauer hin, so fand man freilich leicht, daß dieselbe Vokabel hier zumeist weit auseinanderstrebende Dinge decken mußte. Auch sonst war das vielfach so mit dieser neuen Mehrheit, die man uns mit einem inzwischen gründlich abgehetzten Schlagwort als die Paarung konservativen und liberalen Geistes vorgestellt hat. Kann sein, daß sie trotzdem zusammenhält; daß die Zentrifugalen im Lauf der Sessionen das Zueinanderstreben lernen und sich selbst bezwingend den Versucher von hinnen jagen, der ihnen allemal sich nähern wird, sobald wirtschaftspolitische Fragen zur Entscheidung stehen. In historisch-politischen Dingen soll man nicht prophezeien, und sicher ist, daß das unwürdige, kleinbürgerliche Gezänk und Feilschen - ein böses Erbteil unserer staatlosen Zeit - beim Ausbau unserer Rüstung und der Erschließung unserer Kolonien hinfort ein Ende haben wird. Auch dann wird dieser neue Reichstag die Sehnsüchte der Besten und Reiften unter uns nicht zu stillen vermögen. Die Agrarier sind in ihm reich, vielleicht überreich vertreten, die Arbeiter auch und Industrie und Mittelstand brauchen nicht gerade zu klagen. Die deutsche Bildung aber ging wieder leer aus, wofern man nicht etwa jeden, der das Einjährige sich erfaß oder mit Glück die beiden juristischen Staatsprüfungen durchlief, für einen Vertreter der deutschen Bildung ausgeben möchte. In Wirklichkeit klafft nämlich zwischen diesen und den eigentlichen geistigen Werkstätten unseres Volks eine Welt. Die in ihnen schaffen und den Ruhm der deutschen Technik und Wiffenschaft, der historischen wie der exakten, über alle Meere getragen haben, pflegen im allgemeinen kein Talent zur Versammlungs- und Vereinsmeierei zu haben. Ohne die aber ist im heutigen Deutschland eine politische Karriere kaum mehr denkbar. Wer nicht einen verehrten Mitbürgern sich dadurch immer von neuem in empfehlende Erinnerung bringt, daß er das schon hundertfältig Gesagte in rauchgeschwängerten Bierlokalen bis zur Bewußt-

 losigkeit wiederholt, kommt überhaupt nicht in das Parlament, und wer dort nicht einem der von den unterschiedlichen Fraktionen aufgestellten Geßlerhüte seine Reverenz bezeugt, wird von dem stets zu knabenhaften Scherzen aufgelegten Chorus ausgehöhnt oder zur Einflußlosigkeit verdammt. Wen der Zufall häufiger mit den Neuerwählten des Volkswillens zusammenführt, erstaunt immer wieder über die politische Unschuld dieser Leute; über die robuste Zuversicht, mit der sie in einem Zeitalter ungemein reizbar gewordener verfeinerter Kultur das Dutzendargument und die Zeitungsphrase zu handhaben wifen. Hinterher bei ruhigerem Nachdenken muß er sich freilich gestehen, daß zu solchem Staunen keinerlei Veranlaffung vorliegt. Es sind eben die avancierten Vereinsmeier, die in ihrer Wesensart dadurch noch nicht verändert wurden, daß sie die Kraft ihrer Beredsamkeit künftighin zwischen dem heimatlichen Stammtisch und der Mittagstafel eines mittleren berlinischen Pensionats zu teilen haben werden. Ich spreche derlei Gedanken nicht zum ersten Male aus: da ist es mir eine starke Genugtuung, daß Friedrich Naumann in einem kürzlich erschienenen Schriftchen („Die Gebildeten und die Politik", Verlag der Hilfe) zu ganz ähnlichen Schlüffen kommt. Selbst diesen Demokraten beginnt inmitten all der Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit zu frieren, und ganz leise klingt auch bei ihm die Frage durch: Was will das

werden? Soll der deutsche Reichstag wirklich nichts weiter sein als eine Versammlung von Leuten, die mit einem mandat impératif von Getreideproduzenten und Handwerkern, von Krämern und Handarbeitern nach Berlin kommen und der seufzenden, vergeblich sich wehrenden Regierung Gesetze aufnötigen, die von allen Kundigen – je nach Temperament und Veranlagung – nur noch mit stiller Heiterkeit oder knirschender Entrüstung aufgenommen werden? Dieses Unbehagen wird sich verstärken, je mehr die lebende und wirkende Generation der Stimmung der Einigungsfeldzüge entwächst. Wir, die Männer, die etwa zwischen der Mitte der 80er und 90er Jahre Studenten waren, stehen noch unter ihren Einflüffen. Uns hat noch Treitschke erzogen; wir jubelten, wenn wir aus dem Kolleg kamen, noch täglich dem alten Kaiser zu, und zwei- oder dreimal hörten wir andächtig erschauernd in dem längst abgebrochenen Haus an der Leipziger Straße Otto v. Bismarck. Inzwischen ist ein neues Geschlecht mannbar geworden und auch bei uns beginnen allmählich Eindrücke und Erinnerungen zu verblaffen. Wer die Stimmung jener Zeiten noch einmal einfangen will, lese den Aufsatz, den der Begründer der wirtschafts-historischen Methode, Karl Wilhelm Nitzsch, 1871 über „Deutsche Stände und Parteien“ in die Preußischen Jahrbücher geschrieben hat. Da verklärt die Glorie der großen Kriege noch Preußens Junker und Bureaukratie und läßt den Rückschauenden begeistert die produktiven Kräfte dieser (mit dem großen Friedrich zu reden) „tapfersten und treuesten Raffe“ preisen. Allmählich sind wir kritischer geworden. Und nach und nach fangen wir an, uns zu erinnern, daß die Talente, die den preußischen Staat groß gemacht haben, – die Stein, Hardenberg, Scharn-

Bahr: Der neue Reichstag 9 horst, Gneisenau, Blücher – Landfremde waren, und einzelne (auch von uns älteren) fragen: ob wir nicht vielleicht doch zu bereitwillig die Taten des größten preußischen Junkers der ganzen Gattung gutschrieben. Etwas kommt wieder auf von jener Stimmung, in der der alternde Stein als „Edelmann aus dem Reich“ im preußischen Kleinadel „ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen vorsündflutlichen Tier“ sah. Und stärker als seit langer Zeit wird die deutsche Bildung, die ja auch einst vor rund anderthalb Jahrhunderten außerhalb Preußens erstand, sich wieder bewußt, daß sie mit den Geschlechtern, die durch Preußen das Reich regieren und in den Parlamenten zu erheblichem Teil das Bürgertum repräsentieren, noch immer nichts gemein hat. Es gibt keine Brücke, die von Oldenburg etwa zu Schmoller führte; keine zwischen Jordan von Kröcher und Paulsen oder Adolf Harnack. Schmerzlicher aber wie je wird die Mainlinie wieder empfunden. Darum sollte man auch nicht von einer „lichter gewordenen Gegenwart“ reden. Der leitende Staatsmann hat, wenn alles gut geht, ein beauemeres Parlament. Er wird ein paar nützliche Gesetze machen können und einen Haufen schlechter. Im übrigen blieb alles wie es war. Wunderlich, schier herzbewegend waren diese Wahlen; die sonst geschmollt und gesäumt hatten, taten mit: was hat es genutzt? Noch immer fitzen auf den braunen Lederseffeln Parlamentsbureaukraten und ihr Nachschub aus den Vereinen. Bis auf ein paar Ausnahmen Leute, die sich geistig von Zeitungsartikeln und Journalaufsätzen nähren. Der deutschen Bildung hat auch der neue Reichstag nichts zu sagen.

SF VDie Försterbuben Ein Schicksal aus den steirischen Alpen Von Peter Rosegger (Fortsetzung) Die Ewigkeit ins Waffer gefallen! n dem Baue des fürstlichen Sägewerks wurde tüchtig gearbeitet. Die Grundmauern waren größtenteils fertig, Zimmerleute hackten große Stämme aus, um auf dem Mauerwerke die Zimmerung zu beginnen. An dreißig Männer waren beschäftigt. Dazwischen ging der junge Student hin und her und sah den Leuten bei ihrer Arbeit zu: das Rasenstechen der böhmischen Teicharbeiter, wo die Ach ihren Fluderarm bekommen sollte; das Behauen der rohen Granitblöcke, aus denen die festgekittete, so hübsch geradlinige Mauer entstand; das Aushacken des klingenden Holzes, das Ineinanderschrotten der viereckigen Stämme an den Ecken, und wie sicher und behäbig die Leute daran arbeiteten, das mutete ihn an. Er empfand die Freude, etwas werden zu sehen. Wenn aber die deutschen Zimmerleute mit den welschen Maurern und den böhmischen Teichgräbern haderten, das wollte ihm nicht gefallen. Da fuchte er zu beschwichtigen, hin und her schießenden Spott und Hohn ins Harmlose zu lenken, wofür er schließlich von allen drei Nationen ausgelacht wurde. Daraus machte Elias fich zwar nichts, eine Mission als Friedensstifter machte ihn hochgemut,

und der Zimmermeister Joseph meinte, wenn das ein Pfäffel werden wolle, so müffe es sich natürlich schon frühzeitig üben im Friedenstiften und im – Ausgelacht werden. An diesem Tage erschien auf dem Bauplatze noch ein zweiter, den sie Lust hatten auszulachen. Taten es aber nicht, denn er war sehr zutraulich und offenherzig. Der Fremde war's, den sie den Nathan hießen, oder auch den Preußen, der in seinem schwarzen Anzug, mit den Feldblumen auf dem Hute, immer so herumging, ohne daß jemand wußte, weshalb. Nathan Böhme beglückwünschte die Leute, daß sie hier ein modernes

 Sägewerk bekommen sollten, worauf einer der Arbeiter entgegnete: „Was geht uns das Sägewerk an, Lohnerhöhung möchten wir haben.“ Gegen die Mittagszeit bildeten sich drei Herde, wo gekocht wurde. Als ein Zimmermanns junge für feinen Herd ein paar alte Bretter hernehmen wollte, die von der Ach angeschwemmt waren, machte ihn ein Kamerad aufmerksam, daß die Bretter gewißlich von der Eustachkapelle herrührten, die der Schneeball zerstört hat. Sie waren noch so zusammengenagelt und von dem Spruche standen noch die Worte: „In Ewigkeit Amen“ drauf, „Wirst aus dem geweihten Holz doch nit Sterz kochen wollen?“ Da legte der Zimmermanns junge die Bretter wieder ehrerbietig an das steile Flußufer, wo sie über die runden Kieselsteine ein wenig niederwärts glitten. Es war anderes Brennholz genug vorhanden auf dem Zimmerplatz. Und dann begannen die drei Völker sich auszuleben. Die Böhmen kochten Powidl, die Italiener Polenta, die Deutschen Brennsterz. Darüber war Nathan Böhme vergnügt, und er wollte es als Beispiel geben, daß Kraft und Macht der Völker aus der Einigkeit und aus der vegetariichen Nahrung komme. Dann setzten sie sich in drei Gruppen zusammen: die Böhmen an die Weiden der Ach, die Welschen auf einen sonnigen Steinhaufen, die Deutfchen in den Schatten einer breitätigen Fichte, die auf der Matte stand. Dann huben sie an, aus riesigen Pfannen zu effen. Die Teichgräber packten und zerriffen ihre Kuchen mit den Fingern und schoben die großen Brocken in den Mund; die Maurer stachen ihren Polenta hastig mit breiten Gabeln auf, und die Zimmerleute huben ihren Sterz mit großen Löffeln aus, langfam und wuchtig. Nathan, der sich ein wenig abseits auf den Rasen gefetzt hatte, bewunderte die Eigenheit und Tüchtigkeit dieser Leute, die auch im Effen hervortrat. Elias wollte just fein Überröcklein nehmen, das er an den Baum gehangen hatte, um ins Forsthaus zu gehen, stand aber jählings still und horchte. Dann trat er einige Schritte hintan, zog sein Hütlein vom Haupt, faltete die Hände und betete. Von Ruppersbach herauf kamen durch die Luft geschwommen die Klänge der Mittagsglocke. Böhme betrachtete wieder den in Andacht verfunkenen Jungen, wie er es am Fronleichnamstage getan. Heute möchte er gerne mit ihm anbinden. Als der Zimmermeister Joseph das Beispiel des Studenten sah, stellte er sein Sterz schaufeln ein und sagte: „Läuten tuns. Wir wollen den Englischen Gruß beten.“ Da standen sie schwerfällig auf, zogen ihre Hüte ab und beteten laut und einstimmig: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, daß sie empfangen hat vom heiligen Geist. Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern...“ Als das Gebet vorüber war und sie wieder aßen, trat der Fremde näher zur Gruppe.

 „Wollens mithalten?“ lud ihn der Zimmermeister ein und suchte nach einem frischen Löffel. Nathan Böhme ging nicht darauf ein. Sein Auge hatte ein scharfes Feuer, ein Schnurrbart schien sich zu spießen. „Jammerschade!“ rief er aus, „jammerschade um dieses brave Volk! – Männer, warum habt ihr gerade dieses Gebet gebetet, das die Kirche diktiert hat, warum nicht das vom Herrn Jesus, wie er sagt, so sollt ihr beten: Vater unser, der du bist im Himmel! – Ihr solltet euch doch mehr ans Evangelium halten.“ „Wir haben den Englischen Gruß gebetet,“ antwortete der Zimmermeister, „und mir scheint, der steht eh auch im Evangeli.“ „Allerdings, aber die Kirche hat etwas anderes daraus gemacht. Und überhaupt. Überhaupt, ihr Leute! Euer Fronleichnamsfest! Ja, hat mir sehr gut gefallen. Festaufzug! Wirklich sehenswert. Wenn ihr aber glaubt, es wäre ein christlicher Gottesdienst! „Jeffeles, Jeffeles, die Ewigkeit ist ins Waffer g'fallen!“ rief jählings der Zimmerjunge aus. Er hatte gesehen, wie das Kapellenbrett mit dem Spruchteil umgeschlagen hatte, in die Ach gerutscht und darin verschwunden war. Allsogleich knüpfte der Preuße wieder an: „Was sagt der Junge? Die Ewigkeit ist ins Waffer gefallen? Komisch! Aber es kann euch schon passieren, Leute. Das kann übrigens uns allen passieren. Vielleicht sprechen wir einmal davon. Ist es euch recht, so

kommen wir Sonntags einmal zusammen. Ja, ja, der Preuße weiß Neuigkeiten!“ Die Zimmerleute schauten den Sprecher verwundert an, hörten ihm zu und aßen weiter. Böhme redete noch mancherlei durcheinander, entwickelte dann seine Ansichten über das Heidentum der Kirche und über das Evangelium des Sohnes Gottes. Er sprach von dem großen Religionsreiniger Martin Luther. Der wahre Christ habe zu glauben an die Gnade durch die Erlösung Jesu Christi; die Heiligenanbetung, die kirchliche Prachtentfaltung sei nichts als Heidentum. Die Kirche gehe nur auf Macht, die Geistlichkeit auf Geld, man sehe es überall. Jesus habe es mit den Armen gehalten, seine Lehre wäre nicht die Ausbeutung gewesen, sondern die Nächstenliebe, und der Weg zum Himmel gehe nicht durch allerlei Sakramente, vielmehr durch ein fittenreines Leben. Als er in solcher Weise sich ausgelaffen, da nickte der eine und der andere beistimmend mit dem Kopf, es sei eh wahr, es werde eh so sein! „Jetzt ist eine Zeit der Veränderung,“ sagte Böhme, „überall treten die Leute zum evangelischen Glauben über, wollet nicht auch ihr einmal darüber nachdenken? Bei dem Mauteinnehmer in Löwenburg kann man die Schriften bekommen, ganz umsonst, wer sich unterrichten will.“ „Mit dem Mauteinnehmer wollen wir nichts zu tun haben!“ rief einer. Und ein anderer: „Wenn die Lutherischen nit müffen Maut zahlen, werde ich auf der Stelle lutherisch!“. „Abscheulich, wer so redet!“ schrie Böhme. „Wer nicht aus LÜberzeugung übertritt, der soll bleiben, was er ist!“

 „Wir bleiben Zimmerleut, und jetzt wollen wir's wieder angehen“, so der Meister, und damit war das unerquickliche Gespräch abgeschnitten und die Tafel aufgehoben. Wer bei den Ausführungen des Fremden den Studenten beobachtet hätte! Der stand hinter dem Baum, horchte zu, und dabei begann fich fein blaffes Gesichtchen zu verzerren, als ob er einen Schmerz hätte. – Also, das ist so einer! Ein Seelenfänger! dachte Elias. Wenn sie sich beschwatzen laffen, und wenn sie ihm ihr Wort geben wollen, da werde ich schreien, soviel meine Brust kann schreien, und sie auf den Knien beschwören, daß sie ihrem alten Glauben treu bleiben. Als er sah, daß die Arbeiter ohne weiteres an ihre Zimmerei gingen, beruhigte er sich und nahm feinen Weg über Matten und Wiesen, dem Forsthause zu. Nathan Böhme eilte ihm nach. Als Elias es bemerkte, wollten eine Beine eilend werden, dann aber sagte er sich: Vor dem davonlaufen! Der Fremde holte ihn ein. „Der junge Rufmann, nicht wahr, der Studiosus!“ Elias grüßte kühl und schweigend. „Der Zufall ist gut“, sagte Nathan Böhme. „Ich habe dir schon lange nachgesetzt, junger Rufmann. Weißt du wohl, daß du ein rührender Mensch bist – he? Den Götzendienst hast du zwar auch mitgemacht, aber wenn ich damals Herrgott gewesen wäre – direktemang auf die Arme hätte ich dich man genommen und in den Himmel getragen.“ Also ohne alle Einleitung, wie gewohnt, hatte er den Jungen angepackt, gleich mit dem vertraulichen Du. Aber Elias zuckte trotzig mit den Augenwimpern. „Um das kindliche Glauben ist's ja etwas Köstliches“, redete Böhme weiter. „Aber merke dir, Junge, es bleibt nicht lange. Wie ich höre, bist du Schüler in einem Priesterseminar. Na, prost die Mahlzeit! Da möchte ich gerade in ein paar Jahren wieder nachsehen, ob du die Monstranze noch so engelhaft anbetet als jetzt. Mit äußerer Miene vielleicht, im Inneren nicht – dafür werden deine Lehrer mit ihrem Unterricht sorgen. Den Kopf wirst du eines Tages voll Theorien und Dogmen haben – und im Herzen Gleichgültigkeit oder Bitterkeit. Eine Weile wirst du dich abquälen um deinen Kindheitsglauben, dann gibst du es auf. Das, was du erst bei der Fronleichnams demonstration so fromm angebetet hat, ist ein dünnes Mehlbrötchen geworden, so du der Gemeinde aufstellen sollst als wahren Gott und Menschen.“ Elias war stehen geblieben, über sein Gesicht flammten rote Flecken. Aber sanftmütig sagte er: „Was wollen Sie denn von mir, lieber Herr?“ „Ja gewiß, gewiß, so wird es sein“, rief der Fremde lebhaft. „Aber ich will dich behüten, lieber Knabe. Du sollst kein Götzendiener werden.“ Elias war erschrocken, aber nicht von der rücksichtslosen Rede, sondern deshalb, weil der wunde Punkt in ihm berührt worden. Seine quälende Ahnung war hier plump ausgesprochen. Aber er antwortete immer noch gelaffen: „Wenn ich Rat bedarf, so wende ich mich an meinen Gott.“

 „An deinen Beichtvater, willst du jagen. Da bist du schon am Richtigen. Ne, ne, Junge, du darfst nicht katholischer Priester werden. Du weißt nicht, was dir bevorsteht. Ich weiß es. Ein einsames, herzloses Leben, ein elendes Knechteleben, ohne Freiheit und Freude, ohne Freund und Familie. Ganz das Werkzeug fremder, unfaßbarer

Mächte. Merke auf: kein Mensch, nur Werkzeug, um die Menschheit vom Erdenglück loszureißen und ihr Phantome dafür zu bieten. Und was du tust, das wird nicht etwa Irrtum sein, sondern Betrug. Denn du wirst sagen, was du nicht glaubt. – Junger Freund, noch ist es Zeit, rette dich zum Evangelium.“ Da sagte Elias schon unsicher: „Ich bete jeden Tag zum göttlichen Heiland um Erleuchtung.“ „Was heißt göttlicher Heiland!“ rief Nathan Böhme barsch. „Das ist ein Ausdruck der Kirche. Glaube an den einzigen Gott, das steht in der Schrift. Zu Gott mußt du beten, nicht zu Jesus, der selbst bloß Mensch gewesen ist.“ „Was haben Sie jetzt gesagt?“ fuhr der Student auf. „Jesus bloß ein Mensch?“ „Die Wahrheit über alles.“ „Die Wahrheit! Wo Sie vorher eben gelogen haben!“ Mit Heftigkeit rief es Elias: „Haben Sie nicht gerade früher zu den Leuten anders geredet? Haben Sie ihnen nicht gesagt von der Erlösung durch Jesus Christus? – Die Heiligen, ja, die haben Sie schon dort an der Ach weggeworfen. Die Mutter Gottes haben Sie auch weggeworfen. Jetzt werfen Sie den Heiland weg und fagen, Sie glaubten allein an Gott. Und morgen werfen Sie Gott weg.“ „Morgen werfe ich Gott weg, meinst du?“ versetzte der Fremde, seinerseits nun sanftmütig geworden. „Ja, mein Kind, dafür kann man natürlich nicht garantieren, daß unsere Anschauung die gleiche bleibt. Sie ändert sich mit unseren Erfahrungen, mit unseren Fortschritten in der Wiffenfchaft. Und wenn die Wiffenschaft uns mal dahin belehrt, daß wir animalische Wesen find, jeder einzelne aus dem Nichts gekommen und in das Nichts versinkend, wie jenes Stück Holz dort im Waffer – so müffen wir uns eben beugen vor der Wahrheit. So schwer es uns werden mag, so viel sogenanntes Seelenglück dabei verloren gehen mag. Der heiligen Wahrheit seine Seele, feinen Heiland, eine Ewigkeit opfern – das ist das göttliche Opfer, das ist das allerheiligste Sakrament, welches du einmal ebenso fromm und demütig anbeten wirst als jenes am Fronleichnamstage.“ Während dieser Worte war der Mann dem eilenden Studenten stets auf der Ferse gefolgt, bis Elias sich plötzlich umkehrte und ihm wütend das Wort ins Gesicht schleuderte: „Geh hinter mich! Du bist ein Teufel!“ Mit beiden Fäusten hieb Elias in die Luft hinein und sprang in weiten Schritten dem Forsthause zu, das schon nahe war. Böhme starte verblüfft drein. Was hatte er denn nur gesagt, daß der Junge sich so entsetzte?

Rosegger: Die Försterbuben 15 O Wanderlehrer aus dem Norden! Du magst Nathan der Gelehrte, der Wohlmeinende, der Eifrige, der Überkluge sein, aber Nathan – der Weise bist du nicht. Eine fchwankende Christen feele Die alte Sali behauptete geradezu, der Student werde das Nervenfieber bekommen. Mit eingefallenen Wangen, in sich zusammengesunken, saß er beim Abendeffen, genoß aber kaum ein paar Löffel Suppe. Er redete nichts, auf Fragen seines Vaters gab er nur halbe Antworten. So saß er da, war traumhaft und erschrak, sooft die Tür ging. Und ganz jäh schrie er auf: „Solche Leute sollten nicht leben!“ „Wer sollte nicht leben?“ fragte der Förster. „Solche Leute sollte Gott von der Erde nehmen. Nicht in die Hölle, nein, in die Hölle nicht. Nur von der Erde weg. Weil sie ein Unglück find!“ Was das heißen solle? Dann hat der Junge sich ausgesprochen, wie dieser fremde Mensch, der beim Michelwirt wohnt, in der Gegend umherstreiche und Leute verführe. Von den Protestanten einer. „Den Glauben bricht er ab!“ Einen Glauben hätten doch auch die Protestanten, meinte der Förster. „Aber einen falschen. Einen, der keiner ist. Nicht weil sie was Unrichtiges glauben, sondern weil sie gar nichts glauben. Sie tun nur so. Erst werfen sie ein Stück Glauben weg, wie man den Überrock abtut, wenn's warm ist, dann werfen sie den Unterrock ab, dann die Weste und so fort, bis sie nackend dastehen. Dann sagen fie: Da schaut her, das ist der Mensch.“ Da erinnerte der Vater: „Der Glaube ist kein Gewand, der Glaube ist inwendig. Wer einen Glauben hat, den man ausziehen kann, der soll ihn nur gleich ausziehen; es ist ehrlicher, wenn er ihn auszieht, als wenn er ihn anbehält.“. Diese Bemerkung des Vaters gab dem Jungen die ganze Nacht zu schaffen. War ihm doch selber schon zumute gewesen, man könnte ihm feinen Glauben vom Leibe reißen, wie einen Rock. Wenn das möglich ist, dann kann's also der rechte Glaube nicht sein, dann ist es ehrlich, ihn auszuziehen. Der echte Glaube ist inwendig. – Und jetzt kam es ihm vor, als ob er zweierlei Glauben hätte, einen inwendigen, der angeboren ist, und einen auswendigen, der angelernt wurde. Und der Fremde, hat er nicht an dem auswendigen gezerrt, der ohnehin schon ein paarmal vom Leibe fallen wollte? – Den inwendigen Glauben mit seinem Gewissen aber fühlte er in diesen Stunden sehr lebhaft. Denn dieser fragte ihn hart: Hast du

dem Böhme nicht unrecht getan? Wie kannst du jagen, morgen würde er auch nicht mehr an Gott glauben? Wer kann, wer darf denn so reden, wer kann es entscheiden? Unser Pfarrer hat einmal gesagt, daß auch

 der Irrlehrer ein gutes Werk tut, wenn er glaubt, die Wahrheit zu lehren, weil alles auf den guten Willen ankommt. – So setzte Elias fich ins Unrecht, leistete dem Fremden im Geiste Abbitte, und betete gleichzeitig zu unserer lieben Frau, sie möchte machen, daß dieser schreckliche Mensch aus der Gegend fortkomme, beffer heute als morgen. „Sonst muß ich fort, du liebe Jungfrau Maria, daß ich meinen heiligen Glauben vor ihm mag retten.“ An einem der nächsten Tage begegnete der Student auf dem Talsträßlein dem Pfarrer von Ruppersbach, der von einem Krankenbesuch zurückkehrte. „Ja, Elias, was ist's denn mit uns zweien?“ fragte der Pfarrer freundlich. Hierin empfand der Junge gleich einen Vorwurf. Er hatte schon lange nicht mehr vorgesprochen bei einem Gönner, durch defen Vermittlung er ins Seminar gekommen war. Die Unsicherheit mit sich selber! Solange er da nicht im reinen war, mochte er dem Herrn nicht gerne vor Augen treten. Und jetzt stand er auf einmal vor ihm. Dem Pfarrer mußte jemand geplaudert haben, denn geradehin fragte er: „Sage mir einmal, Elias, kennst du den Fremden, der sich jetzt in Eustachen aufhält? Jakob Böhme oder wie er heißt.“ „Nathan Böhme heißt er.“ „Du kennst ihn also.“ Der Junge gestand es sogleich und erzählte von ihm. Er sei ein gebildeter, sicherlich viel gereister Herr. Aber irrgläubig! „Wenn den jemand bekehren könnte!“ „Den Mann bekehren?“ fragte der Pfarrer, der gar klug war und seinen jungen Theologen in- wie auswendig kannte. „O mein, wenn es ein gebildeter, viel gereister Herr ist, so wird er sich ja umgesehen haben und sich das ausgesucht, was für ihn am besten paßt. Was sagt er denn?“ „Zum Beispiel gegen die Mutter Gottes hat er’s, und ein Lutherischer ist er.“ „Nun, wenn er meint, unsere Mutter Gottes entbehren zu können, und wenn er an die heiligen Sakramente nicht glauben kann, so werden fie ihm auch nichts helfen. Denkst du nicht Elias, daß solche Leute trotzdem gute Menschen sein können und auch ihre religiösen Schätze haben, die wieder wir nicht kennen und nicht verstehen? Wir können für die Irr- und Ungläubigen nur beten und sollen sie in Ruh" laffen, solange sie uns in Ruh” laffen. Und wenn sie uns angreifen, so sollen wir nicht gleich zurückschlagen, sondern uns gutmütig verteidigen und durch ein vorbildliches Leben ihnen zu verstehen geben, daß wohl wir den richtigen Glauben haben. Denkst du nicht auch so, Elias?“ Als der Pfarrer so gesprochen, jubelte des Knaben kindliche Seele auf, und es war ihm gewiß: wer so kann sprechen, der hat den wahren Glauben. Und der unduldsame Fremde soll mir nimmer gefährlich werden. „Nur das eine, Elias, laffe dir gesagt sein,“ setzte der Pfarrer noch

- .-. -... -. -. Ludwig Fahrenkrog Jesus predigend

/ (FT. unvERST Cf. IS

 bei, „laffe dich mit solchen Leuten nie in ein Gespräch ein über Kirche und Religion. Unser Glaube ist zwar göttlich, aber die weltliche Vernunft ist brutal. Fliehe die Gefahr und laffe jene ihre Wege gehen.“ „Ich habe es ja getan, Herr Pfarrer, aber er geht mir nach.“ „Ich sage dir noch einmal, schweige mit der Zunge, antworte mit den Beinen und fliehe.“ Elias nahm es sich vor. Doch als er wieder allein war, fiel ihm ein: Wie kann das ein Mensch? Wenn er seinen Menschenbruder auf dem Irrwege sieht, und er weist ihn nicht auf den richtigen? Das ist ja lieblos, das ist ja schlecht! Das kann man ja nicht aushalten. Und an demselben Abende las er lange in einem seiner Religionsbücher. Er las von den Aposteln, die in die weite Welt zogen, um Juden und Heiden zu bekehren; von den Märtyrern, die den Weisen und den Königen trotzten, um den Gekreuzigten zu verkündigen. Er las von den heldenhaften Missionaren, die heute noch in ferne Länder ziehen, um fremden Völkern das Christentum zu bringen. Er las von der Inquisition, durch welche die Kirche arme Verirrte mit liebender Gewalt auf den rechten Weg geführt und den Teufel mit Feuer und Schwert aus der Menschenseele vertrieben hat. – Und da sagt der Pfarrer, man solle sie in Ruh" laffen! Laffen die Ketzer uns in Ruh'? Geht dieser Mensch nicht um wie ein brüllender Löwe, zu sehen, wen er verschlinge? – Endlich entschied Elias dahin: Die eigene Seele steht einem näher als die fremde. Dem Preußen

ausweichen so weit als möglich. Wenn er aber wieder zudringlich werden sollte, dann laufen; und wenn er nachläuft, dann sich wehren, und sollt's ums Leben gehen! – Kaum war dieser Zwiespalt ein wenig verbraut, so gab's für Elias schon einen anderen. Am nächsten Tage, als der Friedel vom Holzschlag heimgekehrt war, ward er zutunlich mit dem Bruder, nahm ihn Arm in Arm, zerrte ihn zum Waldrain hinauf und ging ihn um Geld an. Nicht mit schalkhaften Worten wie sonst, sondern kurz und herb: „Elias, ich muß zwanzig Kronen Geld haben!“ Hierauf antwortete der Student in aller Ruhe: „Du weißt es, Friedel, daß ich dich gern habe, und ich nehme mir vor, alles zu tun, was dir gut ist. Ich sage dir aber, du kannst machen, was du willst, Geld gebe ich dir keines mehr, auch wenn ich eins hätte.“ Er hatte auf diesen Bescheid ein derbes Wort erwartet, aber der Friedel schritt, seine Hände in den Hosentaschen, am Waldrande dahin und schwieg. „Wozu brauchst denn so viel Geld?“ fragte Elias. „Wenn du mir keins gibt, sollst es auch mit wissen.“ „So will ich's auch nicht wissen.“ „Natürlich! Der junge Pfaff ist ja auch einer, der mich erziehen will. Jetzt will mich ja alles erziehen, weil ich zu wenig fromm bin, zu leichtsinnig. Weil ich um zwei Heller würfeln tu', und weil ich junge

 Weibsbilder lieber hab" wie Kirchenfahnen. Hat es schon gehört, der Gerhalt will mich ja nächst’ Wochen auf die Bank legen laffen.“ – „Den bring' ich um!“ kreischte der Student auf, wie er sein Lebtag nicht aufgekreischt hatte. Dann mußte er lachen..– „Was das für ein dummes Wort ist,“ sagte er. „Weil es so viele rohe Leute gibt da im Gebirg, so gewöhnt man sich das an. Für mich ist's Zeit, daß ich wieder in mein Seminar komme. Und du sollst die Leute reden laffen und dir nichts draus machen. Wirst schon noch drauf kommen, daß Unrecht leiden immer zum Guten ausfällt. Was bedeutet denn alles miteinander? In ein paar Jährlein ist's vorbei und, wir sind bei Gott im Himmel.“ „Biffel ein" Vorschuß, wenn er mir wollt" schicken.“ „Tu nicht immer so freveln, Bruder. Denke doch dran, daß wir Vorschuß genug haben von Gott. – Jungheit, Gesundheit, einen guten Vater und so viel noch, was andere nicht haben. Sollst nicht so unzufrieden sein, du, mit deinem schönen Namen Fridolin.“ „Kommt auf dich an, du, mit deinem schönen Namen Elias. Leih mir zwanzig Kronen!“ „Also, wozu brauchst du jetzt so viel Geld?“ „Hau, ich werd' der Narr sein und dir's stecken. Daß du mir noch weniger was gibt. Natürlich ist's wieder eine Lumperei! Daß man einen Wettermantel braucht im Holzschlag, oder eine Taschenuhr! Kommt um eine Viertelstund' zu spät, schimpft der Meisterknecht. Und nächst" Monat, wenn mich der Vater auf die Seealm geben will – soll ich mich da leicht hinausstellen auf die Weid" und schauen, wenn mein Schatten auf zwölfe zeigt?“ „Eine LUhr! Was sagt denn das nicht gleich! Wenn mir der Vater nächstens ins Seminar Taschengeld mitgibt, so sollst was haben. Aber zwanzig, das übersteigt! Und nachher, Bruder, sollst du dir auch abgewöhnen, vom Geld leihen zu reden. Bleib doch bei der Wahrheit und sag schenken.“ „Ein guter Kerl bist!“ rief der Friedel gerührt aus, legte seinen Arm um Elias' Nacken, dieser den einen auf des Bruders – so gingen sie am Raine hin und her. „Wir sind zu wenig beieinander, Elias; weil du so fromm bist und ich so gottlos.“ „Aber das bist du nicht!“ rief Elias zornig. „Und möchten doch einander mit schaden. Nächstens, sagt der Vater, muß ich auf die Seealm nachschauen. Bruder, da mußt du mitkommen. Da wird's lustig werden.“ „Ja, Friedel, einmal will ich mit auf die Alm.“ Darauf dieser: „Ich geh' nachher auch mit dir. Im Ernst, Elias, was ich mir schon ausgedacht hab'. Wenn du wieder fortgeht, gehe ich auch. Mich g'freut's nimmer daheim. Ich gehe nach Amerika.“ Der Student lachte zu dem Spaß.

 „Willst mit? Dort kannst recht Heiden bekehren.“ „Ich will niemand bekehren, bin froh, wenn man mich in Ruhe läßt.“ „Herr Bruder!“ rief der Friedel lachend. „Ich gratulier"! Wir werden alle Tag" gescheiter.“ So trieben es die Brüder miteinander. Aus jedem Zwiste der beiden verschiedenen Naturen fanden sie sich vermöge Friedels Humor und Elias" Sanftmut wieder zurecht. Manchmal aber strich wie ein flüchtiger Schatten die Ahnung über sie hin, als stünde ihnen etwas Besonderes zu, um Streit und Treue. Der verkrachte Weltverbefferer „Haben's vielleicht was zu waschen, Herr Böhm?“ fragte die Kellnerin Mariedel, während sie die Stube aufräumte, den Fremden, der am Fenster lehnte und hinaussah. „Ich? zu waschen? Nein. Ich habe niemals zu waschen. Da draußen in – Ruppoldsbach oder wie’s heißt, habe ich erst frische Wäsche eingekauft. Was ich abwerfe, das können Sie dem Alten geben, der da draußen bei der Bienenhütte sitzt.“ Er hatte tatsächlich ein

frisches Wollenhemd am Leibe. „Sagen Sie mal, Mamsell, um wieviel vor dem Auszug aus Agypten muß man denn hier das Logis kündigen?“ „Was sagen’s? – Ja so. Werden's a Weil" kündigen! Wann's gehen woll'n, gengen’s halt.“ „Mich dünkt, es hat niemand was dagegen!“ „Der Herr Böhm find keinem Menschen im Weg g'wesen. Heut" werden's aber doch noch da bleiben. Heut' wird g'sungen Nachmittag.“ Ja, da wollte er doch. Dieses Singen der beiden alternden Männer kam ihm so wunderlich und drollig vor, und anheimelnd zugleich. Und als die Stunde kam, bedeutete die Kellnerin dem Fremden, wenn er zuhören wolle, so möge er nun in die Gaststube kommen, sie seien schon beisammen all' zwei, und eingeheizt sei auch. Damit meinte sie, daß die Sänger schon Wein getrunken hätten. Sie saßen am Tischchen beim Uhrkasten, und der Wirt stimmte die Zither. Der Fremde faß am Nebentisch und war begierig, was da wieder Schönes kommen würde. „Gut ist's“, sagte der Förster, sich bereit erklärend. „Also Michel, fchlag an, was Feines!“ Klim, klim! „Ich geh' herum in weiter Welt, Such' meinen Raub zusammen, Und nimm hinweg, was mir gefällt –“ „Du singst ja ein Totenlied!“ rief lachend der Förster. „Bei meiner Treu', da hab' ich ein Totenlied erwischt. Wie man sich schon immer einmal vergreift.“

„Ein Totenlied?“ fragte Herr Böhme auf „Die Herren werden ihr Programm haben. Aber ein Totenlied? Singen denn die Toten Lieder? Mich wollte es gelüsten, so etwas zu hören.“ „Wenn's dem Herrn gelüstet!“ sagte der Förster. eins. Gesungen ist gesungen.“ „Mir ist alles „Ist recht,“ sagte der Michel, „dann nehmen wir das schönere.“ Und in einer Melodie von düsterer Schwermut huben sie an, zweistimmig fo zu fingen: „Ihr lieben Christen insgemein, All Reiche, Arme, groß und klein, Nun höret zu mit Traurigkeit, Der Jüngste Tag ist nimmer weit. An diesem gar erschrecklichen Tag, Da fallen die Stern” vom Himmel herab, Die Morgenröt” verkehret fich, Die Allmacht Gottes schrecket mich. Die Sonn" licht aus, o großer Gott, Die Welt voll Feuer, Graus und Not. Der Engel Heer Posaunenschall Weckt auf die Toten überall. Was lang und lang verborgen war, Das wird jetzt alles offenbar. Von Jesus” hohem Richterthron Der Sünder Straf", der Frommen Lohn! Zu allen Bösen er sich wend't: Geht hin ins Feu'r, das ewig brennt, Kein Schreiber kann's genugfam beschreib'n, Was der Verdammte in der Höll" muß leid'n ! Und zu den Frommen insgemein Spricht Gott: Ihr seid die Kinder mein, Kommt all in meines Vaters Reich, Dort werd’t ihr haben ewig Freud". O Ewigkeit, du festes Haus, Man kommt hinein und nimmer hinaus, Drum, liebe Christen, lebet fromm, Damit ihr einst in Himmel kommt.“ Als dieses Lied verklungen war, saß Böhme ein Weilchen nachdenklich da. Endlich murmelte er: „Kein Schreiber kann's genug am beschreiben, was der Verdammte in der Hölle muß leiden. – Und das,“ rief er laut, „das sagt euch eure Religion? Eine Menschenfreundin erster Güte, das muß man gestehen.“ Gegen diesen Hohn wollte Rufmann sich erheben, als im Vorhause Lärm entstand. Auch in der Küche hörte man einen heiteren Schrei. Wenn Frau Apollonia einmal aufschreit, was muß es da geben? Zur Stubentür lief der lahme Wenzel herein – denn es gibt Augenblicke, da innere Nötigung alles Gebrest besiegt, – und schrie: „Die Beindel, die Beindel!“ – Der Michel sprang von einem Sitze auf und eilte hinaus. Die Bienen! Die Bienen schwärmen! Aus dem einen Korbe ist der junge Schwarm ausgeflogen. Surrend höhenwärts wie ein dunkles Wölkchen. Aber die wachsamen Augen des Pfründner-Wenzel haben den Schwarm nicht verloren, und während der Alte zwei blecherne Hafendeckel aneinanderschlägt, daß es schrillt, und dabei um Hilfe schreit, läßt der Schwarm fich

nieder auf dem Ahornbaum, hoch an einer äußersten Nebenkrone. Nun sitzt er fest, nun ist Zeit, daß der Wächter ins Haus läuft, um es zu verkünden, und nun erhebt in und um das Wirtshaus sich eine Katzenmusik. Auch aus der Nachbarschaft sind Leute zusammengelaufen; mit Blechdeckeln und Pfannen, Kuhschellen, Töpfen, Kübeln und anderem Geräte, dem greller Schall zu entlocken ist, arbeiten sie im Garten, damit das junge Königreich der Bienen nicht davonziehen soll. Denn so geht der Glaube, die Bienenschwärme ließen sich dort nieder, wo man singt und scheppert. „Das ist ja ein Unsinn!“ rief Herr Böhme. „Was weiß die Biene von Musik! Diese Leute haben keine Ahnung von Imkerei!“ Bald erschien im Garten der Wirt, mit einer Stange, an deren oberem Ende ein aufgespannter Sack war. Damit wollte er den Schwarm, der am Ahornast wie eine schwarze

Riesentraube hing, einfangen. „Man wird Sie totstechen, Wirt!“ warnte Böhme. „Sie müffen sich Gesicht und Hände schützen.“ „Lächerbar!“ rief der Hausknecht, der eine verrostete Blechtafel schüttelte. „Wann hat unseren Herrn ein Beindel gestochen! Dem tun sie nix.“ Während schon ein bereiteter Korb aufgemacht wurde, überlegte der Michel, wie er dem alten Riesenbaum beikomme. Unten hinauf eine Leiter, fie war schon zur Stelle. Dann schaute er sich den Weg aus, den er innerhalb des Gezweiges nehmen wollte, bis zu dem großen Seitenast dort oben. An demselben ein paar Klafter hinaus, dann muß die Stange langen. „Es geht nicht, Michel,“ sagte der Förster, „soviel ich sehe; der Ast ist angemorscht!“ „Aber sonst kann man ihnen nit bei.“ „Wie der will, am Ast laff' ich dich nicht hinaus, er ist morsch, er trägt dich nicht.“ „So schneiden wir ihn ab.“ „Hilft nichts. Damit verscheucht man sie.“ „Ja du lieber Gott, ich kann doch den Schwarm mit im Stich laffen!“ rief der Wirt. „Ein so schöner, großer Schwarm! Nein, ich will doch hinauf.“ „Dableibt!“ sagte der Förster und hielt den Freund beim Rockkragen fest. Unter stetem Lärm der Instrumente überlegten sie, wie dem Schwarm beizukommen wäre. Da sah man, wie die Traube fich zu lockern begann, die Tierchen kreisten, lösten sich immer mehr, und unter Klagegeschrei der Zuschauer schwebte das schwarze Wölklein himmelwärts, dem Waldhange zu. „Hin ist er!“ rief der Michel! „Ist er einmal im Wald, nachher hat ihn der Teuxel! Ewig schad” drum! Ein so großer, schöner Schwarm!“ Am traurigsten war der alte Wenzel. Das Viertelein Rotwein bekam er freilich, aber die Beindel, die Beindel, die er so sorgfältig gehütet hatte, wie die Mutter das Kind in der Wiege. Und jetzt, wie die Brut flügge wird – auf und davon. „Ich sag's Ihnen, Herr Förster, mit der lieben Jugend ist wohl ein Kreuz!“

 Nach und nach verzogen sich die Leute, auch unsere Genoffen gingen wieder in die Stube, mit dem Singen jedoch war es aus. „Wie's mir um diesen Schwarm leid tut!“ wiederholte der Michel immer noch. Frau Apollonia nahm es leicht. Sie hätten an den fünf Körben genug. Wenn ihrer zu viele wären, gediehen sie ohnehin nicht mehr. „’s wird dem Herrn mit grad deswegen sein“, meinte der alte Wenzel. „Weil's halt ein schlechtes Vorbedeuten ist, wenn ein Schwarm fortfliegt.“ Dem Nathan Böhme wurde das viele Herumreden wegen eines durchgebrannten Bienenschwarmes langweilig. Diese Leute konnte er nun einmal gar nicht begreifen. Der Wirt, da renommiert er mit seinem ewigen Nichts, und dabei fingt er solche Lieder. Es scheint, er glaubt weder an eins noch an das andere. Das schreckliche Lied vom Weltgerichte! Wie weggeblasen war es, als die Bienen summten. So leicht nehmen diese Leute ihren Glauben. Und es ist ein Glück. Wenn sie sich hingeben wollten dem Schauder des letzten Tages, und wenn sie sich sagten: Einmal kommt er! Er kommt gewiß, und wir werden dabei sein! Und es ist die größte Gefahr, daß wir ins ewige Feuer geworfen werden! Wie wäre das auszuhalten! Sie nehmen's nicht ernst, und wie man des Abends in den Schlummer finkt, so träumen sie hinüber ins ewige Nichts. Aber man muß es nur ein wenig aufputzen mit Gericht, Himmel und Hölle. Selbst das höllische Feuer ist ihnen noch lieber als das pure Nichts. Was du auch redest, Wirt, der Mensch kann alles ertragen, nur das Leichteste nicht, das Nichts. „Ist der Herr schläferig worden?“ mit dieser Ansprache weckte ihn der Wirt aus seinem Nachdenken. Da sprang der Fremde über: „Ihr guten Leute, bei euch ist es nicht mehr auszuhalten. Ich will es den Bienen nachmachen.“ „Fort, Herr Böhme? ei, doch nicht fort?“ fragte der Wirt lebhaft, und teils aus Höflichkeit, teils berufshalber setzte er bei: „Im Sommer wär's bei uns auch schön.“ „Möchte einmal wissen,“ fragte Böhme, „wie weit man rechnet über das Tauerngebirge bis ins Kulmtal?“ „Wollen's doch hinüber? LÜber den Rauhruck? Neun Stunden, wenn's gut gehen und den Weg wifen. 's wird sich so ausgehen: zwei Stunden bis in die Bärenftuben, eine starke dort hinauf bis auf die Seealm; nachher zwei Stunden bis auf das Rauhruckjoch – find fünf Stunden. Vom Joch dermachen Sie's in vier Stunden bis Arlach im Kulmtal.“ „Morgen früh heißt's marschieren!“ „Wollen's denn allein gehen? Übers Gebirg?“ fragte der Michelwirt bedenklich. „Herr Böhme, das möcht' ich wohl nit raten. 's gibt noch Schnee da drinnen, stellenweise ist der Fußsteig hart zu treffen. Der Lahnengang soll auch noch mit vorbei sein.“ „Sie meinen, daß es gefährlich wäre?“ „Gefährlich, wie man's nimmt. Für den Einheimischen grad mit, wer sich auskennt. Im Sommer ist's gar recht schön zu gehn; jedes Frauen-

 zimmer kommt hinüber. Aber halt, wer fremd ist – und gach

der Nebel einfallt! Vor ein paar Jahren erst ist einer verloren 'gangen im Rauhruckgebirg. Na, Herr, allein sollten's jetzt wohl nit gehen.“ „Und schon gar, wenn Sie noch nie im Hochgebirg find gewesen“, bemerkte der Förster. „Ich noch nie im Hochgebirge?“ lachte Böhme. „Fragen Sie mal den Bergführer Partenoner in Trafoi, das ist in Tirol. Vielleicht kann Ihnen der Mann etwas erzählen. Aber in eurem Mittelgebirge hier bin ich gewohnt, allein zu gehen.“ „Wie der will,“ sagte der Michel, „da hinüber im Frühjahr – raten möcht' ich's nit.“ „Also gut, dankbar für Ihre Sorge. Dann, Herr Wirt, hätten Sie vielleicht die Gefälligkeit, mir einen Führer zu besorgen?“ „Ist auch so eine Sach' mit einem Führer jetzt. Die Leut' find noch im Anbauen. 's wird niemand recht Zeit haben.“ „Es verdient sich einer ja etwas.“ „Macht nix. Solang" der Bauer sein Feld mit fertig hat, nimmt er sich zu nix Zeit. Am Sonntag, da kriegen's schon wen.“ „Am Sonntag! Ich fürchte, daß das Wetter nicht halten wird.“ „Lange bleibt es nicht mehr so“, redete nun auch der Förster Ruf mann dazu. „Seit gestern geht der Landwind. Die Ameisenhaufen find auch nicht recht lebendig, schon seit ein paar Tagen nicht mehr. Ich möchte raten, daß der Herr über Sandau geht und über den Sandaupaß ins Kulmtal. Fahrstraße, kinderleicht.“ „Und um eine Tagereise länger“, wendete Böhme ein. „Sandaupaß ausgeschloffen. Ich wage es morgen mit dem Rauhruck.“ Der Michel zuckte die Achsel: „Na ja, wem nit zu raten ist!“ „Bis auf die Seealm,“ sagte der Förster, „da könnte er sich meinen Söhnen anschließen. Sie gehen morgen hinauf, weil die Almhütte einzurichten ist. – Die fürstliche Gutsverwaltung will die Sennerei doch wieder in Betrieb setzen“, bemerkte er zum Wirte gewendet. „Gut,“ sprach Böhme, „Herr Förster, wenn ich mich Ihren Söhnen anschließen darf?“ „Will's ihnen fagen, daß Sie mitwollen. Um sechs Uhr früh Abgang vom Forsthaus. Wenn Sie um die Zeit dort find. Lang" warten könnten's nicht.“ Damit stand der Förster auf, nahm Hut und Stecken und ging auffallend rasch davon. Durch das Fenster hatte er den Ortsfürstand kommen sehen, und mit dem hatte er jetzt nichts zu tun. Der Gerhalt trat ziemlich viereckig in die Gaststube, setzte sich dann an den Tisch und verlangte ein Glas Apfelmost. „Einen Wein tragt's nimmer jetzt“, brummte er; das war auf den Förster gemünzt, der seinen Sägewerkbetrieb zugrunde richtete. „Was ich dich fragen wollt, Michelwirt, geht auch mit in die Kirchen? Mit der Pichelbäuerin. Heute nacht hat sie's überstanden. „Gott sei Dank!“ rief der Michel aus, „daß die erlöst ist, die arme

 Haut. Der Herrgot gibt immer einmal lang zu, aber endlich macht er's halt doch recht.“ „Wenn nur mit bald auch ein zweites nachruckt!“ sagte der Gerhalt, „dem's wohl noch ein bissel zu früh wär". Der Zimmermann Joseph. Soll an der Lungenentzündung dahin liegen.“ „Der Zimmermeister? Ist der mit erst vor etlichen Tagen bei mir g"west? An dem Tisch da, wo wir sitzen!“ „Wird ihn ramen, meint der Bader. Tut's kaum aushalten. So viel trunken hat er alleweil.“ „Und immer das Trinken,“ rief der Wirt, „als ob der Tod keine andere Ursache hätt'!“ „Tun's eh bei dir. Warum gibt ihnen so viel?“ „Gibst ihnen so viel! Wenn man muß. Solang sie mit offenbar sternhagelvoll besoffen sind, kann's da jeder verlangen. Sonst zeigt er dich noch an, wenn du Wirt bist und schenkst nit. Muß es ja eh selber sagen, es ist ein Laster.“ Dem Böhme war dieses Gespräch sehr vergnüglich. Doch er schwieg und konnte leicht schweigen, wenn andere so laut für seine Lehre sprechen, Lebende und Sterbende. Es ist doch vergebens. Die Menschen wollen es nicht anders. – Nun wurde er selbst angesprochen. „Der Herr da,“ fragte der Gerhalt, auf ihn mit dem Finger deutend, „will er noch länger dableiben? Bei uns in Eustachen, mein' ich?“ Böhme zog eine stählerne Uhr hervor, die an dem Kettlein hing, blickte auf die Ziffern und antwortete: „Noch ungefähr zwölf Stunden.“ „Nachher ist's schon recht“, sagte der Bauer, der nun, da er als Amtsperson sprach, sich eine würdevolle Schlichtheit zu geben suchte. „Sonst hätt' ich Sie müffen eintragen. Ist neuzeit wieder strenge Vorschrift. Haben's vielleicht ein Paß oder was mit?“ Nathan Böhme wandte sich zum Wirt: „Hören Sie? Der Mann wünscht von mir eine Legitimation. Bin in nicht geringer Verlegenheit. Wie ich als großer Unbekannter gekommen bin, so hätte ich als großer Unbekannter mögen dahinziehen. Und nun will man wissen, wer ich bin. Gut.“ Lachend rief er es: „Ich bin ein ganz gemeiner Kerl! Meines Zeichens ein verkrachter Weltverbefferer, wenn's Ihnen recht ist. Gedenke mich ins Privatleben zurückzuziehen. Mein Lehramt ist bankerott geworden. Die es nicht einsehen, können sich nicht ändern, und die es einsehen, wollen sich nicht ändern. Herr Michel Schwarzaug! Sie erkennen die Schädlichkeit des Suffes und werden

doch daran zugrunde gehen. Basta! – Mein letzter Wille, wenn ich nun scheide, der ist folgender, Herr Wirt: Morgen laffen Sie nachsehen, ob der Mann nichts Unrechtmäßiges mit sich nahm. Und übermorgen vergeffen Sie ihn und laffen weiterlaufen. – Nun aber, löbliche Obrigkeit, nun kommt der große Augenblick.“ Mit feierlicher Gebärde zog Böhme aus feinem Sack die Brieftasche hervor und aus derselben ein gefaltetes Papier. Der Gerhalt begann seine

Schüler: An meinen Bruder Jesus 25 Prozedur mit den Hornbrillen. Als diese glücklich im Sattel saßen, nahm er Einsicht in die Schrift und nickt beistimmend: „Ein Professor fein's.“ „War ich.“ „Und was sein’s denn jetzt?“ „Landstreicher.“ Ohne sich von der Frevelhaftigkeit einer solchen Spottantwort beirren zu laffen, fragte der Gerhalt weiter: „Wo wollen's denn hin von da aus?“ „Über das Gebirge ins Kulmtal.“ „Und weiter?“ „Das geht Sie nichts an.“ Der Gerhalt verlangte Schreibzeug und schrieb in spießiger, klobiger Bauernschrift aufs Papier: „Reiset von Eustachen über das Gebirg ins Kulmtal. Martin Gerhalt. Fürst.“ Dann gab er eine gute Reise, bezahlte seinen Obstmost, ohne ihn auszutrinken, und ging seines Weges. „Fürst?“ murmelte Böhme, als er ein Papier besah. „Was unterschreibt sich denn der Kerl: Fürst?“ „Abgekürztes Verfahren, Herr Böhme,“ antwortete der Michel. „Soll Fürstand heißen.“ (Fortsetzung folgt) gyAn meinen Bruder Jesus Von Gustav Schüler Laß mich deine Hand berühren, Neues ringt, fich zu gestalten, Daß ich gehe, wo du gehst, Wunderliches treibt und reißt, Du sollst mich nach Hause führen, Tiefentglommne Traumgewalten Bis vor Vaters Tür du stehst, Tränken den entrückten Geist, Bis du sagst mit füßen Worten: Durch der Wolken schwere Wogen „Schau, des Vaterhauses Pforten!“ Kommt ein großes Licht gezogen. O wie will ich niederfinken – Selige Fülle füllt die Stunden, Auf der Schwelle mit dem Haupt – Meine Seele glüht und spricht: O wie will ich Heimat trinken, Bruder, weil ich dich gefunden, Von der Wegfahrt überftaubt. Findet uns das heilige Licht: Wie ich in die felige Nähe Wer die Arme nach dir breitet, Mit beglückten Augen spähe. – Der ist fchon nach Haus geleitet. – Laß mich deine Hände faffen Und dann eilen, geistertill, Weil ich aus den trüben Gaffen Heute noch nach Hause will: Eh" der Tag hinabgeglommen, Sind wir fchon nach Haus gekommen. A-

Grafen Gobineau orbemerkung. Zum Tode Muzaffer-ed-dins brachten viele Zeitschriften und Tageszeitungen Artikel über den Beherrscher Persiens und den Hof von Teheran. Meist waren es Zusammenstellungen mehr oder weniger beglaubigter Anekdoten, die für das Verständnis persischer Verhältniffe nichts beitragen. An ihrer Stelle veröffentlichen wir, zum ersten Male in deutscher Sprache, einige Abschnitte aus dem autobiographischen Reisewerke des Grafen Gobineau, Trois ans en Asie. Gobineau hat als französischer Gesandtschaftssekretär, später als Gesandter sieben Jahre in Persien gelebt und fich, dank seiner Kenntnis der persischen Sprache, eine sehr gründliche Kenntnis des Landes und Volkes, seiner Geschichte, Verhältniffe und Literatur erworben. Bei der großen Beharrlichkeit orientalischer Zustände find eine anschaulichen Schilderungen, obwohl schon 1858 zuerst erschienen, auch heute noch im wesentlichen zutreffend. Für die Verfaffung beweist dies z. B. ein Vergleich seiner Angaben mit der „Verfaffung des persischen Staates“ von Greenfield (1904); bedeutsamere Abweichungen waren nicht festzustellen. – Der Beherrscher Persiens ist kein so unumschränkter Monarch, wie man sich's im Abendlande vorstellt. In gewissen Schriften habe ich gelesen, man könne wohl Schranken der Macht anderer Souveräne Asiens, mit Einschluß des Kaisers von China, wahrnehmen; aber der Schah sei eine Art irdischer Gott, bei defen Stirnrunzeln alle feine Provinzen hilflos erbebten. Die so schreiben, haben die Formeln der königlichen Erlaffe allzu wörtlich verstanden. Ohne einem Irrtum ein Paradoxon entgegensetzen zu wollen, wäre ich doch geneigt, zu glauben, daß im Gegenteil keine Dynastie der Welt sich in einer so schiefen, unklaren Stellung befinde, wie die des Königs von Persien. Zunächst nämlich erklärt ihn das ungeschriebene Staatsgrundgesetz für illegitim; es sieht in ihm nur einen Usurpator und befiehlt nur, ihm

Gobineau: Vom Schah 27 zu gehorchen, weil er der tatsächliche, nicht, weil er der rechtmäßige Herrscher ist. Die Begründung dieser eigentümlichen Theorie liegt in folgendem: Die Fülle der rechtmäßigen Regierungsgewalt wohnte in den Saffaniden... Und warum waren die Saffaniden legitim? Weil sie die Araciden verjagt hatten, eine Dynastie, die ihr Recht von Alexander, einem

Ausländer, ableitete, und weil sie somit wieder ein nationales Königtum begründet hatten. Sie waren Persiens echte Könige, das Ideal, nach dem sich die Souveräne der folgenden Jahrhunderte zu richten hatten. Als sie der arabischen Eroberung erlagen, trat Ali in alle ihre Rechte ein; zunächst als religiöser Sieger: die Tatsache, daß er dem Lande den wahren Glauben brachte, rechtfertigte an sich eine Erhebung; sodann als Imam (d. h. als geistlicher Nachfolger des Propheten). In dieser letzten Eigenschaft war er von Ewigkeit her Beherrscher Persiens; alle anderen Rechte ordneten sich naturgemäß den feinigen unter und gingen in ihnen auf. Da ferner sein Sohn Huffein eine Tochter des letzten Saffanidenkönigs, namens Bibi-Scheherbanu, geheiratet und Nachkommen von ihr erhalten hatte, so ist klar, daß die Ansprüche, welche andre Glieder der ehemaligen königlichen Familie etwa hätten erheben können, damit beseitigt waren. So sollten denn also auf die Saffaniden die Aliden folgen; aber die Aliden kamen nicht zur Regierung, und an ihrer Stelle bemächtigten sich die Kalifen Abu Bekr, Omar und Othman des Throns. Ihre Herrfchaft war also illegitim für die Schiiten, rechtmäßig jedoch für die Sunniten, und so auch – wenigstens nach Ansicht der einen – die ganze Linie der Abbafiden. Deren Herrschaft über Persien schwand aber sehr bald zu einem bloßen Titel zusammen, und mit den Emirs-el-Umera, welche die Vollgewalt der königlichen Autorität erwarben, begann die lange Reihe der Teilkönige. Sie stammten nicht von den Imams ab, blieben also vorm Gesetz Usurpatoren. Da sie das Peinliche dieser Lage sehr wohl empfanden, suchten diese Fürsten, die alle türkischer Herkunft waren, durch künstliche Genealogien ihr Recht schon von dem Vorgänger des letzten Saffanidenkönigs Jesdedscherd herzuleiten und für sich eine direktere Abfolge, als die seine war, zu erweisen; doch vergeblich! Nicht nur waren ihre Urkunden höchst verdächtig, sie umgingen auch die Schwierigkeit, ohne sie zu lösen, denn es blieben ja noch die Vorrechte des Imamats, und die vermochten sie auf keine Weise für sich in Anspruch zu nehmen. So mußten sich denn wohl oder übel alle diese Souveräne ohne Ausnahme, von den Saffaniden bis auf Nasreddin, den heute regierenden Schah, darein finden, nur faktisch, aber nicht von Rechts wegen die Herren zu sein. Als solchen erkennt ihnen das Gesetz kein rechtmäßig erworbenes Eigentum zu. In ihren kaiserlichen Palästen sind sie genötigt, gewisse Räume zu bezeichnen, für die sie an die Moscheen eine Miete bezahlen, sonst könnten fie ihr Gebet nicht darin verrichten, denn das in einem widerrechtlich befeffenen oder innegehabten Raume gesprochene Gebet ist ungültig und bewirkt das Verderben des Frevlers. Dieser Schwierigkeit entgehen sie durch

 Vom Schah die Zahlung jenes Geldbetrags, die sie zu Mietern der betreffenden Räume macht. Ebenso wenig Anrecht, wie an ihre königlichen Wohnstätten, haben sie an ihre Möbel, ja an die Gewänder, die sie tragen. Eine geistliche Persönlichkeit, die auf einige Heiligkeit Anspruch erhebt, nimmt deshalb vom König von Persien nie ein Almosen an; denn da das Geld, das er gäbe, nicht das rechtmäßige Eigentum des Schenkers ist, würde es den Empfänger beflecken. Aus dem gleichen Grunde darf sich eine solche Persönlichkeit nicht auf den Teppich des Königs setzen, und man hat vor kaum sieben oder acht Jahren gesehen, wie ein hoher Geistlicher, der vor Mohammed Schah (Nasreddins Vorgänger, + 1848) zu erscheinen gezwungen war, mit feinem Stocke den Teppich, der den Boden bedeckte, wegschob und sich auf die nackte Erde fetzte. Alle Anwesenden, auch der König, verstanden, was der heilige Mann tat, fanden es legal, rechtmäßig, natürlich und nahmen keinen Anstoß daran. Immerhin würden sich schwerwiegende Unzuträglichkeiten einstellen, wenn diese Lage des Königtums nicht, so oder so, gewiffermaßen maskiert würde... Der König gibt sich als Schutzherr, als eine Persönlichkeit, die zwar der regelmäßigen Ordnung der Staatsgewalten nicht eingegliedert ist, aber kraft ihrer tatsächlichen Macht eine Stellung inne hat, in der er sie alle überragt. Nach der Theorie ist er immerhin ein bleibender, allgewaltiger Wohltäter, der seinen Schatten über das Reich breitet und geruht, ihm alles erdenkliche Gute zu tun. Diese Fiktion kommt bei feierlichen Gelegenheiten zu ihrem Rechte, z. B. beim Selam oder großen Neujahrsempfang. Volk, Truppen, Staatsbeamte füllen dann die kaiserlichen Gärten. Der Talar (anscheinend eine Art Zelt) ist offen, und auf der Plattform stehen Reihen von emaillierten Gold- und Silberschüffeln, kostbare Gefäße aus allen Zeiten und von allen Formen, gefüllt mit Sorbet und Zuckerwerk. Wenn alles da ist, erscheint der König, begleitet von seinen

Verwandten und seinem Hofstaat, und nimmt auf dem Throne Platz. Er ist in großer Gala, den Säbel zur Seite; neben ihm trägt man das Staatswappen, Streitkolben und Schild, die Abzeichen der Herrschaft und Eroberung. Die Anwesenden verneigen sich ehrerbietig; dann nähert sich als Dolmetscher ihrer Gefühle der erste Minister dem Talar auf etwa dreißig Schritte und richtet, mitten in der schweigenden Menge stehend, mit lauter Stimme an den Herrscher Bewillkommnungsworte und Wünsche für sein Wohlergehen. Der König versichert zunächst, sein Befinden sei ausgezeichnet, und fragt sodann, ob das Volk Anlaß hat, zufrieden zu sein. Darauf erwidert der erste Minister, nie sei die öffentliche Wohlfahrt so vollkommen gewesen, Iran verdanke den Tugenden und dem Genie des Monarchen eine Glückseligkeit ohnegleichen, und bezeuge ihm dafür an diesem Tage seine Dankbarkeit. Nun geht. Seine Majestät auf das einzelne ein. Sie erkundigt sich, ob die Aussichten für die nächste Ernte gut sind. – Sie sind vorzüglich. – Ob Friede im Land herrscht? – Friede im ganzen Lande. – Ob die Verwaltungsbeamten das öffentliche Wohl im Auge haben und ob ihre Ehr-

 lichkeit nichts zu wünschen übrig läßt? – Nie waren irgendwo Diensteifer und Redlichkeit höheren Lobes würdig. – Für diesen erfreulichen Stand der Dinge dankt der König Gott und bemerkt, damit er von Dauer sei, müffe das Volk die Gebote der Religion treulich befolgen, worauf der Minister entgegnet: Gewiß, gewiß! – Auch muß die gute Sitte rein erhalten bleiben! – Gewiß, gewiß! – Die Habgier muß dem Herzen der Beamten fern bleiben; denn nichts schädigt ein Volk mehr als pflichtvergeffene Behörden. – Gewiß, gewiß! – Nachdem der König noch mehrere so heilsame Ratschläge zum besten gegeben, läßt er sich feine Wafferpfeife reichen, und während er schweigend raucht, reichen Diener Erfrischungen herum. Dann bringt man Säcke voll kleiner Gold- und Silbermünzen, die besonders für diesen Tag geprägt worden sind, und der König verteilt davon an jedermann. Währenddeffen richtet er fortwährend noch offizielle Bemerkungen an den ersten Minister, immer in einem familiären Tone. Nun tritt ein Dichter aus dem Garten vor und deklamiert ein Lobgedicht auf den Monarchen. Wenn er fertig ist, erscheint ein Mulla und spricht ein Gebet für ihn. Danach erhebt sich. Seine Majestät, der erste Minister richtet einige Geleitworte an ihn, und während alle Welt sich verneigt, verschwindet der König, und die Feierlichkeit ist zu Ende. In dieser Art Thronrede... erkennt man deutlich, daß der König nicht der Staat ist, sondern daß er über dem Staate und gewissermaßen außerhalb desselben steht, in jener unabhängigen Stellung des Protektors, die ich oben angedeutet habe. Der wahre Repräsentant des Staats ist der Minister, und obwohl dieser, weil unweigerlich vom Fürsten ernannt, viel mehr der Mann der Krone als der Mann des Landes ist, kann man sich doch das Dasein dieser hohen Würde ohne Mühe erklären, wenn man den angegebenen Gesichtspunkt ins Auge faßt. Setzt man dagegen beim König das Recht des unumschränkten Despotismus voraus, dann versteht man nicht mehr recht, wie er beständig einen Bevollmächtigten neben sich dulden kann, der bei sehr vielen Gelegenheiten das Durchgreifen der königlichen Autorität hemmen, bei andern es vereiteln muß... Obgleich seine Macht ständigen Schwankungen unterliegt und sein Amt und Leben völlig der Willkür des Königs preisgegeben sind, ist dieser Würdenträger doch das tatsächliche, unmittelbare Haupt der Staatsverwaltung. Ihm unterstehen das Innere, die Finanzen, die öffentlichen Arbeiten, das Heer. Er repräsentiert den Staat. Der Fürst wählt ihn, wie und wo er will, verabschiedet ihn, läßt ihn umbringen; aber er behilft sich kaum je ohne ihn und tut nichts ohne seine Vermittlung. Es kommt wohl vor, daß der lästige Posten vorübergehend aufgehoben und durch ein Kollegium ersetzt wird; aber er entspricht so sehr der Natur der Dinge, daß er schließlich immer wieder auf der Bildfläche erscheint. Deutsch von Dr. Fritz Friedrich IS-

Martin Staub Novelle VON Albert Geiger I. eit dehnt sich hinter den letzten Häusern der Stadt die Ebene bis zum Wald hin, der in einem langen blauen Band hingestrichen am Horizont liegt. Verstreute Obstbäume stehen im Abendlicht wie mit einer gewissen Schwermut zwischen den sich bräunenden Haferfeldern, zwischen Feldern mit gilbendem Kartoffelkraut, breitblättrigen groben Rüben, zierlichem Klee, kräftig ins Auge fallendem Blaukraut, stolz aufragendem Tabak und andern Feldgewächsen. Da und dort sieht man die niedrigen Glasdächer einer Gärtnerei mit regellosen weit ins Feld hinein sich ziehenden Beeten, besetzt mit allerlei Blumen und Pflanzen der Jahreszeit, zumeist hochstängeligen Dahlien in allerlei Farben, dazwischen Geranien und

Refeden, die ihre herben oder einschmeichelnden Düfte mit dem des Blaukrauts, des Tabaks, der reifen Feldfrucht und des Erdbodens mischen. Auch einzelne Privatgärten sieht man, ganz versteckt in Wäldchen von Syringenbäumen, vor denen man gerne stehen bleibt, um die verfallenden Wege und Beete entlang zu spähen. Zuweilen entdeckt man Reste eines von Feuerbohnengerank oder Winden mit ihren koketten blaßblauen oder weißen Blüten übersponnenen Gartenhäuschens. In der zunehmenden Dämmerung hat so ein Garten etwas unsagbar Reizvolles. Wie verwunschen liegt er da, so müde, von vergangnen Tagen träumend, da hier außen einmal die Familie des Besitzers, Vater, Mutter, Kinder ihre Sonntagnachmittage zugebracht haben. O dort war noch fröhliche Zeit, und die Gärten um die Stadt herum waren wohlgepflegt und in behaglicher selbstzufriedener Ordnung ein gut Stück vor den Toren der Stadt. Jetzt zeigen hier überall weiße Schilder die Aufschrift: Bauplätze zu verkaufen. Die Stadt ist langsam wie eine Riesenschildkröte herausgekrochen. Zwischen den im Abendwind flüsternden Zweigen der Syringenbäume leuchten die Lichter der Stadt. Bleiche Hinterhauswände breiten sich weithin in die Dämmerung. Fabrikschlote ragen hoch in die

 Abendluft. Von dort her kommt der Lärm der Stadt, Trambahnklingeln aus der Ferne verloren herübergetragen, Pfeifen und Rufen, Kindergeschrei, Lieder von heimziehenden Soldaten, Wagengeraffel, das Schrillen oder dumpfe Dröhnen der Feierabend bietenden Fabriken, das Rollen und Rauschen von Bahnzügen, alle die Laute einer Stadt, die von früh morgens bis spät in die Nacht hinein nicht zur Ruhe kommen kann, während hier außen alles schon willig sich in den Arm des Schlummers bettet und nur die Schritte von Gärtnern oder heimkehrenden Fabriklern durch die Stille tönen. Drüben an der Landstraße steht ernst und wie klagend, daß es von allen verlaffen, ein Kruzifix. Zu seinen Füßen wie entschlafene Wächter drei dürftige Taxusbäume. Aus dem gegenüberliegenden Häuschen des Zolleinnehmers fällt ein Lichtstrahl über den Sockel des Kreuzes. Dicht hinter ihm ist eine Baustelle, auf der allerlei Gerümpel aufgehäuft ist. Glas, Blech, alte Töpfe, Faßreifen, Lumpen, Papier, Backsteine, Schutt. Traurig sieht der Schmerzensmann auf dieses öde Chaos. Denn niemand mehr verrichtet hier seine Andacht. Hinter dem Kruzifix in einiger Ferne die Silhouette eines Dorfes mit unregelmäßigen Formen: Bauernhäuser und neue, unschöne Zinshäuser. Ein hoher Baum, eine mächtige kanadische Pappel, ragt weithin sichtbar wie ein Wahrzeichen. Hinter dem Dorf die im Dunkel verschwimmenden schön geschwungenen Ausläufer des Gebirgs. In einem der Gärten sind zwei Menschen zu bemerken. Ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren in einfacher Kleidung mit langen schwarzen Flechten kniet am Boden und schneidet von dem Blaukraut einige Stöcke ab. Und da es nicht recht gehen will, kniet ein etwa sechzehnjähriger Junge neben ihr nieder, das blonde Haar neben ihrem schwarzen, und hilft. Nun hat das Mädchen den Korb gefüllt und nimmt ihn, seufzend über die Last, auf „Komm, ich helf' dir!" sagt der junge Mensch. „Laß nur! Ich hab' schon schwerere getragen!" Damit geht sie den Weg entlang zum Gartentor, das halbverfallen in dem morschen Geländer sitzt. Sie hat einen leichten Gang trotz der Last an ihrem Arm. Ihre Gestalt ist zierlich, ihr Antlitz wohlgebildet. Im ganzen Wesen etwas Sicheres. Den Kopf trägt sie mit Anmut. In ihrer ganzen Art läßt sich schon die kommende Jungfrau ahnen. Er, größer als sie und schlank gleich ihr, geht ihr Schulter an Schulter. Er trägt ein amtnes Künstlerwams und einen kühn gekneteten Hut. Seine Züge, soweit sie in der zunehmenden Dämmerung erkennbar sind, zeigen etwas frauenhaft Weiches, aber doch Bestimmtes. Das Mädchen fetzt den Korb noch einmal auf den Boden. „Halt, von der Petersilie und dem Lauch muß ich noch mitnehmen." „Und ich", sagt der junge Mensch, „rieche irgendwo was wie Reeden. Habt ihr im Garten?" „Ja, schon! Dort drüben stehen. Nein, dort..." Der junge Mensch kniet am Boden und sucht. Hinter einer bitterlich duftenden verwilderten Buchsbaumeinfaffung stehen die jung aufgeblühten

 Reeden. Er nimmt eine Handvoll, steckt sich einen Schößling ins Knopf loch und reicht die übrigen dem Mädchen. „Merci!" Ihre Hände berühren sich einen Augenblick. Die ihren kühl, die seinen heiß, wie eines Menschen, in dessen Körper das Blut rasch und unruhig läuft. „Jetzt ist's höchste Zeit!" sagt das Mädchen eilig. „Wenn der Vater vom Schlachthof heimkommt und ich bin noch nicht da, so setzt es ein Donnerwetter. Aber ich kann doch nicht alles. Schularbeiten machen, Klavier üben, Weihnachtsarbeiten – mit denen fangen

wir bei uns schon fast im Frühjahr an –, im Laden bedienen helfen, dem Herbert die Schularbeiten nachsehen, die Fleischbüchlein zusammenrechnen – lieber Himmel, ich weiß als oft nicht, wo mir der Kopf steht. Ist eine Plag", das Leben!“ Sie dreht den rostigen Schlüffel, und das alte, ausgediente Schloß ist gutmütig genug, den Dienst nicht zu verweigern. „Dein Alter will halt mit einemmal reich werden. Wenn nur meiner auch so wäre!“ „Ja,“ entgegnet sie eifrig, „und seitdem ein neuer Metzger in der Valentinstraße sein Geschäft aufgemacht hat, jammert er: es wird uns noch schlecht gehn. Die Leut' find auch zu brotneidisch. Kaum hat man da außen ein bissel ein Geschäft, gleich kommen sie...d wollen’s einem nehmen. Nein, die Leut' sind gar zu wüst!“ Der junge Mensch bleibt stehen. Er nimmt den Arm des Mädchens und gibt ihr damit sanft die Richtung nach dem Mond, der rot und voll aus einem Schleier über die Berge steigt. Das feurige Nachtauge schwimmt langsam feierlich in die Dunkelheit empor. Am Himmel schon einige Sterne. Aus Stadt und Dorfflammen die Lichter, und in einiger Entfernung, wohl aus der Küche eines Hauses, fingen Mädchen ein Lied. Langgezogene Töne durch die Nacht. „Schau, wie schön!“ „Ich mag den Mond nicht fo! Mir ist er lieber, wenn er so recht silberig und ruhig seinen Weg läuft. So hat er was Unheimliches... komm, ich muß jetzt gehen!“ „Du, ich darf jetzt die Kunstgewerbeschule besuchen. Vater hat erst geschimpft über die Nixtuer, die sich drin breitmachen. Jetzt hat er doch klein beigegeben. Es ist ein Jammer mit dem Vater! Er kann ja so viel mehr als viele von denen, die da unterrichten. Und nun muß er dahinten stehn und eine schöne Arbeit dem Möbelfabrikanten verschleudern. Ein Holzbildhauer, wie's heutzutage keine zwanzig mehr gibt!“ Das Mädchen erwidert nichts. Sie treten jetzt in die Stadt ein, da wo neue Mietshäuser direkt am Feld stehen neben alten Baraken. Aus dem ersten Wirtshaus fällt trüber Schein. Gelächter tönt. Ein trunkenes Grölen. Dazwischen die Töne eines heiteren Phonographen. Zwei Männer taumeln heraus. Es ist Samstagabend.

Ludwig Fahrenkrog Ecce homo

Y CE T. UNIVERSITY Of nur S

Geiger: Martin Staub ZZ „Nun, freust du dich nicht?“ fragt der junge Mensch, während das Mädchen wie in Angst vor den Trunkenen sich scheu an die Mauer drückt. „Ja, ich freue mich! Aber – dann wirst du bald für uns zu fein werden...“ „O Klärle!“ sagt er mit weicher Stimme. Da stehen sie vor dem Metzgerladen. Die Metzgersfrau hat die Schaufenster je mit einer Blattpflanze geschmückt, die zwischen den Rückenund Lendenstücken, der Tafel mit den Fleischpreisen und den verschiedenen über Eisenstangen hängenden Würsten ein trübseliges Dasein fristen. Die Frau steht hinter dem Ladentisch und bedient. Ein Metzgerbursche tritt ein, die Mulde auf dem Arm. Eine Frau mit einem roten gefransten Kopftuch nimmt Geld vom Ladentisch, zwei Kinder mit schmutzigen Näschen und ebensolchen Händen, in Wachstuchschürzen, kauen an Wurstzipfeln. In der Ecke nagt eine große, gelbe Ulmerdogge an einem Knochen. Der ganze Laden schwimmt in einem gelblichen Dunst, der durch die offenstehende hintere Türe aus der Wurstküche für einen Augenblick hereindringt und auch aus den dampfenden Würsten und Schweinerippchen, die der Bursche bringt, in die Höhe steigt. „Gut Nacht!“ Das Mädchen drückt ihm die Hand. Es liegt viel Unausgesprochenes darin. Aber er versteht alles. Dann tritt sie hastig in den Laden. Der junge Mensch bleibt eine Weile stehn und sieht ihr nach, wie fie hin und her geht im Laden und dann nach dem Hof zu verschwindet. Dann rückt er seinen Hut tiefer in die Stirn und geht ins Nebenhaus durch ein großes Tor, einen langen Gang. Er schreitet durch ein zweites Tor in den Hof, der durch eine Mauer von dem andern Hof getrennt ist. Er hört Klärles Stimme ein Lied summen, lauscht, dann geht er weiter. Rechter Hand kommt es hell aus dem Rückgebäude. Dort ist Vaters Werkstatt. Zwischen den Scheiben sieht er ihn, das gefurchte bittere Gesicht mit den langen Haaren und dem melancholischen, wie zerrauften, vom vielen Schnupftabak gelblichen Bart. Er ist eifrig über eine Arbeit gebückt, ein kokettes Evafigürchen, das er in den feinen, langen, geschmeidigen Händen hält. Der Sohn sieht zum Himmel auf. Dort flammt schon der Wagen am nachtklaren, etwas feuchterscheinenden Herbsthimmel. Unendlicher Sternenfriede über all den Dächern, Wohnungen, Höfen, die hier im Häuserquadrat aufeinanderstoßen. Hinter jedem der Häuser

liegt ein größerer oder kleinerer Garten, in den die Lichter der Fenster herausleuchten und da und dort über die Bäume der Gärten ein zitterndes Licht streuen. Der Sohn geht die steinernen Treppen hinab, den kleinen Garten durch und setzt sich ins Gartenhaus. Zwischen den kreuzweise vergitterten Stäben sieht er die Sterne leuchten. Über den Dächern im Osten hellt es fich. Des Mondes Ahnung. Aus einem Fabrikschlot wirbeln glühende Funken. In einer mechanischen Werkstätte schnurren die Treibriemen und die Räder. In einem der nächsten Häuser probiert jemand das Lied des Der Türmer IX, 7 Z

Z4 Geiger: Martin Staub Postillions von Lonjumeau auf dem Piston. Eine leichte Sonate wird auf einem schrillen Klavier gespielt. Einige Häuser weiter das „Gebet einer Jungfrau“. Ein Kind schreit. Hunde bellen. Dann ist es auf Augenblicke still. Der junge Bildhauerssohn fitzt unbeweglich und sieht zu den Sternen empor. Jetzt taucht der Mond hinter den Häusern hervor und übergießt alles mit flüssigem Silber. Der Nachtwind rauscht und bringt den herben Erdgeruch von den Feldern. Stadt und Land – wo beginnen fie? Wo hören sie auf? II. Zu den ältesten Häusern der immer mehr sich erweiternden Stadtkolonie im Süden der eigentlichen Stadt gehörten die Wirtshäuser. Sie führten hochtrabende Namen oder auch solche, die der Inbegriff aller Gemütlichkeit schienen: zum Paradies, zum Trompeter von Säckingen, zum Hans Sachs und dergleichen. Aber sie verdienten weder das eine noch das andere. Ehemals auf höhere Bedürfniffe und das bessere Publikum berechnet, waren sie jetzt recht heruntergekommen. Ein großes Gastzimmer war für die größere Menge der Arbeiter, Bauhandwerker und sonstiger geringerer Leute. Ein Herrenstübchen sollte die „befferen Leute“ anlocken. Allein die befferen Leute kamen gar nicht oder nur spärlich, und bald war der Unterschied zwischen Gaststube und Nebenzimmer ziemlich verwischt. Besucher des Herrenstübchens waren fast durchweg die Gewerbetreibenden des Stadtteils: Metzger, Bäcker, kleine Kaufleute, dann Subalternbeamte, Bureaumenschen, die am Samstag oder Sonntag und zuweilen auch an Wochentagen, übrigens ehrenwerte tüchtige Leute, sich hier in einer harmlosen Kannegießerei ergingen und zwischen dem einen und dem andern Glas Bier den Staat retteten oder die Minister stürzten. In eines dieser Wirtshäuser, das Gasthaus zum Paradies, treten wir ein. Es war ohne Zweifel einmal für höhere Ansprüche gebaut. Denn bemalte Glasfenster zieren das Haus, die als Symbol des paradiesischen Genuffes, der sich dem Eintretenden auftun soll, zwei bunte Pfauen mit mächtigem farbenschillernden Rade zeigen. LÜberdem hängt ein seltsam geformtes, geschmiedetes, mächtiges Wirtsschild davor, an dem sich ein Kunstschloffer mit allen nur erdenklichen Rosetten, Ranken, Emblemen und Kinkerlitzchen verewigt hat. Innen herrscht bereits die echte Wirtshausluft. Es riecht nach den billigen Genüffen eines solchen Vorstadtwirtshauses, nach schlechten Zigarren, nach schlechterem Tabak, nach schlechtgelüfteten Kleidern, die den Geruch der Fabrik und des Wirtshauses mit sich herumtragen. Aber sieghaft über dem Gerüchegemisch schwebt als höchste grellste Note der Limburger Käse, dem an verschiedenen Tischen eifrig zugesprochen wird. Das Gespräch, das ein Kohlenfuhrmann, ein Blechner und zwei Metallarbeiter in der äußeren Stube führen, ist schon recht lebhaft geworden

Geiger: Martin Staub Z5 und droht in Streit auszuarten. Da geht die Türe auf und eine schwankende Gestalt tritt ein. Es ist der Troddel des Stadtteils, der Sohn eines Gemüsehändlers; man nennt ihn den Geißen-Wilhelm; denn obwohl schon über zwanzig, versteht er nichts, als die Ziegen des Gemüsehändlers auf einen nahen Weideplatz zu treiben. Dann scheuchen ihm die Straßenjungen die Ziegen und er läuft ihnen nach, mit weinerlicher Stimme rufend: „Ach Gottele, laßt mir meine Geißen!“ Er soll Bier holen. Von allen Tischen schallt's: „Prost, Wilhelm, was macht die Karline? Wann ist Hochzeit? Da trink, Wilhelm! Die Karline soll leben!“ Der Troddel lacht blöde, trinkt und schiebt wieder hinaus, immer in dem ihm eigenen schlendernden schiefen Gang. Damit ist auch der Friede wieder hergestellt. Die einzelnen Tische unterhalten sich miteinander leiser, jedes seine Meinung wiederkäuend. Der Wirt in der Einschenke ist eine merkwürdige Gestalt. Hauseigentümer und Wirt in einer Person ist er eigentlich Bauunternehmer, daneben Grundstück- und Gütermakler. Als die ersten Häuser des neuen Stadtteils gebaut wurden, es war gerade in einer Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs, da war er ein reicher Bauspekulant. Haus um Haus erstand. Bald war keine

Übersicht mehr über Soll und Haben. Und eines schönen Tages war Herr Stemmler froh, das Haus, in dem er jetzt die Wirtschaft betrieb, mit mehreren Hypotheken belastet, aus dem allgemeinen Zusammenbruch ziehen zu können. – Da ihm die Zäpfler die Wirtschaft immer mehr ruiniert haben, betreibt er sie jetzt selbst; hat aber vom Wirtschaftsbetrieb keinen blauen Dunst. So steht er, mit den mürrischen Zügen eines Nierenleidenden – ein Überbleibsel noch aus schöneren Tagen – in der Einschenke, als wolle er sagen, was für ein ungeheures Opfer er seinen Gästen bringe. Er, der ehemalige reiche Mann. Auf einer Glatze leuchtet das Licht der Petroleumlampe, und mit dem schwammig verdroffenen Gesicht und den müden Augen kann er einem fast leid tun. k se k Im Herrenstübchen des Wirtshauses zum Paradies hat sich schon ein Teil der gewohnten Samstagsgesellschaft zusammengefunden. Zunächst Herr Beesenmayer, ein Privatier, der einige Häuser hier außen hat und größter Achtung genießt. Er gehört zur Ordnungspartei, hat ein biederes und freundliches, indefen seiner Würde vollauf bewußtes Gesicht. Der weiße Bart, die spärlichen grauen Haare sind sorgfältig, fast kokett behandelt. Da er viel auf die Jagd geht, so trägt er gerne ein verwegen schief auf gesetztes grünes Jägerhütlein und ebensolches Wams. Sein ganzes Wesen drückt große Selbstzufriedenheit aus. Er spricht nie etwas Ungeschicktes, sondern seine Worte find immer sorgfältig abgewogen. So hat er, obwohl er noch nie irgend etwas Besonderes zu sagen wußte, sich den Ruf eines sehr kenntnisreichen, gewiegten, grundgescheiten Mannes erworben. Neben ihm fitzt Herr Mackert, ein alter, biederer Schuhmachermeister aus der guten alten Zeit; ein richtiger Handwerker, der auf sein Handwerk noch einen Stolz hat und das Bedenksame, Nachfinnende desselben in feinen Zügen deutlich

 zur Schau trägt. Er hat eine Art von Sokrateskopf. Häßlich mit der stumpfen Nase, der für das magere faltige Gesicht überlangen Stirne, den von spärlichem Bart umrahmten wulstigen Lippen; aber in den hellen Augen fitzt viel Klugheit. Ohne Zweifel gehen viele Gedanken in ihm herum. Täglich hat er seine Kämpfe mit dem bösen Feind, dem Widersacher wahrer Herzensruhe: dem Denken. Und das macht ihn unglücklich, daß diese Kraft in ihm weiterarbeitet, ohne daß er es will, ja wider seinen Willen. Inmittelt des Sitzens und Hämmerns, irgend einen Schuh auf dem Leisten, ertappt er sich auf verwunderten und widerspenstigen Fragen an die Weltordnung. Hastigerfaust dann der Hammer auf die Sohle, als wolle er quälende, immer wieder Leben gewinnende Gedanken endgültig totschlagen. Zu allem dem kommt die wirtschaftliche Krisis, die er, der kleine Handwerksmeister, mit einem einfenstrigen Lädchen und feinen paar Schuhen und Pantoffeln an der Auslage, durchzumachen hat. Wenn er, die frischgejohlten und gefleckten Schuhe in seinem grünen Schustersack, die letzte Prise noch halb im zottigen Schnurrbart, die Straßen dahingeht um die Zeit, da die Fabriken sich entleeren, so kommt er sich zuweilen wie ein Märchen aus besseren Zeiten vor. Schönes Handwerk! Gute Zeit, da die höchsten Herren: der Herr Präsident so und so, und der Herr Finanzrat so und so sich die Stiefel bei ihm haben anmeffen laffen; da es noch keine Fabrikarbeit gab. Schwer drückt ihn auch das Haus, das er aus der Konkursmaffe eines Schwähers erwerben mußte und das nicht rentieren will, wie er es nötig hätte. – Doch am Samstagabend, da will er frei sein. Er hat seine Stiefel ausgetragen. Der Woche Mühe ist vorbei. Seine Wurst mit Kartoffelfalat, die er sich Samstags abends in einem Anflug von Unsolidität gerne im Wirtshaus schmecken läßt, ist verzehrt; eine billige Zigarre schmauchend, ein volles Glas Bier vor sich, überläßt er sich mit rührender Behaglichkeit dem bißchen Lebensgenuß, das ihm das Schicksal beschert hat. – Der Metzger Falter, Klärles Vater, der ihm gegenübersitzt, steht noch im kräftigsten Mannesalter. Er ist bei aller Biederkeit ein Schlaukopf und weiß genau, was er will. Einer Meinung enthält er sich grundsätzlich, denn er will nirgends anstoßen. Sein hübsches, gebräuntes Gesicht verrät Energie und Intelligenz, während in den braunen Augen ein leiser Zug von Schwermut liegt. Zuweilen hat der so ruhige, zurückhaltende Mann Anfälle von Jähzorn, von denen Frau und Gefinde, auch die Kinder, zu erzählen wissen. Sein Hausnachbar ihm zur Seite, der Holzbildhauer Staub, der uns schon flüchtig bekannt geworden ist, bildet den denkbarsten Gegensatz zu dem Metzger, der sich nicht den Luxus einer Privatmeinung erlaubt. Martin Staub ist immer auf dem Sprung, seine Meinung nachdrücklichst und gerade heraus zu sagen: „sonder Hörner und Klauen“. Wie viele Bitterkeit in ihm gärt, lehrt

ein Blick auf sein Gesicht, diese wie von gewaltsamen inneren Kämpfen in steter Spannung gehaltenen und doch wiederum müden und erschlafften Züge. Er ist in dem kleinen Kreise der Sauerteig, der Hecht im Karpfenteich staatsbürgerlich wohlzufriedener Meinungen. Seltsam sticht sein Gegenüber von

Geiger: Martin Staub 37 ihm ab. Das Urbild des Falstaff, ein etwas heruntergekommener Maler, Schmeißer genannt. Dick, groß, blond mit wafferblauen Augen und einem roten Saufgeficht, stürzt er in Seelenruhe ein Viertelein Wein ums andere hinunter. Er malt mit einer gewissen Fertigkeit immer dieselben Bilder: den Landesfürsten, den Bismarck und den Kaiser, die man in zahlreichen Restaurants der Stadt sehen kann. Hat er alles Geld von dem Erlös eines Bildes vertrunken, so malt er ein neues, und dann ist er zuweilen vormittags noch nüchtern. Doch ist eine Betrunkenheit keine lärmende, sondern mehr eine still behagliche. So sitzt er wie ein Schwamm, der sich langsam vollsaugt. Obgleich die Tafelrunde noch nicht vollzählig ist, geht es schon lebhaft genug an dem Tisch her. Das ist immer so, wenn Staub, der Holzbildhauer, und Mackert, der Schuhmachermeister, wegen der Religion hintereinander geraten. Es gibt keinen Gott, erklärt Staub. Gott soll nach der Religion die Vollkommenheit sein. Wo aber kommen dann all die kraffen Widersprüche des Lebens her? Christus hat gepredigt: Liebet einander. Dabei aber schlagen sich die Menschen auf Befehl der christlichen Staaten haufenweise tot. Jahraus, jahrein werden Kanonen und Panzerschiffe gebaut. Der ganze Staat ist ein organisierter Raub. Eine in feste Formen gegoffene Barbarei. Kultur, daß Gott erbarm! Idealismus? Ja, wo ist er denn? Tanz ums goldene Kalb, nicht mehr! Warum geht's den Schuften gut und den braven, ehrlichen Leuten hundsmiserabel? Mackert mag doch ja ruhig sein! Von allen den Frommen, die vor den Altären herumrutschen, fällt es keinem ein, dem lieben Nächten feinen Rock herzugeben. Wo find denn die barmherzigen Samaritaner? Jeder denkt nur, wie er den andern übervorteilen kann. Es gibt keine gerechten Könige, keine gerechten Richter. Alles ist Willkür. Ein Polizeistaat mit Einrichtungen zur Aussaugung des Volks, zum Schutz der Mächtigen. Unvollkommenes Menschenwerk, wohin man sieht. Aber von Gott ist darin nichts zu spüren. Schuhmachermeister Mackert räuspert sich. Er wird rot, trinkt einen Schluck Bier und dann beginnt er: Nur Narren oder Verzweifelte könnten im Ernst das Dasein Gottes leugnen. Er sei kein Dummkopf und habe viel über die Welt und ihr Wesen nachgedacht. Man komme ohne Gott nicht im Leben zurecht. Gerade weil die Menschen so schlecht seien, müffe es eine ewige Vergeltung geben. Ein Weltgericht. „Das ist die Weltgeschichte!“ fällt hier Herr Beesenmayer mit wichtiger Miene ein. „Weltgeschichte!“ lacht Staub mißtönend. „Das heißt: die Geschichte der verschiedenartigen Gaunereien, die die Starken an den Schwachen verübt haben. Kampf ums Dasein! Sagen Sie so: das ist besser. Ich kenne meinen Darwin. Und so allein hat's einen Sinn! Das heißt: es hat doch keinen Sinn! Wenn so und so viele verbraucht werden, damit ein paar andere sich hervortun können, dann ist die Welt wiederum nichts anderes

Z8 Geiger: Martin Staub als Grausamkeit! Da hab' ich auch in Büchern viel von der fittlichen Weltordnung gelesen. Schönes Wort! Aber was sehen wir im Verlaufe dieser Weltordnung? Immer dasselbe: wer Erfolg hat, also die Macht erlangt, hat’s Recht und damit auch die Sittlichkeit. Gehen Sie die Geschichte aller Staaten durch: immer dieselbe Sache. Der A unternimmt einen Feldzug gegen den B. Er unterliegt; man ist empört über die Gemeinheit dieses Raubzugs: diese beispiellose Frivolität. Er siegt und wird als Retter des Vaterlands gefeiert. Wie glauben Sie denn, daß Bismarck dagestanden wäre, wenn wir 1870 Pleite gemacht hätten? Als Reichsverräter hätte man ihn gebrandmarkt. So ist's!“ Und dabei haut Staub auf den Tisch, daß die Gläser wackeln. „Sie, Staub,“ sagt der Bismarckmaler, „verunzieren Sie mir meinen Brotherrn nicht!“ „Erlauben Sie mal, Herr Staub,“ mischt sich der Privatier Beesenmayer ein, „der Krieg 1870 war eine heilige Sache! Ein Verteidigungskrieg! Von einem ränkevollen Feind gereizt...“ Staub lacht wiederum höhnisch auf „So, glauben Sie den alten Salm auch noch?“ Herr Beesenmayer erwidert nichts. Aber der Metzger Falter hält es jetzt für geraten, einen anderen Ton anzuschlagen und sagt: „Herr Beesenmayer, Sie kennen doch den Staub! Im Grunde ist er ein seelenguter Mensch! Er muß nur überall und immer widersprechen!“ Mackert nickt und nimmt eine Prise, die er zuerst zwischen den Fingern hin und her schiebt. „Ja, ja, der

Herr Staub! Ich glaub' ihm auch nicht alles, was er sagt! Er lernt auch noch einmal glauben und beten!“ Da steht Staub auf. Er stößt seinen Stuhl zurück und sagt zwischen den Zähnen durch: „Ja, daß sechs Pfund Ochsenfleisch eine gute Suppe geben! Wünsche guten Abend, meine Herrn! LÜbrigens – wenn's ein Paradies gäbe und ich käme hinein, da täten mich die vielen Troddel ärgern, die drin find! Und ich ginge lieber wieder hinaus!“ Und damit nimmt er Hut und Stock und geht. Die andern machen zuerst dumme Gesichter. Dann sagt der Maler: „Ein Hauptkerl, der Staub! Und ein feiner Kopf ist er trotz allem!“ Der Metzger Falter fügt entschuldigend hinzu: „Er hat viel Unglück gehabt im Leben!“ Mackert meint: gerade darum müffe er zu Gott seine Zuflucht nehmen. So fei's auch Hiob gegangen. Habe auch nicht „wider den Stachel löcken“ dürfen! Herr Beesenmayer aber sitzt mit gerunzelten Brauen. „Eines Tages, meine Herrn,“ sagt er dann langsam, „wird sich Herr Staub noch gehörig die Zunge verbrennen. Autoritätslosigkeit: das ist der Anfang vom Ende!“

 Alle nicken und bestellen neue Schoppen. Und dann kommen sie auf die Stadt, den Oberbürgermeister, die Steuern, die Bahnhofrage, die neue Schlachthofordnung, das Bezirksamt, das neue Ortsstatut für die Handlungsgehilfen, die Tuberkulose, die Wahlen und alle die schönen Dinge zu sprechen, die man in den Bierhäusern und Weinhäusern der Stadt Samstags zwischen acht und zwölf Uhr breitzuschlagen pflegt. III. Martin Staub war mit schnellen Schritten von dem Wirtshaus hinausgegangen ins Feld. Der Mond stand voll am Himmel. Durch einen perlmutterfarbenen Dunstkreis strömte er ein süßes tröstendes Licht herab. Nähe und Ferne schienen sich wunderbar verwandt. Die große kanadische Pappel, die fanften Berglinien, die stummen Dorfwände, die Gärtnereien im Vordergrund, die Gärten mit ihren Büschen, alles schien in diesem flüffigen Mondlicht ineinander zu verschmelzen. Es war alles so weit. Und in allem doch so eine wundersame Verwandtschaft der Dinge. Martin Staub stand mitten im Feld. Er sah hinauf zum Mond und feinem feuchten, weichen Dunstkreis, und er sah zu den Sternen, den wenigen Sternen, die den Glanz des Nachtgestirns noch hatten ertragen können. Er dachte an sich. An ein Schicksal. Sein Leben zog an ihm vorbei. Dieses Leben, das ihn zu dem gemacht hatte, der er war. Er setzte sich auf den tauigen Rain. Den Rücken lehnte er an eine Bretterhütte. Er hob die Arme zu dem lächelnden Licht empor. Und er ließ sie wieder sinken. „Dummes Zeug! Nichts!“ murmelte er. Sein Leben! Ja, sein Leben. – Unter dieser unbarmherzig klaren Mondnacht lag es da wie eine wimmelnde Maffe dunkler, dräuender Geschehnisse. Er hatte einmal den Traum des Künstlers geträumt. Jenen Traum, der schon in die erschrockene Kindeseele mit den wahntiefen Augen hereinfieht und sie stumm macht und zitternd und vergeßlich und für das Alltagsleben unbrauchbar. Er hatte ihn geträumt allen Stößen und Schlägen des Lebens zum Trotz. Er hatte ihn wachsen sehen wie ein Frührot über Bergen. Aber er war nicht der Mensch, sich durchzusetzen. Minder Begabte gingen den Weg rüstiger und leichter. Denn sie gingen den breiten, bekannten Weg. Er ging durchs Dickicht und zerriß sich an den Dornen. Er machte Halt an geheimnisvollen Lichtungen und sah auf der Waldwiese des Lebens das süße magische Flackerspiel der blauen Blume. Er träumte von einer andern Bildhauerkunst, als sie üblich war. Er bemalte die Statuen und phantasierte von Bildwerken aus verschiedenartigem Material. In jener Zeit lachte man ihn aus. Und er hatte nicht die Möglichkeit, fein Ideal zu verwirklichen.

 Inzwischen galt es, Geld zu verdienen oder – zu verhungern. Er kapitulierte. Er führte ein Doppelleben. Aber das häßliche Alltagsleben zog ihn mehr und mehr herab. Er suchte nach Vergeffen und er fand das Weib. Und wie ein lange zurückgedrängter Strom ergoß sich ein ganzes Leben in dieses armselige, blonde, bleiche, schlanke Modell. Er riß sie eine Zeitlang mit sich. Dann wurde sie müde und verdrießlich. Es kam ein Kind. Er wußte nicht einmal, ob von ihm. Die Last war da. Und er beugte sich. Er warf den Meißel der Schönheit in eine Ecke, eine dunkle Ecke, wo ein Blitzen ihn nicht mehr locken konnte. Und nahm den andern, groben zur Hand. Wenn schon – dann war's ja einerlei. Er fand Menschen, die feine Begabung erkannten und fie – für sich benützten. Er lachte nur und zuckte die Achseln. In einer Laune hatte er sich auf die Holzbildhauerei geworfen. Es war eigentlich nur eine Spielerei, bedachte er, was er gewollt hatte. Und so schuf er auch, ohne sich irgendwie in den Vordergrund zu drängen. Ja, er verbot, bei Ausstellungen feinen Namen zu nennen. Das Beste

gab er überdies nicht her. Er wollte nur ein Handwerksmann sein. Gar nichts sonst. Und auch das dünkte ihn zuweilen groß und schön. Zuweilen. Und er ward älter und älter. Neben ihm ein Weib. Er aß und trank und schlief mit ihr. Sie gebar noch mehr Kinder. Kinder mit denselben erstaunten Augen. Mit merkwürdigen Anlagen. Aber er freute sich nicht, wenn er sie fah. Wiederholungen des eigenen Lebens. Wozu? Und das Weib ward häßlich. Und alles ward grau und trostlos. Er ward ein richtiger Handwerksmann. Er schaffte wie ein solcher. Und er trank. Und schimpfte. Und fluchte. Zuweilen wenn der Alkohol eine Sinne entzündet hatte, des Nachts beim Heimgehen war es ihm, als sähe er Grazien um einen großen schimmernden Edelstein tanzen, sie lachten und lockten ihn. Er hörte eine ferne Musik der Lebensverheißung. Er stöhnte und lachte und spuckte aus, Weg damit! Er begann über das Leben, über die Welt, über Gott zu grübeln. Er wunderte sich, daß er den Menschen mit dieser überfeinen Natur geschaffen hatte. Er sah sein eigenes Unerreichtes und sah das der vielen andern – er sah des Nachts im Traum die Wandrer irren und an kein Ziel kommen – und er dachte zuweilen, wiewohl es ihm gotteslästerlich schien, daß die Menschen Gott mehr zu vergeben hätten, als Gott den Menschen. Vor solchen Gedanken erschrak er. Aber sie bohrten sich in ihn hinein wie saure Säfte. Sie saßen in seiner Herzgrube und ließen ihn des Nachts umherwandeln und des Tags wie ein Träumer gehen,

Er durchstöberte und durchgrübelte alle Bekenntniffe und Philosophien. Aber er fand keine Lösung. Und so ward er Skeptiker. Er versuchte nicht mehr, die zerbrochene Schale der Lebensharmonie wieder zusammenzukitten. Er trug mit mürrischer Miene die Scherben zum Lebensbrunnen und fristete kläglich sein Dasein. Manchmal überkam ihn noch etwas wie wehe Freude an irgend so einem kleinen kapriziösen Holzfigürchen, das er halb träumend entstehen ließ und bei dem der helle Blick der Grazien Rast gehalten zu haben schien. Dann kamen die Stöße und Schläge des Schicksals. Das Weib starb. Ein Knabe tötete sich mit vierzehn Jahren. Die ältere Schwester ward nachdenklich und ging eines Tages fort – und kam nicht mehr. Sie hatten beide Totenaugen. Er hatte das alles mit ansehen müffen. Und hatte nichts daran ändern können. Denn die Dinge gehen ihren Gang, und der Mensch ist ein Nichts. Er steht dabei und staunt und schaudert. Ein Kind, ein Knabe mit hellen Augen, war ihm noch geblieben. Für wie lange? Und indem dies alles vorbeizog an seiner Seele, da packte es ihn, daß er zum Himmel und feiner seligen lächelnden Klarheit aufschrie – und die Fäuste ballte – und dann kraftlos und stille ward. Auch dies war ein Gebet. Und er taumelte auf und zurück aus der Natur, die er nicht verstand und die ihm nichts sagen konnte – in das schweißige Leben der Stadt hinein. Jetzt: Alkohol! Vergeffen... Und er drückt die Türe einer Kneipe, der letzten des Stadtteils, auf Dieweil liegt sein Sohn daheim, friedlich schlummernd. Der Mond lacht ihm auf das Antlitz und die offene Brust – und er muß das Mondlicht spüren, denn er lächelt und haucht einen Namen. IV. Werktag, Arbeitstag in der Straße, welche den neuen Stadtteil der Länge nach durchzieht. Rollende Wagen, knirschende Milchwägelchen, das Surren der Paket- und anderer Fahrräder, das Schreien und Fluchen abladender Fuhrleute, das Lärmen von Kindern, die in dieser Straße in besonders großer Anzahl vorhanden sind, das Rufen oder beffer gesagt Brüllen von einem Neubau an der Ecke her, das Klappern der Steine und Maurerskellen, das Pfeifen der Kohlenfuhrmänner, die Anpreisungen der ihr Obst in den Straßen feilbietenden Bauern, Ermahnungen besorgter Mütter, die aus den Fenstern ihren Kindern auf der Straße Vorsicht gebieten, die Klänge eines übenden, etwas heiseren Tenors, Klaviertöne aus vier oder fünf Zimmern, das hastige schlagweite erfolgende Ausstoßen des Dampfes in einer nahen Dampfschmiedewerkstätte, das Klingeln der alle

fünf Minuten vorbeifahrenden Trambahn – das alles bildet zusammen eine mannigfaltige, fast betäubende Musik. Von allen unsicheren Existenzen, die das Emporblühen eines solchen Stadtteils zeitigt, ist wohl die eigenartigste der Kaufmann Pfeifer, der breit vor seiner Ladentüre steht und der Kunden wartet. Er war zuerst Lehrer. Dann ist er Schneider geworden. Dann Agent. Und zuletzt Kaufmann. Ein unruhiger Kopf, ewig voller Projekte, die er dem ganzen Stadtteil triumphierend auseinandersetzt. Aber die meisten dieser Projekte verlaufen kläglich im Sand. Daneben ergibt er sich auch dem edlen Beruf der Weinpantscherei. Er hat einen ausgezeichneten Markgräfler, prima, hochfein, den er schon für

fünfzig Pfennige den Liter abgibt. Die bösen Zungen des Stadtteils setzen hinzu: selbstgemacht unter Garantie im Patentkeller. Oben liegt seine Frau als Wöchnerin. Mit dem neunten Kinde, einem Buben, der die hellgrauen Spitzbubenaugen des Herrn Pfeifer und auch sein wolliges rötliches Haar mit frappanter Ähnlichkeit wiederholt. Es ist eine müde Frau mit braunen, großen, fast erschrockenen Augen und feinen, nun allmählich vergröberten Zügen. Sie sieht ihr neuntes Kind, das ihr eben die Hebamme aus dem schon abgegriffenen Korbwägelchen reicht, mit müden Blicken mütterlicher Liebe an. Was willst du, kleiner Wanderer, in der Welt? Wozu du auch noch? Und die Sorge geht von Haus zu Haus. Sie naht der Wohnung des Herrn Stemmler in Gestalt eines Bankboten. Er zeigt ein Papier mit vielen Unterschriften. Herr Stemmler, der griesgrämige Wirt zum Paradiese, lacht nur rauh. Wechselprotest. Was ist ihm das Neues? Der Bote zieht geschäftsmäßig ab. Er nimmt unten in der Wirtschaft sogar einen Schnaps. Dann geht er mit breiten Schritten weiter. Es gibt hier außen noch mehr Häuser, die er aufzusuchen hat. Aber am Hause des Metzgers Falter geht er vorbei. Der Mann schafft nur mit barem Gelde. Er hat einen festen Stamm von Kunden und täglich wachsen neue hinzu. Er versteht es auch mit den Leuten. Wenn er am Hackklotz steht und aushaut, da hat er für alle ein freundliches, ein verbindliches oder auch ein schäkerndes Wort. Seine braunen Augen funkeln vor Lebhaftigkeit, und so manches mindere Stück – denn ein Schlachttier besteht nicht aus lauter Vortrefflichem – weiß er mit einer Schmeichelei in den Marktkorb der Köchin zu bugsieren. Seine runde, gesunde Frau daneben, einen Zug mütterlicher Güte im Gesicht, bildet die Ergänzung seines Wesens. Ist er lebhaft, zu Schnurren aufgelegt, nie um ein Witzwort verlegen, so ist sie die höflich und bescheiden. Zurückhaltende. Ein Lächeln umspielt ihren Mund. Es ist eine Freude, die beiden Leute miteinander schaffen und werken zu sehen. Nachdem die Kunden befriedigt und auch die Metzgerburschen mit den gefüllten Mulden ausgeschickt sind, setzt sich der Meister im Nebenzimmer zu einem Frühstück, wie es die Metze bietet. Seit fünf Uhr auf den Beinen, hat er einen herrlichen Hunger. Er hat die Armel der Bluse zurück-

 geschlagen und zeigt ein paar behaarte muskulöse Arme. Mit sichtlichem Behagen leert er ein Glas Markgräfler Weins und macht sich dann über das wohlbereitete Frühstück her – es sind Kutteln in einer Zwiebelsauce. Seine Frau daneben tunkt einen Gipfel in Kaffee. Von dem Fenster des Wohnzimmers im Falterschen Hause sieht man auf die Brücke, welche die Hauptstraße des neuen Stadtviertels über die beiden nebeneinander herlaufenden Bahnlinien führt. Mit dieser Brücke ist so eine Art Romantik für den Stadtteil geschaffen. Eine Unterbrechung der schnurgeraden Straßen. Unter ihren Bogen durch sieht man die Pappeln am Eingang eines nahen Wäldchens. Näher die Ländereien, die der Bahnwart mit allerlei, in ihrer Unordnung malerischen Gemüsen bepflanzt hat. Beide Bahnlinien sind mit breiten, verwilderten Weißdornhecken eingefaßt. In der Frühe des Morgens kann man dort die Wachtel ihr Pikperik schlagen hören. Die vorbeirollenden Züge wecken eine angenehme Empfindung, wie sie an träumerischen Sommernachmittagen oder in dunkeln Nächten mit ihren roten und grünen Lichtern unter der Brücke verschwinden, wie lockend in die Ferne. Eine Weile hört man noch das Rollen; die Gedanken reisen nach. An beiden Enden der Brücke sind hochragende Häuser mit Turmstuben und Giebeln erbaut, die dem ganzen etwas Pittoreskes geben. Es ist unterhaltsam, das Leben, das über diese Brücke fährt, reitet, springt, geht, troddelt in hunderterlei Gestalt, in Muße zu betrachten. Auch der Metzgermeister richtet jetzt eine Blicke hinaus. Den „Hirschbuckel“ hinauf, wie man die durch die Brücke bedingte Erhöhung des Straßenniveaus nennt, treibt der „Geißenwilhelm“ feine Ziegen, die mutwillig meckernd dahin und dorthin springen. Er führt zugleich ein Handwägelchen, auf dem Heu und Stroh liegt. Eine alte Soldatenmütze auf dem Kopf, eine zerkaute Zigarre im Winkel des häßlichen, übergroßen Mundes, mit zerriffenen Hosen und einem nicht beffer beschaffenen Rock, der malerisch ist wie der eines Lumpen von Teniers oder Brouwer, so zieht er daher. Öfters fällt Heu und Stroh auf den Boden. Dann hält er inne und ruft in weinerlichem Tone: „Ach Gottele, mein Heu, mein Stroh!“ Inmittelt bekommen die Ziegen anarchistische Gelüste und verlieren sich rechts ab in die spärlichen Anlagen und die Gemüseländer unter der Brücke. „Ach Gottele!“ ruft Geißenwilhelm von neuem und läuft den Ziegen nach. Da gibt einer der mit großem Vergnügen zuschauenden Straßenjungen dem Wägelchen einen Schubs, daß es die Straße

hinunterläuft. „Achtung, Wilhelm, 's Rad geht rum!“ johlen die andern. Jetzt ist Wilhelm ganz perplex, seine Ziegen find fort, der Wagen ist fort – er steht auf der Straße hilflos und greint wie ein geschlagener Junge. Die ganze Nachbarschaft fieht dem Schauspiel zu. Da springt der Vater des Geißenwilhelm aus seinem Gemüseladen heraus, der ehrsame Gemüsehändler und Schneider Christian Figlestahler, ein kleiner Mann mit einem mächtigen, in Zöpfe geflochtenen Bart, und traktiert zuerst die Gaffenjungen mit Püffen, dann schiebt er selbst den Wagen hinauf und stellt seinen Sohn mit einem ge-

 schwinden Klaps an den Wagen. Weinend zieht der ihn weiter. Die Geißen, die vor dem Alten offenbar mehr Respekt haben, trotten wieder gemächlich vor ihm her. So bewegt sich der seltsame Zug über die Brücke. Der Meister hat dem zugesehen, ohne zu lachen. Er ist zu ernsthaft mit allerlei Gedanken beschäftigt. Auch ist er kein Freund von solchen Gaffenszenen. Er ist ein eifriger Verfechter eines Stadtteils und ärgert sich stets über das viele Geschrei der Gaffenjungen. „Zigeunerboulevard“ hat wegen der vielen Kinder der Volksmund die Hauptstraße des Viertels getauft. Auch erregt etwas anderes feine Aufmerksamkeit. Der Bildhauer Martin Staub tritt eben aus feinem Hoftor, zwei in Papier eingeschlagene Figuren unterm Arm. Sein Gesicht fieht übernächtig und unwirsch aus. Er geht zum Möbelfabrikanten. Hastig geht er, den Hut tief in die Stirne gedrückt. Falter fieht ihm nachdenklich zu. „Ich kann's nicht begreifen, wie ein gebildeter Mann, wie der Staub ist, sich bis fünf Uhr in Kneipen herumtreiben kann. Und noch mit diesem versoffenen Schmeißer! Er sollte doch Respekt vor sich selbst und noch mehr vor seinem Sohn haben! Was gibt das für ein Beispiel für den jungen Menschen! Jetzt, wo er gar noch auf die Kunstgewerbeschule geht, wo's lockere Zeisige genug hat! Nein, da könnte mir schon passieren, was wollte, so tief käm' ich nicht runter! Aber er ist ein extremer Kopf! In allem übertrieben! Was hat er nur neulich wieder im Paradies für Reden gehalten!“ Er tunkt die Sauce und leert den letzten Schluck Wein. Die Metzgerin streicht sich die Schürze. Dann sagt sie: „Hätt' der Mann ein ordentlich Weib gehabt, wär' alles gut gegangen. So eine, die ihm auch einmal die Fuchtel gezeigt hätt'! Aber in Liebe! Ein brav Weib kann viel machen mit einem Mann! Aber so eine, wie die war! So eine Erzschlampe! Seidene Unterröcke und Löcher in den Strümpfen. Du weißt ja noch, wie sie die Kinder verschlampen hat laffen! Rotznasen, dreckige Gesichter und Hände, abgetretene Stiefel und verriffene Kleider, so find Mädel und Buben herumgelaufen! Wie sie dann gestorben ist, hab' ich wenigstens nach ihnen sehen können. Und dann – das gräßliche Unglück! Nein, der Mann tut mir in der Seele leid.“ „Es muß jeder tragen, was ihm beschieden ist!“ Falter zündet sich eine Zigarre an. „Du, Frau!“ Sie sieht ihn aus ihren großen runden Augen erwartungsvoll an. „Das mit dem jungen Staub – das –“ „Was? Was ist’s mit ihm?“ „Die Freundschaft mit unserm Klärle muß auch bald ein Ende nehmen. Neulich hat er sie noch abends in unsern Garten begleitet. Das – das paßt mir nicht! Und dann – wer weiß: ist es ein Luftibus! Denen von der Kunstgewerbsschul” trau' ich nur halb –“ „Es find ja noch die reinen Kinder –“ meint Frau Falter beruhigend. „Aus Kindern werden Große! Leicht setzen sie sich was in Kopf,

 was nachher doch nichts wird! Oder möchtst du den Staub einmal in die nächste Verwandtschaft? Na, also dann!“ „Ja, wer denkt aber an so was!“ „Denken –? Eh” man denkt, ist das Unglück da!“ „Reinhardt, Klärle ist unsere Tochter! Mehr sag' ich nicht!“ „Alles gut! Aber... es muß eben doch...“ „Bedenk” einmal: wir haben seit dem achten Jahr den Ludel (Ludwig) wie unser Kind betrachtet. Kann man jetzt dann so gegen ihn sein? Was ist: dann hat der Mensch gar keinen Halt mehr! Das möcht' ich nicht verantworten. Daheim – ja, was hat er für ein Daheim? Bei uns ist ihm ein wenig warm worden, in einer ordentlichen Familie! Jetzt ihn hinausstoßen –“ „Du bist eine leichtsinnige Mutter! Wenn's ans Gemüt kommt...“ „Ja, und mein Gemüt laß ich mir auch nicht nehmen! Es ist das Beste, was die Frauen haben! Hätt' Ludels Mutter davon gehabt, wär's nicht so weit kommen! – Und noch einmal: Klärle ist unsere Tochter! Und ich, ihre Mutter, bin immer noch da!“ „Ja, aber das Spazierengehen selbander und das ewige Herüberund Hinüberflitzen muß aufhören!“ Damit verläßt der Meister schweren Schrittes das Zimmer. Die Meisterin seufzt auf Sie deckt ab. Dann sieht sie zum Fenster hinaus. Unwillkürlich erschrickt sie. Dort kommt wie ihre eigene Jugend ihre Tochter dahergeschritten. Ihre Wangen sind gerötet. Mit leichtem, ficherm Gang schreitet

sie. Mit gesenkten Wimpern hört sie dem jungen Burschen zu, der, den Samthut kühn auf dem Kopf, lebhaft auf sie einspricht. Er sieht so frisch und jung aus. Wie das Leben! Die Meisterin mag ihn. Hat ihn immer gemocht! Ihr krampft sich das Herz zusammen, denkt sie daran, daß auch er dem unseligen Verhängnis im Staubschen Hause zum Opfer fallen könne. Dann denkt sie an Klärle. An... Nein, so etwas dürfte niemals fein! Sie muß ihr Herz zurückdrängen! Und sie nimmt sich vor, zu beobachten. Inzwischen geht Jugend neben Jugend leichten Fußes. Jugend lauscht auf Jugend. Der Freund ist Klärle nie so hübsch, so eigentlich vornehm und stolz vorgekommen. Seitdem er Kunstgewerbeschüler ist, hat er ein ganz anderes Ansehen bei ihr. Jugend, die zu Jugend will trotz allem und allem. LÜber den entfernten Bergen lacht die Sonne. Ein märchenhaft blauer goldener Herbsttag ist aus der Nebeltrübe des Morgens erwacht. V. Gibt es eine größere Lust als die, an einem weichen, feuchten, lichten Herbsttag hinauszuwandern aus der lärmenden Stadt und von dem Ameisenhaufen wimmelnder Geschäftigkeit hinweg in die reine, große, stille Natur?

 Gibt es eine süßere Harmonie von Wonne und Schmerz als die, das duftige Blauen, das saftverkündende Schwellen, die holde, treibende, drängende, stammelnde Sprache der Lenzhoffnung an einem Herbsttag sich vortäuschen zu laffen? Da und dort einen Busch oder einen Baum zu sehen, an dem fich ein zartes Grün zeigt, wie ein Lächeln des Glückes auf den Lippen eines müden Menschen, in der Luft den Frühling förmlich zu riechen – und sich fagen zu müffen: der Winter steht vor der Tür? Ludwig Staub ging an einem solchen Tag an den letzten Häusern des Stadtviertels vorbei, ins Feld hinaus. Er schritt an den Gärtnereien dahin, aus denen von einigen sorgfältig behüteten, jetzt aber der Herbstsonne offenstehenden Beeten füße, zarte Veilchendüfte kamen. Er blieb stehen, den Duft einzusaugen. Wie das wunderbar in alle Sinne drang! Veilchenduft im Herbst! Der Gärtner, ein alter Freund des Vaters, ein Sonderling gleich ihm, trat auf ihn zu und redete ihn an. Es war ein großer, breitschulteriger Mann mit einem Kaiser-Franz-Joseph-Bart, harten aber ehrlichen, wenn auch ein wenig mißtrauischen Zügen und scharfen blauen Augen. Eine Pfeife mit der Abbildung des Feldmarschalls Radetzky hing ihm nachlässig zwischen den Lippen. Ludwig fragte, ob er nicht so ein paar Veilchen haben dürfte. Der Alte nickte, halb greinend. Er wollte fragen, ob sie für einen Schatz sein sollten. Aber er brachte es nicht heraus. So zuckte ihm der Schalk nur um die Augen in einer Maffe vibrierender Fältchen um die dünnen Lippen. Der Gärtner pflückte eine Handvoll und reichte die Ludwig. Und die Veilchen in der Hand ging er hinaus in den golden leuchtenden Tag. Ihr Duft lockte vor ihm her, weiter und weiter. Noch war sein Herz warm von manchem lieben und zukunftvertrauenden Wort, das er Klärle gesagt hatte. Er sah sie noch neben sich mit den geröteten Wangen, dem feinen, energischen Profil, der köstlichen Bräunung der Haut, dem Goldbraun eines saftigen, frischen Renettenapfels vergleichbar, den roten, fast überroten Lippen, dem schwarzen, tieffatten Haar, das an dem Hals sich in so feinen Löckchen auf der zarten Haut abhob, dem ganzen Frühlingsreiz einer knospenden, zur Blüte erwachenden Gestalt. Sie würde ihn zum selbstsicheren Menschen machen und alles Künstlerische in ihm entbinden und frei werden laffen. Er küßte die Veilchen, als sei es ihre Hand. Alles kam ihm schön vor heute. Er schlug seinen Lieblingsweg ein. Das Dorf hindurch, über eine Brücke, wo man einem munteren Fluß entlang die Dorfgrenze hinauf, hinab fah, alte Häuser, moosbedeckt, mit schwärzlichem Gebälk und kleinen Fensterchen mit blinden Scheiben. Dazwischen winzige Gärtchen mit Glaskugeln in verschiedenartiger Größe und Färbung. Mit dem ganzen Krimskrams von Blumen eines echten rechten Bauernstraußes, von dem man jetzt nur noch wenige blühen fah. Große alte Kirschbäume, knorrige Apfelbäume ließen ihr Laub fallen, wie Segen für die feuchte, dampfende Erde. Dazwischen leuchteten Ebereschen mit ihren

 roten Beeren wie Tupfen Blutes auf dem linden Blau der Luft oder dem Grau der Häuser. Der Bach floß hell über Kiesel, Backsteine, alte Schuhe, Blechbüchsen, zerbrochene Gläser, welche so die Nähe des Dorfes finnig andeuteten. Enten tauchten hin und her. Drei Jungen hatten die Hosen hinaufgestülpt und wuschen einen Hund, einen alten Pudel, der kläglich dreinsah. LÜber dem Fluß drüben Wald und Berge. Auf einer eingepferchten Wiese weideten junge Pferde. Schlank und scheu. Zuweilen hoben sie bei einem Geräusch den Kopf.

Sie paßten so recht mit ihrer Jugend und Schlankheit in die stille idyllische Landschaft. Ein holpriger Feldweg, den die Bauern durch allzu weites In-denWeg-hineinackern immer um ein bischen verringern, führte Ludwig weiter hinaus in die Ebene. Rechts ragte im nächsten Dorfe aus den Häusern eine große zweitürmige Kirche. Bauern pflügten auf dem Feld. Ludwig fah den gemeffenen Bewegungen eine Weile zu. Dann setzte er sich an den Rain, zog ein Taschenbuch heraus und zeichnete in ein paar Strichen den Eindruck auf. Vom Vater hatte er diese Freude an der Bewegung. Und ein alter Wunsch pochte an sein Herz: Maler werden. Bewegung und Farbe wiedergeben. Er hoffte fest, in Jahresfrist wenigstens einige Kurse in der Kunstschule besuchen zu können. Und dann würde er schon weiter sehen. – Nach diesem schritt er in den Wald hinein, den in allen Farben prangenden, von schweren und süßen Gerüchen erfüllten Herbstwald. Er ging ohne Weg und Steg. Mitten durch Gras, Himbeer- und Brombeersträucher mit gilbenden Blättern, hohes Farnkraut, raschelndes Laub, bis er an einen Bach kam, der mit dunkel spiegelndem Waffer wie ein poliertes Metallschild in der Herbstheiterkeit, dieser schwermütig füßen Heiterkeit des sterbenden Waldes lag. Da warf er sich ins Laub und sah zu dem zarten Blau des Himmels hinauf, durch die leuchtenden Blätter, die der leichteste Luftzug in einem grünrotgoldenen Regen herabrieseln ließ. Er ließ sich die Blätter auf Antlitz und Hände fallen, schloß die Augen und dünkte sich wie ein selig Entschlafener und in Schönheit. Begrabener: Jugend spielt gerne mit dem Tod. Aber indem er sich in diesem Spiel gefiel und zugleich verschlafene Laute des Tags da draußen, ein Schuß, ein fernes Kindergeschrei, das Rollen der Bahnzüge an fein Ohr klangen, als hätte er damit nichts mehr zu tun, als klinge das wie in das Grab eines lebendig Begrabenen – da ward ihm plötzlich mit Erschrecken eine Erinnerung lebendig. Es war an einem solch heitern, schwermütig füßen Herbsttag. Er war gerade von der Schule gekommen und ging geradewegs in Vaters Werkstätte. Denn er wollte ihm was vom Lehrer ausrichten. Da sah er feinen älteren vierzehnjährigen Bruder neben dem Zeichentisch am Boden liegen. Er ging näher – und da sah er, daß Blut über Kragen, Hemd und Rock und in die Späne und den Holzstaub, die den Boden bedeckten, gesickert war. Er ging, von Entsetzen geführt, noch näher. Da sah er, daß der Bruder die Augen weit offen hatte. Diese Augen hatten einen starren

 unbeweglichen Glanz. Sie waren schrecklich anzusehen, diese Augen. Um die Lippen aber spielte ein Lächeln. In der zusammengekrampften Hand lag ein Pistol. Über den Toten lachte die Sonne und blitzte auf dem Lauf des Pistols. Draußen wiegte sich ein Herbstbaum mit lustigen Farben. Da war es ihm, als breche eine donnernde Flut über ihn herein. Er schrie auf – und fiel neben dem Toten hin. So fanden ihn Vater und Schwester. Es hatte lange gedauert, bis er diesen Eindruck überwand. Aber Jugend und Leben find stärker als der Tod. Er war dennoch des Lebens froh. Er hatte ja Klärle. Er hatte das frohe Nachbarhaus, in dem Trieb und Eifer, Freude und Behaglichkeit sich ein philiströses, aber gemütliches Dasein zusammenzimmerten. Er gewöhnte sich ganz in jenes Leben hinein, wenn zuweilen er auch Gewissensbisse empfand, daß er den Vater nicht lieber haben konnte. Aber das Kind will Wärme empfangen, wenn es Wärme spenden soll. Und der alte Staub war so in ein Elend vergraben wie Hiob. Er sah und hörte nichts. Er arbeitete wie ein Pferd, und dann trank er. Der Junge war ihm mehr ein Vorwurf als ein Trost. Dazwischen hin und her ging die Schwester, mit verlorenen unheimlichen Augen. Es war, als ströme sie einen Hauch des Todes von sich. Ihr blaffes, etwas unregelmäßiges Gesicht ging wie ein Schatten über den Hof und durch die Räume. Zuerst hatte ihr Frau Falter Trost zusprechen wollen, allein ein irres Lächeln, das auf ihren dünnen Lippen kam und ging wie ein Blitz aus einer Gegend geheimnisvoll brütender Schrecken und ein gequälter Ausdruck in ihren Augen ließen fiel langsam davon abstehen. So war das Mädchen sich selbst überlaffen. Sie ging und kam. Verrichtete ihre Hausarbeit. Alles mit der Lässigkeit eines Menschen, defen Geist irgendwo anders ist, weit, weit weg. O Gott, welch trauriges Mittageffen und Abendbrot war das zwischen den drei Menschen! Der blondlockige, zarte Junge mit dem frischen Gesicht, den in aller Verängstigung lachenden Augen, das in sich erstarrte blaffe Mädchen und der mürrische, trostlose Alte. Was Wunder, wenn Ludwig immer öfter Gast im Nachbarhause war! Und dann kam wieder ein Tag. Ein blühender, proffender Apriltag. Da hatte Martin Staub auf seinem Werktisch einen Zettel

gefunden – mit zitternder Hand war darauf gekritzelt: „Lieber Vater, es tut mir leid, aber ich muß gehn. Er langt aus dem Grab nach mir. Forscht nicht nach mir! Ich komme nicht wieder!“ Und sie kam nicht wieder. Sie hatte sich gut versteckt. – Indem all dies Gräßliche vor Ludwigs Seele trat, schüttelte es ihn wie ein Fieberfrost. Es war ihm, als öffne sich die feuchtduftende Erde unter ihm und er fänke lautlos in das große Grab, das schon so viele Milliarden verschlungen hatte. Er sprang auf und reckte die Arme hoch. Nein, er wollte leben! Leben und wirken! Das Schicksal hatte ihm die drei guten Genien gezeigt, die ihn aus dem furchtbaren Schattenreich hinausführen konnten mit weichen, guten Händen: Liebe, Natur, Kunst!

Michelangelo Christus im Jüngsten Gericht

 Und in einer plötzlichen Aufwallung hob er die Hände zum zartblauen Himmel hoch über den Bäumen. Und flüsterte ein Gebet. Dann ward er mit einem Male ruhig. Und ruhig ging er weiter. Er wollte noch in die Berge hinauf. Vater hatte ihm erlaubt, daß er den ganzen Tag für sich haben solle. Das heißt, er hatte zwischen den Zähnen gemurrt: „Mach, was du willst!“ Aber er hatte ihm ein Dreimarkstück gegeben. Als Zehrung. Er ging durch den Wald, bis er die Straße erreichte, die nach dem nächsten Amtsstädtchen führte. Der Wald ward lichter. Die Ferne blaute herein. Die fanfgeschwungenen Berge. Eine weite Wiesenfläche, in der Herbstsonne schimmernd, eröffnete sich dem Blick. Darüber die Dächer und Türme des Amtstädtchens. Dort stieg der Rauch aus den Schornsteinen. Er zog hinauf an den Bergen hin, die der herrlichste Herbstwald schmückte. Oder Reben, die an den Hängen hinaufkletterten. Wie eine freundliche Erzählung lag das alles da. Als ob es nie ein Lebensweh und Lebensringen gegeben hätte! „Gott, wie hast du die Welt so schön gemacht!“ jubelte es in ihm. Aber die Menschen? Er dachte an die Vorstadt, in der er lebte. Alle Personen, die er da kannte, fielen ihm ein. Wie bedrückt oder wie glücksleer lebten doch die meisten dahin! Er dachte an Mackert, den Schuhmacher. Tagaus, tagein faß er auf dem Schusterstuhl. Er murrte nicht. Denn er glaubte an ein Jenseits. Aber konnte es dort schöner sein, als es jetzt hier war! Vielleicht war das dann eine Erde mit lauter glücklichen Menschen. Das hier war nur eine teils schöne, teils häßliche, aber stets bange Durchgangsstation. Er hatte darüber einmal den Schuster gefragt. Der hatte eine Weile gewartet, dann die Enden des Fadens aus der Naht gezogen und dann eine Prie. nommen und dann hatte er gesagt: „Staub, gib dich nicht mit derlei ragen ab! Sie nützen zu nichts! Der Herr Gott hat uns daher gesetzt, aß wir unsere Pflicht erfüllen und auf ihn hoffen. Tun wir das, fo find wir nie ohne Trost. Denn – das hat er uns ja garantiert durch Christi Opfertod – er darf uns nicht im Stiche laffen! Er muß uns helfen. Und er kann's. Denn er ist ja allmächtig! Ja, ja“ – und er hatte dabei vor sich hingelacht –, „er muß. Denn sonst wär' ja keine Gerechtigkeit auf Erden!“ Ludwig fah wieder in die sonnbeglänzte Landschaft hinein. Das naive Gottvertrauen des Schusters ergriff ihn in diesem Augenblick. Denn wohl mußte allmächtig sein, wer all dies Herrliche schuf Aber warum hatte er gerade die Menschen nicht beffer und nicht schöner und nicht glücklicher gemacht? Nein – jetzt nichts mehr als der Tag, der vor ihm lag! Am Nachmittag saß er oben im Tal auf der Veranda einer Mühle,

 die mit einem Gasthaus verbunden war. Er hatte ein einfaches Mahl sich wohl schmecken laffen, rauchte jetzt eine leichte Zigarre, hörte dem Klappern der Mühlgänge zu und sah in das Tal hinaus, in dem auf dem lichtblauen Himmel die jungen Straßenbäume in ihrem Herbstlaub wie rote Fackeln standen. In einiger Entfernung schaute ein altes, halbverlaffenes Kloster zu dem Taleinschnitt heraus. Seine Mauern leuchteten rötlich in der Sonne mit einer ungemeinen Heiterkeit. Rechts lag eine Bergwand hinauf voll der brennendsten Herbstfarben. Zwischen einem wilden glühenden Purpur ein zartes Gelb, ein feines Rot, ein mildes Braun, ein lächelndes Grün und ein geheimnisvolles sattes dunkles Grün, ein fanftes beruhigendes Weißgrau, ein kühles, in sich selbst versunkenes Blau, in allen Werten und Schattierungen, eine wunderbare Musik der Natur. Unter der Bergwand eine alte, etwas düstere Kirche mit einem Friedhof darum. Eine dunkle Note in dem hellen, lebenjauchzenden Totengesang des Herbstwaldes. Dorthin zog es ihn. Er nahm Hut und Knotenstock und ging um die Mühle herum. Da wurden Mehlsäcke aufgeladen. Aus der Mühle drang ein köstlicher

Geruch frischen Mehls. Er fog ihn ein. Die braunen, mafigen Pferde, der mächtige Wagen, Kutscher und Knecht, eine gelbe Postchaie dabei mit unruhig wiehernden Schimmeln, der Postillion, der den Futtersack in den Futtertrog ausschüttelte, der weißhaarige Müller, der breit und behaglich unter der Türe stand, scharrende und gackernde Hühner, die auf dem Platz vor dem Haus herumliefen, das alles in der köstlichsten Herbstlandschaft vor den alten, einfachen Barockformen der Mühle, die ehemals Domänengut war, fah zum Jauchzen lebensfroh aus. Und indem Ludwig vorbeiging und stehen bleibend dies alles sich ansah, fühlte er etwas von der Liebe, mit der Gott die Welt umfaffen mochte. Jenem fegnenden Blick, der weiß, daß er aus alles Lebens. Fülle heraus getan wird. Jenem Künstlerblick Gottes. Und jenem Blick des Künstlermenschen, der sich alles so genau ansieht, an dem andere achtlos vorbeistolpern. Später saß er hoch oben im farbigen Bergwald und fah hernieder ins Tal. Sein Herz war voll von all der Schönheit, und er langte ein vergriffenes Büchelchen hervor aus Vaters Bibliothek: den „Faust“. Und er las mit feuchten Augen die Worte aus der Szene „Wald und Höhle“: Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles, Worum ich bat... Gabt mir die herrliche Natur zum Königreich, Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur, Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust Wie in den Busen eines Freunds zu schauen – Er drückte das Buch an die Brust und verlor sich träumend in die blaue Ferne. (Fortsetzung folgt) CBSV

Krause: „Ihr ist viel vergeben – denn sie hat viel geliebt!“ 51 „Ihr ist viel vergeben – denn sie hat viel geliebt!“ (Ev. Luk. 6, 7) Von E. E. von Krause CDu heil'ges Wort voll wundervoller Güte! Der rätseltiefsten eins, das er gesprochen, Da hoheitsvoll des Weibes tiefe Schmach In Schutz er nahm vor dem Gericht des Volkes!... ... Es kränkt mich oft, hör' ich das Wort entweihn Von jenen, deren feichte Flatterglut Es schützend schlingt um erdgeborne Triebe – – – – Nein! – nicht für euch sprach Christus dieses Wort!... Da qualdurchglüht des Weibes Blick ihn traf, Sah unfichtbar er auf der weißen Stirn Die Schrift geprägt seit Tausenden von Jahren – Die blut"ge Schrift, – daß Weib fein – leiden heißt! Sah er, daß jene wilde Feuerkraft, Die Sitte und Gesetz schuldvoll durchbrach, Ein irrer Funke nur von heil'gem Feuer... ... Irrender Strahl der mächt’gen Gotteskraft, Die aus dem Chaos einst das All geschaffen, Und in das öde Wechselspiel der Kräfte Die Seele hauchte, und den Menschen schuf – Den schwachen Träger starker Gottgedanken – Den Staubgebornen, tastend nach dem Licht, Mit mächt'gem Sehnen und mit blinden Augen – – Geweiht zum Höchsten und gefeffelt schwer Zu Schuld und Reu” an dunkle Erdgewalten.. Er fühlte, da des Weibes weher Blick Aus dunklen Tiefen fehnsuchtsvoll ihn traf – Daß jene Glut, die sie in Schuld verstrickt, Mit gleicher Kraft zur höchsten Opfer tat Des Selbstvergeffens fie getrieben hätte, Die Glück und Leben – Zeit und Ewigkeit Mit Jauchzen hinwirft für des Mannes Heil – Und lächelnd leert für ihn den Kelch des Leidens... Mit jener Kraft, die Gottes Werderuf Im Anfang legte in des Weibes Seele – Zu höchstem Segen und zu tiefstem Fluch! – – – Und der auf heil'ger Stirne selber trug Die Dornenkrone höchster Menschenliebe, Neigt sich herab – voll ahnendem Erbarmen Mit Schuld und Qual der armen Menschenbrust... ... Denn fie hat viel geliebt. Und fegnend rührt des Gottes heil'ge Hand Die blut’gen Dornenmale ihrer Stirne.. z–

Ostara, Osterfeuer, Osterhase und Ostereier s ist eine bedeutsame Tatsache, daß die Germanen schon im Heidentum ihre Ostern selbständig und unabhängig von dem israelitischen Paffahfest begingen und daß der aus der Urzeit stammende Name Ostern in Deutschland auch für das Auferstehungsfest des Herrn verblieb, während es andere Völker vom alttestamentlichen Paffah benannten, wie z. B. die Franzosen das Fest der Auferstehung noch heute päques benennen. Nur die Angelsachsen haben eben als ursprüngliche Germanen noch ihr eóstre. Der angelsächsische Geschichtschreiber Beda berichtet in seiner Schrift De temporum ratione c. 13 ums Jahr 713, die Eöstra fei der Name der Göttin des neuen Frühlingslichts bei den Germanen. Eóstra, althochdeutsch Ostara ist sprachlich aufs engste verwandt mit der altindischen Ushas, der Göttin der aufgehenden Sonne oder des wiederkehrenden Frühlingslichts, der latein. Aurora, griech. Eos (jös), litth. auszra. Pflegt doch im Germanischen zwischen den Buchstaben s und r auch sonst ein t eingeschoben zu werden, wie z. B. aus indogerm. swesr das gemeingerm. swestr entstand. Es weist uns also unser Wort Ostern in das indogerm. Mutterhaus, wo die Morgenröte als eine leuchtende Jungfrau Ushas angerufen wurde, die das

Gold der Sonne zurückbringt und damit zugleich kostbare, bis dahin in der dunklen Erde verborgene Schätze verleiht. Welchen gleich großen Einfluß man der Göttin Ostara als der des aufsteigenden Lichts, der Morgenröte wie des Frühlings auf den Feldbau zuschrieb, erhellt aus einem im Kloster Corvey an der Weser erhaltenen Preisgesang und Gebetsruf an die Göttin, der in unserer heutigen Sprache lautet: „Ostara, Ostara, der Erde Mutter (Eostar, eordhan modor), laffe diesen Acker wachsen und grünen, ihn blühen, Früchte tragen! Friede sei ihm, daß feine Erde sei gefriedet und fiel sei geborgen wie die Heiligen im Himmel.“ Wenn nun zeitweise nicht alle deutschen Stämme ein deutsches „Ostern“ feierten, sondern neben den Angelsachsen vor allem die mittel-, west- und süddeutschen, während z. B. die Friefen ihr „Pascha“ begingen, so hat auch hier Luthers Bibelübersetzung das Verdienst, den deutschen Namen Ostern über ganz Deutschland zurückgeführt zu haben, der für alle verständlich fein mußte, auch wenn die Kunde von der Verehrung einer Göttin Ostara erloschen war, da ihr Dienst später durch den der h. Walpurgis (1. Mai) verdrängt wurde. Bedeutet doch das Wort Ostern einfach: von Osten her, oder auch zum Osten hin. Es ist der Plural vom althochdeutschen östrä und kann ebenso Genitiv

 wie Dativ sein. So sagte man: „des Tages Helle dringt oftern (von Osten her) durch die Wolken“, oder auch: „ich wende mich oftern (d. h. zum Osten hin)“. Dem aus Osten (ostern) aufstrahlenden Lichte ging man freudig, festlich entgegen, zumal zu dieser Zeit, wo nun das Licht gefiegt hat und fortan wächst bis zur Sonnenwende. So stimmt auch die Bedeutung des Worts Ostern ganz zu der Ostara wie zur altindischen Ushas, der Göttin der Morgenröte, die aus dem Osten kommt und das Gold der Sonne, ja diese selbst bringt, deren Herold fie nur ist. Wie nun fchon zur Julzeit, wenn die Sonne ihren Tiefpunkt erreicht hat und fortan das Licht wieder wächst, und wie später zu Johannis, zur Zeit der Sommersonnenwende die jauchzende volksmäßige Freude an der licht- und leben verbreitenden Sonne sich auch darin äußerte, daß man Feuerräder als bildliche Bezeichnungen der Sonne, die man sich als Rad dachte (als das schöne Rad, fagra hoch, wie fie in der Edda heißt), von Hügeln und Bergen rollte, so geschah es auch natürlich am Fest der Ostara, wie man denn an diesem österlichen Sonnenfeste das Sonnenrad sogar durch ein Gebäck darstellt, das alte radförmige Ringelbrot mit feinen Speichen, das hier und da zu Ostern noch gebräuchlich ist. Solche Osterfeuer erhielten sich in manchen Gegenden noch bis in unsere Zeit hinein, und wie gewaltig fie oft waren und noch find, erhellt schon daraus, daß das Volk in Niederdeutschland, wenn es ein recht großes, hochflammendes Feuer schildern will, es mit ostervür bezeichnet. Oft waren es rollende Teertonnen oder Pechräder, die flammend von den Bergen rollten und noch jetzt rollen, wie z. B. in Westfalen und auf den Höhen des Teutoburger Waldes, auf dem Winterberge bei Northeim und dem Osterberge bei Gandersheim, oder auf den Bergen bei Lügde in Westfalen, dem fränkischen Lugdunum, wo Karl der Gr. einst weilte und wo in der alten, efeuumrankten altromanischen Kirche noch die fränkische Lilie jede Säule schmückt. Dort werden am Osterabend von den beiden einander gegenüberliegenden Bergen die Feuerräder in großer Zahl unter lautem Jubel des Volks herabgerollt, und die nicht geringen Ausgaben für diese Räder werden noch immer von der Stadt gern bestritten. Osterfeuer find auch in der deutschen Steiermark überall am Ostersamstagabend bräuchlich. Nach dem Rabtal zu lodern fiel auch noch am Sonntag nach Ostern, der „Kleinostern“ heißt. In Obersteier zündet man sie um zwei Uhr früh in der Osternacht an und unterhält sie bis zum Morgen. Es wird dabei gebetet und gesungen. Die Bewohner des Hochgebirgs, die wegen Schnee nicht zur Kirche können, tragen ihr zu weihen des Brot und Fleisch an die Osterfeuer und nehmen es als geweiht an. (Vgl. Weinhold in feiner Ztschr. VIII, 444) In Heffen wurde noch im Jahr 1831 neben der Kugelsburg bei Volkmarsee ein Osterfeuer abgebrannt, doch wurde es später von der Polizei verboten, die ja überhaupt eine geborne Feindin aller alten Volksfeste ist und mit ihren Strafmandaten gegen die Volksfitten vorgeht, da fie, wie es noch vor kurzem in einem solchen hieß, „mit der christlichen Weltanschauung nicht das mindeste zu tun hätten und Reste aus heidnischer Zeit seien; darum verdienten sie auch keine Rücksicht“. Von folch hoher Weisheit geleitet, verfuhr dann der staatliche Bureaukratismus, der so vielen ertragfähigen Weizen alter Volksfitte ausriß, das Volksleben verödete, feine grünen Oasen zum Exerzierplatz planierte und

dem Hurra-Patriotismus überlieferte, in dem alles unifiziert, uniformiert und womöglich dekoriert wird. Indeffen ließ sich doch das Volk in gar manchen Gegenden folche hohe Weisheit glücklicherweise nicht einreden, sondern ließ seine

 Sonnenfeuer Oftern wie Johannis ruhig weiter lodern, und wo man fich keine Feuerräder leisten konnte, nahm man Schwingen hoher Fackeln ausgetrockneten, aben vierfach gespaltenen jungen Bäumen, deren Klöbung mit Hobelspänen gefüllt war, wenn auch das Holen des Fackelholzes streng verboten war. Oder man fammelte das ganze Jahr durch in den Häusern alte abgebrauchte Befen, als Material für das Oster- und Johannisfeuer, eine besonders für die Jugend langersehnte und lang vorbereitete Freude. So wollte auch Goethe, recht im Gegensatz zu unserer herzlosen Bureaukratie, statt als Weimarscher Minister ein Mandat zur Ausrottung folcher „feuergefährlicher Sitten“ zu geben: Johannisfeuer sei unverwehrt, Die Freude unverloren: Besen werden immer stumpf gekehrt. Und Jungens neu geboren. Wie es scheint, hatte man auch an ihn die Forderung gestellt, die Freudenfeuer zu verbieten, nun aber erklärt der Herr Minister, jene Feuer, zu welchen besonders die Jugend nebst Stangen, Reisig und Holzscheiten auch alte Befen in den Häusern erbat, sollten unverwehrt bleiben, solange es stumpfe Befen gebe, und die Freude unverloren, solange Jungen geboren würden. Der Herr Minister dachte also nicht wie unsere Polizei, daß diese „Refte aus heidnischer Zeit mit der christlichen Weltanschauung nicht das mindeste zu tun hätten und darum keine Berücksichtigung verdienten“. Wollte man alle Reste aus heidnischer Zeit und zumal die Osterfitte ausrotten, so müßte man eigentlich mit dem Namen Ostern selbst beginnen, der, wie oben gezeigt wurde, aus uraltheidnischer Zeit stammt, schon auf eine im indogermanischen Mutterhause verehrte Göttin hinweist und trotz alledem für das höchste chriftliche Lichtund Lebensfest bis heute verwendet wird. Wie aber die Kirche einst, weit entfernt, alles Heidnisch-Germanische aus. zurotten, vielmehr bestrebt war, die Kultusstätten der Heiden in christliche Kirchen und ihre heidnischen Feste in chriftliche umzuwandeln, zeigt u. a. ein Brief, den Papst Gregor d. Gr. an den Abt Mellitus über die Art und Weise der Mission unter den Angelsachsen schrieb, sowie ein anderer Brief des Bischofs Daniel von Winchester an Bonifatius, in welchen beide davor warnen, radikal zu verfahren, und statt defen vielmehr mahnen, überall, wo es gehe, an die heidnischen Feste und Sitten anzuknüpfen und sie zur Höhe christlicher Festund Heilsfreude emporzubilden. So sehen wir schon damals eigentlich denselben echt evangelischen Grundsatz befolgt, den später die Augsburger Konfeffion im 18. Artikel aufstellt: „daß alle diejenigen Sitten und Gebräuche zu bewahren find, die ohne Sünde bewahrt werden können“ (quod ritus illi servandi sint, qui sine peccato servari possunt). Und ohne Sünde bewahrt werden konnten alle die Licht- und Lebensfeste, die Volksfeste unserer Vorzeit, die Jul-, Osterund Johannisfeste, die Frühlingsfeste, der Kampf des Sommers mit dem Winter, der Mairitt, das Mailehen und wie sie alle heißen die schönen Volksfeste, deren Feier nicht nur eine Fülle von Poesie birgt, sondern die eben als Licht- und Lebensfeste selbst über sich hinaus auf das nie erlöschende Licht und Leben hinweisen. In diesem Sinne nahm die Kirche nicht nur den altheidnischen Namen Ostern für Paffah, sondern auch die Osterfeuer gern auf, indem fie, weit entfernt von der Meinung, daß „die heidnischen Feste und Sitten mit der christlichen Weltanschauung nicht das Mindeste zu tun hätten“, vielmehr altererbtes Volkstum mit dem Christentum durch ebenso feine wie starke Fäden verband und den Sittenkern althergebrachter Gebräuche zur vollen Entfaltung und Blüte zu bringen suchte.

 Aber auch für die Kirche selbst sollten die altgermanischen Osterfeuer von großer Bedeutung werden, indem sie diese für ihre eigenen gottesdienstlichliturgischen Zwecke umbildete zur Weihe der Osterkerze, die noch heute in LÜbung ist, und des „neuen Feuers“. Vor den Kirchtüren wurde das „neue Feuer“, das sog. „ewige Licht“ aus einem Feuerstein geschlagen, während alle Lichter, die bis dahin im Ostergottesdienst brannten, ausgelöscht sind. Sowie der Diakon die Osterkerze, eine wahre Säule von Wachs (columna cerealis), 60-100 Pfund schwer, mit dem neuen Feuer angezündet hat, fällt die Gemeinde auf die Knie. Der Diakon fingt nun Lumen Christi (das Licht Christi), denn das neue Licht soll auf Christum hinweisen, der da sagt: „Ich bin das Licht der Welt.“ Die

Osterkerze mußte nun das ganze Jahr über bei jedem Hauptgottesdienst brennen, und von dem heiligen neuen sog. „ewigen Licht“, welches das ganze Jahr hindurch forterhalten wurde, holten am Ostersonntage die Gemeindeglieder ihr Licht, um auch daheim das ausgelöschte Herdfeuer wieder anzuzünden, – eine Sitte, die man in Deutschland sonst bei den Osterfeuern übte. Daß wirklich jene kirchliche Sitte aus der germanischen Sitte der Osterfeuer entstanden ist, wird nicht nur von Mythologen wie Prof. Simrock behauptet, sondern auch durch geschichtliche Nachrichten mehr als wahrscheinlich gemacht. Schon Bonifatius fand die Osterfeuer in Deutschland vor zu einer Zeit, als die kirchliche Weihe des „neuen Feuers“ in Rom noch unbekannt war. Denn als er beim Papst Zacharias (741–52) anfragte, wie er sich diesen Osterfeuern gegenüber verhalten solle, gibt dieser ihm (Ep. 87) eine Antwort, welche zeigt, daß man die Sitte des „neuen Feuers“ damals in Rom noch nicht übte, während hundert Jahre später fiel nach einer Homilie des Papstes Leo IV. (847–51) schon besteht. So hatte also die Kirche inzwischen die Osterfeuer zu ihren liturgischen Zwecken umgebildet und, wenn auch naturgemäß in einer den Kirchenräumen entsprechend veränderten Gestalt, in den Dienst ihres Lebens gezogen. Sie hatte den eigentlichen Sittenkern der Osterfeuer, d. h. den ihnen zugrunde liegenden Gedanken klar erkannt, und dieser ist kein anderer als der: Licht und Leben gehören zusammen; kein Licht ohne Leben und kein Leben ohne Licht. Dieser Gedanke hat schon die heidnischen Germanen beseelt, wie zur Jul- und Johanniszeit, so auch zu Ostern. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, und so weit auch das hier dargestellte Licht und Leben wie ein Abbild auf das Urbild, auf Licht und Leben im Vollfinn des Worts, das in dem erschienen ist, der von sich sagt: „Ich bin das Licht der Welt“ und: „Ich bin gekommen, auf Erden ein Feuer anzuzünden, und wie wollte ich, es brennte schon.“ (Luk. 12,49) Wie nun die Osterfeuer samt der Ostara und dem Wort Ostern selbst schon auf die Welt im Morgenrot hinweisen, auf neues Licht und Leben, so auch das Osterei. Wie schon die Ostara uns ins germanische Mutterhaus nach Indien wies, so ist's auch mit dem deutschen Osterei. Nach der indischen Schöpfungsgeschichte und Manus' Lehre nämlich schuf Gott zuerst das Waffer; der Geist Gottes bewegte sich darüber und der allgemeine Schöpfungsstoff gerann in Form eines Eies. Dies Welt-Ei war ein gold- und filberstrahlendes, vierzehnfach gestreiftes. In ihm lag Brahma Prajapati ein volles Weltalter. Da spaltete er die sieben Schalen und schuf aus der goldenen Hälfte die sieben Himmel, aus der filbernen die Erde mit ihren fieben Zonen, wie es im Mythus heißt: Selber durch des Geistes Sinnen. Teilte er das Ei entzwei, Schuf die Erde und den Himmel. Aus dem so geteilten Ei.

 Das gefärbte, vergoldete Osterei mit feinen Ringen symbolisiert also deutlich genug die Schöpfung des Himmels und der Erde mit ihren Regionen, das rote und goldene Osterei zumal die Welt im Morgenrot. Um Ostern sprengt die Erde ihre Feffeln und feiert mit der Erlösung aus der Winternacht ihre lichte Auferstehung. Und nun erfolgt die Entwicklung des neuen Lebens geheimnisvoll, aber unaufhaltsam wie bei der Brut des Eies. So wird es auch durch das Osterei klar, daß die Deutschen ein Ostern schon im Heidentumselbständig und unabhängig von der femitischen Welt begingen, denn obwohl die Paffahnacht bei den Hebräern für die einstige Schöpfungsnacht galt, so spielte bei dem Paffahmahle das rotgefärbte Ei keine Rolle. Das Osterei ist eben indogermanischer Herkunft. Auch die Perfer beschenken sich an ihrem Frühlingsfeste Neuruz, mit dem fiel das Jahr beginnen, mit gefärbten, vergoldeten, oder künstlich bemalten Eiern; ebenso die alten Slawen am Feste Leinize (Lenz), wie dies noch in Rußland von hoch und niedrig, vom Zar bis zum Bettler geschieht, so daß man z. B. die in Petersburg verbrauchten Ostereier auf Millionen berechnet. Besondere Bedeutung hat das rote Osterei, denn rot ist die Farbe des Lichts, des Lebens und der Freude, der Ostara-Ushas, der Morgenröte. Solche Eieropfer werden am Ostarafeste einst von heidnischen Priestern der Göttin dargebracht worden sein. An die Stelle dieser Eieropfer trat in christlicher Zeit die Sitte, den Pfarrherren eine Anzahl Eier als Ostergabe zu liefern. Wo Leben ist, da ist auch Fruchtbarkeit. Darum wurden schon am Gertrudistage, dem Tage der Göttin der Fruchtbarkeit, die Eier, diese Symbole des Lebens, rot gefärbt, die Eier, welche das fruchtbarste Tier, der Hafe, gelegt haben soll! Daß gerade dem Hafen zugemutet wird, feiner Natur zuwider Eier zu egen, scheint allerdings, wie schon Reinsberg-

Düringsfeld in feinem „Festlichen Jahr“ S. 114fagt, darauf hinzuweisen, daß „dieses Tier einst der Ostara nahe fand und ihr vielleicht auch feiner Schnellfüßigkeit wegen dieselben Dienste leistete, welche nach der griechischen Götterlehre die beflügelten Roffe Lampos und Phaeton der Eos, der Göttin der Morgenröte, bewiesen.“ Dazu ist zu bemerken, daß auch „Mutter Rose“ (Rose = Hröda, Ruhmträgerin), eine mit der Holda im wesentlichen identische Göttin, die in niedersächsischer Sage auch Waldminchen genannt wird, mit Hafen erscheint. Zwei Hafen halten ihr die Schleppe, zwei andre tragen ihr Lichter vorauf. Andere Sagen laffen die Göttin nachts in Gesellschaft eines filbergrauen Hafen durch die Fluren wandeln. (Vgl. Mannhardt, Die Götter S. 303 u. Germ. Mythen S.409) Der Hafe ist nach dem Volksglauben ein durchaus ins Elbenreich gehöriges Tier, der auch im Märchen von Häfichenbraut Zwerge vertritt. Auch Ostergebäck in Gestalt von Hafen sollte die Erinnerung an Ostara wach erhalten, wie solche noch heute in Tirol und Bayern und in andern Gegenden gebacken werden. In München ist der Osterhas ein höchst beliebtes, aus Hefenteig bereitetes Gebäck, das aber nur in feiner oberen Hälfte hafenmäßig aussieht, während fein Unterteil dem einer Henne gleicht, die ihr Nest auf dem Schwanze trägt, in welches ein Hühnerei eingelaffen ist. In Schwaben macht man auch wohl ein Nest von Moos, auf das man einen Hafen fetzt, und in Heffen legt man bisweilen alle Eier in ein mit Spänen umzäuntes und mit Moos oder Heu ausgefülltes Gärtchen, welches tags zuvor von den Kindern gemacht ist und Hafengärtchen heißt.

Oftara, Ofterfeuer, Osterhase und Ostereier 57 In Thüringen, Heffen, Schwaben, Schweiz usw. fagt man noch heutiges Tages, wie aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in vorchristlicher Zeit, der Osterhas habe die Eier gelegt, und feine Gaben fuchen im Gras, unter Blumen und Stauden kleine und große Kinder, die doch auch schon von dem Baum der staunenswerten Erkenntnis gegefen haben, daß Hafen keine Eier legen. Aber es ergeht auch andern wie Goethe, daß sie wieder jung werden und mit ihm sprechen: „So etwas erfreut mich alten Fabler. Je wunderlicher, desto respektabler.“ Und „ein groß Wunderwerk der Natur“ ist an sich schon das Ei, von dem einst Erycius Puteanus ein ganzes Buch schrieb, in welchem er u. a. sagt, daß es zweimal geboren werde: das erstemal, wenn's die Henne legt, das andermal, wenn es ausgebrütet wird, und dann beides auf den Menschen und die ganze Welt anwendet, deren Abbild, wie wir sahen, es schon in der altindischen Schöpfungslehre ist. In Norddeutschland werden nun die Ostereier nur gesucht, in Süddeutschland zumeist gelesen. Man sucht fie, wohin der Osterhase fie gelegt hat, im Buchsbaum, hinter den Bäumen und Stauden des Gartens. Sind die Kinder im Besitz der Ostereier, deren Zahl sich oft noch beträchtlich durch die von den Paten geschenkten vermehrt, so beginnt das bekannte Kippen und Spicken, schweizerisch Düpfen, schwäbisch Bicken, böhmisch Tüpfen, d. h. die Eier mit den spitzen oder stumpfen Enden gegeneinander stoßen. Da tun sich immer zwei zusammen und abwechselnd hält jeder fein Ei hin und der Gegner stößt. Wefen Ei dabei zerbricht, der verliert und muß es dem andern geben. Wie schon dies Spiel eine Art Wettstreit ist, wie solcher in mannigfaltiger Weise gerade zu Ostern als symbolische Darstellung des Kampfes zwischen Sommer und Winter stattfand, so ist dies noch mehr das eigentliche Eierlesen, wie es z. B. in Heffen und Schwaben sonst in jedem Dorfe zu Ostern stattfand, jetzt nur noch zerstreut vorkommt. Es bilden sich zwei Parteien und an die Spitze einer jeden stellen sich die Kämpfer, denen ihre Rolle nach dem Lofe zugeteilt wird. Der eine muß von einem bestimmten Ziele, zumeist dem nächsten Dorf oder Hof, etwas Bestimmtes holen. Die Hunderte von Eiern werden in eine lange Reihe gelegt, Stück um Stück, mit je einem oder zwei Fuß Zwischenraum. An das oberste Ende dieser Eierlinie wird ein Korb gestellt. Die zwei durchs Los bestimmten treten hervor, um ihren Lauf zu beginnen. Des einen Ziel ist das etwa eine halbe Stunde abgelegene Dorf oder ein Hof, von wo er mit einem Zeugnis, einem Pfand feiner Anwesenheit ungesäumt zurückkehren muß. Des andern Aufgabe ist, während dieser Zeit von dem Korbe, welcher stehen bleibt, bis zum untersten Ei der Linie zu laufen, dies Ei zu holen und behutsam in den Korb zu legen, und ebenso danach alle übrigen Eier, aber jedesmal nur eins herbeizubringen, so daß er genötigt ist, beständig ab- und zuzulaufen. Hat er auf diese Weise alle ausgelegten Eier in den Korb getragen, ehe der Gegner wieder zurückkommt, so gehört ihm der Sieg; kommt aber dieser mit feinem Laufe eher zu Ende, als jener mit dem Eierlesen oder „Eieraufklauben“, so hat er gesiegt. Übrigens verliert er auch,

wenn er von hundert Eiern mehr als zwei zerbricht. Die Partei, welche verspielt hat, muß die Eier bezahlen, die dann gemeinschaftlich verzehrt werden. So war das Eierlesen z. B. in Ellmarshausen, in Ehlen, in Burghasungen, um Frankenberg und auch an der oberen Diemel in Heffen, so auch in Schwaben bei Kirchberg, Stammheim, Wurmlingen, bei Zams in Tirol, in Pfungstedt bei Darmstadt, in der Eifel und sonst üblich. –.

58 über Wetten bei Pferderennen Alle solche Osterfitten, von denen es noch eine beträchtliche Anzahl gibt, find aus der Naturfreude unseres Volks hervorgegangen und haben einen nicht zu verachtenden Sittenkern, den Staat und Kirche erkennen und pflegen sollten, statt ihn zu verspotten und zu ertöten, wie es oft in Unverstand geschieht. Und wenn solche Osterfitten aus altheidnischer Zeit stammen und fich bis heute erhalten haben, so ists umso erfreulicher. Bewahrt doch unser Volk gerade in solchen Sitten die lebendigste Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit, ja, wie wir oben fahen, mit der Urzeit und selbst die mit dem indogermanischen Mutterhause in der verständlichsten und anschaulichsten Weise. Wer keine Vergangenheit hat, hat auch keine Zukunft und wird geistig fitumpf Solcher geistigen Stumpfheit, die eben wesentlich Vergeffen der Herkunft, der Vergangenheit ist, wehrt in der Welt nichts so sehr als die Übung der altererbten, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Sitten. An sie knüpft fich das geschichtliche Leben des Volks, denn sie bewahren die Erinnerung beffer, lebendiger als alle schriftliche Aufzeichnung. Suchen wir darum die fittenmäßig dargestellten Sinnbilder der Naturfreude zu erhalten, fiel in ihrer tiefen Bedeutung und Berechtigung zu erkennen, ihren Sittenkern, d. h. ihren Grundgedanken zu entfalten, dann werden auch die deutschen Osterfitten, deren Grundgedanke kein anderer ist als die Freude an Licht und Leben, erhalten, vertieft und geweiht werden, also daß die urgermanische Naturfreude fich aufs innigste verbindet mit der Heilsfreude an dem, der als der Fürst des Lebens durch das Grabes dunkel brach und einen so herrlichen Ostermorgen über die Welt heraufführte, daß unser Volk glaubt, die Sonne tue in der Frühe desselben drei Freudensprünge. Und wenn es schon der Ostara einst zujauchzte: „Ostara, Ostara, der Erde Mutter", so fingt es nun da, wo ihr einst die Osterfeuer flammten, das Lied, das man sich, wie Luther sagt, nie müde fingt: Chrift ist erstanden Von der Marter alle, Des sollen wir alle froh sein, Chrift will unser Trost sein. Halleluja. D. D. A. Freybe „HR LÜber Wetten bei Pferderennen WI" wollen die Aussprüche von zwei Männern vorausschicken, welche fich aus der Praxis ihre Urteile gebildet haben. Der eine ist 1825 zirka gefallen, als von einem Totalisator noch keine Rede war. Es war Landstallmeister von Burgsdorff, welcher sagte, die Wettrennen find das größte Hazard der Welt und haben nur als solches Intereffe. Der andere rührt von dem derzeitigen Präses des Österreichisch-ungarischen Jockeyklubs, Grafen Elemer Batthyany, her, welcher sagte: „Die Möglichkeit eines Betruges ist wohl nicht ausgeschloffen, doch werden die Jockeys dies nie eingestehen, und schließlich können wir keine Folter anwenden." Diese Bemerkung fiel gelegentlich des österreichisch-ungarischen Turfskandals 1891, wo Jockeys auf andere Pferde gewettet haben sollten, als sie im Rennen selbst ritten. Aus dem Graditzer Rennstall ist 1906 Jockey Warne, ein Mann mit zirka 10000 Mark festen Gehalts, entfernt worden wegen fragwürdigen Rei-

über Wetten bei Pferderennen 59 tens. Daß der alte Praktikus, der Oberlandstallmeister Graf Lehndorff, nicht bald gegen Warne einschritt, ist ein Beweis für die Richtigkeit des Ausspruchs Batthyanys. Beim Wetten in Pferderennen ist nun zu unterscheiden das Setzen am Totalisator und das Wetten beim Buchmacher, welches bei uns auf den Rennbahnen wie auch in Frankreich verboten ist. Daß ersteres kein Wetten ist, leuchtet jedem ein, der das Verfahren kennt. Man setzt am Totalisator auf ein Pferd, ohne eine Gegenleistung mit einer anderen Partei festzusetzen, fondern man muß warten, was daraus wird, ob man 11 Mark für 10 oder 3000 Mark für 10 Mark herausbekommt. Eine solche Möglichkeit reizt den Ignoranten, fein Glück zu versuchen, was für gewöhnlich in Pech umschlägt. Am Traber-Derbytage 1906 zu Westend bei Berlin betrug der Totalisatorumsatz 223930 Mark, d. h. das Publikum hatte so viel Geld übrig, um es zu verlieren, natürlich in der Absicht zu gewinnen. Graf Lehndorff sagt in seinem Handbuch für Pferdezüchter, 4. Auflage, Seite 199: „Die Kunst der im Sport leitenden Körperschaften sollte darin bestehen, die Mittel für Rennpreise aus dem großen Publikum

herauszuziehen, nicht aber aus den Taschen der Züchter oder Besitzer von Rennpferden.“ Was ist großes Publikum? – Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die weit davon entfernt find zu ahnen, wie sie durch ihren Einsatz am Totalisator geprellt werden können. So sagt z. B. Landstallmeister von Öttingen: „Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, sich in Sachen der Vollblutzucht und der Rennbahn zu orientieren, ohne daß man sich selbst aktiv damit beschäftigt.“ Auch hierdurch wird der Ausspruch des Grafen Lehndorff: das Geld aus dem großen Publikum herauszuziehen, in das entsprechende Licht gerückt. Die „Schlefische Zeitung“, die in Breslau erscheint, nannte den Totalisator „Räubermaschine“ und teilt konsequent die zur Zahlung gekommenen Totalisatorquoten bei ihren Rennberichten, um nicht zum Hazard anzureizen, nie mit, während wir Zeitungen haben, welche die Rennen als solche nie beschreiben, sondern nur die Namen der drei ersten Pferde in jedem Rennen nebst den Totalisatorquoten veröffentlichen. Eine bedeutende Quote wurde am 9. Mai 1906 in Colombes auf den Sieg von Gélon (15 liefen in diesem Flachrennen) mit 5965 für 10 gezahlt. Der Laie hofft folchen Betrag auch einmal zu erhalten, bedenkt aber nicht, daß am Totalisator solche Quoten nur möglich find, wenn nur eine oder zwei Personen einen Einsatz auf den Sieger wagten. Pferde besetzen, welche von den Rennzeitungen als Favoriten ausposaunt werden, ist immer ein Reinfall, entweder gewinnt man 1 Mark, wenn man 10 gesetzt hat, d. h. man erhält 11 Mark oder wenig mehr zurück, oder die Rennzeitung hat vorbeigeraten und man erhält nichts. Aus den Totalisatoreinsätzen wird ein gewisser Prozentsatz für Reingewinn, einer zum Ankauf von Zuchtstuten und einer als Züchterprämie ausgesetzt. Letztere erhält der Pächter des fiegenden Pferdes als Privatmann und Deutscher, d. h. diese Prämien werden nicht an Staatsgestüte oder an Ausländer gezahlt. Die oberste Renngenoffenschaft in Preußen, der Unionklub, dem sich fast alle Renngesellschaften in Deutschland angeschloffen haben, zahlte 1906 zirka 36000 Mark Züchterprämien, von denen 16600 durch die Produkte des Gestüts Waldfried an den Frankfurter Millionär Herrn Weinberg fielen. Was nun den Importfond für Zuchtstuten anlangt, so wurde die mit rund 20000 Mark

60 über Wetten bei Pferderennen in England gekaufte Mutter von Fels, dem Hamburger Derbysieger 1906, für 10 000 Mark Herrn Weinberg zugeschlagen. Die durch den Totalisatorumsatz erhöhten Rennpreise fielen 1906 mit 745487 Mark als gewinnreichstem Rennfallbesitzer Herrn Weinberg zu. Also gerade ein reicher Herr, der es nicht nötig hat, bezieht Vergünstigungen aus einem Fonds, welcher vom großen Publikum – also den Ignoranten – gefüllt wird. Auch wenn man ethisch über die Sache nicht so denkt wie wir, fällt einem die schlesische Räubermaschine als die allein richtige Bezeichnung des Totalifators immer wieder ein. Im März 1894 nannte Graf Arnim in der Steuerkommission des Deutschen Reichstags den Totalisator ein die Volksmoral schädigendes Institut. Auch der württembergische Landoberstallmeister von Hof. acker, 27 Jahre lang Leiter des Gestüts Marbach auf der Rauhen Alb, verlangte zuerst das Totalisatorverbot und sagte: dann werden die Parlamente an ihre Subvention für die Rennen ernsthafte Bedingungen knüpfen, der Staat wird eine Wettoperation nicht mehr dulden, an deren Stelle er beffer (vgl. oben Graf Batthyany) die alten Spielbanken belaffen hätte. Auch Kaiser Wilhelm II. hat unzweideutig durch das Verbot für die Offiziere, nicht am Totalisator zu fetzen, fein Urteil über den letzteren gefällt. Die Verführung zum Glücksspiel ist der Hauptschaden, womit der Totalisator ganz Deutschland verseucht hat, da die Einsätze verhältnismäßig niedrig find und das Resultat in 15 bis 30 Minuten dem Spieler bekannt wird. Bei dem Lotteriespiel liegt die Sache ganz anders. Vor allem ist ein Betrug unmöglich und der Spieler kann seine Spielwut nicht in dem Sinne schnell befriedigen wie auf der Rennbahn. Ob das Gesetz vom 4. Juli 1905, betreffend das Wetten bei öffentlich veranstalteten Pferderennen, lange Bestand haben wird, halten wir für sehr fraglich. In Österreich-Ungarn besteht bekanntlich neben dem Totalisator die Buchmacherwette. Im Ackerbauministerium zu Budapest fand Ende Oktober 1906 unter Vorsitz des Ackerbauministers eine Enquete statt, die fich mit der Frage der Abschaffung des Totalisators beschäftigte. Die Ansichten gingen dahin, daß dem Unwesen desselben und der durch diesen hervorgerufenen Spielwut Einhalt geboten werden müffe. Wie weit die Spielwut die Menschen treiben kann, hat der 14. Oktober 1906 zu Paris gezeigt. In einem Handicap blieb von 10

Konkurrenten der Favorit stehen, und es wurden auf den Sieger 129 für 10 Frank fällig. Im Nu war alles in der größten Aufregung, die Polizei war nicht mehr Herr der Menge, welche die aus Holz gefertigten Totalisatorbuden anzündete, umstürzte, mit den Automobilen entnommenem Benzin begoß. Longchamps war eine wüste Brandstätte, auf der erst eine größere Truppen macht mit verstärkter Polizei Ruhe schaffen konnte. Die fällige Quote von 129 Frank kam in dem Chaos nicht zur Auszahlung, und die anderen Rennen, darunter der Prix du gladiateur über 6200 Meter, das längste Flachrennen Frankreichs, mußten verschoben werden. Etwas ähnliches hätte sich am Osterdienstag, den 17. April 1906, in Karlshorst bei Berlin ereignen können, wenn der Verein nicht so vorsichtig gewesen wäre, die Gelder auf die nicht abgelaufenen Pferde zurückzuzahlen. In Geldsachen hört bekanntlich die Gemütlichkeit auf. Dem Orakelrennen über 1600 Meter ging ein falscher Ablauf voraus, bei welchem 3 Pferde das Rennen durchführten, während die Reiter von 6 Pferden den Ablauf als falsch erkannten

 und bald an den Startort zurückkehrten. Nur eins von den 3 Pferden beteiligte sich nun, allerdings aussichtslos, an dem Rennen, und der Verein zahlte die eingesetzten Gelder auf die beiden andern im zweiten Ablauf nicht teilnehmenden Pferde heraus. Hierdurch verhinderte die Vereinsleitung einen Ausbruch der Unzufriedenheit seitens des Publikums. Hätten die Besitzer der beiden zurückgezogenen Pferde ausfichtslos den zweiten Ablauf mitmachen laffen, so wären diejenigen, welche diese Pferde besetzt hatten, um ihren Einfatz geprellt worden. Denn das sieht jedes Kind ein, wenn ein Pferd über 1600 Meter noch eine Siegeschance hatte, hat es diese das zweitemal über 1600 Meter gegen frische Pferde nie. Auf den nachherigen Sieger wurden 178 für 10 Mark gezahlt. Ein Renngesetz darüber, daß die Pferde mit so ungleichem Maß nicht gemeffen werden dürfen, existiert noch nicht. Major a. D. R. Henning AZEs Unsere Töchter s liegt heutzutage ein ganz besonderer Reiz darin, junge heranwachsende Mädchen zu beobachten. Seit einer Generation hat sich das äußere Bild dieser Menschensorte so verändert, von dem Verpönt sein des Schlittschuhlaufens bis zu der Gewöhnung an Doktorhut und männliche Amter, daß auch das Innenleben davon stark berührt werden mußte. Selbst im Schoße streng konservativer Familien finden wir schon bei den jungen Töchtern diesen auf geweckten, oft noch unruhigen aber erwartungsfrohen Geist. Wir wollen nicht unsere Zeit verlieren, indem wir uns dieser neuen Erscheinung entgegenstemmen. Jedes neue Werden, ob es gleich alte Güter oft begräbt, trägt ja die Macht des Lebens in sich, vor der wir uns beugen, ja die wir mit Freuden begrüßen sollen. Nur die Mißverständniffe ungenügender Helfer und ungebildeter Hofiannaschreier sollen beizeiten zerstört werden, ehe fie mit in das neue Dogma (denn dazu wird jede noch so starke Bewegung am Ende doch wieder) hineingebaut werden. Erwartungsvoll, gespannt, mit einem betonten Unabhängigkeitsgefühl einerseits, mit einer tastenden, unharmonisch wirkenden Unsicherheit andrerseits, steht die aufwachsende Schar unfrer jungen Töchter und Schwestern vor uns. Bälle, Häkelkränzchen, eine Promenade Arm in Arm mit der Intimen zum Zweck eines Auslugs nach Flirt haben ihre alleinseligmachende Kraft verloren für jenen Teil, der nicht das große Wecken verschlafen hat. Es ist viel Ernst, auch Überernst, viel Arbeitstrieb, auch Überarbeitungswut, viel Tüchtigkeit, auch Hochmut in diese Reihen eingebrochen. Das fanfte Haustöchterchen, „der Sonnenschein", mit dem reinen Schürzchen und dem naiven Lächeln ist stark im Werte gesunken. Es schadet auch nichts, wenn die oft nur allzu negativen Tugenden des deutschen Weibleins jetzt einmal eine kleine Unterschätzung erfahren. Solange wir noch über nichts zu klagen haben als über einen zu großen Kraftüberschuß, ist noch keine Not. Die Not fängt erst da an, wo ungenügende Bildung und Gegensätzlichkeit die Sache an sich reißen. Davor schütze uns der heilige Geist der Mütterlichkeit, dem wir dienen! Nun laßt uns die Helfer ansehn, so klar und so bescheiden, wie wir, die wir ja selbst auch Helfer fein möchten, dies zu tun vermögen.

 Die ermüdende Art gutmeinender Menschen, durch Wohllaut der Sprache, Reichtum der Bilder, Sensationen des Ausdrucks zu wirken, tritt jetzt doch mehr hinter eine fachliche, kühle Behandlungsart zurück. Die erste Art ist wohl zu begreifen, weil der Wert und die Bestimmung der Frau und ihr Verhältnis im Menschheitsleben etwas Fließendes und an das subjektive Empfinden Gebundenes bleibt, solange es sich um äußere Forderungen und

Veränderungen handelt. Aber wir mußten mit der Zeit da herauskommen. An apodiktisch aufgestellten Behauptungen und sentimentalen Tiraden konnte sich kein ernsthafter Mensch mit der Zeit genügen laffen. – Um gleich in das Büchermeer hineinzuspringen, greife ich als Beispiel für diese anfängerhafte, unsachliche Methode das Buch über Beruf und Stellung der Frau von Johannes Müller heraus, der zwar den besten Willen und einen tiefen fittlichen Ernst zeigt und mit feinem Predigerton gewiß vielen unsicheren Gemütern wohl getan und fiel zur Vertiefung geleitet hat, aber in Wirklichkeit ein Thema mit willkürlichen Annahmen und schönen Worten umgeht, obwohl er den Anspruch erhebt, fachlich ernsthafte Hinweise zu geben. Im ganzen müffen wir den Vorzug der Sachlichkeit jetzt noch den Männern zugestehn, und wir finden diese fichre, phrasenlose Art auch in dem Buche von Dr. Karl Schmidt-Jena „Die neue Frau“, Grundriß einer Erziehungsform (Stuttgart und Berlin, Cotta). An unsern jungen Mädchen sehen wir es jetzt, daß wir, falls wir diese hoffnungsvolle, aber noch unerwachsene Schar nicht direktionslos ins Leben laufen laffen wollen, uns ernstlich um die Frage der Vorbereitung, d. h. der Erziehung kümmern müffen. Im ersten Teil seines Buches legt Dr. Schmidt dar, welche Umstände überhaupt die Erweiterung der Frauenberufe mit sich führten, und teilt diese Berufe in die drei großen Rubriken: Familie, Erwerbsleben, öffentliches Recht. Er geht alle Erwägungen in der Befähigungsfrage und in der Frage nach etwaiger Schädigung nationaler, wirtschaftlicher und speziell weiblicher Intereffen ernstlich und vorurteilslos durch. Das Resultat ist mit Ausnahme der notwendigen Beschränkungen dem freien Streben günstig. Er erklärt die energische und befriedigende Inanspruchnahme der geistigen Kraft in den Entwicklungsjahren als Heilmittel gegen die Erschlaffung des ästhetisierenden und dilettierenden Nichtstuns, das heute in der Frauenwelt bedenklich an Umfang gewonnen habe, und stellt dar, wie diesem pafiven Gefühlskultus, der „Gefühlsmastkur“, und der leicht ausartenden Phantasie durch eine kraftvolle Gewöhnung in der Jugend der Boden entzogen werde. Auf die Angstfrage nach der wachsenden Konkurrenz betont er die völkererziehende Wirkung, die der Konkurrenz sowohl wie dem Kriege innewohne, und das kräftige Resultat der natürlichen Auslese, das Aufsteigen des Lebensfähigen und Tüchtigen. – Im öffentlichen Recht unterscheidet er zwischen den Gründen, nach denen die Zulaffung der Frauen zweckmäßig für das Gemeinwohl ist (Armenwesen, Jugendfürsorge), und denen, die sie nur aus Billigkeitsrückfichten gelten laffen (im politischen Recht). Doch erkennt er ihre subjektivere Veranlagung an, die fie z. B. für das Richteramt nicht geeignet erscheinen ließe. Im zweiten Teil, der von der eigentlichen Erziehung handelt, tritt er mit derselben Prägnanz und Klarheit für das realistische Studium an Stelle des humanistischen ein. Es leitet ihn hierbei fein überall durchbrechender rein praktischer Geist. Im ersten Teil war dieser, da er auch die praktischen Aufgaben der Mutterschaft umfaßte, weit genug, um die idealen Züge nicht heraus-

 fallen zu laffen. Hier aber verengert er sich. Die Schule wird ihm zum Nützlichkeitsinstitut, er hat keinen Sinn für die Vorbereitung zur Gelehrtenstube, sagt allerdings mit Recht, daß diese heute auch nicht mehr rein wie ehemals betrieben würde. Hat er recht, daß die Frauen sich mehr für das realistische Studium eignen, wie auch die Mehrzahl der Männer, daß fast das gesamte Studium auf sie zugeschnitten werden müßte, ja die Amter ohne Ausnahme von dort erreichbar wären, so fiele das Niveau des deutschen Volkes, das bisher im Rufe stand, das Volk der Denker und Dichter zu fein (siehe auch Türmers Tagebuch, Januar S. 537), um ein Beträchtliches, und näherte sich dem Amerikanismus, der in feiner Art trefflich genug ist, aber für deutsche Eigenart doch wohl nicht das paffende Maß wäre. Der Sprachunterricht, wie der Verfaffer ihn will, entspricht mehr dem Kellner-Bedürfnis als dem, die Sprache und ihren Aufbau zu erforschen, und der Vorzug, statt der griechischen die englischen Dichter im Original zu lesen, ist nicht so groß, da die englische Sprache der unsern so ähnlich ist, daß eine Übersetzung an ihrem Geist nicht viel ändert. Der Vorschlag, erst der Majorität eine realistische Ausbildung zu fichern und dann dem althumanistischen Bildungsideal näherzutreten, hängt in der Luft. Was heißt: nähertreten? Wenn diese Ausbildung schließlich zum privaten Luxus wird, so fallen auch die in dieser Richtung „Bedürftigsten“ bald von ihr ab, und wir stehen als studierendes Volk auf einem gesunkenen Niveau. Marie Martin in ihrem Buch „Aus der Welt der deutschen Frau“ (Berlin, Schwetschke & Sohn) berührt die Ausbildungsfrage

ebenfalls, doch nicht ganz in diesen scharf umriffenen Formen. In den beiden Kapiteln: Gemeinsame Erziehung der Geschlechter und Doppelte Moral und Mädchenerziehung liegt der eigentliche lebendige Kern des Buches. Alle anderen Kapitel: Schwärmen, Mädchenlektüre, Häusliche Erziehung 2c. enthalten viel Kräftiges, Feines und Herzliches und find als Mahnruf und Ratgeber für Eltern und Führer für Töchter warm zu empfehlen. Es handelt sich auch hier um Dinge, die gar nicht oft genug gesagt werden können, doch weil sie schon so oft gesagt und so unanfechtbar find, erübrigt sich an dieser Stelle eine spezielle Betrachtung. Dagegen ist die Stellungnahme der Verfafferin zu der geistigen Ausbildung intereffant und anregend. Sie kommt hier zu einer eigenartigen Annahme, die ich ganz besonders hervorheben und zum Durchdenken empfehlen möchte. Von dem Gedanken ausgehend, daß dem Mädchen nicht nur irgend ein schnell ergriffner Beruf gegeben werde, sondern der, in dem sie ihren Lebensinhalt findet und dadurch zur Mitarbeit an der Kultur befähigt werde, kommt fie in verständiger und sympathischer Auseinandersetzung zu dem Schluß, daß der Frau es vielleicht vorbehalten sei, einem großen Mangel an dieser Stelle abzuhelfen: die hohe intellektuelle Stufe, die der Mann errungen hat, entfpricht in der Tat nicht der fittlichen Stufe des Volkslebens. (Siehe die Erkenntniffe des Kopernikus und den trostlos engen Gesichtskreis der großen Maffen, sogar den in besseren Kreisen, in betreff Gott, Welt, Himmel, mit dichtem Aberglauben überzogen.) An dieser Tatsache ist nach der Verfafferin die systematisierende Abstraktion des Mannes schuld, und hierbei würde die subjektivere Art der Frauen, nach LÜberwindung von sklavischen Nachahmungsversuchen das wissenschaftliche Ideal des Mannes ergänzen und die „Erkenntniffe umbiegen unter Zweck- und Wertbestimmungen zu höchster Kraftentwicklung für das Handeln. Der gesunden Frau wird alles Wiffen nur Mittel zum Können und Handeln sein."

 Vielleicht wird dieser bescheiden geborene Gedanke einst von der Zukunft herrlich bestätigt. Darin würde das Einzelintereffe, das noch in diesem Kulturkampf liegt, feine endgültige Auflösung finden! Dennoch meint Marie Martin, daß die Zeit zu einer solchen Hebung (unter gesunden Verhältniffen, ohne Schädigung der mütterlichen Eigenschaften und ohne Haft) noch nicht reif fei, und daß man noch durch Generationen eine höhere Mädchenerziehung verfolgen müffe, ehe an eine Ausbildung für ein solches Ziel zu denken sei. Aber die raschgehende Kultur wird nicht so lange warten, vielleicht zum großen Schaden für eine langsamere und sicherere Höherentwicklung in Marie Martins Sinn. Auch in betreff der doppelten Moral fieht sie klar und scharf. Das Ausbrechen einer ungezügelten Frauenmoral führt sie auf die einseitige Betonung der Herrenmoral zurück, die die heutige Kultur und das gesteigerte Selbstgefühl nicht mehr erträgt. Sie fordert die Erziehung des Willens auch bei dem Manne, die bisher bei der Frau so gute Früchte getragen hat. Die Frau aber foll nicht mehr im „Nichtwiffen der Unreinheit" dumpf oder verlogen einhergehen, sondern klar und stark im „Nichtwollen der Unreinheit". Ein hohes Lied der veredelten Liebe fingt Agnes Harder in ihrem Buch „Liebe" (Berlin, Schwetschke & Sohn). Es ist zart geschrieben, fein und voll tiefer Klarheit. Kein Kampfbuch oder eines, mit dem man sich auseinandersetzt, sondern es begleitet den höheren Gang unseres erzogenen Gewiffens wie eine reine, süße Melodie. Ein fachlich intereffantes Buch zu fein, macht es gar nicht den Anspruch, aber es kann unreife, unsichere junge Menschen, die noch im Werden stehn, von dem Sirenenfang einer unlautern Erotik abwenden, ihnen die Augen öffnen, die Gewifen veredeln. Ganz zum Schluß möchte ich noch das große Sammelwerk „Das Buch vom Kinde", das Adele Schreiber unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute als ein Kompendium der wichtigsten auf die Kindheit bezüglichen Fragen im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, reich illustriert herausgegeben hat und dazu bestimmt ist, ein Helfer und Mahner in der Erfüllung der Elternund Erzieherpflichten zu fein, sowie eine kleine Broschüre empfehlen, die allen Bräuten und werdenden Müttern in die Hände gegeben werden sollte: „Mutterpflicht und Kindes recht" von Dr. med. Neter (Verlag der Arztl. Rundschau, München). „Eine Mutter ist erst dann ganz und vollkommen Mutter ihres Kindes, wenn sie es stillt," das ist der Grundgedanke. Hier spricht ein Arzt über die Schädlichkeiten und Gefahren, die einem Kinde drohen, defen Mutter zu nachläffig, zu genußsüchtig oder zu willensschwach ist, um diese vorläufig höchste und liebte Pflicht zu erfüllen. Er erklärt die Eigenschaften der Muttermilch und ihren unberechenbaren Segen. Dann beleuchtet er auch das

nichts weniger als harmlose und ungefährliche Ammenwesen. Nicht soviel wirkliche Unfähigkeit zum Stillen als erbärmliche Schwäche ist unter den verfagenden Frauen. Auf demselben Standpunkte steht in Adele Schreibers Buche Prof. Dr. Finkelstein in dem Kapitel von der Ernährung des Säuglings. Wenn eine Mutter sich schon der ersten Anforderung entzieht, wie kann fie später ihren Platz ausfüllen? Und doch brauchen wir heute nichts nötiger als tüchtige Mütter. Jetzt ist keine Zeit zum Schlafen. Unsere Töchter gehen einer neuen Zeit entgegen. Wie fie fie finden wird, ist nicht zum kleinsten Teil unsere Sache! Marie Diers Oly

–. – .–.. –. –. –. –. –. –. –. –. –... –. Leonardo da Vinci Christuskopf (Studie)

–. u: " S

T– z – FT .– "Uffnp)F le“ Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen find unabhängig = vom Standpunkte des Her gebers = Einiges von Kunst und Kultur ienstmänner und Leute ähnlicher Wirkungskreise tragen die Angabe ihres Berufes an der Kleidung, nebst einer Nummer für ihre Person. Der Gerichtsbote ist durch feine Uniform hinreichend gekennzeichnet; aber die Amtsrichter sind an ihrer Tracht nicht mehr zu unterscheiden. Will man wissen, welcher von ihnen etwa der Herr Amtsrichter Müller ist, so muß man schon den Boten fragen, und er wird sagen: Der Herr dort mit dem Vollbarte, oder wie er sonst aussieht. Ich meine, mit Werken der Kunst sei es hinsichtlich ihrer Würde das gleiche. Der Maler schreibt auf seine Bilder nicht, was sie darstellen, und auch seinen Namen bringt er nicht wie eine Firma an. Hingegen unter auflageweise hergestellte Drucke wird beides regelrecht gesetzt; aber auch hier fertigt man die wertvolleren ersten Abzüge vor der Schrift. Noch niemals ist es den Menschen in den Sinn gekommen, an der Frontfeite von Kirchen deren Namen in Firmenschrift anzubringen; und auch Paläste jeder Art haben von jeher, als sozusagen Individuen der Kunst, diese natürliche Hochachtung genoffen – bis auf unsere Zeit, welcher sie abhanden gekommen ist. Niemals früher hat man an einem Rathause, einem Gerichtsoder Amtshause, einem Schulhause solches angebracht, wie man es jetzt tut. Aber ist dies für ein feineres Gefühl, welches jedes Werk gern als ein Wesen für sich auffaßt, viel anders, als wenn Herr „Amtsrichter Müller“ mit diesen zwei Worten am Barett auftreten müßte? Man komme mir nicht mit der als Ausrede üblich gewordenen Phrase: der moderne Verkehr erfordere es so. Die Einwohner eines Orts kennen ihre öffentlichen Gebäude wie ihr eigenes Haus und bedürfen keiner solcher Aufschriften auf ihnen. Dem Fremden, der zum ersten Male es aufsuchen will, hebt sich das Gerichtshaus oder Posthaus schon von weitem von den gewöhnlichen Wohnhäusern ab, und wenn er so nahe herankommt, daß er eine große Schrift oben an ihm zu lesen vermag, kann er auch eine etwa neben der Tür aufgehängte Tafel erkennen, welche ihm anzeigt, daß er am gesuchten Orte ist. Nur so ist das Bauwerk selber etwas für sich, die erste Vorbedingung jedes ästhetisches Wertes. Der Türmer IX, 7 5

66 Einiges von Kunst und Kultur Bei den romanischen Völkern ist dies noch in Kraft. – Ein anderes ist es natürlich um Weiheinschriften und überhaupt solche, die mit Inhalt und Faffung aus dem Gedanken des Werkes hervorblühen gleich sonstigem Schmucke. Auch die Inschrift Teatro, welche häufig in kleineren Städten Italiens an der Frontseite des Theaters prangt, muß man hierher rechnen, wenn man sie recht versteht: sie ist keine Firma oder Reklame – das weiß man ja, daß es das Theater ist –, sondern der ungemein lebhafte Lokalpatriotismus der Italiener hat sie anbringen laffen: Unser Theater! Zum Beispiele: In Herford in Westfalen hat man vor einigen Jahren einen Wittekindsbrunnen errichtet. Daß der Held auf einem Schlachtroffe bloß die bereits langweilig gewordene typische Gestalt eines altdeutschen Recken der Bilderbücher ist, sei nur beiläufig bemerkt; obwohl es naheliegt, zu vermuten, daß eine individuellere und historisch richtigere Darstellung gerade in diesem Falle vielleicht möglich gewesen wäre, denn seine Gebeine werden von der Kirche des Städtchens Enger unweit Herford in einem Altaraufsatze aufbewahrt. Aber daß die Herforder nichts Eiligeres zu tun hatten, als den vom Bahnhofe Kommenden mittels schmiedeeiserner Wegweiser an jeder Straßenecke auf das Wittekindsdenkmal aufmerksam zu machen, das ist doch so häßlich, wie es modern ist. Ist denn bei uns der Sinn dafür so gänzlich abgestorben, daß die Art und Weise, wie man als

Gemeinde beieinander lebt, kein Geschäft ist, fondern defen Gegensatz und Ergänzung, als das Fürsichfein der Familien und Nachbarn in ihren Straßen, Gaffen und Vierteln? Es gehört doch auch zu einem vollständigen Leben, nicht bloß Geschäft mit anderen, sondern auch felber etwas zu sein. Und dies ist auch ein Anrecht, ja es ist das Lebenselement eines öffentlichen Kunstwerkes, Teilhaber an diesem eigenen und nachbarschaftlichen Wesen zu sein. Oder: In Neustadt a. d. Haardt hat jemand auf einen kleinen Platz, den Strohmarkt, einen Neptunsbrunnen gestiftet, als Kunstwerk zwar ohne Wert – eine wohlbeleibte Modellfigur in der beliebten Pose –, immerhin ein Schmuck, wenn man wenig dergleichen befitzt. Aber warum hat man denn den alten Strohmarkt nun in einen faden Neptunsplatz umtaufen müffen? Es ist eine Geschäftigkeit und ästhetische Regung an ganz unrechter Stelle. Das Palais des Großherzogs in Freiburg i. Br. steht noch heute zwischen Salz- und Schustergaffe, ohne dadurch irgend an seiner Würde beeinträchtigt zu sein. In Straßburg am Ende des Broglieplatzes steht an einem Wafferbecken auch ein Neptun, ein vorzügliches französisches Werk, um den man sich aber nicht im mindesten kümmert, nicht so wie in den genannten Fällen; ebenso rein für sich stehen in den Anlagen der Esplanade in Metz mehrere sehr schöne Sachen. Das besagt: man kann, wenn man will, ungestört und unbeachtet seine stille Freude an ihnen haben. Das herrliche Denkmal Claude Lorrains von Rodin in Nancy steht im Stadtgarten auf irgend einer schönen Rasenfläche; wenn man es nicht sucht, findet man es nur wie zufällig und ist entzückt. Wir können da von den Franzosen noch lernen, oder vielmehr annehmen; denn zu lernen ist das eigentlich nicht. Und auch von unserer eigenen Vergangenheit können wir es wieder annehmen; denn wir haben es schon beseffen gehabt. Jeder Blick in unsere alten Städte zeigt es uns. Niemals steht da ein Zierbrunnen oder dergleichen ohne besonderen Grund und deshalb steif und langweilig gerade auf der Mitte

 des Platzes, sondern er steht scheinbar beliebig beiseits, und doch so richtig und fo gemütlich, wie es mit Worten gar nicht zu sagen ist. So steht der Schöne Brunnen auf dem Markte zu Nürnberg, und so die anderen. Es gilt aber nicht bloß von diesen Dingen: alles ging solcherweise in- und miteinander. k se Und im Heutigen tun es die Entartungen. Es ist eine gute Sache, im Gebirge oder im weiten Walde feinen Weg leicht zu finden. Aber ehe ich mich immerfort durch Ölfarbenstriche von einem Baume oder Steine zum andern ähnlich wie ein Bär am Nasenringe leiten laffe, will ich lieber mein topographisches Genie anstrengen oder mich mehrmals verlaufen; so wie ich auch vorziehen würde, in Herford nach dem Wittekindsbrunnen mich hinfragen zu müffen. Aber kaum drang vor einigen Jahrzehnten die Wanderlust in weitere Kreise, so wurden es „Touristen“, und sie bildeten eiligst Vereine, und zogen mit großen Farbentöpfen aus und „markierten“ alle „lohnenden“ Pfade im Deutschen Reiche, damit keiner mehr Umsicht, Schickfamkeit, Verwundern und dergleichen altmodische Requisiten mitzuschleppen brauche. Und auf jede Anhöhe bauten sie einen Aussichtsturm. Auch schnell vorwärts zu kommen ist eine gute Sache. Aber wiederum sehen wir, daß der Geist, statt die neuen Mittel sich zu einer reicheren Entfaltung dienstbar zu machen, schmählich zu ihrem bloßen Diener herabfinkt. Die Radfahrer und gar die Automobilisten, auf die Landstraße gebannt, denken gar nicht mehr daran, sie zu verlaffen, und daß außer ihr die schönsten Werte liegen. Je schneller die Maschine rast, um so mehr verengt sich der Geist, in der Richtung hin, selber bloß ein Organ derselben, das des Wahrnehmens, zu werden. Wenn solche Leute reisen – statt dieses alten inhaltreichen Begriffes müßte ein paffenderer für sie geschaffen werden –, was erleben sie da alles nicht von dem, was zu erleben möglich wäre? Man lese die Reiseberichte in ihren Zeitschriften und beachte den Horizont, die kleine Klaviatur der Gedanken, die da angeschlagen wird. Ihre Altersgenoffen vor hundert Jahren erlebten auf einem Wege von einer Meile mehr als sie auf einer Strecke von vielen Meilen.. Es ist nicht die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart erheben, wenn man solches fagt – der Philister ist sich immer gleich gewesen –; es will vor Augen führen, daß der Geisteskultur im Volke die wahre Lebenskraft, die des Wachfens, gefehlt hat und fehlt, die Kraft, in die Weiten einzutreten, welche die technischen Mittel ihr physisch geöffnet haben und zu denen die Großen unserer klassischen Periode alle Wege gebahnt hatten. Früher konnten die anderen vom „Volke der Denker“ vielleicht fagen: mehr Geist als Geld; heute ist sicher das

Umgekehrte richtig. Man würde nicht so strenge zu urteilen brauchen, wenn nicht Anmaßung und Selbstgefälligkeit in gleichem Maße zugenommen hätten. Die Zeiten, wo die Lumpe noch bescheiden waren, find von über. Am Rande des Harzes, auf dem Hexentanzplatze, hat man ein Landschaftstheater eingerichtet; ich glaube es gern, was die Zeitungen von ihm zu preisen wiffen; aber – –: die Leute erzählen begeistert, was sich ihnen da Neues offenbart habe, und es sind alles Dinge, welche sie in der Natur täglich und ohne Eintrittsgeld haben können, wenn ihnen nur Herz und Sinn offen wären. Sie rühmen überrascht die Akustik des Theaters; haben sie denn niemals beobachtet, daß überall im Gebirge, wo das Gestein ansteht, die menschliche

Stimme so seltsam schön und deutlich auf weite Entfernung vernehmbar ist, ebenso auch über stille Wafferflächen hin? Es sei wunderbar gewesen, wie das Dargestellte, die altdeutschen Mythen, mit der Natur zusammenfloß, je tiefer die Schatten des Abends herabfanken und die Felsen und Bäume der Bühne und die weite Landschaft unten in Dunkelheit hüllten; und da weise sich auch unerbittlich aus, wie auf einem Prüfsteine, ob lauter und wahr oder unecht sei, was vorgeführt wird. Gewiß, nur wirkt die Natur solches immer und überall; habt ihr denn nicht mal allein an solchen Orten die Nacht abgewartet und gleich euren Vorfahren Wieland den Schmied und die Heinzelmännchen und anderes wahrgenommen, geheimer und seltsamer, als die Schauspieler es euch zeigen können? Und warum ist euch nicht längst bewußt, um wieviel klarer in der Natur alles Wahre wahr, alles Liebliche lieblich ist, wie menschliche Hohlheit in ihr viel deutlicher ist als auf der Straße oder im Salon? Die Kölnische Zeitung brachte kürzlich Bemerkungen, welche ein kluger Beobachter auf einer Reise durch Nordamerika gemacht hatte. Eine war, daß dort Bahnen und Fabriken jeder Art mit absoluter Rücksichtslosigkeit ihr Getöse und Pfeifen in bewohnten Quartieren treiben und daß es auf Kosten der Nervenkraft des Volkes geschehen müffe und auch der Fähigkeit, Innerliches zu entwickeln, statt deren nur der Erwerbstrieb und in einseitigsten Formen sich ausbilde. Diese Mechanisierung der Geister greift aber auch anderswo um sich; und was wir hier betrachtet haben, läßt sich schon unter diesen Begriff faffen. Wo ist bei uns in größeren Städten noch Ruhe zu finden? Man ist bereits eingestellt wie die Amerikaner: erst das Geschäft und dann das Vergnügen, was denn sonst noch? Faul ist man nicht, das Leben ist angespannt, jedoch wie ein Glied im Getriebe einer Maschine, wo ein Rad das andere mitreißt. Wenn sich nicht überall in den Befferen unablässig etwas drängte, trotzdem fich zu behaupten und ans Licht zu gelangen, – man wäre versucht zu glauben, daß das heroische Zeitalter der Menschheit nunmehr endgültig abgetan sei und ein anderes aufziehe, welches mit mechanisch dinghaftem Dasein der Individuen sich charakterisieren werde, einem Dasein, defen Bedingungen die großkapitalistische Geldherrschaft formt, welches nur ist, wenn es sich ihnen fügt, und sonst nicht ist. Welche Verluste! Unsere Bureaukratie hat in Gestalt der Schablonen für alles an ihrem Teile ähnliches bereits erreicht. Würde in jetziger Zeit etwa Goethe eine Karriere wie damals machen? Und eine Militärverhältniffe? Ich mag sie nicht ausdenken. Es ist für uns – in jeder Hinsicht – die höchste Zeit, daß wir uns die Wahrheit über uns selber sagen. H. Walling

M z Unbotmäßige Genoffen und Kaiser Bebel – Liberal? – Das böse Wahlrecht – Maulwürfe – Der neue Herkules – Politik und Bildung ie offizielle Sozialdemokratie hat nichts gelernt und nichts vergeffen. Wenigstens nach dem hochnäsigen und prahlerischen Gebaren ihres „Zentralorgans“ zu urteilen. Da muß sich Eduard Bernstein gegen „Unterschlagung“ und „Fälschung“ einer von ihm gehaltenen Rede zur Wehr fetzen; da wird der „Genoffe“ Georg Bernhard zum fimpeln „Menschen“ degradiert und dem Herausgeber der „Antisozialdemokratischen Korrespondenz“, Max Lorenz, „zugesellt“, mit dem er „innerlich verwandt“ fei; da wird Dr. Heinrich Braun mit nicht minderer Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit als „unbezahlter Helfer des Reichsverbandes“ an den Pranger der öffentlichen Parteimeinung gestellt, allen aber mit dem berühmten „Riegel“ gedroht, der vorgeschoben werden müffe. Auch aus der eklatanten Niederlage der Partei weiß ihr offizielles Organ Honig zu saugen. Es „beweist“ mit anderen Parteiblättern, daß die Zahl der Mitläufer diesmal nur einige Hunderttausende betragen habe, die mehr als drei Millionen aber, die jetzt treu zur Fahne gehalten hätten, „sturmerprobte Kämpfer“ seien, die durch nichts mehr der Partei abwendig gemacht werden könnten. „Merkwürdig,“ meint kopfschüttelnd Genoffe James Broh in der „Neuen Gesellschaft“, „was trotz

des Wahlgeheimniffes in die bloßen Zahlen hineingeheimnißt wird! Nach unserem Statut find Parteigenoffen nur die Organisierten, mit Ausnahme besonderer für uns anderweit tätiger Genoffen. Danach sind, mit dieser Ausnahme, alle Nichtorganifierten, die bei den Hauptwahlen für unsern Kandiaten stimmten, nur Mitläufer. Der „Vorwärts“ wird nun wohl einwenden, daß die andern Parteien doch alle ihre Wähler als Parteigänger betrachten. Die verschwimmenden Grenzen der anderen Parteien aber für die unsrigen als Beispiel zu nehmen, verrät im Grunde bürgerliche Anschauungen. Wer liberal wählt, mag für einen Liberalen gehalten werden, vielleicht auch ein Liberaler sein.

70. Türmers Tagebuch Denn was bedeutet „liberal“? Die Sozialdemokratie jedoch ist von allen anderen Parteien innerlich geschieden, sie erstrebt eine Umgestaltung der Gesellschaft und stützt sich hierbei auf bestimmte, wissenschaftliche Anschauungen. Wer als Sozialdemokrat betrachtet werden soll, muß auf diesen fußen. Sicherlich wird dies auch bei einer Anzahl der nichtorganisierten Wähler, zumal aus den Kreisen der Intellektuellen, zutreffen. Wie groß aber diese Anzahl ist und wer von ihnen wirklich überzeugter Marxist ist, wiffen wir nicht. Und zwar um so weniger, je mehr die Sozialdemokratie als „die“ Oppositionspartei alle unzufriedenen Elemente einem Schwamme gleich aufsaugt. Wir wissen nicht einmal, ob es überhaupt dieselben sind, die jetzt wie 1903 für uns gestimmt haben, und ob sie nur ihrer Mißstimmung über politische Vorgänge und wirtschaftliche Zustände Ausdruck geben, aber nicht unserer Partei zu einem ausfchlaggebenden Einfluß verhelfen wollten, ob also, je näher dieselbe ihrem Ziele kommt, die Zahl der Mitläufer progressiv wieder abnehmen muß. Wir wissen endlich auch nicht, ob wir auf sie, die nicht den Mut oder die Entschlußkraft besitzen, unserer Organisation beizutreten, in Zeiten, da es aufs Handeln ankommt, auch nur irgendwie rechnen können. Die Organisation allein, die für die anderen Parteien fast nur bei den Wahlen in die Erscheinung tritt, ist und bleibt für uns die Grundlage der Parteizugehörigkeit. Bei zirka 13 Millionen Wählern und zirka 14 Millionen großjähriger Staatsbürger haben wir danach bei weitem noch keine volle Million überzeugter Sozialdemokraten – das sind nur 7% – und weit über 2 Millionen Mitläufer. Die Mitläufer von 1903 sind auch nicht etwa inzwischen „Rekruten“ geworden. Das widerlegt sich schon durch die Organisationsziffern. Als Rekruten kann man doch nur die neu Eintretenden ansehen. Wer übrigens die Psychologie der Organisation näher studiert, wird zugeben: die Erziehung der Rekruten erstreckt sich mehr auf den äußeren Drill. Bekommt man sie sämtlich zur Flugblattverteilung, zum Schlepperdienst und anderen gewiß überaus anerkennenswerten Arbeiten heran, so ist man schon sehr froh. Mit einer tiefgründigen sozialen und politischen Erziehung dagegen ist es um so schwächer bestellt, je nervöser gerade die herrschende Richtung in der Partei gegen ein wirklich freies und frisches Wort, gegen unumschränkte Meinungsfreiheit wird. Man sieht eben immer noch nicht ein, daß diese Intoleranz, die mit der Disziplin bei der Ausübung der praktischen Tätigkeit nicht das mindeste zu tun hat, gerade bei einer demokratischen Partei eine ungeheure Schwäche beweist. Dies Bild der wirklich politisch, wirtschaftlich und geistig zur gegenwärtigen Umgestaltung Deutschlands noch viel zu schwachen Macht unserer Organisation zeigt sich nun aber im Spiegel des Parlamentarismus verdoppelt. Trotz der Ungerechtigkeiten der Wahlkreis geometrie! An einem Tage während eines Jahrfünfs laufen Millionen Staatsbürger, die wir auf dem politischen Kampffelde sonst nie wieder sehen, herbei und werfen

Türmers Tagebuch 71 einen Zettel für uns in die Urne. Eine geringe Bemühung, die unsere Parteimacht aber weit über die Zahl der wirklichen Genoffen hinaus erhöht. Millionen ferner von Reichsverdroffenen und Gleichgültigen stimmen, obwohl die Gegner unserer Ziele find, dennoch nicht gegen uns, sondern enthalten sich der Stimme. Diese indirekte Hilfe übersehen wir leicht. Über welche geringe Macht im Reichstage wir gebieten würden, wenn wir nur auf unsere parteigenössischen 7% zu rechnen hätten, zeigt die Tatfache, daß wir sogar mit Hilfe der 2 Millionen Mitläufer nur 29 Mandate in der Hauptwahl erringen konnten. Die übrigen Mandate fielen uns in der Stichwahl durch direkte oder indirekte Hilfe bürgerlicher Parteien, denen wir immer noch als das kleinere LÜbel erschienen, zu. Wie nun bei einer Wahlkonstellation, bei der sich sämtliche bürgerliche Parteien tatsächlich gegen uns zusammenschließen? Die nächsten Wahlen werden, wenn unsere Bahnen die gleichen bleiben,

voraussichtlich uns noch eine schlimmere Niederlage bringen. Ich halte es für richtiger, wenn wir dies Resultat ins Auge faffen und zu vermeiden suchen, als daß wir uns wieder, wie bei diesen Wahlen, davon überraschen laffen. Der Nimbus unseres unaufhaltsamen Vorwärtsdrängens ist zerstört. Wie jede Niederlage, so wird auch diese auf die Mitläufer eine ernüchternde und demoralifierende Wirkung ausüben. Schon die homerischen Götter standen nur auf der Seite der Siegenden. Und die Bürgerlichen haben gemerkt, was fie gegen uns leisten können, wenn sie gegen uns sich zusammenschließen. Sie werden schon die Nutzanwendung ziehen. Auch wir? Bis jetzt hat sich nur eine schwache Morgenröte der Erkenntnis gezeigt. Manche Revolutionäre haben nach diesem Mißerfolg die parlamentarische Flinte schon fast ins Korn geworfen. Was für eine verzweifelte Aussicht ist die auf einen Weltkrieg, die Kautsky in der „Neuen Zeit“ jetzt wieder, wie schon so oft, andeutete! Natürlich steht für ihn fast mit „wiffenschaftlicher“ Gewißheit fest, daß der Weltkrieg mit einem Konkurse Deutschlands endigen, daß dann just das sozialdemokratische Proletariat die politische Macht erobern würde, und daß es dann das nationale oder internationale wirtschaftliche System ändern könnte! Sollen wir nun aber wirklich wegen solcher Zukunftsvisionen einen andern Kampf, als den wir jetzt kämpfen, und eine andere Revolutionierung wünschen als die der Köpfe? Sollen wir das im Prinzip zweifellos demokratische Reichstagswahlrecht als Waffe aufgeben und gleich Kautsky in völlig undemokratischer Weise auf eine gewalttätige Überrumpelung der Mehrheit lauern? Oder nicht vielmehr dahin streben, endlich die Majorität zu gewinnen? Wenn wirklich unsere Ideen modern, klar, vernünftig und der großen Maffe des Volkes nützlich sind, woran, zum Teufel, liegt es, daß wir ihr das nicht klarmachen können? Zumal Deutschland doch ein vorwiegend industrielles Land und die Volksaufklärung in den germanischen Ländern eine weit höhere ist als die in den romanischen und flawischen?...

 Nach der Ansicht, die dem Dresdener Parteitage das Gepräge gab, darf allerdings eine auf die Mitläufer zugeschnittene Taktik überhaupt nicht in Frage kommen. Beschwichtigen doch die Revolutionäre ihr Gewissen über die parlamentarische Mitarbeit im Gegenwartsstaate durch die Formel, daß diese Mitarbeit lediglich das Proletariat für den Endkampf schulen solle. Erstaunlich ist es hierbei jedoch, daß dieselben Genoffen so wenig im Wahlkampf die gute Gelegenheit ergreifen, das Volk gerade über ihre revolutionären Ansichten und über die Zusammenbruchsidee aufzuklären. Wo bleibt hier die „prinzipielle Schulung“? In der Praxis wird also auf die Mitläufer die größte Rücksicht genommen. Von vielen Seiten wird jetzt gefordert, man solle mehr als bisher die Wähler, d. h. die Nichtgenoffen, über die positive Einzelarbeit der Sozialdemokratie aufklären, diese Einzelarbeit selbst auch noch steigern. Ganz schön. Man möge aber nur nicht vergeffen, daß das deutsche Volk infolge seiner Geschichte überhaupt ein geringes Verständnis für die große Politik hat. Seit einem Jahrhundert hat der Franzose, seit Jahrhunderten der Engländer seine Verfaffung, der Deutsche erst seit Jahrzehnten. Und wie wenig beteiligt die deutsche Verfaffung die früheren Untertanen an der Regierung! Sogar die kommunale Selbstverwaltung, die übrigens mit der großen Politik nur in einem indirekten Zusammenhang steht, beschäftigt lediglich einen kleinen Bruchteil. Für den Deutschen ist die Politik daher mehr ein Schauspiel, dem er zusieht, als daß er sich selbst daran beteiligt. Und an diesem Schauspiel interessieren ihn naturgemäß mehr die Schauspieler selbst und die „intereffanten“, charakteristischen Züge als die wirkliche konkrete Arbeit. Hat das Volk wenig Verständnis für die eigentliche Politik, so hat es noch weniger Vorliebe für die Revolution. Im Gegensatz zu Frankreich ermangelt Deutschland einer großen revolutionären Vergangenheit, ermangelt sein Volkscharakter des revolutionären Elans. Der pedantische, sorgenvolle, gemütliche Deutsche versteht sich schlecht auf den Wagemut, der alles oder nichts auf eine Karte setzt. Die ganze altbürgerliche, altmodische, antidemokratische Revolutionsspielerei wirkt im Lichte der modernen sozialistischen Entwickelungslehre nur grotesk. Sie hat vielleicht eine Zeitlang – das soll gar nicht geleugnet werden – faszinierend auf viele Proletarier gewirkt. Aber derartiges braucht sich fchließlich ab. Zumal wenn revolutionäre Taten ausbleiben. Wenn das Revolutionäre nur auf das Altenteil der Theorie gesetzt wird. Wie das Volk im „Talisman“ den König trotz seiner bloßen Unterhosen im Hermelin erblickt – da die Schlagworte so laut ertönen, da alle es fagen, sieht man freilich auch um die Schultern der

Partei den roten Mantel und bemerkt nicht, daß sie tatsächlich in revisionistischen Unterhosen geht. Aber ein Königreich dem, der mir eine revolutionäre Tat der deutschen Sozialdemokratie zeigt! Auf die Revolution lauern, jahre- und jahrzehntelang, ermüdet. „Begeisterung ist keine Pökelware, die man einpökelt auf mehrere Jahre.“ Für nichts

 gilt dies Goethesche Wort wohl mehr als für die immer wieder prophezeite und immer wieder vertagte Katastrophe. Die großen Maffen der Mitläufer aber schrecken wir damit geradezu zurück... Man braucht den deutschen Arbeiter nicht durch die völlig unsozialistischen Verelendungs- und Kladderadatsch-Utopien für das Ideal des Sozialismus, das damit ja gar nichts zu tun hat und an sich bereits revolutionär genug ist, zu gewinnen. Ja, man kann ihn nur schwer damit gewinnen. Wenn man den Arbeitern zeigt, daß gerade die Sozialdemokratie die konsequenteste und praktischste Reformatorin ist, die ihr Ziel, den kapitalistischen Staat allmählich mit neuem sozialistischen Leben auszufüllen, stets im Auge behält, zugleich aber in genauer Abwägung aller Volksintereffen nach der jeweiligen Lage vorgeht, so wird diese Agitationsmethode uns sowohl die industriellen, in ihrer Mehrzahl heute übrigens noch gut christlichen Arbeiter wie die Mittelschichten und die wegen ihres geistigen Einfluffes besonders wichtigen Intellektuellen in Maffen zuführen. Gleichzeitig von Katastrophe und Revolution träumen und dabei zugleich Hort und Zuflucht der großen Mehrheit des Volkes sein wollen, das ist in Deutschland gleichbedeutend mit der Quadratur des Zirkels. Sie ist für Kautskys und seiner Freunde Dialektik ein leicht zu lösendes Spiel, aber nicht für den gesunden Sinn des einfachen Mannes, an den wir uns richten müffen. Warum sollten wir nicht definitiv ein Ende machen dem Zwiespalt zwischen reformatorischer Arbeit und revolutionärer Theorie, dem ewigen Hin- und Herschwanken und dem dadurch bedingten Phrafen heldentum, das sich immer wieder nur an großen revolutionären Worten ohne entsprechende Taten berauscht? Fürchtet ihr, die organisierten Arbeiter werden die Partei verlaffen? Oder die Reaktion werde trotz der Volksmehrheit siegen? Nur bei einer Revolution der Minderheit fürchtet ihr dies nicht? ! Geht's im bisherigen Takte weiter, so werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach noch weitere Jahrzehnte in Deutschland so wie bisher langsam fortkrebsen. Gewiß, das liberale Bürgertum hat auch eine große politische Schuld auf sich geladen. Aber haben wir als die politisch Auf geklärten nicht die größere Verantwortung? Hat unser Revolutionarismus fie nicht von der Seite der Barth und Gerlach fort- und unter die Bajonette der Reaktion getrieben? Und hat ein führendes Organ nicht den sterbenden Führer der Freisinnigen, dem die Sozialdemokratie die geistige Beherrschung des Etats verdankt, einen Strolch im Sterben genannt? Diese Verschärfung unseres Verhältniffes zu den Liberalen, die uns auf der anderen Seite fast zu Vasallen des Zentrums im Parlamente macht, verlangsamt nur die Fortschritte, die wir durchsetzen könnten. Frankreich hat inzwischen die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt, die Kriegsgerichte aufgehoben, die Bestrafung der sog. Streikvergehen beseitigt, völlige Versammlungsfreiheit gesichert. Frankreich konnte

 dies, nachdem die Sozialisten unter Führung von Jaur s durch ihre Blockpolitik die Republik gegen die klerikal-nationale Reaktion gesichert hatten, wofür sie Kautskys und Bebels Tadel einheimsten...“ Noch eindringlicher geigt Georg Bernhard den Parteibonzen die Wahrheit. Mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, gleich in einer ganzen Artikelreihe der – horribile dictu! – bürgerlichen, ja sogar „nationalen“ „Welt am Montag“. Und das Ganze hat der Überdreiste noch die unerhörte Keckheit „Das Jena der Phrafe“ zu nennen! LÜber die Notwendigkeit der Selbsthilfe der Arbeiterschaft auf Grund eigener Organisationen brauche man ja keine Worte mehr zu verlieren. Sie sei eine historisch erwiesene Tatsache. Aber wie fei diese klare Formulierung mißbraucht und mißdeutet worden! „Sie hat schließlich zu einem fortwährenden Appell an die schwielige Faust und zu einer Glorifizierung der Maffe geführt, die in dieser Allgemeinheit zum mindesten geschmacklos war. Aber sie war auch gleichzeitig gefährlich. Während der Zweck der sozialdemokratischen Bewegung sein soll und muß, die Arbeiterschaft zum vollen Mitgenuß an der Kultur zu führen, ist in einzelnen Köpfen die Idee entstanden, daß die, die um die Befreiung der Arbeiterklaffe mitkämpfen, sich proletarischer Lebenshaltung anbequemen müffen und daß über die schwierigsten Probleme der Menschheit keine Instanz so vorzüglich zu urteilen vermag, wie eine Volksversammlung. Es

wurde vollkommen vergeffen, daß die Ideen, die der modernen Arbeiterbewegung zugrunde liegen, den Köpfen einzelner Männer entstammten, die nichts weniger, als Proletarier waren. Marx, der Mann einer Ministerstochter, Engels, der Sohn eines Fabrikanten, und Laffalle, der verwöhnte Liebling der Berliner Gesellschaft, sind die Gründer der proletarischen Bewegung in Deutschland. Und wer die schweren Mißerfolge der Laffalleschen Agitation kennt, der wird nicht behaupten wollen, daß das Proletariat sich für seine Ideen zunächst als sehr aufnahmefähig erwies. Gewiß sind der Arbeiterklaffe seitdem viele Führer später aus ihren Reihen entstanden. Namentlich Auer, Bebel, Molkenbuhr, Grillenberger und viele andere, die zum Teil heut noch die Arbeiterbataillone führen, find ein sprechender Beweis dafür, daß früher ungeahnte Kräfte in der Arbeiterschaft schlummerten. Aber was haben diese Leute an sich selbst arbeiten müffen, welch rastloser Fleiß, welch unverzagte Hingebung war notwendig, damit sie zu den Führerposten sich emporschwingen, damit sie sich auf ihnen behaupten konnten. Daneben bestand immer ein Teil gerade der tüchtigsten Führer aus Akademikern. Der Arbeiter, der Sozialdemokrat wird, riskiert nichts, taucht aber dafür erhebliche Chancen ein. Maßregelungen erträgt er um seiner selbst willen. Der Akademiker, der sich den sozialdemokratischen Kämpfern anschließt, aber muß von vornherein entsagen. Er bricht viele Brücken hinter sich ab. Er braucht eine große Dosis von Idealismus, um die Nachteile, die er auf sich nimmt, durch den Gedanken daran auszugleichen, daß er für eine große Sache, für die

 Zukunft der ganzen Menschheit kämpft. Der Politiker darf keine Dankbarkeit verlangen. Aber wer aus den Reihen anderer Klaffen zur Sozialdemokratie kommt, darf fordern, daß er nicht schon deshalb mit Mißtrauen angesehen wird. Und es ist infam, wenn das Mißtrauen der Arbeiter gegen die Akademiker aufgestachelt wird, nicht etwa von den Arbeitern selbst, sondern von Leuten, die auch nichts anderes sind als Akademiker, die den Maffen ihre Ideen zu suggerieren trachten, um ihnen dann einzureden, es wären die eigenen Ideen der Maffe. Das ist das Verfahren, das von den Höflingen den Königen gegenüber geübt wird. Das ist die Art der Kamarilla, und ob die Kamarilla den König „Demos“ oder den König Wilhelm umschmeichelt, ist im gleichen Maße verwerflich. „Der König absolut, wenn er unsern Willen tut“, so sagen die preußischen Granden, und die Hofdemagogen der Sozialdemokratie laffen auch ihren König „Volk“ nur solange absolut herrschen, wie er sich dem Ideengange, den sie ihm aufzwingen wollen, fügt. Sie täuschen ihm nur Selbstherrschaft vor, während sie ihn in Wirklichkeit in ihrem Ideenkreise gefangen halten. Nach den Lehren des kommunistischen Manifestes und des sozialdemokratischen Parteiprogramms erweitert sich das Herrschaftsgebiet des Kapitals ständig und zwingt neue Maffen in seine Abhängigkeit. Damit aber erweitert sich gleichzeitig der Kreis derer, die an den heutigen Eigentumsverhältniffen kein erhebliches Intereffe mehr haben. Im Produktionsprozeß ist die Stellung des Handlungsgehilfen, der Bureauangestellten der großen Aktiengesellschaften und der Ingenieure der Trusts genau so abhängig, wie die des Arbeiters. Neben den Schichten, die man früher als das Proletariat ansah, entstehen so neue abhängige Schichten, die von der Kultur der bürgerlichen Gesellschaft durchtränkt, an ihr noch mehr Anteil haben, als die Arbeiterschaft. Mag man diese Schichten nun als neuen Mittelstand oder als neues Proletariat betrachten, sie gehören an die Seite der Arbeiterklaffe. Und eine Partei, die für die Arbeiter politischen Einfluß erringen will, kann an diesen Menschenmaffen nicht vorübergehen. Sie kann sie aber noch weniger fortgesetzt vor den Kopf stoßen. Es gilt diesen Leuten ihre Klaffenlage klarzumachen. Wenn ich einem Anfänger philosophische Systeme nahebringen will, so darf ich es nicht in einem Buch tun, von dessen Lektüre der Neuling schon auf der ersten Seite abgeschreckt wird. Dasselbe gilt auch für die politische Propaganda unter diesen wichtigen gesellschaftlichen Schichten. Wenn diese Leute auf jeder Seite unserer wiffenschaftlichen Literatur und vor allem auf jeder Seite vieler Parteizeitungen geringschätzig von bürgerlicher Wiffenschaft und bürgerlicher Kunst lesen, wenn sie fortwährend von Personen, deren Eigenschaften fie im Verkehr schätzen gelernt haben, als von Banditen, Raubrittern, Gelichtern, Strolchen (Bravo, „Genoffe“ Bernhard! D.T) reden hören, dann vergeht ihnen die Lust, bis zum Kern einer Idee vorzudringen. Sie müffen eine geringe Meinung von den Personen ge-

 winnen, die diese Idee vertreten. Ein Teil unserer Parteipreffe, an der

Spitze der „Vorwärts“, macht geradezu den Eindruck, als ob er Anhänger der mofaischen Lehre (!) fei, die das Werben von Proselyten verbietet. Die Neulinge, die anderes kennen gelernt haben, wollen es sich nun einmal nicht gefallen laffen, daß Agitatoren, von denen sie wissen, daß ihre Suppen ja auch nur mit dem Waffer der bürgerlichen Wiffenfchaften gekocht sind, sich ihnen gegenüber als die Allwissenden aufspielen. So können Propheten von Religionsgemeinschaften auftreten, die an den Glauben appellieren, aber nicht Politiker, die gezwungen sind, alle am gleichen Ziele Interessierten zu gemeinsamer Aktion zu sammeln. Woraus besteht denn die sogenannte proletarische Wissenschaft? Im talmudischen Herumtüfteln an den Werken einiger großen Meister. Von einer Weiterentwicklung der Lehren von Marx und Engels, von einer finngemäßen Anwendung der Taktik Laffalles ist gar keine Rede mehr. Vielmehr werden alle Erscheinungen des vielgestaltigen Lebens in der Studierstube fein säuberlich in das System registriert, und wenn sie nicht hinein paffen, so macht man es, wie es bereits der selige Prokrustes tat, man schlägt ihnen einfach die Glieder ab, oder zerrt sie so lange auseinander, bis sie in das fertige Bett paffen. Der Jurist nennt das: eine Tat unter einen gesetzlichen Tatbestand subsummieren. Das war von jeher die Lieblingsbeschäftigung der Bocher in den Talmudfchulen. (Köstlich! D. T) Solange man so etwas mit Dingen tut, die dem Erkenntniskreise der Arbeiterschaft fern liegen, merkt diese nicht, wie dem Leben Gewalt angetan wird. Aber die Maffen, die neu aus anderen Kreisen zu uns kommen, sehen das leichter ein. Und schließlich muß das auch dem Arbeiter klar werden. Denn, wenn der „Vorwärts“ von „Hungerwahlen“ schreibt, wenn unsere Parteitheoretiker durchaus immer noch die Verelendung der Maffen propagieren müffen, so merkt der diese Dinge doch überschauende Proletarier, daß ihm blauer Dunst vorgemacht wird. Er zweifelt entweder an der Geisteskraft oder an der Ehrlichkeit einer Propheten. Das stärkste Stück in dieser Richtung hat allerdings Rosa Luxemburg letzthin in einer Versammlung sich geleistet. Sie gehört ja zu denjenigen Geistesheroen, die der „Vorwärts“ ernst nimmt, und während er die Reden anderer Parteigen offen fälscht oder unterdrückt, hat er ihrer Rede zweieinhalb Spalten gewidmet. In dem Bericht finden sich folgende Stellen: „Von allen Ländern Westeuropas ist Deutschland für eine Katastrophe am reiften, denn hier sind die Klaffengegensätze am schärfsten ausgedrückt.“... „Durch diese Wahl sind wir unserem Endziel um eine tüchtige Strecke nähergebracht.“... „Der Ausfall der Wahl hat uns gelehrt... daß wir viel schneller unserem Sieg entgegen gehen, als wir vor dem 25. Januar angenommen haben.“ Und so etwas soll man ernst nehmen! Das ist allerdings der politische Betrug ins große getrieben. Wenn es nicht etwas viel Schlimmeres ist...“

Türmers Tagebuch 77 Erstaunlich ist's ja nicht, wenn jetzt solche Güffe auf die Parteihäupter niederprasseln. Sind sie doch nur die natürliche Reaktion auf die lange und übermäßige Anspannung eines blinden Autoritäten- und Dogmenglaubens, wie ihn allenfalls nur die Kirchen von ihren Rechtgläubigen verlangen. Auch Bebels Nimbus beginnt achte zu verblaffen, wie Albert Weidner in seinem Porträt dieses ungekrönten Kaisers der Sozialdemokratie in der selben „W. a. M.“ ohne jede Gehässigkeit, eher mit einer gewissen Sympathie, ahnen läßt: „Seit mehr als drei Jahrzehnten schallt Bebels Name über den politischen Kampfplatz; überall drang er hin, wo auch nur der geringste Sinn für öffentliche Angelegenheiten, für das soziale Ringen unserer Tage vorhanden ist. Vor zwanzig Jahren ängstigte man in spießbürgerlichen Kreisen Kinder mit dem Namen. „Wir sind die Petroleure“ fangen damals noch die Genoffen voll kecker Ironie. Dann kamen andere Zeiten: aus der Wolke von Entstellungen und Verleumdungen, die unter dem Ausnahmegesetz von der gegnerischen Presse um ihn erregt worden war, trat die Person des als Schreckgespenst Mißbrauchten mehr und mehr ins Bereich des Realen. Man erkannte einen achtenswerten Charakter, sympathisch jedem, der Temperament und Mannesmut zu schätzen weiß. Wer in einer feigen Zeit nach kühnen Worten lechzt, sah in ihm bald sein Ideal. In immer weiteren Kreisen mißbilligte man die Maßregelungen, die behördlichen Schwierigkeiten, die schoflen Preßfehden – all das, was öffentlich und aus dem geheimen gegen Bebel und seine Partei verübt wurde, oft genug unter Nichtachtung aller gesetzlichen und moralischen Schranken. Die gehässige Herabsetzung, die ihm widerfuhr, verschaffte ihm die Achtung und Anerkennung weiter Kreise. Nicht nur die Arbeiter liefen

herbei, sich um ihn zu scharen, alles, was mit der kleinen, beengenden Gegenwart unzufrieden war und einer befferen, weiteren Zukunft entgegen hoffte, setzte alle Zuversicht auf ihn. Eines Tages stand dann der Geächtete, auf allen Wegen vom Büttel Gehetzte an der Spitze der stärksten Partei. Drei Millionen Männer schienen seinem Rufe zu folgen. Wohin? Das kümmerte vielleicht nicht viele. Was sie trieb, war das heiße Bedürfnis, den Herrschenden die Zähne zu zeigen. Bebel war keine Person mehr, sondern eine Sache; ein Nimbus war er geworden, defen Glanz die Maffen anzog – und blendete. Eine Szene aus dem Anfang der neunziger Jahre: vor dem überfüllten Riesensaale einer Arbeiterversammlung stehen viele Tausende. Sie können nicht mehr hinein, die Polizei hält Saal und Straße besetzt. Nun wollen sie ihn wenigstens sehen und ihm durch Zuruf ihre Verehrung bezeigen. Als er schließlich kommt und einer Droschke entsteigt, da durchbricht die Menge unhaltsam den Kordon. Ein donnernder Jubel umtost ihn, man will den sich Sträubenden tragen, leuchtenden Auges umdrängen sie ihn, und mühsam muß er sich durch die blinden, täppischen und zugleich rührenden Liebkosungen der Volksmenge einen Weg bahnen zum rettenden

 Portal. Alsbald mischt sich das Jauchzen drinnen mit dem der draußen Gebliebenen. Ein Polizeioffizier, in die wogende Menge hilflos eingepreßt, schüttelt verwundert, bestürzt den Kopf: „Aber – das ist ja toller, als wenn der Kaifer kommt!“ – „Ja, das ist unfer Kaiser!“ ruft ihm triumphierend ein Arbeiter zu, und das Wort pflanzt sich wie ein Lauffeuer fort. – Drin, auf dem Podium, ordnet der Gefeierte ruhig und lächelnd feine Notizen. Eitel ist er nicht; der Rausch der Stunde hat keine Macht über einen selbstsicheren Stolz. Aber dieses Bild wird erst vollständig, wenn man erfährt, welchem Zwecke die Versammlung diente, was Bebel vor dieser Menge beabsichtigte und vollbrachte: eine freiere Richtung in der Partei galt es zu vernichten; eine Opposition von Feuerköpfen, die noch radikaler und revolutionärer als er sein wollten und die die Prinzipien des marxistischen Sozialismus verteidigten gegen das Überwuchern von Politik und Parlamentarismus, sollte abgesägt werden. Und als Bebel im Verfolg dieser Absicht von einem der oppositionellen Wortführer – Bruno Wille, der kurz vorher sich in einem öffentlichen Vortrage mit dem sozial-philosophischen Thema beschäftigt hatte: Der Mensch als Maffeglied – als er in bezug auf diesen der Menge zurief: Der nennt euch Herdentiere! da enthüllte der vergötterte Tribun seine Fähigkeit, rücksichtslos selbst mit glattester Demagogie die Maffe für seine politischen Zwecke zu benebeln. Noch häufig hat er in der Folge Gelegenheit gehabt, anders Denkenden gegenüber die gleiche Taktik anzuwenden, bis jener Dresdener Parteitag kam, auf dem die wahre Orgien feierte. Die wiederholten Abrechnungen mit den „Revisionisten“ haben das Bild des nach Liebknechts Tode sozusagen alleinherrschenden Parteiführers seitdem stark verdunkelt. Der Nimbus einer menschlichen Größe erleidet aber auch starke Beeinträchtigung durch einen häufig sich unangenehm bemerkbar machenden Zug kleinlicher Rachsucht. Wir verlangen von großen Charakteren, daß sie über den Widerwärtigkeiten stehen, welche ihnen die jeweils herrfchende Macht bereitet, und daß sie in der Verfolgung von Zielen, welche der Allgemeinbeit zum Vorteil gereichen, nicht an Vergeltung denken gegenüber dem Wahn, den sie zu überwinden haben. Solcher Anforderung bält Bebels Wesen nicht stand. Zu vollem Ausbruch kommt seine Leidenschaft gerade dann, wenn er mit drohend geballter Faust Vergeltung ankündigt. Wie riß er damit den Dresdener Parteitag hin, als er einen Rückblick gab auf die Zeit, da er persönlich in Dresden von der Behörde drangsaliert wurde! Er schilderte die Verhaftungen, die Einkerkerungen, die unausgesetzte Verfolgung, die man ihm angetan. Und im Gefühl der nun mächtig gewachsenen Stärke der Partei stieß er ingrimmig heraus: Käme es aber dahin, daß die, die damals obenauf waren, es nicht mehr find, und könnte ich ihnen mit gleicher Münze heimzahlen, was sie mir getan, wahrhaftig, ich tät’s! Seine Leidenschaft entfeffelte einen Beifallssturm.

 Ahnlich hat er auch bei anderen Gelegenheiten eine Todfeindschaft gegen die bürgerliche Gesellschaft selbst ins Kleinliche gestellt und allzu deutlich bewiesen, daß ein menschliches Größenmaß dasjenige des Durchschnittspolitikers nicht überragt. Daß Bebel hoch über den unwürdigen Anpöbelungen steht, mit welchen die dümmsten und unverschämtesten Subjekte der sozialistenfrefferischen Preffe ihn andauernd belästigen, versteht sich von selbst. Wie albern war der bis zum Überdruß immer wieder an den Haaren

herbeigezogene Vorwurf: der Vertreter des deutschen Proletariats besäße in der Schweiz eine Prunkvilla. Als ob es nicht selbstverständlich genug ist, wenn der markanteste Apostel der Revolution sich für sozialistengesetzliche Zwischenfälle eine Zufluchtsstätte im Auslande sichert, ein Landhäuschen, wie es jeder halbwegs erfolgreiche Handwerksmeister sich leisten kann. Und wie stumpfsinnig war die jüngste, noch dazu unwahre Behauptung seiner Verleumder, Bebel hätte mit Singer im „Roland" Sekt gekneipt, und zwar ausgerechnet zu Kaisers Geburtstag. Als ob ein Sozialdemokrat prinzipiell nur den „Vierzehnteltopp" frequentieren dürfe und Bebel dem patriotischen Reiz nicht widerstehen könne, wenigstens heimlich Kaisers Geburtstag zu begießen. – Bebels Stärke liegt in seinem Temperament, nicht im politischen Scharfblick. Er ist ein Volksredner, kein eigentlicher Politiker. Seit Bülows glatte, leichfertige, aber geschickte Art ihm schlagfertig entgegentritt, hat er im Parlament keine Lorbeeren errungen. Unter seiner Führung hat die sozialdemokratische Parteimaffenhaft Anhänger und Mitläufer angezogen; eine Position als politische Macht hat, fiel nicht aufgebaut. So kann Bebel für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, der politisch erwachenden Arbeiterklaffe nach Laffalle der erfolgreichste Rufer zu sein, wenn auch mehr durch feinen Nimbus, als durch seine Perfon; aber er wird es anderen überlaffen müffen, die von ihm aufgerufene Klaffe zu praktischen Erfolgen zu führen..." e h se Eine sehr bemerkenswerte Erscheinung bei den letzten Wahlen hat Eduard Bernstein beobachtet. In den „Sozialistischen Monatsheften" stellt er fest, daß man unter den Wahlaufrufen gegen die Sozialdemokratie viele Leute finden konnte, die in fast allen größeren Gewerkschaftskämpfen der letzten Jahre auf der Seite der Arbeiter gestanden hatten. Der bloße „Klaffenkampf" reiche also ebensowenig zur Erklärung aller Erscheinungen des politischen Kampfes aus, wie das andere, nicht minder zur „Verdammung" führende Schlagwort von der „einen reaktionären Maffe". Darum werde freilich noch lange keine liberale Ara anheben. Längst daran gewöhnt, den Segen von oben zu erhoffen, habe sich der Freisinn mit Inbrunst an den dargebotenen kleinen Finger Bülows geklammert, sich aber damit nicht etwa dessen Hand versichert, sondern sich umgekehrt in deffen Hand geliefert. „Die braven Freisinnigen sind hinsichtlich der Belohnung für ihre Liebesdienste vollständig auf Bülows Loyalität alias Gnade

 angewiesen. Und da Bülow kein Unmensch ist, wird er so „loyal" sein und ihnen das Rtel. Liberalismus zukommen lassen. Aber wie groß wird dieses R fein? Eine liberale Reichspolitik ist, wie jeder weiß, nur möglich in Verbindung mit einer liberalen Politik in Preußen, dem führenden deutschen Staate. Eine liberale Politik in Preußen aber, die nicht bloßer Schein, keine bloße Spiegelfechterei sein soll, ist an eine Vorbedingung geknüpft: an die Demokratisierung des Wahlrechts. Solange das jetzige Dreiklaffenwahlsystem mit seiner schreienden Bevorzugung des Befitzes in Stadt und Land, solange die jetzige Wahlkreiseinteilung mit ihrer verwerflichen Bevorzugung des platten Landes auf Kosten der Städte in Kraft bleiben, ist alles Versprechen von Liberalismus in Preußen elende Gaukelei. Keine noch so schön klingende Verfügung an die Landräte, die Liberalen bei der Wahl zu schonen, kann, keine Verfügung, die Liberalen zu bevorzugen, könnte eine gründliche Reform des Wahlsystems auch nur zeitweilig überflüssig machen. Denn solche Verfügungen können jeden Tag wieder aufgehoben werden. Verpflichtung zur Demokratisierung des Wahlrechts in Preußen wäre daher die conditio sine qua non, die eine liberale Partei, der es um ihren Liberalismus ernst wäre, unnachsichtlich und ohne Aufschub von einer Regierung fordern müßte, die ihre Unterstützung verlangt. Man braucht ja nur einen Vergleich zwischen den Wahlsystemen aller Nachbarstaaten und dem Wahlsystem Preußens zu ziehen, um zu der LÜberzeugung zu kommen, daß nichts begründeter, nichts zeitgemäßer wäre, als wenn unsere Freisinnigen dem Kanzler, der ihnen einen Tanz auf dem liberalen Schlappseil in Aussicht gestellt hat, zuriefen: Hic Rhodus, hic salta! Aber von den Freisinnigen ist irgendwelches energische Vorgehen in dieser Hinsicht nicht zu erwarten. Ja, selbst den günstigsten Fall angenommen, der sich jetzt zum Erscheinen in dreieiniger Gestalt vorbereitende Freisinn schwänge sich zu einem solchen Ultimatum auf, und Bülow schenkte ihm Gehör, so würde es darüber doch höchstens zu einer Flickerei am preußifchen Klaffenwahlsystem kommen. Der Freisinn, der bei den Wahlen sich mit den blutigsten Reaktionären gegen die Sozialdemokratie

verbündet hat, hat damit der Sache nach das demokratische Wahlrecht schon preisgegeben. Denn über einen Kampf für das demokratische Wahlrecht könnte ja die konservativ-liberale Mehrheit Bülows in die Brüche gehen. Duodezreformen, das ist das Außerste, was von Bülows Liberalismus zu erwarten ist. Genau, wie die gegen die Sozialdemokratie gerichteten gesetzgeberischen Maßregeln, an denen es nicht fehlen wird, voraussichtlich nur in kleinen Dosen zur Verabreichung kommen werden. Man wird es gefliffentlich vermeiden, große Leidenschaften auszulösen. Die Maßregeln werden solcher Art sein, daß sie von der außerhalb der Sozialdemokratie und ihrer Einflußsphäre stehenden Arbeiterschaft nicht als Schädigungen der Arbeiterklaffe werden erkannt werden. Sie werden womöglich, wie übrigens fast jede Reaktion, im Gewand von Freiheitsmaßregeln präsentiert werden, als Schutz gegen „Terrorismus" und dergleichen. Die konservative Presse spielt

 schon mit Macht auf dieser Harfe, und der Freisinn sekundiert ihr auch hierbei wacker. Hier liegt das Gefährliche der Situation angezeigt. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben gelehrt, daß selbst die stärksten der bisherigen außerparlamentarischen Aktionen der organisierten Arbeiterschaft auf den Reichstag und seine Beschlüffe einflußlos bleiben, solche Maßnahmen aber, welche die Maffe der Arbeiterschaft zur spontanen Wahl von stärkeren Formen der Demonstration aufstacheln würden, wird man vermeiden. Man wird sich begnügen, das dünne Ende von Reaktionskeilen einzutreiben, und deren weiteres Eindringen der Zeit überlaffen. Und das erheischt scharfes Aufpaffen. Es ist ein Aberglaube, daß die Gesetzgebung den Entwicklungsgesetzen des Wirtschaftslebens gegenüber impotent sei. Sie kann das Rad der Entwicklung nicht zurückdrehen, sie kann gewisse Tendenzen, wie zum Beispiel die der zunehmenden Industrialisierung der Wirtschaft, nicht hindern, sich immer wieder durchzusetzen. Aber sie kann die Entwicklung verlangfamen, ihre Formen beeinfluffen und in mancher Hinsicht sogar ihre Richtung ändern. Marx' Satz, daß die Gewalt ein ökonomischer Faktor sei, gilt auch hier. Wir wissen, was auf dem Gebiet der Arbeiterversicherung geplant ist, wir kennen die Tücken der Vorlage über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine. Es gibt noch andere Mittel, das zu fördern, worauf diese Pläne abzielen, nämlich die Einheit der Arbeiterbewegung zu durchbrechen, Keile in die heute geschloffenen Körper hineinzutreiben. Ich verspüre nicht das Bedürfnis, mich hier darüber weitläufig auszubreiten, aber wir brauchen uns darüber nicht zu täuschen, daß die Augen unserer Gegner in diesen Dingen heute sehr geschärft sind. Zur Verteidigung ihrer Intereffen gegen die geschilderten Bestrebungen find die Arbeiter heute auf die parlamentarische Vertretung ihrer Klaffe, die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, angewiesen. Ohne eine starke Vertretung im Reichstag, welche mit geschärftem Blick die reaktionären Nebenzwecke von Vorlagen herausfindet, die scheinbar fortschrittlichen Charakter tragen, und mit zunehmender Stoßkraft ihren Einspruch geltend machen kann, haben sie Nackenschläge aller Art zu gewärtigen. Daher ist das Gerede von der Gleichgültigkeit der zahlenmäßigen Stärke der Reichstagsfraktion der Sozialdemokratie als grundverkehrt und in feinen Konsequenzen verderblich auf das energischste zu bekämpfen. Ich bin der letzte, der die Arbeiterschaft dazu erziehen möchte, alles vom Staat und der Gesetzgebung zu erwarten, niemand kann die organisierte wirtschaftliche Selbstbetätigung der Arbeiter höher einschätzen als ich, aber niemals habe ich in das antiparlamentarische Gerede eingestimmt, das schon fo manchen Arbeiter in das anarchistische Lager getrieben hat und in keinem Land weniger am Platze ist, als gerade in Deutschland, wo von anderer Seite nur zu gründlich dafür gesorgt wird, daß die Bäume des Parlamentarismus nicht in den Himmel wachsen. Die Zahl allein ist nicht Qualität, aber sie ist ein Qualitätsfaktor, weil sie ein pfychologischer Faktor ist. Die Fraktionsredner

 der Sozialdemokratie werden im neuen Reichstag prinzipiell nicht anders reden als im alten, aber die Aufnahme ihrer Reden, ihre Wirkung im Haus wird voraussichtlich eine andere sein. Dies namentlich, solange das Bündnis, das Freisinnige, Halb- und Ganzkonservative bei der Wahl geschloffen, noch im Reichstag selbst auf die Parteibeziehungen nachwirkt, was eine Weile schon der Fall sein mag. Später werden wirtschaftliche und andere Gegensätze wohl die Freundschaft etwas abkühlen; ob man darum aber von der Kooperation

gegen die Sozialdemokratie bei Wahlen Abstand nehmen wird, ist eine andere Frage. Es ist sehr wohl möglich, daß man, was sich bei dieser Wahl so angenehm bewährt hat, bei der nächsten wieder versuchen wird...“ Und ein solcher bürgerlicher Erfolg mit dem von gewisser Seite so innig gehaßten und geradezu als unsittlich befehdeten allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrecht! „Es gibt eine Kurzsichtigkeit in ethischen Dingen,“ schreibt Dr. Strecker in der „Ethischen Kultur“, „die immer nur die nächstliegenden, oberflächlichen Erscheinungen an einzelnen Menschen ins Auge faßt, während für die ethische Bedeutung die allgemeinen, staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der Blick völlig fehlt. Die gut spießbürgerlichen Moralforderungen der Mäßigkeit, der Verträglichkeit, der Ehrlichkeit usw., die sich mit dem Hinweis auf den eigenen Vorteil eben sowohl begründen ließen, wie mit irgendwelchen höheren Gesichtspunkten, die werden in allen Tonarten gepredigt. Diejenigen Ethiker aber, die durch gerechte und gesunde Ausgestaltung der allgemeinen Verhältniffe erst den absolut notwendigen Nährboden für das ethische Leben aller einzelnen herstellen wollen, die sind für jene Alltagsmoralisten meistens sehr rasch als „Idealisten“ abgetan. Es ist eben auch auf ethischem Gebiet so sehr viel leichter und bequemer, die äußeren Symptome zu bekämpfen, als energisch die inneren Wurzeln des Übels zu erfaffen. Für uns aber wäre es nicht der Mühe wert, Geschichte zu studieren oder Politik mitzumachen, wenn uns nicht die Geschichte die Möglichkeit großer, ethischer Fortschritte in der allgemeinen Regelung menschlicher Beziehungen zeigte, wenn uns nicht bei unserer politischen Arbeit die Hoffnung trüge, weitere Fortschritte in der gleichen Richtung fördern zu können. Welch furchtbare widerethische Herabwürdigung der menschlichen Persönlichkeit lag z. B. in der Sklaverei! Welche ethischen Gefahren barg fie für den Herrn sowohl als für den Sklaven! Mußte doch selbst der edelsten Auffaffung dieses Verhältniffes von seiten des Herrn immer noch eine bedenkliche Mißachtung fremder Persönlichkeit zugrunde liegen. Und wie sollte der Sklave anders darauf erwidern, als mit Bitterkeit, Trotz und Empörung, oder mit Selbstentwürdigung und Schmeichelei? Was unsere Ethik (Kant!) so unbedingt verwirft, daß ein Mensch für den andern weiter nichts als Mittel, nicht Selbstzweck mehr fei – das war damals Gesetz! Und natürlich gab es auch damals „Männer der Praxis“, die an einer so

 kostbaren Einrichtung nicht wollten rütteln laffen, weil sie sonst den Zufammenbruch der menschlichen Gesellschaft fürchteten. Zum Glück für die Menschheit haben ihre Gegner, die „Idealisten“, recht behalten. Ahnlich war es im Kampf gegen den Absolutismus, gegen die armfelige Herabwürdigung des Volksgenoffen zu einem „in Gehorsam ersterbenden Untertan“. Ein wirklich ethisches Verhältnis zu Staat und Vaterland war erst möglich, als an Stelle jenes Mißachtungsverhältniffes eine Rechtsgemeinschaft trat, durch die jeder Staatsbürger als Persönlichkeit sich geachtet fühlen konnte und Anteil erhielt an der Gestaltung des allgemeinen Schicksals. Auch heute steht die Spießbürgermoral gleichgültig, ja stellenweise direkt hinderlich und feindlich einer konsequenten Fortsetzung der von der Vergangenheit ererbten ethischen Aufgaben gegenüber. Immer wieder neu muß der Kampf gegen die Kurzsichtigen geführt werden. Bei jedem Schritt vorwärts rufen sie ihr „Halt“ dazwischen: nun sei es aber genug, womöglich schon gar zu viel! Und was sie an Unvollkommenheiten und Schlechtigkeiten bei ihren Zeitgenoffen entdecken, das ist ihnen ein Beweis – nicht etwa für die Unzulänglichkeit ihrer Symptomkuren oder für die Notwendigkeit gründlicherer Weiterarbeit, sondern – für die „Gefährlichkeit“ der Reformer und Idealisten! Diese ethisch Kurzsichtigen stehen auch einer Verfaffungsreform im Wege, die uns eben brennend nötig wäre: die Reform unseres Wahlrechtes im Reiche wie in den Einzelstaaten. Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ist der Hauptträger jener Rechtsgemeinschaft, die erst dem Verhältnis des Bürgers zu seinem Vaterlande wirklich ethischen Gehalt verleiht, die Rechte und Pflichten der Allgemeinheit gegenüber in einigermaßen entsprechende Wechselbeziehung zu bringen sucht. Da kommen nun die Kurzsichtigen gleich wieder und weisen uns lärmend und protestierend auf alles Häßliche und Kleinliche, auf alles Widerethische des Wahlkampfes hin: Wieviel Stimmvieh! Wieviel unsaubere Mittel! Welch prinzipienloser Mandatsschacher! Wir sehen das alles auch, und mancher von uns, der selbst draußen im politischen Kampfe steht, bekommt das alles am eigenen Leibe sogar

noch viel deutlicher zu spüren als der bequeme Philister, der sich nur daheim behaglich hinterm Ofen über solche Dinge entrüstet. Auch uns schmerzen die traurigen Begleiterscheinungen jedes Wahlkampfes. Sie schmerzen uns sogar viel zu sehr, als daß wir uns bei den jetzigen Zuständen ein für allemal beruhigen möchten. Wir erkennen aber auch, wie es gerade die ethischen Gebrechen des Wahlrechts selbst sind, die an der ethischen Verkrüppelung des Wahlaktes mit schuld sind. (Freilich gehört in diesen Zusammenhang auch das wichtige Kapitel der Volkserziehung) Diese Erkenntnis schützt uns vor dem mutlosen Stillstand und erst recht vor dem Rückfall in noch traurigere frühere Rechtsverhältniffe. Sie lehrt uns das Ziel auf dem Wege ethischer Vervollkommnung suchen...

 Solange wir im engen Rahmen begrenzter Kreise wählen, werden sich große ethische Gesichtspunkte immer nur gebrochen zur Geltung bringen können. Die wirklich aussichtsvollen Kandidaten jedes Wahlkreises vertreten doch nur die politische Richtung einer begrenzten Zahl der dortigen Wähler. Für die andern beschränkt sich ihr Wahlrecht auf die Wahl des kleineren LÜbels, und oft genug ist diese so schwierig, daß man lieber ganz auf die Ausübung seines Rechtes verzichtet. Ferner, wie wichtig ist es für entscheidende Aufgaben – z. B. für eine Kulturfrage wie die Schulpolitik –, daß große Gesichtspunkte verschiedene Parteien auch über mancherlei Gegensätze hinweg zu einheitlichem Wirken zusammenhalten. Man denke an Frankreich! Wie weit aber führt es von diesem Ziele ab, wenn in der Stichwahl einander nahestehende Parteien um das Mandat eines Wahlkreises ringen und sich dann natürlich genau so heftig befehden, wie in andern Kreisen weit auseinander stehende Parteien. Man denke ich zwei Menschen, die sich leidlich gut vertragen würden, durch einen Schiffbruch ins Waffer geworfen und nun um eine Planke ringen, die nur einen von ihnen tragen kann! Das ist der Kampf um die Existenz, und man wird keiner Partei zumuten können, daß sie selbstlos zugunsten der andern verzichte. Wieviel Verbitterung und Verstimmung setzt sich da fest! Wie werden da alle kleinen und kleinsten Gegensätze auf geriffen zum Schaden der großen einenden Gesichtspunkte. Wieviel fachlicher würden demgegenüber die Auseinandersetzungen werden, wieviel zweckmäßiger könnte sich der Aufmarsch der Parteien vollziehen, wieviel leichter würde jeder Bürger einen Platz für das volle positive Schwergewicht einer Stimme finden, wenn alle Parteien durchs ganze Reich hin die Zahl ihrer Anhänger feststellen und dann die ihr entsprechende Zahl von Vertretern ins Parlament schicken könnten. Dann würde es auch nicht vorkommen, daß die bedeutendsten führenden Geister einer Partei durch den Zufall einer Wahlkreisstimmung ausgeschaltet, unerfahrene Neulinge dagegen sogleich mit dem verantwortungsvollen Amte eines Volksvertreters betraut werden...“ In dieser Richtung, der des Proportionalfystems, wäre unser Wahlrecht allerdings verbefferungsfähig, würde mancher „Wahlnot“ ein Ende bereiten. Wie viele finden sich tatsächlich in solchem Notstande! Keinem der Kandidaten des engern Kreises mag man feine Stimme geben, irgendwo im Reiche aber ist eine Persönlichkeit aufgestellt, der man sie mit Freuden gäbe. Wie aber die Dinge leider bei uns liegen, ist es gefährlich, an dem Wahlrecht überhaupt zu rütteln. Führen wir lieber gewisse Verehrer mittelalterlicher Zustände nicht in die Versuchung, auch ihrerseits die „beffernde Hand“ anzulegen. k st Es sind so schon genug Maulwürfe am Werke. Zurzeit scheint es sich ernstlich darum zu handeln, die Stellung des Grafen Posadowsky zu untergraben und das zum Teil mit Mitteln, für die man auch bei nicht

 gerade ausschweifendem Reinlichkeitsbedürfniffe feine Hände doch für zu sauber halten sollte. Der Graf im Bart ist eben so verbohrt, absolut nicht einsehen zu wollen, daß er nicht ein Minister für, sondern „gegen Sozialpolitik“ sei. Vor einiger Zeit erschien in einem Berliner Blatte ein Artikel des Freiherrn Oktavio v. Zedlitz, in welchem dieser bekannte politische Artist den schon mehr an einen Seiltanz erinnernden „Nachweis“ versuchte, daß Maximilian Harden (!) den Grafen Posadowsky als Nachfolger des Reichskanzlers lancieren wolle. „Der Gedanke,“ schreibt die „Berliner Zeitung“, „der Herrn v. Zedlitz diesen Artikel eingab, war zugleich verwünscht gescheit und herzlich dumm. Herzlich dumm insofern, als Maximilian Harden gewiß der letzte Mensch in Deutschland ist, aus dessen Händen der Kaiser einen Kanzlerkandidaten entgegennehmen würde. Harden hatte natürlich den Grafen Posadowsky niemals zu einer solchen Stellung empfohlen, weder in den Zeilen noch zwischen

den Zeilen, und er weiß ja auch ganz genau, daß gerade seine Empfehlung die Chancen des Kandidaten auf das schwerste schädigen würde. Herrn v. Zedlitz lag nur daran, eine Verbindung zwischen Harden und Posadowsky zu konstruieren und den Grafen dadurch in des Kaisers Augen zu diskreditieren. Dergleichen Artikel werden dann gelegentlich dem Monarchen unauffällig unterbreitet und wirken bisweilen in feinem Gemüte nach. Jetzt fetzt die Post wieder an anderer Stelle ein, und vermutlich hat auch hier Herr v. Zedlitz fein behendes Händchen im Spiele. Die Post behauptet, Graf Posadowsky sei der Kandidat des Zentrums für den Posten des Reichskanzlers. Natürlich liegt auch für diese Behauptung nicht der allergeringste Beweis vor, aber die Post hält es für klug, den Gegensatz zwischen dem Fürsten Bülow und dem Grafen Posadowsky zu verschärfen. Ein solcher Gegensatz besteht allerdings, denn die beiden Minister widerstreben sich ihrer ganzen Charakteranlage, ihrer Lebensanschauung und wohl auch ihrer Staatsauffaffung nach. Außerdem aber ist es richtig, daß Graf Posadowsky in ernsten politischen Kreisen als der defignierte Nachfolger des Kanzlers galt, bevor Fürst Bülow den großen Coup der Reichstagsauflösung gewagt hatte. Der Graf ist mit einem schwerfälligen Ernst dem Kaiser niemals besonders sympathisch gewesen, indefen Wilhelm der Zweite ist zu klug, um die seriösen Qualitäten des Grafen zu verkennen, und es war der Gedanke aufgetaucht, daß der Graf als „innerer", der Kaiser gewissermaßen als „äußerer" Kanzler fungieren solle. Mit dieser Einteilung hätte sich der Kaiser gern einverstanden erklärt, weil ihm die inneren Fragen, die ja einen bedeutenden Fonds von theoretischer Sachkenntnis erfordern, naturgemäß ferner liegen, und er die auswärtige Politik als die eigenste Domäne eines Wirkens betrachtet. Der Erfolg, den Fürst Bülow mit einem plötzlichen Frontwechsel erzielte, hat alle diese Pläne wieder in den Hintergrund gedrängt. Aber es ist nicht unmöglich, daß auf seiten des Kanzlers eine gewiffe Verstimmung gegen den „weltfremden Aktenmenschen" zurückgeblieben

86 Türmers Tagebuch ist. Ob dieses Wort wirklich aus dem Munde des Fürsten Bülow stammt, wiffen wir nicht. Der Couloirklatsch behauptet es. Neulich aber hat sich Graf Posadowsky gerade gegen den Vorwurf der Weltfremdheit mit bemerkenswerter Schärfe verteidigt. Die Post geht noch weiter, sie verlangt, daß die „Sozialpolitik des Reichsamtes des Inneren nicht vorzugsweise das Sprungbrett für seinen Chef in das Amt des Reichskanzlers bilde", fie verlangt, daß „nicht jede der sozialpolitischen Wandlungen an der obersten Stelle bis ins Extreme übertrumpft werde, und sie wirft dem Staatsfekretär zugleich vor, daß er vor den Sozialdemokraten Kotau gemacht, andererseits aber auch die Sozialpolitik in den Dienst der politischen Intereffen der regierenden Partei gestellt habe. Graf Posadowsky wird also als Begünstigter der schwarz-roten Koalition denunziert. Das Wühlen dieser Scharfmacher, in denen sich doch angeblich liberaler Geist mit dem konservativen paart, ist charakteristisch für die Situation. Denn ein Unkundiger müßte wirklich glauben, Posadowsky sei ein sozialpolitischer Heißsporn, der mit Siebenmeilenstiefeln dem letzten Reformziele zueile. Die reaktionären Herren täten wirklich gut, einmal in aller Nüchternheit die Gesetze und Verordnungen aufzuzählen, in denen Posadowsky vor den Sozialdemokraten Kotau gemacht hat..." Ein allerliebstes Denunziantenstücklein, würdig der ruhmvollen Tradition der foutenielIen „Post"! Es geht über mein physisches und psychisches Vermögen, an die Ehrlichkeit einer LÜberzeugung zu glauben, die es fertig bringt, dem Kaiser einen Reichskanzler ausgerechnet durch Herrn Harden servieren zu laffen. Eine solche Überzeugung müßte schon mehr als baumstark sein, und man hat auch in der Tat beim Lesen dieser Mär den Eindruck, als müßten sich darob die „Balken biegen". Kein Wunder, daß der Graf, wie es heißt, nicht in rosigster Stimmung ist. „Fürst Bülow", erinnert der „Reichsbote", „hat ein volles Maß von Ehren heimgetragen; er ist beim Kaiser persona gratissima und steht auf dem Gipfel seines Ansehens; anscheinend spielend ist er von Erfolg zu Erfolg gegangen. Und neben ihm Kolonialdirektor Dernburg: Er kam, sah und siegte! kann man von ihm sagen. Mit rascher Hand griff er ein, mit Tatkraft und Umsicht; der Erfolg krönte sein Beginnen. Und die Freunde loben ihn, die Gegner müffen ihm widerwillig Anerkennung zollen. Graf Posadowsky dagegen kann nicht einmal von sich sagen, daß ihm die danken, für die er gearbeitet hat. Es ist doch Tatsache, daß die Aufstellung des neuen Zolltarifs, die Vorbereitung der Handelsverträge das Werk des Grafen Posadowsky ist. An dem Werke des erhöhten Schutzes der deutschen Landwirtschaft und der

deutschen Produktion überhaupt hat Graf Posadowsky hervorragenden Anteil, wir sehen noch heute die Herren Gamp, Graf Kanitz, Graf Limburg-Stirum u. a. zustimmen und nicken, als der Staatsfekretär des Innern während des Kampfes um den Zolltarif fast Tag für Tag mit der tiefgehendsten Sachkenntnis die Intereffen der deutschen Landwirtschaft verteidigte. Mit solchem Ernst, solcher Gründlichkeit ist kein Land-

 wirtschaftsminister für die Intereffen der Landwirtschaft eingetreten. Dem Grafen Posadowsky ist wenig Dank dafür geworden, das agrarische Lager und der Bund der Industriellen sehen heute in ihm nur den verhaßten Förderer der Sozialpolitik, und heftige, verbitternde Angriffe werden gegen ihn gerichtet; keiner aber von denen, die ihm in den Tagen des Zolltarifkampfes so laut zustimmten, findet ein Wort der Verteidigung. Das ist fchnöder Undank; das muß offen ausgesprochen werden. Und wenn der Graffehen muß, wie nach langen Jahren schwerer, aufreibender Arbeit für das Wohl des Landes ihm so wenig Verständnis wird, wie dagegen andere spielend Ehren und Anerkennung gewinnen, so muß das verbitternd wirken selbst auf einen Mann, der so hoch über den kleinen Eitelkeiten dieses armseligen Menschenlebens erhaben ist wie Graf Posadowsky. Sagen wir es offen: Man hat sich daran gewöhnt, zu glauben, daß der Puritaner im Reichsamt des Innern überhaupt nicht empfindlich ist, und das ist es, was zu einem Mangel an Rücksichtnahme auf diesen so verdienten Mann geführt hat. Allerdings mag auch Graf Posadowsky feine Eigenheiten haben, von denen niemand frei ist, der Tag und Nacht bei der Studierlampe sitzt und für die heitere Seite des Lebens wenig Verständnis hat. Das führt auch zu falschem Urteil über jene, die leichter durchs Leben gehen und ihre Bürde mit fröhlichem Lächeln tragen. Wir hoffen, daß die gegenwärtigen Verstimmungen und Mißverhältniffe den Grafen Posadowsky nicht veranlassen werden, ernste Entschlüffe zu faffen, daß der so kluge in der Behandlung von Persönlichkeiten so geschickte Fürst Bülow es verstehen wird, sich einen besten Mitarbeiter zu erhalten." e e k Ach ja, andere haben es leichter als der Philosoph im Ministerseffel! Wie wenig positive Leistungen hat doch der neue Kolonialdirektor bisher aufweisen können, und wie fliegt sein Ruhm schon durch alle Lande, wie liegt sein Name auf allen Lippen, als habe er uns, ein zweiter Moses, ein gelobtes Land entdeckt. „Moses II" nennt ihn ja auch in einer boshaften antisemitischen Laune eine sozialdemokratische Schrift. „Ein junger, eben noch laut gescholtener Bankdirektor Exzellenz," so schildert Harden das plötzliche Aufleuchten dieses neuen Gestirns, „als Vertreter des Reichskanzlers dem Oberkommando der Schutztruppen vorgesetzt (ein nicht rein arischer Mann, der's nicht einmal zum Leutnant der Reserve gebracht hat) und morgen schon Staatssekretär. Altpreußen erschauerte... Die Offiziere sagten: „Vor dem soll unsereins nun die Hacken zusammennehmen!" Die Beamten der Beletage: „Wir werden für unfähig ausgeschrien, vor dem Lande diskreditiert und der Herr von der Börse soll uns erst lehren, wie's gemacht werden muß!" Viele Liberale (in denen der persönliche Ehrgeiz stärker ist als das Klaffenbewußtsein und die einen von ihren Leuten auf der Pyramidenspitze nur dann gern haben, wenn sie selbst der eine find) und mancher ältere Kaufmann: „Ein bißchen solider konnten sie die

 Nummer schon wählen; geht's diesmal wieder schief wie mit Möller, dann find wir für lange Zeit um unseren Nimbus, und die Bureaukratie lacht unsere Ansprüche aus." Auch wohlwollende Kollegen: „Der Apparat bringt ihn um. Akten und Geheimräte: Das hält keiner von uns lange aus." Nur einzelne: „Der frißt sich durch. Weil Bankdirektoren im Börsensaal ihre Sprechstunden halten, meint ihr, fiel seien zum Spekulantenvolk zu zählen? Die neue Exzellenz hat sich um das laufende Geschäft gewiß nie ernstlich gekümmert und auf dem Effektenmarkt nur das Handwerk gegrüßt. Eine moderne Großbank ist ein Staat mit Budget, Refforts, Parlament und öffentlicher Meinung; von den Vorderplätzen im Aufsichtsrat großindustrieller Gesellschaften sieht man ziemlich tief ins Dickicht der sozialen Fragen hinein und lernt auch mit politischen und religiösen Stimmungen rechnen. Wer da fertig geworden ist, wird's überall. Die Männer, die in all den Jahren unfruchtbarer Politik dem Reich den Weltrang erobert haben, sollen nicht können, was jeder in der Ochsentour beförderte Bureaukrat kann? Paßt auf, wie bald die Überlegenheit sich offenbaren wird!" Dieses Grüppchen jubiliert heute. Ist's nicht ein bißchen früh? Zwischen dem dritten und dem fünfzehnten Dezembertag hat der

Kolonialdirektor aus dem Reich tausend Glückwunschadreffen und Danktelegramme erhalten. Hundert Häupter lüften sich auf seinem Weg. Offiziere, Beamte, Grundbesitzer, Kaufleute, intellectuels, vom Parteibann nicht geängstete Proletarier sagen sogar: „Endlich einer!“ Um die Wiege seines jungen Ruhmes blüht die Anekdote. Unwirksam wie ein Ball aus schmelzendem Schnee blieben die Vorwürfe des Oberlandesgerichtsrats Roeren: „Sie führen einen Börsenjobberton ein!“ „Mit Ihrer Vergangenheit kann man keinen anderen bloßstellen!“ Unwirksam, diese Vergangenheit kann sich neben der eines Dutzendjuristen und Tugendboldes wohl noch sehen laffen. Der Neuling ist in allen Debatten (eines Reichstages freilich, der nur wenige Redner und keine Debatter hatte) Sieger geworden. Dernburg triumphans. Nie ward im breit angelegten Deutschland ein so rascher Erfolg erlebt. Die Kontrastwirkung könnte ihn erklären. Der erste Kolonialdirektor, Paul Kayser, war ein kluger Jurist; ein wandelndes Nachschlagebuch nannte ihn Bismarck (deffen zweiten Sohn er durchs Examen bugsiert hatte). Dann kamen die Herren von Buchka (der in der kurzen Zeit des Wirkens im feinem Studiengebiet völlig fremden Amt Zeit zur Herstellung eines Kommentars zum Bürgerlichen Gesetzbuch fand), von Richthofen, Stuebel, Prinz zu Hohenlohe-Langenburg. Gute Menschen; aber höllisch schlechte Musikanten. Der Sinn für Kolonialpolitik ist bei uns erst zu wecken. Noch glaubt man, mit Gottesfurcht und Sittsamkeit, mit Rouffeaus Lehre vom Menschenrecht und von der Menschengleichheit auskommen zu können; und will nicht hören, daß von Rechts wegen keinem Europäer eine Fußbreite afrikanischen Bodens gebührt. Ein cant ist entstanden, eine Kolonialprüderie, die jede Stillung des Sexualbedürfniffes

Türmers Tagebuch 89 wie schnödestes Laster verpönt. Laster, heißt's in Wedekinds Hochstaplerdrama, ist ein mythologischer Ausdruck für schlechte Geschäfte. Wir haben mit unseren Missionaren, Leutnants und Affefforen drüben lange schlechte Geschäfte gemacht. Und wenn man die Kolonialdirektoren stöhnen hörte, mußte man fürchten, aus der Sache könne niemals was Rechtes werden; sie glaubten selbst nicht sehr inbrünstig an die Zukunft unserer Kolonien. Dernburg glaubt dran; und: „Nur was wir selber glauben, glaubt man uns“, spricht Gutzkow aus Uriels Mund. Das half dem neuen Mann. Noch mehr, daß er drei Monate lang wie ein Märchennigger gearbeitet hatte und fast überall, wider Erwarten, nun schon Bescheid wußte; über Viehzucht und Koprakultur, Ölbaum und Palmenprodukte, Kautschuk und Sialhanf reden konnte wie der älteste Afrikaner. Kontrastwirkung. Dazu der Reiz der LÜberraschung: unter Exzellenzen eine Persönlichkeit! Vielleicht auch... Konter-Imitation: das (halb unbewußte) Streben, sich von der Nachbarschaft auffällig abzuheben. Nebenan wird gesäuselt: er läßt das schroffste Wort aus der Kehle. Nebenan werden Girlanden gewunden: er haut auf den Tisch, daß die Akten rascheln. Und alles jauchzt: „Endlich ein Mann!“ Aber dieses Jauchzen wäre nicht zur Nationalhuldigung geworden, wenn Dernburg nicht den verhaßtesten Gegner zum Kampf herausgefordert hätte. Er war in seinem übelriechenden Bureau der Nase nachgegangen und hatte in einer Ecke die Ursache des eklen Stankes gefunden. Abgeordnete hatten Strafprozeffe zu sistieren, Disziplinarverfahren niederzuschlagen versucht und Kolonialdirektoren durchs Spießjoch der Samniter gescheucht. Abgeordnete aus der Zentrumspartei, deren Machtzuwachs die protestantische Mehrheit längst grollend fieht. Just über dem Kehrichthäuflein winkte der Lorber. Wer da fest zupackt, wird von der langenden Volksgunst bräutlich umfangen und hat sofort eine starke, tragfähige Reputation, die sonst nur auf mühsamen Sandwegen erreicht wird. Die Abkürzung konnte den Willensmenschen und den Phantasten reizen; stimmte auch zu der Rolle des rücksichtslos robusten Geschäftskapitäns. Was allzulange währt, dünkt diese Spezies nicht der Mühe wert. Und der listenreiche Papa mag, als er von dem Plänchen vernahm, in froher Zuversicht ausgerufen haben: „Junge, wenn je einer, paffest du in die Schwarze Küche der Reichspolitik“ Der Erfolg hat's bestätigt; und fachliche Argumente konnten den Plan und die Ausführung stützen. Dennoch soll man den Politiker nicht allzu laut loben. Sein Schicksal nicht mit der Lorberkette an das der Leute binden, die sich in feine Applauszone drängen möchten. Politik ist kein Geschäft wie andere Geschäfte. Was hier einmal investiert ward, ist nie wieder herauszuziehen. Die Fertigmacher find im Staatsgeschäft noch seltener als in jedem anderen. Wer eine Hypothekenbank oder Spinnerei saniert, grenzt das Gebiet feines Handelns ab und kann im schlimmsten Fall das

heute hier Verlorene morgen anderswo zurückgewinnen. Für die Politik gilt der Satz: Tout est dans tout. Wer da aus der Summe des Mög-

90 Türmers Tagebuch lichen nicht das einer bestimmten Stunde Notwendigste richtig errechnet, hat verloren. Und kein Beifallsgedröhn ersetzt das verpulverte Kapital. Deshalb wäre es klüger, Dernburg nicht zum Flügelmannn der Verbündeten Regierungen zu machen, nicht mit dem Gaffenruhm (den er wohl gar nicht begehrt) des Retters aus Klerieigefahr zu belasten. Daß er fanieren kann, brauchte er nicht erst in der Kolonialabteilung zu beweisen. Von unserem Chamberlain hoffen wir mehr. Er soll weder liberal noch konservativ sein (als Führer einer Lokomotive ist man's nicht, sagt Lagarde, fondern fachverständig oder untauglich). Der Kolonialverwaltung eine moderne Organisation schaffen. Jenseits von den Weltmeeren auf anständige und rationelle Weise dem Reich Geld verdienen. Das Tropenland düngen, auf daß es den Enkeln der Deutschen von 1900 eine bewohnbare Heimstätte werde. Die Bewältigung dieser großen Aufgabe, die Herr Dr. Wiegand, der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, nicht auf sich nehmen wollte, erhoffen wir von dem Kaufmann Bernhard Dernburg. An ihr kann er erweisen, daß er kein irrlichtelierender Phantast, kein Finanzmann aus der homerisch wimmelnden Romanwelt Balzacs, daß sein Denken nicht inkohärent ist. Kein ehrgeiziger Wunsch und keines Jubels Echo darf ihn stören. Nicht nach den Jagdliedern des Politikers fehnen wir uns, sondern nach des Kaufmanns schöpferischen Taten. Die wollen wir in Geduld abwarten und dann erst prüfen, ob dieser Mann über die Mittelgröße hinausragt, ob er die Muskulatur, nicht nur die Wesensfaffade eines Starken hat, und wie der Sitzriese aussieht, wenn der Tisch des verehrlichen Bundesrates nicht das Körperkleid der beharrenden und der zeugenden Kräfte dem Blick des Betrachters verbirgt... Laßt den Mann nicht zwischen die Räder des Staatswagens kommen!... Seit dem Wintersolstitium ist manches geschehen, was fein Werk gefährden kann. Er hat eine congregatio de propaganda fide geschaffen, ist selbst als Kolonialredner durchs Land gereist, und die deutschen Hauptstädte haben ihm zugejauchzt. Einen Triumphzug nannte es die rasch angeschwollene Schar der Bewunderer; einen Großkreuzzug spöttisch das Häuflein, das ihm die glitzernden Orden neidet. Daß die Sozialdemokratie auf die einer Industriearbeiterpartei gebührenden Sitze zurückgedrängt werden konnte, ist sein Verdienst. Niemand darf's leugnen. Nie hätte die Bourgeoisie alten Gruppenhader vergeffen und sich in einer Front zum Kampf gestellt, wenn dieser geschmähte Kaufmann ihr nicht als der Exponent fast schon aufgegebener Wünsche erschienen wäre, als der representative man bürgerlichen Hoffens und zünftigen Geschäftsgeistes. Wer sagt, seit Bismarcks Exilzeit sei kein weithin Sichtbarer dem Volksempfinden so nah gewesen, übertreibt nicht. Prinzen, die morgen vielleicht auf einem hohen Turm fitzen, preisen ihn vor dem Ohr der Tafelgenoffen; von Stammtischen kommen Huldigungsdepeschen; und kleine Leute bitten ihn jetzt schon in zärtlichen Briefen, auf der Fahrt nach Ostafrika ein kostbares Leben zu schonen. Männer, die ihm im Juli noch nur lässig die Hand hinstreckten,

Türmers Tagebuch 91 streben hastig nun in feine Nähe, und die Häupter der Haute Banque, die so lange aus kühler Höhe auf ihn herabsahen, beugen sich gern seinem Wink. Ein Märchenschicksal. Wär's ein Wunder, wenn solches Erleben ihm das Blut vergiftet hätte? Wenn er den Glanz, in dem er sich findet, schon verdient zu haben wähnte und sich für den providentiellen Mann hielte, den Retter Germaniens? Die Stunden schlürfte, wo er, im Kreis der von Fortunen einst mehr Begünstigten, aus harter Jugend erzählen kann, die noch nicht weit hinter ihm liegt? („Lorsque j'étais lieutenant d'artillerie.“ Bonaparte hat als Kaiser oft mit Behagen gekrönten Gästen solche Sätze serviert) Träfe ihn dann gerechter Tadel? Die Nation, die ihn vor sechs Monaten noch nicht kannte, hat ihn ans Herz geschloffen. Ehe er gezeigt hat, noch auch nur zeigen konnte, was er vermag. Nicht meine Leistung, darf er zu sich sprechen, hat gesiegt: denn zu schöpferischer Leistung fehlte mir ja noch die Zeit und die Ruhe; den Sieg, die Liebe gewann meine Persönlichkeit... Da droht ihm eine Gefahr. Die Gefahr, die Persönlichkeit fortan als höchsten Trumpf auszuspielen, an jedem Alltag der starke, eigensinnige Bernhard Dernburg sein zu wollen. Als Bankdirektor ist er ihr nicht immer entgangen. „Meinen Optimismus bespöttelt ihr? Müßt ihn freffen, die doppelte Portion nun erst just, und werdet sehen, daß ich Recht behalte.“ Der Erfolg sprach selten unzweideutig für ihn;

ein Luxemburg hat nicht die Rente gebracht, die er von ihm hoffte. Auch aus dem Munde des Kolonialdirektors hörten wir manches Wort, das wir lieber nicht vernommen hätten. Weil es der internationalen Reichspolitik, der die koloniale gerade heute sich bescheiden unterordnen muß, schädlich werden und unerfüllbare Hoffnung wecken konnte. So schlecht, wie er's ahnen ließ, sind unsere Kolonien bisher nicht verwaltet worden (namentlich in Kamerun und Togo ist manches Nützliche geschehen); und so herrlich, wie er sie zeigt, wird ihre Zukunft kaum sein. Ein Rückschlag aber, neue Enttäuschung von so festem Glauben würde leicht verhängnisvoll. Zu erwägen bleibt freilich, daß die Lage, in die der Kolonialdirektor im dritten Monat seines Amtslebens geriet, nicht normal genannt werden konnte. Er wollte als Kaufmann arbeiten und ward in die Wirbel der Politik geriffen. Kaum hatte er seine Abteilung gelüftet, nach modernem Geschäftsbrauch organisiert und von dem lästigsten Vertragszwang befreit, da mußte er agitieren, sich in Nord und Süd aus dem Nichts eine Kolonialpartei schaffen. Mußte. Er hatte den Kampf gegen das Zentrum nicht begonnen (nur vom Recht der Notwehr gegen Herrn Roeren Gebrauch gemacht), an dem Entschluß zur Auflösung des Reichstages offiziell nicht mitgewirkt, keine Partei gehätschelt und keine gefemt. Focht nun aber für fein Haupt, für die Sache, der sein Wille angelobt war. Da mußte die alte Methode denn noch einmal versucht, um jeden Preis, auch um den für grelle Libertreibung zu zahlenden, die gläubige Zuversicht auf helle Tage geweckt werden. Daß es ihm in so kurzer Frist gelang, daß mit den Kolonien endlich wie mit einem wertvollen Aktivum der deutschen Bilanz ge-

 rechnet wird, ist keine Kleinigkeit. (Und denen, die höhnisch fragen, warum sich der Direktor der Darmstädter Bank denn nicht an Kolonialgeschäften beteiligt habe, hat Bernhards Vater schon im Januar geantwortet, der Sohn sei stets bereit gewesen nach einem Systemwechfel Kraft und Geld für diese große Sache einzusetzen, nicht eine Mark aber, „folange da unten der Leutnant und der Affeffor regiert.“ Ist's nicht die Pflicht des Kaufmanns, nur da ihm anvertrautes Gut zu wagen, wo er mitwägen darf?) Jetzt aber ist die Zeit dieses Dranges vorbei. Nicht übertreibende Agitation mehr nötig, nur nüchterne Arbeit. Der alte Herr Dernburg hat in einer Wochenplauderei gesagt, sein Bernhard habe keine Anlage zu Größenwahn, hat die Bewunderer gewarnt, ihn allzu zärtlich zu verwöhnen, und geschrieben: „Das Bestreben, den Kolonialdirektor in die Parteipolitik hineinzustoßen oder zu ziehen, liegt zweifellos auf mancher Seite vor. Es gibt nichts, was der von dem Kolonialdirektor vertretenen Sache schädlicher sein könnte als der Verdacht, als wolle er das Vertrauen, das sich ihm so vielfach zugewendet hat, zum Sprungbrett eines unruhigen und kindischen Ehrgeizes machen. Seine Ehrenpflicht ist, auf seinem Posten auszuharren, solange ihm überhaupt die Möglichkeit des Wirkens gelaffen bleibt. Die Unterstellung, daß er seine Blicke nach einer anderen Seite richten möchte, beruht auf einer vollständigen Verkennung seiner Persönlichkeit.“ Das ist ein gutes Programm. Wird es ausgeführt, dann werden wir das Walten dieser Persönlichkeit spüren, doch über ihre Wesensart von flinken Zungen nichts mehr hören; auch von Dernburgs eigener Zunge nichts mehr. Dann wird er alle enttäuschen, die Sensationen und lustige Parlamentsscharmützel von ihm erwartet hatten. Wird er dem Blick verschwinden, noch ehe er im Mai den Dampfer der Ostafrika-Linie besteigt. Er ist ein Mann der Aktion und hat neulich erst gesagt, wie unwohl er sich in der „papiernen Welt“ der Schreiber und Schwätzer fühle. Die Not der Stunde hat ihn verleitet, sich mit Erkenntniffen zu brüsten, die nur aus Büchern und Akten erworben werden konnten. Mit der Rolle des Mannes bebürdet, der den Geschäftsbetrieb nie fah und doch sagen soll, wie's gemacht worden ist und nun gemacht werden muß. Für den Mann positiver Tat die widrigste Rolle. Laßt ihm Zeit, das Vertrauen, das ihm im Sturm zuflog, zu verdienen: und urteilt dann. Auch die Gegner müßten's. Denn keinen größeren Dienst könnten sie dem von der Volksgunst ins Debet Hineingelobten leisten als den, ihn vom Platz zu scheuchen, bevor nachprüfende Vernunft die Wirkung seines Handelns zu ermeffen vermag.“ An Beschäftigung wird es dem neuen Manne nicht fehlen, es wird eine faure Arbeit sein, den ebenso lächerlichen wie dünkelhaften Bureaukratismus aus unseren Kolonien herauszufegen, und es wird dazu eines eisernen Besens bedürfen. Den wird unserm neuen Herkules wohl jeder von Herzen wünschen, der die Zustände auch nur aus Geschichten ahnt, wie sie der den Türmerlesern wohlbekannte Pastor Schowalter nach einem Bericht der „Zeit am Montag“

erzählt.

 „R. V. kauft sich ein Haus und richtet einen Laden ein. Aber vor dem Hause fehlt die gedeckte Veranda, so daß die Kunden, welche plaudernd oder eine Taffe Kaffee trinkend aus dem heißen Laden heraustreten, sofort im glühenden Sonnenbrand stehen. R. V. will also eine Veranda bauen. Die Erlaubnis wird ihm aber im Hinblick auf das Alignement – der Platz vor seinem Hause ist etwa 3000 Quadratmeter groß – versagt. Später entschließt er sich, anzubauen. Der eingereichte Plan kann, wie man ihn herablaffend belehrt, schon darum nicht genehmigt werden, weil im Grundriß eines Zimmers steht „3><5“, während der Genauigkeit halber an der Schmalseite „3 Meter“ und an der Langseite „5 Meter“ stehen muß. Das wird geändert. Nun aber stellt sich bei mehrwöchiger Prüfung heraus, daß der Neubau auf eine Entfernung von 2 Metern an das Nebenhaus zu stehen kommt, das ebenfalls R. V. gehört. Das erlaubt die Bauordnung (das gibt es auch schon!) nicht, die 3 Meter Abstand fordert. Nun muß der Bau unterbleiben. Ein ingeniöser Baumeister hilft aus der Not: man überbaut die beiden Häuser durch einen Bogen; dann ist das ganze ein Haus. Und nun wird das Projekt genehmigt. Dieses war der erste Streich, der zweite war ihm in jeder Hinsicht ebenbürtig.. Herr R. V. wollte nunmehr, nachdem das Haus fertig gestellt ist, mit feiner Frau über Windhuk nach dem neuen Heim reisen. Die Eisenbahn steht noch unter militärischer Verwaltung und dient vornehmlich dem Truppentransport; Personenwagen gibt es nicht, die Paffagiere suchen sich auf den Kisten, Kohlen und Säcken der Frachtwagen einen Platz. Da aber ein höherer Offizier mitfuhr, war diesmal ein Personenwagen eingestellt, deffen eine Hälfte acht Personen einnahmen, während die davon getrennte zweite Hälfte der Offizier mit Beschlag belegt hatte. Sein Bursche faß, der Befehle gewärtig, vor der Tür. Der Zug fuhr nach Nordost, teilweise nach Norden, und da die Sonne mittags auch im Norden steht, so brannte fie den Insaffen der vorderen Hälfte des Wagens ins Gesicht, wenn sie den Kopf hinausstreckten, um die Gegend zu betrachten. Bei der nächsten Station ging R. V. in den hinteren Teil des Wagens und setzte sich zu dem Offiziersburschen, wo er, gedeckt vom Wagendach, nach rückwärts Ausschau halten konnte. Ein Wink vom Herrn Major und der Zugführer trat heran und wies R. V. weg, damit dem Herrn Major der Anblick eines Zivilisten erspart blieb. Alle Remonstrationen halfen nichts, es war Befehl. Trotzdem hatte es R. V. noch gut; es ist vorgekommen, daß bei strömendem Regen – es ist eine dreitägige Fahrt – Damen vergebens um Aufnahme in den geschloffenen Wagen gebeten haben, in dem einige Leutnants ihren Skat spielten. Auch an sogenannten Zollchikanen, die in das Leben des Reichsdeutschen so häufig eine erwünschte Abwechselung bringen, fehlt es schon längst in Südwestafrika nicht mehr. Ein dortiger Missionar, der zur Klaffe der Einwohner gehörte, die vom Zoll befreit sind, erhielt eines Tages aus

 dem Mutterlande einen geräucherten Schinken per Post zugesandt. Das heißt: er sollte den Schinken erhalten, in Wirklichkeit aber kam nur die Begleitadreffe unversehrt an. Die wohlschmeckende Zugabe zu der Begleitadreffe fehlte. Sie war unterwegs abhanden gekommen. Der Missionar gab sich damit zufrieden und verzichtete, um Weitläufigkeiten und Scherereien aus dem Wege zu gehen, auf den Schinken. Damit war aber der Fall noch keineswegs erledigt. Zwar die Postbehörde kümmerte sich nicht mehr um ihn, dafür trat aber die Zollbehörde in Aktion. Der Missionar wurde aufgefordert, den Eingangszoll für den Schinken zu entrichten, und als er sich auf sein Privileg der Zollfreiheit berief, wurde ihm erwidert, daß er selbst die Ware ja gar nicht erhalten habe und daß mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen wäre, sie sei in den Besitz jemandes gelangt, der nicht vom Zoll befreit sei. Hieraus wurde mit unwiderlegbarer behördlicher Logik geschlußfolgert, daß der Missionar für den Ausfall des Zolles, der unter so veränderten Umständen auf dem Schinken ruhe, aufzukommen habe, da er die Absendung der zollpflichtigen Ware in Deutschland veranlaßt hätte. Soviel Folgerichtigkeit beamteten Denkens imponierte dem Manne Gottes zunächst ganz gewaltig. Ohne zu murren zahlte er den Zoll. Nachträglich aber konnte er sich doch des Gefühls, daß man ihn übertölpelt habe, nicht ganz erwehren, und da er, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, dem holperigen Weg der Beschwerde nicht recht trauen mochte, teilte er der Zollbehörde kurz und bündig mit, er werde den Fall an den „Kladderadatsch“ schicken, wenn man nicht vorzöge, ihm sein Geld zurückzuerstatten. Das soll dann allerdings

geholfen haben... Herr Schowalter beschränkte sich keineswegs auf die Mitteilung dieser anheimelnden Tatsachen, sondern er knüpfte daran kritische Betrachtungen, die nicht uninteressant sind. Zunächst stellte er einen Vergleich an zwischen der Tätigkeit deutscher und englischer Kolonialbeamten, indem er sagte: Der engliche Beamte weiß, daß er nicht alles weiß. Wo ein Schema nicht ausreicht, läßt er mit sich handeln. Er kehrt niemals den Beamten heraus, er geht am liebsten ohne Uniform, er sieht nicht die Disziplin als die Hauptsache an und drückt sich vor der Arbeit, wo er kann. Dadurch wird das Feld frei für Privatinitiative, und jeder Ansiedler fühlt sich dem Beamten gleichgestellt. Das gibt Arbeitsfreudigkeit bei denen, die arbeiten wollen. Der deutsche Beamte weiß mehr als ein englischer Kollege, und er weiß, daß er viel weiß; er hält auf Abstand zwischen sich und der Bevölkerung; er möchte allein alles machen, er geht allem bis ins kleinste nach, er kommandiert und reglementiert ohne Unterlaß. Dabei entsteht allgemeine Unsicherheit, wenn die klare Anweisung der Regierung fehlt, die private Schaffenslust er stirbt, die Bevölkerung ist in steter stiller Opposition gegen die alles Regierenden, gegen ihr Papier und ihre Tinte, und der Zusammenhalt fehlt. Auf dem englischen Gebiet ist der Polizist ein Diener, auf dem deutschen der größte Herr, wenigstens gegenüber der Zivilbevölkerung. Die englische Nonchalance

 und – nicht zu vergeffen – der englische Sport mit feiner ausgleichenden und den Menschen auch im Beamten erhaltenden Wirkung macht mehr Ansiedler zu Engländern als die angebliche Vortrefflichkeit der englischen Verwaltung.“ k k e ... Wohl das Geistvollste über unsere politischen Zeitverhältniffe, ihre mannigfachen scheinbaren Widersprüche und Seltsamkeiten hat Friedrich Naumann in einer kleinen Schrift: „Die Stellung der Gebildeten im politischen Leben“ (Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg) niedergelegt. Das Ergebnis einer Untersuchung ließe sich vielleicht dahin zusammenfaffen, daß wir politisch teils Unmündige, teils Parvenüs sind. Der Rausch, in dem wir uns noch immer von den Reichstagswahlen her befinden, die alle vernünftigen Maße zersprengenden Anhimmelungen Dernburgs, diese gänzlich unvermittelten, daher Verdacht erregenden Pendelextasen zwischen Himmelhochjauchzend und Zutodebetrübt sind alles andere, nur nicht Zeugniffe einer soliden politischen Kultur. „Die deutsche Bildungsschicht“, sagt Naumann, „hat keine starke politische Tradition. Es fehlt ihr der Hintergrund jener großen Auseinandersetzungen, durch die das englische Volk im 17. Jahrhundert zu einem politischen Volke geworden ist. Unsere Geschichte ist arm an Gelegenheiten, bei denen das Volk selbst in die politische Entwickelung handelnd eingreifen konnte, und viele Jahrhunderte liegen in unserer Vergangenheit, in denen es als die Pflicht des braven und gesitteten Menfchen erschien, sich um die Politik nur dienend und gehorchend zu kümmern. Zwar die Staatsjuristen haben sich immer auch in den Jahrhunderten der Kleinstaaterei mit Politik befaffen müffen. Manche von ihnen haben es mit viel Verstand getan, aber was für eine kleine Politik war doch schließlich jene Politik der kleinstaatlichen Hofräte, und wieviel Vorfahren unserer Bildungsschicht hatten an ihr keinen Anteil! Und als dann die große Zeit der deutschen Dichter und Denker kam, da kam auch diese Periode wesentlich unpolitisch. Zwar die größten Dichter und Philosophen sind für ihre Person keineswegs unpolitische Menschen gewesen. Goethe war praktischer Staatsmann, Verwaltungstechniker und Volkswirt, und neuere Biographien von ihm zeigen uns, einen wie großen Teil seiner Intereffen er auf der Höhe seines Lebens derartigen Angelegenheiten gewidmet hat. Er baut die Straßen und verbeffert die Acker in Thüringen und hat sein Auge offen bis hin zum Hamburger Hafen. Aber dieser Staatsmann und Volkswirt von Goethe ist es nicht, der von den vielen gekannt und verehrt wird, die fich Goethes Dichtungen äußerlich oder innerlich zu eigen gemacht haben. Und auch Schiller war ein Mann warm pulsierenden, politischen Lebens. Beeinflußt von Rouffeau brachte er von Jugend auf eine Leidenschaft demokratischer Reformen für eine Dichtungen mit, und wenn auch das spätere Leben den Sturm und Drang seiner ersten Leidenschaft abschwächte, so blieb doch bis hin zur dichterischen Darstellung des polnischen Reichstags die Politik der Kern seiner Dichtung. Aber es war nicht die Politik des All-

 tags, nicht die nüchterne Organisation der Parteien und die mühevolle und langsame Durchführung von Programmen. Er behandelt das politische Heldentum und die

politischen Katastrophen, führt uns unter die Fürsten und unter die Höflinge, zum Wallenstein und zum Tell. Mit alledem hinterläßt er dem deutschen Volke einen großen Bestand triebkräftiger Darstellungen für solche Zeiten, in denen Altes versinkt und Neues heldenhaft aus der Tiefe emportaucht. Für solche Perioden aber, wie wir sie jetzt haben, würde er selbst dann kein Erzieher der Bildungsschicht zur Politik sein, wenn diese Schicht ihn fleißiger und genauer studieren wollte, als sie es im allgemeinen tut. Auch die großen Philosophen, insbesondere Kant und Fichte, find politisch bewegt bis in das Innere ihrer Seele. Beide behandeln die Frage des Staates, der Nationalität, des Krieges und des Reiches. Aber eine eigentliche politische Schule haben sie nicht herangezogen, und wenn man in der Gegenwart von einem Kantianer redet oder von einem Verehrer Fichtes, so ist damit in keiner Weise ein bestimmtes politisches Bekenntnis ausgesprochen. Die Einführung der deutschen Bildung in die Politik kam nicht von den Höhen der führenden Geister. Sie war eine Folge der napoleonischen Zeit und der allgemein liberalen Strömung in Frankreich und England. Es fehlen der deutschen Bildung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts führende politische Köpfe. Die Burschenschaft und die liberalen Vereine haben getan, was sie konnten, und erst im Jahre 1848 zeigte es sich, daß es innerhalb der deutschen Bildungsschicht auch Männer von politischem Charakter und Talent geben kann. Daß die Versammlung der Profefforen und Advokaten im Jahre 1848 kein unmittelbares politisches Ergebnis hatte, spricht nicht dagegen, daß sie für alle weitere Zukunft von bleibender Bedeutung gewesen ist. Aber freilich, diese Politik der Gebildeten glich nur einem kurzen Frühling, über den der Frost kommt. Und von da an wurde die Politik wieder von einem Staatsjuristen gemacht, von dem größten, den wir gehabt haben, der aber gerade mit feiner Größe den politischen Bewegungstrieb der gebildeten Klaffe nicht förderte. Bismarck wurde der politische Meister des deutschen Denkens, aber nicht der Erzieher zur politischen Einzeltätigkeit der deutschen Gebildeten. Es war im Grunde eine autoritäre und monarchistische Politik, die er führte, und er hatte geringes Intereffe daran, den demokratisch-parlamentarischen Unterbau durch seine Mitwirkung zu beleben. Infolgedessen liegt direkt hinter der Schicht vom Jahre 1848 im geistigen Leben der deutschen Nation eine Schicht von völlig anderer Konstruktion. Die alten 48er sind in ihrer Weise politische Köpfe gewesen. Ihre nächsten Nachfolger aber verzichteten auf eigenes Wollen und Denken unter dem übermächtigen Eindruck, daß eine Art von Genius beides für sie besorge. Und als dann Bismarck aus dem politischen Leben ausschied und starb, da hinterließ er eine Art Trümmerfeld: es bestand keine politisch

 tätige Aristokratie, es bestand keine politisch erzogene Berufsbildung. Es war ein Volk vorhanden, in dem politische Tradition nur beim Zentrum und bei der Sozialdemokratie im Entstehen zu bemerken war. Durch Bismarcks starke Persönlichkeit wurde ein Prozeß beschleunigt, den wir auch sonst in Staaten beobachten können, die zum parlamentarischen System übergehen. Man kann nämlich versuchen, drei Stufen der politischen Entwickelung festzustellen: 1. Die Zeit der Politik der jungen Leute, das ist die Zeit, ehe der Parlamentarismus eingeführt ist. Wir haben es in Deutschland vor 1848 gesehen, daß der Student ein politischer Faktor war. Man frug nicht, wie alt derjenige ist, der plötzlich eine politische Rede hält. Wie in Leipzig an dem Kampf auf dem Naschmarkt Studenten auf beiden Seiten teilgenommen haben, wie sich dort im studentischen Speisesaal (Cönakel) eine allgemeine politische Versammlung entwickelte, wie dort nachts zwischen 1 und 2 Uhr die Studenten den damaligen Professor, späteren Minister von der Pfordten, herausklingelten, weil sie es für nötig hielten, um diese Zeit mit ihm über Politik zu sprechen, so ist es ähnlich auch in anderen Universitätsstädten zugegangen. Das ist für uns vollständig vorbei. Der Student darf, selbst wenn er will, keine politische Rolle mehr spielen, aber überall dort, wo der Parlamentarismus sich eben erst entwickelt, wo er erst geschaffen werden soll, finden wir dieselbe Art von Politik der Jugend. Die russische Revolution ist seit 20 Jahren durch politisierende Studenten vorbereitet. 2. Es folgt auf die Periode der Jugend die Zeit der politifierenden Juristen. In allen neu erstandenen Parlamenten haben die Juristen das Heft in der Hand. Der französische Geschichtsschreiber Taine hat den Anteil der Rechtsanwälte und Richter herausgerechnet an den verschiedenen beschließenden Versammlungen der

französischen Revolution. In Deutschland waren ebensogut die in der Mitte des Jahrhunderts entstehenden Landtage, wie dann später der norddeutsche und deutsche Reichstag ein Kampfplatz für Juristen und staatswiffenschaftlichen Scharfsinn. Solange es notwendig ist, die Verfaffungen herzustellen und grundlegende Gesetze zu geben, ist es ganz unvermeidlich, daß diejenigen, die im Formulieren von Paragraphen und Rechten die größte Fertigkeit besitzen, von selbst zu Führern der anderen werden. Die Politik gestaltet sich in dieser juristischen Epoche zu einem Mittelding zwischen Recht und Moral. Sie wird auf Prinzipien gegründet und mit philosophischen und theoretischen Gründen verfochten. Das ist die Zeit, in der die ganze Bildungsschicht die Politik als ihre eigene Angelegenheit begreift. Der politische Jurist erscheint als Sachwalter des in der Bildungsschicht allgemein gewordenen Denkens über den Staat und seine Einrichtungen. Welchen Einfluß haben die Bennigsen, Lasker, Windthorst auf protestantische und katholische Bildung gehabt! Am höchsten aber steigerte sich das miterlebende Intereffe der Bildungsschicht an der Politik von da an, wo ein zweiter Bestandteil der Berufs

 bildung sich den Juristen feindlich gegenüberstellte. Als der Priester mit Hilfe einer demokratischen Parteigrundlage sich den Juristen gegenüber als Vertreter eines kirchlichen Rechtes und religiöser Macht auf der Arena einfand, da begannen politische Kämpfe, in denen alles hervorgeholt wurde, was an feelischen Intereffen und Gegensätzen in der alten ererbten Bildung vorhanden war. Niemals ist die Politik in Deutschland so dramatisch gewesen, als während des Kulturkampfes. Es waren im letzten Grund zwar nur Reden, die gehalten wurden, die wirklichen Ergebnisse des Kulturkampfes find in jeder Richtung gering geblieben, aber in diesen großen und formvollendeten Deklamationen über das Recht der Päpste und der Könige und der Völker empfand die Seele der Gebildeten eine sie beglückende Wiederholung des griechischen und römischen politischen Pathos. Man muß diesen Zustand der Befriedigung an der inhaltreichen Deklamation im Auge behalten, wenn man dasjenige richtig ermeffen will, was wir vorhin über das Verhältnis Bismarcks zur deutschen Bildung gesagt haben. Weil die neue schaffende Periode Bismarcks mit der Zeit des juristischen Parlamentarismus zusammenfiel, war es leicht, die wirkliche Regierung monarchistisch zu führen, die vom Jahre 1848 aber politisch angeregte Bildungsschicht gleichzeitig auf eine dramatische Weise zu beschäftigen. 3. Hinter der Zeit der juristischen Politik kommt eine Politik der materiellen Intereffen, in welchen es den Vertretern der Berufsbildung nicht mehr gelingt, die politische Führung in der Hand zu behalten. Es ist zwar auch heute noch so, daß die Sekretäre, Schriftsteller und Redner aller wirtschaftlichen Parteien die formale Schulung der Universitäten durchgemacht haben müffen, aber wir finden sie heute in der Politik nicht mehr als Wortführer einer prinzipiellen Überzeugung der gebildeten Schicht, sondern in einer mehr oder weniger starken Abhängigkeit von materiellen Wünschen der hinter ihnen stehenden zahlreichen Körperschaften. Dieser Übergang von der Politik der Prinzipien zur Politik der materiellen Vorteile ist an sich ein ganz natürlicher Vorgang. Hat man nämlich einmal die politischen Rechte festgestellt und die grundlegenden Gefetze bis hin zum bürgerlichen Gesetzbuch beschloffen, dann bleibt auf dem Gebiet der Verfaffung und des Rechtes nur noch ein gelegentliches Weiterbauen und Reformieren übrig. Sobald aber dieser Zeitpunkt erreicht ist, fragt sich der nun mit politischen Rechten ausgestattete Staatsbürger, zu welchem Zwecke er denn eigentlich Politik treibe, und nichts ist ihm einleuchtender, als daß die Politik dazu da sei, um entweder höhere Getreidezölle oder beffere Handelsverträge, ein Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb oder eine Verkürzung der Arbeitszeit zu gewinnen. Diese Art von Politik ist für die Menge der Bevölkerung bei weitem die verständlichste, und wer will leugnen, daß in aller ihrer Nüchternheit und Selbstsüchtigkeit diese Politik unter Umständen praktisch mehr leistet, als die Deklamationen des dramatischen Kampfes zwischen dem Juristen und dem Priester? Es würde also der Übergang zur Politik der Wirtschaftsintereffen auch dann erfolgt

 sein, wenn Bismarck ihn nicht absichtlich herbeigeführt hätte. In der zweiten Hälfte der 70er Jahre verkündete Bismarck auf der Höhe seines Einfluffes die nun beginnende Periode der Wirtschaftsintereffen. Damit aber entglitt der Bildungsschicht das Steuer des politischen Kahnes. Von da an kommt sich kein Teil des Volkes politisch zweckloser

vor als diejenigen, die weder Unternehmer find, noch Arbeiter, die weder Agrarier find noch Kaufleute. Sie wissen nicht wohin sie sich zu rechnen haben. Eine Wirtschaftspartei der Bildungsvertreter kann nicht ins Leben gerufen werden, weil die Schicht zahlenmäßig gering und über das ganze Land verbreitet ist, und weil ein großer Teil der Bildungsschicht in einem direkten oder indirekten Beamtenverhältnis steht, für welches das Wohlwollen des vortragenden Geheimrates wichtiger ist als das, was in den Parlamenten verhandelt wird. Während also bei jetziger Sachlage der Bauer, der Handwerker, der Großindustrielle, der Arbeiter sozusagen von selbst wissen, wohin die politisch gehören, fängt der Gebildete an, vor lauter Skrupel und Unsicherheit nicht mehr zu wissen, an welcher Stelle er sich einzugliedern hat. Ihm fehlt in der Politik der materiellen Intereffen der natürliche Standpunkt..." Es könnte sein, meint Naumann zum Schluß, daß wir noch ziemlich lange Zeit warten müßten, bis wir wieder eine Politik bekommen, in der auch die Kulturideale der Bildung etwas zu bedeuten haben. Immerhin würde es nicht richtig sein, an einer solchen Zukunft zu verzweifeln. „Der Mangel der Mitwirkung der gebildeten Schicht an der Politik macht sich fchon jetzt bei uns in hohem Grad fühlbar. Unsere Schulpolitik steht längst nicht mehr auf der Höhe, daß sie ein Vorbild anderer Nationen sein könnte, und unsere äußere Politik wird von den Parteien je länger desto mehr nur noch als Handelsgeschäft betrieben. Der Inhalt der äußeren Politik ist den Wirtschaftsparteien gleichgültig geworden. Diejenigen, die eben den Vorteil der Gesetzgebung genießen, bewilligen Soldaten und Schulen, diejenigen aber, denen diese Vorteile nicht zuteil werden, halten es für nötig, die Machtmittel zu verweigern. Irgend einen grundsätzlichen Gedankengang über Ziel und Richtung unserer auswärtigen Politik suchen wir in dem ganzen Gewirr der Intereffenvertretungen vergeblich. Dieser doppelt große Mangel wird und muß im weiteren Verlauf unserer Geschichte dem deutschen Volke zum Bewußtsein kommen, hoffentlich find es nicht zu schwere Prüfungen und Erlebnisse, wodurch das geschieht..." HSH

SMSN WAZ_4/ Frau" Das Bürgertum in der Kunst Zum 200. Geburtstage Henry Fieldings Von Dr. Karl Storck ie literaturgeschichtliche Würdigung des Schöpfers des noch heute durch die erquickende Fülle trefflicher Beobachtung und die mit Leben gesättigte Darstellung köstlicher Gestalten wirksamen Romans von „Tom Jones, dem Findling" ist fest und klar. So glauben wir die 200. Wiederkehr des Geburtstages von Henry Fielding (22. April) beffer als durch eine aus jedem Handbuche zu gewinnende Charakteristik, dadurch zu begehen, daß wir einen LÜberblick über die Wirkung des Bürgertums in der Kunst zu gewinnen suchen. Denn auf der Betätigung eines gesunden Bürgertums beruht Fieldings geschichtliche Stellung und die noch andauernde Lebensfähigkeit seiner Werke. e e Auf eine je höhere Warte man sich stellt, um den Entwicklungsgang der menschlichen Kultur zu betrachten, um so mehr gewinnt man den Eindruck, daß dieser sich auf einem spiralförmigen Wege vollzogen hat. Es geht immer im Kreise, und jeder dieser Kreise umschließt eigentlich das gefamte Gebiet des Lebens, d. h. alles was geistig, feelisch und finnlich der Beobachtung und Erfahrung, also dem Erleben sich darbietet. Der Kreis wird immer größer, weil ein immer größerer Teil der Menschheit an der Lebensentwicklung Anteil hat. Es mag auch sein, daß die bewegende Entwicklung im Laufe der Zeit immer rascher geworden ist. Aber man begreift des Ben Akiba knapp gefaßte Weisheit, daß alles schon einmal dagewesen ist, und es kommt da nur darauf an, daß man sich vor dem allzu billigen Schluß dieser Weisheit schützt, vor dem nil admirari. Es bleibt ja doch auch die andere Wahrheit bestehen, daß, wenn zwei dasselbe tun, es doch nicht dasselbe ist. Und es wird vielleicht zum feinsten Reiz einer vergleichenden Kunstbetrachtung, das Unterschiedliche in der gleichartigen Bewegung herauszufühlen und auf seine Ursachen hin zu untersuchen. Wir

Storck: Das Bürgertum in der Kunst 101 müßten einmal ein derartiges Buch einer Geschichte des menschlichen Geistesund Seelenlebens bekommen, das für die gesamte Einstellung der Kunstbetrachtung und für ein vertieftes psychologisches Verhältnis zu allem Schaffen der Menschheit von außerordentlicher Bedeutung werden würde. Ein wichtiges Kapitel in diesem Buche würde vom Bürgertum in der Kunst handeln. Es handelte sich dabei um die Kunst, in der jene Teile des Volkes sich und ihr Dasein in den Mittelpunkt rücken, die in der Mitte stehen zwischen den ohne persönliches Verdienst zu Macht und Reichtum Gelangten und den ohne persönliches Verschulden zur Dumpfheit und Unklarheit Verurteilten. Diese Mitte nämlich ist

nur durch eigene Arbeit immer wieder zu gewinnen. Sie entsteht nicht dadurch, daß Elemente von oben herunter kommen, sondern dadurch, daß sich die Tüchtigten von unten hinaufarbeiten. Sobald es deren viele sind, muß die obere Schicht mit der Kraft und Bedeutung der Mitte rechnen und duldet sie. Das Aufhören des Kampfes bringt dann auch hier eine Art behaglicher Erschlaffung der Kräfte. Sie wird dann widerwärtiger als die Ermattung der obersten Lebensschicht, die im Grunde nur auf einer zu großen Verausgabung von Kräften beruht; auch widerwärtiger als die Dumpfheit der untersten Schicht, bei der man das Gefühl hat, daß immer mehr der Lichtfunken in das Dunkel hinunterfallen werden, wodurch dann die stärkeren und kräftigeren Elemente hinaufgelockt und hinaufgeführt werden ins Licht. Allerdings, wenn wir dauernd die Vorstellung dieser Dreiteiligkeit aufrechterhalten wollen, müffen wir für die Neuzeit an der ja auch wirklich vorhandenen Tatsache festhalten, daß das mittlere Gebiet stets im Wachsen ist, daß also die Zahl der am Leben völlig Unbeteiligten stetig zurückgeht, wobei dann innerhalb dieses Mittellandes ein stetes Auf und Ab wäre in einem Ringkampf zwischen den mehr geistigen und den mehr sozial-ökonomischen Fähigkeiten. Mit dieser Einschränkung läßt sich die Dreiteilung durch die ganze Weltgeschichte verfolgen. Sie ist unterbrochen durch kurze Perioden der Zweiteilung. Das find die Erfchlaffungszeiten der Völker. Denn die oberste Schicht ist infolge der ganzen Begleitverhältniffe in der Regel nicht eigentlich vollklich (national), wenigstens nicht in dem, was die Kultur ausmacht. Auch das Kulturleben kennt schwere Kämpfe, Siege und Niederlagen, kennt Revolutionen. Das Von-unten-nach-obengehen liegt in der Natur dieser Bewegung als Entwicklung, aber ebenso natürlich ist es, daß die Revolutionen des geistigen Kulturlebens nicht in der untersten Schicht ihren Ausgang nehmen können, sondern in der mittleren. Überdies sind die sozialen und politischen Revolutionen, durch die die unterste Schicht in plötzlicher Bewegung nach oben drängt, durchweg Folgeerscheinungen der aufrüttelnden geistigen Tätigkeit der mittleren Schicht. Es sind eigentlich niemals Vertreter des Proletariats gewesen, die die wirklichen Führer bei diesen Proletarierbewegungen abgaben, ob es sich da nun um die Sklavenaufstände des Altertums, die Auflehnung der Neger, Bauernkriege, französische Revolution oder die modernen Arbeiterbewegungen bis

 zum Anarchismus hinab handelte. Vielmehr waren es Intelligenzen, die aus der mittleren Schicht hervorgegangen waren und sich deshalb an die unterste wandten, weil es im Wesen dieser mittleren Schicht liegt, daß sie zu geruhsamem Behagen neigt und in diesem aufgeht, sobald sie die materiellen und geistigen Möglichkeiten eines schönen Daseins geschaffen hat. In dieser Neigung zur Zufriedenheit und Genügsamkeit liegen die Grenzen für die Bedeutung der gerade dieser Schicht eigentümlichen Kultur. Es handelt sich natürlich überhaupt bei dieser ganzen Darlegung um jene Kultur, die mehr den Charakter des Gemeinsamen, des Sozialen trägt, nicht um das Schaffen der einzelnen überragenden Perfönlichkeit. Diese gewaltigen Persönlichkeiten wachsen überhaupt aus allen Standesbegriffen hinaus, sie werden Führer des ganzen Volkes; sie find es auch, die im Grunde den besseren Elementen das Aufsteigen aus der Tiefe ermöglichen, wodurch ja eben immer wieder die mittlere Schicht entsteht. Eine mehr soziale, gemeinsame Kultur irgend einer Standesschicht kann dagegen erst dann entstehen, wenn sich in diesen größeren Kreisen das Gefühl des eigenen Wertes festgesetzt hat, wenn die Freude am Stand, an dem sozialen und geistigen Zustand, in dem man sich befindet, zu defen künstlerischer Verwertung bzw. Ausschmückung lockt. Diese Zufriedenheit mit dem Erreichten ist das, was die starke Perfönlichkeit, in deren Natur ein stetes Streben nach Höherem liegt, nach kurzer Zeit in Gegensatz zu dieser mittleren Schicht bringt, aus der fie selber hervorgegangen ist, weshalb dann alle diese starken Persönlichkeiten entweder bewußt Künstler für die wenigen Auserwählten werden oder an das Volk in seiner Gesamtheit sich wenden, was im Grunde bedeutet: neue Aufrüttlung und neue Erweckung der unteren Schicht. Darin beruht der große Kulturfortschritt in der Menschheit, darin ihre stete Bewegung, daß ein immer erneutes Aufsteigen aus den untersten Schichten nach oben erfolgt. Wir können bei aller wahrhaft großen Kunst es sehen, daß sie Wurzeln in diese unteren Schichten hinabsenkt und aus diesem ursprünglichen, noch nicht verbrauchten Boden ihre Naturkräfte faugt; wogegen jene Kunst, die

von einem bereits gewonnenen Kulturgebiet aus nach Höhen aufstrebt, entweder sich in äußerlicher Kunstfertigkeit verliert oder einem unlebendigen Artistentum anheimfällt. Aber man muß sich immer klar darüber bleiben, daß der Begriff Kultur eines Volkes das bedeutet, was die Gesamtheit oder ein größerer Ausschnitt aus ihr besitzt; daß man dagegen die höchsten Höhen des künftlerischen Schaffens einzelner aus diesem Volke nicht als Kultur dieses Volkes bezeichnen kann, sondern nur als Kulturmöglichkeit. Dieser Teil der höchsten Kunst oder des höchsten genialen Schaffens auf anderen Gebieten steht über dem, was das Volk als seinen Kulturbesitz in Anspruch nehmen kann. Wir sehen das am besten daran, wie es in der Regel nur langsam im Laufe von Jahren einem größeren Teil des Volkes gelingt, sich allmählich Stück um Stück von der höchsten Lebensarbeit der aus ihm

 hervorgegangenen Genies zum kulturellen Lebensbesitz zu machen. Man wird also diese hohe Kunst niemals als Ausdruck der Kultur eines Volkes bezeichnen können, sondern immer im günstigsten Falle in ihr das Hochland sehen können, in das die Kultur des Volkes einmal wird hinauf dringen können. Künstlerischer Ausdruck der Kultur eines Volkes dagegen ist jene Kunst, nach der dieses Volk aus seiner ganzen Lebenshaltung heraus verlangt; ist also eine Kunst, die nicht nach neuen Zielen weist, sondern fich den Ausbau, die Verschönerung, die Durchdringung des bereits Erreichten angelegen sein läßt. Von dieser Kunst ist jener Teil erfreulich, den man im engeren Sinn als bürgerliche Kunst zu bezeichnen pflegt; denn das, was wir heute als Volkskunst zu bezeichnen pflegen (Volkslied, Volksepos), ist nicht Ausdruck einer vorhandenen Volkskultur, sondern ist die Arbeit der Ur- und Naturkräfte eines Volkes, ist darüber hinaus Schaffen jener genialen Begabungen in der Unterschicht des Volkes, die gerade deshalb nicht als Persönlichkeit heraustreten, weil sie keine Kultur haben. Ich faffe zusammen: Es gibt also eine Kunst, die schlechthin Ausdruck ist des Volkstums, der Naturkräfte eines Volkes, eine Kunst, die ohne kulturelle Bildung dieses Volkes zu wachsen und zu gedeihen vermag. Genau so, wie die wilden Blumen, die wildwachsenden Bäume schöne Blüten und Früchte zu tragen vermögen. Daneben besitzt schon vermöge ihrer sozialen Machtstellung die oberste Schicht immer eine ausgesprochene Kultur, d. h. eine bewußte Schönheitspflege des Lebens. Zu dieser Schönheitspflege gehört eigentlich in allen Fällen, von denen die Geschichte der Menschheit berichtet, die Kunst; sie braucht aber keineswegs die stärkste Kulturmacht dieses Kreises zu sein, wie denn z. B. im alten Rom ganz andere Fähigkeiten das Beste des Kulturbefizes der obersten Klaffen ausmachten. Ja, man kann sagen, daß in diesen Kreisen fast immer die gesamte Gestaltung des Lebens den Ausschlag gibt, daß die Kunst fast nie mehr bedeutet als ein Schmuckstück dieses Lebens. Wo man sie stärker heranzieht, gewinnt die Standes charakter. Da diese Stände nicht auf ein Volk beschränkt sind, pflegen sich die nationalen Eigentümlichkeiten dieser Kunst zu verwischen. Und darum pflegt sie selbst dann, wenn sie an sich schöne Ergebnisse erzielt, in wirklichem Sinne nur wenig fruchtbar zu sein. Das schärfste Beispiel dafür ist die an sich sehr hohe künstlerische Kultur des deutschen Rittertums. Die Kultur der mittleren Schicht dagegen, die wir also als Kultur des Bürgertums bezeichnen können, hat im Gegensatz zu dieser Kultur der oberen Stände den außerordentlichen Wert, daß sie in ihrem Wesen national ist. Und national heißt hier vollklich, ja sogar volkstümlich, selbst wenn es nun keineswegs die stärksten und gesundeten Eigenschaften des betreffenden Volkstums find, die sich hier zur Geltung durchringen. Es ist festzuhalten, daß die wirklich große Menschheitskunst außerhalb dieser Kulturgebiete steht, eben Persönlichkeitskunst ist. Und es ist

 der ungeheure Rückstand der sogenannten französischen klafischen Literatur gegenüber der deutschen, daß diese französische Klaffi zität, daß diese an sich hervorragenden Dichter fich damit begnügt haben, einen formalen denkbar hohen und auch geistig reichen Ausdruck des Lebens der höchsten Kulturschichten ihres Volkes zu schaffen, eben des höchst entwickelten Absolutismus eines Ludwig XIV. Daher nun auch das verhältnismäßig schnelle Vergehen der Bedeutung der französischen klassischen Literatur für das eigentliche Leben des französischen Volkes, und die ganz geringe Bedeutung dieser so hoch entwickelten Kultur für die gesamte Menschheit, trotzdem zeitweilig diese

französische Kunst die ganze Welt in einem Maße beherrscht und zur Nachahmung gezwungen hat, wie seither keine andere wieder. Man halte dagegen die ungeheure Bedeutung der Renaissancekunft für alle Zeiten und untersuche, worin die Bedeutung liegt, so wird man finden, daß diese dauernde Bedeutung nicht auf der außerordentlich hoch gesteigerten gesamten Kultur der Renaissancezeit beruht, sondern auf dem, was in ihr durchaus Persönlichkeitsbetätigung ist. Ja, der innerste Zauber und die stete Erziehungs- und Erleuchtungskraft der Renaissance beruht letzterdings darin, daß die Betonung des Persönlichkeitsrechtes gegenüber allen Schranken des Gesamtheitslebens ist. Gerade dieses Gesamtheitsleben aber zeigt den jeweiligen Stand der Volkskultur. Und wenn wir noch weiter gehen, so finden wir, daß für die große Entwicklung der Menschheit das höchste Schaffen der germanischen Völker und zu allermeist Deutschlands viel bedeutsamer ist als das Schaffen der romanischen Völker, trotzdem diese romanischen Völker durchweg eine viel höhere Gesamtkultur besaßen als das deutsche Volk. Dagegen hat nicht umsonst z. B. das romanische Recht sich auch die germanischen Völker untertan gemacht; nicht umsonst gewinnt die romanische Kunst immer wieder in jenen Perioden auf Deutschland starken Einfluß, wo hier eine größere Volksschicht bewußt nach einer bestimmten Lebenskultur strebt. Einst war es der Adel, der sich in die Abhängigkeit von diesen französischen Vorbildern stellte, heute ist es das deutsche Bürgertum in der Literatur sowohl wie in der bildenden Kunst. Sehen wir aber die Kunst der italienischen Renaiffance nicht nach ihrem Dauerwerte für die Menschheit, sondern als Kultur einer bestimmten Zeit an, so erkennen wir als ihre höchste Schönheit, daß sie Ausdruck des künstlerischen Fühlens des Gefamtvolkes ist, d. h. soweit dieses Volk überhaupt am öffentlichen Leben teilnimmt. Da aber dieses öffentliche Leben ausschließlich vom Leben in den Städten getragen wurde, kommt es einem gar nicht zum Bewußtsein, daß das bäuerliche Landvolk von der ganzen Bewegung ausgeschloffen war. Dann aber ist der Kern dieser Kultur bürgerlich. Niemals hat das Bürgertum stärker das Gefühl besitzen können, daß in seinem Machtbereich alles liege, als gerade in der Renaiffance. Der Bürger mußte hier ein ähnliches Gefühl haben wie der Soldat im Zeitalter Napoleons: daß aus ihm alles werden konnte, Fürsten, die mächtigsten Heerführer, die höchsten kirchlichen Würdenträger. Die einzelnen

 wie die Familien, die für etliche Generationen die Macht an sich zu feffeln wußten, waren bürgerlichen Ursprungs;fie waren hervorgegangen aus diesem stets nach oben strebenden Volkstum, das eine unvergleichliche Kraft besaß, Besitz zu erwerben, und doch in diesem Besitz nur das Mittel fah, sich ausleben zu können. Die Renaissance konnte andererseits nur in Italien diesen Charakter bekommen, weil nur hier die Vorbedingungen gegeben waren, daß die Antike wirklich mit offenen Augen und offenem Herzen auf genommen werden konnte, ohne daß sich irgendwie etwas Nationales dagegen auflehnen mußte. Die leidenschaftliche Anteilnahme an der Kunst und am einzelnen Künstler reichte aber trotzdem, und das ist außerordentlich bezeichnend, nicht dazu aus, daß problematische Künstlernaturen verstanden wurden. Man ging mit den stärksten und extravagantesten Künstlererscheinungen mit, weil man in diesen Künstlern, wo sie Stürmer waren, eine Art von Seitenstück zum Conquistadore fah, eine Eroberer- und Kraftnatur. Die Art, wie Michelangelos grandiose nach innen drängende Kunst in das lediglich nach außen glänzende Barock abgewandelt wird, ist von höchster Beredsamkeit. Die eigentlichste Größe Michelangelos dagegen, gerade diese Fähigkeit der Zusammenpreffung der nach außen strebenden Kräfte, wurde von den Zeitgenoffen nicht erfühlt, weshalb sich auch Michelangelo als Einfamer vorkam und als gefeiertster Künstler seiner Zeit gramvoll von der Welt sich zurückzog, die ihn wohl vergötterte, aber nicht verstand. Daß so die Kultur des Bürgertums geradezu zur Volkskultur wurde, wie hier im Italien der Renaiffance, hat es sonst nirgendwo gegeben. Es war auch ganz unmöglich. Denn für Italien hatten die Umwälzungen, die das Mittelalter gegenüber dem Altertum hervorrief, die foziale und ökonomische Selbständigmachung des Bürgertums, die Befreiung von der Herrschaft einer über dem Ganzen stehenden oberen Schicht herbeigeführt. Diese obere Schicht waren höchstens Ausländer, waren die deutschen Kaiser, die immer wieder die Herrschaft über das Land zu gewinnen trachteten. Dadurch, daß das, was an, um das Wort zu brauchen, adligen Familien im Lande

war, sich stets vor die Frage gestellt sah, sich national entscheiden zu müffen, ob es mit dem fremden Herrscher seine eigene Standeshoheit betätigen wolle, oder mit Hilfe des Bürgertums die eigene Nationalität verteidigen solle; dadurch, daß die Frage der Stellung der Kirche immer die Standesfragen und Staatsintereffen im eigenen Lande durcheinanderwirbelte, kam es, daß das italienische Bürgertum sich außerordentlich früh als ausschlaggebende Kraft vorkam, was immer den Anfang einer eigenen selbstbewußten Kulturbetätigung bedeutet. In Italien war das natürlich schon durch die Überlieferung viel leichter; es war hier gerade in staatlicher und sozialer Hinsicht uralter Kulturboden. Man besaß aus LÜberlieferung, was für die neu in die Geschichte tretenden Völker die erste ungeheure Arbeit bedeutete; die staatliche, und soweit das Außere in Betracht kommt, auch die kirchliche Kultur. Denn das ganze hierarchische Wesen,

 ferner alles, was Kirchenbau und Gottesdienst betrifft, konnte als eine Art Fortsetzung der früheren kirchlichen Formen gelten, während z. B. für die Germanen zwischen dem, was früher äußere religiöse Betätigung gewesen war, und dem, was das Christentum brachte, ein ungeheurer Abgrund klaffte, der nur in langer und schwerer Kulturarbeit überbrückt werden konnte. So kommt es, daß bei den neu in die Geschichte eintretenden germanifchen Völkern jene beiden Stände, die die staatliche und die kirchliche Kultur ausbauten, sich zu einer über dem ganzen Volke stehenden Gesellschaftsschicht entwickelten, die nun auch ihre eigene Lebens- und Schönheitskultur, also auch ihre eigene Kunst besaß. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß z. B. in unserer mittelalterlichen Kunstliteratur wir nur von ritterlicher und geistlicher Literatur zu sprechen haben; was sonst noch da ist, sind Reste oder langsame Fortentwicklung alten Volksgutes, defen Schönheit gerade darin beruht, daß es von der neuen Kultur unberührt geblieben ist. Außerhalb Italiens ist die Kultur des Bürgertums aber überall erst als Frucht des sozialen Emporkommens eines Teiles der Bevölkerung, der sich nun zwischen die herrschenden Stände und das breite Volk hineinschob, aufgetreten. Zumeist fällt dann die Blüte dieser sozialen Kultur mit dem Verfall der Kultur des früher herrschenden Standes zusammen. Wir sehen das am deutlichsten in Deutschland, wo die Städte in ganz langsamer Arbeit zum Wohlstand und damit bald zu national-politischer Bedeutung gelangten. Sie stehen dann fowohl zum Rittertum wie zum Bauerntum, das den großen Teil der untersten Volksschicht ausmacht, im Gegensatz. Je mehr das Rittertum verfällt, um so mehr eignen sich die Bürger jene Kultur an, die die Ritter bisher gehegt hatten, wobei diese Kultur bei den völlig veränderten Lebensbedingungen naturgemäß eine Umgestaltung erfuhr. Dieses Bürgertum hat dann bezeichnenderweise die Kultur der äußeren Lebensbehaglichkeit in Deutschland eingeführt und auf eine seither nicht wieder erreichte Höhe gebracht in Architektur und Inneneinrichtung des Bürgerhauses, überhaupt in der lebendigen Aufnahmefähigkeit für bildende Kunst. Aber auch England und Frankreich zeigen diese starke bürgerliche Strömung, das erstere am schönsten in der Ausgestaltung des häuslichen Lebens und seiner herrlichen Verschönerung durch die Hausmusik. In Frankreich bewirkte die außerordentlich gleichmäßige und zähe Durchhaltung der Bedeutung des Königtums, daß hier immer eine Standeskultur der Herrschenden vorhanden war. Aber das musikalische Leben des 15. und 16. Jahrhunderts mit seiner überreichen Blüte der Chansonliteratur, daneben das köstliche Emporkommen der ausgesprochenen Gauloiserie, etwa in Rabelais, bezeugt auch hier den gleichen Verlauf Diese Entwicklung erfuhr ihre schroffe Unterbrechung durch die großen Streitereien und die endlose Zahl von Kriegen und Fehden, die im Gefolge der großen Reformationsbewegung standen. Am schlimmsten erging es dabei Deutschland, das durch den Dreißigjährigen Krieg überhaupt kul-

 turell eigentlich vernichtet wurde. Aber auch für England und Frankreich brachte diese politisch unruhige und durch Kriege aufgeregte Zeit die erneute Herrschaft eines regierenden Standes, der ja in solchen Zeiten naturgemäß den Ausschlag für das ganze Leben gibt. Der Absolutismus hat in der Kultur nie einen schärferen Ausdruck gefunden, als in der Kunst des Jahrhunderts Ludwigs XIV, und bekanntlich hat in der Geschichte der Künste niemals eine bestimmte Kunstrichtung fo allen anderen nationalen und jeglichen persönlichen Geschmack unterjocht, wie gerade diese klassische Kunst Frankreichs,

deren Regelmäßigkeit und innerlich kalte Pracht das Abbild der glänzenden höfischen Etikette ist. Die entscheidende Bewegung gegen diese Sklaverei, in der der europäische Geschmack gehalten wurde, ging von England aus, von dem Lande, in dem sich das Bürgertum am kräftigsten und selbständigsten entwickelt hatte, wo es auch in den langwierigen Kämpfen bis zur erfolgreichen Revolution von 1688 den Beweis seiner politischen Macht und Stärke erhalten hatte. Die nun in der neu gewonnenen Ruhe erblühende bürgerliche Literaturbewegung, in der das Schaffen Fieldings am höchsten steht, griff bekanntlich auch nach Frankreich über, wo sie aber weniger auf das eigentlich Künstlerische als auf die gesamte geistige Einstellung einwirkte und hier jene Kritik gegenüber allem Überlieferten großzog, deren Rationalismus fich immer als unfruchtbar für eine große Kunst und als Nährboden für ein selbstgefälliges und darum nur um so widerlicheres Philistertum erwiesen hat. Aber andererseits ist diese Art von Esprit etwas, wofür der französische Bürger immer viel Sinn gehabt hat. Im übrigen besaß ja auch Frankreich, wie schon die Erscheinung des einen Rouffeau beweist, ein Bürgertum, das eine Gesundung von innen heraus aus den Urkräften des Volkstums erstrebte. Den höchsten Segen von der englischen Bewegung erfuhr Deutschland, dessen Geister auch den Bestrebungen Rouffeaus ein tieferes Verständnis entgegenbrachten, als er im eigenen Lande fand. Diese Träger der neuen deutschen Bewegung waren bezeichnenderweise „Stürmer und Dränger“, wirkten als Revolutionäre, drangen so recht aus dem Volk heraus, d. h. überall dort, wo dieses Volk bereits in die beffere Schicht des Bürgertums übergegangen war. Das Bürgertum selber aber nahm diese Strömung fo dankbar auf, weil es nach geistiger Betätigung fich sehnte, nachdem es in einem Jahrhundert fast lethargischer Ruhe sich von den Heimsuchungen des Dreißigjährigen Krieges sozial erholt hatte, auch durch eine eifrige Pflege der Musik stark aufs Gefühlsmäßige eingestimmt war. Deutschland hat diese hohe Kulturstufe des Bürgertums, die es in den Jahren von etwa 1770 bis 1820 vor allem in Literatur und Musik beseffen hat, seither nicht wieder erreicht. Die deutsche Kunst ist bekanntlich in dieser Zeit durch ihre gewaltigsten Genies zur unvergleichlichen Hochlandskunst geworden, die über alles Bürgertum hinauswuchs. Aber es

 blieb doch erhalten eine lebhafte Anteilnahme an dieser Bewegung in der großen Kunst. Wenn die Romantiker nachher gerade das Bürgertum fo mit Spott überhäuften, so geschah es, weil es diesem einfach nicht möglich war, mit der Schnelligkeit der Entwicklung Schritt zu halten. Deshalb blieb die Romantik für das Bürgertum auch völlig unfruchtbar, trotzdem die Romantik vielfach aus dem tieferen Volkstum schöpfte. Leider wurden diese Kräfte mit der rein auf künstlichem Boden großgezogenen und nicht aus dem Leben herausgewachsenen artistischen Kultur durchsetzt, deren Entwicklung das mit Asthetik überfütterte und von aller anderen gefunden Betätigung in öffentlicher Wirksamkeit entblößte deutsche Leben großgezogen hatte. Es ist darum leicht begreiflich, daß die Männerzeit von 1806 bis 1815 das Bürgertum – wenigstens die Männer in ihm – der Literatur wieder abspenstig machte. Wir haben in allen Ländern das mehr oder weniger ähnliche Bild, daß die überall stark mit nationalen Kräften arbeitende Romantik im Grunde ohne Wirkung auf das Volk bleibt, und müffen als letzten Grund für diese Erscheinung überall erkennen, daß die Romantik als Kunstbewegung im wesentlichen erwachsen ist als Gegenströmung oder auch nur Ablehnung einer vorangehenden, hoch gesteigerten Kunst, daß sie nicht von neuem aus der Gesamtströmung des Volkslebens hervorgegangen war. So blieb sie weltfremd, ja wurde weltflüchtig, da gerade diese Jahrzehnte zum erstenmal dem Bürgertum die Betätigung am Gesamtleben, an Politik und sozialer Arbeit wieder einräumten. So sehen wir überall, daß die Literatur, um überhaupt wieder Teilnahme zu gewinnen, sich dieser Entwicklung des Volkslebens beugen muß. Am deutlichsten wiederum in Deutschland, das ja überhaupt im 19. Jahrhundert die großen Entwicklungslinien am schärfsten aufweist. Im Schaffen des „jungen Deutschlands“ ist die Kunst Vehikel für Tendenzen. Aber als nun das Bürgertum sich endlich jene politische Geltung verschafft hatte, daß es einstweilen zufrieden sein konnte, also etwa um die Mitte des Jahrhunderts, jetzt erneut eine bürgerliche Kunstbewegung ein, die Julian Schmidts Verlangen charakterisiert, daß man das Volk bei der Arbeit aufsuchen müffe. Was die deutsche Literaturgeschichte als Realismus zusammenfaßt, ist durchaus bürgerliche Kunst bis

hinauf zu Gottfried Kellers Novellen. Das Verhängnis wollte es, daß das deutsche Bürgertum gleichzeitig mit der hohen sozialen und politischen Machtsteigerung (nach 1870) eine schwere moralische Schädigung erfuhr (Gründerjahre). Der Aufstieg war wohl zu schnell gewesen; außerdem verbrauchten die neuen Verhältniffe die Kräfte der Männer in politischer und sozialer Arbeit. Der Kunst ist darum das Männerpublikum verloren gegangen. Höchstens für den journalistischen Feuilletonismus, den bezeichnenderweise das politisch nicht so in Anspruch genommene Judentum einführte, blieb die Zeit. Daß die deutsche Männerwelt in diesen entscheidenden Jahren für Kunst keine Zeit hatte, hat sich furchtbar gerächt. Der gesunde und großzügige Realismus der deutschen Literatur hat auf die Zeitgenoffen keine Wirkung geübt. Dafür entstand

Giosu Carducci 109 die alle schwachen Instinkte des Bürgertums pflegende Familienblattliteratur. Das Theater ist zur oberflächlichen Vergnügungsanstalt verlottert. Die Pflege einer ernsten Hausmusik hat aufgehört; dafür haben wir im Hause die fade Klavierklimperei, im öffentlichen Musikleben ein aus allem Volkstum herausgeriffenes Artistentum. Alle großen Künstler fanden keine Teilnahme. Böcklin, Menzel, Feuerbach, Richard Wagner, Bruckner, Hebbel, Mörike, Keller, K. F. Meyer, Marie Ebner, Anzengruber, O. Ludwig fanden zwar eine kleine Gemeinde, wurden aber für breite Schichten nicht wirksam. Dafür fiegte ein blutleeres und nur äußerlich nationales, nicht aber innerlich volkstümliches Akademikertum. (Die Münchener, Ebers und Genoffen, Kaulbach und die Freskenmaler.) So entstand die sogenannte Literaturrevolution, für die fich auf den anderen Kunstgebieten die Parallelerscheinungen finden. Diese Revolution wandte sich gegen den Akademismus und gegen die seichte Bürgertumskunst. Leider wußte diese Revolution nichts von der starken bürgerlichen Kunst, die sich bei uns entwickelt hatte. Diese gerade dem Jünglingsgeschlecht der achtziger Jahre unbekannte starke bürgerliche Kunst enthielt nämlich alles, was man jetzt zur Rettung aus der Fremde herbeiholte. Und wenn es vielleicht eine Notwendigkeit war, daß infolge der starken sozialistischen Strömungen der Naturalismus entstand, so hätte er sich als unmittelbare Fortsetzung an das von jener älteren bürgerlichen Künstlergeneration Geleistete anschließen können. So aber haben wir seither den Kampf gegen die Fremde auszufechten. Die sogenannte Heimatkunft ist aus dieser Strömung hervorgegangen als eine neue Betätigung des deutschen Bürgertums in der Kunst. Die ganze Lage hat sich dabei verschoben. Es ist zum Teil durch die oben geschilderten Umstände, zum Teil durch den Industrialismus ein Gegensatz entstanden zwischen Großstadt und Land, weil gerade das Bürgertum der ersteren feinen nationalen Charakter eingebüßt hat und in der sogenannten „Moderne“ eine Kunst begünstigt, die heute schon ganz den Charakter der Kunst des Kapitalismus angenommen hat. ...- =.SE Giosu Carducci Geb. 27. Juli 1835 zu Valdicatello, gest. 16. Febr. 1906 zu Bologna aut widerhallt noch immer die ganze Apenninenhalbinsel von der Totenklage um einen ihrer treusten Söhne. Der Dichter des „dritten“ Italiens wollte der Jüngling werden, und der Mann ist es geworden, der Greis geblieben, dank einem starken Wollen und Können. Dem Vaterlande, feiner Befreiung und Einigung, war, wie der Degen Garibaldis, fo die Leier Carduccis geweiht. Beide Männer waren nicht, wie die Mehrzahl ihrer Lands-

110 Giosu Carducci leute, weltkluge Realpolitiker, sondern kindergläubige Idealisten, aber gerade dadurch haben fiel auf die Nation, die in ihnen fand und froh verehrte, was ihr bis dahin gefehlt hatte, fo mächtig gewirkt - wie auf uns idealistisch gerichtete Deutsche der rauhe Realismus Bismarcks. So haben beide das mit anderen Mitteln demselben Ziele zustrebende Werk Cavours und der es fortfetzenden italienischen Staatsmänner, das fie oft zu gefährden schienen, vielmehr mit beneidenswertem Erfolge gefördert und ergänzt, indem sie das Herz des Volkes dafür gewannen: eine „Reichsverdroffenheit“ wie bei uns gibt es in Italien kaum! Die Feinde des langersehnten Nationalstaates waren jenseits der Alpen dieselben wie diesseits: die vom Auslande gestützte Kleinstaaterei und die weltumspannende Theokratie der römischen Kirche. Ein rastloser Kampf gegen beide Mächte war das ganze Leben Carduccis. Sein Vater, ein dunkler Ehrenmann von einem toskanischen Landarzt, hatte noch mit Gioberti und anderen gutkatholischen italienischen Patrioten geträumt von der Einigung Italiens gerade durch den doch immerhin italienischen Papst. Dieser schöne Traum mußte nach den schmerzlichen

Erfahrungen des Jahres 1849 für die klareren Köpfe zerrinnen. In dem jungen Carducci kehrte sich der angeerbte Patriotismus früh gegen die katholische Kirche und Lehre, ja gegen das Christentum überhaupt, an defen Stelle ein als national empfundenes naives weltfreudiges Heidentum nach griechisch-römischem Muster trat. Theologische und philosophische Grübeleien haben wohl kaum dazu geführt, eher die Vertiefung in die Geschichte und Literatur des klassischen Altertums sowie der italienischen Renaiffance. Vorgebildet in einer Klosterschule, wo er mit grimmigem Widerwillen Manzonis „Katholische Moral" und „Heilige Hymnen" lesen mußte, widmete sich der Jüngling dem Studium der Philologie und besuchte von 1853-1856 die Universität Pisa. Dort bildete er mit drei Gesinnungsgenoffen, darunter fein seitdem treuergebener Freund und späterer Biograph, der hochverdiente Literarhistoriker und feinsinnige Dichter Giuseppe Chiarini in Rom, die Gruppe der „Pedantischen Freunde", die bald mit verschiedenen Sammelschriften an die Öffentlichkeit trat, in denen die durch Manzonis großes Ansehen zur Herrschaft gelangte Romantische Schule mit rückfichsloser Keckheit angegriffen und ihr gegenüber das Banner eines streng nationalen Klaffi zismus entrollt wurde. „Die Liebe zur italienischen Sprache" - schrieb später Chiarini - und die Liebe zum Vaterlande durchdrangen einander... und da die Romantik eine fremde Lehre war,... fo verurteilten wir a priori die ganze Romantik als eine geistige Knechtschaft." Die Jugendlyrik Carduccis bis 1860 verdient das harte Urteil, das er selbst 20 Jahre später darüber fällte: „Wenn ich mich heute vor die Frage gestellt sähe, meine „Juvenilia" zum erstenmal zu veröffentlichen, so würde nichts daraus werden." Es ist mit wenigen Ausnahmen Gymnasiastenpoesie, wimmelnd von starken Anleihen bei lateinischen und älteren italienischen Klassikern, gelegentlich auch den hebräischen Psalmisten; fehr patriotisch natürlich, den Demokraten fich durch Gesinnungstüchtigkeit empfehlend, die „Romantiker" durch die maßlosesten Schmähungen erbitternd. Hatten diese Gedichte, deren Hauptmaffe schon 1857 unter dem Titel „Rime" erschienen war, so immerhin einiges Aufsehen erregt, fo blieben die 1868 unter dem Pseudonym „Enotrio Romano" veröffentlichten „Levia Gravia", obwohl in der Form vollendeter, doch ganz unbeachtet, vielleicht weil fiel weniger

Giosu   Carducci 111 politisch und zahmer find. Italien war - abgesehen von Venetien und Rom nebst Umland, dem sog. Patrimonium Petri - unter Viktor Emanuels Zepter vereinigt; Carducci, der vorher Gymnasiallehrer in S. Miniato al Tedesco und Pistoja gewesen war und für den Florentiner Verlagsbuchhändler Barb ra eine Anzahl italienischer Dichter (Alfieri, Taffoni, De Medici, Monti, Poliziano) mit sehr gediegenen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben hatte, war im August 1860 auf den durch Giovanni Pratis Rücktritt erledigten Lehrstuhl für italienische Literatur an der bis dahin päpstlich gewesenen alten Universität Bologna berufen worden, und da er zu gewissenhaft war, um sich diesem hohen Lehramt sogleich gewachsen zu fühlen, hatte er den verständigen Entschluß gefaßt, „die Verse beiseite zu laffen, um mich ganz den philologischen Studien und der Literaturgeschichte zu widmen". Die trotzdem in den Jahren 1861-1867 entfandenen neuen Gedichte machten auf die italienischen Leser den Eindruck einer kalten gelehrten Poesie - wie später noch viele der in antike Versmaße gegoffenen „Odi Barbare". Carducci ist eben nicht bloß Poet gewesen, fondern dies eigentlich nur „im Nebenamt". Wenn ein patriotisches Gefühl besonders erregt war, machte er sich Luft in lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten, die zusammen von der bei Nicola Zanichelli, Bologna, erscheinenden, auf 20 Bände veranschlagten Gesamtausgabe seiner Werke nur 2, höchstens 3 Bände umfaffen sollen. Die Hauptmaffe bilden, neben einer Anzahl politischer Reden, literaturgeschichtliche Bücher, und der Literaturgeschichte war ja auch während der 45 Jahre seiner akademischen Lehrtätigkeit in Bologna, durch die er in denkbar höchstem Grade anregend auf viele Generationen dankbar ergebener Schüler gewirkt hat, fast eine ganze Zeit und Kraft gewidmet. Andernfalls würde er, da eine starke epifche Veranlagung aus feinen Gedichten klar zu erkennen ist, vielleicht auch historische Romane geschrieben und nur die ihn gar nicht lockende dramatische Gattung der Poesie unbebaut gelaffen haben. Aber neben dem bücherumtürmten Gelehrten, der, durch die naive Voraussetzung eines gleich umfangreichen Wiffens bei dem Leser, den Dichter der großen Maffe seiner Landsleute so schwerverständlich macht - selbst gebildete Italiener bekennen oft (unter vier Augen), daß fiel leichter Dante als

Carducci lesen –, steckte in diesem doch auch der Mann der Tat, der heißblütige Politiker und hinreißende Volksredner in Versen, und dieser Seite feiner Natur verdankt er vor allem die ungeheure Popularität seines Namens. Sein Ruhm datiert nachweisbar von der am 8. Dezember 1869 im „Popolo" von Bologna erfolgten Veröffentlichung eines schon im September 1863 geschriebenen Hymnus „An Satanas", einer weithin dröhnenden Kriegserklärung gegen das eben in Rom zusammentretende Ökumenische Konzil, das die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erheben sollte. Auf dieses ungeheuerliche Attentat gegen die Geistesfreiheit antwortete der Bologneser Profeffor unerschrocken, wie einst der Wittenberger Profeffor Martin Luther, mit der offenen Proklamierung der Selbstherrlichkeit der menschlichen Vernunft, deren symbolischen Vertreter er mit keckem Hohn „Satanas" taufte und als den größten Wohltäter der Menschen, wie den Prometheus der griechischen Sage, pries, in schwungvollen Versen, die den beinahe zweitausendjährigen Freiheitskampf des arischen Geistes gegen das femitische Dogma befingen und machtvoll ausklingen in den wilden Triumphschrei: „Heil dir, o Satanas, Gefangenen Denkens Kettenzerbrecher, Befreier, Rächer!

 Carducci Dir laß uns opfern, Du hast den Jehova Zu dir uns beten: Der Priester zertreten!" Dies gewaltige, trotz seiner Dunkelheiten auch heute noch packende Kampf lied, defen besonders schwierige Verdeutschung vielleicht mir nicht ganz mißlungen ist, wird, wenn ich mich auch darin nicht täusche, fortleben in der Weltliteratur, auch wenn alle anderen Schöpfungen des italienischen Dichters vergeffen sein werden. Die späteren Gedichte Carduccis seien nur ganz kurz besprochen, obwohl gerade fiel eine immer vollere Reife eines Genius bekunden; sie find für die außeritalienische Welt von geringerer Bedeutung. Dies gilt besonders von den 1867–1873 entstandenen „Jamben und Epoden", in denen fich der patriotische Grimm über die noch immer nicht der idealen Forderung genügenden Zustände Italiens Luft macht, meistens Satiren, die durch die Wucht der Gedanken und die klassische Eleganz des Ausdrucks ihren Urheber neben Archilochos und Juvenal stellen, aber leider ohne sehr genaue Kenntnis der neueren italienischen Geschichte schwer zu verstehen, auch kaum übersetzbar sind. Den sonnigen breiten Gipfel von Carduccis Poesie bilden die (zuerst in beschränkterer Zahl 1873 als „Rime Nuove" veröffentlichten) „Poesie Nuove" und die in drei Folgen 1878, 1879 und 1882 erschienenen „Odi Barbare". Beide Sammlungen zeichnen sich aus durch wundervolle Naturbilder, die mit historischen und persönlichen Erinnerungen in einer unserem Dichter eigentümlichen und zumal für die italienische Poesie ganz neuen Weise durchflochten find. Man spürt, daß Carducci auf dem Lande aufgewachsen ist, in der toskanischen Maremme, dem unwirtlichen, fieberluftumwehten Küstenstreifen nördlich und füdlich von Livorno, wo der Hang zur Einsamkeit in ihm genährt wurde und an dem er zeitlebens mit rührender Liebe gehangen hat. Die Frauen spielten in feinem Dichten keine große Rolle, schon die Namen Lydia, Lalage, Lesbia deuten darauf hin, daß sie kaum mehr als antikisierende Staffage find, wie Amor und Bacchus; einzig das offenbar aus der Erinnerung gezeichnete gesunde Bauerndirnchen im „Maremmenidyll", die blonde Maria, zeigt individuelle Züge, obwohl auch sie im Grunde nur die ländliche Kindheit des Dichters verkörpert. Die „Rime Nuove" enthalten außer gedankenschweren Sonetten auch fimmungsvolle Lieder und Balladen, in denen der Einfluß der deutschen Poesie erkennbar ist. Carducci hat ja auch Gedichte von Klopstock, Goethe, Hölderlin, Platen, Heine, Uhland meisterhaft übersetzt; besonders in seinem „Re di Tule" ist Tonfall und Stimmung der Goetheschen Verse unübertrefflich wiedergegeben. Und gerade die deutschen Dichter haben ihn ermutigt, in den „O di Barbare" – denn „als barbarisch würden sie vor den Augen und dem Urteil der Griechen und Römer erscheinen" – antike Versmaße nachzubilden, ein Wagetück, daß außer ihm wohl keinem romanischen Dichter gelungen war und mit dem auch er nur halben Erfolg und sehr wenige italienische Nacheiferer gefunden hat. In den 1898 unter dem Titel „Rime e ritme" erschienenen letzten Gedichten werden zum Teil neue tiefergreifende Klänge angeschlagen: die atmen milde, müde Sonnenuntergangswehmut, wie Gottfried Kellers herrliches „Abendlied". Auf dem vor den Toren von Bologna gelegenen Friedhof bei der Kar–

 tause, wo Carducci am 18. Februar auf Staatskosten bestattet worden ist, fand er die folgenden Verse, die den Schluß dieses Artikels

bilden mögen: Langsam rauscht vorüber an der Trauer immergrünen Bäumen Ein Akazienblatt, ein gelbes, durch der Lüfte stilles Träumen, Llnd mit leisem Flügelwehen Zieht's wie eine Seele hin. Durch der Nebel Silberschleier, die den Murmelbach umwogen, Gleitet"s nieder, in der Wellen raschen Tanz hinabgezogen: Ach, was will des Friedhofs Klagen, Das durch die Zypreffen rauscht? Doch da bricht siegreich die Sonne durch das feuchte Morgengrauen, Schiffend durch die weißen Wolken, auf dem Himmelsmeer, dem blauen, Llnd es lacht der ernste, fahle Hain, der schon den Winter ahnt. Eh" der Frost auch meine Seele löst vom Baum des Lebens, strahle Mir dein Sonnenblick, o Göttin Poesie, zum letzten Male! Dein Gesang, Homer, o Vater, Ehe mich die Nacht umhüllt! – ggEiner der Letzten vom alten Burgtheater IN ist vergänglicher als die Kunst des Schauspielers. Wenn sein Wort zum letztenmal verhallt, ist es vorbei für alle Zeiten. Der Nachwelt bleibt nichts zurück als höchstens ein Name – Schall und Rauch! Sie kann keine klare Vorstellung damit verbinden und auch der Mitzeuge kann von einem verstorbenen Schauspieler nur ein blaffes Bild der Erinnerung entwerfen. Die Wort- und Tondichter, die bildenden Künstler hinterlaffen ihre Werke, und die Menschen späterer Jahrhunderte vermögen fich in ihren inneren Werdegang zu versenken, ihr Schaffen anschauend und nachfühlend zu verfolgen vom ersten Keim bis zu Blüte und Frucht. Der Schauspieler hat den Tag, diesen aber auch ganz; er hat wie kein schaffender Künstler den großen, unmittelbaren Augenblickserfolg. Kein Wunder daher, wenn Schauspieler nach solchem Erfolge lechzen, wenn der Beifallssturm der Minute ihr Ehrgeiz ist, ihr Glück bedeutet. Kämen fiel darum, so hätten sie nichts. Daher auch der lorbeerrauschende Pomp, womit sie sich bei Jubiläen und Begräbnisfen gegenseitig feiern. Man mag's der lauernden Vergänglichkeit ihrer Arbeit gönnen; aber man mag die Vergänglichkeit des gesprochenen Wortes auch beklagen, wenn es fo eindringlich und wuchtig ist, wie es bei Jofeph Lewinsky gewesen. Nun wird es nie mehr gehört werden. 1835 in Wien geboren, am 27. Februar 1907 in Wien gestorben, gehörte er fast ein halbes Jahrhundert lang dem Burgtheater an. Oft mußte er hören, daß er defen vornehmster Sprecher war. Zum erstenmal fahen die Wiener den völlig Unbekannten im Mai 1858; er spielte den Franz Moor am Burgtheater. Über Nacht, so erzählte man uns. Späteren, wurde er berühmt. Es war feine Schicksalsrolle, feine erste und feine beste Rolle, damals wie nachher. Bis an die Schwelle des Greisenalters agierte er diesen Bösewicht, der seinem Können Richtung und Ziel gewiesen. In der äußeren Erscheinung war er von Der Türmer 1X, 7 8 Otto Haendler

114 Einer der Letzten vom alten Burgtheater der Natur stiefmütterlich ausgestattet worden: die Gestalt klein, unansehnlich, der Kopf – auch das mußte er oft hören – unschön, die Stimme hohl, dumpf, wie aus dem Grab heraus. Für einen Schauspieler, der finnenfällige Wirkung braucht, schwere, widerwärtige Hemmungen. Lewinsky überwand fiel durch zähe Willenskraft, eisernen Fleiß und strenge künstlerische Selbstzucht. Nicht minder durch feinen Geist. Er war zu ehrlich gegen sich selbst, um die Grenzen feiner Darstellungsmittel nicht zu erkennen, und zu gescheit, um Illusionen nachzujagen. Um so fester verfolgte er ein erreichbares Ideal, das tief im Klafizismus wurzelte. Lewinsky war als Schauspieler keine starke Natur und nicht von der Natur ging er aus. Aber eben darin bestand feine Eigenart, daß er den Mangel einer einleuchtenden finnlichen Erscheinung durch das Wort, den Mangel an ursprünglicher Naturkraft durch den Geist zu ersetzen wußte, ja daß er auf dem mühevollen Umweg des Geistes zur Natur gelangt war. Welcher Aufwand von Energie war dazu nötig! Die Tradition des alten Burgtheaters kam ihm als Helferin entgegen; sie hob ihn über Klippen hinweg; sie hieß ihn nach dem einen oder andern Fehlgriff (Hamlet, Lear, Erbförster) unfruchtbaren Experimenten entsagen; fie festigte und beseelte ihn, so daß er getroft in ihr und in fich felbst allmählich ruhen durfte. Denn beide waren eins geworden, und mit größtem Ernte ist er bis ans Ende der Tradition treu geblieben. Man darf sich darunter nichts starr Akademisches denken, kein Petrefakt. Sie heißt nur: das Ganze ist das Wesentliche, nicht ein einzelnes Trumm. Und fiel heißt: Natürlichkeit, aber ohne Naturalismus; eine durch die Kunst geläuterte Natürlichkeit, die auch der Deklamation, dem Pathos das Recht läßt, wo es nottut; kurz, lebendige Naturwahrheit, gebändigt durch den Stil. Im Sinne dieser echt künstlerischen Tradition war der Heimgegangene ein reiner und wahrhaftiger Künstler, ohne Phrase ein Priester in der

Verkörperung dramatischer Charaktere. Es gab eine Zeit, wo wir uns als blutjunge Leute stundenlang vor den Toren des alten Burgtheaters drängten, um Lewinsky einen solchen darstellen zu sehen. Dem rohen Naturalismus der Goffe und Gaffe war er auch zur Zeit seiner Herrschaft spinnefeind; ihm und der Mode und einem Klatscherfolg zulieb nur einen Schritt von feiner Überzeugung abzuweichen, wäre dem ehrlichen Manne nicht eingefallen. Er ist unbeirrt und nicht ohne Herbheit mit dem Geiste des Burgtheaters gegangen und dieser ehrwürdige Geist mit ihm, und er hat ihn emporgeleitet zum Gipfel der klaffischen Kunst – nicht auf deren Sonnenseite, wo das Ergreifende und Erhebende lebt, sondern dorthin, wo die unheimlichen, tragischen Schatten lagern und jene ästhetische Häßlichkeit, die der Schönheit zur Folie dient. Auch hierin war die Gestalt des Franz Moor für ihn schicksalsvoll. Er ist auf dem Theater vor allem der Schurke geblieben, durch feine schauspielerischen Mittel vorherbestimmt. Da war es nun intereffant zu sehen, wie er nicht durch ein dämonisches Element wirkte, vielmehr durch zersetzende Reflexion. Er wurde ein denkender Schauspieler genannt, nicht ohne Seitenblick leisen Tadels: weil als die größten Schauspieler jene gelten, die aus blinder Zuverficht und unbewußtem Instinkt heraus spielen, wie Gewitter dahinbrauen und zu tragischen Erschütterungen führen durch die magische Gewalt ihrer Persönlichkeit. So die unersetzte Wolter, der geniale Mitterwurzer. Lewinsky besaß fie nicht. In seinem Spiel war das Böse kein dämonischer Trieb, der mit verbundenen Augen den Abgründen zutaumelt; er war der Böse mit Willen und

 Absicht, aus irregeführter Erkenntnis. Mitterwurzer spielte das Böse wie ein Kind, das nicht weiß, was es will und tut, naiv, als grausigen Traumakt, von den Mächten der Finsternis hilflos geleitet. Darum haben die Zuschauer im Burgtheater bei einem Franz Moor nicht allein geschaudert, sie fanden Erbarmen mit dem Umfeligen. Lewinsky machte aus ihm den bewußten Teufel. Schiller kam ihm dabei entgegen, denn er hatte zu viel Ehrfurcht vor der Majestät der Klafiker, um sie eigenfinnig zu korrigieren. Franz Moor ist ein dialektischer Grübler, ein Kasuist, der sich feine verneinende Moral von Fall zu Fall schafft. Im großen Monolog des zweiten Aufzuges zeigt er sich in der Tiefe der Bosheit: er denkt nach, wie er den Körper des eigenen Vaters vom Geist aus verderben könnte. Sinnend nimmt er sie durch, die inneren Henker des Menschen: Zorn, Sorge, Gram, Furcht... Lewinsky sprach diese Betrachtung mit schauerlicher Kälte, an Stelle des Herzens einen Eisklumpen – bis er dann, als er im „Schreck“ das Mittel der Zerstörung gefunden zu haben glaubt, mit wild gärender Phantasie aufschreit in fatanischem Jubel: „Triumph!“ Dann weiter die furchtbare Entschloffenheit im Handeln und zuletzt der Zusammenbruch. Hier in der Vision des Jüngsten Gerichtes ist Lewinsky unvergeßlich: er stürzt auf die Szene, einen Leuchter mit brennenden Kerzen in der Hand, die Kleider zerwühlt, die Knie schlotternd, totenbleich, von Furcht geschüttelt, als ob die Meute der Hölle hinter ihm her hetzte. Das war, was Schiller wollte: die verworrenen Schauer des Gewissens wurden in ohnmächtige Abstraktionen aufgelöst, die richtende Empfindung fkeletifiert und die ernsthafte Stimme der Religion hinweggescherzt. Wie er zu beten anhebt und nicht kann, wie er in trotziger Empörung nicht beten will und sich erdroffelt, das war ein Nachtgemälde von moralischer Häßlichkeit, durch Lewinskys Kunst in den Dienst der Schönheit gestellt, die erst durch den Kontrast zur vollen Wirkung gelangt. Schiller gab in jedem seiner Stücke ihm eine Rolle. Sein Wurm: nüchtern, trocken, in fich verstockt, grau in grau, feiner häufigsten Farbe, gemalt. Muley Haffan: beweglichen Blutes, tückisch, nicht ohne spitzbübischen Humor. Pater Domingo von nicht mißzuverstehender Deutlichkeit. Octavio Piccolomini ein strammer, farrer Charakter, wie durch eiserne Klammern zusammengehalten. Sein Lord Burleigh nicht minder unbeugsam und von überzeugender Beredsamkeit. Goethe gab dem Künstler zwei feiner Glanzrollen: Carlos in „Clavigo“, von ihm mit den Flammenzungen der Freundschaft gesprochen, und Mephisto, den er in allen Chamäleonfarben schillern ließ, weniger in feiner weltmännischer Ironie, aber vom schneidenden Sarkasmus bis zur grausamen Brutalität; verführerischer Kurmacher für Hexen und Unhold mit Fledermausflügeln. Und Leffing gab ihm den kühl und gewiffenlos intrigierenden Marinelli und den weisen Nathan. Neben den Schurken spielte Lewinsky nichts beffer als Greise. Die innere Würde des sterbenden Attinghausen wußte

er bewegend zu veranschaulichen, und die verbitterte, menschenscheue Einsamkeit des alten Kaisers Rudolf, dieses intimen Seelengebildes in Grillparzers „Bruderzwist im Hause Habsburg“, zeigte er mit heißem Herzen und im still verklärenden Abendschein des Lebens. Und sein Nathan zumal – in der milden Weisheit, ohne Leidenschaft und ohne Erregung des Gemütes, im besonnenen Verstand und einer Güte aus Verstand, aus fokratischer Einsicht –, so war er Nathan, wie er im Buche steht. Und gar in der glatten und klaren Auseinandersetzung der Rede, das Wort mäßigend oder beschleunigend, die körnig lapidaren Sätze Leffings trennend und wieder

 logisch zusammenfaffend, bald tonmalend in getragenem Largo, bald die Pointen rasch, scharf markierend, nichts überhaftend, immer deutlich und mannigfaltig genug, um nicht langweilig zu werden – das war der gerühmte Meister der Sprechkunst und der Lehrer unzähliger Schüler. Die Sprache war ihm ein Instrument, das er in allen Registern beherrschte: als Belehrung und Predigt, als ruhige Erwägung, als harten Befehl, als oratorischen Streit, reflektierende Zergliederung und sich selbst zermarternde Grübelei. Die Macht der Rede konnte er bis zur Wucht steigern. Wenn er sprach, war's oft, als sprengten geharnischte Reiter dahin. Damit hängen feine reichen Erfolge als Vorleser zusammen. Er wurde zum Verkünder der Dichtung von Ilion bis Weimar und darüber hinaus bis zu unseren Tagen. Manches Talent hatte er, der Wohlwollende, defen Phantasie so tief in die Seele der fittlich Verwahrlosten hineinschaute, eifervoll gefördert. Im Hause des neuen Burgtheaters fühlte er sich niemals heimisch. Seit einer Reihe von Jahren war eine Kraft etwas eingerostet und neue große Aufgaben waren ihm nicht mehr zugefallen. Zuerst Schüler des Burgtheaters, von glänzenden Vorbildern umgeben, wurde er fehr bald einer feiner Meister, mit ihm verwachsen in allen Fasern. Nie war er launenhaft, nie unzuverläffig. Die kleinste Episode spielte er mit derselben Hingabe wie eine führende Rolle, vielleicht weniger aus Respekt vor dem Publikum als aus Achtung vor der Kunst. Mehr auf das Wort als auf die Geste angewiesen, mehr auf den Geist wirkend als auf das Gemüt und mehr auf die Phantasie als auf die Nerven, war er ein harmonisch durch bildeter Künstler, der konnte, was er wollte, und der nur wollte, was er konnte – ein wahrhaftiger Künstler, dem es vergönnt war, fein ideales Ziel zu erreichen. Das ist das Tröstliche an seinem Grabe. Er war einer der Letzten vom alten Burgtheater. Immer enger wird der alte Kreis. Aber eine neue Generation ist eingezogen. Möchte fie, nach den alten Sternen blickend und der Tradition getreu, auf eigenen Wegen zu den Höhen der Kunst gelangen. Wie das einem Talent gelingen kann, dafür ist Lewinsky Beispiel und Muster. Fritz Lemmermayer HER Gaukelspiele ie Dramatiker, die früher gern im Problematischen gingen und des Lebens Schatten- und Dämmerwege fuchten, zeigen jetzt eine Liebe zu heiteren Spiegelungen, ja zu komisch-schwankhaften Zwischenspielen. Sie wäre wohl willkommen und würde Gegenliebe finden, doch bleibt es leider nur eine unglückliche Liebe. Nach Hauptmanns versungenem und vertanem Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg“ erschien im Leffing-Theater eine dramatische Humoreske von Georg Hirfchfeld, „Mieze und Maria“. Der Verfaffer nennt sie zwar Komödie, um anzudeuten, daß tieferer Sinn im schwankhaften Spiel stecke. Dies Etikett ist aber unberechtigt. Denn von der echten Komödie, von jener gegenseitigen wesenhaften Durchdringung und Mischung ernster und komischer Lebenselemente ist hier nichts zu spüren. Vielmehr herrscht hier der falsche Geist einer Zwittergattung. Ernst und Komik find nicht als ein durch die Cha-

 raktere und Situation organisch und echt erzeugtes Schmelzprodukt wirksam, sondern fie werden durch eine äußerliche und dadurch fillose Theaterweise zusammengebracht. Hirschfeld spannt vor feinen Thespiskarren ein buntscheckiges, disparates Personal, das durchaus nicht zusammengehen will und das den leichtgezimmerten, gebrechlichen Wagen in Irre und Wirre herumreißt. Figuren, die ganz einfeitig als Karikaturen und Parodien behandelt sind, werden willkürlich in lebensernstere Beziehungen gebracht, und der Verfaffer merkt nicht, daß er da etwas von ihnen verlangt, was fiel nach der Anlage, die er ihnen gab, gar nicht leisten können. LÜberhaupt bemerkt man hier wieder einmal das an dieser Stelle schon öfters behandelte Kennzeichen, das den Unterschied zwischen Menschendichtung und Theatermache angibt: die Situationen folgern fich nicht aus den Personen, sondern der

Verfaffer, der auf dankbare Gelegenheiten ausgeht, zwingt seine Personen, ohne Rücksicht auf ihre Vorzeichnung, einfach dazu, diese Situationen und Gelegenheiten, die Variationen des Themas wie eine Varieténummer zu produzieren. Dankbar und wirksam an sich find die thematischen Voraussetzungen und ihre Variationsmöglichkeiten im Stoff des Hirschfeldschen Stückes. Es nimmt eine neue und satirisch noch nicht abgenutzte Spielart aufs Korn, den modernen Astheten und Kunstsnob, den Virtuosen der „individuellen Lebenslinie“, der die Stimmung feiner Seele in der Farbe feiner Krawatte ausdrückt, eine Drohne der Kultur. Hirschfeld bringt alle Requisiten, alle Kostüme und Dekorationen einer solchen Existenz in der Berliner Grunewaldvilla zusammen und steigert dies Klima parodistisch. Das antike Atrium in Weißgrausilber mit dem Hausaltar als Rauchtisch. Und in „der grauen Sehnsucht dieses Raumes“ der grüne Tisch und die roten Sandalen als „energischere Töne der Hoffnung und Lebensfreude“. Eine gotische Kapelle ist das Wohnzimmer, mit Spitzbögen und Kirchenfenstern und Harmonium. Liebhaberausgaben, auf Kaiserlich Japan mit venezianischen Initialien gedruckt, bilden die Bibliothek. Der Herr dieses Reiches, der Doktor Wendelin Weifach, und sein Freund und Seelenverwandter find durchaus als komische Figuren, als lächerliche Zerrbilder der Kultur behandelt. Wendelin sieht auch in feiner Frau nur den Dekorationsgegenstand. Sie muß morgens Kleider tragen, die zum Atrium fimmen. Und nachmittags, in der Gotik, muß fiel die Suggestion einer Dürerfchen Madonna geben. Dies Seelengigerltum, das auch das Menschliche zu künstlichen Attrappen macht, ist wohl der Satire wert, und ihre Pointe wäre logischerweise die spaßhafte und schadenfrohe Rache der Natur, die fich nicht ungestraft spotten läßt. In einer Novelle, „Die stilisierte Frau“, ist folgerichtig und mit schlagendem Witz durchgeführt, wie die Natur sich der durch das Asthetentum vergewaltigten Frau bedient, um dem Narren von Mann die verdiente Heimzahlung zu geben, so daß er nun unbewußt außer der Narrenkappe noch einen anderen Hauptschmuck in Schönheit trägt. Hirschfeld hat diesen Conte-drolatique-Humor nicht gehabt, er paarte vielmehr wenig glücklich feine Satire und Parodie der männlichen Figur mit

118 Gaukelspiele einer ganz unparodistischen fentimentalen Elegie weiblicherseits. Die Frau des Aftheten, Sibylle, ist nämlich eine stille Schwärmerin, die, verschüchtert und fcheu, ihren Mann in heimlicher Zärtlichkeit liebt. Hirschfeld läßt die Frau sich felbst sehr aufdringlich so charakterisieren: „Mein Zimmer wird ewig so bleiben, wie es seit meiner Mädchenzeit ist. Ich brauche nur Mutters Sorgenstuhl am Fenster, um träumen zu können. Der Stil, ist mir gleichgültig, wenn ich nur für mich fein kann und in das Weihnachtsglück von fremden Leuten hinausblicken.“ Dieser Ton „fürs Herz“ berührt in diesem Zusammenhang schief und fatal, und die falsch angelegte Paarung des Parodistisch-komischen mit dem Rührseligen regiert von nun an sehr zum Schaden die dramatische Stunde. Natürlich ließ sich Hirschfeld die naheliegende witzige Gegensatzwirkung nicht entgehen, die aufgezüchtete Überkultur des Hauses Weifach zusammenstoßen zu laffen mit menschlich allzu menschlicher derber Wirklichkeit. In das Grunewald-Hellas platzt Pankow hinein in Gestalt der kleinen Berliner Range Mieze Hempel. Mieze ist die Frucht einer gar nicht ästheten-stubenreinen Verirrung Wendelins mit einem „kleinen Mädchen“, und die Mutter, die mittlerweile eine kindergesegnete Tischlersfrau geworden, schickt eines schönen Morgens schwankhaft plötzlich dem verdutzten Wendelin dies naturalistische Produkt in das Paradis artificiel und künstlerische Jenseits seines Atriums, und Sibylle, die kinderlose, in ihrem Schwärmer- und Entsagungstum ist sofort, wie von einer Berufung getroffen, bereit, dies Kind als das ihrige anzunehmen. Allzu bewußt, dickunterstrichen und fast lehrhaft wird nun die Unvereinbarkeit der beiden Welten, der „Ick-, Det- und Wat-Welt“ und der des höheren Tons, in krampfhaften Schwankfituationen vorgeführt. Mieze, die nun Maria heißt, stolpert dauernd unfreiwillig in die gedämpfte Harmonie des Hauswesens hinein und wird für Wendelin ein wahrhaftes enfant terrible. Das könnte ganz spaßhaft fein, wird aber dadurch verdorben, daß Hirschfeld der Figur dieser Vierzehnjährigen die Naivität und die Unfreiwilligkeit nicht bewahrt. Er stellt sie vielmehr als eine Kritikerin in diesen Kreis, die die Lage scharf durchschaut und ironisch beleuchtet. Von ihrem Zimmer, das streng nach den Prinzipien der Kunst im Leben des Kindes eingerichtet ist, sagt Mieze-Maria zu ihrem Vertrauten, dem in Weifachs Dienst verbitterten jüdischen Sekretär

Joseph Lindigkeit: „Sie wifen wohl jar nich, daß hier alles mit Abficht schön ist.“ Und ihre eigene Situation formuliert sie: „Ich bin hier bloß 'n nettes Stück Möbel. Ich werde jezeigt, wenn Besuch kommt, und wenn je mir nich mehr brauchen, werd' ich wieder in die Ecke gestellt.“ Schief und fatal ist auch die dramatisch-sentimentale Partnerschaft zwischen Lindigkeit und Mieze. In die Poffe dringt mit einem Male ein wehleidiger und anklägerischer Ton, das Motiv der „Enterbten“. „Wir find arm und enterbt,“ sagt er zu ihr, „wer hat uns gefragt, ob wir existieren wollen? Ich bin ein armer rufischer Jude. Und du? Du hast dich selbst zu erziehen, ohne die Liebe anderer.“ Und dieser felbe Unterdrückte tritt zum Schluß als ein Epilogus auf, um mühsam, verschwommen und dabei sehr unmotiviert den Personen des Stückes, die von Hirschfeld gezwungen find, geduldig zuzuhören, und dem Publikum den tieferen Lebenssinn des scheckigen Stückwerks auseinanderzusetzen. Vor allem

 rechnet der Sekretär mit feinem Herrn ab und sagt ihm jene Wahrheiten, von denen es die Theaterbesucher fo gern haben, wenn sie auf der Bühne anderen gesagt werden. Freilich wirkt diese Technik des großen Aufwaschens um so mehr, je vorstädtischer ein Theater ist. Vor einem Parkett von Sekretären wäre es der begeisterten Zustimmung ficher, vor einem Parkett von Kuli-Haltern wirkt es merklich kühler, wenn nicht befremdend, daß hier in dieser prästabilierten Harmonie der Herr und ästhetische Despot des Atriums plötzlich Gedanken- und Redefreiheit gibt. Und dann folgt nach der Disputa, ob der „sterile, kritische Jude“ oder der „arische Dekadent“ das nützlichere Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist, das nebulose Orakel des deutenden Joseph: „Der dritte wird kommen. Aus dem Volke. Aus dem deutschen Volke. Das Kind, das hier gelebt hat, wie ein Märchen der Wirklichkeit. Das Kind hat mir eine Ahnung davon gegeben.“ Und der jüdische Prophet fährt fort: „Sie soll nicht untergehen wie die andern alle, die begabt sind für das Größte, und im Kleinsten und Gemeinsten verschwinden müffen. Das „Volk“ ist das Maffengrab feiner Talente. Ich will fie oben halten. Ich! Ich will recht behalten - euch allen gegenüber.“ Die Emphase dieser Verkündigung wirkt hohl und prahlerisch, weil sie auf ein Wesen angewendet ist, das in dem Gefüge dieses Stückes im letzten Grunde ja doch nur als Requisit der komischen Kontrastwirkung eingestellt ist und nur dieser Berechnung eine dramatische Existenz verdankt. Das ist eben das nicht ganz Reinliche an Hirschfelds Arbeit, daß sie ganz poffenhaft angelegt, dann ihre Poffenfiguren täuschend aufschminkt, als ob bedeutungsvolle Menschlichkeit hinter ihnen steckte. Um die Qualität der Figuren zu erhöhen, werden durchsichtige und wenig überzeugende Mittel angewendet. So muß Mieze-Maria, die richtige Berliner Range, die in ihr schlummernde höhere Natur dadurch verraten, daß sie durch das Spiel einer Bachschen Fuge zu einem Weinkrampf erschüttert wird und stammelt: „Das nennt man Bach. Es ist so schön... aber es tut so weh!...“ Diese Bach-Wirkung auf das Pankower Straßenmädel gehört in die Rubrik der dramatischen Zeichen und Wunder, mit denen die schlechte Kunst immer am verschwenderischsten umgeht, während die gute fich an die Bescheidenheit der Natur hält und überzeugen und notwendig machen will. Mieze-Maria, dies Theater-Wunderkind und Mädchen für alles, verrichtet dann auch selbst ein Wunder. Sie erweckt in der vereinsamten Frau Sibylle neue Mutterinstinkte, fiel macht sie empfänglich, sie wandelt sie so, daß fie neue Gnade vor Wendelins Augen findet. Er befinnt sich zurück auf fie, und das Stück schließt mit der begründeten Aussicht auf einen eigenen Nachwuchs in der Asthetendynastie Weifach. Mieze-Maria hat nun ihre Schuldigkeit getan und kann zurück nach Pankow gehen. Vorher aber wird die Familie Hempel, der biedere Tischlermeister und die handfeste und zungenfertige Waschfrau an den Haaren herbeigezogen, um ein effektvolles Poffenfinale zu liefern und die Atriumwände von einem Berliner Dialektduett widerhallen zu laffen. Sibylle feht als eine Annunziata und Gesegnete ruhevoll dabei, in ihrem Glück geborgen. Und Wendelin stilisiert fix und gewandt das ganze zu einem Lebensmysterium, „tief, tief“, und weiß nun, „warum er so fürchterlich leiden mußte“. Sofieht man zum Ende die verqueren Elemente des Stücks, das Schwank,

 hafte, den dichterischen Reft (in der Figur der Sibylle) und die Parodie nebeneinander aufgebaut, und kann sich überzeugen, wie unvereinbarfie hier zusammengezwungen sind, kein Drama, nur Augenblicks gaukelei. Und ganz versagte hier der schöpferische Sinn, der Ein-Allheit eines Weltbildes, und wäre es noch fo klein, zur

Erscheinung bringt und uns bereichert. s Solche Erfüllung konnte auch von einem andern Stück dieses Monats nicht ausgehen, von Rudolf Rittners Spielmannsdrama „Narren glanz“ (Verlag von Oesterheld & Ko. Aufgeführt im Schiller-Theater). Auch dieses zeigt nicht die schöpferische, gestaltenballende Hand, aber es hat wenigstens ein menschlich bedeutsameres Wesen. Hirschfelds Komödie erscheint als ein Theaterartikel, gemacht, ein Stück Arbeit, ein Arbeitsstück, ein Pensum; bei Rittner spürt man hinter den Unvollkommenheiten und Hilflosigkeiten seines viel geflickten Gauklerstücks die tiefinnerliche Beteiligung, und dadurch werden wir in eine Intereffensphäre geführt. Freilich kommt das nicht ganz aus der Sache selbst, ein persönliches Moment ist dabei wirksam. Der Verfaffer dieses Stückes, Rudolf Rittner, ein Schauspieler und Menschendarsteller von eigenem Temperament und elementarer Natur, erdhaft und leiblich, will jetzt, in der Reife feiner Kunst, von dem Theater fort, in die Stille feiner schlesischen Heimat, auf seinen Bauernhof. Er, der in feinen Charakterzeichnungen, dem Fuhrmann Henschel, dem Flamm in Hauptmanns Rose Bernd, dem Florian Geyer fo Eigenwüchsiges, Echtes und Ganzes gegeben, leidet am Schein und Gauklerischen des Theaters und versucht fich loszureißen. Und gerade in dieser Zeit erscheint nun dies Stück, in dem das Geschick des Hofnarren und Spielmann mit bitteren Humoren behandelt wird. Es ist hier nicht die alte abgeleierte Bajazzo-Sentimentalität, die beweglich ihre Leiden fingt. Hier geht's um einen aufrechten Mann in der Fülle und auf der Höhe des Lebens, einen Sänger und Helden vom klirrenden Schwertund Saitenklang gleich dem kühnen Volker. Frauengunft und Herrenehre wird ibm überreich zuteil, und an dem kurfürstlichen Hof darf er fich als ein Stolzer und Unabhängiger fühlen. Daraus kommt die Tragik der Gestalt, daß sie durch die verschwenderische Laune des Herrn, des Kurfürsten, sich in die Illusion einer freien Ausnahme-Existenz hineinträumt und in diesem Klima alle Fähigkeiten und Möglichkeiten ihrer Natur entwickelt und auslebt, und nun plötzlich in einem entfcheidungsvollen Augenblick erkennen muß, daß dies alles nur trügerisch war, daß der Spielmann doch nur ein Rechtlofer, Ausgeschloffener bleibt. Die Vorstellungen, aus denen Rittner das Bild dieses Spielmanns aufging, laffen fich leicht aufspüren. Der alte Groll des Künstler-Menschen kommt hier einmal wieder zum Austrag, die Empörung des Menschlichen in einer Natur, die dazu bestimmt ist, mehr im künstlerischen Schein der Dinge als im wirklichen Sein zu existieren, und dagegen aufbegehrt. Wie oft haben wir die Zeichen solcher Auflehnung schon gesehen. Am stärksten bei Grillparzer und Ibsen. Der Schmerz über das Trügerische der Kunst, die fich vampyrich vom Lebensblut nährt und den Schaffenden dann leer und ausgeplündert in der Einöde läßt, ist dort zu spüren, wie auch die Sehnsucht, aus dem Wesen der Einbildungen und der Phantome zur Wirklich-

 keit zu gelangen, vom Schattenreich ins Menschenreich. Und vor allem ist charakteristisch die Betonung der Ausnahme-Existenz des Künstlers im guten wie im unseligen Sinne: mehr als ein Mann ist er, und doch auch weniger, erhöht über die engen Grenzen alltäglichen Lebens, und doch wieder in dieser Luft nicht lebensfähig und zurückverlangend in die Bezirke einfacherer, unverwickelterer, menschlicherer Verhältniffe. Ein Zwischenreich volk, dem gegeben an keiner Stätte zu ruhen, ewig unbefriedigt, schwankend zwischen Größenwahn und Selbsterniedrigung. Und vielleicht nur einer hat aus weiter Erkenntnis und feelischer Großmacht heraus die Furien versöhnt und ein inneres, festgegründetes Haus fich errichtet: Goethe. Viel quälerischer noch als der Dichter muß der Schauspieler von Natur und Persönlichkeit das Künstliche und Trügerische seines Berufs spüren, das Ausgesaugt- und Verbraucht werden der Gefühle, die die andern Menschen erleben, im Dienst eines vorübergleitenden Spiels. Es ist nun gewiß nicht ohne Tragikomik und ein unheimlicher Beweis dafür, daß niemand feinem Schicksal, d. h. fich selbst entfliehen kann, wenn jemand dem Schein und dem Künstlichen durch eine Handlung absagt, die ja auch wieder nur Schein und Künstlichkeit ist. Der Schauspieler verläßt zwar die Bretter, wird Landmann und Jäger, versucht das retournons la nature, aber - schon merkt man den Haken - Tintenfaß und Papier werden dort neue Verführung werden, und der nun nicht mehr Theater spielt, wird doch Theater schreiben, jedenfalls also nicht loskommen. Und die Tragikomik geht weiter: hier verläßt ein Mensch eine Kunst, in der er ein Einziger voll herrischen Eigentums war, und wählt sich eine

andere, in der er nur unsicher und dilettantisch geht. Und bildet sich dabei ein, er sei frei geworden. Solch Menschlich-Problematisches wird dem Nachdenklichen durch die Rittner-Sache nahe gebracht. Das Stück an fich betrachtet würde nicht so viel Worte verdienen. Es hängt dem innerlichen Motiv ein buntes Mäntelchen um und führt es inmitten eines farbigen Kostümreigens vor. Szenisch-bewegte Augenblickswirkung gibt es dabei, doch die Charakteristik ist allzu gradlinig und primitiv. Der Spielmann Wolf erfährt die herbe Erkenntnis feiner schiefen und unwürdigen Lebenssituation, die eine freundliche Fügung ihm bisher sonnig und glückhaft dargestellt hatte, als das Hoffräulein Herrad standesgemäß freit, damit das Kind, das sie von Wolf trägt, einen ritterlichen Namen führe und nicht rechtlos würde wie fein Vater. Und fein Stolz bricht ganz zusammen, als er zur Strafe, weil er an dem Beleidiger Herrads sich vergriffen, nach Narrenrecht ausgepeitscht wird. Sein Menschentum ist vergewaltigt, er kann nun nicht mehr leben und er ersticht fich. Innerhalb dieses Gefüges leuchtet manchmal ein lyrisches Schimmerspiel, und Gefichte und Vorstellungen tauchen auf, die von dieser Handlung in die feelische Atmosphäre Rittners führen. Die Sehnsucht, frei auf feinem Hof zu fitzen, auf dem Trutzhof des Freibauern, weht durch die holzschnitt markige Geschichte, die Wolf von dem verlorenen Erbgut feiner Väter erzählt. Und holzschnitthaft, wie Blätter von Sattler, wirken die Umriffe der schweren Not und bäuerlichen Drangsal: fille, dumpfe Erdenkinder, stille Gefichter, deutsche Gesichter, von Peitschen zerschunden, die in das Elend trotten.

 Und ein Mensch spielt mit feinen Hunden, viele Stunden, und fühlt das „wundersame Stück Märchen, das in ihnen steckt“. Und der Trutzhof und die Hunde, wie das ausgemalt ist, darin spricht fich Rittners Sehnsucht aus. Aber Sehnsuchts-Vorstellungen find immer stärker als Wirklichkeiten. Und der Wiffende mag zweifeln, ob sich dem Flüchtenden in der Stille die Erfüllung einstellen und ob er nicht vielmehr in den bunten, lockenden Trug des Gaukelspiels zurückkehren wird. Und die Mephistofrage stellt sich mahnend ein: „Neugierig bin ich, ob er wieder kommt.“ CBSV Neue Bücher Giofu   Carducci, Ausgewählte Gedichte. Ubertragen von Otto Händler. (Dresden, Karl Reißner. Gebd. M.3.-) Händler scheint eine glänzende LÜbersetzergabe gerade den schwierigsten Aufgaben zuzuwenden. So hat er uns den Franzosen Paul Verlaine in einer Vollendung verdeutlicht, die die wunderbare Farbigkeit und das heimliche Singen, das der Dichtung Verlaines innerhalb der französischen Lyrik eine Sonderstellung verschafft, meisterhaft hinübergerettet hat. Fast noch schwieriger war diese Aufgabe gegenüber Carduccis gedrängter und mit Gedanken schwer befrachteter Dichtung. So ist denn auch bislang nur weniges von Carducci dem deutschen Lefervolke nahegebracht worden; das meiste – etwa ein Dutzend Gedichte – von Paul Heyse. Händler bietet eine Auswahl von 58 Stücken aus den verschiedenen Sammlungen; auch das berühmte Gedicht „An Satanas“ ist darunter. Heyse, Isolde Kurz und andere erste Kenner der italienischen Literatur findfich einig in der Bewunderung, wie hier höchste Treue gegenüber dem Urbild mit vollendeter deutscher Sprachschönheit verbunden sind. Eine biographische Einleitung und „Noten“ am Ende bereichern das schmucke Buch, das mit einem sehr charakteristischen Bildniffe Carduccis geschmückt ist. Robert Mifch, „Kaltenbachs. Eine heitere Geschichte aus Berlin W.“ (Berlin, „Harmonie“. 3 Mk) Von dem Buch ist bereits das fechste Tausend aufgelegt. Das Berliner Milieu ist nicht so bedeutsam, wie man nach dem Titel schließen könnte; denn solche geizigen und verkümmerten Philister, wie dieser Rentner Kaltenbach, gedeihen an allen Orten nur zu gut, und auch die anderen Gestalten des Romanes haben nichts ausgesprochen. Berlinisches. Man meint sie alle schon längst zu kennen; es find im Grunde lauter Requisiten unserer Schwankliteratur von Kotzebue an über die felige Birch-Pfeiffer bis zur Gegenwart. Sie wechseln eigentlich nur die Kleider nach der Mode. Schier wundert man sich, daß der theatererprobte Verfaffer es nicht vorgezogen hat, das Ganze als Schwank zu verarbeiten. Man könnte dann bei guter Darstellung die Heiterkeit etwas gedrängter und auch lebendiger genießen, als in dieser oft recht weitschweifigen Erzählung. Immerhin für anspruchslose Leute ein Zeitvertreib für müßige Stunden. AFelix Poppenberg

.- ...- . / Bild-Id Kuns Der Kultus des Nackten Ein prinzipieller Gesichtspunkt VON Dr. Fr. W. Foerster (Zürich) ie moderne Kunst führt heute einen heftigen Kampf um ihr Recht, die

Schönheit des menschlichen Körpers darstellen zu dürfen. Man sagt ihr: Der nackte menschliche Körper ist keine Wolke und kein Felsen, zu denen uns kein anderes Intereffe zieht als das ästhetische Wohlgefallen. Vielmehr reizen die Formen des entblößten Körpers das Verlangen, das die Geschlechter zur Vereinigung lockt. Dieser Trieb ist schon ohne jene Reizung gebieterisch genug – der geistige Mensch fühlt sich daher durch solche Schaustellung nicht erhoben und befreit, sondern schmerzlich an seine finnliche Abhängigkeit gemahnt und darin bestärkt. Und zwar noch ganz besonders bestärkt dadurch, daß die Kunst nur Formen und Reize von auserlesener Vollendung darstellt und damit dem Menschen den faustischen Liebestrank reicht, jene hochgesteigerte finnliche Illusion, die ihn Helenen in jedem Weibe sehen läßt.. Ist die Kunst nun verpflichtet, diese ihre Wirkung zu ignorieren und im Namen ihrer Schaffensfreiheit zu rufen: Dem Reinen ist alles rein – es lebe die Schönheit!? Darf sie sich dagegen blind machen, daß es leider sehr wenig solche Reine und wahrhaft Gefestigte gibt, und daß in Wirklichkeit die allermeisten Menschen durch den Anblick nackter Weibeschönheit weder gereinigt noch gefestigt, sondern gelockert und zu unreinen Phantasien entzündet werden? Sollte ihr vielleicht doch solch ein Schaffen verboten sein – nicht durch Polizei und Gesetz, wohl aber durch die Befinnung auf den tieferen Ursprung und Sinn ihrer ganzen Mission, wie er in den Werken des Genius leuchtend hervortritt? Betrachten wir die Frage einmal von diesem Standpunkt: Es ist ein Gemeinplatz geworden, daß die Kunst nicht bloß Photographie des Wirklichen sein solle. Was aber ist denn nun jenes rätselhafte „Mehr“ aller echten Kunst? Es besteht jedenfalls zunächst einmal in einem

 „Mehr“ des Künstlers selber, der das Wirkliche beschaut. Er ist mehr als ein photographischer Apparat, auch mehr als ein lüsternes Geschlechtswesen: er lebt voll tiefsten Mitgefühls in aller Kreatur, er nimmt teil an aller Tragik und aller Größe des Menschen, ja er trägt beides tiefer in sich, als wir anderen es erleben. Gerade darum kann und muß er ein Erleben entäußern, muß die Welt der Seele in der Welt des Stoffes aussprechen und schon dadurch die Übermacht der Persönlichkeit über die Materie zum Ausdruck bringen. Und so besteht seine eigentliche Gabe darin, daß er das Wirkliche des äußeren Lebens mit den Wirklichkeiten des inneren Lebens zu vermählen weiß: Alles Vergängliche wird nur ein Gleichnis und ein Zeugnis innerer Dinge. Und dadurch erst wird er der ganzen Wirklichkeit des Seins gerecht. Denn nicht bloß das Leben, sondern auch der Schmerz über das Leben und der Sieg über das Leben gehört mit zum Leben. Und nicht bloß die Schönheit, sondern auch das dämonische Leid, das von ihr ausgeht, und der Sieg darüber gehört mit zur Darstellung der Schönheit – für den wahrhaft universellen Künstler, der im Ganzen lebt und aus dem Ganzen schafft: anders als das photographische Okular, das nur die äußere Welt registriert. Aber gerade weil der echte Künstler in solchem Sinne und aus solcher Tiefe schafft, so ist es ihm auch ganz unmöglich, die nackte Schönheit zu sehen, ohne in künstlerisch gesteigertem Maße teilzunehmen an der Tragik, die sie im inwendigen Menschen hervorruft, und an den geistigen Mächten, die diese Tragik zu entführnen und zu lösen trachten. Und diese inneren Erfahrungen und Wirklichkeiten werden in feiner Stellung zum Nackten zutage treten. Er wird das Nackte entweder verhüllen oder es so vergeistigen und mit der höheren Sehnsucht des Menschen verbinden, daß es nicht mehr knechtend und erregend, sondern beruhigend und befreiend wirkt. Das ist das „Mehr“ des Künstlers. Wenn wir in diesem Sinne die Höhepunkte der Kunst ins Auge faffen, fo sehen wir erstens überhaupt die Darstellung des Nackten durchaus im Hintergrund des künstlerischen Schaffens – gerade weil der entblößte Mensch nur die bloße Materie des Menschen ausdrückt, der Künstler aber schon durch die Verhüllung des Leibes danach trachtet, der Erhebung des Menschen über das bloß Naturhafte gerecht zu werden. Es ist doch kein Zufall, daß die griechische Kunst gerade auf ihrem Höhepunkte, wie er sich z. B. in dem herrlichen Parthenonfries ausspricht, durchaus den bekleideten Körper der Nacktheit vorzieht. Wo aber der echte Künstler das Nackte darstellt, da tut er es durchaus im obigen Sinne der tiefsten Vergeistigung. Er empfindet das Dämonische in der Nacktheit, er selber ringt mit diesem Dämonischen – und er erlebt nicht nur den Kampf, sondern auch den Sieg leidenschaftlicher als wir. Darum find feine Darstellungen des Nackten stets Siegesdenkmale, die von dem Triumphe des Geistes über das Fleisch erzählen. Die Statuen der großen Epoche

der griechischen Kunst find niemals ausgezogene Menschen

Foerster: Der Kultus des Nackten 125 mit jenem nackten und ungeistigen Gesichtsausdruck, wie es die meisten Modernen darstellen. Vielmehr steht auf dem nackten Körper ein Götterantlitz, das sozusagen das geistige Gegengewicht gegen die Macht des Leibes zur Erscheinung bringt. Selbst das Haupt der Venus ist nicht bloß das Haupt eines schönen Leibes, sondern der Leib ist vielmehr das Symbol und der Tempel eines göttlichen Adels, der aus den Zügen des Gesichtes redet: entsprungen aus der olympischen Sehnsucht des Menschen, alles Körperliche beruhigend und die Dämonen den Göttern unterwerfend. Genau im gleichen Geist hat auch Michelangelo überall das Nackte dargestellt. Seine weiblichen Figuren find keine „Modelle", es find überhaupt weit weniger Darstellungen des Leibes als Darstellungen der Seelenmächte, die uns die Herrschaft über den Leib geben. Er bildet „verklärte Leiber". Er stellt das Nackte in den Rahmen erhabener Darstellungen, er verbindet das Sinnliche mit der übersinnlichen Welt. Und jene himmlischen Gestalten – sie fragen nicht nach Mann und Weib, Und keine Kleider, keine Falten, umgeben den verklärten Leib. Selbst bei Tizian kann man noch nicht sagen, daß seine nackten Körper so leiblich seien, daß sie zum Leibe des Menschen sprechen und ihn erregen – die Begehrlichkeit wird gebunden durch einen Ausdruck der Gesichter, eine Frage, ein Empfinden, das aus der Welt der Seele stammt und nicht eins ist mit der Welt der Naturtriebe. Betrachtet man nun von allen diesen Gefichtspunkten aus den modernen Kultus des Nackten in der Kunst, so wird man wissen, daß dieser nicht bloß vom ethischen Standpunkt, sondern gerade auch vom Standpunkt der echten Kunst aus gerichtet ist. Die Gleichgültigkeit der Kunst gegen die knechtende Wirkung der unbeseelten Nacktheit ist kein Zeichen wahren und freien Künstlerstrebens, sondern gerade ein Zeichen davon, daß keine echten Künstlerpersönlichkeiten mehr da sind. Denn diese packt stets „der Menschheit ganzer Jammer" an, sie erleben die Tragödie der menschlichen Zweiheit, das Rätsel der Sphinx im eigensten Innern und gelangen durch schöpferische Geisteskraft auf einen höheren Standpunkt. Und dieses wird gerade in der Reserve, mit der sie den nackten Körper darstellen, oder in der Vergeistigung, die fiel ihm geben, unverkennbar zutage treten. Eine Kunst hingegen, die fich von den tiefsten Intereffen der Seele loslöst, hat auch keine Kraft mehr, der Materie Leben und Seele einzuhauchen: ihr fehlt der schöpferische Odem, der den göttlichen Beruf der hohen Kunst bezeichnet. Zum Schluffe wollen wir uns noch vergegenwärtigen, in wie verhängnisvoller Weise jene ganze übertriebene Ausstellung und Anpreisung der Leibeschönheit den Menschen ablenkt von dem, was allein Dauer und Wert hat und auch die körperliche Schönheit allein zu adeln vermag. Es wird durch solchen Leibeskultus auch die ganze Phantasie des Mannes in der einseitigsten Weise erregt und mit Ansprüchen erhitzt, die das Leben

126 Von der äußeren Erscheinung Christi nicht erfüllen kann und die unendlich viel Roheit und große und kleine Untreue erzeugen und doch auf ganz wertlosen Illusionen über das Vergänglichste aller Dinge beruhen. Darum ist auch die übertriebene Pflege der weiblichen Körperformen, die neuerdings unter allerlei bestechenden Namen von Amerika zu uns herüberkommt und als eine laute und stolze Religion propagiert wird, während sie früher nur einem verschwiegenen Reich weiblicher Eitelkeiten angehörte, eine gar nicht zu unterschätzende Gefahr für alle höhere Kultur. Und viele reine Frauen, die harmlos und ohne Lebenskenntnis solche Dinge begrüßen oder mitmachen, sehen eben nicht, daß fie damit Geister beschwören, die vielleicht noch ihr eigenes Leben oder das ihrer Nächsten zerstören könnten. Man sollte sich übrigens doch auch klar machen, wieviel Geschmacksurteile bezüglich der Schönheit des Leibes gar nicht rein ästhetischer Natur, sondern fexuellen Ursprungs find, d. h. ganz unbewußt aus den Wertbestimmungen und Wohlgefühlen des Gattungstriebes stammen. Wir wissen gar nicht, wie sehr unter sexuelles Urteil unsere ästhetische Schätzung bevormundet. Den Enthusiasten der Leibeschönheit sei Schopenhauers Kapitel: „Zur Metaphysik der Geschlechtsliebe" angelegentlicht empfohlen. HEERES Von der äußeren Erscheinung Christi ie Veröffentlichung des Bildes „Christus predigend" von Ludwig Fahrenkrog im Dezemberheft unserer Zeitschrift und die ebenda gegebene Darlegung des Künstlers, wie er aus historischen und psychologischen Gründen zu dieser von der herkömmlichen weit abweichenden Gestaltung des Christustypus gekommen ist, haben weit über den Leserkreis des Türmers hinaus lebhafte

Teilnahme erweckt. Dadurch fühlte sich der Künstler veranlaßt, fich von neuem in das Problem zu versenken. Einmal kam es ihm darauf an, gerade den predigenden Christus, den Verkünder der neuen Heilslehre nochmals zu erfaffen. Daß wir Christus nicht weichlich auffaffen dürfen, wie es so oft in der Kunst geschehen ist, wird sich wohl jedem bei tieferer Versenkung in sein Leben und Schaffen ergeben. Er muß eine Kraftnatur sein, eine, aus der natürlich vor allem die Kraft des Geistes und des Willens hervorleuchtet. Denn gerade die endlose und schrankenlose Liebe, die den Kern der Lehre Christi ausmacht, ist nicht Weichlichkeit und Schwäche, sondern Betätigung der Kraft, der Überwindung aller trennenden Hemmniffe, ist die Überzeugung, die Mächte des Guten überall wecken zu können; denn es ist ja dieses Gute in den Menschen, das wir lieben sollen, das Gute, das durch die belebende Kraft der dem Nächsten entgegengebrachten Liebe gesteigert und zum Siege gebracht werden soll. So ist dieser Jesus Vertreter des Optimismus und des Idealismus, aber derart, daß diese Eigenschaften männlich find. Also ein Optimismus, der nicht die Augen vor dem Übel verschließt und fein Lebensziel darin sieht, es sich selber möglichst wohl zu machen, damit wenigstens ein Glücklicher entsteht, sondern S XA KD

 Optimismus als Glaube an die Entwicklungsfähigkeit zur Höhe, Glaube an die Lichtkraft jenes Vertrauens, das weiß, daß nichts Gutes umsonst getan wird, daß, wie es der Fluch des Bösen ist, daß es fortzeugend Böses muß gebären, es der Segen der Güte ist, daß sie Gutes zeugen muß. Und so auch der Idealismus. Die hier verkündete Herrschaft des Geistigen über das Körperliche bedeutet nicht Verachtung und Verneinung des Körperlichen, nicht Verachtung und Verneinung der Welt. Aber dienen muß dieses Materielle. Dieses Ideal beruht nicht darin, daß es die Welt und Menschen nicht anzusehen vermöchte, wie sie find, sondern wie sie sein sollen, wie man es dem Idealismus oft vorgeworfen hat. Nein, ein Wesenskern ist, das Gute wollen und fich in diesem Wollen nicht beirren laffen durch die Unzulänglichkeit des Vorhandenen oder durch den Widerstreit des Schlechten. Dieser Wille zum Guten ist Stärkung des eigenen Selbst, gibt das leuchtende Ziel, von dem der Blick durch keine Einzelheit, durch nichts. Dazwischenkommendes fich ablenken läßt; er gibt auch, die Kraft zur Bekämpfung des Bösen, zum Strafen können, wie er hellseherisch macht für die Erkenntnis des Guten in der schlechtesten Hülle. Solche Naturen müffen etwas Führerhaftes an sich haben; sie müffen die Vorfürmer sein, die durch die eigene Kraft der Überzeugung und der Bewegung mit fortreißen. Wenn dieser Typus Christi sich bewähren soll, so muß sich an ihm erweisen, daß dieser Mann, diese Verkörperung des Willens zum Guten auch leiden kann um dieses Guten willen. Ich glaube, wer fich in die Betrachtung dieses „Ecce homo“ wirklich versenkt und nicht nach dem ersten flüchtigen Eindruck urteilt, wird die Frage bejahen. Es spricht aus diesem Gesichte die durch den Intellekt gewonnene Überzeugung, daß diese maßlosen körperlichen Schmerzen und dieses entsetzliche feelische Leiden ertragen werden muß um des großen Zieles willen. Und es spricht daraus der Entschluß der Seele, gern zu leiden, weil diese Tat unvergänglich weiter wirken muß als höchste Betätigung des Willens zum Guten. Man muß es immer bedenken, es stand hier der Erste, der fo nicht um seiner Überzeugung, sondern um seiner Lebensaufgabe willen litt. Das ist das Entscheidende. Dieser Tod war nicht nur ein Sterben für eine Überzeugung, sondern war ein Tod aus Liebe zur Menschheit, weil auf diese Weise allein in unaustilgbarer Weise die frohe Botschaft der Liebe und des Glaubens an die Fähigkeit zur Güte ins Gedächtnis der Menschheit eingegraben wurde und sie ständig verfolgen konnte in alle Zeiten. Den Abschluß bildet. „Es ist vollbracht“. Freude, ja ein Gefühl des Sieges liegt auf diesem toten Antlitz, das das Leiden so herb umgestaltet hat. Für die Art der körperlichen Darstellung hat sich hier der Künstler an den biblischen Bericht gehalten: „Er neigte das Haupt und verschied.“ Wenn dieses „neigte“ zutrifft, so mußte Jesus vornüber gefallen sein. Denn es ist nur möglich, daß Jesus entweder am Kreuze herunterrutscht und so in eine mehr hockende Haltung gelangt, wobei der Kopf dann feif zwischen den Schultern steht, oder eben nach vorn über schießt, wodurch das Haupt dann in die neigende Haltung käme. Auch wenn der Gekreuzigte noch so fraff angenagelt wurde, mußten sich die Löcher und Sehnenbänder durch die Zerrung der Last erweitern und in irgend einer Weise eine der beiden Möglichkeiten eintreten. Da diese Werke als Kunstwerke vor uns

treten, so wäre die erste Frage: Ist es dem Künstler gelungen, das Problem, das er sich gestellt hat, künstlerisch zu bewältigen? Aber ich glaube, gerade in diesem Falle sehen wir wieder

128 Von der äußeren Erscheinung Christi einmal, daß die Kunst auch dort, wo fie höchste Lebensbeteuerung und höchste Anspannung aller Kräfte eines Künstlers ist, nicht nur nach künstlerischen Grundfätzen beurteilt werden darf. Hier ist zweifellos ein anderes viel wichtiger. Jeder, der im Christentum die Höhe aller Weltanschauung fieht, ob er fich nun als Glied einer der bestehenden Kirchen fühlt, oder ob er vielleicht gar diese Gestaltung zur Kirche als Widerspruch zu Christus empfindet, muß zum Schluffe kommen, daß für die heutige Menschheit die Persönlichkeit Christi immer bedeutsamer wird, daß diese Persönlichkeit den Angelpunkt in dem Für oder Wider gegen diese Weltanschauung bildet. Und so muß unsere Zeit wie eine jede andere das Recht haben, fich den ihr gemäßen Christustypus zu gestalten. Das wäre Notwendigkeit, auch wenn uns die denkbar genauesten und authentischsten Berichte mit famt photographisch treuen Bildniffen Christi vorlägen. Es ergäbe sich hier die Wahrheit, die jeder erfährt, daß das Gesicht einer großen Persönlichkeit jedem die Antwort gibt, die der Frage entspricht, mit der er vor dieses Gesicht tritt. Wir erleben dasselbe ja bei jedem Künstler, der einen Menschenkopf zu gestalten sucht. Die anatomischen Formen dieses Kopfes fügen sich der bildenden Kraft des Künstlers, der in und mit ihnen den Ausdruck defen schafft, was ihm die betreffende Persönlichkeit bedeutet. Wir wissen es gerade von den größten Künstlern, daß sie immer eigentlich Gegner der körperlich porträtmäßigen Treue waren. Michelangelo z. B. hat jenen, die ihn darauf aufmerksam machten, daß die Stammbilder der beiden Herzöge Medici, die er für ihre Grabmäler geschaffen, mit dem wirklichen Ausfehen der eben verstorbenen Fürften nichts gemein hätten, geantwortet, daß nach tausend Jahren doch niemand mehr wife, wie die beiden ausgesehen hätten. Und wenn wir die Bildniffe aller großen Meister gegeneinander halten, so werden wir immer in den Werken eines von ihnen einen gemeinsamen Zug entdecken, der natürlich nicht ein Familienzug der Dargestellten, sondern das Siegel des schaffenden Künstlers ist. Aber freilich, wir werden diesen Austausch doch nur dann willig hinnehmen, wenn wir im Künstler die stärkere Persönlichkeit fehen. Aber auch im anderen Falle können wir gerade von der wirklich großen künstlerischen Gestaltung niemals die objektive, sondern nur die subjektive Wahrheit verlangen, d. h. wir können vom Künstler verlangen, daß er alle feine Kräfte aufbot, um den Dargestellten in feiner ganzen Größe und in feiner innersten Natur zu erfaffen. So wird also bei der Darstellung Christi die letzte Frage immer lauten: Kannst du an diesen Christus glauben? Das ist der springende Punkt. Trotz alledem liegen gerade im Falle Christus die Verhältniffe doch etwas anders, und vielleicht im letzten Grunde deshalb, weil wir über das Aussehen Christi keine historisch glaubwürdigen Berichte haben. Es erhebt sich ja naturgemäß in jedem die Frage nach der körperlichen Erscheinung des Mannes, deffen Auftreten der Angelpunkt der seitherigen Geistes- und Weltgeschichte ist. Sicherlich ist gerade die Notwendigkeit dieser Frage, auf die es doch keine einfach dokumentarisch zu belegende Antwort gibt, die Ursache, daß auch große Künstler sich hier so leicht einem überlieferten Typus beugten, um nicht ein selbständiges Bekenntnis in einer so leicht mit religiös dogmatischen Gedanken sich verbindenden Frage zu geben. Von großen Meistern der bildenden Kunst haben nur die beiden gewaltigen, Michelangelo und Leonardo da Vinci, es gewagt, vom Herkommen abzuweichen, und es ist bezeichnend, daß sie beide Christus bartlos dargestellt haben. Sehen wir das Problem also geschichtlich

Bilderwerke 129 an, fo wird die Archäologie die wichtigsten Aufschlüffe bringen können, und da haben wir die Tatsache, daß das älteste Material jedenfalls durchweg die Bartlofigkeit feststellt. Wir können eine alexandrinische Art, in der Christus bartlos ift und kurzes, krauses Haar hat, neben die hellenistische Art, die ebenfalls bartlos ist, aber etwas längeres Haar zeigt, stellen. Die römischen Katakomben zeigen beide Arten gemischt, und zwar die Plastik, vielleicht aus technischen Gründen zumeist die hellenistische, die Katakomben-Malerei Roms am häufigsten die alexandrinische. Jedenfalls ist der Archäologe de Mély, der der Pariser Akademie gegenüber behauptete, alle auf Jesu Außeres Bezug habenden Darstellungen bis ins 6. Jahrhundert gesammelt zu haben, zu dem Schluß gekommen, daß nach diesem Material Jesus kurzhaarig und bartlos gewesen sei. Es ist leicht begreiflich, daß der heutige Mensch fich

nur schwer an einen neuartig gestalteten Christustypus wird gewöhnen können. Die Art Gebhardts oder Uhdes ist dabei lange nicht so schwer zugänglich gewesen, wie eine Anderung am körperlichen Aussehen Christi selbst. Denn dort handelt es sich doch letzterdings entweder um Kostümfragen oder um eine von vornherein ganz symbolische Erneuerung. Andererseits hat sich gerade in der Gestaltung des herkömmlichen Christus-Typus vielfach die höchste künstlerische Kultur und das stärkste Schaffensvermögen ausgesprochen, so daß es nun erst recht schwer fällt, rein künstlerisch etwas dem LÜberlieferten Ebenbürtiges oder gar Stärkeres zu schaffen. Doch wie gesagt, darauf kommt es eigentlich gar nicht an, und so ruhig ich persönlich für den künstlerischen Wert der hier vorgeführten Bilder einstehe, fo tritt doch diese Frage gegenüber der allgemein religiösen, ja auch gegenüber der archäologischen zurück. Auf den heutigen Menschen angewendet, wären die beiden so zu faffen: 1. Kannst du dir den historischen Christus körperlich fo vorstellen? und 2. Ist das ein Christus, an den du glauben kannst? Das ganze Problem ist so wichtig, daß wir um so lieber hier die Fragen zur Diskuffion stellen, als damit auch eine Anregung zu einer vertiefteren und ernsteren Betrachtung unserer religiösen Kunst gegeben ist. Auf keinem Gebiete täte aber der Allgemeinheit diese Vertiefung, die Steigerung des Ernstes mehr not, als gerade gegenüber der religiösen Kunst, die, wenigstens foweit fie kirchlich ist, immer mehr einem bösen Schlendrian anheimgefallen ist und unter einer äußeren Nichtigkeit gar zu oft Kraftlosigkeit und Oberflächlichkeit des religiösen Empfindens verbirgt. K. St. zBilderwerke it einem groß angelegten Mappenwerke, das man von vornherein mit freudiger Zuversicht begrüßen kann, treten die beiden Berliner Verleger Bruno Bard und Julius Cafirer an die Öffentlichkeit. „Das Porträt“ foll unter Leitung Hugo von Tschudis in 20 Lieferungen zu 4 Mk. durch Wort und Bild eine ausgiebige Darstellung finden. Die beiden vorliegenden ersten Abteilungen bringen zu einer Abhandlung von Kornelius Gurlitt über „das englische Porträt des 18. Jahrhunderts“ zehn sehr schön ausgeführte Kupfertafeln und ebenso viele Abbildungen im Text. Es follen immer so je zwei Hefte ein für sich geschloffenes Gebiet behandeln. Nach der ganzen An

 lage werden wir hier ein Werk erhalten, das sich nach der Gediegenheit des Textes wie durch die prachtvolle Ausstattung in die erste Reihe unserer Bilderwerke stellen kann. Der Subskriptionspreis ist auf 70 Mk. festgelegt. Wir werden später eingehender auf das Unternehmen zurückkommen. Die beiden im Verlage von Richard Bong, Berlin, erscheinenden Lieferungswerke „Gemälde alter Meister im Besitz des Deutschen Kaisers“, und „Rembrandt in Bild und Wort“, auf die an dieser Stelle schon wiederholt empfehlend hingewiesen worden ist, gehen nun ihrem Ende zu. Gegenüber den früheren Unternehmungen des Verlages find diese beiden durch wertvolle Textbeigabe ausgezeichnet. Das Rembrandtwerk vor allen Dingen verdiente es, ein künstlerisches Hausbuch zu werden. Dagegen habe ich mit sehr gemischten Gefühlen das Buch „Halt im Gedächtnis Jefum Chrift um, Hauptzüge aus dem Leben Jesu in Wort und Bild“, herausgegeben von Pfarrer P. Dorfch (Stuttgart, Belsersche Verlagsbuchhandlung) aus der Hand gelegt. Der Text zu den 51 Bildern, die ebenso viele charakteristische Züge aus dem Leben Jesu veranschaulichen, stammt von den besten Vertretern der gläubigen evangelischen Theologie und bietet auch als persönliches Bekenntnis vielfach Wertvolles und Anregendes. Dagegen habe ich am Bildschmuck nur wenig Freude gehabt. Daß die Autotypien, vor allem jene mit veränderlichen Farben, nicht alle gut geraten find, mag noch hingehen. Bedenklich dagegen ist die Auswahl der Bilder. Rembrandt fehlt ganz, Dürer ist nur ganz schwach und uncharakteristisch vertreten; geradezu schlimm wirken aber einige neuere christliche Maler. Mir ist schon Heinrich Hofmanns geschmeidige Allerweltskirchlichkeit schwer zu ertragen; aber er steht noch hoch über Eichstädt, Wehle und vor allem E. Hader, der ganz besonders bevorzugt wird. Die paar Blätter nach Steinhausen, Thoma und Uhde wirken in dieser Nachbarschaft mit ihrer kernigen Religiosität ganz fremd. Die Aufnahme von Bildern Gebhardts wird wohl am Widerspruch der Verleger gescheitert sein. Ich fimme da dem Herausgeber völlig bei, daß diese Zurückhaltung einiger Kunstverleger nicht nur nicht im Intereffe des deutschen Kunstlebens oder der betreffenden Künstler liegt, fondern nicht einmal in dem des Kunsthandels. Denn es ist zweifellos, daß solche Abbildungen in Zeitschriften oder Büchern, die ja doch niemals versuchen, mit den großen Wiedergaben des

Kunsthandels in Wettbewerb zu treten, viel eher zum Kauf dieser großen Kunstblätter beitragen, als ihn beeinträchtigen. Ein Künstler, der gerade durch die Kraft feines Empfindens, die wir im großen Teil der zeitgenössischen kirchlichen Malerei so schmerzlich vermissen, für sich einnimmt, ist Karl Bauer. Der Verlag von Teubner in Leipzig bringt von ihm eine Mappe von 32 Federzeichnungen, „Charakterköpfe zur deutschen Geschichte", der ich weiteste Verbreitung wünsche. Diese ist durch den außerordentlich billigen Preis der Sammlung (Mk. 450, eine Auswahl von 12 Blättern Mk. 250, Einzelblätter auf Karton 60 Pf) ermöglicht. 32 charakteristische Persönlichkeiten aus unserer Geschichte treten uns hier in scharf geprägten Zügen gegenüber. Es ist selbstverständlich, daß nicht jedes Blatt vollauf befriedigt. Goethe z. B. erscheint mir ganz verfehlt, Leffing doch etwas zu mafig, und bei Karl dem Großen halte ich es für bedenklich, ihn aus der legendarischen Erscheinung, an die unser Volk sich gewöhnt hat, für die fo Gewaltige wie Dürer und Rethel wirken, herauszuholen, so wertvoll das Blatt an sich ist. Dagegen find manche andere Blätter hervorragend

Neue Bücher 1Z1 gelungen: Gutenberg, der Große Kurfürst, der prächtige Seydlitz, Körner, Pestalozzi, Jahn und vor allem auch unser Kaiser. Die Achtung vor dem technischen Können und geistigen Vermögen des Künstlers steigert sich, wenn man die Blätter nebeneinanderhält. Da erkennt man, daß er in diesen Köpfen auch die geistigen und körperlichen Kräfte des Volkes verfinnbilden wollte. Ein Stück deutscher Geschichte ruft auch ein anderes Mappenwerk aus dem gleichen Teubnerschen Verlage vor unsere geistigen Augen. „Aus dem deutschen Osten" bringt A. Bendrat fünf farbige Steinzeichnungen, zu denen Dr. Käthe Schirmacher ein packendes Vorwort geschrieben hat (12 Mk. die Mappe, Einzelblätter Mk. 250). In sehr lebendiger Auffaffung und bei aller Großzügigkeit den Reichtum des Details glücklich wahrenden Ausführung zeigt uns der Künstler fünf charakteristische Bauwerke des Ostens: die feingieblige Thorner Jakobskirche; die schwerwuchtende Marienkirche in Danzig mit einem Blick in die mittelalterliche Welt der Jopengaffe; die noch als Ruine kühn trotzende Ordensburg Rheden; das reiche Hochmeisterschloß Marienburg und die eine geradezu verwegene Phantasie der Gestaltung mit hinreißendem Stolz- und Kraftbewußtsein vereinigende Ordensburg Marienwerder. Wahrhaftig, es waren gewaltige Bauherren, die Deutschritter, tatvolle Männer und aufrechte Bürger, die diesen gotischen Backsteinfil geschaffen haben, die das Land, das sie mit ihrem Blute gedüngt, nicht nur deutscher Arbeit und deutfchem Fleiße, sondern auch deutschem Kunstbewußtsein gewonnen haben. Es ist wirklich ein Jammer, wie wenig wir Deutsche unser Vaterland kennen. Wie wenig weiß der Westen und der Süden von dieser herrlichen Kraft deutschen Wesens, die hier im Osten geschaffen hat. Und wie wenige lenken einmal ihren Reiseweg nach diesem Ostland der blauen Seen und der roten Burgen. Kennten wir erst diese Grenzmark beffer, sie würde geliebt, und einem jeden würde fich das Gefühl einpflanzen, daß diese deutsche Ostmark altes deutsches Kulturland ist, das wir nicht entbehren können, das wir uns erneut geistig zu eigen machen müffen. St. Er Neue Bücher Handbuch der Kunst gefchichte. Vollständig neu bearbeitet von Hermann Ehrenberg. Sechste Auflage. Mit 314 Abbildungen. (Leipzig, J. J. Weber. 6 Mk.) Das ist ein sehr verdienstvolles Unterrichtsbuch. Der ursprünglich von Bruno Bucher herrührende Text ist in der sechsten Auflage von Hermann Ehrenberg einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen worden, die auch die allerneueste Zeit in den Kreis der Betrachtung zieht. Der Verfaffer besitzt ein hervorragendes Geschick, in wenigen Worten scharf zu charakterisieren und durch kräftiges Herausarbeiten der Entwicklungslinien viel mehr zu geben, als bloß ein Nachschlagebuch. Da im allgemeinen die Darstellung, je mehr fie fich der Neuzeit nähert, umfangreicher wird, erhält man aus diesem knappen Büchlein manche Auskunft, die man in weit umfangreicheren Werken umsonst fucht. Auf den 500 Seiten find übrigens auch noch 314 Abbildungen untergebracht, die ja natürlich manchmal fehr klein, aber doch durchweg so scharf find, daß sie für einen allgemeinen Eindruck ausreichen. CBSM»

Wo steht Richard Strauß? Von Dr. Karl Storck er Gedanke einer „Symphonieoper", den ich an dieser Stelle aus dem Problem der „Geburt des Musikdramas aus dem Geiste der Musik" entwickelt habe (T. IX, S. 589), ist in den ästhetischen Darlegungen der letzten Zeit häufiger aufgetaucht, wenn allerdings auch nie gründlich untersucht worden. Anlaß dazu gab die

Berliner Aufführung der „Salome“ von Richard Strauß. Es ist sehr schwierig, die Wirkung zu schildern, die das Werk hier geübt hat. Genau ein Jahr liegt zwischen dieser Aufführung an der Wirkungsstätte des Komponisten und der Uraufführung in Dresden. Inzwischen hatte das Werk über mehrere andere Bühnen feinen Weg gemacht. Aber die gesamten Verhältniffe führen es doch heute mit sich, daß eigentlich immer erst die Berliner Aufführung die entscheidende Stellung zu einem Werke bringt. Es ist das eine bereits aus den äußeren Zuständen folgende Vormacht Berlins mit feiner großen Zahl von Zeitungen, Zeitschriften, mit dem im Verhältnis auch zu den größten Provinzstädten außerordentlich gesteigerten Intereffentenkreis des Publikums, endlich auch zweifellos durch die Tatsache, daß sich hier in Berlin im Laufe der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre ein ausgesprochenes Premieren-Publikum herausgebildet hat, das gerade den neuen künstlerischen Ereigniffen mit einer Leidenschaftlichkeit der Anteilnahme folgt, die man außerhalb gar nicht kennt. Mag man nun noch so sehr hervorheben, daß ein gutes Maß dieser Anteilnahme auf Sensationssucht und Überreiztheit beruht, sie ist doch nun einmal da und wirkt auf die Gesamteinstellung des Empfindens zu den Ereigniffen in ganz außerordentlicher Stärke. Der große Umfang des Teilnehmerkreises aber bringt es mit sich, daß derartige die Öffentlichkeit auf regenden Werke in einer sonst ungewohnten Zahl von Aufführungen immer

 wieder vor uns hintreten. Es bietet sich damit auch der Kritik die Gelegenheit, ein Urteil immer und immer wieder nachzuprüfen. Heftiger auch als anderswo platzen hier die Gegensätze der Anschauungen aufeinander. Bei dem Werke von Richard Strauß war es besonders bedeutsam, daß die große Mehrheit der Berliner Kritik bereits der Erstaufführung in Dresden beigewohnt hatte. Nun war man ein Jahr später zur erneuten Beurteilung berufen. Für die Musik ist eine derartige Zwischenzeit von höchster Wichtigkeit, und es gibt keine Kunst, bei der man sich so sehr an die Erscheinungsformen erst gewöhnen muß, aber auch so leicht gewöhnen kann, wie gerade die Musik. Die Geschichte des menschlichen Hörens bietet ganz erstaunliche Ergebnisse in bezug auf die Empfindungen von schön und unschön. Vom Entzücken über reine Quintengänge bei Hucbald bis zum unerbittlichen Verpönen derselben in der klassischen Theorie; vom entsetzten Abscheu über alle Chromatik gegenüber den früheren Madrigalisten bis zur raffinierten Steigerung derselben durch Gegenführungen in den Stimmen, wie wir sie jetzt in der gesamten Musik haben. Es ist immer wieder dasselbe Bild, daß die eine Generation als häßlich verschreit, was dem nächsten Geschlecht einen Ohrenschmaus bereitet; – unsere Art zu hören ist in der Tat in stetem Wandel begriffen. Vielleicht war dieser Wandlungsprozeß nie so schnell und verwickelt wie gerade jetzt. Ist vor dreißig Jahren die musikalische Kritik über Wagners Werke mit dem Bannfluch einer entsetzlichen Tonhäßlichkeit hergefallen, so rühmen wir heute eigentlich alle die wunderbare finnliche Schönheit der Musik Wagners, und sie wird gerade in dieser Hinficht der modernsten Musik entgegengesetzt. Aber auch hier machen wir die merkwürdigsten Erfahrungen. Die Entwicklung der modernen polyphonischen Schreibweise zum Mittel des gedanklichen Ausdrucks in der Musik hat wohl am meisten dazu beigetragen, daß wir oft dort von Tonhäßlichkeit nichts mehr empfinden, wo man früher entsetzt aufgeschrien hätte. Wir find eben doch in einer Entwicklung, in der das Anhören der Musik nach ihren senkrechten Verhältniffen wieder einem solchen nach ihrer horizontalen Entwicklung Platz macht oder doch das letztere daneben duldet. Die ganze mittelalterliche Polyphonie verlangte diese Hörweise nach dem horizontalen Fortschreiten, weil die ganze Anlage der Komposition darauf beruhte, wie verschiedene mufikalische Linien (Stimmen) um eine vorher festgelegte Hauptlinie herumgeführt und neben ihr dem gleichen Endziele zugeführt wurden. Erst mit dem nachherigen monodischen Stil, der grundsätzlich die harmonische Stärkung und Ausschmückung einer einstimmigen Melodie brachte, wurde unser Gehör auf die ganz vertikale Aufnahme des Tones eingestimmt. Die Entwicklung der symphonischen Dichtung aber, die den ihr gesetzten gedanklichen Gehalt durch das Zusammenspiel von Motiven auszudrücken strebt, deren geistige Bedeutung von Anfang an festgelegt ist, bringt nun naturgemäß wieder eine Betrachtung mit fich, bei der man die Entwicklung dieser Motivlinien verfolgt. Haben wir hier eine durchaus gedanken hafte Kontra-

 punktik, so sehen wir schon wieder bei Max Reger, wie die auf diese Weise entwickelte Schreibweise nun ihrerseits zum rein formalen Zweck werden kann. Das „alles fließt“, das einem griechischen Philosophen vor zweieinhalbtausend Jahren die Lösung des Welträtsels bot, gilt in uneingeschränktem Maße jedenfalls für die Welt des Musikalischen. Wir können uns darüber ja auch nicht wundern, wenn wir bedenken, daß diese Kunst mit einem unvergleichlich beweglicheren und niemals auf einen bestimmten Punkt festzulegenden Material arbeitet. Der Ton ist schier ohne alle materiellen Stoffe; die Wirkungen, die der Ton auslöst, find erst recht flüchtig, beweglich und in ihren letzten Gründen nicht prüfbar. Eine zweite für Gestaltung und Aufnahme der Musik wichtige Entwicklung geht mit der eben geschilderten Hand in Hand. Es find einige Jahre her, seitdem ein hervorragender französischer Musiker den Wesensunterschied zwischen deutscher und französischer Musik mir gegenüber in die Worte faßte: Die deutsche Musikfei Architektur, die französische Malerei. Er meinte dabei wohl nur die Entwicklung etwa des 19. Jahrhunderts, und als ich ihn auf die klare Linienführung eines großen Teils der französischen Musik verwies, entgegnete er, das sei dann eben Zeichnung, aber nicht Architektur. Wenn ich bedenke, daß sowohl Berlioz wie Richard Wagner nach der Meinung dieser beiden Künstler, wie auch für eine historische Untersuchung, eine Entwicklung aus Beethoven darstellen, so muß ich dem zustimmen; von der durchaus architektonischen Richtung eines Brahms ganz abgesehen. Mit der Farbigkeit Richard Wagners ist es ähnlich wie mit der Böcklins. Sie ist von wunderbarer Schönheit und bildet zweifellos den letzten höchsten Reiz dieser Kunstwerke; aber sie ist nicht deren Lebenselement. Die Werke bleiben auch ohne diese Farbigkeit bestehen. Grob ausgedrückt erfahren wir das, wenn wir die außerordentlich starke Wirkung von Richard Wagners Werken im Klavierauszug und der einfarbigen Reproduktionen nach Böcklinschen Gemälden solchen Reproduktionen nach französischen Malereien oder den Klavierauszügen Berlioz' gegenüberhalten. Berlioz, dessen höchster Reiz in der Originalität seiner Farbigkeit beruht, wirkt im Klavierauszug erschreckend eintönig und gleichmäßig. Nun, die neuere deutsche Musik hat sich in steigendem Maße in der Richtung einer solchen Farbigkeit entwickelt. Ich möchte mich hier gern des Urteilens enthalten und in die einfachen geschichtlichen Entwicklungsdarlegungen nicht eingreifen. Aber es geht doch nicht an, da Ursachen und Wirkungen so eng ineinandergreifen. Ich kann nicht umhin, in dieser Steigerung zur Farbigkeit wenigstens bis jetzt eine Verarmung der deutschen Musik zu sehen. Ich gebe aber zu, daß man vielleicht sagen müßte, daß diese Steigerung zur Farbigkeit die Folge eines Nachlaffens der deutschen musikalischen Kraft ist. Es wird niemand bestreiten, daß das musikalische thematische Material der gesamten modernen Musik seit Wagner im Grunde außerordentlich

 dürftig und wenig original ist. Von Liszt angefangen, gilt das eigentlich für die ganze symphonische Dichtung mit verschwindend wenig Ausnahmen. Bruckner und Brahms stehen auf der anderen Seite in dem gewaltigen thematischen Reichtum, dagegen ist auch bei Berlioz dieses thematische Material im Verhältnis zu unseren großen Musikern dürftig und an sich bedeutungslos. Inhalt und Bedeutung und Schönheit erhält dieses ganze Material nur durch die Art der Behandlung, durch das Wie der Verarbeitung. Diesen Fall hat es auch früher gegeben. Es wird niemand behaupten wollen, daß das Hauptthema des ersten Satzes der C-Moll-Symphonie Beethovens an sich musikalische Bedeutung hätte. Auch da kommt es ausschließlich darauf an, wie es verarbeitet wird. Aber die Art der Steigerung dieser Bedeutung bei Beethoven greift das thematische Material selbst an und entwickelt aus diesem Stofflichen Musik. Das Wie liegt also im Ausbau dieses Stoffes, es ist eben in der Tat architektonisch. In der modernen Musik dagegen berührt dieses Wie nicht den ursprünglichen Stoff, sondern tritt von außen an ihn heran, wandelt ihn und bereichert ihn durch Farbe. Wir haben hier durchaus die parallele Erscheinung zur Entwicklung in der Malerei, wo auch die in ihrem Wesen französische Sehweise der Natur nach Deutschland übergegriffen hat, in der das Farbige der Erscheinung entscheidet und nicht der inhaltliche geistige oder seelische Wert des Motivs. Man denke daran, wie uns etwa Monet dasselbe an sich bedeutungslose Motiv in verschiedenen Beleuchtungsstadien vorführt. Die Licht- und Farbenwerte in den verschiedenen Bildern sind es allein, die die Teilnahme des Künstlers verraten und die auch auf uns nun

wirken sollen. Nun aber ersteht hier die Tatsache, daß für die auf eine solche Sehweise eingestimmten Menschen aus dieser zunächst rein äußerlichen Sinnlichkeit feelische Stimmungswerte sich entwickeln, daß also Licht und Farbe durch ihre Charakterisierungskräfte dem an sich bedeutungslosen Motiv grundverschiedene feelische Stimmungen einhauchen. Genau so ist es in der Musik. Die verschiedenen Farben der verschiedenen Instrumente sind nicht nur Farben, sondern auch Charakterisierungsmittel, und dasselbe Thema wirkt anders, wenn es von Posaunen, anders wenn es von Holzbläsern, anders wenn es von Geigen vorgetragen wird. Es ist nun nicht zu leugnen, daß diese von außen herantretenden Charakterisierungsmittel um so stärker ihre Wirkung ausüben, je geringfügiger und weniger charakteristisch der ursprüngliche Wert des eigentlichen Themas ist. Denn es ist klar, daß ein so stark im Heldenhaften stehendes Thema wie etwa das Schwertthema im Nibelungenring etwas von seiner Heldenhaftigkeit auch wahrt, wenn es statt von der Trompete von der Flöte geblasen würde. Wir haben dagegen bei dieser Art von Malerei erlebt, daß die betreffenden Maler geradezu von einer Feindschaft gegen das an sich bedeutende Motiv ergriffen wurden und mit Absicht nichtsfagende Motive wählten, um lediglich durch das Nur-Malerische die Wirkung auszuüben.

 Die impressionistische französische Malerei hat bei uns starke äußere Erfolge errungen, aber doch im wesentlichen artistische Erfolge. Ich habe noch niemanden die Behauptung aufstellen hören, daß dieser Impressionismus die uns Deutschen entsprechende Malerei sei. Höchstens, daß man die Berechtigung solcher nationalen Wünsche gegenüber der Kunst bestritt. Andererseits ist es Tatsache, daß auch für unser deutsches Empfinden viele Bilder vorhanden sind, die uns tief ergreifen und voll befriedigen, trotzdem fie impressionistisch gemacht find. Davon abgesehen, zeigt uns die Betrachtung der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts um die Mitte desselben eine Entwicklung, die zweifellos eine Parallelerscheinung zu der gleichzeitigen in Frankreich ist, die dort zum ausgesprochenen Impressionismus führte. Es ist auch ganz zweifellos, daß, wenn der Impressionismus durch die Einstellung des französischen Geistes zur Natur begünstigt worden ist, er doch erstens in der Sache begründet sein, zweitens durch die gesamte zeitliche Weltanschauung hervorgerufen werden kann. In der Sache begründet heißt: natürliches Ausdrucksmittel eines Stoffes. Und das ist urdeutsche Einstellung des Empfindens, daß alle technische Art völlig gleichgültig ist, daß es lediglich darauf ankommt, daß irgend ein bestimmter Inhalt den ihm gemäßen Ausdruck findet. Goethes „Erlkönig“ ist im deutschen Geiste impressionistische Dichtung. Wir wissen, daß Goethe durch die phantastischen, bewegten Wiesennebel die Anregung zu seinem Gedichte erhielt. Liegt es im Wesen der Dichtung, das Unbestimmte faßbar und begreifbar zu gestalten, so wäre umgekehrt bei der Rückübersetzung des Goetheschen Gedichtes ins Malerische eine impressionistische Darstellung solchen Nebelwallens notwendig, nicht aber, wie es hundertfach versucht worden ist, das Herumschweben klar faßbarer Menschengestalten in grauen Schleiern. Die ganze germanische Mythologie ist ein dichterisches Gestalten von nicht ganz zur finnlich klaren Erfaffung kommenden Naturvorgängen, und es fehlt uns bezeichnenderweise bis heute der Maler der germanischen Mythologie. Böcklin, der die dafür eingestellte phantastische Kraft besaß, wandte sich seiner ganzen malerischen Gestaltungsweise gemäß dem Süden zu, wo das helle Licht und die klare Luft eine scharf umriffene Erfaffung alles Gegenständlichen erlaubt. Also es gibt Stoffe genug, die für bildmäßige Darstellung nur durch den Impressionismus auszudrücken find. Impressionismus heißt doch Augenblickserfaffung, und es gibt eine Fülle von Naturerscheinungen, die nur dadurch uns ins tiefste Innere dringen, uns nur dadurch feelisch gewaltig packen, daß wir sie nicht genau fehen und nicht eingehend betrachten können. Haben wir hier Impreffionismus des Stoffes, so gibt es auch einen solchen der Zeit stimmung, d. h. die Einstellung des Empfindens während einer Zeit begünstigt jene Entwicklung, weil sie uns dafür besonders empfänglich macht. Hier ist es nun genau das Gegenteil von den eben angedeuteten so halb gespenstischen und unklaren Stoffgebieten: die naturwissenschaftliche Betrachtungsweife unserer Zeit. Sie hat unsere ganze Einstellung gegenüber der Natur beeinflußt. Die Erschei-

 nungen der Natur sind uns um ihrer selbst willen wertvoll

geworden; sie wecken für sich bereits die Teilnahme. Farbe und Licht der Gegenstände, ihr Stehen in der Luft wird für diese Betrachtungsweise Schönheit. Diese Eigenschaften aller Dinge auf der Welt werden für diese Einstellung gegenüber der Natur bereits ein Inhalt der Welt und er braucht nicht erst stofflich hineingetragen zu werden. Ich sehe in unserer neueren Malerei leider nirgends diesen ganz natürlichen, ohne fremde Beeinfluffung gewachsenen deutschen Impressionismus, den die Frühkunst Menzels zeigt. Aber es ist wichtig, daß man sich klar hält, daß ein solcher deutscher Impressionismus denkbar ist. Dasselbe gilt vom Impressionismus der Musik, und ich habe die Verhältniffe für die Malerei nur so ausgiebig behandelt, um für das musikalische Gebiet, wo das Tatsächliche schwerer zu faffen ist, eher ein Verständnis zu ermöglichen. Ich kann mich nun auch kurz faffen. Die Farbigkeit liegt für die Musik im Klang der Instrumente. Denn dieser Instrumentalklang ist dasjenige, was die inneren Tonwerte verändert. Die Verbindung der Töne für sich, abgesehen von ihrer Farbigkeit, bildet ein Charakterisierungsmittel ersten Ranges; es entspricht etwa der Linienführung der Malerei oder der Zeichnung. Wir haben eine außerordentliche Maffe von Musik, bei der die Klangfarbe lediglich Erhöhung der Schönheit, Hervorhebung und Bereicherung der Konturen ist. Das äußert sich vielfach deutlich darin, daß ursprünglich etwa für Klavier allein komponierte Stoffe nachher orchestriert werden. Überhaupt ist der Umfang der Musik außerordentlich groß, bei der die verschiedene Verwendung von Instrumenten nur der Erhöhung des Klangreizes dient, wie umgekehrt es das Bestreben zahlreicher Komponisten war, aus dem Geiste der betreffenden Instrumente heraus zu komponieren, das heißt so zu schreiben, daß das Instrument seine Schönheitskräfte betätigen konnte. Daneben hat man von Anfang an die Farbigkeit der Instrumente als Charakterisierungsmittel erkannt, sowohl in der roheren Form der Geräuschnachahmung, wie in der Ausnutzung des Stimmungsreizes, der in der Tonfarbe liegt. Gerade die deutsche Musik brachte dann mit Beethoven die vergeistigtste Art dieser Ausnutzung der Klangfarbe, indem der Wandel des Klangbildes als geistiges und feelisches Ausdrucksmittel benutzt wird, so daß also hier der Fall eintritt, daß der gleiche stoffliche Inhalt durch verschiedene Farbigkeit und Beleuchtung einer anderen Stimmung dient. Man erkennt, daß hier der Wendepunkt ist, wo das Instrument seine individuelle Geltung einbüßt und nur eine Farbe mehr ist auf der Palette des Symphonikers, der nun diese Farbe nach Belieben mischt, um das feinem Geiste vorschwebende Klangbild zu erreichen. Es kommt nun ganz auf die Einstellung dieses Komponisten an, ob ihm diese Farbigkeit nur Charakterisierung ist, das heißt Mittel zum Ausdruck eines feelischen Inhalts, oder ob sie Selbstzweck wird und schließlich zu einer Art von Pointillismus führt. An diesem letzteren Ende kommt es dann dahin, daß

 der Komponist uns fagt, er habe formale Musik geschrieben, die aus und in fich selbst verständlich sei und nicht an ein Programm knüpfe, trotzdem die betreffenden Komponisten offensichtlich aus der symphonischen Dichtung hergekommen sind. Man denke an den Fall Mahler. Daneben haben wir allerdings in Deutschland Max Reger, bei dem tatsächlich ein Schaffen mit nur musikalischen Faktoren vorhanden ist, und in Frankreich Claude Debuffy, defen Stimmungsbilder durchaus als Farbenimpressionen vor uns hintreten. Ich kann mir vorstellen, daß auf diese Weise wieder so etwas wie abfolute Musik entstehen kann. Die Definition derselben würde dann nicht, wie bei Hanslick heißen: „Tönend bewegte Form“, sondern „tönend bewegte Farbe“. Nicht der Rhythmus wäre hier das gestaltende Prinzip einer solchen formalen Musik, sondern die Klangfarbe. Da fast alle menschliche Kunstentwicklung in wellenförmiger Bewegung fich vorgeschoben hat, ist es ja leicht möglich, daß auf ein Jahrhundert, für das die Musik Ausdruck eines seelischen Erlebnisses bedeutete, wieder eines kommt, das Musik macht um der Musik willen. Es brauchte dann in der Tat bloß die Umstimmung aus der architektonischen Anschauung des musikalischen Baues in die malerische zu treten, genau so wie auf dem Gebiet der Malerei an die Stelle der Komposition durch Linienführung die räumliche Gliederung und Beherrschung durch Farbigkeit getreten ist. Doch die Möglichkeiten in der Kunstentwicklung find ja immer unzählig gewesen, aber auch immer unberechenbar. Jedenfalls müßte man das eigentlich geniale Schaffen bei dieser Berechnung ausschalten, wobei dann wieder zu

berücksichtigen bliebe, daß ein auftretendes Genie auch die Allgemeinheit aus diesem vorher zu berechnenden, in der Sache selbst liegenden Entwicklungsgange herauszureißen pflegt. Als historische Entwicklung ist festzuhalten, daß die Ausnutzung der Farbigkeit der Instrumente eingegeben war vom Streben nach Ausdruck eines seelischen Inhalts. Dieses Streben nach Ausdruck machte die Entdeckung stets neuer Ausdrucksmittel notwendig. So kann man das Verhältnis bei Beethoven auffaffen. Für die weitere Entwicklung war es nun entscheidend, inwieweit das Auszudrückende wirklich musikalisch war. Je mehr die Dinge der Außenwelt, überhaupt das nicht rein Seelische für diesen Inhalt bedeutsam wurden, um so mehr mußte diese Farbigkeit der Instrumente zur Veranf chaulichung dieser äußeren Dinge dienen, zu einer Charakterisierung von außen her, also im Grunde zu etwas Unmusikalischem oder doch nicht eigentlich Musikalischem. Man kann hier etwa Beethovens Pastoralsymphonie auf die Scheide der Entwicklung setzen. „Mehr Ausdruck als Malerei", sagte er. Und in der Tat, das eigentlich Malerische des Landlebens liegt nur in kleinen aufgesetzten Lichtern. Liszt wollte schon „Ce qu'on entend sur la montaigne", also was man auf den Bergen hört, mitteilen, und nicht so eigentlich die Empfindungen, die das Gehörte weckt. Vielleicht hätte Liszt über seine Partitur noch schreiben dürfen: „Ebensoviel Ausdruck als Malerei." Die Weiter-

 entwicklung der symphonischen Dichtung hat uns dann in steigendem Maße immer mehr Malerei als Ausdruck gebracht. Malerei nun auch im weiteren Sinne gefaßt als besonders charakteristische Hervorhebung äußerer Erscheinungen. Man sieht ein, daß hier zunächst eine Richtung vorliegt, die vor allem zu einer Schönheitsausnutzung der Klangwirkung gelangen müßte. Eine zweite Richtung mußte mehr zu einer geistigen, das heißt verstandesmäßigen Verwendung dieses Charakterisierungsmittels führen. Aus dem symphonischen Dichten ist ja vielfach ein symphonisches Nachdichten geworden, das heißt ein bereits gestalteter Inhalt, der in einer anderen Kunst schon die Gestaltung erfahren hatte, wurde nun auch mufikalisch ausgedrückt. Damit war das ureigenste Gebiet des Musikalischen verlaffen. Mit dieser Art der Verwendung der Klangfarbe zur Charakterifierung verbindet sich dann jene Ausnutzung des musikalischen Tonmaterials, die ich oben als eine verstandesmäßige Kontrapunktik bezeichnet habe. Hier steht Richard Strauß. (Ein zweiter Artikel folgt) Ist eine schweizerische nationale Musik möglich? ie „Schweizerische Musikzeitung" veröffentlicht in den beiden ersten Nummern des neuen Jahrgangs das Ergebnis einer an hervorragende künstlerische Persönlichkeiten der Schweiz gerichteten Rundfrage: „Halten Sie es für möglich, daß in der Schweiz eine eigenartige nationale Musik sich entwickle? Und halten Sie eine solche überhaupt für wünschenswert?" Die Antworten haben vielfach grundsätzliche Bedeutung und verdienen auch außerhalb der Schweiz gehört zu werden. Viele der Angefragten, wie der hochbegabte Züricher Musiker Volkmar Andreae und der Kunsthistoriker Adolf Frey, verneinen die Frage schlankweg, ohne Gründe anzugeben. Der Berner G. Bundi begründet dann eine Ablehnung eingehender. Für jene, die sich noch erinnern, welchen Entrüstungssturm Profeffor Vetter vor einigen Jahren hervorrief, als er die Schweiz als geistige Provinz Deutschlands bezeichnete, ist besonders die Antwort auf die Frage, ob eine folche Nationalmufik wünschenswert sei, wertvoll. Bundi vermeint sie entschieden. „Wir sollten uns hüten, mit Begriffen zu spielen, die in Wirklichkeit gar nicht existieren, sonst könnte uns die Kunst gar leicht überhaupt zur Spielerei werden. Warum nicht lieber klar unterscheiden? Wir find ein Staat, aber wir find nicht eine Nation. Wenn man aber in Dingen der Kunst von „Nation" redet, so denkt man doch nicht an ein Staatsgebilde, das aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt sein kann, sondern an eine Gemeinschaft, die sich in der Hauptsache dadurch kenntlich macht, daß ihre Glieder die gleiche Sprache reden, die gleiche Kulturentwicklung hinter sich haben. Das alles trifft bei der Gemeinschaft, die man Schweiz nennt, nicht

 zu, und darum kann sie auch keine nationale Kunst haben. Ich hielte es also durchaus nicht für wünschenswert, wenn bewußt auf eine Kunst hingearbeitet würde, die sich national nennt, es aber tatsächlich nie fein kann. Jeder, dem die Kunst ein Begriff ist, der sich nicht in staatliche Grenzen einzwängen läßt, würde uns mit unserer „national-schweizerischen Kunstmusik" auslachen - und er hätte nicht ganz

unrecht.“ Noch schärfer drücken ihre Ablehnung die Dichter J. V. Widmann und Karl Spitteler aus. Der letztere schreibt: „Noch weniger als in der Dichtkunft halte ich in der Musik einen schweizerischen Nationalismus für möglich oder auch nur für wünschbar. Das Beispiel der russischen, böhmischen, skandinavischen Musiker imponiert mir gar nicht; im Gegenteil, nur Musiker zweiten Ranges werden russisch und skandinavisch, weil das das Bequemste ist, weil fie die höheren Aufgaben nicht können. Mozart hat keine Tirolersymphonien, Beethoven keine Holländereien komponiert; Haydn hat zwar in königlicher Weise gelegentlich Anleihen aus verschiedenen Nationalitäten angenommen, aber überlegen, spielerisch; nicht von dort heraus fich feine Inspirationen geholt. Kurz, ich würde eine Kunstmusik mit schweizerischen Themen (Melodien) verabscheuen. Nur eine einzige gemeinsame Schattierung der Kunsttätigkeit auf schweizerischem Boden würde ich empfehlen: die Unabhängigkeit von dem jeweiligen sogenannten Zeitgeiste. Das kann Segen bringen, und das hat dann auch z. B. der schweizerischen Literatur im Gegensatz zu der deutschen Segen gebracht. Schließlich erinnere ich Sie an ein schönes, tiefes Wort von Jakob Burckhardt: Welche Nation ein Kettchen vollkommener Kunstwerke hervorbringt, deren Kunstwerke fehen schon von selber national aus. Summa: Es steht mit dem Nationalismus wie mit dem Individualismus: man darf ihn nicht erstreben; er gerät von selber, wenn das übrige gerät. Vergleichen Sie auch die Malerei: was wollen Sie lieber, wer bringt der Schweiz größeren Gewinn und Ruhm: ein Vogel mit feinen patriotischen, geschwollenen Eidgenoffenmuskeln oder ein Böcklin, welcher fich gar nicht um vaterländische Stoffe kümmerte? Noch einmal Summa: Eine schweizerische Musik kann ich mir nur in dem Sinne denken, daß die schweizerischen Musiker gewohnheitsmäßig schönere Werke komponieren als die übrigen Musiker. In diesem Sinne bitte ich dringend um schweizerische Musik.“ Zu diesen aus der allgemeinen Kulturstimmung gefällten Urteilen kommen dann die musikalischen. Man muß sich doch vor allen Dingen klar darüber fein, worin das Nationale, das ausgesprochene Schweizerische bestehen kann. Soll das nur in der thematischen Verwendung des vorliegenden vollklichen Musikmaterials liegen (Volkslieder, Jodler, Kuhreigen, alte Märsche), so wäre eine Nationalmusik nicht schwer zu erreichen: die Benutzung dieses Materials könnte sich, wie Hermann Suter, der verdiente Dirigent, betont, „allmählich zu einer typischen, uns allein gehörigen Erscheinung kondensieren; das wäre ja immerhin schon etwas Rechtes“. Aber doch nicht das, worauf es ankommt. Dazu ist dieses Material zu fchwach, zu wenig charakteristisch und liegt zu fehr in der Melodik, die in fich bereits etwas Fertiges darstellt. Das meint wohl auch Hans Huber, der bedeutendste Komponist, den die Schweiz bislang hervorgebracht hat, wenn er ausführt: „Eine nationale Musik muß auf einem rhythmischen Boden stehen und nicht über die sanfteren Wogen des Sentimentos gleiten. Weil wir nun keine nationalen Rhythmen (oder nur ganz geringe) besitzen wie die Ruffen, Finnen, Skandinavier, Ungarn, Spanier,

 Araber 2c., so wird auch die Zukunft einer schweizerischen nationalen Musik problematisch sein. Indem wir lediglich auf das Sentimento angewiesen find, bin ich überzeugt, daß Nichtschweizer ebensogut die Stimmung unseres Landes wiedergeben können: ich denke dabei an die grandiose Alphorneinleitung zum Finale der Brahmschen C-moll-Symphonie, an Rofinis Tell-Ouvertüre oder an Liszts Pélerinage en Suisse. Was ich übrigens schon bei Heffes Camenzind gefühlt habe, gilt auch im musikalischen Gebiete, daß es allerdings gescheiter wäre, wenn wir allmählich der Stimmung unseres schönen Landes näher treten würden, statt den Ausländern diese Fundgrube herrlichster Empfindungen zu überlaffen.“ Ich glaube doch, daß der hochverehrte Künstler das Sentimento etwas unterschätzt. Für uns, die wir in der Musik. Ausdruck fehen, ist die volkliche Einstellung oder auch nur Färbung dieses Empfindens hoch bedeutsam. Für mein Gefühl find dieser Empfindung gegenüber fogar jene formalen Werte der Rhythmik und Melodik, die minderwertigen. Es wurde in den Antworten fo viel auf Böcklin hingewiesen, „der so blutwenig mit schweizerischen Stoffen zu tun hat und defen Weise so gar nicht spezifisch fchweizerisch ist“ (Suter). Ich meine doch, die Macht des Schweizerischen in Böcklin werde arg unterfchätzt. Es liegt freilich fehr in der Tiefe, ist aber trotzdem oder vielleicht eben darum für Böcklins Art entscheidend, nämlich für diese Verbindung eines ungeheuer raumgestaltenden, plastischen mit dem farbigen Sehen.

Ich kenne außer der Schweiz kein Land, das so zu dieser Vereinigung der Sehweise erziehen könnte: 1) Die stete Verbindung von Ebene, ansteigender Höhe und schroffer Wandung mit der ungemein reichen Gliederung jeder Landschaft. 2) Die Fülle der plastischen Formen durch die zahlreichen hervorstechenden Einzelheiten jeder Landschaft. 3) Die unvergleichliche Farbigkeit, wenn vom blauen Himmel die Sonne über die filbernen Gletscher, die schwarzen, braunen, gelben, grauen Felsenwände, die grünen Matten, oft umrandet und durchzogen von weißem Schnee, die vielfarbigen Seen scheint. Kein anderes Bergland bietet Ahnliches. Böcklin hat auf den Versuch, diese Landschaft zu geben, verzichtet; der Versuch ist auch noch nie gelungen. Aber die in ihr waltenden Gestaltungselemente find auch die Gestaltungskräfte einer Phantasielandschaft. So kann ich mir auch beim Musiker eine sehr starke Beeinfluffung durch das Schweizerische denken, ohne daß dieses deshalb fich gleich äußerlich zu zeigen brauchte. So wie es wohl auch Ernft Zahn vorschwebt: „Ich halte die Entwicklung einer nationalen Musik in der Schweiz für möglich, weil unser Volk wie unsere Natur scharfe Eigenart besitzen, es deshalb wohl eine Zeitperiode geben könnte, während welcher die Komponisten, von dieser Eigenart schwerer als bisher beeinflußt, einen nationalen Stil schüfen, gleichwie etwa Gottfried Keller auf dem Gebiete der Dichtkunft ihn fand. Ich möchte einem solchen Stil volle Berechtigung zuerkennen, würde es aber unendlich bedauern, wenn nationale Begeisterung ihn zur Regel erhöbe; denn große Kunst (ich erinnere wieder an Gottfried Keller) mag wohl eine starke Wurzel in der Heimat haben, mit anderen aber muß fie weit in die Lande greifen, und wer sie zur Blüte bringt, soll nicht nur die Heimat widerspiegeln, sondern – die Welt.“ Bemerken möchte ich noch, daß ich den häufigen Hinweis auf die Nationalmufiken der flawischen und nordischen Völker für verfehlt halte. In dieser Hinsicht kann die Schweiz keine Nationalmusik erhalten, nicht nur aus den formalen Gründen, wie fie etwa Hans Huber angibt, fondern mehr noch aus

 geistigen. Diese slawischen und nordischen Nationalmusiken sind Reaktion eines künstlerisch unterdrückten, noch nie zur Betätigung gelangten Volkstums gegen die gefchichtliche Kulturentwicklung der Musik. Zu einer solchen Auflehnung hat die Schweiz keinen Grund und nicht das Vermögen, weil sie ja national im weitesten Sinne an der bisherigen Kulturentwicklung der Musik ebenso mitgearbeitet hat wie Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien. Aber in anderer Hinsicht kann die geographifche Eigenart der Schweiz von Bedeutung werden. Die staatliche Zusammengehörigkeit welcher und deutscher Kräfte bringt eine innige Verbindung und einen steten Austausch derselben zustande. Diese Mischung könnte bedeutsam werden. Karl Albr. Bernoulli weist zum Schluffe seiner Antwort darauf hin: „Was nun aber im allgemeinen die Möglichkeit angeht, ob ein künftiges tondichterisches Talent kraft seiner schweizerischen Herkunft in ähnlicher Weise die europäische Musik imprägnieren wird, wie Gottfried Keller die Poesie oder Böcklin die bildende Kunst, so möchte ich gerne den Einfall nicht verschweigen, es könnte fich die herbliebenswürdige, krause, aus welcher und deutscher Kreuzung hervorgewachsene Veranlagung unserer Volksphantasie in einem deutschschweizerischen Musikgenius einmal einen universalen Abdruck in Tönen verschaffen. Dann wäre insofern ein unterscheidendes Merkmal der deutschschweizerischen Musik zu der reichsdeutschen geschaffen, als vielleicht ein solcher Schweizer dann die im Gegensatz zur Wagnerschen Hochkunft von Nietzsche so fehnlich herbeigewünschte deutsche Spieloper den Deutschen schenken würde. Der deutsche Bizet würde dann in diesem Falle ein Schweizer fein.“ – Endlich auch noch die Bemerkung, daß auch die fozialen Verhältniffe der Schweiz für die Entwicklung der Musik – wenn auch nicht in ausgesprochen schweizerisch-nationalem Sinne von heilsamer Bedeutung werden könnten. Die Musikpflege ist in der Schweiz volkstümlicher als anderswo; ich meine, sie wird mehr zur Mitwirkung bei Volksbetätigungen herangezogen. Es ist der Musik immer vom Heile gewesen, wenn sie so im Dienste allgemeiner Kulturäußerungen stand. Die Volksfestspiele der Schweiz könnten für die Heranbildung eines einfachen Monumentalfils der Musik bedeutsam werden. Und das schiene mir fürs erste das segensreichste. Karl Storck ISEin Sänger Gerhardts D' deutscher Musik ist so herrlich groß, daß auch jener immer wieder LÜberraschungen erlebt, der sich das Durchschürfen des angehäuften Befitzes zur Lebensaufgabe gestellt hat. Seltsam find dann auch oft die Wege, auf denen man

zu einem neuem Funde gewiesen wird. So habe ich die Befchäftigung mit Friedrich Mergner dem Briefe eines Missionars aus Tirnvallur in Ostindien zu danken, der schrieb, wie ihm als aufrichtigem Liebhaber der Musik von den drei Stätten: Kirche, Haus und Natur, an denen die Musik natürlich erblühen kann, in Ostindien nur das Haus übriggeblieben fei. „Und gerade in dieser musikalischen Einsamkeit habe ich Gefühl und Verfändnis gefunden für ein Buch voller meist einfacher, aber gerade in ihrer dem Text entsprechenden Einfachheit und Einfalt wunderbar erquickender und er-

Ein Sänger Gerhardts 143 hebender Lieder, von denen es mir nur leid tut zu wissen, daß sie so wenig bekannt sind. Noch vor etwa 11% bis 2 Jahren las ich einmal das Bedauern ausgesprochen, daß fich, abgesehen von den Choralweifen, noch kein Komponist für Paul Gerhardts Lieder gefunden habe. Das Buch, das ich meine, trägt den Titel: „Paulus Gerhardts geistliche Lieder in neuen Weifen von Friedrich Mergner“ und ist bereits 1876 erschienen (im Verlag von A. Deichert in Erlangen). Mergner war ein bayerischer Pastor und in ihm hat der Pastor und Sänger Paul Gerhardt einen nach meinem Gefühl geradezu kongenialen Komponisten gefunden. Im Anfang erscheinen einem diese Lieder etwas spröde und ungelenk, aber je öfter und einsamer man sie fingt, desto mehr fingt man sich in fiel hinein, und man fingt fie nie aus.“. Ich habe mich auf diesen Brief hin bemüht, Mergners Lieder zu erhalten. Das nunmehr vor 31 Jahren erschienene, oben erwähnte Hauptwerk ist auch heute noch nicht ganz vergriffen, wohl aber „50 geistliche Lieder für Chor und Einzelstimme“, in denen andere, meist dem Gesangbuch entnommene Texte „in Sang und Spiel gebracht“ find (im gleichen Verlag). Das große Gerhardtbuch ist in diesem Jahre ja geradezu aktuell geworden. Mergner hat bis auf eines sämtliche Lieder Gerhardts vertont; in 15 Abschnitten bringt er 122 Gesänge. Es ist sehr zu begrüßen, daß jetzt eine kleine Auswahl von 30 Liedern durch Karl Schmidt veranstaltet worden ist, die zum Preise von 2 Mk. in der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung Nachf. zu Leipzig erschienen ist. Im Vorwort heißt es hier: „Wie ein reiches Gefchenk des Himmels, das fich gar nicht auszugeben schien, wuchsen die Lieder bei den verschiedensten Gelegenheiten ganz plötzlich aus den wohl vertrauten Worten P. Gerhardts hervor. Das Originalmanuskript gibt uns hierüber fichere Auskunft. Da heißt es am Kopfe der Handschrift einmal: „Beim Aufwachen“, ein andermal: „Beim Frühwafchen“ usw. Nicht am Schreibtisch, in mühsamer Kopfarbeit also wurden sie geboren. Nein, aus dem unausgesetzten innigen Verkehr mit feinem Dichterfreunde reiften sie dem Sänger fast unbewußt heran, um in einer Gestalt ins Dasein zu treten, an der nichts oder nur wenig zu ändern war.“ Auch in der Art, wie die schöpferischen Perioden in Mergners Leben geradezu stoßweise auftreten, liegt eine Ahnlichkeit mit Hugo Wolf vor. So find z. B. 50 der Lieder im Mai und Juni 1867 entstanden, während die beiden Jahre zuvor kein einziges geschaffen wurde. Mergner selber sagt von seinem Dichter: „Paul Gerhardt ist nach Zeit und Bedeutung der erste in der Reihe der geistlichen Liederdichter unserer lutherischen Kirche, bei welchen die Glaubensindividualität mit ihren individuellen Lebenserfahrungen zum dichterischen Ausdruck kömmt. In dieser feiner Eigenart liegt für einen Sänger nicht bloß eine Berechtigung, sondern auch eine Anreizung und Herausforderung, neben dem Tone der fingenden gottesdienstlichen Gemeinde, dem Chorale, welcher dem objektiven Wahrheitsgehalte des geistlichen Liedes entspricht, einen Ton subjektiver Erfahrung und Empfindung anzuschlagen und eine geistliche Liedweise zu dichten, die selbstverfändlich nicht der fingenden Gemeinde vermeint sein kann, sondern lediglich den einzelnen, bei welchen die doppelte Voraussetzung zutrifft: Sympathie mit der Glaubensindividualität Gerhardts und das entsprechende Maß musikalischen Geschicks. Man fagt von Gerhardts Liedern, fie seien „kreuzgeboren“; gerade als solche wurden sie mir sympathisch. Meine Sangluft zu ihnen erwachte im Kreuz und wurde wachgehalten durch Kreuz.“

144 Ein Sänger Gerhardts Man merkt es den Kompositionen an, daß diese Gesänge erlebt find. Völlig prunklos und schlicht. Voll herber Kraft, aber dabei doch von zartem Empfinden. Die Melodie ist aus dem Worte heraus geboren. So stark fie die ftete, im Amte beruhende Beschäftigung mit dem alten geistlichen Volksliede und dem Chorale zeigt, erkennt man doch bei jeder Zeile in Stimmführung und Harmonik den Mann von heute. In hervorragender Weise ist das Mittel des rhythmischen Wechsels verwertet. Die große Liebe zu feinem Dichter hat

Mergner nicht blind gemacht. „Wo die Zahl der Liederverse eines Liedes über 5 oder 6 hinausging, legte ich eine Auswahl von Versen den Weisen unter. Denn es fingt ja doch nicht wohl einer ein Lied von 12–30 Versen in einem Atem. Die Auswahl war durch ein Zwiefaches bestimmt: fie traf zunächst diejenigen Verse, aus deren Reflex hauptsächlich in mir die Weise entsprungen; zugleich aber galt es mir dann, einen Gedankenkreis zu schließen, der die Zahl der ausgewählten Verse wie ein ganzes Lied erscheinen läßt. Wer die fünf Verse des Osterliedes: „Nun freut euch hier und überall“ fingt, wird überrascht fein, welch eine köstliche Liedperle in der durch 36 Verse hindurch gereimten Auferstehungsgeschichte verborgen liegt. Daß meine Verfeauswahl nicht einen Schatten von Urteil über den Inhalt und Ausdruck der übrigen Verse involviert, liegt ebenso auf der Hand, als daß sie auch nicht von weitem in einem Gegensatze zu der Erbauung steht, die aus dem „Beten“ der ganzen Lieder gewonnen werden will.“ Die Verwendbarkeit der Lieder ist um so höher, als ein Blick auf den Klavierpart bei den meisten Liedern einen reinen vierstimmigen Satz ergibt, so daß fehr viele für gemischten Chor ausführbar sind. Ich hoffe, daß der ernste Gefang, den unsere Beilage zeigt – er ist in der oben erwähnten Auswahl nicht enthalten – zunächst viele unserer Leser zur Beschäftigung wenigstens mit dieser Auswahl, noch lieber aber mit der Gesamtausgabe veranlaffen wird. Denn es sollen noch zahlreiche ungedruckte Lieder des 1891 verstorbenen Komponisten vorhanden sein, und es wäre sicherlich ein Glück für die Pflege einer gefunden und ernsten Hausmusik, wenn die äußeren Bedingungen dafür geschaffen würden, daß die Veröffentlichung dieser Gesänge nicht mehr lange auf sich warten zu laffen brauchte. St. AHN Zur gefl. Beachtung! Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. find ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T., beide Bad Oeynhausen i. W., Kaisertraße 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleinere Manuskripte (insbesondere Gedichte usw.) werden ausschließlich in den „Briefen“ des „Türmers– beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vor heriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man bezieht den „Türmer“ durch sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung. Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W, Landshuterstraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

(T) VISIO) N EINER WELTKIRCHF

.TTGUT .N.4..s natsfrist für ETNETeher: Jeannot Emil Freiherrn Grotthuss ...– TZT SITTERIE IX. "Jahrg. (Nai 1907 Heft 8 Mensch und Natur Gedanken aus Ralph Waldo Emersons Schriften Ausgewählt und verdeutlicht von Dr. Hermann Fritz Neumann (Dresden) er Mensch trägt die ganze Welt in seinem Kopfe und umfaßt die ganze Astronomie und Chemie in einem Gedanken. Weil die Geschichte der Natur seinem Hirn eingegraben ist, darum ist er der Prophet und Entdecker ihrer Geheimniffe. Jede bekannte naturwissenschaftliche Tatsache wurde, bevor sie ihre Bestätigung in der Wirklichkeit fand, von irgend jemand vorausgeahnt. Ein Mensch kann eine Schuhe nicht zubinden, ohne Gesetze wiederzuerkennen, die in den fernsten Gegenden der Welt Gültigkeit haben. Der Verstand Franklins ist derselbe Geist, der die Einrichtungen schuf, die er jetzt entdeckt. r (Natur) Die Menschen haben keine hohe und wichtige Meinung von sich, und doch ist ein Mensch ein Bündel von Donnerkeilen. Alle Elemente durchströmen ein Wesen: er ist die fließendste Flut, das feurigste Feuer; die Antipoden sowohl wie die Pole fühlt er in den Tropfen eines Blutes; sie find die Ausdehnung seiner Persönlichkeit. Es ist merkwürdig, daß unser Glaube nicht tiefer reicht als unser eigenes Leben. Wir glauben nicht,

daß Heroen eine gewaltigere Macht ausüben als das oberflächliche Spiel, das uns ergötzt. Ein tief veranlagter Mensch glaubt an Wunder, wartet auf Der Türmer IX, 8 10

146 Neumann: Mensch und Natur sie, glaubt an Magie, glaubt, daß der Redner seinen Gegner vernichten kann; glaubt, daß das böse Auge wie Schwindsucht zehren, der Segen des Herzens heilen kann; daß Liebe Fähigkeiten steigern und alle Unebenheiten überwinden kann. Von einem großen Herzen gehen unaufhörlich geheime Kräfte aus, die große Ereigniffe anziehen. Aber wir rühmen die recht bescheidenen Vorzüge eines klugen Hausvaters, eines guten Sohnes, Wählers oder Bürgers und wollen von Romantik des Charakters nichts wissen: oft berechnen wir nur feinen Geldwert und sehen Verstand und Zuneigung als eine Art Wechsel an, der leicht in feine Zimmer, Gemälde, Musik und Wein umgesetzt werden kann. k (Schönheit) Das ist ein kurzsichtiger Beobachter, den die Erfahrung nicht ebensogut die Wirklichkeit und Macht der Magie gelehrt hat, wie die der Chemie. Der kälteste Pedant kann nicht umhergehen, ohne unerklärlichen Einflüffen zu begegnen. Jemand heftet den Blick auf ihn, und die Gräber der Exinnerung geben ihre Toten heraus; die Geheimniffe, mögen sie ihn durch Verhehlen oder Verraten unglücklich machen, müffen ans Licht kommen. Er sieht einen andern und wird sprachlos; die Knochen seines Leibes scheinen das Gefüge zu verlieren. Der Eintritt eines Freundes gibt ihm Anmut, Kühnheit und Beredsamkeit. Und es gibt Personen, die er nicht vergeffen kann, die feinem Geiste hochtrebenden Schwung verliehen und in feinem Busen ein neues Leben angefacht haben. (Charakter) Was ist der Mensch anders als ein feinerer Erfolg der Natur in ihrer Selbsterklärung? Was anders als eine Landschaft, nur feiner und einheitlicher als die Bilder des Gesichtskreises, ein Probestück der Natur? Und was ist feine Sprache, seine Liebe zur Malerei, seine Liebe zur Natur anders als ein noch feinerer Erfolg? Mit Auslaffung aller ermüdenden Meilen und Mengen an Raum und Maffe und mit Zusammendrängung des Geistes oder der Moral in ein musikalisches Wort oder den geschicktesten Pinselstrich? k (Kunst) Es ist ein Geheimnis, das jeder einsichtige Mensch schnell begreift, daß er außer der Kraft des ihm zugehörigen bewußten Verstandes noch einer andern Kraft fähig ist, wenn er sich dem inneren Wesen der Dinge hingibt; daß neben seiner persönlichen Kraft als Mensch noch eine große allgemeine Kraft vorhanden ist, die er sich dadurch aneignen kann, daß er ihr auf jede Gefahr hin die Tore seiner Seele öffnet und die ätherische Hochflut sein Wesen durchströmen läßt. Dann ist er im Leben des Alls aufgegangen, seine Sprache ist Donner, ein Gedanke ein Naturgesetz, und feine Worte sind allgemein verständlich wie die Pflanzen und Tiere. e (Dichter) Es gibt nur eine Vernunft. Der Geist, der die Welt schuf, ist nicht ein Geist, sondern der Geist. Jeder Mensch ist ein Eingang zu ihm und

Neumann: Mensch und Natur 147 zu allen, die desselben Geistes sind. Und jedes Kunstwerk ist eine mehr oder minder reine Offenbarung derselben. Darum komme ich zu dem Schluß: Unsere Freude an einem Kunstwerk stammt daher, daß wir in ihm den Geist, der die Natur schuf, wieder in voller Tätigkeit sehen. Es unterscheidet sich von den Naturwerken dadurch, daß diese organisch fortzeugend wirken; jenes nicht, aber geistig ist es fruchtbar durch seinen mächtigen Einfluß auf das menschliche Gemüt. je (Gesellschaft) Die Zauberwirkungen der Natur find heilsam, sie machen uns nüchtern und gesund. Es find einfache Freuden, wohltuend und unserer Natur entsprechend. Wir kommen in unser eigenstes Heim und befreunden uns mit Dingen, die eingebildetes Schulgeschwätz uns überreden wollte zu verachten. Wir können uns gar nicht davon trennen; der Geist liebt sein altes Heim; was Waffer für den Durst, das ist der Fels, die Erde für unsere Augen, Hände und Füße. Wir sind festes Waffer, kalte Flamme. Welche Gesundheit! Welche Verwandtschaft! k (Natur) Der Mensch ist gefallen. Die Natur steht aufrecht und dient als Differentialthermometer, das die Gegenwart oder Abwesenheit göttlichen Gefühls im Menschen anzeigt. Wegen unserer Stumpfheit und Selbstsucht müffen wir zur Natur aufblicken, aber wenn wir gesunden, wird die Natur zu uns aufblicken. k (Natur) Die Beziehung, die jede Kunstschöpfung im letzten Grunde zu einer ursprünglichen Kraft hat, erklärt die allen Werken höchster Kunst gemeinfamen Züge, daß sie nämlich allgemein verständlich find; daß fiel uns die einfachsten Geisteszustände wiederbringen und religiös find. Da das in ihnen zutage tretende Talent das Wiedererscheinen der ursprünglichen Seele, ein Strahl reinen Lichtes ist, sollte es einen ähnlichen Eindruck wie die Naturgegenstände

hervorrufen. In glücklichen Stunden scheint uns Natur und Kunst eins zu sein: vollendete Kunst – das Werk des Genius. (Kunst) e Ich kannte den Bildhauer der Statue des Jünglings, die im Volksgarten steht. Er war, wie ich mich erinnere, unfähig, in Worten auszudrücken, was ihn glücklich oder unglücklich machte, aber durch wunderbare Vermittelungen konnte er sich ausdrücken. Er stand eines Tages, feiner Gewohnheit gemäß, vor Tagesanbruch auf und sah den Morgen anbrechen, groß wie die Ewigkeit, aus der er emporstieg, und viele Tage lang hernach strebte er unablässig, diese weihevolle Stimmung zum Ausdruck zu bringen, und siehe da! ein Meißel hatte aus Marmor die Gestalt eines schönen Jünglings, Phosphoros, geschaffen, defen Anblick, wie man sagt, so wirkt, daß alle Beschauer in Schweigen versunken dastehen. – Auch der Dichter überläßt sich ganz feiner Stimmung und verleiht dem Gedanken, der ihn erregte, Ausdruck, aber in einer vollkommen neuen Weise. (Dichter)

 Der Tag, an dem wir irgend einem Naturgegenstand unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, scheint uns nicht ganz unheilig gewesen zu sein. Der Fall der Schneeflocken in stiller Luft, wenn jeder Kristall seine vollkommene Form bewahrt, ein Graupelschauer über einer weiten Wafferfläche oder in der Ebene, das wogende Roggenfeld, das lebensvolle Wogen von Hautoniafeldern, deren zahllose Blümchen vor unsern Augen weiß glänzend fich kräuseln, die Spiegelungen von Bäumen und Blumen in blanken Seen, der melodische, dunstige, duftige Südwind, der alle Bäume in Windharfen verwandelt, das Krachen und Spritzen von Hemlocktannen oder Kieferblöcken in den Flammen, die Wände und Gesichter im Wohnzimmer verklären – das find die Musik und die Bilder der ältesten Religion. (Natur) e Nach dem Gerede der Menschen sollte man annehmen, daß Reichtum und Armut von großer Wichtigkeit find; und unsere Kultur rechnet sehr damit. Aber die Indianer sagen, sie find nicht der Ansicht, daß der Weiße mit einer sorgenvollen Stirn, immer sich mühend, bange vor Hitze und Kälte und das Haus hütend, vor ihnen irgend einen Vorteil hat. Worauf es jedermann dauernd ankommen muß, ist: nie in einer falschen Stellung zu sein, sondern in allem, was er tut, die Wucht der Natur als Rückhalt zu haben. e (Illusionen) Das Bewußtsein, daß wir die ganze Skala des Seins von dem Mittelpunkt bis zu den Polen der Natur durchlaufen und an jeder Möglichkeit irgend einen Anteil haben, verleiht dem Tode jenen erhabenen Glanz, den Philosophie und Religion zu äußerlich und zu buchstäblich in der volkstümlichen Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auszudrücken gestrebt haben. Die Wirklichkeit ist herrlicher als die Beschreibung. Die göttlichen Kreisläufe ruhen und zögern nie. Die Natur ist die Fleischwerdung eines Gedankens und verwandelt sich wieder in einen Gedanken, wie Eis in Waffer und Gas. Die Welt ist gefallener Geist, und ihr flüchtiges Wesen entweicht immer wieder in den Zustand des freien Gedankens. Daher auch die Kraft und Schärfe des Einfluffes natürlicher Gegenstände, sei es organischer oder unorganischer, auf den Geist. Der gefangene Mensch, der kristallisierte Mensch, der vegetierende Mensch spricht zum persönlichen Menschen. se (Natur) Die Seele nennt das Licht ihr eigen und fühlt, daß das Gesetz, nach dem Gras wächst und der Stein fällt, ihrer Natur untertan und von ihr abhängig ist. Siehe, sagt sie, ich bin in die große Weltseele hineingeboren. Ich, die Unvollkommene, bete meine eigene Vollkommenheit an. Ich kann die große Seele in mich aufnehmen; dadurch überschaue ich Sonne und Sterne und fühle, daß sie schöne Zufälligkeiten und Wirkungen sind, die sich verändern und vergehen. Immer mehr dringen die Flutwellen der ewigen Natur in mich ein und ich werde in meinen Rücksichten und Handlungen universell und menschlich. So beginne ich in unsterblichen Gedanken zu

 leben und mit unsterblichen Kräften zu wirken. So wird der Mensch einsehen, daß die Welt das ewig dauernde, von der Seele gewirkte Wunder ist, und er wird in der göttlichen Einheit leben. Er wird aufgeben, was in seinem Leben niedrig und nichtig ist, und zufrieden sein mit allen Stellungen und allen Diensten, die er leisten kann. (Überseele) k Die Weltseele ist die einzige Schöpferin des Nützlichen und Schönen. Um daher etwas Nützliches oder Schönes zu schaffen, muß das Einzelwesen sich dem Weltgeist unterordnen. e (Gesellschaft) Jede kraftvolle Tat wird dadurch ausgeführt, daß wir die Naturkräfte auf unsere Gegenstände einwirken laffen. Wir mahlen nicht Korn, bewegen nicht den Webstuhl durch eigene Kraft, sondern bauen eine Mühle in solcher Stellung, daß der Nordwind oder die elastische Dampfkraft oder Ebbe und Flut des Meeres auf unserem Instrument spielen. Auch im

Handwerk verrichten wir wenig durch Muskelarbeit, sondern nehmen solche Stellungen ein, daß wir die Schwerkraft, d. h. das Gewicht des Planeten, auf den Spaten oder die Axt, die wir handhaben, einwirken laffen. (Ebenda) k Wir bewundern diesen granitnen Turm, der den Angriffen so vieler Jahrhunderte standgehalten hat. Und doch hat nur eine kleine bewegliche Hand diese riesige Mauer gebaut, und was baut, ist besser als das Gebäude. Die Hand, die es baute, kann es viel schneller wieder niederreißen. Beffer und gewandter als die Hand war der unsichtbare Gedanke, der durch sie wirkte. Und so steht immer hinter der rohen Wirkung eine feine Ursache, die, genau besehen, selbst wieder die Wirkung einer noch feineren Ursache ist. e (Kreisläufe) LÜber seinen Willen und außerhalb einer Wahrnehmung wird der Künstler durch die Luft, die er atmet, und die Idee, nach der er und feine Zeitgenoffen leben und arbeiten, genötigt, die Art seiner Zeit anzunehmen, ohne sich ihrer bewußt zu werden. Nun hat das, was in dem Werk unvermeidlich ist, einen höheren Reiz, als persönliches Talent je verleihen kann, da des Künstlers Feder oder Meißel von einer riesenhaften Hand gehalten und geleitet worden zu sein scheint, um eine Zeile in die Geschichte des Menschengeschlechts einzutragen. Dieser Umstand gibt den ägyptischen Hieroglyphen, den indischen, chinesischen und mexikanischen Götzenbildern, wie grob und unförmig sie auch find, ihren Wert. Sie bezeichnen die Höhe des menschlichen Geistes zu der Zeit, und waren nicht phantastisch, sondern entsprangen einer Notwendigkeit so tief wie die Welt. (Kunst) e Es gibt in der Natur nichts Festes. Das Weltall ist fließend und flüchtig. Unsere Erde ist in den Augen Gottes ein durchsichtiges Gesetz, keine Anhäufung von Tatsachen. Das Gesetz löst die Tatsache auf und

 hält sie in Fluß. Unsere Kultur ist das Vorherrschen einer Idee, welche diese Reihe von Städten und Einrichtungen zur Folge hat. So wie wir uns zu einer andern Idee erheben, werden sie verschwinden. Die griechische Skulptur ist schon fortgeschmolzen, als ob die Statuen aus Eis bestanden hätten. Denn der Genius. der fiel schuf, schafft jetzt anderswo. (Kreisläufe) Es gibt keinen Schlaf, keine Pause, keine Erhaltung, sondern alle Dinge erneuern sich, keimen und proffen. Warum sollten wir Fetzen und Bruchstücke in die neue Stunde hinüberbringen? Die Natur haßt das Alte... Wenn wir mit dem verkehren, was über uns erhaben ist, werden wir nicht alt, sondern jung. In der Natur ist jeder Augenblick neu, die Vergangenheit wird immer verschlungen und vergeffen, nur das Kommende ist heilig. Keine Liebe kann durch Eid oder Vertrag gebunden werden, um sie gegen eine höhere Liebe zu fichern. Keine Wahrheit ist so erhaben, daß sie nicht morgen im Lichte neuer Gedanken alltäglich erschiene. Die Menschen lieben Beständigkeit; aber nur im Wandel liegt Hoffnung für fie. (Ebenda) e Das moralische Gesetz liegt im Mittelpunkt der Natur und strahlt nach der Oberfläche aus. Es ist Mark und Kern jeder Substanz, jeder Beziehung und jeder Entwicklung. Alle Dinge, mit denen wir zu tun haben, predigen zu uns. Was ist ein Bauerngut anders als ein stummes Evangelium? Wer kann ermeffen, wieviel Festigkeit der umbrandete Felsen den Fischer gelehrt hat; wieviel Ruhe vom tiefen Blau des Himmels auf den Menschen überstrahlt; wieviel Fleiß, Vorsicht und Zuneigungen wir von den stummen Tieren angenommen haben; was für ein forschender Prediger der Selbstbeherrschung die wechselnde Erscheinung der Gesundheit ist. e (Natur) Naturfreund ist derjenige, defen innere und äußere Sinne sich noch richtig einander anpaffen, der das kindliche Gemüt noch ins Mannesalter hinübergerettet hat. Sein Verkehr mit Himmel und Erde wird ein Teil seiner täglichen Nahrung. In Gegenwart der Natur durchströmt den Menfchen ein heftiges Entzücken trotz wirklicher Sorgen. Die Natur sagt: Er ist mein Geschöpf, und trotz all seines quälenden Kummers soll er bei mir froh sein. Wenn ich auf der nackten Erde stehe und mein Haupt in der frischen Luft bade und in den unendlichen Raum emporhebe, schwindet alle niedrige Selbstsucht. Ich werde ein durchsichtiger Augapfel; ich bin nichts; ich sehe alles; die Ströme des Weltwesens durchkreisen mich; ich bin ein Teil oder Teilchen von Gott. (Natur) Die Welt entspringt aus demselben Geist wie der Körper des Menschen. Sie ist eine entferntere und geringere Verkörperung Gottes, eine Projektion Gottes in das Unbewußte. Aber sie unterscheidet sich von dem Körper in einer wichtigen Hinsicht. Sie ist nicht wie dieser jetzt dem menschlichen

 Willen unterworfen. Sie stellt uns daher gegenwärtig den göttlichen Willen dar. Sie ist ein fester Punkt, nach dem wir unsere Abirrung bemeffen können.

Wir find in demselben Grade der Natur entfremdet, als wir von Gott abgefallen sind. Wir verstehen nicht die Stimmen der Vögel. Der Fuchs und das Reh fliehen vor uns; der Bär und der Tiger zerreißen uns. Wir kennen nur den Nutzen weniger Pflanzen. (Geist) st Jeder Mensch hat seinen eigenen Beruf. Das Talent ist der Ruf Es gibt eine Richtung, in der der ganze Raum ihm offen steht. Er hat Fähigkeiten, die ihn heimlich zu endloser Ausübung dahin rufen. Er ist wie ein Schiff in einem Fluß. Er rennt auf jeder Seite außer einer gegen Hindernisfe; in dieser Richtung schweift er ungehindert und in heiterer Ruhe über einen tiefen Kanal in ein unendliches Meer. Dies Talent und dieser Ruf hängen von seiner Organisation ab, d. h. von der Art, in welcher die Weltseele in ihm Fleisch geworden ist. Er will gern etwas tun, was ihm leicht ist und gelingt, und was kein anderer leisten kann. Er hat keinen Nebenbuhler. Jeder Mensch hat diesen Beruf der Kraft, etwas Einzigartiges zu tun, und kein Mensch hat einen anderen Beruf (Gesetze) je Des Dichters Lebensweise sollte auf eine so einfache Tonart gestimmt fein, daß die gewöhnlichen Eindrücke ihn begeistern können. Seine Fröhlichkeit follte die Gabe des Sonnenlichts sein, die Luft sollte für seine Inspiration genügen, und von Waffer sollte er trunken werden. Der Geist, welcher stillen Herzen genügt, der ihnen aus jedem dürren Grashügel, aus jedem Tannenstumpf, aus jedem von der matten Märzsonne beschienenen bloßliegenden Steine hervorzudringen scheint, der geht auch zu den Armen und Hungrigen, und solchen, die einfältigen Herzens sind. Wenn du dein Hirn mit Boston und Neuyork, mit Mode und Gier füllt und deine abgehetzten Sinne mit Wein und Kaffee anreizen willst, dann wirst du in der einsamen Öde der Kiefernwälder keine Ausstrahlungen von Weisheit wahrnehmen. (Dichter)

.– TFT–7%'FT'Der Menschheitsfrühling Eine Legende von Hero Max ohin ist der Frühling gekommen, der Menschheitsfrühling? WI Sie haben ihn begraben. Sie haben ihn mit Asche und mit Felsen zugedeckt. Auf seinem lieblichen Antlitz ruht grauer Staub, und die fröhliche Kraft feiner Glieder wird von Steinen niedergehalten. Könnte nicht ein Sturmwind kommen, der die Asche fortbläst, und ein Erdbeben anheben, das den Felsenvorhang zerreißt und die Steine herabwälzt von seinem Grab? Umsonst wird das Erdbeben tosen, umsonst der Sturmwind eine Fanfaren blasen – nichts kann ihn erwecken, die Philister haben feine Seele getötet. Seine Harfe haben sie zerschlagen. Am Bach an den Weiden hängt sie, mit geborstenen goldenen Saiten, ein Spiel des Windes und der Wellen. Durch die Fugen ächzt ein Seufzen; ein Rabe hat sein Winternet darin aufgebaut, und seine junge Brut wetzt die frechen Schnäbel an dem zerriffenen Goldnetz, worin die Liebe schlief und alle ihre Wunder. Und wenn das furchtbare Erdbeben vorüberwandelte und rührte an die Berge, daß sie schauderten und zitterten – und wenn der Sturmwind herüberstiege über die Höhen und zerträte mit feinen ehernen Füßen die Gärten und bliese mit feinem gewaltigen Odem die Tannenwälder um – den toten Menschheitsfrühling werden sie nicht wieder aufwecken. Nur ein Gott kann Totes wieder hervorrufen ans Licht. Wie hat die Menschheit sich verwandelt, seit ihr Frühling tot ist. Die Jugend ist mit ihm verwelkt wie eine Rose am dürren Strauch, und die sorglose, lächelnde Freude ist versiegt wie der sprudelnde Quell. – Siehst du dort die jungen Männer? Junge Männer? Es sind Greise! Nein, es find junge Männer. Aber sie gehen gebückt wie die Alten. Sie gehen gebückt wie die Alten. Die Simsonkraft ihrer Jugendlocken ist ihnen versiegt. Sie gehen verdrießlich und ernst gebückt unter der Last der Alltagssorge, die ihnen schwere Steinsäcke auf die Schultern gelegt hat.

Max: Der Menschheitsfrühling 153 Und die andern dort krümmen sich unter der Herrschaft der gemeinen Lust, die ihre Schlangengeißel über ihrem Nacken schwingt; hohläugig und bleich treibt sie sie vor sich her, und dort am Hohlweg, wo es kein Zurück mehr gibt, wartet die Seuche auf sie mit ihrem Verwesungskuß. Aber sie suchen alle. Suchen sie vielleicht den toten Frühling und fein reines Glück? Nach Gold suchen sie alle. Aber nicht nach dem Gold, das in den Saiten schläft oder in den Blumen glüht oder das droben aus Sternen herunterglänzt – nein, nach dem Gold, das drunten in den Eingeweiden der Erde liegt, nach diesem Gold graben und suchen sie alle; selbst die Halbtoten und Verwesenden spähen und gieren darnach mit heißhungrigem Blick. – Und dort kommen Frauen. Frauen? Nein, es find Schatten, blutlose Schatten, dem Styx entstiegen. Es sind Erdenfrauen, aber sie schleichen wie die Leblosen. Sie schleichen wie die Seelenlosen. Die dort verzehrt die Angst nach dem Mann, und die hier

zermürbt der Gram über den Mann. Und siehst du jene, denen sumpfiges, grünverfaultes Blut durch die Adern rinnt? Das find die Rächerinnen des Schicksals, weil die Philister den Frühling erschlagen haben. Die Frauen schließen entsetzt die Augen vor diesen Pestweibern – aber die Männer stürzen ihnen entgegen mit der blinden Wut und Gier des Wahnsinns. In einer wüsten Orgie suchen sie Ersatz für des gemordeten Frühlings Glück, für Liebe und Keuschheit, für Schönheit und Treue. Und ihr Herz ist dürr und leer geworden. – Weine, du junge Mutter, denn das jauchzende Knäblein, das du auf den Armen hältst, ist alt geboren, es ist betrogen um den Menschheitsfrühling, den die Philister getötet haben. Sie haben ihn umgebracht, weil fie ihn haßten. Sein Gesang war ihnen ein Greuel und sein sonniger Sinn ein Argernis. Was er der Jugend von der Schönheit der Liebe erzählte, erschien ihnen eine Torheit; was er von Treue und Keuschheit sprach, verhöhnten sie als eitel Schwäche! Die Philister haben den Menschen verboten, an Frühling zu glauben. Aber nun find sie allesamt Schwächlinge und Greise geworden und seufzen unter dem Joch des grauen Todes. k k r Aber siehe, ein kleiner, weltfremder Knabe steht drüben am Bach und trägt ein brennendes Wachslicht in der Hand und schützt es forgsam gegen den Wind, daß es nicht verlösche. Hat er das brennende Licht vom Weihnachtsbaum gerettet? Er trägt es durch das Feld, um den Frühling zu suchen, den die Menschheit verloren hat. Zackig läuft in den Wellen der goldene Schein seines Lichtes neben ihm her, wie ein Ariadnefaden durch ein Labyrinth zeigt der Schein ihm den Weg zum Grabe des Frühlings.

154 Schüler: Frühling Mit seinem Weihnachtslicht wandelt der Knabe durch die Straßen wie mit einem Stern. Und eines Morgens, wenn die Fackelträger der Sonne über die blauen Berge steigen, dann findet er den Felsen, unter dem der tote Menschheitsfrühling liegt. Und wenn er mit feinem Licht das Felsengrab berührt, dann spaltet es sich wie von einem göttlichen Blitzstrahl berührt; der Menschheitsfrühling schüttelt die Asche vom Angesicht, wirft die Leichentücher fort und steigt wieder hervor auf die Erde. Und dann bespannt er seine Laute mit Sonnenstrahlen und scheucht mit seinem Lied den grauen Tod, der die Erde beherrschte, in den Abgrund. Und die Menschen schütteln ihre Lasten ab und ihre Laster, ihre Angst und ihren Kummer. LUnd die dürren Herzen der Menschen wachen wieder auf und stehen in Blüte wie Apfelbäume, und ihre Augen fangen an zu leuchten in reiner Freude, wie der Silberquell, der im Veilchengrunde strömt. Und die Menschheit freut sich wieder der Liebe, der Keuschheit, der Schönheit, der Treue, und die Armut wird selig gepriesen. Und lieben wird man wieder das Gold der Blumen, der Sonne, der Sterne, und die jungfrischen Lieder der Dichter! S Frühling Von Gustav Schüler Leise ziehend läßt ein Frühlingstag Seine lichten lofen Wimpel wallen – Veilchenblau und Gras und Finkenschlag Und die freudeheißen Nachtigallen. Knospenmeere, voll von Werdeglut, Brechen stürmisch-felig aus den Banden – Und ein neugeschaffener Himmel ruht Göttlich auf den neugeschaffenen Landen.

Die Försterbuben Ein Schicksal aus den steirischen Alpen Von Peter Rosegger (Fortsetzung) Der gebrochene Ahornast m nächsten Frühmorgen stand Herr Nathan Böhme, „Preuße und Landstreicher", gestiefelt und bepackt am Ausgange des Wirtshauses zum Schwarzen Michel. In demselben Aufzuge wie er gekommen, ging er davon, nur nicht so bestaubt und verschwitzt, sondern hübsch ausgebürstet und frisch. In feine Ledertasche hatte Frau Apollonia Roggenbrot, Kuchen und gekochte Eier gesteckt für das Mittagsmahl auf dem Rauhruck. Die Kellnerin hatte ihm den Hut mit weißen Nelken und einer freilich schon halbverblühten Pfingstrose geschmückt. Als er ihr die Hand gereicht hatte: „Also, Mamsell Mariedel, adieu, bleiben Sie edel, hilfreich und gut und heiraten. Sie bald!" Da mußte sie sich mit dem Schürzenzipfel ein Tränlein abwischen. Er war zwar immer einmal „wüscht" gewesen, und doch hat man ihm „mit feind sein" können. Und als sie nachher in der Stube ein Goldstück auf dem Schranke liegen fand, da wollte sie ihm damit nachlaufen, bis der Hausknecht auf die Vermutung kam, das werde ein Trinkgeld sein für das Stubenmädel und den Hausknecht. Kleider und Stiefel hatte ihm zwar die Kellnerin geputzt, wenn's aber ein Trinkgeld ist, dann kann's nur dem Hausknecht gehören, das Trinken ist feine Sach". Von den Wirtsleuten hatte Böhme sich artig verabschiedet, dem Michel schließlich aber die großartigen Worte zugeworfen: „Ein gescheiter Mann find Sie, Herr Wirt. Leben Sie danach, so find sie auch ein ganzer Mann." „Ja, ist schon recht",

entgegnete der Michel. „Ich sag' halt: Auch so viel! Und vom Rauhruckjoch nur fein links halten, sonst kommen Sie in die Senklucken hinüber. Das wär' bös! Recht glückliche Reise!“ Voll Wanderlust, so schritt er rüstig aus, den Fußsteig am Waldrande hin gegen das Forsthaus. Dort hatten die beiden Burschen schon ihre Rucksäcke aufgepackt und warteten auf ihn. Entzückt waren sie gerade

 nicht darüber, diesen anmaßenden und immer räsonierenden Menschen zum Wandergenoffen zu haben. Besonders Elias war verstimmt. Jener Auftritt auf der Wiese war ihm jetzt deshalb so peinlich, weil er sich seines Zornausbruchs schämte. Aber das wollte er heute wett machen. Er wollte dem Preußen gerade einmal durch ein gutes Vorbild zeigen, daß er den rechten Glauben habe. – Der Vater trug ihnen auf, wie sie für den Fremden Sorge tragen sollten, daß er gut über das Joch komme. Die alte Sali meinte, es sei eh ein Unsinn, daß so ein Mensch in der stockfremden Welt herumgehe für lauter nichts oder gar, um Leute in die Ungnad” Gottes zu führen. Man könne nur froh sein, daß er endlich einmal fortgehe. Und dann wollte sie ihm ein Fläschlein Wachholdergeist in die Tasche stecken für unterwegs, wenn ihm etwa einmal wollt' letz werden. „Was ist denn das?“ herrschte Böhme. „Wachholdergeist sagen Sie? Gute Fraue, den trinken Sie man selber, wenn Sie letz werden wollen.“ Und dann ist er in Begleitung der Brüder Rufmann davonmarschiert durch den Hals hinein, durch die Bärenftuben hinauf über den weiten, steilen Teschenschlag – den Almhöhen zu. Der Förster ging hierauf wie gewöhnlich in seine Wälder und zu feinen Holzarbeitern. Es war ein schwüler Tag geworden. Gegen Abend spazierte er noch hinaus, der Ach entlang, um nachzuschauen, wie bei dem neuen Sägewerkbaue die Arbeiten vor sich gingen. Und dort ergab es sich, daß er nicht mehr weit nach Eustachen hätte. Am Abende saßen sie richtig wieder beisammen im Wirtshaus. Es war sonst niemand da, sie waren unter sich. Sollten sie nicht einmal der Frau Apollonia ein lustiges Ständchen bringen? Von der Frau Apollonia war der Förster ein heimlicher Verehrer, das beteuerte er nachgerade so oft, daß der Michel einmal sagte: „Du, wenn's keine heimlicheren Weiberverehrer gäbe!“ Da wiffe er im Forsthaus. Einen, der hielte es anders mit der Heimlichkeit. – Die beiden verstanden sich. – Klim, Klim! Es stieg das Lied. „Wann ich d’ Sonn' da drenten Stad fiach abi gehn, Und die Hütten glanzt im Sonnenschein, Mahnt mich 's Abendsterndl: Sollt zum Dirndel gehn. Beim faubern Dirndel ist ein lustig Sein. Ja, ja, mein Dirndel, du bist mei Leb'n, Du bist mei' Freud' in alle Ewigkeit. So komm' ich hin zu ihr, "s hat schon der Mondschein g'scheint, "s war alles mäuferlstill – es rührt sich nix. Da nehm ich's her um d’ Mitt” Und biag ihr 's Köpferl z'ruck, Und han a Bufferl ihr aufs Göscherl pickt. Ja, ja, mein Dirndel, du bist mei Leb'n, Du bist mei Freud in alle Ewigkeit!“

 Und haben es wohl nicht geahnt, daß es das letzte Lied war, so die gemeinsam gesungen auf dieser Erden. Dieweilen sie damit ihrer Kinder Liebe feiern wollten, weckten sie beinahe ihre eigene auf, jene vor dreißig Jahren, die sich schon so friedsam zur Ruh begeben hatte. Was ist aber das? Was ist denn das? – Es klirren die Fenster. Ein Saufen und Brausen ums Haus. Der Förster stand auf und sagte: „Ich habe mir's ja gedacht. Der Sturmwind.“ Fast finster wurde es in der Stube. Mattes Blitzen. Der Donner war dumpf, aber es ächzten die Wände. „Die Burschen werden doch schon zurück sein von der Alm“, sagte der Michel. „Wenigstens bis zur Köhlerhütte in der Bärenstuben, oder sie bleiben gar auf der Seealm. Wenn er sich aufgehalten hat, kann der noch nicht leicht in Arlach sein.“ „Man kann sich auch auf der andern Seiten, niederwärts, höllisch vergehen,“ sagte der Wirt. „Hätten ihn eigentlich doch nicht sollen fortlaffen. Der erste Weg im Frühjahr! Alles verschüttet und verschwemmt.“ Nun kam das schlanke Mägdlein von der Küche herein, zog die Hängelampe nieder, zündete sie an und sagte: „Guten Abend!“ „Guten Abend, Helenerl!“ dankten die Väter, und so lieblich war das feine Gesichtlein selten beleuchtet, wie in diesem Augenblick vor der Lampe. Es kam ihnen vor wie eine Erscheinung, die man das erstemal sieht oder – das letztemal. Dann ging sie wieder leise davon. Die Männer schwiegen. Es war, als wäre ein Engel durch das Zimmer gegangen. – Draußen hatte sich der Regen entladen. Anfangs schlug er heftig an die Fenster, dann goß er senkrecht nieder, endlich regnete es in einem leichten, gleichmäßigen Schleier, durch den die abendlich dämmernden Bäume des Lärchenschachens noch zu erkennen waren. Nun kam ein Knecht in die Stube und berichtete, im Garten habe es

einen alten Baum zerriffen. Die beiden Männer gingen hinaus. Von dem Ahorn war der große Ast niedergebrochen, auf dem gestern die Bienentraube gehangen. Da lag er auf der Erde selbst wie ein stattlicher Baum, der seine Aste teils am Boden zerschmettert, teils in den Boden gebohrt hatte. Der Schaft des Astes war teils hohl, teils morsch. Der Förster deutete auf diesen modrigen Bruch und leise sagte er: „Siehst du, Michel?“ Dieser stand bewegungslos da. Und nach einer Weile sagte er gedämpft: „Könntet ihr sie morgen gleich miteinander in die Kirchen tragen, die Pichelbäuerin und – den Michelwirt.“ – Dann sind sie wieder ins Haus gegangen. Aber es war ein fremder Schatten da, obschon die Lampe hell brannte, es ging ein weher Klang durch die Stube, obwohl es ganz stille war. Endlich machte der Förster sich auf den Heimweg. Es war nach

 dem Sturme eine geruhsame Nacht geworden. Manchmal noch ein matter Blitzschein, ein fernes Donnern. Der Regen rieselte mäßig. Der Förster hatte sich des Wirtes Wettermantel entlehnt und schlug sich in den Loden. Ihn fröstelte ein wenig. Die Ach rauschte, stellenweise schlug sie an die Straße herauf und trug Holzstücke daher, die im Dunkeln bläulich schimmerten. Wenn es im Hals oder in der Bärenstuben eine Brücke genommen hat, so können sie nicht zurück... Als er ans Forsthaus kam, stand dort am Brunnen ein Mensch und und wusch sich die Hände. Der Friedel war's. – Gottlob, sie sind da. „Seid ihr denn noch nicht genug naß geworden?“ So grüßte ihn der Förster. Der Bursche mußte es nicht gehört haben, weil der Brunnen rauschte. „Wo ist dein Bruder?“ fragte der Vater laut. Der Friedel erschrak ein wenig, und als er sah, wer es war, antwortet er: „Der Elias ist schon schlafen gegangen, er hat Kopfweh.“ „Seid ihr ins Gewitter gekommen?“ „Nit arg.“ „Habt ihr zu Abend gegessen?“ „Mir ist nix drum.“ Sie sind müde, dachte der Förster. 's ist auch ein starker Weg gewesen, besonders für Elias. Die alte Sali hatte zu greinen über die Torheit der jungen Leute, die allweil an alle Dummheiten denken, nur nicht an die Gesundheit. „Erst kommen's vor lauter Raufen mit Nasenbluten heim und nachher mit leerem Magen ins Nest! 's ist auch der Kleine mit g'scheiter.“ Sie trug noch eine Schüffel frisch gekochter Milch zur Schlafstube hinauf, konnte aber nicht hinein; die Tür war von innen verschloffen. „Haben's schon die Neuigkeit gehört, Herr Förster?“ Am nächsten Morgen kamen ins Forsthaus zwei Jungbauern, einer aus Eustachen und der andere aus Ruppersbach. Schon im Vorhause zogen sie den Hut ab, glätteten sich mit der breiten Hand das widerborstige Haar und klopften recht bescheiden an der Kanzleitür. „Nur herein!“ sagte der Förster, „was gibt's denn schon wieder für ein Anliegen, das ihr gar so gut Sitte und Brauch wißt. Ist sonst nicht immer so manierlich.“ „Wenn wir wieder recht schön bitten dürften, Herr Oberförster, um Holz.“ „Bin kein Oberförster. Wozu denn wieder Holz?“ „Zum Sonnwendfeuer. Wir möchten halt gern wieder eins anzünden auf dem Ringstein.“ „Ist schon recht, das, will schon wieder mithalten. Wann denn?“ „Übermorgen wär’ er halt, der Sonnwendtag.“ „Aber Schlingel seid ihr! Vor drei Jahren habt ihr mir einen ganzen Scheiterstoß verheizt. Ich habe euch gesagt, Scheitholz dürft ihr mir nicht ...–.

 nehmen. Nur Gefällholz. Im Ringwald gibt's deffen ja genug, nicht zu faul sein zum Zusammentragen!“ „Wir werden G'fällholz nehmen, Herr Förster, und bedanken uns schön.“ „Ich will es euch lieber zeigen, was zu nehmen ist. Heute nachmittags um fünf Uhr, wenn jemand oben ist. Ich werde auf dem Ringstein fein und sagen, was geschehen darf. Das vorige Mal seid ihr mir mit eurem Feuer auch dem Wald zu nahe gekommen.“ „Wollen schon alles machen, wie's der Willen ist, und werden fleißig –“ „Ja, ja, geht nur jetzt, ich habe nicht viel Zeit. Nachmittags um fünf Uhr. Wenn aber niemand oben ist! Ich gehe nicht ein zweites Mal!“ In solch wohlwollend brummigem Tone pflegte Rufmann mit den Leuten zu verkehren. Als die Bauern fort waren, ging er die Stiege hinauf und wollte nachsehen, ob die Buben nicht endlich aus dem Bette wären. Die Tür war versperrt. Er pochte mit der Faust: „Was ist denn das heute! Sieben wird's bald!“ „Ja, ja“, antwortete drinnen eine mißmutige Stimme. Sie waren noch verschlafen. Zum Frühstück waren sie da und aßen tüchtig. Dann verzog sich der Student wieder, und der Friedel erstattete einen Bericht von der Alm. Hin und hin apper (schneefrei), nur im Rauhruckkar hatten sie noch Schnee liegen sehen. Es sei ganz sommerwarm, täte schon überall grünen. Man könne bald das Vieh auftreiben. An der Seealmhütte müßten die Dachlucken ausgebeffert und etliche Fensterscheiben eingeschnitten

werden. Stellenweise hätten Lahnen den Weg versperrt, an der Mooskehr hätten sie nur mit Mühe weiterkommen können. „Hat sich der Böhme gut gehalten?“ fragte der Förster. „Ganz gut.“ „Wie weit habt ihr ihn begleitet?“ „Bei der Seealmhütte hat er gesagt, nun wollt' er schon allein weiterkommen.“ „Kann er noch vor dem Gewitter hinübergekommen sein?“ „Glaub' schon.“ „Gut ist's. Heute nachmittags gehen wir auf den Ringstein. Das ist wieder was für euch, Buben. Sonnwendfeuer!“ „So?“ sagte der Friedel gleichgültig. „Der Elias wird ja auch mitgehen.“ „Glaub" mit.“ Als hernach der Förster nach dem Studenten sah, fand er diesen bei feinem Kasten beschäftigt, die Schulbücher zu einem Pack zusammenzubinden. „Hat's dich recht angestrengt gestern?“ „Ein bisfel.“ „Was machst du denn da?“ „Ich – – will doch wieder hinein.“

 „Wo hinein?“ „Ins Seminar.“ „So dachte ich doch, Elias, du bliebest bis Herbst daheim.“ „Ich will doch lieber hinein.“ Der Alte ist mit Kopfschütteln die Treppe hinabgestiegen. Da hatte er sich manchmal beklagt, wenn einer der Buben zu lustig war; wenn fie's nicht find, ist es ungemütlich. Am Nachmittage gingen sie hinauf, der Förster Rufmann und sein Sohn Friedel. Der Fußsteig durch den Wald ist steil, sie sprachen unterwegs nicht viel. Auf einer Lichtung, wo man in die weiten Berge hinaussieht, stellte der Bursche sich hin und jauchzte eins. Dann trafen sie mit mehreren jungen Männern zusammen. Vormittags war ein Begräbnis gewesen, da gibt's allemal einen kleinen Feiertag den ganzen Tag. So waren fie heraufgekommen, um den Feuerstoß fchichten zu helfen. Darunter auch ein Gerhaltsohn, der mit dem Förstersohn wieder ganz kameradschaftlich stand, als gehe das, was die Alten miteinander hätten, die Jungen nichts an. „Dich sieht man selten jetzt, Friedel. Bist immer im Holzschlag oder schon auf der Alm?“ „Vielleicht seht ihr mich bald gar nimmer.“ „Geh, mach dich mit patzig!“ „Wirst es schon sehen.“ „Was werd' ich sehen?“ „Daß ihr mich bald nimmer seht. Oder willst mit? Da draußen im Heffenland oder wo wandern jetzt immer Leut' aus nach Afrika.“ „Zu den Mohren? Da muß man ja früher angeschwärzt werden.“ „Das ist das wenigste, mein Lieber!“ Dann zuckte das Gespräch ab. Die Anschuldigung des Gerhalt war noch nicht vergeffen. – Der Friedel hatte den Wegmacher Kruspel bemerkt, der mit anderen bereits daran war, Gefällholz zu bearbeiten. Der Förster führte sie im Walde, der hier oben flacher wurde, herum und wies ihnen gefallene Bäume, niedergebrochene Alste und halb abgestorbene Stämme, an die sie sich mit Axten, Sägen und Stricken machten, um sie klein zu kriegen und an Ort und Stelle zu bringen. Eine auf vorspringender Felswand in die Lüfte hinausgelagerte Felszinne, genannt der Ringstein, war die Stätte, wo seit alten Zeiten am 24. Juni das Sonnwendfeuer angezündet wurde. Aber nur von drei zu drei Jahren. Sooft unten im Dorfe das Fronleichnamsfest abgehalten wurde, so oft loderte ein paar Wochen später auf dem Ringstein das Feuer der alten Germanen. Und je glanzvoller die Prozession ausfiel, um so größer war der Holzstoß auf dem Berge. Es war ein alter Tort darin, doch die harmlosen Leute von Eustachen dachten nicht daran, sie übten nur den Brauch, und viele mochten meinen, das Sonnwendfeuer sei eine Art Nachfeier zum kirchlichen Fronleichnam. Der Förster hatte angeordnet, daß der Holzstoß möglichst an die Felszinne hinausgerückt werde, da könne das Feuer den nahen Wald nicht ge-

 fährden, werde hingegen gesehen in der ganzen weiten Talgegend von Sandeben bis Löwenburg. Wie sie hingestreut lagen da unten an den Ufern der Tauernach und der Mur, die schimmernden Gruppen der Ortschaften! Dort hinten oben, wo das Gebirge mit feinem Halbkreis gleichsam die Talfläche abschneidet, kamen aus den Schluchten Wäffer zusammen zu dem großen Fluß, der sich so schlängelt, daß man hie und da ein Spiegelchen von ihm sieht. Tief unten, fast am Fuße des Berges, das freundlich zwischen Wiesen, Feldern, Matten und Schachen ruhende Eustachen. Eine halbe Stunde abseits Ruppersbach mit feinem hohen Kirchturm, und ganz unten in blauer Ferne ragt wie ein gläsernes Zacklein das alte Schloß Löwenburg über der Stadt auf Der Förster blickte in die Gegend hinaus und mochte denken, wie der Mensch doch nicht immer bloß am Nützlichen hängen, sondern öfter die schöne Welt anschauen sollte. Und dieweilen schleiften die Burschen mit lustigem Geschrei aus dem Walde Holz herfür und bauten den Brandtempel. Aber dort stand eine kleine Gruppe von Männern beisammen. Sie hörten dem Schnapperjosel zu, der schon Jungvieh auf seine Alm getrieben hatte, gerade vom Gebirge zurückkam und zu erzählen

wußte, daß unweit des Rauhruckkares ein Toter gefunden worden sei mit Stichwunden am Hals. Er habe ihn nicht gesehen, wife weiter nichts als was die Holzknechte erzählt hätten. Die Gruppe um den Schnapperjosel vergrößerte sich rasch. Ein Mord! Ermordet soll einer worden sein! In unserem Gebirge? Das war etwas Seltsames. Auch der Förster horchte hin und meinte, das sei gewiß wieder einmal erstunken und erlogen, sonst müßten seine Buben davon wiffen. Die seien gestern auf der Alm gewesen, kein Wort von so was. Als er mit dem Friedel darüber sprechen wollte, war der Bursche nicht da, und jemand sagte, er habe ihn den Waldsteig hinabgehen gesehen. Bald ging auch der Förster heim, und als er unten an den Weg am Waldrande kam, schritten Zimmerleute vom Sägewerk daher. Die fragte er, wie es dem Zimmermeister Joseph gehe. „Wie's halt gehen kann bei einer schweren Lungenentzündung. – Haben's schon die Neuigkeit gehört, Herr Förster? Der Preuß, oder wer er war, der sich beim Michelwirt hat aufgehalten, den haben's am Rauhruck tot aufgefunden. Ist erstochen worden!“ Der Förster eilte seinem Hause zu. Dort im Hofe war der Friedel und spielte mit dem Kettenhund. Ein Holzstückchen hielt er ihm vor die Schnauze, und wenn das Tier danach schnappte, zuckte er damit zurück, so daß es bei diesem Scherz schon lebhaft wurde, und der Hund dem flinken Burschen angriffsweise an die Brust sprang. „Laß den Hund in Ruh', und fag mir, warum du so eilig bist fortgelaufen auf dem Ringstein.“ Den alten Mann klemmte es in der Brust, er war zu schnell gegangen. „Ich – wegen was ich fort bin?“ entgegnete der Bursche gleichgültig. „Wenn ich die Wahrheit soll sagen, 's ist einer oben, der mir mit ansteht.“

 „Der Schnapperjosel?“ „Der Schnapper? Ist der auch oben? Na, der geht mich nix an. Den mein' ich nit.“ „Der Schnapperjosel ist heute von der Alm herabgekommen und weiß zu sagen, daß beim Rauhruckkar ein Toter gefunden worden wäre. Und heißt es, der Nathan Böhme! Und wäre umgebracht worden...“ Der Friedel schaute auf „Sag's noch einmal, Friedel, wie weit seit ihr mit ihm gegangen?“ „Na ja, halt – mein Bruder wird's eh auch wissen.“ „Von dir will ich's hören!“ Der Bursche zuckte die Achseln. „Was just von mir?“ Er hielt den starren Blick des Vaters nicht aus, wurde totenblaß. Da wurde es auch der Förster Rufmann. Er setzte sich taumelnd an den Rand des Brunnentroges. Vor Gericht Die Gaffen des Dorfes waren belebt, als ob wieder Fronleichnamstag wäre. Aber nicht so fröhlich und nicht so klingend. Vielmehr die Leute befangen, haltend, schleichend, munkelnd und flüsternd. Man hörte nichts als ein unzusammenhängendes Zischeln, man fah heftiges Kopfschütteln, man fah sogar Arme sich erheben und die Hände ringen. Nur halb raunte man sich die unerhörte Neuigkeit zu, die andere Hälfte wurde schweigend gesagt mit Mienenspiel. Dann wieder erging man sich in bildlichen Andeutungen. Mancher stöhnte, jammerte, es sei unmöglich, es sei nicht zu glauben, und jeder glaubte es. „Ich glaub's nit! Ich glaub's nit!“ riefen sie und glaubten alles. Dann kam wieder einmal eine Welle heran: „Es ist ja alles nicht wahr; einen alten Rock hat man gefunden auf dem Rauhruck, und haben sie gleich einen Ermordeten daraus gemacht. Der Preuß" soll ja in Arlach sitzen und von dort aus dem Michelwirt einen Brief geschrieben haben, er wäre gut hinüber gekommen. „Na, nachher möcht's doch vielleicht nit wahr fein!“ sagte dieser und jener und verzog sein Gesicht zu einem frohen Lächeln, das aber mißmutig ausfiel. Bis die nächste Welle kam: „'s ist heilig mit anders. Der Herr Böhme ist erstochen worden. Sein Leichnam liegt in der Teschenschlagerhütten, und die Försterbuben...!“ Da wurde der Jammer wieder laut in der Menge, manches Antlitz weinte schmerzliche, manches wollüstige Tränen. Nicht als ob die Leute so schlecht wären. Eine Abwechslung wollen fie einmal haben in ihrem leichten Alltagsleben, ein Schauspiel, ein Ereignis, an dem sie ihre Gefühle erschüttern und erfrischen, ihre Phantasie kräftigen, ihr kleines Geistesleben mit Mutmaßungen und Kombinationen betätigen, ihren Abscheu vor dem Verbrechen und ihr Mitleid mit dem Opfer aufwärmen können. Sie nehmen die Tragödie des Lebens, sofern es nicht fie persönlich trifft, wie andere die Tragödie auf der Bühne. Welch gräß-

 liches Leid das Ereignis auf Beteiligte bringt, das kommt ihnen trotz ihrer eigenen Gefühlsausrufe nicht deutlich genug zum Bewußtsein. „Gehen wir zum Michelwirt!“ rief jemand. „Der wird schon was Sicheres wissen.“ Und da eilten manche stracks

hin bis zum oberen Ende des Dorfes, um dem Michel „ein Viertel“ abzukaufen. Es werde wohl kein Platz mehr fein in der Gaststuben an so einem Tag, man könne sich's denken. – Das Wirtshaus aber war geschloffen wie um Mitternacht. Die Leute pochten am Tore, und der Schwarzmichel möchte die Eustacher doch nicht verdursten laffen. Das Tor blieb geschloffen. Einige stiegen auf die Wandbank vor dem Hause und spähten zum Fenster hinein. Da drinnen alles wie ausgestorben. „Das bedeutet schon was. Der Michel und der Förster sind gute Kameraden miteinand. Es wird schon wahr sein. Wer weiß, was noch alles dahintersteckt! Man wird's ja hören! Viel Geld soll er bei sich gehabt haben, der Preuß'! Im Wirtshaus wird man's wohl gewußt haben.“ „An einen Raubmord glaub' ich nicht“, ließ sich ein anderer vernehmen. „Weiß Gott, was da noch herauskommt. Seit die Welt steht, hat man so was nit erlebt in Eustachen!“ Den höchsten Grad erreichte die Aufregung, als gegen Abend ein Gerichtsherr aus Löwenburg mit einem Schreiber und zwei Gendarmen durch das Dorf fuhr, dort den Gemeindevorsteher mitnahm, ins Hochtal hinein. Hinter dem Wagen her lief halb Eustachen. Weiber wie Männer, aber an der Brücke beim Forsthaus war Wache aufgestellt, da durfte niemand hinüber. Nur der Löwenburger Wagen rollte über die Holzbrücke und in den Hof des Forsthauses. Der Förster war nicht zu sehen. Aus der versperrten Küche hörte man das Weinen der alten Haushälterin. Zur selben Zeit war vom Hochgebirge die Kommission zurückgekehrt, zwei Beamte und ein Gendarm. Und nun begann in der großen Stube das erste Verhör. Der Student hatte sich nicht lange suchen laffen. Er stand vor dem Tisch der Herren, neben ihm der Gendarm mit dem strotzenden Gewehrspieß. Ruhig und schlank stand er da, nur noch ein wenig bläffer als sonst. „Sie sind der Seminarist Elias Rufmann, Sohn des Försters Paul Rufmann und defen schon verstorbener Ehegattin Cäcilia. Gebürtig in St. Eustachen ob Ruppersbach, katholisch, zurzeit fünfzehn Jahre alt.“ Bei dem Worte „fünfzehn Jahre alt“ ward die Stimme des Gerichtsrates gedämpft. „Ich muß bemerken, Elias Rufmann, daß Sie jetzt nur als Zeuge dastehen und als nichts anderes. Sie haben die Fragen, die ich stellen werde, vor Gott und Ihrem Gewifen der Wahrheit gemäß zu beantworten.“ Der Student nickte mit dem Haupt. „Sie und Ihr Bruder haben vor zwei Tagen einen gewissen Herrn Nathan Böhme ins Gebirge begleitet, da genannter Herr des Weges unkundig war und Sie ohnehin auf der Alm zu tun hatten. Wie weit sind Sie mit Herrn Böhme zusammen gegangen?“

 „Bis zur Seealmhütte.“ „Warum nicht weiter, da doch erst von dort ab der Weg schlecht wird und schwer einzuhalten ist?“ Elias zuckte die Achseln. „Wir sind ja nicht als Führer gewesen, wir haben auf der Seealmhütte zu tun gehabt, es war nur ausgemacht, daß er sich uns anschließen sollte.“ „Da find Sie und Ihr Bruder also bei der Seealmhütte zurückgeblieben und der Fremde ging allein weiter?“ Elias schwieg. Der Gerichtsrat mit Nachdruck: „Herr Nathan Böhme ist von der Hütte ab allein weiter gegangen. Wirklich so ganz allein?“ Nach einigem Zögern antwortete Elias: „Mein Bruder ist noch weiter mit ihm gegangen.“ „Ihr Bruder ist mit ihm gegangen. Ja warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Wie weit ist er noch mit ihm gegangen?“ „Das weiß ich nicht.“ „Wo find Sie während dieser Zeit gewesen?“ „Bei der Seealmhütte.“ „Wann ist nachher Ihr Bruder wieder zurückgekehrt?“ „Nach vierzig Minuten war er wieder bei unserer Hütte.“ „Wie wifen Sie denn das so genau?“ „Weil mein Bruder auf die Uhr gesehen und gesagt hat, genau vierzig Minuten wäre er aus gewesen.“ „Hat denn Ihr Bruder eine Uhr gehabt?“ fragte der Gerichtsrat. Der neben ihm sitzende Gemeindevorsteher Gerhalt machte eine ungläubige Gebärde. Es sei merkwürdig, daß der Fridolin Rufmann eine Uhr gehabt habe, bei dem wolle doch sonst nichts hängen bleiben. „Der Herr Böhme hat ihm ja die Uhr geschenkt“, sagte Elias. Nun hoben sich die Köpfe. „So, so, geschenkt hat ihm der Herr Böhme die Uhr?! Ja, wann war denn das?“ „Unterwegs.“ „Sie, Rufmann,“ sprach der Gerichtsrat, „sagen Sie einmal selbst, wird ein Tourist im Gebirge eine Taschenuhr herschenken, so mir nichts dir nichts?“ „Das ist so gewesen“, antwortete Elias ruhig. „Mein Bruder hätte immer gern eine Taschenuhr gehabt und hat unterwegs, wie der Fremde auf die Uhr schaut, davon gesprochen, der höchste Wunsch wäre ihm so eine Uhr. Da hat der Herr gelacht und gesagt, wenn kein Wunsch auf dieser Welt schwerer erfüllbar wäre! Und hat die Uhr famt der Kette gleich von der Weste gelöst und meinem Bruder gegeben. Sie sei als Führerlohn. Mein Bruder hat noch gesagt, wenn er sie ihm später wollt" schicken, übers

Gebirge möcht" er fiel doch noch behalten. Hat der Herr gesagt: Weiß ich den Weg, so brauche ich keine Uhr. Den Weg zeigen Sie mir ja, und drüben im Kulmtal getraue ich mir eine beffere zu kriegen. Da hat mein Bruder die Uhr angenommen.“

Rosegger: Die Försterbuben 165 Mit fliegender Hand hatte der Schreiber diese wichtige Aussage aufs Papier gebracht. Der Gerichtsrat fragte weiter: „Als Sie nun beide in der Seealmhütte waren, was haben Sie da gemacht?“ „Wir haben nachgesehen, was fehlt, haben unser Mittagsbrot gegeffen und uns auf den Heimweg gemacht.“ „Sagen Sie, Elias Rufmann, war Ihnen unterwegs nicht schlecht geworden?“ „Schlecht? Nein.“ „Als Sie nach Hause kamen, gingen Sie sogleich zu Bette, weil Sie Kopfweh hätten!“ „Das ist wahr. Eines Argers wegen. Es war eine Dummheit, ich will's wohl sagen. Mein Bruder und ich hatten unterwegs einen Streit gehabt wegen allerlei fo, da hat er mich einen Mucker und Heuchler geheißen, und da habe ich ihm aus Zorn ins Gesicht geschlagen. Darüber habe ich mich nachher gekränkt, weil es mein Bruder gewiß nicht so gemeint hat, und bin daheim gleich ins Bett gegangen.“ „Hat Ihr Bruder denn nicht zurückgehauen?“ fragte der Gerhalt. „Nein, der hat nur gelacht und gesagt, so ein schneidiger Elias gefiele ihm viel beffer als ein muckerischer. Darüber habe ich mich noch mehr geschämt.“ „Erzählen Sie mir auch, Elias, weshalb find Sie denn eigentlich in Streit gekommen?“ „Wir streiten oft, weil mein Bruder manchmal bifel leichtsinnig ist. Und da habe ich ihm vorgehalten, eine Schand" wär's, daß er die Uhr gleich so hätte angenommen. Und mein Bruder spricht: Wenn ich was haben will, so sag' ich's gleich und heuchle mit erst wie die Mucker. Und weiter so auf mich her, und da ist mir jäh der Zorn gekommen.“ „Hat Ihr Bruder sonst nichts gesagt? Keinerlei Bemerkung über den Fremden?“ „O ja, wir haben über den Fremden mehreres gesprochen. Er war unterwegs auch recht gemütlich und heiter gewesen, nicht so wie sonst manchmal.“ „Sie haben mit Herrn Böhme schon früher einmal einen Handel gehabt, Rufmann!“ „Weiter nichts. Ich war manchmal zornig, daß er den Leuten ihren Glauben nehmen will.“ „War unterwegs ins Gebirge nichts davon gesprochen worden?“ „Nein, da ist alles gemütlich hergegangen.“ „Ist Ihnen gar nichts aufgefallen unterwegs? Ist Ihnen niemand begegnet?“ „Die Holzknechte in Teichenwald. Sonst niemand.“ Da auch weitere Fragen nichts Besonderes ergaben, so sagte der Gerichtsrat, sie wären einstweilen fertig, aber Elias dürfe das Haus nicht ver-

166 Rosegger: Die Förflerbuben laffen. Das war auch kaum möglich, da am Tore der Gendarm stand, der niemand hinaus ließ. Der Förster Rufmann war der Ach entlang hinaufgegangen durch den Hals, dem Friedel entgegen, der am Abende vom Holzschlage heimkehren mußte. Es brauste das Waffer, es brauste in seinem Kopf, es schwindelte ihm. Traumhaft war's, so dahinzugehen in der Schlucht, der Wildnis zu, während es schon dämmerte. Und sein Haus ist zur Stunde von Gendarmen besetzt, und seine Buben sollen verhört werden, weil ein Mensch umgebracht worden ist oben im Gebirge. Es wird so was Fieber haftes sein, man geht in der Irre um. Der Zimmermeister Joseph ist ja auch plötzlich erkrankt. Man sollte doch umkehren, daheim werden sie warten, die alte Sali und die Buben. Aber der Friedel war ja noch nicht vom Schlag zurück. Dem wollte er doch entgegengehen. Oder ihn holen in der Holzknechthütte. Oder ihn suchen in den Wäldern. An der Stelle, wo das Sträßlein ganz eingeengt ist, zwischen Waffer und Felswand, begegneten ihm zwei Holzknechte; die hatten eine Trage, die fie – einer vorn, einer hinten – mit niedergetrammten Armen trugen. Auf dieser Trage lag etwas, das mit Fichtenreifig zugedeckt, oder vielmehr in solches eingewickelt war. Die Holzknechte gaben dem Förster kurz einen guten Abend. Er hatte zuerst fragen wollen, was sie da trügen. Er tat es nicht – es schauderte ihn. Er ging rasch vorüber. Endlich in der Bärenstuben, über den Sandboden herab kam der Friedel getrottet. Seine Axt auf der Achsel – und trällerte ein Liedel. Und erschrak, als er den Vater jäh vor sich sah in der Abenddämmer. „Friedel,“ sagte dieser halblaut, stockend, „wir warten schon all auf dich. Es sind allerhand fremde Leute gekommen.“ „So?“ antwortete der Bursche. „Ein Gerichtsherr ist da.“ „Was will denn der?“ „Wartet auf dich. Will Zeugenschaft haben von dir, wie es gewesen ist mit dem Nathan Böhme.“ Der Friedel antwortete: „Da geh' ich lieber zu den Holzknechten zurück.“ „Um Jesus willen, mein Friedel, du mußt dich ja rechtfertigen gehen! Es ist ein Gerede. Es geht ein schaudervolles Gerede um. Du mußt dich auf der Stelle rechtfertigen.“ Da ging der Bursche mit ihm. Sie schwiegen und sie

gingen rasch. Finster war es geworden in der Schlucht, und das Waffer brüllte zwischen den Steinblöcken dahin. Endlich waren sie an der Brücke, da wendete sich der Friedel plötzlich um und wollte davon. Er hatte den Gendarmen bemerkt vor dem Forsthause. Der Alte hielt ihn am Arm. „Komm, Kind! komm doch und sage, wie es gewesen ist. Dann ist alles gut, gelt, Friedel, dann ist alles gut."

 Und so brachte er ihn ans Haus. Der Wächter am Tore ließ fie hinein. An der Küchentüre stand die Sali und flehte ihm zu, er solle doch erst feine Suppe effen. „Ja, ich werd' jetzt effen!" lachte der Bursche. Es war ein hartes Lachen. Er wurde in die große Stube geführt. Da saßen die Männer wieder hinter dem Tische. Auf demselben standen zwei Kerzenlichter rechts und links eines Kruzifixes. Der Friedel schaute sich um nach dem Bruder. Der war nicht da. Hinten oben an der Ecke stand der Vater, starr, auf recht, unbeweglich. Nach den einleitenden Fragen begann das Verhör. Bis zur Seealmhütte stimmte es ungefähr mit den Aussagen des Elias. „Wie weit habt ihr den Herrn begleitet?" „Bis zur Seealmhütte." „Das stimmt nicht. Sie sind noch weiter mit ihm gegangen, dem Rauhruckjoch zu." „Freilich, ich allein, weil ich ihn bis zum Karegg begleiten wollte, wo man aufs Joch sieht." Der Gerichtsrat blickte auf ein Papierblatt, wo der Kommiffär die Situation der Gegend mit Strichen und Punkten angegeben hatte, und sagte dann: „Das stimmt wieder nicht. Sie müffen ihn bis ins Rauhruckkar begleitet haben." „Nein, so weit mit", antwortete der Bursche. „Zwischen Knieholz hin find Sie beide zu einem kleinen Anger gekommen. Dort werden Sie gerastet haben. Dann hat er vielleicht sich ein wenig auf den Rasen gelegt und ist eingeschlafen." „Davon weiß ich nix", rief der Bursche. „Ich bin mit so weit mitgegangen." „Wie lange Zeit brauchten Sie von der Seealmhütte aus, bis Sie wieder dort zurück waren?" „Nit drei Viertelstunden." „Wiffen Sie das so genau? Haben Sie auf die Uhr gesehen?" „Uhr?" sagte der Bursche, „ich habe nie eine Uhr gehabt." „So haben Sie vielleicht jetzt eine?" Der Friedel schwieg. Der Gerichtsrat langte nach einem Päckchen, das auf dem Tische lag, tat das Papier auseinander und sagte mit langsamer und leiser Stimme: „Hier ist eine Taschenuhr." Er hob sie an der Kette auf und ließ sie in der Luft pendeln. „Kennen Sie diese Uhr?" Der Bursche schwieg. „Diese Uhr ist von mehreren Personen als die Uhr des ermordeten Nathan Böhme erkannt worden." Der Friedel zuckte die Achseln.

 „Fridolin Rufmann! Und diese Uhr ist in der Matratze Ihres Bettes gefunden worden!" Rückwärts in der Stube ein dumpfes Aufstöhnen. Der alte Förster wankte zur Tür hinaus. Der Friedel sagte starr und trotzig: „Es ist die Uhr, die mir der Herr geschenkt hat." „Der Herr hat Ihnen die Uhr geschenkt?" „Ja." „Warum haben Sie fiel denn nicht offen getragen? Geschenkte Sachen kann man ja aufzeigen!" „Weil meine Weste keine Uhrtasche hat." „Und darum mußten Sie die Uhr in die Matratze verstecken?" „Wie ich gestern gehört hab', daß der Herr umgebracht worden sein soll, hab' ich gedacht, versteck die Uhr, sonst kannst Scherereien haben." „Aha, daran haben Sie gedacht!" sagte der Gerichtsrat, dieweilen er ein zweites Paketchen ergriff. „Hier", er entfaltete das Ding, „hat sich in der Bettmatratze noch etwas vorgefunden. Es ist eine lederne Geldtasche mit Inhalt." „Es ist meine Brieftasche", sagte der Bursche dreist. „Sie kennen also wohl den Inhalt?" „Es werden zwanzig oder dreißig Kronen sein." „Woher haben Sie das Geld?" „Das geht niemand was an!" rief der Bursche. „Wie wir in Erfahrung gebracht, sind Sie vor wenigen Tagen in Geldverlegenheit gewesen. Woher haben Sie seither dieses Geld genommen?" „Das habe ich beim Zimmermeister Joseph ausgeborgt." „Wer ist dieser Zimmermeister Joseph?" fragte der Gerichtsrat den Gemeindevorsteher. „Der Eustacher Zimmermeister, der das große Holzsägewerk baut hier in der Nähe", antwortete der Gerhalt. „Wenn er in der Nähe ist – er soll sofort als Zeuge erscheinen." „Das wird jetzt nicht gehen, Herr Doktor. Der Mann ist augenblicklich schwer krank. Soll gar nit bei sich ein seit heut' früh." „Nun, zu der Hauptverhandlung wird er wohl erscheinen können. Einstweilen, glaube ich, wifen wir genug." Der Gerichtsrat faltete das Protokoll und steckte es in die Brusttasche. Den Gendarmen trug er auf, die Burschen in strengstem Gewahrsam zu halten – beide. Er will noch in der Nacht ein zweites Verhör vornehmen. Dann gingen und standen die Herren ums Haus herum. Die Berge ragten schwarz in den gestirnten Himmel auf. Sie besprachen den Fall und äußerten einander ihr Entsetzen

über die Verworfenheit und Verstocktheit dieser jungen Leute. „Ein leichtes Tuch ist er ja immer gewesen,“ sagte der Gerhalt. „Zwar gerade nix Schlechtes. Nur leichtsinnig, das weiß ganz Eustachen. Aber so was! Daß ein so junger Mensch zu so was kunnt fähig sein!“

Schellenberg: Dämmerstunde 169 „Immer ein so lustiger Kampel g'west“, gab der Gemeindeschreiber bei. „Man hat ihn frei gern haben müffen.“ „Na gerade ausgemacht ist's mit, daß er's ist!“ meinte der Gerhalt. „Aber hundert gegen eins ist wohl zu wetten darauf.“ Dann ging er und suchte den Förster. Das neue Sägewerk war vergeffen, oder vielmehr die Feindschaft deswegen. Ein solches Erbarmen hatte er mit dem alten Mann, den das furchtbarste Unglück, das sich nur ausdenken läßt auf dieser Welt, getroffen hat. Er möchte es ihm nun sagen, daß er nicht sollt' verzagen, daß alles doch ganz anders sein könne, als es sich bei dem ersten Verhör dargestellt hat. Bei einem so jähen Verhör find die Leute verwirrt, da wiffen fie oft gar nicht, was sie sagen. Der Förster war im Freien herumgeirrt. Durch die Küche wollte er in das Stübchen, wo vor fünfzehn Jahren ein Weib gestorben war. Aber er mochte der alten Haushälterin nicht begegnen. Gegen die Brücke wollte er hinüber, da stand jetzt die klobige Gestalt des Gerhalt. Rufmann kehrte um. Allein sein wollte er und sich flüchten und vergraben. In den Hof eilte er zurück, in die Scheune wollte er flüchten. Aber als er die Brettertür öffnete, prallte er zurück. Da drinnen stand die Tragbahre mit einem Etwas, das länglich in Reifig gewickelt war. Daneben brannte eine Ampel... (Fortsetzung folgt) Dämmerstunde Von Ernst Ludwig Schellenberg Nun fill: wir wollen Dämmerstunde halten, Wie wir es in der Kindheit oft getan; Dann blicken wundersame Traumgestalten Aus allen Ecken märchenhaft uns an; Dann klingen weiche, halbvergeffene Lieder, Als täten fiel ein süß Geheimnis kund – Und wie in alten Zeiten hebst du wieder Den Finger lächelnd an den Plaudermund...

Geschichte einer weißen Amsel Frei nach Alfred de Muffet von Hans Murbach I. s mag ruhmvoll sein, aber sicher ist es schwer, in dieser Welt eine Ausnahme zu sein. Ich bin keineswegs ein mythischer Vogel; ich bin nur sehr selten. Gäbe der Himmel, daß ich ganz unmöglich wäre! Vater und Mutter waren durchaus normale und sehr gute Leute, die seit einer Reihe von Jahren in einem alten Garten hausten. Der Haushalt war musterhaft, die Ehe ideal. In dichtes Gebüsch zurückgezogen, legte meine Mutter regelmäßig dreimal im Jahr ihre Eier und brütete die halb schlummernd in ruhsamer Geduld aus. Mein noch in seinen alten Jahren galanter Vater verdoppelte gerade in dieser Zeit seine Liebenswürdigkeit, unterhielt seine Gattin mit Scherzen, brachte ihr die schönsten Insekten, die er der Brütenden zierlich und appetitlich am Schwanzende darbot. In den schönen, lauen Nächten aber fang er ihr wie einst in jungen Tagen feine schönsten Lieder, so daß alle Umwohnenden sich erbauten. Niemals hat ein Streit das Paar entzweit, nie trübte auch nur die kleinste Wolke den blauen Himmel ihres Glückes. Kaum war ich geboren, als sich zum erstenmal die Stimmung meines Erzeugers verfinsterte. Damals war ja meine Farbe noch mehr ein zweifelhaftes Grau, aber jedenfalls erkannte mein Vater an mir weder Farbe noch Gestalt einer übrigen Nachkommenschaft. „Er ist ein Schmutzfink“, sagte er bisweilen, indem er mich von der Seite musterte. „Ich glaube, der Kerl wälzt sich absichtlich in allem Schmutz und Dreck, den er auffinden kann, um immer so häßlich und schmierig zu sein.“ „Du lieber Gott,“ antwortete da meine Mutter, „das liegt eben an seiner Jugend. Auch du warst früher ein rechter Taugenichts. Laß nur den Kleinen erst groß werden, dann wirst du schon sehen, wie schön er wird. Er ist schier der Allerschönste, den ich ausgebrütet habe.“ Aber wenn meine Mutter mich auch verteidigte, sich selber täuschte sie nicht. Sah sie doch am besten, wie mein verhängnisvolles Gefieder, das auch für ihre Augen ein Greuel war, wuchs. Aber die Mütter lieben ja oft gerade ihre mißgestalteten Kinder am meisten; sei es, daß sie des Kin–

Muffet: Geschichte einer weißen Amsel 171 des Fehler als eigene Schuld empfinden, oder durch ihre verdoppelte Liebe die Ungerechtigkeit des Schicksals wettmachen wollen, das auf diesen unglücklichen Geschöpfen lastet. Als die Zeit meiner ersten Mauer gekommen war, wurde mein Vater ganz nachdenklich und betrachtete mich ununterbrochen. Solange meine Federn noch ausfielen, war er gut zu mir, ja viel beffer als sonst, so daß er mir zuweilen, wenn ich fast nackt im Neste fror, selber Nahrung brachte. Aber als ich nun anfing, mich mit neuem

Flaum zu bedecken, geriet er bei jeder neuen weißen Feder, die er wachsen sah, in einen derartigen Zorn, daß ich dachte, er würde sich nun nicht mehr halten können und mir für immer genug geben. Dabei hatte ich Unglücklicher keinen Spiegel; ich kannte den Grund dieser Wut gar nicht und fragte mich vergebens, weshalb der Beste der Väter gerade gegen mich so grausam sei. Ich sollte es bald erfahren. Es war ein sonniger Tag, und ich fühlte mich in meinem neu gewachsenen Gefieder so wohlig, daß mir das Herz vor Freude überquoll, und ich mußte zum erstenmal fingen. Gleich beim ersten Ton schoß mein Vater wie eine Rakete in die Luft. „Was muß ich da hören," schrie er, „pfeift so eine Amsel? Pfeife ich so? Heißt das überhaupt pfeifen?" Und mit furchtbarem Ernst wandte er sich an meine Mutter und sagte: „Unglückselige, wessen Sohn ist der da?" Zornig fuhr meine Mutter aus ihrem Neste empor; sie wollte sprechen, konnte aber nicht. Tränenerstickt fiel sie zur Erde. Ich fürchtete, sie müffe sterben. Voll Entsetzens warf ich mich meinem Vater zu Füßen: „Lieber Vater," rief ich, „wenn ich schlecht pfeife und schlecht angezogen bin, laß es doch meine Mutter nicht entgelten! Ist es ihr Fehler, wenn mir die Natur keine so schöne Stimme gegeben hat wie dir? Ist es ihr Fehler, wenn ich nicht einen so leuchtend gelben Schnabel und ein so strahlend schwarzes Gewand habe wie das deinige, das dir das Aussehen eines würdigen Kirchenvorstehers verleiht, der gerade einen Eierkuchen verspeist hat? Wenn der Himmel mich so mißgestaltet hat und einer dafür büßen soll, so laß wenigstens mich allein diesen Unglücklichen sein." „Darum handelt es sich hier gar nicht", schnaubte mein Vater mich an. „Was bedeutet diese entsetzliche Weise, in der du dir zu pfeifen erlaubt? Wer hat dich gelehrt, so gegen alle Regel und Gebrauch zu pfeifen?" Ich erwiderte bescheiden: „Ich habe eben gepfiffen, so gut ich es konnte, weil ich mich so froh fühlte; denn es war so schön, und ich hatte so viele Mücken gegessen." „In meiner Familie wird nicht so gepfiffen", schrie nun mein Vater außer sich vor Wut. „Seit Jahrhunderten pfeifen Väter und Söhne in ihrer gleichen Art, und wenn ich in stilldunkler Nacht meine Stimme erklingen laffe, erkennt mich ein jeder an ihr. Ist es nicht schon Fluchs genug, daß ich die widerwärtige Farbe deines elenden Gefieders stets vor Augen haben muß, daß du aussieht, als hätten sie dich ins Mehl gesteckt, gerade

 "e einen Hanswurst auf dem Marktplatz? Wäre ich nicht der friedlichste aller Väter, ich hätte dich schon längst so zugerichtet, daß du aussähest wie ein nacktes Hühnerküken. „Nun wohl denn," schrie ich empört über diese Ungerechtigkeit meines Vaters, „wenn es an dem ist, das soll kein Hindernis sein. Ich werde mich Ihren Augen entziehen; ich werde Sie von dem unglücklichen Anblicke meines weißen Schwanzes befreien; ich werde in die Ferne ziehen und entfliehen. Sie haben ja der Kinder genug, die Ihr Alter trösten werden. Weit "on hier will ich mein Elend verbergen und vielleicht," fügte ich nun "Tränen hinzu, „vielleicht werde ich im Nachbargarten oder im Straßen' einen Wurm oder eine Spinne finden, mein elendes Dasein zu en." „Tu, was du willst," antwortete mein Vater, den wider mein Erwarten meine Worte nicht zu rühren vermochten, „ich will dich nicht mehr sehen. Du bist nicht mein Sohn, du bist keine Amsel." –... „Würden Sie dann wenigstens die Güte haben, mir zu sagen, was ich bin?" "Das weiß ich nicht; jedenfalls eine Amsel bist du nicht." Mit diesen vernichtenden Worten entfernte sich mein Vater langsamen Schrittes. Traurig erhob sich meine Mutter und schleppte sich in ihr Nest, um sich auszuweinen. Ich selbst flog in wirrer Verzweiflung, so gut ich konnte, davon und gelangte unter die Dachrinne eines benachbarten Hauses. II. Mein Vater hatte bei aller Heftigkeit ein gutes Herz. Wenn er mich auch in meiner entsetzlichen Lage beließ, bemerkte ich doch recht gut, wie oft er mich heimlich ansah, und ich fühlte, daß er mir sicher gern verziehen und mich zurückgerufen hätte. Die Mutter wagte es sogar manchmal, leise und sehnsuchtsvoll meinen Namen zu rufen; aber auch sie vermochte beim besten Willen nicht, ihren Abscheu vor meinem entsetzlichen Gefieder zu überwinden; dagegen gab es eben kein Heilmittel. „Bin ich denn wirklich keine Amsel?" fragte ich mich immer wieder. Und in der Tat, als ich mich an einem hellen Morgen im dürftigen Waffer der Goffe spiegelte, sah ich nur zu deutlich, wie wenig ich meiner Familie glich. „So zeige mir doch, du gütiger Himmel, was ich bin!" In der folgenden Nacht, in der es in Strömen goß, war ich eben im Begriff, vor Hunger und Trauer ermattet einzuschlafen, da gesellte sich ein Vogel zu mir, der durchnäßt, blaffer und abgehärmter aussah, als ich es für möglich gehalten hätte.

Soweit ich bei dem naffen Zustand erkennen konnte, war er etwa von der gleichen Farbe wie ich selber. Aber sein Gefieder war so dürftig, daß es kaum ausgereicht hätte, einen kleinen Spatz zu bekleiden; dabei war er größer als ich. Zunächst hatte ich für diesen armen und kümmerlichen Vogel schier Mitleid; aber er wahrte dem Sturme gegenüber, der fein fast kahles Haupt peitschte, einen so erhabenen

 Ausdruck des Stolzes, daß sich mein Gefühl in Ehrfurcht verwandelte. So machte ich ihm bescheiden eine tiefe Verbeugung. Er antwortete mit einem Schnabelhieb, daß ich beinahe zu Boden gefallen wäre. Als er sah, wie ich mich hinter den Ohren kratzte und ohne Versuch, ihm in gleicher Art zu antworten, mich ängstlich zurückzog, fragte er mich mit einer Stimme, die ebenso heiser war wie sein Haupt kahl: „Wer bist du?“ „Ja, hochverehrter Herr,“ antwortete ich furchtsam vor einem zweiten Hiebe, „wenn ich das wüßte! Ich war der Überzeugung, eine Amsel zu sein, aber man hat mir bewiesen, daß das nicht der Fall ist.“ Diese merkwürdige Antwort weckte seine Teilnahme. Er rückte mir näher und ersuchte mich, meine Geschichte zu erzählen, was ich mit all der Bescheidenheit und Traurigkeit, die meiner bei diesem üblen Wetter doppelt schlimmen Lage zukam, denn auch tat. Er hörte mich ruhig an und sagte dann: „Wärst du eine Wildtaube wie ich, so würden dich diese kleinlichen Foppereien, die du so schmerzlich empfindet, gar nicht berühren. Wir reisen, das ist unser Leben. Es gibt auch bei uns üble Liebeleien; immerhin, ich kenne meinen Vater. Die Luft durchsegeln, durch den Weltenraum hinfliegen, daß tief unten zu unseren Füßen Berge und Täler wechseln, fern den Ausdünstungen der Erde die reinen Lüfte des Himmelsraumes einatmen, wie ein Pfeil den fernsten Zielen zuschweben, das ist unsere Luft und unser Leben. Ich mache an einem Tage einen größeren Weg als ein Mensch in zehn.“ „Sie scheinen, mein Herr,“ sagte ich, nun etwas kühn geworden, „so eine Art Zigeuner zu sein?“ „Das läßt mich kalt. Ich habe kein Vaterland, ich kenne nur drei Dinge: Reisen, meine Frau und meine Kleinen. Wo meine Frau ist, ist meine Heimat.“ „Aber was haben Sie denn da an Ihrem Halse hängen? Das sieht ja aus wie ein alter Haarwickel.“ „Das find Papiere von höchster Wichtigkeit“, räusperte er sich so entschieden, daß ich wieder in meine Bescheidenheit zurückversank. „Ich eile jetzt nach Brüffel und bringe dem größten Bankier daselbst eine Nachricht, durch die die Staatspapiere um 1,78% sinken werden.“ „Heiliger Himmel,“ rief ich, „Sie führen ein wahrhaft schönes Leben. Sicher ist Brüffel eine Stadt, die es wohl verdient, gesehen zu werden. Könnten Sie mich denn nicht mit sich nehmen? Da ich keine Amsel bin, bin ich vielleicht eine Wildtaube.“ „Wenn du eine wärst,“ antwortete er, „hättest du mir den Schnabelhieb erwidert, den ich dir vorhin gegeben habe.“ „Nun, mein Herr, den kann ich Ihnen ja noch geben; wegen einer solchen Kleinigkeit wollen wir uns doch nicht streiten. Sehen Sie, schon erscheint der Morgen, und der Sturm läßt nach; haben Sie Barmherzigkeit und laffen Sie mich Ihnen folgen. Ich bin ganz einsam, verlaffen von aller Welt, wenn auch Sie mich abweisen, bleibt mir nichts übrig, als mich in dieser schmutzigen Goffe da unten zu ertränken.“

 „Also vorwärts, folge mir, wenn du kannst!“ Noch warf ich einen letzten Blick auf den Garten, wo meine Mutter jetzt schlief. Eine Träne entfiel meinen Augen, fiel mischte sich dem Sturmgepeitschten Regen. Dann breitete ich meine Flügel aus und flog davon. III. Ich habe schon gesagt, daß meine Schwingen noch nicht recht kräftig waren. Während mein Führer dahinflog wie ein Sturmwind, geriet ich an seiner Seite bald außer Atem. Eine Zeitlang hielt ich es ja aus, bald aber faßte mich derartiger Schwindel, daß ich mich kaum noch halten konnte. „Ist es noch weit?“ fragte ich mit ersterbender Stimme. „Nein,“ antwortete er, „noch knapp 60 Stunden.“ Ich versuchte neuen Mut zu faffen, da ich mich doch nicht aufführen wollte wie ein verregnetes Huhn. Eine Viertelstunde ging es noch, dann aber war ich zu Ende. „Mein Herr,“ stammelte ich mit der letzten Kraft, „könnten wir nicht einen Augenblick rasten? Ich habe fürchterlichen Durst.“ „Scher dich zum Teufel, du bist eben doch nur eine Amsel“, war die zornige Antwort. Und ohne auch nur den Kopf zu wenden, jagte er wie verrückt davon. Ich schloß die Augen und fiel betäubt in ein Kleefeld. Ich weiß nicht, wie lange meine Ohnmacht anhielt. Als ich erwachte, fiel mir sofort das letzte Wort der Wildtaube ein. „Du bist nur eine Amsel.“ „O, liebe Eltern,“ dachte ich bei mir, „so habt ihr euch also doch getäuscht! Ich werde zu euch zurückkehren. Ihr werdet mich als euer rechtmäßiges und wahres

Kind anerkennen und mir ein Plätzchen in dem Blätterhause gönnen, in dem Mutters Nest ist.“ Als ich aber den Versuch machte, mich zu erheben, fiel ich vor Schwäche zur Seite. Da dachte ich schon, meine letzte Stunde sei gekommen, als ich durch das Gewoge der Kornblumen und Klatschrofen zwei prächtige Damen auf mich zuschreiten sah. Die eine in schön geflecktem Gewande, sehr kokett, war eine kleine Elter; die andere eine rosafarbene Turteltaube. Die Turteltaube blieb einige Schritte vor mir stehen, und ich sah, wie auf ihrem Gesichte Schamhaftigkeit und Mitleid miteinander kämpften. Die Elster aber hüpfte rasch auf mich zu. „Um Gottes willen, armes Kind, was machen Sie denn da?“ fragte sie mit ihrer Silberstimme. „O, o, gnädige Frau Gräfin“ – eine solche mußte fie ja wenigstens sein –, „ich bin ein armer Teufel von Reisender, den ein Postillion unterwegs hat liegen laffen, und ich glaube, ich muß sterben.“ „Himmel, was sagen Sie da?“ und schnell flog sie dahin und dorthin, quer durch das Gebüsch, das uns umgab, und brachte eine Maffe Früchte und Beeren, die sie vor mir anhäufte. Dazwischen überstürzten fich ihre Fragen.

 „Aber wer sind Sie denn? Woher kommen Sie? Das ist ja ein ganz unglaubliches Abenteuer, und wie können Sie denn, noch so jung, allein reisen? Sie haben ja erst ein einziges Mal gemausert! Wo stecken Ihre Eltern? Von wo find Sie denn? Wie konnte man Sie in einem solchen Zustand fortlaffen! Da stehen einem ja förmlich die Federn zu Berge.“ Während sie so sprach, hatte ich mich ein bißchen aufgerichtet und fing nun an, mit großem Appetit zu speisen. Die Turteltaube hielt sich zunächst in gemeffenem Anstandsabstande. Als sie aber den schmerzhaften Ausdruck bemerkte, mit dem ich meinen Kopf wandte, erkannte fie, daß mich dürstete, und nun fing sie mit ihrem Schnäbelchen sorgfältig einen Regentropfen auf, der an einem Baumzweig hängen geblieben war. Ich wußte damals noch nicht, was Liebe sei, aber ich fühlte mein Herz heftig schlagen. In all meinem Elend durchdrang mich ein unbeschreibliches Wohlbehagen. Meine Köchin war so lustig, meine Schenkin fo mild, daß ich die ganze Ewigkeit hindurch hätte frühstücken mögen. Leider hat alles ein Ende auf der Welt, felbst der Hunger eines Genesenden. Als die Mahlzeit zu Ende war und ich mich wieder bei Kräften fühlte, befriedigte ich vor allem die Neugierde der kleinen Elster und erzählte ihr offen mein Unglück. Die Elster hörte mich viel aufmerksamer an, als ich es ihrer Beweglichkeit zugetraut hätte. Die Turteltaube gab mir fichtbare Beweise ihres Mitgefühls. Aber als ich nun zu dem Punkte kam, der eigentlich mein ganzes Unglück ausmachte, die Unsicherheit, in der ich mich über mich selbst befand, rief die Elster aus: „Sie scherzen wohl? Sie sollen eine Amsel sein oder gar eine Wildtaube? Es ist zum Lachen! Sie sind eine Elster, mein liebes Kind, wenn es überhaupt je eine Elster gegeben hat. Und zwar find Sie eine sehr schöne Elster“, fügte sie hinzu, indem sie mir mit dem Flügel einen leisen Schlag versetzte. „Aber, gnädige Frau Gräfin,“ warf ich schüchtern ein, „mir scheint, daß ich für eine Elster zu einfarbig bin.“ „Eine russische Elster, mein Lieber! Sie find eine russische Elster. Wiffen Sie denn nicht, daß diese weiß find?“ „Aber, gnädige Frau,“ meinte ich wieder, „wie foll ich denn eine russische Elster sein, da ich doch in Paris geboren bin?“ „Welche Unschuld! Sie gehören zu den Eingewanderten, mein Lieber. Sie find keineswegs so einzig in Ihrer Art. Kurz und gut, vertrauen Sie sich mir an und laffen Sie mich handeln! Ich nehme Sie gleich mit und will Ihnen die schönsten Dinge der Welt zeigen.“ „Wo das, gnädige Frau?“ „Na, in meinem grünen Palast, mein Liebling. Sie werden staunen, welch köstliches Leben man da führt. Sind Sie erst einmal eine Viertelstunde Elster gewesen, wollen Sie nichts anderes mehr fein auf der Welt. Wir wohnen dort unserer Hundert, aber wir sind nicht etwa so grobe Dorf-

 eltern, die auf der Landstraße ihre Nahrung erbetteln! Nein, in unserem Verbande sind nur Eltern von vornehmster Abkunft und aus den besten Familien. Alle schlank und nicht größer als eine Faust. Keine von uns hat mehr oder weniger, als sieben schwarze und fünf weiße Punkte. Das ist eine unveränderliche Eigenschaft, die uns über die übrige Welt erhebt. Nun fehlen Ihnen ja allerdings die sieben Punkte, aber da Sie Ausländer find, wird man darüber hinwegsehen. Unser Leben besteht aus einer zwiefachen Beschäftigung: klatschen und schwatzen. Von morgens bis mittags wird geschwatzt, von mittags bis abends wird geklatscht. Eine jede von uns haust auf einem alten, hohen Baum. Inmitten des Waldes steht die große, unbewohnte Eiche, einst die Wohnung des verstorbenen

Königs. Zu ihr pilgern wir noch heute unter großen Seufzern. Von dieser kleinen Trauer abgesehen, verleben wir eine köstliche Zeit. Unsere Frauen find ebensowenig Betschwestern, wie unsere Männer Eifersuchtsteufel sind. Aber unsere Vergnügungen bleiben ehrenhaft und vornehm wie unsere Sprache. Streng und schroff gegen die anderen Eltern niedrigerer Abkunft, find wir voll Güte gegenüber den kleinen Vögeln, die sich in unseren Schutz begeben. So leben wir von Vergnügungen, zehren von unserer Ehre, unserem Ruhm und vertreiben die Zeit mit Schwatzen und Flittertand." „Das ist alles wunderschön, gnädige Frau," unterbrach ich fie, „und es wäre sehr dumm, den Ratschlägen einer so vortrefflichen Dame nicht zu folgen. Zuvor aber müffen Sie mir gestatten, einige Worte an die junge Dame zu richten, die hier neben Ihnen steht." „Fräulein," fuhr ich fort, indem ich mich an die junge Taube wandte, „ich beschwöre Sie, sprechen Sie offen! Glauben Sie wirklich, daß ich eine russische Elster bin?" Bei dieser Frage wandte die Turteltaube ihr Köpfchen und ein rosiger Schimmer übergoß ihre ganze Gestalt. „Aber, mein Herr," sagte sie, „ich weiß nicht und ich kann..." „Ich beschwöre Sie, mein Fräulein, sprechen Sie! Meine Absichten find gewiß für Sie nicht beleidigend. Sie erscheinen mir beide so reizend, daß ich hier schwöre, derjenigen von Ihnen, die Lust dazu hat, Herz und Hand zu reichen, sobald ich nur weiß, ob ich eine Elster oder was sonst bin. Und wenn ich Sie ansehe," flüsterte ich leise dem jungen Mädchen zu, „ist mir fast, als müßte ich ein Tauber sein." „In der Tat," sagte die Turteltaube mit noch tieferem Erröten, „ich weiß nicht, ob es der Widerschein der Sonne von den Klatschrofen ist; aber ich meine, Ihr Gefieder habe eine schwache Färbung nach..." Mehr wagte sie nicht zu sagen. „O Wirrsal," rief ich aus, „wie soll ich nun wissen, woran ich mich zu halten habe! Wie kann ich dieses Herz einer der beiden Damen schenken, wo es doch so grausam zerriffen ist? O du Weier Griechenlands, bewunderungswürdig ist deine Vorschrift, aber schwer zu befolgen, als du sagtest: Erkenne dich selbst!"

Felsen der Medusa

–.. | | –.. –.. –. G. v. Hoesslin

 Da fiel mir ein Ausweg ein. Seit jenem Tage, da mein unglückseliges Lied meinen Vater so schwer beleidigt hatte, hatte ich nicht wieder von meiner Stimme Gebrauch gemacht. Jetzt wollte ich sie benutzen, um der Wahrheit näherzukommen. Bei Gott, dachte ich, da mich mein Herr Vater gleich bei der ersten Strophe an die Luft gesetzt hat, ist es leicht möglich, daß die zweite auf diese Damen hier Eindruck macht. Ich verbeugte mich also höflich, entschuldigte mich, daß meine Stimme vorausfichtlich unter dem Regen doch etwas gelitten habe, und begann nun zu pfeifen, zu schmettern, zu trillern und endlich aus vollen Kräften hinaus zu fingen, was mir Herz und Busen zu sprengen drohte. Die Wirkung meines Gesanges war vernichtend. Die kleine Elster schien erst überrascht, dann prägte sich Verzweiflung in ihren Zügen aus, und voll schreckhaften Entsetzens umzog sie mich in immer weiteren Kreisen. Ich aber war entschloffen, die Probe zu Ende zu führen, und je weiter sie sich entfernte, um so kräftiger fang ich. Da hielt sie es nicht mehr aus und flog mit lautem Geschrei von dannen. Die Turteltaube aber war gleich bei den ersten Tönen eingeschlafen. „O du staunenswerte Wirkung der Harmonien!" dachte ich bei mir selbst, und stärker als je erwachte in mir die Sehnsucht nach meinem Vaterhaus. IV. „Wehe Musik, wehe Poesie, wie wenig Herzen verstehen euch!" Das waren die Gedanken, die mich nun bei meinem Heimfluge nach Paris begleiteten. Da stieß ich plötzlich mit dem Kopfe gegen den eines mir entgegenfliegenden Vogels so heftig, daß wir beide auf den Gipfel eines Baumes hinunterfielen, der zum Glück gerade dastand. Nachdem ich mich erst etwas erholt hatte, betrachtete ich vorsichtig meinen Nachbar, denn ich war auf einen Streit gefaßt. Zu meinem Erstaunen fah ich, daß er ganz weiß war. Allerdings war ein Kopf etwas dicker als der meinige, und auf der Stirn trug er eine Art von Helmbusch, der ihm etwas Heldenhaftes verlieh. Auch sein Schwanz war mutvoll in die Höhe gerichtet; dennoch schien er keineswegs streitsüchtig zu sein. Wir redeten uns sehr höflich an, entschuldigten uns wechselseitig, und dann begann eine recht angeregte Unterhaltung. Ich nahm mir die Freiheit, ihn nach Namen und Heimat zu fragen. „Ich bin sehr erstaunt," sagte er, „daß Sie mich nicht kennen. Sind Sie denn keiner von den Unfrigen?" „Offen gestanden, mein Herr, ich weiß nicht, wo ich hingehöre. Alle Welt fragt mich und sagt mir

eigentlich dasselbe. Ich muß irgend ein Spiel der Natur sein.“ „Ach, Unfinn,“ erwiderte er, „Ihr Gefieder fitzt Ihnen so ausgezeichnet, daß ich blind sein müßte, um nicht meinen Bruder zu erkennen. Sie gehören zweifellos der ebenso berühmten wie ehrwürdigen Raffe an, die lateinisch cacuata, wissenschaftlich Kakatoes, in der gewöhnlichen Rede aber Kakadu heißt.“ Der Türmer IX, 8 12

178 Muffet: Geschichte einer weißen Amsel „Was Sie da sagen, mein Herr, ist schon möglich. Es wäre zweifellos eine große Ehre für mich. Jedenfalls bitte ich Sie, ganz so zu tun, als ob es der Fall wäre, und die Güte zu haben, mir zu sagen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen.“ „Ich bin“, antwortete er, und seine Stirne legte sich in Falten, „der bedeutende Dichter Kakatogan. Ich habe eine bedeutsame Entwicklung hinter mir, voll schroffer LÜbergänge und qualvoller Umwandlungen. Denn nicht erst seit gestern dichte ich. Aber meine Muse war vom Unglück verfolgt. Meine jugendliche Begeisterung galt Ludwig XVI.; dann habe ich die Revolution verherrlicht und für die Republik geschrieben. Danach habe ich mit feierlichen Klängen das Kaiserreich besungen und in bescheidener Weise die Restauration gelobt; ja, ich habe sogar noch in der letzten Zeit einen Versuch gemacht und habe mich nicht ohne Mühe den geschmacklosen Bedürfniffen dieses entarteten Jahrhunderts anbequemt. Mein Schaffen umfaßt das gesamte Reich der Poesie, vom beißenden Distichon bis zur erhabenen Tragödie, von der schmachtenden Elegie bis zum pathetischen Hymnus, Romane, Dramen, Epen, ich habe alles geschaffen, und ich schaffe noch heute; denn jugendlich strömt das Blut durch meinen altgewordenen Körper, und gerade, als wir zusammenstießen, war ich in die Schöpfung eines neuen epischen Gedichtes versunken. Übrigens, wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann.“ „Jawohl, mein Herr“, antwortete ich ihm, beglückt durch ein Entgegenkommen. „Denn sehen Sie, ich bin in größter Unklarheit über das Wesen der Poesie. Ich will ja gar nicht behaupten, daß ich ein Dichter sei, noch viel weniger ein so großer Dichter, wie ich das Glück habe, in Ihnen einen kennen gelernt zu haben. Aber meine Natur drängt mich in Glück und Leid zur Aussprache dessen, was ich empfinde. Ich muß Ihnen allerdings gestehen, daß ich keinerlei Regeln kenne.“ „Ich habe sie längst vergeffen,“ sagte Kakatogan, „deshalb seien Sie also nur ruhig.“ „Aber“, fing ich wieder an, „ich bin in einer ganz merkwürdigen Lage. Nämlich meine Stimme macht auf jene, für die ich finge, immer einen ganz absonderlichen Eindruck, so daß eigentlich immer genau das Gegenteil von dem geschieht, was ich beabsichtige.“ „Das geht mir genau so“, warf Kakatogan ein. „Und haben Sie in Ihrer langen Dichterlaufbahn kein Mittel gegen diesen unglücklichen Zustand gefunden?“ „Nein“, antwortete er. „Als ich jung war, habe ich mich sehr bemüht, jetzt ist es mir längst gleichgültig geworden. Ich verachte das Publikum, das mich nicht anhören will.“ „Das ist gewiß bedeutend, aber Sie müffen mir doch zugestehen, daß es ein schrecklicher Zustand ist, wenn man alle Leute in die Flucht schlägt, sobald man selber in gute Stimmung kommt. Würden Sie vielleicht die Güte haben, mich einmal anzuhören und mir dann ganz offen und ungeschminkt Ihre Meinung zu sagen?“

Muffet: Geschichte einer weißen Amsel 179 „Mit Freuden,“ antwortete Kakatogan, „ich bin ganz Ohr.“ Ich fing nun alsbald an zu fingen und sah zu meiner großen Genugtuung, daß Kakatogan weder wegflog noch einschlief. Vielmehr sah er mich fest an und neigte von Zeit zu Zeit ein Haupt mit einem Ausdruck höchster Zufriedenheit. Bald aber merkte ich, daß er mich überhaupt nicht anhörte, sondern ganz mit seiner eigenen Dichtung beschäftigt war. Und plötzlich, als ich gerade Atem holte, rief er aus: „So habe ich ihn also doch gefunden, diesen verfluchten Reim! Und da wagt man zu behaupten, daß ich alt werde. Das muß ich mal gleich meinen guten Freunden vorlesen.“ Sprach's und flog davon, als ob er mir niemals begegnet wäre. V. Da saß ich nun wieder allein und wußte in meiner Verzweiflung nichts Befferes zu tun, als schleunigst nach Paris zurückzufliegen. Doch hatte ich mir den Weg nicht genau genug gemerkt, geriet seitwärts, wurde von der Nacht überrascht und mußte mir in einem dichten Gebüsch ein Unterkommen suchen. Es war gerade Schlafenszeit, als ich ankam. Eltern und Dohlen konnten natürlich noch nicht zur Ruhe kommen, schwatzten und zankten; die Spatzen kreischten und hieben sich mit den Schnäbeln. Zwei Reiher stolzierten feierlich wie Philosophen am Rand des Bächleins auf und ab. Mächtige, schlaftrunkene Krähen ließen sich auf den höchsten Baumeswipfeln nieder und näselten ihr Abendgebet. Tiefer unten im buschigen Grün

jagten sich verliebt die Meisen, während ein etwas zornmütiger Specht seine Familie in das Nestloch eines großen Baumes drängte. In Scharen kamen vom Feld her die Stare, schwebten noch erst in der Luft wie ein Rauchwölkchen und ließen sich dann ins Gebüsch herabfallen. Kirschmeien, Grasmücken, Rotkehlchen hingen an den Asten wie Kristalle an einem Leuchter. Und ringsum war ein Geflüster: „Mach rasch, Frau!“ „Vorwärts, Kindchen!“ „Komm, du Schöne!“ „Hierher, Geliebte!“ „Ich bin ja schon da.“ Welch ein Schicksal für einen einsamen Junggesellen, in einer derartigen Herberge schlafen zu müffen! Immerhin, ich verließ mich darauf, daß bei Nacht alle Vögel grau sind, und beschloß, mich irgend einer ähnlichen Art anzuschließen und um Gastfreundschaft zu bitten. Es geschah ja niemand ein Unrecht, wenn ich ruhig bei ihnen schlief Zunächst wandte ich mich nach dem Graben, in dem die Stare hausten. Die waren sehr eifrig bei ihrer Nachttoilette und prahlten mit ihren goldig schimmernden Flügeln und den wie frisch gefirnißt aussehenden Füßchen. Sie waren sicher ganz gute Leute und taten so, als ob sie mich gar nicht sähen. Aber ihr Geschwätz war mir zu dumm. Sie erzählten sich mit solcher Wichtigkeit alle die nichtigen Erlebnisse des Tages und drängten sich dabei so aneinander, daß ich es hier nicht aushalten konnte. Da gewahrte ich einen Ast, auf dem sechs Vögel verschiedener Art nebeneinander saßen.

 Bescheiden nahm ich den letzten Platz am äußersten Ende des Zweiges ein und hoffte hier Ruhe zu finden. Zu meinem Unglück war meine Nachbarin eine alte Taube, so mager wie eine abgetakelte Schiffsfahne. In dem Augenblick, als ich mich ihr nahte, war sie eben aufs eifrigste mit der Besorgung der wenigen Federn beschäftigt, die ihre Knochen noch bedeckten. Ich mochte fie mit einem Endchen meines Flügels berührt haben, da fuhr sie wie wild auf: „Was erlauben Sie sich da, mein Herr!“ Und sie gab mir einen so hef tigen Stoß, daß ich vom Zweige fiel, und zwar gerade in dichtes Heidegebüsch hinein, in dem ein Haselhuhn schlief. So wohlig und voll beruhigten Glückgefühls hatte ich selbst meine Mutter niemals schlafen sehen wie dieses Hühnchen, das da mit seinem dreifachen Bauche so ruhig und bequem lag, daß man denken konnte, es sei ein Kuchen, von dem man die Kruste abgegessen. Ganz leise schlich ich hinzu. „Die wacht sicher nicht auf“, dachte ich bei mir. „Und wenn, so wird eine so dicke Mama sicher nicht so schlimm mit mir umgehen.“ Sie tat es auch nicht. Sie blinzelte bloß fo durch die halb geöffneten Augen: „Du bist unbequem, Kleiner. Mach, daß du wegkommt!“ Da hörte ich gerade, wie mich einige Droffeln von der Höhe eines Maulbeerbaumes zu sich riefen. „Gott sei Dank! Endlich ein paar verwandte Seelen“, dachte ich bei mir. Sie machten mir denn auch unter vielem Gelächter Platz, und ich drückte mich so wohlig in ihre federweiche Runde, wie ein Liebesbriefchen in einen seidenen Armel. Bald aber merkte ich zu meinem Entsetzen, daß die Damen viel zu viel Trauben gegessen hatten. Sie konnten sich kaum auf den Zweigen halten, und ihre zweideutigen Späße, ihre ganz unbegründeten Lachausbrüche und ihre ausgelaffenen Lieder nötigten mich zur Entfernung. Verzweiflungsvoll wollte ich mich schon in einem ganz einsamen Winkel niederlegen, da begann eine Nachtigall zu fingen. Und alles ward still. Wie rein waren diese Töne, wie süß selbst in ihrer Traurigkeit! Ihr Lied störte nicht den Schlaf der anderen, sondern verschönte ihn durch holde Träume. Keiner dachte daran, sie schweigen zu heißen; keiner verübelte ihr, daß sie so zu nachtschlafender Zeit fang. Ihr Vater schlug sie nicht, und ihre Freunde flohen nicht vor ihr. Da überfiel mich mein Unglück mit aller Gewalt. Ich konnte es hier nicht mehr aushalten. Lieber auf den finstersten Wegen von einer Eule verschlungen werden, als mich hier langsam durch den Anblick des so mannigfachen Glückes anderer zu Tode martern laffen. Und wieder machte ich mich auf den Weg und flog im Dunkel hin und her. Da gewahrte ich bei Tagesanbruch die Türme von Notre-Dame. Rasch war ich dort, und ich brauchte nicht lange zu suchen, um meinen alten Heimatgarten zu erkennen. So schnell es meine ermatteten Kräfte noch erlaubten, flog ich hin zu ihm. O weh, er war leer. Umsonst rief ich den Namen meiner Eltern. Ich erhielt keine Antwort. Der Baum, auf dem mein Vater so oft ein stolzes Lied gesungen, das Gebüsch, in dem die Mutter ihr Nest gebaut, alles war verschwunden. Eine grausame Axt hatte

 alles zerstört, und von dem grünen Gebüsch, in dem ich geboren, war nichts übriggeblieben als ein Haufen dürren Reifigs. VI. Unermüdlich

fuchte ich während der nächsten Tage nach meinen Eltern in den umliegenden Gärten. Aber es war vergebliche Mühe. Sie mußten wohl in ein ganz entferntes Viertel geflohen sein. Und ich habe nie mehr Kunde von ihnen erhalten können. Da schleppte ich mich nach jenem Dachrinnsal, wohin mich der Zorn meines Vaters zuerst verstoßen hatte. Dort trauerte ich meinem Jammerdasein nach. Ich schlief nicht mehr und aß kaum; vor Schmerz und Kummer war ich dem Tode nahe. So klagte ich denn auch eines Tages vor mich hin: „Ich bin also keine Amsel, da mein Vater mich verstoßen hat. Ich bin auch keine Wildtaube, da ich deren Flug nicht auszuhalten vermochte. Ich bin auch keine russische Elster, denn die kleine Gräfin ist bei meinem Liede davongeflogen. Ich bin auch keine Turteltaube, denn selbst die sanfte und gütige Reisefreundin schnarchte vor Langeweile während meines Liedes. Ich bin aber auch kein Kakadu. Ich glaube, ich bin überhaupt kein Vogel, da man mich in jenem Gebüsch nirgends zum Schlaf kommen ließ. Aber ich habe doch Federn am Körper! Hier sind meine Füße, hier meine Flügel. Ich bin dabei keineswegs häßlich, denn jener Turteltaube und auch der Gräfin Elster habe ich zuerst sehr gut gefallen. Auf welchem geheimnisvollen Fluche beruht es denn nur, daß diese Federn, diese Flügel und Füße kein Ganzes bilden können, dem man einen vernünftigen Namen zu geben vermag? Sollte ich vielleicht zufällig...“ Da wurde ich in meiner Überlegung durch das Gezänk zweier Frauen unterbrochen. „Wenn du das jemals erreichen solltest,“ schrie die eine die andere an, „werde ich dir eine weiße Amsel schenken.“ „Gerechter und gütiger Himmel,“ rief ich da aus, „das ist mein Fall. O seltsame Wege der Vorsehung! Ich bin der Sohn einer Amsel, aber ich bin weiß. Ich bin eine weiße Amsel.“ Diese Entdeckung bewirkte einen völligen Umschwung meiner Gefühle. Nun hatte ich keine Ursache mehr, zu klagen. Stolz sah ich mich um. „Das will etwas bedeuten,“ sagte ich zu mir, „eine weiße Amsel zu fein. Das ist ungeheuer selten. Es war blinde Torheit, mich darüber zu beklagen, daß ich nicht meinesgleichen fand. Das ist ja gerade das Los des Genies; es ist das meinige. Bislang wollte ich mich vor der Welt verkriechen; ich werde sie in Zukunft in Erstaunen setzen. Da ich ein Vogel ohnegleichen bin, defen Dasein der Pöbel leugnet, so will ich mich auch benehmen, wie es mir zukommt, und die gemeine Vogelwelt verachten. Ich werde mir die Erinnerungen Alfieris und die Gedichte Byrons kaufen. Diese erhabene Nahrung wird mir die Ausdrucksweise des Stolzes, die ein Gott mir in die Brust legte, noch verschärfen. Ja, ich will mir alle Mühe geben, die Vorzüge meiner Geburt zu steigern. Hat mich die Natur selten

182 Muffet: Geschichte einer weißen Amsel gemacht, so will ich mich geheimnisvoll machen. Es soll eine Gunst, ein Ruhm sein, mich zu sehen.“ Da regte sich in meinem Innern leise der Gedanke, ob ich mich nicht einfach für Geld sehen laffen sollte. Doch schroff wies ich diese Versuchung von mir. Ich werde dichten. Ein Gedicht, wie es nie dagewesen. In 24 Gesängen, wie es die großen Meister geschaffen. Nein, 48 sollen es sein. Mit Anhang und Anmerkungen. In meinen Versen will ich meine Einsamkeit beklagen, aber so, daß auch die Glücklichsten mich beneiden. Da mir der Himmel ein Weib versagt hat, werde ich die der anderen schlecht machen. Ich will beweisen, daß alles, was die Maffe liebt und ehrt, nichtig ist und unschön. Ich will beweisen, daß der Gesang der Nachtigallen den Ohren schmerzhaft ist; will beweisen, daß die glühenden Farben der Natur häßlich sind. Und aus dem Grunde meiner Einsamkeit heraus will ich Werke schaffen, in die ich meine große Seele gieße. Die lustigen Meilen sollen seufzen, die Tauben aufgurren in Liebe; die Raben sollen weinen und die Eulen heulen. Ich, ich werde der Liebe unnahbar sein. Umsonst wird man mich drängen, umsonst mich um Mitleid anflehen für die zahllosen Unglücklichen, die meine erhabenen Gesänge gerührt. Kalt und stolz will ich auf alles herabsehen und nur die eine Antwort haben: „Elendes Nichts.“ VII. Nach sechs Wochen war mein erstes Werk fertig. Wie ich es mir vorgenommen, war es ein Epos in 48 Gesängen. Ich gebe zu, daß infolge der beispiellos raschen Arbeit einige Nachlässigkeiten mit unterlaufen waren. Sie wurden durch die Erhabenheit des Ganzen reichlich wettgemacht. Der Inhalt meiner Dichtung war selbstverständlich ich selbst. Darin allein folgte ich der Mode unserer Zeit. Mit reizender Ausführlichkeit erzählte ich meine überstandenen Leiden und in tausend Heimlichkeiten meines Daseins, die jedem Teilnahme abgewinnen mußten, führte ich den gespannten Leser ein. So füllte schon die Beschreibung des Nestes meiner Mutter an 14 Gesänge. Ich hatte aber auch nichts außer acht gelaffen; mit peinlichster Gewiffenhaftigkeit und

erstaunlichstem Scharfsinn war dieses Nest in allen Fugen, Löchern, Erhebungen, Verklammerungen, Riffen, Flecken geschildert; das Innere, das Außere, die Ränder, der Boden, die Seiten, die geneigten und ebenen Flächen waren ebenso peinlich beschrieben wie die Grashalme, das Stroh, die vertrockneten Blätter und kleinen Holzstücke, die Kieskörner, die Flaumfederchen, die das Innere füllten. Natürlich habe ich nicht die ganze Beschreibung hintereinander drucken laffen. Ich zerschnitt fie, nachdem sie beendet war, sorgfältig in eine größere Anzahl von Stücken, die ich gerade an den spannendsten Stellen einfügte. Nur so ist ein wahrhaft literarisches und feinfühliges Lesen zu erreichen. Der Erfolg meines Buches übertraf noch meine gewiß hochgespannten Erwartungen. Täglich erhielt ich für diese packenden Enthüllungen, diese rückhaltlose Entschleierung meines Inneren Beglückwünschungen in Versen und Prosa und zahllose Liebeserklärungen.

 Den sich immer mehr aufdrängenden Besuchern gegenüber beharrte ich auf meinem ersten Entschluß. Meine Tür war für alle Welt geschloffen. Allerdings dem Empfange zweier weit hergereister Fremder konnte ich mich nicht entziehen, da sie sich als meine Verwandten angekündigt hatten. Der eine war eine Amsel vom Senegal, der andere stammte aus China. Sie hatten sich auf der Reise getroffen und kamen nun gleichzeitig. Nachdem fie mich in ihren Umarmungen beinahe erstickt, huben sie an: „O teurer Mann, was find Sie für eine große Amsel! Wie unvergleichlich haben Sie in Ihrem unsterblichen Gedichte das tiefe Elend des verkannten Genies offenbart. Wären wir nicht schon immer zwei Unverstandene gewesen, wir wären es jetzt durch das Lesen Ihres Gedichtes geworden. Wir fühlen Ihren Schmerz mit, wir teilen Ihre Verachtung der Maffe; denn auch wir beide kennen aus eigener Erfahrung die heimlichen Leiden, von denen Sie gesungen haben.“ Ich versicherte sie meiner Teilnahme und meiner Hochschätzung ihrer zweifellos bedeutenden Fähigkeiten und bat sie dann, mir zu sagen, woher ihre Melancholie stamme.. „Da schauen Sie nur, verehrtester Dichter,“ begann der Bewohner vom Senegal, „wie ich gebaut bin. Mein Gefieder ist in seinem leuchtenden Grün ja gewiß sehr schön, aber mein Schnabel ist zu kurz, mein Fuß viel zu lang. Und dann schauen Sie doch, was ich für ein Anhängsel von Schwanz habe, der ist ja doppelt so lang als mein ganzer übriger Körper. Ich denke, das sei Grund genug, sich dem Teufel zu verschreiben.“ „Dennoch“, warf hier der Chinese ein, „ist mein Unglück noch schwerer. Der Schwanz meines Bruders fegt den Boden, auf mich aber weisen die Kinder mit Fingern, weil ich gar keinen habe.“ Da nahm ich in erhabener Ruhe zu folgenden ernsten Ausführungen das Wort: „Meine Herren,“ sagte ich, „ich beklage. Sie von ganzem Herzen. Es ist immer unangenehm, irgend etwas zu viel oder zu wenig zu haben. Aber erlauben Sie mir die Mitteilung, daß in unserem Zoologischen Garten mehrere Geschöpfe Ihrer Art schon lange in ihren Käfigen ein behagliches Dasein führen. Wie es nun für eine Schriftstellerin nicht genügt, alt zu sein, um ein gutes Buch zu schreiben, so reicht auch für eine Amsel die Unzufriedenheit nicht aus, um ein Genie zu sein. Ich bin einzig in meiner Art. Und darüber bin ich voll Trauer. Vielleicht habe ich unrecht, aber das ist meine Sache. Ich bin weiß, meine Herren, werden Sie es auch, dann wird die Welt ja sehen, was Sie zu sagen haben.“ VIII. Trotz des errungenen Ruhmes, trotz der erheuchelten Ruhe war ich aber durchaus nicht glücklich. Wenn ich auch durch meine Einsamkeit berühmt wurde, sie war für mich nicht weniger schwer. Und ich konnte nicht ohne Schrecken daran denken, daß ich vermutlich mein ganzes Leben als

 Junggeselle würde zubringen müffen. Vor allem brachte die Wiederkehr des Frühlings mir mein Alleinsein zu schmerzlichem Bewußtsein, und tiefer als je verstrickte ich mich in meine Melancholie. Da trat ein unvorhersehbarer Glücksfall ein und gab meinem Leben eine neue Wendung. Aus England erhielt ich einen von einer jungen Amsel unterzeichneten Brief „Ich habe Ihre Gedichte gelesen,“ so lautete er, „und die Bewunderung, die mich erfaßt hat, hat in mir den Entschluß gereift, alle Scheu beifeite zu legen und Ihnen meine Hand anzubieten. Denn Gott hat uns für einander geschaffen, ich bin Ihnen ähnlich, ich bin eine weiße Amsel.“ Man mag sich meine Überraschung und meine Freude vorstellen. So war es also doch möglich? So war ich nicht mehr zum Alleinsein auf Erden verflucht? Und ich beeilte mich, der Unbekannten zu antworten, und tat es in so feuriger Weise, daß ich eines großen Eindrucks ficher war. Ich bat fie, eiligst nach Paris zu kommen oder mir

zu erlauben, sie aufzusuchen. Sie antwortete mir, daß sie es vorziehe, zu mir zu kommen, da ihre Eltern ihr vielleicht Schwierigkeiten bereiten könnten. Sie wolle nur noch ihre Angelegenheiten ordnen und dann in meine Arme eilen. Wenige Tage später war sie da. Welches Glück! Sie war die schönste Amsel von der Welt, noch viel weißer als ich selbst. „Ha, mein Fräulein“, rief ich aus, „oder vielmehr meine verehrte Frau, denn schon betrachte ich Sie als meine rechtmäßige Gattin! Ist es denn zu glauben, daß ein so reizendes Wesen auf der Erde war, ohne daß der Ruf von ihm bereits zu mir gedrungen ist? Gesegnet sei das Unglück, das ich bisher beklagte; gesegnet die Schnabelhiebe meines Vaters, da der Himmel mir einen so unerwarteten Trost aufbewahrt hat! Schon glaubte ich zu ewiger Einsamkeit verdammt zu sein, und der Gedanke war mir, ich gestehe es, schwer. Um so feuriger schlägt mein Blut jetzt, wo ich Sie sehe. Empfangen Sie meine Hand ohne Aufschub; vermählen wir uns auf der Stelle ohne alle Zeremonie und dann fort auf die Reise nach der Schweiz.“ „So meine ich das doch nicht“, antwortete meine Angebetete. „Ich wünsche, daß unsere Hochzeit prächtig sei. Was es an vornehmeren Amseln gibt, soll zu ihr eingeladen sein. Leute unseres Schlages find es ihrem Rufe schuldig, sich nicht wie das Pöbelvolk zu vermählen. Ich habe einen Vorrat von Banknoten mitgebracht. Machen Sie Ihre Einladungen, gehen Sie zu Ihren Lieferanten und knausern Sie nicht.“ Nur zu gern folgte ich den Anordnungen meiner Geliebten, und so feierten wir eine Hochzeit von unerhörter Pracht und Verschwendung. Aber mein eigentliches Glück begann doch erst nachher. Je beffer ich den Charakter meiner Frau kennen lernte, um so mehr liebte ich sie. Sie vereinigte in ihrer Person alle Annehmlichkeiten des Geistes und des Körpers. Nur etwas kopfhängerisch war sie bisweilen. Doch das schob ich auf die Einwirkung des dumpfen englischen Nebels und zweifelte nicht, daß es unserer französischen Sonne bald gelingen würde, die von ihrer Melancholie zu heilen.

 Dagegen beunruhigte mich in steigendem Maße eine gewisse Geheimtuerei. Zuzeiten zog sich meine Frau auf Stunden zurück, und ich konnte es dann nicht erreichen, bei ihr Eintritt zu erlangen. Sie sei bei der Toilette. Auf die Dauer konnte ich dieses Geheimtun nicht vertragen, und als ich nun eines Tages bei ihr mit Gewalt eindrang, worüber sie mich allerdings nicht wenig ausschalt, fah ich eine große Flasche mit einer leimartigen Flüffigkeit, Mehl und auch etwas Kremserweiß. Auf meine Frage, was das fei, antwortete meine Frau: es sei ein Mittel gegen ihren Rheumatismus, von dem sie mir bisher nichts habe sagen wollen. Ich muß gestehen, daß ich im ersten Augenblick etwas Verdacht gefaßt hatte, aber der ließ sich gegenüber einer Person, die sich mit einer solchen Begeisterung und Innigkeit mir hingegeben hatte, nicht aufrechterhalten. Und bald erfuhr ich neue Freuden. Ich hatte nicht gewußt, daß meine Frau auch schriftstellerte. Jetzt gestand sie mir es, ja sie zeigte mir das Manuskript eines Romans, in dem sie gleichzeitig Walter Scott und Scarron nachgeahmt hatte. Man stelle sich die Freude vor, die mir diese unerwartete Entdeckung bereitete! So war ich also nicht nur im Besitz einer Schönheit allerersten Ranges, nun hatte ich auch die Gewißheit, daß sie die würdige Genoffin meines geistigen Lebens sei. Von nun ab arbeiteten wir zusammen. Während ich langsam meine Gedichte feilte, füllte sie Stöße von Papier. Ich las ihr meine Verse laut vor, wobei sie es nicht nötig hatte, sich im Schreiben zu unterbrechen. Sie brachte ihre Romane mit fabelhafter Leichtigkeit zur Welt. Sie wählte mit Vorliebe sehr bewegte Stoffe: Vatermord, Entführung, Raub und ganz gemeine Schurkereien, griff dabei im Vorübergehen alle bestehenden Staatseinrichtungen an und verfehlte nie, die Emanzipation der weiblichen Amseln zu predigen. Nichts war ihr zu stark, nichts zu gewagt. Sie hatte nie nötig, eine Linie auszustreichen, noch brauchte sie jemals vor dem Beginn ihrer Arbeit einen Plan zu machen. Mit einem Wort: sie war das Ideal einer Schriftstellerin. Eines Tages, als sie sich mit unerhörtem Eifer der Arbeit hingab, gewahrte ich, wie sie in dicken Tropfen schwitzte. Und wer beschreibt mein Erstaunen, als ich zur gleichen Zeit auf ihrem Rücken einen großen schwarzen Flecken gewahrte? „Du lieber Himmel,“ schrie ich, „was ist denn das? Bist du krank?“ Sie schien erschrocken, einen Augenblick sogar verlegen. Aber ihre große Weltgewandtheit half ihr bald zu jener bewunderungswürdigen Selbstbeherrschung, die sie sonst nie im Stich ließ. Sie gestand mir, daß sie in den Augenblicken höchster Begeisterung sehr unter Tintenklecksen zu leiden habe. Ich aber hatte keine Ruhe mehr. „Färbt meine Frau

ab?“ Dieser Gedanke ließ mich keine Ruhe finden. Und wieder sah ich im Geiste jene Flasche voll Leim, die in mir schon einmal solche Unruhe geweckt hatte. Ich entsetzte mich vor diesem Verdacht. Sollte dieses himmlische Geschöpf nur angemalt sein? Sollte sie sich gar angestrichen haben, um mich zu

186 Muffet: Geschichte einer weißen Amsel täuschen? Dann hätte ich ja, als ich die Schwester meiner Seele an mein Herz zu drücken glaubte, einen Klumpen Mehl geheiratet? Ich konnte solchen furchtbaren Zweifel nicht ertragen, ich mußte Gewißheit haben. Es kam mir der Gedanke, an einem regnerischen Tage meine Frau aufs Land hinauszuführen. Aber wir waren im Hochsommer, das Wetter von unerbittlicher Beständigkeit. Inzwischen beruhigte sich wieder mein Herz, und ich fühlte mich wieder glücklich. Eifriger als je war ich bei meiner Arbeit. Mein Nervensystem war in solchen Zeiten so verfeinert, daß mein ganzer Organismus höchster Reizbarkeit verfiel. Meine leidenschaftliche Erregung steigerte sich so, daß ich mich oft nicht mehr zu halten vermochte und in der Rührung über die Schönheiten der Kunst, die ich zu gestalten strebte, in Tränen ausbrach. Und es geschah in einer Mondnacht, als mir ein heißes Lied der Liebe gelungen, daß sich mein Herz öffnete. „O“, sagte ich zu meinem Weibe, „du meine einzige, heißgeliebte Genolfin! Ohne dich ist mein Leben ein Traum; deine Blicke, dein Lächeln verklären mir das Weltall. Du Leben meiner Seele kannst die Tiefe meiner Liebe nicht ahnen. Wie hast du mich glücklich gemacht! Die Leiden meiner vergangenen Tage verklären mir das heutige Glück. Ehe du zu mir kamst, war ich einsam wie ein verstoßenes Waisenkind, heute bin ich es wie ein König. In diesem schwachen Körper, dessen Scheinbild ich trage, bis es der Tod in Trümmer schlägt, in meinem fieberhaften Geiste, in dem sich die tollen Phantasien jagen, herrschest du allein. Dir gehört mein ganzes Sein.“ Indem ich diese Worte stammelte, floffen meine Tränen auf meine Frau nieder. Und, Zweifel war nicht möglich, sie färbte ab. Bei jeder Träne, die meinen Augen entfiel, kam eine Feder zum Vorschein, und zwar nicht etwa schwarze, sondern ganz schmutzig graue. Nach einigen Minuten tiefster Zärtlichkeit sah ich mich einem entfärbten Vogel gegenübersitzen, der aufs Haar den Amseln der allergewöhnlichsten Sorte glich. Was sagen? Was tun? Welchen Entschluß faffen? Jeder Vorwurf war hier überflüssig. Dieser namenlose Betrug gab mir ja das Recht auf Trennung und Klage, aber da hätte ich meine Schmach doch nur offenkundig gemacht. War es nicht so schon schlimm genug? So beschloß ich, allen Mut zusammenzunehmen, die Welt zu verlaffen, meiner glänzenden Dichterlaufbahn zu entsagen und irgendwo in einer Wüste ein Plätzchen aufzusuchen, wo man ungestört eine weiße Amsel fein durfte. IX. Weinend flog ich in der gleichen Nacht noch davon. Ich überließ meinen Weg dem Zufall, und so trug mich der Wind wieder in jenes Gebüsch, das ich vorzeiten als reich bewohntes Vogelhaus kennen gelernt hatte. „Was war das für eine Ehe,“ seufzte ich, „was für eine elende Wirtschaft? Das Geschöpf hat es ja sicher gut gemeint, als es sich weiß färbte, aber dadurch werde ich nicht weniger beklagenswert und sie nicht weißer.“

Grotowsky: Nach Lichtmeß war's 187 Einsam fang noch eine Nachtigall allein in der dunkeln Nacht. Es war wohl ein freudiges Danklied an den Schöpfer, der sie den Dichtern so überlegen geschaffen. Und rückhaltlos sang sie ihr innerstes Fühlen in das schweigende Dunkel. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, zu ihr hinzugehen und sie anzureden: „Wie glücklich find Sie“, sagte ich, „nicht nur um Ihres Gesanges willen, der unerschöpflich aus Ihrer Seele dringt, und so schön, daß alle Welt mit Wonne ihm lauscht. Sie haben auch Frau, Kinder, Freunde, ein weiches Nest, ein schlichtes Haus und die Schönheit der freien Natur. Ich habe mich abgemüht, ich habe zahllose Verse aneinandergereiht mit heißem Bemühen, während Sie hier im freien Walde sich ergötzen. Ist Ihr Geheimnis nicht erlernbar?“ „Gewiß“, antwortete die Nachtigall; „im übrigen aber befinden Sie fich über meine Lage in einer argen Täuschung. Meine Frau langweilt mich. Ich liebe sie gar nicht; ich liebe die Rose. Schon Sadi, der alte perfische Dichter, hat davon gesungen. Für sie, die Schöne, finge ich die ganze Nacht; sie aber schläft und hört mich nicht. Sehen Sie hin, ihr Kelch ist geschloffen. Ein alter Schmetterling wohnt bei ihr. Und morgen früh, wenn ich erschöpft von Schmerz und Singen mein verhaßtes Lager aufsuche, dann blüht sie auf und läßt von einer Biene sich das Herz verzehren.“ 19Nach Lichtmeß war's... Von Paul Grotowsky Nach Lichtmeß war's, die Lerche fang... Wir schritten

durch die stille Flur Und träumten unfren Pfad entlang Von Lenz und Licht und Rosen nur. Am Bahnstrang in dem Wärterhaus Ein feines Kinderstimmchen schrie, In unseren Seelen klang es aus Wie eine süße Melodie. Schrie so nicht unser Hosenmatz Daheim, als ihn der Storch gebracht?... Wie war so lang, herzliebster Schatz, Wie ging so bang die Winternacht!... Nach Lichtmeß war's, die Lerche fang, Wir schritten durch die stille Flur Und träumten unfren Pfad entlang Vom Lenz und unserem Kinde nur! HB

Die Bestie im Menschen Von Otto Grund (Iserlohn) ie „Bestie im Menschen“ – überwundener Standpunkt! Die Kultur hat uns doch so gesittet gemacht, wir find doch so gute Christen und lieben unsere Nächten wie uns selbst. Die weisen Staatslenker vermehren den Religionsunterricht in den Volksschulen, damit auch das „gewöhnliche Volk“ gesittet und gut werde; die Zahl der auswendig zu lernenden Bibelsprüche wird größer und größer, fast jeder lernt heute die zehn Gebote und seinen Katechismus – alles Mittel, welche die Bestie ficher töten. Gewiß, in einigen Verbrechernaturen lebt sie fort, aber in uns ist sie tot, das edle deutsche Volk hat sie überwunden. Ist das nicht die allgemeine Auffaffung? Und doch lebt die „Bestie“ im Menschen heute mehr, als die meisten es ahnen; und sie ahnen es deshalb nicht, weil ihnen das Bestialische zur Gewohnheit geworden ist und sie sich womöglich noch etwas darauf einbilden. Gestern hat mich die Bestie angebrüllt, daß es mir schneidend kalt durchs Herz ging. Es war in einem Ausflugsort mitten im Walde. Der lebendige grüne Dom wölbte sich über uns, ein Dach bewegte sich leise im Winde und öffnete sich in kürzeren oder längeren Pausen den blitzenden Sonnenstrahlen, die dann in neckischem Spiel über den Moosteppich huschten. Eine Stimmung zum Träumen, zum Versenken in die Zusammenhänge des Alls, zum Aufsteigen aus leiblicher Nichtigkeit zu geistig-göttlicher Höhe. Da, alles zerreißend und die bezaubernde Melodie des Domchores zu häßlichem Krächzen verzerrend, brüllte die Bestie. Nicht weit von uns saß eine lustige Gesellschaft, in ihrer Mitte und augenscheinlich auch ihr Mittelpunkt ein junger „schöner Mann“, ein „Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle“, der wichtig und selbstbewußt über irgend etwas Vortrag hielt. Seine meist weiblichen Zuhörer hingen bewundernd an seinen Lippen. Ich war nicht begierig auf den Vortrag, bis plötzlich diese scharf und bestimmt hervorgestoßenen Worte mich wie ein Peitschenschlag trafen: „Die Hauptfache ist der Erfolg, ganz gleichgültig, wie er erreicht wird.“ Das war die Bestie, nackt und unverhüllt.

Grund: Die Bestie im Menschen 189 Und nun eine Frage: Steht jener „Kavalier“ vereinzelt mit seiner Anschauung da? So gern man das tun möchte, diese Frage wird niemand mit Ja beantworten können. Nein, trotz unserer Kulturhöhe müffen wir beschämt gestehen: Dieser Mann sprach nur aus, was Hunderttausende, was Millionen genau so denken. Und der Kampf dagegen gilt nicht ihm, diesem Waffertropfen im Meere, er gilt den Millionen. Ist der Kampf notwendig? Wer wagt es, die Frage nicht zu bejahen? Lesen wir die Worte noch einmal mit Überlegung durch. Sie verraten eine Raubritter-Anschauung. Ob Raubritter in Lackschuhen oder in sporenklirrenden Kanonenstiefeln, darin finde ich keinen Unterschied. Wir müßten wieder zu Straßenräubern werden, wenn es uns „ganz gleichgültig“ wäre, wie wir einen Erfolg erringen. Große Erfolge im Leben zu haben, ist gewiß etwas Schönes und an sich absolut nichts Verwerfliches, aber es ist keineswegs die Hauptsache; die Hauptsache ist vielmehr, wie man die Erfolge erringt. Man muß „über Leichen gehen“ können, um danach nicht zu fragen. Ich kann sehr leicht Erfolge erringen, wenn ich intelligent genug bin, meine Mitmenschen zu betrügen; aber dann bin ich ein trauriges und fittlich verkommenes Subjekt, das in die Strafanstalt gehört. Wenn mir ein großer Erfolg in sicherer Aussicht steht, ich ihn aber nur dadurch erringen kann, daß ich einem andern Menschen „den Hals abschneide“, dann habe ich als anständiger Mensch auf den Erfolg zu verzichten. Daß es viele Menschen gibt, die das nicht tun und sich vor dem „Halsabschneiden“ nicht scheuen, daß zahlreiche Erfolghascher gewissenlos bis zum äußersten find, ist leider Tatsache, berechtigt jedoch niemand dazu, ebenso zu sein. Die Hauptsache ist, daß ich jeden meiner Mitmenschen als gleichberechtigtes Wefen achte und mich hüte, ihm unrecht zu tun. Gegenseitige Achtung ist der Grundpfeiler jeder menschlichen Gemeinschaft, ob groß oder klein. Wenn ich dabei, im edlen Wettkampfe, Erfolge erringe, dann kann ich mich ihrer freuen. Nur gewiffenlosen, bestialischen Menschen kann das „Wie“ ganz gleichgültig sein. Der als Beispiel angezogene junge Mann sah mir ganz so aus, als wäre er in

puncto „Ehre“ – oder in dem, was er dafür hält – äußerst empfindlich, als würde er sich nicht scheuen, jedem Beleidiger dieser „Ehre“ mit der Pistole gegenüberzutreten. Und doch gehört ein Hauptgrundsatz zum Ehrlosesten, was ich mir denken kann. Daß er sich defen offenbar gar nicht bewußt wird, ist ein Beweis dafür, daß er keinen Einzelfall, sondern einen Typus darstellt. Er ist ein „Kind seiner Zeit“, welche die Bestie im Menschen noch immer in Reinkultur züchtet. Kampf dieser Bestie! Dann werden wir der wahren Kultur und der wahren Sittlichkeit mehr dienen als durch tausend „Sittlichkeitskongreffe“. MIS-

Martin Staub Novelle Albert Geiger (Fortsetzung) VI. eit acht Tagen schon konnte man an allen Anschlagtafeln des StadtS viertels lesen, daß im Gasthaus zum Paradies – das war das einzige, das einen Festsaal hatte – am so und so vielten abends acht Uhr die Weihnachtsfeier des Bürgervereins Südstadt stattfinden würde. Die Rede hat Herr Privatier Beesenmayer übernommen. Man wird ein Weihnachtsspiel mit Musik, ein Melodram aufführen. Auch stehen andere deklamatorische und musikalische Genüffe in Aussicht. Nach dem offiziellen Teil amerikanische Versteigerung des Weihnachtsbaums. Danach Tanz. Der große Abend brach an. Aus der Küche des Paradieses duftete es in gewissem Sinne „himmlisch“ nach Bratwürsten, Frischgeschlachtetem, Schnitzeln, Braten, Schellfisch und anderen Genüffen. Man hatte festliche Beleuchtung gemacht. In der Küche hantierte ein Koch, für diesen Abend gemietet. Ein ausgedienter Kellner mit einem Pockennarbengesicht und einem mächtigen Backenbart lief fortwährend hin und her, ohne sonderlich viel auszurichten. Aber er kommandierte hinten und vornen, kam mit den Kellnerinnen in Streit, rollte die Augen und brachte den denkbar größten Wirrwar in die Sache. Am Büfett, das im Saal errichtet war, fanden die Frau des Wirtes – er selbst lag in einem schweren Anfall von Nierenkolik stöhnend oben im Bette, eine barmherzige Schwester wachte bei ihm – und ihre zwei Söhne. Die Söhne hatten den Saal zu diesem Abend mit Tannenreifig, mit in Eile zusammengetragenen Bildern des Landesherrn, Bismarcks und der Kaiser, mit Landschaften von höchst romantischem Gepräge, mit bunten Schirmen und Papierlaternen, farbigen Papiergirlanden und Rosetten, mit Oleanderbäumen und Efeuhecken dekorativ wirksam ausgeschmückt und auch für junges Volk einige lauschige Winkelchen geschaffen. Einladend sah das Büfett drein. Der rohe und gekochte Schinken mit

 mächtigen Papierrosetten geschmückt, einige kalte Brathühner reichlich mit Petersilie garniert, der italienische Salat, die Rippchen und Würste, die Käse, die Fäßchen und Dosen mit Ochsenmaulsalat, Heringen und Sardellen, die Schüffeln mit kalten Eiern, dann die Kuchen und Torten, dahinter Flaschen mit weißer, gelber, grüner, brauner Flüssigkeit – wem sollte das Herz nicht lachen bei solchem Anblick? Hinten an der Rückwand stand der mächtige, fünf Meter hohe Weihnachtsbaum, mannigfach geziert, mit dem Gabentisch darunter; daneben das Glücksrad. Ein wächserner Weihnachtsengel von rubensartigen Formen schwebte zuhöchst; unten stand ein Pelznickel aus Papiermaché mit unnatürlich roten Lippen und blauen Augen und langem weißen Bart. Er fah väterlich auf die Gaben herunter, die da gestiftet waren und die in buntem Durcheinander dalagen. Zum Teil hatte man im Weihnachtskomitee den Kaufleuten des Stadtviertels etwas zu verdienen geben wollen, so daß eine ganze Skala Genuß- und Bedarfsmittel zu sehen war, zum Teil waren es Geschenke von Bürgern; so war hier eine reine Arche Noah von Geschenken zusammengekommen. Im Weihnachtsbaum fehlte neben den Lebkuchen nicht der obligate Hering in Goldpapier. Die Gäste kamen. Der Saal begann sich allmählich zu füllen. Die Kellnerinnen und der Hilfskellner eilten hin und her. Ein eifriges Schwätzen, Summen, Schwirren, Scharren, Stühlerücken, Gläserklingen, Meffer- und Gabelklappern. Festlicher Lärm im Saal, Laufen und Schwatzen auf der Galerie. Die Musikanten begannen die Ouvertüre zu Suppés „Flotte Bursche“. Das Vergnügen kam unter diesen leichten Klängen bald in Gang. Der Abend entwickelte sich programmgemäß. Zunächst erschien ein Junge in einem Konfirmandenanzug auf der Estrade und sprach mit überlauter Stimme und falscher Betonung einen Weihnachtsgruß. Alsdann spielten ein etwas älterer Junge und ein Mädchen mit einem langen flächsernen Zopf ein Potpourri über Weihnachtslieder. Als zum Schluß das so echt deutsch-gemütvolle: Seht doch nur den Hampelmann, Wie er hampeln, strampeln kann... ertönte, gewahrte man an verschiedenen Orten die Neigung, mitzufingen und das Hampeln und

Strampeln mitzumachen. Namentlich in der Gruppe, deren Mittelpunkt der Maler-Falstaff Schmeißer war. Mit hochrotem Gesicht, über dem braunen gerippten Sammetwams eine knallrote, kühngebundene Krawatte, saß er vor einem Sektkübel. Er hatte gerade heute wieder einen Bismarck an den Mann gebracht. Da war hohe Zeit bei ihm. Er schwamm im Geld, und es konnte mit ihm zechen, wer mochte. Herr Beesenmayer, der als Vorstand des Vereins dem Feste präsidierte, warf mißbilligende Blicke dahin. Allein es half nichts. Das Schreien und Lachen dauerte fort. Nun stand der dicke Kutscher Demut auf, den unförmigen Bauch in eine rote Weste und einen endlosen Bratenfrack ge-

 preßt, das schwarze, spärliche Haar zum Glänzen pomadisiert, und begann, von seiner ihm an Leibesfülle schon nach strebenden stumpfnäsigen Tochter begleitet, sein Lieblingslied: Kennt ihr die Blume, die am Felsenrand... Seine Stimme, die wohl ehemals einen frischen Klang haben mochte, war allmählich brüchig, heiser und speckig geworden. Manche in der Gesellschaft meinten: Herr Demut könne jetzt einmal endlich ein anderes Lied fingen oder das Singen überhaupt bleiben laffen. Aber dennoch klatschten alle zum Schluß, während Herr Demut sich mit hochrotem Kopf verneigte und ein Gesicht machte, als wolle er um Entschuldigung bitten, daß er nicht so recht disponiert sei. Jetzt wähnte Herr Beesenmayer den Augenblick gekommen, um feine Festrede zu halten und so dem Abend das eigentliche feierliche Gepräge zu geben. Er stand auf, klopfte an sein Glas, räusperte sich und sah würdevoll im Saal umher. Er sah mit durchbohrenden Blicken den Maler an, der eben ein trunkenes Gelächter ausgestoßen hatte, und mit verweisenden den Kaufmann Pfeifer, der mit allzulauter Stimme sich ein Schnitzel bestellt hatte. Er fand zuerst nicht das Wort und stotterte ein wenig, blickte auf ein Weinglas, als solle er hier eine unglaublich wichtige Entdeckung machen, räusperte sich abermals und begann. Er sprach vom treuen deutschen Herzen, von Fürst und Vaterland, vom Zusammenhalten der Bürger, das erst in diesem Jahr den neuen Bahnübergang zustande gebracht hätte, von der Schädlichkeit der Konsumvereine, von denen leider ein Geschäft fich auch hier niedergelaffen hätte (ein lautes Bravo! Sehr gut! Herrn Pfeifers belohnte ihn dafür), wurde einige Augenblicke politisch (was Herrn Mackert zu einem tadelnden Kopfschütteln veranlaßte) und endigte schließlich mit einem Hymnus auf die Weihnacht, die alle einige zum Tun der Liebe. In diesem Augenblick erschien in der Türe der Bäckermeister Schmalfeld, von den Kindern des Stadtteils auch Schmalzbeck genannt; er schwankte, da er schon betrunken war, und schrie in den Schluß der Rede hinein: „Ja, und daß der Herr Beesenmayer mir endlich die Mauer machen läßt, um die wir schon zehn Jahr streiten. Das ist auch Tun der Liebe!“ Herr Beesenmayer sah sich entrüstet um; einige rasch Aufgestandene brachten den Betrunkenen hinaus; doch grölte er noch im Gang von seiner Mauer. Man war allgemein der Ansicht, daß so etwas höchst unanständig sei. Und man beeilte sich, das Programm zu Ende zu führen. Das Melodram, von einem unmöglichen Deklamator mit schnurrendem R gesprochen, gefiel gleichwohl. Die Glanznummer des Abends war aber unstreitig das Rondo aus dem Postillion von Lonjumeau, von Herrn Kutscher Demut gesungen. Er ang es im Originalkostüm und knallte dazu mit einer echten Kutscherpeitsche. Sein rotes Geficht glänzte vor Freude und Stolz. Und nun wurde der Weihnachtsbaum angezündet. Groß und klein sang „Stille Nacht, heilige Nacht“. Dann begann die Glücksurne ihr Spiel.

 Was alles da gewonnen wurde! Allgemeine Heiterkeit erregte es, als der Kaufmann Pfeifer eine Rechenmaschine gewann, der Schuhmacher Mackert aber einen Fleischhackapparat und der Metzger Falter ein Spinnrad, das eine alte Dame, die man nicht wohl mit ihrer Gabe abweisen konnte, gestiftet hatte. Auch die Frau Kutscher Demut mit einer großen Pfeife und Herr Figlestahler mit einer Beißzange, sodann Frau Mackert mit einem Paar Pantoffel und Herr Beesenmayer mit einer Radfahrlaterne wurden von Herzen beklatscht und belacht. Dann folgte die amerikanische Versteigerung unter großem Hallo. Und dann stand man auf. Der Tanz begann. Oben im Dunkel der Galerie saß Ludwig Staub. Vergebens hatte er den Vater bereden wollen, mitzugehen und sich etwas zu zerstreuen. Er hatte mit einem kurzen Lachen abgelehnt. Vielleicht aber – hatte er gesagt – komme er später, um die Philister in der Bierseligkeit zu sehen. Auch Ludwig fühlte, daß er nicht hierher gehöre. Aber er sah Klärle, sah sie mit ihrer weichen und doch bestimmten Anmut tanzen, sah ihren vollen Blütenzauber – das

war ihm genug. Sie wußte, daß er da war. Einmal grüßte sie hinauf. Es war ihm aber, als läge in ihrem Gruß etwas Befangenes. Es war ihm in den letzten Wochen manchmal so vorgekommen, als sei sie nicht mehr so wie früher. Scheuer und zurückhaltender. Auch die Metzgersleute waren nicht mehr die alten. Dachte man an Klärles Zukunft? Wollte man sie irgend einem „gestandenen“ Mann aus dem Stadtviertel verschachern? Er sah deren genug da unten herumhoppeln. Schmerzlich zog sich etwas in ihm zusammen, wenn er daran dachte. Und er? Was hatte er für Aussichten? Wollte er Künstler werden, wo war dann eine Hoffnung, Klärle einmal heimführen zu können? In Bälde hoffte er, die Kunstschule besuchen zu können. Er hatte seine Skizzen einem Professor der Akademie gezeigt, und der hatte sich sehr lobend darüber ausgesprochen. Der Vater würde schließlich zustimmen. Dann lag die Bahn offen, auf die ein Herz mit ungestümem Pochen drängte. Aber seitwärts stand Klärle. In ihren blauen Augen lag seine Jugend. Das einzige Glück seiner Jugend. Alles, was sie schön, warm, sonnig gemacht hatte. Ließ er fie, so nahm er auch von der Jugend Abschied. Oder würde sie auf ihn warten? Die lange Zeit? Mit der Ungewißheit in der Seele? Er seufzte. Heute abend empfand er so recht, daß man im Leben stets am Scheideweg stehe. Tausend Wege führen hinein. Einen nur kann man gehen. Will man zweie gehen, so gerät man in den verderblichen Kreis, in dem fich schon so mancher abgemüht hat, ohne ihm entrinnen zu können. Da schrak er auf an einem leichten Schritt. Einem so leichten, anmutigen Schritt, den er so gut kannte. Eine Blutwelle strömte ihm vom Herzen zum Hirn und zurück. Ein farbiges Klingen in ihm und um ihn. Klärle stand neben ihm. Sie hatte, vom Tanzen erhitzt, eine weiße Federnboa um den Hals geworfen. Aber der weiche Ansatz ihres knospenden

 Busens wird davon nicht verhüllt. Wie reizvoll sie ist in diesem Dämmer der Galerie! Niemand sonst ist oben, und die beiden stehen einander gegenüber wie in einer glückseligen Abgeschiedenheit. Ihre Blicke tauchen einen Augenblick ineinander. Er, mit der Schwermut im Gesicht, mit diesen Schatten, die feine Gedanken darüber geworfen haben, dünkt ihr schlanker, schöner, feiner, geistiger als irgend einer derer da unten; so eine ganz andere Art. Und er liest dies in ihren Augen. Es strahlt daraus eine süße zärtliche Milde, die ihn erbeben macht. So ein geheimes Feuer, leuchtend aus einer Sehnsuchtstiefe, von der niemand sonst weiß. „Klärle!“ stammelt er. „Warum kommst du nicht herunter?“ sagt sie hastig. „Mutter hat dich gesehen und hat sich gewundert, daß du als Aschenbrödel da oben fitzest. Sie denkt, wir seien dir nicht gut genug! Mit der Mutter darfst du's nicht verderben. Sie mag dich!“ Aber er denkt nicht an das, was sie sagt. Er sieht nur sie und die bebende Melodie ihrer Gestalt. Mit einer aualvollen Süßigkeit durchströmt ihn jäh die Vorstellung, diesen weichen pulsen den Körper einmal sein nennen zu können. Und mit einem Male steht er auf, drängt sie zurück ins Halbdunkel der Galerie und bedeckt ihr Antlitz und Lippen mit brennenden Küffen. Er weiß nicht, wie das über ihn gekommen ist. Und sie ist zuerst wie gelähmt. Dann aber stößt sie ihn zurück. „Schäm dich!“ Sie sagt es mit bebenden Lippen und hochroten Wangen und eilt fort. Er steht wie betäubt. Dann sinkt er auf einen der hinteren Bänke zurück und verhüllt sein Antlitz. Was war das? Was hat er getan? Er hat ja doch wifen können und müffen, wie das auf sie wirken muß. Auf ihre zurückhaltende, innerlich glühende, äußerlich immer beherrschte Natur. Dieses Ebenmaß ihrer Seele und ihres Körpers hat ihn so gefangen genommen. Er hat sie mit Gestalten auf griechischen Friesen verglichen. Da ist sie ihm heute entgegengetreten mit dem Zittern erregten Blutes in dieser kühlen Linie. Und es ist geschehen. Nicht unter den Fliederbäumen ihres Gartens, umflattert von Schmetterlingen, beim süßen Schlag der Amsel und vom zarten Blau eines Frühlingstags umfloffen. Nicht in einer gewitterschwülen, blitze zuckenden Nacht beim Abschiednehmen. Nicht an einem melancholischen und doch so golden schönen Herbsttag draußen im Walde. Wie immer er sich diesen Augenblick des ersten Kuffes gedacht hat, so – Herr mein Gott – so nicht. Nicht in einer Kneipe! Bei einem Fest der Philister. So täppisch, läppisch, beekelnd! Es war der Dämon seines Geschlechts, der ihn fortgeriffen hatte. Alles maßlos! Auch bei ihm!

 Er hätte weinen mögen. Er wagte nicht hinabzusehen in den Saal. Alles schwamm in einer wirren feurigen Wolke. So saß er, das Gesicht mit den Händen bedeckt. Vielleicht hatte er Klärle in diesem Augenblick für immer verloren. VII. Martin Staub war an

diesem Abend seit Jahren in der unglückseligsten Stimmung. Der Hohn des Daseins, das Verfehlte in allem, was er je begonnen, das liebeleere, einsame Herz, von dem er den letzten Sohn in eigensinnigem Selbstzwang noch fernhielt, alles drückte auf ihn mit ungeheurer Last. Er hatte bis spät in die Nacht hinein arbeiten wollen. Aber dann warf er das Schnitzmeffer in eine Ecke und stürmte hinaus, wie er es schon oft getan hatte. Es war eine stürmische Nacht zwischen Weihnachten und Neujahr. Seit Tagen hatte es geregnet. Jetzt hatte der Sturm den Nachmittag über die Straßen und Felder einigermaßen getrocknet. Der Mond kam und verschwand zwischen koloffalen Wolken, die in Haft, als gälte es, das Ende der Welt zu erreichen, am Himmel dahintrieben. Bald lagen die Straßen und Häuser, die Brücke und die Bäume in hellstem Licht. Die Lachen auf den Straßen, die Scheiben in den Fenstern blitzten auf – dann versank mit einem Schlag die ganze trügerische Herrlichkeit in dumpfes stöhnendes Dunkel. Der Wind verstummte. Es war einige Augenblicke banges Schweigen. Dann warf er sich vom Felde her wieder mit rasender Gewalt in die Gaffen. Schindeln und Ziegel flogen. Die Gasflammen lagen schief und kämpften mühsam um ihr Leben. Droben aber in feiner seligen Unbekümmertheit schwamm der Mond. Sterne blitzten zuweilen aus einem klaren Blau. Weißberänderte Wolken wie koloffale Götterbilder zogen dahin. Eine schimmernde Märchenpracht lag über dem Himmel. Dazu duftete die Erde wie von Frühling. Martin Staub fah nichts von allem. Er stürmte dahin durch dick und dünn. Der Sturm tat ihm wohl. Als fänge eine Riesenorgel die Verzweiflung eines Inneren zur Ruhe. Zuweilen hielt er erschöpft inne. Dann war es ihm, als sehe er am Himmel eine Vision. Ein Heer von Verzweifelten und vom Leben Betrogenen brauste daher. Es krallte die Hände gen Himmel und schrie mit der Stimme des Riesen Behemoth. Diese Unseligen suchten Gott. Und fanden ihn nicht. Er dachte an die, welche in diesem Augenblick ihr Dasein endigten. Er dachte an die, welche in diesem Augenblick zu Gift oder Strang oder der Pistole griffen. Er dachte an die, welche gleich Raubtieren in den Irrenzellen herumliefen, gehetzt von ihrem Dämon. Er dachte an die, welche in den Zuchthäusern auf harten Pritschen lagen, welche in Sibirien, die klirrende Kette an Hals und Fuß, in öden Steppen sterbend dahinirrten. Er dachte an Mädchen, die vom Verführer verlaffen in dunkler Nacht gebaren, in Qualen sich windend. Er dachte an ferne Schlachten, die jetzt

 geschlagen wurden und aus denen ein Brodem von Blut und Leichen und die zahllosen Flüche der Gemordeten aufstiegen. Er dachte an vergewaltigte Völker. Er dachte an mordende Seuchen, die mit verderbentriefenden Fittichen durch die Straßen fausten und rechts und links die Toten jäten, wie im Herbst oder Frühjahr der Landmann seine Körner. Er dachte an Schiffe, die in dieser Sturmnacht weit auf dem unendlichen Meer zugrunde gingen, hörte das Geschrei der Frauen und Kinder, und sah die Brutalität der Männer, die sie hinabstießen ins kalte Waffer, um sich selbst zu retten. Er sah in die Lasterhöhlen der Städte und dachte der Hunderttausende von Preisgegebenen, die ein elend Leben zwischen Wollust und Ekel führten. Er dachte an die, welche in der Erde bohrten und schürften, und über die der Geist der Erde mit flammenlohen Gasen herfuhr, daß sie umtaumelten wie die Mücken, wenn der Herbst kommt. Er dachte an Weltkörper, die, beladen mit Kultur und aller Köstlichkeit der Künste und Wiffenschaften, zusammenstießen und unter einem wahnsinnigen Aufschrei von Millionen Lebewesen in einem Flammenmeer zusammenkrachten. Er sah das rasende Rad der Welt, von der unsichtbaren Gewalt in Schwung gehalten. Und er sah die unsichtbare Gewalt mit rasender Angst vor dem Stillstand des Lebens das rasende Rad herumtreiben. Er sah Jch und All. Das gemeinsame Elend. Und er stöhnte und wischte sich die schweißfeuchte Stirn. Er berauschte sich am Elend der Welt, um das eigene zu vergeffen. Er war eine Allee hinausgegangen, gepeitscht von feinen Gedanken. Die Bäume über ihm hatten die Alste und Zweige zusammengeschlagen wie Trauerweiber ihre Hände. Zuweilen huschten ängstliche Mondgeister über den Weg. Wo die Allee aufhörte, begann ein Dorf. Dort standen auch zwei Pappeln, wipfeldürr. Sie ließen widerwillig die Gewalt des Sturms über sich ergehen. Martin Staub stemmte sich an eine derselben und fah hinaus ins Land. Es lag weiß mit den hellbeleuchteten Bergen im Mondlicht da. Es war eine unendlich traurige Schönheit im Ganzen. Ihm fielen alte Verse aus einem Gedichtbuch ein, das er einmal gelesen: Das Land, das liegt so

feucht und tief, Und auch so bleich wie eine Braut, Die vor dem Hochzeittag entschlief. Ja, so war auch sein Leben gewesen: eine Braut, die vor dem Hochzeittag entschlief. Und er, der unselige Witwer, irrte noch immer herum und suchte ihre Spuren. Er stürmte weiter. Ein kleines Weglein, dessen Näffe in dem Mondglanz wie eine Silberschlange blitzte. Dort war die große kanadische Pappel. Dort der Fluß. Dort die Wäscherei und das Wehr. Wie unbewußt trieb es ihn dahin. Das Rauschen und Saufen in den Bäumen ward zu einem gewaltigen Choral der Nacht. Der Sturm hob ihn förmlich auf seinen Schwingen. Er wußte nicht, wie er endlich am Wehr angekommen war, wo sich das Waffer jetzt in herrlichem Perlmutterglanz, dann wieder in dunkel drohenden Maffen hinabstürzte. Er sah in das Gewirbel. Jenseits

 standen weißbeleuchtete Häusermauern. Hier Sturm der Nacht, Sturm der Menschenbrust, Sturm des Waffers – dort hinter engen Mauern Friede, Dumpfheit, Schlaf, Zufriedenheit. Und er dachte auch an die Stadt. Und jählings kam ihm der Gedanke, unter die Philister zu gehen. Dumpfheit, Schlaf, Friede bei ihrer Weihnachtsfeier zu finden. Aber er stieß ihn zurück wie eine feile Kupplerin. Aber das Waffer lockte ihn. Es zischte und tote. Und der Sturm brüllte dazu. Ihm kam ein Gedanke. Hinunterzusteigen am Wehr und dem tosenden Wirbel einmal ganz nahe zu sein, daß man die fiebernde Hand und die brennende Stirne darin netzen könne. Er stieg hinab. Er war stets ein gewandter Mensch gewesen und es machte ihm keine Schwierigkeit. Wie ein Nöck saß er in seinem Radmantel, mit dem langen Bart, dem wallenden Haupthaar, von dem er den Hut abgenommen hatte und in das er seine vom Waffer feuchte Rechte vergraben hatte. Er saß lange, immer von der brausenden Musik des Wehrsturzes gefangen. Da hörte er plötzlich ein Wort aus der Höhe; ein schüchternes, klagendes: „Vater!“ Er schrak auf und fah – feinen Sohn. Mit blaffem, traurigem Geficht stand er im Mondlicht. „Vater, komm doch heim! Ich hab' dich gesucht!“ Wie Martin Staub in des Sohnes bleiches Gesicht fah, überkam es ihn einen Augenblick wie ein Schrei des Wehes. Aber er bezwang sich. Er ärgerte sich auch, daß der Sohn ihn in dieser Situation fah, und er sagte barsch: „Was fällt dir ein, mir nachzuspüren? Mach daß du heim und ins Bett kommt!“ „Vater!“ Es lag so viel verborgenes Weh in diesem Wort, daß der Alte das Haupt senkte. Aber er raffte sich auf und rief, mit dem Finger nach der Stadt weifend: „Du sollst machen, daß du fortkommst! Bursche wie du gehören um die Zeit ins Bett!“ „Vater!“ tönte es noch einmal. Dann wendete sich der Sohn und schlich davon. Taumelnden Schrittes ging er der Behausung zu. Auch ihn hatte es hinausgetrieben. Denselben Weg wie den Vater. Ihn schauderte. Es war ihm, als sähe er einen Doppelgänger. Er eilte in die Stadt. Es zog ihn wieder an den Ort, wo er so selig-unselig gewesen war.

 Er drückte sich in eine Ecke und spähte. Klärle war nicht mehr da. Wie ein Schluchzen stieg es in ihm auf Er stand lange wie betäubt. Dann sah er, wie sein Vater eintrat. Er sah, wie er sich zu dem Maler und seiner Gruppe setzte. Der Maler hatte als besonderen Witz ein Gefäß, das man sonst gern im verborgenen läßt, mit Sekt, Bier und Orangenschnitzen gefüllt und kredenzte es unter donnerndem Gelächter. Sein Vater lachte mit und trank mit. Ihm war es, als würde ein Meffer langfam in sein Herz gebohrt. Er stand. Und stand. Niemand beachtete ihn. Später stand sein Vater auf und hielt eine Rede. Eine Weihnachtsrede. Wie er es nannte. Voll beißender Sophismen. Voll versteckter Lästerungen. Voll frecher Zynismen. Die Gruppe des Malers brüllte Beifall. Da erhob sich der Schuhmacher Mackert, bleich und zitternd. Er verwahrte sich gegen diese Worte. Erneutes Lachen. Martin Staub wollte erwidern. Aber trunken sank er zurück. Nach dem scharfen Marsch hatte er hastig getrunken und war nun berauscht. Ludwig trat hervor. Er rüttelte seinen Vater. Und er tat es mit einer gewifen Härte. Der stand auf. Mühejam. Sofort sank er wieder zurück. Hilflos fah sich Ludwig um, fast weinend. Da trat Mackert hinzu. „Komm, Ludwig, wir bringen ihn heim! Ich helf” dir!“ sagte er einfach. Und sie faßten ihn unter und schleppten ihn heim. Er brummte und schimpfte. Unverständliches Zeug. Sie legten ihn daheim aufs Bett. Er schlief sofort ein. Ludwig drückte Mackert dankbar die Hand. „O Herr Mackert...“ sagte er. Mehr brachte er nicht hervor. Der fah ihn aus den hellen Augen treuherzig an. „Ludwig,“ sagte er, „das Leben ist ein schweres Ding. Vertrau auf ihn! Weißt du, so ein Glaube ist eine Hilfe, die einen nie unterfinken läßt! Was wollen wir denn sonst machen, wir armen Menschen? Was wollen wir machen? Wir sind nichts

und der Herr alles! Wir müffen uns hüten, ihn zu reizen!“ Damit ging er. Ludwig betrachtete lange den schlafenden Vater. Mit feuchter Stirne, die Haare hereinhängend, schlaff die Gesichtszüge, aber die Fäuste geballt, lag er da. Wie ein nach schwerem Kampfe Besiegter. Das Fenster war halb offen. Er fah hinaus. Er fah hinauf an den Mond. Er sog den feuchten frühlingshaften Duft der Erde. Er hob die Arme empor und er straffte seine Gestalt und sagte leise: „Und dennoch! Ich will!“ k k

 Später in der Nacht, da er eingeschlafen war, erwachte er von einem Lichtschein. Blinzelnd fah er den Vater im Hemde über sich, das Schnitzmeffer in der Hand. Er trug in der andern Hand eine Kerze. Der Vater fah auf ihn nieder mit irren Augen. Es war eine ungeheure Stille. Das Blut strömte ihm zu Herzen, das sich mit einem gewaltsamen Ruck zusammenzog und dann still zu stehen schien. Dann floß alles Blut vom Herzen fort und ins Hirn, und diese Wellen trugen einen Schrei mit, der die eherne Feffel der Stille sprengte: „Vater!“ Die Kerze fiel. Es war dunkel. Und dunkel ward's auch in ihm. Er wußte niemals später, ob das, was er gesehen, Wirklichkeit oder nur ein böser Traum war. Er glaubte das letztere. Allmählich ward es ihm immer mehr wie ein Traum, das Erlebnis dieser Nacht. Er glaubte sich auch zu erinnern, eine tote Schwester am Fenster gesehen zu haben, wie sie die rätselhaften Augen und die weitgeöffneten Lippen an die Scheiben des Fensters preßte und hereinfah. Ihn schüttelte ein Grauen. Er floh in das warme Leben vor allem diesem Schrecklichen. Und so oder so – er wollte und er mußte leben! VIII. Es war Mitte April und Schulschluß – Ostern war vor der Türe –, da stand Ludwig Staub an einem herrlich schönen Frühlingsmorgen in der Werkstätte vor seinem Vater. Der arbeitete an einem Zierschränkchen, das er privatim aus Gefälligkeit in Auftrag genommen hatte; er wollte sonst mit solcher Arbeit nichts zu tun haben. Mit schnellen Bewegungen setzte er den Antrieb der Drehbank in Bewegung, die Spindel flog, die Holzspäne stoben. Durch das halboffene Fenster lachten Himmel und Sonne herein. Draußen wiegten sich Blüten und Blätter im leichten Morgenwind. Amseln fangen und Spatzen schrien. „Vater!“ sagte Ludwig. Und nach einer Pause abermals: „Vater!“ „Wo fehlt's?“ Das klang wenig ermutigend. Aber Ludwig faßte sich ein Herz. Es mußte einmal sein. „Vater!“ begann er mit stockender Stimme, „der Direktor hat mir heute gesagt, er wolle gern für mich Fürsprech sein, wenn ich auf die Kunstschule wollt". Er wollte mir auch freies Studium und Stipendium erwirken. Da käm' es mich ja dann nicht weiter teuer. Helfen in deiner Arbeit könnt' ich dir nebenbei doch noch. – Und, Vater, 's ist mein Traum und mein alles! Gib's zu! Ich werd' sonst nicht glücklich im Leben. Nur die Kunst kann mir ein wahres Glück schenken.“

 Der Alte setzte den Tritt außer Bewegung; dann spannte er das Holzstück aus, blies es ab und betrachtete es. „Vater!“ Der alte Staub lachte plötzlich bitter vor sich hin. „Kunst, ja, die liebe Kunst! So haben sie mir auch einmal vorgeschwätzt und – ah was, dummes Zeug!“ Er spannte den Holzstock wieder ein, und faulend drehte sich die Spindel. „Wenn du wüßtest,“ begann der Sohn wieder, „ich hab' so einen festen, reinen Willen darauf. Es gibt sonst gar nichts mehr für mich wie das. Laß mich doch! Es kann dir ja nicht einerlei fein, ob ich glücklich oder unglücklich werde.“ „Freilich, freilich!“ knurrte der Alte. Und mit quälender Frische tauchte das Bild der eigenen Jugend vor ihm auf „Hast du Geld? Viel Geld? Tu Geld in deinen Beutel, Junker Obenhinaus! Träume sind Schäume. Und Akademieprofefforen sind keine Musengöttinnen. Nur reiche Leute können sich die Kunst leisten. Willst einmal so ein Bildlesmaler werden wie der Schmeißer? In einem Samtjackett und mit einem rotseidenen Halstuch herumlaufen und den Bismarck und den Kaiser Wilhelm verkaufen? He, willst das?“ „O, da ist mir nicht angst. Wer so verkommt, der war nie was Rechtes!“ „Grünschnabel, bist noch keine fünfzig alt!“ Aber Ludwig blieb fest. Er erörterte von neuem die günstigen Möglichkeiten, die ihm geboten seien. Eine feste Entschlußlinie grub sich in fein Gesicht, und es war merkwürdig, wie er in diesem Augenblick dem Alten ähnlich sah. Der brauste auf. „Von mir jedenfalls,“ schrie er laut, „von mir brauchst dir keinen roten Kreuzer zu erhoffen. Und geschiedene Leut' find wir auch. Willst du partout ins Unglück rennen, ich will nicht schuld daran sein. Ein tüchtiger Holzbildhauer ist mehr wert und obendrein nötiger als fünfzig schlechte oder mittelmäßige Maler, wie deren nur zu viele herumlaufen. Aber wenn du nicht hören willst, basta!“ Damit setzte er mit aller Wucht die Drehbank in Bewegung, und die

Spindel, die stumme Sklavin der Gemütserregungen ihres Herrn, sauste mit ungeheurer Vehemenz herum. Man hörte eine Weile nur das Surren der Drehbank. Es war eine beklemmende Stille. Und die Laute, die von außen hereindrangen, machten sie nur noch beklemmender. „Vater!“ sagte Ludwig noch einmal. Schweigen. „Du kannst nicht so hart fein!“ Und da er wieder keine Antwort erhielt, übermannte ihn mit einem Male etwas wie Zorn gegenüber diesem alten Manne, den er sein Leben–

Geiger: Martin Staub 201 lang hatte lieben wollen und für den er doch nichts hatte empfinden dürfen als Scheu. Es war ihm, als löse ihm plötzlich eine geheime Gewalt die Schleusen vor einem lange zurückgedämmten Innern. „Nein, du darfst nicht so hart sein! Bin ich denn jung, um hier nach deinem Schema mein Leben zu verbringen? Ich habe Hoffnung genug in mir! Und ich fühl' es: Ich muß hier heraus in ein größeres freieres Leben; wenigstens mit meinem Geiste. Ich bin zu jung, um mit der ganzen Welt zerfallen zu sein wie du. Ich will was von der Welt; aber ich will nur eins: die Kunst. Hier, nun, nachdem ich in der Kunstgewerbeschule nichts mehr zu lernen habe, mich vergraben – nein, nimmermehr. Es find –“, hier senkte sich eine Stimme, „es find mir zu viele Gespenster da. Sie drücken auf mich. Sie sitzen auf der Schwelle, wenn ich gehe, wenn ich komme. Vater, du mußt es ja einsehen, daß ich in ein höheres, lichteres Leben muß, damit alle die Schatten weichen. Ich bin doch der einzige, der dir geblieben. Ja, du hast eine Schuld gegen mich. Die Schuld, mich dem Leben zu erhalten. Das aber kann nur so fein! So, wenn du mich Künstler werden läfest. Sei also nicht hart. Zeige mir einmal im Leben den Vater! – Sonst – muß ich denken – ich habe – keinen –“ Nach den letzten Worten verstummte er doch fast angstvoll und schielte zum Vater. Der hatte jedes Wort wie einen schweren Stoß empfunden. Also das war das Ende. Nun kam das letzte Kind, nannte ihn einen pflichtvergeffenen Vater, einen Unmenschen, dem sein eigen Fleisch und Blut gleichgültig war, einen unbarmherzigen, eigensinnigen Pessimisten, und er mußte es erdulden. Denn der Sohn nicht und niemand ahnten, wie es in seiner Tiefe aussah. Er sah diesen Jungen mit feinem hellen Antlitz, den offenen, nach der Welt verlangenden Augen. Und Tag für Tag preßte ihm der Gedanke das Herz zusammen: Wann, o Gott, wann wird auch er? In seiner Angst hatte er sich vorgeredet, er liebe diesen Sohn nicht. Er erinnere ihn zu sehr an die Mutter. In Wahrheit aber fürchtete er sich, dieses letzte Kind zu lieben und es verlieren zu müffen wie die andern. Er fürchtete sich davor, diesem Gefühl sich hinzugeben – in feligem Wahn dahinzuleben – und eines Tages an dem schrecklichen Abgrund aufzuwachen, in den er schon zweimal hineingestarrt hatte. Und doch regte und bewegte sich in seines Herzens Kammer die arme eingesperrte Liebe. Und es war ihm plötzlich, als stiege eine Flamme in ihm empor und entzünde sein Haupt. Es war ihm, als müffe er in einen Schrei ausbrechen. Aber er bezwang sich. Und das alte beängstigende Schweigen herrschte wieder. Da wallte alles auf in Ludwig. „Ich sehe wohl,“ stieß er hervor, „fremde Leute sind barmherziger denn du!“ „So geh zu denen!“ kam es schwer zurück. „Sie müffen wohl besser wiffen, was dir gut ist. Ich hab' dir geraten, wie ich konnte und mußte. –

202 Geiger: Martin Staub Magst du keine Enttäuschung erleben! Im übrigen magst du vor wie nach hier sein! Vorausgesetzt, daß du es hier aushalten kannst!“ „Nein, Vater!“ sagte Ludwig, sich aufrichtend. „Hab' ich nicht deine Billigung, so will ich auch lieber ganz gehen! Du hättest es einst auch so gemacht. Leb wohl! Entweder ein rechter Kerl, der was kann, oder nicht mehr komm' ich!“ Er streckte ihm die Hand hin; es zitterte etwas in seiner Stimme von Tränen. Der Alte sah nicht auf. Er reichte ihm die Hand, indem die Drehbank weiterschnurrte. Aber Ludwig war es, als zittere fiel leicht. Er ging. An der Türe drehte er sich noch einmal um. Er maß die gebückte Gestalt des Vaters lange mit den Augen. War das sein Vater? Ein wehes irres Gefühl krampfte sich in ihm. Aber dann straffte sich feine Brust. Er ging langsam den Hof hindurch. Seine Schritte hallten ihm so merkwürdig. Er klinkte die große Hoftüre auf. Sie fiel zu. Und dann fiel auch die äußere Türe zu. Er stand aufatmend im Freien. Im Lichte des herrlichsten Frühlingstages. Ihm war gar wunderlich zumute. Er hätte am liebsten laufen mögen, soweit ihn die Füße trugen. Nur fort, fort! Wenn schon Trennung, dann auch völlige! Aber das ging ja nicht! Hier mußte er bleiben, jahrelang in derselben Stadt mit dem Vater. Ihn fror bei dem Gedanken. Er nahm sich vor, in den nächsten Jahren keinen Schritt mehr da herauszusetzen. Da

fühlte er einen jähen Ruck. Klärle – ja, Klärle? Wollte er die auch gar nicht mehr sehen? Seit jenem Abend hatte sie ihn vermieden und er fie. Sie waren da und dort einander begegnet, ohne ihr Wollen. Sie war jedesmal errötet, hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt und hatte mit einer kaum bemerkbaren Neigung des Kopfes feinem verlegenen Gruß gedankt. Auch Klärles Eltern waren seltsam geworden, immer seltsamer. Er fühlte: alles war hier anders geworden. Sie waren fast wie Fremde. Man hielt sich abfichtlich von ihm zurück. Es hatte ihm weh getan, und indem er jetzt daran dachte, überkam ihn ein lebhafter Schmerz. In dieser Familie war ein einzig Heim gewesen lange Zeit. Auch das war nichts. Es mußte offenbar so sein, daß er losgelöst wurde von allem, um so nur der Kunst zu dienen. Und wie um sich zu stärken an erhabenen Beispielen, ging er durch die tönende Stadt jenem vornehmen, einfachen Gebäude zu, in dem die Gemäldesammlung des Landesfürsten ihren Platz gefunden hatte. Er stieg die große Treppe hinauf. Auf die heitern Schwindschen Fresken fiel hell das Sonnenlicht und spielte über dem Stück. Mittelalter, das der Meister da um die Einweihung eines Münsters gruppiert hatte. Alles war ernst und festlich zugleich, wohin Ludwig sah. Besonders ein Bild war es, vor

 dem er nicht des Beschauens müde ward: Feuerbachs Gastmahl des Plato. Hier, in diesem Zusammenklang kühler Farben, in dieser edelsten Mäßigung, in der zwingenden Größe der Gestalten schien ihm von einem modernen Maler das Höchste erreicht. Dieses Bild nahm er mit, ging er hinaus. Die unbeschreibliche Hoheit und Reinheit, die wie ein Verweilen unter Lorbeerhainen die Seele mit einem stillen Gefühl einer erdenfernen Seligkeit erfüllte, war ihm dann lange hin eine Erlösung im Staub des Lebens. Auch heute umgab ihn die Erinnerung an das Feuerbachsche Bild wie eine schützende heilige Dämmerung, in der sich alle Gegensätze zur Harmonie auflösten und Großes und Schönes geheimnisvoll zu winken schien. Fester als je stand es ihm: Kunst ist höchstes und reinstes Leben. Und nur durch die Kunst konnte fein Leben ein Leben sein. Er ging durch die Stadt, in der das fröhlichste Frühlingstreiben herrschte. Ihm war das Herz weit trotz allem. Noch einmal heim, seinen Koffer packen, der oben im Dachzimmer stand, und dann fort. Ein Freund würde ihm schon sein Kanapee leihen. Und von Morgen aber selbst; ein Eigener; ein Kämpfer. Als er nun aber vor dem Hause stand, ward es ihm doch etwas schwer, hineinzugehen. Er ging hin und her. Endlich blieb er vor dem Metzgerhause stehen. Drinnen wurde Klavier gespielt. Das Fenster war halb offen, und man hörte klar die Töne. Klärle saß am Klavier. Er fah ihr Profil, gespannt ganz auf die Noten, die sie vor sich hatte. Schon klang aus ihrem Spiel eine größere Freiheit, als er sie früher bemerkt hatte. Jetzt begann sie aus dem Gedächtnis ein Schubertsches Klavierstück. Ihre schlanke Gestalt legte sich vor. Ihre feinen Züge wurden weicher. Vom Kerzenlicht bestrahlt, in ihrer ganzen Hingegebenheit an das Spiel schien ihr Gesicht von einem inneren Feuer zu leuchten. Jeder Reiz dieser Züge schien ihm erhöht, dieweil die süßen, weichen Töne zu ihm herausschwammen, als wollten sie ihn bitten: Komm herein! Komm! Es ist Frühling! Wir fingen von Liebe. Und wie willenlos ging er, durch den Hausgang, den hinteren Eingang hinein – o er kannte ja den Weg so genau. Vor der Türe blieb er mit Herzklopfen stehen. Sie war nur angelehnt. Er lauschte. Nun klang das Spiel aus. Es war Stille drinnen. Er drückte denn endlich mit einem Entschluß die Türe auf und trat ein. Sie saß noch am Klavier, den Ellenbogen auf dem Knie, das Gesicht in die Hand vergraben. Die Lichter streuten einen hellen Glanz über ihr blauschwarzes Haar. Sie mochte denken, es sei eines der Geschwister. Denn fie rührte sich nicht. In der Stille des Zimmers, die nur ab und zu durch einen Ton der Ladenklingel unterbrochen wurde, hörte er das Hämmern feines Blutes... „Klärle!“ sagte er leise. Sie schrak auf, fah um und sah ihn erschrocken an. Sie fand kein Wort. Was wollte er? Wenn er gewußt hätte, daß sie eben an ihn gedacht hatte! Sie ward feuerrot. Nun stand er da, wie von ihr gerufen. Und in dem Halb-

 dunkel des Zimmers hatte seine ganze Gestalt und Haltung etwas Rührendes, unwiderstehlich Bittendes. „Klärle“ – wiederholte er mit weicher, etwas bebender Stimme – „verzeih, daß ich dich störe. Aber – ich – du wirst mich in den nächsten Jahren kaum mehr sehen – und da dacht' ich, wenn man gut Freund war, wie wir allzeit, dann sollte man sich doch noch einmal die Hand drücken. Meinst du nicht?“ „Du willst fort?“ fragte sie langsam, das

Haupt senkend. „Ich muß, sonst geh' ich hier zugrunde. Es ist nicht mehr auszuhalten mit dem Vater. Ich kann nicht meine ganze Jugend hinopfern.“ Sie schwieg eine Weile. Darauf sagte sie langsam: „Dann kommt ja der alte Mann ganz herunter. Du hättest doch bei ihm bleiben sollen!“ „Ich kann nicht. Es gibt auch etwas wie Selbsterhaltungstrieb.“ „Und wo willst du denn hin?“ fragte sie, die großen blauen Augen zu ihm aufschlagend. Jetzt dachte sie nicht mehr an ihr Versprechen, das sie sich einst nach jenen unglückseligen Küffen gegeben hatte: kein Wort mehr mit ihm zu reden. Die natürliche Teilnahme am Schicksal des Jugendfreundes brach zu mächtig hervor. „Ich bekomme ein Stipendium und besuche die Kunstschule.“ „Die Kunstschule...“ „O Klärle!“ sagte er nach einer Stille, einen Schritt näher tretend. „Wenn du nur Glauben an mich hättest! Es ist ja so lieb von dir, daß du mich doch noch anredet, wo ich damals so häßlich war zu dir. Glaub, ich hab's schwer gebüßt in all der Zeit! Siehst du, Klärle, ich hab' ja so viel Schönes, Gutes, Großes vor! Mir ist, als müßt' ich einer von denen werden, die was können! Klärle, aber du mußt an mich glauben, daß ich doch einen Menschen hab', der an mich denkt, für den ich arbeite und ringe! Klärle –“ So ist die Jugend leichtbeweglich wie Wachs in der Hand des Augenblicks. Erst noch wollte er ganz nur der heiligen strengen Kunst leben. Jetzt kam die Jugend Hand in Hand mit der Liebe. Und die beiden lockten und baten mit den schimmernden Märchenaugen. „So willst du Bildhauer werden?“ „Ein Maler!“ „Da gehst du ganz ins Ungewisse. Als Bildhauer hättest du doch den Rückhalt am Vater gehabt! Aber so...“ „O. ich habe Vertrauen zu mir! Was Augen sehen und was Hände schaffen können, das soll getan werden. Es soll keinen Fleißigeren geben, daß fag ich für gewiß!“ „Ja, das ist alles gut und schön! Aber es ist doch zu unsicher...“ „Es ist doch etwas Herrliches, um einen höheren Lebenszweck zu ringen. Daß das Leben auch der Mühe wert ist. Statt es stumpfsinnig da zu verbringen, wo's der Vater schon verbracht hat. Ich opfere ja doch das Vaterhaus darum!“

 „Das Vaterhaus.“ „Vater ist nicht damit einverstanden, und so sind wir schlecht auseinandergekommen. Ich gehe schon heute abend und suche mir eine andere Schlafstelle. Und von morgen ab bin ich für mich!“ „O Ludel,“ sagte sie bekümmert, „ich sage dir: das hättest du nicht tun sollen! Daraus wird kein Segen. Im Unfrieden mit dem Vater! Geh, Ludel, bleib! Wer weiß, wie lange dein Vater lebt! Und wenn er krank würde und sterben täte – und kein Kind von allen wär" bei ihm – o das wäre schrecklich!“ „Klärle,“ sagte er mit innerer Erregung und trat einen Schritt näher, „du weißt nicht, wie er ist. Er macht sich aus mir nicht das geringste –“ „O das glaub' ich nicht! Er ist ein seltsamer Mann. Gott weiß, was in ihm vorgehen mag. Und wie er nun auch ist, das hat er nicht verdient, daß sein letztes Kind ihn im Stiche läßt und im Groll von ihm geht. Nein“ – und nun streckte sie im Eifer ihres wohlmeinenden LÜberredungsversuches die Hand nach seiner Hand aus – „versuch es noch einmal! Scheide in Frieden von ihm! Dann, wenn du in Gottes Namen fort willst, so geh!“ Er hatte ihre Hand gefaßt. Sie sahen sich in die Augen. Aus seinen braunen Augen strahlte ein ungewöhnlicher Glanz, der die ihrigen festbannte. Und nun sah er mit süßem Schauer, daß der Glanz ihrer blauen Augen leicht getrübt war. „Klärle!“ So zärtlich hatte seine Stimme noch nie geklungen. Sie durchbebte ihr Innerstes. „Ludel!“ sagte sie, das Wort kam wie unter einem Zwange von ihren Lippen. Da ging die Türe zur Metzgerei auf. Der Metzger Falter, der eben vom Schlachthaus heimkam, erschien in der Türöffnung. Er war überrascht. Er hatte einen roten Kopf, da er, durstig von der Arbeit und dem sehr warmen Tag, unterwegs ein paar Schöppchen Wein getrunken hatte. So starrte er eine Weile, ohne ein Wort zu sagen, die beiden jungen Leute an, die blutübergoffen dastanden. Dann schloß er die Türe und trat näher. „Ei, ei!“ brummte er mit etwas schwerer Stimme. „Das ist ja allerliebst! Ein t te- -t te. Was soll denn das bedeuten? Der Herr Staub junior hat sich lang nicht mehr sehen laffen. Da muß er... da ist's ja...“ Er suchte nach Worten. Der im allgemeinen gute, aber jähzornige Mann sah schon das Außerste unabwendbar vor sich. Diese Verbindung, die aus tausend Gründen nicht statthaben durfte, stand greifbar vor ihm. Er las das Schuldbewußtsein in den verlegenen Gesichtern und den niedergeschlagenen Augen. Und ihm war's, als preffe ihn etwas gn der Kehle. Als müffe er zuschlagen. – „So sprecht doch!“ schrie er endlich, „und steht nicht da wie die Olgötzen!“

 Klärle antwortete leise: Ludwig habe Abschied nehmen wollen. Er gehe von Hause fort, auf die Kunstschule. „So? Und so zärtlich gleich? Na, er soll nur gehen!

Und ich wünsche ihm alles Glück! Aber das, Staub, laß dir gesagt sein: lange nach den Äpfeln der Kunst, aber laß dich's nicht nach denen gelüsten, die für dich nicht gewachsen find. Das könnte mir wohl paffen, mit meinem sauer verdienten Geld einen Künstler ernähren. Ja, ja, dafür wär ich bald fünfzig Jahr alt geworden. Und obendrein –" er geriet bei dieser Vorstellung immer mehr in Wut – „so eine Familie!" „Herr Falter!" „Ja," schrie der Metzger, der nicht mehr wußte, was er sprach. „Ich hab' keine Lust, Selbstmordkandidaten in der Verwandtschaft zu haben..." „Vater!" schrie Klärle. Es war eine ungeheure Stille nach diesen Worten. Der Meister schämte sich ein wenig. Es ward ihm unbehaglich. Der junge Mensch da vor ihm war so seltsam blaß, so unheimlich ruhig geworden. Dann kam eine Stimme, hohl, blechern. Klärle erschrak. „Keine Sorge," sagte Ludwig, sich über die Stirne wischend. „Keine Sorge, Herr Falter. Ich weiß, was ich mir und andern schuldig bin. Ich hab' es ganz vergeffen gehabt. Sie haben mich zu rechter Zeit daran erinnert. Ich danke Ihnen schön! Ich danke auch für alles, was Sie und Frau Falter an mir getan haben. – Jetzt geh' ich. Leb wohl, Klärle!" In Klärle wogte und brauste es. Sie hätte ihm an den Hals fliegen und hinausschreien mögen: Dich hab' ich lieb und dich werd' ich ewig lieb haben! Aber die anerzogene Elternscheu, das Gehorsamgefühl waren mächtiger. Im fürchterlichsten inneren Kampfe stand das Mädchen da, sah den Freund gehen und an ihr verzweifeln und wagte nicht, dem Vater ins Angeficht widerspenstig zu fein. Und Ludwig ging. Jeder seiner Schritte hallte draußen im Gang. Als der letzte verhallt war, da brach Klärles Ruhe zusammen. Sie fank auf einen Stuhl und weinte bitterlich. Weinen konnte der Vater sein Kind nicht sehen. „Klärle!" sagte er mit weicherer Stimme. „Ja, und du", stieß sie unter Schluchzen hervor. „Wie konntest du fo roh sein gegen den Armen! O pfui! Und mit solcher Meinung von uns geht er jetzt fort. Nein, das darf nicht sein! Ich will – er muß anders von uns denken!" „Ob du hier bleibt!" schrie Falter mit neuerwachter Wut. Seine Hand umspannte wie ein Schraubstock ihren Knöchel. Sie wand sich und wollte sich losmachen. Aug' in Auge maßen sich Vater und Tochter. Da trat die Metzgersfrau ein. Der Laden war auf einen Augenblick leer geworden. Sie trat bestürzt herzu. Sie hatte schon von außen mit Sorge die laute Stimme des Mannes gehört. Da ließ der Meister die Tochter frei. Klärle stürzte sich an die Brust der Mutter.

 „Der Ludel ist fort!" schluchzte sie. „Und der Vater war so wüst gegen ihn! Aber daß du's weißt, Vater: ich gehorche dir und bringe dir mein Lebensglück zum Opfer. Aber keinen andern als den Ludel nehm' ich nicht. Krieg' ich ihn nicht, bleib' ich für mich! Ihm bin ich angetraut für immer!" „Kommt Zeit, kommt Rat!" meinte der Meister und ging schweren Schrittes in den Laden. Die Mutter streichelte ihrer Tochter die Backen und küßte fie. „Armes Ding!" flüsterte sie. „So geht's uns allen. Wir find unfreie Geschöpfe. Wir müffen uns ergeben. Aber der Vater meint es gut mit dir!" „Ja, ich merk's: er reißt mir das Herz aus dem Leib!" Und aufs neue floffen ihre Tränen. Und die gute Mutterhand streichelte sie und suchte ihr das Weh fortzustreicheln. fe e je Ludwig war wie betäubt hinaufgegangen in ein Dachzimmer. Dieser Schlag hatte ihn niedergeschmettert. Er nahm mechanisch Wäsche und Kleider aus dem Schrank und packte sie in den hölzernen Koffer. Dazwischen seufzte er aus tiefster Tiefe auf. Aber es war gut so! Der Metzger hatte recht! Er, mit seiner Familie, seiner Natur, einem traurigen Schicksal, durfte er ein Glück haben wollen? Durfte er es sich stehlen? Indem er an Klärle dachte, tropften ihm die Tränen über die Wangen. Eine um die andere, schwer geweint, zum Herzabdrücken, tropften sie auf die Hemden und die Kleider, die er einpackte: eine Schmerzenstaufe des zukünftigen Lebens. Er schämte sich nicht, daß er weinte. Denn es ward ihm leichter und leichter. Als er endlich den Deckel zuschlug, da war es ihm, als farge er seine Vergangenheit ein. Ja, nun war's gut! Das hatte noch kommen müffen. Er ganz auf sich gestellt. So wollte ihn die Kunst! Die duldete keine Menschen in ihm. Und er richtete sich hoch auf. Da hörte er schlürfende Schritte auf der Treppe. Die Türe ging auf. Der Vater trat ein. Er war zum Ausgehen angekleidet. Er besah eine Weile den gepackten Koffer, dann feinen Sohn. Dann ging er auf den Nachttisch zu und legte einen Hundertmarkschein darauf. Und dann ging er ebenso wortlos wieder fort. Ludwig faß stumm auf seinem Koffer. Geld! Als ob das ein einziges liebes Wort aufwiegen könnte! Und mit einer zornigen Bewegung nahm er den Hundertmarkschein, steckte ihn in ein Kuvert und eilte hinunter in des Vaters Wohnung. In Vaters Schlafzimmer legte er das Kuvert auf den Nachttisch. „Durch eigene Kraft!" murmelte er. Rasch umgürtete er

den Koffer mit Stricken. Er stopfte in eine alte abgerutschte Handtasche das Nötigste, was er für die Nacht brauchte. Dann stieg er mit elastischen Schritten hinunter. Drunten traf er den Schuhmacher, der gerade seinem Abendschoppen zusteuerte.

208 Geiger: Martin Staub „Wohin?“ rief der, ganz erstaunt, Ludwig mit der Reisetasche zu sehen. „Fort!“ „Oho. Und wohin denn?“ „Ins Leben!“ „Ach bah“, lachte der Schuhmachermeister. „Der Ludwig macht eine Maitour. Kann mir's schon denken! So ist's aber recht. Jugend will Freude! Viel Vergnügen auch!“ Du gute Seele! dachte Ludwig. Du sagst mir wenigstens ein lieb Wort zum Abschied. „Ja, Herr Mackert, sie wird ein wenig lang werden, diese Maitour. Na, adieu denn!“ Und kräftig schlug er in die ehrliche, schwielige Hand. Der Schuster fah ihm lange nach, wie er auf der Brücke im Dunkel verschwand. „Hätt' ich nur so einen Sohn, wollte froh drum fein! Aber der Staub weiß nicht, was er will!“ Und damit schnupfte er philosophisch und ging zum Bier. Ludwig schritt wie gehetzt davon. Am Ende der Brücke begegnete ihm der schon ganz betrunkene Maler Schmeißer. Er trug Rock und Weste offen. Schwankenden Schrittes kam er daher. Mit Ekel wich ihm Ludwig aus. Nein, wie der da konnte er nie werden. Da hatte es keine Not. Und dann faugte ihn die Nacht auf. Er wußte nicht, daß ein tränenüberströmter Mädchenkopf mit angstvollen Blicken ihm gefolgt war, bis alle Sehnsucht ihn nicht mehr zu entdecken vermochte. Und Verliebte standen vor den Türen und plauschten. Und andere gingen unter den proffenden Bäumen und sprachen vom Lieben und Heiraten. In den neuen Anlagen, die nun die Stelle der vor kurzem verlegten Bahnlinie einnahmen, saßen sie unter Flieder und Goldregen und schwuren sich ewige Treue. Frühe Maikäfer schwirrten in der Luft. Und überall ein Blühen und Duften. Gesang und Musik von allen Seiten her. Das ganze Stadtviertel schien in einem Frühlingstaumel zu sein. Und über allem stand der Mond mit silberfeuchtem Glanze. (Schluß folgt)

Start hat Mit wü

.(- /RTWN N Linné Z" den Großen, deren Name für immer auf ehernen Tafeln nicht nur in der Geschichte der Wiffenschaft, sondern der Geschichte der Menschheit leuchten wird, gehört Karl Linnaeus oder, wie er seit seiner Nobilitierung im Jahre 1762 genannt wurde, Karl von Linné. Geboren am 2. Mai 1707 zu Rashult als Sohn eines Landpredigers, mußte er fich auf der Schule zu Wexiö und später auf der Universität in großer Dürftigkeit durchschlagen und war auf fremde Unterstützung angewiesen. Er wandte sich anfangs der Theologie, später der Medizin als Brotstudium zu, beschäftigte fich indes so eingehend mit Botanik, daß er schon 1732 als Student in Upsala fein auf die Blüten der Pflanzen gegründetes System entwarf. Man bewilligte ihm 60 Taler zu einer halbjährigen botanischen Untersuchung Lapplands, aus der die Lappländische Flora erwuchs. Es gelang ihm dann, sich die Mittel zu einer Reise nach Holland zu verschaffen, die ihn von 1735-38 von feiner Heimat fernhielt und auch nach England und Frankreich führte. Während dieser Reise erschienen feine ersten Hauptwerke, fchon 1735 das Systema Naturae, das nicht nur die Klassifikation der Pflanzen, sondern auch die der Tiere umfaßt; 1737 die Genera Plantarum, die Gattungen der Pflanzen. Im Jahre 1738 nach Stockholm zurückgekehrt, suchte er sich zunächst durch ärztliche Praxis zu ernähren, erhielt indes bald eine Anstellung als Regierungsbotaniker, in welcher Eigenschaft er die Provinzen Schwedens zwecks deren botanischer Erschließung bereiste. 1741 war er an der Begründung der Stockholmer Akademie der Wiffenschaften beteiligt. Bald darauf erhielt er eine Profeffur an der Universität Upsala, anfangs für Anatomie und Medizin, später erst für Botanik, die er bis zu feinem am 10. Januar 1778 erfolgten Tode innehatte. Seit dem Jahre 1764 lebte er gewöhnlich auf einem bescheidenen Landsitze in Hammarby bei Upsala. Die Verdienste Linnés um die wifenschaftliche Biologie können gar nicht hoch genug bewertet werden. Sein reformatorisches Genie ergriff den Teil der Pflanzen- und Tierkunde, der zu jener Zeit der Reform am dringlichsten bedurfte. Dies war die Systematik. Nachdem schon Joseph Tournefort die Familien und Gattungen der Pflanzen vielfach mit bewunderungswürdiger Schärfe festgestellt hatte, brachte erst Linné volle Ordnung in die Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit, in der die

Pflanzen- und Tierwelt den Erdball bevölkert, indem er die festen Artbegriffe schuf und durch kurze, genial abgefaßte Der Türmer IX, 8 14

210 Linné Beschreibungen festlegte. Wohl hatten auch seine Vorgänger auf den Gebieten der Zoologie und Botanik schon die Arten in der Anschauung unterschieden; doch ihre begriffliche Faffung war eine unvollkommene, da fiel den Gattungsnamen nur mehr oder weniger langatmige Beschreibungen hinzuzusetzen wußten. In feiner logischen Schärfe benannte Linné jede Art mit zwei Namen, wie man einen Menschen durch zwei Namen bezeichnet. Ein Hauptwort pflegt bei Linné die Gattung, ein Eigenschaftswort gewöhnlich die Art zu bedeuten; doch verwendet er auch dann und wann Hauptworte als Artnamen, z. B. Leontodon Taraxacum. Diese strenge Faffung der Artbegriffe durch feine binäre Nomenklatur nebst den angehängten kurzen Diagnosen, die andern Botanikern eine Unterscheidung seiner Arten ermöglichte, hat die erfolgreiche Fortentwicklung der systematischen Botanik und Zoologie angebahnt. Er war ein Meister in der Beschreibung mit wenigen Worten, die immer die charakteristischen Eigenfchaften zu treffen wußten. Manchmal kommt sogar ein leichter Humor zum Ausdruck. So fügt er der Diagnose von Canis familiaris, dem Hunde, die Worte hinzu: Mingit supra lapidem, cum socio saepius. Wenn Linnés Hauptverdienst in dieser Feststellung der Arten durch binäre Nomenklatur und kurze Diagnosen erblickt werden muß, so war er doch keineswegs, wie ihm gewöhnlich nachgesagt wird, Anhänger einer völligen Unveränderlichkeit der Arten. Im Gegenteil, er hob die Variationen bei der Fortpflanzung, von der später Darwins Defzendenztheorie ausging, mit allem Nachdruck hervor, und er spekulierte darüber, ob nicht manche Arten aus anderen hervorgegangen sein könnten, z. B. durch Kreuzung. Linné war ferner bemüht, die gesamten morphologischen Merkmale der Pflanzen durch klare und scharfe Ausdrücke festzulegen, und feine Philosophia botanica von 1751 ist in erster Linie ein Repertorium dieser morphologischen Terminologie. Die zweite große Tat Linnés war ein System. Es war ein großartiges logisches Schema, in das er alle damals bekannten Pflanzen überfichtlich einordnete, und das in feiner Knappheit und Schärfe ein Seitenstück zu feinen Artbestimmungen und feiner Terminologie bildet. Für die damalige Zeit war Linnés Klassifikation der Pflanzen ein Meisterstück. Daß man es bis auf unsere Tage in den Schulen gelehrt hat, war allerdings ein Mißgriff, weil es der Anschauung von den natürlichen Gruppen der Pflanzen nicht hinlänglich Rechnung trägt und die Aufmerksamkeit des Anfängers von Hauptsachen auf Nebendinge ablenkt. Selbst den angeblichen Vorzug, daß man nach Linnés System eine wildwachsende Pflanze am leichtesten und sicherten bestimmen könne, habe ich meinerseits nie anzuerkennen vermocht. Was die wissenschaftliche Bedeutung von Linnés System anlangt, so hat er selbst es nur als ein künstliches und damit als eine provisorische Klafifikation der Pflanzen betrachtet. Während in feinem System der Nachdruck auf Zahl und Verbindungsweise der Staubgefäße und Griffel gelegt wird, also willkürlich herausgegriffene Merkmale die Grundlage bilden, schaute doch Linné im Geiste durch diese künstliche Klafifikation hindurch die Ordnungen und Familien eines natürlichen Zusammenhanges der Pflanzen, wie er in der Systematik der Gegenwart gelehrt wird. Darum war ihm auch die Übereinstimmung im Bau aller Teile einer Pflanzengruppe das systematische Ideal, weil dadurch natürliche Gruppen umschrieben werden. So weit als möglich fuchte er die natürlichen Familien der Pflanzen, wenigstens die größten und wichtigsten, mit Klaffen feines künstlichen Systems zu identifizieren, deren Merk-

Das Kommen der kriegslosen Zeit 211 male und Definition er dann allerdings von der Beschaffenheit der Staubgefäße und Stempel herleitete. So decken sich die Familien der Orchideen, Kompofiten, Papiliomazeen, Ranunkulazeen, Rosazeen, Kruziferen, Labiaten u. a. m. mit Klaffen oder Ordnungen des Linnéschen Systems. In seinem künstlichen System steckte also gleichsam schlummernd das natürliche System bereits drin; selbst Monokotylen, Dikotylen und Polykotylen hat er schon unterschieden, welch letzterer Name fich auf die Nadelhölzer bezieht, die man in späteren Systemen noch lange zu den Dikotylen gestellt hat. Linné wollte offenbar nicht die Bruchstücke eines natürlichen Systems liefern, was ihm ein leichtes gewesen wäre, sondern er wollte eine für feine Zeit zweckmäßige Klassifikation aufstellen, durch welche die Gesamtheit der Pflanzen zusammengefaßt wurde, Ordnung in das Chaos der Naturformen

kam und es wegen der streng logischen Durchführung der Gliederung feines Systems möglich wurde, neu zu entdeckende Arten ohne Schwierigkeit einzureihen. Weil aber Linnés System nur teilweise den natürlichen Gruppen der Pflanzen gerecht wird, mußte es später konsequent durchgeführten natürlichen Anordnungen weichen, wie sie von Juffieu, Decandolle, Endlicher u. a. geliefert wurden. Heute befitzt Linnés System nur noch historisches Intereffe; für feine Zeit aber war es ein gewaltiges Geisteswerk. Als Bahnbrecher in feiner Wiffenschaft mußte Linné einseitig sein, denn die schon damals bestehenden Aufgaben auf dem Gesamtgebiet der Botanik waren viel zu umfangreich, als daß ein einzelner Menschengeist, auch wenn er zu den größten gehörte, fich ihrer Bearbeitung hätte widmen können. Es berührt daher wunderlich, wenn neuere Geschichtsschreiber der Botanik an Linné herummäkeln und tadeln; wenn sie ihm vorwerfen, daß er keine eigenen biologischen Beobachtungen angestellt, daß er die falschen entwicklungsgeschichtlichen Anfichten feiner Vorgänger kritiklos hingenommen, kurz, daß er von der Natur der Pflanze nicht viel gewußt habe. Demgegenüber ist darauf hinzuweifen, daß der Tag nur 24 Stunden besitzt, daß Linné einer der arbeitsamsten Männer war, die gelebt haben, und daß es selbst für feinen Feuergeist unmöglich fein mußte, mehr zu leisten, als er geleistet hat. Daß er selbst volles Bewußtsein davon hatte, mit feiner klassifizierenden Tätigkeit die Probleme der Botanik nicht erschöpft zu haben, geht schon aus der Außerung hervor: „plantam, non plantas cognoscere“ – die Pflanze, nicht die Pflanzen kennen – müffe das Endziel der Wiffenschaft fein. Während er selbst sein Leben auf das Unterscheiden der Pflanzen verwendete, schaute er im Geiste eine künftige Botanik, die das Wesen und die Natur der Pflanze ergründen müffe. Wenn Linné heute getadelt wird, weil er dies oder jenes nicht getan habe, so befindet er sich damit in der Gesellschaft vieler großen Geistesfürsten, die von der Kritik der Epigonen nicht beffer behandelt werden, und unter denen nur Aristoteles genannt sein möge. Prof. Dr. J. Reinke Er Das Kommen der kriegslosen Zeit IN von Egidy hat die kriegslose Zeit kommen sehen, ja in feinem hie und da etwas bodenlosen Optimismus glaubte er, wir seien eigentlich schon mitten drin. Die Nüchterneren unter den Friedensfreunden teilten diesen Glauben nicht; aber immerhin war es begeisternd, diesem Edelanarchisten zuzu-

 hören, wenn er in markigen Zügen die Umriffe der gewaltlosen Ara skizzierte. Und jedenfalls ist die Tatsache nicht zu bestreiten, daß innerhalb der europäifchen Staatengemeinschaft die Kriege wesentlich seltener geworden find. Vergleicht man beispielsweise bei Berndt, „Die Zahl im Kriege“, die Tabellen, die das 19. Jahrhundert mit feinen kriegerischen Verwicklungen darstellen, mit den Bildern früherer Zeiten, so staunt man über die vielen weißen Fächer des Schachbretts, welche die Friedensjahre bedeuten und welche ganz gewaltig überwiegen gegenüber den schwarz angestrichenen Kriegsjahren; ja der Gedanke, daß der Krieg, der früher die Regel war, zur Ausnahme degradiert wird, drängt sich förmlich auf, und sollte von hier aus nicht auch die Vermutung erlaubt sein, daß die Menschheit, die sich doch im allgemeinen aus der Barbarei herausarbeitet und fich der Gefittung entgegenstreckt, wirklich auch dem Krieg entwachsen und dem Rechts- und Dauerfrieden zustreben wolle? Ich verkenne gar nicht das Gewicht der Gegengründe. Ich weigere mich auch nicht, das Goethesche Wort: „Nichts kann der Mensch weniger ertragen als eine Reihe von guten Tagen“ auf das Völkerleben anzuwenden. Ich verstehe auch ganz gut die Position Paulsens, die er in die Worte faßt: „Ein Leben ohne Hemmung und Widerstand, ohne Kampf und Not, – es würde dem Willen, wie er ist, nicht zusagen. Das absolut schmerz- und furchtlose Leben würde uns bald geschmacklos und unerträglich vorkommen; denn mit den Ursachen des Schmerzes wäre aus dem Leben entfernt alle Gefahr, aller Widerstand, alles Mißliche, damit alle Anstrengung und alles Ringen, die Aufregung vor dem Wagnis, der Drang des Kampfes, das Frohlocken des Siegs.“ Aber – die Energie in Ehren, mit welcher dieser Philosoph der Kampfesluft das Problem des Schmerzes anfaßt – so muß doch gesagt werden, Schmerz und Kampf und Gelegenheit, die Kraft des LÜberwindens zu üben, hätte die Menschheit genug, auch wenn fie aufhörte, sich selbst zu zerfleischen, auch wenn der Krieg wirklich das würde, was der Engländer Pauncefaute von ihm gesagt hat, – ein Anachronismus. Warum bekriegen sich die Menschen? Die Gründe haben mit dem Fortschritt der Zeiten gewechselt. In der Urzeit taten sie es, um einander ihre Jagdgründe streitig zu machen, um

einander ihre Weiber zu rauben, um etwa auch die gefangenen Feinde aufzufreffen, in dem naiven, mit dem Totemismus zusammenhängenden Glauben, als ob man die Kraft und Lift des Feindes damit, daß man ihn verzehrt, sich aneignen könne. Dann kam die Zeit, da man Kriege führte, um Sklaven zu machen. Die Menschheit hat sehr lange gebraucht, bis sie einsah, daß die Arbeit des freien Mannes wertvoller sei als die des Sklaven, und es ist ein sehr weiter Weg von dem biblischen: „Wenn du als Sklave geboren wirft, fuche nicht frei zu werden“, bis zu dem Schillerfchen „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär’ er in Ketten geboren“, und bis zu der Antifklavereikonferenz vom Schluß des vorigen Jahrhunderts. Es folgte die Periode der Weltreiche mit ihrem alle Grenzen überflutenden Ausdehnungsdrang, erklärlich nicht etwa bloß aus der Agrarverfaffung der betreffenden Staaten, durch die fie fich gezwungen meinen konnten, für die nachgeborenen Geschlechter Neuland zu beschaffen, sondern aus der Macht irgend einer eigenartigen und mit Energie erfaßten Kulturidee, die ihrerseits auf Expansion hindrängte. Die Möglichkeit, Kulturideen ohne kriegerische Unternehmungen zu verbreiten, mußte fich übrigens früh genug aufdrängen. Und die Meinung, daß man die Grenzen um der Gewinnung neuer Ländereien willen

 verschieben müffe, gehört auch einer weit zurückliegenden Vergangenheit an. Wenn heutzutage ein Land erobert wird, so werden feine Einwohner – das gilt wenigstens von Europa – in der Regel weder von ihren Höfen noch von ihren Hufen verdrängt; der Eroberer gewinnt keinen Ackergrund für seine überschüffige Bevölkerung. – Nicht eben tief ist die Behauptung, daß man Kriege führen müffe um der Märkte willen; jedes politische Kind weiß, daß man Märkte nicht mit Kanonen, sondern mit Warenproben erobert. – Aber gleicht nicht die Menschheit den Rudeln hungriger Hirsche, die sich um die Futterplätze streiten, wenn das Gras alle zu werden droht? Hat nicht Malthus recht, wenn er behauptet, daß die Menschheit notwendigerweise von Zeit zu Zeit auf die Grenze der Existenzmöglichkeit stoßen müffe, fintemal sich die Menschen in geometrischer Progression vermehren, während die Nahrungsmittel nur in arithmetischer Progression zunehmen? Muß nicht immer wieder der Proletarier das Wort vernehmen: Hinaus mit dir; für dich ist kein Platz am Tische der Natur gedeckt? Und find wir nicht genötigt, Eroberungskriege zu führen, wenn wir unsere überschüffige Bevölkerung vor dem Hungertode bewahren wollen? Die Ansicht des Pfarrers Malthus ist nicht bloß roh, sie ist zum Glück auch falsch. Tatsächlich vermehren sich die Nahrungsmittel so schnell wie die Menschen, haben ja doch alle Gewächse der Erde die Tendenz, so gut wie die Menschheit, ins Unendliche zu wachsen. Natürlich ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aber daß die Ausbeutung der Natur mit der Vermehrung der Menschen gleichen Schritt halten kann, sollte nicht geleugnet werden. Die Bevölkerung Amerikas hat sich in hundert Jahren versechsfacht, der Reichtum des Landes aber, d. h. die Subsistenzmittel, haben sich in derselben Zeit verzehnfacht. Immerhin mag zugegeben werden, daß die Subsistenzmittel heute noch der zu kurz und zu schmal geratenen Decke gleichen, an der die Menschen – wie weiland die drei gerechten Kammacher Gottfried Kellers – zerren. Es steht aber nirgends geschrieben, daß sich die Decke nicht vergrößern, d. h. daß die Produktivität der Erde sich nicht durch intensive Wirtschaft verzehnfachen, ja verhundertfachen ließe. In Wahrheit gilt noch heute Schillers Wort: „Raum für alle hat die Erde.“ Oder sollte der Krieg unvermeidlich fein um des Raffengegensatzes willen? Sind die Menschen einander tatsächlich so verhaßt, daß sie immer wieder von Zeit zu Zeit ihre Hände in das Blut der Raffenfeinde tauchen müffen aus keinem andern Grunde, als weil sie sich nach Haut oder Gesichtsbildung voneinander unterscheiden oder weil sie einander nicht riechen können? Aber wo find denn die Amokläufer unter uns, die morgens mit dem Gedanken auf wachen, heute einen Chinesen zum Frühstück zu verspeisen oder einen Semiten am Spieß zu braten? Wenn nicht die fkrupellose Hetze der Unverantwortlichen wäre, so würde niemand daran denken, aus dem Raffengegensatz einen Kriegsgrund zu machen. Am schwersten scheint mir folgender Einwand ins Gewicht zu fallen. Die Menschen scheinen durch das Gesetz der Trägheit gelähmt und unfähig zu fein, fich aus eigener Initiative aus verrotteten Zuständen herauszuarbeiten; es muß von Zeit zu Zeit ein Sturm kommen, der den Moder ausfegt. Die Gegend von Mainz würde heute noch unter dem Krummstab stehen, wenn nicht die Revolutionskriege und die

napoleonischen Kriege Auskehr gehalten hätten. So kommt die Entwicklung der Menschen immer wieder an gewife Knoten – könnte man uns entgegenhalten –, die sich nicht lösen, sondern nur mit dem

 Schwert zerhauen laffen. Die Erdrinde hat sich auch nicht bloß durch lauter fanftmütige Anschwemmungen gebildet; es ist durch Eruptionen und Zusammenbrüche hindurchgegangen. Die Zusammenbrüche im Gebiete der Menschheitsgeschichte aber heißen – Krieg. Der Krieg allein, könnte einer fagen, bewahrt die Welt vor dem Schicksal des Verfaulens; er ist das notwendige Korrektiv, das die Weltgeschichte braucht, um unhaltbar gewordene Zustände zu beseitigen. Ich gestehe: diese Einwürfe sind nicht leicht zu nehmen. Nichtsdestoweniger ist zu hoffen, daß die friedliche Form des Fortschritts allmählich zur Regel werden wird, so gewiß als bei der Erdentwicklung die Eruptionen und Zusammenbrüche zurückgetreten sind hinter den langsamen Ansammlungen der anorganischen Stoffe. Die Art, wie sich Norwegen von Schweden loslöste, muß zur Regel werden; die Art, wie die Brasilianer mit Dom Pedro fertig geworden sind, muß sich durchsetzen gegenüber der gewaltsamen Art, welche die Mexikaner gegen Maximilian angewendet haben. Das wird so kommen, weil die Menschheit aus der Barbarei der Gesittung entgegenstrebt, weil der Abscheu vor der Gewaltanwendung ihr immer tiefer eingeprägt werden wird. Gewiß, vorderhand werden wir ohne Gewalt noch lange nicht auskommen. Auch die Friedensfreunde brauchen noch ein Korrektiv, wenn es nicht zur Ruhe des Friedhofs kommen oder wenn unhaltbare Zustände nicht verewigt werden sollen. Worin besteht dieses? Es ist immerhin denkbar, daß die unbeschränkte Auswanderung, welche die Hospitalität von seiten des zu befiedelnden Staats zum Korrelat hat, genügen dürfte, um der Welt neues Blut zuzuführen, um allmählich auch die alt und unerträglich werdenden Verhältniffe umzugestalten und kranke Volkskörper zu erneuern. Dazu müßte natürlich eine den Globus umspannende Rechts- und Wirtschaftsordnung kommen; darin würden wir die sicherste Garantie für die Erhaltung des Friedens sehen. Bis auf weiteres aber wird man wohl auf die Gewaltanwendung nicht ganz verzichten können. Das Mittel der Bundesexekution oder des Polizeikriegs muß gegenüber verkommenen Völkern, die gegen jeden fittlich-rechtlichen Fortschritt sich intranfigent erweisen, als ultima ratio ins Auge gefaßt werden. Ein Polizeikrieg aber ist etwas anderes als ein nationaler Intereffenkrieg. Er wird, wenn er von sämtlichen die Exekution vollstreckenden Kulturnationen als letztes Rechtsmittel aufgefaßt wird, auch ohne die Greuel durchgeführt werden, durch welche der europäische Name z. B. noch durch die Expedition gegen China geschändet wurde. Wenn aber die widerspenstige Nation vernünftiger Erwägung noch einigermaßen zugänglich ist, fo wird fie fich fagen: Es ist beffer nachzugeben, als die Existenz, die ja durch das Zusammenwirken sämtlicher Vertragsmächte aufs äußerste bedroht wäre, zu riskieren. So scheint denn doch das Morgenrot der kriegslosen Zeit von ferne tatsächlich heraufzudämmern. Was aber, wenn wir dieser Zeit entgegengehen wollen, unter allen Umfänden abzuweisen ist, das ist der Gedanke an die Neuverteilung der Erde, wie er heute in nicht wenigen nationalistischen Köpfen auch im deutschen Vaterlande spukt. Daß Deutschland bei der Teilung der Erde zu spät und darum zu kurz gekommen sei, daß es sich feinen Platz an der Sonne erst erkämpfen müffe, daß das deutsche Volk zu den aufstrebenden Nationen gehöre, die als solche berechtigt seien, alt gewordene absterbende Völker aus ihrem Besitztum zu verdrängen, daß dem edel angelegten deutschen Volk der Wille zur Macht, die Herrenmoral fystematisch eingeimpft werden müffe, daß es als ein Herrenvolk das Recht habe, sich in der Politik jenseits von Gut und Böse zu stellen,–

 diese Stilblüten kann man heute in jeder nationalistischen Redaktionsstube gedeihen sehen. Daß andere Völker ebenso von der Macht- und Herrschbegier ergriffen find und ihrerseits ausgreifen, ist keine Entschuldigung für die guten Deutschen, die es befer wifen könnten, und denen es ihr Lehrmeister, das Christentum, ins Stammbuch geschrieben hat: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an feiner Seele?“ Selbst die Gefahr, daß der Deutsche, wenn er sich mit dem Erworbenen begnügte, zu kurz kommen müßte, weil die andern weniger fkrupulös im Zugreifen feien, ist nur eine eingebildete. Denn einmal ist ein Reich wie das deutsche in feiner

geschloffenen kompakten Einheit viel stärker als ein englisches oder russisches Weltreich mit ihren riefigen Angriffsflächen, die sich erst vor kurzem beide als Koloffe mit tönernen Füßen zeigten; und zum andern hat das deutsche Volk nach den Worten Dernburgs schon jetzt in seinen Kolonien ein Anfiedlungsgebiet doppelt so groß als das Mutterland. O. Umfrid MJunge Mädchen in sozialer Hilfsarbeit 21" dem Gebiet der humanen Bestrebungen ist es eine neue Erscheinung, daß schon die ganz jungen Mädchen aufgerufen werden, an der Arbeit betätigter Menschenliebe mitzuhelfen. In frühern Zeiten hätte das kaum gefchehen können, weil man die Anschauung hegte, daß junge Töchter fich nur im engsten, ihnen nächsten Kreise nützlich machen sollten, und weil andererseits das Elend der Armeren nicht so offenkundig vor aller Augen lag. Heute ist die Not des Volkes derartig angewachsen, die Unzufriedenheit und Bedürftigkeit der unteren Klaffen begegnet uns so häufig, so dringlich mahnend, daß jeder, der den Segen einer gesicherten Existenz genießt, fich verpflichtet fühlt, Intereffe und Kraft den minder Begünstigten zuzuwenden. Nicht darauf dürfen wir uns beschränken, von dem uns entbehrlichen Geld oder Geldeswert zu spenden; es wird viel mehr und Befferes gebraucht: Gedanken, Zeit, Wiffen; vor allem die warme Anteilnahme des Herzens! Ohne diese gibt es nirgends richtiges Erkennen und niemals echtes, versöhnendes Helfen. Weil nun gerade dieser Punkt, das persönlich-menschliche Teilnehmen am Leiden anderer, so besonders wichtig und recht eigentlich ein weibliches Gebiet ist, deshalb haben viele Frauen fich zusammengetan, um im größern Maßstabe Gutes zu wirken, und fiel wollen nun auch die Herzen der Jugend daran mittun laffen, auf Grund ihrer natürlichen Fähigkeit zur Menschenliebe. Der Begriff „Gutes wirken“ umfaßt jedoch weit mehr als bloße Hilfsbereit fchaft; er fetzt Einsicht, Kenntniffe, Erfahrungen voraus, die erst erworben werden müffen, damit neben dem Willen zu helfen auch das Können steht. Es gibt gar viele, die trotz bester Absichten ganz ungeübt find und nicht wiffen, wie man das Nützliche richtig anfängt, weil sie niemals darüber belehrt worden find; deshalb ist es ein so schönes Unternehmen, daß nun die Erfahrenen alle jüngern Kräfte sammeln und anleiten wollen. Wir verstehen unter „sozialer Hilfsarbeit“ die tätige Mitwirkung des einzelnen zum Nutzen anderer, irgendwie Bedürftiger, das persönliche Tun zum

 Wohle der Gesamtheit. Wir haben dafür noch ein anderes, näher bezeichnendes Wort: Wohlfahrtspflege! Darin drückt sich Absicht und Leistung vollkommen aus; es nennt die beiden Hauptfaktoren: wohltuende Gesinnung und Pflege, d. h. die zielbewußte, zweckmäßige und geduldige Bemühung, um das Befinden anderer zu beffern. So unendlich verschieden Arten und Wege find, auf denen man in dieser Richtung arbeiten kann, so haben fiel doch alle einen gemeinsamen Zug: jedes wohltätige Bestreben muß im Zeichen der Freude stehen! Die Wohltätigkeit ist freilich für jeden, der sich ihr widmet, eine ernste Aufgabe insofern, als fie nie wie ein Spiel gehandhabt werden darf, das heute eifrig ergriffen und morgen wieder fortgelegt wird, weil es heute beseligt und morgen ermüdet; aber fie ist keine grämliche Pflicht, oder gar eine Last, der man sich feufzend unterzieht. Wohltätigkeit zu üben ist vielmehr ein fröhliches Recht, ein wundervolles Vorrecht derer, die an schönen Lebensgütern so viel empfangen haben, daß fiel davon mitteilen können, mit der Energie eines freien Willens und mit der Zartheit eines warmen Herzens, immer eingedenk zweier Punkte: daß eines Vorrechtes nur wert ist, wer fich um deswillen vor dem Rechtlosen niemals überhebt, und daß ein Mensch, der leidet, ganz besonders leicht verletzbar ist. Von den genannten schönen Lebensgütern hat fast jedes Mädchen der gebildeten Kreise einen Vorrat, den ihre Familie oder ihr Beruf nicht völlig beansprucht, von dem fie also einen Teil zur allgemeinen Hilfsarbeit beisteuern kann. Die Summe all dieser vakanten Fähigkeiten im Dienst der Humanität zu verwerten, ist der Grundgedanke einer noch jungen Institution der „Mädchenund Frauengruppen für soziale Arbeit“. Diese find in verschiedenen Städten begründet, und ihre Mitglieder betätigen sich bei vielen Wohlfahrtseinrichtungen, in Krippen, Volkskindergärten, Waisenhäusern, Volksküchen; bei der Sorge für Altersschwache und für geistig zurückgebliebene Kinder. Überall kann die Helferin nach Anlage und Neigung, sowie nach dem Maß der verfügbaren Zeit fich ihren Platz wählen. Wieviel die einzelne kann oder tut, darauf kommt es nicht an; auch die kleinste Leistung ist eine willkommene und nützliche, sofern fie freudig geboten und – mit Treue eingehalten wird, denn nur so wurzelt man wirklich

fest in den Zwecken, denen man dient. Dienend fügen wir unsere kleine Tat einem großen Werke ein, und wie einerseits die eigene Persönlichkeit fich daran tüchtiger entwickeln soll, so muß sie andererseits in gewissem Sinne fich darin unterordnen. Der ideellen Sache gilt es in erster Linie, und so find wir Mitwirkenden alle außer uns selbst auch der Sache, dem Ganzen verantwortlich. Die Tätigkeit unserer Gruppen soll ein Ausdrucksversuch sein für die Rechtfertigung, deren das vielfache Plus unserer Existenz den Armen gegenüber bedarf; und sie sollen eine Schule sein, die freudige Hilfsbereitschaft in die rechten Bahnen leitet. Anna Krieger, Leiterin einer Gruppe in Königsberg i. Pr.

T - Z. NSH- % IT .- 2. Uffenhalle Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen find unabhängig == vom Standpunkte des Herausgebers = Zum Christustypus Eine Umfrage I. nfere im Anschluß an die im Dezember- und Aprilheft des Türmers veröffentlichten Christusbilder Ludwig Fahrenkrogs ausgesprochene Bitte um Meinungsäußerungen über den in diesen Bildern geschaffenen Christustypus hat in so überraschend dankenswerter Weise Gehör gefunden, daß redaktionelle Rücksichten uns zwingen, die eingegangenen Antworten in zwei Abteilungen zu bringen. Das werden die Leser um so weniger bedauern, als einzelne dieser Meinungsäußerungen auch im Umfange die Bedeutung selbständiger Abhandlungen haben. Da ihr die Gelegenheit eines zusammenfaffenden Schlußwortes verbleibt, in dem auch mehrere ganz knappe Urteile Platz finden werden, hat die Redaktion hier nur die angenehme Pflicht, allen verehrten Einsendern auch im Namen der Türmerleser innigsten Dank zu sagen. ze Das Mißgeschick, daß wir kein beglaubigtes Bildnis Jesu besitzen, erscheint nicht so groß, wenn man bedenkt, wie unzureichend auch sonst die Ikonographie uns zu Hilfe kommt. Wie schwankend ist die echte Überlieferung des Typus Goethe, Mozart, Beethoven, wie konventionell und willkürlich defen Verwendung! Wie gefährlich ist es, auf Grund von Münzen und dergleichen Standbilder zu bestimmen! Wir stehen den meisten historischen Typen etwa fo gegenüber, wie das Brentano in einer köstlichen Novelle geschildert hat, wo das Publikum fich die Bildniffe aus den im Vorrat gemalten Typen herauszusuchen hat, nach einer Methode der Ausschließung. So fragen wir uns auch bei jedem neuen Goethe- oder Beethovenbild: Kann das etwa Goethe oder Beethoven sein? Überzeugt es uns? Glauben wir's? Ahnlich fragen wir bei einem neuen Christusbild, mag es nun den bartlofen oder Barttypus zeigen. An sich ist gegen den erfteren gewiß nichts einzuwenden. Er ist archäologisch ursprünglicher bezeugt, und selbst wenn es nur ein Idealtypus wäre, so hat auch der Barttypus keine realere Grundlage. Wenn man in dem einen Typus den des Hermes oder Apollo oder Orpheus erkennt, dann mag man in dem andern den des Zeus, des Asklepios erkennen.

 LÜbrigens bietet schon die griechische Kunst den Doppeltypus des unbärtigen und des bärtigen Dionysos. Eine in jeder Beziehung zutreffende Analogie! Auch vom rein zeitgeschichtlichen Standpunkt aus ist mir der bartlose Typus insofern sympathisch, als ich mich bemüht habe, in meinem „Leben Jesu“ zu zeigen, daß das Judäa zur Zeit Christi ganz unter dem Einfluß der hellenistischen Kultur stand. Die Architektur des Tempels war rein griechisch, die Namen griechisch oder gräzisiert, das Sektenwesen der Pharisäer, Sadduzäer und Effener beruhte ganz auf dem Vorbild der griechischen Philosophenschulen der Stoiker, Epikureer und Pythagoreer. Die Sitte, z. B. das Liegen beim Mahle, selbst beim festlichen Ostermahle, war griechisch. Warum sollte also Kleidung und Haartracht in Judäa von der allgemeinen Sitte der Zeit abweichen! Wenn man es für unwürdig hält, fich Christus rafiert und gestutzt zu denken, so ist es nicht weniger unwürdig, ihn mit mühsam gepflegten Locken zu denken. Man zog seit Alexander dem Großen die Bartlofigkeit wegen der größeren Reinlichkeit vor. Und man konnte die Vorstellung des wildwachsenden Haares und Bartes, wie dies die Sitte mancher Philosophen blieb, nicht von der Vorstellung ekelhafter Unreinlichkeit trennen. Daß Jesus die Waschung und die zur Waschung gehörige Salbung nicht verschmähte, wifen wir. Freilich wir brauchen ihn und keinen feiner Zeitgenoffen, mit Ausnahme der Stutzer, allzeit glatt rasiert uns vorzustellen, am wenigsten bei den langen Wanderungen, beim vierzigtägigen Verweilen in der Wüste. Aber mag nun der Künstler den einen oder den andern Typus vorziehen, er wird sich in dem einen Fall ebenso hüten müffen wie in dem andern, an den

Barbier oder an den Friseur zu gemahnen. Und das scheint mir die Hauptsache. Er bilde den bärtigen Christus fo, daß er nicht mit dem Haare, mit den Locken, mit dem Barte pofiere; er bilde den unbärtigen Christus fo, daß man an etwas anderes denke als daran, daß dieser Mensch gut rafiert und gestutzt sei. Es ist ein ähnliches Problem wie jenes andere der Bekleidung und Nacktheit. Auch da kommt es vor allem darauf an, daß man nicht den Eindruck hat: Den hat man angezogen! oder: Den hat man ausgezogen! Sondern man soll immer den Eindruck haben: Sehet, ein Mensch! Sehet, der Mensch! Die altchristliche Kunst, Lionardo und Michelangelo scheinen mir das auch mit dem bartlosen Typus erreicht zu haben. Ob auch unsere Zeitgenoffen? Damit komme ich schließlich noch auf eine bei dieser Gelegenheit angeregte Frage. Der Künstler hat ebenso einen wirklichen, vollen und ganzen Menschen zu schaffen, wie die Kirche und das Dogma in Christus einen wirklichen, vollen und ganzen Menschen sieht. Das Gegenteil ist nicht nur unhistorisch, nicht nur unästhetisch, sondern auch undogmatisch und unkirchlich. Wenn aber die moderne Kunst meint, fie könne nicht zugleich den Gott darstellen, so scheint sie ihre eigenen Mittel zu unterschätzen. Denn schon nach der alten genialen Entdeckung des Sokrates vermag die Kunst mit den Mitteln des Sichtbaren das Unsichtbarste auszudrücken und darzustellen, alles Seelische, Geistige, also auch das Göttliche. Was den alten Griechen gelungen ist, das sollten doch wir nicht als unmöglich erklären. Wenn ferner die heutigen Christusbewunderer vor allem den fich zur Heiligkeit emporringenden und mühsam emporarbeitenden Menschen betonen, so scheinen sie mir wieder das tatsächliche Phänomen der Genialität zu übersehen. Es gibt erfahrungsgemäß auf den Gebieten der Mathematik, Philologie, Poesie, Musik usw. Genies, die allerdings (ähnlich wie Christus) an Alter, Weisheit und Gnade allmählich zunehmen müffen, die

auch den Widerstand der Außenwelt zu verspüren haben, deren innere Arbeit aber nur in einer fortschreitenden, fieghaften Besitzergreifung des ihnen auf unerklärliche Weise von oben her angewiesenen geistigen Gebiets besteht, nicht in irrenden Versuchen, aus denen sich freilich minder begabte Talente erst durchkämpfen müffen. Wenn ich also auch nicht von jedem Künstler den kindlichen Kirchenglauben und nicht den mystischen Adlerflug über Raum und Zeit verlangen kann, so darf ich doch wenigstens erwarten, daß er in kongenialer Anschauung den Genius erkennt und darstellt, den Genius, der an fieghafter Genialität, an zweifelloser Klarheit doch eingestandenermaßen jene mathematischen und musikalischen Genien unendlich übertrifft. Dies Göttliche darzustellen, das sowohl die göttlichen Ideen der antiken Mythologie wie die der ganzen übrigen Welt- und Kulturgeschichte überragt, das ist von der Kunst mit Recht angestrebt und vielleicht auch hie und da erreicht worden. Es ist nur eine Steigerung und Vereinigung der beiden künstlerischen Hauptaufgaben: Darstellung der ideenerfüllten Persönlichkeit, Darstellung der personifizierten Idee. Wien. Richard von Kralik ze ihr nie Als ich zum ersten Male eine Verkleinerung des Fahrenkrogschen Bildes „Jesus predigend“ fah, kam es über mich wie ein Augenblick stiller Weihe. Schon am nächsten Tage bot ich eben so einen Augenblick meinen Schülern und Schülerinnen der Oberklaffen, wie auch denen von der Maschinenschule der Kriegsmarine. Längst schon hatte ich ihnen im Religionsunterrichte gesagt, daß das übliche Christusbild, wie es ein Maler dem anderen mit geringen Abweichungen nachmalt, weder geschichtlich haltbar sei, noch auch den Jesus wiedergebe, wie ihn uns die Evangelien, besonders die ersten drei, erscheinen laffen. Bei jeder Gelegenheit hatte ich die Schüler erkennen gelehrt, daß die überlieferten mannhaften Worte und Taten Jesu in dem herkömmlichen süßlichweibischen Christusbilde keinen Ausdruck finden. Aber eins fehlte mir: das Bild, welches meiner Beschreibung Jesu entspräche. Einstweilen begnügte ich mich mit den aus dem christlichen Altertum überkommenen Bildern, die den bartlofen, kurzhaarigen jungen Mann darstellen, verschwieg aber nicht, daß diese Bilder ebensowenig wie die, die den bärtigen Christus darstellen, auf verbürgte Nachrichten zurückgehen, sondern ebenfalls den Christus widerspiegeln, wie er vor der Seele des Künstlers und feines Zeitalters gestanden hat. Da überraschte mich Herrn Fahrenkrogs Jesus, dargestellt in dem Augenblicke, wo er zornesmutig in die bunte Menge hineinruft: „Wer dieser Kleinsten einen ärgert, dem wäre es besser, man hängte einen Mühlstein an feinen Hals und würfe ihn in das Meer, wo es am tiefsten ist!“ Hier

ergriff mich das, was ich längst gesucht hatte, mit weihevoller Gewalt. Zum ersten Male seit Dürers Zeiten wieder ein wahrhaft männlicher Christus, ein Heldengeist! Lange konnte ich mich von dem trotz seiner allerbescheidensten Maße doch eindrucksvollen Bilde nicht trennen, und ebenso erging es meinen Schülern. Und dann zeigte ich ihnen ein größeres schönes Lichtbild aus dem Röntgenschen Kunstverlage. Dies Bild erhielt dann einen dauernden Platz auf meinem Schreibtische, damit es täglich predige mir und meinen Besuchern. Den Kunstverständigen unter denen, die das Bild betrachteten und sich nach feinem Inhalte erkundigten, zeigte ich zum Vergleiche die besten altchriftlichen Bilder des bartlosen Christus. Wie sehr wurde doch da trotz äußerlicher

220 Zum Christustypus LÜbereinstimmungen der innere Abstand empfunden, auch der Abstand zwischen dem Einft und dem Heute! Man nehme einmal eins der besten der auf römifchem Boden entstandenen Christusbilder (die vollständigte Zusammenstellung derselben hat mein hochverehrter Lehrer Herr Profeffor Dr. Nikolaus Müller in der Realenzyklopädie für Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. 4, S. 63–82 gegeben), etwa das von der im Berliner Museum befindlichen elfenbeinernen Rundbüchse, auf welcher neben dem Opfer Abrahams auch Christus im Kreise der Apostel dargestellt ist, oder die Christusgestalten vom Sarge des Junius Baffus in Rom. Zunächst wird den Beschauer an deren Zügen nichts feffeln. Das liegt teilweise darin begründet, daß nicht Künstler, sondern Kunsthandwerker die Schöpfer der genannten Christusbilder (wie übrigens auch aller anderen) waren; hauptsächlich aber darin, daß man in den Zügen Jesu das heroisch–Große gepaart mit stiller Einfalt zum Ausdrucke bringen wollte. Aber die pheidiafischen Zeiten lagen doch zu weit zurück, und zum Schaffen einer neuen Vorlage, vor allem zur Darstellung von bisher unbeachteten Seelenvorgängen war die Zeit schon zu alt und zu arm, wenn schon fie gelegentlich noch Neues hervorzubringen vermochte. Ich kenne in der Tat keines von den vielleicht achtzig Christusbildern (ich rechne die Darstellungen des „guten Hirten“ nicht hieher), das die Blicke des Beschauers feffeln und eine weiheliche Sprache zu feiner Seele reden könnte. Anders steht es mit einem 1/4 Meter hohen Sarkophagstücke des Berliner Museums, defen morgenländischen Ursprung Profeffor Dr. Strzygowsky in feinem Buche „Orient oder Rom“, Leipzig 1901, bewiesen hat. Auch hier haben wir einen unbärtigen Christus vor uns; feine langlockigen Haare find noch immer ungescheitelt. Profeffor Strzygowsky weist auf den engen Zusammenhang dieses Kopfes mit dem des Eubuleus und dem des Eros von Centocelle hin; wir haben also auch hier keine Neuschöpfung vor uns. Das fieht man auch aus der Haltung der Figur. Blick, Stellung der Beine, Haltung der Arme und Wurf des Gewandes erinnern an die Darstellungen des Sophokles, der den Griechen als eine Art Inbegriff von geistigen Höhen galt. Man übertrug also auf dem Boden griechischen Empfindens auf Christus weniger das heroisch–Große, als das geistig–Bedeutsame. Und das feffelt die Blicke der Kundigen fo unwiderstehlich an die einfache Gestalt, die trotz ihrer Verstümmelung noch schön ist. Bei ihrem Anblick kann man wirklich Prof. Strzygowskys Worte nachempfinden: „Das ist eine vornehme, bedeutende Erscheinung; um ihr zu nahen, mußt du dein Bestes im Herzen bereit halten.“ Diese Gestalt kommt mir vor wie der letzte einsame Gruß aus einer Zeit, da sich ein unbefangenes Gemüt noch immer nicht daran gewöhnen konnte, Christus durch Glaubenssätze zu schauen. Doch wie einer ist, so ist ein Christus. Byzantinische Verworfenheit paarte fich mit mönchischer Weltverachtung, und der schönheitstrunkene Geist des Griechentumes zog zu den grauen Schatten. Fortan gab man auch dem Christusbilde mönchische Züge: blaffe Wangen neben der langen Nase, finstere Augen unter der schmalen Stirn, das lange, ungepflegte Haar gescheitelt, dazu einen mehr oder minder gespaltenen Bart. Was diesem Bilde an Hoheit abging, wurde durch eine entsprechende Umgebung aufgewogen: Da scharte sich ein Hofstaat von Engeln, Aposteln und Heiligen um den auf einem Herrscherfitz thronenden Christus, in den der Hoffitte gemäß verhüllten Händen ihre Kronen tragend. Christus war hier zu einem byzantinischen Herrscher geworden.

222 Zum Christustypus Das zweite Große, was Herr Fahrenkrog geleistet, ist das, daß er Jesus nicht für jede Lebenslage dieselben Mienen und Haltung gibt. Wir haben hier eine Wiederanknüpfung an den Gedanken vor uns, der Dürer auf dem Titelblatt seiner Holzschnittpafion den in tiefen Schmerz versunkenen Christus darstellen ließ. Und so muß man

die, welche in den Fahrenkrogfchen Christusköpfen den Ausdruck der Nächstenliebe noch vermissen, auf die Zukunft verweifen. Ein Künstler, der den dornengekrönten Christus vor 5 Jahren als bärtigen Dulder und heute als unbärtigen Helden malt, wird uns auch Bilder schenken, in denen Christus neben anderen auch mitleidsvolle Züge trägt. LÜbrigens mögen sich alle Unzufriedenen vor das Gemälde stellen, sich tief in die hehre Gestalt versenken und sich dann fragen, ob der Träger solcher Züge auch der Nächstenliebe fähig sei. Die Antwort wird „ja" lauten. Und dann möge man das Bild in Kirchen und Unterrichtszimmer und Wohnstuben einziehen laffen, und zwar bald. Dann würden selbst „Freigeister" vor Christus Achtung gewinnen. Denn gerade von diesem Christusbilde gilt das oben angeführte schöne Wort Prof. Strzygowskys: „Das ist eine vornehme, bedeutende Erscheinung; um ihr zu nahen, mußt du dein Bestes im Herzen bereit halten." Pola (österr. Küstenland). Pfarrer Lic. theol. Kurt Holz e e Der gewöhnliche Christustypus entspricht durchaus nicht meinem Ideal, weil darin die grandiose Manneskraft eines Religionsstifters, das Feuer der Begeisterung und die mit der unendlichen Milde verbundene große Festigkeit ebensowenig zum Ausdruck kommt, wie das Gefühl der weltgeschichtlichen Verantwortung, das ein Reformator gegenüber einer so stark gebauten Gemeinschgift, wie das Pharisäerjudentum war, an fich tragen mußte. Auch glaube ich, daß ein Galiläer eine gewife hellenistische Art der Tracht und des Habitus angenommen hat, da Galiläa gegenüber dem Pharisäismus von Jerusalem ficher eine selbständige Stellung einnahm. Sodann muß berücksichtigt werden, daß es sich um eine Persönlichkeit handelt, welche im 31., höchstens im 33. Jahre bereits gestorben ist, also sicher neben der Gewalt der Persönlichkeit noch eine große Jugendlichkeit an sich tragen mußte. Ich glaube, daß die Bilder von Fahrenkrog diesem Typus näher kommen, mit Ausnahme des Kreuzigungsbildes, denn in diesem ist der Erlöser ficher zu alt, der Körper zu stämmig und die Muskulatur zu ausgebildet für einen, der fich gewiß nur geistig beschäftigt und gewiß nicht die Gelegenheit hatte, durch viele Körperübungen sich gewisse fast heroische Körperformen zu erwerben. Das Bild widerspricht auch völlig der Darstellung von „Jesu als Prediger", denn man muß berücksichtigen, daß zwischen beiden Formen 1, höchstens 3 Jahre dazwischen liegen können. Ich muß dabei noch bemerken, daß der Typus von Lionardo oder von Andrea del Sarto meinem Ideale ebenfalls nicht entspricht, aber er stammt aus einer Zeit, in welcher man sich trotz der Entwicklung der Malerei aus dem Byzantinischen heraus immer noch scheute, die Persönlichkeit des Heilandes vollständig menschlich aufzufaffen. Daß man aber heutzutage solche Intereffen an der menschlichen Entwicklung Christi nimmt, ist ein günstiges Zeichen, denn ich habe bereits anderwärts hervorgehoben, daß gerade die Festhaltung der vollständig menschlichen Natur des Erlösers sowohl dem christlichen Gefühle, als insbesondere dem heutigen religiösen Bedürfnis entspricht. Die dem Johannis-

 evangelium entsprechende metaphysische Betrachtungsweise ist eine Sache für fich und darf uns das ergreifende, tief tragische, menschlich anmutende Bild des chriftlichen Religionsstifters nicht nehmen. Ich erkenne den Fahrenkrogischen Schöpfungen ein hohes, nicht nur künftlerisches Verdienst zu. Berlin. Prof. Dr. Jof. Kohler se Die Frage nach dem äußeren Eindruck, den die Gestalt Jesu gemacht hat, scheint mir schlechthin unlösbar. Das beweisen auch die kräftigen und tüchtigen Bilder von Fahrenkrog, die Sie mir zugesandt haben, denn auch fie find meines Erachtens genau so ungeschichtlich wie jedes andere Jesusbild. Ob Jesus langes Haar und Bart getragen hat, ist nebensächlich gegenüber der Frage, welcher Raffetypus in ihm verkörpert war. Auch wenn Fahrenkrog darin recht hat, daß der bartlose und kurzhaarige Jesus eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat, so ist doch das, was er bietet, so unorientalisch wie nur möglich. Ich würde seinen Jesuskopf als eine romanisch-germanische Mischform bezeichnen, die von vornherein jeden Gedanken an Nazareth ausschließt. Auch scheint mir, daß die Muskulatur des Gefichtes von anderen Seelenkämpfen spricht, als wir sie bei dem fündlosen Kinde Gottes voraussetzen dürfen, und daß sie ein höheres Lebensalter bezeichnet als das, in dem Jesus wirkte und starb. Schöneberg-Berlin. Fr. Naumann k Alle diejenigen edlen Eigenschaften, zu denen meine Seele sich am meisten hingezogen fühlt, zu deren künftiger, ewiger Ausgestaltung fie - vielleicht unbewußt - die Anfänge und Keime in sich selber trägt, wird sie verkörpert in dem Bilde suchen, welches fie fich von ihrem Heilande

schafft. Es wird daher schwer halten, ein einheitliches Bild Christi aufzustellen, welches dennoch so vielartige Werte in fich schließt, daß ein jeder daran fein volles Genüge findet. Auch Fahrenkrogs Jesus befriedigt mich nur halb. Dennoch steht er meinem Empfinden näher als die konventionellen akademischen Darstellungen, welche dem Volke aufgedrängt worden find. Haseldorf Emil Schoenaich-Carolath k s se Ich habe mit lebhaftem Intereffe den neuen Christustypus, den Fahrenkrog schaffen möchte, betrachtet. Seine Sehnsucht, von dem herkömmlichen Christustyp frei zu werden, ist durchaus berechtigt, ob ich nun an den geschichtlichen Jesus denke und feine Eigenart im Bilde des Künstlers verkörpert fehen möchte, oder ob mir Christus das Idealbild der Menschheit ist. Unser tieferes und klareres Verständnis der Schrift, das wir der modernen Theologie verdanken, hat uns die Erkenntnis geschaffen, daß der geschichtliche Jesus kein weichlicher, ewig wehleidiger und ewig gutmütiger Mann war, kein Mann ohne rechtes Mark, sondern eine Persönlichkeit mit energischem Wollen, der in fraffer Zucht die Menschen zur Lebenswahrheit und Stärke führen wollte, ja eine Persönlichkeit von gelegentlich herber, asketischer Strenge, der das Leben

 eine furchtbar ernste Sache war, auf die man nicht mit lächelndem Auge schaut. Diesem Jesus entsprechen die üblichen Jesusbilder mit ihrer manierierten Süßlichkeit ganz und gar nicht, weil sie von der Lebenswirklichkeit nicht die leiseste Spur an fich tragen. Aber ich persönlich denke, wenn ich von Christusbildern spreche, nicht in erster Linie an die geschichtlich bedingte menschliche Gestalt, mir ist Christus das Idealbild der Menschheit. Dann aber ist mir nichts verständlicher, als daß jede Zeit und jedes Geschlecht diesen Jesus in immer wechselnder Eigenart darstellen muß und darf. Soweit ich die geschichtliche Entwicklung des Christustypus kenne, hat immer Darstellung und Auffaffung dem entsprochen, was in jeder Zeit höchstes Wollen oder tiefste Sehnsucht war, worin die jedesmalige Menschheit ihr Innerstes wiederfand. Mithin hat der Künstler der Gegenwart volles Recht, in dem Christusbild, das feine Seele schafft, das alles auszudrücken, was in ihr und den Seelen feiner modernen Zeitgenoffen als Höchstmenschliches lebendig ist. Das ist aber unzweifelhaft jetzt: eine Persönlichkeit sein, die immer aus den Tiefen schöpft, ein Meister und Herr, in dessen Augen der Sieg leuchtet, bei dem jedes Wort und jede Bewegung von schöner, selbstbewußter Kraft zeugt. Ich finde das in Fahrenkrogs Bildern wieder und freue mich deffen. Aber doch ist's nicht der Christus, den ich von unserer Kunst ersehne, und darum auch nicht der Christus, an den ich „glauben“ kann. Ich vermisse einen Zug, ohne den mir der kraftvollste Christus starr bleibt: die reine Güte, die der feine, leise Unterton jedes Worts und alles Tuns ist. Diese unendlich reine Güte müßte die Christusgestalt durchleuchten, vor der ich in anbetender Ehrfurcht stehen möchte. Charlottenburg. Pfarrer Dr. Luther e e Schon seit Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ erschienen und auf Grund raffenpsychologischer Untersuchungen den Norditaliener Dante zu einem Langobardenabkömmling und den Nazarener Jesus zu einem Halbarier zu stempeln fuchten, ist ein Wandel in den traditionellen Anschauungen über Bild und Wesen des Gottmenschen Jesus eingetreten. Man diskutierte immer heftiger über sein Aussehen, eine „Schönheit“ und fein Wesen; fast gleichzeitig mit dem Erscheinen des Chamberlainschen Bekenntniffes wurde in Berlin eine „Christus-Ausstellung“ eröffnet, die ihn von den verschiedensten Seiten menschlicher Wesenheit aus wiedergab, ohne indes an Haar- und Barttracht etwas zu ändern. Es ist ein kühnes und intereffantes Unternehmen des trefflichen Malers Ludwig Fahrenkrog gewesen, in Bild und Schrift diese rein äußerliche Tradition wenn auch nicht direkt umgestoßen, so doch ins Wanken gebracht zu haben. Aufgefordert, zu den drei Christusdarstellungen, die dem Aprilheft als Beilagen mitgegeben sind, meine Ansicht auszusprechen, wird fie ohne weiteres nicht bei einem einfachen Ja oder Nein ihr Bewenden haben. Rein äußerlich betrachtet wäre es, abgesehn von allen kunsthistorischen Funden früherer Zeit, besonders aus den Katakomben, die nur für einen bartlofen und kurzhaarigen Jesus sprechen, nicht einzusehn, warum dieser allerdings absolut nicht weichliche weibische Dulderheld eben nur mit einem Spitzbart und langen Haaren in feiner göttlichen Erscheinung gedacht werden könnte. Im Gegenteil hat der schöne Bart auf vielen Christusbildern namentlich der jüngsten Vergangenheit dem Ausdruck direkt etwas Dekadentes, Verweichlichtes gegeben,

das ebenso vage für die Charakterbestimmung Jesu bleibt, wie jene äußerliche Zusammen-

Zum Christustypus 225 faffung einer Lehren in „Demut und Mitleid". Ein so sentimentaler, kritikloser und intellektuell verweibter Christus hätte zwar eine verwaschne Frömmigkeit im Sinne eines Säulenchristentums, nie aber eine Weltreligion schaffen können, die nahe an 2000 Jahre die größere Hälfte der Erde beherrscht. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß Jesus ein rücksichtsloser fanatischer Verfechter des „Willens zur Macht" gewesen ist. Das war er nach all dem, was uns in den Synoptikern überkommen ist, nie und nimmer. Sondern dieser wunderbare Sämann, der mit dem Korn der Liebe über das feinige Galiläa schritt, und der die große Fähigkeit besaß, die Spreu vom Weizen, das Schlechte vom Guten, das Selbstiche vom Selbstlosen zu trennen, dieser Jesus war, so stelle ich ihn mir vor, aus Liebe gütig im Grunde seines Wesens gegen alle, aber aus Liebe auch mitleidig mit den Schwachen und Armen im Geiste, und streng und manchmal bitter gegen die Reichen und die Selbstzufriedenen, denen er das Gleichnis vom Kamel und dem Nadelöhr zu kosten gab und die er in dem reichen Jüngling von der Wahrheit dieses Gleichnisses überzeugte. Seine Rede war nicht gewaltig wie die der Propheten und Schriftgelehrten durch das Feuer der asketischen Ekstase oder der kasuistischen Dialektik, sondern viel tiefer und erschütternder durch die absolute fittliche Wahrheit und Lauterkeit, die keine oratorische Macht brauchte, um in den echten Hörern einen unvergeßlichen Eindruck hervorzurufen. Gewiß fehlte diesem Revolutionär im edelsten Sinn der Menschheit nicht die Macht des heiligsten Zornes, wenn er die Wechsler und Krämer mit der Geißel aus dem Tempel trieb, nicht die unnahbare Hoheit, wenn er sein inneres Königtum vor dem Pöbel bezeugte, aber das tiefste Wesen seines Wesens ist in diesen dramatischen Momenten nicht zu suchen. Er war ein seltsames Mittelwesen zwischen Dichter und Philosoph, religiösem Dichter und religiösem Philosophen natürlich. Er blickte in die Natur um sich, wie er in die Seelen feiner Fischer und der Zöllner und Pharisäer fah, er holte aus der Natur, mit der sich feine friedvolle Seele eins fühlte, die Rohstoffe seiner Gleichnisse und aus den Herzen ihren menschlichen Sinn. Aber bei aller Tiefe und Schärfe des Blickes für alles, was um ihn war, fah er doch vor allem in fich. Er war der wahrste Mensch, weil er der innerlichste war. Und nur diese taten scheuende Innerlichkeit eines Wesens hat ihn zu jener Tragödie bestimmt, in der er durch fein Leiden feine Lehre zum Siege führte, was ihm durch sein Handeln im Sinne der Propheten nie möglich gewesen wäre. So am äußerlich verrohten Ritus feines Volkes – und nur an die Juden hat er in der ersten Zeit eines Auftretens gedacht – leiden konnte er nur, wenn er zum mindesten ein Halbjude war. Es erhöht ihn um so mehr, wenn wir uns unter ihm nicht einen Römer oder Hellenen vorstellen, sondern den unjüdifchften Juden, der je gelebt hat. Denn antijüdisch war feine Lehre – man braucht nur an den Formelstreit der Sadduzäer und Pharisäer mit ihrer Scheinheiligkeit und ihrem Feilschen um Worte und Begriffe zu denken, um den Abstand zu ermeffen. Und doch wie unhellenisch, um von allem Römischen zu schweigen, ist jenes Mitleid mit den Armen und Elenden, jene tiefe Liebe zu dem Nächsten, kurz jene Verklärung der Familiarität, wie sie im rohen Stadium am stärksten im Wesen des Semiten begründet ist. – Rechnet man noch hinzu, daß Jesus, dieser große Seelenträumer, der das Gleichnis von den Lilien auf dem Felde, die nicht fäen und ernten, fand, stets nur an feine Mission dachte, so wird es uns fast unmöglich, ihn uns vorzustellen, wie er in die Badfuben einkehrt, um sich dort Bart und Haupthaar fcheren zu laffen. – Der Türmer Ix,8 15

226 Zum Christustypus So kann ich denn nach all den vorher geäußerten Vernunft- und Gefühlsgründen – und wie könnte bei so einem Problem eines allein genügen, um eine Lösung herbeizuführen – zwar intellektuell dem Versuch Fahrenkrogs, einen eigentümlichen Lang-Rundschädelkopf mit den Merkmalen zweier Raffen, aber doch unter starker Betonung des alexandrinisch-hellenistischen im Kontrast zu der früheren des Semitischen zu schaffen, meine aufrichtige Bewunderung nicht versagen, aber den neuen Typ als einen wesentlich glücklicheren nicht anerkennen. Im Gegenteil scheint mir der frühere in vielen Punkten weitaus richtiger zu sein, nur fehlte ihm fast durchgehend bisher jener Zug der erkämpften und in Qualen vertieften und geläuterten Gottmenschlichkeit und jenes Unfagbare, in dem fich die höchste magisch-suggestive Kraft mit der stärksten Innerlichkeit verbindet. Ich glaube, jener Erlöser Christus Jesus wird nie ganz von Menschenhand verkörpert werden. Paul Friedrich e k r

Da ich bereits im Septemberheft der „Monatsschrift für Gottesdienst und Kirchliche Kunst“ von Spitta und Smend den Christustyp von Ludwig Fahrenkrog eingehender behandelt habe, darf ich vielleicht auf die dortigen Ausführungen zurückgreifen, wenn ich ein Urteil über die Auffaffung des Künstlers abgeben soll. Schreibt Lic. Dr. Schubring in „Der Protestantismus am Ende des 20. Jahrhunderts in Wort und Bild“: „Christus ist uns heute weniger eine historische Persönlichkeit als vielmehr ein überhistorisches Symbol“, so wird man der genialen Konstruktion Fahrenkrogs, für dieses Symbol des LÜbermenschen einen göttlich-menschlichen Ausdruck zu finden, feine Anerkennung nicht versagen können. Aber Fahrenkrog nimmt nicht nur eine auf ästhetischen, physiognomischen, ja phrenologischen Kenntniffen beruhende Konstruktion vor, sondern er geht auch historisch zu Werke. Er beruft sich auf die bartlosen Idealbilder Christi aus der ersten Christenheit. Er fieht in Christus das Gegenteil des Nafiräers, an defen Haar und Bart kein Schermeffer kam. Er folgert aus 1 Kor. 11, 14, daß Christus kein langes Haar getragen haben kann. Er zeichnet den Idealmenschen, den Übermenschen, den Gottmenschen, der jedenfalls die engen Schranken des Judentums auch in feiner äußeren Haltung durchbrochen hat und auch in seinem Antlitz feine Eigenschaften, feine Liebe, feine Geduld, feine Tatkraft, feine Treue, feinen Scharfsinn, eine Kampfesfreudigkeit, seine Siegesgewißheit zum Ausdruck brachte. Ist der erste Adam nicht bärtig zu denken, wieviel weniger der zweite Adam? Wird es keinem Künstler einfallen, den göttlichsten und vergeistigtsten unter den Jüngern Jesu, den Apostel Johannes, oder gar eine Engelgestalt bärtig darzustellen, fo gilt es doch ebenso von Christus. Hier kommt nicht Mann und Weib in Betracht, sondern der Mensch in seinem höchsten und reinsten Bild. Zugleich tritt Christus hiermit in die Reihe der Geistesheroen und Kraftmenschen, die unabhängig von der üblichen Barttracht ihrer Zeit bartlos gewesen sind, der Genien, denen die Welt das Attribut der Großen gegeben hat. Schließlich, wenn sich jeder einzelne Mensch seinen Christus bilden wird, wie er ihn glaubt und schaut, dichtet und denkt, liebt, und lebt, vielleicht so

Onkel Eduards Provision - Der Kaiser in der Reichsverfaffung - Deutsche pädagogische Kultur - Vernunft wird Unsinn! - Mehr Ethik, weniger Gemütsathletentum! enn's nach den devoten Gliederverrenkungen seiner offiziösen Preßdienerschaft ginge, hätte Fürst Bülow bereits Größeres geleistet als Fürst Bismarck. Und - schon einmal mußte die Frage aufgeworfen werden -: Wie viele nicht ganz radikale Blätter gibt's denn noch bei uns, die nicht mehr oder weniger begierig die Dämpfe aus der Garküche in der Wilhelmstraße einsaugen? Am erquicklichsten sind die Guten (für den Humoristen), wenn sie bei ihrem Handwerk Selbständigkeit markieren oder gar so tun, als ob sie ihren Herrn und Meister belehren wollten. Die kleinen Schäker! Leider find die anderen Staaten und deren „leitende Männer“ nicht liebenswürdig und entgegenkommend genug, dem Fürsten Bülow alle diese epochemachenden Erfolge mit höflicher Verbeugung zu bescheinigen, nur weil fie ihm von einer „unabhängigen“ Preffe vorschußweise gutgeschrieben find. Das zeigt sich jetzt wieder einmal, sehr zum Schaden unseres ganzen politischen Ansehens, je länger desto empfindlicher in der leidigen, ohne jede Not aufgewühlten Marokkofrage. Bismarck hatte gesagt: „Wir können uns freuen, wenn die Franzosen Marokko nehmen; dann haben sie zu tun, und wir dürfen ihnen die afrikanische Gebietserweiterung als Ersatz für Elsaß-Lothringen gönnen.“ Danach, meint Harden in der „Zukunft“, hätten wir handeln können, mußten aber, wenn wir uns einmal engagiert hatten, fest bleiben: „Durften nicht auf Albert Honorius von Monaco hören. Nicht von Visconti Venosta, Witte oder Roosevelt Rettung aus der Not erwarten. Weder vor noch während der Konferenz zurückweichen. Wir haben's getan: und spüren die Folgen. Schon schwillt in der Türkei der franko-britische Einfluß; ein Finanzsyndikat, dem die Londoner und die Pariser Firma Rothschild angehören, hat die Aktien der Société des Quais de Constantinople aufgekauft und

Türmers Tagebuch 229 versucht, die großen Geschäfte an sich zu ziehen. Schon raten englische Blätter der verbündeten Republik, in Marokko aktiver vorzugehen, und schwichtigen ihr Bedenken mit der Versicherung, Deutschland werde das Feuer scheuen. Und kaum hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftsrat Lecomte (der ja nicht auf den Vordereingang angewiesen ist) artig erklärt, die Okkupation von Udjda kümmere uns nicht und könne keinen Anlaß zum Widerspruch geben: da kam eine Herausforderung, wie das Deutsche Reich fie feit

seiner Geburt nicht erlebt hat. Kam aus Paris, schallte über den Erdkreis hin und wurde in Berlin totgeschwiegen. Der Starke wich wieder einmal mutig zurück... Im März hatte Oberst Goepp, ein Elsäffer, dem die Führung des fechsundzwanzigsten Infanterieregimentes anvertraut war, die Altersgrenze erreicht. Beim Abschiedsfest rief er den Kameraden zu: „Ihr seht mich traurig, weil ich nach fünfunddreißigjähriger Dienstzeit scheiden muß, ohne den Rachekrieg erlebt zu haben, den wir täglich erwarten. Vor zwei Jahren schien die große Stunde gekommen. Doch mein alter Traum wurde wieder nicht Wirklichkeit. Der Krieg muß kommen. Jetzt kann ich nur noch auf den Nachwuchs rechnen, auf Frankreichs tapfere Jugend. Die Sechsundzwanziger werden den Deutschen zeigen, daß unser Regiment auf der Höhe feiner Aufgabe ist.“ Ein jüngerer Kamerad hatte mit noch ungestümerer francisque fureur geantwortet. Dann sprach General Bailloud, der Kommandant des zwanzigsten Korps. „Der Oberst hat daran erinnert, daß wir 1905 dicht vorm Krieg standen. Das ist richtig. Dieselbe Ursache oder ein neuer Vorwand zwingt uns vielleicht bald zur Erfüllung dieser Patriotenpflicht. Der Krieg wird kommen. Und ich habe die Zuversicht, daß Ihr Regiment, Herr Oberst, erfolgreich mitwirken wird, Frankreich die verlorenen Provinzen und Ihnen die Heimat wiederzugeben.“ Das geschah in Nancy, im Kasino der Sechsundzwanziger. Kein Unglück; unter Kameraden fällt manchmal ein rasches Wort. Aber die Reden werden in die Preffe gebracht. General Bailloud (der in Tientin die internationale Schutztruppe geführt, also auch Deutsche befehligt hat) erklärt, er habe nicht gesagt: La guerre se fera, sondern: La guerre peut se faire. Und veröffentlicht den Hauptinhalt seiner Rede in einem Parolebefehl. Sozialistische Abgeordnete künden eine Interpellation an. Der Kriegsminister Picquart läßt den Kommandierenden General nach Paris kommen und empfiehlt, da die Erklärung Baillouds ihm nicht genügt, dem Kabinett, die Kommandanten des fechzehnten und zwanzigsten Korps ihre Plätze wechseln zu laffen. Am 24. März erscheint das Dekret, das Bailloud nach Montpellier versetzt. Nun interpelliert außer dem Genoffen Constant auch der lothringische Nationalist Maurice Barr s, der feine Dichter des Jardin de Bérénice und der Déracinés. „Der Kriegsminister konnte den General Bailloud nach Paris rufen und zur Rechenschaft ziehen; als er ihn aber gehört hatte, mußte er ihn umarmen und ihm sagen: Sie sind ein tapferer Soldat!“ (Zwischenruf des Ministerpräsidenten Clemenceau: Il l'a peut-

230 Türmers Tagebuch tre fait) „Über die Ostgrenze dringen oft heftigere Reden in unser Ohr. Die Deutschen haben sich wegen der Nancyer Feier nicht aufgeregt. Ihr Oberbefehlshaber hat sie an eine viel schroffere Tonart gewöhnt; er pflegt vom scharfen Schwert und vom trockenen Pulver zu sprechen. Ahnt die Regierung nicht, wie ihre Maßregel auf die Lothringer wirken mußte, deren Patriotismus sehnsüchtig auf den Tag harrt, der den hohen Glockenturm der Stadt Metz endlich wieder mit der Trikolore schmücken wird?“ Zuerst antwortet der Kriegsminister; derselbe Picquart, dem unsere liberale Presse als dem würdigten Erben Bayards gehuldigt hat und defen Bild manche deutsche Maid im Postkartenalbum bewahrt. , Herr Barr s hat daran erinnert, daß ich Straßburger bin. Ich vergeffe es nicht; ebensowenig aber, daß ich französischer Kriegsminister bin. Echter Patriotismus braucht nicht Lärm zu machen. General Bailloud ist durchaus nicht in Ungnade; wir haben ihn nur in eine Garnison versetzt, wo er weniger Anlaß zur Nervosität hat. Sein Nachfolger ist nach allgemeinem Urteil einer der tüchtigsten Offiziere unseres Heeres. Er wird dafür sorgen, daß ein Korps schlagfertig ist, wenn der Tag anbricht, der...“ Die radikalen Freunde hindern den Minister, in der Kammer und vor Europa so zu reden, wie Bailloud im Kasino geredet hat. Dann kommt Clemenceau. Seine Hauptsätze müffen wörtlich angeführt werden; die treuste LÜbertragung könnte eine Nuance verwischen. „Le gouvernement s'est trouvé dans une situation douloureuse. Si vous aviez pu entendre les paroles par lesquelles j'ai accueilli le général Bailloud dans mon cabinet, vous comprendriez que les sentiments qui battent dans le coeur du général Bailloud battent aussi dans le mien. Mais il est impossible d'admettre qu'un général puisse annoncer une guerre avec un peuple déterminé pour un object déterminé; c'est l'affaire du Parlement.“ Diese Reden sind am 27. März 1907 im Pariser Palais Bourbon gehalten worden. Ein französischer General spricht mit überschwingender Hoffnung von dem Rachekrieg, der den Deutschen das eroberte Reichsland wieder nehmen werde. Die Rede wird in Lokalblättern, in der France Militaire, dann in einem Korpsbefehl (mit unwesentlich verändertem Wortlaut) veröffentlicht. Die Regierung

kann sie ignorieren, kann im Journal Officiel oder im offiziösen Temps erklären, der Inhalt sei nicht richtig wiedergegeben, und ein paar höfliche Worte an die Adreffe des Nachbars hinzufügen. Fällt ihr nicht ein. Sie gibt dem General zwar ein anderes Kommando. Doch der Kriegsminister empfängt ihn mit offenen Armen (und muß durch freundschaftlichen Zwang daran gehindert werden, ihm die Chauvinrede nachzusprechen). Und der Ministerpräsident erklärt auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses: Ich teile die Empfindung dieses Generals und habe es ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu der Ankündigung befugt, daß Frankreich gegen ein bestimmtes Volk zu einem bestimmten Zweck Krieg führen werde. Kein Radikaler, kein Sozialdemokrat widerspricht. Zwölf Stunden lang ist das Land ein bißchen unruhig. „Dieser Clemenceau lernt

 fein Temperament doch nie zügeln! Was wird Deutschland antworten?“ Nichts. Schweigen in der Wilhelmstraße und in der Presse. Auf Kommando? Schnell beruhigt sich Frankreich. „Dieser Clemenceau spielt nur den Hitzkopf; er weiß ganz genau, was er tut, und ist seiner Wirkung gewiß. Daß Deutschland diesen Streich hinnehmen würde, hätte im April 1905 keiner erwartet. Im Westen und im Osten wird man's nicht vergeffen.“ King Edward kann seinem Schützling zu dem Erfolg gratulieren. Ein Erfolg ist's. Seit am 6. Juli 1870 der Herzog von Gramont die Drohrede über die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hielt, hat kein französischer Minister auf der Tribüne der Kammer je wieder so zu Deutschland gesprochen. Und Gramont hatte immerhin noch der sagesse du peuple allemand ein Kompliment gedrechselt. Trotzdem ließ Bismarck damals aus Varzin sofort an Solms nach Paris und an Bernstorff nach London depeschieren, bis zur öffentlichen Zurücknahme der öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gramont unmöglich. „Es war eine internationale Unverschämtheit, eine amtliche Bedrohung mit der Hand am Degengriff“, hat er später geschrieben. Als er in Berlin dann erfuhr, daß der König dennoch in Ems mit Benedetti verhandle, „ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen“, und daß der Prinz von Hohenzollern der spanischen Kandidatur entsagt habe, empfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühls so tief, daß er schon entschloffen war, dem König einfach seinen Rücktritt aus dem Dienst zu melden. „Ich hielt die Demütigung vor Frankreich und feinen renommitischen Kundgebungen für schlimmer als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorgeschichte und unser damaliger Mangel an Kriegsbereitschaft immer dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg und waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Krieg schritten, durch den allein wir den Flecken abwaschen konnten. Meine Stellung war jetzt unhaltbar geworden, eigentlich schon dadurch, daß der König den französischen Botschafter unter dem Druck von Drohungen während seiner Badekur vier Tage hintereinander in Audienz empfangen und feine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponiert hatte.“ Die Emser Depesche ermöglichte dem Ministerpräsidenten, im Dienst Wilhelms zu bleiben. Wilhelms Enkel, ward uns feitdem oft erzählt, hat die Franzosen versöhnt; nur senile Narren denken drüben noch an den Rachekrieg; und wer gar laut davon spräche, hätte seine politische Rolle ausgespielt. Sechsunddreißig Jahre nach dem Krieg hören wir aus dem Munde der radikalen Journalisten, die Frankreich regieren, jetzt wieder den hochfahrenden Ton Gramonts. Lange nach den resignierenden Reden Ferrys und des Herzogs von Broglie. In der Stunde, wo Frankreich in Marokko mit Waffengewalt die pénétration pacifique vorbereitet. Der Kriegsminister drückt den Revanchegeneral ans Herz, der Ministerpräsident versichert ihn innigster Sympathie und zaudert nicht vor der Andeutung, daß der Krieg geführt

 werden wird, sobald die Zeichen günstig scheinen. Acht Wochen vor dem Beginn der Konferenz, die den Weltfrieden sichern und deshalb die Wehrkraftleistung begrenzen soll. Der von den Landsleuten als Sündenbock in die Wüste gestoßene Delcaffé hat uns nie annähernd ähnliches zugemutet. Hatte als Minister auch nicht, wie der ältere Vertrauensmann Eduards jetzt, die Rückzüge deutscher Politik erlebt. Clemenceau kämpft für sein Haupt. Die Radikalen finden ihn lau, die Sozialdemokraten beinahe konservativ, eine Mehrheit bröckelt; und er will nicht fallen wie ein Dutzendminister. Als Bannerträger des

nationalen Gedankens hat er für ein Weilchen wohl wieder Ruhe. Wer will den Mann stürzen, der für den Marsch nach Udjda verantwortlich ist? Der alte batailleur kann lachen. Darf wagen, was einst dem Tapfersten Tollkühnheit schien. Den kleinen Delcaffé überlief's kalt, wenn von einer Okkupation marokkanischen Gebietes die Rede war. Der große Gambetta mahnte: Stets dran denken, doch nie davon sprechen! Clemenceau läßt den General Lyautey marschieren und spricht, als handle sich's um die harmloseste Sache, von dem Rachekrieg. Im April 1905 hätte er's noch nicht riskiert. His Gracious Majesty kann mit dem Schüler zufrieden sein. Und wir? Fürst Radolin hat nicht den Befehl erhalten, auf Urlaub zu gehen und nach Paris erst zurückzukehren, wenn der verantwortliche Gefchäftsführer der Republik feine Ungezogenheit gesühnt hat. Im allgemeinen ist's nicht Sitte, mit einer Regierung, die ihre Sehnsucht nach der Gelegenheit zum Krieg so offen, ohne jede Schonung des Nachbars, ausgesprochen hat, noch weiter zu verkehren. Wir tun's. Fordern weder Erklärung noch gar Deprekation. Der Kanzler hat im November ja im Reichstag gesagt, der Marokkostreit habe an unseren angenehmen Beziehungen zu Frankreich nichts geändert; „erfreulicherweise hat sich hierbei von neuem gezeigt, daß die beiden großen Völker in Frieden miteinander auszukommen wünschen". Herr Lecomte bleibt persona grata am Hof. Die sichtbare Tätigkeit des Auswärtigen Amtes beschränkt sich darauf, vorzusorgen, daß über die Pariser Bescherung nicht etwa ein hartes Wort in die Preffe komme. Was nicht in der Zeitung steht, ist überhaupt nicht gefchehen. Trotzdem an der Seine jedes Kind, an der Themse jeder Clerk weiß, daß Clemenceau sich ohne Eduards Erlaubnis nie so weit vorgewagt hätte, und trotzdem alle Schwierigkeiten der letzten Jahre uns aus London kamen, telegraphiert Herr v. Tschirschky (der natürlich nur das Werkzeug eines höheren Willens ist) gerade jetzt an einen britischen Journalisten, er hoffe, der „engere Aneinanderschluß Deutschlands und Englands werde Fortschritte machen". Am selben Tag beteuert an der Riviera di Levante der Kanzler einem römischen Zeitungsschreiber, das Deutsche Reich liebe, wolle, erstrebe nur den Frieden. Wieder eine Etappe. Die Demütigungsversuche, die hier so oft vorausgesagt wurden, find gekommen. Deutschland nimmt sie lächelnd hin und zeigt sich so fromm, daß es künftig auch mit dem bösesten Nachbar in Frieden zu leben vermag. Glaubt der Kanzler, der

Türmers Tagebuch 2ZZ Kaiser, daß diese Devotion dem Reich nützen wird? Staunend sieht Europa, was das Land Bismarcks heute einsteckt. Nächstens versucht man vielleicht, ob die Urkunde des Frankfurter Friedens nicht von der Meistbegünstigungsklausel her zu durchlöchern ist. England hat ja ein Intereffe daran. Im Juli 1870 stand in Pariser Blättern: La Prusse cane! Von unseren guten Freunden und getreuen Nachbarn meint mancher, Deutschland müffe sich ducken... Clemenceaus Kammerrede konnte uns nützlich werden. Sie bot dem Reich, das allzulange schweigend der Treiberei zugeschaut hatte, die Gelegenheit, in stolzer Ruhe zu sagen: „In dem Augenblick, wo wir öffentlich mit einem Rachekrieg bedroht worden sind, können wir über den Vorschlag, unsere Rüstung zu begrenzen, nicht erst verhandeln, sondern müffen als die auf dem Erdrund gefährdetste Großmacht für wetterfeste Wehr forgen; über Lebensfragen der Nation verhandelt man nicht mit Fremden. Glaubt ihr uns zur Hinnahme einer Demütigung zwingen zu können: Versuchts! Das hätte nach außen gewirkt. Nach innen die gewissenhafte Prüfung des Handelns und Unterlaffens, das uns in die unwürdige Lage von heute gebracht hat. Oder ist die Lage einer Großmacht, der selbst Italien die note mena ante nicht mehr erspart, etwa nicht unwürdig zu nennen? Von allen Seiten wird dem Reich Angst gemacht, von allen ihm schmiegsame Nachgiebigkeit angesonnen. Warum? Weil wir in einem Sturm, dem wir getrost stehen konnten, zweimal zurückgewichen sind. Und weil die Repräsentanten des Deutschen Reiches viel zu oft, viel zu laut die nahe und ferne Hörerschar ihres friedsamen Sinnes versichert haben. Muß denn täglich die Flöte geblasen werden? Herr Clemenceau ließ vor ein paar Monaten den Satz drucken: Guillaume est un pacifiste. König Eduard sprach in Paris (nicht nur in Paris): Guillaume n'ordonnera pas la mobilisation de l'armée allemande. Herr Jules Huret sagte neulich im Figaro, er habe in Potsdam gehört, que la vraie nature de l'Empereur est celle d'un timide. Habe gehört, der Kaiser wünsche unter dem Namen Wilhelms des Friedlichen in der Geschichte zu leben. Unglückseliges Flötenspiel! Doch wenn ein Deutscher Kaiser so unkriegerisch wäre, daß ihm auch der Versuch einer Demütigung

nicht die Hand ans Schwert zwänge, würde das deutsche Volk noch in Ungewittern selbst sich sein Schicksal schmieden. Das sollte der Fremdling bedenken, ehe er den Siegern von Wörth und Sedan unglimpflich zu begegnen wagt. Sich aber auch fragen, ob der Fürst, den er gestern noch für einen Heißsporn und Eisenfreffer ausschrie, heute zu dem schüchternen Männlein geschrumpft sein kann, das unter dem Stahlpanzer bei dem Gedanken an blutiges Würfelspiel schlottert. Ist dieser neue Wahn erst als finnlos erwiesen, dann schwindet die Hauptgefahr, die uns jetzt umdräut. Denn Deutschland ist stark, war gestern gefürchtet und wird's morgen wieder sein, wenn es aufhört, sich von jedem Bluff schrecken zu laffen, und in stolzer Stille sein Erbe wahrt..." Inzwischen kreist unser alter ehrlicher Onkel Eduard uns immer un-

234 Türmers Tagebuch genierter ein. Und – aufs Verheiraten versteht er sich aus dem ff, das muß ihm der Neid laffen! Noch harrt erst das spanisch-englische Connubium der Leibesfrucht, und schon hat sein Manager schmunzelnd die Provision eingestrichen. Neben der längst erreichten Botmäßigkeit Portugals nun auch noch die Spaniens. Arm in Arm mit solchem Freunde können die Franzosen schon das Jahrhundert Bülows in die Schranken fordern. Und darum Tanger, Algeciras, der ganze Marokkorummel! Doch es ist nicht „patriotisch", es ist nicht „national", dergleichen in die Blätter zu schreiben. Also: Schweigen im Walde... n k Ist es aber nicht ungerecht, den Fürsten Bülow für solche bitteren Erfahrungen verantwortlich zu machen? Und wenn's das wäre: wir können ihm die Verantwortung nicht abnehmen. Schon deshalb nicht, weil er sie selbst nicht abgeben wird. Nach der Verfaffung nicht abgeben darf, wenn er im Amte bleiben will. „Der Deutsche Kaiser", schreibt Gothus in der Monatsschrift „März" (München, Albert Langen), „ist durch keinen ein für allemal feststehenden Eid gebunden, sich bei seiner Geschäftsführung um den Wortlaut der Reichsverfaffung zu kümmern. Sie handelt nur von den Rechten des Kaisers, mit keiner Silbe von feinen Pflichten. Da der Kaiser die Reichsbeamten ernennt, könnte er tatsächlich den Kanzler so lange wechseln, bis er einen fände, der eine verfaffungsmäßige Erledigung für minder wichtig als persönlichen Gehorsam hielte. Es gibt Optimisten in Deutschland, die die Möglichkeit eines derartigen Zustandes, defen bitteren Vorgeschmack wir mehrfach schon zu genießen hatten, ausdrücklich empfehlen mit der Begründung, wir sollten uns keinen Schattenkaiser wünschen. Doch Optimisten rechnen bekanntlich nie mit Fehlschlägen oder deren Folgen und haben es an sich, vergnügt zu bleiben, auch wenn sie sich bis auf die Knochen blamiert hatten. Nach Art jener Frösche, die sich statt des Baumklotzes den Storch zum König wählten, meinen sie, man müffe froh sein, wenn ein Kaiser gelegentlich die Verfaffung bräche, um der Geschäftsführung eine subjektive Färbung geben zu können. Es ist nicht zum erstenmal, daß unser Volk die Kosten solcher Wünsche zu tragen gehabt hätte, denn der „absolute Monarch" Phokas Alexios III. bewies zeitlebens die Eigenheit, seine europäischen Verwicklungen als Schlafmütze lösen zu wollen, und auch damals bereits riefen die Byzantiner: „Wir wollen keine Schattenschlafmütze, wir wollen eine wirkliche!" Es wirkt aber peinlich, einen Machtkünstler gleich dem Freiherrn vom Stein sich um den Gebieter bemühen und mehr als einmal von ihm gelähmt zu sehen. Bismarck wenigstens ist um die nachfolgende Fähigkeit von Gottes Gnaden, einen Friedrich Wilhelm IV., wie um eine Leimrute herumgegangen. Er hat sich für einen befferen Mann aufgespart, obwohl Friedrich Wilhelm darauf brannte, ihn als Minister zu mißbrauchen, wie ein erlauchter, doch leider nicht erleuchteter Vater den Freiherrn vom Stein mißbraucht hatte.

Türmers Tagebuch 235 Der Artikel 15 der Reichsverfaffung, nach dessen Wortlaut nicht dem Kaiser, sondern dem Reichskanzler die „Leitung der Geschäfte" des Bundesrates zusteht, hat einen tiefen Sinn. Denn ein Kanzler, der sich unzulänglich erweist, kann beseitigt und ersetzt werden, aber einen Kaiser müffen wir behalten, solang er König von Preußen ist, ob er nach Ansicht der Nation zu seinem Amte taugt oder nicht. Nun wird neuerdings wohl die Geschäftskunde dieser hohen Herren und auch ihr guter Wille, Nützliches zu leisten, unterschätzt. Sie könnten bei richtigem Geschäftsgang sehr wohl ein förderliches, zuweilen unersetzliches Element abgeben; aber es liegt auf der Hand, daß der Kanzler als der zur Anpaffung an die jeweilige Politik gezwungene Partner die aktive Rolle, der erbliche Kaiser als der beharrende, unwandelbare Partner die retardierende übernehmen muß, wenn die ganze Karre nicht schief gehen soll. Den Kaiser zum aktiven Teil zu machen, heißt ihn verbrauchen,

ohne daß er gewechselt werden könnte. Nicht soll er also die Geschäfte leiten und sich im Kanzler einen Berater anschaffen, sondern er foll den besten Mann des deutschen Volkes, der für die vorhandene Situation zur Geschäftsführung am geeignetsten ist, mit seinen Instruktionen, feinem Einspruch begleiten. So lange die Selbstbeschränkung, die, weit entfernt davon, seinen enormen Einfluß zu schmälern, ihm erst feine Frische und Beliebtheit sichern würde, vom Deutschen Kaiser nicht geübt wird, haben wir einen verfaffungswidrigen und gefährlichen Zustand, defen Verewigung und Festlegung nur komplette Narren leicht nehmen oder gar anraten können; er würde von unseren Kanzlern immer viel mehr Nachgiebigkeit als wirkliche Kraft verlangen. Was dürfte nun aber mit einem Kaiser geschehen, der so verblendet wäre, daß er gegen die Verfaffung zu regieren und einem reifen Volk seinen konträren Willen aufzudringen versuchte? Wie stünde es um seine Regreßpflichtigkeit? Nicht ein Wort sagt unsere Reichsverfaffung hierüber, nicht eine Waffe gibt sie dem Volk in die Hand. Zwar sollte man bei jedem König so viel „Geschäftsintereffe" voraussetzen wie bei irgend einem Kaufmann, der für die eigene Firma reist. Wie dieser Kaufmann, wenn er Albernheiten begeht, es bald an einem Geldbeutel zu spüren bekommt, so werfen gelegentlich ungeduldige Völker, denen die Sudelköchnerei zu groß wurde, ihre betreffenden Potentaten zum Fenster hinaus, wie das in Belgrad zu beobachten war. Haben doch lange vorher (1830) sogar unsere Braunschweiger, wenn auch in etwas milderen Formen, ihren Diamantenherzog eines Tages auf den Schub gebracht, und wenn am 19. März 1848 dem Preußen Friedrich Wilhelm IV. im Berliner Schloßhof nicht ähnliches wie dem Serben Alexander geschah, so lag das hauptsächlich daran, daß er entblößten Hauptes höchst eigenfüßig die Treppe zu den Demonstranten herunterkam, nachdem der gottvolle Herrscher seine treuen Truppen weggewiesen hatte, um unbehindert in jener polnischen Komödie mitwirken zu können. Er hat bis ans Ende seines Lebens kein Jota von dem Unmut begriffen, der seit 1821, als die Krone von Preußen sich die Einlösung eines gegebenen

 Versprechens bequem gemacht hatte, in norddeutschen Herzen glomm, und die hanebüchene Mahnung dieses betrogenen Volkes im Frühling 1848 immer nur auf die „europäische Schuftenschaft" zurückgeführt. Wer vollends die ersten Kapitel von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" aufmerksam liest, wird es fortwährend bestätigt finden, wie die preußischen Schranzen und Generale die 1848 (5. Dezember) „oktroyierte", 1850 (5. Februar) revidierte und beschworene Verfaffung nur als ein Provisorium ansahen. Man hatte dem wildgewordenen Köter, Volk genannt, zur Beruhigung einen schönen Markknochen hingeworfen; aber es kam nur darauf an, den richtigen Moment abzulauern, um die unbequeme Bestie wieder an die Kette zu nehmen und kurz zu halten. Wir sind in dieser Hinsicht heute kaum wesentlich weiter, durch unsere eigene Schuld. Zwar gibt es eine ganze Reihe kluger und sympathischer Bundesfürsten, denen es im Traum nicht einfallen würde, den Anschein der Hinterhaltigkeit zu wecken, indem sie von Zeit zu Zeit an ihrer Landesverfaffung, wie der Berliner sagt, „herumpöterten". Daß aber der Spuk „persönlichen Regimentes" überhaupt im Reich möglich werden konnte, ohne daß die Nation wie Ein Mann sich erhob und rief: „Das verbitten wir uns!" ist ein Zeichen fast unglaublicher Willensverfettung und Gedankenlosigkeit. Eugen Richter im Jahre 1897 war und blieb eigentlich der einzige, der gegen „regis voluntas suprema lex" usw. trotzig etwas verlautbarte, das man Bürgerstolz hätte nennen können; der vulkanische Ausbruch Baffermanns im November 1906 hat in Potsdam keinen Schaden angerichtet. Was unsere Reichsverfaffung trotz allen ihren Lücken und Blößen bedeutet, würden neunundneunzig Prozent der Deutschen mit Schrecken überhaupt erst gewahr werden, wenn sie durch Nichtbeachtung abhanden gekommen und vom Usus dauernd widerlegt wäre. Darum sollte der neue Reichstag den materiellen Schmierkram, mit dem wir ein Menschenalter hindurch übersättigt worden sind, beiseite und sich dafür wieder einmal die Hebung des Volkes auf eine höhere Stufe politischen Bewußtseins angelegen fein laffen. Es fehlen unserer Reichsverfaffung Artikel über die Rechte der Bürger, insonderheit habeas corpus-Artikel über Freiheit und Würde der Personen gegenüber bezahlten Angestellten des öffentlichen Dienstes jeder Art. Es fehlt eine Abgrenzung der Kommandogewalt gegen das Budgetrecht, weshalb sogar Offensivkriege ohne Zustimmung des Reichstages erklärt, aber

nicht ohne sie, d. h. nicht ohne Bewilligung der Mittel geführt werden dürfen, und solche ganz überflüssigen Konflikte mit der Parlamentsmehrheit wegen lumpiger Kriegskosten wie letzthin jederzeit sich wiederholen können; es fehlen endlich bindende Verpflichtungen und Vorkehrungen, daß Kaiser und Kanzler verfaffungsmäßig wirtschaften; denn obwohl die vom Kaiser ernannten Beamten (laut Artikel 18) „für das Reich vereidigt“ werden, ist für ihn selbst kein Eid vorgeschrieben wie für sie. Das alles kann freilich nicht wundernehmen, wenn man die Entstehungsgeschichte jener Urkunde kennt. Sie war ein Produkt erstens des

 im Entstehungsjahr (1871) unbegrenzten Vertrauens in die Loyalität unserer vereinten Reichsgründer, und zweitens der Weiterbenützung eines eiligen Notbaues; denn mehr war die Vorlage, die Verfaffung des Norddeutschen Bundes, nicht gewesen. Baron von Keudell (der spätere Botschafter in Rom) erzählt in seinen Erinnerungen an „Fürst und Fürstin Bismarck“, wie zum 15. Dezember 1866 die Bundesbevollmächtigten zur Beratung über den Verfaffungsentwurf eingeladen gewesen seien; „am 13. früh aber gab es noch keinen solchen Entwurf. Mit der fürstlichen Gelaffenheit, welche das Bewußtsein, über unbeschränkte Hilfsquellen zu verfügen, verleihen mag, begann Bismarck erst am 13. nachmittags die ersten wichtigsten Abschnitte..., nämlich über den Bundesrat..., das Präsidium und den Reichstag zu diktieren... Bucher, der das Diktat stenographiert hatte, brachte in der Nacht vom 13. zum 14. den Verfaffungsentwurf... zustande.“ Mit ähnlicher Haft ist das Einführungsgesetz unserer Reichsverfaffung am 16. April 1871 von den kaum aus Frankreich. Zurückgekehrten publiziert worden. Über Kriegszustand im Bundesgebiet fehlt heute noch, wie Artikel 68 offen eingesteht, das „regelnde Reichsgesetz“, wir merken die Anomalie, daß ein tüchtiger, mit so viel Blut und Mühe zurückgewonnener Stamm wie die Elsaß-Lothringer nach sechsundreißig Jahren noch kein ständiges Verhältnis zum Bundesrat, keine dauernden Vertreter für ihn mit Sitz und Stimme hat, außer den bereits angeführten Lücken, die jedem einzelnen Reichsbürger, nein doch: „Reichsangehörigen“ ärgerlich fein müßten. Das oben erwähnte Geschäftsintereffe ist keine hinreichende Deckung für uns, wie man leider gesehen hat. Es liegt im Absolutismus an sich eine so dämonische Lockung gerade für „impulsive“ Naturen, daß nur die Schmeicheleien interessierter Höflinge hinzuzukommen brauchen, und der schönste Staatsstreich ist, wenn der Teufel fein Spiel treibt, fertig. Wir bedürfen gegen ihn, der lange zu drohen schien, starker Sicherungen; es wäre des neuen Reichstages Aufgabe, fiel durch den Ausbau der Verfaffung zu schaffen.“ Auch wenn wir die Frage unter dem gegenwärtigen monarchischen Regime nicht gerade für brennend zu halten brauchen, werden wir doch zugeben müffen, daß es sich hier um verfaffungsrechtliche Notstände handelt. Wir müffen uns eben allmählich gewöhnen, politische Dinge nicht nur von der Zinne des Augenblicks- oder des Parteibedürfniffes zu betrachten oder sie gar von Personen abhängig zu machen, sondern sie in ihrer grundsätzlichen Bedeutung zu erkennen und anzugreifen. e e se Nun ist aber unsere ganze Volkserziehung von Kindesbeinen an überwiegend auf das genaue Gegenteil zugeschnitten. Nicht auf die Erkenntnis der Dinge und Tatsachen, wie sie sind, sondern auf Zwecke, die außerhalb ihrer liegen. Daß hier die dynastischen und kirchlich-konfessionellen an erster Stelle stehen, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Da haben wir zunächst die Volksschule. Was kann und soll die nicht alles tun! „Es

 gibt keinen Stand, keinen Gesellschaftskreis und keinen Schulaufsichtsbeamten,“ heißt es in einer Zuschrift an die „Frankfurter Zeitung“, „der unseren Volksschulen gegenüber nicht spezielle Wünsche zu äußern hätte. Wir wollen nicht herzählen, was die arme Schule alles leisten soll! Ein Lehrer, der sich das Vergnügen machte, alle diese Wünsche zu sammeln, brachte ein halbes Hundert Forderungen zusammen. Obenan prangen von alters her zwei Punkte: Einpflanzung der religiösen Wahrheiten und der Liebe zu Kaiser und Reich unter besonderer Berücksichtigung der Bekämpfung sozialistischer Ideen. In letzterer Beziehung kommt in Betracht, daß die Sozialdemokraten bemüht sind, durch eine Jugendliteratur die historischen Belehrungen des Elternhauses und der Versammlungen wirksam zu unterstützen. Nun macht aber gerade die Art und Weise der Erteilung des Geschichtsunterrichts in der Schule es den Sozialisten vielfach leicht, den dort gelernten Stoff recht eindrucksvoll zu „ergänzen“. Unsere Schulpolitik der letzten Jahre hat alles getan, den

Boden für solche sozialdemokratischen Jugendbestrebungen zu ebnen. Der Lehrerschaft macht man die patriotische Gefinnung und Betätigung recht sauer. Man vergegenwärtige fich nur das System Studt. Unter dem allseitigen und lebhaften Protest der Lehrerschaft kam das Schulkompromiß und auf Grund dieses das Schulgesetz zustande, das die Volksschule, in der Hauptsache die Schule der arbeitenden Klaffen, zur Konfessionsschule machte, und der Mann aus dem Volke muß sehen, wie man ihm und seinen Kindern „die Religion zu erhalten trachtet". Und dann der letzte Trumpf des Ministers: der Bremserlaß. Die gesetzliche Festlegung der Konfessionsschule trägt schon jetzt reiche Früchte. Freilich sind sie nicht derart, wie die Regierung und die Kompromißler fiel erhofft hatten. Aber nicht nur die schulpolitischen Verhältniffe im allgemeinen, sondern auch die patriotischen Unterweisungen der Schuljugend im besonderen find dazu angetan, die Lage von Tag zu Tag bedenklicher zu gestalten. Schwarzseher werden zwar nicht geduldet; aber wer den Betrieb unseres heutigen Geschichtsunterrichts kennt, verliert jede Lust zur Hellseherei. Wohl wurde der Geschichtsunterricht bald nach dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers reformiert; jedoch in der Hauptsache nur auf dem Papier. Man gestaltete den Unterricht für die unteren Stufen regressiv, indem man ihn beim regierenden Kaiser einsetzen ließ und dann zu Friedrich III. und Wilhelm I. fortschritt. Das Kind sollte dadurch befähigt werden, die Gegenwart lebendiger zu erfaffen. Im übrigen wurde ausdrücklich hervorgehoben, durch den Geschichtsunterricht sei dem zerstörenden Einfluß der Sozialdemokratie entgegenzuwirken. So viel Vorschriften, so viel verhängnisvolle Mißgriffe! Schlimmer noch war die Art, wie man den Geschichtsunterricht in den Seminarien „reformierte". In Form von „Ergänzungen zum Seminarlesebuche" wurde unter verstärkter Betonung der Kulturgeschichte „ein Bild der Wirksamkeit des Hohenzollernhauses" gezeichnet. Aber in welchen Strichen! Jeder Regent ein Halbgott! Sogar Friedrich I., der verschwenderische, ehr-

 süchtige und allen Prunk fördernde Mann trieft in diesem Buch von Verdienten, und Friedrich Wilhelm II. muß nach diesen Darstellungen eine der erhabensten unter den Gestalten der Siegesallee gewesen sein. Eine solche Kost bot man zwanzigjährigen Seminaristen. Es geschieht jetzt noch. Leitfadenwütige Pädagogen schrieben eine Unzahl von Geschichtsdarstellungen, die den Reformplänen angepaßt waren und in Byzantinismus das Menschenmögliche leisteten. Kaum hatte der junge Kaiser seinem Großvater den Beinamen des Großen gegeben, da paßten sich auch die Leitfadenfabrikanten der neuen Situation an. Heute sehen die Schulrevisoren in ihrer großen Mehrzahl strenge darauf, daß dem alten Kaiser das Prädikat nicht vorenthalten wird. Ein Lehrer, der bei dieser Unterlaffungssünde ertappt werden sollte, läuft leicht Gefahr, in einen verdächtigen politischen Geruch zu kommen. Das Volk kennt keinen Wilhelm den Großen; Bismarck redet in der selbstgewählten Inschrift für einen Grabstein nur von Wilhelm I.; Felix Dahn hat schlagend dargetan, daß die Geschichte dem Kaiser das Prädikat nie zuerkennen wird, und auch Wilhelm I. selbst würde höchst erstaunt sein, wenn ihm heute ein Leitfaden zu Gesicht käme – – doch alles das fällt nicht ins Gewicht. Gehorchen auch gegen die Überzeugung! Daß dieses die Parole ist, mußte noch vor nicht langer Zeit ein Lehrer erfahren, der im Unterricht von Wilhelm I. als dem „Siegreichen" erzählt hatte. Der Fall ist typisch für viele andere, ja für den Geschichtsunterricht überhaupt. Der betreffende Lehrer hatte in diesem Fache treulich gearbeitet, was der Revisor unumwunden anerkannte. „Aber sagen Sie, Herr R., weshalb sprechen Sie nur von Wilhelm I. oder dem Siegreichen? Des Kaisers Wille muß auch Ihnen Gebot sein. Sagen Sie in Zukunft Wilhelm der Große! Das ist die offizielle Bezeichnung, die sich ja auch in den Lehrbüchern findet." Der Lehrer wagte die Einwendung, das sei gegen eine Überzeugung. Die Eigenschaften des Geistes sowohl als auch die ureigensten Verdienste des Monarchen rechtfertigen diese Bezeichnung nicht. Schon Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" seien dafür ein eklatanter Beweis. Wilhelm I. sei stets der Geschobene gewesen. Sein größtes Verdienst sei gewesen, daß er Größen neben sich geduldet und sie habe handeln laffen. Im übrigen fei es verfehlt, Wilhelm I. neben Alexander, Cäsar, Karl, Friedrich und Napoleon zu stellen. Sie waren große Geister, geniale Männer, Wilhelm I. war das nicht. Das war ungefähr der Faden der längeren Unterredungen, die damit endeten, daß der Revisor sagte: „Und ich befehle es Ihnen amtlich." So wird heute der

„Patriotismus“ kommandiert! Es gibt Behörden, die sich einreden, auf diese Weise werde den Kindern eine glühende Liebe zum Vaterland und Herrscherhaus gesichert! Die freiere politische Stellung der Lehrerschaft bewahrt die Schule davor, der Schauplatz byzantinischer Ergüffe sein zu müffen. Immerhin aber macht der Geist des Lehrplans die Wahrheit im Geschichtsunterricht unmöglich. Und das ist böse, denn hier fetzt der ergänzende Unterricht des Sozialismus wirksam ein. Es ist nicht möglich, den

240 Türmers Tagebuch Schülern lediglich einen kritischen Geschichtsunterricht zu bieten, dazu sind fie nicht reif. Aber es sollte dem Lehrer unbenommen sein, den Schülern die Welt der Geschichte so zu zeigen, wie sie sich in einem Innern, in seiner Überzeugung widerspiegelt. Der Gesinnungsunterricht setzt Persönlichkeitspädagogen voraus. Wo diese Voraussetzung fehlt, stiftet er unberechenbaren Schaden. Der Lehrer muß das Recht haben, auch die Fürsten als Menschen hinzustellen, angetan mit menschlichen Schwachheiten. Die Wahrheit hat noch nie Unheil angerichtet. So gewiß die Literatur ein Recht hat, im Intereffe künstlicher Gestaltung Personen zu idealisieren, so gewiß ist es ein Vergehen gegen die Wahrheit, eine solche Methode in den Geschichtsunterricht hineinzutragen, der nach Rankes großem, einfachem Wort die Aufgabe hat, das zu fagen, was geschehen ist. Nach den Leitfäden waren es immer wieder nur die Hohenzollern, die alles vollbrachten, was für das Land vorteilhaft war. Ging es aber in der Geschichte Preußens schief, dann flieht und hört man nichts von dem Dafein eines Regenten: die Verhältniffe find dann an allem schuld. Muß so etwas den Kindern nicht auffallen? Den blöden nicht, der andern Hälfte jedoch um so mehr. Der Minister Stein ist heute noch in den Leitfäden nur geduldet. War er es nicht, der vor einem Jahrhundert Preußen aus dem Sumpf zog und die Dynastie Hohenzollern vor dem Untergang bewahrte, derweil Friedrich Wilhelm III. die Situation nicht im geringsten überschaute? War Wilhelm I. nicht noch kurz vor der Kaiserproklamation ein Gegner dieser Idee? Wo finden wir von allen diesen und tausend andern Dingen etwas in einem Lehrbuch für den Volksschulunterricht? Durch derartige Unterdrückungen wird der Wahrheit Gewalt angetan. Sie kommt im Geschichtsunterricht ohnehin leicht zu kurz. Beansprucht doch die Politik häufig genug für sich das Recht, jenseits von gut und böse arbeiten zu dürfen. Daß da manche Vorkommniffe das Tageslicht scheuen, ist erklärlich. Noch jetzt hüten deshalb – um nur ein Beispiel anzuführen – die Staatsarchive mit großer Angstlichkeit Dokumente, die aus den Tagen des alten Fritz herrühren. Schon aus diesem Grunde find wahrhaft objektive Darstellungen ungemein schwierig. Die Schwierigkeiten mehren sich, wenn Geschichtsperioden zur Behandlung stehen, bei denen es fast unmöglich ist, das Tun und Handeln des Regenten vom moralischen Standpunkte aus zu rechtfertigen. Wir erinnern z. B. an Preußens Politik zwischen 1795 und 1806. Da bedarf es der ganzen Geschicklichkeit des Lehrers, mit feinem Takt über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen. Die Überwindung derselben ist unmöglich, wenn die Behörden den Geschichtsunterricht obendrein noch derart einpreffen, daß sie versuchen, ihn bestimmten Zwecken dienstbar zu machen. Die Gefchichte wird Mittel zum Zweck, und damit ist die Erfolglosigkeit verbürgt. Der Zweck tritt unverhohlen in den Vordergrund, und der Schüler merkt die Abficht. Er wird verstimmt. Wer sich nicht damit begnügt, Tatsachen zu geben und es dem Schüler zu überlaffen, gemäß feinen individuellen Anlagen diese

Türmers Tagebuch 241 oder jene Nutzanwendung aus den Erscheinungen und ihren Folgen zu ziehen, der sollte seine Finger fortlaffen von Dingen, die zarter und empfindlicher Natur sind, bei denen deshalb jede Aufdringlichkeit tödlich wirkt. Zudem ist es zwecklos, allerlei vor den Kindern verbergen, was sie von anderer Seite in entstellter Form doch erfahren.“ Das intereffante Gegenstück zu diesem Bilde zeichnet die „Berliner Volkszeitung“: „Friedlich – fchiedlich“ heißt es bekanntlich in Zentrumskreisen, sobald von konfessionellen Angelegenheiten die Rede ist. Unleugbar hat diese klug ausgesonnene Formel auf den ersten Blick hin etwas ungemein Bestechendes. Sie ist anscheinend auf die Verminderung jeder konfessionellen Reibung berechnet, und welcher Deutsche sollte nicht von ganzem Herzen einem wahren Frieden zwischen den Anhängern der verschiedenen religiösen Bekenntniffe beistimmen? Aber genauer zugesehen bedeutet diese Formel etwas ganz anderes. Unter dem wachsenden Einfluffe der beiden, jede freigeistige Entwicklung im Volke grundsätzlich

verwerfenden Parteien, nämlich der konservativen und der klerikalen, hat die oberste preußische Unterrichtsverwaltung eine völlige Auseinanderreißung des Volkstums herbeigeführt. Der eine Volksteil versteht kaum noch das Fühlen und Empfinden des anderen. Fast wie Fremde stehen sie einander gegenüber. Es ist auch gar nicht zum Verwundern, daß es so gekommen. Denn von der untersten Volksschulklaffe bis hinauf zu den höchsten Lehranstalten wird an dem starren Grundsatze der Konfessionalisierung der in der Entwicklung des geistigen und gemütigen Lebens begriffenen Jugend unbeugsam festgehalten. Schon bei dem ersten Leseunterrichte jetzt dieses herrliche System ein. Es wäre doch wahrlich grauenvoll, wenn katholische Kinder von einem evangelischen Lehrer in die Geheimniffe des Abc und des Einmaleins eingeführt würden und umgekehrt! Oder ist es etwa auszudenken, in welche Gewissensnöte die armen Kinder geraten würden, wenn sie einen gemeinsamen Volksschulunterricht von Lehrern der verschiedenen Bekenntniffe erhalten würden? Schritt für Schritt find wir in Preußen durch die in einseitig konfessionellem Geiste geleitete Unterrichtsverwaltung von einer gesunden freiheitlichen und volkstümlichen Entwicklung abgedrängt worden, und nur die engherzigste Parteiauffaffung mag in dieser rückschreitenden Bewegung die Gewähr für eine gedeihliche Zukunft unseres Vaterlandes erkennen. Man mißbraucht leider nur zu häufig die inhaltsvollen Begriffe von Nationalität, von Patriotismus; zumal bei der Erörterung von Unterrichtsfragen zeigt sich dieser Mißbrauch so recht augenfällig. Da soll vornehmlich die Volksschule von solch einem vaterländischen, nationalen Geiste erfüllt sein. Schön. Wie verträgt sich jedoch damit die strenge Konfessionalisierung der Volksschule? Das find und bleiben unverträgliche Gegensätze, die nur eine verblendete Einseitigkeit übersehen kann. Die Rückentwicklung in der preußischen Unterrichtsverwaltung seit der Beseitigung des Ministers Falk und der von ihm vorgezeichneten Richt

 linien hat unsere preußischen Zustände um Generationen zurückgeworfen. Das ist eine geschichtskundig gewordene Tatsache, an deren Wahrheit das von Jahr zu Jahr steigende Unterrichtsbudget nicht das mindeste zu ändern vermag. Oder will man etwa seitens der preußischen Unterrichtsverwaltung ableugnen, daß es trotz aller pekuniären Mehraufwendungen von Jahr zu Jahr immer weniger gelingt, die Lehrerbildungs-, die Präparandenanstalten mit den nötigen Anwärtern zu versehen? Und der Grund für diese ganz außerordentlich betrübende, ja sogar in einem gewissen Sinne verhängnisvolle Erscheinung? Er ist für alle klar einleuchtend, nur nicht für unsere preußische Schulverwaltung. Einzig die starre Konfessionalisierung unseres Volksschulwesens hat es dahin gebracht, daß die jungen Leute sich mehr und mehr von dem Lehrerberufe abwenden. Ist es aber etwa eine geringere Gefahr für das Vaterland, daß sich das unbedingt notwendige Personal für die Jugendbildung zusehends verringert, als wenn das Gleiche sich für die militärische Ausbildung der Heeresmannschaften herausstellen würde? Man redet immer von Preußen als von dem klassischen Lande der Schulen und der Kasernen. Man hat sogar einmal davon gesprochen, daß bei Königgrätz eigentlich der preußische Schullehrer den Sieg an Preußens Fahnen geheftet hätte. Nun, dem mag sein, wie ihm wolle. Aber ganz unumstößlich fest steht es, daß, wenn der Kriegsminister einen auch nur ähnlich starken Abgang beim Unteroffiziersperfonal zu verzeichnen hätte wie unser preußischer Unterrichtsminister beim Volksschullehrerpersonale, den Seminaristen und Präparanden, er einen Verzweiflungsschrei ausstoßen und auf rascheste Abhilfe solch eines für die Sicherheit des Vaterlandes gefahrvollen Zustandes dringen würde. Die Militärverwaltung hat denn auch rechtzeitig Vorsorge getroffen, daß jenes drohende Übel nicht allzusehr um sich greifen könnte. Sie hat sich zu manchen Anderungen in ihrem Verwaltungssystem entschloffen, als fie zu merken begann, daß die Unteroffiziersfrage brennend wurde. Ganz analog ist es mit der Schullehrerfrage in der Unterrichtsverwaltung bestellt, denn die Schullehrer und Seminaristen, das sind gewissermaßen die Unteroffiziere und die Gefreiten im Zivildienste der Volksbildung. In erster Reihe trägt das jetzige starre Prinzip der Konfessionalisierung unseres Unterrichtswesens und namentlich des Volksschulunterrichts zu diesem bedrohlichen Mangel an Volksschullehrern und an Lehramtsanwärtern bei. Weit entfernt davon, daß der gegenwärtig in der Unterrichtsverwaltung zur Alleinherrschaft gelangte

Gedanke die innere Stärke des Vaterlandes erhöht, ist er vielmehr ein Moment seiner Schwächung, und zwar ein sehr bedenkliches, geworden. Genau das Gegenteil von der gewollten Absicht ist mit dieser auf die äußerste Spitze getriebenen Konfessionalisierung unserer Lehranstalten, insbesondere unseres Volksschulwesens, erreicht worden. Man entfremdet die Maffen in ihren Gemütern dem wahren, herzerhebenden Vaterlandsgefühle durch eine derartig starr konfessionell gefärbte Schulverwaltung, und

 man fördert dadurch unmittelbar das Anwachsen gewifer revolutionären Elemente, anstatt sie, wie man meint, zurückzudrängen. Von Vaterlands wegen ist es daher hohe Zeit, von der nunmehr zu lange schon innegehaltenen, verderbenbringenden Bahn abzulenken und eine geistig freiheitliche Schulverwaltung endlich wieder einmal einzuschlagen. Man kann nicht oft und nicht eindringlich genug auf die in unserer rückständigen Unterrichtsverwaltung drohenden Gefahren hinweisen, die ganz bestimmt für die Entwicklung unseres Vaterlandes sich ergeben müffen, ja die sich zum Teil schon daraus ergeben haben..." Und die höheren Schulen? „Der Durchschnittsgebildete von heute", fo Theodor Fritsch im „Hammer", „– er mag sonst mit einer erstaunlichen Fülle von Weisheit beladen sein – in volkswirtschaftlichen Dingen ist er meist ein großes Kind. Man kann von ihm verlangen, daß er über Gottsched und die Neuberin, über Goethes Quellen zu Götz oder Faust, über Lessings Laokoon oder über die Philosophie der alten Griechen gelehrte Abhandlungen und ganze Bücher schreibt, aber man darf von ihm nicht erwarten, daß er über die Folgen von Schutzzoll und Freihandel ein einigermaßen verständiges Urteil habe. Er wird sich hier sicher für die „Freiheit" entscheiden, auch wenn darüber Staat und Volk zugrunde gehen sollte. Er wird hier immer der wohlfeilen Prafe nachlaufen. Das ist ja eben das Unglück unserer Zeit: während wir die Köpfe mit gelehrtem Kram aus der Vergangenheit anfüllen, bleibt in ihnen nicht fo viel Raum übrig, um noch die Tatsachen der Gegenwart aufzunehmen. Noch mehr aber geht bei der bloßen Schulung des Wiffens die Willenskraft verloren, der Wille, in den lebendigen Gang der Dinge einzugreifen. Wo sich's um praktische Aufgaben in Politik und Volkswirtschaft handelt, da werden die gelehrtesten Köpfe meist zu Nullen. Und so kommt das ganze Volk in Gefahr, ein Opfer volkswirtschaftlicher und politischer Charlatane zu werden. Seine Besten und Klügsten wiffen ihm nicht zu helfen, weil sie alle bekennen müffen: Wir verstehen von diesen Dingen nichts! Läßt es sich also noch länger verantworten, daß wir das beste Hirnschmalz unserer Jugend für lateinische und griechische Grammatikregeln verbrauchen, während der nationale Geist an der notdürftigsten Lebenskenntnis Mangel leidet? Kann mit lateinischen Aufsätzen der Verfall der Nation aufgehalten werden? Wir müffen endlich eine beffere Ökonomie des nationalen Geistes pflegen; wir dürfen nicht alle Kräfte an Dinge verschwenden, die günstigen Falls einen schöngeistigen Schmuck darstellen, sonst aber im wahren Sinne des Wortes zu den „brotlosen Künsten" zählen. Es ist nicht vernünftig, eine ganze Nation zu lauter gelehrten Philologen erziehen zu wollen und der Jugend Kenntniffe aufzuzwingen, nach denen sich niemand fehnt und nach denen im praktischen Leben niemand fragt; – während andererseits die Geistestüchtigkeit fehlen lernt, die die Nation zu ihrer Erhaltung braucht. ...

 Erziehen wir endlich Männer des schaffenden Gedankens und der Tat, nicht Wiffenspagoden. Schicken wir unsere Jungen nach Erlangung der notdürftigsten Schulkenntniffe hinaus in die Schule des Lebens; laffen wir sie ein Handwerk oder ein sonstiges Gewerbe lernen, jedenfalls etwas, wo sie die Dinge mit der Hand und mit lebendigem Geiste erfaffen müffen. Mögen sie später – wenn sie eine Lücke in ihrem theoretischen Wiffen entdeckt haben und ein Bedürfnis fühlen, sie auszufüllen, noch einmal zur Schule oder Hochschule zurückkehren. Sie werden dann mit geläutertem und gestärktem Geiste das Nötige in sich aufnehmen und die Spreu von den Körnern zu scheiden wissen. Aber 12–15 Jahre Schule und Hochfchule in einem Ritt hintereinander, das ist Stumpf finn und erzeugt Stumpfsinn. Freilich müßte zunächst der Staat seine Examen fchrullen auf geben. Er sollte endlich praktische Leistungen gleich und höher bewerten lernen als totes Wiffen. Ansätze dazu find ja vorhanden, denn wir haben schon einige Male gehört, daß befähigten Handwerksgesellen für vorzügliche Leistungen in ihrem Fach die Berechtigung zum einjährigen Dienst zuerkannt wurde. Ein rühmlicher Fortschritt! Dieses Einjährigenwefen ist ja überhaupt die Klippe unserer nationalen

Entwicklung, vielleicht auch eine Klippe für unser Heereswesen felber. An der „Einjährigen kultur“ drohen wir zu scheitern. Also: hinweg mit dem Examenunfug, der ein Unmaß geistiger Spannkraft verbraucht für Nichtsnutzigkeiten. Er bedeutet eine wahnfinnige Verschwendung von nationaler Geisteskraft. Und das ist doch nun reichlich genug erwiesen, daß die Leute mit der besten Schulzensur nur zu oft im Leben gar nichts taugen. Den Preis des Lebens erringen meist diejenigen, die auf der Schule als ganz kleine Lichter galten. – In diesen Tagen ging eine Notiz durch die Zeitungen über den Lebensweg amerikanischer Millionäre und Milliardäre. Fast alle find arme Jungen aus den dürftigsten Verhältniffen, haben wenig oder gar keine Schulbildung genoffen. Nun ist es ja gewiß nicht das höchste Lebensziel, Millionär zu werden, es gehört sogar nicht einmal befonders viel Verstand dazu, eher noch ein kleiner Mangel an der moralischen Konstitution; aber es nimmt sich doch seltsam aus, wenn so manches gelehrte Haus in dem Wettlauf um die Lebensgüter so arg weit zurückbleibt, während der Unwissende die Palme erringt. – Und auch die großen Männer des Altertums hatten gewöhnlich keine Realschule und kein Gymnasium besucht; manche konnten kaum schreiben und lesen, und doch leuchten sie unserer Jugend noch als Vorbilder voran... Vielleicht kommt man allmählich zu der Einsicht, daß unser Bildungswesen einen Irrweg wandelt und daß es den Geist der Nation nicht hebt, sondern – schwächt. Vorläufig stehen alle die gelehrten Leute ratlos vor dem Kunststück, das ihnen die Ungelehrten vormachen: Millionen zu verdienen, ohne etwas

 gelernt zu haben – und mit diesen Millionen die Welt zu beherrschen. Der Mann voll Schulweisheit beugt sich vor dieser Erscheinung wie vor einer höheren Macht; sie liegt jenseits seiner Logik. Und weil die gelehrten Bureaukraten und Gesetzesmacher dieses Wunder nicht faffen können, darum machen sie es den Schlauen so leicht. Die eigentlich herrschen sollten, find fchon die Beherrfchten; sie liegen verehrungsvoll auf den Knien vor der neuen Großmacht. Und das ist die besondere Gefahr: daß Staat und Volk samt ihren Gelehrten und famt Fürst und Thron von schlauen Spitzbuben in die Tasche gesteckt werden.“ e ist Ohne eine solche weltabgewandte pädagogische Kultur wäre es auch kaum begreiflich, daß sich in unserem Rechtsleben Auswüchse wie eine ew'ge Krankheit forterben können, die um so ungeheuerlicher wirken, als sie in jedem Sinne derart vernunft- und zweckwidrig find, daß fie fogar u. U. den Intereffen ihrer intellektuellen Urheber ins Geficht fchlagen. In dieses Kapitel gehören gewife barbarische Grundfätze, nach denen noch heute bei der Anwendung der Zwangsvollstreckung verfahren wird. Auch vor der Durchführung unausbleiblicher, den sozialen, humanitären und volkswirtschaftlichen Forderungen der Neuzeit entsprechender Reformen, führt Ludwig Futh in der „Neuen Gesellschaft“ aus, könne man vieles tun, wenn man durch strenge Vorschriften und eingehende Instruktionen die Vollziehungsbeamten und die Vollstreckungsrichter anweist, sich einer allzu schematischen Amtsausübung zu enthalten, nutzlose Härten unter allen Umständen zu vermeiden und jederzeit zu erwägen, daß es ihre Aufgabe keineswegs ist, den ihnen verfallenen Staatsbürger mit aller Gewalt auch dann rücksichtslos zu schädigen, wenn mit Sicherheit anzunehmen ist, daß das Resultat ihres Vorgehens in keiner Weise den ihm zugefügten Nachteilen entsprechen werde. Es stehe sehr wohl in der Macht des Ministeriums, den in den Prinzipien der Handhabung heute noch herrschenden Barbarismus durch eine gründliche, nicht mißzuverstehende Erörterung der derzeitigen gesetzlichen Normen zu beschränken. Der Verfaffer berichtet dann aus eigener traurigster Erfahrung: „In meiner Wohnung erschien eines Tages ein Gerichtsvollzieher und pfändete in Ermangelung anderer pfandfreier Objekte das Berliner Adreßbuch. Mir war dieses für die Ausübung meiner Geschäftstätigkeit unentbehrlich, und ich richtete daher einen auch die Unmöglichkeit eines effektiven Ertrages der Vollstreckung angesichts der erwachsenden Auktions- und Pfändungskosten darlegenden Antrag auf Freigabe an das Vollstreckungsgericht. Dieses billigte das Vorgehen des Gerichtsvollziehers, und das Adreßbuch wurde versteigert. Der Auktionserlös betrug 6 Mk.; davon gingen die Kosten der Pfändung und der Vollstreckung mit gleichfalls 6 Mk. ab, fo daß dem Gläubiger nicht ein Pfennig zufiel; das einzige Ergebnis war, daß ich mein Adreßbuch verlor. Ich halte ein derartiges

 Verfahren für geradezu ungeheuerlich. Es kennzeichnet den

gegenwärtigen Standpunkt der Funktionäre des Systems, ihren Schematismus und das in der Art ihrer Ausübung zur Geltung kommende psychologische Moment vorzüglich. Und eine derartige nutzlose und barbarische Schädigung des Schuldners entspricht, wie sich aus der Billigung des Vollstreckungsgerichtes ergibt, durchaus den Anf chauungen richterlicher Kreise. Sie kann indessen auf Grund der geltenden Gesetze ausdrücklich untersagt werden. Den Vollstreckungsgerichten müßte erläutert werden, daß deren Aufgabe keinesfalls lediglich in der Wahrnehmung der Rechte und Intereffen des Gläubigers gipfelt, daß sie vielmehr berufen find, auch die berechtigten Intereffen des Schuldners zu schützen und diesem energischen Beistand zu leisten bei der Wahrnehmung der zum Schutze der Erhaltung seines Hausstandes und feiner wirtschaftlichen und sozialen Existenz vor einigen Jahren getroffenen gesetzlichen Bestimmungen. Diese bedingen, daß dem Schuldner ein angemeffener „Hausstand" zu belaffen ist; sie find mangelhaft, weil sie unklar sind und dem Belieben resp. den Sonderanschauungen des Vollstreckungsbeamten und der Beschwerdeinstanz einen allzu weitgehenden Spielraum laffen. Mir erklärte der Gerichtsvollzieher, daß ein Sofa, LÜbergardinen, Teppich und Gaskrone keineswegs zur Erhaltung eines „angemeffenen" Hausstandes erforderlich seien, und das Vollstreckungsgericht trat seiner Auffaffung bei. Er nahm dann sogar die Rouleaux von den Fenstern weg, so daß wir, da Jalousien fehlten, genötigt waren, vor dem abendlichen Auskleiden die Fenster mit Bettüchern zuzustecken. Der Willkür und den Konsequenzen eigenartiger Anschauungen des Gerichtsvollziehers find Schranken gesetzt, wenn der ihm übergeordnete Richter des Vollstreckungsgerichtes in seinem Denken und in seiner Amtsübung dem humanen Sinn der betreffenden Gesetzesbestimmungen Rechnung trägt. Das ist indessen keineswegs stets und überall der Fall. Ich will an einem eklatanten Beispiel demonstrieren, was sich tatsächlich auf diesem Gebiete ereignen kann. Ich hatte einem Vollstreckungsgericht eine Beschwerde eingereicht, in welcher ich darlegte, daß drei verschiedene Gerichtsvollzieher in meiner Wohnung Pfändungen vorgenommen hatten und daß von diesen sämtliche dort befindliche Mobilien c. gepfändet waren, so daß uns im Falle der Abholung nicht nur nicht der von den Gesetzen zugestandene „angemeffene" Hausstand, sondern nicht einmal der notdürftigste Hausrat verblieben sein würde. Kein Stuhl, kein Tisch, kein Schrank, keine Gardine war pfandfrei belaffen worden. Daraufhin verfügte das Vollstreckungsgericht, daß diese drei Gerichtsvollzieher ihre sämtlichen Pfandstücke abholen sollten, worauf dann an Ort und Stelle konstatiert werden würde, was dann noch übrig bleibe; alsdann sollte über meine Beschwerde entschieden werden. Jeder Schuldner gibt sich selbstverständlich die allergrößte Mühe, die erzwungene Auflösung seines Hausstandes und den damit verbundenen Zusammenbruch feiner wirtschaftlichen und gesell-

 schaftlichen Existenz zu verhindern. Das Gericht indessen verfügt diefe Auflösung und den Ruin des Schuldners, um Feststellungen in einer von diesem eingereichten, durchaus berechtigten Befchwerde vorzunehmen, noch dazu in einer Beschwerde, in welcher dieser gerade auf das ihm garantierte Recht der Erhaltung eines angemeffenen Hausstandes fich stützt. Dieser geradezu unglaubliche Bescheid charakterisiert sich als eine ungeheuerliche Rücksichtslosigkeit, welche auch mit den bestehenden Gesetzen meines Erachtens in Widerspruch stand. Sollten die Mobilien nach erfolgter Feststellung insgesamt zurückgeschafft werden? Auf meine Kosten oder auf Staatskosten? Oder sollten sie etwa in der Pfandkammer auf meine Kosten weiter lagern, obwohl ich von den betreffenden Gläubigern auf Grund geleisteter Teilzahlungen Stundungserklärungen erwirkt hatte, welche die Abholung ihrem Wortlaute nach ausschloffen? Der Vorfall beweist, daß den mit der Aufsicht des Vollstreckungswesens beauftragten Richtern teilweise noch durchaus die römischen und mittelalterlichen, barbarischen Grundanschauungen von der absoluten Rechtlosigkeit des Schuldners und eine nicht mehr zu überbietende Nichtachtung des Menschenrechtes der Durchführung des Existenzkampfes bis zur letzten Möglichkeit innewohnen. Die gesetzlichen Bestimmungen zugunsten der Erhaltung der schuldnerischen Existenz sind zwecklos, wenn derartige Grundtendenzen die Entschlüffe ihrer Hüter bestimmen. Der durch die Abschaffung der Gerichtsvollzieher uniform gegebene Fortschritt wird vielfach in Frage gestellt, weil einzelne Funktionäre sich nicht dazu entschließen können, aus dieser Vorschrift die

Konsequenzen zu ziehen, daß ein taktvolles, jede überflüffige Bloßstellung des Schuldners vermeidendes Verhalten dem humanen, die wirtschaftliche Erhaltung des Individuums anstrebenden Prinzip der Neuzeit und den Wünschen der Behörden entspricht. Ich hörte von einem alten Gerichtsvollzieher, der es sich nicht nehmen läßt, im Dienst eine der Uniformmütze fast völlig gleiche Mütze zu tragen und mit einem dicken Aktenbündel unter dem Arm in unverkennbarer Weise ostentativ aufzutreten. Die öffnenden und nach einem Begehr fragenden Dienstboten rennt er über den Haufen und betritt unangemeldet die Wohnräume der Familie, wobei er auf anwesende Besucher nicht die geringste Rücksicht nimmt. Das find törichte und verwerfliche Reminiszenzen einer überwundenen Zeit. Eine völlige Beseitigung aller unnützen Härten und eine präzise Beschränkung der Vollstreckungsmaßnahmen auf das tatsächlich Zweckmäßige und Zulässige ist nur auf dem Wege der Gesetzgebung möglich. Will der Staat mittels der Bestimmungen, betreffend die Erhaltung eines „angemeffenen" Hausstandes, das Familienleben des Schuldners erhalten, ihm die Möglichkeit gewähren, seine Kinder trotz des Drucks ungünstiger wirtfchaftlicher Umstände im Rahmen der Familie und unter hygienisch befriedigenden Verhältniffen zu erziehen, soll er in der Lage bleiben, seine Beziehungen aufrechtzuerhalten, unter Erhaltung seiner Spannkraft weiter-

 zuerwerben und sich auf der Grundlage des ihm gebliebenen Hausstandes durch seine Verlegenheiten hindurchzuarbeiten, oder soll er, sobald eine auch nur vorübergehende finanzielle Schwierigkeit eintritt, sofort und definitiv der wirtschaftlichen Vernichtung entgegengeführt werden? Um die Antwort auf diese Frage hat die neuerliche, in jeder Richtung stümperhafte Gesetzform sich mit Hilfe des unklaren und höchst dehnbaren Ausdrucks vom „angemeffenen" Hausstande herumgedrückt. Alle Halbheiten find zwecklos; will man sich für das Prinzip der Erhaltung des Schuldners aus ethischen und volkswirtschaftlichen Gründen entscheiden, so muß man die Belaffung eines „standesgemäßen" Hausstandes unter Festsetzung eines Maximums gesetzlich normieren in der Weise, daß die Wohnung ohne Störung des Familienlebens und der gesellschaftlichen Stellung benutzbar bleiben kann. Als weitere einschneidende Anderung würde eine Beschränkung der Gesamthöhe der durch Mobiliarvollstreckung beizutreibenden Summen auf den Betrag des Taxwertes der pfändbaren Gegenstände in Betracht kommen. Denn in den Mobilien steckt doch nur ein gewisser Wert, und nur dieser kann den Gläubigern zufallen. Das heutige System der Anschlußpfändungen ist völlig gegenteiliger Natur. Heute versiegelt der Gerichtsvollzieher bei der Pfändung den Haushalt des Schuldners, nimmt eine Taxe der Gegenstände unter Berücksichtigung des Auktionswertes derselben auf und vermerkt den Taxwert neben der Rubrizierung des betreffenden Pfandobjektes. Gehen nun weitere vollstreckbare Titel bei ihm ein, so schließt er sich bezüglich dieser der ersten Vollstreckung durch dem Schuldner und dem Gläubiger mitgeteilte Registratur an, wobei es absolut gleichgültig ist, ob auch die erste Forderung den Taxwert der schuldnerischen Einrichtung weit übersteigt. Ich kenne einen Fall, in welchem Gegenstände im Taxwerte von ca. 5000 Mk. für Forderungen von über 220.000 Mk. gepfändet waren. Der Schuldner vermag die Abholung und Versteigerung seiner Mobilien nur dann abzuwenden, wenn er die gesamten gegen ihn vorliegenden vollstreckbaren Forderungen nebst Zinsen und Kosten zu begleichen vermag. Die Rechte der Gläubiger rangieren nach der Reihenfolge der Pfändungen. Somit besteht z. B. für denjenigen, dessen Forderungen hinter 200000 Mk. vorgehender Ansprüche rangieren, keine Ausficht, Befriedigung aus dem Vermögen des Schuldners zu erlangen. Dennoch gibt ihm der Staat ausdrücklich das Recht, die Abholung und Versteigerung der Pfandstücke zu verlangen; es wird sogar ohne feinen Antrag ca. 14 Tage nach erfolgter Anschlußpfändung ein Auktionstermin anberaumt. Es ist relativ unerheblich, darauf hinzuweisen, daß event. auch vorgehende, an günstigerer Stelle rangierende Gläubiger, deren Position sich infolge allmählich fortschreitender Schuldentilgung fortgesetzt verbeffert, durch den mit der Abholung verknüpften definitiven Zusammenbruch des Schuldners und die Beseitigung ihrer Chancen schwer geschädigt werden können. Dieser scheinbar widersinnigen Praxis liegt ein zwar klares und verständliches, aber verwerfliches und unmoralisches Prinzip zu-

 grunde. Das heutige System stellt eine raffinierte

Erpreffungsmafchinerie dar; es charakterisiert sich als eine Spekulation auf die sentimentalen Gefühle der Anhänglichkeit an den liebgewonnenen Hausrat, an die Erbstücke der Vorfahren und auf das Schamgefühl des anständigen Menschen, der eine Abholung der damit verknüpften öffentlichen Bloßstellung halber perhorresziert. Man benutzt sittliche und ethische Empfindungen, um eine Geldproduktion um jeden Preis zu erzwingen... Anständige Menschen fürchten nichts so sehr wie die Blamage der „Abholung“, welche eine Art von öffentlicher Brandmarkung und eine der Welt kundgetane Besiegelung ihres wirtschaftlichen Untergangs darstellt und ihre soziale Stellung definitiv vernichtet. Um dem zu entgehen, greifen sie lieber zu den haarsträubendsten Mitteln, welche dem Strafrichter maffenhaftes Material zuführen, sie leben Monate und Jahre unter dem furchtbarsten Druck, unter der fortgesetzten, wahnsinnigsten Furcht vor der endlichen, auf die Dauer doch unvermeidlichen Erfüllung ihres Geschickes, sie verlieren jede Möglichkeit einer geordneten Berufsausübung und damit jede Hoffnung auf schließliche Überwindung ihrer schrecklichen Lage, geraten in immer schlechtere Verhältniffe und gehen endlich geistig, moralisch und körperlich zugrunde. Es ist nicht abzusehen, weshalb man derartige, auch der Gesamtheit nachteilige Krankheitsprozeffe provoziert, da doch zweifellos die effektive „Schuldentilgung“, d. h. eine Verminderung der Unterbilanzen, mit der Erfchöpfung des fchuldnerischen Vermögens selbstverständlich ihr Ende findet und alle weiteren Experimente teuer, unfruchtbar und von höchst nachteiligen Konsequenzen begleitet sind. Man zermürbt und vernichtet den gutwilligen, anständig denkenden Schuldner; den rücksichtslosen, „geriffenen“ Exequenden, welcher bei der ersten Pfändung es zur Abholung und Versteigerung seiner Mobilien kommen und diese von guten Freunden erwerben und sich dann auf Grund eines „Leihvertrages“ von diesen verhalten läßt, schützt seine Unverfrorenheit gegen alle Anfechtungen seiner Gläubiger. Auch hier fiegt das Laster und die Tugend wird gestraft. Das ist indessen nicht der Zweck der Gesetze. Durch ein einfaches Mittel kann man diese der Vernunft und der Moral hohnsprechenden Zustände rektifizieren. Man gestatte dem Schuldner, gegen Zahlung des vollen Taxwertes der pfändbaren Gegenstände seines Hausstandes diese zu behalten. Eventuell hat er einen Geldmann zu substituieren, der für ihn aus feinen Mitteln die Taxe der Möbel an den Gerichtsvollzieher zahlt; dann würden Bedenken gegen eine derartige Verwendung von Barmitteln des Schuldners wegfallen. Diesem Geldgeber könnten die Mobilien durch auf dem Pfändungsprotokoll zu beurkundende, die traditio rei ersetzende Übertragung als Eigentum übereignet werden. Es wäre in Erwägung zu ziehen, durch eine beim Amtsgericht zu führende Liste dieser Übertragungen es jedem Intereffenten zu ermöglichen, sich über die bei der Gewährung von Krediten in Betracht kommende Frage des Vorliegens derartiger Transaktionen zu informieren.

250 Türmers Tagebuch Ich will noch ein weiteres Moment von erheblicher Bedeutung erörtern. Vor mir liegt das Protokoll einer im Mai 1906 in der Charlottenburger Pfandkammer durchgeführten Zwangsversteigerung. Von dem Erlöse wurden ca. 36 Prozent auf Kosten usw. verrechnet, so daß ca. 64 Prozent an den Gläubiger abgeführt wurden. In diesem Protokoll finden sich u. a. folgende Angaben: Lfd. Nr.: 4. Nr. des Pfändungsprotokolls: 4. Gegenstand: 4 Wafferkaraffen und ein Tablett. Meistgebot: 1 Mk. Meistbietender: Heßler. Wohnort: hier. Bemerk.: bez. Von den Karaffen hatten bei Hengstmann zwei je 36 Mk. und zwei je 24 Mk. gekostet; das Tablett hatte ca. 40 Mk. gekostet. Gegenstände im Anschaffungswerte von ca. 160 Mk. wurden also für 1 Mk. versteigert; hiervon erhielt der Gläubiger ganze 64 Pfennige. Lfd. Nr.: 9. Nr. des Pfändungsprotokolls: 9. Gegenstand: 1 Visitenschale. Meistgebot: 0,80 Mk. Meistbietender: Gest. Wohnort: hier. Bemerk.: bez. Es handelte sich um eine im Kaufhause Hohenzollern zum Preife von 150 Mk. erworbene, von drei weiblichen Figuren getragene prachtvolle Bronzeschale. Der Gläubiger erhielt 64 Prozent des Erlöses, d. h. ganze 51 Reichspfennige. Lfd. Nr.: 14. Nr. des Pfändungsprotokolls: 14. Gegenstand: 4 Bilder, Stahlstiche. Meistgebot: 8 Mk. Meistbietender: Scheerbarth. Wohnort: hier. Bemerk: bez. Es handelte sich um vier Erstabzüge von Kupferstichen des rheinischen Kunstvereins, welche einst dem Vater des Exequenden wegen seiner Verdiente als Geschäftsführer dieser Vereinigung geschenkweise überwiesen waren und in Düffeldorf und Köln mit 120–150 Mk. pro Blatt sofort verkäuflich sind; ich will indessen den Wert des Objektes nur auf 500 Mk. bemeffen. Von dem

Erlös von 8 Mk. erhielt der Gläubiger 5,12 Mk. Für diese drei Positionen im Anschaffungswerte von 800 Mk. wurde also ein Erlös von insgesamt 920 Mk. erzielt, von welchen dem Gläubiger 64 Proz. =6,27 Mk. zufielen. Ich bestreite ganz entschieden, daß der Staat überhaupt berechtigt ist, in dieser Weise das Eigentum des Schuldners zu verramschen. Das ganze Verfahren taugt, wie dies eine Beispiel zeigt, nicht einen Pfifferling. Ist der Staat etwa nicht zur Berücksichtigung der elementarsten Grundsätze der Vernunft und der Billigkeit verpflichtet? In den Auktionshallen der Pfandkammern erscheint zu den Versteigerungen fast ausschließlich eine Clique von Händlern und Händlerinnen, welche man als die Schlachtfeldhyänen des menschlichen Existenzkampfes bezeichnen könnte. Diese bilden einen festorganisierten Ring; sie bieten in der Auktion lediglich minimale Beträge und gehen dabei nach einem bestimmten System vor, so daß der Schein einer Beteiligung mehrerer an der Bietung gerade noch notdürftig gewahrt wird. Nach Beendigung der Farce werden

 in einem benachbarten Lokal die Sachen erst richtig versteigert und die Differenz zwischen dem dort fich ergebenden effektiven Erstehungspreis des Händlers und dem Preise der amtlichen Auktionskomödie wird dann unter die Mitglieder des Konsortiums verteilt. Neue Mitglieder nimmt der Ring nur gegen Leistung bedeutender Einschüffe auf. Versucht irgend ein Außenstehender, z. B. der Schuldner oder ein Freund desselben, ohne Zuziehung des Ringes und Entrichtung eines Tributs an diesen, einen Gegenstand zu erstehen, so wird dieser eventuell bis über den normalen Anschaffungswert hinaufgetrieben; der Schaden wird dann auf die Mitglieder des Ringes repartiert. Dieser Trust beherrscht die Situation vollkommen, und die Tränen und der Jammer der ihres Haushalts um einiger Pfennige willen beraubten Menschen schreien zum Himmel. Mit starker Hand muß hier eingegriffen werden. Zunächst verbiete man durch ein klares Gesetz (die derzeitige bezügliche Bestimmung ist unklar und wird daher überhaupt nicht berücksichtigt), daß Gegenstände überhaupt gepfändet werden, wenn anzunehmen ist, daß deren Auktionserlös ihrem tatsächlichen Werte auch nicht annähernd entsprechen wird. Ferner schließe man fachwiffenschaftliche Bibliotheken und Sammlungen, welche das Resultat resp. die Grundlage wissenschaftlicher und künstlerischer Spezialbildung darstellen und die der Nation und der Welt zu Nutzen kommende Leistungsfähigkeit des betreffenden Gelehrten oder Künstlers bedingen und fördern, von der Pfändbarkeit aus. Meine mit einem Aufwand von ca. 30000 Mk. geschaffene kunstwissenschaftliche Bibliothek, welche unersetzliche Unika enthielt, wurde für ca. 600 Mk. in der Zwangsversteigerung verschleudert; der Erlös wurde infolge von Streitigkeiten unter den Gläubigern hinterlegt und zirka / Jahr später an mich ausbezahlt, da ich inzwischen die betreffenden Gläubiger befriedigt hatte. Meine prachtvollen, ca. 10000 Blatt umfaffenden Sammlungen von Photographien, Stichen und Zeichnungen, welche ich in Deutschland, Skandinavien, England, Frankreich, Spanien und Portugal, Italien, Griechenland, Kleinasien, Syrien, Persien, Indien, Kambodscha, Agypten, Algerien und Marokko zusammengebracht hatte, wurde in derselben Pfandkammer in Charlottenburg für ca. 30 Mk. versteigert. Ich hatte infolge eines Zufalls die Auktionsbenachrichtigung nicht erhalten und erfuhr erst einige Tage nach der Versteigerung davon, als ich bei einem Kunsthändler in der Prinz-Albrecht-Straße ca. 400 meiner Blätter wiederfand, welche dort Stück für Stück zu je 3 Mk. verkauft wurden. Gleichzeitig mit diesen Sammlungen wurde ein ungeheures wissenschaftliches Material, zeichnerische Aufnahmen römischer und maurischer Altertümer in Marokko, viele Hunderte im asiatischen und afrikanischen Orient gefertigter, noch nicht kopierter photographischer Platten usw. für insgesamt ca. 10 Mk. (wohl dem Auktionswert der Makulatur und des Glases entsprechend) versteigert. Das Papier wird eingestampft worden sein; die Platten find zweifellos abgekratzt und neu verwendet worden. Das ist eine Vernichtung geistiger Werte seitens des Staates, deren Un-

 geheuerlichkeit kaum noch zu überbieten ist. „Dura lex, sed lex“ sagt man, aber gerade ein hartes Gesetz muß Sinn und Zweck haben; die Begriffe des Unsinns und der Gesetzmäßigkeit können nicht identisch sein. Bezüglich einer Wandlung des Auktionswesens haben alle bisherigen Anstrengungen der Behörden völlig versagt. Es ist nicht möglich gewesen, das Publikum zu einem gewohnheitsmäßigen Kaufen in den Pfandkammern

zu veranlaffen, da der Händlerring opferwillig und energisch eine Alleinherrschaft verteidigt hat und schließlich überall zu einer baldigen Verdrängung der ihm nicht angehörigen Reflektanten gelangte. Hier kann nur eine Radikalkur helfen. Man muß die Zwangsversteigerung überhaupt beseitigen und anstatt der Verramschung den freihändigen Verkauf der Pfandstücke zu angemessenen Preifen bewirken. Die Pfandkammern sollten zu einer Art von Warenhäusern werden und als dann bei geeigneter Einrichtung und Leitung ein kaufwilliges, zahlreiches Publikum anziehen. Dem Gläubiger kann seitens der Pfandkammerverwaltung nach Ablauf einer kurzen Frist für die Geltendmachung von Interventionsansprüchen ein Vorschuß in Höhe des Verramschungswertes gezahlt werden; diesen Vorschüffen müßte zu ihrer Sicherstellung eine Priorität vor nach Fristablauf angemeldeten Ansprüchen dritter zugebilligt werden. Ich würde weiterhin empfehlen, den Vollstreckungsgerichten das Recht zuzuerkennen, dem zahlungswilligen Schuldner bei entsprechender Vermögenslage des Gläubigers Stundung gegen Leistung von Teilzahlungen zu bewilligen. Vielleicht könnte auch bei schwerer, durch ärztliches Attest nachgewiesener Erkrankung des Schuldners und eventuell auch bei anderen nach menschlichem Empfinden eine Vornahme von Gewaltmaßnahmen im gegebenen Moment ausschließenden Gelegenheiten ausnahmsweise eine Stundung von kurzer Dauer ohne Leistung einer Teilzahlung gewährt werden. Heute stellt selbst der Umstand, daß ein Mensch in der Wohnung des Exequenden im Sterben liegt, durchaus kein Hindernis für deren Ausräumung durch den Gerichtsvollzieher dar. Ich könnte haarsträubende, der europäischen Kultur des 20. Jahrhunderts hohnsprechende Szenen schildern; das würde mich indeffen zu weit führen. Man kann und darf den Schuldner, an dessen Fortexistenz die Allgemeinheit ein dringendes Intereffe hat, nicht der „Milde“ des Gläubigers völlig überlaffen; es gibt rabiate Menschen mit steinernen Herzen, welche in ihrem Schuldner ein nichtswürdiges, keiner Rücksicht wertes Objekt sehen. Mir hat jemand, dem ich innerhalb einiger Monate 90 Proz. feiner Forderung bezahlt hatte, wegen des Restbetrages unter Ablehnung einer weiteren Stundung von nur 24 Stunden einen Schaden von vielen Tausenden zugefügt. Ich schlage außerdem vor, die zurzeit durchaus ungenügenden Bezüge der Gerichtsvollzieher unter Beseitigung der einen nachteiligen Antrieb zu nervenzerstörender Schinderei darstellenden Gebührenbeteiligung – da fie sonst weder existieren, noch die Kosten für die Hilfskräfte auftreiben können, arbeiten viele dieser Beamten bis tief in die Nacht hinein, um durch die

 Gebührenquoten den Mangel ausreichender Besoldung einigermaßen auszugleichen – erheblich zu erhöhen. Dieses schwierige, delikate und verantwortungsreiche Amt erfordert kluge, moralisch hochstehende Menschen, und das Geld, welches zu deren Gewinnung und Festhaltung aufgewendet wird, kommt den wirtschaftlich erkrankten Teilen des Volksorganismus zugute und wird reichliche Früchte tragen.“ Muß es immer wieder die Sozialdemokratie sein, die das Meffer an solche Schäden legt? Und was nützt alle soziale Reformarbeit, wenn der felbe Staat mit der einen Hand vernichtet, was er mit der andern schafft? – Rund heraus: das find unwürdige, das find skandalöse Zustände! zft st e Aber wer außer denen, die es persönlich so furchtbar, so mörderisch trifft, kümmert sich viel darum? Unsere Volksvertretung? Wo wird mehr leeres Stroh gedroschen als dort? Wie wenig positiv-praktische Arbeit leisten sich doch unsere erkorenen Sendboten, und nicht immer nur durch Schuld der Regierung. Zwar fiel beraten und beschließen im Plenum wie in Kommissionen, was da aber beschloffen wird, darüber, meint Wilhelm Schölermann in der „Deutschen Kultur“, „mag wohl mancher Urwähler, liest er der langen Reden dunklen oder durchsichtig flachen Sinn, sich mehr bedrückt als beglückt fühlen. Irgend ein Konflikt spitzt sich zur Machtprobe, zur Krisis, zu. Dann kommt eine Reichstagsauflösung mit dem Appell an das Volk. Über die bisher Erwählten appelliert die Regierung an die Wähler und Urwähler, die plötzlich auf dem Wahlmarkt hoch in Kurswert steigen. Wir erleben dann das weniger erhebende als erheiternde Schauspiel einer Neuwahlagitation mit ihren tragikomischen Volksbeschwörungen und Betörungen. Welch ein Stoff für einen modernen Aristophanes! Dieser Mummenfchanz des Willens zur Macht in allen Schlagwörtern, in allen Kompromiffen und Kuhhandelspraktiken. Diese höchst komische Psychologie der Maffen suggestion, wenn die wahlagitatorischen Überredungsstürme auf dem Schwarzen und Roten Meere hoch gehen!... Liest der deutsche

Michel schließlich die Listen seiner Auserlesenen, so scheint es, als sei dem nationalen Blutumlauf der Eintritt in das politische Hirn unterbunden, wenn wir den Reichstag als den Kopf der Nation ansehen wollen. Der kreisende politische Vulkan gebar eine Maus, die nach Mäuseart am Kornspeicher weiter nagt, ein politischer Miteffer. Und darum Räuber und Mörder? – Nach der Wahlkampagne wird in allen Parteibaracken zur Redeschlacht im Reichstage gerüstet, wobei das Aufgebot an Lungenkraft im umgekehrten Verhältnis zum Gewicht der Gedanken steht. „Ein politisch Lied – ein garstig Lied.“ Solches Satirspiel kann zur Hebung des ethischen Bewußtseins im Volke nicht beitragen. Es find viele von den Besten und Berufenen, Stillen und Stetigen im Lande, die unter Mangel an Macht und Einfluß leiden.

254 Türmers Tagebuch Ich spreche hier im Namen Taufender, wenn ich sage: gerade die feiner und reiner gearteten Menschen, die fozialaristokratischen Naturen find es, die unter einer Demokratie und Demagogie nicht zu Worte kommen. Eine Minderheit vielleicht, aber eine wichtige Minderheit. „Arbeitssklaven“, um die kein Volkstribun sich kümmert. Denn sie find nicht gehorsam wie eine Hammelherde der „Arbeiterbataillone“ von den Parteibonzen an die Wahlurne zu kommandieren. Und doch find ihrer ein ganzes Heer ringender und leidender Existenzen des schonendsten Mitgefühls würdig, je weniger sie selber von sich reden. Wahrhaft arm, wahrhaft bedürftig sind fast immer nur jene Verschwiegenen, Verschämten und Vergrämten, die keiner öffentlichen Fürsorge teilhaftig werden. Wer denkt an die z. B. im sozialdemokratischen Getobe? Wer fühlt mit ihrer Not sein soziales Gewissen beschwert? Es grenzt an Lästerung, wenn die Sozialisten sich einmal auf Jesu Lehre von der Liebe zum Nächsten berufen und dabei vom Klaffenhaß „leben“. Sittlichen Wert hat im sozialen Leben nur die Menschenliebe und Menschenhilfe von Fall zu Fall. Das kann nur der, der die Verhältniffe kennt und schonend hilft von Hand zu Hand, mit Geld oder mit Güte. Mit zukunftstaatlichen Maximen wird keine Not gehoben werden. Wie entfittlichend wirkt unser System der Stichwahlen. Ein Mandat der Unterstützung eines Gegners zu verdanken, den man acht Tage früher bei der Hauptwahl auf das heftigste bekämpft hat, ist unmoralisch. Eine Kandidatur gegen die eigene Überzeugung zu unterstützen ist unmoralisch. Und doch tut es mancher aus Not. Mir ist es bei den letzten Wahlen so gegangen. Ich halte den Liberalismus in seiner heutigen Gestalt für verkehrt und veraltet. Trotzdem blieb mir nichts übrig, als dem Zwang zur Wahlpflicht dadurch zu genügen, daß ich dem liberalen Kandidaten gegen den ultramontanen meinen Stimmzettel gab, nach dem Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel!“ Cum finis est licitus, etiam media sunt licita, also lautet die Moral des Buches Medulla theologiae moralis! Nach dieser Jesuitenmoral habe ich diesmal wählen müffen, wie viele andere der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Das ist ein Kompromiß, der nicht auf Rücksicht und Achtung anderer Rechte beruht, sondern auf einem Grundfehler im System. Ein Fehler, defen schleichende, erbliche Mängel nicht zur Freudigkeit der Pflichterfüllung in politicis, nicht zur Hebung des ethischen Bewußtseins der Feinfühligen im Volke beitragen kann. Solange unser heute geltendes Wahlrecht nicht geändert wird, etwa in der Richtung, daß man probeweise zum Proportionalfystem übergeht, so lange bleibt dieser nicht nur, wie alles Menschliche, unvollkommene, sondern unsittliche Zustand bestehen. Wer einen wählt, den er nicht mag, handelt nicht gewiffens frei. Darin liegt die Tragik, ohne eine tragische Schuld des einzelnen. Gegen Rom, aber auch innerlich gegen sich selbst: das ist das Leid motiv bei dieser Stichwahlwirrnis. Robuste Gewiffen mögen darüber die Achselzucken. Ein Leiden, defen Diagnose

Türmers Tagebuch 255 zu stellen und Mittel zur Heilung oder Linderung zu finden des Schweißes der Edelsten wert wäre. Wo find Arzte, die helfen wollen und können? Mögen die Mächtigen und Maßgebenden die Hebel ansetzen. Wir Machtlosen haben nur das eine Mittel: auszusprechen, was gesagt werden, geändert werden muß. Ungehört und unvertreten bleiben wir. Eine Stimme allein verhallt. Viele Stimmen werden gehört. Wir können nicht einen Mitkämpfer entbehren. Denn geschenkt wird uns nichts. Was wir wollen, ist eine Hebung des politischen Niveaus, mehr Ernst, mehr Ehrlichkeit, mehr Ethik im öffentlichen Leben, weniger Gemütsathletentum! Mit der Gef innungspöbelei, die im Machtgefühl den Zynismus entwickelt, wollen wir keine Gemeinschaft. „The survival of the fittest“ heißt im Grunde nichts anderes als

„The survival of the vulgarest". Ein Beispiel. In einem oberbayrischen Wahlbezirk wird Herr Alois Qualmhuber als Zentrumskandidat aufgestellt. Er ist von Profession Schweinestecher und Wurstfabrikant, Gemeindevorsteher im Nebenamte. Sein Gegenkandidat ein geachteter Gelehrter von Bildung und liberaler Gesinnung. Das ultramontane System der Disziplin bringt 13999 Stimmen auf den Schlächter, der Professor erhält 51. Qualmhuber wird mit glänzender Mehrheit gewählt. Das passiert leider nicht nur in Oberbayern. Es ist typisch! Ein anderer, etwas komplizierterer Fall. Zu mir kommt ein eifriger Vaterlandsfreund und fordert mich auf, kein „Philister" zu sein, sondern mit ihm zur Wahl zu gehen. Er hält mir vor, daß man doch „seine Bürgerpflicht" erfüllen müffe. Ich antwortete ihm, ich sei diesmal zu wählerisch, um zu wählen! Da schwieg er, nickte und ging. – Darin liegt das, was ich die Tragik der Volksvertretung nenne. Wir können nicht, wie wir möchten, und wir möchten so gern unserer politischen Gesinnung den reinsten Ausdruck geben: den Vertretern unsere Stimme, die wir lieben... Männer und Frauen aus allen Ständen und wirtschaftlichen Klaffen, vom Adel bis zum Arbeiter, beginnen zu erkennen, daß mit der Zahl der abgegebenen Stimmen die vox populi, vox dei nicht identisch ist. Klarköpfige, kritische Naturen durchschauen die leicht erkennbaren Manöver politischer Drahtzieher und wenden sich angeekelt ab von dem Gekrähe der Haupthähne auf dem Miste wahlagitatorischer Stimmenfängerei. Mit beredtem Schweigen stehen sie abseits. Es find die Stillen und Stetigen, die im Herzen reinen und starken Menschen, die an Gefinnung und durchdringendem Verstande über den Parteien stehen, die auch mitraten und mittaten möchten, wenn sie nur die Mittel und die Macht hätten. Einfichtig, aber einfluß los. Die Tragik dieser Einsichtigen ohne Einfluß ist tief. Bleibt ihnen dauernd der Weg zum Wirken versperrt, so darf man sie beklagen, aber kaum verdammen, wenn aus dem Einsehen und Erkennen zuletzt ein Erlahmen, ein Verzichten wird. Ein wehmütiger Verzicht, überschattet von der Erkenntnis:

 Übers Niederträchtige niemand fich beklage, Denn es ist das Mächtige, was man dir auch fage. Wieviel Selbstverleugnung und Tatfreudigkeit wartet zeitlebens auf die große Gelegenheit zur Goldprobe? Wie viel Kraft und Mut wird im Kafernendienst des Lebens, im trockenen Pflichtdrill zerrieben und verbraucht? Klug und klar find manche, die verbluten, weil ihr Wollen und Wünschen dort, wo die maßgebenden Machtfaktoren einsetzen, wo die Entscheidungen fallen, nicht verstanden und nicht vertreten wird..."

Alfred de Musset

–_ =. \MZ. 44 Alfred de Muffet Von Dr. Karl Storck lfred de Muffet ist der einzige unter den älteren französischen Lyrikern, den ich wirklich liebe. Mir gegenüber hat er erreicht, was er in „Apr s une lecture" als einen Wunsch bekennt: „Was frommen uns Gelärm und laute Ruhmfanfaren? Was tot ist, bleibt auch tot trotz aller Spezerein! Was fragen wir darnach, ob fleißige Scholaren Vor einem Tintenfaß, vor einem Marmelstein Zu ehrerbiet"gem Gruß nach ihrer Mütze fahren? Wir wollen auch geliebt, nicht nur bewundert sein!" Gegenüber einem Leffing, der im Hinblick auf Klopstocks Ruhm nur das Gelesen werden verlangte, spricht hier der Lyriker und heischt das Beste, was wir zu geben haben: Liebe. Ich empfinde sie, wie ich oben gestanden, in der älteren französischen Lyrik nur für Muffet. Wohlverstanden, ich spreche nur von der Lyrik innerhalb der französischen Literatur. Die wird ein Deutscher dort ja im allgemeinen überhaupt nicht suchen, höchstens jene Art von „chanson", die gerade deshalb einen so eigenartigen Reiz auf uns ausübt, weil sie nie ganz Lyrik wird. Darum ist uns ja auch keine Gattung der nachgeahmten Literatur innerhalb unseres deutschen Schrifttums fo zuwider geworden, wie die Nachäfferei der französischen Chanson: sowohl die unbeweint entschlafene Überbrettldichterei wie die „anakreontische" Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Chanson ist deshalb so ausgesprochen französisch, weil sie so ganz das Singen des Kulturmenschen ist: ein bewußtes Spielen im Gefang, ein fich oder andere dadurch Unterhalten, ein frohes Tändeln mit Gedanken und Empfindungen, oft finnige Aussprache eines wirklichen Erlebnisses, niemals aber rückhaltloses Verkünden des tiefsten Empfindens, niemals Bekenntnis des Innersten, niemals Erlösungsschrei aus verwirrender Qual, niemals Offenbarung

heiligsten Schauens. Der Türmer IX, 8 17

258 Storck: Alfred de Muffet Ich betrachte es als eine Gottesgabe – wie gute Augen, scharfes Gehör oder meinetwegen auch eine feine Weinzunge –, wenn es einem gegeben ist, das Schöne im ganz anders Gearteten herausfühlen zu können, und ich glaube von mir ruhig sagen zu können, das es für die eigentliche Gauloiserie, diesen eigenartigsten Reiz aller französischen Kunst, ficher nur wenig dankbarere Empfänger gibt. Aber gerade deshalb empfinde ich so stark das völlig anders Geartete, das uns durchaus Wesensfremde dieser ganzen Art des künstlerischen Schaffens und Genießens. Darum ist auch das, was mich zu Rabelais, Moli re, Lafontaine (Contes), Daudet hinzieht, nicht Liebe, sondern Genußfreudigkeit. Aber für Muffet hege ich ein Gefühl der Liebe seit jenen Primanerjahren, in denen mich das Geschenk der zehnbändigen Gesamtausgabe seiner Werke überraschte. Der sonst so lobesfreudige Sainte-Beuve hat unter Zustimmung zahlreicher hervorragender Zeitgenoffen gesagt: er habe allen Schöpfungen Muffets gegenüber das Gefühl, daß die Ubersetzungen seien. Man könne nie sagen, woher sie übersetzt seien, aber sie wirkten wie Übersetzungen. Muffet hat mit einer bei ihm sonst seltenen Heftigkeit auf dieses schroffe Urteil feines ehemaligen Freundes geantwortet mit jenen berühmt gewordenen Versen: „Je hais comme la mort l'état de plagiaire, Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre.“ (Den Plagiaten gilt mein tödlicher Haß, Mein Glas ist nicht groß, doch trink' ich aus meinem Glas.) Aber das Gefühl Sainte-Beuves ist zu verstehen. Es liegt in all dieser Dichtung Muffets etwas, was die andere französische Lyrik nicht besitzt. Dabei ist eine ganze Erscheinung durch und durch französisch, und heute gilt wohl in ganz Frankreich als Meinung über Muffet die begeisterte Huldigung, die ihm Hyppolyte Taine darbrachte: „Wir kennen ihn alle auswendig; er ist tot und es scheint, als ob wir ihn täglich sprechen hören. Ein lustiges Plaudern von Künstlern im Atelier; der Anblick eines Mädchens, das sich im Theater über den Rand seiner Loge neigt; das Glänzen der schwarzen Pflastersteine der vom Regen überspülten Straße; das frische Lachen eines sonnigen Morgens in den Wäldern von Fontainebleau; alles das stellt ihn lebendig vor unsere Augen... Eines gilt ficher von ihm: er hat nie gelogen. Er hat nur das gesagt, was er fühlte, und hat es gesagt, wie er es fühlte. Er hat eben laut gedacht. Er hat ein Bekenntnis für alle ausgesprochen; darum hat man ihn nicht bewundert, man hat ihn geliebt. Er war mehr als Dichter, er war Mensch.“ Es gibt ein einfaches Wort, das diese Wesenheit des Lyrikers scharf kennzeichnet: er war Gelegenheitsdichter im Sinne Goethes. Das ist etwas, was die französische Literatur, diese Öffentlichkeitskunst, diese in ihrer Art großartige Kunst des Formalen sonst nicht kennt. Aber wir verstehen nun, wie Muffet deshalb zum Haß gegen die französische Romantik, von der er doch selber ausgegangen war und die die Form von der alten Sklaverei befreit hatte, gelangen mußte, wie er gegen Victor Hugo jenes scharfe Wort schleudern

Storck: Alfred de Muffet 259 konnte: „Grand homme si l'on veut; mais po te, non pas“ – Ein großer Mann, wenn man will; aber ein Dichter? nein! Taine fühlte ganz richtig bei Muffet, daß dieser mehr sei als Dichter, daß er eben Mensch sei, und empfand das als Sonderheit innerhalb der französischen Lyrik, daß ein Künstler so durchaus nur Bekenner fei feines Lebens. Es hat auch in der französischen Literatur schon vorher solche gegeben, einen Rouffeau z. B. oder den alten Adam de la Hále; Muffet ist in der Hinsicht geradezu zum Befreier der seitherigen französischen Lyrik geworden, wie der eine Paul Verlaine zeigt. Aber Muffets eigenartigster Reiz beruht darin, daß er trotz alledem so durchaus französisch, ja so durchaus Pariser ist, während man beim Lothringer Verlaine immer an deutschen Bluteinfluß denkt. Selbst wenn man nur jene Werke Muffets ansieht, die durch ihren ganzen Charakter sich als Blutsverwandte des Byronismus erkennen laffen, fühlt man leicht dieses ausgesprochene Franzosentum heraus. Ich wundere mich, daß man, soweit ich sehe, das Wort Byronismus noch nicht geprägt hat. Es wäre die kürzeste Bezeichnung, die sich für den seelischen und geistigen Zustand eines ganzen Männergeschlechts deshalb anwenden ließe, weil die Eigenschaften in Byron am schärfsten und unverwischtesten sich zeigen. Diese Geistesverfaffung wirkte durch ganz Europa. Jede europäische Literatur zeigt den einen oder den anderen Byronisten, dem man jedoch unrecht tut, wenn man ihn lediglich als Nachahmer Byrons betrachten will, da er eben dem genialen Briten wirklich geistesverwandt war und eben darum auch in die der Stimmung so meisterhaft

angepaßte Sprechweise des Engländers verfallen mußte. Man braucht nur an Puschkin und eben an Muffet zu denken, um zu erkennen, daß hier von irgend einer äußerlichen Nachahmung jedenfalls nicht die Rede sein kann. Alfred de Muffet hat denn auch bekanntlich das größte seiner Werke, die „Confession d'un enfant du si cle“, der Ergründung der Ursache dieser merkwürdigen Geistesverfaffung gewidmet. Aus der Erkenntnis heraus, daß er nichts genau kenne als sich selbst, da er ja der Betrachtung dieses Jch eine ganze Zeit widmete – und darin liegt bereits das wesentliche Merkmal des Byronismus –, glaubte er auch mit Recht durch eine Art von freier Autobiographie nicht nur ein merkwürdiges Menschenleben, sondern ein eigenartiges Stück des Lebens der Menschheit ergründen zu können. Wie wir am Ende des 19. Jahrhunderts bei einem großen Teil des Künstlertums zahlreiche Erscheinungen mit dem Schlagworte „Fin de si cle“ zu begründen, letzterdings zu entschuldigen suchten, schrieb auch am Anfang des Jahrhunderts Muffet eigentlich diesem Jahrhundert die Schuld an allerlei Erscheinungen zu. Denn als Schuld, als Schwäche werden diese Zustände empfunden, wenn sie auch mit einer Art Koketterie für die Öffentlichkeit herausgeputzt werden. Daß bei Byron diese persönliche Schwäche am wenigsten hervortritt, daß seine gesunde Körpernatur sich so mit aller Gewalt dagegen auflehnt und einfach nach wirksamer Betätigung fchreit, das gibt

 ihm die überragende Stellung in dieser ganzen Literaturrichtung, während unser Heinrich von Kleist mit ungeheurer Anspannung aller Kräfte seine Kunst freizuhalten verstand von diesen zersetzenden Elementen, die ihm ja das Leben zerstörten, so verzweifelt er in nimmermüdem Wandeln dagegen ankämpfte. Diese beiden find ja auch schier zwei Jahrzehnte früher geboren als die eigentlichen Byronisten und find keine Großstädter. Auch Byron nicht, trotz seiner Geburt in London. Ein englisches Edelmannsleben bringt den Menschen viel mehr mit der Natur draußen zusammen, abgesehen davon, daß Byrons Mutter mit ihm ja frühzeitig von London geflüchtet war. Es gehören die Verhältniffe der Großstadt dazu, daß die Zustände, wie sie sowohl diese Weltschmerzliteratur aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts, als das Fin de si cle-Treiben verraten, so kampflos hingenommen werden. Es gehört die Möglichkeit eines Asthetentums dazu, eines zu frühzeitigen Hingelangens zu den Genüffen der Kunst und des Lebens. Die Erotik spielt die entscheidende Rolle. Auch wenn man nicht an die Unschuld vom Lande glaubt, so bleibt hier doch die Art der Liebe, selbst wo sie nicht rein ist, gesunder, kräftiger, derber, und vor allen Dingen wirkt das ganze Milieu jener Zerstörung entgegen, die in der Großstadt eine frühzeitige Ausschweifung so leicht nach sich zieht. Keiner hat das erschütternder gefühlt als gerade Alfred de Muffet. Die Unfähigkeit zu wahrem Glücke ist der Fluch jener frühen moralischen Verseuchung. Jahre bevor er in der „Confession“ dadurch die Katastrophe für den Helden herbeiführte, hatte er, wenig mehr als zwanzig Jahre alt, diese Erfahrung bereits in „La coupe et les l vres“ ausgesprochen. Und zwar dient diese Erkenntnis geradezu als Entschuldigung für jene schauerlich gemeine Szene, die der für tot gehaltene Frank seiner Geliebten als Mönch verkleidet spielt: „Ah! malheur   celui qui laisse la débauche Planter le premier clou sous sa mamelle gauche. Le coeur d'un homme vierge est un vase profond: Lorsogue la premi re eau qu'on y verse est impure, La mer y passerait sans laver la souillure; Car l'abime est immense, et la tache est au fond.“ (Weh dem, der wüster Luft unheilbar schlimme Fehle Als erste Schwäre sich ließ impfen in die Seele! Das Herz des reinen Manns ist dem Gefäß vergleichbar: War's unrein Waffer, das zuerst hineingegoffen, Die Lache bleibt, ob dann ein Meer auch durchgefloffen; Der Flecken sitzt am Grund, und der ist unerreichbar.) Schwerer hat auch unser Gottfried Bürger den Verlust des reinen Mannes finnes nicht empfunden. Die Großstadt auch nur begünstigt den beschäftigten Müssiggang, bei dem man fich einreden kann, durch Gespräche mit Kunstgenoffen, durch Kaffeehauslektüre und dergleichen geistig gearbeitet zu haben, während man doch nur Zeit totschlug. Nur die Großstadt bietet die Verhältniffe, daß

 man sich durch Umhertreiben in minderwertiger und schlechter Gesellschaft, durch Aufsuchen der Nachtseiten des Lebens vortäuscht, man studiere das Leben, während man in Wirklichkeit fich nur mit einer gewissen Grazie im Schmutze herumfühlt. Da entstehen dann jene Künstlernaturen, für die bei aller großen Begabung das Entscheidende, nämlich die Entwicklungsfähigkeit, fehlt; und selbst jenen einzelnen gegenüber, deren

künstlerische Fähigkeit so stark ist, daß sie trotz aller Hemmniffe zum wertvollen Gestalten gelangten, sehen wir uns zu dem Urteil genötigt, daß ihr Menschentum klein und schwächlich geblieben ist. Es wäre nicht schwer, auch aus der neuesten deutschen Literaturentwicklung hier eine Reihe von Namen hinzustellen. Und fragen wir uns, wohin die so kühn und vielversprechend anhebende Literaturrevolution der achtziger Jahre uns geführt hat, können wir heute nur sagen, daß wir in der Literatur jetzt vor einem Mangel an stärkeren Erscheinungen stehen, wie sie die deutsche Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr gekannt hat. Auch jene „Literaturrevolution" war Großstadtarbeit. Die „Beichte eines Kindes feines Jahrhunderts" ist dadurch als menschliches Bekenntnis besonders wertvoll, weil sie noch über die Absicht ihres Verfaffers hinaus enthüllt, warum diese Menschen zu einem reinen Glücke unfähig werden. Wie Octave, defen Leben das Buch erzählt, vom Freunde und von der Geliebten betrogen wird, dadurch jeglichen Halt verliert, Wüstling und Trinker wird; wie ihn dann der Tod des Vaters auf rüttelt und er in der Flucht vor der Großstadt in der engen Berührung mit der Natur Heilung sucht, ist von typischer Bedeutung für das Leben aller jener Zeiten, in denen die männliche Jugend vor lauter Beschäftigung mit sich selbst nicht zum Arbeiten für große Ziele, für die Menschheit, für den Nächsten kommt. Es folgt dann jene schönste Liebesepisode, die Muffet geschildert hat, defen ganzes Leben und Schaffen doch nur der Liebe galt. Die Unfähigkeit Octaves aber bei der heißgeliebten Brigitte Pierson, nachdem sie sich ihm freudig und stolz hingegeben hat, an innere Lauterkeit und selbstlose Treue zu glauben, bildet die selbstverschuldete Tragik dieser Männer, deren Jugendleben nur dadurch möglich war, daß sie diese beiden Begriffe als lächerlich und unsinnig sich selbst zerstört haben. Es bleibt für diese Naturen das Höchste, wenn sie es wie Octave vermögen, im letzten Augenblick sich reuig zurückzuziehen, wenn sie rechtzeitig erkennen, daß ihnen der Kampf wider ihre haltlose Natur auf die Dauer unmöglich ist und sie deshalb nichts Befferes tun können, als jene Menschen, die sie lieben, von sich zu befreien. So verläßt Octave Brigitte und überläßt fiel dem Manne, der reiner und selbstloser zu lieben vermag, als er selbst, und „dankt Gott, der es so gefügt, daß von drei Menschen, die durch ihn gelitten haben, er allein unglücklich bleibt". Aber Muffet hat ja diese Schicksale Octaves, hat seinen Seelenzustand nur deshalb so eingehend geschildert, weil er ihn für typisch hält, weil er zeigen will, daß, wer wirklich vom Geiste dieses Jahrhunderts berührt wurde, glücksunfähig sei. Dieses Eingangskapitel des Bekenntnis-

 romans verdiente einen Ehrenplatz in der gesamten kulturpsychologischen Geschichtsliteratur. Wie das ungeheure Gestirn Napolon für die Welt, aber vor allem für Frankreich, Licht und Schatten bedeutete, ist nie eindringlicher gesagt worden. Wie ein Geschlecht, das während jener Kriegsjahrzehnte geboren und herangewachsen war, geradezu hilflos, verfehlt dastehen mußte, als Napoleon nun plötzlich fiel, wird mit der selbstverständlichen Sicherheit des eigenen Erlebnisses vorgetragen. Und wie hätte diese Jugend zu den wiedereingeführten Zuständen Vertrauen faffen sollen, wo sie es doch noch erlebt hatte, daß alles anders gewesen. Was blieb da anderes übrig als Skepsis? Denn die Kraft der Befreiung lag nicht in diesen „hitzigen, aber blutarmen und nervösen" Kindern der Kriegszeit. Hin und her geriffen zwischen der Sehnsucht nach einer noch unbekannten Zukunft und dem Bewußtsein des unheilbaren Falles der Vergangenheit, blieb der Jugend eigentlich nur ein verzweifeltes Zurechttasten in der lichtlosen Gegenwart. „Das Gefühl eines unausdrückbaren Unbehagens erfüllte die Herzen der Jugend. Von den Regierenden zur Ruhe verdammt, wehrlos überlaffen an Pedanten aller Art, dem Müßiggang und der Langeweile ausgeliefert, sahen die jungen Leute jene schäumenden Wogen sich zurückziehn, mit denen sie hatten kämpfen, in denen sie hatten schwimmen wollen. Alle diese so freudig zum Lebenskampf Gerüsteten fühlten nun im Grunde ihrer Seele sich unerträglich elend. Die Reichsten wurden Wüstlinge, die mit wenig Mitteln mußten sich für einen Beruf entscheiden und wurden Beamte oder Offiziere; die Mittellosen aber verfielen einem theoretischen Enthusiasmus, machten in großen Worten und schwammen in dem schrecklichen Meer einer zweck- und ziellosen Geschäftigkeit." Aber ob diese Jugend nüchtern mit den gegebenen Verhältniffen rechnete oder verwegen von einer ersehnten Zukunft träumte, es gab keinen, der

sich nicht in der Einsamkeit die Leere seines Daseins, die Ohnmacht feiner Kräfte gestand. Muffet führt nun aus, wie das ganze soziale und gesellschaftliche Leben in der Restaurationszeit verarmt, wie auch die große Kunst eines Goethe und Byron für diese geschwächten Menschen nur das Leid der Welt gestaltete. Und er faßt zusammen: „Die Krankheit unseres Jahrhunderts hat zwei Ursachen. Das Volk, das die Jahre 1793 und 1814 erlebt hat, trägt zwei Wunden im Herzen. Alles, was war, ist nicht mehr; alles, was sein soll, ist noch nicht.“ So stellte sich für Muffet der Untergrund der Kultur dar, aus dem er selbst hervorgegangen war. Weniger fein angelegte Naturen, als er, vermochten sich in dieser Zeit dadurch zu retten, daß sie sich mit Händen und Ellenbogen im Leben zu schaffen machten. Aber dieses Schaffen am Kleinen stieß Muffet ab. So schloß er sich von dem ganzen öffentlichen Leben ab. Daß er sich nun in jener Art ganz der Literatur oder gar der Dichtung gewidmet hätte, wie ein Victor Hugo, daß er im Literatentum das Leben erblicken und also eine möglichst eifrige und viel produzierende literarische Tätigkeit als Lebensaufgabe hätte sehen können, dazu war er

 zu fein organisierter Künstler, oder man kann auch sagen, zu rein Lyriker. Er hat niemals die Muse gezwungen, ja es ist bei ihm keine Phrase, wenn er in seinen wunderbaren „Nächten“ die Muse eigentlich immer als den Dichter anfeuernd und nur mühselig zum Schaffen anreizend einführt. Er war viel zu sehr Grandseigneur oder überhaupt zu sehr Lebemensch in jenem an sich prächtigen Sinne, etwa des Renaiffancemenschen, für den auch das Leben das Wichtige ist und nicht die Ausübung eines in dieses Leben hineingestellten Berufes, um die Dichtung als Literatur auffaffen und ein Literatendasein zum Berufe machen zu können. Die Poesie blieb ihm zeitlebens nur der höchste Schmuck seines Daseins; seine Gedichte waren die schönsten Blüten, die sein Leben hervorbrachte. Aber er hat nie danach gestrebt, dieses Leben zu einer Art von Treibhaus für lyrische Blumenkultur zu machen, erst recht nicht danach, eine schriftstellerischen Fähigkeiten als milchende Kuh auszunutzen. Da er aber auch keinem anderen Berufe sich zuzuwenden vermochte, so wie es ihm verwandte Dichter früherer Zeiten als Geistliche, Offiziere, Staatsbeamte, Landwirte und dergleichen oft getan hatten, blieb sein ganzes Dasein ohne eigentlichen Arbeitsinhalt, und deshalb zerfiel es ihm. Er wurde menschlich so schwach, daß das Erlebnis mit der George Sand, das bei diesem unnatürlichen Bündnis robuster Sinnlichkeit mit verfeinertem Lebensgenuß gar nicht anders ausgehen konnte, ihm sein ganzes Dasein verwüstete. Während die Sand ihm noch im Tode ihr Pamphlet „Elle et Lui“ nachsandte, hat Muffet nur in der „Geschichte einer weißen Amsel“ ein satirisches Schlaglicht auf die schriftstellernde Geliebte fallen laffen. Sonst aber hat auch ihm erst der Schmerz, die volltönendste Seite auf die Leier gespannt. Als Mensch aber hat er sich an dieser Herzenswunde verblutet. Zu einer Zeit, wo der Mann in höchster Kraft stehen sollte, war eine Schaffensfähigkeit bereits erloschen. Er ist nur 47 Jahre alt geworden, dabei ist das letzte Drittel seines Lebens fast ganz unfruchtbar geblieben, nicht nur für die Kunst, fast noch mehr für das Leben, das er so sehr geliebt hat, für das er sich jetzt nur noch mit Hilfe des Abfinth aus dem bösen Schlendrian und der äußeren Verwüstung aufzustacheln vermochte. In den zehn Jahren zwischen 1829 und 1839 ist alles das entstanden, was Muffet feinen Platz in der Weltliteratur gibt. Als Neunzehnjähriger war er mit den „Geschichten aus Spanien und Italien“ aufgetreten, die jene merkwürdige Art von Romantik zeigen, die wir in der deutschen Literatur bei Heine finden. Ohne die ganze Bewegung der Romantik, ohne deren Stimmung und Anschauung ist dieses Kunstschaffen unmöglich; aber diese Künstler sind niemals als naiv Gläubige in die farbendurchfluteten Hallen des romantischen Domes eingetreten. Verfrühte Lebenserfahrung, genauer, verfrühte Genüffe haben sie zu anspruchsvoll und darum zu fkeptisch gemacht. So werden die Äußerlichkeiten der Romantik viel gehäufter angewendet, viel sicherer gehandhabt als bei den eigentlichen Romantikern; aber

 es geschieht mit einer gewissen spielerischen Überlegenheit. Muffet war dann viel zu sehr Pariser, Großstädter, der an all den durchaus wirklichen und faßbaren Genüffen und Zerstreuungen dieses abwechslungsreichen Lebens festhielt, als daß er zu jener echt romantischen Sehnsucht hätte gelangen können, den Hippogryphen zu satteln zum Ritt in unbekannte Fernen, in dunkle Zeiten. Er war eine zu vornehme Natur, um in der

persönlich verletzenden Art Heines gegen feine früheren romantischen Freunde loszuschlagen; aber er hat sie darum, wenn auch viel feiner, so doch nicht minder heftig bekämpft. Für Muffets Dichtung war die Loslösung vom Romantikerkreise zweifellos ein Glück. Die „Poésies diverses“ (1831) und die „Poésies nouvelles“ (1836) find eben schlechthin ganz natürlich gewachsene Lebensbekenntniffe, unberührt von aller literarischen Mode; darum ihr auch nicht untertan. Hier stehen jene herrlichen Gedichte von wunderbar musikalischem Wohllaut, zuweilen kindlich heiter, zumeist voll einer stillen Wehmut, die durch das Lächeln einer im Grunde genußfreudigen Seele erheitert, durch die gutmütig spottende Ironie eines geistreichen Mannes, der viel erlebt hat und darum viel versteht und alles verzeiht, erleuchtet wird. Wie von fernher klingende Glocken hört man dann plötzlich aus einigen Versen den Sehnsuchtsruf nach einer reineren, schöneren Harmonie des Daseins, oder es stört die bittere Klage über die Zerriffenheit dieses Lebens. Beides geht rasch vorüber, und wieder fitzt vor uns der schöne Mann mit den langen blonden Haaren, den verträumten, tiefen Augen und dem gewinnenden Lächeln um den Mund, dem man nie recht glauben mag, daß er leidet, weil es ihm gegeben ist, aus „jeder Zähre eine Perle“ zu gestalten. Die „Proverbes et Comédies“, dann die „Contes“ und „Nouvelles“ zeigen dieselbe feine Künstlernatur in größeren Gebilden, deren Hauptreiz ja aber auch immer in der wunderbaren Einzelheit liegt. Pläne zu ganz großen Werken hat er ja wohl erwogen, zur Ausführung find sie nie gekommen. Der Wahrhaftigkeit seiner Natur nach hätte er ja solche große Werke nur gestalten können, wenn er es verstanden hätte, feinem Leben selbst einen größeren Inhalt zu geben. Es war ihm nur eines gelungen in seinem ganzen Leben, nämlich: in seinem dichterischen Fühlen jung zu bleiben, auch als Körper und Geist ihm vorzeitig zerfielen. Der höchste Reiz feiner Jugend aber war das volle Ausschöpfen und Genießenkönnen des Augenblicks. Und so ist ihm auch bis zu Ende der schönste Reiz der Jugend geblieben: rasch und stark lieben zu können. Und auch der schönste Lohn der Jugend blieb ihm treu: rasch und stark geliebt zu werden. Der Geschichtsschreiber der Literatur und Kultur mag in Muffet mit Trauern das beredteste Beispiel dafür sehen, daß es selbst der begabtesten Erscheinung dieser Zeit nicht gelang, sich gegen deren schädliche Einflüffe und Wirkungen durchzuringen. Jene, die von der Geschichte nichts wissen und auch von dem Menschen nicht, der ihnen die Lieder gespendet hat, sondern sich nur an diese Lieder halten, werden zu allen Zeiten den Mann lieben, der sie geschaffen hat. CBSV

Ein Laienprediger 265 Ein Laienprediger Zu Otto von Leixners Gedächtnis D folgenden Ausführungen waren als Festartikel geschrieben, um Otto von Leixners 60. Geburtstag in unserem ihn hochschätzenden und von ihm besonders wertgehaltenen Türmer zu feiern. Nun hat er diesen Tag nicht mehr erleben dürfen; am 12. April ist er nach langem Leiden fanft entschlafen. Seit Jahren kränkelnd, hat er sich mit Willensstärke und Humor die Kräfte abgerungen zur Erfüllung der Berufsarbeit, die er sich in den letzten Jahren noch durch feine lebhafte Anteilnahme an der Bewegung gegen die Unsittlichkeit in Literatur und Kunst vermehrt hatte. An Leixners Grabe trauert neben der Familie und den Freunden eine große Gemeinde. Ihre Trauer ist still, wie es die Gefolgschaft, die sie dem Lebenden hielt, war. Aber da es ein menschliches Verhältnis war, das beide einigte, wird das Andenken an den Hingeschiedenen treu und nachhaltig sein. Otto Leixner von Grünberg ist am 24. April 1847 auf Schloß Saar in Mähren geboren. Nach Vorstudien in Graz und im steirischen Marburg kam er 1866 auf die Universität nach Graz. Das Fachstudium der germanischen Philologie trat schier zurück hinter dem der Naturwiffenschaften, da sich unter dem Einfluß der stark angewachsenen materialistischen Literatur der Büchner, Moleschott, Lyell und Darwin der in einem zwar vorurteilslosen, aber doch kirchentreuen Katholizismus. Aufgewachsene dem Materialismus zuwandte. Dieser vermochte ihn allerdings nie ganz zu erfüllen; fein starkes Gemütsleben, deffen Zug nach Verinnerlichung bereits die 1867 erschienene Gedichtsammlung zeigt, vermochte in der einseitigen exakten Wiffenschaft keine Befriedigung zu finden. Im April 1868 kam Leixner nach München. Er hatte sich materiell ganz auf eigene Füße gestellt. Was das für einen Studenten bedeuten will, kann nur der voll würdigen, der Gleiches bei sich oder anderen aus nächster Nähe mit angesehen hat. Aber er rang fich wacker durch, wobei er allerdings genügend Gelegenheit hatte, feine materielle Bedürfnislosigkeit fystematisch auszubilden. Um

so reichhaltiger war die geistige Kost, die er hier fand, und an dieser Tafel gehörte er zu den Nimmersatten. Seine Studien breiteten sich immer mehr aus; zu den bisherigen Fächern kam Philosophie und – in der Kunststadt München ist es fast felbstverständlich – bildende Kunst. Im Hause Wilhelm von Kaulbachs, wo er gleich Zutritt fand, kam er in persönliche Berührung mit zahlreichen jüngeren Künstlern, Schriftstellern und Männern der Wiffenschaft. Als ihm noch in feinen letzten Semestern von einem Münchener Blatt die Kritik des Schauspiels und der bildenden Künste übertragen worden war, entwickelten sich bei ihm Kunststudium und Kunstgenuß in fo leidenschaftlicher Weise, daß er sich jetzt eine ästhetische Kunstreligion zurechtlegte, in die er fich aus dem feiner Natur widerstrebenden Materialismus flüchtete. Allerlei Zufälle führten Leixner, der sich dem neuen Reich innerlich so zugehörig fühlte, daß er nach Österreich nicht zurückwollte, 1874 nach Berlin. Hier war er bei verschiedenen Zeitungen redaktionell tätig, ohne irgendwo rechte Befriedigung zu finden. Das lag weniger an einer Abneigung wider journa-

266 Ein Laienprediger listische Arbeit überhaupt, wenn auch ficher feine Natur mehr auf breite Entfaltung, die eine ruhigere und stufenweifere Darlegung bevorzugt, als das Tageblatt fie gemeinhin ermöglicht, angelegt ist. Vielmehr fühlte Leixner immer mehr einen scharfen Gegensatz zwischen dem allgemein herrschenden „Zeitgeist“ und feiner eigenen Weltanschauung, die fich jetzt klarer und schärfer herausbildete. Da war es nur begreiflich, daß seine Natur mehr nach einer reichen Betätigung in dieser Richtung verlangte und am Schematismus des Redaktionsdienstes oder an handwerksmäßiger Kritik keine Befriedigung fand. Nun hatte er, von dem 1877 „Gedichte“ und Studien zur „Modernen Kunst“ erschienen waren, einen Verleger für feine verschiedenen Pläne zu ausgedehnten Werken gewonnen, zog mit feiner jungen Frau nach Lichterfelde und arbeitete hier an diesen groß angelegten Werken. 1880 erschienen die zwei Bände der „Deutschen Literaturgeschichte“, 1882 die der fremden Literaturen (2 Bde.) und im nächsten Jahre das zweibändige Werk „Unser Jahrhundert“. Dazwischen waren noch die ersten „Novellen“ erschienen. Man kann mit diesem Jahre 1883 die erste Periode in Leixners Leben als abgeschloffen betrachten und fiel als die ästhetische bezeichnen. Die ausgebreiteten Literaturstudien kamen in den beiden Literaturgeschichten, die Kunststudien in kleineren Schriften und die rein dichterischen Stimmungen in Gedichten und Novellen zum Ausdruck. Das in feiner Art einzig dastehende Buch „Unser Jahrhundert“ aber legte ein großartiges Zeugnis für den Polyhistor Leixner ab und zeigte, daß es auch noch in unserer Zeit einem einzelnen möglich ist, das ganze Gebiet des menschlichen Schaffens geistig und menschlich zu beherrschen. Geistig und menschlich, nicht spezialistisch. Aber es ist felbstverständlich, daß eine so einheitliche Betrachtung des ganzen menschlichen Arbeitsgebietes viel tiefere Zusammenhänge und bedeutungsvolle Beziehungen aufdecken kann, die der auf ein enges Arbeitsfeld begrenzte Spezialist niemals gewahrt. Hier ist auch der erzählenden Schriften Leixners zu gedenken. Die Sammlung „Blitz und Stern“ (1886) vereinigt die fünf älteren Arbeiten, von denen zwei Künstlergeschichten „Adja“ und „Die Eumenide“ zuerst entstanden waren. Beide behandeln. Beispiele, wie die Kunst jenen Menschen das Leben zerrüttet, die in ihr den ganzen Lebensinhalt sehen. „Die Falle Hymens“ dagegen ist eine jener gemütvollen Erzählungen voll gediegener Lebenserfahrung, reifer Menschenkenntnis und sonniger Heiterkeit, zu denen Leixner gern wieder zurückgekehrt ist. Hier, wie im „Frack Amors“ und den „Ehescheuen“ behandelt er mit schmunzelndem Behagen, wie blafierte, abgestumpfte oder griesgrämige Junggesellen durch frische, gesunde und echte Weiblichkeit fo ehereif werden, daß fie Hymen in die Falle gehen. Auch die beiden letzten Erzählungen des Bandes, „Das Vermächtnis“ und „Der Abt“ haben noch neuerdings in Leixners jüngster dichterischer Schöpfung „Die letzte Seele“ ein Seitenstück erhalten. Alte Männer erzählen hier, Männer, die das Schicksal mit schweren Schlägen getroffen hat, in deren Herzen hohe Wogen schlugen, bevor es ruhig und friedlich wurde wie die See an stillen Sommertagen. Der Frieden aber wurde ihnen, wenn sie alle Selbstsucht überwunden hatten, wenn ihr Herz von lauterer Liebe zur Menschheit erfüllt wurde. In allen diesen Erzählungen, zu denen noch der im Hauptcharakter sehr glückliche humoristische Roman „Das Apostelchen“ kommt, bewährt sich Leixner als geschmackvoller Erzähler, der nicht unkünstlerischen Stoffhunger fättigen will,

andererseits es aber doch für ein wesentliches Merkmal

Ein Laienprediger 267 der Erzählung hält, daß etwas erzählt wird. Das aufgeregt Leidenschaftliche liegt ihm ferner, am glücklichsten und eigenartigsten erscheint er in einer für den ganzen Mann charakteristischen Mischung einer niemals bitteren, aber überlegenen Ironie mit warmherzigem Humor. Darum liegt auch das Wertvollste der Charakterisierung feiner Gestalten nicht in der Gesamtanlage derselben, sondern in der Fülle scharf beobachteter Einzelzüge. Mit dem Jahr 1883 beginnt die zweite Periode in Leixners Schaffen, die man als die „ethische" bezeichnen kann, wenn natürlich auch jetzt die künftlerische Tätigkeit nicht aufhörte. Aber unverkennbar geht durch die Werke von dieser Zeit an der erzieherische Zug; sie wollen den Deutschen Wegweiser fein auf den Irrgängen der Zeit. Selbst die dichterischen Schöpfungen können sich diesem Zuge nicht entziehen, und die beiden bedeutendsten stehen mit den ethischen Prosaschriften in engem Zusammenhang. Das Epos „Dämmerungen" (1886) zeigt die perfönliche Entwicklung des Dichters zur „Religion der Liebe"; der Roman „Also sprach Zarathustras Sohn" (1897) setzt sich mit der für das „moderne" geistige Schaffen einflußreichsten Persönlichkeit auseinander, indem er zu zeigen versucht, daß die Weltanschauung Nietzsches, aus dem Theoretischen ins Lebendige übertragen, in die Brüche geht. Dadurch, daß Leixner die Beilage der seit 1883 von ihm redigierten „Romanzeitung" zur Aussprache feiner ethischen Anschauungen in Kunst und Leben wählte, bildete sich die vorhandene Leserschaft und mehr noch die dazu gewonnene zu einer Art „Leixnergemeinde" um, für die er etwas ganz anderes wurde, als Redakteur oder literarischer Ratgeber. Er wurde ihnen vielmehr Berater und Freund in allen geistigen und seelischen Anliegen. Der Laienprediger wurde ein Laienpriester, vor dem gar mancher sein Gewifen erleichterte, bei dem gar mancher sich Rats erholte. Leixners ethische Schriften bilden den größten und wichtigsten Teil feines Schaffens. Sie enthalten keine theoretische Lebensweisheit, die sich in übersichtliche Paragraphen abziehen läßt. Diese ganze Ethik ist persönliches Erlebnis und will zu perfönlicher Entwicklung erziehen. Das „Andachtsbuch eines Weltmannes" gibt die systematische Darstellung dieser Weltanschauung. Die „Laienpredigten für das deutsche Haus", verschiedene Sammlungen von Sprüchen, „Plauderbriefe an eine junge Frau", die Sammelbände „Herbstfäden", „Randbemerkungen eines Einsiedlers", „Deutsche Worte", die „überflüffigen Herzensergießungen eines Ungläubigen" bringen die praktische Nutzanwendung gegenüber den verschiedenartigsten Erscheinungen in Leben, Literatur und Kunst. Der Titel des letzten der derartigen Bücher, „Fußnoten zu Texten des Tages" ist kennzeichnend für die ganze Art dieser schriftstellerischen Tätigkeit. Man kann sie als Journalismus bezeichnen, insofern fie im Dienst des Tages steht, aus den Geschehnissen des Tages die Anregung fchöpft, Ratgeber und Wegweiser sein will gegenüber diesen Erscheinungen des Tages. Aber diese Führerschaft ist nur dadurch zu erreichen, daß einer auf hoher Warte steht, aus umfaffender, tiefdringender Herzens- und Geistesbildung heraus für alle diese Erscheinungen ein Urteil gewinnt, das eben nicht für den Tag, sondern für die Dauer berechnet ist. Es ist ein philosophisches oder ethisches Schaffen, deffen Art durch dasselbe Wort zu kennzeichnen ist, das Goethe für feine Lyrik gebrauchte. Es ist von der „Gelegenheit" geboren; diese Gelegenheit wird benutzt, um Weltanschauung zu künden. Der Inhalt dieser deckt sich mit einem verinnerlichten, vom Dogmatischen befreiten, unserer deutschen Art entsprechenden

268 Ein Laienprediger Christentum und erkennt als höchstes Sittengesetz die Überwindung der Selbstsucht durch die Liebe, die Überwindung des Weltleides durch Gottfreudigkeit. Natürlich entspricht dieser ethischen Anschauung auch Leixners Stellung gegenüber der literarischen Entwicklung. Nicht der materialistische Naturalismus, nicht die verschiedenen l'art pour l'art-Spielereien, nicht die Nachahmung irgendwelcher ausländischer Vorbilder, sondern nur eine unserem deutschen Wesen entsprechende Literatur, die die vorübergehenden Wirklichkeitserscheinungen aus dem Gesichtswinkel des Ewigen zu betrachten weiß, kann die für unser Volk natürliche fein. Die Verkündung und Betätigung dieser Grundsätze hat durch Jahre hindurch einen Kampf wider den „Zeitgeist", oder genauer wider die herrschende Mode bedeutet. Das war bei dem Lärm, mit dem die „Moderne" sich in Szene zu setzen wußte, und bei dem Mangel einer starken kritischen Gefolgschaft eine undankbare und auch gefährliche

Tätigkeit. Undankbar, infofern der äußere Erfolg ausblieb. Doch nur der äußere Erfolg; das wichtigere, daß sich Tausende und aber Tausende, vor allem außerhalb der Großstädte, nicht von der Mode verlocken ließen, wurde erreicht. Gefährlich war diese Stellung, weil die Leixner viele Feinde schuf. Da man ihm nicht den Vorwurf der Gleichgültigkeit oder gar der Unkenntnis machen konnte, da er mit der erste gewesen war, der die neue Bewegung kritisch würdigte, der auch nicht verbohrt das Können leugnete, wo ein solches vorhanden war, fuchte man ihn totzuschweigen. Leixner hat die Genugtuung gehabt, daß er den Wandel noch erlebt hat. Und es ist ein eigenes Bild, wenn man die kritischen Forderungen der neuen Heimat- und Höhenkunft scharf und deutlich in feinen Schriften der achtziger Jahre ausgesprochen findet. Leider hat aber diese breite Tätigkeit zur Folge gehabt, daß Leixner in diesen Jahren nur wenig zu dichterischem Schaffen gekommen ist. Daß man ihn aber hier künftighin nicht mehr in der bisher beliebten Weise übergehen darf, dafür werden feine „ausgewählten poetischen Werke", die 1901 in drei Bänden erschienen find, Sorge tragen. Es find nur drei schmächtige Bändchen, deren mittleres überdies von dem bereits genannten Epos „Dämmerungen" gefüllt wird. So ficher nun auch die scharfe Selbstkritik Leixners an dem geringen Umfang der Bände beteiligt ist, so steht doch fest, daß er überhaupt nicht zu den in quantitativer Hinsicht Fruchtbaren gehört. Ist er nun auch keineswegs ein Berufsdichter, fo ist er ebenso ficher ein berufener. Man kann den ersten und dritten Band gemeinsam betrachten. Der erste bringt im wesentlichen die Gedichte der Ausgabe von 1877, vermehrt um die „Thüringer Elegien" und eine Anzahl vaterländischer Gedichte, in denen jene Ereigniffe, die unser Volksleben am tiefsten ergriffen haben, in wuchtigen, von aller prologhaften Rhetorik freien, durch ihre knappe Faffung packenden Strophen behandelt werden. Der dritte Band trägt den Sondertitel: „Erträumte Liebe". Ein Roman in Liedern. Die Gestalt, die ein hochveranlagter Mann sich als Weib der Liebe, als beglückende Gattin erträumt, tritt ihm in der Wirklichkeit entgegen. Und er ist auch die Erfüllung alles Sehnens ihres Herzens, alles Denkens ihres Geistes, alles Fühlens ihrer Seele. Aber sie ist das Weib eines andern, fie ist Mutter eines Kindes, deffen Vater dieser andere ist. Und so zwingen sie die Leidenschaft nieder, die in ihnen tobt, und ringen fich ein jeder für fich zu einem höheren Leben der Liebe in Gott, und damit zum Frieden durch. Dieser an sich ja stofflich nur geringe epische Gehalt tritt im Buche wohl zu sehr zurück, so daß man

 ihn zuweilen völlig aus dem Auge verliert, wobei man fich denn um fo restlofer diesen aus tiefster Seele gefloffenen Gedichten hingibt und fie rein lyrisch genießt. Und das ist für sich auch das günstigste. Von verzehrender Leidenfchaft bis zur erhabenen Ruhe einer an den alten Goethe gemahnenden, vergeistigten Naturbetrachtung werden hier alle Töne mit sicherer Hand angeschlagen. In einer Zeit, wo weibische Empfindsamkeit, die weniger im Gefühl als in den Nerven beruht, und ein Spielen und Kokettieren mit „differenzierten" Stimmungen an der Tagesordnung ist, erscheint mir als das Charakteristische der Lyrik Leixners ihre ausgesprochene Männlichkeit. Männlichkeit im Gefühl, das jenes nach außen Verhaltene zeigt, das für den Deutschen kennzeichnend ist, das um so mehr ein inneres Glühen begünstigt. Männlichkeit im gedanklichen Gehalt, der auch dort, wo es sich nicht um ausgesprochene Gedankendichtung handelt, das gereifte Denken eines scharfen Geistes bekundet. Männlichkeit endlich auch in der Form. Sie geht hier bis zum völligen Ausschluß des Musikalischen. Man fühlt, daß dieser Dichter fein Gedicht so lange in sich trug, daß er feinen Stimmungsgehalt so zusammendrängte, daß kein Wort mehr Füllsel ist, keine Zeile mehr breiteres Ausmalen. Diese Gedichte find von einer Dürerschen Klarheit und Schärfe der Zeichnung; nichts von Imprefionismus; jeder Strich hat Bedeutung, entbehrlich ist nichts. Man begreift, daß solche Gedichte nicht leicht eingehen, nicht ins Gehör fallen. Man wird fie auch in homöopathischen Dosen genießen müffen, wenn fiel einem das werden sollen, was sie einem zu werden verdienen. Diese Art Leixners hat sich im Laufe der Jahre immer schärfer herausgebildet, die älteren Gedichte schlagen öfter den eigentlichen Liedton an und haben dann eine innere Verwandtschaft mit dem Volkslied, das ja auch gern alles Unwesentliche „zerfingt". Mit dieser Art verwandt ist der ausgesprochene Formfinn, allerdings auch hier plastisch und nicht musikalisch, und ein in der Gegenwart fast einzig dastehendes Sprachgefühl, dem es in den „Thüringer Elegien" gelingt, ohne jeden Zwang deutsche

Hexameter zu formen. So rechne ich diese schmächtigen Gedichtbände zum Wertvollsten der neuen Lyrik, das in feiner grundechten Art bestehen wird, wenn das meiste des Glänzenden und Berückenden verschwunden fein wird, das heute den Markt beherrscht oder das differenzierte Empfinden auserwählter Nervenspezialisten entzückt. Denn das hier ist echte deutsche Art, die nicht in Außerlichkeiten ihre Werte fucht, sondern in innerer Tüchtigkelt. St. – ggEthnographische Dramatik Der fruchtbare und schnellfertige holländische Dramatiker Hermann Heyermanns wußte in seinen früheren Arbeiten, der „Hoffnung auf Segen", den „Kettengliedern", „Ora et Labora", eine gewife gegenständliche Genremalerei äußerer Zustände aufzuweisen. Das Ethnographische, Leben und Sitten, die Gebärde und Ausdrucksweise der Personen hatte Farbe, und die Kuliffen feiner Heimatskunft zeigten echten Anstrich. Dadurch bekamen diese Stücke einen Schein von Wirklichkeit, der die äußerlich und flach, ohne innere Überzeugungskraft gestellten und verhandelten Probleme gefällig bemäntelte.

270 Ethnographische Dramatik In dem letzten Schauspiel „Allerfeelen", das im „Kleinen Theater" aufgeführt wurde, ist diese genrehafte Kleinkunft schwächer; der früher forgfam ausgepinselte Lebenshausrat ist dürftiger, und es bleibt nur ein dürres Gerippe und blaffes Schema übrig. Heyermanns, der die J'accuse-Rolle liebt, will diesmal der Buchstabenfarrheit und der finsteren Unduldsamkeit zu Leibe gehen. Er macht sich das ungeheuer billig und bequem. Zwei Kontrastfiguren werden in feiner dramatischen Homunkulusküche prompt gezüchtet: der strenge, fanatische Priester Bronk, ein eifernder Soldat der „alleinseligmachenden Kirche", auf ihr Wort und Gesetz unbedingt eingeschworen, und der fanfte, von Mitleid und Menschenliebe erfüllte Pfarrer Nansen, der feinem Gefühl und nicht der Satzung folgt, der eine „unter dem Dogma gebückt schreitend", der andre „aufrecht mit den Idealen des Heilands". Die beiden Anschauungen werden durch den Handlungsfall des Schauspiels in Aktion gebracht. Nansen hat einer hilflos in Kindesnöten vor seiner Türe zusammengebrochenen jungen Frau Obdach gewährt und gönnt der Kranken die Zuflucht weiter, trotzdem er erfährt, daß die Wöchnerin nicht kirchlich getraut ist. Heyermanns verschärft die Situation dadurch, daß er den Vorgang in einem konfessionell gemischten holländischen Fischerdorf spielen läßt. Lutheraner und Katholiken befehden fich dort, und die katholische Kirche muß gerade hier peinlich auf ihr Ansehen bedacht sein. Es tut sich also in dem Fall des Pfarrers Nansen ein Konflikt zwischen Menschlichkeit und der sklavischen Dienstpflicht der Kirche gegenüber auf. Die Leute klatschen und schwatzen über den gastfreien Pastor, feine reine, uneigennützige Güte kompromittiert ihn und fein Amt. Er aber bringt sich und ein Kleid zum Opfer, er kann nicht anders handeln. Und als der Bischof ihn absetzen läßt und den gesetzestrengen Bronk an seine Stelle bringt, da weiß er, daß er doch recht getan. Die ganze Führung dieser Angelegenheit wirkt in der Heyermannschen Behandlung mühsam und gewalttätig aufgeschraubt. Der Austrag erfolgt nur in hohlen und wortreichen Debatten, in Disputationen zwischen den Priestergegensätzen Bronk und Nansen, es bleibt fehr theoretische Programmusik. Eine andere Disputationsreihe gibt es dann noch hier, fie geht über das Thema Himmlische und irdische Liebe, Diesseits und Jenseits, Lebensverneinung und.bejahung. Und ihre Hauptwortführerin ist jener Gaft des Anstoßes, Rita, die unheilige Mutter im Pfarrhaus. Diese Figur ist Heyermanns äußerst unglücklich geraten. Ein Zerrbild, halb als Naturkind angelegt, dann wieder geschwollen stilisiert als ein vages Symbol des Lebens. Heyermanns schädigt fein Thema, ohne daß er es merkt, dadurch, daß er diese Rita in aufdringlich schreienden Farben malt, daß er fie mit Freiheit und Lebenslust protzen und renommieren läßt. Aufgeschminkt wirkt fie. Die Absicht war hier, daß in die gedämpfte Schattenstille der Priesterstube mit ihrer Entsagung und Lebensabwendung ein Sonnenstrahl und ein Jauchzen von Jugend kommen sollte, eine Versuchung der Welt in lockender Gestalt. Ritas Art aber, lärmend, rebellisch, losgelaffen, tobend, ist fo, daß fie auf den milden Nansen nur befremdend und unsympathisch wirken kann. Der eigentliche tiefere Konflikt, den Heyermanns bringen wollte, der Widerstreit zwischen Abkehr, Himmelsdienst des Geweihten und der Stimme des Lebens, der kommt dadurch überhaupt nicht heraus.

Ethnographische Dramatik 271 Heyermanns fehlt es an künstlerischem Takt- und Proportionsgefühl. Man kann an ihm erkennen, wie wenig hinter dem äußerlich treffsicheren

Naturalismus steckt. Der vermag wohl die Requisiten eines Raumes oder einer Landschaft, das Räuspern und Spucken der Personen manchmal verblüffend zu reproduzieren, und kann dabei ganz unecht und unrichtig werden, wenn es sich um die deckende Ausdrucksformulierung von Charakteren, oder um die aufschlußreich zu dokumentierende innere Beziehung von Menschenseelen handelt, um den wahrhaften innerlichen Verismus. Der Naturalismus bewahrt Heyermanns nicht einmal vor groben Entgleisungen und Aus-der-Rolle-fallen. Rita wird zuerst als Proletarierin, in Farbe und Linie der Armeleutemalerei eingeführt, und dann wird fiel mit einemmal zu einer Prophetin, zu einer Frühlingsbotin der Frau Welt stilisiert, die gegen ihre Widersacherin, die Ecclesia, in Zungen redet. Heyermanns will fie zu einem Schwarmgeist erwecken, aber es bleibt papieren und wirkt souffliert, wenn sie hochtönend verkündet: „Die Erde ist's, die wir anbeten müffen, die Erde mit ihrem Kampfe, dem Kampfe, der Gott ist.“ Das prahlerische Wortgeklingel mit tönenden Erzen und klingenden Schellen nimmt gegen Ausgang des Stückes noch zu. Da geht nämlich als ein Epilogus der „Mann“ auf, Ritas Geliebter, der Vater des Kindes, das nach kurzen Lebenstagen gestorben ist. Dieser Mann vom Meere, ein Schiffer feines Zeichens, soll die blonde strotzende Kraft darstellen. Heyermanns verpfuscht sich die Figur wieder, und er gibt ihr Druckerschwärze statt Blut in die Adern. Dieser biedere Seemann spricht aus feiner blonden Bartmähne Goldschnittzeilen, wie diese: „Rita, wir find noch jung, fo jung wie die Knospen an den Bäumen – so jung wie das Licht auf der See“... Zum Schluß stellt Heyermanns noch eine symbolische Gruppe: die beiden umschlungenen Erdenkinder gegenüber dem einsamen, abgesetzten, doch feinem Heilandsideal getreuen Priester – beide Parteien auf dem Weg in ein Neuland. Verschiedene Wege, aber Rita ruft Nansen zu: Sie kommen doch noch zu uns. Diese Schlußworte haben so wenig lebendig-geistige Kraft, fie find ebenso „leicht gesagt“, wie die anderen Verkündigungen dieses Schauspiels. Kein Schicksalsabbild, nur ein Redestück ist das. e e Mit Heyermanns" schriftstellerischer Raffe scheint ein anderer Dramatiker verwandt, defen erstes Werk den unverdienten Vorzug genoß, am Deutschen Theater ans Licht gebracht zu werden. Auch bei diesem Dramatiker überwiegt das Naturalistisch-Ethnographische der Schilderung durchaus das DichterischSeelische. Und eine stoffliche Verwandtschaft kommt dazu: wie Heyermanns die Welt der holländischen Juden (im Roman „Diamantstadt“ und im Schauspiel „Ghetto“) ausmalte, so bringt der polnisch-jüdische Autor Schalom Afch in feinem „Gott der Rache“ das Halbafien Galiziens auf die Bühne. Eine bunte Bilderreihe mit zweifellos echt erfaßten Einzelzügen aus dem jüdischen Leben der Niederung rollt sich auf, mit den Hausgebräuchen, mit den Freiwerberfitten, der Sabbat-Stimmung, dem Thorakultus. Das Charak-

 teristische wird hier in der Mischung der Strenggläubigkeit, der furchtsamzitternden Jehovafrömmigkeit mit einem schimpflichen Gewerbe gesucht. Der Mädchenhändler, vom bösen Gewiffen geplagt, daß seine Sünden an seinem Kinde heimgesucht werden, will seinen zornigen Gott mit Opfern versöhnen, er läßt eine Thora schreiben, fiel in seidene Hüllen kleiden, feine Tochter soll einen frommen Gelehrten heiraten und er selbst will aus dem kupplerischen Sumpf heraus. Natürlich erfüllt sich das Gegenteil. Die Tochter verfällt dem gleichen Wandel, den sie im „Geschäft“ ihres Vaters gesehen, das Blut ihrer Mutter treibt sie. Und der Alte, der nun einfieht, daß alles vergebens war, rechnet in wilder Leidenschaft mit dem Gott feiner Väter ab und wirft die Thora aus dem Hause. In dieser einen Szene, in der ein verzweifelter, zertretener Mensch fich gegen feinen Gott empört und ihm absagt, ist eine gewife Schicksalswucht. Sonst aber ist die Führung äußerlich und theatralisch. Guckkasten- und Panoptikumbilder des jüdisch-polnischen Milieus, locker zusammengefaßt durch eine kolportagemäßige Handlung. Kolportagemäßig und im Geschmack eines Rührdramas ist diese Geschichte von dem an seinem Kinde gestraften Sünder. Das Schema ist schon im ersten Akt deutlich zu erkennen. Es wird mit der Hand eines nachhelfenden, zurechtrückenden Schriftstellers ausgeführt, ohne daß man die unentrinnbare Schicksalsgewalt und die unerbittliche Heimsuchung einer ehernen Gottheit fühlt. Der „Gott der Rache“ ist ein Renommiertitel, von feiner Gewalt merkt man wenig, desto mehr von der fadenscheinigen Muse des Vorstadt-Volksstücks. Als man zuerst von diesem Autor aus dunklen Gegenden hörte, der fein Stück ursprünglich in einem hebräisch-deutschen Milchjargon geschrieben hatte, da

konnte man glauben, daß vielleicht von einem literarisch unberührten, tief in seinem Stammesgefühl eingewurzelten Temperament, aus dem Urgefühl einer Raffe heraus unheimliche, finstere und blutige Mächte beschworen würden. Man konnte erwarten, etwas von jenen dunklen Schicksalen zu schaun, wie fie uns aus Leffer Urys Gemälden des nächtigen Jeremias – auf kahler Erde ein Menschenelend unter dem Sternenhimmel – oder der klagenden Juden an den babylonischen Waffern mit schwer verhängten Rätselblicken anstarren, wie fie sich durch die in der Vernichtungswolke daherfahrenden Jehovagewitter des Alten Testaments offenbaren und in manchen mitternächtlichen Talmudlegenden, z. B. der vom Golem, die wir aus Achim von Arnims Dämmerungs-Novelle „Isabella von Agypten" kennen lernten. Doch nur im Titel liegt folche Versprechung, erfüllt wird sie nicht. Die Dumpfheit des Gefühls, das Chaotische des Werdenden fehlt ganz, dafür herrscht die schriftstellerische Mache.. Und etwas ist noch sehr bemerkenswert und muß von dem literarischen Psychologen registriert werden. Die Weltbetrachtung dieses jungen Juden ist ohne Humor, und nur rührhaft. Der geistige Horizont ist knapp und für die nachdenklich-bitteren Ironien, die in diesem Stoff liegen, fehlt das Organ. Überlegener schauende Betrachter der comoedia humana, wie Maupaffant, wie Bernard Shaw (der eine in „Boule de suif" und in „Maison Tellier", der andere in „Frau Warrens Gewerbe"), haben bei der Spiegelung der heimlichen, unoffiziellen, verleugneten und doch so unentbehrlichen Unterschicht der Gesellschaft ihr Ziel in der Aufdeckung der Doppelmoral gesehen, in dem lachenden Wahr-

Ethnographische Dramatik 273 heitsagen eines freien Geistes, dem die Widersprüche und Verwicklungen der Menschlichkeit keine Beklemmung, sondern ein Erkenntnisschauspiel find. Vom Erkennen aber wie vom Schauen ist der Skribent Schalom Asch – nach diesem Probestück zu urteilen – weit fern. k Von moderner französischer Dramatik gab dieser Kosmopolismonat (in dem auch die russische Farbe durch eine fehr lebendige Aufführung des Gogolfchen „Revisor" im Deutschen Theater, im Stil eines satirischen bunten Bilderbogens, und durch Tschaikowsky-Puschkins „Pique dame" in der Oper vertreten war) einige Proben. Weniger künstlerisch als soziologisch und geschmackspsychologisch intereffieren die Arbeiten Henry Bernsteins, und von ihnen besonders. „Die Kralle", Die „Kralle" (aufgeführt im Kleinen Theater) ist charakteristisch durch die französische Variierung des Themas: Das Weib als Zerstörerin. Dies alte LuluLilith-Eva-Motiv hat hier eine besonders in der französischen Literatur beliebte politisch-soziale Spezialmarke. Das Weib als Männer-Verbraucherin ist hier nicht, wie in Wedekinds „Erdgeist", der verruchte Sinnendämon, die unbewußte Moloch-Natur mit dem Kindeslächeln; es ist gar keine Phantasie oder Philosophie an sie gewendet, sie wird vielmehr von einem kalten, gehirnscharfen Analytiker als die berechnende, energische, großzügige Erfolgsspekulantin gezeichnet. Das Sinnliche ist nur Mittel zum Zweck. Und die Entwicklung der Handlung ist so, daß die Frau den alternden Mann, den sie sich zur Heirat eingefangen, je tiefer sie ihn an Ehre und Gesinnung herunterbringt, desto höher gesellschaftlich durch geschickte Intrigen und Guntstrategien heraufbugsiert. Bis er müde und verbraucht, den Rollen und Quivive-Situationen, die ihm zugewiesen werden, dieser Verteidigung gefährdeter Posten nicht mehr gewachsen ist, zusammenbricht, sich kompromittiert, worauf ihn die Frau natürlich als erste aufgibt und ein neues großes Spiel beginnt. Nicht die Schicksale in diesem Stück interessieren oder berühren uns. Dafür ist die Drahtziehtechnik des französischen Theatralikers allzu deutlich. Er führt nicht entwicklungsgemäß herbei, eine Situationen find nicht Resultate, sondern gewaltsam geschürte Explosionen. Bernstein ist ein Bomben- und Minenfeuerwerker, und manchmal operiert er dabei in überhitzten und überladenen Katastrophen-Augenblicken allerdings wirksam genug, um wenigstens die Momentan-Nervenerregung zu erwecken, das Zusammenfahren beim Knall. Aber solche Eigenschaften haben nichts. Nachhaltiges und würden nicht genügen, um dies Stück in unseren hier weiter gezogenen Gesichtskreis einzulaffen. Was hier eigentlich interessiert, ist der gesellschaft-soziale Hintergrund, der Boden, auf dem das Stück gewachsen ist, und den wir hier an feinen Früchten näher betrachten können. Die Rolle der Frau, die Unterrock- und Frou-Frou-Politik, die die Karriere der Männer macht, scheint da das Hauptmotiv, und dies Motiv stellt vom achtzehnten Jahrhundert bis heut einen so wesentlichen Hebel in der gallischen Dramatik dar –

besonders markant in Henry Becques „Parisienne“ –, daß man an seiner Lebensechtheit nicht zweifeln kann. Und lebenssymptomatisch ist doch auch zweifellos der „gemachte“ Mann in Bernsteins Stück, der Bürger Cortellon, der im ersten Akt Genoffe und Herausgeber der sozialdemokratischen Volksstimme ist, seine Redakteure als Tyrann maßregelt, durch Einfluß und Der Türmer 1X, 8 18

274 Der Roman vom Luftschiff Schiebung der Frau zur Regierung übergeht, Deputierter der Rechten und schließlich Minister wird. So hat auch dies mittlere Theaterstück in feiner WahrscheinlichkeitsSpiegelung öffentlicher Zustände eine ethnographische Erkenntnisbedeutung. Felix Poppenberg ADer Roman vom Luftschiff E" Buch, das als Kunstwerk betrachtet viele Fehler hat, defen Verfaffen aber dank der wesentlichsten künstlerischen Eigenschaft, nämlich der Fähigkeit, phantasievoll. Er schautes überzeugend zu gestalten, mit diesem Buch eine Tat vollbracht hat. Denn eine Tat ist es, bedeutungsvoll und, wenn richtig aufgenommen, segensreich, wenn einer es vermag, der Menschheit zukünftige Verhältniffe, die von den unserigen ganz und gar abweichen, so deutlich vor Augen zu halten, daß die Menschheit sich auf diesen Wandel vorbereiten kann. Was sonst verhängnisvoll werden müßte, könnte auf diese Weise gleich zum Segen ausschlagen. Ich bin nicht Optimist genug, um an diese Wirkung des Buches auf weite Kreise zu glauben; aber es ist ja schon außerordentlich viel, wenn den Menschen die LÜberzeugung beigebracht wird, daß zahlreiche soziale, kulturelle und schließlich in Verbindung damit auch moralische und ethische Verhältniffe und Anschauungen, die uns infolge ihrer langen Gültigkeit Dauerrechte zu haben scheinen, wandelbar find und fein müffen. Und diesen Dienst muß das Buch, von dem ich spreche, jedem leisten, der es nicht aus Neugier verschlingt, sondern ernsthaft liest. Propheten treten heute nicht mehr in härenem Gewande als Bußprediger auf. Viel weiter hinhallend als des mächtigsten Redners Worte ist heute ein Buch, und die stumme Rede, die auf feinen Seiten festgebannt ist, wirkt auf den stillen Leser eindringlicher und nachhaltiger als die hinreißendste Beredfamkeit eines begeisterungstrunkenen Apostels. In diesem Buche ersteht der Prophet von den Zuständen, die die Erfindung des Luftschiffes hervorrufen muß. In dem Augenblick, wo ich dieses fage, atmet wohl mancher Leser erleichtert auf und sagt: Also ein neuer Jules Verne! Darum braucht's doch weder so viel Aufhebens, noch gar dieses ernsten Gesichts! Gewiß, wer die Geschichte der Weltliteratur schriebe, würde wohl Emil Sandt, den Verfaffer des Buches „Cavete! Eine Geschichte, über deren Bizarrerien man nicht ihre Drohungen vergeffen soll“ (Minden i. W., J. C. C. Bruns, 5 Mk), neben den Franzosen Jules Verne und den neuerdings in Deutschland immer bekannter werdenden Engländer H. G. Wells stellen, allenfalls hinzufügen, daß der Verfaffer mit Bellamy den Ernst der Betonung der sozialen Frage, mit Kurd Laßwitz die gründliche naturwissenschaftliche Bildung, und mit den zahlreichen älteren Verfaffern utopischer Romane die Sehnsucht nach Menschen beglückung teile. Es ist auch ficher der schwerste künstlerische Fehler dieses Buches, daß der Verfaffer in stilistischer Hinsicht ebenso wie in der Auswahl einiger Gestalten zu stark dem Vorbilde des oben genannten Engländers nachgeeifert hat, Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß dieser Roman nach feinem geistigen und ethischen Erziehungsgehalt viel höher steht, als alle die genannten

Der Roman vom Luftschiff 275 Werke. Das liegt daran, daß eigentlich nur wenig Utopie ist in diesem Buch, ja, daß wir alle an die Verwirklichung dieser Annahme im Herzen glauben und auch mit dem Verstande daran glauben müffen. Es kann sich hier nur um eine Zeitfrage handeln. Das Luftschiff muß und wird erfunden werden. Für Emil Sandt ist es erfunden. Die Hamburger Werft hat den Auftrag, der ihr fieben Monate zuvor erteilt worden ist, ausgeführt. Es ist ein Stahlschiff von einem Typ, der sämtlichen Erfahrungen ins Gesicht schlägt. Die Werft hat den gutbezahlten Auftrag angenommen, es ist ihr aber nicht gelungen, auch nur das Geringste über die eigentliche Art und den Zweck des Baues ausfindig zu machen. Das Schiff wird abgenommen, der Stapellauf wird vollzogen, draußen bleibt der merkwürdige Bau liegen. Am nächsten Morgen ist er verschwunden. Die nächsten Ereigniffe jagen fich. Auf hoher See liegt ein englisches Kriegsschiff und bemüht sich mit einem Bergungsdampfer, ein gesunkenes Torpedoboot zu heben. Da senkt sich aus der Luft ein Kaften hernieder und bietet an, die Hebung sofort zu vollziehen. Mit mächtigen Stahltroffen wird die Arbeit in kurzer Zeit

verrichtet; dann fliegt das Schiff davon. Umsonst versucht der Kapitän des Kriegsschiffes höflich und drohend den Führer des in der Luft schwimmenden Schiffes zu näherer Verhandlung zu bereden. Überredung ist er unzugänglich, für Drohungen ist er unerreichbar, denn das Schiff kann nicht nur fich selbst unsichtbar machen, sondern bringt auch denen unten bald die Liberzeugung bei, daß sie durchaus in die Macht des ja völlig lenkbaren Luftschiffes in der Höhe droben gegeben find. Wie ein Blitz durchzuckt die Kunde von dieser Erfindung die Welt. Eine in unerhörter Auflage überall verbreitete Zeitschrift gibt aller Welt Kunde von den Leistungen des Schiffes; aus der Vogelperspektive aufgenommene Photographien bezeugen die Wahrheit jeder im Text aufgestellten Behauptung. Dieses Buch „Cavete“ unterscheidet sich von den Büchern Jules Vernes vor allem dadurch, daß es nun nicht erzählt, wie ein unter Ausnahmebedingungen gestellter Einzelmensch sich zurechtfindet, sondern feinen Schwerpunkt in den Darlegungen hat, wie die Gefamtmen fchheit fich dieser neuen, überragenden Leistung des Einzelmenschen gegenüber verhält. Fritz Rufart, der Erfinder, ist frei von aller Gewinnsucht. Sein scharfer Geist erkennt die Wirkungen feiner Erfindung nach allen Richtungen hin; er steht über jeglichen Sonderintereffen. Während die Menschen drunten auf der Erde, je nach dem Beruf in dem sie tätig find, die Erfindung mit anderen Augen betrachten, fiel natürlich zugunsten ihres Berufs auszubeuten streben, hat Rufart erkannt, daß, wenn einer allein, und verträte er die größte Gemeinschaft auf Erden, diese Erfindung in die Hand bekomme, er ein so ungeheures Übergewicht über alle anderen befitze, daß er diese erdrücken könne. Gewiß, in mancher Hinsicht liegt in dem Luftschiffe die Möglichkeit, die Gegensätze in der Welt zu mindern. Der Begriff Zollgrenze z. B. fällt in fich zusammen, da ja das durch die Luft eine Lasten tragende Schiff gar nicht zu überwachen ist. Andererseits wird auf diese Weise wirklich die ganze Erde in die Hände des Menschen gegeben. Man kann also auch die ganze Erde ausnutzen. Durch die Dezentralisation der aufeinander aufgehäuften Menschenmaffen würden die Reibungsflächen der im Daseinskampf miteinander Streitenden vermindert. Was Rufart als nächste Gefahr vor Augen steht, ist der Krieg. Die Macht, in deren Hände seine Erfindung gelangte, würde ihren Vorsprung über die anderen benutzen, um sie zu unterjochen. So ist es fein Bestreben

 den Heeresleitungen der verschiedensten Länder klar zu machen, daß alles, was fie bisher an Verteidigungs- und Angriffsmitteln im Kriege angewendet haben, gegenüber feiner Erfindung nichtig fei. Eine Photographie aus der Luft enthülle die verstecktesten Pläne jeder Festung; für die Infaffen des in der Höhe schwebenden Schiffes gebe es auf der Erde drunten keine Versteckmittel, keine Deckungen für Truppen, also keine geheimen Bewegungen; endlich aber fei das in der Höhe fliegende Schiff imstande, durch das Hinabwerfen fürchterlicher Sprengstoffe jegliche Heeresmaffe zu vernichten. Und die drunten hätten überhaupt keine Verteidigungsmittel gegen diese neue Waffe. Rufart hofft, daß die Erkenntnis dieser Sachlage die Staaten zu einem Bunde zwingen wird; er will seine Erfindung nicht einem, sondern allen zugleich geben. Natürlich bleibt auch das ein utopistischer Traum. Denn wenn alle die Erfindung befitzen, so ist sie nachher nur eine Waffe mehr im Kampfe der Völker widereinander, der einzelnen wider die Maffe. Solange es eben nicht gelingt, die Möglichkeit des feindlichen Gegensatzes aus der Menschheit herauszuschaffen, solange es bei den verschiedenen Menschen Sonderintereffen gibt in der Welt, muß jede neue Erfindung des Menschengeistes es erleben, daß sie von jeder Bestrebung in Dienst genommen, also auch gegen eine andere verwendet wird. Was Rufart nicht auf diesem logischen Wege einfieht, wird ihm klar, als es trotz der höchsten Vorsicht einer kühnen Schar gelingt, fich feines dritten Schiffsbaues zu bemächtigen. Da geht er hin und übergibt eine Erfindung dem Deutschen Kaiser, weniger weil er Deutscher ist, als weil er im Kaiser einen Mann zu haben glaubt, defen Streben darauf hinausläuft, sich über die Gegensätze der Parteien zu stellen. Mit dieser Szene schließt das Buch. Es wäre nach der Darlegung, die ich gegeben, nur eine philosophische Abhandlung, wenn es seinem Verfaffer nicht gelungen wäre, dem Ganzen eine mehr romanhafte Handlung einzuweben. Sie ist nicht ganz glücklich erfunden und überhaupt nur dadurch möglich, daß Fritz Rufart auf Erden einen Doppelgänger hat, mit dem er sich zum innigsten Bunde gemeinschaftlichen Handelns zusammengeschloffen hat. Immerhin erreicht

diese romanhafte Erzählung es wohl bei fehr vielen, daß sie das Buch überhaupt lesen. Am meisten habe ich bedauert, daß der Verfaffer den Bericht über die erste weite Fahrt im Luftfchiffe in die Hände eines schlauen aber durch und durch ungebildeten Juden gegeben hat, der leider überhaupt eine zu große Rolle in dem Buche spielt. Denn so sehr er selbst vom Gegenteil überzeugt ist – es fehlt dem Verfaffer die Gabe zur fcharfen Satire. Auch das beste, was er hier gibt, ist mehr Witzeln über einen Gegenstand oder geschmacklose LÜbertreibung. Ich begreife es, daß es ihm daran lag, einen gewöhnlichen Durchschnittsmenschen von feinen Eindrücken bei der Luftfahrt sprechen zu laffen, obwohl bei der Neuheit des Ganzen der Vergleich mit der Auffaffung eines Großen fehlt. Der Verfaffer ist dann aber überhaupt gar nicht imstande, die übernommene Stellung durchzuführen, und wenn ich an manche so auf ganz unlogische Weise hineingeratene prächtige Bilder von der Schilderung dieser Fahrt denke, so bedauere ich es doppelt, daß er nicht alle feine dichterische Kraft zusammengenommen hat, um hier das Beste zu geben, was in ihm lag. Da ein solches Buch in der ganzen Art nur einmal von einem Menschen geschrieben werden kann, würde ich es freudig begrüßen, wenn sich der Verfaffer für eine Neuauflage zur gründlichen Durcharbeit in dieser Hinsicht ent–

 schließen könnte. Es wären bei der Gelegenheit auch einige kleinere Widersprüche zu beseitigen, die – ich glaube es ruhig sagen zu dürfen – in der Hitze, mit der der von feinem Stoff selbst hingeriffene Verfaffer fein Buch geschrieben hat, stehen geblieben sind. So heißt es auf Seite 318: „Shermon hat später oft von seinen abenteuerlichen und gefahrvollen Fahrten erzählt. Die höchste Spannung erreichte er jedoch stets mit feinem Luftritt.“ Und nun wird die Erzählung dieses Luftrittes in den Mund Shermons gelegt. Dieser Shermon ist der einzige Spion, dem es gelungen ist, auf das Luftschiff zu kommen. Er wird entdeckt und gefeffelt und wird erst in dem Augenblick befreit, als der Überfall auf den dritten Bau Rufarts gelingt. Er übernimmt deffen Führung, aber die Zeit zählt nur wenige Stunden, bis er von Rusart erreicht und erschoffen wird. Er hat also überhaupt niemals mehr nach dem „Luftritt“ Gelegenheit gehabt, etwas davon zu erzählen. Das nur ein Fall, den ich auch nur anführe, weil es ein Glück wäre, wenn dieses als Ganzes vorzügliche Buch von den wenigen Schlacken gereinigt würde, die ihm im einzelnen anhaften. St. ALZEs Neue Bücher Alfred de Muffet, Dichtungen. Erster Teil: Gedichte und poetische Erzählungen, deutsch von Martin Hahn; zweiter Teil: Schauspiele, deutsch von demselben; dritter Teil Novellen, deutsch von E.A. Regener (Goslar, F.A. Lattmann. Bd. 1 u. 2 geb. je 5 Mk, Bd.3 3 Mk).. Wir machen in unserem übersetzungswütigen Deutschland, wo eine Unmaffe, für die Weltliteratur völlig gleichgültiger Werke alsbald nach Erscheinen übertragen werden, immer wieder die Erfahrung, daß ganz bedeutende, für die Literatur ihres Landes hervorragend charakteristische Dichter jahre–, ja jahrzehntelang keinen übersetzer finden. Wenn das für ein Werk der chinesischen Literatur gilt, so ist es ja allenfalls begreiflich; daß aber auch ganz hervorragende französische Werke nicht übertragen worden sind, wirkt doch sehr überraschend. So war von Alfred de Muffet bis vor zwei, drei Jahren fo gut wie nichts übersetzt, trotzdem der Dichter bereits 1857 gestorben ist. Ich will damit nun nicht behaupten, daß die hier vorliegende Übertragung einer sehr weit gesteckten Auswahl aus Muffets Werken einem dringend gefühlten Bedürfnis abhilft. Im allgemeinen ist bei uns, wenigstens in den Kreisen der Literaturfreunde, die Kenntnis des Französischen so verbreitet, daß, wer danach verlangte, Muffet im Original kennen lernte. Trotzdem sind diese feinen, echt künstlerischen LÜbersetzungen der besten Novellen und charakteristischen Dramen als Bereicherung unseres Büchermarktes willkommen. Ein Band Erzählungen wird noch in Aussicht gestellt, und es wäre zu wünschen, daß auch die „Confession d'un Enfant du Si cle“ aufgenommen würde, weil sie nicht nur für den Dichter außerordentlich charakteristisch ist, sondern darüber hinaus ein außerordentlich wertvolles Zeitbild gibt, in dem sich nicht nur die zerfahrene französische Spätromantik widerspiegelt, das sogar in einer weibischen Nervosität als ein lehrreiches Seitenstück zur Moderne gelten kann. Für die erste der Novellen „Les deux Maitresses“ wäre der Titel „Zwischen zwei Lieben“ treffender, als der hier gewählte „Liebe

 und Liebe“. Weit über die Bedeutung dieser beiden Bände hinaus geht die LÜbertragung der Gedichte von Martin Hahn. Der Verfaffer sagt, er wolle nur schlichte, ehrliche

Übertragungen, keine Nachdichtungen bieten. Nun, es ist ihm gelungen, bei möglichst treuem Anschluß an das Orignal, echt deutsche Gedichte zu bieten. Das liegt freilich mit daran, daß Muffets Lyrik mehr als die eines anderen Franzosen dem nahekommt, was wir Deutschen unter Lyrik verstehen. Wie Martin Hahn die eigentümliche Mischung von ihrer Wirkung vollauf bewußter Causerie mit empfindungsstarker Natürlichkeit, die den eigentümlichsten Reiz der Dichtungen Muffets ausmachen, wiedergegeben hat, verdient schlechthin das Wort „meisterhaft“. Zu diesem ersten Bande wird auch der mit Freude greifen, dem Muffet im Original längst vertraut ist. s Otto von Leixner, „Die letzte Seele“, Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert. (Leipzig, Georg Wigand, 3 Mk) Leixners letzte Erzählung bietet in ausgezeichneter Nachahmung der Sprache des 17. Jahrhunderts den Bericht eines Pfarrherrn aus einem einfamen vogtländischen Dorfe. Wie gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges auch in diese abgelegene Einsamkeit erst der Schrecken des Krieges und dann in feinem Gefolge das Wüten des schwarzen Todes gelangte, wird schlicht und ergreifend erzählt. Wie die furchtbare Prüfung den Pfarrherrn, der erst Weib und Kind und dann seine Gemeinde verliert, und schließlich in feinem Sohne die „letzte Seele“ des einst blühenden Landes begräbt, läuterte, ihn zu reiner Gottesliebe erzog, ist der seelische Inhalt dieses Büchleins, das auch um seiner filechten Ausstattung willen als Geschenkbuch empfohlen zu werden verdient. s Kurt Martens „Kreislauf des Lebens“, eine Geschichte von befferen Menfchen. (Berlin, Egon Fleischel, 2 Mk) Kurt Martens ist einer unserer feinsten Schriftsteller, vielleicht etwas zu fein. Er ist so durchaus Kulturmensch, daß man kaum mehr einen Zufammenhang mit der Natur empfindet, und eine Entgleisung feiner Hand, die in unaufdringlichen matten Farben mit kleinen Strichelchen ein Bild komponiert, täte einem ordentlich wohl, wenn dadurch einmal ein kräftiger Strich oder leuchtender Farbenton ins Ganze hineinkäme. Ich fürchte, es wird nie zu einer kräftigen Auflehnung bei Martens kommen, er wird wohl eher ganz einem gewiß sehr feinsinnigen, aber doch blutleeren Asthetentum verfallen. Denn in ihm ist in hohem Maße jene Lebensironie entwickelt, die die letzte Waffe gegen die Blasiertheit ist. Ich wäre froh, wenn ich mich täuschen sollte, denn wir haben nur wenige wirkliche Künstler der Feder, nur wenige tiefer dringende Stilisten unserer so schwer zu behandelnden Sprache. Der beffere Mensch, von dem der Titel spricht, bleibt doch im Grunde der Affeffor Rothas, deffen ganzes Leben felber wie eine Ironie gegen Stärke und Größe anmutet und als reifte Lebensfrucht ein im engen Kreise befriedigendes Wirken anerkennt. Diese Lebensanschauung würde nur dann fruchtbar werden können, wenn sie beim Dichter Humor auslöste. Der aber fehlt Martens leider ganz. So ist ein Schaffen wohl imstande, einem literarischen Feinschmecker eine genußreiche Stunde zu bringen, wirklich zu erwärmen und zu lebendiger Mitwirkung anzuregen, vermag es dagegen nicht. St. Ex-

SKIHmmm N ende Kunst George von Hoeßlin Von Arthur Dobsky ls ich gelegentlich eines Aufenthaltes in Köln einen dortigen Kunstsalon besuchte, fand ich in einem der Säle ganz allein für sich ausgestellt, ohne jede andere Umgebung von Bildern, nur von zwei mächtigen Lorbeerpyramiden flankiert, das Gemälde „Das Leben ein Traum“ von George von Hoeßlin. Draußen war ein herrlicher, sonniger Tag, viel zu schön, um die Menschen zum Besuche von Kunststätten dieser Art anzulocken. So war ich allein, und mir war's willkommen. Ich war glücklich, dieses Bild Hoeßlins, defen meiste Schöpfungen ich bisher nur aus Reproduktionen kannte, im Original schauen und bewundern zu können. Besonders glücklich aber, es fo ganz allein, nicht gestört durch das Für und Wider schwätzender Menschen, die ja heute alle etwas von Kunst verstehen, genießen zu dürfen. Lange habe ich in feinem Banne gestanden, ich konnte mich nicht trennen von dem Bilde, das, inhaltlich so ergreifend, technisch fo ausgezeichnet, wohl mit zu dem Besten gehört, was der Künstler schuf. Während die Kunst der heutigen Impressionisten, Neoimpressionisten und all der anderen „Iften“ den gedanklichen Inhalt ganz hinten ansetzt, ja beinah verpönt, so daß er oft überhaupt illusorisch wird, gehört George von Hoeßlin zu den wenigen modernen Künstlern, die noch immer den Gedanken, das Sujet in den Vordergrund ihrer malerischen Kompositionen stellen und die technischen Mittel erst als Vermittler zwischen Gedanken und Ausdruck anwenden. Freilich nicht ohne dies in glänzender Weise zu tun. Wenn auch Hoeßlin niemals Farben enthusiast im Sinne Böcklins

werden wird – wenn er nie die Spuren der französischen Schule einschlagen wird, so hat er doch schon in einigen feiner landschaftlichen Motive einen Anklang an jene verraten, ohne natürlich zu unterlaffen, immer wieder feine eigene persönliche Note zu unterstreichen. Wer Hoeßlins eigenes Bild fieht, mag hinter diesem ernsten, fast mürrifchen Gesicht schwerlich solch warmherziges, tiefes Empfinden, solch ein träumerich melancholisches Seelenleben vermuten, wie es in allen feinen Werken zum Ausdruck kommt. Er ist ein schwärmerischer Phantast, der, wenn er die gewaltige Skala feiner Farbentöne erklingen läßt, uns wunderbar ergreift, uns mit hineinzieht in feine Traumwelt und uns in ihren Bannkreis feffelt mit zauberischer Gewalt.

 Das ist Hoeßlins Stärke! Mag man schimpfen, mag man fich mokieren im Lager der „Modernen“ über die süßliche, abgeschmackte Malerei, es macht nichts. Es wird außer mir noch Menschen genug geben, die feine Stärke schätzen und würdigen. George von Hoeßlin ist durch einen Zufall im Ungarlande geboren. Seine Eltern befanden fich auf der Reise, und in Budapest erblickte er das Licht der Welt, die er später mit fo eigenen, ganz eigenen Augen ansehen lernte. Im zartesten Kindesalter kam er nach Amerika, dort verbrachte er die ersten zwanzig Lebensjahre und dort auch hat er feine Laufbahn begonnen. Freilich nicht als Maler, fondern als Kaufmann. So war es der Wille des Vaters. Das bekannte Lied von den Eltern, die ihre Kinder lieber sonst was werden laffen wollen, nur bloß keine Künstler. Doch Georges Neigung zur Kunst war zu ehrlich, seine Begeisterung zu mächtig, als daß er den Wunsch je aufgegeben hätte. So warf er eines Tages das ganze Geschäft über Bord und ging auf und davon geradenwegs nach München. Hier an der Allheilstätte aller Künstlerfehnsüchte, in der Metropole alles künstlerischen Lebens wollte er die Träume feiner Jugend verwirklichen. Es ist ihm gelungen. Mit Befriedigung darf er heute nach 30jähriger Wirksamkeit zurückblicken auf fein Werk. Doch mehr als zurück schaut er vorwärts, große Aufgaben hat er fich noch gestellt und für Jahre hinaus fein Programm festgesetzt. Und mit der Begeisterung eines Jünglings strebt der im Zenith feiner Kunst stehende Maler vorwärts immer Höherem zu. Als Hoeßlin im Jahre 1871 nach München kam, konnte er rein gar nichts. Durch Privatstunden erst konnte er dem in ihm schlummernden Talente festeren Boden geben, zeichnen mußte er vor allem lernen. Doch bald war der erste Schritt getan; durch die Kunstgewerbeschule weiter gebildet, durfte er bald den Sprung wagen und kühnen Mutes die Studien beginnen, die für jeden auf strebenden Künstler damaliger Zeit Bedingung waren – die Studien an der Kgl. Kunstakademie zu München. Im Jahre 1875 schon, also mit 25 Jahren finden wir Hoeßlin in Italien. Er hat den Akademiestaub von fich geschüttelt und eingesehen, daß ihn die Schule wohl zu einem guten Schüler, aber nie zu einem Meister macht. So ist er fort nach dem Lande feiner Sehnsucht. Unter Roms Sonne, umgeben von den ewigen Denkmälern italienischer Kunst, will er frei arbeiten als ein freier Künstler. Fern vom nüchternen Amerika, wo Geschäft und wieder Geschäft das Lebenselement bedeutet, fern vom beengenden Zwang der Malschule will er selbst suchen nach dem eigentlichen Quell feiner Schöpferkraft. Der Eindruck, den Rom auf den jungen Künstler gemacht, muß gewaltig gewesen sein. Es ist ihm zur zweiten Heimat geworden, immer in längeren und kürzeren Intervallen hat er hier geweilt, und auch jetzt, da diese Zeilen geschrieben werden, schafft und arbeitet er in seinem Atelier an der Via Margatta und wartet, bis der Winter wieder Abschied genommen von Deutschland. Seine freie künstlerische Tätigkeit, die er selbst in drei Perioden einteilt, leitete er im Jahre 1876 mit dem Bilde „Verlaffen“ ein. Eine zypreffenbeschattete Tempelruine aus der Campagna, die in ihrem Gemisch von Heroismus und Elegie fich gleichsam als ein Präludium feiner ganzen späteren Kompositionen kennzeichnet. Diesem folgt ein Bildchen von unendlich künftlerischem Reiz und besonders beachtenswert als Probe zeichnerischen Könnens. Das alte Weiblein, das der Künstler hier unter dem Titel „Römischer Winter“

 vorstellt mit seinem von tiefen Runzeln durchzogenen echten Großmuttergesicht, mit feinem noch fast koketten Aufputz ist wirklich ein Kabinettstück, das ich gern höher einschätzen möchte als manches andere inhaltsschwere Bild. Nach weiteren drei Jahren ernsten Studiums, das nur durch die Heirat mit Johanna Merk, einer Tochter des Dr. jur. Merk, eines Verwandten von Goethes Hause, unterbrochen wurde, brachte ihm das Jahr 1879

den ersten Erfolg der öffentlichen Anerkennung. Sein Bild „1517“, das in der hoheits- und würdevollen Gestalt einer echten, deutschen Bürgerfrau die Reformation verkörpert, fand im Glaspalast uneingeschränkte Bewunderung, wurde von der Ausstellung selbst angekauft, um später in den Besitz des wohlbekannten amerikanischen Staatssekretärs und Botschafters Andrew D. White überzugehen. Man muß im Lande des Dollars ein ganz besonderes Faible für George von Hoeßlin haben, ich selbst war Zeuge, wie man in einer amerikanischen Gefellfchaft begeistert von ihm sprach, wie man stolz war, daß er dort drüben groß geworden sei. Daß ein großer Teil feiner Gemälde in amerikanischen Privatbefitz übergegangen ist, daß man ihm verhältnismäßig sehr gute Preise bezahlt, beweist nur, daß die Begeisterung nicht nur Marotte ist. Das Jahr 1880 führte den Künstler selbst wieder nach Amerika. In Boston hat er hier ziemlich ein Jahr gearbeitet, meistens nur an direkten festen Aufträgen, um dann wohlausgerüstet mit dem klingenden Lohn feiner Tätigkeit wieder nach den füdlichen Gestaden zurückzukehren. Eine Fülle von Studienköpfen, Zeichnungen und Gemälden find in den folgenden fünf Jahren hier entstanden, die Weiterentwicklung des Künstlers mit jedem neuen Bilde dokumentierend. Besonders zu erwähnen wäre „Sehnsucht“, das sich in der Galerie des Grafen Arco befindet, und „Ein Loblied“, deffen Aufenthalt jetzt dem Künstler selbst nicht mehr bekannt ist. München – Roma, so ist das erstere signiert. Wie der Künstler selbst vielleicht trotz aller Liebe zum italienischen Lande doch einmal in einer stillen Stunde der deutschen Heimat gedacht, so mag auch das junge Weib, das dort am Gestade des Meeres in stummer Resignation vor sich niederschaut, voll Sehnsucht nach einem anderen, fernen, lieben Orte denken. Und hier, im „Loblied“ wieder dieselbe Frauengestalt, wie sie in der heiligen Stille des Domes, erfüllt von brünftiger Liebe, von feligem Glauben ihrem Gotte ein Tedeum darbringt. Dieses Gemälde ist das erste jener Reihe von Bildern musikalischen Inhaltes, die zusammengestellt gleichsam eine Allegorie der Musik bilden. Hoeßlin hat dieses Thema reichlich, vielleicht zu reichlich behandelt. Und doch, abgesehen von wenigen, findfie alle in der Verschiedenheit des Vorwurfes, in der gleich meisterlich technischen Bearbeitung bestimmend und charakterisierend für ihren Schöpfer. – Nicht immer konnte der Künstler in Rom bleiben. Er ging nach München zurück, um wenigstens pro forma hier dauernden Aufenthalt zu nehmen. Eines der schönsten, leider auch gänzlich verschollenen Gemälde leitete hier feine Tätigkeit ein. Das „Adagio Consolante“. Weltentrückt im weiten Bogenraume, Einfam spielt ein Mönch hier feine Lieder, Der verirrten Seele, die sich zu ihm flüchtet Gibt er Frieden – heil'gen Frieden wieder. In diesem Bilde, es ist eines der allerbekanntesten Hoeßlins, faßt er uns zum erstenmal mit der ganzen Macht feiner künstlerischen Persönlichkeit,

Hier hat er fich felbst gefunden, hier spricht er zu uns, wie ein Dichter, ein Dramatiker. Wie jener Szene um Szene aufbaut, so hat er den Vorgang, der fich vor feinem geistigen Auge abspielte, mit der korrekten Sicherheit feines Pinsels auf die Leinwand gebannt und ein Bild geschaffen, defen bezwingendem Eindruck fich wohl kein Mensch verschließen kann, und mag er offiziell noch fo fehr die Sentimentalität des Dargestellten bekriteln. Ich kannte jemanden, der hatte das Bild in feinem Zimmer hängen, und immer, wenn er davor trat, wurde er ernst und schweigsam und ein schmerzlicher Zug legte sich um einen Mund, und wenn er das Zimmer verließ, so schaute er um sich mit einem letzten Blick auf jenes Bild. Und dieser Mensch war kein Melancholiker. Weitere bedeutendere Schöpfungen dieser zweiten so überaus glücklichen und produktiven Periode find „Alma mater“ und „Tempel der Kunst“. Hier wie dort stehen schöne, edle Frauengestalten im Vordergrunde, die als Hüterin von Wiffenschaft und Kunst ausspähen nach denen, die ihrer Kränze würdig find. Ferner „Eine Orakelfrage“, das besonders durch feine Geschloffenheit, durch harmonisches Ineinandergehen von Figur und Staffage angenehm berührt und die Erinnerung an des großen Alma Tadema bekannte Darstellungen der griechischen Mythe wachruft. Von herzerfrischender Anmut ist das Bild „Im Frühling“, in dem uns der Künstler vielleicht mit einem leisen Anflug an Schwinds lieblich naive „Morgenstunde“ in das Zimmer einer jungen Frau schauen läßt. Draußen blühendes, hoffnungsvolles Leben und Weben der Natur, drinnen die verkörperte Anmut der deutschen Frau, der deutschen Häuslichkeit. In „Sancta Caecilia“ und „Mariae Divinatio“ geht er erstmalig zum religiösen Gebiet über. Ob mit gleich glücklichem

Erfolge, soll bei weiteren religiösen Darstellungen erörtert werden. Im Prinzip liegt Hoeßlins schöpferische Eigenart doch dort, wo wir ihm bisher begegnet sind. Jedoch hat er auch den Darstellungen biblischen Inhalts immer den eigenen Stempel aufgedrückt und ist keineswegs in die Bahnen der traditionellen religiösen Bildermaler hinein geglitten. Bedauerliche Tatsache ist, daß die meisten Gemälde des Künstlers nach dem Auslande, d. h. nach Amerika und England gingen und noch gehen, befremdend sogar, wenn man bedenkt, wie doch Erzeugniffe von oft sehr zweifelhafter Qualität fich in den 80er und 90er Jahren in erschreckender Menge auf dem Kunstmarkt breit machten. Wogegen wir in Hoeßlin doch ohne Arroganz einen Künstler schätzen, defen gefestigtes Können und technische Sicherheit fich mit der Ausdrucksweise eines vornehm gebildeten Charakters vereint. Wenn es zum Teil an Hoeßlin selbst liegt, dem es nie gegeben war, fich an die Öffentlichkeit zu drängen, der still für sich schuf, und wartete, bis man zu ihm kam, fo hat man wiederholt eingeworfen, daß feine Gemälde zu wenig als Hausschmuck verwandt werden könnten. Sie seien zu schwer, zu ernst in der Stimmung. Mag sein – immerhin haben sie ungleich höheren Wert als die feichten Genrebilder, die langweiligen Liebesszenen, die, in tausenderlei Variationen gemalt, bald zum Überdruß werden. Wie außerordentlich stimmungsvoll ist das Gemälde „Eine Orgelphantafie", deffen Vorwurf der Künstler auf besonderen Wunsch noch einmal zu einem fast ganz gleichen Bilde unter dem Titel „Orgelklänge" verwandte. In beiden derselbe schlichte, schmucklose Raum einer klösterlichen Kapelle. Hier wie dort derselbe junge Mönch, der durchgeistigten Blickes, vielleicht durchdrungen

Dobsky: George von Hoeßlin 283 von dem kaum abgelegten Gelübde, durch die Klänge der Orgel das übertönen will, was fein Innerstes bewegt. Während in letzterem Bilde das Fenster geschloffen ist und durch die vielfarbigen Glasmalereien fich die Strahlen der Sonne brechen, ist es bei dem ersteren weit geöffnet, und umhüllt von der mächtigen Flutwelle fonniger Strahlen erscheint eine lichte Engelsgestalt, die, gebannt durch die hehre, heilige Musik, dem Augenblicke die Weihe gibt. – Wohl ist das in reinstem Gotisch gehaltene Interieur, die gewaltigen Pfeiler, das riefige Bogenfenster, die Orgel und die sie umgebende Balustrade mit fast minutiöser Genauigkeit durchgeführt, doch die Gestalt des Mönches ist einfo eminent gezeichneter Akt, daß man um feinetwillen fast die ganze Staffage überfieht. Daß Hoeßlin inmitten all der ihn erfüllenden neuen Ideen und Probleme, die in fofflicher und technischer Hinsicht ihn feffeln, auch einmal ein heiteres, sonniges Bild malte, kann man nur anerkennen. Denn eine kurze Abweichung vom Gewohnten wirkt auf Späteres immer neu belebend. So ist das im Profil gesehene Bildnis einer jungen „Holländerin" von ganz entzückender Lieblichkeit. Das feine Köpfchen, mit dem charakteristischen Holländerhäubchen bedeckt, unter dem ein Kranz reizender Löckchen hervorlugt, ist in feiner ganzen Art eine bedeutende Abschweifung Hoeßlins von feinem eigentlichen Element, daß man beinahe, wenn man es nicht bestimmt wüßte, irre gemacht wird an der Autorschaft des Künstlers. Unter einer Reihe weiterer weiblicher Bildniffe, denen allen jedoch schon wieder der eigene melancholische Zug ihres Schöpfers eigen ist, ragen „Elena", „Träumereien" und das entzückende Bildchen der „Marietta" hervor. Bald geht Hoeßlin jedoch wieder zu größeren Kompofitionen über, und schon beim ersten Bilde „Die Raft der Müden" bricht sich die ganze intereffante Eigenart unseres Künstlers mit elementarer Gewalt wieder Bahn. Den Vordergrund nimmt eine weite, mächtige Säulenhalle ein, deren riesige Bogen den Blick in eine malerische römische Landschaft führen. Links vom Beschauer fitzt an der Orgel ein junges Weib. In Weltabgeschiedenheit, versunken in die Leiden ihrer Seele läßt sie die gewaltigen Töne durch die Halle brausen, fie schwelgt in den ergreifenden Klängen, fie vergißt das Weh, das Schmerzvolle der Welt, und merkt nicht, wie auf den Stufen der Halle ein gar feltsam Paar erscheint. Den müden, gebeugten Körper auf den Stab gestützt – ein alter Mann – und neben ihm feine Gefährtin, ein Weib, das mit ihm die Welt durchwanderte und mit der Kunst ihres Lautenspieles Menschen erheiterte oder erbaute – je nach Wunsch – für ein Weniges, das ihnen ein Viel war. Die Klänge der Orgel haben fie angezogen, voll heiliger Ehrfurcht betreten fiel die Stätte, und ein wohliges Gefühl überläuft ihre matten Körper. Raften wollen fie hier nach des Tages beschwerlicher Wanderung – die Raft der Müden. Diesem Bilde folgen „Weltvergeffen" und „D'accordo". Beides wieder Darstellungen,

in denen die Musik, die Allbezwingerin, den Kontakt zwischen den Leiden und Freuden dieser Welt und ihrer Kinder herstellt. Letzteres Bild ist ganz besonders ansprechend. Gemütvoll in der Auffaffung, ist es auch koloristisch von größtem Reiz, fast glaubt man den Zusammenklang des Spieles und des Gefanges zu vernehmen, zu dem fich die drei jungen Mädchen zusammenfanden. Außerst sympathisch ist auch das „Schilflied“, wo schon durch das Sujet – ein Mädchen hat sich tief ins Schilf hineingewagt und wetteifert mit ihrem

 Harfenspiel mit dem Winde, der über das Schilf streicht und neckisch ihr auf gelöstes Haar zerzaust – ein neuer frischer Zug geht. Es ist ein echtes Genrebild, eines der reizvollsten, der wenigen, die der Künstler hervorgebracht. In dem Bilde „Maria, die Mutter der Liebe“ behandelt Hoeßlin wieder ein religiöses Motiv. Wohl ist es ansprechend in feiner Art, doch es läßt sich immer wieder das Gefühl nicht unterdrücken, daß dem Künstler dieses Stoffgebiet bisher noch nicht recht liegt. Vielleicht läßt sich in den ganz neu entstandenen Werken des „Johannes“ und des „David“ ein Fortschritt konstatieren. Dagegen die „Sibylle“, „Das Traumbild“ und vor allem „Eine irrende Seele“ find wieder ganz Hoeßlin. Es geht ihm eben, wie tausend Künstlern: auf dem Gebiet, zu dem ihr eigenstes, persönliches Wesen und Empfinden fie prädestiniert, leisten fiel das Beste. Wobei natürlich bei Hoeßlin ganz besonders betont werden muß, daß ihm nichts ferner liegt als Einseitigkeit. Die dritte Periode wird dies schon gleich zu Anfang in glänzender Weise bestätigen, denn hier setzt der Künstler mit ganz anderen neuartigen Kunstschöpfungen ein. Hoeßlin hat Landschaft studiert. Fast schien es, als solle fein Erstlingsbild „Verlaffen“ das einzige rein landschaftliche Motiv bleiben, da auf einmal ist ihm der Gedanke gekommen, daß auch auf diesem Gebiet des Schaffenswerten genug sei. Und nach kurzem, aber intensivem Studium tritt er mit den ersten neuen Früchten feiner Muße auf und überrascht in den drei großen Gemälden „Villa Spinola“, „Felsen der Medusa“ und „Homerische Küste“ durch eine Monumentalität der Komposition, durch routinierte Beherrschung des ihm ganz neuen Stoffes, die erstaunlich ist, ja imponiert. Wenn er in seinen figürlichen Bildern vielleicht nicht immer ganz frei war von dem Einfluß, den ihm fein transatlantisches Absatzfeld auferlegte, wenn das rein Künstlerische hie und da unter dem Gegenständlichen leiden mußte, fo ist in diesen Landschaften unzweifelhaft ein völliges Sichfreimachen von dem Gewohnten der glückliche Erlös feines neuen Studiums, der auf alle weiteren Darbietungen in bestem Sinne einwirkt. Wenn diese Landschaften in ihrem italienischen Ursprung, ihrem kühn empfundenen Aufbau und ihrem kräftig leuchtenden Kolorit an Böcklins Meisterschöpfungen erinnern, so kann dies nur zum höchsten Lobe Hoeßlins gesagt werden. Diese drei Gemälde in Qualitäten zu trennen ist leidlich schwer. Vielleicht erscheint der „Felsen der Medusa“ relativ am kraftvollsten im Entwurf und Aufbau und am großzügigsten im Auftrag der Farbe. Vermutlich hat der Künstler für neue Farbenprobleme, mit denen er sich ja fehr viel beschäftigt, hier die denkbar beste Verwertung gefunden. Wiederum eine ganz neuartige Erscheinung in der weltumspannenden Stoffwelt George von Hoeßlins bilden einige Gemälde, in denen das Romantische zum Mystischen hinübergleitet. In Anwendung der umfangreichen landschaftlichen Studien find hier die beiden Bilder „Luftschloß Veritas“ und „Weibeszauber“ als die Gebilde einer ganz eminenten, nie versiegenden KünstlerIndividualität anzusehen. Hier wie auch in den mystisch religiösen Gemälden, unter denen die „Vision einer Weltkirche“ das meiste Intereffe beansprucht, kommt das, was den still in fich versenkten Träumer, den kühnen Phantasten feffelt und bewegt, mit ganz besonderer Emphase zum Vorschein. Hier ist der markante Zug seiner Urnatur freigelegt, die unbekümmert um das, was umher,

 sich auslebt und ausleben muß, gleichviel wie auch die Außerung sich gestaltet und wie sie aufgenommen wird. Ein schöner, herrlicher Gedanke ist diese Weltkirche, ein verlockendes Wahnbild, das dem jungen Franziskanermönch, der da nach langer Pilgerfahrt am Meeresstrande niedergesunken ist zu brünftigem Gebet, erscheint. Eine Vision, die nach sekundenlangem Bestehen wieder versinkt in das ewige Meer, um mit dem jungen Schwärmer auch Millionen von Menschen von ihrer Unhaltbarkeit zu überzeugen. Nach Vollendung dieser Gemälde, die sämtlich um die Wende des alten Jahrhunderts entstanden, wendet sich Hoeßlin wieder dem weiblichen Bildnis zu. Eine gewife modernere Anschauung, die

schon in den Figuren des „d'accordo“ erfreulich auffällt, wird von neuem verfolgt. So ist im „Schicksal“, in der „Modernen Sphinx“ und besonders in dem ganz ausgezeichneten Bilde „Früchte“ den dargestellten Personen jene allzu füßliche Weichheit des Ausdruckes, der Formen genommen. Schärfere Profile, viel herbere Linien und Formen geben ihnen das Gepräge neuerer Auffaffung, die sich freilich nie ganz über gewife Grenzen hinauswagen wird und sich wohl schwerlich zu einer Verherrlichung des Häßlichen, Abstrakten bekehren kann. Das wird der Schönheitsgourmand Hoeßlin nicht fertig bringen. Wenn ihm auch die künstlerische Einsicht nicht fehlt, daß in der wirklichen, wahren Kunft auch das Häßliche fich zum Schönen erhebt, so ist er viel zu ehrlich, um seine Freude an dem, was wir alle schön nennen, zu verleugnen. – In den letzten Jahren find wenige Gemälde fertig geworden. Unermüdlich arbeitend in feiner Geisteswerkstatt, stetig suchend nach Vervollkommnung der handwerklichen Mittel find ihm die Jahre verfloffen, und jetzt erst denkt er wieder daran, die Früchte dieses Studiums in greifbare Gestalt, in Wirklichkeit umzusetzen. Ein größeres, mythologisches Gemälde, das umfangreiche männliche Aktstudien voraussetzte, wird das nächste Werk sein, das die Staffelei verläßt. Wie er bisher die verschiedenartigsten Stoffgebiete in den Kreis feiner malerischen Betrachtung zog, wie er mit fast immer gleicher Bravour feine jeweilige Aufgabe löste, so wird er gewiß auch in dem neuen Milieu fich mit gewohnter Vollendung bewegen. Er wird nach und nach fich doch die Beachtung ertrotzen, die man ihm, wie Friedrich Pecht einst sagte, wenigstens in Deutschland noch lange nicht nach Verdienst gezollt. Freilich, Hoeßlin hat sich um menschliche Gunst wenig bemüht. Selbst Münchens Kunstleben ist ihm zuwider geworden. Er fühlt sich nicht wohl in dem Kreis, wo man Kunstwerke unter Verzicht auf das Gegenständliche nur noch nach Farbflecken bewertet, wo ideale Neigungen schon gar verhöhnt werden. So verbringt er den größten Teil des Jahres in Rom. Dort lebt er feiner Kunst, lebt der Natur und der Schönheit. Eines Gemäldes sei am Schluffe dieser Abhandlung, die keineswegs den Anspruch erhebt, einen vollständigen Überblick von Hoeßlins Schaffen zu geben, noch gedacht. Es ist das Bild, welches, ganz ehrlich sei es gestanden, die eigentliche Anregung zu dieser Niederschrift gab, eben jenes am Eingang erwähnte Gemälde „Traum eines Lebens“. Ist es doch zweifelsohne dasjenige, welches am allermeisten berufen ist,

 uns die eigenartige künstlerische Persönlichkeit George von Hoeßlins am eindruckvollsten und nachhaltigsten in das Gedächtnis zu bannen. Das, was sich in fast dreißigjähriger Betätigung reifend in dem Künstler vollzogen hat, das alles wird in diesem Gemälde zu einem einzigen vollkommenen Endergebnis vereint. Das Motiv ist nicht neu. Dichter haben es besungen, Maler schon oft und verschiedenartig dargestellt. Hoeßlin, der fensitivste Farbenkünstler, den es vielleicht je gab, er konnte an diesem Thema nicht vorübergehen. Er, durch defen Bilder, sei es welches es will, eine stille innerliche Musik vom Leben und Lieben, von Menschenschönheit und Menschengüte klingt, er war wohl derjenige, dem dieses Thema am meisten liegen mußte. Der uns mit der Macht feiner künstlerischen Fähigkeit emportragen konnte, in jene Gefilde, wo das Leben nur mehr als ein einziger Traum erscheint. Wo ewige, nie verhallende Klänge uns erzittern laffen in banger Erinnerung an das Unzulängliche dieser Welt und in feligem, glücklichem Gedenken an die Freuden und Genüffe, die fiel uns gab. Wollen wir uns hinversetzen an das stille Plätzchen des Klostergartens, wo ein greifer Mönch fich ausruht, müde von des Lebens langem Gange! Wollen wir dem Liede lauschen, das das junge Weib, in ihrer unverhüllten, dem Leben entgegenprangenden herrlichen Schönheit, der Geige entlockt! Bald wird uns die Wirklichkeit verlaffen und in erinnerungsreichen Akkorden wird die Vergangenheit vor uns aufsteigen und wird uns mahnen, daß dieses Leben nur ein Traum! Mag man dieses Bild betrachten, wie man will. Von rein menschlichem oder von künstlerischem Standpunkte aus. In einer so ungemein glücklichen Kompofition, feiner harmonischen Farbengebung, die sich von den feinsten, durchfichtigsten Tönen bis zu der fattesten Leuchtkraft steigert, wird es für empfindfame Menschen immer ein vollkommener ästhetischer Genuß fein, um defentwillen man gern des Künstlers gedenkt, der ihn uns schuf ISNeue Bücher Klaffische Illustratoren. (München, R. Piper & Ko. In Halbleinen gebunden je 5 Mk.) Diese neue Sammlung von Künstlermonographien zeigt äußerlich vor den bekannten anderen manche Vorzüge, als deren wichtigster mir der Druck der Bilder auf

besonderen Einlagen erscheint. Dadurch ist eine viel ungestörtere Betrachtung der Bilder ermöglicht. Der Titel ist vielleicht zu eng; er kann leicht zur Künftelei führen, sei es nun, daß man beim gleichen Künstler die Tätigkeit des Illustrators und des Malers trennt, sei es, daß man künstlich manchen Maler als Illustrator einengt. Julius Meier-Gräfe hat gegenüber William Hogarth eigentlich das Gegenteil versucht. Es ist zweifellos ein Verdienst, einmal nachdrücklich zu betonen, welch hohe malerische Werte die Werke dieses Künstlers befitzen, wie er es überhaupt verstand, jedes feiner Bilder letzterdings von rein künstlerischen Gesichtspunkten aus zu gestalten.

Neue Bücher 287 Aber es ist natürlich nun nicht weniger verkehrt, darüber die ganzen moralifierenden und ethischen Abfichten des großartigen Sittenschilderers zu verkennen. Die besondere Note besteht vielmehr gerade darin, daß es dem Künstler gelang, einen so bedeutsamen Inhalt künstlerisch zu bändigen. Ich habe überhaupt an der Studie wenig Freude gehabt. Diese Art von Geistreichelei ist mir bis ins Innerste verhaßt. Am Ende hat man alles andere erhalten, aber weder eine Biographie Hogarths, noch eine geschichtliche oder ästhetische Wertung feines Schaffens. Diese Sucht, alles mögliche zum Vergleich heranzuziehen, wenn man dabei selber eingestehen muß, daß der Künstler die betreffenden Werke wahrscheinlich gar nicht gekannt habe, ist verwirrend und irreführend, ist Museumsgeschwätz, wenn es noch so schön klingt und sich noch fo geistreich anhört. Dagegen ist der andere der beiden bisher erschienenen Bände, Francisco Goya von Dr. Kurt Bertels, ein verdienstvolles Buch. Wir haben ja feit drei Jahren ein ausgezeichnetes Werk über den Spanier von V. von Loga (Berlin 1903); aber das ist doch wohl vielen zu teuer und auch zu schwer mit gelehrten Quellenstudien und kritischen Auseinandersetzungen über das ganz ins Legendarische hineingezogene Leben Goyas belastet. So bliebe für diese neue Würdigung Raum genug, auch wenn fie nicht so schön auf Eigenes gegründet wäre. Der Verfaffer hat Goya in feiner Heimat studiert und ihn als Kind feines Volkes erfaßt. „In diese Zeit unheimlicher Spannung fallen die erstaunlichsten Leistungen Goyas. Wären feine Radierungen anonym geblieben, wir würden fühlen: das hier ist die Revolution, das der Notschrei des Volkes gegen den Widersinn, gegen das Unnatürliche der offiziellen Kultur, das die Empörung als Antwort auf unwürdige Zumutungen.“ Das Buch ist fcharf gegliedert und bei aller freudigen Schönheit der Darstellung durchaus fachlich. Der Bildbetrachtung und Bilderklärung ist weitaus der größte Raum gewidmet, dennoch hat man auch fast unbemerkt alles biographisch Wichtige und kulturgeschichtlich Bedeutsame erhalten. So verdient diese Studie als Wegweiter zu der schwer verständlichen Kunst dieses größten spanischen Künstlers der Neuzeit warme Empfehlung, und ich wünsche dem ganzen Unternehmen, daß es im Geiste dieser Monographie weiter geleitet werde. In der im gleichen Verlag erscheinenden Sammlung „moderner Illustratoren“ von Hermann Eßwein, die schon früher in diesen Blättern empfohlen wurde, ist als neuester Band Aubrey Beardsley (3 Mk) erschienen. Ich halte die Würdigung, die der neuerdings geradezu lächerlich überschätzte Engländer hier erfährt, für durchaus gerecht. Das ist nicht bloß innerlich unfruchtbarer Asthetizismus, sondern überhaupt nicht erlebte Kunst, vielmehr nur Mache. In der Hinsicht ist überhaupt wertvoll, was Eßwein über den Zusammenhang zwischen Kunst und Leben in seinen einleitenden Ausführungen fchreibt. Es kann nicht oft genug betont werden, daß die eigentliche Unzulänglichkeit unserer heutigen Kunst darauf beruht, daß sie zu wenig aus dem Gesamtleben herauswächst, daß sie zu leicht vermeint, selber das Leben fein zu können.

Wo steht Richard Strauß? Von Dr. Karl Storck II. erade weil Strauß eine fo stark miusikalische Natur ist, gerade weil er die finnliche Schönheit der Farbigkeit des Tones in so hohem Maße auszunutzen wußte, ist eine Entwicklung so außerordentlich bedeutsam. Diese Entwicklung ist eine sehr weite und zeigt am Beginn Richard Strauß als absoluten Musiker im Sinne der alten Schule, als formalen Musiker. Auch das ist wichtig. Bei Beethoven kündigt sich in den Frühwerken der Ausdrucksmusiker viel stärker an, als bei Richard Strauß, was um so stärker ins Gewicht fällt, als Beethoven aus dem formalen Zeitalter herausgewachsen war, Strauß seine Bildung bereits im München Wagners erhalten hatte. Er wurde dann der neudeutschen Richtung gewonnen durch Alexander Ritter. In den Werken können wir den Weg zu Liszt (Macbeth, Don

Juan) und Wagner (Guntram) verfolgen. Der Weg geht weiter und führt den Symphoniker zu „Tod und Verklärung“. Das ist eine Höhe, und auf ihr konnte man die Erlösung der symphonischen Dichtung von dem Fluche der symphonischen Nachdichtung eines vorher außermusikalisch Gestalteten (ob Gedicht, Sage, Bild, ist gleichgültig) erwarten. Strauß hat diese Erwartung nicht erfüllt, und ich bin heute leider der Überzeugung, daß er diese Aufgabe zu lösen außerstande ist. Was aus dem Entwicklungsgange von Strauß herausgelesen werden kann, bestätigt fein feitheriges Schaffen: er ist vom äußeren Erleben bestimmt und nicht vom inneren. Das gilt für seine menschliche Einstellung zur Kunst überhaupt und beeinflußt dann auch in steigendem Maße die Art seiner musikalischen Arbeit. „Tod und Verklärung“ bedeutete gegenüber der gewohnten Art der symphonischen Dichtung eine Vertiefung des Inhalts an sich ins Typische, außerdem das persönliche Erleben können. Selbst Liszts „Taffo“ zeigt bei

 gleichem Inhalt das Anklammern an den Einzelfall. Aber was wir auch bei vielen Schriftstellern erfahren haben, zeigte sich bei Richard Strauß: nur dieses eine Problem des Künstlers, der nach Verkanntheit im Leben, nach äußerer Drangsal durch den Tod zur Verklärung kommt, lag im Bereich der künstlerischen Erlebensfähigkeit und damit auch der persönlichen Gestaltung des Komponisten. Was er seither brachte, war darum Wiederholung des Problems; aber sehr bezeichnend entweder mit Hervorkehrung einer einzelnen Seite (Till Eulenspiegel) oder gedankenhafte Abänderung (Heldenleben). Außerdem gab der Komponist nochmals in der Weise der sonstigen symphonischen Dichtung die musikalische Illustration einer Gestalt der Weltliteratur, wobei allerdings zu bemerken ist, daß auch „Don Quijote“ den Kampf des Phantasiemenschen gegen die Wirklichkeit zeigt. „Also sprach Zarathustra“ ist dann die Verkündigung dessen, was Strauß aus Nietzsche für sich gewonnen. Die „Symphonia domestica“ endlich ist Darstellung des äußeren Lebensdaseins ihres Schöpfers, oder, wenn man so will, „ein Tag aus dem Heldenleben“. Es ist die Überlegenheit dieser symphonischen Dichtungen von Richard Strauß über die der anderen, daß er fast immer nur von sich spricht; im „Till Eulenspiegel“ am wenigsten anspruchsvoll und darum am sympathischsten. Hier ergab sich auch ungezwungen ein wenig von Gedankenhaftigkeit belastetes Arbeiten. Es ist die Schwäche der Werke von Richard Strauß, daß das Erleben ihres Schöpfers nicht groß, bei aller Betonung des Heldentums eben nicht heldenhaft ist (vgl. Türmer, 7. Jahrg, II, 552ff).. Was von Strauß nicht als innerstes Erleben aus urmusikalischem Gefühl geboren werden kann, wie von Beethoven die „Eroica“, muß gedanklich erschloffen und nach den äußeren Betätigungsformen abgeschildert werden. Strauß vermittelt uns also nicht das, wozu nach Schopenhauer die Musik allein imstande wäre, die Idee Heldentum, sondern ein Abbild dieser Idee, d. i. das Leben eines Helden. Aber auch hier dringen wir nicht in die Pfyche des Helden ein, worauf es doch ankäme, sondern wir erfahren, wie es dem Helden er geht. Man sieht, Strauß hat seinen Sehpunkt nicht im Helden selbst, sondern außerhalb, so daß ihm das äußere Drumherum, das Gehaben der andern ebenso wichtig wird. Er lebt uns also auch nicht Heldentum vor, wie es Beethoven tut, so daß wir, indem wir uns zum Mitleben können mit Beethoven aufzuschwingen vermögen, selber heldenhaft werden. Nein, Strauß schildert uns ein Schicksal, was jeder Beobachter kann. Der Wert der Schilderung beruht dann lediglich in ihrer Anschaulichkeit und in der Fülle des untergebrachten Inhalts. In der Schilderung alles. Außeren ist Strauß Meister. In der Hinficht hat man ihm gegenüber das Gefühl, daß er alles kann, was er will. Die Kenntnis der Fähigkeiten jedes Einzelinstruments, die Unbeschränktheit in den Möglichkeiten der Mischung der Farben ist erstaunlich. Dagegen steht die Erfindung des Thematischen weit zurück. Oft ist es von erschreckender Trivialität, wenn es der glänzenden Umhüllung entkleidet wird. So wirken

 z. B. die doch ungemein wichtigen Jochanaanthemen in der „Salome“ wie abgestandene Liedertafelmusik. Auch in Straußens Klavierliedern, die ja naturgemäß der vielfältigen Färbung entbehren müffen, ist die Thematik nur selten wirklich originell; fast immer spürt man die Einwirkung eines sonst bereits erprobten melodiösen Kerns. Hier gemahnt er mich an einen sehr geschickten Radierer, der durch die Tonwerte der gegeneinander gestellten Flächen trotz der Beschränkung auf Schwarz und Weiß die Wirkung letzterdings malerischen Eindrücken zu danken hat. Aus dieser Veranlagung ergibt sich von

selbst, daß Richard Strauß dem gedanklichen Gehalt einer Werke nicht dadurch beikommen konnte, daß er das Wesentliche des Inhalts in ein großes bedeutsames Thema zusammenfaßte. So wie es etwa Brahms tut, der dann mit der Entwicklung der musikalischen Möglichkeiten dieses Themas auch einen geistigen Gehalt darlegt. Strauß wählte genau den entgegengesetzten Weg. Er entwickelt nicht aus einer Einheit die Vielheit, sondern versucht eine Fülle von zunächst selbständigen Einzelheiten zu dieser Einheit zusammenzuzwingen. Da er niemals zum Kern des Problems, nicht zur Idee durchzudringen strebt, sondern sich mit einem Abbild dieser Idee begnügt, hat er sein Ziel in dieser Beschränkung erreicht. Das Mittel dazu ward ihm eine vorher ungeahnte Polyphonie der Schreibweise. Dieses ursprünglich rein formale Spiel der Musik ist von ihm zum Ausdrucksmittel des geistigen Inhalts umgestaltet worden. Die leitmotivische Arbeit Richard Wagners ist der Urgrund, aus dem diese Richtung hervorgegangen ist. Wenn bestimmte Themen mit einer bestimmten Bedeutung festgelegt werden, so werden sie zu Begriffen, durch deren wechselndes Zusammenstellen ein Inhalt ausgedrückt werden kann. Da ist ein Heldenthema (A), ein Thema der philisterhaften Widersacher (B), ein Thema des Kampfes (C), der Liebe (D), des Schaffens (E), des Vergehens (F). Bringe ich A und B zusammen, so entsteht C. A schwelgt glücklich in D, daraus erblüht E; da drängt sich B ein und es entsteht erneut C, jetzt vielleicht begleitet von D, das sich A zur Seite stellt. Umgedeutet würde dieser thematische Inhalt etwa lauten: Der Held trifft mit dem Pilitertum zusammen und es entsteht Kampf; er endigt für den Helden siegreich, wofür ja noch ein Thema mehr eingestellt werden kann. In sein Leben tritt nun die Liebe. Daraus erblüht ihm höchste Schaffenskraft, in der er gestört wird durch das erneute Eindringen der Widersacher, gegen die er sich wieder zum Kampfe wappnen muß, wobei ihm die Liebe eine treue Begleiterin ist. Das Spiel kann sich, wie man sieht, in mannigfachster Weise weiterziehen. Für Strauß' Natur ist es bezeichnend, daß auch ein „Heldenleben“ nicht mit der Freudigkeit des Sieges, für die uns schon genügte, wenn der Held sich überhaupt um das Gekläffe nicht mehr kümmern würde, sondern mit dem Tode des Helden endigt. Auch in diese Sterbeszene, die von der Teilnahme der Liebe und dem Bewußtsein, ein schaffensreiches Leben hinter sich zu haben, erleuchtet wird, klingt noch das Grollen der Feinde. Ich möchte nicht so weit gehen, zu behaupten, daß auf diese Weise

 nicht bedeutsame musikalische Werke entstehen können, die auch auf weitere Kreise dauernde Wirkung auszuüben vermögen; wohl aber kann man fest behaupten, daß hier die Musik nicht etwas ihr allein Eigenes gestaltet; daß das, was sie hier mit den ihr doch ganz allein eigentümlichen Mitteln erreicht, sich ebenso stark mit denen einer anderen Kunst ausdrücken läßt. Und für die höchsten Höhen der Kunstübung ist das eben nicht ausreichend. Dieselbe Art des Schaffens hat Strauß nun naturgemäß auch auf seine Opern angewendet. Bezeichnenderweise liegt eine lange Pause zwischen einem noch ganz im Banne von Richard Wagners „Tristan“ stehenden „Guntram“ (1894) und den jetzt allein im Spielplan lebenden Werken „Feuersnot“ und „Salome“. Die symphonischen Dichtungen seit „Till Eulenspiegel“ liegen dazwischen. Die „Feuersnot“, die auf das „Heldenleben“ folgte, zeigt dieselbe Art der gedanklichen Musikarbeit. Ich kümmere mich hier nicht um den geistigen und seelischen Gehalt des Werkes, zu dem ich seinerzeit im „Türmer“ Stellung genommen habe (V. Jahrg, I,507). Für unsere Darlegung wichtig ist die Art, wie Strauß dort mit feinem polyphonen Stil eine neue Bereicherung der Ausdrucksmittel des Musikdramas zu gestalten suchte. Er wurde dahin geführt durch eine im innersten Wesen unmusikalische Einstellung eines ganzen Empfindens zu dem Stoffe, durch die Ironie. Sie kann ja niemals im Wesen der Dinge beruhen, sondern in der Art, wie man sie ansieht, wird also von außen her in eine Sache hineingetragen, während im umgekehrten Falle von innen heraus. Komik oder Humor entstehen muß. Strauß erreichte hier fein Ziel, indem er eine Art geistiger Kontrapunktik zwischen Orchester und Gesangstimmen herstellte, so daß aus dem Widerspruch der beiden sich die Ironie ergab. Etwa in der Art, daß zur Beteuerung großer Gefühle beim Darsteller das Orchester gemeine oder triviale Motive verarbeitete. Der neue Fortschritt soll nun „Salome“ sein. Der Fortschritt soll dadurch zustande kommen, daß für Strauß das überlieferte Verhältnis von Bühne zu Orchester aufgehoben ist; daß dieses Orchester neben Dichtung und Gesang und Darstellung einfach als

selbständiger Faktor hinzutritt, um einen außerhalb des Ganzen stehenden Inhalt auszudrücken. Man könnte es also gewissermaßen so ausdrücken: Es kommt dem Komponisten darauf an, den Vorwurf „Salome" zu gestalten. Als Mittel zum künstlerischen Ausdruck wählt er die symphonische Dichtung, bei der das Orchester bereichert ist durch fingende Menschen. Diese Sänger oben find eben weiter nichts als Instrumente im großen Orchester. Sie verkünden da gewifermaßen durch Wort und Spiel das Programm dieser symphonischen Dichtung, und der Bühnenrahmen mit feiner Szenerie bringt die richtige Einstimmung des ganzen Empfindens, so etwa wie Händel, als er von der dramatischen Darstellung der Oratorien abgekommen war, noch eine dem Stoffe entsprechende Szenerie aufbauen ließ, in der die Sänger in entsprechenden Kostümen Aufstellung nahmen. So monströs dieser Gedanke im ersten Augenblick erscheinen mag, so ist doch nicht einzusehen, weshalb nicht schließlich auf diese Weise durch die ungeheure, zusammenzwingende

 Kraft einer künstlerischen Persönlichkeit ein einheitliches Kunstwerk entstehen könnte. Aber bei Strauß klafft der Widerspruch von vornherein darin, daß er hinging und ein bereits in sich fertiges Drama in Musik setzte. Es fehlt die Ursprünglichkeit im Verhältnis zum Stoff, die allein in den Händen eines nun meinetwegen sämtliche künstlerische Techniken beherrschenden Künstlers die Möglichkeit einer durchaus persönlichen Gestaltung gegeben hätte. Das ist Addition von Kunstmitteln, aber nicht das Produkt aus einem Zusammen- und Ineinanderwirken derselben. Man kann bei alledem nur sagen, daß Richard Strauß diesen Salome-Stoff genau so von außen her gestaltet hat wie etwa den „Don Quijote" oder eine gedankenhaft entstandene Vorstellung eines „Heldenlebens". Nur daß er bei der „Salome" nicht so selbständig vorgehen kann, weil er sich damit begnügt, ein bereits vorhandenes Drama musikalisch zu illustrieren. Er kann hier hineinbringen die Schilderung des Milieus, der Stimmung, aus der heraus diese ganzen Ereigniffe wachsen. Dann charakterisiert er alle diese Stimmungen, die sich bereits in den Worten der Dichtung äußern, auch noch mit den Mitteln der Musik. Ein eigentlich ausgesprochen. Musikalisches tritt hierbei nicht zutage, wie denn auch der allgemeine Eindruck der war, daß das Wildesche Drama für sich allein dieselbe Wirkung besitzt wie in der Verbindung mit der Straußschen Musik. Oder liegt doch hier die Möglichkeit eines Fortschritts? Ist es doch zu einer Bereicherung gekommen? Diese Frage wurde gerade aus Anlaß der Berliner Aufführung aufgeworfen. Sie ist vielfach bejaht worden. Ich möchte meine Antwort nun im Anschluß an diese Aufführung geben. st it Im Verhältnis zu der ein Jahr früheren Dresdener Aufführung begegnete die Berliner doch vielfach schon einer anderen Einstellung des kritischen Gefühls. Das Ohr gewöhnt sich ja so schnell. So hört man in dieser Hinsicht viel mehr das Malerische, den sinnlichen Klangzauber, die trotz allem durchsichtige Orchestrierung der „Salome" preisen, während man damals mehr das Abschreckende einer rücksichtslosen Toncharakteristik gehört hatte. Ich persönlich kann nicht leugnen, daß die „Salome"-Musik auf meine Nerven einen sehr starken Eindruck gemacht hat. Aber ich fühle genau, daß dieses musikalische Empfinden für mich jenem durchaus parallel ist, das ich dem französischen Pleinairismus und vor allem dem Pointillismus der Malerei gegenüber habe. Wenn und wo es mir gelingt, zu einem rein finnlichen Empfangen dieser Kunst zu kommen, da stellt sich auch Gefallen ein. Auch bei Strauß' „Salome" stört mich die Häufung von Diffonanzen nicht, weil durch die ganze Anlage dieser Kunst für mein Empfinden diese Musik nicht mehr architektonisch aufgefaßt werden kann, sondern nur noch malerisch. Nicht die harmonischen Wechselbeziehungen der Töne entscheiden hier für die Sinnlichkeit des Gesamteindruckes, sondern die Farbigkeit. Man denke wieder an jene pointillistische Malerei, wo die feste Gestaltung zugunsten von verschwimmenden Licht- und Farbenwirkungen aufgegeben ist. Ich sage, wo es mir gelingt, eine solch rein finnliche Einstellung

 gegenüber dem Werke zu gewinnen, empfinde ich eine gewisse Befriedigung. Zur Qual aber wird mir das Ganze, wo ich in alledem nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck eines Ausdrucks sehen kann. Da stellt sich die Qual ein, nicht nur weil dieses Was, dieser Inhalt an sich mir unsympathisch ist, sondern auch, weil ich in den Beziehungen des Wie zum Was ein Mißverhältnis sehe. Gerade die Musik sträubt sich mit allen Mächten ihres Wesens gegen die Dienste, die ihr hier aufgezwungen werden. Und vielleicht

haben wir niemals etwas Bezeichnenderes erlebt als gerade den Umschwung in der geistigen Einstellung zu Richard Strauß' „Salome“, die die Anhänger des Komponisten zeigen. Es ist ganz zweifellos, daß es Richard Strauß auf eine ganz getreue Übernahme der Wildeschen „Salome“ angekommen ist, daß er geistig und seelisch nichts anderes wollte als der Engländer. Sehen wir uns Wildes Drama an, so haben wir den Sieg der Perversität. Zwar wird auch hier Salome im Auftrage des Herodes getötet, aber der Totschlag erfolgt, weil nunmehr Herodes vor dieser ins Grausige wachsenden perversen Sinnlichkeit graut, und es bleibt als Rest über dem Ganzen die Sumpfatmosphäre des verderbten Herrscherhofes, in der allein diese unheimlich phosphoreszierende Blume Salome heranwachsen konnte. Bei Richard Strauß wollen neuerdings immer mehr Beurteiler etwas wie eine Erlösung der Salome herausfühlen. Es ist das keine Spitzfindigkeit, obwohl ich, wie gesagt, sicher bin, daß dem Komponisten jegliche derartige Absicht ferngelegen hat; das beweist mir schon der Schluß, der mit plötzlichem Abbruch sich denkbar scharf an Wilde anschließt, während der Komponist, wenn er die Absicht der Erlösung Salomes hatte, unbedingt zu einer symphonischen Weiterführung gekommen wäre. Nein, es ist lediglich die ungeheure feelische Macht der Musik, die hier sich in glänzendster Weise bewährt. Ich habe bei der Besprechung von Viktor Hansmanns „Nazarenern“ (IX, I,594) auf diese Eigenschaft der musikalischen Dramatik im Gegensatz zu aller anderen hingewiesen, daß sie, weil sie das Miteinanderringen seelischer Mächte bringt, an die Unendlichkeit dieser seelischen Mächte gebunden ist. Weil diese seelischen Mächte frei sind von den Bedingungen des Materiellen, sind sie frei vom Tode. Darum setzt der Unterschied von Strauß' „Salome“ gegenüber der Wildeschen nach dem Tode des Jochanaan ein. Wenn Salome das Haupt des Täufers anredet, wenn ihre wilde, verirrte Liebe in selbstsüchtigen Wahnvorstellungen eines nachträglichen Besitzes hintaumelt, und umgekehrt auch der eigenen, brennenden Sehnsucht durch die verzehrende Hingabe an diese Liebe Genüge zu tun glaubt, so bleibt bei Wilde das immer ein Spiel mit einem Toten. Jochanaan lebt dann nur noch im Munde Salomes und durch Salome. Im übrigen ist eine Einwirkung ausgeschaltet durch seinen Tod. Bei Richard Strauß dagegen sollte eigentlich von diesem Augenblick an, wo Jochanaan tot ist, das Drama nicht mehr „Salome“ heißen, sondern „Jochanaan“. Denn nun wird Jochanaan die treibende Kraft. Rein musikalisch genommen natürlich. Der Komponist war genötigt, die Welt Jocha-.....

 naans genau so durch musikalische Themen materiell zu charakterisieren, wie die Welt Salomes. Rein von äußeren Grundsätzen musikalischer Charakteristik her müffen diese musikalischen Themen Jochanaans dort auftreten, wo Salome fich mit ihm beschäftigt. Anders ist das eben musikalisch gar nicht auszudrücken. Aber es ist nun klar, daß, rein musikalisch genommen, dieses thematische Material dadurch, daß der Leib Jochanaans tot ist, keine Veränderung erfährt. Die Musik hat ja vorher nicht diese in der materiellen Welt stehende Erscheinung des Jochanaan charakterisiert, sondern nur fein feelisches Wollen. Und dieser seelische Wert ist nicht umzubringen. Wir erhalten also nun den Fall, daß Salome mit dieser vollständig gleich wie früher lebenden, seelischen Welt sich abgibt und dadurch, daß ihre Seele die Möglichkeit einer Verbindung mit Jochanaan erwägt, verbinden sich die dieses seelische Erleben Salomes charakterisierenden Themen mit der seelischen Ausdruckswelt des Jochanaan, gehen geradezu in ihr auf Das bedeutet naturgemäß dann rein musikalisch angesehen einen Wandel der seelischen Empfindungen Salomes nach der seelischen Welt des Jochanaan hin. Und in diesem Sinne hätte man wohl ein Recht, von einer Erlösung Salomes zu sprechen. Es muß aber durchaus festgehalten werden, daß dem Komponisten keine derartige Absicht vorgeschwebt hat, daß er vielmehr rein durch die Natur musikalischer Ausdrucksweise dahin geführt worden ist. Die Musik arbeitet eben ganz naturgemäß innerhalb des Gebietes des Seelischen, und materielle Vorstellungen laffen sich ihr einfach nicht aufzwingen. Möchte dieses Zeugnis, das der glänzendste Vertreter eines Musizierens von außen für die feelische Natur der Musik ablegen mußte, seine befreiende Wirkung üben. Dann wollen wir auch den kulturellen Schaden, den diese Art des Musikbetriebs nach sich ziehen muß, als ein nicht zu schweres Opfer ansehn. SHYD- ICEF Die Gluck-Aufführungen im Hamburger Stadttheater ie historischen Opern-Zyklen, die das Hamburger Stadttheater in regelmäßigen Zeitabständen veranstaltet, verdienen eine

weit über Hamburg hinausgehende Teilnahme. 1905 fand am 11. April die erste Aufführung von Glucks „Paris und Helena“ zusammen mit einer überaus sorgfältig herausgearbeiteten „Orpheus“-Aufführung statt. „Paris und Helena“ errang nur einen Achtungserfolg, aber der Grund dieser halben Ablehnung ist in der den Aufführungen zugrunde gelegten Stranskyschen Bearbeitung zu suchen, die mit Glucks Werk allzu willkürlich umgeht und ihm insbesondere dadurch schadet, daß sie die Reihenfolge der einzelnen Musikstücke bunt durcheinander mischt. Nun ist es aber eine Eigentümlichkeit des Gluckschen Stils, daß der Meister stets die durch das Vorhergehende erzeugte Gesamtstimmung mit verwertet und berücksichtigt und deshalb die Reihenfolge der einzelnen Musikstücke als

 solche mit dem Blick des geborenen Dramatikers weise in Rechnung stellt. Ein Stück herausreißen und an einen andern Ort stellen, heißt ihm einen großen Teil seiner Wirkung nehmen. Darum hat der nur halbe Erfolg des Werkes keineswegs etwa den Beweis der Lebensunfähigkeit des Gluckschen Originalwerks erbracht. Dagegen wird jeder, der diese prachtvollen Chöre gehört und die feine, in kunstvoller Steigerung sich vollziehende musikalische Charakteristik der beiden Hauptpersonen mit innerer Anteilnahme verfolgt hat, an die Lebenskraft dieses Werkes glauben. Die Bearbeitung hatte den Zweck, dem Werk durch eine knappere dramatische Faffung zu nützen. Aber Wagner hat uns gelehrt, daß diese dramatische Knappheit keine unbedingte Forderung fein darf, und daß ihr Gegenteil dann kein dramatischer Fehler ist, wenn die innere Handlung reiche Entwicklung zeigt – und eben dies ist bei Glucks „Paris und Helena“ in geradezu unvergleichlichem Maße der Fall. Stranskys Bearbeitung erweist sich daher als ein gut gemeinter Irrtum. Befriedigte fo „Paris und Helena“ an jenem denkwürdigen Abend nur zum Teil, so war die folgende Aufführung des „Orpheus“ eine musikalisch-dramatische Großtat: nirgendwo habe ich den „Orpheus“ fo im einzelnen innerlich verständlich und im ganzen einheitlich und stilvoll gesehen. Das war eine Kunst, die in der Anspannung aller Kräfte und im künstlerischen Willen an Bayreuth gemahnte. Diesen Winter nun kündigte Hamburg im historischen Opern-Zyklus für den 12. Januar 1907 den „Orpheus“ und die „Maienkönigin“ und für den 19. Januar die „Iphigenie in Aulis“ in Wagners Bearbeitung an. Bezüglich der von Fuchs bearbeiteten „Maienkönigin“, oder wie der Originaltitel lautet „Les amours champ tres“, muß auf die Untersuchungen des Wotauennefchen thematischen Verzeichnisses sämtlicher Gluckschen Werke hingewiesen werden. Aus ihnen ergibt sich, daß Gluck als Wiener Hofkapellmeister eine Anzahl von französischen Schäferspielen und ähnlichen Werken für die Aufführung vor dem Wiener Hof bearbeitet und gelegentlich mit eingeschobenen einzelnen Musikflücken versehen hat. Aus diesem Grunde schrieb man Gluck lange Zeit fälschlich die Urheberschaft an einer Anzahl solcher Werke, darunter den „Amours champ tres“, zu. Wotauenne weist nach, daß eine Reihe von Stücken des Werkes aus zeitgenössischen französischen und italienischen Werken entlehnt ist, und vermutet mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß auch die übrigen Nummern nicht von Gluck stammen. Das verdient einem Teile der Hamburger Kritiker vorgehalten zu werden. Diese Herren warfen sich nämlich nach der Aufführung der „Maienkönigin“ in die Brust und führten etwa aus, das Werk enthalte reizende Musik von der Feinheit des Kammermusikstils – aber es sei doch ärgerlich zu sehen, wie Gluck hier eine künstlerische Persönlichkeit so weit habe vergeffen können, daß er sich zur musikalischen Illustration innerlich unwahrer Schäferempfindungen der Renaissancezeit für höfisches Amüsement hergegeben habe. Nun zur „Iphigenie in Aulis“! Dieses Werk stellt noch heute, nach Wagner, an die Bühnen solche Anforderungen, fowohl rein äußerlicher Art als in Bezug auf den Ausdruck, daß nur ein Theater allerersten Ranges eine Darstellung wagen kann. Alles ist hier ins Ungeheure gesteigert: wir befinden uns unter Helden, in deren Adern Götterblut rollt, und diese Musik läßt es uns selbst dann glauben, wenn die Darstellung einmal versagen sollte. Um aber die Musik zur Geltung zu bringen, hat man Sänger ersten Ranges von vollkommener Beherrschung der italienischen Gesangstechnik und von bayreuthi-

 scher Darstellungskraft nötig, einen schlagfertigen, aus zahlreichen Kernstimmen bestehenden Chor, ein jeden Ausdrucks fähiges Orchester, eine sehr vollkommene Bühnenmaschinerie und an der Spitze des Ganzen einen

Dirigenten, der mit heiligem künstlerischen Ernst an die gewaltige Aufgabe herangeht und es vermag, feinen Künstlern Verständnis für den Gluckschen Stil einzuflößen. Alles dies, verbunden mit der das große Publikum naturgemäß herb ansprechenden Fremdartigkeit, läßt verstehen, warum dieses gewaltige Werk, das heroischste unter Glucks Werken, so überaus selten aufgeführt wird. Jene Fremdartigkeit ist darauf zurückzuführen, daß die musikalische Form vielfach unzulänglich und überholt, der Gehalt aber von der unvergänglichen Frische ist, die der Inspiration des Genies eignet. Aus allen diesen Gründen brauchen wir regelmäßige feffpielartige Gluck-Aufführungen an wenigstens einer deutschen Bühne. Sollten sich die Hamburger Aufführungen zu solchen gestalten, so erlangt damit diese Bühne eine einzigartige Bedeutung, die der Bayreuths kaum nachsteht. Der „Orpheus“ von 1905 hatte mich sehr viel für die „Iphigenie in Aulis“ hoffen laffen, und ich gestehe freudig, daß diese hochgespannte Erwartung fast vollständig erfüllt wurde, in viel höherem Grade als durch eine Aufführung des Werkes in München unter Mottl, der ich vor einigen Jahren beiwohnte. Mottl hatte einen unübertrefflichen Agamemnon, ein herrliches Orchester und ausreichende Bühnenmaschinerie zur Seite, aber er vermochte nicht, die argen Schwächen der Darsteller der Klytämnestra, der Iphigenie und des Achilles zu verdecken. Das Hamburger Orchester unter Stransky war in feiner Leistung München nahezu ebenbürtig. Was aber die Darstellung zu einer unvergleichlichen machte und weit über München hob, war die Klytämnestra der Frau Beuer – jede Geste königliche Hoheit und die Fähigkeit zur äußersten Leidenschaftlichkeit atmend und bei den Ausbrüchen, besonders im letzten Akt, von hinreißender Kraft –, die milde und doch hoheitsvolle Iphigenia des Fräulein Kühnel und, allerdings mit einer gewissen Reserve, der Achilles des Herrn Pennarini. Dieser berühmte Tenor gab zu fehr nur den Liebhaber und zu wenig den gewaltigen Helden, während seine Aufgabe beides von ihm verlangt. So konnte der wahrhaft bayreuthische Eindruck des Werkes selbst durch eine geradezu unbegreifliche Ungeschicklichkeit der Maschinerie, die vor der Schlußfzene zwecks Anderung der Szenerie eine Pause von fünf Minuten bei niedergelaffenem Vorhang notwendig machte, nicht zerstört werden. Der modernen Theatermaschinerie muß alles möglich sein. Das hat uns Bayreuth gelehrt. Tatsächlich machte man bei der erwähnten Münchener Aufführung diese barbarische Pause nicht. Das Publikum beobachtete der fremdartigen Kunst gegenüber eine musterhafte Haltung und spendete zum Schluß sogar enthusiastischen Beifall. Einige Wiederholungen werden Verständnis und Beifall vergrößern. Möge dann im nächsten Jahre die „Alceste“, die zum letzten Male in deutscher Sprache 1901 in Prag aufgeführt worden ist, und zwar ebenfalls unter Stransky, ihren Siegeszug über die Hamburger Bühne halten! Dann, freilich nur dann, wird der Kenner es verschmerzen können, daß die Gluckschen Meisterwerke dem gewöhnlichen Spielplane nicht mehr angehören. Dr. Max Arend Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3, Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart,

 Wer soll unsere Kolonien besiedeln? Von Wang Der dritte Teil der an den Schreibtisch Gefeffelten ist körperlich an brüchig, dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben einzugreifen, künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Wir wollen hoffen, daß wir Deutsche es in einem Jahrhundert dahin bringen, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu erziehen. Goethe Q1' dem Perron der Elektra steht ein Soldat von der Schutztruppe, ein braunes, mageres Kerlchen. Er hat sich nach Afrika gemeldet, um Schmetterlinge, Käfer und Vogelbälge zu sammeln. In einem Briefe schrieb er: – „habe alle Gefechte glücklich überstanden, bei jedem Schuß hatte ich Angst, meine Schmetterlinge und Pflanzen, die ich im Tornister immer auf dem Rücken behielt, möchten vom Stengel fallen. Nachts hatte ich sie unterm Kopf, wenn ich mich mit dem Sternenhimmel zudeckte!“ Welche Energie dazu gehört hat, diesen Knabentraum auszuführen! Ein dicker Herr steigt auf und schießt gleich auf den Soldaten los: „Was wird denn nun werden, find denn die Kolonien all die Opfer wert?“ „Da sie dreimal so groß sind wie Deutschland, kann es wohl sein.“ „Und dann bloß 'ne Handvoll Leute rüberschicken? Warum denn nicht ganze Armeekorps?“ In dem nervösen Gesicht des Soldaten

flimmert es. „Weil wir sie nicht landen können und keine Eifenbahnen haben, um sie ins

 Innere zu bringen. Ich werde drei dicke Bände über Afrika schreiben, nein, gleich eine Bibliothek über das, was in Afrika geht und noch nicht geht, und die kriegen alle Leute zu lesen, die mich von Hamburg an in jedem Coupé über den Wert der Kolonien ausgefragt haben – Adjes!“ „Aber nur noch eins – was sagen Sie zu dem grausamen Erlaß Trothas?“ „Daß das ein Erlaß war, wie wenn ein Lehrer in eine tobende Klaffe schreit: „Ich stecke euch gleich in einen Sack und schlage damit gegen die Wand!“ Wenn dem deutschen Kolonialnörgler die Eroberung Indiens durch die Engländer bekannt wäre, so würde er sich nicht genau auf dieselben Vorwürfe steifen wie ehemals der englische. Die treibende Ursache aller in Indien geschehenen Ungerechtigkeiten seitens der Eroberer und Statthalter war nach Macaulay das Ungetüm, mit welchem das Mutterland Erfolge sehen wollte. Von England empfing der Statthalter unmögliche Verhaltungsmaßregeln, unvernünftige Anforderungen an Geld und den Rat, stets human, nach christlichen Grundsätzen zu handeln. Der Wert des Gouverneurs wurde nach dem Gelde bemeffen, das er herausschlug. Es waren dieselben Leute, welche bei uns, weil sich noch kein bares Geld rausschlagen läßt, alles als wertlos hinstellen und keine Eisenbahnen bewilligen wollen. Die Leute, die Warren Hastings zu den bösesten Dingen trieben durch die krämerhafte Art, welche ihm die Geldlieferung als Hauptaufgabe stellte, faselten ihm von Humanität vor. In einem mußte er ihnen gehorsam sein, und er dachte, daß er, wenn er ihnen zu den gewünschten Rupien verhalf, selbst am sichersten fahren würde. Jene Dränger waren sich des Widerspruchs nicht bewußt, weil sie ihre Befehle 15000 Meilen von dem Ort niederschrieben, wo sie ausgeführt werden sollten. Wenn die indischen Kolonien gleich von Anfang an so lukrativ für das Mutterland waren, so hatte das nicht bloß in besserer Kultur, Klima 2c, als unsere Kolonien haben, feinen Grund, sondern in der graufamen Ausquetschung durch den Statthalter, denn eigentlich war Indien ärmer als England. Der Nabob, der seine erquesteten Schätze im Mutterlande verzehren wollte, fiel dann auch allgemeiner Verachtung anheim. – Diese Nabobs, in einer Person Nero, Jourdain, Richard III, haben eine Generation Indiens ins Elend gestürzt, um vorzeitige Früchte auf zuweisen. Der deutsche Philister ist nicht beffer, er spottet über den niederen Stand unserer Kolonien, in denen uns das zu leisten übrigbleibt, was die Engländer in Indien vorfanden, und verlangt die Erfolge der Engländer, die nur durch Grausamkeit und List erreicht worden sind, während er von

 Humanität für unsere Schwarzen überfließt. Er weiß (sollte es wenigstens wiffen), wie der Mensch die Sümpfe und pfadlosen Wälder Germaniens und mit ihnen das Klima gewandelt; aber in unseren Kolonien ist nichts zu holen – sonst wären sie nicht übriggeblieben! Noch vor Jahrzehnten machte die Traversierung der Weichsel beinahe so viel Umstände wie das Landen bei Swakopmund – zu Eisgangszeiten ging's oft gar nicht. Clive und Hastings konnten das heutige durch Eisenbahnen erschloffene Indien nicht voraussehen, wir sehen (und mancher mit Trauer), wie schnell das letzte geheimnisvolle Stück Wildnis zusammenschrumpft, wie bald es ganz gleich wird „überall, wo der weiße Mensch hinkommt mit seiner Qual“. Wir wissen auch, daß sich nicht gefüllte Schatzkammern auftun werden, sondern nur die Aussicht auf die grundlegenden Arbeiten, der Übergang vom Hirtenleben zum Ackerbau. Die Engländer sagen jetzt zu den Deutschen: Wie konntet ihr so kleinlich fein und eure Unzufriedenheit mit dem Auftreten eines Kolonialsoldaten durch Ablehnung seiner gerechten Forderung (Bahn nach Ketmanshoop) dokumentieren! Ein Bau, der im nationalen Intereffe geboten war. So kleinlich könne man in England niemals ein! Aber die Behandlung Deimlings im Reichstag und in der Presse findet ihr Gegenstück in Englands Kolonialgeschichte. Einen Mann der Tat, den eine brennende Sache von Indien zu der damals gewaltigen Reise ins Mutterland trieb, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und Dringlichkeit seiner Sache an die Sachlichkeit seiner Mitbürger zu appellieren, der aber im Dschungel die Eigentümlichkeiten seiner hochkultivierten Brüder vergeffen hatte. Man ließ ihn reden und sah sich lächelnd an, und dann gab man ihm abgestandene Weisheiten, die für ein Land paßten, in welchem die Machtfrage längst geregelt war, aber nicht für Indien, defen eingeborne Fürsten

mit Gift und Dolch um die Macht kämpften, ja die „Snobs“ kamen nicht über den Schnitt seines Rockes hinweg, den ihm ein schneidernder Bengale nach seinen europäischen Exinnerungen von vor 20 Jahren angefertigt. Dieser Standpunkt war für jene Zeiten entschuldbar; wir aber, die wir durch den elektrischen Strom mit unseren Kolonien verbunden sind, weit größere Kenntniffe des fernen Landes besitzen und aus den Erfahrungen eben der Engländer lernen können, wir dürfen nicht zu dem Manne sagen, der aus dem Kampfgetümmel atemlos nach Hause stürzt, ein Mittel zu holen, das den grausamen Kampf beenden kann, wie alte Tanten zu einem hereinstürmenden Jungen: „Erst ein schönes Dienerchen machen und Handkuß, sonst gibt's nichts.“ Wir sind die Snobs, welche die Form gepachtet und den spiritus nie beseffen haben, und dir werden wir ihn schon austreiben! Was, afrikanischer Bahnbau und Truppenrücksendung, keine Bahn und größere Etappentruppe! Wo ist da ein Zusammenhang? Und während in der Wildnis

 die Ochsenpeitsche knallt, und bleichende Gerippe die Karawanenstraße deutfcher Truppen markieren, verdurstende Soldaten im Delirium über die Steppe irren, unterhält man sich rein akademisch-unmenschlich über die unerhörte Zusammenstellung von Bahnbau und Truppenrücksendung und vergißt den immensen Eindruck, den eine Bahn schon an sich auf die inferiore Raffe, die noch nie eine Bahn gebaut hat, machen würde. Eine Bahn, auf deren Stationen Dampfmaschinen aus der Tiefe der Steppe dem Neger das Kostbarste, frisches Waffer, holen. Perrons, auf denen Bioskope das deutsche Heer auf endlosen Films heranmarschieren laffen. Es gibt aus der Zeit, da Kaiser Wilhelm I. die Armee reorganisierte, ein Philisterblättchen, in welchem ein Aufsatz steht, von defen albernen Sätzen mir folgende noch in Erinnerung find: Was das Menschentötenlehren dem preußischen Staate kostet: 1. Menschentöterlehrer, Leutnant genannt, so und so viel Gehalt pro Jahr. 2. Menschentöterlehrer, Hauptmann genannt, so und so viel Gehalt pro Jahr. In dieser geistreichen Weise waren alle Offiziersgehälter addiert. Ich fand's vor zirka 30 Jahren als Strandgut in fremder Rumpelkammer und bedauere, es mit feinen drei Herausgebern nicht wörtlich hierher setzen zu können. Sie hätten verdient, die Abrüstung zu erreichen, um dann als Fremdenlegionäre in Madagaskar, Tonkin und der Mandschurei Kriegsdienste zu leisten. Die Herausgeber find tot, ihre Saat wuchert aber fort unter den Philistern, die immer der Ansicht find, daß Kriege zwischen Völkern künstlich von Militärparteien herbeigeführt werden, Bruderkriege besonders, Kriege in der eigenen Familie aber als ganz etwas Natürliches ansehen. Diese Leute bleiben auch dabei: „Es wäre am besten, wir hätten gar nicht mit Kolonien angefangen.“ Derselbe Krämergeist mißt jetzt unsere Erfolge in den Kolonien wie Kümmel und Schnupftabak, und da nun ein Rückschlag eingetreten war, wie ihn die Geschichte jeder Kolonisation erzählt, keine baren Erfolge zu sehen sind, setzt sich der Krämergeist in Humanität um und es heißt: „Man gönne den Schwarzen doch ihre Fideikomiffe, für die wir ja gar keine Kolonisten haben!“ Hier hat der Philister nicht unrecht, aber er ist mit seiner Bildungsfimpelei selbst schuld daran, daß wir den groben Hinterwäldler, die Urform des Bauern nicht mehr besitzen. Gleich nach dem französischen Krieg fetzte auf allen Gebieten, also auch auf dem der Schule, ein scharfes Tempo ein. Machten Eltern (sogar der besten Schüler) dem Lehrer Vorstellungen, so hieß es ironisch: „Jetzt ist es Nebensache, ob die Schüler fich etwas zu eigen machen, Hauptsache ist die Schnelligkeit des Vorgehens.“ Eine Schnelligkeit, die weder auf Krankheit, Entwicklung noch auf Katastrophen im Elternhaufe, Ortswechsel 2c. Rücksicht nahm, sondern eine Normalität von Kindern und Eltern voraussetzte, die es nie gab und nie geben wird. Wenn, nach Bismarck, der deutsche Schulmeister Königgrätz und Sedan geschlagen hat, unsere Kolonien wird er nicht erschließen, die ver-

 langen Knochenarbeit, und die Kämpfe mit den falkenaugigen Eingebornen ungetrübte Sehschärfe. Ein „geturnter“, gedrillter preußischer Hauptmann schreibt aus Afrika: „Bei der Flußpferdjagd ist der schwerfällige Europäer verloren, wo der Neger mit einem Kopfsprung und ein paar eleganten Schwimmstößen dem das Boot umstürzenden Flußpferd entgeht.“ Also Sport, Turnen und Exerzieren sind nicht imstande, die in der Schule abhanden gekommene Elastizität wettzumachen! Die fich mehrende Nervosität in den mittleren und unteren Schichten, schreibt A. J. Hammer, Augenschwäche in stetem

Umsichgreifen, erschreckende Zunahme der Tuberkulose durch weite, schlechte Schulwege der dürftig gekleideten Kleinen. Allgemeine Kränklichkeit. Pseudosprachfähigkeit, die nur funktioniert, wenn die Frageklappermühle in Gang gebracht wird. Drill! Maffendrill! Die ersten Schuljahre werden dem papiernen Drachen tributfähig gemacht – Erreichung mechanischer Lesefertigkeit um jeden Preis in kürzester Frist. Die Tüchtigkeit eines Unterklaffenlehrers wird bewertet nach der Zeit, in welcher er die letzte Seite der Fibel erreicht. Rekord beim Einbleuen der Memorierstoffe. Züchtung von Stotterern speziell in deutschen Schulen statistisch bewiesen. Ein Regierungsbeamter, der seit vielen Jahren das Ersatzgeschäft leitet in einer Gegend, welche noch die besten Leute liefert, schrieb: „Mit jedem Ersatzgeschäft wird es mir überzeugender, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt, sondern sich zum Affen entwickelt.“ Erzieht man so Buren für den deutschen Osten oder für DeutschAfrika? Graf Pfeil sagt über die Besiedelung unserer Kolonien: „Sehr fraglich erscheint mir, ob der deutsche Bauer, mit Frau und Kind auf die unabsehbare Steppe versetzt, von deren Einsamkeit nicht erdrückt und entmutigt werden würde, um ihr Werte abzuringen. Unzweifelhaft ist, daß die im Herzen unseres Schutzgebietes angesiedelten Buren langsam sicher ihre eigene Welt schaffen, daß sie die Urform des Bauern bilden, dem wir vom Überfluß unserer Kultur so viel abgeben, als nötig ist, ihn uns näher zu bringen. Er wird's vergelten, indem er die Grenzpfähle menschenleerer Wildnis – von uns aus gerechnet – in immer weitere Ferne verschiebt!“ Menschenleere Wildnis! Also das gibt's noch? Die ist noch zu haben, ohne daß wir 'nem armen Herero fein Wafferloch zertrampeln, ihm sein letztes Lämmchen nehmen? Menschenleere Wildnis! Köstliches Wort für nicht komplizierte Seelen, für Schiffbrüchige, die ein neues Leben anfangen wollen, für Schulbuben, die nicht lernen können, aber arbeiten wollen, für einen ganzen großen Haufen Menschen, genau so zusammengesetzt wie die Auswandererscharen, welche Amerika bevölkert haben – aber wir Deutschen müffen erst eine Burengeneration unterpflügen, wir find zu fein, wir kommen dort nicht fort.

Z02 Wang: Wer soll unsere Kolonien befiedeln? Wenn sich der zähe, vermehrungsfreudige Bur dann aber nicht wie untergepflügte Lupine, sondern wie untergepflügte Quecke erweist, dem gegenüber das Deutschtum sich später vermittelt Anfiedelungskommission, Verbot der Burensprache durchzusetzen hat? Wir fiedeln Buren an, wir holen Feldarbeiter aus andern Ländern nach Deutschland selbst, während die umherlungernden Arbeitslosen und die Ausstellungen der Heimarbeiter nicht die lebenspendende, sondern die tödliche Konkurrenz illustrieren. Warum befitzen wir die Urform des Kolonisten nicht mehr? Weil wir, wie A. J. Hammer sagt, „arme, frierende Kinder im unreifen Alter von 6–8 Jahren in Schulbänke pfropfen und ihre Köpfe zu Frageklappermühlen drillen“. Examen und Kriegsmanöver, die bis zur äußersten Grenze der Nervenüberreizung gehen, kommen einem Versuch gleich, Zündhölzchen auf ihre Brauchbarkeit durchzuprobieren. Auf dem Oberlehrertag in Eisenach ist es gesagt worden, daß 40–60 vom Hundert zum Einjährigendienst Berechtigter untauglich find wegen Herz-, Nerven- und Augenschwäche – infolge der Schule! Gar nicht zu gedenken der Lehrergenerationen, die dadurch an Halskrankheiten zugrunde gehen. Da steht's in einer Zeitung: Selbst wenn die Fortbildungsschulen etwas Ordentliches leisten trotz des übermüdeten Materials, 15–16jähriger Burschen, die eine Tagesarbeit hinter sich haben, wir müffen nach Dänemarks Volkshochschulen blicken – mit Geographie, Physik, Chemie, Mathematik, Rechnen, Staatskunde, Gymnastik, Zoologie, Botanik, Elementen der Landwirtschaft. Täglich 8–9 Stunden. Wie macht ein Lehrling das? 8–9 Stunden täglich! Und kommt der Bauer, der gelernt hat 8–9 Stunden täglich geistig zu arbeiten, noch als Bauer zurück? Schon der Soldatendienst entfremdet ihn der eintönigen Bauernarbeit. Der gescheite Bauer, dem tausend neue geistige Intereffen auf gehen, wird in der Stadt nur die Konkurrenz des geistigen Proletariats vermehren; und der Landwirtschaft daheim, der tut der gescheite Bauer, der nicht aus seiner Bahn und seinen Gewohnheiten gelenkt ist, fehr not. Der Bauer und Arbeiter studiert ja nicht allein Chemie, Physik 2c, sondern auch neue Lebensgewohnheiten, und wenn er von der Farbe derjenigen angefärbt ist, mit denen ihn das Universitätsleben zusammengebracht, so hat er die Farbe feiner Scholle verloren, das natürliche Schutzund Trutzmittel. Ein jeder Stand hat seine eigene Plage und feine eigene Lust – letztere besteht

auch in einer gewissen Abstumpfung. Warum ist der kleine polnische Bauer imstande, auf einer Sandscholle zu haften und den polnischen Landbanken die hohen Renten herauszuwirtschaften, wo der Deutsche unter den befferen Bedingungen der Anfiedelungskommission nicht durchkommt?

Wang: Wer soll unsere Kolonien befiedeln? Z03 Weil er noch die Farbe seiner Scholle hat, da er meistens nur als landwirtschaftlicher Arbeiter in andere Gegenden wandert und nicht den Städten zuströmt, und ihn eine Zunge noch bisher davor bewahrt hat, zu den Leuten zu zählen, von denen, „nach Goethe", Deutschland zuviel produziert. Der Kampf mit unserer östlichen Natur verlangt weniger Gelehrsamkeit als Eigenfchaften, der Kampf mit der afrikanischen Natur desgleichen – Geduld, Beharrlichkeit und Knochen vor allem. Dinge, die dem nervösen Vielwiffer, der alles in Kursen geschluckt hat, abgehen. Die Bildungsfimpelei war bewußt oder unbewußt nur ein Parteiköder gewesen. Es ist viel billiger, dem ganzen Volk zu schmeicheln, als einem einzigen großen Talent aus dem Volk auf die Beine zu helfen. Zu sagen: „Alle sollt ihr den Marschallstab im Tornister haben, aber wer unterwegs auf der ausfichtslosen Jagd verschmachtet am Wege liegen bleibt, der kümmert uns nicht!" Wo soll in diesem kurzlebigen Dasein noch der Mensch herkommen, der mit frischem Mut ins Leben springt, wenn sogar Bauer, Handwerker und Arbeiter neben dem Soldatendienst und der Arbeit ums tägliche Brot wissenschaftliche Studien treiben? s Wir haben Reformschulen, und trotzdem hören die Klagen wegen LÜberbürdung der Schüler nicht auf, und die Lehrer dieser Schulen erklären, ohne häusliche Präzeptoren könnten sie den Kindern nichts beibringen. Knaben, die fich das nicht leisten können, sind also gleich von vorneherein vor eine unlösliche Aufgabe gestellt, die schlimmste Demoralisation, die es für Knaben gibt. Für Mädchen (wenigstens bisher) gab es immer noch den Halt, daß sie mit Hand- und Hausarbeit wettmachen konnten, wenn fie in der Schule nichts getaugt. Knaben lernen nicht deshalb schlecht, weil sie Taugenichtse find, sondern weil sie Tag für Tag an eine Danaidenarbeit getrieben werden, darum werden die Taugenichtse, anders können fie fich auch gar nicht vor den strafenden, predigenden Erwachsenen behaupten. Frecher Schwindel mit Ablesen und Abschreiben ist ja oft der einzige Weg, noch dann und wann den Sonnenschein elterlicher Liebe zu erhaschen. Sind die Kinder überhaupt noch leistungsfähig, die Tag für Tag per Achse in die Städte befördert werden? Ein Lehrer sagt: Das Zusammenlegen des Unterrichtes in den Vormittagsstunden hat seine Gründe, ist aber eine Malträtierung der Kinderköpfe, die keine Säcke find. Herr Schuldirektor Delitsch, Plauen i. V.: „Niemand verlangt vom kränkelnden Kind im Haus intensive Aufmerksamkeit, wohl aber vom kränkelnden Kind in der Schule. Wie wenig Schüler sind aber gefund?" Und auch die gesundesten machen Krankheiten durch! Die Zeit, die durch Kinderkrankheiten verloren geht, wird aber nicht berechnet im Studienplan. Und nun wird dieser nervöse Examenehrgeiz auch noch auf die Frauen übertragen. Im falschen Gerechtigkeitsdrange wird wieder eine Grenze verwicht – die zwischen Mann und Weib. Die Frau soll wirtschaftlich selbständig bleiben, auch wenn sie eine Ehe eingegangen ist!

304 Wang: Wer soll unsere Kolonien besiedeln? Wo soll denn aber noch der Arbeitsmarkt herkommen, wenn sogar die Lehrerin heiraten und Lehrerin bleiben darf? Die Kranken- und Irrenhäuser find überfüllt, Tausende von Säuglingen sterben jährlich, weil die Frauenbrust ihre Bestimmung nicht mehr erfüllt und zum Ornament für Denkmäler, Vasen, Reklamebildern erhoben (oder herabgesunken) ist, während die Wiffenschaft gesteht, daß sie nie das erfinden wird, was der normale Aufbau des kleinen Menschen bedarf. Die Arzte verlangen Prämien für stillende Mütter, weil durch die Knabensterblichkeit die Wehrkraft des Volkes gefährdet ist! Schlimm genug, daß das Proletarierweib ihrem Kinde Nahrung und Pflege entziehen muß, daß der Proletariersohn sich daran gewöhnt, in der Mutter das doppelte Lasttier zu sehen! Aber nein, diejenigen, welche nach Reform der Ehe schreien, wollen sie ja auch als eine neue Genoffenschaftsform heraufbeschwören, welche der Frau die häuslichen Verrichtungen abnimmt und ihr gestattet, dem Manne eine Kameradin zu sein, in Kunst und Wiffenschaft zu baden in einem Hause, welches die „Technik" zu einem Paradiese gemacht hat. Wie sich Herr Dr. R. solch Genoffenschaftshaus denkt, in welchem die legitime Frau der illegitimen die Hand über den Abgrund reicht? Ich fürchte, es wird eine verzweifelte Kombination von Hotel,

Kaserne und Findelhaus werden – oder so ein Patriarchenhaushalt des Morgenlandes mit all seinen Weibern und Kebsweibern. Wie meint Herr Dr. R. das Handreichen? – der Illegitimen des eigenen Gatten etwa? Wird die Illegitime überhaupt die Hand der Gattin nehmen und nicht vielmehr nach der des Gatten greifen, vielleicht gerade, wenn die Legitime auf dem Katheder steht oder im Reichstag fitzt? Menschen, die seelisch übereinstimmen, sollen sich zu solcher Genoffenfchaft zusammentun! Wie schön das klingt! Ist nicht ein Lustspieldichter um einen Stoff verlegen? Hier hat er einen. Scheinbar wirtschaftet es sich leichter, wenn man Gleiches mit Gleichem zusammensperrt, wenn man die Wöchnerinnen und die Kinder in großen Sälen abtut, aber dies alles arbeitet hin auf die Auflösung der christlichen Familie. Das Genoffenschaftshaus, in welchem Gatte und Gattin morgens nach dem Hute greifen und die Haustür hinter sich zuschlagen, entspricht nicht dem innersten, auch in dem Gefallenen lebenden Ideal der Einehe; und wenn die Ehereformer keinen Ausweg wifen aus dem Dilemma der Sünde, so seien sie an die Worte erinnert: „Wenn man nicht weiter kann, dann fängt man wieder von vorne an", nämlich mit der Bevölkerung menschenleerer Wildnis durch die altchristliche Familie, in die die Frau nicht darnach trachtet, sich die äußeren Verrichtungen im Haushalt durch eine Genoffenschaft abnehmen zu laffen, um den Alltag mit Kunst und Schönheit zu durchsetzen, sondern es versteht, die geringste Arbeit durch den Geist, in welchem sie sie leistet, zu transfubstanzieren.

Wang: Wer soll unsere Kolonien besiedeln? Z05 Wenn bei uns immer auf die Länder mit vorgeschrittener Frauenemanzipation hingewiesen wird, so sollte man auch auf die praktischen Erfahrungen achten, die sich dort bereits allgemein aufdrängen. Daß die Frau nach einigen Generationen männlicher Ausbildung dasselbe leisten wird wie der Mann, wollen wir ihr nicht bestreiten, es fragt sich nur, ob das wirklich erstrebenswert ist. Hören wir, was amerikanische und australische Blätter dazu sagen: „Sowohl in der Union als in Australien gibt es große Strecken, die ein Feld vielseitiger Tätigkeit dem Geist, den Knochen und dem Kapital bieten – aber es fehlt an Menschen. Ganze Städte zeichnen sich durch eine LÜberzahl von Junggesellen und Jungfrauen aus. Letztere, die zum großen Teil in Berufen stehen, welche sonst Männern reserviert blieben, zeichnen fich durch Ehescheu aus, da sie durch ihre eigene Arbeit meist beffer gestellt find, als der Mann es ihnen zu bieten vermag – außerdem haben fie, wenn sie heiraten, eine große Scheu vor Kindersegen." Im Gegensatz zu Europa haben jene Länder einen Überschuß an Männern „Run down by white women in civil service" – von weißen Frauen im bürgerlichen Berufe überrant, wie sich das australische Blatt ausdrückt. „Run down in civil service", so heißt es in dem melancholischen Gedicht einer alten Dame, die einen hohen Posten im Zivildienst innehatte. Sie schildert ihr anfängliches Triumphgefühl, daß sie den Mann ihrer Liebe in der Karriere überrannt, und schließt mit der Frage: „Aber wären wir beide nicht glücklicher geworden, wenn es nicht mir geglückt, sondern dir?" Zweihundert tüchtige junge Männer wurden an einem Tage in einer amerikanischen Stadt durch billiger arbeitende Frauen ersetzt. Gewiß, so sagt das amerikanische Blatt, profitierten die Firmen dabei und die Frauen auch. Aber das find Einzelerfolge, die auf allgemeinen Verfall hinarbeiten. Ein paar Hundert tüchtige alte Jungfern mehr und ein paar tüchtige junge Männer brotlos gemacht. Und wer wird einst den Vorteil von dieser Verschiebung der Naturgesetze haben? fragt das Blatt. Die Farbigen. Die kennen keine Ehescheu, und unbekümmert um das Fortkommen ihrer Brut setzt die Negerin fie in die Welt. Ja die schwarze Sturmflut der Sklavenenkel soll bereits Fühlung mit den schwarzen Brüdern Afrikas suchen und von einem schwarzen Reich träumen. Ist das Fortschritt? Ein Haufen mutlos gemachter Männer, an die Wand gedrückt von der billiger arbeitenden Frau, Männer, hervorgegangen aus der Genoffenschaftsehe, der freien Ehe in dem großen Boardinghaus, in welchem die legitime Frau der illegitimen die Hand über den Abgrund reicht, im Säuglingsheim von patentierten Nurses statt von Mutterliebe großgepäppelt, in der Normalanstalt erzogen mit der Aussicht, wieder in solch großes Boardinghouse mit Normalfutter und Normalheizung hineinzuheiraten, in dem Mann und Frau allmorgendlich zu ihrer

Z06 W.ng: Wer soll unsere Kolonien besiedeln? Arbeit ausrücken und ihre Kinder Fremden überlaffen? Werden diese Männer beffer arten als diejenigen, die allein Haus und Herd bauen,

den eigenen kleinen Herd, um den noch die Erinnerung spielt, wenn dem Greife alles genommen ist? Gewiß, da so viele Frauen im Erwerbsleben stehen, muß man ihnen auch mehr Rechte einräumen, solange sie aber keine Wehrpflicht ausüben, dürfen sie auch nicht nach allen Rechten trachten. Der Apostel Paulus sagt, die Frau solle nicht reden vor der Gemeinde, er sagt nicht, weil sie es nicht kann, er wußte recht gut, daß sie es kann, aber sie soll es nicht, und diesem Mann Gottes müffen wir glauben, daß er weiß, warum er es verbietet, und eine christliche Frau wird ihm gehorchen. Jene amerikanische Zeitung nennt die Emanzipation die Begleiterscheinung eines Fäulnisprozeffes, dem reife Völker verfallen – dem weichlich gewordenen Mann stellt sich die hart und männlich werdende Frau gegenüber. Sie drängt ihn von Position zu Pofition. Noch find es subalterne Stellen, die sie in Deutschland ausfüllt, aber was wird die Zukunft bringen, wenn eine Generation sich an die neuen Ideen gewöhnt hat? Der Überschuß an Liebe in Salon und Gaffe wird sich nicht regeln laffen durch Genoffenschaft und freie Ehe, sondern nur durch die alte Methode der Bevölkerung menschenleerer Wildnis, der Kampf ums nackte Leben mit der Natur, das Von-vorne-anfangen, das ist das Ventil, welches Kolonien überreifen Völkern öffnen. Die Geschichte Robinsons war eine Auswanderungsschule par excellence, weil sie sich an den reinsten Instinkt des Menschen wendete, seine Arbeitsfreude wachrief Bei diesem Von-vorne-anfangen in menschenleerer Wildnis kommen auch die einzelnen zu ihrem Recht, sie sind nicht das fünfte Rad am Wagen in einem Hause mit maschinellem Betrieb, sondern ihre einfache Arbeitskraft ist unschätzbar. Was Frauen als Kolonistinnen in Amerika geleistet, könnte aus alten englischen Reisewerken hierhergesetzt werden oder aus deutschen Privatbriefen, wenn es nicht zu weit führte. Der ungeheure Zudrang der heutigen gebildeten Frauen zum schweren Krankenpflegerberuf ist nicht allein ein Zeichen christlicher Aufopferungslust, sondern es ist ein Zeichen, welche Lust an körperlicher Arbeit den Frauen innewohnt. Auch die Freude an anstrengendem Sport verrät, daß die Frau Strapazen aushalten kann und fich wohl zu der Kolonistenfrau eignet, wie Roosevelt fie schildert. Die Frauen, welche, ob sie nun aus Deutschland oder England stammten, Ende 1700 und Anfang 1800 eine so immense Kulturarbeit im amerikanischen Urwald geleistet, trugen in sich dieselben Anlagen wie die Frau von heute. Daß sie keine Gelegenheit hatten, fiel in

 Lyzeen nach Schema F" ausbilden zu können, dadurch ist nichts verloren gegangen, fie haben fiel ihrer Raffe vererbt. Und es fragt sich noch sehr, ob die tip top ausgebildeten Frauen etwas zu vererben haben werden, ob die Kinder, deren Vater und Mutter in anspannenden geistigen Berufen arbeiten, nicht gerade zu den geistig minderwertigen zählen werden? Der Haushalt im alten Kulturland hat keinen Raum für die einzelnen; die Schwiegermutter, die unverheiratete Tante sind so lästig, daß sie für die Witzblätter eine unerschöpfliche Fundgrube abgeben, im Kolonistenleben find fie unbezahlbar. In einem Briefe bittet ein Kolonist (in Mittelamerika) seine fünf Schwestern, ihre Stellungen in Europa aufzugeben und zu ihm zu kommen; ein sorgenfreies Alter könne er ihnen garantieren. Welcher Gutsbesitzer oder Beamte verlangt hier nach fünf unverheirateten Schwestern! In einem ganz alten Briefe aus dem nordamerikanischen Urwald schreibt ein Kolonist: „Den ersten Tag, da ich Frau und Kinder in die rohe Blockhütte geholt und im Schweigen der Wildnis mir sagte, „die sollst du nun schützen", zitterten meine Glieder, Zweifel und Unruhe nahmen mir den Mut, da sehe ich Großmutter, wie sie sich ans Fenster setzt und einen Strumpf aufschlägt, genau wie daheim, da fühlt' ich mich zu Haus. Ich brauchte sie nur ansehen, und Ruhe und Zuversicht kam über mich. Großmutter ist hier überhaupt unbezahlbar!" Wenn wir Buren, Grenzer, Hinterwäldler brauchen, warum erziehen wir sie nicht selbst? Warum stoßen wir friedliche Taglöhnerseelen, die längst so gescheit waren, das „bereits Gedachte" und das „bereits Gesagte" fich zu eigen zu machen und danach zu handeln, immer wieder in die geistigen Tourniere hinein, aus denen sie nie Lorbeeren heimbringen werden? In Südwest kostet der Hektar Regierungsland dreißig Pfennige bis zu einer Mark; wenn der Bur durch feine Arbeit diesen Wert gesteigert hat, dann soll ihm der Deutsche folgen? Warum wird der Deutsche mit Gewalt auf Staatskosten geistig so hochgeschroben, daß er das einsame Steppenleben nicht mehr verträgt? Wir haben in Deutschland rauhe Distrikte mit einer rauhen Bevölkerung – die Referven der Zukunft –, warum sie mit Gewalt lackieren, indem man sie an

allem riechen läßt, was sie sich im Entwickelungsgang durch Generationen aneignen sollten? Warum diese ewig gleichgestellte Wurstmaschine von Schule, wenn uns das grobe Burenschrot fehlt? Wir brauchen Grenzer, Hinterwäldler, rough riders jetzt mehr denn je, wir brauchen den Bauer, der die dicksten Kartoffeln baut, wir brauchen Landmädchen, die nichts über Ibsen sagen können, und die einzeln aus dem Volke hervorschießenden Genies, aber nicht ein Gros künstlich auf gepäppelter Talente, das sich dem Genie in den Weg wirft. Das große Wort, das kürzlich im Reichstage gefallen: „Examen

Z08 Wang: Wer soll unsere Kolonien besiedeln? schützt vor Torheit nicht“ (Posadowski), sollten sich die Eltern zu eigen machen, die nicht darüber wachen, daß ihre Kinder lernen, d. h. den Lernstoff affimilieren, sondern die darauf hinarbeiten, daß sie das in fie Hineingestopfte pünktlich am Examentage ausbrechen. Seaton Merriman sagt: „Die Zeit ist nahe, in der man Arbeitsarme mehr gebrauchen wird als die vielen Denker, von denen der größte Teil doch nur Unsinn denkt.“ Der Direktor eines Hauses für Zwangserziehung sagt: „Die meisten Knaben verwahrlosen dadurch, daß man sie vor unlösliche Aufgaben gestellt – in müßiger Weile schafft der böse Geist (nämlich in der Weile von 8-1 Uhr täglich durch Jahre, wenn der Knabe den Mann auf dem Katheder dozieren hört, ohne ihm folgen zu können). Wird das richtige Maß zwischen Lernen und Arbeit gefunden, und der Knabe fängt an zu begreifen und freut sich still, wenn er mit der Arbeit eines Kopfes oder feiner Hände vorwärts kommt, so betrachte ich ihn als gerettet.“ Bei den Engländern, welche die persönliche Ehre nicht nach Examenstrichen berechnen, tritt ein großer Teil der nicht gut lernenden Knaben viel früher ins praktische Leben, wandert in die Arbeit der Kolonien, während er bei uns bis ins zwanzigste Jahr den Versuch macht, „das Einjährige“ zu erfitzen. Als jüdisches Kolonisationsgebiet wird den Juden Cypern vorgeschlagen, „aber“, sagt die Frankfurter Zeitung, „wer die Juden zur Urproduktion, zur Landwirtschaft zurückführen will, muß sich den gegenwärtigen Zustand des Menschenmaterials vor Augen halten, der dazu zwingt, auf dem Wege der Entwickelung über Gartenstadt, landwirtschaftliche Industrie und ländliche Nebenbeschäftigung allmählich zu intensiver und dann zu extensiver Landwirtschaft zu streben.“ Warum sollen wir nun diese Irr- und Umwege Israels erst nachtrampeln, warum nicht bleiben, was wir find, ein ackerbautreibendes, Jagd und Fischfang liebendes Volk! Das liegt in unserem Blut, und wem's die Schule noch nicht ausgetrieben hat, der wird in Afrika fein Fortkommen finden. Ein paar Jahre Eisenbahnbau und wir haben auch ein neues Absatzgebiet für die Industrie, für Geistesarbeiter, für Künstler. Man denke bloß an die vielen leeren Wände, die nach Bildern schreien werden und nach Klavieren! Aus Deutsch-Afrika wird werden, was aus Amerika geworden ist; es fragt sich nur, ob durch Buren, Engländer oder Deutsche! Alle Augen richten sich auf den neuen Mann an der Spitze, und weit, wie Krokodilsrachen, sperren die Nörgler und all die Leute, die zuviel gelernt und nichts verdaut und mit ihrem Lernen nur große Erwartungen und kein Brot erworben haben, ihre Mäuler auf, und er vergeudet feine Kraft und Zeit, ihnen feine Reden und Denkschriften hineinzuschleudern. Kraft und Zeit, die er dem Werke selbst entzieht, muß er an Leute

Fanghänel: Eine politische Tierfabel Z09 wenden, die nur mit der innigen Absicht, ihn nicht verstehen zu wollen, und mit der Freude am Beinstellen und der triumphierenden Überzeugung, daß er kein Zauberer ist, das Kolonialwerk umlauern, aus dem nichts werden foll, damit sie sagen können: „Wir haben es ja gesagt.“ Aber in einigen Jahren wird es Deutsch-Südwest gehen wie der Karoo: verschrien als eine Wüste, ist sie jetzt ein Weideland, das den größten Teil der aus der Kapkolonie exportierten Wolle liefert. Nur eins – die Leute, welche die Karoo besiedelten, hatten nicht den schönsten Teil ihres Lebens am Schreibtisch gehockt, sie hatten ihre kleinen Kapitale nicht in geistigen Pökelanstalten verbraucht, sondern waren vor hundert Jahren schon so klug, wie Goethe erwartete, daß wir es nach hundert Jahren fein würden. Möchte Goethes Hoffnung, daß man „von oben eingreift, künf tige Generationen vor Verderben zu fchützen“, nun, da die hundert Jahre bald um find, in Erfüllung gehen! Eine politische Tierfabel Von P. Fanghänel uf Vorschlag des Fuchses waren die Tiere übereingekommen, ihre Waffen abzulegen und künftig miteinander in Frieden zu leben. Die Wespe sollte ihren Stachel, die Schlange ihre Giftzähne, der Stier seine Hörner verlieren, Wolf

und Hund ihre Reißzähne, Katze und Adler ihre spitzen Krallen stumpfen laffen. In der Versammlung, da dies geschehen und Urfehde geschworen werden sollte, war allein der Löwe nicht erschienen. Da schickte der Fuchs einen Boten an den König der Tiere und ließ ihm fagen: „Ich erstaune, daß du unser Bemühen, den Greueln des Krieges zu steuern, nicht unterstützen willst, um so mehr, als dich die Menschen edel nennen.“ „Sage dem Fuchse,“ erwiderte der Löwe dem Boten, „vermöge meiner Stärke würde ich auch ohne Waffen ihm und seinesgleichen überlegen sein; aber ich will sie behalten, um den von euch beschworenen Frieden zu wahren, der sonst durch die List und Tücke des Fuchses jeden Augenblick gefährdet wäre.“

Die Försterbuben Ein Schicksal aus den steirischen Alpen Von Peter Rosegger (Fortsetzung) Das Geständnis er Friedel stand in der Forstkanzlei neben dem Lehnstuhl mit den hölzernen Armstützen. Die Kerze, die ihm der Gendarm angezündet, hatte er nur dazu benützt, um eine Zigarre in Brand zu setzen, dann blies er fie aus. Im Dunkeln stand er da und rauchte so heftig, daß das Zimmer aualmte. Bei dem Glofen der Zigarre fah er den Schreibtisch, an welchem sein Vater seit länger als 30 Jahren gearbeitet hatte. Auf der erhöhten Mittelleiste stand eine kleine Photographie seiner Mutter. – Dann suchte er in seinen Taschen eine zweite Zigarre, fuchte in den Laden. Er ging an die Tür, die war versperrt. Zornig stampfte er den Fuß auf die Diele. Dann ging er zum Fenster und rüttelte einmal an dem zellenartig geflochtenen Gitter, und setzte sich schließlich in den Lehnstuhl. In der Schlafstube war Elias verhaftet. – Im Gefängnis! Anfangs spielte er mit dem Gedanken, dachte an manchen Blutzeugen Gottes, der auch gefangen gewesen. Und selbiger hatte nicht einmal etwas abzubüßen. Elias rief nach einem Bruder. Die Wache wies ihn barsch zurecht. Mit dem Bruder könne er jetzt nicht sprechen. Da rief er noch lauter nach dem Friedel. Heftig und schrill. Erst Abbitte geleistet, dann konnte er vielleicht schlafen. Oft hatte er von dem Gerichte Gottes gehört und gesprochen, nun empfand er's das erstemal an sich selbst: es folgt der Miffetat rasch. An die Tür ging er und bat: „Macht mit mir was ihr wollt, nur zu meinem Bruder Fridolin laßt mich einen Augenblick!“ Der Gendarm schob ihn mit starrem Arm zurück. Endlich legte Elias sich in sein Bett, da fiel ihm noch der Vater ein – daß auch der nicht zu ihm komme, und dann schlief er. Aber nicht lange. Er wurde geweckt. Erst noch schlaftrunken meinte er, nun würden fie ihn zu Vater und Bruder gehen laffen, aber der Gendarm führte ihn

Rofegger: Die Försterbuben Z11 hinab in die große Stube, wo im Lichte der zwei Kerzen wieder die Männer vom Gerichte beisammensaßen. Er war verstört, aber ruhig. Es schien, als ob er denke: So will ich doch sehen, was da wird. Mir ist's schon alles eins. – Nun waren die Herren aber doch gespannt, wie lange diese Gleichgültigkeit dauern würde. „Treten Sie nur nahe heran, Elias Rufmann“, sagte der Gerichtsrat und hob vom Tisch einen kleinen Gegenstand. „Kennen Sie vielleicht dieses Taschenmeffer?“ Elias nahm das Meffer in die Hand und besah es. Er kannte dieses Meffer, es war dasselbe, das er dem Friedel von der Stadt mitgebracht hatte. An der Schale hatte es jetzt einen Schaden. So sagte Elias: „Das Taschenmeffer gehört meinem Bruder.“ „Können Sie das mit Bestimmtheit sagen?“ „Es ist das Taschenmeffer meines Bruders.“ Der Gerichtsrat blickte den Studenten eine Weile an und dann sagte er mit leiser Stimme: „Dieses Meffer ist im Rauhruckkar gefunden worden – an der Leiche des Ermordeten. Wie Sie sehen können, das Meffer hat Blutflecken.“ Elias stand aufrecht und wankte nicht. Sein fahles Gesicht begann sich zu verzerren, die Oberlippe zuckte heftig – einmal, zweimal. Das Furchtbare, was in ihm vorging, er verbarg es vergeblich. „Wie glauben Sie, Rufmann, daß Ihres Bruders Meffer an die Leiche kam?“ Elias stand starr und schwieg. „Rufmann, gestehen Sie nun ein, was Sie wissen! Denn was Sie früher angegeben, das ist nicht wahr. Wenn Ihr Bruder den Herrn ins Rauhruckkar begleitet bis an die Stelle, wo die Leiche gefunden wurde, so kann er nicht in vierzig Minuten nach Abgang von der Seealmhütte wieder dort gewesen sein. Dazu würde der geübteste Geher mindestens doppelt so lange brauchen.“ Elias schwieg. „Da diese Angabe also nachgewiesenermaßen unwahr ist, so werden auch Ihre übrigen Angaben, die Sie uns gestern gemacht, unwahr sein. Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen. Sie wissen, daß Nathan Böhme von Ihrem Bruder ermordet worden ist!“ „Nein!“ schrie Elias auf, „mein Bruder hat das nicht getan!“ „– und daß Sie ihm wahrscheinlich dabei geholfen haben!“ „Ich? Ich meinem Bruder geholfen?“ Er zuckte ab. Stumpf und still stand er da, wie geistesabwesend,

und gab auf mehrere Fragen keine Antwort. Jählings rief er laut: „Ich habe es selbst getan, ganz allein. Ich habe den Herrn umgebracht!“... Ein wilder, gellender Schrei war es gewesen. Mit vorgestrecktem Haupt, die Fäuste halb gehoben, hatte er es den Männern ins Gesicht geschleudert. „Ich hab's getan, ich allein!“

 Mehrere der Männer waren vor Erregung aufgesprungen. Der Gerichtsrat selbst brauchte eine Weile, um sich faffen zu können. – Dieser Knabe, dieses kränkliche, weichmütige Bürschchen, soll die furchtbare Tat begangen haben? Allerdings, die dreiftruhige Art, in der er tags zuvor die Aussagen geleistet, stimmte nicht zu der schwärmerisch–pietistischen Eigenheit, die ihm an dem Burschen geschildert wurde. Und nun, nach dem Eingeständniffe stand er wieder gerade so trotzig verschloffen da als vorher, ohne Zeichen von Reue. „Elias Rufmann!“ so begann endlich und mit heiserer Stimme der Gerichtsrat wieder. „Sie sind fich bewußt, was Sie gesagt haben. Wir wollen heute bloß noch wissen, ob Ihr Bruder daran beteiligt war.“ „Nein!“ „Er war nicht beteiligt, aber er wußte darum.“ „Nein!“ „So hat also nicht Ihr Bruder Fridolin den Herrn von der Seealmhütte bis ins Rauhruckkar begleitet, sondern Sie haben es getan?“ „Ja.“ „Wie kam das mit Ihres Bruders Meffer?“ „Das hab' ich öfters fo im Sack gehabt.“ „Also dazumal auch?“ „Ja.“ „Sie haben die Tat begangen, um den Herrn zu berauben?“ „Nein.“ Jetzt entstand eine Pause. Der Gerichtsrat lehnte sich vor, stützte sich mit der Miene einer großen Behaglichkeit auf den Tisch und sagte: „Elias Rufmann. Durch Ihr Geständnis find Sie zu uns in ein Verhältnis des Vertrauens getreten. Wir find nicht Ihr Feind. Wir haben nichts zu üben als Gerechtigkeit, und diese kann sowohl für als gegen Sie eintreten. Erzählen Sie uns nun freimütig die Ursache und den Hergang dieser Tat.“ Elias fuhr sich mit dem Armling über die Stirn. Dann antwortete er: „Ja, ich – es wird so gewesen sein, es wird schon so gewesen sein.“ „Aber warum, Rufmann, warum haben Sie die Tat verübt?“ Sprach Elias laut und bestimmt: „Weil er die Leute vom Glauben hat abbringen wollen!“ „Das stimmt, das stimmt!“ murmelten die Männer untereinander. „Schon früher soll er mit dem Fremden zusammengeraten sein dieser Sache halber, und soll mehr als einmal gesagt haben, der Mensch wär' ein Unglück, und Gott follt' ihn fortnehmen aus der Welt. Nun also hat er dem Herrgott dabei Handlangerdienste geleistet.“ Das Nichts der Welt Auf einen behördlichen telegraphischen Bericht nach Frankfurt und die Anfrage, was zu geschehen habe, kam der Bescheid zurück, daß Professor

S

-. of US

 Nathan Böhme, dort schon seit längerer Zeit abwesend, weder Verwandte noch Vermögen zurückgelaffen habe; man ersuche, die Leiche des Genannten ortsüblich zu bestatten. Von der Absicht, die Mörder dem Leichname gegenüberzustellen, hatte das Gericht Abstand genommen. So wurde er am nächsten Frühmorgen nach Ruppersbach gebracht und in aller Stille begraben. Ortsüblich war das zwar nicht, doch man wollte den Volksauflauf vermeiden, ebenso auch die Frage wegen eines kirchlichen Begängniffes. Es mußte wegen mancherlei angenommen werden, daß der Mann nicht zur katholischen Kirche gehörte. Aber in den beiden Dörfern herrschte ein wahrer Aufruhr. War der Mord in dieser Gegend schon an sich ein schreckliches Ereignis! Daß die jungen Söhne des Försters, die überall gerne gesehen waren, der eine wegen einer harmlosen Lustigkeit, der andere wegen seiner Bescheidenheit und treuherzigen Frömmigkeit, daß diese Burschen den Mord begangen hatten – das war unerhört, unfaßbar – einfach gräßlich. Das war so niederschmetternd, daß der Ruppersbacher Lehrer, bei dem sie in die Schule gegangen, sagte: „Man wird wahnsinnig vor Entsetzen!“ Aber die Leute waren schon bemüht, diese Burschen so herzurichten, daß sie für die graue Tat paßten. „Ein Mord aus Fanatismus ist es also!“ rief der Krämer. „Laß dich mit anplauschen,“ rief der Gerber, „wenn der den Herrn des heiligen Glaubens wegen ersticht – da wird er ihm erst noch Uhr und Geld wegnehmen, vielleicht auch des Glaubens wegen. Ein gemeiner Raubmord war's und dafür find so viele Beweise, daß man bequem damit viere hängen könnt'.“ Und unter den biederen Dörflern gab es Leute, deren fittliche Entrüstung so

groß war, daß sie mit Vergnügen jeden zweimal hätten hängen sehen. Gegen die Mittagsstunde war der Wagen mit den Gerichtspersonen durchgefahren, vom Forsthause gegen Löwenburg. Nun hatten fich die Leute angestellt zu beiden Seiten der Straße. Viele vertrieben sich die Zeit mit Plaudern über Wetter und Wirtschaft. Andere machten Witze, derbe Späße und lachten dazu. Der nicht fehlende Wegmachersbub wurde angestiegen darauf hin, daß ein kaiser-königlicher Straßenschotterer gewiß sehr notwendig dabei zu sein habe bei solchen Begebenheiten! Worauf derselbe feine großen Kinnbacken warf und versicherte, daß er auch schon ein Teil wiffe. Diese Försterbuben seien eben zu viel verhätschelt worden überall. Nichts als immer die lustigen Försterbuben, die braven Försterbuben, die schönen Försterbuben! Dieweilen andere, wirklich brave Leute so viel als gar nichts gegolten! Gut, gut, jetzt würden sie bald anrucken, die braven, lustigen, die schönen Försterbuben! – Es war fast des Zuhörens wert, als er, auf einem Schotterhaufen stehend, in Predigerton seiner Umgebung auseinandersetzte, wie der Mensch durch Lobhudelung, durch Leichtsinn und Schuldenmachen, durch Lügen und Verleumden, Leutanschmieren und MädelDer Türmer IX, 9 21

314 Rosegger: Die Försterbuben verführen endlich zum Verbrecher werden könne. Nun würde es wohl auch die gelbhaarige Wirtstochter wissen, wem man Ohrfeigen geben solle und wem nicht! – In einen so tölpelhaften Eifer geriet der „Kaiser-königliche“, daß unter feinen strampfenden Beinen der Schotterhaufen nachgab und er zu Boden rutschte. „Jetzt hat ihrer genug, Kruspel, wenn du Steine werfen willst“, rief ein Nachbar. Da fuhr Bewegung in die Leute, die Gespräche verstummten, nur hie und da ein Ausruf: „Sie kommen!“ Drei Gendarmen und zwischen ihnen die Försterbuben. Sie gingen so nahe nebeneinander, daß es zuerst schien, als wären fiel zusammengebunden. Der Friedel in feinem lodenen, grün ausgeschlagenen Halbfeiertaggewand, den Hut in die Stirn gedrückt. Elias in feinem dunklen Studentengewand. Beiden die Hände über der Brust aneinandergebunden. Der Friedel suchte die Stahlfeffel unter der Jacke zu verbergen. Elias trug die feine ohne weiteres zur Schau. Der Friedel hielt die Augen zu Boden geschlagen. Nur ein paarmal zuckten sie kurz auf; so beim Michelwirtshause. Elias schaute unbefangen drein, worüber etliche Zuschauer fich entrüsteten. Schimpfworte wurden laut. Als der kleine Zug vorüber war – er marschierte soldatisch fix – trabten die Leute hinten drein, und etliche drängten sich so dicht an die Gefangenen, daß der Gendarm mit dem Gewehrkolben fiel zurückstieß. Da wurde der Pöbel fast toll. Und ein schrilles Schimpf- und Schmachgeheul begleitete die jungen Miffetäter durch ihr Heimatsdörflein hinaus. Endlich hatten sie die zwei Dörfer hinter sich. Einmal unterwegs hatte der Friedel die Worte gesagt: „Was wollen sie denn mit uns?“ Da hatte ihm Elias einen Blick zugeworfen, einen unheimlich wirren Blick – wie Zorn, wie die allertiefste Verachtung, und dann wie eine grenzenlose Betrübnis. So fagte der Friedel nichts mehr. Hungerig war er schon geworden und durstig, aber sie trabten an den Wirtshäusern vorbei. Ehe sie gegen Abend nach Löwenburg kamen, in die Gerichtsstadt, blickte er noch einmal auf, in die weite, sonnige Gegend hin und zum Himmel mit seinen lichten Sommerwölklein. Im nahen Kornfeld, auf welchem roter Mohn und blaue Kornblumen prangten, schlug eine Wachtel. Die Bauern zählten den Wachtelschlag, um den Kornpreis des nächsten Jahres zu erfahren. Was wollen wir wissen? Trotz des Marschierens zählte der Bursche das helle „Ziziwitt“. Drei – vier – fünfmal – und weiter. Ununterbrochen bis zwanzig schmetterte der Vogel fein „Ziziwitt“. Zwanzig Jahre! Ade, du schöne Welt! – Wie soll man sich denn helfen, wenn alles dagegen ist? Alles! Alles! – – – „Nur mit verzagen,“ sagte er dann wieder zu sich selbst. „Vielleicht ist der ganze Spuk nix als ein Schligerwitzrausch.“ Daß Elias eingestanden hatte, wußte er zu dieser Stunde noch nicht. –

Rosegger: Die Försterbuben Z15 Das Wirtshaus zum schwarzen Michel war wieder offen, aber es war nur die Kellnerin Mariedel da mit ihrem: „Was schaffen's, Bier oder Wein?“ Frau Apollonia war mit der Tochter Helenerl einen Tag vorher, als noch nichts bekannt, nach Sandeben gefahren auf Besuch zu einer Base. Die wirtschaftlichen Arbeiten wickelten sich durch Hausknecht, Oberknecht und die übrigen Dienstboten wie gewöhnlich ab. Der Michel war nirgends zu erspähen. Zuerst war er in seiner Stube geblieben und hatte gewartet von Stunde zu Stunde auf die Unschuld der so furchtbar angeschuldigten Söhne seines Freundes. Als aber nichts ähnliches kam, als vielmehr ein neuer Argwohn nach dem anderen auftauchte, bis durch

das Geständnis die Vermutung zur Gewißheit wurde, da konnte der Michel in der Enge einer Kammer nicht mehr bleiben. Wie als ob er selbst ein Mitverbrecher wäre, schlich er an der Zaunhecke hinauf in den Wald und eilte durch denselben weglos über Böschung und Graben in das Forsthaus. Das Forsthaus lag da an der rauschenden Ach wie ausgestorben. Waren doch alle fort, die Richter und die Sünder, die Lebenden und die Toten. Einer, der noch da lag in einer Stube, war nicht lebend und nicht tot. Schluchzend, mit vor Weinen verschwollenen Augen, wies die alte Sali den Wirt in die Stube. Im Bette lag der Förster. Er war es doch? So grau das dünne Haar, so wüst der Bart, so fahl und verfallen das Gesicht. Die Augen halb zugesunken, er schlummerte wohl. Die eine Hand im weißen Hemdärmel lag außen über der Decke. Der Michel stand vor dem Bette, lautlos und lange. „Mein heiliger Gott," flüsterte die Haushälterin, „eine Nacht wie die heutige möcht ich nimmer derleben. Und hat – hat sich wollen..." Das erstickte im Schluchzen. „Seit morgen liegt er so dahin." Was sonst geschehen, das berührte sie mit keinem Worte. Dann ging fie hinaus. Der Michel stand da und blickte auf den Schlummernden, wie man auf eine Leiche blickt. Vielleicht weiß er von nichts, vielleicht hat ihm Gott in feinem Haupte die Welt schon ausgelöscht... So dachte der Wirt. Da bewegte der Förster ein wenig die Hand, ohne die Augen aufzutun, sagte er mit fremder Stimme: „Ja, mein Freund!" Dann war es, als schlummere er wieder. Der Michel berührte leicht eine Hand, sie war kühl. „Paul", sagte er. Nach einer Weile murmelte Rufmann, immer mit geschloffenen Augen: „Hast du sie noch einmal gesehen? Sie sind schon fortgebracht worden." Fast ruhig sagte er es. Der Michel rückte einen Stuhl und setzte sich ans Bett und faßte die Hand des Freundes und hielt sie fest. Und arbeitete mit sich, um die grabende Gewalt feines Innern niederzuhalten. Dann hub er an, ganz leichthin so zu sprechen: „Jetzt hör einmal, Rufmann. Das ist lange nicht so schlimm, als es aussieht. Du wirst es sehen. Wieviel hundertmal ist

 es schon geschehen, daß unglückliche Zufälle einen Verdacht aufgebracht haben, und hat sich alles wieder gelöst. Ein weiterer Zufall und es klärt sich auf. Daß sie unschuldig sind – meine Hand ins Feuer! Daß er eingestanden hat! Natürlich hat er ja gesagt, wenn sie ihm einmal so zufetzen, da weiß der Mensch ja nimmer, was er spricht. Schade, daß ich nit bin dabei gewesen. Ich wollt's ihnen gezeigt haben, denen Herren, wie weit's erlaubt ist, daß sie gehen dürfen bei so einem Verhör. Und ich fahr' noch heut nacht nach Löwenburg und geh' zum Präsidenten." Ein trauriges Lächeln hat gezuckt um die Lippen des alten Mannes. „Ich danke dir, Freund. Aber was du jetzt gesagt hast, du glaubst es selber nicht." „Deine Verwirrung ist ja begreiflich, Paul. Aber schau, nur mit krank werden darfst uns. In ein paar Tagen kann alles anders sein; wir werden noch oft fingen miteinand." Der Förster war wieder ganz bewegungslos ein Weilchen. Plötzlich sagte er: „Ich will jetzt aufstehen." Langsam hob er sich aus dem Bette und zog sich an und ging zum Waschbecken. Er war plötzlich ganz aufrecht. „Michel, du könntest so gut fein und mir etwas Waffer holen beim Brunnen. Ich habe mich heute noch nicht gewaschen." „Waffer ist im Becken, da schau." „Will ein frisches." Während der Wirt in die Küche hinaus rief nach der Sali, sie möge Waffer bringen, war der Förster rasch in die Nebenstube geeilt. Der Michel konnte ihm noch in die Arme fallen, als er das Schußgewehr von der Wand reißen wollte. „Das brauchst du jetzt mit, Rufmann, das brauchst du jetzt nit!" Sie rangen miteinander, der Förster ward entwaffnet und das Gewehr zur Tür hinausgeworfen. Dann setzte er sich an die Wandbank, atmete heftig und blickte unstet um sich. Als er ruhiger geworden war, reichte er dem Freunde die Hand: „Ich danke dir. Will's versuchen, ob es so geht. 's hat manch andern auch schreckbar Unglück getroffen – und ist stehen geblieben. – Aber – nein!" schrie er wieder auf, „mein lieber Mensch, ich danke dir für alles, aber ich kann's nicht! Ich kann's nicht! Seine Kinder so zu verlieren!" Er brach nieder, daß der Kopf an den Tisch schlug, tat einen gellenden Schrei und stöhnte. Weil er nur weint, dachte der Michel. Aber der Förster zuckte auf. In einem Gesichte lag eine starre Entschloffenheit. Und sah der Wirt, daß in dem unglücklichen Manne nicht ein Funke Hoffnung war, so wenig als in ihm selbst, trotz alles trostreichen Redens vorher. „Viere kunnt' man hängen mit diesen Beweisen", sagen sie in Eustachen. Alles, was da gesagt werden konnte – nichts als öder Betrug. Betrug seiner selbst und des andern. Betrug, Betrug, wie das ganze Menschenleben...

 Er sann auf irgendwelche Zerstreuung. Wein? Das ist nichts.

Laute? Das ist auch nichts. Am besten glaubte er, mache es die Sali, als sie mit einer Schale heißen Kaffees kam. Aber der heiße Kaffee blieb stehen auf dem Tisch, so lange, bis er kalt war, dann trug ihn die Sali wieder hinaus. Der Michel hatte ein alltägliches Gespräch begonnen. Rufmann lehnte in der Wandbank und ließ den Freund reden, was er redete. Eine Weile lang. Er war jetzt in einer Art Betäubung. Aber nun hob er die Hand, als ob in der Luft etwas zu faffen wäre. Und plötzlich rief er aus: „Michelwirt!“ Und noch einmal rief er: „Michelwirt! Wecke mich auf! Ich habe einen unerträglichen Traum und kann nicht wach werden. Meine Buben! Die hätten einen Reisenden umgebracht! Rüttle mich fest, gib mir eines auf den Schädel mit dem Gewehrkolben. 's ist ja ganz dumm, daß ich es nicht aus dem Kopf bringen kann!“ „Was?“ fiel der Michel lebhaft ein, „Rufmann, dir geht's auch so? Das ist doch merkwürdig. Schon in früherer Zeit hat's mich immer einmal gepackt, aber nie lang angehalten. Jetzt kommt's öfter und bleibt länger. Und kommt's mir zu Sinn, als ob alles miteinand' nix tät fein! Sag, Paul, geht's dir nit auch manchmal so für? Die ganz’ Welt und die Lebenszeit und der Mensch – alles ist nix. 's kommt einem nur so für, als ob was wär', wie's im Traum fürgeht. Man sieht's und hört's und greift’s und erlebt"s, und ist nix als ein Traum.“ „Aufwecken! Aufwecken!“ rief der Förster im klagenden Tone. „Wenn's aber kein Aufwecken gibt, mein Paul, erwacht am Morgen aus dem einen Traum und verfällt in den andern.“ Rufmann schaute stier drein und schaute drein. Der Michel aber dachte: Jetzt red' ich weiter. Vielleicht kommt er auf andere Gedanken. „Wir sehen's ja,“ sagte er, „wir werden ja alle Tag überzeugt davon. Du schläft am Abend ein, da ist alles aus, kein Wald, kein Haus, kein Kind. Wachet nimmer auf, so weißt nit, daß du was gehabt, was verloren hat. Und träumt bei der Nacht, fingst im Traum, oder erschrickt, hat Angst, hast Leid – alles nur Einbildung. In der Früh' wachst du auf, aus einer Einbildung in die andere. Singt wieder, hat Freud' und wieder Leid, und in zwölf Stunden ist wieder alles nix. Freund, ich verspür's, aber kann's nit sagen, wie's mir fürkommt. Himmel und Erden, Mensch und Leben, es ist nit wirklich. Ist nur Einbildung. Dir hat geträumt, ein Forstmann wärest gewest, zwei Söhne hättest gehabt. Und sie wären ins Elend gekommen. Aber die Söhne wifen nix davon, verspüren kein Elend, weil sie gar nit sind.“ „Was hilft das Reden!“ fuhr jetzt der Förster auf. „Wenn's weh tut! Wenn's weh tut!“ Das hat den Dorfphilosophen zum Schweigen gebracht. Wenn's weh tut! Wenn alles sonst Einbildung ist, der Schmerz ist wirklich, er überfällt uns bei Tag und Nacht. Wenn das Leiden wirklich ist, dann

Z18 Rosegger: Die Försterbuben ist's gleichgültig, ob der Anlaß dazu wirklich ist oder Einbildung. – Wenn's weh tut! Wenn's gar nimmer tät aufhören, weh zu tun! O Herr Jesus, erlöse uns von Wirklichkeit und Traum, gib uns die ewige Ruh'! – So ist dem Michel Schwarzaug, dieweilen er mit feinen Darlegungen den Freund hatte beruhigen wollen, selber ein Entsetzen gekommen. Sein dreister Gedanke war ans Geheimnis der Ewigkeit gestreift – da schaudert den Menschen. Der verhängnisvolle Augenblick Der Ortsvorstand Martin Gerhalt schritt mit seinem Stecken durch das Dorf und beging gesetzwidrige Handlungen. Wo mehrere beisammenstanden und über das Ereignis tuschelten, da fuhr er drein und fluchte ihnen ein paar Kanaillen ins Ohr oder hob den Stock zum Zuschlagen. Er wußte nicht, gegen wen feine Wut größer war, gegen die beispiellose Freveltat der Försterbuben oder gegen die Leute, die daran ihre heimliche Freude hatten und zu der schrecklichen Wahrheit noch schrecklichere Lügen ersannen. Vor kurzem erst, gelegentlich einer Dienstbotenprämierung hatte der Bezirkshauptmann Eustachen eine musterhafte Gemeinde genannt. Außer ein paar Wilddieben hatte dieses Dorf seit vielen Jahren nichts mehr vors Gericht geschickt, und jetzt zwei Galgenstricke auf einmal. Nun kam es dem Gerhalt bei, daß der Fürsteher sich auch um den unglücklichen Vater zu kümmern habe. In dem seiner Haut möchte er jetzt nicht stecken. Aber hineindenken kann sich der Mensch. Der Gerhalt hat ja auch Söhne. Wen Gott verläßt! Kein Mensch kann's wiffen. Was kann ein alter Mann dafür! Der Rufmann hat's an nichts fehlen laffen. Den einen in die Realschule, nachher tüchtig zur Arbeit angehalten, den andern in die geistliche Studie. Selbst ein gutes Vorbild in der Sittsamkeit. Vielleicht daß er zu nachgiebig ist gewesen, an Strenge mag's schon gefehlt haben. Wo ist ein Vater, der feinen mutterlosen Kindern nicht auch die Mutterliebe ersetzen möchte! Ein wenig weich ist er ohnehin, der Rufmann, so gut er auch schelten kann. – Arg leid tut's ihm jetzt, dem Gerhalt, daß er des

Sägewerks wegen mit dem Manne so übers Kreuz gekommen ist. Ganz dumm so was. Vom Förster ist die Sache doch nicht ausgegangen; der muß tun, was ihm seine Herrschaft vorschreibt. – Diese Einsicht war dem Bauer jetzt gekommen, im Schrecken des Unglücks. Nun ging er hinauf ins Hochtal, um zu sehen, ob auch wer bei ihm ist. So hat er ihn getroffen in Gesellschaft des Michelwirts. Langsam trat der schrötige Mann vor ihn, hielt ihm die Hand hin: „Rufmann, wenn ich Sie beleidigt hab', tun's mir verzeihen. Wenn Sie was von mir sollten brauchen oder sonst einen Beistand – oder was immer –“ Der Förster schaute ihn mit großen, starren Augen an, als ob er solche Rede nicht verstünde. Und er selbst fand es ungeschickt genug. Was jetzt diesen Mann eine Feindschaft oder eine Freundschaft kümmern könne! Oder ein Beistand, oder sonst was. Das war ja alles ganz gleichgültig.

Rofegger: Die Försterbuben Z19 Hier ist Menschentrost am Ende, Lieb" wie Haß kehrt unverrichteterdinge um... Beim Fortgehen winkte er den Michel für einige Augenblicke mit zur Tür hinaus: „Mir ist's lieb, Michel, daß du bei ihm bist. Wenn's dir möglich ist, bleib" in diesen Tagen bei ihm, du bist ihm noch am besten. Was wir noch mit ihm machen werden, das weiß Gott. Mir kommt er mit recht für. Gib acht auf ihn, Michel, laß ihn mit aus den Augen. In deine Obhut ist ein Vertrau", "leicht kannst ihn doch bisfel mit was zerstreuen. Hast was auszurichten daheim? Sonst will ich jetzt auf den Ringstein.“ Als der Michel wieder zurückkehrte in die Stube, war Rufmann nicht da. Durch das Kanzleizimmer war er in das Vorhaus gelangt und rasch die Treppe hinaufgeeilt zur Schlafstube seiner Söhne. Sie war verschloffen und versiegelt. Er huschte die zweite Stiege hinauf in den Dachboden, wo altes Gerät und Gerümpel war. Dort verhielt er sich still, so daß die Suchenden ihn nicht sollten entdecken. Als der Michel ihn fand, schleuderte er eine Spinnradschnur in die dunkle Ecke. Der Michel wollte ihm Vorwürfe machen, sie mißlangen ganz: „Mein armer, mein liebster Mensch, tu uns das mit an! Ich bitt' dich tausendmal, tu uns das mit an! Auch deinen Kindern mit. Willst denn noch mehr auf sie laden! Willst ihnen auch dich noch aufs Gewifen legen? Daß fie gar müßten verzweifeln. Weißt, wie wir zwei einmal haben gesprochen von dieser Sach", vor etlichen Monaten erst. Daß einer so was kunnt" ausführen! hast du g'sagt. 's wär nit zu begreifen. Und "s wär mit zu verantworten. Schau, und jetzt wolltest es selber –“ „O Jesus Christus! Wenn's nit zu ertragen ist!“ schrie der alte Mann grell auf. „’s kann ja keinem Menschen auf der Welt so ums Herz gewesen sein wie mir! Ihr könnt es ja nicht begreifen, ihr könnt es nicht, ihr könnt es nicht! – Michel, alter Freund!“ sagte er zärtlich und ergriff mit Heftigkeit eine Hand, seine beiden Hände: „Sei gut mit mir! Laß mich gehen. Du bist mein Freund gewesen, mein treuester, die vielen Jahre! Dich habe ich lieb gehabt. In keiner Freude und in keiner Not hast du mich verlaffen, – hilf mir auch in der letzten. Wohl ein Gedanke ist mir gekommen, aber nein, das nicht, das nicht. Mein Lebtag hab' ich mich selbst bedient. Nur fünf Minuten Zeit – schenke fie mir, du guter Mensch, habe Erbarmen und gönne mir den Frieden!“ „Paul! jetzt denkt ganz an dich allein. Das ist sonst nit deine Art. Du hast auf andere auch noch zu denken. Wie es ihnen auch mag gehen. Könntest du sie denn voreh verlaffen, ohne ihnen was zu sagen! Sollten sie ohne deine Verzeihung –!“ „Das ist schon gemacht, das ist schon gemacht!“ sagte Rufmann. „Der Brief ist in der Schreibtischlade. Überbringe ihn meinen Söhnen, Michel, das ist an dich meine letzte Bitte.“ Sie gingen hinab in die Stube. Es ist der Abend gekommen, die Sali will Licht bringen, der Alte winkt ab: „Wir brauchen kein Licht.“

Z20 Rosegger: Die Försterbuben Der Michel weicht nicht einen Augenblick von der Seite des Freundes. Dieser ist wieder dumpf und stumpf. Der Michel redet von schönen Zeiten, und wer weiß, ob sie nicht wieder kommen könnten mit einem besonders glückseligen Tag. „Paß auf, Rufmann, es wird noch einmal sein, daß es dir zu früh kommt, das Sterben. – Und unsern Herrgott, tut ihn denn ganz vergeffen! Schau, Paul, wir haben miteinander fo oft gesungen –“ Er nimmt die Laute vom Nagel: „Ich weiß ein Lied von der himmlischen Freud'.“ Da springt Rufmann auf und ruft im hellen Zorn: „Mensch, weißt du denn nicht, was meine Buben getan haben! Glaubst du, daß ich warten werde drauf, was mit ihnen geschieht?! Kannst du mich jetzt nimmer verstehen?“ Der Michel sucht ihn zu beruhigen: „Ich versteh' dich ja, du mein allerliebster Kamerad, mein Reden ist ja dumm, ganz dumm. Wir wollen was anderes tun, Paul, wir fahren nach Löwenburg. Zu Land oder zu Waffer, wie es am schnellsten geht.“ „Michel – wir

fahren zu Waffer.“ Von außen klopft es ans Fenster. Ein Holzknecht, der vorbei geht, ruft herein, sie sollten doch das schöne Feuer anschauen. „Das Sonnwendfeuer!“ sagt der Michel. „Komm, Rufmann!“ Beide eilen aus dem Hause. Kühle Nacht, nur die Ach rauscht, wie immer und immer. Und dort auf der Zinne des Ringsteines steht der rote Stern. In stiller, lohender Glut und darüber auf wirbelt der rote Qualm. „'s ist schön anzuschauen!“ sagt der Michel leise. „Die Vorfahren – hundertmal find sie in den Gräbern schon vermodert und wieder auf gestanden und wieder vermodert – aber was sie in uralten Zeiten find gewesen, das rufen sie lebendig zu uns herüber in diesem Feuer. Wie es so langsam und friedsam hinaufsteigt in den Himmel... es ist schön anzuschauen!“ Rufmann steht neben ihm, auch sein Gesicht ist dem Feuer zugekehrt, aber er schweigt. Und der Michel – dieweilen er diese heilige Glut betrachtet, die dort auf dem Berge wie ein Mahnzeichen hinleuchtet über die deutsche Heimat – denkt an den, der neben ihm steht.. Wenn einer im Herzen die Todeswunde hat, da gibt's für ihn nichts weiter mehr, keine Heimat, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Da trifft's zu, daß alles versunken ist in das abgrundtiefe Weh. Da ist nichts und gar nichts mehr vorhanden als das Weh, das Weh allein. Und wenn es so ist, warum will ich ihn denn nicht hingehen laffen in die Ruh'? Wo er mich so herzinnig drum hat gebeten. Wenn ich schon selber hab' gesagt, daß alles nur Einbildung ist und außer ihr alles nichts und nichts, warum will ich ihn denn nicht hinabgehen laffen? Etwan, weil ich den Freund nicht möchte verlieren? Daß er mir noch länger soll Gesellschaft leisten, er mit seiner Todeswunde! – Was wartet denn noch seiner? Alter, Ver–

Neuther: Abend Z21 laffenheit, beständiger Vorwurf. Uberall zwecklos, gemieden, im Mitleid noch verachtet. Im besten Fall ein umtrübter Geist, das dumpfe Elend eines Halbtoten. Ich wollt' mich dafür bedanken. Mein widerwärtigster Feind, der mich festhalten wollte in dieser Hölle! – So fann der Michel Schwarzaug. Alle Gedanken mündeten immer in den einen aus: Laß ihn gewähren, erweise ihm den letzten Freundschaftsdienst, den es für ihn noch geben kann –... Halte ihn nicht auf Unbeweglich steht der Dorfwirt da, während in ihm die Empfindungen gegeneinander streiten. Er schaut nicht nach links und nicht nach rechts, schaut unverwandt auf das Feuer hin. Als ob in dieser Flammenschrift die Ahnen zu ihm sprächen. Sein Sinnen löst sich achte in Wehmut auf, in eine unsäglich süße Empfindung der Liebe zu einem Freunde. Die feierlich aufsteigende Riesenflamme dort hält ein Auge gebannt. Und ist es wie ein Mahnen: Laß ihn zu den Vätern gehen! – – – So ist er mit Absicht gestanden eine lange Weile, und traumhaft. – Gib acht, Michel, gib acht, in deine Obhut ist ein Vertrau"! – Er wendet sich rasch. Hat nicht der Gerhalt zu ihm gesprochen? – Er erwacht aus seiner Versunkenheit und befinnt sich und sieht nach dem Freunde. – Der steht nicht mehr neben ihm, ist nicht da. Der Michel erschrickt heftig. „Rufmann!“ sagt er, fast stockt der Atem. Er eilt an das Haus, er eilt zur Baumgruppe. „Rufmann!“ Kein Mensch da, stille – nur das Waffer rauscht wie immer und immer. Der Michel eilt wegshin gegen die Brücke. „Rufmann!“ schreit er schrill. Im Schimmer der Sternennacht glaubt er dort mitten auf der Brücke am Geländer eine dunkle Gestalt zu sehen. Er läuft hin, auf Zehenspitzen läuft er. Da schwingt die Gestalt sich aufs Geländer und – ist nimmermehr zu sehen. – Im nächtigen Dunkel branden die Wogen und rauschen und rauschen. Kein Haupt taucht auf, kein Arm – in den Alpenfluten begraben, ausgelöscht ist der wüste Traum. AAbend Von Alois Neuther Am hohlen Himmel spielt opalen Die dunklen Wälder auf den Bergen Ein unbestimmter Farbenglanz; Erhellt ein keusches Frühlingsgrün; Wie Spitzenbänder zart durchbrochen. In rasenfeuchten Mulden schimmert Steht in der Luft ein Wolkenkranz. Der letzten Primeln blaffes Blühn. Verhallend ziehn durch das Gelände Gesänge mit dem leichten Wind: – Und meiner Sehnsucht offne Hände Vergeffen ganz, wie leer fie find. HER (Fortsetzung folgt)

Aus einer stillen Welt Vo Paul Züge iehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig beieinander S wohnen!“ Diese Worte des Psalmisten, die für den Erdkreis zu verwirklichen die große Aufgabe der Menschheit ist, deutet der Mönch in der Stille einer Klosterzelle auf sich und die Berechtigung des Ordenswesens. Aber dieser Psalm 133 trägt doch ganz allgemein die Überschrift: „Vom goldenen Kleinod des Friedens und der Einträchtigkeit.“ Es ist also eine Friedenshymne, die der große Lyriker vielleicht nach heißem Kampf als königlicher Führer feines Volkes geschrieben hat. Aus der Seele des Sängers, wie jedes großen Sängers, drängt die

menschheitumfaffende Sehnsucht nach Frieden hervor. Es ist das Goethesche: „Der du von dem Himmel bist,... süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“ – Aber die Psalmen sind ja so deutungsvoll, daß schon Luther sagte: „Daher kommt es auch, daß der Psalter aller Heiligen Büchlein ist und ein jeglicher Psalmen und Worte darin findet, die sich auf feine Sache reimen und ihm so eben sind, als wären sie allein um feiner willen gefetzet.“ Auch an der alten Wanderstraße des Rheins, auf der einst das reiche Kulturgut des Christentums ins Frankenreich gefahren wurde, haben sich nach Beilegung des Kulturkampfes die alten Stätten wieder mit diesen Weltflüchtigen bevölkert, in denen der menschliche Sinn für Beschaulichkeit und einsames Beterleben über die andere Seelenkraft, die rastlose Betätigung in dem Getriebe des öffentlichen Lebens, den Sieg davongetragen hat. Gewiß, man muß diese zwiefältige Anlage der Menschennatur in Betracht ziehen, wenn man sich von dem Wesen des Klosterlebens Rechenfchaft geben will, man muß das Reinmenschliche trennen von den fozialen Forderungen der neuen Zeit und zugeben, daß, je mehr Kräfte der wachfende Kampf ums Dasein fordert, je weniger Muße dem Kämpfer zur stillen Selbstbetrachtung bleibt, um so stärker sich auch die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden bemerkbar macht, aber man wird sich doch dem Urteil nicht verschließen können, daß die harmonische Ausbildung aller Seelen-

 kräfte für den Dienst der Menschheit, nach dem Willen des Schöpfers, in der klösterlichen Abgeschloffenheit nicht erreicht werden kann. Sie macht einseitig, fiel bringt dasjenige, was der einzelne für sich fordert, nicht in Einklang mit den Forderungen der Gesamtheit an ihn, der Ordensbruder stellt sich außerhalb der Welt, die ihn geboren hat gerade zu dem Zweck, in fie einzudringen, um immer größere Reichtümer aus ihr zu fördern und fie den Nachlebenden im Sinne ewiger Weiterbildung zu überliefern. Es geht trotz aller mechanistischer Nüchternheit doch ein starker Zug von Romantizismus durch unsere Zeit, der bemüht ist, das Alte, das sich einst um die Kultur verdient gemacht hat, pietätvoll wiederzubeleben, aber bei diesem Bemühen nicht immer sehr kritisch verfährt. Der Ausbau verfallener Burgen, über deren Zugbrücke einst deutsche Kaiser geritten, die Geschichtsmarmorierung, vor der der alte rocher de bronze an Bedeutung verliert, die Neugründung von Klöstern, alles dies berührt wie ein Suchen nach alten vergilbten Rezepten aus der Zeit des Nostradamus oder Paracelsus, um die Auswüchse der heutigen Zeit zu heilen. So hat denn auch das Urteil über das klösterliche Leben eine geschichtliche Voraussetzung. Die deutschen Abteien sind nicht immer die verdienstvollen Kulturträger, nicht immer die Lehrer der deutschen Stämme gewesen, sie haben sich leider zu oft von den Forderungen der Sittlichkeit entfernt, und in ihren Mauern hat Mephistopheles häufig unter dem Schutz des vermummenden Skapuliers den Schüler, den Klosternovizen, darüber belehrt, daß „der Geist der Medizin leicht zu faffen fei“! Und da die Erinnerung an das Schlechte und Verderbliche fester hält als die an das vollbrachte Gute, so hat sich bis auf den heutigen Tag in weiten Kreisen des Volkes die Meinung von der Überflüssigkeit der Klöster erhalten und befestigt. Man beurteilt den einzelnen Menschen und den zu gemeinsamer Arbeit gebildeten Kreis nach dem Maße der Mitarbeit, die er der Gefamtheit leistet. Und so ist die Frage gegeben, welche Kräfte denn z. B. der Benediktinerorden, der sich in feiner Niederlaffung zu Maria Laach in der Eifel der besonderen Gunst des Kaisers erfreut, in den Dienst der Allgemeinheit, des Vaterlandes stellt. Wer im Vaterlande lebt und seinen Schutz beansprucht, der ist natürlich auch zu Gegenleistungen verpflichtet. Wie leben die Benediktiner, was schaffen sie? – Die Tageseinteilung zunächst ist durch eine strenge Hausordnung geregelt, die mit der Minute geizt und der Nachtruhe nicht ganz fieben Stunden zumißt. Zwanzig Minuten vor 4 Uhr erhebt man sich und begibt sich um 9 Uhr abends zur Ruhe. Da um 4 Uhr die Frühmeffe gehalten wird, so hat der Benediktinermönch mithin täglich volle 17 Stunden auszufüllen, die auf Chordienst und Arbeit so verteilt sind, daß dem Chordienst ein beträchtlicher Teil der Zeit zufällt. „Das Kloster nach St. Benedikts Regel“, sagt der Benediktiner P. Cornelius Kniel, „ist mit Vorzug eine Stätte des Gotteslobs. Wird der Mönch durch feine Zurückgezogenheit von der Welt und durch die heiligen Gelübde in besonderer Weise zum Manne Gottes, so wird er durch die Obliegenheit des täglichen Gotteslobes gleichsam Gottes Höfling. Er

 verpflichtet sich berufsmäßig zu einem Dienst, den er alle Tage

zu bestimmten Stunden vor dem Altare des Herrn zu entrichten hat. Dies ist des Mönchs vornehmste Aufgabe, eine erste und Hauptbeschäftigung, das Werk Gottes, wie St. Benedikt es nennt, dem nichts vorgezogen werden darf.“ – Die Tagesarbeit der einzelnen Patres ist dem Unterricht der Seminaristen, die später in den Orden einzutreten beabsichtigen, wissenschaftlichen Studien und der Bewirtschaftung des Klosters gewidmet, deren einzelne Verrichtungen, wie Ackerbau, Viehzucht, Brauerei, Handwerk u. a., von den Laienbrüdern, den Klosterbewohnern ohne Priesterweihe, unter Leitung je eines Paters geleistet werden. Der Gastpater nimmt sich der Gäste an, die der geistlichen Übungen wegen mehrere Tage in der Abtei zubringen und sich aus Gymnasiasten, Studenten, Lehrern und Geistlichen zusammensetzen. Unter den Klosterinsaffen befinden sich teils solche, die von vornherein für den Klosterdienst bestimmt waren, teils solche, die sich mit dem Leben nicht abzufinden wußten, darunter auch mehrere, die mit Max im Wallenstein sagten: Die Waffenübung, das Kommandowort – Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden, Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft – Es gibt ein andres Glück und andre Freuden! So ein Tag in der Abtei verrinnt also in dem gleichmäßigen Pensum, das die Regel Benedikts von Nursia vor bald 1500 Jahren festgelegt hat. Die Gleichmäßigkeit muß zur Einförmigkeit werden, wenn kein Wechsel seinen erfrischenden, erneuernden Hauch hineinwehen läßt. Der Geist verliert an Spannkraft, und was er schafft, muß endlich doch den Stempel des Unpersönlichen tragen. Das Gelübde der persönlichen Armut, die Familienlosigkeit und das persönlichkeitslose Sichunterordnen unter die zeitlose Klosterregel, diese drei Forderungen überheben den Einzelnen der Verantwortlichkeit, die draußen in der Welt den großen Leitgedanken alles Wirkens und Schaffens bildet. In den fünfzehnhundert Jahren Kulturentwicklung seit Benedikts Klostergründungen ferner, welch ein reiches Fortschreiten des deutschen Geistes in Erfahrung, Erkenntnis und Verchristlichung des Lebens! Wohl ist es das Kloster, das einst zu seiten der großen Geistesstraße von St. Gallen über Fulda nach Corvey die Saat gesät hat und ein Lehrer des Volks gewesen ist. In Monte Caffino, dem uralten Mutterkloster der Benediktiner, hat die Beuroner Kunstschule – von Beuron in Hohenzollern ist bekanntlich die Erneuerung des Benediktinerordens in Deutschland ausgegangen – eine Reihe von Friesbildern geschaffen, auf denen feinsinnige Künstlerhände die Arbeit und die Erfolge dieses Ordens dargestellt haben. „Die Verkündigung des Wortes Gottes“ an eine aus speerführenden Männern, Frauen und Kindern zusammengesetzte Germanenschar, das ist der Vorwurf des einen Bildes; „Das Studium“ in den stillen Räumen der Klosterbibliothek versinnbildlicht ein zweites, den Benediktinermöch als Lehrer der Kinder ein drittes, die Ausübung der von den Ordensbrüdern gepflegten Künste ein viertes, ihre Handwerke ein fünftes und nicht zuletzt den Landbau das sechste, den sie zwar auf ihren Missions-

Züge: Aus einer stillen Welt Z25 wegen durch das germanische Land schon vorfanden, aber doch nicht unwesentlich verbeffert haben. Nachdem der Orden aber in den ersten Jahrhunderten fein Tagewerk getan hatte, und das Volk selber weit über das hinausgewachsen war, was ihm der alte Lehrer einst gegeben, war ein Beruf erfüllt, und das Volk konnte um so weniger auf die Klöster als Vorbilder sehen, als sie ihren ehrbaren Grundsätzen untreu geworden waren. Vom Jahre 1470 wird aus der Benediktinerabtei Corvey berichtet, daß die Zuchtlofigkeit bis zum Außersten gekommen sei. Die Brüder nähmen nicht mehr am Altardienst teil, und die Juden hätten – die Glocken gekauft! Der Orden hat sich dann später wieder auf seinen alten Geist besonnen, aber feit der Reformation sind die treibenden Kräfte des Volkslebens nicht mehr jene, die einst in seinen Anfängen die Keime gepflegt und entwickelt haben. Der Benediktinerorden hat also heute, getreu seinem Leitspruch „A saeculi actibus se facere alienum“, vom Weltgang sich lossagen, eine wesentlich theologisch-philosophische Bedeutung. Er schickt seine Sendboten nicht mehr hinaus, sondern seine Hauptaufgabe besteht heute „in der Pflege des officium divinum und in der Heiligung der Mönche. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet“, fährt der schon erwähnte Benediktiner Kniel fort, „ist das Apostolat eines Heiligen, auch wenn er nie an die Öffentlichkeit getreten, nie äußerlich im Dienst der Kirche tätig gewesen ist, ein ungleich fruchtbareres und wirksameres, als das eines langen, mit mannigfaltiger, bloß äußerer Arbeit erfüllten Lebens.“ „Die Mönche“, heißt es

weiter, „bilden eine Familie, die nicht auf dem Boden der Natur erwachsen ist und deshalb die natürlichen Familienverhältniffe an Erhabenheit übertrifft.“ Das find fromme Irrtümer, die angesichts der heißen Pflichterfüllung unseres Volkes, angesichts des hohen Idealismus, der immer der Jungbrunnen deutschen Lebens gewesen ist und fein wird, Irrtümer, die angesichts des aus diesem Idealismus entspringenden Opfermuts, der um der Erhaltung der höchsten Güter willen jahrhundertlanger Leiden fähig gewesen und ihrer mächtig geworden ist, nicht bestehen können. Und der Familienfinn, den sie im Kloster pflegen, ist doch ein erkünstelter, ihm fehlen die Bande des Bluts, ihm fehlt vor allem das Auge, das Herz der Mutter, jener große Seelentrieb des Ewigweiblichen, das die Brücke vom Irdischen zum Göttlichen schlägt. – Das beständige Gebet, die tägliche Wiederholung des Gotteslobs, als ob es den Kindern anstände, dem Vater und feiner Hausordnung tagaus tagein etwas zum Lobe zu fagen, statt nach seinen Willen zu leben! – es ist eine Art Selbsthypnose, dieses von Stunde zu Stunde fich fortpflanzende, ewig gestrige Gebet, eine Hypnose, die den Beter schließlich mit einer frömmelnden Überhebung erfüllt, er stände seinem Herrgott näher als der Streiter in der Welt, der abends die vom Kampf erschlafften Fäuste ergebungsvoll streckt und zu einem kurzen Herzensgebet faltet. Wenn der Benediktiner auf die Frage, ob denn die Welt seiner Klöster noch bedürfe, die Antwort gibt, daß sie gerade in unserer Zeit „eine ganz besondere Mission zu erfüllen haben, weil sie so mancher falschen

Z26 Stern: Hesperos Richtung und Bestrebung entgegentreten“, so muß man einwenden, daß nur der den Kampf mit Erfolg führen kann, der feinen Gegner aufsucht, ihn kennen lernt und zum Angriff übergeht, nicht so sehr der, welcher in der Verteidigungsstellung hinter den Klostermauern liegt. Und wie abseits von der großen Straße, von dem Forum und feiner Rostra haben sie sich angesiedelt! Es sind feinsinnige Asthetiker, die Herren von St. Benediktus, fie haben ihre Abteien in liebliche Gärten gebettet, Berge und Wälder und ihre große Stille schließen sie von der Welt ab, und wer aus ihr kommt, wohl, der fühlt etwas von dem Segen der fichtenden und sammelnden Einsamkeit. Eine eigenartige Welt fürwahr, aber eine Welt, die zwischen Himmel und Erde schwebt, weil man ihr das Fundament der Geschlechterliebe entzogen hat, eine Welt, die Würze für Speise nimmt, weil sie diese Einsamkeit, die Lebenswürze, für das Leben selber nimmt. Die Einsamkeit sei ein Quell, aus dem man nach mühevoller Wanderung erquickenden Trunk tut, nicht ein uferloses Meer, auf dem man feinen Nachen treiben läßt, weil die zum Gebet geschloffenen Hände nicht kräftig in die Ruder greifen können. Das Kloster vertritt den Grundsatz: Bete und arbeite, unsere Zeit: Arbeite und bete, d. h. im ursprünglichen Wortsinne des beten: harre, vertraue, daß die Arbeit, wenn sie im rechten Sinne begonnen, die Früchte trägt, die sich aus ihrem göttlichen Keim entwickeln. Aber das Heldentum dieser Arbeit, das draußen auf dem Blachfeld des Daseins das ruhmvolle Feldzeichen trägt und, niederstürzend, es der nächsten Faust reicht, es findet gang gewiß feinen Schutz an dem großen Herzen, das durch alle Welten feine Adern fließen läßt. ggHesperos Von Maurice von Stern Wie so hell in Altherhellen, Wie von wunderkühlen Händen Mild und kühl und strahlend groß – Fühlst du deine Stirn berührt. Sende deine fanften Wellen, Du auch durftest dich verschwenden, Abendtröster Hesperos! Sehnsucht hat auch dich entführt. Alles will fich nun vertauschen – Wie ein Nachhall ferner Rufer Tagesglut und Feierkleid. Tönt es noch. Die Seele fühlt, Von den Brunnensteinen rauschen Wie an ihres Traumes Ufer Hörst du noch den Strom der Zeit. Leis die Lethewelle spült. Und du stehst und möchtest zaudern, Und der Tag wird blaß und blaffer. Heimlich lockt die alte Nacht. Heller strahlt schon Hesperos. Horch, wie leis die Mädchen plaudern Rausche, Brünnlein, deine Waffer Und im Mond der Brunnen lacht! Fliehn auch in den Meeresschoß! CBSM

Martin Staub Novelle VON Albert Geiger (Fortsetzung statt Schluß) IX. inen fleißigeren Schüler als Ludwig Staub hatte die Akademie noch E nicht beseffen. Kaum daß er sich Zeit zum Schlafen gönnte. In der frühesten Morgenstunde – man war jetzt im Mai – verließ er sein Feldbett, das in einer dürftigen Mansarde stand, kleidete sich an, nahm sein Skizzenbuch und eilte in den Schloßpark oder in den angrenzenden Stadtwald. Überall fand er da Motive. Einen Strauch, einen Baum bis in feine innerste Struktur zu verfolgen, mit peinlicher Genauigkeit eine Erscheinung aufs Papier zu bringen, nichts hinzuzutun und nichts fortzulaffen, das forderte

Geduld, Ernst, Willen. Ganze Skizzenbücher wurden mit solchen Studien gefüllt, dazwischen auch Blumen und Pflanzen. Bei schlechtem Wetter trieb er andere Studien. Da begann er seine eigene Hand, fein Ohr, endlich auch ein Spiegelbild zu zeichnen. Alles in diesen frühen Morgenstunden. Oder er zeichnete von seinem erhöhten Standpunkt in der Dachkammer das muntere Dächergewirre, das vor feinen Blicken sich ausbreitete und über dem das Schloß in einiger Entfernung stolz und herabfehend aufragte. Oder er bannte Blicke in kleine Höfchen mit Miniaturgärtchen und tausenderlei Krimskrams in fein Skizzenbuch. Nichts entging seinen scharfen Augen. Mit niederländischer Genauigkeit lebte er sich in das Gerümpel solcher Höfe ein. Er hatte eine ungeheure Liebe zu aller Erscheinung, in welcher Form sie sich ihm auch darbieten mochte. Freilich, da er die Linearperspektive noch nicht kannte, boten sich ihm gerade bei solchen Haus- und Hofinterieurs große Schwierigkeiten. Doch durch rastloses Schauen und Vergleichen kam er auch hier allmählich auf den richtigen Weg. Er kaufte sich bald auch einen Aquarellierkasten und tönte die Zeichnungen in vorsichtiger Weise. Gerade bei diesen alten malerischen Winkeln konnte er feiner Vorliebe für gedämpfte und gebrochene Farben Genüge tun. Wie viele köstliche Schattierungen von Grau, von Braun, von Grün,

Z28 Geiger: Martin Staub von Gelb gab es da; immer neue Mischungen waren nötig, um sie wiederzugeben. Ludwig fand, daß die gebrochenen Töne etwas ungemein Delikateres, Duftigers hätten als die vollen ungebrochenen, von fatter Leuchtkraft erfüllten. So hatte er auch am liebsten nicht die blaugoldenen vor Lust förmlich schreienden Maitage, sondern die silberigen mit den zartesten graublauen Tönen, in denen Laub und Blumen gewissermaßen in Nachdenken versunken dastanden. So vergingen die frühen Morgenstunden, und mit dem Gefühl, etwas getan zu haben, fei's noch so gering, schritt er dann dem alten Akademiegebäude zu, das mit seinen einfachen großlinigen Formen und dem fröhlich leuchtenden roten Sandstein traulich aus den hohen alten Linden des Kunstschulgartens hervorgrüßte. Er nahm an den Unterhaltungen der Kameraden kaum Teil. Die hielten ihn denn auch insgesamt für einen unangenehmen Streber. Ihn interessierte der Lehrstoff zwar nicht übermäßig, und die frische Natur draußen mit ihrer spielenden Mannigfaltigkeit der Formen war ihm lieber als die Gipsköpfe, Nasen, Ohren, Beine, Hände und Füße oder selbst die männlichen und weiblichen Torsos, die mit ihrer bleichen kalten Gleichförmigkeit das künstlerische Leben in feiner Brust eher zu ertöten als zu fördern schienen. Doch ließ er es auch hier an nichts fehlen. Er verglich mit der Natur und aus diesem Vergleich ergab sich ihm bald, daß hier manches schon in eine höhere Form gewandelt, also stilisiert sei. Da er auch hier sehr peinlich zeichnete, so war er seinem Profeffor, einem streng konfervativen Künstler, hochwillkommen. Er pflegte oft zu sagen: „Staub, Sie sind noch einer von denen, die etwas lernen wollen. Keiner von denen, die nichts lernen und dann Bilder komponieren, in denen nichts die richtigen Verhältniffe hat als die Rahmen, die drum herum sind. Können mir's glauben: läuft heutzutage mancher berühmte Meister in der Welt herum, der übel bestehen würde, wollte man ihm so recht auf die Finger sehen.“ Ludwig nahm dieses Lob bescheiden hin und machte sich auch nichts daraus, daß die Kameraden ihn noch mehr als Streber verzollten. Was wußten fie von einem Inneren! In dieser Zeit besuchte er auch fleißig die Vorlesungen über Anatomie und Perspektive. Perspektive las ein junger begabter Zeichenlehrer, ein etwas kränklicher Mensch, der fast Furcht vor den wilden jungen Leuten hatte und sich Ludwig schüchtern näherte, als er sah, daß dieser Schüler das meiste Intereffe für den Lehrstoff hatte. Er ging privatim mit ihm die malerische Raumlehre aufs gründlichste durch, und so stand Ludwig auch hier bald mit festen Füßen auf der Erde. Eben dieser Zeichenlehrer verschaffte ihm auch einen Nebenverdienst, der dem jungen Menschen sehr nottat. Er empfahl ihn einer Tapetenfabrik in der Nähe der Stadt, für die Ludwig nun Tapetenmuster zu entwerfen hatte. Hier kam ihm eine Kenntnis der Pflanzen und Blumen, der Sträucher und Bäume sehr zustatten. Auch feiner Vorliebe für matte vornehme Tönungen konnte er hier nach Herzenslust frönen. Zugleich galt es für ihn auch, selbst zu erfinden, aus einzelnen Motiven ein organisches Ganze werden zu

S)

Li S

Geiger: Martin Staub Z29 laffen. Er fing schüchtern an und ward immer freier. Dabei suchte er die in der Natur vorhandenen Motive zu stilisieren. Nicht alles fiel da glücklich aus. Aber einzelne Muster, besonders das einer Schlafzimmertapete, erfreuten durch einen Naturduft, eine erfrischende Empfindung der Natur selbst. Zu Ausflügen in die Umgegend gab es manches Mal Zeit, besonders als die Schule geschloffen ward. An dem Fluß, der vom Gebirge herabkam und an der Stadt vorbei sich in den nahen Rhein ergoß, fand sich eine Menge reizvoller Motive. Mochte er oben im Tal durch saftige Bergwiesen fließen, kleine Fälle bilden, die Ufer mit ihren niedlichen Pappel- und Birkenwäldchen bespülen, die Räder von ein paar aus vergangener Zeit stehengebliebenen Mühlen treiben oder mochte er an den Dörfern in der Umgebung der Stadt vorbeifließen, an den buntfarbig angestrichenen von Regen und Sturm aber verwitternden Bauernhäusern vorbei, an Obst- und Gemüsegärten hin und durch lange Pappelreihen hindurch - immer entdeckte er dem Forschenden im Verfolge seines Laufes reizvolle Stellen. Da lag wohl in der Nähe des Rheins ein altes Fischerboot im Fluß. Blühende Apfelbäume darüber. Das Boot hatte seine ehemals frischen Farben eingebüßt. Der Blechbeschlag war rostig geworden. Außen hatte sich Moos angesetzt. Die verblaßten Farben gingen in den feinsten Nüancen ineinander über. Da war es eine Luft für Ludwig, diesen Farbenfeinheiten nachzuspüren, bis sie so restlos als immer möglich auf dem Papier saßen. Und so reihte sich Motiv an Motiv. Das war freilich noch eine kleine Kunst; aber Ludwig erlernte das Abc des künstlerischen Ausdrucks, das künstlerische Bildungsvermögen mit immer steigender Sicherheit und legte sich einen Boden, auf dem er weiterbauen konnte. Er löste in jener Zeit auch das schwere Rätsel, wie man mit vierhundert Mark Stipendium und einem kleinen Nebenverdienst sich durchs Leben schlägt, wohnt, ißt und noch obendrein sauber daherkommt. Er aß in der Volksküche und fand das Effen reichlich und nahrhaft. Für abends stand immer eine Schüffel mit Kreffe oder anderm Salat auf dem Kleiderspind; daneben lag ein Soldatenbrot. Oft war dies sein Nachteffen und schmeckte ihm vortrefflich. Konnte er einmal eine Wurst oder ein Endchen Speck dazu kaufen, so war dies schon ein Feiertag. Und obgleich er so ärmlich leben mußte, fand er noch Geld, ab und zu an einem Bierabend teilzunehmen, der die Kollegen des Zusammenhalts halber alle vierzehn Tage im Stadtgarten versammelte. Aber er schloß sich niemanden an. Er fürchtete die unvermeidliche Zerstreuung und Abhaltung, welche Freundschaften so leicht mit sich zu bringen pflegen. Er wollte wie ohne Liebe so auch ohne Freund ein. Er und die Kunst und die Natur. Die Galerie besuchte er, wann immer Gelegenheit war. Er studierte sie durch. Wenn er müde von der Arbeit im Walde auf dem Rücken lag, um sich das brünstige Weben und Beben der Sommerwelt, dann schloß er gerne die Augen und stellte sich dies oder jenes Lieblingsbild vor mit hartnäckiger Energie, bis es mit jedem einzelnen Ton vor ihm stand. Schlug Der Türmer IX, 9 22

330 Geiger: Martin Staub er die Augen auf, so glitt er wie aus einer andern, einer erdichteten Welt, in die der Wirklichkeit hinüber. Dann betrachtete er ein Blatt, eine Blüte, einen Stein so lange, bis er dachte, ihn in aller Formgenauigkeit aus dem Kopf aufs Papier bringen zu können. So eignete er sich auch dadurch die notwendige Vertrautheit mit den Naturformen an. An bestimmten Tagen betrieb er auch Wolkenstudien, wozu ihm sein Kammerfenster Gelegenheit genug bot. Abends bei einer bescheidenen Ampel las er theoretische Werke berühmter Meister, so das Dürersche Meßbuch und fein großes Werk über die Proportionen des menschlichen Körpers, Werke, die er wie auch andere in der Bibliothek der Akademie fand. So verging ein Jahr beruhigten Lebens, unterbrochen nur durch Ferienaufenthalte im mittleren Schwarzwald, wo er sich aufs primitivste bei einem armen Bauern einmietete, ganz für sich eine Studien zeichnete und die Gegend durchstreifte. Mensch und Tier traten jetzt mehr in den Kreis seiner Studien. Das frühe geübte Erfaffen des Charakteristischen kam ihm auch hier zugute. Mit wohlgefüllten Skizzenbüchern kehrte er heim. Er hatte gehofft, seinen alten Profeffor auch in der nächsten Klaffe, der sogenannten Naturklaffe, zu behalten, in der nach dem lebenden Modell gezeichnet wurde. Allein der Profeffor war allmählich lehrmüde; einige der jungen Leute paßten ihm auch nicht, und so ging die Klaffe in die Hände eines jüngeren Profeffors über. Als Ludwig von seinem ersten Lehrer Abschied nahm, klopfte der ihm liebevoll auf die Schulter:

„Laffen Sie sich nicht von den bösen Buben locken, sondern gehen Sie ruhig und pflichtbewußt Ihren Weg weiter! Nur keine Ungeduld! Das Leben ist wie eine Weberei. Sputet man sich zu sehr, so reißt der Faden und es gibt Knoten. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr Stipendium erhöht wird.“ Die Naturklaffe brachte ihm den menschlichen Körper und damit das Höchste künstlerischer Offenbarung. Hier begegnete er einer Eigentümlichkeit feiner Hand, die wohl zum Teil vom Vater angeerbt war. Der straffe Zug in seiner Hand, der beinahe mehr meißelte als malte, schaffte jeden Muskel, jeden Kontur, jeden Schatten, jede beleuchtete Fläche mit der größten Energie und Sicherheit heraus. Das war gut beim männlichen Körper. Keiner übertraf ihn hier oder kam ihm auch nur gleich. Aber bei dem weicheren Organismus des weiblichen Körpers, bei einen spielenden Übergängen, jenem Sich-wiegen des Konturs, jener Melodie, welche in solchen Formen liegen konnte, begann er zuweilen zu verzweifeln. Er fiel so leicht ins Eckige, Harte, Schwere. Er tröstete sich manchmal, es würde beffer werden, wenn er einmal den Pinsel in die Hand bekäme. Sein neuer Professor, ein Wiener, der Ludwigs sich herausbildender Eigenart in jeder Hinsicht entgegengesetzt war, ärgerte ihn zuweilen durch den Spruch: „Ja, sehen's, Herr Staub, Ihre Hand is halt a biffel schwer für die feinen Übergänge, so das Undefinierbare, das Ding an sich, möcht' ich sag'n. Wiffen's und da ist halt so ein Weiberkörper die hohe Schule und’s Mysterium. Sie haben auch zu viel von die alten Meister abgeguckt.“ Ludwig hätte ihm entgegen-

 halten können, daß das Studium des nackten männlichen Körpers in der Klaffe ziemlich vernachlässigt werde. Auch hatte er das dunkle Gefühl, daß die Art des Wieners leicht ins Süßliche führe. Aber er schwieg. Er stand da mit brennenden Augen. Er wußte und fühlte wohl, daß ihm der Professor, den er auch in der Malklaffe haben würde, nicht recht wohl wollte. Er war ein flotter Lebemann und liebte lustige Gesichter. Flotte Kunst. Da waren so einige in der Klaffe. Die bevorzugte er. Denen ging's leicht von der Hand. Etwas geschleckt war, was sie machten. Aber immerhin beneidete die Ludwig um ihr Können. „Ich glaub' fast, es wird Ihnen zu schwer werden, wenn wir ans Malen kommen,“ sagte einmal der Profeffor zu Ludwig. „An Ihnen ist ein Bildhauer verloren gegangen. Gehn's rüber zum Kollegen Schmidt; binden's den Schurz vor und fangen's an zu modellieren. Ich glaub' als Maler haben's Ihren Beruf verfehlt.“ Ludwig preßte nur die Lippen aufeinander. Was hätte er entgegnen sollen? Eines Tags, als er gerade trübselig vor seinem Akt stand – die andern waren schon gegangen – da trat das Modell, das sich in der Zwischenzeit angekleidet hatte, aus dem Verschlag hervor und stellte sich neben ihn. Sie besah die Zeichnung. Dann fragte sie ganz unvermittelt: „Soll ich Ihnen einmal allein Modell stehen, Herr Staub?“ Er errötete. „Vielleicht kommen Sie dann eher auf den Sprung!“ „Ja, Fräulein, ich bin zu arm; ich kann kein Modell zahlen!“ „Was tut's! Ihnen steh' ich umsonst. Oder Sie geben mir's später einmal, wenn Sie ein berühmter Maler sind.“ Staub lachte.. „Sie machen gute Witze. Nein, das kann ich nicht annehmen. Das geht nicht. Ich darf Ihnen nicht Ihre Zeit wegnehmen, die Ihnen andere teuer bezahlen!“ „Ach, Ihnen tu' ich's gern. Seitdem ich jetzt hier stehe, beobachte ich Sie. Sie find ganz anders wie die andern. Sie haben mir noch kein freches Wort gesagt und mich nie frech angerührt. Und darum mag ich Sie. Und darum, wenn ich Ihnen das anbiete, dürfen Sie es ruhig annehmen; ich weiß, wem ich’s tue.“ Ludwig stand zweifelnd. „Ich habe kein Atelier, Fräulein!“ „Aber Sie haben Nordlicht!“ „Woher wissen Sie denn das?“ „Ich wohne doch unten im ersten Stock des Hinterhauses. Wußten Sie das nicht? Na, Sie sind auch ein blinder Heffe. Ihnen liegt wirklich viel an den Mädchen, das muß man sagen!“ So gerne Ludwig auf das Anerbieten eingegangen wäre, es sträubte fich zu viel in ihm. Daß sie im gleichen Hause wohnte, konnte leicht eine Vertraulichkeit begründen, die ihm unlieb war und lästig werden konnte. Er fühlte in diesem Augenblick ein paar klare blaue Augen auf fich ge-

 richtet. Und obgleich diese Augen in feinem Leben ja nichts mehr zu schaffen hatten, übten sie doch die Macht ihrer Reinheit auf ihn aus. „Also, abgemacht! Ich komme jeden Nachmittag zwei Stunden zu Ihnen herauf. Irgend einen Schal oder eine Decke als Hintergrund und Ankleidekammer werden Sie ja wohl haben. Sie werden sehen, bald geht es beffer. Hier in der Klaffe hat man auch keine Schaffensruhe! Also...“ Sie hielt ihm die kleine behandschuhte Hand hin. Aber er schüttelte den Kopf „Nein, Fräulein Lore, ein unbezahltes

Modell will ich nicht zeichnen. Sobald ich einmal so weit bin, daß ich Sie bezahlen kann, soll's recht sein. Bis dahin – schönsten Dank für Ihre Güte!“ Sie sah ihn mit ihren schwarzen glänzenden Augen fast etwas spöttisch an. Der blaffe, zierliche Mund verzog sich. Mit einer raschen Bewegung strich sie das reiche aschblonde Haar aus der Stirne. „Sie find ein eigentümlicher Heiliger, Herr Staub! Aber wenn Sie nicht wollen, gut!“ Sie ging mit raschen Schritten. Es lag etwas wie Gereiztheit in ihrem Gang. Ludwig fah ihrer zierlichen Gestalt in trübem Sinnen nach, bis sie unter den alten blühenden Lindenbäumen hindurch im Torbogen des Vorgebäudes der Akademie verschwunden war. Er wußte von den Kameraden, wie spröde fie war. Eine bei einem Modell fast abnorme Sprödigkeit. Und ihm bot sie das aus freien Stücken an. Sie mochte ihn wohl fehr leiden. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er sich da einen Gedanken fortscheuchen. Dann ging er zu einem frugalen Mittagsmahl. X. Die Zeit verging Ludwig in Haft angespanntester Arbeit. Er war nun schon im zweiten Jahr in der Malklaffe. Und im fortwährenden Ringen um den vollkommensten Ausdruck dessen, was er wollte, brachte er Wochen und Monate in einem wahren Fieber hin. Es ward ihm, wie fein Lehrer vorausgesagt hatte, nicht leicht. Seiner Neigung zu herben oder gedämpften, zurückhaltenden Tönen stand das malerische Schauen des Professors aufs schärfste entgegen. Das Pleinair war gerade in dieser Zeit auf seinem Höhepunkt angekommen. Und damit eine Farbenseligkeit, die sich in einem wahren Schwelgen in leuchtendsten Tönen gar nicht genugtun konnte. Das prägte sich auch in der Aktmalerei aus. Die Akte wurden so gestellt, daß die nackten Körper der grellsten Lichtflut ausgesetzt waren. Man malte auch Akt im Freien, hoch oben auf der Plattform des Akademiegebäudes. So notwendig die Befreiung der Malerei vom Atelierlicht war, so leicht führte diese Bewegung auch zu Abwegen und Absurditäten. Man konnte dazumal wunderliche Aktstudien sehen. Wahre Orgien grellster Lichter. Nur nicht genieren! Fest hineingelangt! Die LÜbertreibungen geben sich später von selbst! feuerte der Profeffor die Schüler an. Oder er pflegte zu sagen: Schatten! Was heißt Schatten? Es gibt gar keine Schatten.

 Ludwig suchte sich ein paarmal in diese Überreizung hineinzuzwingen. Aber er merkte: es ward nichts. Seine Akte waren gut gezeichnet. Solid gemalt. Für die Übergangstöne hatte er immer mehr die Wiedergabefähigkeit gewonnen. Aber das Maßvolle und Kühl-Strenge seiner Art fand weder den Beifall des Professors noch der Mitschüler. „Jeffas, jeffas.“ konnte der Professor fagen, „haben's die Damen denn aus dem Leichenhaus? Das foll Leben fein, blühendes, leuchtendes, lebenpochendes Fleisch! Und dann: die Malerei! Ja, Liebster, das is nit gemalt, das nenn' ich koloriert. Da is ja kein Strich, keine Kraft und kein Saft! Na, mancher lernt"s nie und dann nur mühsam. Wenn Sie halt eigenfinnig bei Ihrer Art verharren wollen, ja, sehen's, da kann i Ihnen halt nit helfen! I hab nur eine Lunge. Servus, meine Herrn!“ Einmal hatte Ludwig das Modell in ganz kleinem Format gemalt auf einem tiefroten Hintergrund. Er hatte ein paar warme Lichter nur fo aufgestreut, und in dieser Sparsamkeit mit im übrigen feinen und zarten Tönen sah das Bildchen allerliebst aus. „Schau, schau,“ sagte der Profeffor, „Sie können ja, wenn Sie nur wollen. Das ist ganz delikat, ein sehr nettes Figürchen!“ Aber das war auch das einzige Mal, daß Ludwig die Zufriedenheit des Profeffors erregte. Ludwig war oft ganz hoffnungslos. Was denn nur beginnen. Er dachte schon daran, in die Landschafterklaffe überzusiedeln. Er hatte schon manche gute, feine Skizze gemalt. Einige hatten durch den Trödler auch schon Käufer gefunden. Freilich für minimale Beträge. Mit seiner Art wäre er dem Professor der Landschaftsmalerei sicher willkommen gewesen. Aber Landschaft – was war das gegen den Menschen! Feuerbach! Wie zu einem stillen Gelöbnis an diese hehre, gewaltige Kunst ging er jetzt noch öfter in die Galerie. Nein, auf diesen großen Bahnen wollte er wandeln. Entweder ein ganzer tiefer Künstler fein – oder lieber gleich Handwerker, Holzbildhauer und zurück zum Vater. So befand er sich im ganzen in einer auälenden und peinigenden Lage. Wie hatte alles so leicht geschienen am Anfang, und jetzt wie schwer! Wie verworren! Zu allem dem kam ein oft auftretender jäher Wechsel in seiner Gemütsstimmung. Er konnte manchmal, besonders jetzt im Mai, grundlos heiter, ja bis zum Aufjauchzen fröhlich sein. Dann wieder ebenso traurig, ja schwermütig. Das junge, heiße, gärende Blut schuf ihm Unruhe. Das Weib – er suchte es von sich abzuwehren. Er ging den mancherlei Versuchungen tapfer aus dem Wege. Aber das heiße junge Blut war da und machte

seine Rechte geltend. Und er schalt fich oft einen Dummkopf, der sich in eine quälerische Einsamkeit vergrabe statt zu genießen wie die andern. Aber da standen wieder die ernsten, füßen, blauen Augensterne, mahnend standen sie über seinem Leben. Und dann schien ihm alles, was die andern Liebesgenuß nannten, ein Ekel. Eines Tages traf er in dem kleinen Wirtshaus in der Altstadt, in dem er jetzt ein bescheidenes Effen einnahm, den Schuster Mackert. Er hatte Schuhe fortgetragen und gönnte sich hier ein Viertelchen Wein. Der

Z34 Geiger: Martin Staub setzte sich gleich zu ihm, schüttelte ihm die Hand, betrachtete ihn prüfend und äußerte seine Freude, ihn wiederzusehen, mit aller Treuherzigkeit. Sie kamen ins Gespräch. Mackert fragte ihn, warum er sich gar nicht mehr da außen sehen ließe? Es wäre schon intereffant, wie der Stadtteil sich vergrößert hätte. Eine Villa um die andere gegen das Dorf hin. Lauter Rentner, Profefforen, Künstler wohnten da. Drei neue Straßen feien entstanden. Sogar eine Drogerie, eine Apotheke und zwei Konditoreien habe man jetzt da außen. Der Kaufmann'Pfeifer habe wieder einmal Fallit gemacht. Jetzt sei er Agent, und die Frau bekomme das zehnte Kind. Aber für den habe er keine Sorge. Der sei wie die Katzen, die immer auf die Füße fallen. Der Maler Schmeißer habe das Delirium und sei nachts mit einem großen Küchenmeffer unter fortwährendem Geschrei auf der Straße herumgesprungen. Er leide am Verfolgungswahn, und man habe ihn ins Spital tun müffen. Der Samstagstisch sei fast ganz in Auflösung begriffen. Der Privatier Beesenmayer ginge nur noch in die Stadt zum Bier. Der Metzger Falter komme auch weniger mehr. „Und dein Vater, Ludwig,“ sagte der ehrliche Schuster im Flüsterton, „den kennt man gar nicht mehr gegen früher. Der geht dir in kein Wirtshaus mehr, seitdem du fort bist. Er ist jetzt noch finsterer und feindseliger. Er tut mir doch recht leid, der alte Mann. Wär's denn nicht möglich, daß... Ludwig,“ und dabei drückte er dem jungen Menschen eifrig die Hand, „weißt du, man hat nur einen Vater! Verhüt’s unser Hergott im Himmel, daß du ihn einmal nimmer zu sehen bekommen solltest! Ludwig, denk die Vorwürfe, die du dir machen müßtest!“ „Herr Mackert,“ sagte Ludwig düster, „das mit meinem Vater, da kann niemand was hineinlagen. So wie er ist und so wie ich bin, kann's nicht anders fein: entweder ich seh' ihn wieder als einer, der was kann. Oder ich seh' ihn gar nicht mehr!“ „Ja, ihr seid harte Köpfe, alle zweie. Wenn man dich so sieht, Ludwig, da siehst du so sanft aus. Und hat doch so einen rechten Dickkopf. Na, ich hab mein Teil gesagt.“ Und da Mackert fah, daß Ludwig peinlich berührt schien, ging er rasch auf ein anderes Thema über. „Weißt du auch, daß der Metzger Falter seinen Laden umgebaut hat? Alles mit Marmor und Mettlacher Plättchen. Und von Nickel glänzt es nur so. Er will die Konkurrenz ausstechen. Auch baut er ein Haus auf dem Westheimer Feld. Er kann sich jetzt rühren. Wie man sagt, wird er bald einen reichen Schwiegersohn haben. Einen Gutsbesitzer drüben aus dem Schwabenland. Es ist noch nicht alles perfekt. Aber es wird wohl dazu kommen. Die Klärle lernt jetzt das Kochen. Ein sauber Mädel ist das geworden. Siehst du, hättst du's beim Vater ausgehalten, hätte wohl noch ein Schuh daraus werden können. Aber so bist du fortgerannt. Hast dich jahrelang nimmer sehen laffen. Da reißt auch der Geduldigten der Geduldsfaden! Na, es gibt ja noch viele Mädel in der Welt!“

Geiger: Martin Staub Z35 Ludwig hatte mit gesenktem Haupte zugehört. Er hörte ein seltsames Rauschen in den Ohren. Und dann war's ihm, als riffe etwas in ihm mit einem jähen Schmerz. Als er aufsah, war er blaß, aber sehr ruhig. „So, Herr Mackert,“ sagte er leichthin, „da wär' ich ja mit Neuigkeiten für Jahre versorgt. Aber entschuldigen Sie: ich muß wieder an die Arbeit“ „Ja, Ludwig, für mich ist's auch höchste Zeit! Adieu! Bleib brav und behalt" uns in gutem Andenken!“ Ein Händedruck, und der alte Schuster mit dem grünen Schustersack und dem uralten LÜberzieher war fortgestürmt. Ludwig saß noch eine Weile. Er bestellte noch ein Viertel Wein und dann noch eines. Dabei rauchte er eine Zigarre nach der andern. Also Klärle wurde eine Braut! Warum sollte fie's nicht werden? Er lachte ab und zu und versank dann wieder in schweres, brütendes Sinnen. Er schämte sich, daß er daran gedacht hatte, sie werde in aller Stille auf ihn warten. Endlich stand er auf und ging schweren Schrittes fort. Es war ein herrlicher, fast kühler Junitag. Das Gebirg blaute so verlockend in die Straßen herein. Am liebsten hätte er den Wanderstab genommen und wäre hinausgelaufen in die weite Welt. Was hatte er eigentlich hier noch zu suchen. Er war ja ganz losgelöst von dieser Stadt. Sein

Profeffor konnte ihn nichts lehren. Auf eigene Faust mußte er sich feine Kunst schaffen. Jugend, Kindheit, Familie, Anhänglichkeit an andere Menschen – wo waren fie? Zerblasen wie der Staub im Wind. Er hatte keinen einzigen Menschen mehr. Denn vom Vater hielt ihn ein Stolz zurück. Und Liebe, ein warmes, volles Herz hätte er da auch nicht gefunden. Aber danach verlangte ihn. Danach schrie er seit frühester Jugend. Das unerfüllte Verlangen erstickte ihn fast. Und nun zog sich die warme Hand der Freundin auch zurück. Er war ganz, ganz allein. Er fühlte sich allmählich in eine Art von Nihilismus hinein. Es war ihm alles egal. In dieser gefährlichen Stimmung schweifte er herum bis abends. Da begannen die Linden stärker zu duften; von den Wiesen draußen drang mit dem Nachtwind ein Heugeruch herein, der etwas eigentümlich Betäubendes hatte. In den Magnolien des Schloßgartens schluchzten die Nachtigallen. Groß und gelb stieg der Mond empor. Die Fontänen rauschten. Vom Stadtgarten her klang Militärmusik. Und welch ein Schwärmen von verliebten Pärchen! Wie die Maikäfer so dicht. Eine berauschende Nacht. Und Ludwig war allein. Und das rote heiße Blut fang in ihm. Es machte ihn schier verrückt. Er ging in einen Biergarten und trank schweres dunkles Bier. Allein es schläferte ihn nicht ein. Es beruhigte ihn nicht.

 Endlich gegen zwölf Uhr ging er heim. Müde und doch erregt. Mit einer unendlichen Sehnsucht. Auch die blauen Augen waren wieder da, fragend, klagend. Aber er scheuchte sie unwillig weg. Ein paar häßliche Verse von Heine fielen ihm ein. Er wiederholte sie immer wieder mit einem gemachten Zynismus. Dabei lachte er vor sich hin. Er hätte jetzt gerne etwas zerschmeißen, etwas zernichten mögen. Als er in den Hausgang eintrat, sah er in dem mondlichtbeschienenen Hof Lore, das Modell. Seit jenem Gespräch hatte er kein Wort mehr mit ihr gewechselt. Sie stand auch nur noch den Profefforen und den Meisterfchülern. Aber der Ruf ihrer Sprödigkeit war noch der gleiche geblieben. Doch wollten böse Zungen wifen, sie habe einen reichen Alten zum Verhältnis; man nannte sie deshalb boshaft die Vestalin. Und diesen Übernamen behielt sie eine Zeitlang. Andere behaupteten, die mit Dragoneroffizieren gesehen zu haben. Und einer wollte gar wifen, sie habe zu einem Orangenhändler Beziehungen, einem Italiener, der auch ab und zu Modell stand. Solche Gerüchte durchschwirrten die Luft. Ludwig hatte diesen Schwätzereien nicht zugehört. Was ging es ihn an! Nun in dieser einsamen Nachtstunde, in dieser furchtbaren, gleichgültigen und doch nach Leben und Liebe schreienden leidenschaftlichen Stimmung überrann ihn ihre plötzliche Erscheinung mit einem heißen Schauer. Er blieb wie gebannt stehen. Sie pochte mit dem Griff ihres Sonnenschirms an den Laden. Vergeblich. Alles schlief im Haus. Sie rief: „Mutter, so mach doch auf!“ Keine Antwort. Ludwig trat näher. Sie drehte sich um. „Ach, Sie, Herr Staub! Denken Sie das Malheur! Ich hab' meinen Schlüffel vergeffen. Vater ist verreist, Kirschen einkaufen,“ – Lores Vater war Dienstmann und hatte einen Obstlerstand auf dem Marktplatz – „und Mutter, wenn die einmal schläft, wecken sie zwanzig Kanonenschüffe nicht auf. Sie ist halb taub! Was fang' ich nur an?“ sagte sie in komischer Verzweiflung. „Ich kann doch nicht hier im Hof übernachten. Oder hinten im Gärtchen im Gartenhaus. Und zu einem Hotel reicht mir das Geld nimmer.“ Ludwig zögerte einen Augenblick. Dann sagte er mit etwas unsicherer Stimme: „Fräulein Lore, ich trete Ihnen meine Kammer ab. S ist zwar ein hartes Bett. Aber immer beffer als im Freien übernachten.“ „Und Sie?“ fragte sie, mit einer raschen Bewegung eine Haarsträhne aus dem Gesichte schüttelnd. „Ich?“ Er lachte. „Mein Gott, ich mache einen Nachtspaziergang, und später, gegen Morgen, trink' ich einen Kaffee. Das hab' ich mehr als einmal gemacht.“ „Nein, daraus wird nichts! Das kann ich nicht zugeben!“ erwiderte fie energisch. „Soll ich Ihre Gastfreundschaft annehmen, so dürfen Sie

 nicht darunter leiden. Wir haben ja beide Platz im Zimmer. Ich setze mich in einen Stuhl und nicke ein wenig, und Sie legen sich aufs Bett. O. ich verstehe es, so zu schlafen. Diesen Winter, wo Vater so schwer krank war, hab' ich manche Nacht so zugebracht.“ „Also machen wir's umgekehrt. Ich dufle ein wenig auf einem Stuhl – ich hab' sogar einen alten Fauteuil mit einer Schlummerrolle – und Sie ruhen sich richtig aus. Ich brauche nicht viel Schlaf. In aller Frühe geh' ich dann malen.“ „Wir werden ja sehen!“ sagte sie leichthin. Dann klommen die beiden jungen Menschenkinder die knarrende hölzerne Treppe empor bis in den fünften Stock. Es war finster hier, da kein Gangfenster da oben angebracht war. „Geben Sie acht!“

flüsterte er. „Kommen Sie, so! Es liegt oft allerlei Zeug da herum!“ Er faßte ihre Hand, eine heiße, weiche Hand. Er brauchte etwas lange, bis er aufgeschloffen hatte. Die Türe sprang knarrend auf. Mit vollster Lichtflut lag der filberne Mondschein in der Kammer. Sie waren beide fast geblendet.. Sie trat ein. Er schloß die Türe. Eine Stille. Zwei Herzen klopften fast hörbar. Sie trat an das Fenster. Schweigend lagen die Dächer im Mondenschein. Ferne sah man das Schloß wie aufgelöst in Lichtglanz. Wie eine Vision. Man hörte bis hierher ab und zu das Rauschen der Fontänen. Sonst war ein wunderbar berückendes Schweigen der Nacht. Hoch und klar strebte der Mond durch das Blau des Himmels. „O wie schön!“ sagte sie, in Bewunderung versunken. „Wie herrlich ist es, so hoch oben zu wohnen! Wunderbar! Aber mir ist heiß.“ Sie warf ihr Jackett ab und stand nun in einem leichten ausgeschnittenen Sommerkleid vor ihm, von dem Mondlicht wie durchschienen. Als sie das Jackett auf den Stuhl warf, gab es einen verworrenen Saitenklang. Sie hob das Jackett auf. Da lag eine Mandoline, mit der sich Ludwig trübe Stunden zu vertreiben pflegte. Er konnte ein wenig spielen. Für ihn genug. „Wie das geheimnisvolltönt in der Nachtstille! Können Sie spielen?“ Sie nahm das zierliche Instrument. Man sah, sie wußte damit umzugehn. Sie schlug ganz leise einige Akkorde an. Dann trällerte sie eben so leise einige Läufe mit einer süßen, weichen, etwas belegten Stimme. Ludwigs Augen hingen wie gebannt an ihr. Sie lachte leise. „Jetzt fingen, das wär' ein Spaß! Daß alle die Biedermaier in der Nachbarschaft die rotgeschlafenen Nasen herausstrecken müßten! Köstlich!“ Sie klimperte weiter, leise Akkorde, die sie verklingen ließ unter einem kaum vernehmbaren Summen. Er hörte eine Weile zu. Dann sagte er mit verschleierter Stimme: „Ja, fingen Sie! Mir ist das Herz schwer! Vielleicht wird es dann leichter. Gerade so leise wie Sie jetzt fummen, hört es sich köstlich an.“

338 Geiger: Martin Staub Sie fann eine Weile nach. Was sollte sie fingen? Etwas ganz Besonderes mußte es sein. „Ich hab’ erst neulich ein Lied gelernt von meiner Freundin, die Gesangsunterricht nimmt. Die hat's aus einer neugeschriebenen Oper von dem zweiten Kapellmeister hier: „Der Pilgrim“ heißt die Oper. Sie soll jetzt im Winter aufgeführt werden. Es ist ein so schönes, schwermütiges Lied. Ich weiß nicht, wer den Text gemacht hat. Es muß ein recht unglücklicher Mensch sein. Wollen Sie's hören? Ich fumme es nur so für mich hin.“ Er nickte. Über ihn war's wie eine Verzauberung gekommen. Sie steckte sich ihre Haare los, die wie ein golden-silberner Mantel herunterwallten. Dann begann sie zu prädulieren. Einige seltsame Akkorde. Und dann sang sie mit leiser, leicht bebender Stimme: Weiß nicht, woher ich komme, Weiß nicht, wohin ich geh'. Die Freude hat an mir gespart. Doch um so treuer blieb der Fahrt Das Weh. Mein Mutterland, mein Vaterland, Wo find' ich fie? Ich weiß es nicht. Ein Fremdling bin ich in der Welt. Schweigend zu dulden ist mir Pflicht. Die Mutter hat vom Lebenshag Sich eine dunkle Rose gepflückt. Der Blätter welken Moderrest Hat sie mir in die Hand gedrückt. Ich sehe Lebensrosen fehn. Zu pflücken fie ist mir verwehrt. Ich fehe reife Früchte glänzen. Mir find fie nicht beschert. Ein Schatten wandert mir voraus Und zeigt mir meinen Weg. Er führt mich in das Heimathaus Den engen, bangen Steg. Ein Fremdling bin ich in der Welt. Treu blieb mir nur das Weh. Weiß nicht, woher ich komme, Weiß nicht, wohin ich geh'. Die Worte verhallten. Es war tiefe Stille. Silbern rann das Mondlicht in die Kammer. In dem unendlichen Schweigen schienen die Töne wie ruhlose Geister nicht sterben zu wollen. Lore ward von dem Lied immer seltsam bewegt; sie wußte nicht warum. Im Grunde war sie eine völlige Oberflächennatur. Als sie aber nun auffah, rannen Ludwig die hellen Tränen über die Wangen.

Geiger: Martin Staub Z39 „Herr Staub,“ sagte sie erschrocken. „Was haben Sie denn?“ Er konnte nicht antworten. Ein Schluchzen schnürte ihm die Kehle zu. Sie hatte ja sein eigenes Los gelungen. Und unfähig, sich noch beherrschen zu können, sank er am Bette zusammen und vergrub sein Haupt in den Kiffen. Die ganze Gemütspannung löste sich jetzt mit einem Male. Er biß sich auf die Lippen, aber er konnte nicht verbergen, wie gewaltig es ihn durchschüttelte. Da fühlte er plötzlich ihre Wange an der feinen. Ein weicher Arm umschlang ihn, den wegzustoßen er keine Kraft hatte, und eine kosende Stimme flüsterte ihm ins Ohr: „Törichter Junge, du bist ja nicht allein! Du hast ja mich und alle meine Liebe, wenn du nur willst!“ ... Der Calycanthuszweig in dem Glase am Fenster duftete mit feinen unscheinbaren und

geheimnisvollen Blüten die ganze Nacht stark und füß. Die Morgensonne kam, und als die Ludwig Staub weckte, war die Welt für ihn eine andere geworden. Und er selbst ein anderer Mensch. XI. Ein anderer Mensch und eine andere Welt. O, es war köstlich, sich hinzugeben und den Vergeffensrausch zu trinken. Den vollen Sommerbecher zu schlürfen. Einmal gar nichts zu tun als genießen. Die Tage schienen ihm gleichsam erfüllt von einem geheimen Goldglanz. Das Rauschen der Wälder war von geheimen, unruhig füßen Melodien durchwogt. Die Nächte hinterließen eine zitternde Silberspur, ein Nachleuchten von Mondschein, der den Duft von Hunderten von Liebesstunden aufgesogen zu haben schien. Konnte man denken, daß dies einmal enden solle? Nein, daran dachte man gar nicht. Man dachte überhaupt nichts. Man lebte. Man nahm die Gegenwart vom Stock der Zeit wie eine Rose. Es gab ja deren noch viele. Der Sommer, der Himmel, der Wald, die Nacht, die Liebe schienen unerschöpflich. Die ganze Welt schien für zwei Menschen gemacht. In dieser Zeit wurde Ludwigs Malerei anders. Seine Farben wurden kühner, sorgloser, leichtlebiger. Der Profeffor, seine Kameraden staunten. „Was ist denn mit Ihnen, Herr Staub?“ fragte der Profeffor. „Warum geht's denn jetzt? Das ist ja wie eine Offenbarung, die über Sie gekommen ist. Die Offenbarung des Fleisches.“ Und er lachte sehr über feinen Witz. Auch Ludwig lachte still in sich hinein. Ja, der finnliche Reiz eines jugendfrischen weiblichen Körpers berauschte ihn in dieser Zeit völlig. Er malte nur Lore in allen möglichen

 Posen. Irgend ein gebrochener Ton des Hintergrunds ließ dieses rosige, leuchtende Fleisch noch verführerischer wirken. Es waren kleine Bildchen, die er malte, und von den Trödlerläden, die zurzeit noch seine Kundschaft bildeten, waren diese Bildchen voll warmen Sinnenlebens gesucht und begehrt. So hatte Ludwig in dieser Zeit Geld genug, und er mußte auch Geld haben, denn Lore war es luxuriös gewöhnt; und da sie auf einen Wunsch niemandem mehr Modell stand, so fiel die Last der gemeinsamen Ausgaben ganz auf Ludwigs Schultern. Sie lebten von der Hand in den Mund. Wenn kein Geld mehr da war, malte Ludwig. So bildete sich in feiner ganzen Malerei doch etwas Handwerksmäßiges heraus. Aber er betäubte sich ganz in der Liebe zu ihr, die sie ihm in immer neuer Form zu spenden wußte. Es lebte etwas in ihr von jener Genialität der Sinnlichkeit, die eine Manon, eine Philine, eine Carmen durchglüht. Sonderbarerweise weigerte sich Ludwig entschieden, diese Bildchen im Kunstverein auszustellen. Und darin lag seine stillschweigende, unausgesprochene Verurteilung dieser Art zu malen. Er gestand sich's freilich nicht ein. Auch ging er nicht mehr in die Galerie, um die alten Meister und das Gastmahl des Plato zu sehen. Zunächst wollte er einmal leben, genießen, er, der so lange gedarbt hatte. Und er steigerte sich künstlich in diesen Lebensleichtsinn hinein. Es lag in diesem gewaltsamen Leben wollen aber doch nur das quälende Verlangen, die erste große Enttäuschung, die er durch die Nachricht von Klärle erfahren hatte, zu vergeffen. Einmal, auf einem Ausfluge, den Ludwig und Lore in die Umgebung der Stadt unternahmen, begegnete ihnen der Agent Pfeifer, der die Nachbarorte mit allerlei Viktualien besuchte. Pfeifer lachte verschmitzt und spitzte den Mund. Aber er grüßte tief, fast devot. In diesem selben Augenblick ging es Ludwig wie ein Stich durchs Herz: der Schwätzer wird das hintertragen. Aber dann freute er sich mit dem unreifen. Trotz der Jugend: sie soll es nur hören, daß er nicht in Verzweiflung dahinschmachtet. Einige Tage später erzählte Pfeifer die Begegnung der Metzgersfrau, als gerade Klärle im Laden stand. Sie hörte eine Weile zu. Dann ging sie stille hinaus. Bald war die Geschichte in aller Mund. Auch der alte Staub hörte davon. Also war's gekommen, wie er gefürchtet hatte. Das Weib würde an seinem Sohne hängen wie eine Klette. Er würde sein Talent verbröseln. Und eines Tages würde er so weit sein wie jetzt sein Vater. In dieser Zeit ging er noch ingrimmiger und menschenscheuer umher. Man wich ihm aus. Aber in Klärle gab es keine Ruhe. Sie wollte selbst sehen, bevor fie den Jugend geliebten aufgab. Und eines Abends wartete sie in einem Hausgang gegenüber von Ludwigs Wohnung.

 Endlich, schon stark in der Dämmerung, kam er heraus. Den Hut leichtsinnig auf dem Kopf, eine Zigarette im Mund. Und Lore mit ihm. Lachend und plaudernd gingen sie dem Schloßgarten zu. Klärle legte die Hand aufs Herz. Ohne Tränen ging sie zu Bette. Und am nächsten Morgen sagte sie ihrer Mutter ein paar Worte, still und müde... k e te

Ludwig war jetzt Meisterschüler und hatte ein eigenes Atelier. Nach dem Umzug in diesen Raum gab es manches zu ordnen in den Skizzen, Aktstudien und Entwürfen aus früherer Zeit. Dieses gab den ersten Anstoß zu einer Einkehr und Wandlung. Mit einer gewissen Beschämung betrachtete er diese Blätter, die in der letzten Zeit verstaubt in den Winkeln herumgelegen hatten. Er verfolgte seinen Werdegang, all das reiche Leben, das er in sich aufgenommen hatte, all sein Verweilen bei den feinen, intimen Reizen der Natur. Dann feine Köpfe und Akte. Er besah sie lange. Wie ehrlich in aller Herbheit und Härte waren sie doch! Wie ernst gewollt! Wie gründlich das Wahre zu erfaffen gesucht! Und jetzt –? Es war ihm, als schwebe ihm den ganzen Tag ein großes, quälendes Fragezeichen vor den Augen. Des Nachmittags ging er doch wieder einmal in die Galerie. Er durchwanderte die Säle der alten Meister und trat endlich nicht ohne Bangen vor das Bild Feuerbachs. Er empfand eine geradezu zerschmetternde Ernüchterung. So hoch und rein und klar wie eine stille große Himmelswolke über dem Staub des Alltags stand es da. Es redete von hehrer Kunst, die durch Not groß geworden war, die aus der Entsagung aufblühte wie eine fremdartige Blume mit ernsten, herben und doch unsagbar bezaubernden Linien. Ludwig fah und sah. Und es war ihm, als ginge eine Stimme von dem Bilde aus: „Hebe dich fort und kehre wieder, wenn du gereinigt bist!“ Er schlich hinaus. Er schweifte im Wald umher und warf sich ins Gras. Was war aus ihm und feiner Kunst geworden? War er noch er? All sein. Wollen hatte er in die zerbrechliche, aber schimmernde Hülle eines reizvollen Frauenkörpers gegoffen, im feligen Rausch üppiger Betörung – und nun stand er da voll Scham, kraftlos zum Großen, ohnmächtig, sich wieder zur alten Sehnsucht nach der Höhe aufzuschwingen. Und mit jener leidenschaftlichen Energie eines Wesens, die er vom Vater überkommen hatte, verfolgte er den Weg feiner quälenden Gedanken. Und endlich kam er an dem Punkte an, wo er erschreckt stehen blieb. Es gab nur Eines, das ihn retten konnte: frei fich machen von Lore. Die finnliche Berauschung, mit der sie ihn einlullte, abschütteln. Die Ver-

 weichlichung seines Wesens abstoßen wie einen süßen, aber giftigen Krankheitsstoff. Wieder Mann werden mit männlichem, ernstem, festem Wollen! Aber Lore laffen? Sie nun im Stiche laffen, nachdem sie so ganz die Seine geworden? Der ganze brausende Glückshymnus ihrer Nächte fang in ihm, wenn er an sie dachte. Freilich schwang auch noch etwas anderes mit, das er bisher liebend übersehen hatte, wenn es auch da war und nicht geleugnet werden konnte: die Tatsache, daß alles, was nicht Liebe und Sinnlichkeit, für sie ganz bedeutungslos war. Er erinnerte sich: er hatte einige Male den Versuch gemacht, ihr Goethe vorzulesen. Mit den Gedichten ging es noch. Aber der Faust! Oder gar Homer! Da war sie des Abends bei der wundervollen Beschreibung des Schildes des Achilleus regelrecht eingeschlafen. Ihr höchstes Ideal war Engelhorns Romanbibliothek und dazu Pralinees knabbern. Ludwig wußte im voraus, daß Lore für solche Kämpfe und Schmerzen gar kein Verständnis haben würde. Er sah eine schlimme Zukunft voraus. Er liebte Lore zu sehr und war auch viel zu ernst und ehrlich, um sie im Stiche zu laffen. Er liebte sie so, wie sie war und wie sie ihm den Lebenstrank in weißen, geschmeidigen Händen entgegengebracht hatte. Aber nur um so bitterer fühlte er, welch tiefe Kluft die Zukunft zwischen ihnen errichten müßte. Und ihm graute davor. Er war erwacht – und fie lebte noch im Rausch. Durfte er sie erwecken? Aber wie sollte das alles werden? Und er mußte ja Geld verdienen für fie und fich. Er zerbiß sich die Lippen, denn er sah keinen Ausweg. Müde, traurig, ja verzweifelt ging er heim. Ins Joch, ins selbstauferlegte Joch. An einem Antiquitäten- und Bilderladen fah er ein Bildchen Lores. Sie lächelte ihn an mit all ihrer verführerischen Schönheit: Komm heim, ich warte dein! Die Abendsonne warf ihr Gold darauf, und ihr Busen schien zu beben von warmem Leben – Er wandte sich schnell ab und ging weiter. Das war der Preis, um den er sich verkauft hatte. Als sie abends ihre zarten Arme schmeichelnd um feinen Hals legte, kam es wie ein leises Stöhnen von feinen Lippen. „Was hast du?“ fragte sie erschrocken. „Nichts, nichts!“ sagte er und verbarg sein Haupt an ihrem Busen. k k e Es kam eine schlimme Zeit. Schlimme Tage, schlimme Nächte. Ludwig ward immer düsterer. Eine Zeitlang malte er gar nicht mehr. Es gab Szenen, Versöhnungen, wieder Szenen. Die LUnerquicklichkeit des Lebens zweier Menschen, die nur die Sinnlichkeit zueinander geführt hatte und die sonst zwei verschiedenen Welten angehörten, ward immer unerträglicher.

Geiger: Martin Staub Z43 Besonders brachte es Lore auf, daß Ludwig über seiner „ewigen Spintisiererei“, wie sie es nannte, ihre Schönheit unbeachtet ließ, daß er gleichgültig gegen ihre Reize wurde, daß sie fühlen mußte, wie ein geheimnisvolles Etwas, das mächtiger als fiel war, ihn von ihr fortzog. „Du liebst wohl eine andere?“ fragte sie mit funkelnden Augen. Er sah sie nur mit traurigen Augen an und lächelte müde. „Warum malst du mich nicht mehr?“ „Ich finde es schamlos, den Leuten deine Schönheit zu verschachern!“ „Quatsch! Die größten Maler haben ihre Geliebten gemalt und die Bilder verkauft!“ Je mehr sie fühlte, daß sie ihn noch immer liebe – sie konnte feine junge, unberührte Liebe, die sie mit dem Doppelgefühl der Liebeserfahrenen genoffen, nicht so rasch vergeffen –, je mehr er sich in fich zurückzog, je finsterer und verschloffener er wurde, desto leidenschaftlicher ward fie. Dann eroberte sie sich ihn wohl in Stunden zurück, wo sie ihr letztes gab. Aber danach trat der alte Zustand wieder ein. Es war ein verzweifeltes Leben, das diese beiden Menschenkinder miteinander führten. Allmählich war Ludwigs Verhältnis mit Lore an der Akademie ruchbar geworden. Man spottete darüber; im geheimen aber ärgerte sich mancher oder beneidete ihn. Besonders der Professor, der, ein großer Frauenjäger, selbst lange um Lore herumgestrichen war. „Muß mir mein eigener Schüler das Mädel wegschnappen!“ brummte er. Von da ab wurde er gemeffen und zurückhaltend gegen Ludwig. Als sein Stipendium auf die Tagesordnung kam, da kämpfte der Professor heftig dagegen. „Wie ich höre, hält sich der junge Mann ja eine Geliebte! Da braucht er doch keine Unterstützung. Die Stipendien sind nicht dazu da, Liebesgeschichten zu unterhalten!“ Glücklicherweise trat Ludwigs erster Lehrer warm für ihn ein. „Wir find alle jung gewesen“, meinte er. Und so blieb Ludwig das Stipendium erhalten. Er erfuhr auf Umwegen von der Handlungsweise des Profeffors. Sie erstaunte ihn eigentlich nicht. Er hatte ihn nie besonders hoch taxiert. Nur wunderte er sich über das Gemisch von scheinbarer Jovialität und heimlicher Tücke. Auch war er, ganz in seine inneren Kämpfe versunken, viel zu gleichgültig gegen derlei kleinliche Bosheit. Er zehrte sichtlich ab. Seine Wangen wurden hohl, seine Augen tiefliegend und umrändert. Das Leben riß und zerrte zu gewaltsam an ihm. So ging es einen Herbst und einen Winter lang. Als es Frühling ward, lag er fiebernd und hustend in seinem Feldbett. 49(Schluß folgt)

– F T ÄT') SW) 7 %– FR/ Gewaltpolitik oder Kulturpolitik D': Politiker haben sich daran gewöhnt, die englische Diplomatie als ein Vorbild rücksichtslosen, brutalen Egoismus” hinzustellen. England, so behauptet man, verdanke feine Weltmachtstellung und feine Größe nur der Befolgung eines „gefunden, wenn auch meist sehr rücksichtslosen Egoismus“. „Englands Staatsmänner“, schrieb da kürzlich einer unserer bekanntesten Zeitungspolitiker im Leitartikel feines Blattes, „haben nie danach gefragt, ob ihre Politik mit den Geboten eines weltfernen Idealismus in Einklang stände. Sie haben sich nie darum gesorgt, was andere Völker, was parlamentarische Schönredner dazu sagen würden; fie haben fich nur nach dem einen Leitstern gerichtet: Was ist das Beste und Nützlichste für England? Hätten wir dasfelbe getan, so fänden wir heute auch anders da und wären öfter in der Gefchichte der Hammer als der Ambos gewesen, auf dem andere Völker ihre Waffen geschmiedet haben.“ Wirklich? Lieferte denn nicht die deutsche Marokkopolitik, so wie sie ursprünglich geplant war und fo wie fie später notgedrungen ausgeführt wurde, unübertreffliche Beispiele dafür, daß ein rücksichtsloser Egoismus weit davon entfernt ist, auch ein nützlicher zu sein? England aber geschieht gewiß unrecht, wenn man von ihm behauptet, es sei hauptsächlich durch solchen rücksichtslosen Egoismus zu einer Weltmachtstellung und feiner Größe gelangt. Die englische Politik war zu allen Zeiten in gewissem Sinne auch Kulturpolitik; denn Englands Staatsmänner haben sich stets bemüht, ihre Handlungen zwar nicht mit einem „weltfernen“, wohl aber mit einem weltbürgerlichen Idealismus in Einklang zu bringen. Jeder Deutsche, der fich offenen Auges in überseeischen Ländern umgeschaut hat, wird das Gekläff deutscher Philister über das „perfide“ Albion Lügen strafen können. Woher kommt es, daß in den internationalen Republiken, die die europäischen Niederlaffungen der sogenannten chinesischen Vertragshäfen bedeuten, englische Sitten und englische Gebräuche in Handel und Wandel vorherrschen, der Typus des englischen Gentleman als Inbegriff aller gesellschaftlichen Tugend gilt, überhaupt das ganze Leben englischen Zuschnitt hat, obgleich doch im Grunde dort politisch der Engländer nicht

mehr Rechte hat als jeder gewöhnliche Europäer? Weil eben die Engländer eine homogene Nation mit einheitlicher Kultur find, mag diese auch, weil ihr ein heuchlerisches Puritanertum zur Grundlage dient, einem urwüchsigen Germanen mit Recht minderwertig erscheinen. Sie ist politisch

Gewaltpolitik oder Kulturpolitik Z45 immer noch wertvoller, wenigstens nützlicher als das Tohuwabohu deutscher Kultur. Deutsche in der Kolonie Kiautschou mußten sich vor Jahren von dem damaligen Gouverneur von Schantung, Tschufu, fagen laffen, bei den eigentümlichen Verhältniffen, die bei ihnen herrschten, wundere es ihn eigentlich nicht, daß chinesische Großkaufleute in Tschifu und Weihfien trotz lockender materieller Vorteile zögerten, fich in Tsingtau niederzulaffen, hätten fich doch auch bisher keine nichtdeutschen fremden Kaufleute dazu entschließen können. In einer deutschen Kolonie war eben bisher das nackte Herrschaftsprinzip des Militarismus an der Tagesordnung, in schärferer Form noch als in Deutschland selbst. Wenn aber die deutsche Auslandspolitik versagt, wo sie es mit einer überseeischen nationalen Anfiedlung zu tun hat, wie kann sie da gegenüber Fremdvölkern ersprießlich wirken. Die wahre Ursache ihrer Mißerfolge ist gerade in ihrer plumpen Rücksichtslosigkeit zu suchen, in ihrer Unfähigkeit, kulturschöpferisch zu wirken. Überhaupt soll man sich darüber nicht täuschen, daß der Deutsche als Deutscher heute noch gerade deshalb fast überall versagt, wo er außerhalb seines Staatswesens mit Völkern von stärkerem Kulturbewußtsein in Berührung kommt, weil er noch ein halber Barbar ist. Weder der Franzose noch der Engländer „verkaffert“ in Übersee wie im allgemeinen der Deutsche, von der Leichtigkeit, mit der dieser in fremdem gleich- oder höherwertigen Volkstum aufgeht, ganz zu schweigen. Es fehlt ihm das Bindemittel einer einheitlichen Kultur. Der deutsche Affeffor hat andere Kulturbegriffe als der deutsche Offizier, und zwischen diesen beiden Faktoren und dem deutschen Kaufmann oder Industriellen gähnt eine unüberbrückbar scheinende Kluft. Und mit alle dem kann es nicht anders werden, bevor nicht in Deutschland felbst die Schranken beseitigt sind, die die Wirksamkeit moderner Kulturkräfte hemmen. Diese Aufgabe ist erst zu leisten, bevor der deutsche Liberalismus hoffen darf, zu einer politisch ausschlaggebenden Stellung zu gelangen. Von dem unseligen konfeffionellen Zwiespalt ganz abgesehen. Die Deutschen kommen eben später als andere europäische Nationen dazu, sich zu einer einheitlichen Kultur und zu einem Einssein mit dieser Kultur durchzuringen. Das ist für die Dauer kein Nachteil, wenn die „deutsche Tiefe“, die daran schuld ist, mehr ist als „eine schwere, zögernde Verdauung“, was fie Nietzsche „oft nur“ zu sein schien. „Man weiß es überall bereits,“ heißt es gar in der „Götterdämmerung“ zum Schluß, „in der Hauptfache – und das bleibt die Kultur – kommen die Deutschen nicht mehr in Betracht.“ Man darf aber wohl dem Verkünder des Übermenschen diese Bosheit verzeihen; denn sie deckt bei ihm nur einen Mangel an Geduld auf, an einem Jugendideal festzuhalten. Er glaubte noch bestimmt an eine einheitliche deutsche Kultur der Zukunft, als er in der „Geburt der Tragödie“ folgenden schönen Ausblick tat: „Man müßte auch an unserm deutschen Wesen schmerzlich verzweifeln, wenn es bereits in gleicher Weise mit feiner Kultur unlösbar verfrickt, ja eins geworden wäre, wie wir das an dem zivilisierten Frankreich zu unferm Entsetzen beobachten können; und das, was lange Zeit der große Vorzug Frankreichs und die Ursache seines ungeheuren Übergewichts war, eben jenes Einstein von Volk und Kultur, dürfte uns bei diesem Anblick nötigen, darin das Glück zu preisen, daß diese fragwürdige (Gelehrten-)Kultur bis jetzt mit dem edlen Kerne unseres Volkscharakters nichts gemein hat. Alle unsere Hoffnungen strecken sich vielmehr fehnsuchtsvoll nach jener Wahrnehmung aus, Der Türmer IX, 9 23

Z46 Ein Wort über die Königin Luise daß unter diesem unruhig auf und niederzuckenden Kulturleben und Bildungskrampfe eine herrliche, innerlich gesunde, uralte Kraft verborgen liegt, die freilich nur in ungeheuren Momenten sich gewaltig einmal bewegt und dann wieder einem zukünftigen Erwachen entgegenträumt.“ Für ein solches Erwachen wartet Deutschland jetzt auf den Mann, der feinen Kulturbestrebungen eine einheitliche Richtung zu geben vermag, um dadurch Bismarcks Werk einer politischen Einigung der deutschen Stämme zu krönen. Otto Corbach ISEin Wort über die Königin Luise rnst von Wildenbruch hat vor Jahren eine liebenswürdige, aus dem Berliner Volksleben gegriffene Novelle geschrieben: „Die heilige Frau“.

Darin knüpft er an Vorstellungen der kleinen Leute an, die in der Gemahlin König Friedrich Wilhelms III. eine Heilige erblicken. Und was die kleinen Leute dunkel und naiv empfinden, das ist bei den gebildeten und patriotischen Preußen bewußter vorhanden. Es wird mit der Person der Königin ein Kult getrieben, der in der Tat dem Heiligenkult vielfach nicht gar fremd ist. Sehr mit Recht wird von kritischer Seite von einer Luisenlegende gesprochen. Was die Kreise der Gebildeten über die Königin wifen, ist manchmal ganz überraschend wenig. Noch vor kurzem las ich in den „Grenzboten" die kühne Behauptung, die Königin hätte niemals eine Uniform angehabt. Und dabei war sie doch Chef der Ansbach-Baireuther Dragoner! Eins der bekanntesten Bilder von ihr zeigt fie in der Uniform dieses Regimentes! Im allgemeinen bewegen sich die preußischen Patrioten in recht unklaren Vorstellungen über die Königin. Und das ist auch kein Wunder. Denn bis vor kurzem waren die Quellen, die uns ein eingehendes, begründetes Urteil über Wesen und Wirken Luisens gestatteten, recht spärlich erschloffen. Als Treitschke und Mommsen vor einunddreißig Jahren zur Feier des hundertsten Geburtstages der edlen Märtyrerin ihre berühmten Reden hielten, konnten sie ihren Ausführungen nur ein dürftiges Quellenmaterial zugrunde legen. Neuerdings ist es anders geworden. Von fleißiger Forscherhand, insbesondere von dem jetzigen zweiten Direktor des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, Paul Bailleu, ist in der „Deutschen Rundschau", im „Hohenzollernjahrbuch" und an manchen andern Stellen eine solche Fülle von Briefchaften der Königin veröffentlicht worden, auch sonst hat die Forschung so viel ermittelt, was zum Verständnis Luisens dient, daß wir wohl in der Lage find, uns von der Persönlichkeit der edlen Frau ein zuverlässiges Bild zu machen. Es konnte die Frage entstehen, ob das Idealbild, das wir uns von ihr zu entwerfen pflegten, sich nicht an der Hand des Quellenmaterials verflüchtigen würde, ob es nicht richtiger sei, wenn auch schmerzlich, auf eine Verherrlichung der Königin zu verzichten. Aber es ist hier so gegangen, wie es häufig zu gehen pflegt: das Durchdringen des Quellenmaterials zeigt nur, daß der Volksinstinkt sich nicht über die Größe dieser Frauenseele getäuscht hat. Wie bei Friedrich dem Großen, wie beim Freiherrn vom Stein, wie sonst so oft noch, so bestätigt auch hier das Quellenstudium nur, wie richtig der Genius des Volkes die

Ein Wort über die Königin Luise Z47 fittliche Macht einer Persönlichkeit zu ahnen pflegt. Freilich, eine Heilige war die Königin Luise nicht. Sie hat ihre Schwächen gehabt, besonders in früheren Jahren, aber auch in den Jahren des Leids. Wir müffen aufräumen mit ihrer kritiklosen Bewunderung. Aber durch die neueren Veröffentlichungen tritt fie uns menschlich so nahe, daß wir ihr Wesen ganz begreifen lernen und daß die Liebe und die Begeisterung, die fich für fie feit hundert Jahren in Millionen von Herzen entzündet hat, ganz zweifellos nur noch zunehmen. An der Seite eines den Ereigniffen nicht gewachsenen, übertrieben friedliebenden Gemahls hat die unschuldsvoll reine, heitere, naturwüchsige Seele der mehr nach ihrer Mutter, einer füddeutschen Fürstin, als nach mecklenburger Art geschlagenen Prinzefin erst in den Tag hineingelebt und ihre Stellung oft zu oberflächlich aufgefaßt, wenn sie auch stets einen großen Bildungstrieb in fich hatte und die mangelhafte geistige Schulung, die ihr in der Kindheit zuteil geworden war, ftetig zu verbeffern fuchte. Erst als der preußische Staat in eine Krisis geriet, kurz vor Beginn des Kampfes mit Napoleon, kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie ihrem hilflosen Gemahl ergänzend zur Seite treten müßte, daß sie ihm etwas den furchtbaren Druck der Verantwortlichkeit, unter dem der gewissenhafte Monarch litt, zu erleichtern, daß sie ein Selbstvertrauen zu heben, seine Entschlußkraft anzuspornen hätte um der Ehre Preußens willen. Damals begann sie ihre reichen seelischen Kräfte zu fühlen. Als dann das alte Preußen so kläglich zusammenbrach, da war sie es, die ihren Gemahlimmer wieder beschwor, keinen schimpflichen Waffenstillstand zu schließen, und ihn in der Tat davon abhielt. Geradezu wunderbar reifte damals ihr Wesen. Voller Entzücken erkannte das Heinrich v. Kleist. Der schrieb überfie am 6. Dezember 1806, seltsamerweise gerade als die Königin das Lied des Harfners aus Goethes Wilhelm Meister in Ortelsburg für sich abgeschrieben hatte: „In diesem Kriege macht fiel einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt. Sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält." Jetzt, wo es hundert Jahre werden, da der

gewaltige Mann, der gleich einem Gebirgswaffer, zerstörend und hier und da auch den Boden zu fruchtbarer Gestaltung lockernd, über Europas Fluren dahinbrauste, uns den Frieden von Tilfit aufzwang, da ist es wohl am Platze, auch des Bittganges zu gedenken, den Friedrich Wilhelms III. Frau kurz vor dem Abschluß jenes Friedens unternahm, um das Verhängnis von Preußen abzuwenden. Sie hat fich damit gedemütigt wie kaum je eine stolze Fürstin. Der ganze Versuch war ihr auf genötigt worden durch Ratgeber des Königs, darunter auch Hardenberg, die in dem törichten Glauben befangen waren, daß Napoleon feine politischen Ziele ändern könnte, wenn eine Frau ihn darum bat. Wenn wir uns jenen Schritt der Königin vergegenwärtigen, dann tritt uns ihre fittliche Hoheit in ihrer ganzen imponierenden Größe entgegen. Als der König ihr am 29. Juni 1807 den Wunsch übermittelte, mit dem Unerbittlichen wegen der Friedensbedingungen zu sprechen, war fie, weich gefimmt dadurch, daß Napoleon kurz vorher ihre Gesundheit ausgebracht hatte, anfangs bereit. Sie wollte, wie sie dem Könige schrieb, dem Kaiser verzeihen, was er ihr im Moniteur und Telegraphen, jenen Blättern, in denen er fiel mit Schmähungen überhäuft hatte, getan habe. Tags darauf bebte sie aber doch wieder vor dem Schritt zurück. Zu tief war ihr Widerwille gegen den Peiniger

Z48 Ein Wort über die Königin Luise ihres Landes. Sie wollte sich krank stellen. „Könnte ich nur durch meine Gegenwart etwas Gutes fiften, so fliege ich dahin, wo mein Herz nie fein wird, und trinke den Wermut und leere den Becher mit der Würde, die der Preußen Königin zukommt.“ Am nächsten Tage stellte ihr der König aber vor, man hielte es allgemein für nützlich, wenn sie erschiene. Nun war ihr Entschluß gefaßt: „Ich breche morgen auf“, schrieb sie ihrem Gatten. „Ich kann dir keinen größeren Beweis meiner Liebe und meiner Hingabe an das Land, zu dem ich gehöre, geben, als dahin zu gehen, wo ich nicht begraben sein möchte.“ Was die andern hofften, fie hoffte es nicht. „Je ne me flatte de rien“, gestand fie, und zu dem schwedischen Gesandten Brinckmann äußerte sie: „Ich bin erst 30 Jahre alt, aber ich habe mich schon selbst überlebt“. Dann trat sie am 6. Juli in Tilfit dem Befieger Europas gegenüber und sprach das aus, „was Gott mir eingab“. In einstündiger Unterredung hat sie auf Napoleon zu wirken gesucht unter Zugrundelegung einiger Punkte, die Hardenberg für sie aufgeschrieben und die fie fich eingeprägt hatte. Sie erlebte den Triumph, daß Napoleon, der nie eine gewisse Steifheit in den Verkehrsformen namentlich Damen gegenüber abgelegt hat, einen Augenblick in Verwirrung geriet, und daß sie den Gang der Unterredung bestimmte. Insbesondere plädierte fiel dafür, daß Magdeburg preußisch bliebe. Bei der fich anschließenden Tafel erklärte es Napoleon gelegentlich für unbegreiflich, daß Preußen fich mit feinen schwachen Kräften mit ihm in Krieg eingelaffen hätte. Da gab Luise die schöne Antwort: „Der Ruhm Friedrichs des Großen hat uns über unsere Macht getäuscht.“ Am Abend äußerte Napoleon zum Zaren Alexander, er sei durch die Art, wie die Königin fich mit ihm ausgesprochen habe, sehr betroffen gewesen; fie habe viel Geist und Seelenadel gezeigt. Aber er eilte nun abzuschließen, um sich nicht doch etwas abdringen zu laffen. Eine letzte Bitte der Königin am nächsten Tage fand ganz taube Ohren. Luise mußte fich überzeugen, daß Napoleons Herz von „Bronze“ war. Um so schmerzlicher empfand sie jetzt die Demütigung, der fie sich ausgesetzt hatte, als sie sich am Tage vorher, durch kompläfante Reden des Mächtigen beeinflußt, in süße Hoffnungen gewiegt hatte. Ihre ganze Enttäuschung malt sich in einem Briefe an ihren Lieblingsbruder Georg: „Reich an Erfahrung, arm an Glauben, lege ich mein müdes Haupt an deine Brust. Ist es möglich, daß solche Menschen von Gott erschaffen werden, als ich habe kennen lernen? Ja, ich habe Ungeheures erlebt, lieber George, aber lieber Freund, ich bin nicht schlechter geworden, das sei Dir Trost. Unsere Magdeburger, Altmärker, Halberstädter an Jerome. Ist es zum LÜberleben, George?“ Seit jener Zeit begriffen die Preußen, daß ihre Königin eine Märtyrerin ihres Landes geworden war. Sie felbst bekannte kurz vor ihrem Tode ihrem Vater: „Opfer und Aufopferung ist mein Leben.“ Wie sie gebangt und gelitten hat um Preußens willen, das lehren die neu erschloffenen Quellen erst mit erschütternder Macht. Lange wirkte sie einträchtig und verständnisvoll mit Stein zusammen und ermöglichte den Verkehr dieses nur allzu heftigen Staatsmannes mit dem Könige. Ja, sie hat gleich zu Beginn des Wiedereintritts Steins eine Krisis verhindert. Freilich kam es schließlich zu Verstimmungen zwischen ihr und dem Freiherrn, an denen sie nicht unschuldig war. Sie fanden im Zusammenhang mit dem Rücktritt des

Reorganisators Preußens im November 1808. Entscheidend wurde freilich für diesen Rücktritt in der Folge die durch das Bekanntwerden des Briefes Steins an Wittgenstein geschaffene Lage, die sich immer ungünstiger für den Freiherrn zuspitzte. Es ist lächerlich,

Ignaz Auer + Z49 angesichts der Haltung Luisens bei dieser Sache von Intrigenhaftigkeit ihrerseits zu sprechen. Wer ihre Briefe kennt oder beispielsweise ihren Brief über die Philosophie des reinen Herzens gelesen hat, der vermag das nicht. Diese Briefe werden in Zukunft das Entzücken aller Menschen sein, die für Natürlichkeit, Frohsinn, Lebendigkeit der Empfindung und Seelengüte noch einen spärlichen Rest in sich bewahrt haben. Niemand wird sich der Erkenntnis verschließen, daß es fich an dieser Frau ergreifend bewahrheitet, was fie felbst einmal gesagt hat: „Gott hat die schönen Lignamente tief in unser Herz eingegraben, und man muß nur diesen folgen, um auf dem rechten Wege zu bleiben." Wenige Frauen haben eine solche Genialität des Gefühls bewiesen wie Luise. Wie würden die großen Geister des Volkes, denen schon vor einem Jahrhundert warm zu werden pflegte, wenn man ihrer gedachte, so auch Altmeister Goethe, der in ihr einst ein „göttliches Bildchen" fah (man denke ferner nur an Scharnhorst und Gneisenau, an Fichte und Schleiermacher, an W. v. Humboldt und Friedrich Gentz, an den Chor der Sänger Schenkendorf, Fouqué, Stägemann, Arnim, Körner), fich erfrischt haben an diesem Born fonnenklaren und lebensprudelnden Menschentums, der aus den Briefen der preußischen Königin rinnt. Am Schluß ihres Daseins war es Luisen vergönnt, ihr Leben zu krönen durch zwei entscheidungsschwere Eingriffe in die Geschicke des preußischen Staates. Sie war es, die den Staatsmann an die Spitze der Geschäfte zurückführte, der nach der Achtung Steins der geeignetste war, um Preußen wieder emporzuführen, Hardenberg, und die die drohende Abtretung Schlesiens verhindert hat. Darum durfte der Dichter der Hermannsschlacht ihr im Dezember 1809 bei ihrer Rückkehr nach Berlin ahnungsvoll entgegenfingen: Wir fahn dich Anmut endlos niederregnen, Daß du so groß als schön warst, war uns fremd! Und ein anderer Genius, der hundertmal das treffendste Wort gefunden hat, Blücher – auf die Orthographie kommt es beim Genius bekanntlich nicht an – sprach der Nation aus der Seele, als die Kunde von Luisens Tode durchs Land zuckte: „Wenn die Welt in die Luft flöge, mir wär's recht." Es ist der Instinkt der Gemeinheit, der es heute wagt, die fittliche Hoheit dieser Frau durch allerlei verlogene Angriffe zu besudeln. Nirgends tritt es fo handgreiflich zutage, daß sich keine guten Kräfte in der Sozialdemokratie regen, als in diesen Versuchen, dem preußischen Volke die weihevollsten Erinnerungen und die geliebtesten Menschen zu verunglimpfen. Wir halten es mit dem Worte Luisens: „Es kann nur gut werden durch die Guten." Herman v. Petersdorff AZEs Ignaz Auer + GF war ein Mann von Gemüt und Geist. Da wird für den Toten wohl auch der „Türmer" eine Seite haben. Um seine Bescheidenheit und gänzliche Freiheit von Eitelkeit hat ihn ein wohlbekannter sozialdemokratischer Parteiführer des Südens einst geradezu beneidet. Wer aber Geist und Gemüt befitzt und dazu jegliches Selbstgefallen abgelegt hat, der fieht hinein in die Menschen und die Dinge. Und wenn ein solcher Mann in einer Partei voller entfeffelter Kräfte, wie es die Sozialdemokratie ist, sich eine leitende Stellung erobert, so

Z50 Ignaz Auer + kann sein Leben nur ein langes, qualvolles Sichopfern gewesen sein. In einem Herzen muß aber zugleich der Glaube an die Sache als unauslöschbare Glut gelebt haben. So unauslöschbar, daß der Verstorbene die sich glaubensicherer dünkenden und gerne davon redenden Parteigenoffen mit dem an ihrer Fahne „baumelnden Endziel" verspotten konnte. Das hat man ihm, dem Gläubigten, als Unglauben ausgelegt. Auers Begeisterung für das Ideal der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung war so reiner, keuscher Natur, daß er sie immer ängstlich verbarg, selbst auf die Gefahr hin, daß man ihn völlig verkannte. Was ihm häufig genug passierte. Er hatte die Gewohnheit vieler feinfühliger Menschen, das Schaf im Wolfspelz zu spielen. Er konnte tun, was Goethe von Leffing fagte: feine Würde niederlegen, weil er sich jederzeit imstande fühlte, fie wieder aufzunehmen, wenn es ihm nötig schien. Und wenn er das tat – was einige Male auf Parteitagen und im Reichstag geschah –, dann erlebten die Zuhörer einen elementaren Ausbruch einer großen, fich selbst in Banden haltenden Menschenseele. Er besaß die Gabe, inmitten eines erbitterten Streites um die Grammatik oder die Theorie der Partei schlichte, ohne Pathos vorgetragene, aber erschütternde Herztöne

anzuschlagen, welche die Streitenden wieder zur Befinnung brachten. Seine Größe lag darin, daß er, ausgestattet mit den intellektuellen Fähigkeiten, dem Temperament und der äußeren Erscheinung zu einem Parteiführer ersten Ranges, auf allen Führerglanz verdichtete, sich mit der Stelle eines „Halben“ begnügte, eines Mentors, der stets zwischen den streitenden Brüdern stand, beschwichtigte, schlichtete, einigte, und wie das gewöhnlich so der Fall ist, dafür von beiden Seiten die Prügel erhielt. In seinem Herzen kreuzten sich während drei Jahrzehnten alle Linien der inneren Parteikämpfe, und er hat diese Kämpfe still und mutig ertragen. Viel half ihm dabei sein sonniger Humor, den er auch nach dem schlimmsten Wetterleuchten immer wieder scheinen ließ. Die lange Peitsche feines Spotts wurde zum Schluß immer zu einem Laffo, mit dem er alle Widersacher liebenswürdig einfing und vereinigte. Ohne diese große Gabe wäre er Gefahr gelaufen, den Weg der Verfemten gehen zu müffen. Seine Neigung zu Scherzen, wenn er hätte weinen mögen, hat ihn in den Ruf eines Zynikers und abgebrühten Diplomaten gebracht. Er war es so sehr, daß er einst in einer Rede, in welcher er fein und seiner Jugendgespielen Kinderelend in feinem niederbayrischen Heimatsdorfe schilderte, von der Bewegung übermannt wurde und nicht mehr weiter sprechen konnte, so daß ein Freund die Rede zu Ende bringen mußte. So überzart war das Gemüt dieses blonden Hünen, in defen Gesicht die Lichter eines wehmütigen Humors und die Schatten eines liebenswürdigen Ernstes wechselten und den unbeugsamen Willen der harten Stirne milderten. Vom Dogmatiker und Fanatiker hatte er rein nichts, und mit treffendem Humor hat Viktor Adler in der Wiener Arbeiterzeitung Auer, zwischen Bebel und Liebknecht gehend, also geschildert: Prophete links, Prophete rechts, das Weltkind in der Mitten. Auers große Bedeutung bestand darin, daß er, reiner als alle sonstigen Führer der Sozialdemokratie, den Typus eines neuen modernen Arbeiterführers dargestellt hat. Er setzte den triebartigen Kräften des Gesamtwillens der aufstrebenden Arbeiterschaft feinen zügelnden Eigenwillen entgegen. Er ließ sich von der Welle der großen Volksbewegung nicht nur tragen, er teilte die mit kräftigem Arm, wo es ihm nötig schien. Ein Gegner hat ihn einst den „heimlichen Kaiser der Sozialdemokratie“, genannt. Daran war viel Wahres,

Großtaten und Fortschritte der modernen Chirurgie Z51 wenn man das Wort richtig verstehen will. Aber auch ein Mensch von Auers Kräften wird bei einer so gewiffenhaften Auffaffung einer Führerpflichten schließlich aufgerieben. Das war ein Los. Es war auch eine Naturnotwendigkeit, die unvermeidliche Wirkung ungleicher Kräfte. Es wäre töricht, dies beklagen zu wollen. Schließlich ist die Selbstopferung immer noch das ficherste Zeichen wahrer Größe. Auer hat dieses Kreuz getragen. Das Schicksal hat ihn an seinen Platz in der modernen Arbeiterbewegung gestellt, und ohne nach links oder rechts zu schielen, ist er stark und treu diesen feinen Weg gegangen. Und daß er dabei ein großer, gütiger Mensch geblieben ist, das ist noch das Beste in seinem arbeitsreichen, freudearmen Leben gewesen. z- Anton Fendrich e Ein Idealist war Auer zweifellos. Wie wenig er aber zu den Orthodoxen der Partei gehörte, mag eine intereffante Erinnerung beleuchten, die Adolf Damaschke in feiner „Volksstimme“ erzählt. „Es mögen etwa sechs Jahre her sein,“ schreibt Damaschke, „da saßen wir mit einigen gemeinsamen Bekannten zusammen. Ignaz Auer versuchte, mich für die Sozialdemokratie zu gewinnen: „Es find jetzt ein paar Theologen zu uns gekommen. Na, die Pfarrer stelle ich am liebsten alle in eine Ecke. Aber mit Ihnen möchte ich doch einmal ein ernstes Wort sprechen. Sie meinen es doch mit dem Volke ehrlich. Was wollen Sie sich mit Ihrer Bodenreform in der bürgerlichen Gesellschaft abquälen? Da denkt ja zuletzt doch nur ein jeder, wo und wie er ein Profitchen herausschlagen kann. Kommen Sie zu uns! Die Arbeiter sind die einzigen, auf die man sich bei einer ernsthaften sozialen Arbeit wirklich verlaffen kann.“ Ich antwortete: „Abgesehen von allen politischen und religiösen Fragen, kann ich nicht zu Ihnen kommen, weil mir das Endziel des Marxismus: die Zentralregelung der Produktion und Konfumtion weder möglich, noch auch nur wünschenswert erscheint.“ Da kam die klafische Antwort von Ignaz Auer: „Zentralregelung der Produktion und Konsumtion? Na, welcher vernünftige Mensch will denn das?“ „Erlauben Sie, Herr Abgeordneter,“ mischte sich da der bekannte Theoretiker Dr. Konrad Schmidt ins Gespräch, „das ist in der Tat der Kernpunkt, der uns volkswirtschaftlich von der Bodenreform trennt“. Auer stand auf, machte eine Handbewegung gegen die Stirn, die

gewöhnlich nicht als Ausdruck besonderer Hochachtung aufgefaßt wird, und fagte: „Ihr Theoretiker!“ und ging mit großen Schritten ins Nebenzimmer.“ Oly Großtaten und Fortschritte der modernen Chirurgie or Lifter glich der Operateur dem Kartenspieler, der ein Spielball des r- Glückszufalls ist.“ Treffend hat einst Ernst von Bergmann, der anerkannte Führer der deutschen Chirurgie unserer Tage, so den Wert von Listers großer Erfindung, der antiseptischen Methode, gewürdigt, auf der die gewaltige Entwicklung der modernen Chirurgie beruht. Ein grausames Geschick hat den deutschen Meister gerade in den Tagen hingerafft, als die Arztewelt

Z52 Großtaten und Fortschritte der modernen Chirurgie und die gesamte Kulturwelt fich anschickte, dem englischen Altmeister zu feinem 80. Geburtstage am 5. April huldigend zu nahen. Bei der Namen aber werden als die großer Wohltäter der leidenden Menschheit im Gedächtnis der Nachwelt leuchtend fortleben. Als Lister im Jahre 1867 mit feinem neuen Verfahren zuerst an die Öffentlichkeit trat, war die Chirurgie schon durch die Auf findung der betäubenden und schmerzstillenden Mittel, insbesondere des Chloroforms und des Althers, in eine neue Ara getreten. Um so peinlicher empfanden die Chirurgen das Wüten der Wundkrankheiten, der Blutvergiftung, des Hospitalbrandes, der Wundrose und des Wundstarrkrampfes, gegen die man scheinbar machtlos war. Lister felbst verlor als Profeffor der Chirurgie in Edinburg und Glasgow trotz aller Vorficht zahlreiche glücklich Operierte. Da führten ihn die Forschungen Paft eurs auf den rechten Weg. Pasteur wies nach, daß in der Luft befindliche Kleinlebewesen die eigentlichen Fäulniserreger find, und auf feine Untersuchungen baute Lifter fein System auf. Lister selbst schrieb im Februar 1874 an Pasteur: „Ich weiß nicht, ob Ihnen die Annalen der britischen Chirurgie jemals vor Augen gekommen find. Falls Sie sie gelesen haben, haben Sie dort von Zeit zu Zeit Nachrichten über das antiseptische System finden müffen, das ich seit den letzten neun Jahren zur Vollendung zu führen suche. Gestatten Sie mir, diese Gelegenheit zu ergreifen, um an Sie meinen herzlichsten Dank zu richten, daß Sie durch Ihre glänzenden Untersuchungen die Wahrheit der Theorie von den Fäulniskeimen erwiesen und mir so das einzige Prinzip gezeigt haben, das das antiseptische System zu gutem Ende führen konnte.“ Schon lange vor Lifter hatte freilich Ignaz Philipp Semmelweiß, der als Märtyrer feiner viel angefeindeten Überzeugung in der Irrenanstalt Döbling bei Wien 1865 starb, die Lehre von der Entstehung des Kindbettfiebers durch Infektion mit Fäulnisstoffen vermittelt der Hände der untersuchenden und behandelnden Personen verkündet. Aber feine Lehre kam erst nach Listers Erfolgen zur Anerkennung, und Lifter selbst wußte von ihr nichts, als er mit feinen Gedanken an die Öffentlichkeit trat. Lister kam also durch Pasteurs Arbeiten auf den Gedanken, daß die in der Luft enthaltenen Keime der niederen Organismen die eigentlichen Eitererreger seien und daß man die furchtbaren Wundkrankheiten, welche Tausende und Abertausende in den Hospitälern dahinrafften, verhüten und abwehren könnte, wenn man diese gefährlichen Keime vor dem Eindringen in die Wunde abhielte. Zu diesem Zweck erfand er einen „antiseptischen Verband“, der auf der Abficht beruht, die Luft von der Wunde gänzlich fernzuhalten oder wenigftens erst nach Abtötung der in ihr enthaltenen Keime durchzulaffen. Bei jeder Operation wurde daher der „Karbolspray“ angewandt, indem mittelst Zerfäubers die Umgebung des Operationsfeldes und dieses selbst mit Karbollösung geschwängert und nach der Operation ein fehr sorgsamer und komplizierter Okklusivverband um die Wunde herum angelegt wurde. Diese Methode hatte überraschend günstige Ergebnisse für den eiter- und fieberlosen Verlauf der Wundbehandlung und drang allmählich in allen Kulturländern durch. Vor allem waren es deutsche Chirurgen, die sich der Methode bemächtigten und fie weiter ausbildeten, während die englischen Kollegen erst sehr allmählich von ihrem Skeptizismus bekehrt wurden. Von dem ursprünglichen Listerschen Verfahren ist heute freilich kaum noch etwas außer dem Prinzip der Fernhaltung der schädlichen Bakterien in der

Großtaten und Fortschritte der modernen Chirurgie Z53 Praxis übriggeblieben. Zuerst wurde der Spray abgeschafft, dann die Karbolfäure durch andere, weniger reizende Mittel ersetzt, und nach und nach fielen alle andern, auch scheinbar wesentliche Bestandteile des Systems. Immer einfacher wurde die Methode, die ja im Grunde genommen lediglich die wirkliche

wiffenschaftliche Reinlichkeit darstellt. Heute ist man unter Benutzung der durch die Bakteriologen gefundenen Tatsachen dahin gelangt, ohne direkte Anwendung eines antiseptischen Mittels, nur unter forgfältiger Fernhaltung der Bakterien zu operieren. Die antiseptische Methode ist in die aseptische umgewandelt worden, insbesondere durch Ernst v. Bergmann und feinen Schüler Schimmelbufch. Die Erweiterung unserer Kenntnis von den Krankheitserregern hat gezeigt, daß die Störungen der Wundheilung nicht durch beliebige, sondern durch ganz spezifische Mikroben zustande kommen, und daß die Gefahr einer Luftinfektion fast nie vorhanden ist. Darum verwirft man den Karbolspray und achtet dafür um so mehr auf die Desinfektion der Gebrauchsgegenfände fowie der Hände des Operateurs, für die fich ganz spezielle und praktisch erprobte Methoden herausgebildet haben. Die Afeptik verzichtet im Gegensatz zur Antiseptik auf die dauernde Behandlung der Wunde mit keimtötenden chemischen Stoffen und erreicht den Schutz vor schädlichen Bakterien einfach und ficher dadurch, daß fiel die von vornherein keimfreie Wunde durch keimfreien Verschluß und Verband abschließt und fo jedes Eindringen von Mikroben ausschließt. Da das Innere des gefunden, nicht infizierten menschlichen Körpers, Blut und Gewebe, stets frei von Bakterien find, so muß eine derart von der Außenwelt abgeschloffene Wunde auch ungetränkt von antiseptischen Stoffen stets keimfrei bleiben und demnach ficher und ungestört heilen. Das gilt von den Operationswunden, die vom Arzt gemacht werden. Zufällig erworbene Verletzungen dagegen find fast nie keimfrei und müffen antiseptisch behandelt werden. Glänzend durchgeführt wurde die aseptische Behandlung in Ernft von Bergmanns Berliner Klinik, deren Leitung der berühmte Chirurg erst kurz vor seinem Hinscheiden niedergelegt hatte. Wie über Lord Lifter, so waren über ihn Ehren und Würden die Fülle ausgeschüttet worden, ohne den kraftvollen Mann eitel zu machen. Noch beim Festmahl zu feinem fiebzigsten Geburtstag im Dezember sprach er es aus: „Ich bin kein himmelstürmender Pfadfinder, kein unerschöpflicher Erfinder gewesen; in die Reihe eines Liter und Billroth habe ich mich nicht gestellt. Wenn ich etwas geleistet habe, so lag es in der kritischen Reproduktion und in der Liebe zu meiner Kunst, der eines Chirurgen und Arztes. Diese Kunst habe ich geliebt und verehrt, mit jedem Jahrzehnt meines Lebens mehr. Ich liebe die desto aufrichtiger und inniger, je geringer ich meine eigene Arbeit und Leistung anschlage. Wenn es wahr ist, daß der Glaube an sich selbst die treibende Kraft ist, die alles Gute und Große schafft, fo hätte ich nichts schaffen können, denn mir ist vor dieser Gottähnlichkeit stets bange gewesen." In der ärztlichen Kunst, in dem praktischen Schaffen als erfolgreicher und kühner Operateur, als Lehrer ersten Ranges, als energischer Organisator wissenschaftlicher und humanitärer Werke gipfelt danach das Wirken dieser glänzenden und universal vielseitigen Persönlichkeit. Aber auch feine wiffenschaftliche Arbeit stellt ihn in die erste Reihe der deutschen Chirurgen; feiner Verdienste um die Aseptik ist eben gedacht worden, aber er wirkte auch bahnbrechend für die Kopfverletzungen und die Umgestaltung der gesamten Kriegschirurgie unserer Tage, und war ein würdiger Nachfolger Dieffenh

 bachs und Langenbecks auf dem Berliner Lehrstuhl der Chirurgie. Das Berliner Langenbeckhaus der deutschen Chirurgen, das Kaiserin-Friedrich-Haus für ärztliche Fortbildung, die Berliner Rettungsgesellschaft danken feiner Initiative ihr Dasein. Unermüdlich verfocht er die Intereffen feiner Wiffenschaft und des ärztlichen Standes nach außen und innen, immer selbstsicher, vornehm und lediglich die Sache im Auge, nötigenfalls auch scharf und schneidig. Ein Sohn des kernigen baltischen Stammes, entstammte er einer Pastorenfamilie, die ursprünglich ostpreußisch, feit Jahrhunderten in Livland faß und tüchtige Männer der Wiffenschaft hervorbrachte. Einer feiner Vorfahren fand in Leipzig mit dem jugendlichen Studiosus Goethe einst auf Mensur wegen Annette Schönkopf. Liebevoll hat Ernst von Bergmann feiner Vorfahren in einer Familienchronik gedacht, die fein Motto trägt: „Das Leben soll nicht ein Mittel zum eigenen Glück, sondern eine Aufgabe zum Wohl der andern fein." Der tiefe, fittlich-religiöse Grundzug seines Wesens gab ihm auch die Tapferkeit und Furchtlosigkeit, mit der er dem als unabwendbar erkannten Tod ins Auge fah. Mit ungebrochener Kraft bleibt ein Bild in der Erinnerung der Nachlebenden. Schon 1866 auf den Schlachtfeldern Böhmens und 1870 im Barackenlazarett von Karlsruhe, gemeinsam mit

Volkmann und Billroth, hatte er Deutschland als Chirurg gedient, bis er 1878, eben durch die Erfahrungen des Russischtürkischen Krieges bereichert, von Dorpat dauernd in feine andere Heimat überfiedelte, erst in Würzburg, seit 1882 in Berlin, wo er das Vertrauen dreier Kaiser genoß und reichlich verdiente, und ohne sein Zutun in der Arztewelt die führende Rolle erhielt, auch als erster Vorsitzender der großen Medizinischen Gesellschaft und des Deutschen Chirurgenkongreffes. Dank der Antiseptik und Aseptik, der Narkose und der zielbewußten Benutzung der neuesten chemischen, physikalischen (man denke an Röntgenstrahlen und Radium) und bakteriologischen Errungenschaften feiert die moderne Chirurgie Triumphe, wie man fie vor einem Menschenalter als unmöglich erklärt hätte. Lange Jahrhunderte hindurch, noch bis ins vorige hinein, wurden die chirurgischen Eingriffe von vielen wissenschaftlich gebildeten Arzten als ihrer unwürdig und nur für Handlanger geeignet betrachtet. Der Stand der Chirurgen blieb lange Zeit abgetrennt von dem der Arzte, als eine Art Arzte zweiter Klaffe. Heutzutage ist fast das Gegenteil eingetreten, daß der Chirurg als der vornehmere Arzt betrachtet wird, als eine Art ärztlicher Gardekavallerift; so blendend haben die Erfolge der modernen Chirurgie auf die öffentliche Meinung eingewirkt. Einst hatte Albrecht von Haller als erstes Gebot der Chirurgie gelehrt, daß jeder Schnitt an einem lebendigen Menschen ein Frevel fei(hominem vivum secare nefas!), und noch die weniger messerscheuen Chirurgen des 19. Jahrhunderts, wie Dieffenbach, erklärten, daß der Arzt, der eine Ovariotomie (Eierstockschnitt) vornehme, auf die Anklagebank gehöre; Langenbeck widerriet wegen der starken Mißerfolge, bei Erwachsenen eine Kniegelenksresektion zu machen. Heutzutage gibt es kaum eine Gegend des menschlichen Körpers, kaum ein Organ, in das nicht das Meffer des Chirurgen oftmals lebensrettend eindringt. Heute werden Hunderte von Ovariotomien ohne einen Todesfall, sogar Gebärmutter-Entfernungen in großer Zahl ohne Todesfälle ausgeführt, Kniegelenksresektionen mit bestem Erfolg gemacht, ja man dringt bei Gehirnverwundungen in das Hirn ein, entfernt den Fremdkörper und heilt die Verletzungen. Magen, Leber, Nieren, selbst das Herz wird dem chirurgischen Eingreifen unter-

Die Erziehungsschule Z55 worfen. Auf dem letzten Chirurgenkongreß konnte Prof. Rehn über 124 Fälle von operativer Freilegung des Herzens und Anlegung einer Wundnaht nach Herzverletzungen, von denen die Hälfte einen glücklichen Verlauf nahmen, berichten. Auch dem neuberufenen Nachfolger Ernst v. Bergmanns, Prof. Bier, bisher in Bonn, ist mit feiner Stauungsbehandlung ein bahnbrechender Fortschritt in der modernen Chirurgie geglückt. Er ging von dem Gedanken aus, daß die Entzündung ein natürlicher Abwehrvorgang des Organismus gegen eingedrungene Giftstoffe ist, und sah von Hochlegung und Kühlung der erkrankten Stellen ab; er führte im Gegenteil durch elastische Binden oberhalb der betroffenen Stelle oder besondere Saugapparate eine Blutüberfüllung und Stauung an der erkrankten Stelle künstlich herbei und hatte namentlich bei Karbunkeln, Furunkeln und Gelenksentzündungen sehr günstige Heilergebnisse zu verzeichnen. Seine Methode ist bereits Gemeingut der Arztewelt, zumal fiel in eminentem Sinn erhaltend (konservativ) ist. Ernst v. Bergmann hat also einen würdigen Nachfolger von Weltruf erhalten. CRM9 Die Erziehungsschule D pädagogische Problem steht in Deutschland seit der Begründung des neuen Reiches auf der Tagesordnung. Sehr begreiflich! Handelt es sich doch um nichts Geringeres, als die Art der Jugendbildung den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umwälzungen des letzten Menschenalters anzupaffen. Ein Zweifel kann darüber kaum bestehen, daß mit den Fortschritten auf diesen Gebieten die Reform im Schulwesen bis jetzt nicht gleichen Schritt gehalten hat. Die Meinung, daß mit noch so dankenswerten Verbefferungen im einzelnen wenig gewonnen, vielmehr nur durch neue Grundlagen geholfen werden kann, zieht immer weitere Kreise. Es handelt sich dabei hauptsächlich um unser Mittelschulwesen, während an die Wurzeln unseres Hochschulwesens kaum jemand die Axt zu legen fich unterfängt. Neuerdings ist von Süddeutschland eine Schrift ausgegangen, die in doppelter Beziehung besondere Aufmerksamkeit verdient. Einmal überrascht fie durch die zugleich wohl erwogene und begründete Kühnheit ihrer Vorschläge. Zweitens trägt sie nicht, wie die meisten derartigen Veröffentlichungen, rein theoretischen Charakter, ist vielmehr aus praktischen Experimenten entsprungen und dient der weiteren Verwirklichung solcher. „Die Erziehungsschule. Ein Entwurf zu ihrer Verwirklichung auf Grund

des Arbeitsprinzips“ (mit fünf Vollbildern. Julius Hoffmann, Verlag, Stuttgart) lautet der Titel. Der Verfaffer, Dr. Ernst Kapff, hat als Rektor einer Reformanstalt in Wertheim a. M. feine Erfahrungen gesammelt und trägt sich damit, in dem Stuttgarter Villenvorort Degerloch ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen. Es gehört Mut dazu, sich mitten in den Rachen des humanistischen Löwen hineinzuwagen. Württemberg, das privilegierte Land der Magister von alters her, hat die merkwürdigsten Gewohnheiten eines wieder zur Scholastik ausgearteten Humanismus bis in die Gegenwart herein konserviert. Nicht als ob die Gymnasien gerade rückständig wären. Wie allerwärts hat man auch hier Dr. med. Georg Korn

Z56 Die Erziehungsschule den humanistischen Lehrplan einigermaßen nach den Zeitforderungen modifiziert. Ein eigentümlicher Typus von Realgymnasium ist sogar entstanden, der sich in mancher Hinsicht gut bewährt hat. Auch das Realschulwesen hat sich kräftig entwickelt. Aller Staub und Moder eines veralteten Systems ruht dagegen noch auf den sogenannten Landlateinschulen der kleineren Städte. Sie haben hauptsächlich die Aufgabe der Vorbereitung auf das „Landexamen“, deffen glückliches Bestehen die Pforte zum Paradiese der kostenlosen Seminarerziehung erschließt. Da der Andrang außer Verhältnis zu den zu vergebenden Freiplätzen steht, so ist ein Leib und Seele der Knaben gefährdender Geiftesdrill in Schwang, um den hochgeschraubten Anforderungen jener oft über ein ganzes Lebensschicksal entscheidenden Prüfung zu genügen. Die Philologen find in Württemberg noch nicht ausgestorben, die ihren ganzen Ehrgeiz darein fetzen, tüchtige Landexamenseinpauker zu sein und ihre Schüler „durchzubringen“, womöglich den „Primus“ unter den Examinanden zu liefern. Das Schlimmste ist, daß um der wenigen willen, die sich auf den Eintritt ins Seminar vorbereiten, alle übrigen, die der Lehrer nur so als Mitläufer betrachtet, gezwungen werden, sich einen für sie ganz wertlosen humanistischen Wiffensballast anzueignen. Solange die – übrigens recht zweifelhafte – Wohltat des Seminargenuffes nicht von andern Bedingungen als einem grausamen Examen abhängig gemacht wird, ist an eine Gesundung des württembergischen Mittelschulwesens nicht zu denken. Aber gerade diese eigentümlichen Zustände haben es bewirkt, daß es im Lande zahlreiche Freunde radikaler Reformen gibt. So wird das Kapffsche Unternehmen auch gewiß über kurz oder lang verwirklicht werden. Man wird es als eine Versuchsstation zu betrachten haben, die als solche unter allen Umfänden Nutzen stiften wird, gleichviel welches Maß von äußerem Gedeihen ihr beschieden ist. Kapff will an Stelle der bisherigen nach der Schablone arbeitenden Lernfchule eine die Individualität der Zöglinge ausgiebig berücksichtigende Erziehungsfchule fetzen. In dieser soll die Vermittlung eines bestimmten Maßes von Wiffen, die das Alpha und Omega jener bildet, erst an letzter Stelle stehen. Der bisher in Deutschland ausschließlich maßgebenden passiven Erziehungsmethode soll die in England auf die Spitze getriebene aktive als gleichwertig an die Seite treten. Es kommt eben nicht darauf an, die Jünglinge mit möglichst viel unverdaulicher Gelehrsamkeit vollgepfropft aus der Schule ins Leben zu schicken, vielmehr mit gefestetem Charakter und hellem Blick für die praktischen Anforderungen des Lebens. Daß ein Charakter nur gebildet werden kann durch strenge Erziehung zu ernsthafter Arbeit, daß man die Arbeit nur an gewifen energisch erfaßten Wiffensdisziplinen lernen kann, verkennt natürlich auch Kapff nicht. Der Unterbau feiner aus drei Stufen mit je drei Jahresklaffen bestehenden Reformschule ist lateinlos. Vom Mittelbau ab gabelt fie sich in eine realgymnasiale Abteilung (Latein obligatorisch, Griechisch fakultativ) und in eine reale. Den Naturwiffenschaften wird auf allen Stufen besondere Bedeutung eingeräumt. Als zweite Zentralgruppe gilt auf der Unterstufe die deutsche Sprache; auf der Mittelstufe treten neben den Fremdsprachen auch die historischen Fächer (einschließlich Religion) in ihre Rechte, die anfänglich nur bei Gelegenheit des deutschen Unterrichts gelehrt werden. Kunsterziehung, Leibesübungen, Schülerwerkstätten, Exkursionen, Besichtigungen gewerblicher Betriebe und dergleichen

Die Erziehungsschule 357 spielen im Beschäftigungsplan eine wichtige Rolle. Dem „erziehlichen Unterricht“ gesellt sich ergänzend die „außerunterrichtliche Erziehung“ bei, die einerseits Lehrer und Schüler, andererseits Schule und Haus in engere Beziehungen bringen soll. Doch gewinnt man von ihrer Organisation aus der Kapffchen Schrift keinen vollkommen klaren Begriff. Die Erziehungsschulen find als Privatunternehmungen gedacht, für die jedoch der Staat

um möglichst weitgehende materielle und moralische Unterstützung angegangen werden soll. Als Form wird die Genoffenschaft m.b. H. empfohlen, und dementsprechend ist in Stuttgart bereits ein „Eingetragener Verein Reformschule Degerloch“ entstanden, durch den die neue Degerlocher Erziehungsschule betrieben werden soll. Diese Art der Organisation bringt es mit sich, daß die Eltern oder ihre Vertretung ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Auf solche Weise kann die Kluft zwischen Schule und Familie ausgefüllt werden, und es ist zu erwarten, daß sich dabei diese beiden Gewalten, die bei der gegenwärtigen Jugenderziehung oft genug einander entgegenwirken, in die Hände arbeiten. Die Gartenviertel der großen Städte betrachtet Kapff als die geeigneten Stätten zur Verwirklichung seiner Pläne. Hier können die Genüffe aller Kulturmittel mit den Vorteilen einer den Körper kräftigenden ländlichen Erziehungsweise verbunden werden. An Stelle des an sich trefflichen, aber auf deutsche Verhältniffe schon feiner Kostspieligkeit wegen nicht übertragbaren englischen Internatssystems soll das Halbinternat gesetzt werden. Die Zöglinge verbringen den Tag über in der Anstalt, wo sie auch die Mittagsbeköstigung erhalten, und kehren am Abend in ihre Familie zurück. Zwei Nachmittage in der Woche find frei, und an diesen Tagen findet die Heimkehr schon zur Mittagszeit statt. Das ganze Gelingen dieser Reformpläne hängt in erster Linie von der Stellung ab, die der Staat dazu einnimmt. Denn das Hauptstreben der Reformfchulen muß fein, von ihm möglichst weitgehende Berechtigungserteilungen eingeräumt zu erhalten. Dazu wird sich der Staat natürlich nicht eher bereit finden laffen, als bis die neuen Institute ihre Leistungsfähigkeit bewährt haben. Vorderhandhandelt es sich darum, daß sich wenigstens der Übertritt aus den Reformfchulen in die staatlichen möglichst leicht vollziehen läßt. Denn ohne diese Sicherheit werden nur wenige Eltern ihre Söhne einem solchen Privatinstitut anvertrauen wollen. Kapff hat denn auch vorsichtigerweise feinen Lehrplan einem der bestehenden Schultypen angepaßt, und zwar dem Reformrealgymnasium mit Realschule. Die Erziehungsschule will auf sämtliche höheren Berufe vorbereiten, und fie bezweckt gerade, daß die Berufswahl bis zum Verlaffen der Schule hinausgeschoben werden kann. Das schließt jedoch nicht aus, daß fie außerdem für verschiedene Berufsarten eine besonders geeignete Vorbildung gewährt. Kapff rechnet darunter namentlich die der Pflanzer und Farmer in unsern Kolonien. Es ist in der Tat ein unleugbares staatliches Intereffe, daß Institute vorhanden find, die ein heranblühendes Geschlecht, das dazu ausersehen ist, das Deutschtum außerhalb Deutschlands zu Ansehen und Einfluß zu bringen, zu dieser schweren und wichtigen Aufgabe gründlich erziehen. Doch auch von diesem Sonderfall abgesehen, muß dem Staate, der sich nun einmal selbst auf gewagte Experimente nicht leicht einlaffen kann, daran gelegen fein, daß von privater Seite solche Versuche unternommen werden, deren Erfahrungen auch dem staatlichen Schulwesen zugute kommen müffen. Man darf also die Erwartung hegen, daß den

Z58 Das „moderne Weib“ Kapffchen Bestrebungen von oben herab nach Möglichkeit Vorschub geleistet wird. Von der Theorie zur Praxis ist freilich ein weiter Schritt. Es muß fich erst zeigen, wieweit die überaus bestechenden Gedanken der Kapffchen Schrift fich in Wirklichkeit umsetzen laffen. Aber ihre Anregungen werden auch dann nicht verloren sein, wenn sich die auf die Degerlocher Reformschule gesetzten Erwartungen nicht erfüllen sollten. Jedenfalls würde ein Scheitern nicht das mindeste gegen die Verbefferungsbedürftigkeit unseres heutigen Mittelschulwesens beweisen. Rudolf Krauß –gyDas „moderne Weib“ ubals Harfe und die Trompeten Jerichos“ wünscht sich ein ungenannter p Zeitgenoffe in der „Neuen Gesellschaft“, „um deinen Hymnus zu fingen, dein brausendes Lob, du „modernes Weib“! – Die allerneueste Erzgans hat mit Hilfe mehrerer Dutzend Romane entdeckt, daßfie erstens eine Individualität und zweitens brachliegende Kräfte befitze. Diese Individualität aber muß unter allen Umständen sehr gehegt und gepflegt werden, damit die böse Welt auch dran glaube – und einen Strich ins Lasterhafte muß sie haben, damit die Modernität zweifelfrei ist. Da alle Individualität bei ihr auf das Körperliche gestellt ist, erdenkt sie sich eine Frisur, die Eigenart und Laster markiert. Ihren Körper hüllt sie in phantastische, mehr anekdotisch als künstlerisch wirkende Gewänder und gleitet überall dort heran, wo es ganz besonders „exklufiv“, „intim“ und „artistisch“ zugeht, d. h. also, wo der spezifisch berlinerische Kunstfnobismus ganz besonders üppig ins Kraut schießt. Gefährlicher ist ihr Tatendrang, der auf keinerlei

Voraussetzungen fußt. Sehr oft dichtelt fie, oft malt fie. Musik wird als zu banal empfunden. Diese gereimten und gemalten Unglücksfälle finden stets freundwillige Veröffentlicher, weil sie doch sooo „intereffant“ ist und es doch „gar nicht nötig hat“. Manchmal aber find ihre feelischen Qualitäten so ungeheuer differenziert, daß sich dieser Reichtum nicht in die Begrenztheit einer künstlerischen Betätigung zwingen läßt. In diesem Fall betätigt die Erzgans ihre „brachliegenden Kräfte“ und ihr erlebnishungriges „Weibtum“ in der Rolle der Egeria. Und blaffe Jünglinge mit Weltschmerzlocken laffen fich von ihr inspirieren zu tiefgründigen Exkursen über das „Rätsel des Weibes“. Mit Vorliebe gehen sie an ihr zugrunde, um einen Vorwand zu haben, der argen Welt ihre Arbeitskraft zu entziehen und in Kaffeehäusern Schwermut zu mimen...“

=“–./ Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen find unabhängig == vom Standpunkte des H sgebers = Zum Christustypus Eine Umfrage II, udwig Fahrenkrog hat in diesen Blättern die Frage aufgeworfen: Ist der herkömmliche Christustyp echt? Versteht man „echt“ im Sinne von „historisch richtig“, so ist die Frage natürlich zu verneinen: wir haben kein Bildnis des Jesus von Nazareth. Jahrhundertelang hat die Christenheit nach einem solchen gar nicht gefragt. Was kümmerte sie das Aussehen einer Perfönlichkeit, die dem Gläubigen kein menschliches Individuum, sondern ein allgegenwärtiges Gottwesen war? So blieb der Kunst, die sich später dieses Gegenstandes bemächtigte, nur übrig, ein Idealbild zu schaffen. Sie hat es getan, wie sie mußte. In den römischen Katakomben erschien Christus als bartloser Jüngling, ein antiker Halbgott, das verirrte Schaf auf der Schulter tragend, oder im Gewande des Orpheus, In Byzanz aber setzte man in die Altarnischen und Triumphbögen der prunkvollen Kirchen das starre Bild des Himmelskönigs, ein in die Wolken erhobener Cäsar an Gesicht und Kleidung. Dieser byzantinische Typus des Mannes mit dem gescheitelten Langhaar und dem spitzen, geteilten Vollbart ist durch die Jahrhunderte gewandelt, hat in der Renaiffance feine Auferstehung zu klassischer Schönheit gefeiert und sich auch in den Kirchen der Reformation bis auf den heutigen Tag als der allein „kirchliche“ erhalten. Selbst Uhde, Stuck, Zimmermann, Max, Thoma, Klinger, die nicht zum kirchlichen Gebrauche malten, haben die kunstgeschichtlich überkommene Christusmaske beibehalten; felbst Gebhardt, der auf feinen religiösen Bildern mit Vorliebe in bartlose Mannes gesichter seine tiefsten Empfindungen hineinlegt, hat seinem deutschen Heiland stets das Erkennungsmerkmal jenes typischen Antlitzes gegeben. Freilich haben diese Künstler der Neuzeit das Christusbild in einer nie dagewesenen Weise feelisch bereichert. Sie haben gewagt, einen vollen Menschen darzustellen, den allein eine geistige Herrlichkeit erhöht. Und zwar nicht nur stille Majestät, weiche Sanftmut, die den Künstler bald zum Leblosen, bald zum Süßlichen verführt. In dieser modernen Christusgestalt pulsiert ein eigenpersönliches Leben. Es versteht sich von selbst, daß diese Beseelung aus der Brust des Künstlers stammt, daß fein Christus also die geistigen Züge defen trägt, der ihn schuf. So erscheint denn der Mann

Z60 Zum Christustypus von Nazareth hier als proletarischer Held der Armen, dort als feinsinniger Herold der Liebe, dort als weltumstürzender Feuergeist, dort als ekstatischer Seher, dort als grübelnder Gedankenmensch. Es ist dieselbe Verschiedenheit der Prägung, die die dichterischen Jesusbilder eines Rénan, Rosegger oder Frenffen zeigen. Allerdings – ein neuer Christustypus ist damit nicht geschaffen worden. Diese Aufgabe dürfte überhaupt unlösbar sein. Es sei denn, daß uns ein Künstler erfände, der kraft seiner Phantasie ein neues Christusdogma verfinnlichte. Mag die Entstehung eines solchen nicht undenkbar sein, fo lehrt indessen die Geschichte, daß hier die Theologie immer der Kunst vorausgegangen ist..., wobei denn jene noch recht lange auf sich warten laffen dürfte. Aber Fahrenkrog ist es augenscheinlich auch nicht um die Hervorbringung eines neuen Christustypus zu tun, als vielmehr um die Berechtigung, von dem alten abzuweichen. Und dieses Recht kann nur gedankenlose Verehrung des Hergebrachten – leider in der Religion nichts Seltenes! – dem Künstler weigern. Wollte Gott, unsere Kirchen trügen über den Altären und an den Wänden die religiösen Gefichte der Kunstpropheten unfrer Tage, die uns einen so kraftvollen Christus auf neue Weise vor die Seele stellen! Ja, schafft nur, ihr Künstler, wes Geistes Kinder ihr auch im übrigen fein mögt, schafft uns ein jeder feinen Christus! Malt, meißelt, dichtet, setzt ihn in

Tönen in die Welt! Keine von diesen Gestalten wird auch nur einen von uns voll befriedigen – aber jede wird jedem etwas zu sagen haben. Und von tausend Kristallflächen frahlt das Sonnenbild defen zurück, der uns vorschwebt als des Menschentumes Vollendung, der Gottheit reines Gefäß; als das, was wir alle sein sollten, wonach wir uns fehnend strecken! Ein jeder braucht feinen Christus, der feines Bruchteilwesens Supplement ist! Auch Fahrenkrog, der Künstler, trägt den feinen in der Seele. Es ist im besonderen der Christus, in dem sich heroische Energie mit lauterem Willen paart. Und wahrhaftig, gerade dieses Bild tut uns not nach all dem Empfindfamen, was man uns in fälschlich benannter „nazarenischer“ Kunst so lange geboten hat! Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß auch dieses Bild des einsam Großen, der „nicht Frieden brachte, sondern das Schwert“, einseitig ist. Mit Recht erweist es Fahrenkrog aus der Bibel. Aber er wählt eine Belegworte aus, und es ist bezeichnend, daß er nur die drei ersten Evangelisten reden läßt. Der Christus des ganzen Testamentes trägt noch andere Züge. Auch die ersten Christusdarsteller waren Menschen der Einseitigkeit. Es ist auffallend, wie großen Wert Fahrenkrog auf die Behauptung legt: „Jesus trug keinen Bart und das Haar kurz geschnitten.“ Darüber wifen wir nichts. Wahrscheinlich war Jesus kein Nafiräer. Aber auch wenn er nicht zu denen gehörte, auf deren Haupt keine Schere kam, muß er das Haar darum „kurz“ getragen haben? Und was feine Barttracht anlangt, so beweisen späte Phantafiebilder (auch das viel mißbrauchte des legendenhaften Abgar von Edeffa) weder für noch wider etwas. Noch viel weniger der Vergleich mit Cäsar, Moltke, Luther u. a. Sich bartlos tragen oder nicht, war immer Sache der Mode. Überdies, was hat künftliche Gestaltung des Gesichts mit innewohnender Mannhaftigkeit zu tun? Laßt, ihr Bildner, doch überhaupt den gefchichtlichen Jefus nicht über euch herrschen! Den Christus sollt ihr uns zeigen, der ihm entstieg, da er „verklärt ward“ vor den Augen der Seinen! Schon arbeitet man daran,

–. | | | |

/ – in S –

Zum Christustypus Z61 fogar einen Bismarck über das Zufällig-Menschliche hinaus zu dem zu steigern, was er, metaphy fifch betrachtet, war: der Genius deutscher Kraft! Und ihr müht euch um einen geschichtlich treuen „Jesus von Nazareth“? Aber Fahrenkrog redet ja nicht nur – er bildet. Und welch ein Christus ihm im Innersten lebt, sagt ein Stift deutlicher, als feine Feder. Da blickt er uns an, der Mann mit den derben Zügen, der Handarbeiter, in dem jetzt nur noch die Seele arbeitet. Er ist im Begriff, zu predigen von dem Gott, der in ihm glüht. Noch hat er den Mund nicht geöffnet, diesen Mund voll schmerzlicher Entsagung. Seine Augen flammen den Menschen entgegen, Augen, die da zürnen möchten über der Menschen Erbärmlichkeit, aber den Zorn verdrängt unaussprechliches Mitleid, und das Mitleid löst fich in verstehende Liebe. Auf der mächtigen Stirne grollt es, aber wir sehen's, er wird nur rufen: „Her zu mir!“ mit der rauhen Stimme des Retters, der den Gleitenden vom Abgrunde reißt. Aber diese herbe Größe, die sich vor nichts Menschlichem beugt, neigt sich herab zu dem Schlicht-Einfältigen, das noch Sehnsucht und Ehrfurcht und guten Willen hat. Da steht der Prediger im weißen Talare und drückt ein Kind an sich, das Schutz bei ihm fucht vor der gemeinen Welt. Ihm nach drängen sich die Niedrigen und die Armen. Auf der anderen Seite die hohnlachenden Mienen der üppigen Sinnlichkeit, des Pfaffenhochmutes; der Lebemann, der eben von lustiger Tafel aufgestanden, der flüchtende Gelehrte mit dem weiten Ideengang und dem verknöcherten Herzen. Er aber, der Schirmherr der reinen Gemüter, streckt seine schmale, vom Geist durchbebte Hand gebietend aus: „So ihr nicht werdet wie Kinder...“ Nun hängt er am Kreuze, den Kopf gesenkt, todmüde von unsäglicher Arbeit. Er hat sein letztes Wort an die Welt gesprochen, jetzt gilt es nur noch: sterben. Düster wallen die Nebel um ihn, er aber wartet stumm auf den Schlag von oben, der Erlösung bringt, gehorsam dem, der ihn so weit getrieben. Die ganze Welt mit ihrer blinden Bosheit – sie hat ihn nicht übermocht. Noch einmal schwebt die größte Vision, die der Menschheit zuteil ward, auf dunklem Kreuzeschatten: das Haupt voll Blut und Wunden. Gräßlich zerriffen die zermarterte Stirn; wortlose Qual auf den Lippen. Nur die Augen leben noch. Aber sie rufen nicht. Wehe über die Mörder, die klagen nicht einmal an. Sie find nur ein Abgrund von Schmerz, an dem niemand vorüberkommt, der

Menschenherz in der Brust trägt. Was Schicksal bedeutet, was Gott ist, was Tod und Leben soll – das ist hier die Frage, und sie zwingt uns mit bannendem Blick, daß wir um Antwort kämpfen. Wir aber danken dem Künstler diesen ungewöhnlichen Christus: nicht nur, weil der fittliche Heros hier in neuer Gestalt erscheint; vor allem, weil er uns überzeugt. Denn auch dieser Christus ist echt.. Berlin Walther Nithack-Stahn se ihr Bisher gehörte der Christus vorzugsweise den Gläubigen: den wohlhaben den, weil er für sie die Besitz- und Freudelofen von allerlei Gewalttaten zurückhielt; den armen, weil er ihnen für alle Entbehrungen hinie den reichliche Entschädigung im himmlischen Jenseits versprach. Der foziale Christus ist's, dem unsere Kirchen huldigen. Tatsächlich hört man nicht selten im Gottesdienst, besonders dort, wo der Geistliche Sinn hat für den Wert der irdischen Der Türmer 1X, 9 24

Z62 Zum Christustypus Güter, den ebenso richtigen als zweifelhaften Satz, daß Reichtum ein Segen Gottes für ein IHM wohlgefälliges Leben fei, Armut aber ein Prüfstein auf die Berechtigung zur Seligkeit. Damit hält man müde Bauern, Taglöhner und Knechte in entlegenen Nestern friedlich beisammen: die mangelhafte Bildung und die schwere körperliche Arbeit läßt sie nicht zur Nachprüfung dieser Sätze und des entsprechenden Christusbildes kommen. Der natürliche Mensch sehnt fich nach dem, was er nicht hat und nicht ist. Also schuf er sich einen Christus, der der „schönste" Mensch war, der jedenfalls das Gegenteil von dem war, als welcher der hart arbeitende Bauer und Handwerker, Taglöhner und Knecht dasteht: ein Wesen mit mehr weiblichen als männlichen Zügen. Lediglich, um den Sohn Gottes in Erscheinung zu bringen, setzte man ihm den Bart an, den Bart als Zeichen des Mannes. Unzweifelhaft hat der Bart des Mannes wie die Mähne des Löwen, der Kamm des Hahnes und das lange Haar des Weibes zuchtwählerische Bedeutung. Die Abneigung des geschlechtlich erwachten jungen Weibes gegen den bartlosen Jüngling hat nicht bloß ästhetische Gründe. Ganz bestimmt spricht noch eine andere Erwägung mit: das Weib liebt den Krieger, den Helden der kräftigsten Tat. Alle tüchtigen Krieger aber gingen bisher im Schmuck des vollen Bartes. Man denke an die Affyrer, Babylonier, Perser, Agypter bei den Orientalen, an die Germanen in Europa! Wo die Krieger zur Halbheit des Schnurrbartes kamen, da war ihnen der Schneid des prahlerischen Wortes mehr, als der ernste Wille zur Tat. Und wo der Bart endlich ganz fiel, da wurde der Mann zum Künstler (Griechen) oder zum Sybariten (Römer). Dort aus dem Gefühl des beinahe geschlechtsuntüchtigen oder zwischenstufigen Menschen; hier aus Gründen des häufigen Genuffes und der Sauberkeit. Man sehe sich daraufhin die mannbaren Männer an, welche Fahrenkrog auf S.429 des Novemberheftes nennt! Von Luther, Goethe und Schiller wifen wir, daß sie gesunde Erotiker waren; von Friedrich dem Großen, daß er niemals unempfindlich blieb gegen schöne Weiblichkeit; Navoleon, der feine Josephine beinahe schwärmerisch geliebt hat, wurde später Zyniker und Geschlechtstier; Moltke war wie der alte Fritz und wie Napoleon ein großer Stratege, ein Krieger – und doch erscheinen alle diese männlichen Größen bartlos! Es reizt, bei jedem einzelnen den tieferen Gründen dafür nachzugehen, zu prüfen, ob nicht bei den meisten ästhetische Gründe die Beseitigung des Bartes forderten, z. B. Friedrich der Große und Napoleon waren von mittlerer Gestalt; ein Vollbart hätte sie noch kleiner erscheinen laffen. Goethe, Schiller, Bach, Beethoven, Mozart, Raffael, Holbein fanden bei aller Männlichkeit ihres Wesens doch dem Menschen näher als dem Manne. Und das ist das Zeichen des übergeschlechtlichen Künstlers! Womit nicht gesagt sein soll, daß der bärtige Künstler weniger menschlich erschiene, als der bartlose. Im Gegenteil: da er durch die Zuchtwahl gegangen ist, den Mann bewußt betätigt und an ihm gelitten hat – nicht bloß das Weib leidet unter ihrem Geschlecht! –, so ist er uns menschlich um so näher geblieben, menschlich als Leidender! Der Bart allein scheint mir nicht Merkmal genug für das innerste Wesen des Mannes: die Linien nach dem Bart und Schläfenhaar und besonders die Augen darüber sagen oft tausendmal mehr. Jedenfalls ging mir's bis zur Aufnahme des Fahrenkrogischen Christustyps oft so, daß ich nach einem langen und tiefen Gespräch mit einem Elitemenschen sehr viel über seine Augen wußte, aber nichts über feinen Bart.

Zum Christustypus Z6Z Der Christus, den wir wifenden Menschen lieben, ist ein kosmischer Mensch. Ist der Mensch schlechthin. Der Mensch als bewußt gewordenes All. Kind, Kinderfreund und – leidender Gott. Der dem edlen Weibe ebenso nahe steht wie dem finnenden

Manne. Bei dem also ein Hervorheben der Zeichen", des Mannes als Geschlechtswesen zwecklos wäre. Ob der historische Christus als Jesus von Nazareth ebenfalls bartlos ging, wie Fahrenkrog scharfsinnig und richtig nachweist, ist gleichgültig, so intereffant die angegebenen Gründe auch sein mögen. Wir haben mit Michelangelo das Recht, den großen Menschen für uns zu werten und zu formen. Etwas anderes ist schlechterdings unmöglich, eben wegen der äußeren Verschiedenheit der Menschen untereinander. Dadurch wird auch die innere Verschiedenheit bedingt, die so weit differenziert ist, daß der Vater einer Familie jedem einzelnen Familienmitgliede immer etwas anders erscheint. Jedes Kind hat ein eigenes Bild vom Vater, trotz der gemeinsamen Grundzüge in fämtlichen Bildern. So ist es auch bei Christus. Sein inneres Wesen formte einen ganz bestimmten, äußeren Typ, an welchem der Bart letzten Grundes doch nebensächlich bleibt. Mir ist der bebärtete wirkliche Fahrenkrog genau derselbe wie der idealisierte bartlofe. Sie stimmen eben in den Grundzügen. Und fein Grundzug ist Wiffen, Willen und Stärke zum Leiden! Der Grundzug jedes wifenden und ernst wollenden Menschen; der Grundzug der Menschheit überhaupt, insbesondere aber ihres an dieser Stelle hervorragendsten Vertreters: Jesus von Nazareth! Nun hat uns Fahrenkrog zwei Christusbilder gegeben: das des eifernden jungen Kinderfreundes und das des am Marterholz der umfaffenden, erdstämmigen und himmelsuchenden Liebe sterbenden Gott-Menschen. Im Jahrhundert des Kindes mußte „der predigende Jesus“ geschaffen werden als der die Kinder gegen Väter und Mütter und Lehrer beschützt. Als der von feinem eigenen Kindheitsleiden wifend gewordene Jüngling steht dieser die Alten abwehrende Eiferer da: wir begreifen, daß er beffer als der dem Kosmos nahegerückte reife Mann die Seele des Kindes versteht, begreifen vor allem, daß nur der reine Jüngling mit solchem Fanatismus über die Unverletzbarkeit der Jugend „predigen“ kann. Denn er steht ihr noch nahe genug, um nichts vergeffen zu haben, was er unter der väterlich-mütterlichen Zucht der Alten gelitten. Andererseits hat er noch nicht, wie wir, bedacht, daß auch wir einst Tränen in den Augen hatten, und nicht bloß Tränen um ein zerriffenes Höschen. Weiß vor allem noch nicht, daß nichts in der Welt absolut gut oder absolut schlecht ist, sondern daß alles jenseits von diesen aus Ort und Zeit geborenen Moralbegriffen liegt; weiß endlich nicht, daß alles Böse der Anfang zum Guten ist. Aber gerade darum erscheint mir dieser junge Jesus um so glaubwürdiger: ich liebe ihn, weil ich Pädagoge und Vater bin. Und weil ich selber so ein schutzsuchendes Kind war wie die Kleine da zu seiner Rechten. Dieses Jesusbild gehört in jedes Schulhaus und in jedes Kinderzimmer. Sollte in jedem Eltern- und Lehrerherzen lebendig sein... Der Gottmensch aber dort am Marterholz, der schmerzensreiche Ecce homo Fahrenkrogs, ist unser ureigenster Christus. Der Christus des irdisch und kosmisch reifen, des feelisch und geistig geläuterten Menschen. Der gerade darum, weil er rein geworden ist, um so furchtbarer leidet. Den Todeschauer überschatten, wenn eine besten Gedanken Tat werden, weil sie dadurch aus dem rein Göttlichen ins gemein Menschliche herabfinken; dem das Blut von

Z64 Zum Christustypus der tiefgefurchten Stirn rinnt, weil alles Denken darin, selbst bei kräftiger Hilfe vom Herzen her, immer doch nur Stückwerk bleibt; der weint, weil seine schönsten Gebäude in Trümmer zerfallen – wie dereinst der Tempel feines Leibes... Auch diesen Christus habe und liebe ich. Ihm begegnete ich auf meinem Wege durch die Schatzkammern der Geistesfürsten der Menschheit; ich fah ihn in den deutschen Volksschulen, fand ihn als Waldschulmeister und Gottsucher in Steiermark, als Kai Jans in der Nordmark, traf ihn auf der fernen Osterinfel – aber niemals dort, wo mit besonderem Eifer von ihm geredet wurde. Dieser homo spricht selten, und wenn er es tut, dann blutet sein Herz und zittert fein Nerv: dieser homo ist die Menschheit, ist das wifend gewordene Menschtum! Schlachtensee Wilhelm Schwaner k Ihre erste Frage in dem mir übersandten Aufsatz kann sich meines Erachtens nur an archäologisch Gebildete richten; nur die vermögen zu beurteilen, ob die geringen geschichtlichen Andeutungen über das körperliche Aussehen des Herrn vom Künstler so in Einklang mit den ältesten Ideal darstellungen gebracht worden sind, daß die zusammensetzende Phantasie dieser Gelehrten sich für befriedigt erklären kann. Meine Ansicht über das braune Blatt „Jesus predigend“ kann ich dahin zusammenfaffen, daß nichts den Künstler berechtigen kann, dem Heiland durch den sinnlichen Mund und den harten Ausdruck

der Augen alles das in der Darstellung zu rauben, was der gläubige Christ von einem Erlöferbilde zu erwarten berechtigt ist. Dabei fehe ich ganz davon ab, daß jegliche Andeutung des Predigens in der Darstellung des Gesichtes vermißt wird. Wenn Sie mich fragen sollten, welchen Titel ich diesem Blatt geben würde, so könnte ich Ihnen nur folgende Unterschrift angeben: Junger zielbewußter Arbeiter im Kampf um seine Rechte. Das ist der Eindruck des künstlerisch bedeutsamen Bildes auf mich. Die zweite Frage lautet: Ist das ein Christus, an den du glauben kannst? Ich gestehe, daß mir diese Faffung des Problems bei meiner Anschauung über den Glauben an Christus nicht verständlich ist. Ich kann mir auf diese Fragestellung keine Antwort denken, die eine Herabsetzung des Glaubensbegriffes ausschlöffe. (Irre ich mich darin, so bin ich dokumentarischer Belehrung gerne zugänglich.) Ich lehne die Beantwortung der Frage also mit aller Entschiedenheit ab. Im allgemeinen bemerke ich, daß ich es für völlig ausgeschloffen halte, daß in absehbarer Zeit ein Christustypus dieser Art im katholischen Volke heimisch werden könnte. Die Macht der Llberlieferung ist – und das mit Recht – eine fo große, daß unser katholisches Volk auch ohne jede Beeinfluffung alle derartigen Versuche mit der dem gesunden Volksempfinden angeborenen Steifnackigkeit illusorisch machen wird. Das find alles Fragen antiquarisch-künstlerischer Art, die nur in hochgebildeten Kreisen auf wohlwollende Aufmerksamkeit und nur in gelehrten Kreisen auf wirkliches Intereffe stoßen können. Rom Paul Maria Baumgarten i- z

Zum Christustypus Z65 1. „Kannst du dir den historischen Christus körperlich fo vorstellen?“ Warum nicht? – Wenn die Wefen heit Jesu mit all ihrer umfaffenden Liebe, ihrer fittlichen Strenge, ihrem todverachtenden Mute, ihrer haarscharfen Gerechtigkeit und zugleich verzeihenden Milde sich in den vom Künstler uns dargestellten Zügen widerspiegelt, so ist es doch wohl ganz gleichgültig, ob ein solcher Jesuskopf kurzhaarig und bartlos oder langlockig mit Vollbart aufgefaßt ist. Es gibt männlich große – und weichlich-kleinliche Charaktere in dieser und jener Auffaffung. Der Ausdruck der Züge, die Stirne und Augen geben einem Kopf das Gepräge. 2. „Ist das ein Christus, an den du glauben kannst?“ Was heißt an jemanden glauben? Ich verstehe darunter, daß man nicht blind vertraut, sondern daß man von der Wahrhaftigkeit der Worte und Taten eines Menschen völlig durchdrungen und überzeugt ist! Diese LÜberzeugung klammert sich aber wieder nicht an Äußerlichkeiten – und so kann ich an jede Jesus darstellung glauben, wenn sie mit der Heilslehre und dem fie befiegelnden Opfertode dieses erhabensten Edelmenschen harmoniert! – Nur kleinliche Beschränktheit oder absichtliche Verstocktheit kann sich an eine äußerliche Erscheinung festklammern, die mit dem Kern der Jesuslehre absolut nichts zu schaffen hat. Unter allen Umständen aber ist eine süßliche und weichliche Darstellung Jesu, des größten Helden aller Zeiten, widerfinnig und geschmacklos. Man kann die ideale Schönheit sehr wohl mit der Energie des Weltbezwingers vereinigen, – denn ein und derselbe Jesus züchtigte mit Geißelhieben und vergoß Tränen über das Elend der Menschheit, – er verdammte die Heuchler und vergab dem bereuenden Sünder. Seine Milde war nicht Schwäche, sondern Stärke! Weimar Karl Weiser (Schluß im Juliheft)

Die unzulängliche Paarung – Klaffenpartei oder Volkspartei? – Der Geist unserer Väter – Das Christentum mit dem auswechselbaren Boden – O drill, solang du drillen kannst! – Schutzmann oder Richter? – Kein Pharisäertum! eine wirtschaftliche „Hochkonjunktur“, keine offiziöse Schönfärberei und Schaumschlägerei kann uns noch darüber täuschen, daß die Hurrastimmung von gestern heute auf einen Tiefstand gesunken ist, der dicht ans „graue Elend“ grenzt. Und das – trotz der „niedergerittenen“ Sozialdemokratie, des vielen und noch „viel mehr Volks“ am kaiserlichen Palais, der fimplizifimuswürdigen „Paarung konservativen und liberalen Geistes“! Manchem mag's nun wohl allmählich dämmern, daß die Sozialdemokratie nicht das einzige Übel auf der Welt ist, ihre „Bekämpfung“ (noch dazu mit untauglichen Waffen) nicht die einzige Aufgabe eines Volkes sein kann, das als mündiges Glied im Rate der Völker mitzuwirken – wenigstens den Anspruch erheben sollte. LÜber den Haufen geworfen war ja nun, was stets als unübersteigbares Hemmnis für positive Arbeit, schöpferische Taten vorgeschoben wurde; geschleift (bis auf – wann?) die modern-romantische Zwingburg der „klerikalsozialdemokratischen“ Mehrheit. Wo aber ist uns der Blick auf eine großzügige Politik, eine Politik der geraden Linie, der großen Horizonte freigelegt worden? Vorläufig sind dem

kreißenden Berge nur das Mäuschen einer noch reformbedürftigen Reform des Verfahrens bei Majestätsbeleidigungen entschlüpft, den beiden Bernhards aber einige erfreuliche – Meinungsäußerungen und Versprechungen. Denn daß die ernsthaften kolonialen Forderungen der Regierung auch vom alten Reichstag bewilligt worden wären, das zu bezweifeln ist wohl niemand naiv genug. Und die anderen „Reformen“? – Ad calendas graecas. Wir nehmen auch die kleinen Abschlagszahlungen dankbar entgegen – nach der sehr moralischen, wenn auch etwas genügsamen Sentenz: Wer

Türmers Tagebuch Z67 den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert. Aber es find – bei Licht besehen – wirklich nur Pfennige, dazu noch recht abgegriffene. Vielleicht, wenn die „konservativ-liberale Paarung“ sich weiter nach den Vorschriften des Fürsten Bülow artig und nett (artig und nett brauchen ja nur die Liberalen zu sein) vollzieht, wird er noch ein Weniges mehr „mit dem Daumen wackeln“. Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wenn er klug ist, tut er's nicht. Weil er's einfach nicht nötig hat. Liberale Dienste pflegen gratis geleistet zu werden. Warum also sich in Unkosten stürzen und „so was“ einführen? Winkt ihm doch vom gastfreien Wirtshaus des Liberalismus das traut-bekannte Schild: Der alte Brauch wird nicht gebrochen, Hier kannst du deine Suppe kochen. Und doch hätte er, wenn ihm die Gefühle der Großmut und Dankbarkeit nicht ganz fremd find, allen Grund, vor den Reichstag nicht nur mit der bekannten tadellosen Bügelfalte, sondern auch einmal mit ebenso gebügelter Spendierhose zu treten. Denn an Rücksicht auf ein Wohlbefinden und feine gute Laune läßt es das „Hohe Haus“, soweit es „gepaart“ ist, wahrlich nicht fehlen. Fürchterlich sollte da im April – nicht am Ersten – über Bülows auswärtige Politik mit ihm abgerechnet werden. In heißem Wettbewerb eilten Wagen und Fußgänger zum Kampfplatz, edlen Eifers voll rangen sie um die Tribünensitze, vierhundert patriotische Deutsche scharten sich um den mutigen Kämpen, der einer Welt von grimmen Gegnern die Stirn bieten sollte, bereit, ein neuer Winkelried, sich den Wald der ihm entgegen starrenden rednerischen Lanzen in die weiße Weste zu bohren. Aber ach, die Wagenpatrioten kamen nicht einmal auf die Kosten ihres Taxameters, geschweige denn Autos, und die per pedes apostolorum rüstig Herbeigeeilten hatten sich umsonst die Schuhsohlen abgelaufen. Zu Hause hätten sie jedenfalls bequemer – ihr Schläfchen abhalten können. Denn daraufhin schien das Ganze – arrangiert zu sein. „Man narkotisierte“, so schildert die „Berliner Zeitung“ die Eindrücke dieses grausam „großen Tages“, „das Parlament durch möglichst ausgedehnte Reden von erprobten Vertretern der Ordnungsparteien. Wird endlich ein jeder im Saale recht müde und mürb, wird die Stimmung unlustig und flau, so kommt der Sermon des Kanzlers uns vor wie eine Erlösung nach furchtbaren Leiden, wie eine Offenbarung nach langem Dunkel. Und dann, ja dann läßt man einen gleichfalls mürb gewordenen Redner der Opposition seine Anschauungen als Nachtrag anhängen. Ist das noch ein Parlament? Wie Jungens, nach einem Ort in Afrika oder China befragt, kleinlaut einwenden, „das haben wir in der Schule noch nicht gehabt“, so erklärte Baron Hertling mit seiner zarten, zaghaften Stimme, „wir Abgeordneten haben jederzeit das Gefühl, daß wir uns auf dem Boden der auswärtigen Politik nur tastend bewegen können“, – Parlamentarier, die nix to feggen haben, die nie berufen find, die Ge-

Z68 Türmers Tagebuch schicke ihres Volkes zu lenken, Regierung oder Gegenregierung zu werden. Ein Seitenblick auf Englands „Haus der Gemeinen“, und man möchte vergehen vor Neid und Scham. Volksvertreter, die, um Reden über unsere Stellung auf der Erdkugel zu halten, krampfhaft Zeitungszettelchen an Zeitungszettelchen kleben und, das Fiasko dieses Bemühens einsehend, ihre hohe Regierung in einer Resolution untertänigst ersuchen, „dem Reichstag periodisch über die internationalen Beziehungen des Deutschen Reiches urkundliches Material zugehen zu laffen“! Welch leichtes Spiel hat da die leis-ironische Liebenswürdigkeit des Reichskanzlers, des Siegers in der Schlacht der Zwerge, wenn er einen solchen „Ansturm“ freundlich zurückdrängend abweist. Wahrlich, wenn diese Volksvertreter überdies eine Auffrischung des diplomatischen Blutes erwarten, so mögen sie diese löbliche Forderung doch auch vor allem in ihren eigenen Reihen stellen, damit ihnen nicht vom Regierungstisch mit feinem Augurenlächeln zugeflüstert werden kann: Wir sind, was politische Unkenntniffe, mangelnde Ubung und diplomatische Tolpatschigkeit anlangt, einander wert. Was der

Reichskanzler sprach, nachdem er stundenlang sich mit Rockschößen und Uhrkette die tödliche Langeweile vertrieben, hätte jeder nur einigermaßen versierte Journalist den staunenden Lesern schon gestern auftischen können. Es war eben nicht die volle, platte, nackte Wahrheit. Es war natürlich nicht unwahr, aber es gab nicht das, was in dieser spannenden Stunde die Welt vom deutschen Kanzler erwartete. „Mit England bestehen keine Streitfragen.“ Ei, wie man's nimmt! „Im Haag laffen wir die Diskussion über die Abrüstungsfrage diejenigen allein führen, die sich davon Erfolg versprechen.“ Olle Kamellen! „In Marokko vertrauen wir auf die allfeitige loyale Einhaltung der Algecirasakte.“ Wir vertrauen so lange, bis Fürst Bülow oder ein Nachfolger eines Tages im Reichstag aufsteht, um uns irgend eine unangenehme Mitteilung zu machen. Vom Onkel unseres Kaisers sprach Fürst Bülow vorsichtig und wenig, wie man im Salon Damen gegenüber von der Entstehung des Menschen spricht. Herrgott, was hätte hier der erste Kanzler gepanzerte Worte gefunden bei aller Wahrung des internationalen Anstandes! Ach, nur ein schwacher Abglanz jener Persönlichkeit Bismarcks, dem so vieles Menschliche gewiß nicht fremd war, hätte genügt, um die „große“ Stunde zu vergolden. Auch dies gelingt dem Fürsten Bülow nicht mehr. Trocken, dürr und unfruchtbar starrt uns das Feld seiner Außerungen entgegen. Unsere Friedensliebe dadurch zu beweisen, daß sich die Parteien in patriotischer „Einigkeit“ an die Regierung anschmiegen wie die Küchlein beim Gewitter unter die Flügel der Henne, die selber nicht mehr zu gackern sich traut, – das kann keinen guten Eindruck auf politisch reife Ausländer machen, das kann nicht die Wahrheit der deutschen auswärtigen Politik sein. Ein schwaches Geschlecht, feufzend unter der Last des ererbten Prestiges, das nur machtvolle Persönlichkeiten mit Würde und Grazie zu er-

 tragen vermögen, den bemalten Schild der „selbstbewußten Kraft“ vor unsere Blöße haltend, schleppen wir uns zum Haag – nach Rhodus, wo es zu tanzen gilt...“ „Das Parlament“, so schreibt das Blatt an anderer Stelle, „hat bis in die jüngste Zeit hinein die auswärtigen Angelegenheiten vertrauensvoll ignoriert. Noch heute fragt niemand, ob nicht der Freiherr v. Marschall, unser Botschafter in Konstantinopel, in der Affäre Fehim Pascha mit täppischer Schneidigkeit manöveriert habe, ob es würdig und opportun gewesen sei, dem König Eduard, unserem erbitterten Feinde, eine Statue zu senden. Niemand fragt, ob die Intimität mit Albert von Monaco Deutschlands Ansehen erhöhen könne, ob wirklich unsere Diplomatie so unbrauchbar ist, daß wir uns eines derartigen agent diplomatique bedienen müffen, ob die Einheitlichkeit unserer auswärtigen Politik gewahrt bleibe, wenn unverantwortliche Privatmänner geheime Aufträge erhalten, über die vielleicht Fürst Bülow unzureichend unterrichtet ist. Niemand fragt, ob die Reise nach Rapallo nicht wenigstens überflüssig war. Niemand weist darauf hin, daß der lange Aufenthalt des Herrn v. Tschirschky in Rom Früchte, nette, saubere Früchte getragen hat. Niemand fragt, ob es denn wirklich wahr ist, daß unser Botschafter, der erste Sekretär und der Generalkonsul in Petersburg kein Wort Ruffisch verstehen. Niemand fragt, wie von der bevorstehenden Einverleibung Udydas in das algerische Gebiet wie von einer selbstverständlichen Tatsache gesprochen werden konnte. Niemand fragt, wo die Personalreform bleibt, an die Herr v. Tschirschky schon so lange „denkt“ und durch welche die Anforderungen an die Vorbildung unserer Diplomatie verschärft, der Kreis der Auslese erweitert werden soll... Die Preffe hat sich jetzt endlich aufgerafft, aber noch immer gibt es nur allzuviele Blätter, die ihr unabhängiges Urteil um das unschmackhafte Linsengericht der fogenannten Informationen verkaufen. Unsere Zeitungen find zu apathisch oder zu knauserig, um unterrichtete, gewissenhafte und politisch interessierte Männer ins Ausland zu schicken und, wie die englische Prefe es tut, diese Männer ihrer Aufgabe entsprechend auszustatten. Infolgedessen sind sie auf die Disteln angewiesen, die sie aus der Krippe des Auswärtigen Amtes raufen können, und bei dieser Nahrung wird man früher oder später zum Grautier... Dann haben wir unabhängige, steinreiche Männer, die früher im Staatsdienst gestanden haben und unter vier Augen die schwersten Besorgniffe nicht verhehlen. Warum gründen sie nicht z. B. eine diplomatische Wochenschrift, die sich ausschließlich der auswärtigen Politik widmet und die Dinge beim Namen nennt? Solch ein Blatt fehlt uns wie das liebe Brot. Hier müßte ein Mann uneigennützig seine ganze Lebenskraft einfetzen. Diese „annähernd königlichen Existenzen“, die zu lässig oder unmutig find, auch fie

tragen schuld. Erkenne dich selbst, verehrter Leser, und greife nicht allein nach Sport und Doppelselbstmord, sondern scheue dich nicht, die Leitartikel durchzupflügen.

Z70 Türmers Tagebuch Gewiß, wir alle mangeln des Ruhms, und selbst ein Leitartikler kann irren, aber unsere auswärtige Politik kann nur dann eine erfolgreiche werden, wenn die gesamte Nation zu politischer Teilnahme erwacht und sich zu politischem Denken erzieht. Dann wird es an den notwendigen Hemmungen für den allmächtigen Willen eines einzelnen nicht mehr fehlen, und dann werden auch die Handlanger genötigt sein, fich gelegentlich an das Weisheitswort des Pythagoras zu erinnern, statt sich immer wieder von den „informierten" und doch so gänzlich ahnungslofen Trompetern der freiwillig. offiziösen Preffe ihre Unermeßlichkeit bescheinigen zu laffen." Man würde sich selbst oder andere täuschen, wollte man solche Stimmungen und Anschauungen über unsere politische Lage als Ausflüffe einer grundsätzlichen Oppositionslust ausgeben. Schlägt doch ein rechts-nationalliberales Blatt, jedenfalls eins, das die grundsätzliche Opposition ebenso grundsätzlich bekämpft, die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", das Organ der Großindustriellen Rheinland-Westfalens, genau in dieselbe Kerbe, nur noch wuchtiger: „Sie alle (die Vertreter der „Ordnungsparteien") meinten, die Regierung bei der gegenwärtigen prekären Lage nur so fänftiglich wie möglich anfaffen zu dürfen. So ergab sich das Schauspiel, daß der Genoffe v. Vollmar allein aussprach, was vieler Patrioten Herz bekümmert, was den Sozialdemokraten aber nur Agitationsmittel ist: die Unzufriedenheit mit dem persönlichen Regiment, die Unzufriedenheit mit den Leitern einer Politik, die, von Mißerfolg zu Mißerfolg fchreitend, das Reich in die jetzige Lage gebracht hat... Uns will scheinen, wenn von den nationalen Parteien dies geltend gemacht worden wäre mit der ruhigen Bestimmtheit und mit der Würde, die Ort und Zeit erfordern, so würde das einen weit intenfiveren Eindruck auf das Ausland hervorgerufen haben als eine langweilige, heruntergespielte Komödie, deren Abgekartetheit doch niemand entgeht." Wenn das am grünen Holze geschieht! – Über unsere auswärtige Politik gehen die Meinungen derer, die den Mut haben, sie auch offen auszusprechen, trotz aller scharfen und schärften Parteigegensätze kaum sehr weit auseinander. Bis auf die Schlußbetrachtung konnte sehr wohl auch von einem nationalliberalen oder konservativen Blatte ferviert worden sein, was z. B. der „Vorwärts" feinen Gästen vorsetzte, und es hat dergleichen auch schon des öfteren auf solchen Tischen gestanden: „Tatsächlich müßte selbst dann, wenn die englische Politik die ihr zugeschriebene Absicht der „Einkreisung" Deutschlands durch den Abschluß geheimer Allianzen mit den europäischen West- und Südmächten verfolgte, der Vorwurf, Deutschland in seine jetzige einflußlose Stellung gebracht zu haben, sich weit mehr an die verantwortlichen und unverantwortlichen Dirigenten der deutschen Auslandspolitik richten als an das englische Kabinett, das nichts anderes getan hat, als die Naivität

Türmers Tagebuch Z71 der deutschen Politik im Intereffe der Weltmachtstellung Englands auszunutzen. Die Aufgabe der Diplomatie besteht doch wohl nicht nur in äußerlicher Repräsentation, sondern in der geschickten Vertretung der politischen und wirtschaftlichen Intereffen des eigenen Landes. Wenn also die englische Diplomatie in geschickter Ausnutzung der falschen Schachzüge des deutschen Partners die ihr gebotene Gelegenheit ergriff, die Erregung der französischen Bourgeoisie über die Fachoda-Affäre zu beschwichtigen und mit Frankreich zu einem Einverständnis zu gelangen, die Bloßstellung des deutschen diplomatischen Spiels in Algeciras zur Steigerung seines Einfluffes auf die spanische Regierung auszunutzen, Italiens Anhänglichkeit an den Dreibund auf ein minimales Maß herabzusetzen und England am Bosporus die frühere einflußreiche Stellung zurückzugewinnen, so hat sie lediglich – und zwar gerade vom bürgerlichen Standpunkt aus – ihre Pflicht erfüllt. Der Vorwurf, daß England in kurzer Zeit solche Erfolge zu erringen vermochte, trifft demnach nicht die englische, sondern die deutsche Diplomatie und besonders den Reichskanzler, der, wenn er vielleicht auch die Richtung der deutschen Auslandspolitik nicht bestimmt, doch für sie die Verantwortung trägt. Der deutschen Regierung bot sich nach der FachodaAffäre die günstigste Gelegenheit, mit Frankreich zu jener „Entente cordiale" zu gelangen, die England trotz Fachoda zu erreichen wußte. Doch die deutsche Auslandspolitik verstand nicht die günstige Gelegenheit zu benutzen; und als dann die marokkanische Frage auftauchte und Spanien und Frankreich

über sie verhandelten, verhielt Deutschlands zünftige Diplomatie sich zunächst völlig passiv, aber kaum schickte Frankreich sich an, seine Ansprüche auf Marokko zu realisieren, so brüskierte sie den westlichen Nachbar, anstatt die Gelegenheit zu benutzen, gegen die Unterstützung der französischen Pläne in Marokko Frankreichs Hilfe zur Stärkung des deutschen Einfluffes am Bosporus einzutauschen. Ebenso kurzsichtig erwies sich die deutsche Politik in Ostasien, wo sie England zum Bündnis mit Japan verhalf Allerdings ist die Hilflosigkeit der deutschen Auslandspolitik nicht allein durch die deutsche Diplomatie verschuldet. Im gewissen Sinne hängen Inlands- und Auslandspolitik zusammen. Das halb absolutistisch-militärische, zwischen feudal-romantischen Neigungen und modernen weltpolitischen Anwandlungen hin und her schwankende jetzige Regierungssystem mit feinem starken Einschlag an persönlicher Regiererei und persönlichen Stimmungen, verleiht nicht nur der offiziellen deutschen Auslandspolitik einen militärischen Charakter, sondern bewirkt auch, daß das Ausland sie als einen unberechenbaren, keinerlei feste Richtlinien einhaltenden Dilettantismus betrachtet, von dem man nicht wissen kann, ob er nicht in jedem beliebigen Augenblick durch persönliche Einflüffe von einem Extrem zum anderen gedrängt wird. Die Folge ist, daß Deutschlands Politik als Gefährdung einer ruhigen internationalen Entwicklung empfunden wird, und die Mächte, die gleichartige materielle Intereffen und ein ähnliches parla-

 mentarisches Regierungssystem haben, sich einander nähern. Sehr richtig schrieb am 20. April die liberale deutschfreundliche Londoner „Tribune“ in einem Artikel über „Deutschland und König Eduards Fahrten“, es sei ein natürliches Ergebnis der jüngsten internationalen Entwicklung, daß Handel, Kultur und Praxis eines ähnlichen politischen Systems die parlamentarisch regierten Staaten dazu bringe, sich einander zu nähern und so „die Gemeinsamkeit der Ideen und Ziele, die in früheren Zeiten dynastische Allianzen und Staatenverbindungen herbeiführten, in Zukunft notwendigerweise zu demokratischen Verbindungen führen“ würde...“ Nun werde aber die Wirkung unseres Gebarens nach dem Auslande hin nicht dadurch bestimmt, was die deutsche Auslandspolitik im innersten Kerne wirklich ist, sondern wie sie den fremden Mächten erfcheint, d. h. unter welchem Gesichtswinkel fie von diesen erfaßt und wie sie ihrem äußeren Gehaben nach von ihnen verstanden wird. „Vielleicht überschätzt England in nicht genügender Berücksichtigung der Vorliebe des heutigen deutschen Kurses für theatralische Effekte manche gehaltenen Reden; vielleicht auch nimmt es das offiziöse imperialistische Geschwätz der „Nordd. Allgem. Ztg“ allzu ernsthaft: Tatsache ist nun aber mal, wie die politische Literatur jener Länder zeigt, daß die ausländischen Politiker solche Außerungen als impulsive Offenbarungen der innersten Motive der von der deutschen Regierung befolgten Politik betrachten und danach ihre Taktik einrichten. Wenn die Presse des nationalen Blocks nicht die kaiserlichen Reden ständig glorifizieren, und wenn die Blockparteien die auswärtige Politik nicht als ein Spezialreffort der Krone betrachten wollten, dann würde das weit nützlicher für die politischen Beziehungen Deutschlands zum Auslande fein als das jetzige Verfahren, die Westmächte zu verdächtigen. Doch fast scheint es, als wenn ein Teil der deutschen Prefe – allerdings nur ein sehr kleiner Teil – die Situation, in die Deutschland durch die Unfähigkeit feiner auswärtigen Politik geraten ist, durch den Appell an die Waffen korrigieren zu können glaubt. Das wäre ein frevelhaftes Spiel, denn es hieße Deutschlands politische Zukunft auf eine höchst zweifelhafte Karte setzen. Frevelhaft nicht nur insofern, als Deutschland in solchem Kriege auf keinerlei Hilfe von außen zu rechnen hätte, sondern auch, weil das deutsche Volk sehr wohl versteht, daß es sich um keine entscheidende Frage seiner Existenz handelt, sondern lediglich darum, die absolute Unzulänglichkeit seiner Diplomatie durch Aderläffe auszugleichen!“ se e st Aber ist es nicht im Grunde die Sozialdemokratie selbst, die sich zur politischen Einflußlosigkeit in diesen und vielen anderen Fragen verurteilt? „Wo immer sich“, führt Theodor Barth in einem Aufat der Monatsschrift „März“ („Nationaldemokratie und Sozialdemokratie“) aus, „in anderen Großstaaten die Demokratie oder, mit Abraham Lincoln zu reden, das government for the people by the people durchgesetzt hat, geschah dies, gestützt auf die

 breiten Volksmaffen. Aber diese breiten Volksmaffen traten dabei auf als die Vertreter der Gesamtintereffen des Volkes, aller seiner Klaffen. Die Demokratie, wo

immer sie zum Siege gelangt ist, gerierte sich als Nationaldemokratie. Eine Klaffenpartei hat bisher noch nirgends in der Welt eine Demokratie ins Leben gerufen. Hier haben wir vielleicht den Schlüffel zu der anormalen konstitutionellen Entwicklung Deutschlands zu suchen. Ehe sich bei uns eine nationaldemokratische Partei in voller Kraft entwickeln konnte, setzte die Sozialdemokratie mit ihrem ausschließenden proletarischen Klaffenintereffe ein, entzog den anderen Parteien die wertvollsten demokratischen Kräfte, organisierte diese in einer ein feitigen Klaffenpartei und schuf damit den Begriff der Klaffendemokratie im ausgesprochenen Gegensatz zur Nationaldemokratie. Diese Demokratie der proletarischen Klaffe ist allmählich zur numerisch stärksten Partei des Reiches herangewachsen. Ihr Selbstvertrauen stieg ins Ungemeffene. Sie hielt das weitere Wachstum ihrer Macht für eine naturgeschichtliche Notwendigkeit und träumte von einem in absehbarer Zeit zu erreichenden automatischen Übergang der Herrschaft von den alten historischen Mächten auf das Proletariat. Die Sozialdemokratie war berauscht von ihren Zahlenerfolgen. Aus dieser Stimmung entwickelte sich ein Übermut, der die Klaffe, die die Sozialdemokratie vertrat und allein vertreten wollte, schließlich in direkten Gegenfatz nicht nur zu den Intereffen aller anderen Klaffen, sondern auch zum gesamten Nationalintereffe brachte. Aus diesem Gegensatz erwuchs den alten Herrschaftsklaffen, die durch die moderne wirtschaftliche Entwicklung bereits politisch zur Abdankung oder wenigstens zur Teilung ihrer Macht mit den Volksmaffen verurteilt zu sein schienen, neue Kraft und machte es ihnen möglich, sich in der Herrfchaft zu behaupten und das Vordringen der Demokratie überhaupt auf zuhalten. Die Lehre von der naturnotwendigen Herrschaft des Proletariats im Verlaufe der kapitalistischen Entwicklung hat nicht wenig dazu beigetragen, in den Reihen der Sozialdemokratie politischen Fanatismus zu erzeugen, deffen agitatorische Kraft an sich nicht unterschätzt werden soll. Aber dieser selbe Fanatismus mit seiner bornierten Einseitigkeit versperrt den Volksmaffen den Weg zur politischen Macht. Die mystische Vorstellung von der Vorausbestimmung des Proletariats zur Herrschaft hat eine Intransigenz und eine Selbstgerechtigkeit großgezogen, wie sie religiösen Sekten eigen ist, aber politische Parteien niemals zu dauernden Erfolgen geführt hat. Der italienische Sozialdemokrat Turati bezeichnete vor einigen Jahren in den „Sozialistischen Monatsheften“ die „exaltierte Betonung der unmittelbaren und totalen Eroberung der Macht, das Blendwerk proletarischer Diktaturen“, als die wesentlichste Ursache, weshalb die deutsche Sozialdemokratie trotz ihrer numerischen Stärke so machtlos sei. Die proletarische Prädestinationslehre hat die deutsche Sozialdemokratie dazu verführt, dem einseitigen Klaffencharakter ihrer Partei und dem Klaffenkampf eine entscheidende

 Bedeutung für den schließlichen endlichen Sieg beizumeffen. Die Oberpriester des Marxismus verkündeten dem Volke, daß dem Proletariat nur aus seiner Isolierung, aus einem Gegensatz zu allen anderen Klaffen, die man als eine einzige reaktionäre Maffe bezeichnet, das Heil erwachsen könne. Um die Absonderung als Vorzug gelten laffen zu können, wurde jeder soziale Fortschritt, jede soziale Reform, die auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung erwachsen war, als etwas Minderwertiges, widerwillig Abgezwungenes hingestellt, das, gemeffen an den Freuden des sozialistischen Paradieses, kaum der Beachtung wert erscheine. So arbeiteten die sozialdemokratischen Dogmatiker planmäßig an einer Vertiefung des Gegensatzes zwischen den in der Sozialdemokratie organifierten Arbeitermafen und den übrigen Teilen der Bevölkerung. Man suchte jede allmähliche Reformarbeit zu diskreditieren und spielte, um wiederum Turati zu zitieren, mit der Idee einer „Revolution, die man wundertätigen Zauberkräften überläßt“. So hat es die deutsche Sozialdemokratie nach und nach erreicht, daß sie selbst jene Teile der Bevölkerung, die von der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit demokratischer Reformen zugunsten der arbeitenden Klaffen überzeugt sind und bereit sein würden, ihr eigenes Klaffenintereffe den Forderungen einer ausgleichenden Gerechtigkeit unterzuordnen, dermaßen abzustoßen, daß sie sich ernsthaft die Frage vorlegen, ob sie nicht auf ihre demokratischen Ideale Verzicht leisten und den reaktionären Machthabern Konzessionen machen müffen, weil es aussichtslos erscheine, mit den Sozialdemokraten zusammen eine demokratische Politik zu treiben, die nicht auf eine proletarische Diktatur hinausläuft. „Habemus confitentem!“ – höre

ich schon die sozialistischen Tempelhüter rufen – hier haben wir das Zugeständnis, daß auf die bürgerliche Demokratie kein Verlaß ist. Darauf kann die Antwort nicht nachdrücklich genug lauten: Gewiß, wenn sich die Sozialdemokratie nicht entschließen kann, aus ihrem Klaffenturm herauszukommen und mit der bürgerlichen Demokratie unter Verzicht auf die Phantasterei der proletarischen Diktatur zu kooperieren, so drängt sie den gesamten Liberalismus nach rechts und ertötet allmählich den ernsthaften Willen für demokratische Reformen... Es wird ganz wesentlich von der Haltung der Sozialdemokratie in den nächsten Jahren abhängen, ob die Neigung, in der Sozialdemokratie das größte aller politischen Übel zu sehen, in der deutschen Wählerschaft noch weiter um sich greift. Geschieht das, so wird die Reaktion, die geistige, wirtschaftliche und rein politische, gute Tage haben. Aber daß der intellektuelle, wirtschaftliche und moralische Aufstieg der Volksmaffen dadurch nicht erleichtert, sondern hintangehalten und ihre Beteiligung an der realen politischen Macht im Staatsleben in eine unbestimmte Ferne gerückt wird, sollte niemandem zweifelhaft erscheinen, der nicht unheilbar der proletarischen Prädestinationslehre verfallen ist. Der schon angeführte Turati hat unumwunden zugestanden, daß „ohne die moralische Unterstützung eines großen Teiles des Bürgertums die Möglichkeit von Reformen und

 sozialen Fortschritten ausgeschloffen“ sei. Demselben Gedanken hat der englische Sozialistenführer Keir Hardie einmal in dem Satze Ausdruck gegeben: „Keine Revolution kann Erfolg haben, die nicht die öffentliche Meinung hinter sich hat, und wenn diese Meinung heranreift, so durchbricht sie sogar die Mauern des Selbstintereffes.“ Werden unsere orthodoxen Sozialdemokraten diese Binsenwahrheiten begreifen lernen? Wenn man die offiziellen Wortführer hört, sollte man fast daran verzweifeln. Die Genoffin Rosa Luxemburg hat jüngst das große Wort gelaffen ausgesprochen: „Der Ausfall der Wahlen hat uns gelehrt, daß wir viel schneller unserem Sieg entgegengehen, als wir vor dem 25. Januar angenommen haben.“ () Das ist der orthodoxe Standpunkt, dem alle Dinge zum besten dienen müffen, Sieg oder Niederlage, Verlust oder Gewinn von Mandaten; selbst der Rückgang der abgegebenen Stimmen würde nur als eine heilsame Purifizierung, als Ausschaltung der schädlichen Mitläufer angesehen werden. Daß sich diese sozialistische Orthodoxie ändere, darauf darf man nicht hoffen. Aber wird sie ihren Einfluß auf die Maffen behaupten können? Der Mißerfolg der letzten Reichstagswahlen hat augenscheinlich in der fozialdemokratischen Partei doch eine viel stärkere geistige Aufrüttelung bewirkt, als Strenggläubige merken laffen möchten. Das alte Selbstvertrauen wird nur noch künstlich aufrechterhalten. Man sieht das auch den Reden der Sozialistenführer im Reichstag an. Trotz aller äußeren Heftigkeit ist etwas Müdes und Gequältes in ihnen. Es steckt in ihnen nicht mehr die Beredsamkeit des Erfolges. Die Ausfälle gegen die bürgerliche Gesellschaft, die früher Entrüstung weckten, werden jetzt mit spöttischem Gelächter beantwortet. Das Prestige ist enorm gefunken, trotz des Zuwachses von einer Viertelmillion Stimmen. Als die Schlacht von Austerlitz gewonnen war, da sagte Napoleon zu Talleyrand, nun könne er als Minister des Auswärtigen wirksame diplomatische Noten schreiben. Der Erfolg macht es auch Stümpern möglich, eine dankbare Rolle zu spielen. Aber der Mißerfolg stellt selbst das Genie auf eine ernste Probe...“ Solange die Sozialdemokratie Klaffenpartei bleibt, hat sie kein Recht, sich als Volkspartei zu gebärden, so gern sie auch sich damit brüstet, die Intereffen des „Volkes“ zu vertreten. „Volk“ find alle Klaffen und Stände. Als man einmal gegen Bismarck das „Volk“ ausspielte, erwiderte er schlagend: „Volk? Ich bin auch Volk.“ Und wenn sich die Sozialdemokratie als Vertreterin des „arbeitenden“ Volkes ausgibt, so ist auch das ein irreführendes pars pro toto. Danach wären nur die Handarbeiter Arbeiter, alle anderen Drohnen. Tatsächlich werden denn auch solche Vorstellungen in vielen unklaren Köpfen geweckt, was ja der Partei ganz gut in den Kram paffen mag, im Grunde aber doch etwas an Bauernfang erinnert und zu der gleichzeitigen bis zum Überdruß wiederholten Proklamierung der Partei als rein proletarischer einen grotesken Widerspruch bildet. k r

 ... Wenn Naumann recht hat, so hätte die Partei bei den letzten Wahlen ein wahrhaft tragikomisches Schicksal erlebt. Sie hätte dann die Prügel bekommen, die „eigentlich“ das Zentrum bekommen sollte, und wäre so der sprichwörtliche Prügelknabe gewesen. In den „Süddeutschen Monatsheften“ redet Naumann „die Partei der Nichtwähler“ also

an: „O ihr unpolitischen Männer, was war es, das euch in Bewegung brachte? War es nur die stärkere Agitation der bürgerlichen Parteien? Es ist in der Tat eifrig agitiert worden. Ihr wurdet im Wagen zur Wahlstube gefahren, sobald ihr nur wolltet. Aber auch schon früher hat man euch den Kaffeetisch voll Flugblätter geworfen, und ihr habt nicht gehört. Erinnert ihr euch an die Zollkämpfe von 1903? Auch damals hat man euch keinen Ruf des Agitators erspart, und doch bliebet ihr schwerhörig. Dieses Mal aber fandet ihr, daß es eure Pflicht ist, zu erscheinen. Wenn ihr das nur in München oder nur in Leipzig getan hättet, dann könnte man denken, ihr feiet mehr geschleppt worden als von selber gegangen, aber ihr seid überall herangekommen, auch dort, wo man nicht viel Geld ausgeben konnte, euch willig zu machen. Es muß also doch etwas in euch selbst gewesen sein, was euch keine Ruhe ließ. Das aber ist es, was wir zusammen erkennen wollen. Man sagt, daß ihr der nationalen Parole gefolgt seid. Das ist nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig. Die nationale Parole war im Grunde 1898, als man über die Flottenvorlage debattierte, stärker als jetzt. Was ist euch Südwestafrika? Liegen gerade dort eure stärksten Hoffnungen? Es ist ja sicher wahr, daß der harte Kampf im fernen Land unsere Phantasie und unser Mitgefühl bewegt hat, und daß wir die Unwahrheiten nicht mehr ertragen mochten, mit denen von der Sozialdemokratie die deutsche Kolonialpolitik zu einem Blutstrom in der Sandwüste gemacht wurde. Wir alle hatten etwas auszusetzen an der dortigen Verwaltung, aber wir trauten doch der deutschen Tüchtigkeit etwas Befferes zu als den grausamen Wahnwitz, als den die Sozialdemokraten alle Arbeit in der heißen Ferne hinstellten. Auch half die Freude über Dernburgs tapfere Grobheit über manchen Schmerz und manches Bedenken hinweg. Es find viele Stimmen aus ästhetischer Freude an diesem Bankdirektor abgegeben worden. Immerhin aber kann von einem Sturm des tieferregten Patriotismus kaum geredet werden. Wer sich des Jahres 1887 erinnert, der weiß, wie anders jener Bismarcksche Sturm daherbrauste, und doch war damals die Wahlbeteiligung geringer als jetzt. Und seid denn ihr, die sonstigen Nichtwähler, seid gerade ihr so überaus patriotisch, ihr, die ihr sonst für Militärfragen oder Polenfragen oder auch neue Schiffe nur ein müdes, kurzes Aufmerken übrig hattet? Ich will euch nicht verletzen, aber ich will mit euch die Wahrheit suchen. Euer Nationalfinn ist nicht ein alles bewältigender Bergstrom, denn euere Seele ist viel zu voll von allerlei internationaler Kultur, von französischen Malereien und italienischen Melodien, von Ibsen und Tolstoi, von Nietzsche und Simplizissimus, um wegen der Truppenzahl zwischen

 Windhoeck und Warmbad in Gärung zu geraten. Es gibt Leute, denen jeder deutsche Brunnen bei Grotfontein die Seele sprudeln läßt, aber ihr, verehrteste, geschätzte Zuhörer, ihr seid es nicht, die den Mikrometer des Nationalempfindens in der Hand halten. Mag ich einigen von euch unrecht tun, aber die Maffe der Nichtwähler sind nicht die eigentlichen Träger der Nationalitätsidee. Grabt in der Tiefe euerer Seelen, fragt euch selbst und sagt, was euch so merkwürdig aufgeregt hat! Ihr waret zornig über die Anmaßung und die Roheit des Tones in der Sozialdemokratie! Der Dresdner Parteitag hat euch angeekelt! Ihr wolltet die dreiste Hoffahrt der bildungslosen Dreimillionenpartei züchtigen. Ihr wurdet plötzlich politisch aus ästhetischem Unmut. So wenigstens habe ich es von euch gelesen, ihr Männer auf den Stufen der Arena. – Ihr merkt, daß ich warte und schweige. – Ihr schweigt auch. Also, ihr Männer, es muß doch noch etwas anderes in euren Herzen vorgegangen sein. Gewiß waret ihr angeekelt vom Sauherdenton der Leipziger Volkszeitung und von Bebels theatralischer Revolutionsmimik, aber die meisten von euch halten alle übrigen Parteiredner für nicht viel beffer als Bebel. Ob ihr einen Fürsten und Grafen hörtet, der sich als den wärmsten Freund des bedrängten Mittelstandes ausgab, oder einen Priester, der im Namen der ewigen Liebe die scheußlichsten politischen Verdächtigungen losließ, oder einen Antisemiten, der die Juden als die Könige unseres Zeitalters geißelte, ob ihr sonst wen von den Männern mit den langen Programmen vor euch hattet, waren sie euch, gerade euch so viel wertvoller als die kleinen Korporale Bebels, die ihr vernichtet habt? Und ihr habt die schlechtesten Vertreter der bürgerlichen Parteien mit derselben Inbrunst gewählt wie die besten. Das ist es, was ich genötigt bin, vor euren Ohren zu enthüllen. Die Statistik ist eine böse Seelenkünderin. Sie sagt, daß ihr, die sonstigen Nichtwähler, keinen Unterschied zwischen gut und böse innerhalb der Nichtsozialdemokraten gemacht habt. Ihr habt, verzeiht mir das volkstümliche Wort, ihr habt

alles gefreffen, alles, ihr habt keinerlei Geschmack bewiesen. Ich könnte euch Kreise nennen, wo der Sozialdemokrat auch kein Engel ist, aber doch wenigstens ein brauchbarer Mensch, der für die Dresdner Rüpeleien nicht weiter verantwortlich gemacht werden kann, und wo sein Gegner das ist, was man – ihr versteht mich! Ja, ich merke es, daß ihr mich versteht! Also solche Leute habt ihr auch gewählt. Ihr! Weshalb in aller Welt? Ihr habt teilweis. Menschen gewählt, die ihr nicht achtet. Jetzt erst find wir dort, wohin ich euch bringen wollte, vor der letzten Seelenfrage der Wahl. Ich will behaupten, daß ihr aus Religion gewählt habt. Merket auf, wie das gemeint ist! Viele von euch find gar nicht besonders fromm. Ihr seid Protestanten oder Katholiken, aber viele von euch überlaffen es ihren Frauen, die Verpflichtungen gegenüber der unsichtbaren Welt zu regeln. Auch dieses soll kein Lob, aber auch kein Vorwurf sein. Der Türmer IX, 9 25 –... ...–...

 Ich wünsche nichts anderes, als die Mehrzahl von euch so zu beschreiben, wie ihr wirklich feid. Ihr gehört zu eurer Konfession, macht aber von ihr nur einen vorsichtigen Gebrauch. Das gilt insbesondere von denjenigen Katholiken, die bisher überhaupt nicht gewählt haben. Sie sind sicher keine ganz „guten Katholiken“, denn sonst hätten sie schon 1898 und 1903 gewählt. Es ist der fernste Umkreis der gläubigen Zentren, der dieses Mal mit in Rotation gesetzt wurde, weil dieses Mal die Religionsfrage auf der Tagesordnung stand. Ja, das ist der Kern der Angelegenheit: die Religionsfrage stand auf der Tagesordnung, die alte Frage des 30jährigen Krieges, ob der Geist von Rom oder von Wittenberg im Deutschen Reiche herrschen soll. Alle Politiker waren bemüht, diese Frage mit Worten zu verdunkeln, weil man keinen neuen Kulturkampf will und weil fast alle protestantischen Parteien in irgendwelchem Winkel Deutschlands heimlich Zentrumsbrot effen, aber das dumpfe Gefühl der Menge, auch euer Gefühl, versammelte Männer, hat sich sofort richtig gesagt, daß es sich um einen Lebenskampf zwischen dem protestantischen und katholischen Staat handelt. In Dernburg und Roeren standen die zwei ältesten und tiefsten Gegensätze der deutschen Nation sich gegenüber. Es handelte sich nicht um diese zwei Männer. Was ist euch im Grunde Dernburg oder was ist euch Roeren? Aber ihr begriffet, daß die Schlacht von Lützen noch nicht zu Ende sei, und deshalb kamet ihr von beiden Seiten, denn diese Schlacht ruft fast selbst die Toten aus den Gräbern. Wer der Katholik war, den ihr Katholiken wählen solltet, war euch gleichgültig. Vielleicht hieltet ihr ihn für dumm, aber ihr wähltet ihn doch, denn ihr wähltet nach der Seele eurer Väter. 400000 Stimmen hat das Zentrum gewonnen, obwohl es da und dort etliche Tausend an brave Protestanten abgab! Das habt ihr gemacht, die Partei der Nichtwähler auf katholischem Boden. Und 36 Sozialdemokraten find gefallen! Das habt in der Hauptsache ihr gemacht, die Partei der Nichtwähler auf protestantischem Boden. Ihr nahmet Partei für jeden, für jeden, der nur nicht für das Zentrum war. Und da die Sozialdemokratie für das Zentrum war, so trug sie die Kosten des Wahlkampfes. Kommt, laßt uns denken, wir hätten eine Sozialdemokratie, der man zutraut, sie würde das Deutsche Reich vom Zentrum befreien! Ich fühle es an eurer Bewegung, wie euch, meine Hörer, dieser Gedanke beschäftigt. Die einen von euch werden durch ihn noch zentrumstreuer, als sie schon am 25. Januar geworden find, die anderen aber fagen: Wenn Bebel gegen das Zentrum gewesen wäre, wahrhaftig, wir hätten ihm viel Dresdener Sünden gerne vergeben, denn was ist uns Dresden, wenn nur Deutschland frei wird vom römischen Banne?! Die Sozialdemokratie stand Schulter an Schulter mit dem Zentrum. Das brachte ihr in dieser Lage keine katholischen Stimmen und nahm ihr ihre Kraft in protestantischen Gebieten. Und daß es keine zufällige Stellung war, in der sich die Sozialdemokratie befand, hat sich bei den Stichwahlen gezeigt. Sozialdemokratie und Zentrum

 standen vereint der übrigen politischen Gesellschaft gegenüber. Darin liegt, ihr unpolitischen Wähler, eine nachträgliche Rechtfertigung eurer aus dunklen Tiefen eurer Seele heraus geborenen Erregung. Es wäre anders gewesen, wenn die Sozialdemokratie nach dem 25. Januar anders gehandelt hätte. Laßt uns den Fall setzen, daß Bebel die Parole ausgegeben hätte: Wählt, wen ihr wollt, nur keinen Konservativen und keinen Schwarzen! Sage ich zu viel, wenn ich behaupte, daß viele von euch im stillen Abbitte geleistet haben würden? Dann würden zwar die Katholiken unter den bisherigen Nichtwählern desto sicherer beim Zentrum gewesen sein, aber die Zukunft der Sozialdemokratie in den nichtkatholischen

Gebieten würde viel an Festigkeit gewonnen haben, denn ihr, verehrte und geschätzte Unpolitiker, würdet euch in diesem Falle wieder in alle Täler und Berge zerstreut haben und nie wieder in diese Arena und zur Wahl zu bringen sein, denn ihr würdet ficher wissen, daß die Zentrumszeit zu Ende ist. Jetzt wißt ihr das nicht, und deshalb, es tut mir leid, euren Frieden stören zu müffen, ihr werdet mindestens noch einmal alle an die Urne müffen und – ihr werdet noch einmal kommen, ihr werdet, denn dieselbe unsichtbare Macht alter, halbverschollener religiöser Kräfte wird euch noch einmal auf die Beine bringen. Das hängt heute weder von euch ab, noch von uns, noch vom Reichskanzler. Die Zusammensetzung des Reichstags ist so, daß die Zentrumsfrage nur scheinbar gelöst ist. Das einzige, was gewonnen ist, ist die Möglichkeit, Kolonial- und Heeresfragen ohne Zentrum zu bewilligen, aber für alles andere wird entweder von rechts oder von links her das Zentrum nach wie vor gebraucht. Für alles andere! Darin liegt die zukünftige Wiederholung der Wahlfrage von 1907. Also, ihr Hörer, denen es schon Mühe und Last genug war, auch nur diese meine Ansprache zu hören, und die ihr mich zehnmal lieber gehört haben würdet, wenn ich mit euch über die Gräber der Skaliger hätte reden wollen oder über den Kontrast der Wolken und der Schneeberge, ihr seid jetzt froh, daß die Sache zu Ende ist, aber täuscht euch nicht und behaltet es im Sinn: ihr kommt von selber wieder, nicht weil ihr gerne wollt, sondern weil euch das Mächtigste zwingt, was es im Menschengeschlechte gibt, der Geist eurer Väter..." Der geistvolle feine Kopf verleugnet sich auch hier nicht. Aber wie alle Versuche, Tatsachen der Wirklichkeit auf gewife theoretische Gesetze zurückzuschrauben, immer an der wunderbaren Mannigfaltigkeit, der unendlichen Variabilität des souveränen Lebens scheitern müffen, so darf man auch dieser Doktrin nur mit vorsichtig prüfenden Schritten folgen. Ein wahrer Kern ist sicher darin. Sicher wirkt der Geist unserer Väter aus dem Zeitalter der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges auch in uns noch nach, und zwar mächtiger, als wir uns deffen bewußt werden können. Unser Atavismus reicht aber noch viel weiter zurück, und es läßt sich nach den Gesetzen der Kausalität, insbesondere der Vererbung, schlechterdings nicht absehen, wie weit. Wenn wir danach sogar unter den nachwirkenden Einflüffen prähistorischer Zeiten stehen müffen, so machen

Z80 Türmers Tagebuch sich diese doch nicht mehr in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit geltend, sondern fie find unter dem Einfluß all' der neuen Lebens- und Entwicklungsquellen in den folgenden Jahrtausenden und Jahrhunderten zu Rudimenten neuer geistiger, politischer und wirtschaftlicher Kulturen zusammengeschrumpft. Von der Reformation trennt uns nur eine verhältnismäßig kurze Zeit, und doch ist gerade diese eine Zeit vielfacher grundstürzender Wandlungen in unserem ganzen Fühlen und Denken. Schon ein flüchtiger Blick auf die politische, soziale und Geistesgeschichte der letzten Jahrhunderte bringt uns das zum Bewußtsein. So hat auch der „Geist unserer Väter" aus der Reformationszeit usf. auf dem Wege bis zu uns vielfache und entscheidende Wandlungen erfahren. Bei den Protestanten vielleicht mehr als bei den Katholiken. Bei jenen ist von dem konfessionellen Gegenfatz ihrer Väter nur noch ein kultur-politischer Niederschlag übriggeblieben, der sich in natürlicher Abwehr gegen Übergriffe der römischkatholischen Kirche als einer straff organisierten internationalen politischen Macht auf das staatliche und geistige Leben äußert, insbesondere wo sie deffen freie und fortschrittliche Entwicklung bedrohen und auf eine tiefere, überwundene Stufe herabdrücken sollen. Diese Abwehr, das muß immer wieder auf das entschiedenste betont werden, beschränkt sich ausschließlich auf das kulturpolitische Gebiet und richtet sich gleichmäßig gegen alle Übergriffe von Mächten und Einflüffen, die nicht aus dem Wefen und den Entwicklungsbedingungen dieses Gebiets selbst erwachsen. Also nicht etwa nur, sondern auch gegen solche der katholischen Kirche als einer politischen, mit geistlichen Waffen nach weltlicher Herrschaft strebenden Macht. Es sind dieselben, die den Staat nicht unter die Herrschaft der Kirche, und die die Kirche nicht unter die Herrschaft des Staates stellen wollen. Mit irgendwelcher Gehässigkeit gegen die katholische Kirche als solche oder den Katholizismus als religiöses Prinzip hat das nichts, aber auch gar nichts zu tun. Es mag ja auch solche Käuze geben, ich aber kenne auch nicht einen Protestanten, der gegen den religiösen Katholizismus, das katholische Bekenntnis als solches, irgendwelche Feindseligkeit hegte. Ich selbst sehe im gebildeten Katholiken den geistig und religiös durchaus gleichberechtigten und gleichwertigen

Bruder und glaube, daß die überwiegende Mehrzahl unserer gebildeten deutschen Katholiken ebenso denkt und empfindet. Der etwa vorhandene Gegensatz wird in Wirklichkeit von gewissen Wortführern beider Lager über alle Maßen aufgebauscht, aus Gründen, die mit dem religiösen Bekenntnis und erst recht mit dem Christentum herzlich wenig gemein haben. Im persönlichen Verkehr mit gebildeten Katholiken habe ich nie einen grundsätzlichen Wesensunterschied empfunden, fast immer erst durch sie selbst oder durch andere erfahren, daß sie „katholisch" seien. Aus dem Meinungsaustausch ergab sich das nicht. Mir selbst, dem Protestanten, ist einmal von protestantischer Seite in einem Blatte freundlich attestiert worden, daß ich, „obgleich Katholik", Toleranz und Verständnis für den Protestantismus hätte! se s

Türmers Tagebuch Z81 Worin der Katholizismus den Protestantismus immer wieder tief beschämt, das ist eine Stellung zur „Duellfrage". Schon daß Christen, als welche sich die Anhänger des gesellschaftlich und staatlich privilegierten Totschlags, um nicht zu sagen Mords, zum größten Teil demonstrativ gebärden, eine solche „Frage" mit dem Aufwande ihres ganzen „positiven Christentums" und „Apostolischen Glaubensbekenntniffes" nicht zu bewältigen vermögen, schon das muß recht kuriose Vorstellungen von der Fundamentierung fotanen Glaubensgebäudes erwecken. Im preußischen Herrenhause begründete kürzlich Graf Ziethen-Schwerin einen Antrag auf Verschärfung der Strafgesetze gegen Beleidigungen auch damit, daß man dann auch gegen die Duelle werde beffer einschreiten können. Daraufhin erhob sich der katholische Graf Praschma zu einer grundsätzlichen Erklärung. Er hielt es für geboten, daß auch das Herrenhaus zur Duellfrage Stellung nehme, um so mehr, als der preußische Kriegsminister im Reichstage Erklärungen abgegeben habe, die von der Sozialdemokratie als willkommene Waffe begrüßt worden seien. „Das Duell", so sagte der Graf weiter, „ist nicht germanischen Ursprungs, es ist uns, wie so manches Übel, aus Frankreich überkommen, es ist weder mit dem Christentum noch mit dem Staat vereinbar. Warum ist es nun so schwer, dies Übel, das allgemein anerkannt ist, zu beseitigen? Es wird den Gegnern des Duells immer vorgeworfen, daß sie zwar eine Beseitigung wollen, aber keine positiven Vorschläge machen. Ein Haupthindernis ist der falsche Ehrbegriff. Die Ehre eines Menschen kann nicht durch andere verletzt werden, sondern nur durch eigene ehrlose Handlungen verloren gehen. Unehrenhaft ist es, kalten Blutes und mit Vorbedacht die Gesetze Gottes zu übertreten. Die schwere Verletzung des Beleidigten oder sein Tod im Duell ist aber doch keine Sühne für eine schwere Beleidigung. Das Duell ist durch göttliche und staatliche Gesetze verboten. Durch Übertretung dieses Verbots kann ein dunkler Ehrenmann, selbst wenn er durch das Duell zum Mörder wird, seine verletzte „Ehre" wiederherstellen und in der Gesellschaft wieder auftreten. Wer dagegen in gewissenhafter Beobachtung der Gebote des Staates und feines Gottes das Duell ausschlägt, dem droht die Ausstoßung aus der Gesellschaft. Man spricht vom Mut des Duellanten. Der Duellant hat den gleichen Mut wie ein Räuber oder Mörder, der abgefaßt wird und sein eigenes Leben oder das anderer in die Schanze schlägt. Es gehört ein viel höherer Mut dazu, ein Duell auszuschlagen. Wandel kann nur geschaffen werden, indem man das Duell nicht mehr als Privileg betrachtet, sondern streng bestraft und ehrenrührige Beleidigungen entsprechend fühnt. Auf das Duell und auf solche Beleidigungen müßten entehrende Strafen, eventuell Ausstoßung aus dem Offiziersstand stehen. Für die Offiziere bedarf es nur einer kategorischen Aufforderung des obersten Kriegsherrn, ähnlich wie in England, um das Duell aus der Welt zu schaffen. Die bekannte Kabinettsorder hat die Duelle nicht zu vermeiden vermocht..."

Z82 Türmers Tagebuch Und welches Echo fand dieser Ruf im allerchristlichsten Hause der geborenen Gesetzgeber, der privilegierten Stützen von Thron und Altar? Der Justizminister Beseler glaubte es ablehnen zu müffen, feine Stellung zum Duell überhaupt darzulegen, der evangelische Graf Schulenburg aber machte aus seinem Herzen keine Mördergrube, sondern bekannte mit erfreulicher Offenheit: „Ich gebe zu, daß das Duell fich vom christlichen Standpunkt aus nicht rechtfertigen läßt und daß kein Mittel unversucht bleiben darf, um die Duelle einzuschränken. Aber dahin, daß wir das Duell abschaffen, werden wir niemals gelangen. (Sehr wahr! vom bibelfesten hohen Hause!) Auch die allerhöchste Kabinettsorder spricht nur die Erwartung aus, daß Ehrenhändel „mehr und mehr abnehmen" werden. Mag die Duellfitte stammen, woher sie will, jedenfalls ist es eine uralte Sitte. Es gibt gewiffe Arten von

Beleidigungen, die nicht durch Richterspruch, sondern einzig und allein mit der Waffe in der Hand gesühnt werden können.“ (Lebhafter Beifall vom bibelfesten hohen Hause!) Nur der wahrscheinlich weniger bibelfeste liberale Oberbürgermeister von Breslau, Bender, fand ein kräftiges Sprüchlein gegen den ebenso albernen wie widerwärtigen Unfug. Er glaube sehr, daß das Duell in Deutschland „ebenso abgeschafft werden wird, wie es in anderen Ländern geschehen ist, die genau so über den Begriff Ehre denken wie wir Deutsche. Es wird viel Unfug auf dem Gebiete getrieben, und sehr viele von denen, die sich duellieren, tun dies, obwohl sie es nicht für richtig halten, weil man in ihren Kreisen der Meinung ist, daß das Duell notwendig sei. Nach hundert Jahren werden wir das Duell nicht mehr haben, wie man es heute schon in England nicht mehr hat.“ Mit ganz vereinzelten Ausnahmen ist es ja heute auch nur noch ein Parafit, der sein Dasein von der gesellschaftlichen Feigheit gewisser Kreise fristet, deren aufrechte Haltung und Gesinnung im umgekehrten Verhältnis zu ihrem korrekt gezogenen Scheitel steht. k sie st Die Religion, das Christentum hat also zugestandenermaßen für seine „positiven“ Bekenner, die in der „Kreuzzeitung“ unentwegt und allezeit das Banner des Apostolikums „hochhalten“, keineswegs in allen Stücken verbindliche Kraft. Es hat dafür den unschätzbaren Vorzug auswechselbarer Böden, die man je nach Bedarf und Bequemlichkeit ein- und ausschalten kann. Ist demnach auch die „positive“, die „unerschütterliche Grundlage unseres Glaubens“ immerhin irdischem Wechsel und Wandel einigermaßen unterworfen, so entschädigt sie dafür durch ihre vielseitige Verwendbarkeit und praktische Handhabung. Schon aus diesem Grunde muß die Religion dem Volke erhalten werden. Eben ihre bequeme Handhabung macht sie so sehr geeignet dazu. Mit etwas Übung, man nennt es auch Drill, läßt sich da schon manches erreichen. Und was auf dem Kasernenhofe möglich ist, warum sollte das nicht auch in der Schule gelingen –

Türmers Tagebuch Z83 mit einem so schneidigen Apparat, wie ihn der staatlich approbierte Lehrplan für den religiösen Volksunterricht darstellt? Es gehört wirklich nur etwas mehr oder weniger Drill dazu. Also drillen wir! Aber lieber mehr als weniger. Sicher ist sicher. Denn wenn erst die Religion einmal feste in den Knochen fitzt, so geht sie so leicht auch nicht wieder heraus. Das Gegenteil wäre jedenfalls völlig unvorschriftsmäßig, daher ausgeschloffen. Also los mit dem Drill! „Im Jahre 1902“, schreibt Karl Neidberg in der „Welt am Montag“, „erließ der preußische evangelische Oberkirchenrat eine Verordnung, die eine einheitliche Regelung des Lernstoffes für den evangelischen Schul- und Konfirmandenunterricht durch die Provinzialkonfitorien unter Vereinbarung mit den Provinzialschulkollegien und den Regierungen anordnete. Sie ist jetzt in allen Provinzen durchgeführt worden. Freilich nicht, ohne starken Widerspruch in der Lehrerschaft zu finden. Und wie gerechtfertigt der ist, beweist der Umfang des auswendig zu lernenden Stoffes: 20 bis 40 Sprüche aus dem Alten und 100 bis 110 Sprüche aus dem Neuen Testament, 6 Psalmen, 20 Kirchenlieder und der Wortlaut der 5 Hauptstücke des lutherischen Kleinen Katechismus. D. h. es find insgesamt, die Psalmen mitgezählt, mindestens 180 Bibelverfe und 180 Kirchenliederstrophen den Kindern wörtlich einzuprägen. Dabei wissen alle, die die Verhältniffe genauer kennen, daß dieses Mindestmaß auf dem platten Lande und in den kleinen Städten, allwo der geistliche Lokal- und Kreisschulinspektor regiert, dem Höchstmaß, d. h. 210 Bibelversen, weichen muß, ja an vielen Stellen ganz sicher noch überschritten wird. Und was für Liederstrophen sind an vielen Stellen zu lernen! Man schlage einmal in den Gesangbüchern nach und erbaue sich an den schwülstigen, mystischen, im mittelalterlichen Deutsch geschriebenen Ergüssen der Liederdichter jener Zeit! Kein Lehrer ist imstande (und erst recht kein Geistlicher), Kindern z. B. den überall gelernten Vers zum Verständnis zu bringen:.. „Denk" nicht in deiner Drangsalshitze, Daß du von Gott verlaffen feift, Und daß Gott dem im Schoße fitze, Der sich mit stetem Glücke speist. Die Folgezeit verändert viel Und fetzet jeglichem fein Ziel!“ Hier und an unzähligen anderen Stellen hilft eben nur eins: Geistloses Einpauken! Und man weiß nicht, wen man mehr bedauern soll: die gequälten Kinder, die sich quälenden Lehrer, die die kostbare und in einfachen Verhältniffen so knappe Zeit gern fruchtbringender verwenden möchten, oder die Religion, die man solchermaßen in den werdenden Menschen zu Tode kuriert. Aber man täuscht sich, wenn man glaubt, mit diesem Ballast würden nur die Kinder der Landschulen

beschwert. Ein Blick auf den Lehrplan der Berliner Gemeindeschule zeigt, daß auch hier die „Memorier feuche“ grafiert. Er fordert als auswendig zu lernende religiöse Stücke: 121 Kirchen-

Z84 Türmers Tagebuch liederverse, 110 Bibelsprüche, den Wortlaut der ersten drei Hauptstücke des lutherischen Katechismus, außerdem müffen 12. Psalmen gelesen und 5 davon mit zusammen 45 Versen auswendig gelernt werden (und zwar in der vierten Klaffe, also von 10- bis 11jährigen Kindern!) Es kommen also auch in den Berliner Schulen 155 Bibelsprüche zur Einprägung. An Zeit für diesen Drill fehlt es freilich auch hier nicht, obgleich man sie wahrlich beffer verwenden könnte. In unseren Gemeindeschulen empfangen die Mädchen der beiden letzten Schuljahre wöchentlich vier Religionsstunden, aber nur zwei Rechenstunden. Da nun diese Schülerinnen außerdem noch wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht bei dem Prediger ihrer Gemeinde als Vorbereitung für ihre Einsegnung erhalten, so genießen sie insgesamt wöchentlich sechs Religions-, aber, wie gesagt, nur zwei Rechenstunden! Man wird das Verhältnis der Stundenzahl dieser beiden Fächer erst dann recht zu würdigen wissen, wenn man bedenkt, wie viele Mädchen heute gezwungen sind, nach ihrer Schulentlaffung ihr Brot felbst zu verdienen durch Eintritt in einen kaufmännischen Beruf. Was mag ihnen dort wohl nützlicher sein, flottes, sicheres Rechnen oder eine möglichst umfangreiche Kenntnis von Bibelsprüchen und falbungsvollen Liederversen? Und noch eins: Warum geht es in unseren höheren Knaben- und Mädchenschulen mit wöchentlich zwei Religionsstunden und mit weniger Sprüchen und Liedern? Haben diese Kinder weniger Religion nötig?...“ Ach, auch „diese“ Kinder sind nicht zu beneiden! Keine Sorge, die Segnungen unseres nationalen Erziehungssystems, unseres über alles in der Welt geschätzten und geliebten Drills werden auch ihnen keineswegs vorenthalten. Wie sollten sie auch, wo uns unseren herrlichen Drill ebensowenig ein anderes Volk nachmachen kann wie unsern Leutnant. Es braucht bei den Klaffen von Bildung und Besitz nicht allemal die Religion zu sein, es gibt noch andere Gebiete, die ein treffliches Feld zur Betätigung dieser unnachahmlichen Geisteskultur abgeben. „Ich fand“, so plaudert C. Klaufen in den von Artur Schulz (Birkenwerder bei Berlin) herausgegebenen „Blättern für deutsche Erziehung“, „einst meinen Quintaner (ich bin Vater mehrerer Söhne) in Tränen schwimmend. Er saß vor folgender Aufgabe: Er sollte alle Orte, etwa 40 an der Zahl, die der brave Renophon auf seinem Rückzuge berührt hatte, auswendig lernen. Darunter Namen wie: Caystrupedium, Mopsuhestia, Thapacus, Sapphe Bezabde. Zuerst kamen mir die Namen sehr possierlich vor, aber dann wurde ich so wütend, daß ich ihm das Auswendiglernen dieser vierzig Bierdörfer verbot. Gottlob kam er in der Schule nicht dran, was mir sehr angenehm war! Wie soll man diese Art Tränen näher bezeichnen? Tränen des verzweifelnden Intellekts? Das stimmt nicht ganz, denn mit Intellekt hat das noch gar nichts zu tun. Ein gelehriger Papagei würde die Aufgabe fraglos beffer bewältigen können. Es find eigentlich richtige Tränen der Feigheit, einer vollständig berechtigten Feigheit, die

Türmers Tagebuch Z85 jeder das Recht hat zu empfinden, wenn er vor Aufgaben gestellt wird, die er nicht erfüllen kann. Dann heult die Vernunft in ihm gegen die Unvernunft der Daseinsbedingungen. Einmal fand ich meinen Sextaner in einer Verfaffung, die unbeschreiblich war. Sein Gesicht schwamm in Tränen, sein Taschentuch war getränkt damit, ohne daß ich in Abrede stellen will, daß es nicht des Waffers bedürftig gewesen wäre, denn das ist die Eigenart von Jungentaschentüchern, selbst wenn sie erst vor einer Stunde aus der Schublade genommen wurden. Das Buch vor ihm war durchfeuchtet und Tropfen glänzten auf dem Tisch. Ja, da saß er. Vor ihm sein Geographiebuch. „Die wichtigsten Produkte des Welthandels und deren Ausfuhrländer!“ So ungefähr hieß die Überschrift. Das sollte er lernen. Na, ich also mich mit dahintergeklemmt! Das muß ein Junge lernen, natürlich! Also, erste Frage: „Was ist Welthandel? “ „Das haben wir noch nicht gehabt, Vater, huhuhu!“ „Was sind Ausfuhrländer?“ „Das ist noch nicht dran gewesen, huhuhu!“ „Dummer Junge, laß doch das Heulen, man muß eine Sache energich anfaffen, dann ist's gar nicht so schlimm!“ Heran an die Arbeit. Gold: Transvaal, Union, Australien, Rußland, Kanada. Kupfer: Union, Chile, Mexiko, Australien, Japan, Spanien, Deutschland und so fort. Mit Silber, Blei, Steinkohlen usw. eine ganze Druckseite herunter. „Los, Junge! Also, Gold?“ „Transvaal, Union, Australien, Deutschland – „Halt, das ist falsch, wir haben kein Gold!“ „Chile, Mexiko –“ „Halt, das stimmt nicht, das ist ja Kupfer.“ So ging das fort.

Sämtliche Erdteile und Länder tanzten in meines Jungen und in meinem Kopfe einen bacchantischen Tanz, der so ungefähr das Chaos darstellte. Man hätte mir lebenslängliche Zuchthausstrafe androhen können, ich hätte es nicht fertiggebracht, diese Welthandelsprodukte und ihre Ausfuhrländer zu lernen.“ „Wißt ihr denn, wie Kohle gewonnen wird?“ „Nee.“ „Wißt ihr, wie und in welchen verschiedenen Formen man Gold findet?“ „Nee.“ Na, da saßen wir nun beide. Er heulte nicht mehr, aber ich tat es beinahe. Erst dachte ich bei der hoffnungslosen Lage daran, ich wollte ihm einen „Spickzettel“ machen für die hohle Hand, aber nein, so unmodern bin ich denn doch nicht, meinen Jungen zum Betrügen zu verführen. Wenn der dumme Junge das nicht von selbst herausfand, wie ich es schon in

Z86 Türmers Tagebuch feinem Alter so gut weg hatte, dann mochte er die Suppe auslöffeln. Ich finde überhaupt, daß heutzutage die Jungen unheimlich ehrlich in dieser Beziehung sind, viel ehrlicher als wir es waren, wenn ich auch gestehen muß, daß uns damals die Lehrer nicht in solche Versuchungen führten. Nebenbei lernte man beim Spicken eine ganze Menge. Erstens mußte man alles haarscharf in fauberer kleiner Schrift aufzeichnen, damit das Blättchen fich gut in der hohlen Hand halten ließ, und zweitens mußte man unter der Bank krampfhaft mit intensivster Anstrengung fich auf die nächste Frage vorbereiten. Wenn man bei einem forschen Lehrer sich gut durchgespickt hatte, konnte man meistens die Aufgabe beffer, als wenn man sie zu Hause eingepaukt hätte. Diefen den Welthandelsprodukten so verständnislos gegenüberstehenden Sprößling fand ich dann auch eines Tages über der biblischen Geschichte. „Jesus und das Weib von Samaria.“ Heulen tat er natürlich. Er verstände das gar nicht, was das für anderes Waffer wäre und was für anderes Brot! Ob denn der Lehrer das nicht erklärt hätte? Doch, aber er hätte es nicht verstehen können, es wäre zu schwer gewesen. Ich war schon im Begriff, ihm den abgrundtiefen Sinn dieser Bibelstellen zu erschließen, als mir zur rechten Zeit noch einfiel, daß ich erst nach dem dreißigsten Jahre dahin gelangte, den tiefen Sinn dieser Erzählung ganz zu erfaffen. Ich unterließ es also und riet dem kleinen Feinde aller Metaphysik, den Lehrer noch einmal um eine Erklärung zu bitten. Ob er es getan und ob er Erklärung erhalten hat für sein zehnjähriges Gehirn, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist er in der Schule nicht drangekommen und er hat den Schnabel gehalten, denn er wußte, daß in der Quinta nur Altes Testament „dran“ kommen würde, und daß, wenn in Quartal wieder das Neue Testament „dran“ kommen sollte, bis dahin noch reichlich Zeit sein würde, zumal wenn er sitzen bliebe, welch letzteres er denn auch glücklich ausführte. Als Quartaner fand ich ihn kürzlich in feiner Schlafstube, wohin er sich zurückgezogen hatte und seit einer Stunde mit Stentorstimme immer dasselbe wiederholte. Da ich wußte, wie spielend leicht der Junge Gedichte lernte, und daß er aus purem Vergnügen daran Balladen auswendig lernte, die er gar nicht auf hatte, fragte ich, was denn los sei. Er war beim ersten Verse des folgenden unsterblichen Gedichtes von Platen aus feinem deutschen Lesebuche: „Schon war gesunken in den Staub der Saffaniden alter Thron, Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon. Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag, Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.“ Nun begann folgendes Frage- und Antwortspiel zwischen uns beiden. „Wer sind denn die Saffaniden?“ „Das sind, find (Augenverdrehen nach der Zimmerdecke), das sind Türken!“ „Na, meinetwegen. Wo liegt Ktesiphon?“

Türmers Tagebuch 387 Wortloses Nachgrübeln war die einzige Antwort. „Wo liegt Oxus? Was ist das, ein Gebirge oder ein Fluß? Wer ist Omar? Wer ist Chosru?“ Beharrliches Schweigen. „Na, also los! Kannst du nun den Vers?“ Es ging so leidlich. Ich las weiter und stockte an der dritten Strophe. „Und Omar blickt ihn finster an und spricht: Erkennst du nun, wie sehr Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr? Und Harmofan erwidert ihm: In deinen Händen ist die Macht, Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht!“ Nanu! Ich stutzte und überlegte mir die Tiefe dieser Lebensregel, die einem Opportunitätsfanatiker aus der Seele geschrieben war. Ich hielt meinem Jungen darauf eine längere Rede über die tiefe Unsittlichkeit solcher Grundsätze, ohne daß ich wahrscheinlich irgend welchen Eindruck auf ihn machte. Er hat das Gedicht hereingebüffelt, und wenn er heute einen rechten Jux loslaffen will, deklamiert er mit unglaublich komischen Gebärden dieses hohe Lied von dem deutschen Dichter Platen. Auf jeden Fall hat er weder Respekt vor Platen noch vor deutscher Dichtung

dadurch bekommen. Großartig ist mein Jüngster, der auch sonst gern Gedichte lernt. Damit die jungen Seelen recht von der Bedeutung des Geburtstages des Kaisers erfüllt würden, hatten sie für die Schule folgendes Gedichtchen zu lernen: „Vater, kröne du mit Segen unsern König und fein Haus! Führ durch ihn auf deinen Wegen herrlich deinen Ratschluß aus! Deiner Kirche sei er Schutz, deinen Feinden biet" er Trutz! Sei du dem Gesalbten gnädig, fegne, fegne unsern König! Breite, Herr, dein Reich auf Erden auch in unserm Lande aus, Daß wir deine Bürger werden, ziehen in dein Vaterhaus! Frieden und Gerechtigkeit gib uns, Gott, zu jeder Zeit! Sei du deinem Volke gnädig! Segne, segne unsern König." Na, ich las das Gedicht erst dreimal durch, bis es mir gelang, die Ideenaffoziation zu entwirren. Mit der ersten Strophe ging's noch so leidlich klar ab in dem siebenjährigen Gehirn. Aber mit der Ausbreitung des „Reiches auf Erden" kamen wir eklig in die Brüche. Der Lehrer hätte gesagt, der Kaiser foll sein Reich auf Erden ausbreiten, was ja ziemlich chauvinistisch klang. Aber in welches Vaterhaus dann die gewordenen Bürger einziehen sollten, war dem Knirps nicht klarzumachen. Es hat viel Tränen mißhandelten Intellekts und mißhandelter Phantasie gekostet, ehe er es endlich hersagen konnte wie ein abgerichtetes Starmätzchen. Zum Schluß will ich noch von einer Unterredung berichten zwischen einer bejahrten Kinderfrau und meinem siebenjährigen Jüngsten. Es gibt eine Ausgabe der Bibel, von Carolath für Kinder hergerichtet, in welcher man nicht verzichten wollte auf die Geschichte von Potiphar und Joseph nebst anschaulicher Illustration und darunter-

 gesetzten Bruchstücken des Textes, aus denen selbst ein Kant nicht hätte klug werden können. Also ich hörte folgendes Gespräch vom Nebenzimmer mit an: „Sach mal, Lene, was heißt denn das: Potiphar hatte ihre Augen auf Joseph geworfen? Das kann man doch gar nicht, seine Augen auf einen werfen?" „Du Dummbart, sie hat ihn gern gehabt, sie hat ihn gerne angekiekt." „Weshalb ist er denn nicht bei ihr geblieben, was reißt er denn aus? Sie hat ihm doch gar nichts getan?" „Er hat die Potiphar am Ende nicht leiden können!" „Weshalb hat er denn seinen Paletot bei ihr gelaffen, den hätte er doch mitnehmen können? Warum hat sie ihm seinen Paletot weggenommen?" „Ja, mein Jung, die haben am Ende Haschens gespielt, und da hat sie ihn festhalten wollen!". „Da kann doch Joseph nix dazu! Weshalb ist denn der olle König von Agypten so fünch?" „Ja, weißt du, Jung, das is so en oller grieskrämiger Mann gewesen, und der hat das denn wohl nich gern gehabt, daß die Potiphar und Joseph Haschens gespielt haben." So weit ging das Gespräch, dessen Inhalt meines Jungen Wißbegierde befriedigt zu haben schien. Ja, es gibt viele Kindertränen, und locker sitzen die, aber die Tränen, die der mißhandelte Intellekt heult, halte ich doch für bedenklich." Schaudervoll, höchst schaudervoll! Und das will ein Vater, ein „Erzieher" sein? Das nennt sich „Blätter für deutsche Erziehung"? Schaudervoll, höchst schaudervoll! So also wird das Strahlende geschwärzt, der Drill! So das Erhabene in den Staub gezogen, der Drill! Schaudervoll, höchst schaudervoll! Ja, wie ist das nur möglich? Ist nicht der Vater, nicht der Herausgeber der „Blätter" durch dieselbe Drillmaschine gegangen? Und nun veranstalten die Verstockten ohne jegliches Verständnis für die Weihen dieses verehrungswürdigen nationalen Heiligtums eine solche öffentliche Schaustellung und Lustbarkeit! Erlaubt denn das die Polizei? Das beste wäre ja, die grauen Sünder noch einmal durch den Apparat gehen zu laffen. Deutsche Männer und Frauen sorgen indes dafür, daß ihr der „Stoff" nie ausgeht. „Wer nicht als Böotier gelten will", schreibt die „B.Ztg", „muß reden können über Humanismus, Reformgymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, „gemeine" Realschule, höhere Bürgerschule und Töchterbildungsstätten verschiedener Qualität einschließlich Lyceum und Jungfrauengymnasium. Wenn es gelingt, ein technisches Revirement derart vorzunehmen, daß jedes Pferd und jede Kuh in den entsprechenden Stall kommt, dann, so hofft man zuversichtlich, ist wieder einmal auf etliche Jahrzehnte Deutschland in der Welt des Geistes voran. Des getrösten sich nicht nur die Schulmänner, denen man einen dezernatgemäßen Glauben an die Kraft der Fachsystematik allenfalls nachfühlen kann, sondern auch die Laien, die

 ihre Kinder in einer Weise in die Schulen geben, wie man etwa Aufträge an die Fabriken verteilt: Präzisionsschrauben macht Ludwig Löwe am besten, aber Streichholzmaschinen muß man bei Thieme & Ko. bestellen. Es kommt alles darauf an, daß man die Kinder in die richtige Fabrik schickt; wenn dann nachher die Arbeit abgeliefert ist,

braucht man sich weiter nicht um fie zu kümmern. Das Renommee der Fabrik garantiert dafür, daß ihnen auf ihrem späteren Lebenswege niemand das Attribut des Gebildetseins streitig macht. Der deutsche Bildungsphilister behandelt die Angelegenheiten der Jugendbildung mit jener staatsbürgerlichen Hochachtung vor aller Amtlichkeit, mit der er seine Kinder zur Impfung schickt. Der Staat hat die Sache mit der Impfung und mit der Bildung übernommen, nun mag er sehen, wie er damit fertig wird. Fortschritte und Verbefferungen in der Methode kann man nur mit Freuden begrüßen, aber man regt sich deshalb nicht befonders auf, sondern läßt das Sache der jeweiligen Kultusminister sein, denen, wenn sie nicht richtig warm werden wollen, die Abgeordneten einheizen können. Auf keinem Gebiete hat das absolute Vertrauen zum Staat die Betätigung individueller bürgerlicher Energien so ertötet wie im Bildungswesen. Wer ein Examen gemacht hat, ist eben dadurch „gebildet“, und weder er noch seine Eltern und Vormünder brauchen fürder sich darum zu sorgen, ob sonstwie in der Welt noch etwas existiere, das des Erlernens wert sei. Die Aussaat, die der Staat an Bildung macht, fällt auf einen immer pafiver werdenden Boden, und es ist ziemlich gleich, ob hier der Samen aus der vollen Hand eines mit Hingebung arbeitenden Pädagogen oder aus der Drillmaschine eines Fachbanausen fällt. Wer gar bis zu einem Alter, wo er schon Familienvater und Geschäftsinhaber sein müßte, auf einer Universität fich hat besamen laffen, der meint, es sei nun endlich genug des grausamen Spieles, und weigert sich entschieden, Neues hinzuzulernen. Er traktiert eine Brotkunst und kümmert sich den Teufel um elektrische Hochspannung und Achilleion. Es gibt z. B. viele approbierte Bildungsträger, die meinen, daß die Hochspannung fich auf den Draht beziehe, der „hochgespannt“ über den Straßenbahnen liegt. Unsere Bildungsinstitute kann man noch so oft hin und her reformieren, – je tiefer bei uns die Idee sich einfrißt, daß der Staat den Leuten die Bildung einzuimpfen habe wie die Pockenlymphe, um so weniger werden die Leute geneigt sein, ihrerseits das Beste dazu zu tun, daß der Impfstoff auch in Herz und Hirn zur Gärung komme. Die Hauptsache bleibt der Impfschein, das ist, auf die Bildung bezogen, der Berechtigungsschein zum Einjährigendienst, zum Universitätsbesuch und weiter die Approbation nach dem juristischen, medizinischen usw. Staatsexamen. Das kommt davon, wenn alles auf die Staatstätigkeit zugeschnitten wird. In anderen Ländern und früher auch bei uns war es die tägliche Sorge des gutsituierten bürgerlichen Hauses, mit dem Wiffen der Zeit fortzufchreiten. Der englische Kaufmann malt sich fein Alter als eine

 würdige Muße in ständiger Anlehnung an irgendwelche Wiffensgebiete aus, und in der Tat gibt es in England viele Kaufleute, die tüchtige Gelehrte find. Bei uns ist es schon eine Seltenheit (? D. T), wenn die Praktiker der Gelehrtenfächer, Richter, Anwälte, Ärzte, Lehrer nach bestandenen Prüfungen tiefer in den Born ihres Spezialwissens eintauchen, als es der notdürftigste Tagesbedarf verlangt. Von allgemeinen Bildungsmaterien ganz zu schweigen. Man hat eben eine „abgeschloffene“ Bildung laut Approbation, also wird „abgeschloffen“. Das Volk der Denker hat sein Bildungsbedürfnis der Bureaukratie in Kommission übergeben; die macht ihre Sache so gut sie es versteht. Einige klagen, das sei ein Übelstand. Die meisten Leute sind aber doch wohl recht zufrieden damit; man schindet sich ein paar Jahre, bis man es urkundlich bekommt, daß man „gebildet“ ist, und hat dann mit der Sache weiter nichts zu tun.“ So wird überall derselbe Faden gesponnen. Es ist nur eine andere Nummer in der großen Drillmaschine, was das „Berliner Tageblatt“ beim Monegassischen Gastspiel im Königlichen Opernhause zu Berlin wieder einmal beobachten konnte: „Das Merkwürdigste an diesen Galaabenden ist das Zeremoniell, dem alles fich stillschweigend fügt. Es ist noch begreiflich, daß bei diesen Vorstellungen das Publikum fich erhebt, wenn der Hof fichtbar wird, und daß niemand fich fetzt, bevor nicht der Hof sich gesetzt hat, aber sonderbar berührt es, daß auch niemand aus eigenem Antriebe aufzustehen wagt. Man fitzt, mit dem Blick nach oben, und wartet auf das erlösende Zeichen, und erst, wenn der Monarch und feine Familie sich erhoben haben, erhebt sich auch das Volk. Es mag Leute im Saale geben, die der Pause mit Ungeduld entgegenharrten und die, trotz geheimer Wünsche, nun doch an ihren Seffel gebannt sind. Ein solcher Galaabend kann zu inneren Komplikationen führen, auf deren peinliche Folgen man nicht lange zu verweisen braucht. Es unterliegt keinem Zweifel: dieses Galazeremoniell entspricht einem tiefen Herzensbedürfnis gewifer Bevölkerungskreise, und es gibt Leute, die

fich niemals von der Gala stimmung befreien können. Sehr zahlreiche Personen leben immer mit dem Blick nach oben, und ein großer Teil der Bevölkerung steht erst auf, wenn das Zeichen aus der Hofloge gegeben ist. Bei jedem großen Unternehmen, bei jeder neuen Idee fragen diese Braven zunächst, was man oben davon denke, und sie bedürfen einer hofmeisterlichen Erlaubnis, um die Idee schön und herrlich zu finden. Als während der Wahlperiode solches Beginnen oben genehm schien, kamen die Schmoller und andere Geistesritter aus ihren Studierstuben hervor und spielten, mit plötzlich erwachtem Bürgersinn, die führenden Volksmänner. Wenn morgen, statt einer Absage, eine Aufmunterung von den Höhen käme, würde die Berliner Weltausstellung für eine Notwendigkeit erklärt werden. Man wartet, mit spähender Behutsamkeit, auf einen wohlwollenden Wink, auf

 das Signal zum Aufstehen, und wenn das Signal nicht kommt, wird man vermutlich, mit all seinen intimen Wünschen, respektvoll fitzen bleiben. Dieser Geist der Disziplin, dieses stille Wohlgefallen an Abhängigkeit und Bevormundet werden paffen zu einem Regime, in dem der Bürger so gut wie gar keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübt. Während in allen anderen Kulturstaaten, und selbst in einigen Unkulturstaaten ein jeder an der Macht und an der Verantwortung teilnimmt, haben bei uns die meisten kaum den Trieb, an dem Schicksal der Allgemeinheit und am eigenen etwas wirksamer mitzuschaffen. Unser ganzes staatliches System wird im Grunde von den patriarchalischen Regeln der Galaabende beherrscht. Und mit Staunen und Unverständnis blicken die anderen Völker auf ein Staatsgebilde, in dem die Gefchicke der Bürger noch fast ganz aus der Hofloge gelenkt werden." st e nie Seine stilgerechte Krönung findet dieses System in der blanken Helmspitze des Schutzmanns. Von ihr kommt dem deutschen Bürger die Erleuchtung. Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur beim edlen Schutzmann an. Nicht ohne heiteres Verständnis zu finden, sprach ein Abgeordneter im Reichstage von „Sr. Majestät dem – Schutzmann". Lediglich in fein „individuelles Ermeffen" ist es nach der Auffaffung der Anklagebehörde gestellt, worin er etwa eine „Beeinträchtigung der Sicherheit, Bequemlichkeit und Ruhe" des Verkehrs erblicken will. Nach diesem „individuellen Ermeffen" darf der Schutzmann z. B. den Streikposten von der Straße verweisen, trotzdem das Streikposten stehen laut Entscheidung des Reichsgerichts ein unablöslicher Bestandteil des den Arbeitern gesetzlich verbürgten Koalitionsrechtes ist. Nicht immer freilich findet solche Rechtsauffaffung den Beifall des zuständigen Gerichts. Kürzlich ist ein Streikposten, der Arbeitsuchende in ruhiger Weise auf den Streik aufmerksam gemacht hatte, freigesprochen worden, und das Gericht hat sich dabei noch ausdrücklich die Begründung des Verteidigers zu eigen gemacht: daß die Bestrafung friedlichen Ansprechens das gesetzliche Recht des Streikposten stehens aufhebe. Aber die Fälle gegenteiliger Entscheidung find viel häufiger; sie bilden fast schon die Regel. Wer eine naive Freude an einer Politik der Nadelstiche und Flohbiffe hat, mag das begrüßen; wem aber das Recht die Grundlage aller staatlichen Ordnung, das festeste Bollwerk gegen jede Art von Umsturz bedeutet, kann es als Einspritzung schädlichen Giftes in den Gesellschaftskörper nur bedauern. Schlimmer, ja geradezu empörend find die in letzter Zeit wiederholt verübten wüsten Ausschreitungen von Schutzleuten gegen das Publikum. Kürzlich erst wurde einer zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil er in der Trunkenheit einen völlig unschuldigen Mann, der eben im Begriff war, feine Haustüre aufzuschließen, mit dem Säbel in Grund und Boden geschlagen hatte. Solcher Säbelaffären find in den letzten Monaten eine ganze Reihe zu verzeichnen gewesen. Nun finden ja derartige offenkundige

 Vergehen meist ihre Sühne. Was sich aber auf den verschwiegenen Wachtstuben, unter kollegialischer gegenseitiger Versicherung abspielt, bleibt häufig genug in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt, in das hineinzuleuchten dem Lämpchen der Gerechtigkeit gar fauer zu fallen scheint. Die Untersuchungen ziehen sich oft unendlich in die Länge, der Ankläger oder Zeuge muß nicht nur auf die beschwerlichsten und lästigsten Vernehmungen, Laufereien und Schreibereien – von den Kosten ganz zu schweigen – gefaßt sein, fondern auch darauf, daß der Spieß umgedreht und er selbst auf die Anklagebank genötigt wird. Wäre, was wir nicht annehmen wollen, die Absicht vorhanden, Anklägern und Zeugen das Anklagen und Zeugen gründlich zu verleiden, so könnte es nicht mit größerem Raffinement gefchehen. Jetzt,

nach Ablauf von vollen vier Monaten ist endlich eine Untersuchung so weit gediehen, daß gegen die Angeklagten das Hauptverfahren eröffnet werden konnte. Ende November wurde ein Töpfer in Zoppot von zwei Polizeisergeanten wegen einer ganz geringfügigen Schulstrafe, deren Zahlung er fowohl wie schon vorher feine Ehefrau angeboten hatte, verhaftet und in das Polizeigefängnis eingeschloffen. Erst am folgenden Tage abends wurde er von dort, furchtbar zugerichtet, mehr tot als lebendig entlaffen. Zweifellos waren an dem im amtlichen Polizei verließ völlig Wehrlofen fchwere Verbrechen begangen worden. Rund sieben Wochen lang war M. bettlägerig krank, und heute noch ist er nicht wiederhergestellt. Er befindet sich noch in ärztlicher Behandlung. Juristisch ungebildeten Laien mag die Sachlage ziemlich klar erscheinen, sie mögen sich wundern, daß es voller vier Monate bedurfte, um sich bis zur Einleitung des Verfahrens durchzuringen. Doch das ist eben Laienurteil. Dem wird es ebensowenig einleuchten, warum und wieso die Untersuchung ein so lebhaftes Intereffe für den Verfaffer eines Artikels an den Tag legte, in dem der Vorfall zur Sprache gebracht wurde. Nur ein vorlauter Laie kann auch meinen, es käme ja nur darauf an, die Schuldigen zu ermitteln und zu bestrafen. Habe man aber den Verfaffer des Artikels im Auge, so doch nur, um ihm die wohlverdiente behördliche Belobigung oder Gratifikation zu erteilen. Aber auch Richter ernten nicht immer Dank, wenn sie allzu peinlich bestrebt sind, ihrer Pflicht auch dort zu genügen, wo das „höheren Orts“ aus Gründen der staatlichen „Opportunität“ nicht angebracht erscheint. Die „Frankfurter Zeitung“ brachte dazu unlängst einen ganz netten Beitrag: „Die Dringlichkeit einer Reform unserer Rechtspflege ist durch die von den verschiedenen Parteien im Reichstage eingebrachten Anträge zur Strafprozeßreform aufs neue anerkannt worden. Bei allen den Vorschlägen auf diesem Gebiete muß aber immer das eine betont werden: Es kommt nicht so sehr auf die äußere Gestaltung der Reform an als darauf, daß von innen heraus andere Anschauungen Platz greifen, daß die Gerichte

 mehr Verständnis für die Dinge des alltäglichen Lebens gewinnen und sich von dem übermäßigen Formalismus und Bureaukratismus freimachen, zugleich aber auch die richterliche Unabhängigkeit in weit höherem Maße Tatsache wird, als das jetzt der Fall ist. Die formell bestehende richterliche Unabhängigkeit wird in Wirklichkeit durch viele Umstände stark beeinträchtigt, nicht zum wenigsten durch die Rücksicht auf die weitere Karriere, und es sind ja aus früheren Zeiten so manche Fälle bekannt geworden, die ergaben, daß die „Zuverläffigkeit“ der Richter für ihr weiteres Fortkommen recht wesentlich war. Der gesamte Richterstand hat ein dringendes Intereffe daran, daß hier gründlicher Wandel geschaffen und für die Durchführung der richterlichen Unabhängigkeit ausreichende Kautelen geschaffen werden, mag man nun zum englischen System übergehen oder innerhalb der bestehenden deutschen Einrichtungen Sicherungsmaßregeln treffen. Wie es in dieser Hinsicht gegenwärtig bestellt ist, darüber gibt eine kürzlich veröffentlichte Schrift eines Richters intereffante Aufschlüffe. In dieser Schrift („Unwürdig oder unfähig? Ein Kampf um die Ehre und um die Unabhängigkeit der Justiz.“ Elberfeld, A. Martini & Grüttefin) erzählte der Verfaffer, Landgerichtsrat Emil Theisen in Düffeldorf, wie es ihm vor einem Dutzend Jahren gegangen ist, als er – er war damals Amtsrichter in Frankfurt a. M. – gegen polizeiliche Mißstände (unzulässige Festnahmen und verspätete Vorführungen, also unnötige Freiheitsentziehungen) einzufchreiten versuchte. Aus seinen Anzeigen entwickelte sich ein Disziplinarverfahren gegen ihn felbst, das zu seiner erzwungenen Verfetzung in ein anderes Richteramt führte, und er behauptet, daß er infolge dieser Affäre seitdem fortgesetzt gegen andere Kollegen zurückgesetzt worden sei. Was er bei dieser Gelegenheit über die richterliche Unabhängigkeit allgemein ausführt, ist fo lehrreich, daß schon deshalb die Schrift, die sich an den Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus wendet, besondere Beachtung verdient. Sie gibt die Anregung zu einer Reform des Disziplinargesetzes für die richterlichen Beamten dahin, daß diese einem nach Art der Anwaltskammer zusammengesetzten Gerichte unterstellt werden unter Beachtung eines Verfahrens, in welchem vor allem der Grundsatz der Mündlichkeit zur vollen Geltung gelangt. Mit dieser Forderung würden aber nur zu einem kleinen Teil die Mißstände beseitigt werden, auf welche die Schrift hinweist. Die Reform muß viel weiter gehen; sie muß bei dem Beförderungswesen Gunst und Mißgunst nach Möglichkeit befeitigen, sie muß

dem Unwesen der unkontrollierten Personalakten steuern, und sie muß freilich auch dem Richter ein befferes Disziplinarrecht gewähren, als das jetzt der Fall ist. Der dem Fall Theisen vom Jahre 1894 zugrunde liegende Tatbestand war nach seiner Schilderung folgender: Als Richter bei dem Amtsgericht zu Frankfurt a. M., bei dem ihm die Bearbeitung eines Teils der Strafsachen übertragen war, hatte er allDer Türmer IX, 9 26

Z94 Türmers Tagebuch täglich die Wahrnehmung machen müffen, daß bei der Festnahme von Perfonen und deren Vorführung vor den Richter die zum Schutze der persönlichen Freiheit erlaffenen gesetzlichen Bestimmungen von der Polizeibehörde nicht beachtet wurden. Als die Fälle unzulässiger Festnahme und verspäteter Vorführungen sich mehrten, auch bei der Vernehmung Festgenommener sich ergab, daß ihrem Verlangen, sofort dem Richter vorgeführt zu werden, nicht stattgegeben wurde, und der Richter zu der Ansicht gelangte, daß in vielen Fällen der Tatbestand des § 341 StGB. vorliege, entschloß er sich zur Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, da, wie er sagte, Berichte an die Justizverwaltung erfolglos geblieben waren. Dies Vorgehen hatte aber für ihn sehr unangenehme Folgen. Wir können heute nicht mehr auf die Einzelheiten des Falles eingehen, der seinerzeit viel Aufsehen machte, sondern wollen nur kurz die Hauptsachen erwähnen. Wegen der allgemeinen Form seiner Anzeige über das polizeiliche Vorgehen und der Form, in der er seine Beschuldigungen erhob, erhielt er zunächst eine Mahnung vom Oberlandesgerichtspräsidenten. In dem später auf seinen Antrag eingeleiteten Disziplinarverfahren wurde ihm besonders daraus ein Strick gedreht, daß er der „Frankfurter Ztg", welche den Tatbestand schon von anderer Seite erfahren hatte, auf Befragen einige Mitteilungen machte, lediglich zu dem Zweck, um falsche Lesarten zu verhindern und auf die Beseitigung einiger Schärfen hinzuwirken. Daraus machte man eine Verletzung des Amtsgeheimniffes, und ohne mündliches Verfahren kam es in der ersten Disziplinarinstanz zur Verhängung einer Geldstrafe. Der dann angerufene Disziplinarsenat des Kammergerichts fah als erwiefen an, daß die Vorführung der vorläufig festgenommenen Personen vor dem Amtsrichter in einer großen Anzahl von Fällen nicht dergestalt „ohne Verzug" stattgefunden habe, als dies der Vorschrift der Strafprozeßordnung entsprochen haben würde, erkannte aber doch auf Zwangsverfetzung in ein anderes richterliches Amt von gleichem Rang wegen der beleidigenden Form der Anzeigen und Bruch des Amtsgeheimniffes. Dabei lag dem Disziplinar-Antrag des damaligen Oberstaatsanwalts Woytasch eine Begründung bei, die von schmählichsten Beleidigungen gegen den Angeklagten strotzte, ohne daß an dieser ungebührlichen Tonart irgendwie Anstoß genommen wurde. Dieser Oberstaatsanwalt leistete sich noch etwas Besonderes durch allerhand unqualifizierbare Angriffe auf die „Frankfurter Zeitung" und machte es dem Amtsrichter zum besonderen Vorwurf, daß er mit dem schon mit Preßstrafen bedachten Redakteur eines solchen Blattes überhaupt verhandelte. Mit dem Herrn Woytasch kann man heute nicht mehr rechten, denn er ist seit einigen Jahren tot. Aber ein ganzes Vorgehen war doch bezeichnend für die herrschenden Rechtsgepflogenheiten und am eigenartigsten seine gegen Theisen im mündlichen Gespräch ausgesprochene Drohung, dieser werde, wenn er nicht feine Strafanträge zurückziehe, fein Leben lang darunter zu leiden haben. Theisen ist seitdem Beisitzer an einem Kollegialgericht geblieben und

Türmers Tagebuch Z95 klagt darüber, daß alle seine Versetzungswünsche unerfüllt geblieben seien, weil er nach Ansicht feiner Vorgesetzten die Justiz zu fehr kompromittiert hätte. Als belastend wurde u. a. auch gegen ihn geltend gemacht, daß er in einer Broschüre die Gültigkeit der landesgesetzlichen Lotterieverbote auf Grund bestimmter reichsgerichtlicher Entscheidungen in Zweifel gezogen hatte. Er ist seitdem fortwährend zurückgesetzt worden, auch da, wo eine direkten Vorgesetzten befürwortend für ihn eingetreten seien. Für die Öffentlichkeit besonders wichtig ist nun das, was er über die Gefährdung der richterlichen Selbständigkeit an den Kollegialgerichten mitteilt. Die Kollegialgerichte sollen dem Angeklagten darum die beste Gewähr bieten, weil er nicht verurteilt werden kann, wenn zwei Richter für seine Unschuld stimmen. Und doch ist dieser Schutz oft nur ein scheinbarer, da die Autorität des Gerichtsvorsitzenden auf die selbständige Entscheidung der Beisitzer drückt. So erzählt Theisen, er habe Vorsitzende kennen gelernt, welche einen jüngeren Kollegen deshalb für unfähig hielten, weil dieser nicht ihrer Ansicht beitrat. Als er einmal – vorübergehend – bei der

Strafkammer beschäftigt war und sich der Ansicht des jüngeren Kollegen von der Nichtschuld des Angeklagten anschloß, habe der vorsitzende Direktor nicht nachgelaffen, bis der jüngere Richter einem Schuldig zustimmte. Nach der Sitzung fragte er diesen, ob er sich denn wirklich von der Richtigkeit der Ansicht des Direktors überzeugt habe. Der Richter antwortete: Wenn er dem Drängen des Direktors nicht nachgegeben hätte, würde dieser ungünstig über ihn berichtet haben. () Ahnliche Beispiele werden noch mehrfach erwähnt, zugleich mit Hinweisen darauf, wie durch die drohende Möglichkeit unbequemer Eintragungen in die Personalakten, gegen die der Beamte wehrlos ist, die Unabhängigkeit der Richter am allerschwersten gefährdet ist. Daß darunter das Ansehen der Rechtspflege und des Richterstandes schwer leiden muß, liegt auf der Hand. Wie man in manchen Regierungskreisen selbst über die richterliche Unabhängigkeit gedacht hat, zeigt folgender von Theisen erwähnte Vorfall: Eine Regierung beschwerte sich über einen Richter, weil dieser eine fachliche Kritik des Verteidigers über ein Gutachten von Regierungsbeamten in der Schöffengerichtssitzung nicht zurückgewiefen, auch den Angeklagten freigesprochen habe, weil er dem Gutachten der von der Verteidigung geladenen Sachverständigen, nicht aber demjenigen der Regierungsbeamten beigetreten sei. Am Schluffe der Beschwerde drückte dann der Regierungspräsident den Wunsch aus, daß der Richter bei der Geschäftsverteilung an eine andere Abteilung versetzt werde, weil es den Regierungs-Sachverständigen nicht angenehm sein könne, in anderen Verhandlungen wieder vor jenem Richter zu erscheinen. Die Beispiele genügen, um zu erkennen, von wie schweren Gefahren die Unabhängigkeit der Rechtspflege bedroht ist, und wie notwendig es ist, daß gerade hier die Reform einsetzt. Mit einigen formalistischen Neuerungen ist es nicht getan, ein anderer Geist muß einziehen. Eins scheint sicher zu sein, daß nämlich die Berufsrichter keine größere Gewähr gegen autori-

 tative Einwirkung bieten als Laienrichter. Auf alle Fälle spricht bei den letzteren nicht die Besorgnis vor amtlichen Nachteilen mit, während sie auf der anderen Seite größeres Verständnis für die Bedürfniffe des praktischen Lebens haben. So wird, wie man auch sonst die Reform gestalten mag, eine verstärkte Heranziehung des Laienelements die beste Sicherheit einer guten Rechtspflege sein, und sie wird am meisten dazu beitragen, ihr erhöhtes Vertrauen und Ansehen zu verschaffen." Ein „anderer Geist"! Auch er wird kommen, muß kommen. Möchten wir ihm aber nicht lieber freudig entgegeneilen, statt uns von ihm als ballastbeladener Kahn mühsam am Schlepptau durch den Sand schleifen zu laffen? Unendlich lange dauert's bei uns, bis auch Reformen, die von allen Parteien gewünscht, von der Regierung selbst längst und immer wieder angekündigt werden, zu Taten reifen. Aus den „Erhebungen" und dem „in wohlwollende Erwägung ziehen" kommen wir nicht heraus. Es ist, als stäken wir dabei in einem Morast, in den wir immer wieder zurückfinken, wenn wir nur einen Schritt vorwärts versuchen. Diese „Erhebungen" und „Erwägungen" spiegeln sich nachgerade nur noch in einem vergnügten Schmunzeln der Adreffaten und geben den Witzraketen der Stammtischhumoristen besondere Leuchtkraft. Was mit ein wenig gutem Willen gemacht werden kann, haben die beiden letzten Polizeipräsidenten der Reichshauptstadt bewiesen, deren verständigen Anordnungen es zu danken ist, daß die Berliner Polizei sich jetzt im allgemeinen angemeffenerer Formen im Verkehr mit dem Publikum bedient, als vor etwa zehn oder gar zwanzig Jahren. Auf Ausnahmen, die überall vorkommen, wird sich kein Vernünftiger versteifen. Was berechtigte Erbitterung erregt und oft in ganz ungeahnter Weise politisch nachwirkt, ist ja nur, daß solche Ausnahmen nicht Ausnahmen bleiben. Man könnte übrigens viel zur Hebung dieser Beamtenklaffe tun, wenn man fie beffer besolden und - behandeln wollte. Nicht alle Vorgesetzte verkehren mit ihren Untergebenen in Formen, die diesen als vorbildlich für ihren Verkehr mit dem Publikum gelten könnten. k e fe Wir haben alle Ursache, auf der Wacht zu stehen. Nach außen und innen. Unter der friedlich-ruhigen Oberfläche eines gemächlichen Daseins vollziehen sich so manche sozialen Gärungsprozeffe, von denen unser steuerzahlender Staatsbürger meist erst dann eine Ahnung bekommt, wenn ihm die Ludergerüche schon in die Nase steigen. So konnte ich nach den Wahlen patriotische Berliner Bürger die Meinung äußern hören, die Sozialdemokratie sei nunmehr überhaupt kein mitentscheidender Faktor mehr, man könne sie schon als quantité négligeable behandeln.

Sotane Bürgersleute waren vielleicht ebenso entschloffen in die Wahlschlacht gezogen, wie weiland jener heldenmütige Königsberger nach dem dörrendheißen, wafferlosen Zentralafrika, der sich blutenden Herzens aus den Armen der schluchzenden Gattin riß, was ein Heldenlied mit den schlicht rührenden Worten vermeldet:

Türmers Tagebuch Z97 Nur mit Müh' Nötigt Süh Uhm noch auf das Paraplüh. Ja, zur Wahl hatte er sich reckenhaft aufgerafft, dann aber, – ja dann versank er wieder in jene finnige Gemütsstimmung, der sich, besagtem Epos zufolge, „auch das Gnu" nach gelegentlich vollbrachter Attacke hingeben soll: Auch das Gnu Beißt manchmal zu Llnd denkt: Nanu Hat die liebe Seele Ruh'. Das Letzte ist der chronische Zustand. Natürlich nur beim Gnu. „Daß die sozialdemokratische Parteibewegung sich in einem Stadium der Gärung und der Umformung befindet," schreibt der „ausgetretene" Genoffe Georg Bernhard in der „W. a. M.", „kann nur jemand leugnen, der durch das Verkriechen in Dogmen für die Vorgänge des Tages den Blick verloren hat. Solcher Dogmatiker gibt es eine ganze Menge, nicht bloß innerhalb der sozialdemokratischen Partei, sondern auch gerade in den Reihen ihrer schroffsten Gegner. Die Dogmatiker auf dem sozialdemokratischen Parteischiff selbst laffen sich über die Triebkräfte, die am Werk sind, dadurch hinwegtäuschen, daß sie nach der äußerlichen Machtposition, die der Radikalismus augenblicklich innehat, auf die Stimmung in weiteren Parteikreisen schließen, sie vergeffen ganz, daß gerade nach den Marx-Hegelschen Entwicklungsgesetzen bestimmte Zustände nur durch sich selbst, d. h.gewiffermaßen erst durch ihre eigene Übertreibung überwunden werden können. Die Scharfmacher außerhalb des Parteilagers machen einen ganz ähnlichen Fehler. Sie haben ja noch jüngsthin die ebenso ungeschickten wie törichten Tiraden, die Kautsky in der „Leipziger Volkszeitung" über das Thema „Patriotismus und Sozialdemokratie" losgelaffen hat, als ernst und typisch zu nehmende Geisteskräfte ausposaunt, während für jeden, der die sozialdemokratische Parteibewegung kennt, gar kein Zweifel darüber bestehen kann, daß Bebels Erklärungen in Meerane und im Deutschen Reichstag die Stimmung der Partei viel beffer widerspiegeln. LÜberhaupt überschätzt man Kautskys Einfluß in der Außenwelt erheblich. Über solche Stubenhocker schreitet das Leben unbarmherzig hinweg, und ich glaube, daß auch allmählich intimere Freunde dieses Mannes sich eines Gefühles lebhaften Bedauerns darüber nicht erwehren können, daß ein so begabter und wifenfchaftlich geschulter Mensch, wie es Kautsky zweifellos ist, immer mehr und mehr fich selbst zu der Rolle eines Don Quixote verdammt. Bis zu einem gewissen Grade wird von dem Ausgang des Gärungsprozeffes, in dem sich die deutsche Sozialdemokratie zurzeit befindet, das Zukunftsschicksal unseres Vaterlandes abhängen. Denn für den Einsichtigen kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß es für Deutschlands Zukunft nicht gleichgültig sein kann, wie die politische Intereffenvertretung der deutschen Arbeiterschaft gestaltet ist. Daß man die deutschen Arbeiter jemals wieder

Z98 Türmers Tagebuch aus der deutschen Politik ausschalten könnte, ist eine tollkühne und verwegene Idee, die wirklich nur in Köpfen entstehen und Boden faffen kann, denen jede Einsicht in die Dinge versagt ist..." „Ein Mitläufer" aber, der's immer noch gut mit der Partei meint, ist zu der Erkenntnis gelangt, daß sie tatsächlich an einem kritischen Punkte angelangt sei. Er äußert das in der „Ethischen Kultur" so: „Die Sozialdemokratie war bisher die einzige große Partei, die Politik trieb nicht als ein Geschäft oder als ein Spiel des Zufalls, sondern um eines großen idealen Zweckes willen, Befreiung der Arbeit von allen Tributrechten und Monopolen und Beseitigung jedes gesellschaftlichen Schmarotzertums. Sie erklärte den Palästen den Krieg, um den Hütten Frieden zu bringen. In ihrem Zukunftsstaate sollte es keine unverdiente Armut geben, sollten alle LÜberfluß und Fülle haben und die Segnungen der Kultur auch dem Armsten zugute kommen. Man mag über die Ausführbarkeit solcher Pläne denken, wie man will, der kühne Idealismus, der aus diesem Streben spricht, gereicht der Sozialdemokratie auf jeden Fall zur Ehre. Die klugen Leute, die sich über solchen Idealismus nur lustig zu machen wifen, stellen sich damit nur das Zeugnis aus, wie eng ihr Horizont und wie niedrig ihre Denkungsweise ist. Und fie irren fich gewaltig. Eine beffere, eine gerechtere Gesellschaftsordnung muß kommen. Die soziale Bewegung, die vor wenigen Jahrzehnten nur das Werk einiger Phantasten und unbeachteter Schwärmer war, ist jetzt für Tausende, für

Millionen, eine Herzensfache geworden. Der deutsche Liberalismus hat zu seinem Schaden erfahren müffen, welche Kraft in dieser Bewegung steckt, die er so lange hochmütig ignorieren zu können meinte. In diesem Idealismus, in der begeisternden Hoffnung auf einen befferen, glücklicheren Zustand der Dinge steckt die beste Kraft der Sozialdemokratie. Seit einigen Jahren aber ist diesem Idealismus in ihren eigenen Reihen ein gefährlicher Feind erstanden. Immer lauter werden die Zweifel, ob die Partei auf dem rechten Wege sei. Das Ideal, das man so lange verehrt, an dem man mit Leib und Seele gehangen, droht sich in der Revisionistenkritik in eine wesenlose Fata Morgana aufzulösen. Hieraus vornehmlich erklärt sich der erbitterte Widerstand, den die Revisionisten bei dem Gros der Parteiangehörigen bisher gefunden haben. Es ist die instinktive Furcht vor dem Verlust des höchsten und besten Gutes, das die Sozialdemokratie bisher beseffen, das sie gegen alle Beruhigungsversuche von revisionistischer Seite mit unüberwindlichem Mißtrauen erfüllt. Wie der orthodoxe Christ an die Formeln und Bekenntniffe feiner Religion, so klammert sich die Sozialdemokratie desto fester an die Dogmen und Schlagworte des Marxismus an, je mehr diese selbst von der fortschreitenden Kritik als unhaltbar nachgewiesen werden. Der Kampf zwischen Glauben und Wiffen, das ist heute das Problem der Sozialdemokratie. Der Irrtum, in dem die Sozialdemokratie befangen ist, ist der Irrtum, der sich in der Geschichte ewig wiederholt, der Irrtum, den Zweck mit

 den Mitteln, das Ziel mit den Wegen zu verwechseln. Das Ziel der Sozialdemokratie ist die Beseitigung jeder Ausbeutung, jedes arbeitslosen Gewinnes und die Sicherung vollen und gerechten Lohnes für alle Arbeitenden. Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles soll eine kommunistische Wirtschaftsordnung auf demokratischer Grundlage sein. Aber dieses Mittel ist den sozialistischen Theoretikern zu dem alles überschattenden Endziel geworden, das ihr ganzes Denken beherrscht. Wie es dem orthodoxen Christen als unfaßbar (? D. T) erscheint, daß jemand, der nicht eine religiöse LÜberzeugung teilt, ein guter Mensch sein könne, so erscheint es auch den orthodoxen Marxisten als unfaßbar, daß jemand, der nicht den Glauben an eine kommunistische Wirtschaftsordnung teilt, es mit dem arbeitenden Volke ehrlich meinen oder bei gesunden Sinnen sein könne. Dieselben Leute, die sich rühmen, den Sozialismus auf eine wissenschaftlich unanfechtbare Grundlage gestellt zu haben, scheuen die Kritik wie ein gebranntes Kind das Feuer. Alle großen Fragen der Menschheit haben stets eine desto einfachere Lösung gefunden, je größer und wichtiger fie waren, und gewöhnlich war es gerade die unvermutete Einfachheit der Lösung, die es verhinderte, sie früher zu finden. Die soziale Frage wird davon keine Ausnahme machen. Eine solche Lösung aber bietet der Marxismus nicht. Denn dem Marxismus gebricht es an nichts so sehr als wie an Klarheit und Durchsichtigkeit, vor allem an einer einheitlichen Grundidee, die die verschiedenen Teile und Glieder feines Systems zu einem homogenen Ganzen zusammenfaßt. Ein Gedankensystem, das eine gesellschaftliche Revolution herbeiführen soll, muß eine Grundidee haben, die jedermann verständlich, jedermann klar, den innersten Nerv unseres Fühlens und Denkens berührt, die in dem gegebenen Augenblick den Maffen wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder gehen muß. Man braucht wirklich kein Psychologe zu sein, um einzusehen, daß die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, die man allenfalls als Grundidee des Marxismus ansehen kann, dies nie und nimmer vermag. Niemand kann die endlosen Kontroversen über die verwickelten marxistischen Theorien lesen, ohne zu fühlen, daß ihnen gerade das mangelt, was das tiefste Sein der Menschheit auf zuregen vermag. Es nützt nichts, daß sich die Marxisten hierüber mit einer hochtrabenden, ostentativ zur Schau getragenen Wiffenschaft hinwegzutäufchen suchen. „Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen, Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.“ Die Revisionisten haben erkannt, daß der Marxismus nur unechte Münze führt, daß er in Zahlungsschwierigkeiten geraten muß, sobald eine Theorien auf der Wage der Erfahrung abgewogen werden. Aber sie scheuen sich davor, den Bankerott offen anzumelden. Sie suchen ihm durch eine unterirdische Minierarbeit, durch eine unablässige Kleinkritik den Kredit zu entziehen. Anscheinend hoffen sie, auf diese Weise der Insolvenz zu ent-

 gehen. Aber sie täuschen sich, wenn sie meinen, daß dieser Kelch an der Sozialdemokratie vorübergehen werde. Alle Schuld rächt sich auf Erden, und auch die

Schuld, in die die Sozialdemokratie durch ihre allzu bereitwillige Unterwerfung unter die Dogmen einer Clique eingebildeter und anmaßender Theoretiker geraten ist, muß sich an ihr rächen...“ Das ist in der Tat der springende Punkt in dem gegenwärtigen Stadium der Bewegung. Das ist es aber auch wohl, was mit zu unerhörten Kraftanspannungen, zu erbitterten Lohnkämpfen anspornt, als sollten diese die praktische Probe auf das Exempel des theoretischen Parteidogmas sein. Ein lange vorbereiteter Riesenstreik („Aussperrung“ ist nur ein anderer Name dafür) soll gerade in diesen Tagen in Berlin zum Ausbruch kommen. Nicht weniger als etwa 50000 Bauarbeiter wollen die Arbeit bis zur Bewilligung ihrer Forderungen niederlegen. Da sämtliche Bauten dann stillestehen müffen, so werden in den Streik auch eine ganze Reihe anderer Gewerke und Gewerbe hineingezogen, so daß die wirtschaftlichen Folgen sich noch gar nicht ausdenken laffen. Es ist bekannt, daß die Maurer und Zimmerer jetzt schon zu den bestbezahlten Arbeitern gehören. Ihr Stundenlohn beträgt nach der „Tägl. Rundschau“ 75 Pf, ihr Tagesverdienst bei neunstündiger Arbeit fonach 6,75 Mk.; ein Einkommen, welches das der meisten kleinen Beamten erheblich übertrifft. Trotzdem forderten sie den achtstündigen Arbeitstag bei Fortdauer des bisherigen Gesamttagesverdienstes; das hätte einen Stundenlohn von 84 Pf, eine Erhöhung um 9 Pf, für die Unternehmer eine Verteuerung um 12 Prozent bei gleichzeitiger Verringerung der Gesamtarbeitsleistung um ein Neuntel bedeutet. Trotzdem boten die Arbeitgeber, indem sie auf neun Stunden beharrten, für die drei nächsten Jahre Stundenlöhne von 79, 80 und 82 Pf an, so daß sich die Zimmerer und Maurer im zweiten Jahre auf täglich 720, im dritten auf 738 Mk. gestanden hätten. Das aber war ihnen unzureichend, zumal ja der Achtstundentag dabei in die Brüche gegangen wäre. Nun hatten die organisierten Maurer 1905 ein Vermögen von 27, die Zimmerer ein solches von 0,9 und die Bauhilfsarbeiter von 0,4 Millionen, zusammen also 4 Millionen Mark. Da es sich in Berlin um etwa 50000 eigentliche Bauarbeiter handelt, die wöchentliche Streikunterstützung aber durchschnittlich 12 Mk. beträgt, so kostet jede Streikwoche den Organisationen 600000 Mk. Es würden also 6-7 Wochen hinreichen, um die Kaffen der Gesamtverbände völlig zu leeren. Man kann es dem „Reichsboten“, der immer ein Herz für die Arbeiter gehabt hat, nachfühlen, wenn er resigniert klagt: „Seit Jahr und Tag sind wir dafür eingetreten, daß der Staat die Arbeiterschaft organisiere und soziale Friedensgerichte schaffe, an welche Arbeiter und Arbeitgeber sich im Bedarfsfalle klagend zu wenden haben. Der Teil der deutschen Arbeiterschaft, welcher unter dem Einfluß der Hetze der Sozialdemokratie steht, will von solchen sozialen Ordnungen nichts wifen. Dagegen haben die Unternehmer in Deutschland im letzten Jahrzehnt an

 sozialer Einsicht ohne Zweifel ganz bedeutend gewonnen. Sie haben einsehen gelernt, daß sie weit besser fahren, wenn sie mit ihren Arbeitern sich schiedlich-friedlich auseinandersetzen und in ruhiger Aussprache mit ihnen zu einer gütlichen Vereinbarung kommen. Das sehen wir auch wieder am Verband der Baugeschäfte Berlins und der Umgegend. Als die Arbeiter das Tarifabkommen kündigten, waren die Arbeitgeber durchaus zum Entgegenkommen bereit. Sie wollten eine nahezu zehnprozentige Lohnerhöhung gewähren, lehnten aber den achtstündigen Arbeitstag ab. Und in der Tat sind die Bauarbeiter ja auch die allerletzten, die einen achtstündigen Arbeitstag brauchen. Sie arbeiten fast immer in frischer Luft, hatten nach dem alten Tarif 9 Stunden Arbeitszeit, und daß sie dabei sich überanstrengen, wird niemand behaupten, der Bauarbeiter in Tätigkeit gesehen hat. Das hat auch das Berliner Gewerbegericht als Einigungsamt im Arbeitskampf im Berliner Baugewerbe nicht angenommen; in einem Schiedsspruch schlägt es nur Lohnerhöhungen vor und erklärt sich für die alte neunstündige Arbeitszeit. Diesen Schiedsspruch, der den Arbeitern ziemlich günstig war, nahmen die Arbeitgeber auch an und stellten damit ihrer Einsicht ein gutes Zeugnis aus; die Arbeiter dagegen lehnten die Annahme ab. Sie wollten den Kampf, obgleich ihre Führer durchaus abrieten. Damit haben die Arbeiter wieder einmal gezeigt, daß sie, wenn sie das Streikfieber einmal gepackt hat, vernünftigen Erwägungen nicht mehr zugänglich sind, daß die Fragen, die man als rein geschäftliche bezeichnen kann, mit wilder Leidenschaftlichkeit behandeln, aber nicht mit der gebotenen kühlen Ruhe. Es kann dies den, der den großen Einfluß sozialdemokratischer Schriften und Agitatoren auf den sozialdemokratischen Arbeiter

kennt, auch nicht weiter verwundern. Der Mann schwimmt so im Phrasennebel, daß er den Blick für die Wirklichkeit völlig verliert, sich als armes, geknechtetes Wesen ansieht, auch wenn er in der Woche 40 Mark verdient und sich überhaupt nichts gefallen läßt, alle anderen aber, die nicht gleich ihm von der Handarbeit leben, als Ausbeuter, Gauner und Schufte betrachtet. Diesem in so merkwürdiger Geistesverfaffung befindlichen Mann kann, wenn man ihm einige Phrasen gegen das Kapital versetzt hat, alles zugemutet werden, und ist eine Erregung aufs höchste gestiegen, dann geht er den Führern einfach durch und stürzt sich blindlings in den Arbeitskampf. Es ist betrübend für den ehrlichen Sozialpolitiker, zu sehen, daß dem deutschen Arbeiter vielfach die nüchterne Ruhe abhanden gekommen ist, daß er sich in gefährliche Wahnvorstellungen verrannt hat; leider ist das nicht von heute auf morgen zu ändern. Und so wächst die Gefahr, trotz der wachsenden sozialen Einsicht der Arbeitgeber und der ganzen Gesellschaft, daß wir durch eine Periode schwerer wirtschaftlicher Kämpfe werden hindurch müffen; es steht zu befürchten, daß wir erst dann zum sozialen Frieden kommen werden, wenn die Arbeiter sehr trübe Erfahrungen gemacht haben werden. Es wird von ihnen jetzt sehr viel Wind gesäet; dementsprechend kann auch nur die Ernte ein."

 Es ist ein wahrer Jammer, daß es so weit gekommen ist. Es mußte nicht sein. In diesem Falle brauchen sich ja die Unternehmer kaum etwas vorzuwerfen. Sie haben es an Entgegenkommen nicht fehlen laffen und durften solches füglich auch von der anderen Seite erwarten. Aber was ist nicht alles auf beiden – ich habe hier nicht den besonderen Fall im Auge – die ganzen Jahre hindurch gesündigt, wie töricht und verwerflich oft auch der Kampf gegen die Sozialdemokratie geführt worden! Es muß schon toll genug hergegangen sein, wenn selbst die agrarisch-konservative „Deutsche Tageszeitung" von einer „Radautaktik" der Bürgerlichen spricht und der Herausgeber der „Antisozialdemokratischen Korrespondenz", Max Lorenz, der die Partei mit dem ganzen Eifer des ausgeschiedenen ehemaligen „Genoffen" befehdet, sich genötigt sieht, „die Methode des antisozialdemokratischen Kampfes, wie sie mehr und mehr einreißt und schließlich beinahe mit Notwendigkeit zu Tätlichkeiten führen muß", rücksichtslos zu geißeln. „Man entwirft", so schreibt er im „Tag", „ein völlig falsches Bild vom Wesen der Sozialdemokratie und bekämpft dieses Bild; man sucht die einzelnen sozialdemokratischen Perfönlichkeiten moralisch zu brandmarken und verzichtet auf jeden erst wahrhaft politischen Kampf gegen das sozialdemokratische Prinzip. Bebel wird jetzt in einem großen Teil der bürgerlichen politischen Presse ein Heuchler und Lügner gescholten, in einem anderen kleineren Teil aber triumphierend als Revisionist angesprochen, weil er in einer Wahlrede folgendes gesagt haben soll: „In dem Sinne, wie die Leute sich dies vorstellen, wollen wir die Revolution nicht. Wir wollen Reform auf sozialpolitischem Gebiet, damit die Gestalt der Dinge umgewandelt wird. Wir wollen gleichberechtigte Bürger, wie sie die Schweiz und Frankreich besitzen." Bebel hat mit diesen Worten nicht ein Tüpfelchen vom sozialdemokratischen Programm preisgegeben, sondern die ganze Gefährlichkeit und der revolutionäre Wille der Sozialdemokratie spricht unverschleiert daraus. Man will Sozialpolitik, immer mehr und immer weiter, bis zur Abwandlung der individualistischen Wirtschaftsordnung in die sozialistische. Und man will „freie Bürger" wie in der Schweiz und in Frankreich, d. h. man will statt der Monarchie die Republik. Was ist daran nun Heuchelei und Lüge oder was Revisionismus? Gar nichts! Auf bürgerlicher Seite aber stellt man die einzelnen Sozialdemokraten als menschliche Scheu fale hin und wagt oder vermag es nicht, einen Kampf um politische Prinzipien zu führen." Also nur kein Pharisäertum, meine Herren Scharfmacher, wenn ich bitten darf. Jeder schlage an die eigene Brust: Mea culpa, mea maxima culpa!

SS (N 7 % -T r. M- "K- % | -. \\\H N % -. X-_4% F Einiges vom Märchen Von Rudolph Vogel äre ist Bericht, Kunde; und zwar Kunde, welche, ungeschrieben, M im Gedächtnis der Leute haftet (me-mor-ia) und von Mund zu Munde geht. Über Inhalt und Form sagt uns das Wort nichts. So hat es sich bis heute erhalten und ist dem deutschen Ohre verständlich und geläufig. Sonach wäre eine Märe das, was man sich erzählt, ohne Rücksicht auf Form und Inhalt; und so unbestimmt das klingt, so sagt es doch gerade genug, uns über das Wesen des Märchens Aufschluß zu geben. Was haftet im Gedächtnis? Was erzählt man sich? – Nicht alles, nicht das Alltägliche. Man erzählt sich das Ungewöhnliche, was feffelt, rührt, erheitert, was Staunen und

Verwunderung erregt, kurz, was alle gerne hören, Junge und Alte. Ob es wahr ist, was tut's? Das Seltfame, Unwahrscheinliche ist das Liebste; der Hörer will staunen, will lachen, er hat seine Freude daran, wenn der Erzähler lügt, daß sich die Balken biegen, vorausgesetzt immer, daß er unterhaltsam zu lügen versteht. Deshalb liegt auch dem Erzähler selbst nicht das Geringste daran, ob man ihm glaubt oder nicht. „Dees” G'schicht is lägenhaft tau vertellen“, beginnt er harmlos; und je toller es dann kommt, je übermütiger er lügt, desto fröhlicher leuchten die Augen der Lauschenden. Nie im Leben ist eine größere Dummheit zu Raum gekommen als die tantenhafte, pedantische Schulweisheit, die Märe mit Acht und Aber acht zu belegen, „weil sie lügt“. Lügen und betrügen steht beieinander. Lüge ist, was sich fälschlich für Wahrheit gibt, sich in das Gewand der Wahrheit kleidet. Und in diesem Sinne gibt es allerdings sogenannte Dichtungsarten, die jung und alt belügen, weil sie sich zum Zwecke der Täuschung das Mäntelchen der Wahrhaftigkeit umhängen, um für Wirklichkeit genommen zu werden. Sie beginnen etwa mit den Worten: „Es war an einem grauen Novembermorgen des Jahres 18“ usw. – Sie find es, die, wie jede Lüge, die

 sich für Wahrheit gibt, den Sinn zerrütten und den Verstand täuschen und das Herz vergiften, die in jungen Köpfen und Herzen unsagbares, bitteres Unheil stiften! Das Märchen aber ist, als Dichtung, rein und wahrhaftig; es gibt sich frei und ehrlich als das, was es in Wahrheit ist, und spottet derer, die töricht genug sind, es für Wirklichkeit zu nehmen: „Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler!“ Es wendet sich, wie jede echte und rechte Dichtung, nicht an den passiven Glauben, sondern an die mit- und nachschaffende Vorstellungskraft des Hörers, an die Schöpferin jener andern Welt, welche, über allen Schranken der Wirklichkeit schwebend, unterm Sehnen und Verlangen schmeichelt und dem heißen, törichten Herzen Befriedigung schafft. Ein Paradies! – Aber das Märchen ist ehrlich genug, uns nicht darüber im unklaren zu laffen, daß das Märchenland eben nur ein Paradies ist, dessen Freuden wir allein in der Einbildungskraft nippend genießen. Es liegt in „Nirgendheim“, und keiner gelangt hinein, es sei denn, daß er sich durch ein Gebirge von Hirsebrei hindurchfräße. In diesem Sinne ist die Märe zugleich eine wahrhaft deutsche Dichtungsart und grundsätzlich verschieden von der „Wirklichkeits“-Poesie des Romanen, die ihre höchste Aufgabe darin sucht, dichtend der Wirklichkeit so nahe wie möglich zu kommen. Man beachte nur den scharfen Gegensatz zwischen dem Märchen und den von den Romanen uns überkommenen Dichtungsarten, dem Roman und der Novelle! Ist es nicht der nämliche Gegensatz wie der zwischen der frei im Reiche der Einbildungskraft herrschenden Tragödie eines Shakespeare oder Goethe und dem in die spanischen Stiefel der verlogenen drei Einheiten eingeschnürten Stücke eines Corneille und Racine? Nicht ohne Grund wiederum sind uns die Romanen in der Komödie über, deren Reiz in dem satirischen Spiele mit der Wirklichkeit beruht, während sie in der Lyrik, der reinsten Form der Vorstellungspoesie, Stümper geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Der Romane steht, wenn er dichtet, immer mit beiden Beinen auf der Erde und hüpft wie eine Krähe beim Anflug – der dichtende Germane schwebt auf einem Zaubermantel in einer höheren, selbstgeschaffenen Welt, die Welt der Wirklichkeiten tief unter sich im Duft oder im Dunst, je nach dem Wetter; über fich, dem fehnsüchtigen Auge nahe scheinend und doch ewig ferne, den lichtklaren Himmel, den er mit der Seele sucht. – Das ist deutsch! LÜber die Form der Märe also sagt uns das Wort nichts. Wie alle Dichtung erschien sie ursprünglich im Festgewand. „Mären“ nannten fich, weil von Mund zu Mund gehend, alle unsere alten deutschen Epen, wie aus dem Anfangs- und Schlußwort der Nibelungen ersichtlich. „Hier hat die Mär ein Ende“ heißt: „Hier ist es zu Ende mit dem, was mir mündlich berichtet ist.“ Das Märchen – hier tritt der Unterschied von der Märe zum ersten Male in einer Auge und Herzen gleich wohltuenden Weise zutage – hat, gottlob, das höfische Festgewand abgelegt, um sich in schlichter und doch schmucker, anheimelnder Tracht unter das aufhorchende Völklein zu

 mischen. Einfach wie ein Kleid ist eine Rede, lieb, traulich, mit den altgewohnten Lauten und Wendungen allen vertraut und verständlich. – – Und doch: Unter dem groben, schlichten Bauerngewande steckt, das fühlt ein jeder, etwas Ungewöhnliches, vor dem die Hörer erschauern, die wiffen nicht warum. Das Märlein kommt, und es wird stille

ringsum. Funkelt es nicht wie Gold hie und da durch die Riffe des groben Kleides? Leise beginnt es, wie sich ein Wind erhebt im Gezweige der Linde, uralte, halbvergeffene Reimlein erklingen wie geraunte Zauberformeln, und in den tiefen, dunkelklaren Augen leuchtet"s auf, geheimniskündend: der Abglanz der germanischen Volksseele, jener verborgenen, gottentstammten Macht, welche jedes deutsche Herz im Innersten ergreift und erschüttert und reinigt und begeistert und unaufhaltsam himmelwärts zwingt. Wer ist das? flüstert es ringsum verstohlen. – Hört's! Eine lichte Elbe ist es, die in schlichtem Bauernkleide vor euch steht: reißt ihr das grobe Linnen vom Leibe – und sie steht strahlend vor euch da, eine heilige Seherin, und ihr Anblick zwingt euch in die Knie. Als euresgleichen sucht sie euch heim, auf daß ihr nicht erschrecken solltet, und sitzt bescheiden an euerm Herde; und doch strahlt unmerklich Glanz und Helle der ewigen Gottheit von ihr aus: die Alten schauern auf und wissen nicht warum, und heimlich hocken die Kinder beieinander und flüstern leise. – Das ist das Märchen. So wandelt die Unsterbliche, unerkannt, oft verschmäht und verachtet in unscheinbarem prosaischen Gewande durch die deutschen Gaue und überläßt den anspruchsvollen, koketten Modedamen der Tagesliteratur Schleppe und Schnürleib und dekollettiertes Festkleid, hinter dem sich nur zu häufig die öde Nichtigkeit versteckt. – Und der Inhalt des Märchens? – Wer umschriebe ihn, wer mäße ihn aus! Wie die schöpferische Natur im Größten und Vollendetsten, wie im Kleinsten und scheinbar Einfachsten immer und immer wieder sich in höchster Vollkommenheit zeigt, gleichviel, ob es sich um ein Sonnensystem oder um ein nur nach Mikromen zu messendes Protozoon handelt, so ist dem Märchen nicht Gegenstand noch Maß noch Ziel gesetzt. Es ist im Kleinen groß und im Großen klein. Der eben leise sich erschließenden Blume der kindischen Einbildungskraft, die mühsam nach Form für einen langsam sich bildenden Inhalt ringt, verleiht es feinen entzückenden, das Herz der Alten bezaubernden Duft, jenen Hauch des Unbewußten, Ahnungsvollen, das der Schönheit entgegenträumt; und den kraftvoll erstarkten Baum übersät es mit Blüten, die der Frucht und Reife harren, und säuselt als weicher Lenzwind durch die aufschauernden Blätter, die dem Herbste entgegen welken. Ungleich der Sage, welche nur eine eigenwüchsige Abart der Märe ist, bedarf die Märe nicht des Helden, nicht der Handlung, nicht der Verwickelung und Lösung. Frei waltet sie im Ather und spottet aller ästhetischen Gesetze; denn die Unsterbliche schwebt über allem Gesetz. Tatsächlich

 kennt beispielsweise das Märchen vom Schlaraffenland weder Helden noch Handlung; aber es ist trotzdem ein echtes und rechtes Märchen; und nicht bloß die Kinder „hören es gerne“. Mit ungebundener Freiheit tummelt sich und scherzt unser Herzensliebling auf dem blühenden Gefilde der Einbildungskraft, auf dem es Blumen in endloser Fülle, aber keine abgezirkelten Beete gibt – und die strenge Anstandsdame, Asthetik genannt, steht wider Willen lachend dabei und ringt die Hände und feufzt: „Ach, wenn das Kind nur mal was Vernünftiges tun wollte!“ Sieh! Da versteckt sich auch schon Tausendschönchen lachend hinterm nächsten Rosenbusch, und taucht wieder hervor als „Hans im Glücke“ und tut wunder wie ernsthaft; denn er hat den großen, ungeschickten Klumpen Goldes wirklich und wahrhaftig sauer genug verdient. – Und nun soll er die Last auch noch schleppen! Die Sonne brennt heiß und – bautz, da lieg! – – Kleiner Philosoph! O der lieben, ewig gültigen Weisheit, die dein kindisches Tun predigt! Huch! ist das Märlein fort; aber schon taucht es wieder hervor als artiger Kobold, LÜbermut in jeder Falte des klugen Gesichtchens. Was gilt's? Wollen sehen, wer am tollsten und lustigsten von uns lügen kann, und der Meisterdieb soll sein, wer bei nachtschlafender Zeit dem Könige das Bettuch unterm Leibe wegstiehlt! Hört ihr, was die Vögel plaudern? Dort schleicht Meister Reineke herbei, und seine Weltklugheit steht in feltsamem Gegensatz zur Weisheit der Toren, die das Sonnenlicht in Fäffern fangen wollen! Was also ist der Inhalt? – Alles und nichts. Das Sinnige und Innige, das Tolle und Törichte, das Weise, das albern scheint, und das Alberne, das der Weisheit letzter Schluß ist; das Widerspruchsvollste, das bis in den Himmel hineinragende und das zur Fratze gewordene Heilige, Himmel und Hölle, Herrgott und Teufel mit feiner Großmutter, über deren Stammbaum nichts Näheres verlautet, der unlösliche Widerspruch, über den das deutsche Herz brütet, lacht, weint, bricht – – mit einem Worte: das deutsche Herz selbst, das ist es, was, scheinbar ohne Regel und Geschick, immer aber packend, rührend, erschütternd im deutschen Märchen zum deutschen Herzen

spricht. Kein Volk der Welt macht uns das nach! Unser ist es – ein Kleinod, ein Spielzeug – ein lächerliches vielleicht, vielleicht aber auch ein ernsthaftes (ich weiß es nicht), was uns Deutschen die liebte, lichteste aller Elben, die je auf deutschem Boden wohnte, als Püppchen in die Wiege legte, uns einer zu freuen, es zu herzen und zu küfen. Nun sind wir der Wiege entwachsen, und halten unser Kinderspielzeug mit einem lachenden und einem weinenden Auge in unsern Händen; und ein stilles Träumen kommt über uns, und ein Wunsch auillt uns heiß aus dem Herzen auf und wir gedenken eines Wortes aus heiligem Munde: „Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen!“ »OSV-

 Seelen-Utopie m Wandelreigen der Dramatiker von wechselndem Gesicht erschien nun, da sich das Bühnenjahr zum Ende neigt, ein lange nicht gesehener Gast mit feiner auf unseren Theatern selten gewordenen Art. Der Sturmgeselle, der Attackenreiter, der letzte Schillerenkel: Ernst von Wildenbruch. Sein Schaustück von der schönen Raubrittertochter Bertabe und dem Kaufherrnsohn Bartolome Welser mit dem Räuberromantiktitel „Die Rabensteinerin“ wurde im Schauspielhaus aufgeführt und trug seinem Dichter braufende Huldigungen ein. Dieser Beifallsrausch war echt und wirklich ausgelöst, man fühlte deutlich die Maffensuggestion, die aufgewühlte, erregte Mitteilnahme der Hörer. Und hier jetzt unser Intereffe ein. Man erlebt also hier das unseren Theatern font fremde Ereignis, daß ein ganzes Haus von einer theatralischen Kraft fortgeriffen wird, die gar nicht raffiniert, sondern mit treuherzigen, fast einfältigen Mitteln arbeitet, die aber den starken, die Menge anfachenden Atem hat. Der Stoff ist kindermärchenhaft, und kindlich naiv, wie sich hier Welt und Menschen spiegeln: wie das edle wilde Blut der Berabe gegenübergestellt wird der tückischen, boshaften, herzlosen Ursel – die geradenwegs aus der Schreckenskammer der Kunigunden stammt –; wie das füreinander bestimmte Paar, Bertabe und der junge Welser, ein Jüngling, hochgemut und treu, fich nach mancherlei Leiden und schrecklichem Los endlich finden. Die Romantik stammt hier unzweifelhaft aus der literarischen Maskengarderobe, die Spamnung ist eigentlich auch gering, da niemand befürchten kann, daß Wildenbruch zwei junge Herzen, die er mit solcher Liebe entflammt, im Stich laffen könnte. Die Wirksamkeit des Stückes kann nicht daher kommen, sie folgt vielmehr aus Wildenbruchs Art, Situationen zu schaffen, zu schüren, einen Akt auf die höchste Sprofe zu steigern, gewissermaßen die Personen zu einer Pyramide aufzubauen, fo daß die Zuschauer atemlos die Blicke halten. Und etwas Besonderes tritt noch hinzu, und das gibt Wildenbruch fein eigenes Gepräge, macht ihn rührend und entwaffnet manchen Widerstand. Diese Situationsdramatik ist nicht das Resultat eines spekulativen, kühlen Virtuosenkopfes, keine Sardou-Geschicklichkeit voll Bluffs und Taschenspielertricks. Sie kommt bei Wildenbruch aus dem Herzen. In diesem Herzen find die Jünglingsideale jung geblieben mit ihrer allgemeinen Begeisterungsschwärmerei, einer Begeisterung an sich, einer Begeisterung, von der der Mund übergeht. Sie entzündet sich an der Vorstellung von „Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit“; fie denkt an das „was rauschet und was brauset“, an „Wald und wilde Jagd, an Sturm und Wellenschlag, an deutsche Männerschlacht und an den Jüngsten Tag“. Und alle Jugend-Enthusiasmen braut sie zu einem Trank voll Brodelns und Schäumens zusammen, gießt ihn in eines jener altdeutschen Waldgläser von grünlichem Schimmer, heraldisch ausgeziert, und schickt es in die Runde. Einer trinkt dem andern zu... Verbrüderung und Handschlag; Augenglänzen, Wangenleuchten; alle find zur Herrlichkeit geboren; der Becher kreist; fie find die Könige der Welt; die Schläger raffeln und der Kantus schwillt. An solche Kommersbuchstimmung denkt man bei Wildenbruch, er hat,

 trotz seiner sechzig Jahre, diese gläubige und hoffnungsvolle Hingabe an die vagen Hochgefühle und für fie läßt er das volle Werk feiner Janitscharendramatik erdröhnen. Und wenn so das Schlachtroß steigt und die Drommete klingt, dann ist darin ein Elan und Schwung, ein Hufgestampf und Marschtritt, daß es auch den, der fkeptisch lächelt, für den Augenblick anweht wie ein Element. Und darin liegt eben das Kriterium, daß Wildenbruch das, was er bringt, echt fühlt. Der Maffenwirkung scheint dann noch ein besonderer Faktor zu dienen. Wildenbruchs Charakteristik nimmt in seiner von ihm selbst geschaffenen Welt leidenschaftlich Partei, er feht feinen Figuren mit Haß und Liebe gegenüber, und er bemüht sich, seine Meinung mit flammender Beredsamkeit auf feine Hörer zu übertragen.

Volksversammlungsaffekte werden so geschaffen, die, wenn auch gewiß nicht nachhaltig, so doch von großer Augenblicksresonanz find und durch die Maffensuggestion, durch die Schwingungswellen fich noch steigern. Sehr instruktiv läßt sich hier der Unterschied zwischen dem Theatraliker und dem psychologischen Dramatiker aufzeigen. Der Theatraliker arbeitet mit „Sympathiemitteln"; er stellt jede Figur so zum Zuschauer ein, daß der genau weiß, wie er sich zu ihr zu verhalten hat; er zeichnet sie so überfichtlich aus, daß jeder fieht, was sie wert ist. Er steht zu ihnen, wie der Hausvater im Märchen zu feinen guten und bösen Kindern. Der psychologische Dramatiker aber ist wie eine überschwebende Gottheit. Er wird nicht durch irdischen Anteil, durch Voreingenommenheit, durch Vorurteil verwirrt. Er wendet eine belebende Naturkraft allen Gestalten gleichmäßig zu; er kennt keine Favoriten und keine Prügelknaben. Sein künstlerischer Ehrgeiz ist, daß alle Personen feiner Welt ihre Art möglichst charakteristisch zum Ausdruck bringen, und daß ein jeder von feinem Standpunkt aus vollkommen recht habe. Hebbel bietet dafür das ausgeprägteste Beispiel. Für solche künstlerische Gebilde gilt nun nicht mehr die primitive Einstellung, daß eine Figur dem Hörer fympathisch, eine andere ihm unangenehm ist, daß der Sieg des Guten über das Böse stürmische Zustimmungen auslöst, hier kommt es nicht auf solche Lösung an, sondern auf den aufschlußreichen Einblick in die seelischen Prozeffe widerstreitender Naturen, deren jede ihrer Wesenheit nach so und nicht anders handeln muß. Nicht Zustimmung oder Mißbilligung soll hier erweckt werden, sondern die unter tragischen Erschütterungen geborene Ehrfurcht vor dem Schicksalsvoll-Notwendigen, das aus des Menschen eigener Brust heraus wirkt und defen Werden und Wachsen im Wechsel, im Auf und Ab, im Widerstreit mit den Schicksalsmächten anderer ihm konstellierter Wesen sich tiefer, offenbarender im Werk des erkenntnisvollen Dichters spiegelt als in der Zufallsbetrachtung äußerer Lebenstrugbilder. Nach dieser psychologischen Dramatik geht heut das Streben. Die Theatralik, die die Szene zum Tribunal macht, die Leidenschaften aufruft und dabei nicht virtuosenhaft berechnet, sondern mit glühender Überzeugung und mit dem feurigen Glauben an eine imaginäre „gute Sache" ins Horn stößt – diese theatralische Macht, der Legitimität nicht abzustreiten ist, hat heut nur einen Vertreter – Wildenbruch. Von ihr ist auch die „Rabensteinerin" erfüllt, trotzdem hier viel Ungünstiges und Hemmendes vorliegt. Diese Raubritterromantik ist nämlich wirklich zu fadenscheinig; der starke Atem weht nur in den Augsburger Akten, die viele affektgeladene Gegensätze katastrophisch aufeinander-

Seelen-Utopie 409 platzen laffen. Die Rabensteiner Akte aber find von einer Bilderbuchharmlosigkeit und einer Leihbibliotheksentimentalität. Die Mannen des Herrn von Rabenstein und ihr Häuptling wurden nicht mit Kleistischen wilden Humoren gesehen, fondern minniglich frisiert. Sie bellen, aber fiel beißen nicht; sie freffen ihrer Haustochter Bertabe zahm aus der Hand, und als der Herr auf einem Beutezug gegen die Augsburger Kaufleute gefallen, werden fie als Knappen der verwaisten Jungfrau lyrisch-schmachtsam bis zur Parodie. Es ist aber merkwürdig, daß dies, wenn man gleichwohl darüber lächelt, doch auch etwas Kindlich-Rührendes hat. Wildenbruch scheint immer von feinem guten Herzen fortgeriffen zu werden, er fühlt sich nur wohl, wenn er im Hohen und Edelen schwelgen kann. Ein Utopist der Seele ist er. Das tobt er nun mit Inbrunst an feinen Lieblingsgeschöpfen, dem Paar Berfabe und Bartolome, aus. Bartolome ist der vom alten Rabenstein Überfallene, Bertabe wird eine Retterin, und als sie sich zum erstenmal ins Auge sehen, da ist die Liebe da. Jedermann weiß nun Bescheid, daß der Dichter die beiden, was auch die nächsten Akte an Hindernissen bringen werden, zusammenführen wird. Und so wirkt diese Exposition billig und schematisch, noch schematischer durch die papierene Karikatur der Widersacherin, Bartolomes Braut Ursula. Doch dann in den Augsburger Akten kommt Wildenbruchs dramatische Schlachtenstrategie mit hurre, hurre, hopp, hopp, hopp lebendig in Gang. Mit fester Zügelhand führt er ein Gespann. Der verwickelte Knäuel, der Konflikt zwischen Vater und Sohn, zwischen der Ritterstochter und dem Partrizier, zwischen Bartolome und Berfabe selbst schürzt er und schließt eine Kette; kein Moment ist in diesem Zusammenprall leer oder tot, und dabei wird immer feigernd die Parteinahme der Hörer auf die Berfabe gelenkt. Hier fand Wildenbruch übrigens auch ein Motiv, das, wenn auch nur flüchtig behandelt, eine kulturelle Bedeutsamkeit hat, und jedenfalls zu der

Räuberromantik eine lebensvollere Ergänzung bringt. Das ist das Motiv der ersten deutschen Kolonisierungen in Amerika, die transatlantischen Eroberungen der königlichen Kaufleute. Daraus ergibt sich erstens eine dankbare Möglichkeit, Generationsgegensätze zwischen Vater und Sohn herauszubringen. Der Sohn will selbst hinüber, fich durch eigene Tat Land und Volk schaffen, der Vater beharrt enger auf dem kapitalistischen Kaufmannsstandpunkt. Weiter aber bringt das koloniale Motiv, verknüpft mit dem erotischen – Geographie und Liebe – dem guten Ausgang eine Beleuchtung, die über die unbestreitbare Banalität und bequeme Selbstverständlichkeit einen Schein ernsterer Menschlichkeit breitet. Der Ausgang spielt am Hochgericht; so weit hat Wildenbruchs Romantik die arme Berabe gebracht. Sie schoß die arge Ursula, die sie in ihrem Unglück höhnte, tot und soll nun enthauptet werden. Im kritischen Moment tritt Bartolome Welser herfür, und nach Augsburger Recht macht er sie durch feine Freiwerbung los und ledig der Strafe und von der Rabensteinerin zur Frau Welserin. Daß er das bis auf diesen, theatralisch wirksamsten und fruchtbarsten Moment verschiebt und daß er die Arme nicht im Gefängnis schon beruhigt, ist eine Rücksicht gegen Wildenbruchs Stück und für diesen edlen Jüngling eine unwahrscheinliche Unmenschlichkeit. Man fieht daraus, daß auch ein fo gutes Herz, wie es Wildenbruch sonst hier zeigt, durch die Theatralik auf schlimme Der

 Abwege gelockt werden kann. Aber er hat daran gewiß gar nicht gedacht, er fah mit glänzenden Augen nur die große Szene vor versammeltem Volk, das Freskogefühl verschlang das intime Gefühl. In diesem Bilde wird nun die gefährliche Klippe der Rührszene, des erst empörten und dann verzeihenden alten Welser glücklich durch jenes Kolonialmotiv vermieden. Dem Vater geht, da das Mädchen stark und mutig vor ihm steht, mitten in der Empörung über die Welser-Schmach, ein Gedanke und eine Gewißheit auf. Er merkt die tüchtige, lebensfähige Menschenart, die fich fein Sohn zur Gemeinschaft erwählt. Auf einem anderen Boden, einem unkonventionellen Neuland wird fie wertvoll sein. Sie follen hinüber in das indianische Land und dort fich ihr Leben bauen. So schließt dies unpsychologische Rausche- und Brausestück nicht mit einem bengalischen Finale, sondern, nachdem es sich ausgerast, mit einem ruhigernsten Leuchten. Keine platte Versöhnlichkeit und Verbrüderung gibt's, fondern ein Scheiden zwischen zwei Generationen, ein äußeres Scheiden voll innerlichem Verstehen. Und so ist der allerletzte Eindruck dieser Theatralik ein menschlicher. f k s Das Utopische, das Wildenbruchs Vorstellung so gerne hegt und das bei ihm aber nur in der äußeren Sphäre der Werke und Taten oder doch nur in der Allgemein-Verkündigung der edlen Gesinnung sich ausspricht, wird zu einer wahrhaft innerlich geistigen Seelen-Utopie in dem dramatischen Gedicht Maeterlincks „Aglaveine und Selyfette“, das Reinhardt in den Kammerspielen zur Darstellung brachte. Eine zart und körperlos gesponnene Gefühlsund Gedankenwelt kam hier zu ergreifendem Ausdruck. Diese Dichtung, die vor Monna Vanna liegt und die wir aus dem Buche kannten, steht auf der Scheidegrenze zwischen zwei Lebenskreisen des Dichters. Sie führt von den dumpfen Beklemmungen und den Alpvisionen der früheren Dramen in eine feelische Landschaft voll Weite und Höhe. Das Schickfal ist hier nicht mehr das vampyrische Gespenst, das die hilflose Kreatur mit Krallenarmen anfällt. Das Schicksal steigt hier als das Dämonion aus dem Wesen der Menschen auf, fie werden nicht vergewaltigt, sie erfüllen ihr eigenes Wefen in Notwendigkeit, so wie es Novalis aussprach: Schicksal und Gemüt find Namen eines Begriffs. Maeterlinck verdichtete hier das, was er in feinen Effays die „Beauté intérieure“ nennt, das Erwachen und Aufblühen einer Seele. In die Ehe Meleandres und Selyfettes mit ihrem stillgesänftigtem Glück tritt Aglaveine, fiel gleicht den vergeistigten Frauen des Burne Jones. Sie und Meleandre find fich verwandt in der Steigerungssehnsucht, in dem leidenfchaftlichen Trieb, ihr Menschentum zu erhöhen, ihre innere Existenz zu den reichsten Möglichkeiten zu entwickeln. Selyfette, die „arme, kleine Selyfette“, scheu und verschloffen, eine „Stumme des Himmels“, steht nun unter dem Schatten, den die prangende geistige und körperliche Schönheit der andern auf fie wirft und unter dem fie vor fich felbst zu einem Nichts verschwindet. Und da geht fie aus dem Weg, sie nimmt sich das Leben, aber damit ihre Tat nicht zwischen die beiden tritt, die fie liebt, wählt sie eine Form, die den anderen als Unglücksfall erscheinen muß. Sie steigt auf den Turm, der kleinen Schwester den fremden

Wundervogel aus dem Zinnenneft zu holen, und beim Herüberbeugen gleitet sie ins Bodenlose. Und als sie dann aufgebahrt im Todeskampf –

Der Schneider von Ulm 411 liegt, da ist ihr einziger Gedanke, daß nur kein irres Wort fie verrät, und ihre Lippen stammeln immer die Versicherung: „Ich beugte mich vor und fiel"... Auf was es hier ankommt, das ist nicht die Tragik der Ehe, überhaupt nicht das Stoffliche. Das Drama ist hier keine Ehe- und keine Opfertragödie. Selyfettes Tat ist nicht der Schluß und der Zweck der Dichtung. Sie ist dem Dichter vielmehr nur das Mittel zu einem höheren Zweck, die äußere Manifestierung einer bedeutungsvollen inneren Vollendung. Er will an Selyfette, die im Grunde die Hauptperson hier ist, zeigen, wie eine Arme im Geist, eine Blinde und Unbewußte, die ihr äußeres Leben so dahin gelebt und gleichgültige Worte gesprochen, plötzlich durch das Leid erweckt wird, wie nun alle die schlummernden Möglichkeiten ihres Inneren erwachen und die Flügel breiten, wie sie zu einem Entschluß über sich selbst hinauswächst, zu einer Hingabe, die fie über fich selbst heraushebt und ihr die Ahnung gibt, daß auch fie, die „Arme, Kleine", an Größe und Schönheit einen Anteil hat. Es ist die Transfiguration einer Seele, die hier das Thema gibt. Und im Ausgangslicht steht die „Arme im Geist" erhaben über Aglaveine und Meleandre, die voll geistigen Hochmuts ihrer Höhenmenschlichkeit so ficher waren und nun sagen müffen: „Wie arm sind wir gegen jene, die da in Einfalt lieben." So wird Wort und Gedanke aus Maeterlincks Traktaten. „Der Schatz der Armen" hier zum Erlebnis. Und erfühlt ward es am farbigen Abglanz dieser Szenenbilder, die mit fchweren, ernsten Faltenvorhängen, traumhaften Ausblicken in leuchtende Ferne, mit Gärtengängen, von Flören überwallt, das schwebende Klima dieser Zwischenweltsdichtung zur Erscheinung bannten. Felix Poppenberg HMEN Der Schneider von Ulm "ber die schmerzliche Empfindung, daß Max Eyth nicht mehr den Erfolg des großen Werkes erleben durfte, dem er die letzten Jahre feines Schaffens gewidmet hat, fiegt doch das Gefühl der Freude, daß ihm noch die letzte Hand daran zu legen vergönnt war. „Der Schneider von Ulm, Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen" ist wenige Wochen nach feinem Tode erschienen (2 Bände, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Auch hier verleugnet der Dichter-Ingenieur feine Doppelnatur nicht. Aber entschiedener als in feinen früheren Schöpfungen bricht sich diesmal fein episches Talent Bahn; die technischen Elemente ordnen sich unter und gehen restlos in der Erzählung auf. Mit dem Problem des Erfinders beschäftigt sich Eyth in seinem letzten Roman: des Erfinders einer Flugmaschine. Das typische Erfinderschicksal mit feinen Freuden und Leiden, Hoffnungen und Enttäuschungen hat er gestaltet. Sein Held hat nicht bloß den Kampf gegen die Ungläubigkeit, Kurzfichtigkeit und Engherzigkeit feiner Umgebung durchzufechten: er ist auch mit feiner Sehnfucht, gleich einem Vogel zu fliegen, der Entwicklung der Kultur um ein paar Jahrhunderte vorausgeeilt und muß an der Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden technischen Mittel notwendig scheitern. In einem reizenden Vorwort hat Eyth über die Freiheiten, die er sich mit dem historischen Stoffe erlaubt hat, Rechenschaft abgelegt. Jener Schneider

412 Der Schneider von LUlm Berblinger, der beim ersten Besuch König Friedrichs im württembergisch gewordenen Ulm am 31. Mai 1811 vor dem Monarchen einen Flugversuch unternahm und dabei in die Donau fiel, ist eine Persönlichkeit, die nur in schwacher historischer Beleuchtung feht. Die Erfindungsgabe hat somit ein weites offenes Feld vor fich liegen. Theobald Kerner hat schon vor langen Jahren den Stoff in einem Singspiel, „Der fliegende Schneider", verarbeitet, das in der Kompofition des begabten Gustav Preffel über die Bretter des Stuttgarter Hof theaters gegangen ist. Einen andern Vorgänger hat Eyth nicht gehabt. Es war fein ureigner Gedanke, den Schneider von Ulm in eine höhere Sphäre zu heben, den Stoff aus dem rein Komischen ins Tragische zu steigern. Von der Seite seines Vaters ist Albrecht Berblinger, Brechtle genannt, mit der Erfinderwut erblich belastet. Jener wurde trotz seiner ausgesprochenen Begabung für die Naturwissenschaften in die theologische Zwangsjacke des württembergischen Stiftlers gesteckt, litt Schiffbruch und mußte froh sein, schließlich Schulmeister in dem aus Mörikes Leben wohlbekannten Dorfe Ochsenwang zu werden. Hier bastelt er an einem Perpetuum mobile herum, bis er von einem französischen Marodeur bei der tapferen Verteidigung seiner Hausehre erschlagen wird. Die Witwe kehrt mit dem Söhnchen in ihre Vaterstadt Ulm zurück, wo fich der reiche Obermeister der Schifferzunft

Schwarzmann, ihr Bruder, notgedrungen der Hilflosen annimmt. Magister Krummacher, der ehemalige „Pestilenzarius“ der Reichsstadt, bringt es fertig, daß Brechtle das gefürchtete Landexamen besteht und in das Seminar Blaubeuren aufgenommen wird. Oder vielmehr wären alle Bemühungen des wackeren Lehrers verloren gewesen, wenn nicht zufällig dem Knaben, defen ganzes Denken von frühester Kindheit an die Sehnsucht nach Flügeln erfüllt hat, eine Aufgabe über Dädalos und Ikaros zur Bearbeitung zugefallen wäre. Aber fein Steckenpferd befördert ihn nicht nur in das Seminar hinein, sondern auch wieder aus ihm hinaus. Bei feinen nächtlichen Versuchen mit einem Luftballon entsteht in der zum Schauplatz feines geheimnisvollen Treibens erwählten Klosterkirche ein Brand. Der Sünder wird relegiert und, nach Ulm zurückgekehrt, von feinem erbosten Oheim einem Schneider in die Lehre gegeben. Auf harte Lehrjahre folgt die fröhliche Wanderschaft des Gesellen. In einem oberschlesischen Bergwerk sieht er die erste englische Dampfmaschine. In Wien erlebt er das gräßliche Ende einer schönen Luftschifferin, die ihm ihre Gunft zugewandt hat, wird Zeuge des mißglückten Flugversuchs eines Wiener Uhrenmachers. Dann läßt er sich in Ulm als Meister nieder. Sein Geschäft blüht rasch auf, doch bald vernachläfigt er es vollständig, ganz in sein Erfinderproblem verbohrt. Hohn und Demütigung verfolgt ihn, bis sich endlich ein paar einflußreiche Persönlichkeiten feiner annehmen. Und als es vollends heißt, daß sich der König für die Versuche interessiere, wird Berblinger der Held des Tages. Als schönster Siegespreis winkt ihm die Hand der verführerisch-koketten Lucinde, der Tochter des Staatsrats von Baldinger, um derentwillen er dem braven Gretle untreu geworden ist. Kühne Glücksträume necken Berblinger, um so furchtbarer ist das Erwachen: die Blamage vor dem württembergischen Hofe, die Wut der enttäuschten und lächerlich gemachten Ulmer. Am felben Tage erfüllt sich auch das Schicksal feines Freundes, des steinalten Münstertürmers Lombard, der beim Experimentieren mit einem von ihm erfundenen Sprengpulver in die Luft fliegt. Berblinger aber tritt unter die württembergischen Fahnen und macht den russischen Feldzug mit. Dann schließt er sich, dem Zuge seines Herzens folgend, dem

Der Schneider von Ulm 413 preußischen Volksheere an und erhält in dem Befreiungskampfe die Todeswunde. Noch vermag er sich bis Ulm zu schleppen, wo ihm die Liebe von treuen Freunden die letzten Tage versüßt. „Große Ideen sterben nicht, und ein Leben, das zweimal geopfert wird, ist kein verlorenes. Einmal hat er es für feinen Lieblingsgedanken darangesetzt, das zweitemal für sein Vaterland.“ So spricht der Stadtpfarrer Fischer, Berblingers Kamerad vom Seminar her, und zieht damit die Summe dieser Lebensgeschichte. Der Dichter hat sie in ein mit behaglicher Breite ausgemaltes Milieu von echt schwäbischem Gepräge gestellt. Sie spielt sich zugleich auf einem bedeutfamen, die Kulturwelt umwandelnden historischen Hintergrund ab. Die Zeiten der französischen Revolution, des Zusammenbruchs des alten deutschen Reichs, der Zwingherrschaft Napoleons, furchtbaren Blutvergießens und endlosen Kanonendonners! Und Ulm mitten drin in diesen Katastrophen, die stolze Reichsstadt ein kläglicher Spielball in den Händen Mächtigerer! Erst ängstlich zwischen Frankreich und Österreich schwankend, hierauf der Selbständigkeit beraubt, der Reihe nach dem bayrischen und württembergischen Nachbar zum Fraße hingeworfen! Die Stadt dem Treiben fremder Soldateska preisgegeben, vor ihren Toren die Elchinger Schlacht und dann Macks unrühmliche Kapitulation! Mit den kriegerischen Bildern wechseln friedliche, die Idylle löst das Heldenepos ab. Köstliche Szenen aus dem Leben der württembergischen Klosterfchüler ziehen an uns vorüber, mit dem ja Eyth, als Sohn eines SeminarProfeffors und Direktors, von Jugend an eng verwachsen gewesen ist. Leibhaftig steht fie vor uns, die zepterführende Gattin des Blaubeurer Prälaten, die „ungekrönte Königin“ Maria Theresia, und herzlich gönnen wir ihr den Schabernack, den die übermütigen Knaben mit der Gefürchteten treiben, die schönste Gans ihrer Herde raubend und verzehrend. Nur schade, daß der Dichter im Streben nach Unparteilichkeit schließlich feine Satire auf das mittelalterliche Institut durch ein paar nichtige Lobprüche abgeschwächt hat. Reizend hat er ferner die altehrwürdigen Bräuche der Ulmer Zünfte ausgemalt, und es versteht sich von selbst, daß er die letzten Vertreter des Meisterfingertums, das sich ja in dieser Reichsstadt am längsten hielt, nicht übergangen hat. Sehr hübsch wird auch die Donaufahrt eines Ordinarischiffes von Ulm nach Wien und ein Ulmer

Fischerstechen beschrieben. Dagegen nehmen sich die nur flüchtig fkizzierten Kriegsabenteuer des Helden am Schluß etwas matt aus. Geradlinig steigt die Komposition auf, doch mancherlei Episoden Raum gewährend, bei denen der Dichter liebevoll verweilt. Alles ist klar und schlicht erzählt, ohne Künftelei und Ziererei, aber durch liebenswürdigen Humor belebt, durch leichte Ironie gewürzt. So gesellt sich zu den beiden Romanen aus Württembergs Vergangenheit, die kanonisches Ansehen genießen, „Lichtenstein" von Wilhelm Hauff und „Schillers Heimatjahre" von Hermann Kurz, der „Schneider von Ulm" als dritter im Bunde. Nicht so behende und auch nicht so blendend wie der „Lichtenstein", aber ihm in realistischer Darstellung der kulturhistorischen Zustände überlegen, geschmeidiger und glatter als Kurz' Roman, wenn ihm auch an Tiefe der poetischen Auffaffung nicht ganz ebenbürtig, wird Eyths Volksbuch als kraftvolle Außerung schwäbischen Stammeslebens auch künftige Geschlechter belehren und ergötzen. ftige Geschlech h g Rudolf Krauß IS-

 Paul Gerhardts Lieder und Gedichte. Herausgegeben von Wilhelm Nelle. (Hamburg, Gustav Schloeßmann, geb. 4 Mk) Etwas spät für die eigentliche Gerhardtfeier, aber glücklicherweise als gute Arbeit nicht zu spät, kommt diese schön ausgestattete Ausgabe der „Lieder und Gedichte Paul Gerhardts" von Wilhelm Nelle, der im gleichen Verlag bereits eine „Geschichte des Kirchenliedes" gespendet hat. Der Besitz einer Gesamtausgabe von Gerhardts Liedern ist vor allem dem protestantischen Hause dringend zu wünschen; denn zahlreiche dieser Gedichte gewinnen erst dadurch die richtige Wirkung, daß sie im willigen Versenken allein genoffen werden. Gerhardt war so echter Lyriker, daß manchem feiner Gedichte unrecht wird, wenn man es als Gemeindegesang kennen lernt. Bei diesem einsamen Genuß wird man auch in den einzelnen, als Ganzes wenig ansprechenden, zuweilen auch viel zu gedehnten Liedern die packenden Einzelstrophen entdecken, die am letzten Ende wohl das Schaffen des ganzen Liedes hervorgerufen haben und noch heute für das Minderwertige vollauf entschädigen. Abgesehen davon ist es auch zahlreichen Schöpfungen Gerhardts gegenüber eine falsche Einstellung, wenn wir von vornherein an Lieder im eigentlichen Sinne denken. Allerdings hat auch Nelle zu jedem Stücke eine Melodie angegeben, nach der es gesungen werden kann. Er hat sich hier aber glücklicherweise nicht streng an die Liberlieferung gebunden, sondern aus dem reichen Schatze der Kirchenmelodien die jeweils ihm am paffendsten erscheinenden ausgesucht. Dabei hat er fich aber ausschließlich an die alten Weisen gehalten. Besondere Sorgfalt wurde der Anordnung der Lieder gewidmet, die auch vielfach von der herkömmlichen abweicht, aber durchweg wohl begründet ist. Für die Schreibweise hat Nelle mit Recht die heutige gewählt; auch hat er veraltete Wortformen nur dort beibehalten, wo sie durch den Reim geboten find oder den eigentlichen Satzbau berühren. Dagegen hat er sich nicht veranlaßt gefühlt, die vielfach derben und nach unserem heutigen Geschmack unschönen Worte auszumerzen, die dem heutigen Leser im ersten Augenblick auf stoßen müffen. Wer sich in Gerhardt hineingelesen hat, weiß, was er von diesen vereinzelten Schroffheiten zu halten hat. Wer die alte Hauptforderung erfüllt, daß, wer den Dichter recht verstehen will, in Dichters Lande gehen muß, würde überhaupt die Ausmerzung dieser Stellen geradezu als Fälschung empfunden haben. Den Gedichten ist eine ausführliche Lebensbeschreibung vorangeschickt und ausreichendes philologisches Material über die Vorlagen und Ouellen angehängt. So verdient diese Ausgabe warme Empfehlung. k Adam Karillon, „Die Mühle zu Husterloh" (Berlin, Grote Mk. 4.-). Ich habe vor einem Jahre (Türmer, VIII. Jahrgang, Heft 3) unseren Lesern Karillons ersten Roman „Michael Hely" warm empfohlen. Neben ausgezeichneter Beobachtung des Odenwalder Bauernvolkes brachte er eine Fülle humoristischer Darstellungskraft und zeugte an zahlreichen Stellen für die echt dichterische Schauweise des Verfaffers. Was man jenem Werke vorwerfen konnte, waren einerseits technische Mängel der Komposition, die das Gefüge der Handlung etwas auseinanderfallen ließen, andererseits ein Mißgriff in der Tonart des Vortrags, durch den die ganz persönlich gefärbte Redeweise des Verfaffers fich einen nicht wesensverwandten Gestalten aufdrängte. Man

 könnte also sagen: ein Mangel an dramatisch-psychologischem Sprachgefühl gegenüber feinen Gestalten. Das vorliegende Buch zeigt jenen Mangel eigentlich in fo

verschärftem Maße, daß ich zur Annahme geneigt wäre, es fei vor dem „Michael Hely“ entstanden. Denn hier war der Verfaffer im Verlaufe der Erzählung immer freier vom Zwang feiner witzigen Erzählungsweise geworden. Im vorliegenden Buche dagegen ist diese Unart, fast allen Beteiligten die eigene barocke Redeweise aufzuzwingen, so stark, daß sie fast den Genuß gefährden kann. Und auch die Kompofition ist eigentlich noch weniger geschloffen als damals. Denn hier laufen ihm zwei verschiedene Stoffe durcheinander: die Schicksale der Mühle zu Husterloh und daneben die Entwicklung des Hans Höhrle, des Müllersohnes. Beide hängen nicht so eng zusammen, wie es ja leicht sein könnte; denn nicht, daß Hans studiert, anstatt Müller zu werden, auch nicht, daß er kurz vor Abschluß seiner Laufbahn einen Streich macht, der leicht zu einem schlechten Ende führen könnte, bedingt das Schicksal der Mühle, sondern ganz andere Kräfte. Und auch hier muß man sagen, daß das ernstere Problem, das in den gesamten sozialen Zeitverhältniffen liegt und die Erdrückung des kleinen Handelsbetriebs durch die kapitalstarke Fabrik darstellt, nicht so schwerwiegend in die Ereigniffe eingreift, wie die Protzerei der Müllerin und die Schwäche ihres Mannes. Diese beiden Mächte hätten allein genügt, die Mühle von Husterloh aus einer Goldgrube in eine Bettelwerkstatt umzuwandeln. So muß also die Gesamtanlage als verfehlt erklärt werden. Trotzdem bleibt das Buch lesenswert. Als Ganzes bietet es gute Unterhaltung, in zahlreichen Einzelheiten aber viel mehr. Auch der Humor des Verfaffers bleibt ergötzlich. Wenn es ihm gelingen wird, mit diesem starken Humor, der in ihm schafft, Menschen und Geschehniffe zu erleben, statt fie nur mit persönlichen humoristischen Einfällen zu umkleiden, so haben wir von diesem Dichter – ein solcher ist er unverkennbar – vollwertige Gaben zu erwarten. Klara Viebig, „Einer Mutter Sohn“, Roman (Berlin, E. Fleischel & Ko. 5 Mk). Klara Viebig ist vielleicht die reinste Naturalistin Zolascher Art, die wir in Deutschland haben. Für diesen Naturalismus kann man Zolas Wort, daß er die Natur gesehen durch ein Temperament sei, dahin umkehren, daß er nur dort ein Bild der Natur zu geben vermag, wo das Temperament des Dichters selbst völlig einschießen kann; in allen anderen Fällen tritt an die Stelle des Temperaments die Lehrhaftigkeit, die These. Das hat Zola selbst immer bewiesen, daß läßt sich an den Werken der Klara Viebig fehr deutlich verfolgen. Wo fie auf dem Gebiete der heimatlichen Schilderung der Eifel, bleibt, da mag fie unter Umständen abstoßen durch die Art, wie sie diese Natur fieht; aber man wird eine starke Kraft dieses Sehens und eine hinreißende Macht ihres Schilderungstemperaments diesen Büchern nicht abstreiten können. Die naturalistische Lehre bedeutet eben dann dasselbe, wie die Wiederspiegelung eines Stückes Natur durch eine Individualität. Und das ist ja schließlich alle Kunft. Es kommt lediglich darauf an, wie weit der Begriff Natur gefaßt ist, der sich ohne Zwang bis zu dem des Alls dehnen läßt. Verhängnis wird der Naturalismus dann, wenn er lediglich Materialismus wird. Da kommt die Wiffenschaft hinein. Aus der scharfen Beobachtung eines bestimmten Lebensausschnittes heraus gewinnt man die Fähigkeit zur Darstellung dieses Abschnittes, aber eben noch lange nicht die Kraft zu einer Dichtung, denn diese

 kann nur dort entstehen, wo die Beobachtung fich zu innerem Miterleben steigern kann. Das hat Klara Viebig eigentlich fast immer erfahren müffen, wenn sie ihr heimatliches Gebiet verlaffen hat. Eine weitere Abart ist dann der Thesenroman. Einen solchen haben wir im vorliegenden Buche. Die These lautet: Ein Menschenkind, in dem die Eigenschaften feiner Raffe (Heimat und Stand) fcharf ausgeprägt sind, läßt sich nicht durch die Verpflanzung in ein völlig anderes Milieu dahin einwurzeln. Hier wird das Kind des Eifeler Heidelandes, der Sohn einer leidenschaftlichen Mutter und eines kraftstrotzenden Vaters, der als Schmuggler zusammengefchoffen wurde, in ein reiches, mit aller modernen Kultur erfülltes Haus eines Kommerzienrats von Berlin W verpflanzt. Das Bedürfnis, Liebe zu geben, hat die reiche, verwöhnte Frau zu diesem Schritte veranlaßt. Der Egoismus der Dame, die gewöhnt ist, stets ihren Willen erfüllt zu sehen, äußert sich darin, daß sie darauf beharrt, der Knabe solle fiel für eine rechte Mutter halten. Die Naturalisten arbeiten unter Umständen eben mit den unwahrscheinlichsten Dingen, wenn sie es für ihre These beffer brauchen können. Im vorliegenden Falle dient es übrigens lediglich dazu, später einen gewissen Haß des Knaben gegen die Frau, die ihn belogen hat, zu erklären. Man fragt sich überhaupt immer umsonst, weshalb der Roman gerade so tragisch gewendet werden mußte. Daß der Junge kein

verzärteltes Städterkind, sondern ein kraftstrotzender richtiger Bengel wird, ist ja doch eigentlich kein Unglück, und schließlich dürften auch großstädtische Pflegeltern für eine derartige Vollblutnatur das richtige Empfinden aufbringen. Es war darum auch keineswegs notwendig, daß es den Knaben immer unwiderstehlich zu den Kindern aus niederen Gesellschaftssphären hinzieht, denn Gott sei Dank sind ja auch die Jungen aus den befferen Klaffen noch lange nicht alle faft- und kraftlose Puppen. Immerhin in diesem ersten Abschnitte des Buches liegt eine gewisse Kraft, etwas Elementares kommt in dieser unerkannten Heimatssehnsucht des Kindes zum Ausdruck. Schwach wird das Buch erst später. Eine solche Vollnatur wie dieser Knabe wird an der Entdeckung, daß die beiden Menschen, die ihm sein ganzes Leben hindurch nur Liebe erwiesen haben, nicht feine wirklichen Eltern find, nicht in so läppischer Weise zugrunde gehen. Er wird in irgend einer Weise zu dieser Forderung, daß er sich in ein anderes Milieu eingewöhnen foll, Stellung nehmen müffen, entweder erwirbt er sich durch feine Handlungweise die Zugehörigkeit zu diesem neuen Stande, oder die ursprüngliche Natur bricht mit derartiger Gewalt hervor, daß er die Feffeln zerreißt. Freilich werden auch nur ganz schwächliche Elternnaturen die Tatsache, daß der Jüngling sich einmal betrinkt oder in die Netze einer Dirne gerät, mit solcher Verzweiflung aufnehmen wie diese Adoptiveltern. Im Grunde scheitert der vollblütige Knabe an Blutleere. Die Verfafferin weiß sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er an einem Herzleiden früh sterben muß. Es kann natürlich nicht bestritten werden, daß ein einzelnes Schicksal einmal so verläuft; aber dann dürfte das Werk nicht den Charakter typischer Geltung behaupten wollen, wie dieses. M "d (7 5) > / Z)

. T T IIIIIIT TITTW T-NISMax Liebermann und die Berliner Sezession Von Dr. Karl Storck ch hätte am Ende auch sagen dürfen „und feine Berliner Sezession", denn so als Einheit ist die Überschrift gedacht. Man darf sie gebrauchen, weil Max Liebermann die stärkste Erscheinung in der eigentlichen Berliner Sezession ist, mehr noch, weil er in einem sonst in Künstlerkreisen unerhörten Maße ihr Führer und Herrscher war und wohl auch noch ist. Es war an sich keine Sezession leichter zu gründen als die Berliner. Nirgendwo in Deutschland haben höfische Rücksichten so viel Einfluß auf die äußere Gestaltung von Kunstausstellungen gehabt wie gerade hier. Nirgendwo lebt ein Monarch, der so scharf seine persönlichen Kunstliebhabereien zum Ausdruck bringt; nirgendwo galt und gilt es für so selbstverständlich, daß bei Veranstaltungen, die an sich ja keineswegs monarchischer und nur in ganz geringem Maße staatlicher Art sind, auf diesen Geschmack Rücksicht genommen wird. In der Berliner Kunst freilich stand damals ein Mann wie Anton von Werner unter den Einflußreichsten, den man als Künstler seither wohl oft unterschätzt hat, der aber als Kunstpolitiker jedenfalls eine schwere Schuld begangen hat, weil er seinen Einfluß in unerhört einseitiger Weise ausnutzte, so daß die Spaltung in der Künstlerschaft – und das ist ja die Sezession – hervorgerufen werden mußte. Es verband sich mit dem Begriffe „Große Berliner Kunstausstellung" so sehr das Gefühl einerseits der Vorherrschaft des staatlich begünstigten Akademismus, andererseits der Heranzüchtung schlimmster Mittelmäßigkeit durch die ungeheure Ausdehnung dieser zum Kunstmarkt im bösesten Sinne des Wortes ausgearteten Ausstellungen, daß auf den Aufruf zur Gründung einer Berliner Sezession hin zahlreiche Künstler dieser nur deshalb beitraten, weil sie sich abtrennte, weil sie Gegnerin war der bisherigen Ausstellungen und ihrer Grundsätze, nicht aber aus Übereinstimmung mit den eigentlichsten Idealen der Berliner Sezession. Wir haben denn auch den Fall, daß feither eine große Zahl von Mitgliedern ausgetreten ist, zumeist doch wohl, weil fie, um es grob auszudrücken, sich unter der absoluten Herrschaft Max

 Liebermanns auch nicht mehr wohl fühlten. Jetzt find es mehr die außerberlinischen Künstler, die den Liebermannschen Charakter der Berliner Sezession stören; ihre Bilder werden gut aufgehängt, wirken aber immer als „fehl am Ort" und werden auch nie verkauft. Immerhin, wir haben heuer die 13. Ausstellung der Berliner Sezession. Inzwischen ist der „Deutsche Künstlerbund" gegründet worden; er hat den inneren Erfolg gehabt, die deutschen Künstler als Persönlichkeiten über die Richtungen hin sich wieder näher zu bringen, was für gelegentliche äußere Mißerfolge wohl entschädigen kann. Dann haben wir inzwischen „retrospektive" Ausstellungen gehabt. Diese haben uns dieselbe Erfahrung gebracht, die man früher schon auf dem Gebiet der Literatur hat erleben müffen,

nämlich, daß die Geschichte der deutschen Kunst immer die Geschichte der Künstler ist, d. h., daß nicht die Gesamtbewegung, die nach außen hin besonders hervortretende oder von den maßgebenden Stellen auffallend begünstigte Entwicklung das Wichtigste in der deutschen Kunst gibt, sondern der auf sich stehende einzelne Künstler als Persönlichkeit. Betrachtet man das Schaffen dieser einzelnen oder vereinzelten, die aber zusammengenommen eine ganz bedeutende Gesamtheit bilden und eine hervorragende Arbeitsleistung hinter sich haben, so muß man erkennen, daß, was an bedeutenden und eigenartigen Kunstbestrebungen im 19. Jahrhundert wach geworden ist, auch in Deutschland gelebt hat. Es war das keineswegs ein Privilegium anderer Völker, zumal der Franzosen, sondern war bei uns ebensogut dagewesen; nur daß hier die gesamten sozialen Verhältniffe ungünstiger waren als drüben, nur daß, zu unserer Beschämung müffen wir es immer wieder gestehen, wir Deutsche uns viel mehr Mühe geben, die fremdländischen Einrichtungen und Leistungen genauer kennen zu lernen als die unseres eigenen Vaterlandes. Nach zwei Richtungen brachten diese Ausstellungen eine wichtige grundsätzliche Erkenntnis. Einmal konnte dem schärfer Zusehenden nicht entgehen, daß bei völliger Gleichheit der Bestrebungen doch Unterfchiede waren zwischen deutscher und nichtdeutscher Arbeit, Unterschiede, die aus dem Wesen der Dinge, aus der Natur der Schöpfer hervorgehen. Vielleicht ist nichts so geeignet, die Unsinnigkeit des Wortes von der Internationalität der Kunst darzutun, wie gerade ein naives, aus den Verhältniffen von selbst hervorgewachsenes gleiches Streben, das also nicht auf Nachahmung des einen durch das andere beruht, sondern auf der gleichartigen Gesamtentwicklung der Völker, der Menschheitsideen. Andererseits erkannten die Verfechter einer deutsch-nationalen Kunst, daß sie wohl zu weit gegangen waren, wenn sie die betreffenden Malweisen, sagen wir z. B. den Impressionismus, nur der Fremde hatten zugestehen wollen; sie mußten sich jetzt sagen, daß diese Sehweise durchaus auch im eigenen Volke natürlich erstehen konnte, daß sie dann nur zu anderen Ergebnissen kommen mußte. Kurz und gut, was die Einsichtigen ja immer schon wußten und verkündigten, das wurde nun weiteren Kreisen sichtbar. Alle aus theoretischen und ästhe-

 tischen Erwägungen hervorgegangenen Richtungen haben in der Kunst kein Daseinsrecht. Parteienbildung ist unsinnig. Denn künstlerisch besteht zu Recht, was wahrhaft künstlerisches Schaffen ist, d. h. was das wahrhafte Bekenntnis einer wirklichen Künstlerseele ist. Alles andere kann als Kunst erscheinen, ist es aber nicht, fällt deshalb auch nach einiger Zeit in sich zufammen und gibt dann auch nichts mehr her für eine einen weiteren Zeitraum überblickende Asthetik. Parteienbildung im zeitgenössischen Kunstleben ist infolgedeffen meistens bloß Sache der Kunstpolitik und mehr von sozial-ökonomischen oder auch nur persönlichen und örtlichen Gesichtspunkten eingeleitet. Mit der eigentlichen Kunst hat das nichts zu tun. Für die Kunst, die ja den Himmel auf Erden darstellt, gilt wie von diesem, daß „in ihrem Hause viele Wohnungen find". Nicht auf die Richtung, die einer vertritt, kommt es an. Am allerwenigsten aber kommt es darauf an, wie er uns mitteilt, was er uns mitzuteilen hat. Die Technik, die Art der Malerei, geht uns überhaupt gar nichts an. Es kann uns ganz gleichgültig sein, wie ein Kunstwerk geschaffen worden ist, wenn nur das Kunstwerk da ist. Es kommt also darauf an, was uns mitgeteilt wird. Das kann Stoffliches bedeuten, in dem Sinne von Größe, Stärke der Gedanken, Schönheit, packende Gewalt, erhebende Kraft des Dargestellten an sich; es wird aber zumeist bedeuten: Kraft und Stärke der Persönlichkeit, die etwas mitteilt. Etwas ähnliches steht diesmal im Vorwort zum Sezessionskatalog. Es heißt da: „Das sogenannte Sezeffionistische überlaffen wir gern unseren Gegnern: nicht sowohl in feiner technischen Vollendung – die sich eigentlich bei jedem Kunstwerk von selbst versteht – als darin, daß sich die Eigenart des Künstlers am vollendetsten in ihm offenbart, erblicken wir den Wert des Werkes. Das Talent des Malers beruht nicht in der sklavischen Nachahmung der Natur, sondern in der Kraft, mit der er den Eindruck, den die Natur in ihm hervorgerufen hat, wiederzugeben vermag. Nur die starke künstlerische Persönlichkeit ist imstande, uns von der Wahrheit der Darstellung zu überzeugen." – Verstehen wir den Begriff Natur im zweiten Falle weit genug, als Welt, als Gesamtheit der Dinge, so können wir hier sehr gern zustimmen. Die Betonung der

Bedeutung der künstlerischen Persönlichkeit ist dann etwas ganz anderes als die Art, wie etwa der unentwegteste Vorkämpfer des französischen Impressionismus, Herr Meyer-Graefe, in einem „Fall Böcklin“ über den Wert der Persönlichkeit beim Maler geurteilt hat. Es ist auch etwas ganz anderes, als was etwa Liebermann, wenigstens als Theoretiker, in Gesprächen verkündete, die auf „ein nur Malen“ hinausliefen und etwa in den wenig schönen Worten gipfelten: „Beim Malen habe der ganze übrige Kerl von Mensch in der Ecke zu stehen.“ Wenn wir an den Wänden der Sezession Umschau halten, so sehen wir auch, daß noch lange nicht alle im Gefolge Liebermanns diese Schwenkung mitgemacht haben, daß da noch viele find, die nur malen um des Malens willen, keineswegs aber uns wesentlich ein persönliches Bekenntnis darzulegen trachten.

 Dieses Vorwort enthält dann noch ein zweites wertvolles Bekenntnis, Es lautet: „Man begegnet vielfach im Publikum wie in der Preffe der Meinung, als hätten sich die Sezessionen überlebt: was sie in der Kunst angestrebt hätten, wäre erreicht und würde auch von den Gegnern als richtig anerkannt. Tatsächlich gelten die großen Meister des Impressionismus, für deren Vorführung wir einst als vaterlandslos gescholten wurden, bereits als Klassiker, und – was mehr sagt – ihre Werke werden auch auf akademifchen Ausstellungen als Meisterwerke gezeigt. Wir sind stolz darauf, nach unseren bescheidenen Kräften an dem Siege der größten Entwicklung in der modernen Malerei mitgewirkt zu haben, und wir glauben, da dieser Teil unserer Aufgabe erfüllt ist, uns jetzt auf die Vorführung fast ausschließlich deutscher Kunst beschränken zu sollen. Wir haben die Impressionisten in ihren schönsten Werken gezeigt, nicht um damit zu prunken, sondern damit Publikum wie Künstler gleichermaßen von ihnen lernen mögen.“ Hätte man bei Begründung der Sezession in dieser Weise die Einführung der impreffionistischen Malerei in Deutschland auf die Fahne geschrieben, die Böcklin, Thoma, Steinhausen, Menzel, Klinger und andere wären ihr sicher nicht gefolgt. Das Wort „Klafiker“ heißt viel. Ich weiß nicht, aus welchen Tatsachen das Vorwort diese weitgreifende Behauptung folgern zu können glaubt. Ich habe z. B. immer zu denen gehört, die diese Art der Malerei von Manet, Monet usw. als eine wesentlich französische bezeichneten, insofern sie dem französischen Verhältnis zur Natur und der französischen Auffaffung von der Aufgabe der Kunst durchaus entspricht. Ich habe darum auch niemals angestanden, diese Malerei als zunächst für Frankreich sehr bedeutsam anzuerkennen und natürlich damit zuzugeben, daß sie auch für die Kunstentwicklung außerhalb Frankreichs bedeutende Werte entwickeln könne. Und zwar liegt in dieser Hinsicht ihr höchster Wert für mich in der Bereicherung des Technischen. Diese Malerei hat Mitteilungsmittel entdeckt für den Ausdruck bestimmter Naturerscheinungen. Sie hat uns also bereichert für jenen Kampf, den Dürer den Künstlern ankündigte, als er sagte: „Alle Kunst liegt in der Natur, wer sie daraus mag reißen, der hat fie.“ Aber von dieser Anerkennung der Bedeutung der impressionistischen Malerei für Frankreich insbesondere, für die Kunst der Welt überhaupt, bis zu jener Stellungnahme, die da sagt: „Das ist die Malerei, das ist die Aufgabe der malerischen Kunst“, ist ein himmelweiter Schritt. Denn das bedeutet dann nicht mehr Malweise, sondern Sehweise; das heißt nicht mehr Anerkennung einzelner Bilder als vollkommener Lösung des vom Künstler Beabsichtigten, sondern das Bekenntnis zu dieser Auffaffung von der Aufgabe der Kunst. Wenn man es ganz schroff ausdrücken will, heißt es geradezu die Preisgabe aller Phantasiekunst, Ausschaltung der seelischen Welt aus dem Bereiche des Darzustellenden. Und dagegen haben wir Verwahrung eingelegt, diese Einseitigkeit haben wir als undeutsch bekämpft, und wir tun es noch. Und wir tun es heute mit viel stärkeren Waffen.

 Wir können jetzt auf eine Reihe lange vergeffener deutscher Künstler hinweisen, die ähnliche Bestrebungen verfolgt haben. Denn diese Art des Verhältniffes zur sichtbaren Natur, dieses Kämpfen um Licht und Farbenwerte, diese Einstellung des ganzen Empfindens zur Natur als einer felbständigen, in sich ihr Leben tragenden und tausenderlei Kräfte ausstrahlenden Welt, diese restlose Hingabe des Menschen an die Natur ist ja urdeutsche Art. Aber die gesamte Entwicklung unseres geistigen Lebens hat hier einen Wandel bedingt. Wir sehen im Zeitalter der Naturwissenschaft anders, als ein Dürer gesehen hat: nicht in der Gewinnung der geschloffenen Form bis in ihre letzten Einzelheiten

liegt jetzt der Wert, sondern in der Wiedergabe des eigentlich Unfaßbaren, des Fluidums von Luft und Licht, des stets Wandelbaren in Farbentönen, das die Gesamtheit der Natur draußen für uns zum Lebewesen macht. Das haben deutsche Künstler in deutscher Art genau so gut zu erstreben gesucht, wie es Frankreichs Künstler in französischer Art getan haben. Aber diese französische Art hat allenthalben bewiesen auf sämtlichen Gebieten der Kunst, daß ihr die Einstellung zur finnlichen Erscheinung der Welt genügt, höchstes Ziel ist, während es das beste und stärkste deutscher Art zu allen Zeiten gewesen ist, hinter die Erscheinung der Dinge zu dringen: Seelisches zu suchen in der finnlichen Erscheinung oder, was das gleiche bedeutet, für sich selber das Sinnliche umzuwerten in Seelisches. Aufgabe der deutschen Kunst war es demnach, Zeugnis zu geben von dieser Umwertung des Sinnlichen in seelisches Erlebnis. Und wenn der Gipfel der französischen Naturmalerei des 19. Jahrhunderts in Männern wie Manet und Monet liegt, die sich bemühten zu zeigen, wie das wechselnde Licht auf einem kleinen, an sich gleichgültigen Ausschnitt der Natur tausenderlei verschiedene Farbenspiele und ein unendliches Leben in Farbentönen sich entwickeln laffe, so bedeutet das höchste eines malerischen Verhältniffes der Kunst zur Natur für Deutschland in diesem Zeitraum Böcklin. Er stellt in einem nie gesehenen Leben von niemals vegetierenden Lebewesen, in einer Welt, die er vermöge seiner Gottähnlichkeit aus dem Chaos der Stimmungen und Empfindungen heraus, die die Natur ihm übermittelte, geschaffen hat, das Leben dieser Natur überzeugend vor unser Auge. Das war es, worum wir gekämpft, das war es, was wir bekämpft. Ich glaube, die Zeit dieses Kampfes ist vorbei. Es können heute alle freudig nebeneinander gehen, und wir können jetzt ohne Widerspruch an eine Würdigung jeglicher Erscheinung mit jenem Maßstabe herantreten, daß wir zu der Persönlichkeit zu kommen trachten, die sich im Bilde ausspricht. Wenden wir uns heute der hervorstechendsten Erscheinung der Berliner Sezession zu, eben Max Liebermann, dessen bevorstehender 60. Geburtstag den Anlaß geboten hat, eine große Zahl seiner Werke zu zeigen. Das Wort „Persönlichkeit" will mir bei Liebermann nicht recht über die Lippen. Denn mit „Persönlichkeit" verbindet sich für mich nicht nur ein starkes Gefühl der Eigenart, sondern die Empfindung von Reichtum, der da ausstrahlt,

422. Storck: Max Liebermann und die Berliner Sezession vor allem aber die Tatsache, daß über alle Einzelleistungen hinaus mein Verlangen nach dem Manne geht, der diese geschaffen hat. Das ist, was einem bei Liebermann völlig fehlt. Man kann nicht sagen, daß feine Werke kalt find; man spürt bei der ganzen Art, wie das angepackt ist, sehr wohl ein dahinter steckendes Temperament; man kann auch nicht sagen, daß sie einen kalt laffen, aber es wird nicht zur Liebe kommen. Sie find im höchsten Maße intereffant, sie feffeln unsere Aufmerksamkeit und zwingen uns, auf allerlei zu achten. Aber wenn wir einmal wirklich im Innern gepackt werden, fo ist das nicht dem Künstler zu danken, sondern dem dargestellten Stoffe. Und just das ist es, was doch eigentlich der Theoretiker Liebermann immer bekämpft hat. LÜberhaupt dieser Theoretiker Liebermann. Das ist vielleicht das, worüber ich mich am meisten bei ihm wundere, denn ich zweifle natürlich keinen Augenblick an der ehrlichen Überzeugung, mit der er so oft das Wort zur Belehrung der Öffentlichkeit ergriffen hat. Aber gerade darin zeigt sich dann, daß er etwas in außerordentlich hohem Maße besitzt, was in Deutschland immer sehr selten gewesen ist: malerische Kultur. Er verkündet die Gleichgültigkeit des Gegenstandes, der gemalt wird. Jedes Stückchen Natur sei des Malens wert, und es komme eben nur darauf an, wie es gemalt werde. Er selber aber geht mit außerordentlicher Sorgfalt in der Wahl der Bildmotive vor. Neben den uralt-erprobten Stoffen hat er vor allem das Abheben der Silhouette des Menschen vom freien Horizont ausgenutzt. Die Millet und Courbet find da vorangegangen. Dann hat er das von den Holländern immer wieder vorgebrachte Motiv der Alleen, bereichert durch eine ihren Hauptlinien sich anschließende größere Menschenschar in zahlreichen Bildern. Liebermann hat des Ferneren dem Pleinairismus, dem künstlerischen Impressionismus immer die Stange gehalten. Er selber hat aber nicht ein einziges Mal, soweit ich sehe, die wirklich schroffen Beleuchtungen etwa der klaren Mittagssonne gewählt, sondern immer mit gebrochenen Lichtern gearbeitet. Am liebsten ist ihm die Freilichtbeleuchtung des Sonnentages, bei dem Wolken am Himmel stehen und das Licht dämpfen. Es hat sicher kein einziger Freilichtmaler alles so geschickt auf einen „Atelierton" gebracht, wie gerade

Liebermann. In der heurigen Kölner Ausstellung hat man ein Bild von Liebermann in den gleichen Saal mit seiner unentwegtesten Gefolgschaft deutscher Impressionisten gehängt. Liebermann wirkt in dieser Umgebung dunkel wie ein „Museumsbild“, soweit die Farbe in Betracht kommt – altmeisterlich. Er ist ferner eine ungemein fleißige und arbeitsame Natur, so daß man bei ihm nach den Stoffen der Bilder Perioden einteilen könnte; eine, in der er Bilder macht, die so auf das Altmännerhaus herauskommen (Waisenhäuser, Altweiberhäuser und noch sonst damit verwandte Alleen); dann wieder die „Ziegenperiode“, wie sich einmal ein für Liebermann sehr begeisterter Kunsthändler mir gegenüber ausdrückte, ein andermal „badende Jungens“; auch eine Eselperiode ist dabei, zumeist wie die Pferdebilder mit

 der Ausnutzung der Silhouette der Tiere gegen das weite Meer. Das ist bei ihm doch wohl nicht Armut und auch nicht Ausnutzung des einmal Erfaßten für die ihm außerordentlich günstige Lage des Marktes; sondern Fleiß, Erschöpfung eines Motivs bis zur sicheren Beherrschung. Aber es ist bezeichnend, daß entgegen den eigentlichen Impressionisten, vor allem Monet, Liebermann die Variante doch im Stoff bringt und nicht etwa darauf ausgeht, die Verschiedenartigkeit des Lebens des Lichtes am gleichen Stoffe zu schildern. Einem Monet gegenüber ist das stoffliche Intereffe bei Liebermann außerordentlich groß, was ich ja keineswegs als Mangel hervorhebe, sondern nur des charakteristischen Widerspruchs wegen, der darin zur Theorie liegt. Es gibt Bilder Liebermanns, die wahrhaft groß wirken, die „Netzflickerinnen“ z. B., die in dieser Sonderausstellung wieder vorgeführt werden (sonst in Hamburg). Da ist es dann seltsam, daß doch ein weiter Abstand bleibt gegenüber Millet, daß sich bei uns jenes Gefühl der Liebe, das wir dem Bretonen gegenüber empfinden, hier nicht einstellen will. Aber die Erklärung ergibt sich, wenn wir an parallele Erscheinungen der Literatur denken. Ich erinnere an Zola. Man rufe sich den Eingang von „La terre“ ins Gedächtnis zurück: jenes Dahin wandeln des Mädchens über die weite Ebene der Beauce, auf deren Acker immer wieder die Männer hinschreiten und die Saat ausstreuen in die Erde. Zola bekommt es durch bloße epische Breite der Exzählung fertig, daß er uns das oft gesehene Bild dieser vielen dahinschreitenden säenden Männer, deren jeder ein großes Werk verrichtet, von denen doch keiner als Individuum uns nahetritt, sondern nur durch seine Tätigkeit, die alle jetzt eins werden, trotzdem ein jeder für sich schafft, – ich fage, dieses von uns selbst oft gesehene Bild reckt sich durch die bloße Wiederholung und Aufzählung der Schilderung mit aller Kraft vor unseren geistigen Augen aus. Und so haben wir schließlich dem Romane Zolas gegenüber das Gefühl epischer Größe. Ganz dasselbe Kunstmittel, aber viel künstlicher, raffinierter meinetwegen, hat Zola im Eingangskapitel seines Romanes „Lourdes“ verwertet bei der Schilderung der Fahrt der Hunderte von Pilgern im Zuge. Man mag wohl, wenn man nur diese Werke vor Augen hat oder auch lediglich etwas naturalistische Romane zum Vergleiche heranzieht, im Hinblick auf solche Stellen bei Zola von einem großen epischen Dichter sprechen. Aber dieses Urteil bricht doch dann sehr zusammen, wenn wir Stellen vergleichen, bei denen das Objekt nicht so günstig ist. Ahnlich ist das Verhältnis bei Liebermann. Er hat vor allen Dingen jene Größe erfaßt, die in einer beschränkten Vielheit von Menschen liegt, wenn in ihnen durch die Gleichartigkeit ihrer Erscheinung und ihrer Tätigkeit eigentlich der große Rhythmus der Natur und der Arbeit fich ausdrückt. Wer den Blick dafür hat, erlebt diese großen Bilder bei jeder Wanderung durch ebenes Ackerland. Da ist eine ganze Zeile von Rübenarbeitern, die alle dasselbe tun mit leichter Schwankung in der Haltung des Körpers. Die Umrißlinien der Gestalten heben sich scharf ab vom freien Horizont. Aber keiner dieser

 Menschen tritt uns als Individuum nahe. Wir erleben seelisch ein ähnliches, wenn wir an einer Schar von Waisenkindern vorbeikommen. Es ist nicht die Uniformierung der Erscheinungen, sondern die Tatsache, daß wir innerlich fühlen, daß hier eine Gleichartigkeit der Lebensschicksale vorhanden ist, daß über die Individualität jedes einzelnen dieser Kinder hinaus wirksam ist die Tatsache: es ist eine Waise. Liebermann hat uns so oft Altmännerhäuser und ähnliches dargestellt. Jeder, der selber auch nur einmal an solcher Stätte geweilt hat, wird bezeugen, daß es vielleicht kein dankbareres Feld für das Studium des Menschen gibt als dieses. Es sind ja Männer aus dem

Volke, nicht gerade Individualisten, die an solcher Stätte ihren Lebensabend verdämmern, und so tritt eine gewife nivellierende Gleichartigkeit bei ihnen ein. Aber gerade hinter dieser Gleichartigkeit das Besondere zu suchen, das ist höchster Reiz und letzte Offenbarung einer Persönlichkeit. Hier liegt die herrliche Größe Millets oder auch Meuniers. Für Liebermann dagegen ist dieses Menschentum ganz gleichgültig. Er braucht nur die Silhouette, und so geht das überall. Darum versagt er auch dort gegenüber der von der Natur gebotenen Erscheinung, wo diese Erscheinung nicht mehr durch ihre Linien, sondern durch die dahinter stehende Seele bedeutsam wird. Ich habe in der Hinsicht kaum jemals einen großen Könner bei einer ungemein dankbaren Aufgabe ärger scheitern sehen als Liebermann bei dem letztes Jahr ausgestellten Bilde: Pilger huldigen dem Papst. Er hatte das völlig als Impression hingestellt, nach meinem Gefühl die einzig mögliche Lösung. Aber er wollte doch den Ansturm einer Maffe auf einen geistigen Mittelpunkt hin darstellen. Und demgegenüber versagte er kläglich. Weil er uns überhaupt das Gefühl der großen Maffe gar nicht mitzuteilen vermochte; noch weniger empfingen wir etwas von der Tatsache, daß das ungeheuer Packende dieses Momentes darin liegt, daß da eins ist, was feststeht, statuarisch, seit bald zwei Jahrtausenden, nämlich eben das Papsttum, daß diese Papstgestalt also nicht als unklare Impression dargestellt werden durfte. Und wer denkt nicht an das völlige Versagen bei „Simson und Delila“, das um so schärfer in die Wagschale fällt, als Liebermann in einem Interview damals besonders hervorhob, wie ungeheuer ihn das alte Testament immer wieder packe. Man kommt also über dieses Versagen nicht damit hinweg, daß man meint, Liebermann sei bloß durch das Gegeneinander der beiden Akte gereizt worden und habe gar nicht an den geschichtlichen Vorwurf gedacht. Die übereifrigen Freunde vergeffen dabei, daß sie dadurch Liebermann felber nur ein böses Zeugnis ausstellen, wenn er nun doch so den Stoffhunger des Publikums ausgenutzt hätte, indem er für eine lediglich malerisch gedachte Aktdarstellung die Erinnerung an ein geschichtlich und menschlich packendes Geschehnis aufrufen würde. Man kann aus dem Gesagten folgern, daß Liebermann kein großer Menschendarsteller sein kann. Das Menschenbildnis widerspricht im Kern dem Wesen des Impressionismus. Dieser kann im günstigsten Falle die

Max Liebermann (T) Selbstbildnis

C. UNNERS" (OF WU CS

 Erscheinung des Menschen als Teil eines Milieus geben. Meinetwegen eines Milieus von Licht. Oder er kann den Nachdruck auf die Bewegung legen. Dann ist der Mensch eben nur Mittel zum Zweck, Silhouette, Teil eines Ganzen, aber nicht Individuum. Liebermanns oben erwähnte Bilder find Typen dieser Art. Das Bildnis soll mir aber sicher doch gerade den Menschen geben, das Individuum, das Dauernde in ihm. Und es ist der unendliche Vorteil des gemalten Bildniffes auch gegenüber der künstlerischsten Photographie, daß bei jenem die Beseitigung des Zufälligen gegenüber dem Ewigen möglich ist, daß das malerische Milieu zur Erhöhung des individuellen Ausdrucks nutzbar gemacht werden kann. Denn hierin liegt die großartige Bedeutung der „Farbigkeit“ bei den großen Bildnismalern, daß diese Farbigkeit als geistige und feelische Macht ausgenutzt ist, nicht aber als sinnliche. Natürlich, bei einer schicken Mondaine, deren höchstes Verdienst es ist, ein ideales Aufhängegestell für das Meisterwerk einer Schneiderphantafie zu sein, ist es durchaus stilgerecht, wenn Whistler und Sargent daraus den Vorwand einer Orgie in irgend einem Farbentone machen. Was dagegen etwa bei Herkomers „Miß Grant“ fo dauernd packt, oder beffer, was dieses Werk zu einem so hervorragenden Bildnis macht, ist die Tatsache, daß hier das Weiß in Weiß den Eindruck der herben und doch mimosenhaft scheuen, der erhabenen und doch der Hingebung entgegenträumenden Jungfräulichkeit macht. Herkomer belegte diese Auffaffung selber, als er Miß Grant auch in „Schwarz“ darstellte. Das ist ebenso gute künstlerische Arbeit, aber herausgekommen ist dabei lediglich ein Stück guter Malerei. Liebermann hat in seinen Bildniffen fast nie etwas anderes gegeben als Stücke intereffanter malerischer Arbeit. Eine Ausnahme macht vor allem das Doppelbildnis seiner Eltern. Das ist bezeichnend. Denn hier war er von der richtigen Porträtstimmung erfüllt. Der Sohn wollte sich

die Perfönlichkeiten der Eltern über deren Lebensdauer hinaus erhalten. Wo dieses persönliche Verhältnis fehlt, wo der „Nur-Maler“ arbeitet, entsteht nichts dergleichen. Da erhalten wir im besten Fall sehr gute Silhouettenarbeit; intereffante Malerei im eigentlichen Sinne gibt Liebermann nicht. Da ist ihm unter den Deutschen gerade auf diesem Gebiete Slevogt zehnmal über. Liebermann ist fachlicher als dieser; fühlt sich in viel höherem Maße dem Objekt gegenüber verpflichtet. Das ist die Erfüllung einer wichtigen Vorbedingung für ein gutes Bildnis. Aber Liebermann ist eben kein Menschendarsteller. Als sein bestes Bildnis wird wohl das Wilhelm Bodes gerühmt. Man gestatte die Büste Adolf Hildebrands danebenzustellen, und der Kritiker braucht kein Wort mehr zu sagen. Den Mittelpunkt der Liebermann-Ausstellung in der Sezession bildet das große Bild der Hamburger Kunsthalle „Der hamburgische Professorenkonvent“. Die dreißig mitausgestellten Ölstudien bezeugen, daß Liebermann es sich hier redliche Mühe hat kosten laffen. Um so bezeichnender ist, daß er an der Aufgabe scheiterte. Man mag noch soviel reden, sie ist eben

 nicht gelöst. Nicht einmal in der Ahnlichkeit, was niemand bestreiten kann, der die Dargestellten kennt. Aber das Bild geht vor allem nicht zusammen. Nicht einmal körperlich, geschweige denn geistig. Heiliger Rembrandt, wo bleibt dein hier unvermeidliches Vorbild! Betrachtet man übrigens das Bild rein aufs Malerische, so macht man staunend die Entdeckung, daß eigentlich nur der Hintergrund, die Bücher an der Wand, Liebermanns uns vertraute Handschrift zeigen. In der Malerei der Gestalten spukt der Einfluß Slevogts. Das wäre nun das letzte, und wäre ein langes Kapitel: die Darstellung von Liebermanns rein malerischem Entwicklungsgang. Er war nie ein Eigener, ein Schöpfer; immer ein LÜbernehmer, ein Aneigner. Er ist da einer der Größten, die es je gegeben. Aber keineswegs so, daß er das LÜbernommene durch das Medium einer Persönlichkeit umwertete, so wie etwa Verdi auf dem Gebiete der Musik. Nein, Liebermann ist eben nicht Natur, sondern Kultur. Dieses in einem Maße, wie es die Geschichte der deutschen Malerei kein zweites Mal kennt. Man müßte hier ein Judentum zur Erklärung herbeiziehen. Hier liegen auch Liebermanns große Verdienste um die deutsche Malerei, die ich keineswegs bestreiten will. Er ist ein vorzüglicher Vermittler gewesen und ein guter Lehrmeister für alles Technische. Das war bei uns sehr notwendig, und in der Geschichte der deutschen kunsttechnischen Kultur gebührt Liebermann ein erster Platz. Aber höher hinauf foll man eine Stellung nicht schrauben wollen. In der Geschichte des deutschen Geistes- und Seelenlebens, wie es sich in der bildenden Kunst offenbart, nimmt Liebermann keine bedeutende Stelle ein. Neue Bücher Karl Scheffler, „Max Liebermann“. Mit einem Porträt nach einer photographischen Aufnahme und 40 Tafeln. Mit Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen. (München, R. Piper & Ko. In Halbleinwand 10 Mk.) Die Liebermannbilder, die unserem vorliegenden Heft beigegeben find, entstammen dem oben genannten Buche Karl Schefflers; fie zeugen für die gediegene Ausstattung, die diesem Werke vom Verlage mitgegeben worden ist. Ich freue mich auf die zweite Auflage des Buches, die ficher nicht lange ausbleiben wird; denn ich denke, daß der Verfaffer dann noch mehr in die Perfönlichkeit Liebermannsfelber eindringen und diese vor uns klar entwickeln wird. Gerade bei einer so nüchternen und fachlichen Persönlichkeit, wie es Liebermann ist, gebietet sich eigentlich diese Darstellungsweise. Und ich glaube, man kann gerade bei ihm nicht scharf und nüchtern genug vorgehen. Er ist - dazu kommt auch Scheffler - keine so überragende Persönlichkeit, daß man die gefamte zeitgenössische Kunst auf ihn hin schreiben könnte, wie es der in mancher

 Hinsicht ihm verwandte Menzel gewesen war. Man kann freilich leicht zu dieser Anschauung kommen, weil Liebermann feinerseits zu allen Regungen des zeitgenössischen Kunstlebens schroff Stellung genommen hat. Karl Scheffler ist ein sehr feinsinniger Asthetiker, ein Mann, der für fich selbständig alle die schweren Kunstprobleme durchdacht hat, die unser Kunstleben so bewegt machen. Und so ist es leicht begreiflich, daß ihm bei jedem Gegenstande, dem er eine eindringlichere Beschäftigung widmete, die Behandlung aller dieser Probleme sich von selbst aufdrängt. So erhalten wir hier in diesem Buche eigentlich für unsere ganze Kunst gültige Untersuchungen über Stoff und Form, Impression, Technik, über die Fäden, die Liebermann mit der verschiedenartigsten Kunst

unserer Zeit verbinden, und hinter dieser Fülle verschwindet manchmal die ausgesprochene Würdigung Liebermanns selber. Das wäre nicht schlimm, wenn Liebermann auch nur ein einziges Mal Urschöpfer oder innerster Anreger einer dieser Bewegungen gewesen wäre. Aber er ist immer der Angeregte, der sich anschmiegt, der übernimmt und das Übernommene praktisch mäßigt. Eine treffliche Übermittlernatur demgemäß, aber international nicht universal, nivellierend nicht beherrschend, Jude nicht Germane. Aber glücklicherweise entspricht diesem Schatten eine große Lichtseite, die gerade in diesen ungemein anregungsreichen und geistvollen Untersuchungen über allgemeine Kunstprobleme liegt. Freilich, den vollen Nutzen von dem Buche wird nur der haben, der sich selber schon viel mit diesen Fragen beschäftigt hat, der aus Eigenem widersprechen kann. Da fühlt man dann in jeder Zeile die anregende und gedankenreiche Persönlichkeit, der man hier gegenübersteht. Manches scheint mir zu scharf, und auch die Bemerkungen über das Verhältnis des Judentums zur Kunst treffen nicht alle zu, und gerade hier wäre meines Erachtens viel herauszuholen gewesen; denn wie oben angedeutet, ist das Judentum Liebermanns von großer Bedeutung. Doch, wie gesagt, es fällt mir hier nicht bei, über das Buch kritisch aburteilen zu wollen. Man verdankt ihm so viel Schönes und Anregendes, daß eben Wünsche in einem wach werden, weil man das Gefühl hat, der Verfaffer kann sie erfüllen. Jedenfalls gehört das Buch auch so zu den besten Abhandlungen über Künstler der Neuzeit, die wir besitzen. Es sei darum angelegentlich empfohlen.

Das Gastspiel der Monte-Carlo-Oper Von Dr. Karl Storck s ist vor allem ein Kapitel zu unserer Ausländerei. Auf dem Gebiete der Kunst herrscht diese heute so schlimm wie nur je. Unser Theater bemüht sich in geradezu kindlicher Weise, jeder fremden Erscheinung den Zutritt auf unsere Bühne zu erschließen. Man versucht es mit den einseitigsten Satiren Bernhard Shaws, mit den unlebendigsten Papierdramen Maeterlincks, mit den ödesten Naturalismen Heyermans. Für französische Schwänke hat Berlin zwei Spezialbühnen. Allgemein als bedeutend anerkannte deutsche Dramen – Lienhards „Wieland der Schmied“, „Münchhausen“, „Heinrich von Ofterdingen“, Otto Erlers „Zar Peter“, Scholz' „Jude von Konstanz“ usw. – kommen kaum oder arg verspätet zu Gehör. Eine starke Begabung wie Herbert Eulenberg gerät dadurch auf schlimmste Abwege. Ausländische Romane nehmen in Übersetzungen einen schmachvoll breiten Raum im Feuilleton deutscher Zeitungen ein. Beim Kunsthandel ist von einer erstaunlich großen Einfuhr fremder Bilder zu berichten. In der Oper ist es nicht beffer. Immer noch versuchen es unsere Opernleiter leichter mit fremden zweifelhaften Erzeugniffen als mit den einheimischen Kräften. Vielleicht daß das Gastspiel der Monte-Carlo-Oper hier eine Befferung bringt; das wäre für uns der schönste Gewinn, den das äußerlich so glänzend durchgeführte, innerlich aber wenig ergiebige Unternehmen gebracht hat. Es offenbarte sich in diesem Fall schlimmer als je zuvor das geradezu bösartige Mißverhältnis, das in einem Teil unserer Presse zwischen den feuilletonistischen Plaudereien über künstlerische Verhältniffe und der fachmännischen Kunstkritik besteht. Dieses Mißverhältnis müßte für das Publikum auch dann irreführend und in schwerstem Maße für die gesamte Einstellung des Kunstempfindens schädigend sein, wenn diese Plaudereien nicht

Storck: Das Gastspiel der Monte-Carlo-Oper 429 meistens bloßes Geschwätz wären. Es ist die Regel für einen großen Teil unserer Preffe, daß, wenn irgend eine ausländische Kunstveranstaltung bevorsteht, zunächst ausführliche Interviews der Veranstalter und ausgedehnte Plaudereien über die dabei beteiligten Persönlichkeiten der Darbietung vorausgehen. Daß diese Plaudereien durchweg einem geradezu bösartigen Personenkultus huldigen, wäre ja im ganzen nicht so schlimm, wenn nicht unser Publikum von vornherein dazu neigte, das künstlerische Leben des Auslandes gegenüber dem unserigen zu überschätzen. Das bedeutet ja keineswegs bloß eine ethische Schädigung, sondern auch eine ökonomische. Die für Kunstgenüffe in jedem Haushalt verfügbare Geldsumme wird infolge solcher außergewöhnlicher Veranstaltungen nicht größer; es ist dann die Folge der übertriebenen Sensationsmacherei, daß diese verfügbare Summe nicht unseren heimischen Darbietungen zugute kommt, sondern für die in ihrer Bedeutung aufgebauschten fremden aufgespart wird. Es ist genau das Gegenteil vom Verhalten des Auslandes. Daß dort deutsche künstlerische

Unternehmungen finanziell günstige Ergebnisse erzielen, ist schier unerhört, und ich sehe darin auch ein ganz gesundes Verhältnis. Die Vorführung ausgesprochen nationaler Kunst vor einem fremden Volke hat den Charakter des Werbenden einerseits, andererseits ist es in sich ein künstlerischer Luxus. So mögen die Veranstalter die Kosten tragen, und es wäre sogar durchaus am Platze, wenn in einem solchen Falle, wenn es sich wirklich um bedeutfame Darbietungen handelt, jeder Staat für die Darbietungen seiner Künstler einträte. Geschähe das mit einer gewissen Grundsätzlichkeit und mit weitfichtiger Kunstpolitik, so würde sogar der finanzielle Gewinn auf die Dauer kaum ausbleiben, insofern im fremden Lande allmählich eine Nachfrage nach der betreffenden Kunst entstehen würde, die ja dann entsprechend bezahlt werden müßte. Entsteht diese Nachfrage trotz des wiederholten guten Angebots nicht, so ist das eben ein Beweis dafür, daß dort kein Boden für diese Kunst ist. Und auch diese Erkenntnis hat ihren Wert. Ich kenne die ausländische Presse ziemlich genau. Man kann sich die werbende Vorarbeit, die in englischen, französischen oder italienischen Zeitungen für deutsche Kunstunternehmungen in den betreffenden Ländern gemacht wird, gar nicht gering genug vorstellen. Selbst auf dem Gebiete der bildenden Kunst, wo doch mehr die Künstler selber als Veranstalter der Ausstellungen auftreten, ist die Gegenleistung, die unsere deutschen Maler für das außerordentlich große Entgegenkommen finden, das sie den Franzosen seit langen Jahren bewiesen haben, lächerlich klein. Aber wenn sogar unsere nationalen Blätter ihren ausländischen Korrespondenten für die Berichterstattung über dortige Kunstereigniffe schier ebensoviel Raum gewähren wie den heimischen Kritikern für das deutsche Kunstleben, so ist es natürlich nicht zu vermeiden, daß bei der deutschen Leserschaft die Meinung sich einstellen muß, im Auslande fei das alles viel beffer bestellt als bei uns. So toll, wie in diesem Fall mit dem Gastspiel der Monte-CarloOper es einige Berliner Zeitungen, vor allen Dingen der Lokal-Anzeiger,

 mit der werbenden Vorbereitung für das Unternehmen getrieben haben, ist es allerdings bislang nur selten geschehen. Wochenlang zuvor begannen die Berichte; sie waren von einer so lächerlich übertriebenen Ruhmredigkeit, daß selbst die allgemein bekannte Geschmacklosigkeit und Schwatzhaftigkeit dieses speziellsten aller Spezialberichterstatter des Scherlichen Blattes nicht mehr als Entschuldigung ausreichen kann. Das müßte einfach in deutschen Zeitungen unmöglich sein, und die deutsche Leserschaft dürfte sich solche lächerlichen Lobhudeleien ein zweites Mal nicht mehr gefallen laffen. Aber die Verwirrung geht weiter. Wenn die betreffenden Gastspiele dann hier stattfinden, vermögen sie in der Regel die durch die Vorberichte aufs höchste gespannten Erwartungen nicht zu erfüllen. Nun bemächtigt sich in diesen Fällen der Kritik dann regelmäßig eine Verärgerung, die ihrerseits wieder über das Ziel hinausschießt und gar nichts mehr anzuerkennen vermag. Muß schon das verwirrend wirken, so kommt noch hinzu, daß zur gleichen Zeit, wie die Kritiker ihres Amtes walten, die Lokalplauderer auf viel ausgedehnterem Raum ihre Berichte über die Ereigniffe darbieten, die genau im gleichen Stil gehalten sind wie vorher die Vorberichte. Unterm Strich wird abgeurteilt, oberhalb werden die fremden Kunstunternehmer mit einer Wichtigkeit und Aufmerksamkeit behandelt, sie werden in einer Weise interviewt und um ihre gewiß doch unmaßgebliche Meinung über die Zustände bei uns gefragt, wie es ein deutscher Künstler im eigenen Vaterlande überhaupt nicht erleben kann. Da alle anderen für unser Kunstleben in Betracht kommenden Kulturvölker im Gegensatz zum deutschen eher zu einer Überschätzung des eigenen Schaffens, jedenfalls aber zu einer Unterschätzung deutscher Kunstarbeit neigen, werden von den ausländischen Zeitungen natürlich nur die lobhudelnden Lokalberichte, die lächerlich übertreibenden gesellschaftlichen Veranstaltungen übernommen, die ablehnende Kritik dagegen verschwiegen. Das Ergebnis des ganzen ist, daß im Auslande die Meinung sich festsetzt: „Für Deutschland hat diese Darbietung unserer Kunst und unserer Künstler, die doch bei uns daheim noch lange nicht zum Besten gehört, was wir vermögen, diesen außerordentlichen Wert gehabt. Daraus ergibt sich doch klar, wie rückständig das deutsche Kunstleben gegenüber dem unserigen ist.“ Das ist das in sozialer und ethischer Hinsicht traurige Ergebnis dieser unglückseligen Ausländerei. Beim Monte-Carlo-Gastspiel find diese Verhältniffe um so schlimmer hervorgetreten, als bei der an den

maßgebenden Stellen unter diesen Umständen verzeihlichen Unkenntnis der Gesamtlage die Meinung Platz gegriffen hatte, daß die ganze Veranstaltung fich politisch nutzbar machen laffe. Man muß den französischen Volkscharaktervollständig verkennen, um auch nur einen Augenblick die Meinung hegen zu können, daß die für deutsche Künstler unerhörte Auszeichnung der fremden Künstler in Frankreich eine andere Wirkung haben könnte, als die dort längst landesübliche LÜberschätzung des eigenen Kunstvermögens ins ungemeffene zu steigern und infolgedeffen auch die Geringschätzung unseres ganzen Kunstschaffens zu vermehren.

 Doch ich habe mich hier glücklicherweise nicht mit diesen politischen und diplomatischen Kunstfragen zu befaffen. Ich persönlich schätze die Exgebniffe des Monte Carlo-Gastspiels nicht ganz so gering ein, wie die Mehrzahl meiner Kollegen. Vielleicht kommt es daher, daß ich mich durch jene Vorankündigungen nicht hatte beeinflußen laffen, daß also meine Erwartungen in den Grenzen blieben, die bei einer ruhigen Überlegung selbst ohne genaue Kenntnis der französischen Verhältniffe hätten gewahrt werden müffen. Daß Monte Carlo keine bedeutende Oper in dem Sinne, wie wir ihn seit Wagner hegen müffen, besitzen kann, versteht sich von selbst. Das Wesen musikdramatischer Reproduktion schließt für jeden, der zum Verhältnis des Musikdramas vorgedrungen ist, jene entscheidende Bedeutung virtuosenhafter Einzelleistung aus, die umgekehrt die Voraussetzung für jeden bedeutenden Eindruck einer italienischen Opera seria ist. Es ist ja z. B. doch auch von Bayreuth immer wieder betont worden, daß dort keineswegs Mustervorstellungen in dem Sinne angestrebt werden, daß jeder einzelne Darsteller für sich ein besonders hervorragender Gesangsvirtuose fei. Für uns liegt der Schwerpunkt einer musikdramatischen Darbietung im Herausbringen des musikdramatischen Gehaltes eines Werkes. Das beruht beim Musikdrama in viel höherem Maße auf einem wirksam abgetönten Ineinandergreifen aller beteiligten Kräfte als beim Wortdrama. Und wer es bei mittleren deutschen Städtetheatern erlebt hat, wie durch das tiefe Verständnis und die restlose Hingabe des Dirigenten mit an sich mittelmäßigen Gesangskräften eine als Ganzes durchaus künstlerisch wirkende Vorführung auch der schwersten Werke Richard Wagners ermöglicht wird, der hat sich längst abgewöhnt, von der Mitwirkung eines hervorragenden Solisten gerade im Musikdrama besondere Offenbarungen zu erwarten. Es hängt eine ja auch nur richtige Wiedergabe des Notentextes eines Musikdramas in viel höherem Maße von dem völligen Zusammengehen von Orchester und Sänger, von der weisen, wechselseitigen Abtönung der Leistungen der verschiedenen Mitwirkenden zu einem erst durch dieses gute Verhältnis möglichen harmonischen Gesamteindruck ab, als etwa im Wortdrama. Und so ist der berühmte Gast, der ja auch im Wortdrama oft die Einheitlichkeit des Spiels gefährdet, beim Musikdrama fast immer geradezu ein Verhängnis für ein künstlerisches Gesamtergebnis. Aus all dem ergibt sich, daß musikdramatische Darbietungen, die für uns Deutsche einen besonderen Wert haben sollen, nur dann zu erreichen sind, wenn ein Ensemble möglichst gut zusammen eingespielt ist, wenn Orchester und Gesangskräfte mitsamt der Regie und Inszenierung zur denkbar höchsten Einheit gesteigert sind; darin liegt der Begriff Allkunstwerk; auf der Verwirklichung dieses Ziels beruht der Zauber Bayreuths. Nun hat Monte Carlo in dem Sinne gar kein Opernensemble, jedenfalls hat es in der Hinsicht nicht dieselben künstlerischen Vorbedingungen, wie wenigstens zwei Dutzend deutscher Stadt- und Hoftheater. Man kann sich ja leicht denken, daß an diesem Orte, wo doch nicht gerade die in künftlerischer Hinsicht beste Gesellschaft der verschiedenen Länder zusammenströmt,

 lediglich um sich zu amüsieren, die Vorbedingungen gar nicht vorhanden find für eine so ernste, auf Sachlichkeit gerichtete Kunstübung. Die Oper ist hier eben ein Amüsement mehr, und je sensationeller ihre Darbietungen find, um so eher erfüllen sie die Wünsche des hier versammelten Publikums. Man sollte das seit Wagner nicht mehr zu wiederholen brauchen, daß das Musikdrama, vor diese Vorbedingungen einer rein gesellschaftlichen LUnterhaltung gestellt, jenem heillosen technischen Virtuosentum verfallen muß, welches das Charakteristikum des gesamten Opernschaffens in allen Zeiten gewesen ist, in der die Oper als bloße Unterhaltung der Gesellschaft mißbraucht wurde. Und so find denn die Verhältniffe in Monte Carlo in der Tat so,

daß von einem übergeschäftigen Direktor, defen künstlerische Laufbahn bezeichnenderweise im Tingeltangel ihren Ausgang genommen hat, ein Chor und ein Orchester zusammengehalten werden, die eben noch den bescheidensten Ansprüchen zu genügen vermögen. Man braucht nur zu bedenken, wie gering in der italienischen Oper, und schließlich auch in der französischen Spieloper, die Ansprüche an Chor und Orchester find, um sich sagen zu können, daß Körperschaften, die hier allenfalls zu genügen vermögen, gegenüber dem an deutschen Musikdramen herangewachsenen Verlangen versagen müffen. Wodurch dann diese Oper das Publikum anzieht, find berühmte Solisten. Wir haben früher hier in Berlin bei Kroll genau dasselbe Verhältnis gehabt. Ein dürftiges Orchester, ein schlechter Chor, Anfänger oder abgesungene Künstler für die kleineren Partien, und dann berühmte Gäste, denen jegliche Gelegenheit geboten wurde, um sich zeigen zu können. Was uns also von der Monte-Carlo-Oper geboten werden konnte, waren: 1. berühmte Solisten, 2. unbekannte Werke, 3. Ausstattungskünste. Für den, der aus oft kleinen Einzelheiten auf das zugrunde liegende Wesen zu schließen vermag, kam noch als Möglichkeit hinzu: die Erkenntnis der Verschiedenheiten in der psychologischen Kunstauffaffung verschiedener Völker. In dieser letzteren Hinsicht war mancherlei bei diesem Gastspiel zu lernen. Völlig versagt hat Nr. 3. Herr Gunsbourg war von jenen geschäftigen Reklamejournalisten als ein Meister der Regie und besonders reicher Ausstattungskünstler gepriesen worden. Es hat sich herausgestellt, daß er als Regiffeur im schlimmsten Schlendrian steckt, daß, was er an Ausstattung darbietet, von einer bei uns selbst an kleineren Privatbühnen längst nicht mehr erlaubten Geschmacklosigkeit ist. Die Knalleffekte seiner Bühnendarbietung in der „Damnation de Faust“ trugen den Charakter der Schaustücke unserer Zirkuspantomimen. Dagegen haben wir einige Werke kennen gelernt, die im deutschen Bühnenspielplan nicht heimisch find. Daß man sich dabei hat verleiten laffen, die „Théodora“ von Leroux statt einer vorher angekündigten historifchen Oper von Saint-Sa ns uns vorzuführen, ist in der Hinsicht das schlimmste Stück eines wohl lediglich von persönlichen Launen und Kabalen eingegebenen Mißbrauches des großen Vertrauens, das von der Berliner

 Königlichen Oper dem künstlerischen Ernst der fremden Veranstaltung entgegengebracht wurde. Dankbar find wir dagegen für die Aufführung von Verdis „Don Carlos“ um so mehr, als man nicht einmal wünschen kann, daß dieses Werk dem deutschen Spielplan eingereiht werde. Wir haben zu schlechte Erfahrungen mit Operntexten gemacht, die aus wertvollen Werken unserer Literatur entnommen find. Auch „Don Carlos“ bedeutet gegenüber dem Schillerschen Vorbilde eine Fälschung, wenn auch in diesem Falle eine geistige Verwandtschaft nicht zu leugnen ist. Verdis Patriotennatur hat ja überhaupt gewife Verwandtschaftszüge mit der Schillers, wie es denn auch kein Zufall ist, daß vier Opern Verdis auf Grund Schillerscher Dramen gearbeitet find (außer den genannten „Die Räuber“, „Luise Millerin“, „Die Jungfrau von Orleans“). Aber gerade weil das Problem des Kampfes zwischen Kirche und Staat so naheliegt, wollen wir es nicht in den Mittelpunkt des „Don Carlos“ gerückt haben. Für den Verdi von 1867 freilich, der die lang ersehnte Einheit Italiens nun dicht vor der Erfüllung sah, war eine gesunde Lösung dieser Frage die unbedingte Notwendigkeit für ein Gedeihen feines heißgeliebten Vaterlandes. Immerhin mußte auch diese vollblütigste Musikernatur der neueren Zeit erfahren, daß es Dinge gibt, die der Musik widersprechen. Der Kampf zwischen Kirche und Staat ist im wesentlichen Ideenkampf. Der Kampf um die Freiheit kann sich gegen beide richten, kann je nach Einstellung des Gesamtempfindens eines Menfchen für jede von beiden gegenüber dem anderen auftreten. Dieser Kampf um die Freiheit ist der große Zug, der in dieser Art von Musik leben kann. Und Verdi hat ihm oft genug Eingebungen von wunderbar hinreißender Kraft verdankt. Aber gegenüber den mehr politischen Darlegungen, die in diesem Texte geboten find, versagt seine Kraft. Die noch so ausdrucksvolle und charakteristische Deklamation vermag für den Mangel großer Linien und leidenschaftlicher Bewegung nicht zu entschädigen. Verdi schob es auf die Länge und meinte in richtiger Erkenntnis seiner Natur, daß ein Text, den man nicht in einem Zuge komponieren könne, ungeeignet für die Bühne fei. Trotzdem ihm dieser „Don Carlos“ bei den Aufführungen wenig Freude bringen konnte, hing er an ihm mit zäher Liebe, so daß er ihn

mehrmals umarbeitete. Es half nichts für das Ganze. Aber andererseits hat diese Hochspannung der Verdischen Genialität an einigen Stellen eine Auslösung gefunden, die hier dann das Machtvollste gab, was die italienische Musikdramatik überhaupt aufzuweisen hat. Es gilt das vor allem vom fünften Bilde, das in dem Hintereinander des gequälten Monologes Philipps, einer Unterredung mit dem Großinquisitor und einem daraus fich entwickelnden Quartettsatze, ein scharf beleuchtetes Nachtstück von menschlicher Leidenschaft und der dämonischen Gewalt starker Ideen von unvergleichlicher Eindruckskraft ist. Um so leuchtender hebt sich hiervon eine wunderbar innige Rede Elisabeths an ihre Vertraute und eine in Schönheit schwelgende Romanze der Eboli ab.

 Für Deutschland in gleicher Weise neu war das Hauptwerk des besten Freundes Verdis, Arrigo Boito, defen „Mephistopheles“ aber im Zusammenhang mit „Fausts Verdammung“ von Hektor Berlioz eine besondere Betrachtung (vgl. Juliheft) finden soll. Die schon erwähnte „Haute Nouveauté“ „Théodora“ von Leroux hat uns um die Bekanntschaft mit einem der in Deutschland nicht aufgeführten Werke von Saint-Sa ns oder Maffenet gebracht. Beim ersteren wäre vielleicht doch eine Überraschung nicht ausgeblieben. Sein Halboratorium „Samson und Dalila“, das früher in Deutschland gar kein Gefallen fand, ist seit einigen Jahren mit sehr hohen Aufführungsziffern im deutschen Spielplan vertreten. Dagegen wird Maffenet wenigstens in Norddeutschland wohl niemals Fuß faffen können. Eher mögen sich die Österreicher mit feiner weichlichen Schönheitsschwelgerei zufrieden geben. Wien hat ja auch eine größere Reihe der Werke Maffenets immer im Spielplan gehabt, während sich in Berlin niemals etwas behaupten konnte. Auch die „Herodias“ wird an dieser Ablehnung nichts ändern können, trotzdem man fie hier unter der Vorspiegelung, den dritten Akt aufzuführen, der aber in Wirklichkeit die besten Stücke aus den anderen Akten mit einschloß, in stark bereichertem Zustande vorführte. Es fehlt Maffenet doch jede dramatische Kraft, oder überhaupt jede Kraft. Es liegt geradezu etwas Slawisches in diesen mehr brutalen Aufschreien, die plötzlich die sonst so sanftmütige Empfindungseligkeit unterbrechen. Was man zuerst als dauernden Gewinn von diesem Gastspiel erwarten durfte, war die Bekanntschaft mit einigen großen reproduzierenden Künstlern. Und wer sich nun nicht eingeredet hatte, daß Frankreich oder Italien an bedeutenden Künstlern viel reicher fein müffe als Deutschland, der brauchte in der Hinsicht keine Enttäuschung zu erleben. Zwar von den mitwirkenden Damen überragte keine das Mittelmaß. Unter den Sängern aber erwies sich der Pariser Baritonist Renaud als ein Künstler von vornehmster Gesangskunst und sehr feinsinniger Charakterisierungsgabe. Eindrucksvoller als diese vornehme Kulturleistung war allerdings noch die Elementargewalt des russischen Bafisten Chaliapine. Ein wahrhaftiger Singschauspieler, wie ihn Wagner sich träumte, bei dem Wort, Gesang und Bewegung so völlig in Einheit verschmilzt; darüber hinaus ein Mann, deffen Körper zu allem fähig ist, groß gewachsen, von athletisch geschulten Körperformen und einer turnerischen Gewandtheit, die ihm mühelos die schwersten Bewegungen ermöglicht. Die außerordentlich umfangreiche Stimme ist gut geschult, die musikalische Intelligenz des Mannes von bewundernswerter Eindringlichkeit. So war er in Boitos „Mephisto“ von grausiger Größe, unheimlichster Teufelei, als Philipp in Verdis „Don Carlos“ erschütternd in der Zerriffenheit dieser düsteren Menschennatur, als Basilio in Rofinis „Barbier“ endlich von unbeschreiblicher Komik, ohne dabei in die übliche Art der Karikatur dieser Gestalt zu verfallen. LÜberhaupt dieser „Barbier von Sevilla“! Es war nur der zweite

 Akt, aber das war doch etwas schlechthin. Vollkommenes. Pini-Corfi, ein köstlicher Dr. Bartolo und ein ungemein gewandter Barbierdarsteller, Titta-Ruffo bildeten mit Chaliapine die Höhepunkte eines prächtig zusammengestellten Ensembles, defen sämtliche Vertreter den Buffoltil vollkommen beherrschten. Wer gegenüber solchen Darbietungen nicht fühlt, daß der Begriff „Musikdrama“ nach den nationalen Umgrenzungen außerordentlich dehnbar ist, dem ist nicht zu helfen. Wenn solche Gastspiele fremdvölkischer Gruppen überhaupt einen großen Wert haben können, so ist es der, daß wir für die psychologischen Grundlagen fremder Kunst Verständnis gewinnen. Je schärfer wir diese erkennen, je genauer wir fühlen, daß diese Völker etwas anderes brauchen, als wir haben, um so sicherer und reiner wird auch unser Empfinden für das uns national

Eigentümliche. Die bewußte Theaterspielerei des Franzosen, die keinen Augenblick Leben vortäuschen will, sondern immer Unterhaltung einer das ganze Leben mit vollem Bewußtsein sich verschönenden Gesellschaft bleibt, ist etwas ganz anderes als die ungeheuer hoch gesteigerte Lebenslustigkeit Italiens, die einfach Ventile braucht und nun in einer solchen Opera buffa die Gelegenheit findet, sich auszutoben. Dabei ist dann dieses Austoben dank der uralten Schönheitskultur dieses Volkes frei von Roheit. Man darf eben nicht deutsche Aufführungen im Sinne haben; hier wirkt roh, was die Italiener sich nur als Übermut dachten; hier wirkt schier tragisch, was im Urbild nur Bekundung des natürlichen Lebensrechtes ist. Wir können diese beiden Güter voll anerkennen. Wir müffen dabei zugeben, daß uns beides versagt ist, vielleicht dauernd versagt bleiben muß, obwohl in einzelnen Lustspielen Shakespeares, in Mozarts „Figaro“ und Nicolais „Lustigen Weibern“ etwas der Welteinstimmung der italienischen Opera buffa Verwandtes vorhanden ist. Es gibt ja in unserem deutschen Norden Maientage von einer Klarheit, einem sonnigen Llberblautsein der jauchzend grünen Erde, wie es der Süden niemals kennt, weil hier die ungeheure Macht des Gegensatzes fehlt. Aber sie find selten, diese Tage, und so werden auch die Kunst offenbarungen dieser Art für unser deutsches Volk selten sein müffen. Es bezeugt die außerordentliche Größe und den wunderbaren Reichtum des deutschen Geistes, feine Fähigkeit zu echter Universalität, daß er auch das in sich schließen kann. Dagegen bleibt ihm hoffentlich noch lange versagt jenes bewußte Spiel mit Kunst, das die Eigentümlichkeit des Franzosen ausmacht. Denn bei uns wäre das Alexandrinertum, wäre es ein Zeichen für die Abschwächung der wirklichen Lebenskraft. Beim Franzosen ist die Kunst niemals in dem Sinne Lebensnotwendigkeit gewesen, daß er durch fiel erst sich gewissermaßen das Leben gewonnen hätte. Wir Deutsche wären aber längst kein Volk mehr, wenn uns nicht die Kunst zusammengehalten hätte. Es beruht das für den Franzosen nicht nur auf der Anlage, sondern auch in der Geschichte, die ihm eine Entwicklung von wunderbarer Geschloffenheit ermöglichte. So war für ihn Kunst immer bloß Schmuck eines aus übrigen Kräften bereits fertig gestalteten Lebens,

436 Vom Verdruß an der modernen Musik hineingetragen in dieses Leben, nicht aus ihm hervorgewachsen. Auch dieses Verhältnis zeitigte schöne Früchte. Höchste Kultur der Form ist die beste darunter. Wir wollen das anerkennen, wollen es auch bewundern. Wir mögen gegenüber der französischen Kunst immer wieder das Gefühl haben, daß sich von ihr lernen laffe, wie man es macht. Wir wollen uns von den Italienern immer zeigen laffen, daß die Erfüllung unseres Dichterwortes, daß die Kunst Heiterkeit sei, möglich ist. Aber wir wollen ruhig und fest dem gegenüber bei der Erkenntnis beharren, daß, wenn die Kunst Lebenswerte zu entwickeln hat, wenn sie uns weiterbringen soll, fie es nur im germanischen Geiste zu tun vermag. Vom Verdruß an der modernen Musik IN wird ihnen allmählich allen bange um die Entwicklung unserer modernen Musik. Die trostlose Öde unseres Konzertlebens, das ausschließlich durch das hochgetriebene Virtuosentum feinen äußeren Glanz bewahrt, kann ja keinem mehr verborgen bleiben, der überhaupt sehen will. Ich habe hier im „Türmer“ seit Jahr und Tag auf das Krankhafte in der musikalischen Entwicklung hingewiesen und defen Ursachen zu erforschen gesucht. Man predigt leider als Kritiker gerade solche Mahnworte fast immer in der Wüste. Aber allmählich zeigt sich doch ein Fortschreiten der Erkenntnis auch in jenen Kreisen, auf die es hier vor allem ankommt, nämlich bei den Musikern. Felix Weingartner, der weltberühmte Kapellmeister, gehört zu der auch nach Beethoven, Weber, Schumann, Berlioz, Wagner, Liszt nicht allzu großen Zahl von Musikern, die nicht bloß gute Musikanten find. Er hat in mehreren Schriften dargetan, daß er über seine Kunst auch nachgedacht hat, und feine persönliche Entwicklung als Komponist und Dirigent hat gezeigt, daß er den Mut besitzt, feiner Erkenntnis gemäß auch dann zu handeln, wenn er daburch ein früheres Tun als Irrtum eingestehen muß. Nun hat Weingartner zu Ostern einem Ausfrager des „Berl. Lok-Anz“ feine Meinung über die moderne Musik geäußert, und wir hegen den innigen Wunsch, daß der treffliche Musiker weithin Gehör finde, vor allem auch bei seinen Fachgenoffen. Am dringendsten tut nach Weingartners Meinung die Wandlung not auf dem Gebiete der fymphonischen Musik. „Wir leben heute zweifellos in einer Übergangsepoche, die bizarre, krankhafte musikalische Gebilde zeitigt. Es liegt dies zunächst daran, daß der technische

Apparat, die Ausdrucksmittel der Musik seit der klassischen Epoche sich bedeutend entwickelt haben, und daß die Mehrzahl der Komponisten nach meiner Empfindung mit diesen neuen Mitteln noch nicht zu schalten weiß. Daher die LÜberladung, an der die neuesten modernen Kompofitionen kranken. Im Zusammenhang damit verbleibt der Mißbrauch des Kolorits, den diese Kompofitionen aufweisen. Vielleicht läßt sich derselbe Fehler auch in anderen Künsten, besonders in der Malerei unserer Zeit nachweisen; jedenfalls muß festgestellt werden, daß die modernen Symphoniker hier des Guten zu viel tun. Das Kolorit sollte sich mit dem Inhalt der Komposition decken. Es mag wohl

 musikalische Ideen geben, die kräftigen Farbenauftrag erheischen; sicherlich gibt es auch andere, die zart behandelt werden wollen. Dies wird heute zu wenig berücksichtigt: das Streben geht danach, einander in musikalischen Farbenorgien zu überbieten. Selbstverständlich entsteht dadurch vielfach eine Disproportion zwischen Form und Inhalt. Man hat oft nichts zu sagen, aber man sagt es in Posaunentönen. Der Hauptfehler unserer symphonischen Musik jedoch liegt im Überwuchern der Programmkompofition.“ Von dieser äußerlichen Programmusik befürchtet Weingartner geradezu den Verfall. „Heute treten Musiker auf, welche behaupten, daß man mit der Musik alles aufs bestimmteste ausdrücken könne, so wie es die Malerei oder die Dichtkunft vermag. Sehr oft hört man den Satz: Die Musik ist eine Sprache wie jede andere. Darin liegt der Grundirrtum. Jawohl, die Musik ist eine Sprache, aber eine, die sich mit keiner anderen vergleichen läßt. Eine Sprache, die nicht für die Sphäre der Begriffe geschaffen ist und keine Anwendung auf konkrete Dinge zuläßt; die dort einsetzt, wo das gesprochene Wort nicht mehr ausreicht; die gewife allgemeinere, höhere, mächtigere oder innigere Empfindungsarten des Menschen zum Ausdruck bringt. Zwingt man nun die Musik, die in der Schöpfung einer anderen, mit ganz konkreten Ausdrucksmitteln arbeitenden Kunst enthaltenen Vorgänge sklavisch zu illustrieren, so würdigt man fie nicht nur herab, sondern man trägt einen inneren Zwiespalt in das musikalische Werk hinein. Die Musik folgt dann nicht mehr ihren eigenen Gesetzen, sondern denen einer anderen Kunst. Die musikalische Form wird aufgelöst. Von Liszt wird das Wort angeführt: „Der Inhalt schafft die Form.“ Man kann das gelten laffen, aber nur mit dem Vorbehalt, daß auch der Inhalt musikalisch fein müffe. Hält man fich an einen der Dichtung entlehnten Inhalt, so zerbricht man nicht nur die Form, man verstößt nicht nur gegen den ureigenen Charakter und die formalen Gesetze der Musik, sondern man geht auch an dem irrig gesteckten Ziele vorbei: denn in dieser Weise behandelt, kann die Musik die gewünschten Vorstellungen niemals auslösen. Dem Zühörer werden immer die verschiedensten Bilder und Vorstellungen vorschweben. Viel ficherer erreichen die Weckung bestimmter Vorstellungen – selbstverständlich in allgemeinem Rahmen – jene Meister, die die Musik nur durch ihre eigenen Gebilde und mit ihren eigenen Mitteln sprechen laffen. Beethovens Pastoralsymphonie z. B. wird in jedem Zuhörer idyllische Bilder entstehen laffen.“ Es ist schade, daß Weingartner trotz dieses Hinweises auf Beethoven nicht zu dem Kern des Problems durchgedrungen ist, nämlich daß Beethovens Schaffen ein „Dichten in Tönen“ ist, während die Programmusik ein „Nachdichten in Tönen“ darstellt. Deshalb ist leider auch feine Auffaffung von den Ursachen dieser schädlichen Entwicklung recht äußerlich geblieben. „Wie diese falsche Richtung in der symphonischen Musik entstanden ist, läßt fich psychologisch erklären. Nach der großen Epoche um den Schluß des 18. Jahrhunderts herum trat eine gewife Erschöpfung der symphonischen Produktionskraft ein. Selbst die hervorragendsten Meister fühlten, daß fie Haydn, Mozart und Beethoven weder zu übertreffen noch zu erreichen vermochten. Sie waren also dazu gedrängt, unter allen Umständen etwas anderes, etwas Neues zu machen; so griffen fiel nach der Programmusik.“ Auch auf dem Gebiete der Oper, wo ähnliche Erscheinungen bestehen, hat Weingartner die innersten Triebkräfte der Entwicklung nicht aufgedeckt. Dagegen ist die von außen ermittelte Tatsache wertvoll, daß die Mittel der

 Oper ungleich gewachsen find. Die Orchestertechnik hat sich stets gemehrt, die Ausdrucksmittel der Singstimmen, die doch die eigentlichen Träger des Dramatischen bleiben müffen, find die gleichen geblieben. Sehr richtig ist auch Weingartners Auffaffung von Wagners Stil und dem Wagnerianertum. „Wagners Individualität

verlangte nach gewaltigen Stoffen, und nur infolgedeffen hat er auch einen gewaltigen Instrumentalapparat aufbieten müffen. Wer die Götterwelt herabsteigen läßt, muß sich der mächtigsten Ausdrucksmittel bedienen. Wagners Nachfolger begingen nun den Fehler, daß sie feine Instrumentierungsweise auf alle Stoffe anwendeten und modern zu fein glaubten, wenn sie selbst die Motive und Harmonien Wagners nachahmten. Der einzige, der Wagner tatsächlich verstanden und in feinem Sinne geschaffen hat, ohne feine eigene Individualität aufzugeben, war Verdi. „Falstaff" halte ich für die einzige Meisteroper, die feit der Wagnerschen Revolution entstanden ist. Wagner selbst ist schon, wie die meisten Reformatoren, zu weit gegangen; feine Nachfolger haben feine Manier noch übertrieben. Daß Wagner die Melodie aus der Oper verbannt fehen wollte, ist ein Irrtum. Man kann in feinen eigenen Werken geschloffene Kompositionsstücke in Fülle nachweisen. Selbst in dem letzten, in „Parsival", ist der Monolog von Amfortas eigentlich eine geschloffene „Nummer". Ja, in den ersten Opern Wagners waren die einzelnen Kompositionsteile noch numeriert und als Solo, Arie, Duett usw. bezeichnet, ganz wie in der großen französischen Oper. Soll nun eine heilsame Wendung im Opernstil eintreten, so muß die auf Mißverständniffen beruhende Wagner-Äfferei aufgegeben und nur die gefunden reformatorischen Prinzipien Wagners befolgt werden." Zum Schluß äußerte sich Weingartner noch über unser Konzertwesen und beklagte als Hauptschäden die Stillo figkeit der Programme und das Solisten unwiefen. „Man kommt dem Publikum viel zu sehr entgegen, indem man an einem Abend Werke der verschiedensten Stile aufführt, die einen durchaus unkünftlerischen Kontrast bilden. Ein Konzert follte entweder den Schöpfungen eines Komponisten oder Werken verwandten Stils gewidmet sein. Verstärkt wird der Mißstand durch die Konzessionen, die die Dirigenten den Solisten machen müffen. Man kann sich nichts musikalisch Stilloseres denken, als wenn nach einem gewaltigen Orchesterwerke ein Liedchen mit Klavierbegleitung vorgetragen wird. Es geschieht dies heute, um dem Publikum die beliebte Primadonna mit ihrem anziehenden Lächeln und ihren sensationellen Toiletten vorzuführen. Die Solisten tragen vor, was sie wollen und was ihnen besonders liegt. So wird die künstlerische Einheitlichkeit der Konzertprogramme völlig zerstört. Hier gibt es nur eine Lösung: es sollen nicht die Werke der Solisten wegen, sondern die Solisten der Werke wegen gewählt werden." – – – Den inneren Zusammenhängen unserer modernen Musik mit dem Gesamtzustande des heutigen Geisteslebens sucht dann Hermann Ritter in einem Aufsatze der „Münch. Allg. Ztg" auf den Grund zu kommen. „Warum ist die Musik von heute bei aller technischen Vollendung, bei allem bedeutenden Können des einzelnen mehr charakteristisch als schön, mehr geistreich als beseligend, mehr kompliziert als einfach, mehr aufregend als beruhigend? Ein Blick in unsere Zeitverhältniffe, in das Getriebe des menschlichen Lebens von heute gibt uns Antwort auf die Fragen. Die Musikweife einer Zeit ist stets das seelische Abbild des jeweiligen Zeitbewußtseins und des Zeitgefühls der Menschen dieser Periode. Heute in der Zeit des

Realismus, der Realpolitik, der konkreten Auffaffung des Lebens, in der alle Verhältniffe auf die Spitze getrieben scheinen, in der die ganze Welt einem Arbeits- und Bankhause gleicht, in der eine gesellschaftliche Umwälzung erfolgte wie nie zuvor, und in welcher der Kampf des einzelnen im Leben unter den größten Anstrengungen oft recht unschön geführt wird? Auch hier ist der Ausdruck der Musik das realistische Abbild des heutigen Lebens, der heutigen Scheinkultur mit all ihren Auswüchsen, Aufregungen und Verstimmungen. Die Musik heutiger Tage ist somit nicht mehr eine Trösterin, eine Friedensbringerin, als die man fie früher allgemein auffaßte, sondern ein Mittel zu nervöfen Aufregungen geworden. Wie kann es auch anders sein? Wir leben im Zeitalter einer Gärung, des großen Wollens, der Unzufriedenheit, der LÜberreiztheit auf allen Gebieten des Lebens. Ruhelosigkeit ist Signatur unserer Zeit – ja sogar der „Mutter Erde". Was gestern noch Gültigkeit hatte, wird heute schon außer Kurs gesetzt. Ein Wettlauf, ein Herzen, ein Jagen ohne Rast und Ruh" hat Platz gegriffen, so daß von einer Kontemplation felten noch die Rede ist. Komplikation und Überproduktion auf allen Gebieten. Der durch Übersättigung in der LÜberfülle sich befindende Mensch findet nur noch Behagen am „Über"-Reiz. Kein Wunder daher, wenn wir auch die Musik bei den führenden Geistern unserer Tage in diesem Zustande befindlich erblicken. Man ist nicht mehr zufrieden mit der einfachen und harmlosen Ausdrucksweise

früherer Tage, denn die Harmlosigkeit ist etwas, das unserer Zeit gänzlich mangelt; zudem fehlt den meisten Menschen ein natürlicher und gesunder Hunger nach Musik. Außergewöhnliches, Sensationelles soll die Musik dem an fich schon genügend auf geregten, gehetzten und mehr in Unnatürlichkeit als Natürlichkeit lebenden Menschen darbieten. Der Schluß ist, daß die Menschen etwas von der Musik verlangen, die doch eigentlich nur das Unaussprechliche ausdrücken kann, was sie gar nicht zu geben imstande ist. Sagt doch Viktor Hugo mit Recht: „Ce qu'on ne peut dire et ce qu'on ne peut taire: la musique l'exprime.“ Und was muß heutzutage alles an Mitteln aufgeboten werden, um das übersättigte, blafierte und denaturierte genus homo noch einigermaßen zu interessieren und zu rühren! Die modernen Orchesterschlachten find schlagende Beweise für die Nervenbeschaffenheit der heutigen Menschen, die wahre Dickhäuter in musikalischen Dingen geworden zu sein scheinen; denn auf einfache Reize reagiert schon keiner mehr. Zu alledem scheint es, als ob in unserem Zeitalter der exakten Wiffenfchaften auch die Musik dazu genötigt werden soll, Exaktes, Konkretes auszudrücken. Alle Anstrengungen hierzu von jüngeren Tondichtern werden bereits gemacht. Diejenigen Menschen, die vor allem das Tatsächliche schätzen, möchten nun auch von der Musik nur Tatsächliches verlangen. Warum denn auch nicht? Wir leben ja im Zeitalter der Emanzipation, der Übergriffe. Das Greifbare, das Begriffliche, das Wirkliche, ja das bestimmt fachliche Geschehnis wird von einigen technisch hochbegabten Komponisten in den Vordergrund ihres Schaffens gedrängt und hierdurch ist eine Wandlung in der Musikentwicklung vor fich gegangen, die für unsere Tage epochemachend ist. Auf solche Weise betrachtet, ist die Musik heutiger Tage der feelische Ausdruck des heutigen Menschen, dessen Hinneigung zum Realen, zum Konkreten evident ist. Wir können also die Musik eines Tondichters, der in unserer Zeit mit feinem Gefühlsleben aufgeht, nicht anders erwarten, als wie fiel uns heute dargeboten wird. Die Zeit und ihr Geist reißen alles mit fich gleich einem

 wilden Bergstrome. Nur wenige kommen in solchen revolutionären Zeiten, in solchen Zeiten der Gärung und der Aufregung mit heiler Haut davon. Wann ein neuer Wellenschlag in der Entwicklung der Musik, die in ihren heutigen Darbietungen vielen Menschen unbefriedigend erscheint und fie zur Unbehaglichkeit führt, eintreten wird, – wer kann es fagen? – Vielleicht wird es noch ärger! Aber eines ist gewiß, denn es ist ein Gesetz in der Geschichte: Bleiben wird es nach dem Kontrastbedürfniffe der Menschen nicht so. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist ein neuer Wellenschlag schon im Anzuge; der Wunsch nach ihm ist nicht nur in dem Herzen vieler Laien, sondern auch vieler Künstler rege. Des Treibens müde, fragen fich schon viele: Für wen wird gedichtet, gemalt, mufiziert, gedacht und geschrieben? Und man hört als Antwort: „Nicht für den Fachmann, sondern für den Mitmenschen“. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß Wiffenschaft und Kunst in Trivialitäten aufzugehen haben. Aber – was nützt alle Kunst und Wiffenfchaft, überhaupt alle geistige Arbeit, wenn ihre Resultate nicht den Mitmenschen, der Allgemeinheit zugute kommen?... Das Wesen des Neuen in der Tonkunft ist bei aller hochgeschraubten und staunenswerten Technik und bei allem Geistreichsein der Drang nach einem unbestimmten. Etwas – es ist eben ein Gärungsprozeß. Das unbefriedigte, aufgeregte und haftige Treiben im heutigen wirtschaftlichen Lebenskampfe der Völker sowie des einzelnen tönt uns auch aus der unserer Zeit eigenen Musik entgegen. Der Unterschied der Mufik früherer Zeiten von der heutigen sowie derjenigen der Zukunft ist im Wesen, in der Gefühlswelt der jeweiligen Tage zu suchen, und die Umwandlungen find jedesmal das Ergebnis einer Anzahl anderer Wandlungen und Faktoren, die im sozialen Leben ihren Grund haben. Wollen wir geistig gesund bleiben, so können wir uns wohl kein befferes Rezept verschreiben als: Mehr Beethoven! Mehr Goethe! Damit ist aber nicht ihre fklavische Nachahmung gemeint, sondern Hinwendung zu ihrer Kunstauffaffung, die als ethischer Idealismus hoch erhaben dasteht, die nicht in Manieriertheit und Originalitätssucht ihre Befriedigung suchte, fich nicht ins Kleinliche und einzelne verlor, sondern eine glückliche Mischung all der Faktoren und Ingredienzien aufweist, die wahre und gesunde Kunst ausmachen.“ GNeue Bücher und Musikalien Die fogenannte Volks-Ausgabe des Verlags Breitkopf & Härtel in Leipzig bringt eine für Klavierspieler sehr empfehlenswerte Sammlung unter dem Titel „Unsere Meister. Sammlung auserlesener Werke für Pianoforte. Neue

Folge.“ Der erste vom alten Reinecke besorgte Band gilt Georges Bizet und enthält neben fünf Abschnitten aus „Carmen“ ebenso viele Stücke aus den drei prächtigen Orchestersuiten und zwei Originalkompositionen. – Der zweite Band enthält dreizehn wunderbar stimmungsvolle und herrlich gearbeitete Klavierstücke von Peter Tschaikowsky. Jeder Band kostet nur 150 Mk. – Für 3 Mk. bietet derselbe Verlag einen ganz ausgezeichneten Klavierauszug von Bizets „Carmen“. Das herrliche Werk ist in überaus gut spielbarem Klavierfatz bearbeitet und mit erläuternden Textnoten versehen. Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W, Landshuterstraße 3, Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart,

Monatsschrift für Gemüt und Seif T–.. (KG berarischer Deannot Eifeler GipfissF Sehen–GehDren–DX–TZum Schauen FIF IX. "Wahrg. Juli 1907 Heft 10 Die ästhetische Stimmung Ernst Eberhardt–Humanus nter dem wissenschaftlichen Streben der letzten Zeiten ist die moderne Menschheit stark ausgenüchtert. Die Wiffenschaft hat manches niedergebrochen, hat manchen Glauben erschüttert, in dem das Gemüt bisher Erhebung und Befriedigung gefunden hatte; die Kirche aber hat eigensinnig festgehalten, was unhaltbar geworden, und ist dadurch für weite Kreise unwirksam geworden; daher hat es an einer rechten Pflege des Gemütes, des Idealen, des Ethischen gefehlt. Die Wiffenschaft hat die Erkenntnis erweitert und durch ihre praktischen Erfolge das reale Leben erstaunlich gefördert; dadurch aber ist auch der Sinn der Menschheit fast ganz auf das Reale hingelenkt worden. Keineswegs soll die Wiffenschaft deswegen angeklagt werden; der Weg der menschlichen Entwicklung geht nun einmal vom Unbewußten zum Bewußten, und die Menschheit ist auf dem Wege zur Erkenntnis nicht aufzuhalten; aber es ist doch wahr: „Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, erstarrten in dem irdischen Gewühle!“ – Sie erstarrten zwar, doch fiel erstarben nicht; sie konnten nicht sterben, weil unser Geistiges nicht nur Verstand ist. Auch unser Gemüt will befriedigt sein, und wenn es eine Zeitlang vernachlässigt wird, fo drängt es von selbst nach solcher Befriedigung. Wenn deshalb das neuerworbene Wiffen nicht immer wieder das Gemüt befruchtet, so kommt die Menschheit nie zur Ruhe und Befriedigung, und die menschliche Entwicklung muß Schaden leiden.

 Nun vermag das Wiffen nicht unmittelbar auf das Gemüt zu wirken; es ist ja allbekannt, daß gute Lehren allein die Menschen nicht beffer machen. Wenn das Gewußte nicht auch vom Gemüte erfaßt wird, so bleibt es unwirksam. Daher bedürfen wir eines Mittels, das die verbefferte Einsicht im Gemüte lebendig und so für das Leben wirksam macht. Dieses Mittel ist die Kunst; denn sie jetzt das Wiffen um in Anschauung und Stimmung. Die Kunst muß also auf Grund der verbefferten Erkenntnis „die Gefühle, die uns das Leben gaben“, aus ihrer Erstarrung wieder wecken und fortgesetzt nähren. Was wir als Kind besaßen, das war eine naive Heiterkeit, und diese Heiterkeit ist die Außerung des unbewußten Gefühls der Einheit des Lebens. Das Kind fühlt sich noch eins mit allem, sieht in allen feinesgleichen und lebt mit allen im Einklang. Gefühl und Verstand haben sich noch nicht getrennt und sind noch nicht im Widerspruch miteinander. Daher hat man diesen kindlichen Zustand „die Einheit von Natur und Geist“ genannt; das Kind lebt eben noch in der allgemeinen Harmonie der Natur, ohne davon ein Wiffen zu haben. Dieses naive Gefühl der Einheit des Lebens ist das Urethische oder Urreligiöse und ist mit Recht von Jesus als die Grundlage unsers Lebens und der gesamten menschlichen Entwicklung hingestellt worden. Allein die naive Harmonie geht dem Menschen mit dem Augenblicke, in dem das Ich erwacht, verloren, und mit vollem Recht nennt der geistvolle Psychologe Ed. Erdmann diesen Akt „die erntete, furchtbarste Tat“. In diesem Augenblick zerreißt nämlich für das Individuum die eine Welt, in der es bisher glücklich und fröhlich dahingelebt, in zwei gegensätzliche, sich widerstreitende Welten, in die subjektive und objektive, in das Ich und Du, die nun in mannigfache Konflikte miteinander geraten, und wahr wird Goethes Wort: „Wehe, wehe! Du hast die zerschlagen, die schöne Welt!“

Die Harmonie ist verloren! Die Harmonie ging dahin; bald aber macht sich ein sonderbares Gefühl im Menschen geltend und setzt ihn in Unruhe; ein dumpfes Sehnen steigt in ihm auf! Diese merkwürdige Sehnsucht der Menschenseele ist der Gegenstand vielfacher Untersuchungen und Forschungen geworden, aber bis auf unsere Tage ein Rätsel geblieben. Und doch hängt von einer Lösung unsere ganze Lebensführung ab; denn das Sehnen will befriedigt fein; wie aber kann es befriedigt werden, wenn man nicht weiß, woher es kommt und wohin es drängt?! Goethe noch nannte dieses sonderbare Gefühl „den dunklen Drang“, wußte also davon noch nichts Genaueres, und in neuerer Zeit hat es der Philosoph A. Spir „das Mangelgefühl“ genannt; doch dann fragt sich, worin der Mangel unserer Natur besteht? In dieses Dunkel bringt Licht die neue Erkenntnis: daß alles Leben auf Gegensätzlichkeit, Antagonismus oder Polarität beruht, und daß „sich in allen Bildungen der organischen und unorganischen Konstruktionen das Bedürfnis der Ausgleichung von Gegensätzen geltend macht behufs Her-

 stellung eines individuellen Gleichgewichts“. – Herstellung des individuellen Gleichgewichts ist auch das Ziel des Menschenlebens, und dieses Gleichgewicht ist für das Individuum nichts anderes als die Harmonie des Geistes. Was wir einst unbewußt besaßen, und was uns im Drange nach Bewußtsein verloren ging, das müffen wir mit Bewußtsein in uns wiederherstellen; kurz gesagt: Die naive Harmonie muß zu einer bewußten Harmonie werden. – Nachdem die schöne Welt zerschlagen worden, heißt es also für uns: „Mächtiger der Erdensöhne, prächtiger baue fie wieder, in deinem Busen baue sie auf!“ und dies besagt auch das Bibelwort: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr das Reich Gottes nicht ererben“, – das Himmelreich aber, lehrte Jesus, ist in wendig in euch! Und die Sehnsucht, die sich nach dem Verlust der naiven Harmonie einstellte, ist nichts weiter als das dunkle Verlangen nach dem Verlorenen! – Ist dies nun fo, so kann es sich nur noch um die Frage handeln, wie die Sehnsucht zu befriedigen und die verlorene Harmonie wiederzugewinnen ist? Auch das erschließt uns die neue Erkenntnis. Wenn nämlich unser Leben auf Gegensätzlichkeit basiert, dann ist der Einzelmensch nicht, wie es den Anschein hat, ein in sich abgeschloffenes, für sich bestehendes Totales, sondern ein Unvollkommenes, ein Teil eines Ganzen, ein Halbes oder ein Pol, bedarf deshalb der Ergänzung durch feinen Gegensatz und kann erst durch Ausgleich mit diesem seinem Gegensatz zu einem Totalen, d. h. zu einer in sich abgeschloffenen, harmonischen Persönlichkeit werden. Das Mangelgefühl rührt also daher, daß der Einzelmensch für sich kein Totales ist, und die Sehnsucht ist der dunkle Drang, der den Menschen treibt, ein Totales aus sich zu machen. – Befriedigung kann nur in einem Vollkommenen, einem Ganzen sein; wäre der Mensch also an sich schon ein Totales, so hätte er kein Mangelgefühl und auch kein Sehnen; er wäre dann sich selbst genug. Damit wird nun klar einerseits, daß die Sehnsucht die Gegensätze zusammenführt, und zwar die individuellen Gegensätze in der Freundschaft, die Geschlechtsgegensätze in der Liebe, und anderseits, daß in der hingebenden Freundschaft und Liebe die Sehnsucht gestillt und ein Gefühl der Befriedigung – eben das Gleichgewicht oder die Harmonie – gewonnen wird. Sollte es hier wirklich noch eines Hinweises bedürfen, daß mit der christlichen Forderung der Nächsten- und Feindesliebe und mit dem Worte: „Wie kannst du Gott lieben, den du nicht fiehelt, wenn du deinen Bruder nicht liebest, den du sieheft!“ das bereits vorweggenommen wurde, was wir jetzt erst naturgesetzlich begründen können? Aber auch unsere Dichtergenien Goethe und Schiller haben das hier waltende Gesetz schon geahnt. Goethe nannte das Leben „Polarität und Steigerung“ und sagte: „Die endliche Ruhe wird nur verspürt, wenn der Pol den Pol berührt“, und Schiller lehrt: „Die mannigfachen Anlagen im Menschen zu entwickeln war kein anderes Mittel, als sie einander entgegenzufetzen. Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das

 Instrument; denn solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser.“ Die Kultur besteht eben in der Ausgleichung der Gegensätze zu einem harmonischen Dasein! Und unsere beiden Dichterfürsten haben diese Einsicht sogar schon umgesetzt in Tat, indem fie, die ja zwei völlige Gegensätze oder – wie Goethe sagte – „Personen waren, die gleichsam die Hälften voneinander ausmachten“, ein

Freundschaftsbündnis schloffen mit der Absicht des Ausgleichs und der gegenseitigen Ergänzung. Und weil hier das Wesen und die Aufgabe des Lebens zum ersten Male klar ins Bewußtsein trat, darum hat dieses Freundschaftsverhältnis eine solche Bewunderung erfahren. W. v. Humboldt sah darin „ein nie gesehenes Vorbild“, und Gervinus sagte darüber: „Es lehrt uns, jene Totalnatur des Menschen nach dem Muster dieser Männer als das Ziel unsers Strebens im Auge zu halten, nicht ausschließlich die Richte, in die uns unsere individuelle Natur gerade geworfen hat.“ Was ist es nun, was die Gegensätze in ihrer Vermittlung fühlen? – Der Einzelmensch ist an sich nichts Vollkommenes, ist nur ein Pol, ein Halbes, in dem keine Befriedigung ist; in der Vermittlung der Gegensätze finden nun beide Individuen Befriedigung und fühlen eine Harmonie; deshalb muß jeder jetzt auch die andere Hälfte, also das, was er an sich nicht ist, fühlen; mithin kann durch die Vermittlung nur etwas in den Individuen geweckt worden sein, was bis dahin in ihnen geschlummert hatte. Auch das hat Schiller schon vorgeschaut, wenn er sagte: „Jeder individuelle Mensch trägt der Anlage und Bestimmung nach einen reinen, idealischen (totalen) Menschen in fich, mit defen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist.“ Was also die gegensätzlichen Individuen in ihrer gegenseitigen Hingabe fühlen, das ist die Totalität, die unveränderliche Einheit, den vollkommenen oder harmonischen Menschen. Jetzt haben die Individuen ein Gefühl von dem vollkommenen Menfchen empfangen, und dieses so gewonnene harmonische Gefühl ist das, was man unter der ästhetischen Stimmung verstehen muß. – Die Individuen fühlen damit aber auch die universelle Harmonie, das Wesen der Welt, und so ist die ästhetische Stimmung zugleich der All-Affekt, mithin das Religiöfe; daher Jesus sagte: „Gott ist die Liebe“, und der Philosoph A. Spir erklärte, daß im ästhetischen Aufschwunge das Göttliche unmittelbar da sei im Menschen. Dieses Gefühl darf aber nicht nur Gefühl bleiben, sondern muß zu einer Vorstellung werden, womit dann der Idealmensch ins Bewußtfein tritt. „Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, ist die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieselbe bleibt“, fagte Schiller. Das Erschauen des Ideals ist jedoch dem Genius, dem Dichter und Künstler vorbehalten; der Durchschnittsmensch wird nicht über das bloße Gefühl hinauskommen, und weil ihm dieses Gefühl nicht bewußt wird, so verliert er es wieder. Daher gibt es sowohl in der Freundschaft

 wie in der Liebe wärmere und kühlere Momente, und oft genug kommt es durch den Verlust des Erstgefühls zum Bruch dieser Verhältniffe. Mit der Vorstellung des Idealmenschen ist endlich das Ziel des Lebens und auch das Ziel der Kunst gewonnen, und wiederum ist es Schiller, der dies erkannte; er sagte nicht nur, wie bereits angeführt, daß die Aufgabe des Menschen sei, mit dieser unveränderlichen Einheit sich in LÜbereinstimmung zu setzen, sondern er sprach auch aus: „Mit dem Ideal der Menschheit war zugleich das Ideal der Schönheit gegeben“, wie er in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung überhaupt darauf ausging, „die Schönheit als eine notwendige Bedingung der Menschheit zu erweisen“. So läuft alles darauf hinaus, daß der harmonische oder Ideal-Mensch von uns erstrebt und endlich gelebt werde. Nichts anderes will auch das Christentum mit feiner Forderung: „Also follt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Das harmonische Gefühl, das wir in der Kindheit besaßen, dann aber verloren und in der Freundfchaft und Liebe wieder empfingen, muß uns zum Bewußtsein kommen und nun mit Bewußtsein festgehalten und mehr und mehr in uns konstant werden. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder“, sagte Jesus! Wir kommen also von den christlichen Grundwahrheiten nicht los; unsere verbefferte Einficht und erweiterte Erkenntnis dienen nur dazu, diese Wahrheiten zu bestätigen, fie beffer zu begründen und den natürlichen Weg aufzudecken, wie wir sie erfüllen können. Das Streben nach solcher Harmonie einzuleiten und zu fördern, dazu ist die Kunst berufen; denn die Kunst ist nicht etwa Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck; der Zweck aber ist die fittliche Erhebung und Erhöhung, die Veredelung des Lebens. Sie kann dabei negativ und positiv zu Werke gehen; negativ, indem sie den Menschen einen Spiegel vorhält und ihnen das Leben in einer Disharmonie zeigt, und positiv, indem sie uns das harmonische Menschentum und das Streben nach der Harmonie vorführt; erstere Art ergibt die realistische, letztere die idealistische Kunst. Es ist selbstverständlich, daß die realistische nur

einleitend und vorbereitend wirken kann und demnach nur einen vorübergehenden Wert hat, während die idealistische bleibenden Wert besitzt und die allein wahre Kunst ist. Die ästhetische Stimmung ist ein Zustand, in dem der Mensch zum Gleichgewicht in sich gekommen ist dadurch, daß der Widerstreit zwischen Gefühl und Verstand aufgehoben wurde; Schiller nannte sie daher mit Recht einen Zustand der Freiheit von dem Zwange der Empfindungen und der Begriffe, erwies sie aber auch als einen Zustand der höchsten Bestimmbarkeit, aus dem allein der moralische sich entwickeln könne. „In feinem physischen Zustande erleide der Mensch die Macht der Natur; im ästhetischen erledige er sich dieser Macht, und im moralischen beherrsche er die Natur. Der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urteilen und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird.“ – Wie

 sehr „das gute Handeln“ abhängt von einer „guten Stimmung“, das weiß man selbst in den tiefsten Schichten des Volkes; denn wer einen anderen um eine Nachsicht, eine Wohltat oder irgend eine Gewährung zu bitten hat, der wartet dazu den Augenblick ab, wo der andere „gut gelaunt“ ist! e e k Der Wert der ästhetischen Stimmung ist gleich hoch für die Pädagogik, Hygiene und Pathologie wie für die Kunst und Wiffenschaft. Das ethische Ziel der Erziehung ist der vollkommene oder harmonische Mensch, und deshalb erstrebt die Pädagogik eine harmonische Ausbildung der Zöglinge. Da nun das Kind a priori die Harmonie naiv besitzt, so muß die Pädagogik von diesem Besitz des Kindes ausgehen und überhaupt die Harmonie zur Grundlage der ganzen Erziehung machen. So lange wie möglich soll dem Kinde die kindliche Harmonie erhalten werden dadurch, daß es in einer harmonischen Umgebung bleibe. Sind Eltern und Erzieher, ist die sonstige Umgebung des Kindes harmonisch, so wird dies auch auf das Kind demgemäß wirken; deshalb dürfen auch die öffentlichen Erziehungsanstalten und Schulen nicht fo nüchtern und öde wie bisher bleiben, sondern müffen künstlerisch ausgestaltet werden und ästhetisch wirken. Nicht mit Unrecht sagt der Seelendiätetiker von Feuchtersleben: „Wären wir von Kindheit an gewohnt, unsere Umgebung zu einer freundlichen Ordnung zu gestalten, so würde auch unser Inneres diese Ordnung durch eine harmonische Stimmung abspiegeln. In einem aufgeräumten Zimmer ist auch die Seele aufgeräumt.“ Doch das Kind muß die naive Harmonie verlieren, um bewußt zu werden; deshalb hat die Erziehung Mittel nötig, die den Zöglingen das Verlorene immer wieder zuführen. Da nun das Leben auf Gegensätzlichkeit basiert und Ausgleich der Gegensätze fordert, und da in der gegenfeitigen Hingabe der Gegensätze das harmonische Gefühl empfangen wird, fo wird die Pflege der Freundschaft oberstes Erziehungsmittel werden müffen. Der Erzieher hat individuelle Gegensätze zusammenzuführen, damit sie sich miteinander vermitteln. Die Erstwirkung solcher Freundschaft ist das Gefühl der Befriedigung; nach dieser Sättigung aber treten die Individuen auf fich selbst zurück, und erst wenn das Erstgefühl verflogen ist, erfolgt eine neue Anziehung und Hingabe. Das find eben die schon erwähnten wärmeren und kühleren Momente in der Freundschaft. Der Zweck dieser Vermittlung ist der geistige Ausgleich; erfolgt dieser nicht, verharren vielmehr beide Individuen in ihrem einseitigen Individuellen, so führt die Freundschaft entweder dahin, daß der Schwächere sich dem Willenskräftigeren völlig unterordnet und von diesem beherrscht wird, oder es kommt, wenn sich gleich Willensstarke gegenüberstehen, zum Bruch der Freundschaft, und das Verhältnis kann sogar ins Gegenteil umschlagen und zur Feindschaft werden. Deshalb müffen die Erzieher die eingeleitete Freundschaft überwachen, müffen Konflikte ausgleichen und dürfen nicht dulden, daß der Schwächere unterdrückt wird und in Abhängigkeit gerät,

 und so früh wie möglich muß das in der Hingabe gewonnene harmonische Gefühl ins Bewußtsein gehoben werden und eine Belehrung erfolgen über den Zweck der Freundschaft und die Art des Ausgleichs, und diese Belehrung muß mit dem zunehmenden Verständnis erweitert und vertieft werden. Der Grundsatz der modernen Pädagogik ist: Nihil in intellectu quod non fuerit in sensu! oder „durch die Sinne zur Seele“; darum legt die moderne Erziehung so großen Wert auf die Anschauung und Erfahrung. Ist es nun nicht die größte Inkonsequenz, wenn gerade für das Wichtigste, das Ethische, die Anschauung und Erfahrung völlig ausgeschloffen bleiben und hier alles durch abstrakte Belehrung erreicht werden soll? Gewiß kann auch das Wort, wenn es von Herzen kommt, das

Gemüt erregen, erwärmen und stimmen; nimmermehr aber kann es die Anschauung und Erfahrung ersetzen. Für das Ethische ist die Hauptsache, daß den Zöglingen das Ideal fest in die Seele gesenkt werde; das aber vermag die Belehrung allein nicht. Belehrungen und Unterweisungen können nur die begriffliche Unterlage des Ideals geben, können nur den Begriff „Einheitsmensch“ (als die Einheit der Gegensätze) feststellen, können auch den natürlichen und gesetzmäßigen Weg (Ausgleich der Gegensätze) klarlegen; das Ideal selbst aber können sie nur beschreiben und umschreiben. Dabei bleibt es zweifelhaft, ob die Phantasie der Zöglinge eine richtige oder überhaupt eine Vorstellung vom Ideal bildet. Wenn aber die Vorstellung des Ideals fehlt, so fehlt das Lebensziel, und gerade dieses Lebensziel soll die Jugend klar im Geist und warm im Herzen erfaffen; deshalb muß ihr das Ideal so vorgeführt werden, daß sie es mit den Augen klar schaut, als ein Beglückendes fühlt und als ein Begehrenswertes erkennt, damit sie nach dem Besitze des Beglückenden strebt. Solche Zuführung kann nur durch die Anschauung des Ideals im Kunstbilde geschehen, und diese Anschauung hebt das in der Freundschaft selbst Erfahrene ins Bewußtsein! Die nun folgende Belehrung hat jetzt eine durchaus positive Grundlage und wird das Erfahrene und Angeschaute dem Geiste völlig einverleiben. Mit dem fo zum Bewußtsein gebrachten harmonischen Sein erhalten die jungen Menschenkinder einen Talisman für das ganze Leben: das nach allen Seiten hin bändigende Maß! Mit dem lebendigen Gefühl der Harmonie mag das Individuum hierhin und dahin schwanken, mag es irren und fich verirren, – es muß immer wieder zurück zu dem Verlorenen; ja, je weiter es sich einmal im Leben davon entfernt hat, um so stärker wird der Ekel vor dem Durchlebten, um so größer die Sehnsucht und um so schneller die Flucht nach der verlaffenen Harmonie werden! In bezug auf das Ethische hat die moderne Pädagogik Goethes treffliches Wort noch nicht begriffen: „Anschaun! – wenn es dir gelingt, Daß es erst ins Innre dringt, Dann nach außen wiederkehrt; Bist am herrlichsten belehrt!“

 Auch den Ausgleich der Gegensätze (die christliche Nächsten- und Feindesliebe) muß die reifere Jugend anschauen im Drama. Bedeutung und Wert für das Leben hat die dramatische Dichtung nur dann, wenn sie das menschliche Werden darstellt. Dieses Werden aber ist ein Ausgleichprozeß der Gegensätze in Freundschaft und Liebe, und diesen Ausgleich soll die dramatische Dichtung an typischen Gestalten psychologisch wahr und stimmungsvoll darlegen. Wie aber das menschliche Werden per aspera ad astra, also durch Negation zur Erkenntnis und Vernunft geht, so schließt auch die idealistische Dramatik die Verirrungen nicht aus; fie unterscheidet sich jedoch von der realistischen dadurch, daß sie das wirkliche Leben in Bezug fetzt zur Idee der Menschheit, daß ihr das Nächtige und Tragische nur Entwicklungs- und Durchgangsmomente find, die sie zur Bewußtwerdung der Gestalten verwertet, während die realistische das wirkliche Leben schlechthin darstellt und im Nächtigen des Lebens ganz aufgeht. Die Mindestforderung an ein idealistisches Drama ist daher, daß es die Gestalten aus ihren Irrungen bis zur Erkenntnis des Wahren führen, also positiv abschließen muß; denn trotz des realistischen Kunstgefasels behält Schillers Ausspruch recht: „Die hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlaffen soll, und es gibt keinen ficherern. Probierstein der wahren ästhetischen Güte.“ Damit wird die Bühne auch wieder „eine moralische Anstalt“ und ein Kulturfaktor ersten Ranges. In einer Zeit aber, wo im Geschlechtsbezug die finnliche Seite so überaus stark hervortritt, ist es höchst nötig, daß bereits die reifere Jugend im Drama erkennen lerne, daß auch der Bezug der Geschlechter ein geistiger ist und die Liebe in erster und letzter Linie einen geistigen Ausgleich fordert. Wird nach solcher Anschauung das Aufgenommene in der Lebenslehre noch vertieft, so gewinnt die heranwachsende Jugend ein lebendiges Wiffen vom Wesen und Zweck des Lebens, das für die Lebensführung nicht unfruchtbar bleiben kann. – Das Harmonische ist ja unsere Heimat; denn wir besaßen es als Kinder. Daß so viele diese Heimat völlig vergaßen und so wenige sich dahin zurückfinden, liegt nur daran, daß den Menschen die Harmonie niemals wieder vor Augen gestellt und zugeführt wurde, seitdem sie sie verloren, daß also die Anschauung des Harmonischen und die Belehrung darüber gefehlt haben. Die meisten Verirrungen entstehen dadurch, daß die Menschen nicht wissen, wie sie die Sehnsucht ihrer Seele stillen sollen; darum

suchen sie sie zu betäuben! In der Zerstreuung suchen fie. Erneuung, – aber finden werden sie in der Zersplitterung Verwitterung! Deshalb bedürfen wir einer Kunst, die auf der Harmonie steht nicht nur für die heranwachsende Jugend, sondern auch für die große Menge; denn der Werdeprozeß des Menschen ist mit der Jugenderziehung nicht abgeschloffen; es folgt die Selbsterziehung, und auch sie bedarf der Anregung und Leitung durch rechte Anschauungen in der Kunst,

 die gerade durch ihre erregende Wirkung auf das Gemüt, durch die ästhetische Stimmung, die fie vermitteln, das wirksamste Erziehungsmittel find. – Feuchtersleben sagte: „Halte dich ans Schöne! Vom Schönen lebt nicht nur das Gute im Menschen, sondern auch feine Gef und heit!“ Sehr wahr! Denn was ist „Gesundheit“, was ist „Seuchenfestigkeit“ anderes als „Harmonie der psychophysischen Kräfte“?! Im harmonischen Zustande ist der Organismus geschloffen, und weder physisch noch psychisch kann etwas hinein, was ihm Schaden bringen könnte, und so ist er auch gefeit gegen Ansteckung. Es ist ja allbekannt, daß Angst, Aufregung, niedergedrückte Stimmung, die das Gegenteil von Geschloffenheit und Harmonie find, der Krankheit Tür und Tor öffnen und die größte Ansteckungsgefahr in sich bergen. Das alte Wort: „In corpore sano mens sana“ ist wohl wahr, wird aber zurzeit entschieden überschätzt, da in allen hygienischen Schriften das Geistige völlig hintenan gesetzt wird; und doch ist es der Geist, der lebendig macht, und doch ist es gerade der ästhetisch gestimmte Geist, der das Maß bewahrt und gesund erhält. Der ästhetisch gestimmte Mensch kann weder Schlemmer noch Praffer fein, noch nach irgendwelcher Richtung ausschweifen. „Selbst im Augenblick des höchsten Glückes und der höchsten Not bedürfen wir des Künstlers“, ist ein Wort Goethes. Haben die Widerwärtigkeiten und Wechselfälle des Lebens die Seele erschüttert und in Llnruhe gebracht, so ist es ein harmonisches Kunstwerk der Poesie, Musik oder der bildenden Künste, das die erregten Wogen des Gemütes glättet und zur Ruhe bringt. Wer hätte noch nicht an sich selbst erfahren, daß ein Versenken in eine edle Dichtung, in eine herrliche Musik, ja selbst eine anregende Unterhaltung Kummer und Leid und sogar körperliche Schmerzen vergeffen macht! Ist die Physis aus den Fugen gekommen, so ist es auch wieder der Geist, der fich zusammenfaffen und den in Unordnung geratenen Organismus regulieren muß. Ein verständiger Arzt sucht daher in ernster Krankheit die Stimmung des Patienten zu heben. Krankheit ist Disharmonie des Organismus, und es ist eigentlich selbstverständlich, daß alles Harmonische, sei es in Tönen oder Farben, sei es in Worten oder Formen, wohltätig auf den erkrankten Organismus wirken muß. Daß Musik zur Genesung wesentlich beiträgt, ist bereits erprobt; Physiologen haben experimentell nachgewiesen, daß Musik die Herztätigkeit, den Blutumlauf und die Muskelkraft beeinflußt, und erfahrene Arzte vertreten die Ansicht, daß Musik auch die Krankheitskrisen wohltätig zu lösen vermöge. Freilich kann das nicht jede Musik; hygienisch und pathologisch sowie auch pädagogisch kann nur die Musik und überhaupt die Kunst in Betracht kommen, die harmonisch stimmt. Auch die Farben werden bereits beim Heilverfahren verwendet und wirken wie die Töne verschieden; so find Rot und Gelb mit ihren Abstufungen erregende, Grün und Blau mit ihren Zwischenstufen beruhigende Farben; am wohltätigten auf Auge und Gemüt wird aber eine Farben-

 harmonie wirken, wie sie die Kunst bietet oder doch bieten soll, um so mehr, wenn das in Farben. Dargestellte auch den Geist des Betrachters würdig beschäftigt. Raffaels Sixtina verdankt ihre wunderbare Wirkung nicht zum kleinsten Teil der Harmonie der Farben, die hier so glücklich erreicht wurde. – Endlich ist die ästhetische Stimmung auch die Grundlage alles geistigen Schaffens. Mit Recht erklärt J. G. Vogt: „Daß das geniale Schaffen in erster Linie die uneingeschränkte Harmonie aller Funktionen des schaffenden Künstlers fordert; wo die Emotionssphären nicht im harmonischen Gleichgewicht zueinander stehen, kann nie von einer genialen Betätigungsweise die Rede sein.“ Alles geniale, ob dichterische, künstlerische oder wifenschaftliche, Schaffen ist Vorwegnahme eines Künftigen. Die vorschauende, schöpferische Geisteskraft ist die Phantasie, die als Schöpferkraft in unserm Naturgrunde wurzeln muß, und die deshalb – wie Dühring richtig sagt – „in einer analogen Weise wie die Natur arbeitet und demnach eine Instanz ist, bei welcher

man auf wichtige Aufschlüffe über die Weltverfaffung zu rechnen hat“. Nun ist der Naturgrund die Einheit oder Harmonie aller Kräfte; und so kann auch die Phantasie nur dann mit der Ursprünglichkeit und Wahrheit der Natur schaffen, wenn sie auf der Einheit oder Harmonie der Geisteskräfte steht. Diese Einheit der Geisteskräfte aber ist vorhanden in der ästhetischen Stimmung; mithin gibt es nur eine untrügliche Phantasie, und das ist die ästhetische Phantasie. Die Phantasie kann sich mit jeder einzelnen Geisteskraft verbinden, wird aber in solcher Isolierung trüglich; eint sie sich z. B. mit einem schwärmerischen Gefühl, so verliert sie sich in Phantastik und Mystik, und operiert sie allein mit dem Intellekt, so gerät sie in unfruchtbare Begriffsspekulationen; in beiden Fällen verliert der Geist den realen Boden und verschweift ins Nebelhafte, Ungewife. Nur die auf der geistigen Harmonie stehende ästhetische Phantasie ist die Instanz, bei welcher auf wichtige Aufschlüffe über die Weltverfaffung zu rechnen ist. Wenn aber J. G. Vogt erklärt: „Der Künstler allein steht an den Pforten der Wesenheit der Substanz; was durch feine Seele fließt, kommt aus dem Born des unfaßbar Erhabenen, aus der Weltseele felbst“, – und wenn auch Dühring, sonst der Vertreter „des fouveränen Denkens“, eingesteht, „daß nicht die Wiffenfchaft, sondern die auf Grund der Wiffenschaft gestaltende Kunst den Charakter der Natur erfaßt“, fo täuschen sich beide Denker. Kunst und Wiffenschaft sind nur zwei verschiedene Zweige aus derselben Wurzel, und diese Wurzel ist das Urreligiöse, nämlich das Gefühl der Einheit des Lebens, und nur der Künstler steht an den Pforten der Wesenheit der Substanz, defen Schöpferkraft aus diesem Grunde quillt, der also mit der ästhetischen Phantasie schafft. Auf diesem Boden aber kann nicht nur, sondern muß auch die Wiffenschaft stehen, wenn sie den Charakter der Natur erfaffen soll, und weil die Kunst und Wiffenschaft so selten auf diesem Boden standen, deshalb find so viele Verfeh-

 lungen auf ihren Gebieten zu verzeichnen. Es ist wertvoll, daß zwei hervorragende Denker und Wiffenschafter die ästhetische Stimmung als die letzte und höchste Erkenntnisquelle anerkennen; denn was wir sowohl in der Kunst wie in der Wiffenschaft begreifen müffen, ist: daß nur mit der Summe der Geisteskräfte der wahre Sinn und Wert des Lebens zu erfaffen ist, wie auch wirkend erst das wahre Leben aus der Kräfte wohlvereintem Streben fich erheben kann. Darum sagte Goethe: „Wer den Schatz, das Schöne, heben will, bedarf der höchsten Kunst: Magie der Weisen!“ d. h. er bedarf des Ahnungsvollen des Gemütes und eines abgeklärten Wiffens. Nur dann, wenn Gefühl und Denken sich durchdringen zu einer Einheit, wird das Tiefte geschaut. Diese Einheit des Fühlens und Denkens, des Unbewußten und Bewußten – von „Natur und Geist“ ist nicht nur der Grund unserer Natur, sondern der Grund der Natur überhaupt; sie ist das unerforschliche Gotteswesen und der unversiegbare Quell alles Lebens; und darin eben liegt die hohe Bedeutung der ästhetischen Stimmung für die Erziehung, liegt ihre hygienische und pathologische Wunderkraft, liegt endlich auch ihre künstlerische und wissenschaftliche Produktivität, daß sie uns in diesen ewig sprudelnden Lebensquell wieder zurückfinken läßt, indem sie unser Fühlen und Denken immer wieder in Einklang bringt. 49Träumerschritte Von Hans Edward Müller O wie die süßen Tage schwinden, Und weil nun fommerleichte Blüte Da neu mir Lieb” und Leben grünt, In tausend schweren Dolden hängt, Da mich der Tag mit hellen Winden Und eine grenzenlose Güte Von alter Sündenlast entfühnt. Befruchtend in mein Herz fich senkt, Ich hatte zuviel Kraft verschwendet. Weil goldner Schein auf Wolkenbergen An Dinge, die der Kraft nicht wert: Mir diesen Abend still bekrönt, Und doch, da sich ein Glück vollendet, Llnd flußhinab von frohen Fergen Ift heut' mein Herz wie unversehrt! Ein Lied zu mir herübertönt – – Weil füß wie Traum und ohne Klage Der schöne Tag hinunterfährt, Und selbst der Sturm vergangner Tage In Rosenschimmer fich verklärt: Wird jeder Windhauch mir ein Segen Auf Gottes stillgeheimer Spur. – – Ich gehe, wie Verliebte pflegen, In tiefen Träumen durch die Flur. FR

Die Försterbuben Ein Schicksal aus den steirischen Alpen Von Peter Rosegger (Fortsetzung) Meine Schuld er Holzstoß war endlich in feinen Gluten zusammengestürzt und hatte D noch in diesem Sturze einen feurigen Regen in den nächtlichen Himmel emporgesandt. Die Feuerlohe sowie auch der Trank, der in Buschschänken aus mehreren Fäffern strömte, hatte die Leute berauscht. All' böse Art, Hoffart und Falschheit, Feigheit und wilde Luft war, wie der Feuerspruch dargetan, verbrannt worden. Doch diese Brut erhob immer aufs neue ihre

zischenden Häupter aus der Glut. Jene Musikanten, die am Fronleichnamstag dem Sakrament gehuldigt, bliefen jetzt auf ihrem schrillenden Bleche Kampf- und Luftweisen. Was Range war, das raufte und bockte grölend in den nahen Büschen herum, was Mann und Weib war, das tanzte um die große Glutstätte. Etliche wollten versuchen, durch das Feuer zu springen nach alter Sitte. Dazu war der Pfuhl noch zu üppig. Derbe Burschen stießen mit langen Stangen in den glostenden Holzbränden herum, und erst als die tote Asche dalag, machte sich mancher Recke erbötig, durch das Feuer zu gehen. Aber noch war das Sonnwendfeuer nicht verloht und verglost auf dem Ringstein, als die Botschaft laut wurde, der Förster Rufmann habe sich das Leben genommen. In die Ach wäre er gesprungen, und die Leute möchten schnell hinabkommen, um den Leichnam zu bergen. Das war wie eine Erweckung. Trotz Mitternacht dachte niemand an Heimkehr. Aus harzigem Kien waren Holzbündel bereit, mit denen sie den Abstieg hatten beleuchten und unter Fackelschein in die Dörfer marschieren wollen. Solche zündeten sie jetzt an, und die roten Lichter strichen zuckend durch das Gestämme dahin. Männer hatten die Stangen erfaßt, mit denen das Feuer geschürt worden war, und eilten talwärts. Etliche hatten am Ende der Stange Nägelhaken festgemacht. So wenig fiel des Lebenden gedacht, den

 Leblosen wollten sie nicht preisgeben. Sie kamen in das Hochtal und zogen mit den Fackeln am Rande der Ach auf und nieder die halbe Nacht. An dem neuen Sägewerk, wo schon ein Stück Wehr in das Waffer hineingebaut war, hatten sie den Michelwirt getroffen. Er stand auf dem Geschütte und schaute in den Fluß, ging etliche Schritte weiter und stand still und schaute ins brausende Waffer. Sie fragten ihn, ob er etwas wife; er gab keine Antwort. Jetzt stieß auch der Gerhalt auf ihn. „Gefürchtet hab' ich's ja, gefürchtet hab' ich's!“ sagte er zum Wirte. Der gab keine Antwort. „Gott und Herr, wie ist denn das zugegangen? So red, Michel, so sag's?“ Sagte der Michel: „Kein Mensch kann's glauben.“ „Wo ist's geschehen?“ „Auf der Brucken.“ „Und hat ihn nit können halten? Michel, ich hab' dir's so fest auf getragen!“ „Jetzt hebst du auch an!“ schrie der Michel wild erregt. Dann verlor er sich. An beiden Ufern des Fluffes jede Böschung und jeden Tümpel haben fie abgesucht. Wo Arm- oder Wurzelwerk des Gebüsches ins Waffer niedergriff, da haben sie hineingeleuchtet. Unten an dem alten Sägewerk des Gerhalt hofften sie ihn sicher zu finden, denn dort wurde der Fluß durch einen Vorbau gebrochen. Aber die Leiche war nicht da und auch nicht im Fluder und nicht im Tümpel unter dem Radwerk. Unterhalb der Säge wallt die Ach breit und mit vermindertem Gefälle dahin, der Mur zu. Sie haben ihn nicht in der Tauernach und nicht in der Mur gefunden. „Er ist feinen Buben nachgefahren nach Löwenburg“, sagten die Leute. Am Abend des nächsten Tages, auf der Sandbank bei Ruppersbach, da lag er ausgeworfen, ein Häuflein Tod. Der Fischer hatte zuerst gemeint, es sei ein alter Lappen, den jemand weggeworfen. Zerriffen, zerknüllt, voller Sand und Schlamm, aber noch kenntlich - der Förster Rufmann. Drei alte Bauern standen beisammen, als man ihn nach der Totenkammer brachte. „Das muß ich sagen, um den Mann ist's schad". Hätt' noch lang" leben können, wie der noch fest ist gewest. Aber - an einer Stell' hätt' ich's auch mit anders g'macht.“ „Und wenn man sich bei so einem Unglück mit totmachen kunnt, müßt man sich frei neun Klafter tief in die Erden verkriechen.“ „Was fagt denn aber, wenn er jetzt mit in den Friedhof darf - han!“ „Wenn ein folches Absterben mit verziehen wird, nachher - jetzt hätt' ich aber bald was gesagt!“ „Da gehn wir all" miteinander zum Pfarrer und verlangen’s!“

 „Ist nicht vonnöten“, sagte ein Hinzugetretener. „O, Hochwürden! Wir küfen die Hand!“ „Ihr glaubt also, euer Pfarrer würde einen unglücklichen Mitbruder dort verscharren laffen, wo ihr alten Heiden alljährlich den Fasching zu begraben pflegt!“ - Aus Sandwiesen war Frau Apollonia mit ihrer Tochter heimgekehrt. Als fie von dem geschehenen Unheile vernommen hatten, dachten sie an den Vater. Helenerl war noch schweigsamer als sonst. Nur einmal, gleich wie fie vernommen, wer die Mörder des Fremden gewesen, hatte sie kurz und scharf gesagt: „Das ist nit wahr!“ Wie sie hernach von den unwiderleglichen Beweisen hörte und daß es der Student eingestanden habe, sagte das Mädel nicht ein Wort mehr. Sie war wie zu Stein geworden. Den Vater fanden sie oben in einem Stübchen. Niemand hatte er zu sich hineingelaffen. Als jetzt Frau und Kind vor ihm standen,

reichte er ihnen die Hand: „Das ist ein Unglück worden! Hättet noch in Sandwiesen sollen bleiben. 's wär' beffer gewest.“ Und nichts weiter. Jetzt ist das Mädchen zu sich gekommen, der Mutter an die Brust gefallen: „Der Vater! Wie er ausschaut! Ich kenn' ihn ja nimmer! Ganz hintersinnig ist er.“ Und Frau Apollonia: „Wenn dein Vater was hat, da ist's am besten, man laßt ihn allein. Er ist schon lang" nimmer recht beisam". Weiß Gott, wie er fertig werden wird mit allem, was uns etwan noch bevorsteht.“ Der Michel war ja froh, feine Leute in der Nähe zu wissen, aber sprechen wollte und konnte er nicht mit ihnen. Über schwere Anliegen sprechen, das hatte er nur mit einem gekonnt. Und da war's ihm jetzt, er müffe Hut und Stock nehmen und hinaufgehen ins Forsthaus. Den Rufmann, wenn er hätte fragen können, ob es ihm jetzt recht fei? Er hatte ihm ja feinen Willen getan, er war ihm ja treu gewesen. Und Rufmann würde zu ihm hintreten, nebelleicht und nebelblaß, aber schön und gütig, und würde sagen: Ja, Michel, so ist's am besten! – Und wenn er nicht mehr kommen kann, weil er nichts ist, kein Nebel und kein Traum mehr, dann ist's erst recht am besten, dann hat alle Qual und alle Ursach" zur Qual auf ewig ein Ende. So, wenn sich alle Menschen gegenseitig brüderlich forthelfen wollten aus dieser falschen Welt! – Aber halt der liebe Mut! Solange den meisten noch der Mut fehlt, suchen wir den Tröster im Faß. Er unterbrach fein Denken, kam aber bald wieder darauf zurück. – Jetzt feh' ich's wohl, daß der Nathan Böhme – Gott selig! – eine falsche Lehr" hat gepredigt. Der Wein ein Gift! Just im Gegenteil, der Wein tut's aufs allerbest". Der Wein macht schöne Einbildungen, also eine schöne Welt – was will man denn noch mehr? Wo gibt's denn einen größeren Wohltäter, der uns glückselig hinwegtäuscht über diese schreckbare Verdammung! Nein, nein, ich bin schon recht mit dem Wirtshaus und will mir neue Gebinde anschaffen. Und je mehr ihrer bei mir Sorg" und Kummer verlieren und sich das Elend kürzen, um so besser erfüll’ ich die Nächstenlieb". – Komm, du güldener Trank, auch mir mußt du's jetzt sein. Mußt ja mein Rufmann sein! –

 Das Dorf rüstete sich zum Begräbnisse. Als der Michel ein schwarzes Gewand verlangte, da riet Frau Apollonia in aller Güte: „Mann, bleib du das mal daheim. Oder fahr aus, fahr nach Sandwiesen oder wohin du willst. Auf den Kirchhof, das ist heut' nix für dich, schau, Michel, sei g'scheit.“ Er schaute sie bloß betrübt an. Hatte nicht eine heimliche Stimme ihm schon denselben Rat gegeben? War's ihm nicht manchmal zumute: Weit weg! Nur weit weg! – Doch, wozu denn fliehen, wenn er recht getan? – Er zog sich also an und ging nach Ruppersbach. Nicht auf der Straße unter den Leuten, sondern an den Feldrainen ging er hin, an den Hecken und über das junge Grün bebauter Acker mußte er schreiten bis zur langen, weißen Mauer hin. Der Kirchhof war voller Menschen; fie beteten laut ein eintöniges Gebet. Der kleine Mann mit dem schwarzen Bart drängte sich duckend durch bis nahe ans Grab. Aber doch nicht in die vorderste Reihe. Die Leute stolperten über frische Hügel, die nebenhin in einer Reihe waren, und jeder Hügel hatte ein Holzkreuzlein auf sich stecken mit dem Namen des Schläfers. Den meisten ist dieses arme Kreuz ein erstes und ein letztes Denkmal, nur wenige bekommen später ein steinernes oder eisernes. Ob aus Holz oder Stein, dieses Kreuz ist allen leicht. Von der Totenkammer her den kurzen Weg kamen die Priester und die Chorknaben mit den Weihrauchgefäßen und der Schullehrer mit den Sängern und die Träger mit dem Sarge. Ein langer, schmaler Sarg, schwarz angestrichen, ganz schmucklos. Nun ließen sie ihn nieder und senkten ihn hinein – in ein sehr enges, sehr tiefes Grab. Dem Michel tat's wohl, daß es so tief war. Lautere Erde, da kommt von diesem schrecklichen Lebenstraum nichts mehr dazu. Er hatte eben eine liebliche Ruhe empfunden, beinahe als ob er selbst ausgestreckt läge da unten in der kühlen Erde. Nun aber kam ein Grauen, denn sie fangen dem toten Sangesfreunde ein Lied: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, Mein Leib, nach kurzer Ruh'!“ Als das Lied aus war, sagte in der Nähe jemand halblaut: „Am Jüngsten Tag, da werden zwei junge Büßer neben ihm stehen auf der rechten Seiten.“ Dann sprach der Pfarrer feinen Segen: Requiescat in pace! Dann sprengte er Weihwaffer hinab und warf drei kleine Schaufeln voll Erde auf den Sarg. Es dröhnte hohl, als sei nichts drinnen. Nun drängten sich die Leute ans Grab, um auch ihr Schäuflein Erde hinabzuwerfen über den guten Förster Rufmann. Nur der Michel duckte sich nach rückwärts und warf keine Scholle hinab. Als das Volk den Kirchhof verließ, entstand am Ausgang ein Gedränge. Dort hatte sich eine Gruppe gebildet, die nicht weiter

wollte, so daß sich die Leute stauten. Eine Neuigkeit war da, der Briefträger war aus dem Amte gelaufen, keuchend dem Kirchhof zu, und erzählte, daß aus Löwenburg eben zwei Depeschen eingetroffen seien, eine ans Gemeindeamt Eustachen und eine an den Förster Rufmann. Die Försterbuben kommen

 wieder heim! Sie find's nicht! Es hat sich herausgestellt, sie find unschuldig! – Wie ein Erdbeben geht diese Botschaft durch die Menge. Unschuldig! Unschuldig! Unschuldig! – Alles drängte ans Grab zurück, um es hinabzurufen, um ihn zu wecken: Steh auf, Rufmann! Deine Söhne find unschuldig, sie sind frei, die kommen wieder heim. Heute noch! O, gekreuzigter Heiland, nur den laß noch einmal aufstehen! – Weil es aber stille blieb im tiefen Grabe, und weil er nicht aufstand, so brach ein Klagen aus, ein Schreien und Schluchzen. Mehrere waren geradezu zornig und riefen: „Daß er mit ein paar Täg hat warten können! Bei so was wartet man doch die Gerichtsverhandlung ab!" „Bal er's ja selber eingestanden hat, der Student!" rief ein zweiter. „Wird sich doch der Mensch aus Spaß mit laffen henken!" Darauf ein dritter: „Erstens wird ein fünfzehnjähriger Bub" mit gehenkt. Zweitens wird's kein Spaß fein g'west. Der Student ist ein Rappelkopf. Er kann sich haben denkt, wenn's mir die Wahrheit eh nit glauben, so lüg' ich sie halt an. Tun's mir was, so rait' ich's halt fürs Sterben." „Aber du heilige Maria und Anna, wer wird's denn nachher g'westfein!" „Weiß Gott, was wir noch für Neuigkeiten werden hören!" Ahnliche Gespräche wurden überall geführt, auf dem Kirchhof, auf dem Dorfplatz. Alles war voller Freuden über die Unschuld der jungen Burschen und voller Entrüstung darüber, daß es der Vater nicht hat erwarten können. Und alles war voller Vergnügen darüber, daß sich so merkwürdige Sachen zutragen in Eustachen und Ruppersbach und Löwenburg. – Ein einziger war, den die Nachricht von der Freilaffung der Försterbuben zu Boden geschmettert hatte, wie der Blitzstrahl einen hohlen Baum. Es war der, den die Heimkehr der Burschen ins höchste Glück versetzt haben würde, wäre Rufmann noch am Leben. Sie sind unschuldig, sie kommen wieder! Alles ist aus, und jetzt ist's an mir! – So der arme Michelwirt. Etliche, die ihn beobachteten, wie totenblaß, wie verstört, wie gebrochen der Wirt in die Kirche schwankte, die mußten wohl gerührt fein über diese treue Freundschaft, mit der er an dem unglücklichen Kameraden und Sangesbruder hing. An ihm, der so hat verzweifeln müffen an seinen Kindern und nimmer hat warten können. Die Kirche zu Ruppersbach war überfüllt. Was in den zwei Dörfern und Umgebung loskonnte von der Wirtschaft, das war gekommen zur Totenmeffe für den Förster. Am Hochaltare prangten sechs Lichter, an deren Leuchtern sechs Totenschädel waren. Der Pfarrer hatte ein Meßkleid über, schwarz von Farbe und mit einem großen weißen Kreuz. Er las eine stille Meffe, bei der nur manchmal das Gemurmel der lateinischen Gebete und das Anschlagen des Altarglöckleins gehört wurde. Viele, die in ihren Bänken saßen, brannten vor sich Kerzen. In solchen Stunden können die Menschen andächtig beten. Sie gedenken des Toten, den sie eben in die Erde gelegt. Sie gedenken ihrer eigenen Eltern, Kinder, Geschwister, Freunde,

M. v. Schwind Die hl. Elisabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg

–. S ..." UL

 Das Böse ist Einbildung, das Gute ist wirklich Am Nachmittag desselben Tagesbesuchte der Ortsvorsteher den Michelwirt. Er fand ihn in einem Zustand, daß es ihm beikam: Am Ende ist er's wirklich! Ob er sich könnte ausweisen? Etliche sagen, er wär' wohl daheim g'west am selbigen Tag. Andere sagen, er wär' nit daheim g'west. Als der Wirt den Gerhalt fah, breitete er die Arme aus: „Hilf mir, Nachbar, hilf mir! – Dank dir's nur Gott, daß du gekommen bist, ich kann's nimmer dertragen. Schau dir einmal das an!" Er hielt ihm die Depesche hin: „Da steht's. Förster Rufmann, Eustachen ob Ruppersbach. Unschuld der Söhne klar erwiesen. Treffen noch heute zu Hause ein. Strählau, Gerichtsrat." Als der Gerhalt gelesen hatte, murmelte er: „Kommen heim, und was finden fie?" „Ich kann's nit dertragen, Nachbar. Keinen Menschen kann ich's eingestehen, aber du mußt mich anhören. Macht mit mir, was ihr wollt." Dem Gerhalt verschlug's den Atem. „Michel," sagte er dann, „ich kann schon was dertragen, aber wenn's zu grob follt" werden – zu grob!" Der Michel saß auf einer Truhe und

stützte den Ellbogen aufs Knie, und mit der Hand verhüllte er sich die Augen. „Gerhalt," sagte er dann und stieß die Worte kurz und dumpf hervor, „du bist ein redlicher Mann. Wenn du glaubst, daß du es anzeigen mußt, so tu's. Sonst behalt's bei dir. Mir felber wegen ist schon alles einerlei. Nur meiner Familie wegen... Seine Söhne. Was ich hab', das soll ja ihnen gehören, alles. Ich mit mir bin fertig. Das einzige, was ich noch tun soll auf der Welt, das kann ich nit. Einen Toten aufwecken." Die derbe Gestalt des Gemeindevorstehers begann zu zucken, und er sprach herbe: „Michelwirt, wenn du mir was zu sagen hat, so sag's! Mir wird alleweil letzer. Vielleicht daß es am besten ist, du gehst geraden Wegs nach Löwenburg." „Martin Gerhalt! Vor ein paar Tagen, wie du mich beim Ruf mann allein hat gelaffen, da hast du mir's streng aufgetragen, daß ich acht sollt' geben auf ihn. – In der alten Bibel – bald am Anfang – steht die G'schicht", wie ihn der Herr fragt: Wo ist dein Bruder Abel? – Gerhalt, du hast mich zum Hüter gestellt. – Wenn du geblieben wärst und gesehen hättest, wie schreckbar der arme Mensch hat gelitten, und kein End", keins, solange er lebt. – Das Erbarmen! Mich hat das Erbarmen verführt. Und auch Gedanken, gottlos törichte Gedanken. Nachbar! es ist eine Sünd" geschehen, für die ich keinen Namen weiß. Ein gottlos hoffärtiges Denken. Daß all miteinander nix ist auf der Welt, und eine Wohltat, wenn man die Einbildung kunnt löschen. Jesus Maria! und jetzt ist doch was. Unschuldig sind sie und kommen wieder heim. Nur das Böfe ist Einbildung und das Gute ist wirklich! Und ich hab's verkehrt genommen, verkehrt. Die ewige Ruh" hab' ich gemeint, die sollt"

 ihm ein Freund vergunnen. – Ich hab' gewußt, daß er's will tun, und hab's übersehen. Gegen die Ach geht er, und hab' ihn nicht zurückgehalten. Aus Erbarmnis hab' ich ihn laffen hingehen, mit Absicht hab' ich's verjäumt – mit Absicht. Noch im letzten Augenblick hab' ich ihn freilich zurückrufen wollen. Ist zu spät g'west... Gerhalt, jetzt weißt du's." Der Vorsteher war aufgestanden und hob aus der breiten Brust einen tiefen Atemzug und einen Seufzer: „Gott sei Dank!" Aber der Michel fing an zu toben. „Wenn ich ihn hätt" zurückgehalten – wie wär' heut' alles in Freuden! – Kommen glückselig heim und finden das Grab, und alles ist aus. Und ich, die Schuld. Ich ganz allein... Wie kann einer da Gott sei Dank sagen!" „Weil's noch schlimmer sein kunnt, mein lieber Michelwirt." „Noch schlimmer, wie meinst du das?" „Du weißt nit, was die Leut' reden, die's jetzt wissen, daß es die Försterbuben nit find, und mit wissen, wer es ist. Und du tust in der Kirchen den Schrei..." Jetzt schaute der Michel her. „Die Leut' werden doch mit mich" – er lachte auf „Gelt, Michel! Das wär' erst das größt" Unglück, das wär's erst!" Wurde der Wirt nachdenklich und sagte: „Hast recht, Gerhalt, das wär's erst. Aber hörst du: Ist's mit dasselbe?" „Das nit, Michel. Mord und dein Erbarmnis, das ist ein Unterschied." „Ich wollt's gewesen sein beim Preußen, wenn's drum ging, daß der Rufmann noch tät" leben!" „Du kannst an seinen Söhnen was tun." „Das hab' ich mir wohl heilig für genommen, ihr Vater will ich sein. Wenn's mich mögen. Gelt, Martin, du tust für mich bitten. Ich werd' ihnen jetzt entgegenfahren." „Entgegenfahren willst ihnen? Michel, das sollst du nit tun," riet der Gerhalt ab, „du bist nit genug beisamm' jetzt." „Wenn fiel in der Früh" von Löwenburg fort sind, so mögen sie in ein paar Stunden da sein. Bis über Ruppersbach hinaus will ich ihnen entgegen. Es wird mir leichter fein, wenn ich sie wiederseh'." Der Gerhalt fann nach, wie das jetzt zu machen wäre: „Wenn du glaubt, daß du stark genug bist! Es wird was setzen, mein Lieber, wenn fie hören, daß der Vater –" „Das werden's schon wissen." „Wer nit muß, sagt's ihnen mit. Auf jeden Fall, Michel, muß ich dir den Rat geben, daß du ihnen ja nit gleich sagt, daß du – daß du ihn so hast verhalten. – Wenn's überhaupt wer zu wissen braucht? "leicht ist's beffer, Nachbar, wir sind still. Zu ändern ist doch nix mehr. Tät" das Unglück nur noch größer machen. Vor dem Gericht hättest dich wohl eh nit zu scheuen, so weit steht die Sach" mit. Weißt, Wirt, gar so himmel-

 schwer muß man das auch nit nehmen. Absichtlich versehen, versäumt! Was weißt denn du, wie dir in derselben Stund" ist g'west! In so einem Schreck, in so einem Jammer! Da weiß ja kein Mensch, was er denkt und tut. Du bist nit bei dir selber g'west. Wärst du bei dir selber g'west wie heut', du hättest es so wenig "tan wie heut', wenn's wieder so wär". Also schau!" „Das Richtige wär' g'wesen, ich – ich hätt's ihm gleich nachgemacht." „– und hättest dir alle Brucken abgebrochen zurück, wo noch was gutzumachen ist. Was hätt' denn aus

den armen Burschen werden können, wenn gar niemand mehr auffie schaut? Und hat mit auch selber Weib und Kind? Geh, Michel, sei mit dumm. Was geschehen ist, ist geschehen, und wir zwei find still und wecken's nimmer auf, verstehst?“ „Mich däucht, die verschwiegene Sünd" ist noch schwerer zu tragen.“ „Was hast, wenn du's jagt? Dein Lebtag hat es auf dem Buckel, jeder Lump wird dir's reimen. Und das mußt auch bedenken. Wenn du's gesteht, kannst du für die Buben gar nix tun. Glaubt denn du, diese Trutzköpf” werden was annehmen von dem, der ihnen so den Vater hat verhütet?“ „Du hast recht, Martin,“ antwortete der Michel, „aber meint, es wär' nit schon zu viel gesagt?“ „Nix ist gesagt. Dem Geistlichen hat es nachgesagt, wie es jeder tun sollt” bei der Meß. Wie es jetzt steht, jetzt hab' ich kein” Angst mehr.“ „Nachbar,“ sprach der Michel und faßte seinen Arm, „Nachbar, an dich halt' ich mich jetzt, und ist mir schon leichter, weil einer ist, der mir tragen hilft. Das soll dir Gott vergelten. Vielleicht, daß es doch noch einmal anders wird. Jetzt ist's wohl zum Verzagen. – Wenn mir unser Herrgott ein Zeichen wollt" geben, daß meine Sünd' nit gar so schreckbar wär' – nit gar so schreckbar.“ „Wenn die Buben deine Lieb" annehmen – das kannst du für ein solches Zeichen halten. Es wird am g'scheitesten fein, Michel, ich fahr' mit dir.“ „Jetzt? Mit mir? Den Buben entgegen?“ sagte der Wirt. „Gerhalt, möcht' dich wohl recht schön bitten, laß das fein. Schau, kannst dir's denken, wenn neben meiner einer sitzt, der alles weiß, wie soll ich da den rechten Schick haben? Auf Verstellung muß ich mich jetzt verlegen, auf Falschheit in meinen alten Tagen.“ „So fahr allein. Aber iß vorher zu Mittag. Die Frau Apollonia hat mir's gesteckt, daß du heut' noch nix Warmes in den Magen genommen hättest. Jß wieder einmal ordentlich und nachher fahr. Fahr deinen Buben entgegen.“ (Fortsetzung folgt)

Aussprüche von Friedrich Vischer Das Moralische versteht sich immer von selbst. (Auch Einer. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) Eine Welt, wo so viel gelacht wird, kann so schlecht nicht sein. (Auch Einer.) Wenn die Menschheit nur noch zum Gemeinen lacht, Dann ist's Zeit, daß alles verkracht. (Lyrische Gänge. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) Was schützt vor ungerader Bahn, Bewahrt vor Lügen und Trügen? Lüg allererst dich selbst nicht an, Wirst andre nicht belügen. (Lyrische Gänge.) Menschen, die einander ohne tatsächlich klaren Grund nicht trauen, trauen sich selber nicht. (Auch Einer.) Die meisten Menschen wissen sich nicht zu behandeln, daher stehen sie mit fich felbst auf so schlechtem Fuße. (Auch Einer.) Jung fein ist Glück und vergeht wie Dunst, Jung bleiben ist mehr und ist eine Kunst. (eyrische Gänge) Seit ich nicht mehr glaube, bin ich erst religiös geworden. Auch einer) Wer recht zusieht, wie die Kirche geworden ist, muß auch begreifen, daß sie einst vergehen wird. Der Staat muß die Kirche zerstören, um die Religion zu retten. (Auch Einer.) Wäre die Religion nicht zum Mechanismus und Beamtenstaat der Kirche vergröbert, so wäre die Schule nichts anderes als ein Zweig der religiösen Tätigkeit. Nun aber ist Religion und Kirche erstarrt, und da bleibt nichts anderes übrig: wir müffen trennen, die Schule muß frei von der Kirche sein. Der Staat ist religiöser geworden als die Kirche, und jenem gehört die Schule. (Rede im Frankfurter Parlament, 18. Sept. 1848)

 Die Philosophie hat unmittelbar allerdings keinen praktischen Beruf, wohl aber wird fie, wenn sie als allgemeine Bildung in die Maffe zurückgeströmt ist, eine ungeheure Macht, von welcher man gar nicht mehr fragen kann, ob sie auch praktisch wirken könne und dürfe, weil sie die Praxis selbst ist. Natur Natur, du seltsam Ding! Am einen Ende gemein, Am anderen seelisch fein Und doch geschloßner Ring! (Lyrische Gänge.) Dem Deutschen soll das Weib bis in reife Jahre Mysterium bleiben; sonst verkommt sein Seelenleben, verlottert, fault im Kern, wird gemein. (Auch Einer.) Dämonisch ist das Weib, defen Reiz noch fortwirkt, während man sie schon verachtet. (Auch Einer) Den Kuß und dann die Kralle. So find sie alle. (Auch Einer.) Die Geschlechter mögen einander necken, schließlich aber soll der Mann das Weib ehren, weil er aus Weibes Schoße stammt. (Auch Einer.) Von der Poesie erwartet die Menge nichts anderes als einen Aufputz verbrauchter Vorstellungen, ihr ordinäres Weltbild in neuem Rahmen oder neufarbigem Umschlag. Alles Werk der Kunst und Dichtung ist echt nur dann, wenn es durch und durch den Charakter eines Traumes trägt, der sich als innere Wahrheit bewährt. Die Klassiker waren so glücklich, nichts von Klassizismus zu wissen. Daß die hohen Werke der Kunst und die gegenwärtige Umgebung

der Wirklichkeit nicht einander widersprechen, sondern zusammenstimmen, darauf beruht der ideale Zustand, in den uns Italien versetzt. Eine gründliche Revolution müßte sich auch dadurch bewähren, daß fie der Barbarei der modernen Kulturformen ein Ende machte. (Frankfurter Parlamentsalbum, 1849) Revolutionen find Sturm gegen Reaktion und machen neue, größere Reaktion; sie wollen Freiheit und schaffen. Unfreiheit, weil sie die Freiheit negativ verstehen. Welcher Denkende wird verkennen, daß das Menschengeschlecht unserer alten europäischen Staaten, wenn es heute die Republik hätte, fiel morgen so verwirren und zerrütten würde, daß sie in die Despotie umschlüge? Ein Volk, dem zu Ehren der Weltgeist den Tag von Sedan eingeleitet hat, kann nicht so bald verlottern. (Auch Einer.) CBSW-

Tierfabel Ein Seitenstück zum „modernen Weib" im Juniheft des Türmers Von H. Voß evolution unter den Gänsen! Das weibliche Geschlecht wollte nicht mehr die Herrschaft des männlichen erdulden. Eine Erzgans hatte Vorträge eines weiblichen Schwans gehört und war dadurch auf den Gedanken gekommen, daß die Gänseriche nichts taugten. Sie fand es auf einmal unwürdig, sich solchen Schwachköpfen, Modefexen und wie die Liebesbezeichnungen in der Gänsesprache sonst lauten mochten, unterzuordnen. „Frei müffen wir fein", schnatterte die Erzgans und schmiedete ein Komplott mit den anderen Gänsen, für ihr Ideal, für das Gänseideal zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben. Sie rupften sich die Federn aus und hüllten sich in ein schillerndes Gewand und stolzierten umher als etwas Höheres, nur noch der Gänseschnabel und die Gänseaugen und die Gänsesprache verrieten ihren Ursprung. Die Gänseriche dagegen steckten sich in zu enge Beinkleider, in zu enge und zu kurze Röcke, und ihre Füße in zu lange Schuhe. Um den Hals taten sie einen viel zu hohen Stehkragen, daß kaum etwas vom Gänsekopf zu sehen übrig blieb. So ausgerüstet zogen sie mutig los gegen die Gänsedamen. Nun schimpften beide Teile auf echt „gänfisch" und verfolgten sich mit ihrem Haß, wo immer fie konnten. Doch auf die Dauer wurde der Zustand unerträglich. Keine der beiden Parteien fiegte, es schien ein Kleinkrieg („Gänseklein"? D. T) ohne Ende zu werden. Fast zu gleicher Zeit beschloffen da die feindlichen Parteien, je einen Abgesandten an die Gesellschaft der Schwäne zu schicken. Der Erzgänserich wurde zum männlichen, die Erzgans zum weiblichen Schwan gesandt. Sie zogen auf verschiedenen Bahnen aus, fragten sich mühsam hin zu den Schwänen und staunten nicht wenig, als sie sich in einer Grotte zusammenfanden. „Mir wurde gesagt," schnatterte der Erzgänserich, „daß hier mein Kollege, der Schwan, wohne?" „Und mir, daß hier mein Kollegin wohnt -"

 „Euch ist recht berichtet worden," hörten sie neben fich mit weicher Stimme sagen, „was wollt ihr von uns?" Zwei schöne schneeweiße Vögel, in nichts voneinander zu unterscheiden, waren langsam und majestätisch herangerudert. „Wir wollen wissen", schrie der Erzgänserich. „Nein, wir wollen wissen", schrie die Erzgans und biß nach ihrem Feinde. „Wer herrscht bei euch?" kam es dann zu gleicher Zeit aus beider Schnäbel. Erstaunt fahen die Schwäne einander an, und langsam antwortete dann der Schwan: „Wer bei uns herrscht? Nun, die Liebe zueinander und die Achtung vor der Persönlichkeit des andern, ihr Gänse, was sonst?" - Seine Begleiterin nickte, und langsam und majestätisch ruderten die schönen Vögel weiter, und schüttelten nur noch hin und wieder den Kopf über die dumme Frage der Gänse. Erzgans und Erzgänserich brachten die Antwort heim, aber die andern verstanden den Sinn ebensowenig als fie. Und so haben sie sich trotz ihres modernen Außern nie über ihr Ganstum emporgehoben. -gyHeimat im Traum Von Maurice von Stern Das Korn erglänzt im Licht der Sterne, Wie lehnt am steilen Bergeshange Vom Nachtwind leis nur angeweht, Das Roggenfeld so schön und weit, Derweil das Tal in heller Ferne Und hinter ihm im Höhendrange Und reglos in dem Dufte steht. Des Waldes tiefe Dunkelheit! Das Dorf, die Kirchlein und die Dächer. Zu Füßen ihm das Wiesgelände, Wie hingeträumt im Glanz der Nacht, Durchblitzt vom hellen Silberbach. Die lautlos ihren Zauberfächer Und drunten an des Baches Wende Entfaltet mit der Bilder Pracht. Das Dorf im Nebel, Dach an Dach... So schlummre in versunkner Schöne, Verlornes Heimatneft im Wald! Des hingehauchten Liedes Töne Erreichen dich, du Traumgefalt. Das Herz muß feine Heimat haben, Wo es vom Wanderdrange ruht. Es rollt das Rad, die Roffe traben, Und nur der Traum ist still und gut. IS-

Die fliegenden Flammen Von Hermann Löns m Johanni war es und abends. Die Luft im Walde war weich und warm. Eine Eule rief laut und langsam, und in den Büschen schlugen die Nachtigallen. Hunderte von Leuchtkäfern glühten im Moose auf, funkelten über die Wege hin, erloschen im Grafe und leuchteten wieder auf Ein Menschenpaar kam den Weg entlang. Es hielt sich fest umschlungen. Der Kopf des Mädchens lag an der Schulter des Jünglings, der ihres blonden Haares Duft mit tiefen Atemzügen trank. Wenn ein Glühwurm vorbeiflog, dann suchten sich die Augen der beiden Menschen, und ihre Gesichter lächelten. „Liebesengel erleuchten unseren Weg, damit ich dein Gesicht sehen kann", sprach der Jüngling. „Die große Göttin hat sie herniedergesandt, fie, die unsere Herzen sich finden ließ. Es ist sehr dunkel heute und sie will, daß ich deine Züge erkennen kann." Und er küßte fie. „Die Worte des Liedes find es, das du mir heute gesungen hat", sprach das Mädchen. „Sie klingen hell und dunkel; wir wissen nicht, woher fie kommen, und finden nicht, wohin sie gehen. Sie find stumm und dunkel am Tage, und sie fingen und leuchten abends in meiner Seele." Und sie küßte ihn. Auf einer Bank saß ein Mann und rauchte eine bittere Zigarre. Der hatte das Gespräch der Liebesleute angehört. Er erhob sich, trat vor fie hin und sprach: „Ich habe gehört, was ihr sagtet, und ich kann nicht umhin, euch darauf aufmerksam zu machen, daß ihr beide euch in einem bedauerlichen Irrtum befindet. Im zwanzigsten Jahrhundert an Liebesengel zu glauben, das ist höchst rückständig, und diese Käfer mit Versen zu vergleichen, das geht durchaus nicht. Es find Käfer, Leuchtkäfer; ihre Larven nähren sich von Schnecken, und sie selbst besitzen an den letzten Hinterleibsringeln Leuchtkörper, die sie in den Stand setzen, Licht zu verbreiten. Wahrscheinlich hat das einen sexuellen Zweck. Sehen Sie!" Er fuhr mit der Hand durch die Luft, fing eine der fliegenden Flammen und zeigte den Liebesleuten eine schwärzliche, zerdrückte, breiige Maffe, die an seinen Fingern klebte, noch einen Augenblick leuchtete und dann erlosch. A-

ZZ-FZEFI-.. EisN | |. KITSMorgen im Juli Von Hero Max au - Tau! Tränen an den Wimpern! T Jugend weint so gern die Nächte hindurch. Heißselige Tränen! Alle Rosen verraten die heilig durchwachte Nacht. Tau über allen Rosen. Glück kann nicht schlafen, Glück kann nur träumen und weinen... Unter den Rosenbüschen, im Gras, schmiegt sich ein Hauch des Morgenduftes, schimmernd, wie in Regenbogenglanz getaucht. Wie ein Schleierlein glitzert's, von Elfen nächtlich vergeffen im Tanz. Wo mag die kleine Mondelfe nun sitzen und weinen, die der kecke Sonnenelf überraschte, der ihr das Schleierlein stahl? Vielleicht am Quell im Wald irrt sie klagend und suchend zwischen den Farrenwedeln umher, zwischen Fingerhut und Glockenblume, und fragt angstvoll den Schmetterling: Hast du mein Schleierlein nicht gesehen? Und weiß nicht, daß es zwischen den Dornen des Rosenbusches im Garten hängt. Arme kleine Elfenseele! Und dann geht sie zu Frau Spinne im Weißdorn und bittet: Web mir ein neues Schleierlein! Frau Spinne aber schilt das leichtfertige Elfenkind, das ein Elfenrecht verloren hat. Kein Schleierlein gibt's mehr für fie. - Da wandert die kleine Elfe weiter, mit wunden Füßen, über Dorn und Stein, und sucht den kecken Sonnenelf, der sie bestohlen hat. Unter dem Erlenbusch sitzt er am Bach, hüpft hin und her und lacht. Und als die Elfe zu ihm tritt und ihr Schleierlein fordert, umschlingt er sie und küßt sie, und küßt sie wie der Sonnenstrahl die weißen Winden zerküßt, die am Mittag die Schwingen falten und welken. Morgenglück kann nicht leben, es kann nur voll heißer Sehnsucht suchen und sterben. Tau - Tau auf sein Grab bringt die Nacht. A-

Martin Staub Novelle vom Albert Geiger (Fortsetzung statt Schluß) XII. r lag wochenlang in halber Bewußtlosigkeit. Zuweilen fah er über sich das Gesicht Lores, die ihn treulich überwachte, den Arzt und die Medizin bezahlte, eine Pflegerin stellte und fich wahrhaft aufopfernd feiner annahm. Der Arzt sagte: es sei ein nervöses Fieber, und man könne das Ende noch nicht absehen. Wenn sie ihn so bleich und mit einer durch das Kranksein hervorgerufenen eigentümlichen Schönheit daliegen fah, und wenn sie dachte, er könne sterben, stieg ein heißes Schluchzen in ihr auf. Denn sie war ebenso gutherzig, wie sie leichtsinnig fein oder haffen konnte. Bei allem dem - sie mußte leben. Ihre Schönheit mußte ihnen beiden Leben schaffen. Und so beruhigte sie sich allmählich bei dem Gedanken, wieder Modell zu stehen. Für die Künstler hatte sie jetzt einen pikanten Anhauch. Man fand fie schöner denn je. Sie war

freundlich, aber abweisend wie zuvor. Gefährlich konnte ihr nur einer werden: Ludwigs Profeffor. Er fing es raffiniert an, mit kleinen Aufmerksamkeiten. Wenn sie zur Sitzung kam, waren immer andere Blumen da, oder er bot ihr ein Konfekt aus feiner Heimat mit einer treuherzigen Schwerenötermiene, daß sie nicht umhin konnte, es anzunehmen, oder er hatte wieder aus seiner Heimat einen wundervollen füßherben Wein bekommen, den mußte sie kosten. Er rann wie Feuer durch die Adern. Dann begann er auch Lieder zu fingen. Er hatte eine jener weichen, leichten Tenorstimmen, die sich so leicht in das Herz der Frauen fingen. Oder er erzählte von Budapest, von Prag, von Konstantinopel. Er ließ ganze Märchen vor ihr erstehen, farbenschimmernd, in magischem Glanz. Dazu konnte er ihr überall flotte, flüchtig hingeworfene

 Skizzen zeigen. Er gab ihr auch jene leichten, pikanten Bücher zu lesen, die wie Champagner wirken, die Sinne angenehm reizen und die Vernunft gefällig einlullen. Das war allerdings andere Lektüre als die, welche ihr Ludwig gegeben hatte: Homer, Dante, Faust, der Werter. Sie hatte sich dort nie so zurechtfinden können. Hier schwamm sie in ihrem natürlichen Element. So zog er den Zauberkreis immer enger um sie, immer enger. Dieweil erwachte der Kranke daheim zum Bewußtsein. Er war noch sehr schwach und konnte nur einige Stunden in dem Lehnseffel mit der Schlummerrolle verbringen. Sie kam öfters, lachte und schwatzte dann, brachte ihm Früchte und Blumen und Wein, fang und spielte ihm, so daß er fich ganz müde im Kopf fühlte, wenn sie gegangen war. Er fühlte instinktiv, daß sie etwas Gezwungenes an sich hatte... Er las in dieser Zeit viel Homer. Die strenge Reinheit und die Fülle doch des Lebens taten ihm so wohl. Ihm war, als sähe er das alte, versunkene Kunstideal wieder aufblinken. Er zeichnete im Geist schon an einigen Kartons aus der Odyffee. Es war ja Wahnsinn, heutzutage bei der ausgesprochen naturalistischen Richtung so etwas zu bringen. Aber mit der Genesung kam der alte Trotz über ihn. Er reckte sich und streckte sich. Er wollte es doch einmal wagen. Zuweilen beflog ihn wie ein Schauer ein unangenehmes Gefühl, wenn er Lore ansah. Sie konnte seinem Blick nicht recht standhalten. Auch machte er sich Gedanken: Wovon hatte sie gelebt und für ihn gesorgt? Er wagte nicht, fiel zu fragen, und sie wagte nicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Ein Bekannter, der ihn besuchte, sorgte dafür. Es gibt immer gute Freunde, die solche Geschäfte gerne übernehmen. Eines Abends fand ihn Lore mit hochroten Wangen. Sie erzählte in ihrer Art hastig alles Mögliche. Er fah sie von der Seite an. Plötzlich unterbrach er sie rauh: „Warum hast du mir nicht gesagt, daß du Modell steht?“ Sie erbleichte, biß sich auf die Lippen, senkte die Wimpern und schwieg. „So gib doch Antwort und stehe nicht da wie eine arme Sünderin!“ Er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tisch. Sie warf stolz das Köpfchen in die Höhe. „Ja, ich stehe Modell! „Wovon, glaubst du denn, hätten wir leben sollen all die Zeit? Ich mußte.“ Er lachte mißtönend. „Haha! Und von den Modellgeldern hab' ich gelebt! Das ist ja recht nett! Pfui!“ Sie warf sich an seinen Hals. „O Ludwig, sprich doch nicht so häßlich! Ich bin ja dein! Was gehn mich die andern Menschen an! Dein ganz allein!“ Sie umschlang ihn mit weichen Armen. Er nahm ihren Kopf in die abgezehrten Hände und sah ihr lange in die Augen, die in feuchtem Glanze schwammen.

 „Bist du falsch,“ murmelte er, „so sag's! Betrüge mich nicht! Hört du! Das wenigstens nicht!“ „Ludwig!“ flüsterte sie. Sie zog ihn an sich, sie fiel vor ihm nieder, legte die glühenden Wangen auf einen Schoß, fie küßte seine Hände. Ihr war's wie eine dunkle Ahnung vor etwas Drohendem, dem Ende. Und sie wollte diese Stunde haben. Ihre roten Lippen waren unersättlich. In der Dämmerung des Abends tauchte jene filberne Juninacht auf mit dem Geruch des Heus auf den Feldern und dem Duft des Kalykanthus. Als Lore am nächsten Nachmittag heraufkam, war Ludwigs Stube leer. Sie erschrak und fuchte mit den erstaunten Augen überall herum. Auf dem Tisch lag ein Zettel. „Dank für alles! Aber ich muß gehn! Ludwig.“ Er war ihr eine Erklärung schuldig. Aber er gab sie nicht und konnte fie nicht geben. Es gibt Dinge, die sich nicht sagen laffen von Mund zu Mund. Sie las und brach zuerst in Tränen aus. Dann aber zerknüllte sie zornig den Zettel. War er nicht ein abscheulicher und undankbarer Mensch? Oder glaubte er denn, der Honigmond ihrer Liebe, dieses ungestörte Alleinsein, könne ewig währen? Nun stellte er sie einfach auf die Seite, kaltlächelnd, als ob niemals etwas zwischen ihnen bestanden hätte. Was fiel ihm denn ein? Es gab Leute genug, die

ihre Gunst hoch zu schätzen wußten. Er würde schon sehen. Etwas wie Haß gegen ihn regte sich in ihr. Sie wußte ja nicht, was ihn zu der Trennung bewegt hatte. Daß er sein eigen Selbst, seine Mannhaftigkeit, seine Ehre auf dem Spiel stehen sah, fie hatte dafür kein Gefühl. Eine ganze Weile ging sie hin und her, und das Gefühl der Erbitterung steigerte sich in ihr. Glaubte er, sie würde ihm nachlaufen? O, da täuschte er sich. Dann zerriß sie den Zettel in hundert kleine Fetzen und streute fie auf dem Boden herum. Und dann bekam sie plötzlich eine übermütige Lust, darauf herumzutanzen. Sie trällerte eine Weise aus der Carmen dazu. „Laß ihn fahren, den schwerfälligen Narren!" sprach sie zu sich selbst. Dann ballte sie plötzlich die Hände. Ein böser Zug erschien in ihrem Gesicht. se fr ht An einem Septembertag ging Ludwig müßig in der Stadt umher. Das Gefühl der Öde in ihm war noch groß. Er war frei. Aber es war auch eine große Leere in ihm geblieben, eine Leere, die ihn umhertrieb, die ihn unfähig machte, sich zusammenzufaffen zu lösendem, befreiendem Schaffen.

 Er ging über den Markt. Es war ein wunderschöner Herbstvormittag. Satt leuchteten die bunten Farben alle in der milden Herbstsonne, fatt und doch gedämpft. Er besah wie in Gedanken die Verkaufsstände der Metzger und der Bäcker, der Fisch- und Wildbrethändler, der Gärtner und Orangenverkäufer. Große Dahlien und späte Geranien leuchteten mit brennenden Farben. Die Orangen und Zitronen strömten berauschende Düfte und füdliche Farben aus. Er blieb vor den Fischkübeln stehen und fah dem zappelnden Getier da zu, wie es an den Rändern die Köpfe stieß und unruhig durcheinanderwimmelte. Er hörte das Anpreisen und Feilfchen all der Männlein und Weiblein. Er kaufte ein Refedensträußchen und roch daran, sog den süßen Duft ein und unbestimmte Erinnerungen tauchten in ihm auf. Er blieb vor dem dunkeln Marktbrunnen stehen und sah in seinem wie ein dunkles Erzschild glänzenden, stillen Waffer die grünen, gelben und roten Blätter der alten Linden leuchten. So hatte er Herbstblätter schon einmal in so dunkelm, stillem Waffer gesehen, und mit einem Male tauchte die ganze vergangene Zeit auf. Er roch an den Rejeden, und im felben Augenblick fühlte er wie einen Schauer die körperliche Nähe eines Wesens, das ihm teuer war. Er sah sich um. Da stand Klärle, schlank und blaß. Sie kaufte von einer Frau Apfel. Nun fah sie auf und sah Ludwig. Ihr Gesicht ward noch eine Nüance blaffer. Ihm zitterten die Knie. So war eine bange Pause. Das Blut hämmerte in zwei jungen Herzen. Aber plötzlich erinnerte er sich, wie rasch sie ihn aufgegeben hatte. Er wußte ja nicht, wie wohlmeinende Zwischenträgerei hier zuerst Übel gestiftet und Vermutungen zu Tatsachen gemacht hatte. Er dachte nur an das eine, was ihm damals gesagt und die Quelle alles Unheils geworden war. Und er hob den Kopf höher, und ohne zu grüßen ging er weiter. So gingen zwei Menschen für ihr Leben aneinander vorbei, Menfchen, die beide einander bedurften. Es war eine jener Tragödien, die sich in einer halben Minute abspielen. k te e Ludwig hatte wieder fein Atelier bezogen, das lange leer gestanden war. So lange, daß ihm eine direktoriale Verfügung zugegangen war - Profeffor Niedermayr war jetzt Direktor -, er möge sich erklären, ob er das Atelier behalten wolle, sonst werde man anderweitig verfügen. Es sei ohnehin Raummangel vorhanden und die Nachfrage stark. Dabei waren einige Ateliers weit länger unbesetzt geblieben. Es lag eine versteckte Feindseligkeit in diesem Schreiben, und Ludwig fühlte sie wohl heraus. Er erschrak bei dem Gedanken, daß ihm das Atelier aus irgend einem nichtigen Grunde genommen werden könne. Und mit aller Energie warf er sich auf seine Arbeit, alles andere vergeffend. Er hatte Modell, einen Arbeiter, der stellenlos war, einen Schmied mit fehnigem, gedrungenem Körper. Er wollte einmal wieder einen Mannes-

 körper zeichnen, scharf, charakteristisch, herb in jeder Kontur. Von da aus sollte sich sein erstes Bild gestalten. Er dachte an die Odyffee. So sehnig und gedrungen dachte er sich den Körper des Odyffeus, und seine Gedanken spannen weiter. Er knüpfte den Faden wieder an, wo er abgeriffen war. Die Kartons zu einem großen Gemälde, die schon während seiner Genesung vor ihm undeutlich aufgetaucht waren aus dem Dunkel seines noch unklaren schöpferischen Willens, gewannen in einem Inneren festere Gestaltung. Kraft sollten sie haben und Strenge. „Manneskraft!" sprach er vor sich hin. „Gott sei Dank, daß ich dich wieder gefunden habe, du Erlösung: Mann! Der Mann ist die Kraft, und das Weib die Schwächung! Kraft will ich trinken, bis alle meine Fasern das Weibische aus fich hinausgedrängt

haben, und dann schaffen!“ Aber es ging nur langsam. Ein böser Husten war zurückgeblieben. Eine peinliche Schwäche überkam ihn oft während der Arbeit. Er mußte rasten. Dann setzte er wieder an, und wieder versagte die Hand. Ein nervöses Zittern ergriff ihn. Zuweilen war ihm das Weinen nahe. Dann fehlte ihm das Geld. Er konnte das Modell nicht mehr bezahlen. Eine Zeitlang konnte er bei einem Bekannten „Modell schinden“. Dann ging der nach Paris. Sein erster Profeffor kam einige Male und bot ihm eine Börse an. Er lehnte es ab. Dann wollte er ihm Studien abkaufen. Aber auch das weigerte ihm Ludwig. Nur nichts, was nach Almosen schmeckte. Seufzend ging der Profeffor. Aber er hatte die Überzeugung, daß dieser Dickkopf sich dennoch durchringen werde. „Er ist aus dem rechten Holz geschnitzt!“ sagte er zu fich. Das aber konnte Ludwig nicht hindern, daß er zuweilen ein paar Flaschen Wein daheim fand oder ein Kistchen Zigarren. Zuweilen kamen Kollegen und besahen sich einen angefangenen Karton. Sie fanden stillschweigend davor und gingend stillschweigend wieder hinaus. Die meisten lachten über ihn. Was für ein altmodischer Narr! Einige andere hielten mit ihrem Urteil zurück. Man wüßte nicht, was es werden könne. Es gehöre immerhin Mut dazu, so etwas zu machen und gegen den Strom zu schwimmen. Insgesamt aber hielt man ihn für einen wunderlichen Heiligen. Profeffor Niedermayr nannte ihn spottend den Don Quixotte der Kunstschule oder den letzten Ritter der Graumalerei, oder er zitierte die Worte: Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Ludwig hielt feinerseits mit herben Auslaffungen über des Profeffors Malerei nicht zurück. Von einem im Kunstverein ausgestellten großen farbenüppigen Bild Semiramis prägte er das scharfe Wort: Kantharidenkunst. Lore, die jetzt die Geliebte des Profeffors geworden war, war Modell dazu gestanden. Und ihre üppiger werdenden Reize, die sie mit einem ruhigen Lächeln zur Schau stellte, schlugen Ludwig wie eine Herausforderung ins Gesicht. Das Wort wurde dem Professor wieder hintertragen; nicht zum Vorteil Ludwigs.

 Ludwigs Karton stellte „Odyffeus' Heimkehr“ dar. Der rächende Läertiade auf der Schwelle eines großen, niedrigen Gemachs, ein schreckliches Lächeln auf seinen Lippen, düstere Drohung in der ganzen gedrungenen, muskulösen Gestalt, in der nervigen Hand eine Reihe hänfener Schlingen. Rechts und links, in angstvollen Gruppen zusammengekauert, die ungetreuen Mägde, die, des Herrn vergeffend, mit den frechen Freiern der Penelope gebuhlt haben und nun die Strafe der Erdroffelung erwarten. Auf dem Bilde selbst, zu dem der Karton die Vorstudie war, sollte ein fahles Tageslicht den Raum erfüllen. Alles wollte er in strengen, ernsten Farben halten. So oft er den Entwurf ansah, fiel es ihm immer wieder auf, wie ihm die Züge Lores in immer neuen Variationen in den ungetreuen Mägden wiederkehrten. Er fann unwillkürlich über sie nach. Er wußte jetzt, daß sie ihm schon treulos gewesen war, als ihre letzten Küffe noch auf feinen Lippen brannten. Ein Ekel schüttelte ihn, wenn er daran dachte. Je länger und tapferer er sich gegen die banalen Liebesgeschichten der anderen gewehrt hatte, desto tiefer und beschämender kam ihm nun ein eigener Fall vor. In einer Stunde dunkler, beklemmender Verzweiflung, furchtbar lastenden Alleinfeins hatte er sich der Liebe in die Arme geworfen. Aber was für einer! Es ward ihm nun allmählich klar, welch eine Rolle er in Lores Leben gespielt hatte. Auch solche Wesen haben zuweilen sentimentale Anwandlungen. In einer solchen Stimmung war die feine Geliebte geworden. Nun war sie schon wieder das Eigentum eines andern, und zwar eines Menschen, der ihm besonders zuwider war. Zuweilen auch tauchte wider feinen Willen Lores Bild mit allen feinen verführerischen Reizen, mit der verwirrenden Erinnerung heißer Stunden vor ihm auf. Er schob es unwillig und zornig fort. Aber es kam wieder und erfüllte ihn mit zorniger Qual. An einem Wintermorgen – die Arbeit wollte nicht recht fördern, und verdrießlich an seinem Zigarrenstummel kauend ging Ludwig hin und her – trat der Diener der Kunstschule ein mit einem Schreiben. Er lächelte höhnisch, als er hinausging. Er mochte Ludwig nicht, weil er nie von ihm ein Trinkgeld erhalten hatte. Ludwig brach das Schreiben auf. Es enthielt eine direktoriale Verfügung, nach welcher wegen des immer drängender werdenden Raummangels Ludwig von Ostern ab das Atelier mit einem andern Meisterschüler zu teilen habe. Ludwig rieb sich die Stirne. Eine dumpfe Wut stieg in ihm auf Die Schikane war hier offensichtlich. Denn es war Raum genug. Mußte er sich das gefallen laffen? Er ging wieder hin und her, und plötzlich kam ihn wie ein Zwang der Gedanke an, hinauf in das zweite Stockwerk zu gehen und den Profeffor selbst um Aufklärung zu bitten.

Er ging, langsam, jedes Wort erwägend, das er sprechen wollte. Der Schlüffel an der Tür steckte. Niedermayr war also da.

Die hl. Elisabeth nimmt Abschied von ihrem in den Krieg ziehenden Gemahl (T) M. v. Schwind

- / - s 0 LL! S

 In seiner Erregung klopfte Ludwig kaum hörbar. Es kam keine Antwort. Aber er hörte innen ein leises, filberhelles Lachen, das er nur zu wohl kannte. Er blieb eine Weile schweigend stehen. Dann klopfte er wieder. Aber die zitternde Hand versagte ihren Dienst, und es blieb stille wie zuvor. Da faßte es ihn plötzlich, und er drückte auf und trat ein. Lore, in einem eleganten Winterkostüm, stand vor einem Spiegel und brachte ihre derangierten Haare in Ordnung. Niedermayr stand hinter ihr und half ihr. Sie war offenbar im Begriffe, fortzugehen. Beide drehten sich um. Lore stieß einen leichten Schrei aus. Der Mensch da vor ihr mit dem abgezehrten Gesicht, dem verwilderten Bart und den glühenden Augen erschreckte fie. Doch zugleich stieg der Haß gegen ihn, der sie verschmäht hatte, in ihr auf. Sie wandte ihm mit einer ungezogenen Gebärde den Rücken. Aber Niedermayr trat einen Schritt vor und sagte, ganz bleich, mit impertinentem Ton: „Was fällt Ihnen denn ein, in mein Atelier einzudringen? Ich werde dem Hausdiener klingeln und Sie hinauswerfen laffen. Sie sollten ohnehin froh sein, daß man Sie hier duldet. Also machen Sie gefälligst, daß Sie hinaus spazieren, sonst fliegen Sie überhaupt. Verstehn's!“ Und er wies auf die Türe. Ludwig fah ihn bebend an. Andere Worte, als er sagen wollte, rangen sich von feinen blaffen Lippen los. „Sie haben mich den Don Quichotte der Kunstschule genannt“, sagte er mit heiserer Stimme. „So, jetzt sollen Sie sehen, Herr von Niedermayr“ - er betonte das „von“ verächtlich, auf die Wiener Titulatur sucht anspielend -, „jetzt sollen Sie sehen, daß ich auch wirklich Don Quichotterien machen kann!“ „Machen Sie die, wo Sie wollen, aber verschonen Sie mich damit, sonst muß ich mein Hausrecht gebrauchen! Im übrigen soll Ihnen dieser LÜberfall teuer zu stehen kommen!“ Der kalte, höhnische Ton, mit dem der Profeffor diese Worte sprach, raubte ihm vollends die Befinnung. Einen Augenblick riß es ihn in der geballten Faust, den Menschen, der da fo hämisch dastand, niederzuschlagen. Aber er bezwang sich mit einer Gewalt, die wie ein Ruck durch fein Wesen ging. Langsam zog er die direktoriale Verfügung aus der Tasche, zerriß fie in Fetzen und warf sie dem Professor ins Gesicht: „Da haben Sie Ihren Wisch! Jetzt können Sie tun, was Ihnen beliebt. Und was die da betrifft -“ Er vollendete nicht. Schweren Schrittes ging er aus dem Atelier. Das Pfui wollte ihm nicht von den Lippen. Aber es war ihm, als müffe er vor Ekel ersticken.

 Eines nur konnte ihn reinigen von der Unwürdigkeit vergangener Tage: eine künstlerische Tat. Die Kunst mußte ihm Erlösung sein jetzt mehr denn je. Er wagte nicht, weiterzudenken, wie es kommen würde, wenn dies nicht geschah. Es gab keinen Skandal. Aber Niedermayr forgte dafür, daß Ludwig auf Ostern das Atelier gekündigt wurde, und in seinem Stipendienbericht fiel die Auskunft über den verhaßten ehemaligen Schüler so aus, daß an eine weitere Verleihung nicht mehr zu denken war. Auch das erfuhr Ludwig. Denn in der Kunstschule hatten die Wände Ohren. Nun galt es nur eines: alle Kraft zusammennehmen. Das große Werk schaffen, das allen zeigen mußte, wer er war und was er wollte. Er arbeitete mit dem vollsten Impulse defen, der weiß, daß alles auf dem Spiel steht. Fieberhaft. Er gab das Außerste seiner Kraft. Und so arbeitete er sich immer mehr auch in die Idee hinein: alles oder nichts. Mit dem ersten Wurf mußte er fiegen: es war die Jugend in ihm, die glaubte, den Himmel stürmen und Berge versetzen zu können. Aus dem einen Karton: Odyffeus' Heimkehr, den er noch im Herbst begonnen hatte, war ein Triptychon geworden und sollte ein großes Gemälde werden. Das eine Seitenstück stellte die Szene mit den Mägden dar, deren seelischer Inhalt fo recht in seine Gemütsstimmung paßte. Das andere Penelope, am Webstuhl stehend, in traurige Betrachtung versunken; im Hintergrund die Mägde und der Durchblick in den Saal mit den zechenden Freiern. Das Mittelstück aber zeigte Odyffeus und Telemach, Vater und Sohn, wie sie sich in Wonne und Weh des Wiederfindens umarmt halten. Dahinter Eumaios, der Hirt und die Herden. Gerade in dieses Mittelstück suchte er die Tragik und Sehnsucht eines ohne Elternliebe dahingefloffenen Lebens zu legen. Diese Szene sollte ihm gewissermaßen ein

Symbol sein. Aber als er mit dem Ausmalen der nunmehr auf die Leinwand aufgezeichneten Gestalten begann, wurde ihm sein Atelier entzogen – man ließ bauliche Änderungen vornehmen –, und er mußte hoch hinauf, unters Dach, in ein kleineres Atelier mit schlechterem Licht. Doch er ließ sich nicht beirren. Er meinte: er müffe es zwingen, solange er noch ein Atelier habe. Aber es ward Ostern und das Bild war noch nicht bis zur Hälfte gediehen. Und er mußte ausziehen. Wohin? Ja, wohin? Es war zum Verzweifeln. Mit dem großen Bild, wo sollte er hin? Er ging auf die Wohnungssuche und stellte das Bild, in Bretter eingeschlagen, in das Atelier eines oberflächlichen Bekannten. Sauer genug war ihm das Bitten darum angekommen. XIII.

 Es begann die allerschwerte Zeit. Er hatte ein erbärmliches Zimmer gemietet. Hier war an ein Arbeiten an dem Werk gar nicht zu denken. Er fann hin und her. Er zerfann sich den Kopf Die Not stand vor der Türe. Das Stipendium lief noch bis zum Herbst. Und dann? Wie große, dicke, schwarze Mauern standen die Fragen feiner Zukunft vor ihm, und nirgends eine Türe, ein Ausweg ins Freie. Zum Vater gehen? Nein, niemals! Aber er mußte, er mußte ja das Bild fertig malen. Immer mehr bemächtigte sich feiner der Gedanke: ein Erfolg mit dem Bilde könne ihm helfen, ihm Atelier und Stipendium zurückgeben. Und wenn sich auch das nicht erfüllen sollte, er mußte doch zeigen, daß er Klauen hatte, Klauen, etwas Großes zu erfaffen, daß er keine erbärmliche Eintagsfliege war. Und das Bild tauchte zuweilen vor ihm auf, streng, groß, achtungheischend. Sein Herz klopfte rascher, in feinen Adern stürmten Wonne und Weh des Schaffenstriebs, des Künstlertraums. Und keine Möglichkeit, zu malen! O Qual! Endlich fand er ein Atelier. Was für eines! Er mußte grimmig lachen, wenn er sich's überdachte. Ein Bekannter von der Kunstgewerbeschule, ein angehender Architekt, hatte ein Zinshaus im Westen der Stadt gebaut. Man hatte das Haus in Eile in die Höhe gebracht. So war die Feuchtigkeit in den Wänden geblieben, und in einem Laden des Erdgeschoffes war der Schwamm. Der junge Architekt, mit andern Unternehmungen beschäftigt, hatte den Laden leer stehen laffen, und nun überließ er ihn Ludwig für ein Bild. „Wenn alles schief geht,“ sagte er lachend – er litt nicht an einem LÜbermaß von Zartgefühl –, „kannst du noch immer ein Zigarrengeschäft aufmachen.“ Als Entgelt mußte Ludwig allerlei phantastische Landschaften in Mietshäuser malen. Zumeist fanden sie nicht einmal den Beifall der Mieter, die eine Alpenlandschaft mit beglühten Berghöhen und Sennerinnen gewünscht hätten. Aber er konnte doch an dem Bilde malen. Und es ward. Es gedieh zum letzten in einem Winter, der seine Kraft aufzehrte, seine Wangen noch hohler machte, feine ganze Gestalt noch ärmlicher, hungriger, schlottriger. Er lächelte bitter, wenn er zufällig sein Spiegelbild fah. Ja, jetzt war er Don Quichotte. So klapperdürr. Hatte er auch des edeln Ritters romantischen Enthusiasmus?

 Aber zuweilen, in schlaflosen Nächten, schimmerte es vor ihm wie ein Stern: das fertige Bild, und damit das untrügliche, unleugbare Zeichen seines Künstlertums. Und es ward fertig: in Nöten und Qualen. Der Architekt hatte nun doch einen Mieter für den Laden gefunden. Also auch da mußte er heraus. Und nun mußte er es in Eile zum Ende bringen. Mitte Februar war das Bild fertig. In den letzten Tagen hatten die Handwerksleute im Raum geschafft. Unter dem Getöse der Werkleute hatte er malen müffen. Er legte einen ganz einfachen, schwarzen Rahmen um das Ganze, in den er mit Farbe die jeweiligen Stellen aus Homer unter die einzelnen Teile des Triptychons malte. Ihm selbst war es wie das Ende einer Odyffee, als er das Gemälde in den Kunstverein brachte, und es war ihm, als trüge er sein eigen Herz zu Markt. (Schluß folgt) 6Öly CDas Wackele Von E. von Windegg Ich fand vielleicht im dritten Lebensjahre, Da kam zum ersten Male mit Bewußtsein Ich in die Stadt. Es war ein heller Lenztag, Und mancher Krokus blühte schon am Schloß; Die kannt' ich wohl und zeigte fiel der Tante, Die an der Hand mich führte. Doch dann kam Das Wunder, nie gefehn: ein kleines Kind, In weißem Kleidchen, grad' fo groß wie ich! Wie staunt' ich da! Ich hatte wohl gemeint, Ich fei der einz"ge Mensch von dem Formate, Denn im Verwandtenkreis war ich die Kleinste, Und nie war solch ein Knirps zu uns gekommen. Mit offnen Armen lief ich hin und wollte Das Kind umfaffen, das mir wie ein Schatz Erschien, den man bloß aufzunehmen braucht. „Ein Wackele!“ (so nannte mich der Vater) Mit Jubel rief ich es – und rasch mit Tränen; Denn fühllos ging das Wackele vorbei... Das war mein erster Gang ins Menschenland. Oft noch freckt' ich die Hand verlangend aus Nach lieben Menschen... Doch fie gehn vorbei Wie dort das

Kind. Noch hab' ich's nicht gelöst, Das erden dunkle Rätsel: „Fremde Menschen?"... AZE

W T .S 2-Z d 27TSV SZKolonial-Affefforismus Zu unserem Aufsatz im Januarheft 1907 om Auswärtigen Amt, Berlin, Kolonial-Abteilung, geht uns folgende Zuschrift zu: „Berlin, 15. Mai 1907. Ihre geschätzte Zeitschrift veröffentlichte um die Jahreswende 1906/07 einen kolonialen Artikel, der mit verschiedenen unfreundlichen Bemerkungen, wie „erziehlicher Einfluß schikanöser Affefforenweisheit" usw. durchsetzt war, und unter anderem Kritik an verschiedenen Vorkommniffen in Deutsch-Südwestafrika übte. Einem armen Maurer - so hieß es - fei befohlen worden, sein eben mühsam erbautes, ihm gegen die wolkenbruchartigen Tropenregen Schutz gewährendes Häuschen niederzureißen. Der Mann habe darauf unter dem Einfluffe der Witterung einen Fieberanfall bekommen, der ihn an den Rand des Grabes brachte. Als Ausfluß „leuchtender Affefforenweisheit" wurde ferner eine Verordnung des Gouvernements betreffend Wafferabgabepflicht der Farmer an die Frachtfahrer verspottet. Auf den vom Gouvernement diesseits eingeforderten Bericht ist hier die beigefügte Darstellung eingelaufen. - Da mir Ihre Zeitschrift als eine ernste und vornehme bekannt ist, so darf ich wohl annehmen, auch in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich das Ersuchen an Sie richte, Ihren Lesern den wahren Sachverhalt mitteilen zu wollen. Auswärtiges Amt, Kolonial-Abteilung. gez.: Dernburg." „Der Sohn eines mecklenburgischen Pfarrers, Hans Wilhelm Warncke, geboren am 7. Januar 1871 in Neustrelitz, kam im Jahre 1894 in das Schutzgebiet. Am 6. Juni 1895 meldete er sich für Windhuk an. Er war bei den Bauunternehmern Tünschel & Wilke als Maurer beschäftigt und arbeitete am Neubau des Garnisonlazaretts. Anfangs wohnte Warncke in einem Blechhause hinter dem Geschäftshause der erloschenen Firma Mertens & Sichel, verzog dann, als der Neubau des Lazaretts in

 Angriff genommen war, mit etwa fünf anderen Handwerkern in die Nähe des Neubaues. Hier selbst errichteten sie ein Blechhaus und ein Zelt unter einem noch stehenden großen Baume. Warncke wohnte kurze Zeit mit den anderen Handwerkern zusammen, baute sich dann aber, weil es ihm bei diesen nicht mehr behagte, etwa 100 Meter seitwärts provisorisch ein etwa 21/1 Meter breites und zirka 3 Meter langes Häuschen. Dasselbe stand auf einer kleinen Kalkkuppe auf Regierungsland und war aus herumliegenden Kalkklippen aufgebaut und mit Wellblech, welches die Bauunternehmer Tünschel & Wilke dem Warncke leihweife überlaffen hatten, gedeckt. Innen waren die Wände nicht verputzt, weil das Haus nur vorübergehend als Wohnraum dienen sollte. Nach Aussage des Tünschel bot das Haus wohl Schutz vor den Sonnenstrahlen, jedoch nicht vor Regen; denn während der Regenperiode fuchte Warncke des öfteren bei den anderen Handwerkern Schutz vor dem Regen, den ihm das Häuschen, das er sich gebaut hatte, nicht bot. Als im Frühjahr 1896 der Bau des Garnisonlazaretts beendet war, wurden die Bauunternehmer Tünschel & Wilke durch den damaligen Asfistenzarzt Dr. Richter persönlich aufgefordert, den Platz, auf dem die Handwerker wohnten, zu räumen, mit der Begründung, daß in der Nähe der Kranken Ruhe herrschen müffe. Dieser Aufforderung wurde seitens der Bauunternehmer Folge geleistet, indem die Wohnstätten abgeriffen wurden. Von dem Hause des Warncke wurde durch die Bauunternehmer das von diesen hergeliehene Wellblech entnommen. Die Mauern find dann durch die Zeit zerstört worden, jedoch ist ein Teil der Grundmauer noch heute sichtbar. Warncke felbst erhielt feinerzeit keine Aufforderung, das von ihm auf gebaute Haus fortzureißen; derselbe stellte nach Vollendung des Baues die Arbeit bei Tünschel & Wilke ein und verzog aus Windhuk. Das in Frage kommende Stück Land ist Regierungsland, gehört nicht zum Garnisonlazarett und ist heute noch unbebaut. Warncke ist hier niemals ernstlich erkrankt. Bei Beginn des Hereroaufstandes 1904 ist er in der Nähe von Okahandja ermordet worden. - - Die im zweiten Absatz erwähnte Verordnung ist die Wegeordnung vom 15. Mai 1898, die, unter Mitwirkung der Bevölkerung entstanden, sich bis jetzt der allgemeinen Billigung erfreut hat." se e Auf diese Zuschrift geht uns folgende Erwiderung unseres Gewährsmannes, Herrn Föllmer, zu: „Meine Arbeit über „Kolonial-Affefforismus" lag längst auf der Schriftleitung des „Türmers", als noch kein Mensch an Exzellenz Dernburg als den künftigen Kolonial-Direktor dachte. Um den bis zur Drucklegung veränderten Zeitverhältniffen Rechnung zu tragen, wurde der Schlußsatz zugefügt: „Die Berufung des „Kaufmanns" Dernburg an die Spitze des

480 Kolonial-Affefforismus betr. eines Artikels, in welchem es sich auch um meinen ermordeten Sohn Sans handelt, so fühle ich mich veranlaßt zu folgenden Bemerkungen: So erfreulich es ist, daß Exzellenz Dernburg LUnrichtigkeiten richtig stellen läßt, so bedauerlich ist es, wenn er selber unrichtige Informationen erhält, wie in dem vorliegenden Falle. Denn ich muß hier einfach einer „amtlichen" Darstellung, um der Wahrheit willen, meine eigene entgegenstellen. Nicht erst im Juni 1895 kommt mein Sohn nach Windhuk, wie man die Bemerkung verstehen muß: Am 6. Juni 1895 meldete er sich für Windhuk an; denn sein erster Brief aus Windhuk datiert bereits vom 13. Mai 1894, und zwar arbeitet er da schon bei Tünschel & Wilke, am 17. Juni bereits am Lazarett, am 1. Oktober 1894, ehe er also nach der amtlichen Darstellung in Windhuk angemeldet war, ist bereits ein Häuschen fertig. Denn in einem Briefe von diesem Tage heißt es: „Ich habe in letzter Zeit stramm gearbeitet, nämlich an meinem Häuschen, das ich mir aus Klippen auf gebaut. Ich habe ungefähr 14 Tage daran gewerkt, d. h. mittags, und abends manchmal beim Mondschein; es war eine tüchtige Arbeit. Ich habe es auf einem Hügel gebaut, so daß kein Waffer hineinlaufen kann. (Angabe der Länge und Breite.) Ich habe acht Platten Wellblech (84 Mark) gekauft und es damit gedeckt, nun habe ich doch ein sicheres Heim vor Regen." Unterm 7. Dezember 1894 sendet er bereits eine Zeichnung seines Stolzes und seiner Freude nach Hause. Was will es gegen diese schriftlich vorliegenden Bemerkungen eines jungen Menschen, der jede Lüge als eine „Gemeinheit" bezeichnete, besagen, wenn das Gouvernement heute nach 13 Jahren, wo ihm doch keine Akten darüber vorgelegen haben können, nach Erinnerung von Tünschel behauptet, die Wellblechplatten seien von feiner Firma nur leihweise meinem Sohne überlaffen gewesen und das Haus habe nicht Schutz geboten vor Regen; als ob Wellblech durchlässig wäre! Ich beanspruche für die Worte meines Sohnes dasselbe Maß von Glaubwürdigkeit wie für die Erinnerungen anderer, die allerdings den Vorzug haben, für „amtlich" erklärt zu werden. Möglich, daß die Wellblechplatten hie und da, wo sie zusammenstießen, tropften. Das kann aber nicht schlimm gewesen sein, wenn man seine Freude liest, wie er beim Schein seiner Lampe und dem praffelnden Regen nach Lübeck denkt an den alten komischen Büchsenmacher, bei dem er gelernt. Am 1. April 1895 schreibt mein Sohn: „Heute nachmittag kam ein fürchterlicher Wolkenbruch, wie ich ihn noch nie hier gesehen habe, alles schwamm, man konnte fast nichts sehen, so strömte der Regen und dazu ein entsetzlicher Sturm, der den Regen umherpeitschte. Wie gut ist es, daß mein Häuschen auf einem kleinen Hügel liegt, wo der Regen und das Waffer darum herumfließt. So liege ich ganz mollig und behaglich und höre, wie das Unwetter rund um mich herum tot, und ich fitze sicher im Trocknen." Es ist ja möglich, daß die Wellblechplatten nachher wieder an Tünschel & Wilke zurückgegangen sind, als er aufgefordert wurde, sein Heim abzubrechen, weil es auf Lazarettgrund stehe. Wer den Abbruch gefordert hat, hat mein Sohn nicht geschrieben. Wer anders als die Polizei

Kolonial-Affefforismus 481 hatte ein Recht, ihm das zu befehlen? Ich habe später Gouverneur Leutwein wegen dieser Inhumanität interpelliert; dieser hat mir geantwortet, er habe den Befehl nicht erlaffen. Nun muß es ja wohl Stabsarzt Dr. Richter gewesen sein. Aber was hatte dieser auf Regierungsgebiet zu sagen? Zudem lag das Häuschen 100 Meter vom Lazarett entfernt. Was follte seine Existenz diesem schaden? „Warncke selbst erhielt einerseits keine Aufforderung, das von ihm aufgebaute Haus fortzureißen." So der amtliche Bericht. So muß er die Aufforderung wohl geträumt haben! Jedermann aber, der weiß, was angestrengte körperliche Arbeit, sonderlich bei großer Hitze, ist, weiß auch, daß jemand nicht ohne zwingenden Befehl fein im Mondschein und Sonnenbrand mühsam errichtetes Heim, das feine ganze Freude ist und seine Welt, niederreißt. Genug, er hat keinen festen Wohnsitz mehr, „keen Hüfung", und Anfang März 1896, wo er „eine Viertelstunde von Windhuk am Rehoboter Weg" in einem Zelte wohnt, das er aus feinem unterdes eingetroffenen Wagenplan errichtet, erfährt er die Folgen davon: er bekommt Fieber, gegen das er fünf Tage ankämpft, dann läßt er sich von seinen Leuten zu H. Nitsche (Mertens & Sichel) fahren und bleibt dort vier Wochen, behandelt von Stabsarzt Dr. Richter. Die amtliche Berichtigung lautet: „Warncke ist hier niemals ernstlich erkrankt." Wie geringen Wert eine solche amtliche Berichtigung unter Umständen haben kann, beweisen mir die Aussagen Dr. Richters, der mir nach feiner Rückkehr sagte, mein Sohn sei

recht krank gewesen, und zwar sei die Sache um so bedenklicher gewiefen, als mein Sohn nur „eine fchwache Konstitution“ habe. Und nun die Schlußbemerkung: „Bei Beginn des Hereroaufstandes 1904 ist er in der Nähe von Okahandja ermordet worden.“ Entweder hat das Gouvernement erst kürzlich diese Entdeckung gemacht, und dann hätte es mich nach der wiederholten Vernehmung feines Kompagnons Leinhos davon benachrichtigen sollen, oder aber es ist auch hierauf so wenig Verlaß, wie auf die andern widerlegten Behauptungen. Denn christliche Herero haben im Hause des Missionars Eich, Waterberg, der dort weilenden Frau Sonnenberg (Verfafferin des bekannten Buches „Wie es am Waterberg zuging“) mitgeteilt, seine eigenen Leute hätten ihren Hausfreund morgens, wo er von seinem Hause in Hamakari in den gegenüberliegenden Kraal gegangen, um dem Melken feiner Kühe beizuwohnen, rücklings erschoffen und in dem Kraal verscharrt, nachdem sie ihm tags vorher ein Gewehr im Kraal versteckt hätten. Doch wozu das alles heute noch? Werden die Herren des Kolonialamts heute für Kritik empfänglicher sein als 1896, wo ich ihnen in einem Leitartikel der „Deutschen Zeitung“ betr. Entwaffnung der Herero wörtlich genau vorhergesagt habe, was wir 1904 mit Herzweh erlebt haben? Vielleicht find die Herren in ihrer politischen Weisheit nicht mehr so hoch erhaben über gewöhnliche Sterbliche, nachdem ihre geringe „amtliche“ Einsicht uns unsere Söhne und einige Hundert Millionen an Geld gekostet! Wenigstens von Exzellenz Dernburg, dem Mann des praktischen Lebens, bin ich

482 Klarmann: Sommerabend deffen gewiß. Dann wird aber schon in den Kolonien bald ein anderer Wind wehen und man wird sich um gute Ansiedler und ihr Wohl bemühen, statt ihnen mit Gesetzesparagraphen das faure Leben noch saurer zu machen. Denn mein Hans war ein guter Anfiedler, aus gutem Holz geschnitzt, fromm, ehrenhaft, wagemutig, anspruchslos, arbeitsfreudig, entschlußfähig, ausdauernd, still, bescheiden. So kannte ihn jedermann. Er hat aber mir gegenüber später feiner Ansicht, die damals fast alle teilten, wiederholt Ausdruck gegeben: die Verkehrtheiten der Regierenden find unser Unglück, und darum lieber heute als morgen „unter englische Herrschaft“. – Hoch Deutschland! Grünow, Mecklenburg, 3. Juni 1907. W. Warncke, P.“ Was die Wegeordnung vom 15. Mai 1898 betrifft, so kann ich nichts weiter tun, als die Auskunft meines glaubwürdigen Gewährsmanns, der doch auch zur Bevölkerung gehört, der amtlichen Auffaffung gegenüberstellen. Ich behalte mir vor, aus den Akten Warncke eventuell weiteres Material zu bringen, falls ich hoffen darf, damit die Einsicht amtlicher Kreise fördern zu können. Heute möchte ich nur Exzellenz Dernburg fragen: Was ist aus der Befchwerdefchrift des Mitgliedes der Entfchädigungskommiffion Walter Mittelstädt in Elisenheim bei Windhuk geworden? Den Lesern des „Türmers“ muß ich es überlaffen, festzustellen, ob meine oder die amtliche Darstellung den „wahren Sachverhalt“ mitteilt. Ich werde nicht ablaffen, mit der Türmergemeinde jetzt und in alle Zukunft mit Ernst und Eifer die Wahrheit zu suchen. Berlin NW.5, 6. Juni 1907. HER Sommerabend Von Ludwig Klarmann Wilhelm Föllmer.“ Am Himmel rinnt des Tages Blut, Der Wald in Dämmermilde ruht. Kein Laut und Hauch den Raum durchweht, All Zweig und Halm versunken feht. Ein frommes Händefalten nur Zum Schlafgebet der Lichtnatur. OEM»

SK. WZ- FSA # E-Z-WEBER Giuseppe Garibaldi D Wiener Kongreß hatte sein Werk vollbracht. Er hatte Italien zu einem geographischen Begriff degradiert. Zähneknirschend ertrug Macchiavellis Vaterland, was ihm fremde Diplomaten auferlegt hatten. Bald erweckte die napoleonische Periode wehmütige Rückerinnerungen. Schon durch feinen Namen hatte das Königreich, Italien, ob es gleich französische Dependenz gewesen und nur ein Drittel der Halbinsel umfaßt hatte, nationale Aspirationen wachgerufen; unter Napoleons und Murats Fahnen hatten zahlreiche tapfere Krieger den alten Vorwurf italienischer Verweichlichung glänzend widerlegt. Und nachdem sie diese großartigen Zeiten durchlebt, sollte Mailand wieder geknechtet und Modena geknutet werden, sollte Florenz ein träges Dämmerleben führen und Rom die Herrschaft der Hierarchie auferstehen sehen, dieweil die Bourbonen Neapels, noch triefend von dem Blut von 1799, ihre nichtsnutzige Herrschaft wieder etablierten. Sofort begann in Italien der Sturmlauf der Liberalen und Nationalen gegen die „Schöpfungen“ des Wiener Kongreffes und ganz besonders gegen die Vorherrschaft Österreichs, in der man Reaktion und Fremdherrschaft zugleich verkörpert sah. Im Süden entfaltete der Geheimbund der Carbonari oder Köhler eine

rege Tätigkeit. Bald griff er auch nach dem Norden über. Aber die neapolitanischen und piemontesischen Revolutionen oder beffer Militärrevolten von 1820 wurden von Österreich mit leichter Mühe unterdrückt, und die Reaktion exzellierte in den Greueln, mit welchen fiel seit Sulla die Welt nur zu vertraut gemacht hat. Unter dem Eindruck der französischen Julirevolution begannen in Italien neue Verschwörungen, neue Aufstände, denen neue Verfolgungen fich anschloffen. Der Hauptsitz der Bewegung begann vom Süden nach dem Norden zu rücken. In den Kämpfen in der Romagna wurde statt der Carbonarifahne das Banner entrollt, das dereinst die Nationalflagge des geeinten Königreichs werden sollte. Auch die Erhebung der 30er Jahre scheiterte. Es mißglückten auch die Putschversuche im festländischen Teil des Königreichs Sardinien, fo namentlich der berühmte Savoyerzug. Damals wurden zuerst in weiteren Kreisen jene beiden Männer genannt, die ihren Namen mit unauslöschlichen Lettern in die Jahrbücher ihres Vaterlandes eintragen sollten: Mazzini und Garibaldi, die beiden Giuseppes, beide

 dem schmalen ligurischen Küstenstrich entsproffen, beide grundverschieden voneinander und doch beide erfüllt von derselben glühenden Begeisterung, in der Kosmopolitismus und Nationalismus unlöslich verschmolzen und durch religiöse Mystik geweiht und geheiligt waren; beide freilich auch nicht frei von den Fehlern, die nun einmal dem Parteigängertum anhaften. Giuseppe Garibaldi wurde am 4. Juli 1807 geboren. Freunde der Symbolik mögen das Datum beachten; es ist das Datum der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Garibaldis Wiege fand im damals fardinischen Nizza. Der Name deutet germanische, langobardische Abstammung an. Die Abstammung wird durch den blonden Typus des Helden bestätigt, zu defen Erklärung nicht die angebliche Abstammung von Theodor v. Neuhof, dem westfälischen Baron und Eintagskönig von Korsika, herangezogen werden braucht. Neuere Forschungen haben die hochbedeutsame, um nicht zu sagen beherrschende Rolle des Germanentums in der mittleren und neueren Geschichte Italiens nachgewiefen. Giuseppe Garibaldi war einer seemännischen Familie entsproffen, und zum Seemann und Kaufmann follte er erzogen werden. In Mathematik erhielt er eine tüchtige Ausbildung; aber mehr noch als diese zog ihn die römische Geschichte an. An den einfach-plastischen Gestalten des republikanischen Roms bildete er feine verwandte Seele. Von großem Einfluß auf den Knaben war die treffliche Mutter. Eine edle Parteinahme für die Schwachen, Menschen und Tiere, trat bald als hervorragender Charakterzug des ritterlichen Knaben in Erscheinung. Kaum zum Jüngling herangewachsen, machte er nach alter Genueferfitte Fahrten nach dem Schwarzen Meere und fählte in Kämpfen mit Seeräubern Mut und Nerven. In der fardinischen Kriegsmarine, in die er getreten, war Garibaldis Bleiben nicht lange. Er teilte durchaus den Haß der Genuesen gegen die ihnen durch den Wiener Kongreß aufgedrungene piemontefische Herrschaft und beteiligte sich eifrig an den gegen den König Karl Albert gerichteten Bestrebungen. Garibaldi wurde nach dem gescheiterten Savoyerzuge zum Tode verurteilt und konnte nur durch rasche Flucht fein Leben retten. Ein unstetes Abenteurerleben führte ihn u. a. nach Tunis, wo er als Schiffskapitän in die Dienste des Beys trat. Stets wurden, wie Neapels Geschichtsschreiber Colletta hervorhebt, die politischen Flüchtlinge Italiens am wohlwollendsten in den mohammedanischen Ländern aufgenommen. Von 1836 an finden wir Garibaldi in Südamerika. Dort, wo noch die Erschütterung der Losreißung vom Mutterlande nachzitterte, fand Garibaldi zum erstenmal ein Feld großzügiger Tätigkeit. In den Kämpfen der kurzlebigen Republik Rio Grande do Sul gegen Brasilien und Montevideos gegen den argentinischen Tyrannen und Diktator Rofas entfaltete Garibaldi die in ihm liegenden Fähigkeiten eines Freischarenführers großen Stiles. Den antiken Helden gleich kämpfte er zu Waffer und zu Lande, bald als gefürchteter Kaperfahrer an der Spitze eines kleinen Schiffsgeschwaders dem Feinde Schrecken einjagend, bald an der Spitze einer Reiterschar die unwegsamen Pampas durchstreifend. Roß und Schiff teilten sich in Garibaldis Vorliebe; aber gerade in den südamerikanischen Wirren lernte er den Wert eines guten Fußvolkes schätzen, wenn er auch fets feiner ritterlichen Natur entsprechend dem Bajonettangriff den Vorzug vor dem Gewehrfeuer gab. In jenen abenteuerlichen Jahren, die ihm neben vielen Siegen auch Gefangenschaft und einmal sogar die Folter einbrachten, freite Garibaldi das Weib seiner Jugend und feiner Liebe, die schöne Kreolin Anita.

Giuseppe Garibaldi 485 Auf Italien ruhte nach den niedergeschlagenen Aufstands versuchen der anhebenden 30er Jahre die schwere Hand eines rachsüchtigen Despotismus. „Es wäre besser, wenn das Meer zugleich von Ost und West Wegschwemmte deines Männervolks unselig letzten Rest“ rief damals Platen feufzend feinem geliebten Italien zu.. Die Italiener dachten anders. Auch in seiner tiefsten Erniedrigung ließ das edle Volk die Hoffnung nicht fahren. Einig in dem Sehnen nach einem geeinten Vaterlande und in dem glühenden Wunsche, die Fremdherrschaft abzuschütteln, gingen die Patrioten in ihren Staatsidealen weit auseinander. Die konservative Schule der Neuguelfen träumte von einem italienischen Staatenbunde unter des Papstes Vorfitz; Mazzinis junges Italien wollte eine straffe Einheitsrepublik mit Römertugend und christlichem Sozialismus. Eine dritte Richtung, die man die neughibellinische nennen kann, ersehnte eine konstitutionelle Monarchie unter dem Zepter eines einheimischen Fürsten. Dieser Fürst konnte nur der Träger der fardinischen Krone sein. Wohl wurde Karl Albert beschuldigt, nach jener verunglückten Revolution von 1820 den Verräter gespielt zu haben, wohl hatte er als Karl Felix' Nachfolger in defen reaktionärem Geist regiert. Aber Karl Albert hatte nie vergeffen, daß Österreich ihn von der Thronfolge ausschließen wollte; Karl Albert hatte die ehrgeizigen Hoffnungen der Jugend nur versteckt, nicht begraben; Karl Albert wartete nur darauf, die alte antiösterreichische Politik feiner Ahnen wieder aufzunehmen. Freilich bevor die neughibellinischen Hoffnungen der Erfüllung nahten, schienen die neuwelfischen Träume fich erfüllen zu wollen. Der neunte Pius gab der Welt das Schauspiel eines liberalen Papstes. Für eine Zeitlang war er der Abgott aller Patrioten, und im fernen Südamerika jubelte ihm auch Garibaldi zu. Garibaldis Herz gehörte der Republik, und seine politischen Überzeugungen hatten fich unter Mazzinis Einfluß gebildet. Er haßte als freier ligurischer Seemann das bureaukratisch-militärische Piemont, defen Staub einstmals Alfieri, der große Tragiker, unwillig von den Füßen geschüttelt hatte; er haßte in Karl Albert den Verräter und war von ihm zum Tode verurteilt worden. Aber als die Kunde an Garibaldis Ohr schlägt, daß, wieder unter dem Einfluß einer französischen Revolution, Italien sich erhoben und daß Karl Albert, nunmehr konstitutioneller König, Österreich den Krieg angesagt, da zaudert er nicht und bietet dem König feine Dienste an. Er wird zurückgewiesen. Da führt er auf eigene Faust den Krieg gegen Österreich und fetzt ihn auch nach dem Waffenstillstand auf dem Lago Maggiore fort, bis er vor erdrückender LÜbermacht sich auf Schweizer Gebiet zurückziehen muß. Die italienische Revolution, im Norden befiegt, schlug ihr Hauptquartier in Rom auf. Als General der Römischen Republik erwarb Garibaldi feinen ersten Anspruch auf Weltberühmtheit (1849). Buntscheckig war das Heer, das er kommandierte, und romantisch-bizarr genug speziell das Gepränge der näheren Umgebung Garibaldis und feiner selbst. G. v. Hofstetten schildert in feinem „Tagebuch aus Italien“ also den Helden: „Er ist ein etwas kleiner Mann mit fonnverbranntem Angesicht und vollständig antiken Zügen. Ruhig und fest fitzt er auf dem Pferde, als wäre er darauf geboren. Unter einem spitzen Hut mit schmaler Krempe und schwarzer voller Straußenfeder drängt sich das tiefbraune Haar hervor. Der rötliche Bart bedeckt die Hälfte des Gesichts. Über der roten Bluse flackert der kurze, weiße amerikanische Mantel.“ Den „Gaucho“ nannten die klerikalen Feinde

486 Giuseppe Garibaldi Garibaldi, den „roten Teufel“ nannten ihn die Neapolitaner, die der Papfherrschaft zu Hilfe heranrückten und zweimal von ihm geschlagen wurden, wobei er ihren König fast gefangen hätte. Die Römische Republik erlag den Truppen, die die französische Schwesterrepublik oder vielmehr der nachmalige dritte Napoleon gegen fie fandte. Aber der Ruhm der Befiegten war größer als der der Sieger; die Porta Pancratio und die Pinienbüsche der Villa Pamfili fahen Szenen wahrhaft antiken Heroismus. Lucian Manara, Führer der grünen lombardischen Jäger, der achtzehnjährige Emilio Morofini und der blonde Poet Mameli starben nebst vielen anderen den Heldentod. Wir hörten oft in Italien des letzteren Lied fingen: „Von den Alpen bis Sizilien Legnano liegt im ganzen Land, Jeder Jüngling hat Ferruccis Heldenmut und Eisenhand.“ (Legnano ist der Ort der berühmten Schlacht, wo die Mailänder usw. über Barbaroffa fiegten; Ferrucci der letzte Feldhauptmann der Florentinischen Republik, der bei Gavinana den Heldentod für Vaterland und Demokratie starb.) Als alles verloren, fuchte fich Garibaldi nach Venedig durchzuschlagen, das von Manin heldenmütig verteidigt wurde. Es

gelang nicht. Die Truppe wurde aufgelöst und zersprengt. Ugo Baffi, Garibaldis Feldkaplan, wurde erschoffen; des Generals heldenmütige Gemahlin erlag den Strapazen der Flucht. Wieder fähien Italiens Sache verloren, und wieder begann Garibaldi ein unstetes Leben in der Fremde. Als Schiffskapitän fuhr er nach China und Australien, und in Neuyork leitete er eine kleine Seifen- und Lichterfabrik. Dann kaufte er sich auf der kleinen Insel Caprera ein Landgütchen, auf dem er als moderner Cincinnatus lebte. Die Ereigniffe des Jahres 1859 riefen ihn auf die politisch-militärische Bühne zurück. Von dem genialen Cavour beraten, nahm Viktor Emanuel Karl Alberts Pläne wieder auf und bekriegte, von Frankreich unterstützt, mit Glück den österreichischen Erbfeind. Garibaldi befehligte in diesem Kriege die Freischar der grauuniformierten Alpenjäger, die fich namentlich aus der intellektuellen Jugend der Lombardei und Mittelitaliens rekrutierte. Ein kleines Reiterhäuflein in verschnürten Polenjacken bildete die Vorhut des Freikorps, das fich tapfer schlug, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, größere Erfolge zu erzielen. Unter französischem Druck mußte ein schneller Frieden geschloffen werden. Sardinien erhielt die Lombardei und fügte bald Parma, Modena, die Romagna und Toskana feinen Erwerbungen hinzu, mußte aber Savoyen und Nizza an Frankreich abtreten. Garibaldi begriff nicht die harte Notwendigkeit, der fich Cavour beugte, und zog, erzürnt über die Abtretung feiner geliebten Vaterstadt, fich grollend aus dem öffentlichen Leben zurück. Bald aber sollte Garibaldi auf die politische Schaubühne zurückkehren und durch den grandiosesten aller Freischarenzüge alles, was er bis jetzt geleistet, in den Schatten stellen. Der Nationalverein, in welchem das monarchische Element überwog, dem fich aber Garibaldi trotz seiner republikanischen Gefinnung angeschloffen hatte, vereinigte sich mit den Mazziniften unter erst geheimer, dann offener Begünstigung Cavours zu der großartigen Unternehmung, die bestimmt war, das stockende Einigungswerk um einen gewaltigen Schritt vorwärts zu bringen. Es galt, den blutbefleckten Bourbonenthron in Neapel umzustürzen.

Giuseppe Garibaldi 487 Das Maß der Sünden des neapolitanischen Bourbonenzweigs war voll. Nur der Begründer der Dynastie, der nachherige spanische König Karl, hatte ein des Lobes wertes Regiment geführt; an allen feinen Nachfolgern klebte das Blut Ungezählter, die eine reaktionäre Kamarilla ihrer Rachsucht geopfert. Unter dem zweiten Ferdinand waren die Greuel, die der Niederwerfung der „Parthenopeichen" Republik im Jahre 1799 gefolgt waren, fast noch überboten worden; wenn man mit Blut etwas sparsamer umgegangen war, fo hatten dafür die Gefängnismartern, denen man die gemäßigten Liberalen unterworfen, einen Entsetzensschrei in ganz Europa hervorgerufen. Gladstone, damals noch Tory, nannte die neapolitanische Regierung in heller Empörung die „Regierung der Leugnung Gottes". Einige Übertreibungen liefen Gladstone unter; aber der Kern feiner Anklagen ist nie widerlegt worden, und allein die Tatsache, daß der edle Exminister Carlo Po rio lange Jahre mit schwerer Kette an einen Strauchdieb gefeffelt auf schattenloser Strafinsel zubringen mußte, genügt, das Verdammungsurteil über eine Regierung und eine Dynastie zu fällen, die nur durch solche Mittel fich erhalten konnten. Während des österreichisch-sardofranzösischen Krieges, den er mit angstvoller Spannung verfolgt hatte, war König Ferdinand II. gestorben. Sein Sohn, der zweite Franz, regierte im Geiste, doch nicht mit dem Geschick des Vaters. Persönlich ein harmlos-unbedeutender Mensch, mußte er für die Sünden der Vorfahren büßen. Mit 1062 Italienern und 5 Ungarn schiffte sich Garibaldi zu dem abenteuerlichen und doch so erfolgreichen Unternehmen ein. Die „Tausend" landeten im fizilianischen Marsala, das durch fiel der Welt bekannt ward. Am 11. Mai fand die Landung flatt und schon im August war die Eroberung der Insel vollendet. Ohne Verzug setzte Garibaldi nach dem festen Lande über. Seinem Heere mit Geringschätzung der Gefahr oftmals vorauseilend, durchzog Garibaldi in Windeseile die Gefilde Kalabriens. Vergebens versuchte Franz, mit Waffengewalt den wankenden Thron zu befestigen; vergebens nahm er zur schützenden Gewandung einer Verfaffung eine Zuflucht. Es war zu spät. Die Geister der Getöteten, Gemarterten erhoben sich wider die Dynastie. Auch der Verrat spielte mit und die Neigung der Ratten, das finkende Schiff zu verlaffen. Am 7. September 1860 zog Garibaldi, vom tosenden Jubel eines füdlichen Volkes umbraust, in das befreite Neapel ein. Es war der Höhepunkt in Garibaldis Leben. Von nun an beginnt sein Stern gemach zu erbleichen. Wohl fiegte Garibaldi am Volturno über das

neapolitanische Heer; aber Gaeta vermochte er nicht zu nehmen. Die reguläre Armee Sardiniens mußte zu Hilfe eilen und das Werk der Eroberung voll enden. In Seffa trafen Viktor Emanuel und Garibaldi zusammen. Eine tiefe, innere Sympathie verband den heroischen Republikaner und den tapferen Soldatenkönig. „Sire, ich gehorche“ – mit diesen historischen Worten legte Garibaldi feine Diktatur nieder. Noch einmal zog er in Neapel ein; aber er mußte die Ehren dieses zweiten Einzugs mit dem König teilen. Wieder tritt eine Stockung im italienischen Einigungswerk ein; wieder sucht Garibaldi mit einer die internationale Lage verkennenden Ungeduld die Entwicklung zu beschleunigen. Die Regierung des Einheitsstaates, von Frankreich gedrängt, tritt dem, der ihr Neapel und Sizilien zugebracht, mit Waffengewalt entgegen. Bei Aspromonte wird Garibaldi befiegt und verwundet. Wieder harrt er in seinem Tuskulum auf Caprera befferer Tage. Am Kriege

 von 1866 nimmt er als Führer einer stattlichen Reihe von Freiwilligenbataillonen teil. Der Krieg verlief zu Waffer und zu Lande unglücklich für das junge Königreich, das trotzdem durch die Siege feines preußischen Verbündeten auf Umwegen Venetien gewann. Garibaldi, „groß im kleinen, klein im großen Kriege“, operierte wenig erfolgreich im Westen des Gardasees. Nach Venedigs Erwerbung fehlte nur noch eine Stadt dem geeinten Vaterlande. Aber diese eine Stadt war die ewige Roma. Napoleon hielt schützend feine Hand über der Papstherrschaft. Wie er durch einen Freischarenzug Neapels Bourbonen gestürzt, so wollte Garibaldi durch gleiche Mittel der Papftherrschaft ein Ende bereiten. In höchster Angst vor französischer Intervention suchte die italienische Regierung das Unternehmen zu hindern. Aber Garibaldi, einmal schon festgenommen und nach Caprera zurückgebracht, fuhr in tollkühner Fahrt in offener Barke durch das Geschwader, das ihn an einer Landung auf dem Festlande hindern sollte. Seine Schar wurde bei Mentana mit den meist französischen Schutztruppen des Papstes handgemein. Garibaldi erlitt eine schwere Niederlage. Wieder zog er fich nach Caprera zurück. Wir wollen uns nicht weiter über den Rest von Garibaldis Leben verbreiten. Durch seine Aufmunterung des irredentistischen Chauvinismus förderte er weder die Intereffen Italiens, noch die der Menschheit, noch feinen Ruhm; feine Teilnahme am deutsch-französischen Kriege brachte ihn um viele deutsche Sympathien, ohne ihm die Dankbarkeit Frankreichs zu erwerben: in geradezu empörender Weise wurde er, den Paris zu einem Vertreter erkoren, von der reaktionären Mehrheit der Nationalversammlung in Bordeaux behandelt. Um so lieber verzeichnen wir die hohen Verdienste, die er sich als italienischer Deputierter um die Wiederbebauung der verödeten Campagna erwarb. Wie auch immer Garibaldis Schwächen und Mißerfolge gewesen, alles ward vergeffen, als die Kunde erscholl, daß am 2. Juni 1882 der 75jährige Held zweier Welten auf dem stillen Caprera feine müden Augen geschloffen. Italien und die Welt vereinigten sich, dem großen Toten zu huldigen; in würdiger Weise erkannte auch das Organ des Vatikans des bittern Gegners Größe und edle Seele an. Kaum eine Stadt Italiens, die ihm seitdem nicht ein Denkmal gesetzt; Garibaldis römisches Reiterdenkmal auf dem Janiculum, nahe der Porta Pancratio, der Stätte seines keimenden Weltruhms, blickt hinein in die vatikanischen Gärten. Noch heute ist der Garibaldianismus eine politische Macht in Italien; im Hellenenzuge der Garibaldianer von 1897 fahen wir ihn tätig, und die Sympathien, die dieser Zug ausgelöst, erblickten wir eben den kleinen, faatsklugen dritten Viktor Emanuel auf seiner Athenerfahrt weltpolitisch ausmünzen. Wir haben uns bemüht, unsere Skizze objektiv zu halten, nicht als Parteileute, sondern als Historiker über Garibaldi zu sprechen. Garibaldi war weder Feldherr noch Staatsmann; er war Freischarenführer, allerdings der größte seiner Art. Die Eroberung Siziliens und Neapels ist das große Werk feines Lebens; es wird verschieden beurteilt werden, je nach dem politischen Standpunkt des Beurteilers. Der Persönlichkeit Garibaldis aber, dieses antiken Heros im romantischen Gewande, wird auch der Gegner, sofern er Gerechtigkeitsgefühl und Sinn für historische Größe besitzt, seine Anerkennung nicht versagen. Dr. H. Rösemeier IS-

M. v. Schwind (T) Die Vertreibung der hl. Elisabeth

-.. ... U 23. OF ILL". iS

Berthelot, Mendeléjew und Moiffan 489 Berthelot, Mendeléjew und Moiffan D letzten Wochen haben der chemischen Wiffenschaft den Verlust dreier ihrer berühmtesten Vertreter gebracht, des Ruffen Mendeléjew und der Franzosen Berthelot und Moiffan, deren Leistungen auf chemischem Gebiete bahnbrechend waren. Zu Paris am 25. Oktober des Jahres 1827 geboren, war Pierre Eug ne Marcellin Berthelot der Senior unter den dreien. Er ist, wie die Tagesblätter gemeldet haben, fast 80 Jahre alt, bei der Nachricht von dem Tode feiner Frau plötzlich gestorben. 1859 wurde er Profeffor an der Pariser Ecole de pharmacie, 1863 Mitglied der Akademie der Medizin, 1865 Professor am Coll ge de France. Im Jahre 1870 war er während der Belagerung von Paris Präsident des Verteidigungskomitees und beschäftigte fich während dieser Zeit hauptsächlich mit der Herstellung von Sprengstoffen. Im Jahre 1873 wurde er Mitglied der Akademie der Wiffenschaften. 1876 wurde er zum Generalinspektor des französischen Unterrichtswesens ernannt, 1881 zum lebenslänglichen Mitglied des Senates. Im Jahre 1886/87 wurde er Minister des Unterrichtes, 1895/96 Minister des Äußeren, 1900 Mitglied der Académie fran aise. Wahrlich ein Leben voll der Ehren. Die ersten Arbeiten Berthelots galten dem Studium organifcher Verbindungen, besonders dem Glyzerin und den Fetten. Seine in zwei Bänden erschienene „Chimie organique fondée sur la synth se“ (Paris 1860), feine „Le ons sur les méthodes générales de la synth se“ (Paris 1864), feine „Synth se chimique“ (Paris 1875–97) und andere Arbeiten waren bahnbrechend auf dem Gebiete der Synthese, d. h. also des Aufbaus organischer Körper. Ihm schwebte als eines der Ziele der Chemie vor, die wichtigsten Nährstoffe des Menschen auf synthetischem Wege zur Darstellung zu bringen, und es erschien ihm durchaus nicht als Utopie, die Menschheit einmal anstatt mit den bisherigen großen Mengen vegetabilischer und animalischer Koft mit Pillen zu ernähren, in denen die erforderliche Nahrungsmenge gewissermaßen konzentriert enthalten wäre. Später hat sich Berthelot der Thermochemie zugewandt. Die Wärme war ihm das Maß der Verwandtschaft zwischen zwei reagierenden Stoffen. Wenn eine Anzahl von Stoffen zueinander in freie gegenseitige Wirkung tritt, fo kommt es unter den möglichen Umänderungen immer zu derjenigen, mit der die größte Wärmeentwicklung verknüpft ist. Dieses Berthelotsche „Prinzip der größten Arbeit“ hat fich jedoch nicht als allgemein gültig erwiesen. Jedenfalls aber hat Berthelot mit feinen Untersuchungen der thermischen Erscheinungen bei Bildung, Verwandlung und Zersetzung chemischer Verbindungen, wie er fiel in feinem zweibändigen Werke: „Essai de mécanique chimique, fondée sur la thermochimie“ (Paris 1879) veröffentlicht hat, die Grundlagen der heutigen Thermochemie gegeben. Sehr hat sich Berthelot, wie schon oben angedeutet wurde, um die Förderung unserer Kenntniffe der Explofivftoffe und Explosionen, desgleichen um die Gefchichte der Chemie verdient gemacht. In erster Richtung ist da fein Werk: „Sur la force de la poudre et des mati res explosives“ (Paris 1872) zu nennen, aufgeschichtlichem Gebiete sein Buch: „Origine de l'alchimie“ (Paris 1885) und fein dreibändiges Werk: „Chimie au moyenäge“ (Paris 1893). Der Türmer IX, 10 32

490 Berthelot, Mendeléjew und Moiffan Wir wollen noch erwähnen, daß Berthelot das von Ramsay als neuen Bestandteil der Luft entdeckte Krypton mit der Erscheinung des Nordlicht es in Zusammenhang gebracht hat. Er fand, daß die starke grüne Linie im Spektrum dieses neuen Gases fast ganz mit der hellen Linie im Spektrum der Nordlichter zusammenfällt, und schlug deshalb für den neuen Stoff den Namen Eofium (eos gleich Morgenröte und finnbildlich auch gleich Nordlicht) vor. Dimitrij Iwanow Mendelé jew wurde im Jahre 1834 in Tomsk in Sibirien geboren. Er ist durch fein „periodisches System der Elemente“, mit dem er im Jahre 1869 hervortrat, berühmt geworden. Es war schon lange bekannt, daß von den verschiedenen chemischen Elementen einzelne einander fehr ähnlich find. Natrium und Kalium z. B. find beide weiß, beide weich, beide gleich oxydierbar und beide bilden mit allen Säuren lösliche Salze, die einander in der Färbung, in der Kristallgestalt und in anderen Eigenfchaften gleichen. Auch die später bekannt gewordenen Metalle Rubidium, Lithium, Cäsium find dem Natrium und Kalium sehr ähnlich. Die Atomgewichte dieser Elemente wachsen fortschreitend: Lithium = 7, Natrium=23, Kalium =39,1, Rubidium=85, Cäsium = 133. Ahnliche Reihen laffen fich aus Kalzium, Strontium, Barium, aus Magnesium, Zink und Kadmium bilden. Im Jahre 1863 hat dann John Newlands darauf hingewiesen, daß man auf überraschende Regelmäßigkeiten stoße,

wenn man die Elemente nach ihren Atomgewichten ordnet, man mit Übergehung des Wafferstoffes das erste, achte, fünfzehnte usw. aller Elemente fo untereinander ordnet, daß die Differenz zwischen der Nummer des niedrigsten Gliedes einer Gruppe und der des unmittelbar darüber stehenden Elementes 7 beträgt. Es ist da, wenn man von einem bestimmten Elemente ausgeht, das achte Element gleichsam eine Wiederholung des ersten, wie die acht Noten der Oktave in der Musik. Unabhängig voneinander haben dann Lothar Meyer und D. Mendeléjew diesen Gedankengang weiter ausgearbeitet, und Mendeléjew hat in seinem „periodischen System der Elemente" diese nach ihrem Atomgewicht und ihren Eigenschaften in äußerst übersichtliche Beziehung gebracht. Werden sämtliche Elemente nach der Größe ihrer Atomgewichte geordnet, so fieht man beim Durchgehen der Reihe die Eigenschaften von Glied zu Glied sich ändern, bis bei einer gewissen Differenz der Atomgewichte die Eigenschaften in derselben Reihenfolge mehr oder weniger vollständig wiederkehren. Bricht man daher die Reihe bei diesen Wiederholungspunkten ab, so erhält man eine Anzahl kürzerer Reihen, die man so untereinander stellen kann, daß man in wagrechter Linie die Elemente nach der Größe ihrer Atomgewichte, in vertikaler Richtung die Elemente nach ihren chemischen und physikalischen Eigenschaften gewissermaßen zu natürlichen Familien in Reihen gebracht hat. Durch dieses periodische Gesetz erscheint also der enge Zusammenhang zwischen Atomgewicht einerseits und den chemischen und physikalischen Eigenschaften andererseits zu klarem Ausdruck gebracht, und die Aufstellung dieses Gesetzes ermöglichte es, chemische Prophezeiung zu fpielen, nicht nur die Entdeckung noch unbekannter Elemente, sondern auch ihr Atomgewicht und ihre wichtigsten Eigenschaften vorauszusagen. Die später entdeckten Elemente Gallium, Skandium, Germanium hatten jedes einzelne vollständig das Atomgewicht und die Eigenschaften, wie fie. Mendeléjew vorausgesagt hatte. Es war begreiflich, daß die Chemie dieses periodische Gesetz freudigst begrüßte. Schien ja nun ein Mittel gegeben, in den Wirrwarr der Atom-

 gewichte Ordnung zu bringen und das Prinzip der Reihenbildung, wie es fich bei den Verbindungen der organischen Chemie so gut bewährt hatte, auch für die Elemente selbst in Anwendung zu bringen. Aber Mendeléjew sollte es noch erleben, daß mehr und mehr gewichtige Bedenken gegen feine Hypothese geltend gemacht wurden. Es erschien von vornherein bedenklich, daß gerade jenes Element, auf defen Atomgewicht wir die Atomgewichte aller anderen Elemente beziehen, der Wafferstoff, isoliert außerhalb dieser Anreihung der Elemente zu stehen kommen, eine Familie oder Periode für sich bilden soll. Die neuentdeckten Bestandteile der Luft: Argon, Helium, Neon und Krypton paffen nach ihren Atomgewichten nicht in dieses System. Mendeléjew selbst konnte die Elemente Cer, Lanthan und Didym feinem System nur anpaffen, indem er ihre Atomgewichte auf der Basis neuer Anschauungen über ihre Verbindungsfähigkeit umrechnete. Das Tellur paßt nicht an feine Stelle im Mendeléjewfchen System. Man hat daher im vollen Glauben an ein System angenommen, daß das für Tellur gefundene Atomgewicht nicht das richtige fei, hat aber bei allen Neubestimmungen immer wieder den alten Wert gefunden. Nach ihren chemischen Eigenschaften müßten die Elemente Samarium und Cer ihren Platz tauschen, können dies aber nicht wegen ihrer Atomgewichte. „Wenn also auch die Fülle der Gesetzmäßigkeiten," sagt Dr. Otto M. Witt, „welche durch Mendeléjews periodisches Gesetz zum Ausdruck gebracht werden, überwältigend ist und in dieser Errungenschaft der Chemie sicherlich ein Kern von Wahrheit steckt, so ist durch dieses Gesetz die ganze Wahrheit doch nicht enthüllt worden, und ist es Aufgabe der modernen Chemie, nicht das periodische Gesetz durch künstliche und gezwungene Erweiterungen zum Paffen zu bringen, sondern an feine Stelle eine neue theoretische Anschauung treten zu laffen, welche das periodische Gesetz mit umschließt, ohne doch von ihm als Grundlage auszugehen. Offenbar ist unsere Zeit für die Aufstellung einer solchen Theorie noch nicht reif, die Anzahl der gesammelten Tatsachen noch nicht groß genug, um die Gesetzmäßigkeit, die ihnen zugrunde liegt, klar erkennen zu laffen, aber wenn wir fortschreiten wollen, so müffen wir gerade diejenigen Tatsachen mit befonderer Freude begrüßen und besonders emfig weiter verfolgen, welche in das periodische Gesetz nicht hineinpaffen." Noch einmal machte Mendeléjew vor drei Jahren Aufsehen, als er mit feinem

Verfuche einer chemischen Auffaffung des Weltät hers auftrat. Nach Mendeléjew kann der Ather keine gewichtslose Maffe und auch nicht der Urstoff fein, aus welchem alle Elemente hervorgegangen find. Es müßte im letzteren Falle ein Verschwinden und Umwandeln von Elementaratomen möglich sein. Ihm ist der Alther ein chemisches Individuum, ein gasförmiges Element, defen Molekülen eine so große fortschreitende Bewegungsgeschwindigkeit zukommt, daß sie sich der Maffenanziehung auch der größten Fixsterne zu entziehen imstande sind. Die Diffusionsfähigkeit dieses Elementes ist eine außerordentlich große, es vermag daher alle Körper zu durchdringen. Darum ist der Alther, obschon er Gewicht besitzt, für die Gewichtsbestimmung unzugänglich. Seines jedenfalls äußerst niedrigen Atomgewichtes wegen stünde der Ather in dem periodischen System an der Spitze einer „nullten“ Gruppe, der auch die Elemente Helium, Neon, Argon, Menon, Krypton angehören. Wie er die Existenz der dann später entdeckten Elemente Skandium, Gallium und Germanium vorausgesagt und deren Atomgewichte und Eigenschaften voraus bestimmt hat, so hat er auch versucht, das Atomgewicht des Althers ein-

 zuschätzen. Er setzte vor den Wafferstoff noch das zur Heliumgruppe gehörige Element y mit dem Atomgewicht 04 und meinte, daß dieses hypothetische Element vielleicht mit dem fraglichen, von Voung und Harkneß im Jahre 1869 in der Sonnenkorona beobachteten Koronium identisch ist. Das Atomgewicht des Althers ist natürlich noch viel niedriger. Die Temperatur des Weltraumes mit -80 Grad angenommen und vorausgesetzt, daß die größten Weltkörper die Sonne fünfzigmal an Maffe übertreffen, würde nach der kinetischen Gastheorie für die Althermoleküle eine fortschreitende Geschwindigkeit von 2240 Kilometer in der Sekunde fich ergeben, damit fie fich gegenüber der Anziehungskraft dieser großen Weltkörper indifferent verhalten können. Das gäbe dann für das Atomgewicht des Althers ein Milliontel des Wafferstoffatomgewichtes. Nach dieser Hypothese, die den Ather als chemisches Element auffaßt, hätte man die Radioaktivität nach Mendeléjew so aufzufaffen, daß die Atome der radioaktiven Elemente große Maffenzentren find, welche möglichst viel Althermoleküle festzuhalten vermögen, fiel aber nicht chemisch binden. Treten Althermoleküle aus oder ein, so äußern sich diese Vorgänge in Form von Strahlen. Populärer als der Name von Berthelot und Mendeléjew ist der Moif. fans geworden. Henri Ferdinande Moiffan wurde am 28. September 1852 zu Paris geboren, ist also nur 55 Jahre alt geworden. Von 1873-79 war er im Laboratorium des Pariser Naturwissenschaftlichen Museums tätig, von 1879-80 wirkte er als Repetitor für Physik am Landwirtschaftlichen Institut und bis 1883 als Leiter der praktischen Arbeiten an der Höheren Schule für Pharmazie, seit 1882 auch als Dozent an den pharmazeutischen Anstalten. 1886 wurde er Profeffor an der Höheren Schule für Pharmazie. 1887 erhielt er den Lacazepreis der Pariser Akademie der Wiffenschaften für feine Unterfuchungen über das Fluor. 1888 wurde er Mitglied der Pariser Akademie der Wiffenschaften. Kürzlich erhielt er den Nobelpreis. Von seinen zahl reichen Werken seien genannt: „Sur les oxydes métalliques de la famille du fer“ (Paris 1880), „Serie du cyanog ne“ (Paris 1885), „Recherches sur l'isolement du fluor“ (Paris 1887), „Le four électrique“ (Paris 1897), „Le fluor et ses composés“ (Paris 1900), „Classification des éléments“ (Paris 1904) und das fünfbändige Werk: „Traité de chimie minérale“ (Paris 1904). Zahlreiche Einzelarbeiten über die Oxyde des Eifens, über die Fluorverbindungen, über das Chrom und seine Verbindungen, über die Metallkarbide, über Boride, über Graphit usw. find in den „Comptes rendus“, im „Bulletin de la société chimique de Paris“, in den „Annales de chimie et de physique“ niedergelegt. Moiffan hat mit der Heranziehung der Elektrizität als Arbeitsguelle für die chemischen Untersuchungen zur Erzeugung hoher Temperaturen und als Trennungsmittel einen glücklichen Griff getan. Mit den bisherigen Heizmitteln chemischer Natur, insbesondere auf dem Wege der Verbrennung, war über eine Hitze von 3000 Grad nicht weit hinauszukommen. Die Verbrennung, wenn auch durch hohe Temperaturen eingeleitet, findet bei sehr hoher Temperatur nicht mehr statt. Für das elektrische Glühen gibt es keine folche Beschränkung. Indem sich Moiffan seinen elektrischen Flammenofen konstruierte, bei welchem der elektrische Strom paffend unterbrochen und die Hitze des Flammenbogens zur unmittelbaren Heizung des Schmelzgutes verwendet wird, konnte er Temperaturen bis zu 4000

Grad erzielen. Mit einem

Berthelot, Mendelejew und Moiffan 493 Strome von 12 Amp re und 60 Volt vermochte er die schwerst schmelzbaren Metalle in größeren Mengen in Fluß zu bringen, festeste chemische Verbindungen aufzulösen. Durch Moiffans Arbeiten ist es zweifellos geworden, daß alle Elemente bei großer Hitze vergasbar sind und wahrscheinlich überhaupt alle chemischen Verbindungen bei den höchsten Temperaturen sich lösen. Ganz außerordentlich haben sich durch Moiffans Untersuchungen unsere Kenntniffe über das Fluor vermehrt. Vor ihm wußten wir über dieses in der Natur hauptsächlich im Flußspat, dann in den Knochen und in dem Zahnfchmelz vorhandene Element fast gar nichts. Dieses Element ist noch weit aktiver als Chlor, greift alle Stoffe an und wird auch der Gesundheit des fich mit ihm einlaffenden Chemikers höchst gefährlich. Man hatte kein Gefäß, in dem man es hätte darstellen können. All das macht begreiflich, warum unsere Kenntniffe über das Fluor so geringe Fortschritte machten. Moiffan brachte Platingefäße in Anwendung und stellte das Fluor aus wafferfreiem Fluorwafferstoff her, den er bei sehr niedriger Temperatur durch den elektrischen Strom zerlegte. Wohl wurde auch da ein Teil des Platins von dem freigewordenen Fluor angegriffen, ein Teil des Fluors aber blieb frei. Waffer wird durch Fluor im Überschuß zerlegt, und es entsteht die in der Glasätzerei bekannte Fluorwafferstoffsäure und mit Ozon gemischter Sauerstoff. Moiffan ist es dann gelungen, trockenes und ganz reines Fluor herzustellen, indem er das unreine Fluor durch ein von flüssigem Wafferstoff umgebenes Schlangenrohr freichen ließ und so bei der niederen Temperatur von -180 Grad die Fluorwafferstoffsäure zur Verdichtung brachte. Von folchem trockenen Fluor wird Glas auch bei einer Temperatur von 100 Grad nicht angegriffen. Bei -187 Grad verflüssigt sich Fluor und bleibt bei -210 Grad noch flüssig. Bei -233 Grad, welche niedrige Temperatur erreicht wird, wenn flüffiger Wafferstoff verdunstet, wird Fluor fest. Wurde festes Fluor mit flüffigem Wafferstoff von -2525 Grad zusammengebracht, so trat eine explosionsartige Reaktion ein, der Wafferstoff entzündete sich und die Glasgefäße wurden zu Pulver zertrümmert. Mit Selen erfolgt die Reaktion bei -187 Grad unter Detonation. Arsen und roter Phosphor verbinden sich mit flüffigem Fluor unter Feuererscheinung, Anthrazen mit flüffigem Fluor bei heftiger Explosion unter Abscheidung von Kohle. Trifft Fluor mit Stickoxyd zusammen, so kommt es zu einer heftigen, mit Feuererscheinung verbundenen Reaktion. Boride und Karbide find fast ausschließlich von Moiffan und feinen Schülern untersucht worden. Eifenborid wurde im elektrischen Ofen beim Erhitzen von Bor mit Schmiedeeeifen erzeugt. Es bildet glänzende, gelbgraue Kristalle, die, im Sauerstoff erhitzt, mit hohem Glanze verbrennen. Durch Erhitzen von amorphem Bor und Zuckerkohle im elektrischen Ofen wurden glänzend schwarze Kristalle von Borkarbid erhalten, welche fast so hart wie Diamant find und defen Flächen ritzen. Das heute zu so großer industrieller Wichtigkeit gelangte Kalziumkarbid wurde zum ersten Male im Jahre 1894 von Moiffan durch Reduktion des Kalkes mit Kohle bei einer bis 3500 Grad gesteigerten Hitze im elektrischen Ofen dargestellt, ohne daß man damals noch an eine praktische Verwendung dachte. Unrein ist es schon früher von Travers dargestellt worden. Moiffan ist auch die Endeckung des Karbor und ums, das zum Schleifen und Polieren von Metallen und Glas verwendet wird und im großen durch Erhitzen eines Gemisches von Koks und reinem Sand im elektrischen Ofen dargestellt wird, zu danken.

494 Berthelot, Mendeléjew und Moiffan So verbreitet das Kalzium in zahlreichen Verbindungen auf der Erdoberfläche vorkommt, so war es vor Moiffan nicht möglich, dieses Element in größeren Mengen isoliert zu erhalten und feine Eigenschaften genau festzustellen. In den Lehrbüchern der Chemie war es bisher als glänzendes, gelbes Metall mit dem spezifischen Gewicht 1,55-1,6 beschrieben. Moiffan hat nun die bisherigen Methoden der Kalziumdarstellung einer Prüfung unterzogen, gefunden, daß man das Kalzium aus feinem Amalgam nicht durch Destillation gewinnen kann, und zwei neue Methoden der Darstellung entdeckt. Er fand, daß fich Kalzium in flüssigem Natrium auflöst, erhitzte ein Gemenge von 600 Gramm wafferfreiem Jodkalzium und 240 Gramm metallischem Natrium unter zeitweisem Umrühren in einem eine Stunde lang auf dunkle Rotglut erhitzten und bedeckten Eifentiegel, zerklopfte die erhaltene Schmelze in kleine Stücke und zog diese mit absolutem, in Eis

gekühltem Alkohol so lange aus, bis nichts mehr gelöst wurde. Er bekam so ein glänzendes Kristallpulver von Kalzium. Die zweite Methode besteht in der Zerlegung bei dunkler Rotglut geschmolzenen Jodkalziums durch den elektrischen Strom. Jetzt weiß man, daß Kalzium ein schön filberweißes, bei 760 Grad im luftleeren Raume zu einer glänzenden Flüssigkeit schmelzendes Element und fein spezifisches Gewicht 1,85 ist. Ohne des weiteren auf Moiffans verschiedene Leistungen auf dem Gebiete der anorganischen Chemie einzugehen, wollen wir nur noch in Kürze feiner Darstellung von Diamanten auf künftlichem Wege gedenken, deren neben dem elektrischen Ofen in weiteren Kreisen und populären Schriften wohl am öftesten Erwähnung geschehen ist. Moiffan selbst wird wohl dieser Herstellung von Diamanten keine besondere Bedeutung zuerkannt haben. Schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat der Kieler Professor Chr. Pfaff Versuche unternommen, künstliche Diamanten zu erzeugen, aber ihm fand nur der schwache Strom eine Zambonifchen Säule zur Verfügung. Durch das Vorkommen von Diamanten in Meteoriten angeregt, ging Moiffan daran, den gewöhnlichen schwarzen Kohlenstoff durch Lösung umzukristallisieren, und wählte Eisen als das beste Lösungsmittel für Kohle. Die im geschmolzenen Eisen gelöste Kohle kühlte er plötzlich ab, fo daß sich eine feste Rinde bildete. Bei der weiteren Abkühlung des flüffigen Inneren vermag sich die Maffe nicht entsprechend der Volumzunahme beim Erstarren des Eisens auszudehnen, es entsteht so ein gewaltiger Druck, und dieser bewirkt das Kristallisieren des ausgeschiedenen Kohlenstoffs. Wird dann das die Kristalle umschließende Eisen aufgelöst, so werden die mikroskopisch kleinen Diamanten frei. Sie gleichen in Härte und den anderen Eigenschaften ganz den natürlichen Diamanten. Praktischen Wert konnte diese Erfindung nicht haben, denn solche winzigen Diamanten kommen weit kostspieliger zu stehen als die natürlichen. Es ist übrigens von verschiedener Seite bestritten worden, daß die auf diesem Wege erhaltenen Kristalle wirklich Diamanten find, wie es überhaupt fraglich ist, ob der Diamant in der Natur bei höherer Temperatur entstanden ist. Combes weist da auf die aufgefundenen pflanzlichen Einschlüffe im Diamant hin und auf die Tatsache, daß Diamant im Gußeifen bei hoher Temperatur in Graphit sich umwandelt und der Kohlenstoff die Elektrizität um fo beffer leitet, je höher die Temperatur steigt, während Diamant bekanntlich die Elektrizität nicht leitet. Intereffant sind endlich auch Moiffans Versuche über die Entzündungs- und die Verbrennungstemperatur der drei Varie- - -

 täten des Kohlenstoffs in Sauerstoff. Er brachte einen sehr durch. fichtigen Kapdiamanten von 162 Milligramm in die Mitte einer Porzellanröhre und fetzte ihn einem Strome reinen, trockenen Sauerstoffes aus, während eine thermoelektrische Zange mit dem Kristall in Berührung war. Die Röhre war an den Enden durch Glasscheiben verschloffen, es konnte also der Diamant immer beobachtet werden. Durch eine kleine Seitenröhre konnte das abziehende Gas in ein Gefäß mit Barytwaffer, das bekannte Reagens auf Kohlensäure, geleitet werden. Die Röhre wurde langsam auf einem Gasrost erhitzt. Bei 710 Grad war das Barytwaffer noch klar. Erst bei 720 Grad zeigte sich eine ganz leichte Trübung, die bei 730, 740, 750 Grad fich langsam vermehrte, ohne daß der Diamant zu brennen angefangen hatte. Auch bei 790 Grad zeigte sich noch keine Spur von Glühen. Erst bei 800 Grad war der Diamant plötzlich von einer Flamme umgeben, wurde glühend und rasch blendend weiß, und die Entwicklung von Kohlensäure wurde eine viel schnellere. Bei gleichen Versuchen mit Graphit kam es bei 570 Grad zu einer sehr schwachen Trübung des Barytwaffers, bei 600 Grad zu reichlicherer Entwicklung von Kohlensäure und erst bei 690 Grad zum plötzlichen Glühen und lebhaften Verbrennen des Graphits bei starkem Leuchten. Die Versuche mit der dritten Modifikation des Kohlenstoffes, mit amorpher Kohle, zeigten das Barytwaffer bis 200 Grad klar, in leichter Trübung bei 230 Grad, worauf dann bei weiterer Erhitzung die Entwicklung von Kohlensäure rasch zunahm und bei 345 Grad die Entzündung der Kohle erfolgte. Berthelot hat bei Veröffentlichung dieser Untersuchungen Moiffans erinnert, daß schon Lavoisier bei der mit Hilfe eines Brennglases unternommenen Verbrennung von Diamanten an der Luft die Entstehung eines Llberzuges von Kohle wahrgenommen hat.. Schon diese knappe Auswahl aus dem reichen Schatze neuer Kenntniffe, welche die drei verstorbenen Chemiker ihrer Wiffenschaft zugeführt haben, dürfte hinreichen, auch dem Nichtfachmanne

eine Vorstellung von der Bedeutung dieser Männer für die Chemie zu geben und von der Größe des Verlustes, den die Wiffenschaft durch ihren Tod erfahren hat. Dr. Friedrich Knauer gingAus eines Mannes Mädchenjahren V allen Erscheinungen auf literarischem Gebiet zogen mich stets die am meisten an, welche die eigenartige Entwicklung einer Persönlichkeit schillderten. Eigenart – gegeben durch körperliche, intellektuelle und ethische Veranlagung, bestimmt in ihrer Sichdurchsetzung, ihrer Begrenzung und Knechtung durch Einflüffe des Hauses, der Schule, der Umgebung, kurz der gesamten Verhältniffe. War nun gar das Dargestellte ein Stück Leben, der Wirklichkeit nacherzählt oder nachgedichtet, so war mein Intereffe vollkommen. Beides erhoffte ich von einem Buche (N. O. Body, Aus eines Mannes Mädchenjahren – Vorwort von Rudolf Presber – G. Rieckers Buchhandlung Nachfolger, Berlin), defen Titel und Ankündigung das Werden und Wachsen und Sichdurchringen einer Persönlichkeit unter den sonderbarsten Lebensverhältniffen zu schildern versprachen. Und meine Erwartung wurde nicht getäuscht.

496 Aus eines Mannes Mädchenjahren Ein junger Mann spricht hier zu uns, ein junger Mann, der infolge eines ärztlichen Irrtums bei einer Geburt als Mädchen erzogen und auf gewachsen ist und erst vor wenigen Monaten über fein wahres Geschlecht auf geklärt wurde. Geahnt freilich hat er's schon immer, geahnt haben es seine Kameradinnen in der Töchterschule. Gewußt haben es seine Eltern – wenn auch nicht mit völliger Sicherheit; doch scheute der Vater den Klatsch, das Aufsehen, den Spott feiner lieben Nachbarn, und die Mutter hatte als schwache Waffen dagegen nur ohnmächtige, aber bittere Tränen. Und so kam es denn, daß von dem Zeitpunkte ab, da die geahnte Eigentümlichkeit eines Geschlechts eine wirksame, tief verwundende Waffe in der Hand einer Mitschülerinnen geworden, die Furcht und Scham vor einer Entdeckung wie ein Damoklesfchwert über dieser Jugend hing. Zu dieser Furcht kamen noch all die Demütigungen und Quälereien, die ihm aus feiner besonderen Art erwuchsen. Wie tief die manchmal scherzhaften, aber mindestens ebensooft abfichtlich-boshaften Spöttereien über die männliche Stimme, den keimenden Schnurrbart und die wenig entwickelten Formen verletzen mußten, kann jeder nachfühlen, der irgend einmal eines körperlichen Gebrechens wegen gehänselt und verlacht worden ist. Auch die äußeren Lebensverhältniffe waren wenig geeignet, Frohfinn in dieses Leben zu bringen. Eine düstere Wohnung, ein heftiger, schwer leidender Vater, der durch Rückgang seiner wirtschaftlichen Verhältniffe immer mehr verbittert wurde, der Zwang zu Spielen und Beschäftigungen, die feinen – des Knaben – Wünschen gar nicht entgegenkamen, endlich gar die Erniedrigung zur Stellung eins Lehrmädchens. Und hinter und über dem allen die Sorgen und Zweifel über fein Geschlecht, die fein Leben zerriffen. Eine gewife Milderung aller Schmerzen brachte die Befreiung aus den demütigenden Verhältniffen und die Erhebung zu intensiver, geistiger Arbeit im Studium, das durch die Hilfe eines Gönners ermöglicht wurde. Doch konnte die Arbeit im Intereffe des Volkes und insbesondere der Frauen – er studierte Nationalökonomie und wirkte durch Veröffentlichungen und durch Vorträge gelegentlich einer Reise nach Polen, Siebenbürgen, Norwegen, die er als Berichterstatter für eine deutsch-amerikanische Zeitung unternahm, für das Recht der Frau – nicht dauernd feiner Seele Beruhigung bringen. Neues Elend und neue Wirren erwuchsen ihm aus den fexuellen Empfindungen, welche das intime Zusammensein mit Frauen und Mädchen erregten. Endlich löste die Liebe zum Weibe das Rätsel dieses seltsamen Daseins; sie führte zwar am Rande der Verzweiflung und des Grabes vorbei, trieb aber das arme Wefen dazu, einem freundlichen Arzte die Geschichte feiner Kindheit, das Geheimnis seines Körpers anzuvertrauen. Und wie er endlich offen von den zahllosen Leiden und Demütigungen sprach, die ihn so lange bedrückt hatten, da wurde ganz allmählich eine schwere Last, das Joch feines Lebens, von seiner Seele genommen, da kam mit dem Wiffen die Erlösung, zwar nicht ohne tiefe, innere Kämpfe, aber doch Erlösung, Beseligung im Gedanken an die Zukunft. Aus dem Mädchen mit dem männlichen Geiste und männlicher Körperbildung wurde vor Staat und Gesellschaft ein junger Mann, der daran geht, sich eine neue Lebensstellung zu schaffen, um bald ein geliebtes Weib heimzuführen. – Natürlich nimmt das Sexuelle in der Geschichte dieser Jugend einen breiten Raum ein. Wir sehen, wie die Natur sich immer wieder regt und sich aufbäumt gegen Gewohnheit und Erziehung, um zu feinem Rechte zu gelangen. Die Kenntnis von feiner

geschlechtlichen Ausnahmestellung ward dem

Aus eines Mannes Mädchenjahren 497 Kinde schon im Alter von vier Jahren; Vergleiche mit andern kleinen Mädchen, veranlaßt durch sexuelle Regungen, die man bei Kindern dieses Alters kaum für möglich hält, führten dazu. Doch das Bewußtsein der körperlichen Verfchiedenheit verschwand allmählich, da ein Verständnis für deren Bedeutung natürlich nicht vorhanden sein konnte. Vor allen Dingen zeigte fich der männliche Charakter in seinen Fähigkeiten und Neigungen. Je wilder das Spiel, desto beffer; kein Baum zu hoch, kein Wagnis zu gefährlich. Puppen, Kochgeschirr und dergleichen Mädchenspielzeuge behagten ihm gar nicht; dagegen machten ihm ein Schaukelpferd und eine Laubsäge, mit der er sich fein Spielzeug selbst fertigen konnte, viel Freude. Er war der Anführer bei den Indianer- und Matrosenspielen mit den Knaben, er der Anstifter bei allen tollen Streichen. Dagegen zeigte er großes Ungeschick beim Stricken, Nähen, Tanzen und ähnlichen Fertigkeiten. Es gilt eigentlich als erwiesen, daß Mädchen leichter und schneller auffaffen als Knaben. Unser Mädchenknabe aber übertraf alle Kameradinnen an Auffaffungskraft und.schnelligkeit; er zählte fets zu den besten Schülern, obgleich er daheim wenig arbeitete und von Fleiß keine Rede sein konnte.. Das Bewußtsein feiner Eigenart wurde ganz plötzlich wieder wachgerufen durch das Verhalten feiner Mitschülerinnen, die ihn als „einen wirklichen Jungen" von ihren Spielen ausschloffen und verspotteten. Woher ihnen diese Weisheit kam?! „Alle Kinder wußten, daß es mit ihm eine besondere Bewandtnis hatte." Und die Folge: er fühlte sich jetzt auch als Knabe, den feine Eltern aus irgend einem Grunde – die Romantik eines Kindergemütes treibt hier sonderbare Blüten – als Mädchen erzogen. In dieser Zeit begannen die Qualen und Zweifel, die das Kind verwirrten und nicht zur Ruhe kommen ließen, und zudem die Furcht vor dem Spotte, wenn ein Geheimnis offenbar würde. Sexuelle Regungen fanden sich dann natürlich in den Pubertätsjahren. Immer mischten sich schöne Frauen in seine Träume, stets fühlte er sich von Mädchen angezogen, und das Zusammenleben mit ihnen regte ihn feelisch ungemein auf. Ebenso zog er wieder trotz feiner Tracht und der Umgangsformen einer gebildeten Dame unserer Tage Mädchen an, die wohl instinktiv den Mann in ihm ahnen mußten. Die Eigentümlichkeit eines Wesens empfanden sehr viele Frauen, von denen so manche wahrscheinlich in unbewußt finnlicher Zuneigung um seine Freundschaft warben. „Die Frau eines Parlamentariers sagte mir einst: „Wenn Sie sprechen, geht ein eigentümliches Fluidum von Ihnen aus, wie ich es noch nie bei einer anderen Rednerin empfunden habe; nur wenn mein Mann spricht, fühle ich etwas ähnliches." Eine andere Dame meinte nach einem großen öffentlichen Vortrage: „Sie hypnotisieren uns ja; es geht wie ein starker Strom von Ihnen aus, welcher uns zwingt, Ihnen atemlos zu folgen und Sie anzusehen. Man muß Sie liebhaben..." „Es gibt ein Wiffen des Körpers, das stärker ist als alle Logik." Andererfeits beeinflußt die Kleidung das Empfinden und das Urteil der meisten Menfchen. Das geht z. B. aus Zeitungsberichten über Vorträge hervor, in denen Bodys bedeutende Rednergabe, männliche Entschloffenheit und echt weiblicher Liebreiz gerühmt wird. Es mag daraus vielleicht zu verstehen sein, daß auch Männer sich in Liebe nahten und Herz und Hand antrugen. Ihren Höhepunkt erreichten alle sexuellen Regungen in der Liebe zu einer verheirateten Frau. Die Trennung voneinander erschien ihnen unerträglich;

498 Aus eines Mannes Mädchenjahren darum wollten sie gemeinsam in den Tod gehen. Ihre unselige, hoffnungslose Liebe erschien ihnen wie ein furchtbares Laster, bis endlich der Arzt, dem er fich anvertraute, das befreiende Wort sprach: „Und wollen Sie Ihrer Freundin nahe fein..., so heiraten. Sie fiel doch! Sie find gerade so gut ein Mann wie ich auch..." Und unser junger Freund wird nun nächstens einen Hausfand gründen. Glück brauchen wir ihm dazu nicht erst zu wünschen; er scheint es in Wirklichkeit zu besitzen. Viel Leid und Elend hat er ertragen. Denn er besaß ein feines, empfindsames Gefühl, das sein Geheimnis zu einer Folter für ihn machte. Trotz der ersten Jugendjahre, die sich von denen anderer Kinder nicht sonderlich unterschieden – nur in dem LÜberschauen von feinem jetzigen Standpunkte aus –, trotzdem sich fein Lebensschiff durch Wind und Wogen rang und jetzt mit vollen Segeln sich dem ruhigen Hafen einer glücklichen Ehe nähert, wirft doch die fröhliche Gegenwart keinen verklärenden Schimmer auf die Vergangenheit, aus der doch in der Regel alles Frohe, Lichte

hell hervortritt, während das Dunkle, Traurige im Meere des Vergeffens versinkt. Tiefe Bitterkeit ist die Grundstimmung des Buches, Bitterkeit gegen die, die ihn um das Schönste, eine fröhliche Jugend, betrogen haben. Das gibt uns einen Maßstab für die Größe des Leides, das mit ahnender Erkenntnis beginnt, mit der Vertiefung des Gefühls wächst und mit der Wahrheit endet. Das deuten auch die Verse an, die dem Buche an die Spitze gestellt worden: „über meiner Kindheit Lag eine drohende Fauft. Alle stillen Freuden Wurden mir zerzauft. Das gab so tiefe Wunden, Wie nie ein Dolch fie sticht, Man kann sie vergeffen, verträumen..., Heilen – kann man sie nicht.“ Das Buch greift uns ans Herz. Es will nicht Sensation erregen; es wird auch dem Lüsternen, der nach ihm greift, wenig Befriedigung gewähren. Es schildert uns eine leidvolle Jugend, trägt aber das Leid nicht gefliffentlich zur Schau, und gerade die keusche Zurückhaltung, die uns nur scheu einen Blick in die Seele werfen läßt, weckt unsere Sympathie. Das Buch ist ein Akt der Selbstbefreiung, der Loslösung von einer schweren Vergangenheit im Hinblick auf ein neues, befferes Dasein. Es bedeutet den Abschluß eines eigenartigen Zwitterdaseins und den Beginn eines jugendfrischen, tatenfrohen Manneslebens. Das ist wohl der innere Grund dafür, daß diese Lebensgeschichte veröffentlicht und ihr Geheimnis ins grelle Licht des Tages gezogen wurde. Der äußere liegt in der Anregung Rudolf Presbers, der auch ein Vorwort dazu geschrieben hat. „Ich wollte das Buch nicht schreiben,“ sagt der Verfaffer, „andere machten mich erst darauf aufmerksam, daß ich es als Beitrag zur Psychologie unserer Zeit und im Intereffe der Wiffenschaft und Wahrheit der Menschheit schuldig bin.“ LÜber die Bedeutung des geschilderten Falles für ärztliche und juristische Fachkreise spricht Dr. med. Hirschfeld in einem Nachworte. Über die pädagogische Bedeutung schreibt er an derselben Stelle: „Wir sehen hier, wie tiefgreifende Konflikte sich bereits in der Kinderseele abspielen können... Die

Das Land der 630 Hoheiten 499 Erwachsenen haben zu lange nicht nur die Kindheit in ihrer Bedeutung für das Leben, sondern auch das Kind in feiner Bedeutung als Mensch unterschätzt. Wir sehen des weiteren in geradezu klafischer Weise den Kampf zwischen angeborenen Anlagen und äußeren Einflüffen, zwischen Ererbtem und Erworbenem. Wir beobachten, wie mit elementarer Gewalt gewife innere Triebe die Schranken durchbrechen, welche Erziehung und Umgebung errichteten, wie trotz allem es schließlich doch der Geist ist, welcher fich das Leben formt.“ Was wir ferner über den Spieltrieb, über sexuelle Regungen in früher Jugend, über Erotik in höheren Töchterschulen und über vieles andere hören, beansprucht wohl die Aufmerksamkeit der Eltern und Erzieher, um so mehr, als wir keine Dichtung, sondern Wirklichkeit vor uns haben. Zum Schluß muß ich noch einmal wiederholen: Was an diesem Buche mich feffelte, das war das merkwürdige Menschenschicksal, das Leiden, Ringen und Durchdringen eines armen Wesens, das ein Selbst suchte und fand. Darum wünsche ich dem Verfaffer, daß nicht lüsterne Neugier, nicht kalte Wiffenfchaftlichkeit, sondern menschliches Mitgefühl feinem Buche Freunde schaffe. P. Kempendorff 93Das Land der 630 Hoheiten s ist vielleicht kein Zufall, daß gerade ein halbes Jahrhundert nach der eigentlichen Unterwerfung Ostindiens durch die Engländer und der blutigen Unterdrückung des Aufstandes von Dehli die nationale Gärung in Indien wieder bedenkliche Ausdehnung gewinnt und den britischen Herren über den Kopf zu wachsen droht. Ein Riesenreich von fast 300 Millionen wird da von einer lächerlich kleinen Anzahl regulärer britischer Truppen, noch nicht 75000 Mann, im Zaume gehalten; das ganze übrige indische Heer find Eingeborene. Mehr als zielbewußt, fkrupellos zielbewußt ist freilich die Besitzergreifung Indiens vor sich gegangen, und wird der Befiz heute noch festgehalten. In einer Artikelreihe der „Neuen Welt“ („Ostindien und die Engländer“) hat Konrad Köster anschaulich die Geschichte dieser Besitzergreifung erzählt. Sie ist im wesentlichen die Geschichte der Englisch-Ostindischen Kompanie, die 1600 unter Königin Elisabeth gegründet wurde mit dem bescheidenen Kapital von 15 Millionen Mark in Tausendmark-Aktien. Gleich das erste Jahrhundert des Bestehens der Gesellschaft bietet ein niedliches kapitalistisches Idyll. Im Jahre 1698 befand sich die englische Regierung in größeren Geldnöten als fonst, und flugs bot ihr eine Konkurrenzgesellschaft 40 Millionen zu 8 Prozent Zinsen, wenn ihr dafür ein Monopol auf den indischen Handel erteilt würde. Die weniger kapitalkräftige alte Ostindische Kompanie konnte mit ihrem Angebot von 14 Millionen,

trotzdem fie nur 4 Prozent Zinsen verlangte, dagegen nicht aufkommen. Die Regierung pfiff also auf die älteren Rechte und erteilte die Konzession der neuen Kompanie. Schlau war die alte Gesellschaft aber doch: sie verstand es, sich mit 6300000 Mark Anteil in das Anleihegeschäft hineinzuschmuggeln, und da alle Zeichner der Anleihe das gleiche Anrecht auf den indischen Handel hatten, so war die alte Gesellschaft gerettet. Nun begann ein mörderischer Konkurrenzkampf der beiden Kompanien, der fiel fast an den Rand des Bankrotts brachte, bis die Frieden machten und fich 1708 zur

500 Das Land der 630 Hoheiten „Vereinigten Ostindischen Kompanie“ zusammenschloffen, mit einem Kapital von 64 Millionen in Aktien zu 10000 Mark. Die reine Freude des Geschäftemachens förten ihnen aber schon 1744 die Franzosen, die den Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges benutzen wollten, um die indischen Niederlaffungen der Engländer zu brandschatzen. Am 10. September 1746 eroberten fie Madras, und erst der Friede von Aachen 1748 machte dem Kriegszustande zwischen Frankreich und England ein vorläufiges Ende. Der Führer jener französischen Aktion in Indien, der Gouverneur von Pondicherry, Dupleix, fuchte nun den französischen Einfluß auf andere Weise zu erhöhen. Als im Jahre 1750 im Dekhan sowohl wie auch in defen Vasallenstaat Carnatic je zwei Prätendenten um die Niam- bezw. Nabobwürde ftritten, ergriff Dupleix Partei und machte dafür feine beiden fiegreichen Klienten, den Niam wie den Nabob, von fich abhängig. Aber schon ein Jahr später machte ihm ein abenteuernder Engländer diesen Erfolg streitig. Es war Robert Clive. Als einen Tunichtgut von 18 Jahren hatten ihn feine Anverwandten nach Indien abgeschoben, wo er aus Verzweiflung über eine elende Lage zweimal Selbstmordversuch machte. Dann vertauschte er bei Ausbruch der französisch-englischen Feindseligkeiten den Kommisfeffel feiner Madraser Faktorei mit der Würde eines Fähnrichs; und als nun die Krämerseelen von Madras ratlos vor Dupleix” Erfolgen fanden, schlug der inzwischen wieder zum Schreibpult zurückgekehrte Clive vor, gegen den von Dupleix protegierten Nabob einen Gewaltfreich zu unternehmen, den er selbst leiten wollte. Der Streich glückte, der Franzosen-Nabob wurde abgeschlachtet, die Engländer fetzten in Carnatic wie im Dekhan die von ihnen begünstigten Gegenprätendenten ein, und fortan war hier ihre ausschlaggebende Stellung gesichert. Die zweite Gelegenheit, fich hervorzutun, bot sich Clive bei einer Feindseligkeit des Nabobs von Bengalen, Suradscha Daulah, gegen Kalkutta, bei der 123 Engländer ums Leben kamen. Clive wurde mit einer Rache-Expedition ausgesandt, nahm Kalkutta wieder ein und zwang den Nabob am 9. Februar 1757 zum Frieden. Das hinderte ihn nicht, eine Verschwörung gegen diesen zu unterstützen. Ein Hauptmacher der Verschwörung war ein reicher Hindukaufmann namens Omitschund. Als dieser, in dem Wunsch, noch ein paar Millionen bei dem Handstreich zu erpreffen, dem Nabob alles zu verraten drohte, ficherte man ihm auf Clives Rat alles zu, was er verlangte, mittels eines schriftlichen Vertrages. Nebenher fertigte Clive einen andern Vertrag, auf dem er die Unterschrift des Admirals Watson, der den Schwindel nicht mitmachen wollte, fälschte. Als alles nach Clives Plane gelungen, Suradscha Daulah am 26. Juni 1757 bei Plaffey in die Flucht geschlagen und in landesüblicher Weise „abgemurkst“ war, und nun der Hindukaufmann die versprochenen sechs Millionen verlangte, die Clive bereits in die eigene Tasche gesteckt hatte, da wurde ihm in dürren Worten bekanntgegeben, der Vertrag wäre ein Kniff gewesen, er bekomme nichts. Der Betrogene verfiel darob in Wahnsinn und starb nach wenigen Monaten. Mit dem Siege bei Plaffey war jedenfalls die britische Macht in Ostindien endgültig begründet. Der neue Nabob von Bengalen, der bei jener Verschwörung von den Engländern eingesetzte Mir Dschaffier, erwies sich zwar nicht als fehr gefügig. Er knüpfte mit den Holländern, die in Chinfurah, nördlich von Kalkutta, eine Faktorei hatten, Verhandlungen an, um fich ihren Beistand zu fichern. Da griff aber Clive kurzerhand mitten im Frieden das holländische Geschwader an und brachte auch ihm im November 1759 eine vernichtende Niederlage bei.

Das Land der 630 Hoheiten 501 Mir Dschaffier wurde nun durch Mir Cofim ersetzt, der wieder durch den inzwischen idiotisch gewordenen Mir Dschaffier, und dieser durch ein Söhnchen im zartesten Kindesalter. Bei jeder dieser Umwälzungen wurde die Schatzkammer des gestürzten Nabobs radikal ausgefegt, der Inhalt unter die Kompaniebeamten verteilt; die letzte Versteigerung des Nabobfitzes brachte 2800000 Mark ein. Clive, der bei diesen

Schachergeschäften selbst bereits ein Vermögen von 20 Millionen „erworben“ und nun für seine Verdienste in England die Peerwürde sowie den Titel eines Barons von Plaffey erhalten hatte, ins Parlament gelangt und schließlich zum Gouverneur und Oberftkommandierenden von Bengalen ernannt worden war, machte endlich 1765 dem Puppenspiel in Bengalen dadurch ein Ende, daß er vom Kaiser von Dehli eine Urkunde erwirkte, wonach die Ostindische Kompanie das Recht auf alle Einnahmen von Bengalen, Behar und Oriffa erhielt und in allen ihren Besitzungen und Eroberungen in anderen Teilen Indiens bestätigt wurde. Schon damals, bei dieser äußerlichen Respektierung des Großmoguls, stellte Clive den politischen Grundsatz auf, der feither bis auf den heutigen Tag ausschlaggebend für die indische Politik der britischen Regierung geblieben ist. Clive schrieb der Regierung: „In der indischen Staatsweisheit besteht das Wesen zum großen Teil in der Form. Seitdem wir die Steuern erheben, find wir in der Tat auch die Herren des Landes, dem Kaiser und feinen Statthaltern bleibt bloß der Name und der Schatten der Herrschaft. Uns nützt es aber, diesen Schatten in Ehren zu halten.“ Und hundert Jahre später bestätigte der Vizekönig Lord Canning diesen Grundfatz, als er am 30. April 1860 telegraphierte: „Sir John Malcolm fagte einst: „Wenn wir Indien ganz in britische Distrikte umwandeln, wird unter Hindureich, wie die Verhältniffe liegen, höchstens 50 Jahre bestehn. Behalten wir aber die einheimischen Staaten bei als königliche Werkzeuge unserer Vorherrschaft, so werden wir Indien so lange haben, wie wir die Meere beherrschen.“ Ich bin von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt, und die neuesten Ereigniffe empfehlen fiel mehr als je unserer Beachtung.“ Clive ließ also die Nabobwürde bestehen, der Nabob jedoch wurde mit einer jährlichen Pension von 6400000 Mark, die übrigens später auf die Hälfte herabgesetzt wurde, zur völligen Bedeutungslofigkeit verurteilt. So ist's noch heute: von den 4/4 Millionen Quadratkilometern mit fast 300 Millionen Einwohnern stehen 11% Millionen Quadratkilometer mit 66 Millionen Einwohnern zwar noch unter eingeborenen Fürften, sogar unter nicht weniger als 630! Diese 630 Nabobs, Rajahs und Maharajas, Niams und Ranas aber find nichts anderes mehr als einfache englische Würdenträger, denen die britische Regierung gewife felbstherrliche Rechte belaffen hat, und vor allem den Titel von Königlichen Hoheiten. Scheinbar erlaffen sie eigene Gesetze, in Wahrheit ruht aber die legislative Gewalt allein bei den Engländern. Die Engländer können sie absetzen, wenn sie durch schlechte Verwaltung die Ruhe des Landes gefährden, können sie strafen, wenn sie Verbrechen begehen. Die „Hoheiten“ müffen englische Truppen bei fich kantonieren laffen, müffen felber zur Verteidigung Indiens Militär stellen, müffen Terrain für Kasernen, Bahnen, Landstraßen hergeben. In eigener Verwaltung haben nur drei oder vier die Eisenbahnen ihres Gebiets, etwa 20 haben eigene Post, und vielleicht 30 prägen eigenes Geld. Dafür aber beziehen sie ein Jahresgehalt von England; nicht alle freilich, viele zahlen im Gegenteil noch Tribut an England von 20000 bis 5 Millionen Mark! Als der Nabob von Niamut in dieser Weise „penfioniert“ wurde, rief er vergnügt aus: „Gott sei Dank, jetzt kann

 ich mir so viel Bajaderen halten, wie ich Lust habe.“ Ganz bestimmte Ehrenbezeigungen je nach Rang und Würde wurden ihnen überdies belaffen; so wird mit einer besonders festgesetzten Zahl von Kanonenschüffen falutiert, je nach der Bedeutung des betreffenden „Fürsten“, nach dem Alter feines Geschlechts, nach feiner Machtstellung und nach den von ihm der Regierung geleisteten Diensten. Zwei besondere Orden find ihnen reserviert, der „Stern Indiens“ und der „Reichsorden“, der ihnen das Anrecht auf den englischen Titel „Sir“ gewährt. Einigen ist das Recht auf einen Fächer aus Pfauenfedern, andern das auf goldene Steigbügel „verliehen“. Für solche Dinge find diese Orientalen überaus empfänglich. Wenn sie im übrigen, wie der vorgenannte Nabob von Niamut, genug Geld für Bajaderen und Trinkgelage, für Edelsteine, Tierkämpfe und militärische Paraden haben, find fie zufrieden. Und reicht die englische Pension nicht, so wird irgend ein Beamter zur Ader gelaffen, der natürlich feinerseits das Volk schröpft. So tun sich förmliche Banden, die „Thugs“ oder „Würger“ zusammen, um unter dem Schutze der Polizei das Land zu brandschatzen, unbekümmert um die Hungersnot, die in dem ausgesogenen Indien seit Clives Zeiten schon chronisch ist. Eine einzige Hungersnot in Bengalen kostete Millionen von Menschen das Leben. Sie war fo furchtbar, daß die Feinde Clives es durchsetzten, diesen als den Eroberer Bengalens für die

ungeheuerlichen Mißstände verantwortlich zu machen. Zwar endete die Untersuchung, die 1772 gegen Clive erfolgte, mit dessen Freisprechung, aber feines Sieges wurde er nicht mehr froh: er versank in tiefe Melancholie, die in Wahnsinn ausartete, und starb durch eigene Hand am 22. November 1774. Doch schon war ein Ersatz für ihn da, würdig des Vorgängers. Ein junger Mann, Warren Haftings, defen staatsmännische Qualitäten Clive bereits erkannt hatte, leitete seit 1769 die kaufmännischen Geschäfte der Kompanie in Madras mit so klingendem Erfolge, daß er 1772 zum Gouverneur von Bengalen ernannt wurde. Eine feiner ersten Regierungstaten war die schon erwähnte Herabsetzung der Zivilliste des Nabobs von 6400000 auf 3200000 Mark. Dann verkaufte er die Distrikte Corah und Allahabad, trotzdem diese dem Großmogul von Dehli zugesprochen waren, für 10 Millionen an den Nabob von Audh, dem er ferner für weitere 8 Millionen Kompanietruppen zur Unterwerfung der freiheitliebenden Rohillas, eines in besten Kulturzuständen an einem Ganges nebenfluffe lebenden Volkes, vermietete. In einem mit scheußlichster Grausamkeit geführten Kriege wurden 1773 die Rohillas niedergeworfen. Dem durchaus loyalen Rajah von Benares erpreßte er 10 Millionen und zwang ihn dann zur Flucht, so daß die Kompanie auch in Besitz dieses Gebietes kam. Den neuen Nabob von Audh veranlaßte er, defen Mutter und Großmutter um ihren Schatz von 60 Millionen zu berauben; die Ländereien der beiden Damen wurden konfisziert, das Gefolge ausgehungert; und indem man zwei Eunuchen, die ihrem Hofhalt vorfanden, im Gefängnis ausgesuchten Folteraualen unterwarf, erpreßte man nach und nach 20 Millionen Mark. Als Hastings einige Jahre später, 1786, nach London ging, wurde er mit größter Auszeichnung empfangen. Die Königin nahm sogar ein Elfenbeinbett als Geschenk von ihm an. Dann kam allerdings die Opposition zur Geltung mit förmlichen Anklagen gegen Hastings. Burke, Fox und der Dichter Sheridan waren die gewichtigsten Ankläger. Bekannt find namentlich die glänzenden, feurigen Anklagereden des letzteren in diesem Prozeß, der nach fiebenjähriger Dauer aber dennoch, Frühjahr 1795, mit der Freisprechung Haftings endete. Nur daß

dieser durch die Prozeßkosten, in die er doch verurteilt wurde, und Bestechungsgelder um 1400 000 Mark, fieben Zehntel seines Vermögens, ärmer geworden war. Dafür hielt ihn dann die Kompanie schadlos durch eine Jahrespension von 80000 Mark. Als er am 22. August 1818 starb, wurde er neben die Großen Englands in der Westminster-Abtei beigesetzt. Ohne Zweifel war es die Wirksamkeit der Clive und Haftings, die die englische Herrschaft in Indien begründet und ihr bis heute den Charakter aufgeprägt hat. Was fiel in bezug auf die Eroberung des Landes noch zu tun übrig ließen, war wesentlich nur eine Nachlese. Schwierige, ebenso blutige wie wechselvolle Kämpfe waren nur noch mit ein paar tapfern Völkern zu bestehen, in deren Stämmen noch, entgegen dem sonst bis aufs äußerste gediehenen Partikularismus, ein kräftiges Zusammengehörigkeitsbewußtsein und Freiheitsgefühl vorhanden war. So mit den kriegskundigen Sikhs, die das Pandschab bewohnten, schließlich aber doch unterlagen, so daß 1851 das Fünfstromland annektiert werden konnte. So endlich mit den Reiterscharen der Mahratten, die 1855 endgültig unterworfen wurden. Seit 1857 war, wenn auch noch flattliche Gebiete, nämlich anderthalb Millionen Quadratkilometer von 4%, als mehr oder minder abhängige Vasallenstaaten fortbestanden, die Autorität der Ostindischen Kompanie vom Indus bis zum Brahmaputra, vom Himalaja bis zum Kap Comorin begründet. Aber schon waren die Tage der Kompanie gezählt. Der Minister Fox, der bereits 1783 versucht hatte, ihr das Land durch eine indische Bill zu entreißen, war darüber noch zu Fall gekommen. Sein jugendlicher Nachfolger Pitt brachte bereits ein Gesetz durch, das zwar die Autorität der Kompanie noch bestätigte, gleichzeitig aber eine staatliche Behörde zu deren Überwachung einsetzte, eine Art Aufsichtsrat, die „Board of control“. Und die Kompanie fuhr dabei nicht einmal schlechter als früher, wo der größte Teil der Beute in den Händen der Angestellten blieb. Für das arme, ausgesogene Land war das eine System so schlimm wie das andere. Was 1834/35 der damalige Generalgouverneur von Indien über die Notlage der dortigen Baumwollweberei schrieb: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels, die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen von Indien“, – es galt bald für die ganze eingeborne Bevölkerung. Trotzdem war der große Aufstand vom Sommer 1857, der die Engländer unter General Wilson zu einer regelrechten Belagerung

der Stadt Dehli zwang – erst am 20. September 1857 gelang den englischen Truppen die Erstürmung –, nicht etwa eine durch die Unterdrückung, Mißhandlung und Ausbeutung hervorgerufene allgemeine Volkserhebung, sondern eine Militärrevolte, eine Empörung der Sepoys, der Eingeborenentruppen, die in großen Mengen der Kompanie dienten. Die Maffe des Volks blieb bei dieser Soldatenrebellion teilnahmslos. Die Sepoys kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, aber, der Führung entbehrend, unterlagen fie überall der europäischen Kriegskunst. Ihren Sieg krönten die Engländer mit fast beispiellosen Schlächtereien. Zu vielen Tausenden wurden die wehrlosen Gefangenen niederkartätscht, füsiliert, enthauptet oder – mit Vorliebe – vor die Mündung blind geladener Geschütze gebunden und durch die Explosion in Stücke geriffen. Einer der Henker, der General Cooper, erzählt von fich selber: „Die Sepoys wurden truppweise zehn zu zehn herbeigeführt. Nachdem ihre Namen aufgeschrieben waren, ließ ich fie feffeln, zufammenbinden und auf den Richtplatz führen, wo eine Schützenabteilung ihrer harrte. Ungefähr 150 waren bereits erschoffen, da ist einer der ältesten Henker

 in Ohnmacht gefallen. Die Verzweiflung, die Wut, das Geheul und die rasende Tollheit der dem Tode entgegengeschleppten Sepoys hatten ihn angegriffen. Man mußte eine Pause machen. Die Hinrichtungen haben bald von neuem begonnen. Es lagen 237 Leichen auf dem Platz, als gemeldet wurde, die Gefangenen weigerten fich, ihre Kerker zu verlaffen. Ich befahl, die Gefängnistore gewaltsam zu sprengen. Siehe, die berühmte Tragödie des schwarzen Lochs von Kalkutta hatte fich unwillkürlich an den Eingeborenen gerächt: es wurden 45 Leichen herausgezogen. Die Leute konnten in dem engen, heißen Raume nicht mehr atmen, fielen nieder und farben den schrecklichen Tod der Erstickung. Alle Leichen, die Erfickten wie die Erschoffenen, wurden von den Straßenkehrern in dieselbe große Grube geworfen. Nur einen Sepoy hatte man gleichsam als Kronzeugen verschont, er konnte wegen starker Verwundung nicht zum Richtplatz gebracht werden. Mit vierzig anderen, die man unterwegs aufgelesen hatte, wurde der Mann von Amratfir nach Lahore abgeführt, wo fie dann fämtlich in Gegenwart einiger verdächtiger Regimenter aus MianMir, die der Rebellion geneigt schienen, von den Kanonen weggeblasen wurden. So habe ich ungefähr 500 in kurzer Zeit vom Leben zum Tode befördert.“ Ein bedeutsames, positives Ergebnis hatte der Sepoyaufstand: in feinem Gefolge wurde 1858 die Ostindische Kompanie aufgehoben, die großbritannische Regierung übernahm das indische Reich. Daß sich dadurch in Indien manches gebeffert hat, ist unleugbar. Aber das Brandmal unterdrückender und ausbeuterischer Fremdherrschaft trägt Englands Walten in Indien nach wie vor an fich. Nichts spricht beredter dafür, als die Tatsache, daß die Hungersnot in Indien geradezu chronisch geworden ist. Und die andere Tatsache, daß aus diesem Lande, in dem jährlich Tausende und aber Tausende den Hungertod sterben, England jahraus, jahrein 54 Millionen Pfund Sterling zu exportieren vermag, während es nur 33 Millionen importiert: die Differenz, also über 400 Millionen Mark, stellt das Einkommen dar, das England aus dem „Lande der 630 Hoheiten“ bezieht. P. S.

.|-. -. -. ..-. .M. v. Schwind (T) Die hl. Elisabeth stirbt in Marburg als Nonne

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen find unabhängig = vom Standpunkte des Herausgebers = Zum Christustypus Eine Umfrage III. er Einladung, zu der in den vorhergehenden Heften des „Türmers“ behandelten Frage nach dem Typus Christi Stellung zu nehmen, möchte ich von einem doppelten Standpunkt aus Folge leisten. Als Orientalist werde ich anzuknüpfen haben an meinen Aufsatz in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 19. Januar 1903 über Christus in hellenistischer und orientalischer Auffaffung. In zweiter Linie erst soll dann meine Überzeugung im Rahmen der modernen Bewegung ausgesprochen werden. – 1. Vom Standpunkte des Historikers scheint es mir wahrscheinlich, daß wir in keiner Weise durch ein ficher überliefertes Porträt Christi gebunden find. Wenn die Kirchenväter Jesus ohne Wohlgestalt und Schönheit, ja geradezu häßlich erscheinen laffen, die bildende Kunst ihrer Zeit dagegen ihn als einen schönen Jüngling vorführt, so ist das der beste Beweis dafür, daß sich

die ersten Christen nach gut antiker Art ein Idealbild des Gottessohnes schufen. Es frägt sich, ob der Geist jener Zeit – nicht nur in Palästina, auch und vor allem in den vorwiegend griechischen Gegenden – danach war, bei einer Gestalt wie Christus überhaupt nach der Wirklichkeit, d. h. dem Porträt zu fragen. Ob der Grieche nicht von vornherein bei Heroen lediglich ein Idealbild zu verlangen gewohnt war? So kann, was von Christi leiblicher Erscheinung etwa noch in der LÜberlieferung durchgesickert sein mochte, unbeachtet verloren gegangen sein. Ich glaube nicht, daß die nachweisbar frühesten Christusbilder, die unbärtigen, etwas mit dem wirklichen Christus zu tun haben, man mag noch so überzeugend nachweisen, daß Christus tatsächlich unbärtig gewesen ist. Denn diese Bilder find offenkundig durchaus im Geiste hellenischer Kunst ohne jede Rücksicht auf die Individualität Christi geschaffen. Eher könnte dieses Urteil noch angesichts des Typus, den ich den syro-ägyptischen genannt habe, eingeschränkt werden, d. h. für den Jünglingskopf mit kurzem, rund geschnittenem Haar; er hat von vornherein eine ikonenhafte Steifheit, die ungriechisch scheint. Man suche im Kaiser-Friedrich-Museum die „byzantinische“ Abteilung auf und besehe sich den Christuskopf in der Mosaikapfis aus S. Michele in Ravenna. Der Türmer IX, 10 ZZ

506 Zum Christustypus Das ist nun freilich eine der Bedeutung nach dogmatische und der Erscheinung nach dekorative Arbeit eines Handwerkers aus dem 6. Jahrhundert. Wie dieser Kopftypus ausgesehen hat, als die Kunstateliers der Mutterstadt ravennatischer Kunst, Antiochias, noch vom antiken Erbe zehrten, d. h. noch nicht perfischornamental umgebildet waren, vielmehr in der menschlichen Gestalt noch das Höchste der Kunst sahen, das kann der Besucher des Kaiser-Friedrich-Museums in demselben Saale in einer Vitrine studieren. Er wird da eine Elfenbeinpyxis finden, die Christus thronend zwischen den Aposteln zeigt und am besten deutlich macht, woher der syro-ägyptische Christustypus hergenommen ist: es ist der Richter auf seinem Amtsthrone. Man vergleiche damit nur das ebenfalls im Besitze der Kgl. Museen befindliche Diptychon des Probianus. Selbst der Kopf ist der gleiche, nur in der Haartracht machen sich volkstümliche Züge geltend. Das bisweilen krause Haar mag für jüdische Einflüffe sprechen. Das beste Beispiel für diesen Christustypus gibt ein Diptychon im Louvre, das Konstantin als Glaubenshelden darstellt. Ausgesprochene Schöpfungen rein griechischer Idealkunst find die kleinasiatischen Christusbilder, die gewiß in vorkonstantinische Zeit zurückgehen. Das Hauptbeispiel findet man wieder im „byzantinischen“ Saale des Kaiser-FriedrichMuseums. Es ist eine Sarkophagplatte, auf der zwischen zwei Begleitern in der befangenen Art einer Zeit, die sich vom Figürlichen ab dem Ornament zuwendet, eine Gestalt in der Art der berühmten Sophoklesstatue des Lateran dargestellt ist. Dieser Rhetor aber trägt nicht Porträtzüge, sondern – das erkennt man trotz der Verstümmelung deutlich – den Idealkopf eines schönen Jünglings mit langen, in den Nacken fallenden Locken. Es ist kein Geringerer als Praxiteles, der diesen Christuskopf geschaffen hat, beffer gesagt, die Sarkophagarbeiter Kleinasiens haben sich wie für die meisten ihrer in Nischen stehenden Statuen auch für Christus eines praxitelischen Vorbildes bedient. Den zweiten Beleg dieser selbst vor Christus nicht haltmachenden Neigung bieten die bekannten Statuetten des guten Hirten, die von Kleinafien aus auch nach Rom importiert worden sind. Wie steht es nun mit dem bärtigen Christuskopf? Hellenistischen Ursprunges ist er gewiß nicht. In dem Berliner Mosaik aus Ravenna erscheint er oben auf dem Triumphbogen über dem unbärtigen Christus mit kurzem Haar, wie wir ihn in der Apsis gesehen haben. Dieses Nebeneinander beider Typen ist öfter nachweisbar. Gibt es auch Zusammenstellungen dieses bärtigen Kopfes mit dem kleinasiatischen Typus, dem Jüngling mit langen Locken? Es ist bezeichnend, daß dies fast nur in evangelischen Zyklen der Fall ist, nicht auch bei eigentlichen Christusbildern. Der unbärtige Christus mit kurzem Haar und der bärtige Typus werden also, da sie wiederholt nebeneinander vorkommen, wohl zeitlich und lokal nahen Ursprunges fein. Ich nahm früher an, der bärtige Kopf gehe von der jüdischen Physiognomie aus und stamme aus Jerusalem. Dem könnte man entgegenhalten, daß der Syrer in der spätantiken Kunst nie christusähnlich erscheine, wie die Juden auf den enkautischen Porträts aus dem Fajum und die Palmyrener Reliefs (Beispiele in den Kgl. Museen) bezeugen. Es kommt dabei nicht so sehr auf den Bart als das schlicht anliegende, in der Mitte gescheitelte Haar an. Dieses nun ist ein bezeichnendes Merkmal

faffanidischer Tracht; man achte auf unbedeckte Köpfe, wie sie sich auf Silberschüffeln u. dgl. finden. Schon manche parthische Münze mit dem Kopf in Vorderansicht zeigt Ahnlichkeit mit dem bärtigen Christus.

Zum Christustypus 507 Ist es nun irgendwie denkbar, daß wie Praxiteles für den langgelockten Jünglingskopf, so der neben Hellas und Rom als zweiter, ja als der ursprüngliche Brennpunkt der alten und mittelalterlichen Welt, daß Mesopotamien und Persien irgendwie für den bärtigen Christuskopf in Betracht kommen könnten? Hier tritt nun eine andere Erfahrung, die ich in den letzten Jahren gemacht habe, in ihre Rechte. Während Kleinasien das Hauptgebiet ist für alles Einströmen des Hellenismus in das auf jüdischem Boden gewachsene Christentum, ist offenbar der Kreis, von dem aus die orientalischen Elemente verstärkt werden, Nordmesopotamien mit Edeffa und Nifibis an der Spitze. Dort entsteht wahrscheinlich auch das bärtige Christus ideal, das dann feit Konstantin von Jerusalem aus feinen Siegeslauf antritt und für dessen Beglaubigung nachträglich alle die Legenden zurechtgemacht werden, die feinen Bestand, fei es in Edeffa felbst, sei es in Jerusalem, bis auf Christus zurückzuführen oder feinen Wert sonst irgendwie sicherzustellen suchen. Wir haben also in dem unbärtigen Christustypus mit langen Locken ein Idealbild hellenischen, in dem bärtigen ein solches orientalischen Geschmackes vor uns. Auf mehr realer Grundlage könnte der dritte Typus, der unbärtige mit kurzem Haar, beruhen. Man lese nach, zu welchen Schlüffen oben S. 427 Fahrenkrog gelangt ist. 2. Ich habe mich bis jetzt rein im archäologischen Fahrwaffer gehalten. Meine persönliche Überzeugung jedoch ist die, daß alle derartigen Untersuchungen für uns lediglich historischen Wert haben: wir wollen und sollen wissen, auf welchen Grundlagen fich unsere Kultur aufbaut. Solche Wahrheiten geben Einsicht und Gerechtigkeit, sie können bis zu einem gewissen Grade auch Richtschnur fein. Nur Ziel und Zweck unseres Handelns dürfen sie nicht länger bleiben. Wir fangen endlich an, das Mittelalter auf allen Gebieten energisch hinter uns zu werfen, und dürfen vor Christus nicht Halt machen, am wenigsten die bildende Kunst. Und Persönlichkeiten wie Christus haben es gewiß nicht nötig, geschont zu werden. Wenn irgend eine überlieferte Gestalt sich in der Glut des modernen Lebens bewährt, so ist es der Mann, nach defen Geburt wir die Zeit rechnen. Es mag lästig sein, ihm unter allen Umständen treu zu bleiben, das Leben mag uns oft weit von ihm entfernen. Schließlich kehren wir doch immer wieder, Frieden fuchend, zu ihm zurück. Ich denke, jeder Künstler hat das Recht, Christus ganz aus dem eigenen Gemüt heraus zu bilden – vorausgesetzt freilich, daß er auf keinen Besteller Rücksicht zu nehmen braucht. Dem Gläubigen und der Kirche muß jedenfalls das Recht gewahrt bleiben, Christus nach der herkömmlichen Art fordern zu dürfen und Werke abzulehnen, die ohne vorherige Abmachung rücksichtslos allen stillschweigenden Voraussetzungen der Bestellung zuwiderlaufen. Ich denke, man kann auch in diesem Rahmen noch Bedeutendes und Würdiges leisten und denke dabei an die Christusbilder von Uhde. Damit lenke ich freilich gleich aus der Bahn, die im ersten Abschnitt eingeschlagen war. Dort handelte es sich um Christusköpfe oder Einzelgestalten, die an sich den Rahmen eines Bildes füllen. Es ist bezeichnend für die moderne Kunst, daß sie solche Bilder – von vereinzelten Ausnahmen abgesehen – nicht mehr malt. Und das hängt wohl zusammen mit der durch die Vorliebe für die Landschaft gesteigerten Neigung von der Einzelgestalt weg zum Gesamtbilde der Natur, worin der Mensch lediglich als ein Teil von ihr auftritt.

508 Zum Christustypus Bezeichnend in dieser Richtung find die Christusbilder von Böcklin und Klinger. Ein „Christus" ist nicht darunter. Christus am Kreuz oder vom Kreuz herabgenommen, die Piet in verschiedener Faffung, oder wie Böcklin einst für das Breslauer Museum beabsichtigte, die Menschheit Christus entgegenjubelnd: das find die modernen Gegenstände. Dazu Klingers Christus im Olymp. Wenn etwas an dem Bilde anzieht, so ist es die Hoheit der priesterlichen Hauptgestalt, der ruhige Adel Dionysos gegenüber, der stille Schutz, den Psyche findet. Aber da spricht nicht der Kopf, nicht die Gesichtszüge, Haar oder Bart, sondern Haltung und Gestus. Wie mancher große Meister, so hat auch Klinger in Christus sich selbst, das Bild eines eigenen idealisierten Ich gegeben. Das ist eine Klippe, über die nicht bald ein Künstler, in dem Christus leibt und lebt, hinwegkommt. Wir verzeihen einem Dürer, wenn er in ein Selbstporträt Züge Christi hereinträgt; aber wir gewöhnen uns nur schwer daran oder finden es

direkt unerträglich, wenn uns Christus als moderner LÜbermensch in theatralischer Pose mit fanatischem Ausdruck vorgeführt wird. Ich kann nicht sagen, daß mir irgend eine Christusgestalt der neueren Kunst einen bleibenden Eindruck gemacht hätte. Vielleicht der Heiland in der einen Redaktion von Uhdes „Komm, Herr Jesu, fei unser Gast“. Rembrandt schon hat der modernen Kunst den Weg gewiesen, wie man das Wesen Christi zu voller Wirkung bringen kann, ohne gerade auf feine Gefalt ausschließlich den Nachdruck zu legen, geschweige denn ihn für sich allein zu malen. Seine Brustbilder Christi laffen ganz kalt. Wo er aber Christus, wie im Hundertguldenblatt, zum Mittelpunkt einer Menschengruppe macht, da stellt sich dem Beschauer ganz von selbst aus dem Bezug der Nebenfiguren zu ihm eine so starke Empfindung all der hohen Werte ein, die sich in Christus vereinigen, daß er den Platz der Hauptfigur selbst gar nicht als das Entscheidende ansieht; dort kann getrost auch etwas Mattes, im Gesicht geradezu Ausdrucksloses hingeraten sein. Vielleicht ist es gerade die Einfalt, die dann am stärksten wirkt. Rembrandt ist immer wieder zu dem Problem der Erkennungsszene von Emmaus zurückgekehrt. Ob er nun, wie in dem Jugendwerke, aus Christus eine Karikatur macht oder ihn, wie im Louvre, in verklärter Ruhe darstellt, immer ist es das ungläubige Schauen der Jünger, das Aufdämmern ihrer überwältigenden Freude, das Christus in höchster Vollendung zur Geltung kommen läßt. Man könnte Christi Wesen wirken laffen, ohne ihn selbst überhaupt darzustellen. Klinger ist dem Problem einmal ganz nahe gekommen in einer frühen Darstellung der Bergpredigt. Kein Mensch ahnt auf den ersten Blick, um was es sich da handelt. Im ersten Blattefieht man einen Menschenschwarm nach der Höhe eines Berges frömen, im zweiten einen Zug von Männern herabschreiten. Die Predigt selbst ist gar nicht gegeben. Aber was man sich bei genauerem Zusehen aus dem Vorher und Nachher ergänzt, läßt Christi Wort und fein Wesen lebendiger werden als alle Darstellungen des ausdrucksvollsten Predigers. Ich meine also: es ist gar kein recht modernes Problem, Christi Erscheinung um ihrer selbst willen malen zu wollen. Wir haben heute andere Mittel, das Bedeutende zum Ausdruck zu bringen, als durch die menschliche Gestalt. Das war griechische Art. Und diese Einsicht gilt nicht nur für Christus, fondern für die gesamte religiöse Kunst. Müffen wir noch biblische, figürliche Szenen vor uns sehen, um religiös zu empfinden? Ich denke, derartige Gegenfände schrecken eher ab, halten uns am Außerlichen fest und sprechen nur selten noch zum Gemüt. Dagegen nehme man Böcklins heiligen Hain oder die Toten-

 insel und so vieles andere, worin die eine Seite der Natur des Meisters, fein tiefernstes Träumen, sich ganz im Bilde gelöst hat, und die Rätsel dieser Welt werden sich nie zu so mystischer Gestaltung zusammengeballt haben. Jede historische oder gesetzmäßige Faffung würde sie herabsetzen. Ich sehe die stillen Existenzbilder eines Hans von Marées und Puvis de Chavannes für Schöpfungen religiösen Inhaltes im besten Sinne seelischer Diät an. Strzygowski e e Die Fahrenkrogfchen Bilder habe ich mehrfach Bekannten vorgelegt und stets bei den Beschauern starkes Intereffe feststellen können. Die einen, an Zahl nicht viele, nahmen sie nach längerem Betrachten mit Begeisterung auf, die andern, wohl die meisten, lehnten sie entschieden ab. Ich selbst begrüße es zunächst, daß ein Maler wieder einmal den Versuch unternimmt, ein bartloses Christusbild zu schaffen. Nicht aus archäologischen Gründen, die meiner Meinung nach auf sehr schwachen Füßen stehen. Das Christusbild der Katakomben ist genau so eine Phantasiegestalt wie unser heutiger, im wesentlichen in der Renaiffance geschaffener Christustyp. Auch nicht, weil „lange Locken und ein wohlgepflegter Spitzbart“ zu einem bärtigen Christus gehörten. Denn einmal ließe sich diese Glätte leicht vermeiden, und dann könnte man an Herrn F. die Gegenfrage stellen, ob er meine, daß Jesus stets so wohl rasiert gewesen sei, wie auf einen Bildern. Das sind doch alles. Außerlichkeiten. Aber für den darstellenden Künstler gibt das bartlose Gesicht in viel höherem Maße die Möglichkeit, ausdrucksvoll zu schaffen, als ein Antlitz, defen feinstes Mienenspiel vom Bart überdeckt ist. Insofern stellt ein bartlofer Christuskopf erheblich größere Anforderungen an den Maler, erlaubt ihm aber auch ein viel nuancierteres Seelenleben wiederzugeben. Gehe ich nun zu den Einzeldarstellungen über, so muß ich offen gestehen, daß der predigende Jesus mich am wenigsten befriedigt hat. Ich habe das Bild seinerzeit irgendwo, ich glaube in Kiel oder Hamburg, im Original gefehen, und erinnere mich deutlich, es damals noch bestimmter

abgelehnt zu haben. Es mag sein, daß bei dem eigentümlichen Auftrag der Köpfe keine einheitliche innere Stimmung dem Bilde gegenüber in mir aufkam, sicher konnte ich auch zu der Jesusfigur in kein rechtes Verhältnis kommen. Wohl spricht sich in dem intereffanten Kopf hohe Intelligenz, tiefes Weh (omnes homines ingeniosi melancholici – alle genialen Menschen find Melancholiker), unbeugsamer Wille aus, aber für mein Empfinden ist ein Hauch von Fanatismus nicht vermieden, und vor allem – ich möchte es so ausdrücken: Zu diesem Jesus könnte ich kein fchrankenloses Vertrauen haben. Ich könnte mir denken, daß er mich in den Bannkreis seiner Persönlichkeit hineinzwingt, aber eine befreiende Hingabe des Herzens ihm gegenüber scheint mir ausgeschloffen. Viel mehr geben mir die beiden Bilder des leidenden Christus. Während die meisten Christusbilder sich bemühen, hierbei Ergebung, also Paffivität, darzustellen, hat F. besonders in seinem Ecce homo entschloffenes Leiden wollen, also höchste Aktivität, zum Ausdruck gebracht und dabei, wie ich das Evangelium verstehe, den wahren Charakter dieses Leidens und Sterbens getroffen. Jesus wollte sein Leben einsetzen. Auch malerisch finde ich überaus eindrucksvoll den Gegensatz zwischen den bewegten Linien der oberen und den ruhigen der untern Kopfpartie. Es finden darin Leiden und Glauben ihr Abbild, und der Glaube fiegt über das Leiden.

510 Zum Christustypus Im Crucifixus ist mir die Muskulatur etwas zu stark. Da der Kopf, wenigstens bei der Photographie, sehr im Schatten liegt, kommt dadurch die Herrschaft des geistigen Elements nicht klar genug zum Ausdruck. Stettin. Christ. Rogge i– k r Vor Fahrenkrogs Christus Ein blitzendes Auge. der unergründliche, Eine Denkerstirn. das Ebenbild Gottes, Eine Welt von Gedanken der Menschensohn. – in Herz und Hirn. An diesem Christus Unbeugsam der Wille. richte dich auf, Der Weg vor ihm klar. gebeugte Menschheit! Kein falsches Verschleiern. Er trägt dich aufwärts Unerbittlich wahr. aus Staub und Sturm, Das Kinn wie Eisen. aus Schuld und Kummer, Geschloffen der Mund. aus Gram und Grab. Nur Wahrheit, Wahrheit tut er kund. Von diesem Christus lerne, was not Ein Mann voll Feuer, für Welt und Zeit, gestählt im Streit, für Leben und Tod! unbesiegt, unbezwingbar, ungebeugt im Leid. Und du wirst werden wie er, So steht er vor mir, daß durch der Leiden Christus, und Kämpfe Nacht der göttliche, der Ruf hindurchbricht: der gewaltige, Es ist vollbracht.. e se e Karl Röhrig Schlußwort Die eindringlichen Darlegungen, die auf unsere Rundfrage eingegangen find, machen ein anderes Schlußwort als das des Dankes eigentlich überflüffig. Des Dankes auch an jene vielen, deren Zuschriften nicht mehr veröffentlicht werden können, weil sie gleichen Inhalts wie die bereits abgedruckten find. Die außerordentliche Teilnahme, die die Rundfrage gefunden hat, bezeugt am besten, wie wertvoll eine neuartige Darstellung Christi ist. Sie zwingt zur eindringlichen Beschäftigung mit Christi Persönlichkeit, und das ist freilich – auch dem Schöpfer unserer Bilder – unendlich wichtiger als alle historischen oder archäologischen Fragen. An Fahrenkrog felber aber wird es sein, den Beweis zu erbringen, daß jene feinem Christus unrecht tun, die die Milde, Güte und Liebe an ihm vermissen. Er wird ihn in einer Lebenslage vorführen, in der die Liebe zum beherrschenden Ausdruck werden kann, und da wird sich ja zeigen, ob der gewählte Typus dazu überzeugend imstande ist. SM

h WKRIM F SK " YWAus der vierten Dimension – Entartung – Heer und Sozialdemokratie – Pessimistische Optimisten Q1' der in diesen Tagen ja recht „aktuell“ gewordenen vierten Dimension hat die Zeitschrift „Der Weg“ ein archäologisches Fachblatt aus dem Jahre X006 der nächsten Zeitrechnung zutage gefördert, dessen Mitteilungen geeignet scheinen, Licht in die so dunkle Kulturgeschichte des zwanzigsten nachchristlichen Jahrhunderts zu bringen. Bei den Ausgrabungen in einer großen Ruinenstadt stieß man unter den Trümmern eines Hauses in der Mitte des Ruinenfeldes – der Leiter der Ausgrabungen, Profeffor Hypothesel, hält es für ein sogenanntes Kaffeehaus – auf eine kleine, vollständig unversehrte Kammer, über deren ursprüngliche Bestimmung sich die Gelehrten bisher noch nicht einigen konnten. „In dieser Kammer wurde ein größerer Vorrat von bedrucktem Papier aufgefunden; ohne Zweifel Zeitungen, aber Zeitungen besonderer Art. Sie enthalten nämlich eine große Menge Bilder aus dem täglichen Leben des 20. Jahrhunderts. Mit einem Schlage gewinnen wir also einen Einblick in die Kultur jener Zeit. Wir erfahren nicht nur, wie es damals in der Welt zugegangen ist, wir fehlen es mit eigenen Augen. Im Zentrum alles Geschehens standen in jener Epoche

augenscheinlich die Fürsten. Wenigstens find die uns erhaltenen illustrierten Zeitungen voll von ihren Bildern. Es gab alte mit langen Vollbärten, jüngere mit langen Schnurrbärten und ganz junge ohne Bart. Ferner gab es dicke Fürsten und dünne Fürsten. Man kann einen gut vom anderen unterscheiden, und es ist nicht ersichtlich, warum sie numeriert wurden. Was die Beschäftigung dieser Fürsten betrifft, so saßen sie gewöhnlich im Wagen und lächelten huldvoll. Manchmal enthüllten sie auch Denkmäler und lächelten ebenfalls huldvoll. Meist waren sie in großer Gesellschaft von Leuten mit verkrümmter Wirbelsäule, immer aber hatten sie ihren Hofphotographen um fich. Eines der Bilder zeigt sogar, wie einer von den ganz jungen und dünnen Fürsten ohne Bart feiner Braut huldvoll lächelnd die Hand küßt. Wenn wir mehr Nummern dieser illustrierten Zeitschriften erhalten hätten, würden wir ficherlich auch Abbildungen noch viel intimerer Familienszenen finden.

512 Türmers Tagebuch Ahnlich wie die Fürsten standen auch die Aristokraten in hohem Ansehen, nur daß die meist nicht im Wagen, sondern im Automobil huldvoll lächelten. Wie die Fürsten pflegten auch sie sich öfters zu verloben, was dann ein riesiges Aufsehen erregte. Wenigstens sind die Blätter bei solchen Gelegenheiten voll mit den Bildern der Braut und ihrer Schlafröcke. Sonst taten die Aristokraten im kleineren Maßstabe das gleiche wie die Fürsten. Auch sie hatten immer einen Photographen um sich, der sie in allen Stellungen und Lagen der Ewigkeit übermittelt. Das scheint ein Privileg gewesen zu sein. Gemeine Menschen wurden meist nur abgebildet, wenn sie gemordet hatten. Profeffor Hypothesel hat die kühne Vermutung ausgesprochen, daß die illustrierten Blätter im Dienste einer revolutionären Propaganda standen und den Zweck hatten, die Fürsten und Aristokraten lächerlich zu machen. Nun ist es allerdings nicht zu bestreiten, daß einige von den Fürsten auf den Bildern nicht immer das geistreichste Gesicht machen. Aber welchen Zweck hätte eine revolutionäre Propaganda damals haben sollen? Das Bild des damaligen Lebens, das uns jene Blätter geben, zeigt nichts als Glück und Zufriedenheit. Sicher gab es keinerlei Elend: das Volk, das anläßlich der Denkmalenthüllungen mit abgebildet ist, jubelt begeistert dem Fürsten zu und wird dafür huldvoll angelächelt. Ein großer Teil des Volkes war ähnlich gekleidet wie der Fürst und marschierte mit Vorliebe an ihm vorbei, was wohl zu jener Zeit ein gebräuchliches Gesellschaftsspiel gewesen sein muß. Übrigens sorgten die Frauen der Aristokraten für das Volk. Sie strickten ihm Strümpfe und ließen sich dabei photographieren. Dann gab es auch große Wohltätigkeitsfeste. Bei diesen bestand das Vergnügen darin, daß die Teilnehmer allerlei sonderbare Kleider anzogen und dann ein Gruppenbild von sich aufnehmen ließen. Bei diesen Festen gab es übrigens auch viele gewöhnliche Leute. Die Aristokratinnen faßen an Tischen, verkauften Champagner und Küffe und wurden bewundert. Nicht minder heiter waren die Unglücksfälle. Stets neue Aufnahmen blühten auf den Ruinen. Sogar die Ermordeten machten ein freundliches Gesicht, wenn sie photographiert wurden. Die Prostitution, die es angeblich damals gegeben haben soll, beruht auf böswilliger Erfindung. Überhaupt gab es nur lächelnde und vergnügte Leute. Denn wenn das Leben damals z. B. ein harter und wilder Kampf gewesen wäre, hätte sich das doch in all den Bildern vom Tage äußern müffen. Da dies nicht der Fall ist, müffen wir annehmen, daß es im 20. Jahrhundert auf Erden nichts gab als Glück, Edelmut und Kodaks. Diese schönen Zustände kamen wahrscheinlich von dem LÜberfluß an bedeutenden Leuten. Es ist unglaublich, wie viele damals Geburtstage und Festtage und Jubiläen hatten. (Jubiläum nannte man einen Tag, an dem auch ein Nichtaristokrat bestimmt photographiert wurde. War er schon tot, dann wurde ein Grab abgebildet oder die Hornbrille seiner Stief schwiegermutter) Übrigens waren auch die unbedeutenden Leute im 20. Jahrhundert alle geistig hervorragend. Den Gesichtern sieht man das zwar nicht

Türmers Tagebuch 513 an. Aber jeder hatte schon alle ernsten und schönen Bücher gelesen, über alle Probleme nachgedacht, jeden inneren Kampf gekämpft, jede Arbeit getan. Denn wie hätten die Leute sonst wohl die Zeit gefunden, die illustrierten Zeitschriften anzugaffen?“.. k k Sollte auch bei dieser Beschwörung der ja mit der Geisterwelt auf kordialstem Fuße stehende Eulenburger seine Hand oder – wie Harden so nett und zärtlich lispelt –: fein „Händchen“ im Spiele gehabt haben? Doch nein –: der gleichen Geisterstimmen können verdammt falsch verstanden werden. Auch Geister dürfen nicht aus der Schule plaudern. Und diese hier würden

nicht nur vom Verleger der „Woche“, dem virtuosen Deuter und Beuter der Psyche einer gewissen „vornehmen“ Oberschicht, als indiskrete Geschäftsstörer empfunden werden... ... Wer kann heute den Knäuel entwirren? Wird er überhaupt je entworren werden? Mit andern versucht's auch das sozialdemokratische Zentralorgan. Jedenfalls glaubt der „Vorwärts“ den Schlüffel zur politischen Geheimkammer der „Eulenburgiade“ gefunden zu haben. . „Der alte Plan, der in den Kreisen des Hohenzollernhofes, wie es scheint, unausrottbar ist, sollte endlich realisiert werden: die Arbeiterschaft zuerst provoziert, dann maffakriert werden... Die Abschaffung des Wahlrechts sollte das Mittel für die fürstlichen und gräflichen agents provocateurs bilden. Sobald die „Ruhe“ im Innern hergestellt, die Befreiung von dem allgemeinen Wahlrecht und der Sozialdemokratie gelungen, sollte das Ausland an die Reihe kommen. Moltke mit dem nicht so starken Geiste sollte dabei nicht mittun. Die auswärtige Politik macht das „persönliche Regiment“ allein, unterstützt von Herrn v. Tschirschky. Im Hintergrunde aber lenkt Fürst Eulenburg, der Freund des Kaisers, selbst die Fäden. Fürst Eulenburg aber steht in Beziehung zu den Geistern, er ist daher besonders geeignet zum Ratgeber des Gottesgnadentums. Freilich scheinen manchmal die Geister den Ratschlägen eines ausländischen Diplomaten nicht unzugänglich gewesen zu sein... Das klingt toll und ist es auch. Aber es ist durchaus deutsche Wirklichkeit. Was mit romanhaften oder wenn man will romantischen Mitteln hier erreicht werden soll – und die „Romantik“ spielt ja nicht erst seit heute eine Rolle am Hohenzollernhofe – ist das Ziel einer mächtigen und einflußreichen Partei. Dies Ziel liegt auch durchaus begründet in dem immer deutlicher hervortretenden Streben der militärischen und zivilen Bureaukratie nach Alleinherrschaft, nach Befreiung von der einzigen Schranke, die ihr noch gesetzt wird, nach Beseitigung der sozialdemokratischen Opposition. In diesem Ziel sind die Spitzen der Bureaukratie einig. Sie bilden zugleich den einen Teil der Hofgesellschaft, mit deffen anderem Teil sie in engsten verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen stehen. Nicht in ihren Zielen, wohl aber in ihren Mitteln unterscheiden sich diese Cliquen. Sie selbst aber entstehen und vergehen,

514. Türmers Tagebuch bilden sich immer aufs neue im gegenseitigen Kampfe um die Macht. Da das Parlament ohnmächtig ist, die parlamentarischen Parteien willenlose Knechte der Regierung find, so wird dieser Kampf nicht öffentlich politisch geführt, sondern erscheint als perfönlicher, geheimnisvoller Kampf hinter den Kuliffen, als Kampf um den Träger der Macht, den Kaifer. Aber das persönliche Regiment selbst ist nichts anderes als die Spitze, in der die Macht der militärischen, zivilen und kirchlichen Bureaukratie zusammengefaßt, konzentriert erscheint. Der „Kampf der Kamarilla“ ist also nichts anderes als der Kampf um diese Spitze, der Kampf um die Macht, die über die Bureaukratie gebietet. Diese Macht ist nur die Macht der Bureaukratie selbst. Da aber die Bureaukratie ihrer Organifation nach nur auf Befehl gehorcht, muß sie diese eigene Macht als äußere Macht sich selbst entgegensetzen. Die Macht der Bureaukratie erscheint so als Macht über die Bureaukratie, als Allmacht des Herrschers: die Macht des Zaren in Rußland, das persönliche Regiment in Deutschland. Der Kampf außerhalb der Bureaukratie stellt sich somit dar als ein Kampf um die Beeinfluffung ihrer Spitze, ein Kampf, in dem das „persönliche Regiment“ zwischen den Streitenden hin und her gezogen wird. In den Personenfragen des Hofes spiegeln sich nur wider Intereffen- und Machtkämpfe innerhalb der Bureaukratie. Aber die Grundlage dieser Kämpfe selbst bildet die Allmacht der Bureaukratie, die Ohnmacht des Volkes und feiner Vertretung. Darin find die Kämpfenden, Bülow und Eulenburg, völlig eines Sinnes. Eulenburg will nur seine Ziele mit offenen Gewaltmitteln erreichen, Bülow erreicht dasselbe Ziel auf dem Wege der Korrumpierung der einen und Täuschung der anderen. Man versteht jetzt, warum Bülow den Reichstag auflösen mußte. Er mußte der ungeduldig gewordenen Bureaukratie, deren Ungeduld den Triumph des Eulenburgischen Kreises herbeiführen konnte, zeigen, daß er die Allmacht der Bureaukratie beffer wahren könne als jener und das Hazardspiel des andern daher überflüssig sei. Es gelang ihm das durch die Dummheit der deutschen Liberalen. Der deutsche „Liberalismus“ – die Firma deckt längst nicht mehr den kläglichen Inhalt – ist ein politisches Abfallsprodukt. Liberal wählen in Deutschland die Schichten, die nicht mehr oder noch nicht politisches Verständnis besitzen. Es find die Mittelschichten, die, in der kapitalistischen Gesellschaft entweder zum

Untergang verurteilt, von der Politik überhaupt nichts mehr zu hoffen haben und, wenn fie nicht wie gewöhnlich indifferent bleiben, eben liberal stimmen, oder neue Schichten, wie die Gruppe der technischen Angestellten, die, noch mit Illusionen erfüllt, politisch unorientiert find. Kein Wunder, daß der deutsche Liberalismus, ein völlig der politischen Einsicht bares Gebilde, zum Dupe jedes geschickten politischen Faifeurs wird. Seine Unterstützung bei den Wahlen, feine völlige Kapitulation nach den Wahlen führte die Methode Bülow zum Siege und rettete diesem den Posten. Aber Bülow wurde gerettet, weil Eulenburg überflüffig wurde. Die Allmacht der Bureaukratie war ge-

 fichert, und diejenigen, die diese Allmacht sichergestellt, den letzten Einfluß des Parlaments ausgeschaltet, die Volksvertretung verraten haben – find die Liberalen und ihre Blockpolitik. Der Fehler Eulenburgs war nur eine LÜberschätzung der Bourgeoisie, vor allem ihres liberalen Teiles. Die Unterwerfung unter die Bureaukratie war billiger zu haben, als Eulenburg meinte. Bülow siegte in der Konkurrenz. Er kannte den Schleuderpreis, zu dem deutsche Liberale ihre Prinzipien verschachern. Als Siegerin in dem grotesken Kampfe, defen Zerrbild in den Sphären, die Deutschland regieren, der neueste Skandal enthüllt hat, ist also allein hervorgegangen die Allmacht der Bureaukratie. Es bleibt uns noch übrig, kurz auf die Ursache der Stellung der Bureaukratie in Deutschland hinzuweisen. Sie hängt zusammen mit der historischen Entwicklung des Deutschen Reiches. Die Revolution im Jahre 1848, deren unmittelbare Aufgabe die Herstellung eines einigen Deutschen Reiches auf demokratischer Grundlage war, war gescheitert, in letzter Linie an dem Stand der ökonomischen Entwicklung der deutschen Bourgeoisie. Diese war einerseits bereits zu entwickelt, um nicht das revolutionäre Auftreten des Proletariats zu sehr zu fürchten und um nicht die Beendigung der Revolution der Auseinandersetzung mit dem Proletariat vorzuziehen. Andererseits aber war die ökonomische Entwicklung wieder nicht weit genug vorgeschritten, um die Herstellung des großen bürgerlichen Einheits- und Nationalstaates als unumgängliche Aufgabe der Bourgeoisie zu stellen. An diesem Widerspruch ging die Revolution zugrunde. Ihre Aufgabe wurde 30 Jahre später erfüllt durch Preußen. Preußen benutzte die Notwendigkeit des Einheitsstaates, um diesen in Form eines Großpreußens – mehr ist ja Deutschland nicht geworden – zu verwirklichen. Bismarck hat dabei das dynastische Intereffe der Hohenzollern nach Erweiterung ihrer Macht vereinigt mit dem ökonomischen Intereffe der Bourgeoisie nach einem Staate, der für sie ein genügend großes, einheitliches Wirtschaftsgebiet darstellt. Die Bourgeoisie folgte ihm um so williger, da die dynastische Methode vor der revolutionären den Vorzug hatte, die Bourgeoisie vor dem Proletariat zu schützen. Sie trug es leicht, daß dabei das nationale Ideal der Vereinigung aller Deutschen in einem Staate verloren ging. Aber die dynastische Methode bedeutete zugleich auch die Ausschaltung der Demokratie in dem neuen Staate. Die Macht erhielt die preußische Bureaukratie. Das neue deutsche Parlament erhielt zwar das allgemeine Wahlrecht, da dies das einzige Bindemittel des neuen Reiches war. Aber es wurde in jeder Machtentwicklung behindert. Es erhielt ungenügende Kompetenzen, die wichtigsten Fragen blieben den Einzelparlamenten, deren reaktionäres Wahlrecht sorgfältig konserviert wurde. Die politische Freiheit blieb auf das allerdürftigste Maß reduziert und die ganze Verwaltung der Bureaukratie vorbehalten. Seitdem ist die Macht der Bureaukratie beständig gewachsen durch die ökonomische Entwicklung selbst, die einerseits die Bourgeoisie immer reaktionärer macht, andererseits die Verwaltungs-

 funktionen ständig erweitert und immer bedeutungsvoller gestaltet mit den zunehmenden Aufgaben moderner staatlicher Verwaltung. Die dynastische Entstehung des Deutschen Reiches hat so ihre natürliche Fortsetzung gefunden in einer immer unumschränkter waltenden Herrschaft der Bureaukratie. Diese Herrschaft führt aber immer und überall zu den Erscheinungen, wie sie die „Skandale“ am deutschen und ähnlich auch am russischen Hofe von Zeit zu Zeit enthüllen. Zum Kampf von Cliquen, die von unbeträchtlichen und unbedeutenden Menschen geführt, ihre Zeit ausfüllen mit dem gegenseitigen Belauern, gegenseitigen Intrigen, mit Minieren und Konterminieren. Das Regieren wird zu einem Kampf um die Gunst des persönlichen Regiments. Die Regierung hört auf einheitlich zu sein. Minister kämpfen gegen Minister, der Chef der Regierung – schon Bismarck mußte zu diesem Mittel greifen – sucht

möglichst unbedeutende und deshalb ungefährliche Menschen ins Ministerium zu ziehen, das geistige und fittliche Niveau finkt, während gleichzeitig Machtgier, Dünkel und Gewissenlosigkeit ihren Gipfel erreichen. Die staatlichen Angelegenheiten werden zu persönlichen Angelegenheiten der Günstlinge. Mißerfolg auf Mißerfolg stellen sich ein. Im Innern noch durch eine korrumpierte, willfährige, charakterlose Preffe verhüllt, stellt sich nach außen offener Bankrott ein. Das ist die Bilanz der Herrschaft der Bureaukratie..." „... Welch Wandel der Zeiten, da Deutschland noch als fromme Kinderstube erschien, in der der strenge Hausvater gute Ordnung und die Kinderchen hübsch im Zaume hielt, und dem Heute, wo kein Tag vergeht ohne feinen „Fall" und kein Jahr ohne einen Skandal. Mächtiger, protziger und uneingeschränkter als je herrscht in PreußenDeutschland eine geschloffene Bureaukratenkate. Unangefochtener als je waltet das „persönliche Regiment". Das deutsche Bürgertum hat seinen Widerstand aufgegeben, es kümmert sich ums Geschäft und überläßt der Bureaukratie alle Gewalt in der gesicherten Erfahrung, so am besten vor den Ansprüchen der Arbeiterklaffe geschützt zu werden. Die letzten Wahlen vereinigen das Bürgertum gegen die Arbeiterklaffe, im Parlament ist die Opposition verstummt bis auf die sozialdemokratische Fraktion, deren Zahl nicht hinreicht, die parlamentarischen Entscheidungen zu bestimmen. Dem Können und Wollen der Bureaukratie ist keine unliebsame Schranke mehr gezogen. Sie herrscht allein – und trotzdem diese Unordnung, diese Nervofität und Unsicherheit in der Leitung der Politik. Doch vielleicht täuschen wir uns. Hat man uns nicht erzählt, daß Nebenregierungen vorhanden wären, daß Zentrumsabgeordnete sich einiger Subalternbeamter angenommen hätten, und daß diese schädlichen Leute die Regierung bei ihren Entscheidungen ständig gehindert hätten? Freilich hat man das erzählt, aber man hat gelogen! Zwar hat es eine Nebenregierung gegeben und ihre Existenz hat zur Auflösung des Reichstages geführt, aber diese Nebenregierung war

 keine einer Parlamentsfraktion, sondern eine höchst unparlamentarische. Ihr Ehrgeiz hatte ganz andere Ziele als die armseligen Interventionsversuche der Herren Erzberger und Roeren. Skandal ist, was man nicht mehr vertuschen kann. Und so hat es einige Zeit gedauert, bis die Aufklärung über die psychologischen Triebkräfte gekommen ist, die zur letzten Reichstagsauflösung, deren Plötzlichkeit alle Welt überraschte, geführt haben. Dafür aber erfährt jetzt das deutsche Volk um so genauer, von welch erhabenen fittlichen und geistigen Motiven sich die leiten laffen, die mit der ganzen Unwiderstehlichkeit und dem Dünkel preußischer Autorität Volk und Volksvertretung in die Schranken ihrer Ohnmacht zurückzuweisen wifen, so oft diese versuchen, ihren Einfluß geltend zu machen. Die „Nebenregierung", die den Fürsten Bülow bedroht hat, war die des Fürsten Eulenburg, des früheren Botschafters in Wien. Er, der Freund des Kaisers und Dichter des „Sanges an Agir, kann Tischrücken und Geister beschwören..." Und: „tüchtig nebenregieren". – Nun, zunächst wird sich ja wohl der Fürst mit dem Tischrücken und Geisterbeschwören begnügen müffen, was ja auch eine ganz amüsante „Nebenbeschäftigung" ist. Zumal er inzwischen von S. M. mit triftigen Gründen überzeugt sein mag, daß das Regieren in Deutschland Sache des jeweiligen Monarchen und feiner ihm und dem Volke verantwortlichen Ratgeber ist. Fürst Eulenburg hätte somit allen Grund, an der Zuverläffigkeit der von ihm interviewten Geister zu zweifeln, die ihn nicht nur über die primitivsten Grundlagen der Verfaffung – die kann ihm ja wohl gestohlen werden – sondern auch über das „Gottesgnadentum" fo übel informiert haben. Ja, sogar über das „Gottesgnadentum", das ja nach Phili's heiligster LÜberzeugung eine Ratschlüffe nur von dem Throne des Höchsten empfangen soll. Vielleicht versucht's Phili nunmehr mit dem hl. Antonius von Padua? Ein Wörtlein kann sie fällen! Wenige Sätze eines wegen Majestätsbeleidigung „vorbestraften" Publizisten, der auch beim besten Willen nicht die geringste Anwartschaft auf die Qualifikation als „verkommener Gymnasiast" oder gar – „Hungerkandidat" geltend machen könnte. Und eine kurze entschloffene Aussprache des kaiserlichen Sohnes mit seinem kaiserlichen Vater. ... Mehrere hochgestellte Herren sind bereits in der Versenkung verschwunden, und es ist schon möglich, daß das große „Reinemachen" sich nicht auf fie beschränken wird. Vielmehr scheint der kaiserliche „Haushaltungsvorstand" nicht abgeneigt, es mit dem „Ein-Abwaschen" halten zu wollen. Eine intereffante Erscheinung drängt sich uns auch

hier wieder auf: die so oft beobachtete „Paarung“ von Mystizismus und Sexualismus. Ist es nicht Mephisto, den Goethe sagen läßt: „Verachte nur Vernunft und Wiffenschaft, Des Menschen allerhöchste Kraft; Laß dich mit Blend- und Zauberwerken Vom Lügengeifte nur befärken; So hab' ich dich schon unbedingt!“

518 Türmers Tagebuch Die ganze Affäre foll auch noch eng mit gewissen Entartungserscheinungen verquickt sein, deren Betätigung ein vielberufener Paragraph mit Strafe bedroht. In Berlin pfeifen"s die Spatzen von den Dächern, daß in gewissen höheren Kreisen eine abnorme sexuelle Veranlagung vorherrscht, deren Träger auch einem hohen Polizeipräsidio sehr wohl bekannt sein sollen. Es sei nicht zu leugnen, daß die hohe Stellung mancher dieser Persönlichkeiten mit Schuld daran trage, daß gegen ein gewisses schamloses Erpreffertum nicht mit der Schärfe vorgegangen werden „könne“, die man z. B. gegen mißliebige Publizisten, Redakteure, die lieber ihre persönliche Freiheit opfern, als sich durch Vertrauensbruch ehrlos machen, nur zu oft ausgiebig walten läßt. Dieses über alle Maßen ekelhafte Treiben eines männlichen Dirnentums macht sich auf den Straßen, ja sogar in Lokalen der deutschen Reichshauptstadt in einer Weise breit, die der Aufmerksamkeit unserer Sittlichkeitsvereine und.konferenzen würdiger wäre, als manches andere, in unserer „gottgewollten“ Gesellschaftsordnung nun einmal unvermeidliche, weil durch sie und ihre „Moral“ direkt herangezüchtete Übel. In öffentlichen Blättern ist schon darüber geklagt worden, daß man nicht einmal im Neuen Königlichen Opernhause (Kroll) vor den Aufmerksamkeiten dieser „Eigenen“ ficher sei, die ihre „Eigenart“ keineswegs immer gewerbsmäßig zu bekunden brauchen. Es sollen zuweilen sehr, sehr „feine Leute“ fein, die es gar nicht nötig hätten, vielmehr ihrerseits zu Opfern bereit seien. Als einem ehemaligen Polizeipräsidenten von Berlin die Liste dieser Herren vorgelegt wurde, soll er seinem ironisch-respektvollen Staunen über die „Feudalität“ der Gesellschaft drastischen Ausdruck verliehen haben. In diesem besonderen Falle behauptet ja auch Harden jetzt, irgendwelche strafbaren Delikte nicht gemeint zu haben. Und es wäre sicherlich tief zu bedauern, wenn Personen, die sich nichts vorzuwerfen haben, unschuldig in den Verdacht gerieten und darunter moralisch leiden müßten. Was uns hier allein interessieren kann und was auch Harden in feiner neuesten Erklärung aufrecht erhält, ist die Tatsache, daß solche Entartungserscheinungen sich mehr und mehr in Kreisen bemerkbar machen, die in mehr als einer Hinsicht immer noch zu den „herrschenden“ gehören, und die gegebenen Falles auch nicht vor dem Versuch zurückschrecken, ihren kaiserlichen Herrn in einem volksund verfaffungsfeindlichen Sinne zu beeinfluffen. Die sich zudem als die einzig berufenen Stützen von „Thron und Altar“ gebärden und - wenn fie ehrlich find - auch kein Hehl daraus machen, daß ihnen Verfaffung und Wahlrecht, der ganze „moderne Schwindel“ von Herzen zuwider ist, der Absolutismus, „gemildert“ durch den Einfluß ihrer Freund- und Sippfchaft, das einzig Wahre fei... Ein Gesetz der Wahlverwandtschaft zieht die Degenerierten des Geburtsadels und die des Geldadels mit magischen Kräften zueinander hin. Immer mehr verwischen sich die Grenzen zwischen beiden. In der Sport- und Lebewelt erscheinen sie bereits so innig verschmolzen, daß meist auch ihre Namen zusammen genannt werden. Ein Wetteifer besteht nur noch in der Auf-

Türmers Tagebuch 519 peitschung und Befriedigung eines überreizten Nervensystems, das nach immer neuen, unerhörten Sensationen schreit. Die neueste findet es im Automobilsport. Was sage ich -: „Sport“? Autorowdytum wäre vielleicht ein angemeffener Ausdruck. Aber was wir soeben erst bei dem Herkomerrennen mit maßlosem Staunen und Grauen erleben mußten, dieser Grad von Brutalität und fittlicher Verwilderung wäre damit noch lange nicht nach Gebühr gekennzeichnet. Da verspürt eine kleine Gruppe von Vergnügungs- oder Geschäftsüchtigen den prickelnden Reiz, ihre erschlafften Nerven einmal recht gründlich auf offener Landstraße ausrafen zu laffen, und es ist ja nur ganz selbstverständlich, daß dabei völlig unbeteiligte Männer, Frauen, Kinder unter Qualen ihr Leben laffen oder zu Krüppeln gerädert werden müffen! Und das in einem Staate, der offiziell und gesellschaftlich vor Gottesfurcht und frommer Sitte nur gerade so trieft; in dem schon das bloße Verweilen eines Streikpostens auf fast menschenleerer Straße als „Verkehrshindernis“ gelten und zur Verhaftung und späteren gerichtlichen Bestrafung führen kann. Da könnte man sich wahrlich an den Kopf greifen und

sich verzweifelt das Gehirn nach dem „Warum?“ zermartern, wenn – die Erklärung nicht schon gegeben wäre. Aber eben diese Erklärung spricht Bände, beleuchtet den ganzen Jammer unserer Knechtseligkeit mit Blitzlicht. Öffentlich ist es ausgesprochen worden, daß schon die bloße Vermutung: auch dieses Rennen werde wahrscheinlich „höheren Orts“ begünstigt, zur Duldung jener brutalen Ausschreitungen genügt habe. Eben weil der Automobilsport an dieser Stelle gern gesehen werde, seien auch alle Anregungen zur Einschränkung seiner Auswüchse auf steinigen Boden gefallen. Ganz offenkundig sei es, so die „Frankfurter Zeitung“, daß die Ausschreitungen des Automobilismus von den Vertretern der Regierung mit mehr oder weniger rednerischem Geschick dilatorisch behandelt würden. „Man ist sich auch in parlamentarischen Kreisen längst darüber klar, daß auf diesem Gebiete nicht nur die allgemeine Langsamkeit in den gesetzgeberischen Entschließungen obwaltet, sondern daß besondere Gründe für die Zaghaftigkeit der Regierung vorliegen. Es fehlt den Herren Ministern und Staatssekretären, wie man ganz gut weiß und merken kann, nicht an Verständnis für die Notwendigkeit gesetzgeberischer und Verwaltungsmaßregeln zum Schutze des Publikums, wohl aber an der frischen Entschließung zur Initiative. Der Automobilismus hat sich vornehm organisiert und erfreut sich hoher und höchster Protektion auch als Sport, und, wie die Dinge nun einmal bei uns liegen, haben auch Staatsmänner Scheu, sich die Finger zu verbrennen.“ Das: „wie die Dinge nun einmal bei uns liegen“ ist ja prachtvoll! Den Ruhm, der in diesem nur zu wahren Bekenntnis liegt, wird uns kein anderes Volk streitig machen. Darin find wir in der Tat einzig. „Deutschland in der Welt voran, Preußen in Deutschland voran!“ War's nicht so, Herr Reichskanzler?

 Selbst die „Kreuzzeitung“ – und das will schon was fagen – ist dem immer frecher um sich greifenden Unfug entgegengetreten, die „Tägliche Rundschau“ aber versucht's mit einem ironisch-wehmütigen Appell an das gute Herz der Autorowdys: „Glaubt es, ihr Herren und Damen, die ihr im Lederpolster auf weich federndem Gerüst des beflügelten Wagens als Verkörperungen des Fortschritts an uns niedrig geborenen und niedrig lebenden Vielzuvielen vorbeifliegt; glaubt es, ihr Halbgötter, auch wir verehren nach den Kräften unserer armen Seelen die Technik und den Fortschritt, die ihr ja schon so ziemlich für ein und dasselbe zu halten scheint. Auch wir – teilweise – haben bei Nietzsche gelesen, daß der Mensch nichts ist als eine Brücke zum Übermenschen. Es ist tragisch, daß Nietzsche defen Inkarnation im Chauffeur nicht mehr erlebt hat. Aber trotz alledem: Für den Fortschritt zu sterben, mag schön sein; wir aber wollen noch ein Weilchen für ihn leben!“ Den elenden Lappen vom „Fortschritt der Technik“ u. dergl, den die Autorowdys sich ebenso heuchlerisch wie albern-wichtigtuerisch umzuhängen belieben, sollten sie doch schon aus heroischem „Herrenbewußtsein“ beiseite legen. Die daran glauben – so Dumme gibt's wohl felbst in unserer „frommen Kinderstube“ nicht. Mit einer zarten Andeutung, wie es noch mal kommen könnte, schließt die „Neue Bayrische Landeszeitung“ ihre erfrischende Betrachtung: „Erreichen schon die Autos unter 16 Pferdekräften die Fluggeschwindigkeit der Vögel, um wievielmehr werden sie von stärkeren Rennwagen übertroffen. Die Rücksicht auf Leben und Tod gilt nicht mehr. Polizei und Gesetze sind Luft. Je schneller, desto schöner. Auch wenn alles der Teufel holt. „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.“ Bezeichnend für die wahnwitzige Hetze ist die Teilnahme fo vieler gebildeter (? D. T) Damen – ein böses Omen unserer modernen Frauenemanzipation. Die Raubritter des Mittelalters, welche die Straßen unsicher machten und den friedsamen Leuten ihre Habe abnahmen, waren nicht schlechter, im Gegenteil, sie mußten ihre Haut zu Markte tragen, stellten ihren Mann, waren tapfere Kämpen und büßten schließlich für ihr Verbrechen in einem Burgverließ oder am Galgen. Die modernen Wegelagerer dünken sich etwas Befferes zu sein, aber sie find dem Leben und Eigentum der friedlichen Mitmenschen viel gefährlicher und ihre moralifchen Qualitäten stehen tief unter denen der mittelalterlichen Wegelagerer. Und dabei machen uns Fürsten, Minister, Schriftgelehrte und Juristen vor, daß wir in einem Rechtsstaat leben. Die jetzigen Zustände im Zeichen des Autos deuten auf einen Raubtaat. Es ist höchste Zeit, daß die Staatsgewalt und Gesetzgebung dem maßlosen Mißbrauch des Autos ein Ende bereitet. Sonst muß das Volk zur Selbsthilfe greifen und die rasenden Narren totschlagen.“ Nein, „totschlagen“ braucht man sie nicht gleich, obwohl sie ja ihr eigenes

Leben auch nicht besonders hoch einzuschätzen scheinen. Für „Tot-

Die Leiche der hl. Elisabeth wird in den Dom getragen (T) M. v. Schwind

s „... "

 schlagen“ bin ich überhaupt nicht; dagegen eine kleine körperliche Züchtigung würde unter Umständen ganz heilsam auf die erregten Nerven der hysterifchen Männlein und Weiblein wirken und wesentlich zu ihrer Beruhigung beitragen. Die Prozedur könnte durchaus „im Rahmen“ bleiben. Wie die polnischen Schlachzizen von ehemals das adelige Privilegium - ich glaube carolis Sigismundi Augusti - genaßen, auf einem untergelegten Teppich die ihnen zuerkannte Ration entgegenzunehmen, so könnte man ja in unserem Falle die rustikale Justiz stilgerecht auf dem umgekippten Auto exerzieren. „Als vor etwa 15 Jahren“, erinnern die „Leipziger Neuesten Nachrichten“, „der berühmte Distanzritt von Wien nach Berlin unternommen wurde, durch den ein für allemal unwiderleglich bewiesen wurde, daß Pferde, wenn sie über die Maßen angestrengt werden, den Appetit auf Hafer verlieren, da machten die Tierfchutzvereine mobil und fiel erreichten es, daß der Unfug nicht erneuert wurde. Menschenfchutzvereine sind leider noch nicht gegründet worden. Auch die Franzosen trieben einmal den Leichensport; der Weg von Paris nach Bordeaux wurde mit 20 Toten und Schwerverwundeten bedeckt, und obwohl die Fahrt noch weiter gehen sollte bis nach Madrid, war doch die öffentliche Entrüstung so stark, daß die Fahrt unterbrochen werden mußte. Auf den Gedanken, daß man, um das hehre Ziel zu erreichen und festzustellen, welcher Wagen am schnellsten läuft, geschloffene Bahnen wählen kann, ist man scheinbar nicht gekommen. Das ist das doppelt Gefährliche an dieser Veranstaltung, daß das natürliche Gefühl der Ungleichheit, der Bevorzugung der von dem Leben ohnehin Bevorzugten, erweckt wird und daß den einzigen Gewinn die Leute haben, die ohnehin den Kampf gegen die heutigen Gesellfchaftsformen auf ihre Fahnen schrieben. Höhnisch weisen die sozialistischen Blätter darauf hin, daß „die Polizei, die sonst jeden Droschkenkutscher oder harmlosen Radfahrer zur Bestrafung bringt, wenn er in der Dämmerung ohne Laterne fährt, ruhig zusieht, daß die reichen Müßiggänger durch ihre tollhäuslerische Fahrerei die Landstraßen unsicher machen und die Leiber harmloser Paffanten zermalmen“. Und sie erinnern daran, daß trotz aller Mühen die Entschädigungspflicht für das von den Automobilen angerichtete Unheil noch immer nicht ausreichend geregelt ist, und sie weisen nicht ohne Grund darauf hin, daß hier der Forderung des natürlichsten Rechtsempfindens nur das eigensüchtige Intereffe der cr me de la cr me gegenübersteht. Glaubt man wirklich, daß solche aufreizenden Worte ohne Wirkung bleiben?“ Sind denn die Tatsachen an sich nicht schon aufreizend genug? Sind sie nicht aufreizender, als es irgendwelche Worte sein können? Man lese die spaltenlangen „Strecken-Rapporte“, d. h. die aneinandergereihten Aufzählungen derer, die auf der Strecke geblieben sind. Schon am ersten Tage wird ein Arbeiter überfahren und so schwer am Rückgrat verletzt, daß er kaum mit dem Leben davonkommen wird. Einem Kinde werden beide Beine abgefahren. Ein Mädchen wird von einem Wagen mit

 geschleift und an der Schulter verletzt. Einem zehnjährigen Knaben wird das Bein gebrochen. Die Rasenden aber rasen ruchlos weiter. Und die Polizei?? „Diese Behörde“, schreibt die Berliner „Tribüne“, „wacht in deutschen Landen, wie jedermann weiß, streng darüber, daß jeder Bürger ihr rechtzeitig seine Adreffe anzeigt, damit sie stets in der Lage ist, ihn bei Vergehen gegen die ihrem Schutze anbefohlene Ordnung aufzusuchen und eventuell in ihre Obhut zu nehmen. Sie sorgt mit großem Eifer dafür, daß die Bewohner des Landes nicht über eine bestimmte Stunde hinaus in Kneipen sitzen, sondern rechtzeitig und ruhig ins Bett gehen... Sie kontrolliert weiter mit anerkennenswerter Sorgfalt die Länge der Röcke der Sängerinnen in den Variété-Theatern, liest mit Argusaugen sämtliche Zeitschriften, auf daß nicht etwa das Schamgefühl oder eine hohe Staatsbehörde verletzt werde, wacht darüber, daß keine Kellnerin neben einem Gast fitzt und kein anstößiges Bild in einem Schaufenster hängt. Sie regelt den Straßenverkehr, indem sie stehen bleibende Paffanten zum Weitergehen veranlaßt, vorschriftswidrig fahrende Radler in Strafe nimmt und vor allen Dingen

Arbeiter, die als Streik- oder Boykottposten stehen, zur Wache bringt. Sie überwacht politische Versammlungen, bewahrt die Straßenbahnwagen vor LÜberfüllung und verfolgt. Händler und Hausierer, die nicht im Besitze der erforderlichen Papiere find, mit unnachsichtlicher Strenge. Ein besonderes Augenmerk widmet sie auch den Bettlern und Landstreichern, die fiel mit Vorliebe den Arbeitshäusern und Gefängniffen zuführt. Selbst Hunde, die keinen ordnungsgemäßen Maulkorb tragen oder keine Steuermarke bei fich führen, sind vor den Organen der hohen Ordnungsbehörde keinen Augenblick sicher. Diese Aufzählung der verschiedenartigsten Tätigkeiten, denen sich die deutsche Polizei mit Eifer und Energie widmet, ließe sich natürlich leicht noch vervollständigen, aber leider fehlt mir der nötige Raum, um alle Gebiete ihrer Wirksamkeit auch nur zu erwähnen. Immerhin kann der Leser aus dem hier Angeführten entnehmen, daß – soweit wenigstens gewöhnliche Sterbliche in Betracht kommen – im Deutschen Reiche in weitgehendem Maße für Ordnung gesorgt wird. Gegenüber den Angehörigen der oberen Zehntausend versagt der polizeiliche Eifer, der sich gegenüber den Angehörigen der sogenannten unteren Klaffen überall in hohem Grade bemerkbar macht, freilich vielfach gar sehr. Wenn zum Beispiel eine fürstliche Persönlichkeit eine Spazierfahrt unternimmt, wird nicht etwa ihr Wagen auf Innehaltung der sonst üblichen Verkehrsvorschriften hin beobachtet, fondern sämtliche anderen Menschen und Fuhrwerke müffen ihren Kurs ändern, bis die hohe Herrschaft ihren Weg passiert hat. Den Bevorrechtigten von Geburt gleich geachtet werden polizeilicherseits natürlich auch die Aristokraten des Geldes. Auch fie brauchen sich um die für die übrige Menschheit gültigen Bestimmungen nicht zu kümmern, sondern diese muß sich nach jenen richten.

Türmers Tagebuch 523 Am deutlichsten zeigt sich dieses zwiefache und zweideutige Verhalten der Polizeibehörden gegenüber den Automobilfahrern, die infolge des hohen Preises der Stink-, Staub- und Radaukasten natürlich sämtlich den besitzenden Klaffen angehören. Diese Herrschaften dürfen unter den Augen der Ordnungsbehörden die von der Allgemeinheit erbauten und erhaltenen Straßen in Stadt und Land ruhig für sich mit Beschlag belegen und Fußgängern und Geschirren den Verkehr darauf lebensgefährlich gestalten oder ganz unmöglich machen. Kein Polizist, der sonst jeden Handwerksburschen anhält, wagt sich an diese modernen Straßenmörder heran, und wenn sie einen Menschen zum Krüppel fahren oder töten, so fällt ihre Strafe gewöhnlich geringer aus, als wenn ein Streikender in feiner begreiflichen Erregung einem Arbeitswilligen ein paar unüberlegte Worte zuruft, oder ein Redakteur eines radikalen Blattes die Handlungsweise eines hochgestellten Herrn oder einer hohen Behörde scharf kritisiert. Infolge dieser nachsichtigen Behandlung der Automobilisten ist dieses neue Verkehrsmittel denn auch in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits zu einem unheimlichen Verkehrshindernis für den nicht Automobil fahrenden Teil der Bevölkerung geworden. Nach einer offiziellen Statistik find nämlich im Deutschen Reiche vom 1. April bis 30. September 1906, also in einem halben Jahre, insgesamt 2290 Automobilunfälle vorgekommen, wobei in 283 Fällen oder 12,4 Prozent aller der Besitzer des Fahrzeuges nicht ermittelt worden ist. In 381 Fällen (16,7 Proz) hat sich der Führer des Fahrzeuges feiner Feststellung durch die Flucht entzogen und in 81 (35 Proz) zu entfliehen den Versuch gemacht. In 272 Fällen ist polizeiliche Bestrafung eingetreten, darunter in 242 Fällen (890 Proz.) gegen den Kraftwagenführer und in nur 30 Fällen gegen den Führer eines anderen Fuhrwerkes oder gegen eine dritte Person. In 695 Fällen ist ein gerichtliches Strafverfahren eingeleitet worden, darunter in 625 (89,9 Proz.) Fällen gegen den Führer des Kraftfahrzeuges, ein Zeichen, daß diesen in der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle die Schuld traf. Bei 673 Unfällen oder 29,4 Proz. aller trat eine Personenverletzung ein, bei 987 oder 43,1 Proz. eine Sachbeschädigung, bei 630 oder 27,5 Proz. eine Personenverletzung und Sachbeschädigung zugleich. Die Zahl der getöteten oder verletzten Personen betrug 1570, von ihnen wurden 51 getötet (9 Führer, 9 Infaffen der Kraftwagen und 33 dritte Perfonen) und 1519 verletzt (173 Führer, 219 Insaffen und 1127 dritte Perfonen). Von den 1024 Unfällen, deren Ursachen festgestellt sind, find 478 oder 46,7 Proz. durch zu fchnelles Fahren oder Unterlaffen des Huppenfignals veranlaßt worden...“ Diese Statistik ist natürlich noch ganz unzureichend. Die meisten Fälle werden nur vom Publikum beobachtet, und von diesem wird sich nur selten jemand den behördlichen

Scherereien und Umständlichkeiten aussetzen, die eine polizeiliche Anzeige nach Landesbrauch im Gefolge zu haben pflegt. Fast täglich kann man lesen, daß Autofahrer, unbekümmert um ihr blutend

524 Türmers Tagebuch und röchelnd daliegendes Opfer, das Weite suchen. Erwägt man noch, daß die Infaffen aus naheliegenden Gründen meist den „gebildeten“, den „oberen“ Schichten der Gesellschaft angehören, so kann solche feige Ruchlosigkeit nicht fcharf genug gebrandmarkt werden. Es wäre in der Tat nicht mehr als menschlich, wenn sich gegebenenfalls des Publikums eine Empörung bemächtigte, die sich in exemplarischer Züchtigung der Täter Luft machte. Erst die Herkomer-Fahrt, dann das Taunus-Rennen. „Wer gerecht fein will,“ bemerkt ironisch Eduard Goldbeck in der „Welt am Montag“, „muß zugestehen, daß sich die Bevölkerung des Deutschen Reiches durch diese beiden Veranstaltungen nicht wesentlich vermindert hat... Lumpereien, die man in der guten Gesellschaft nicht erwähnt. Beim Start der Herkomer-Fahrt war der König von Sachsen, beim Taunus-Rennen der Kaiser zugegen. Wer will da noch nörgeln? Wir leiden ja ohnedies an Übervölkerung... Nun muß man unterscheiden. Wenn männliche und weibliche Gigerl, die ihrem Leben keinen Inhalt geben können, an chronischer Vertrottelung leiden und Sensation um jeden Preis suchen, wenn solche Blödiane und Schmarotzertypen ihr bißchen Existenz aufs Spiel setzen wollen, weil die neueste Mode es gebietet, so mögen sie es tun. Das Vaterland kann sie entbehren und wir brauchen ihnen keine Krokodilsträne nachzuweinen. Der Gedanke, als Mitglied des kaiserlichen Automobilklubs ihr Leben auszuhauchen, verschönt ihnen vermutlich das letzte Stündlein. Denn man wolle doch nicht unterschätzen, wie unendlich viel die liebe Eitelkeit hier tut und wie unendlich wenig die Freude am Sport! Es gibt ja auch nichts Stumpffinnigeres, als dieses Dahinsausen - auch der König von Italien hat sich kürzlich gegen die Zumutung verwahrt, passionierter Autler zu sein -, und es ist ein Zeichen für den geistigen und seelischen Niedergang unferer herrschenden und besitzenden Klaffen, daß die Kilometerfrefferei so feuchenartig um sich greift. Ein Spaziergang, ein Ritt läßt alle Kräfte frei walten, wir blicken entzückt in die blühende Natur, wir atmen tief, wir bewegen uns rüstig, wir können nachdenken, können träumen... dem Autler ist dies alles nichts, ihm gilt nur der Rekord. Dies idiotische Rafen ist der Sport der Nullen. Wollen diese Nullen die Form des Selbstmordes wählen, die ja in der Tat „todschick“ ist, so haben wir nichts dagegen. Wenn Chauffeure in ihrem Beruf einen Unfall erleiden, so ist das ein unvermeidliches Unglück. Wir werden die einzelnen bemitleiden, aber daran denken, daß auch andere Berufsarten lebensgefährlich find. Manche unterminieren langsam, manche bereiten ein jähes Ende. Wenn aber die Straßen für eine winzige Minorität von Millionären, bei denen eine Schraube los ist, freigegeben und für die arbeitenden Klaffen, zu denen wir die gefamte bürgerliche Bevölkerung rechnen, gesperrt werden, dann muß die öffentliche Meinung diesem methodischen Wahnsinn Einhalt tun. In Frankreich find die Wettfahrten auf den öffentlichen Straßen seit der Katastrophe - 1 „ -- - - T __ .-.

Türmers Tagebuch 525 bei dem Rennen Paris-Madrid verboten; die Konkurrenz mußte in Bordeaux abgebrochen werden. Nun wird uns zwar versichert, diese Rennen seien gar keine Wettrennen, es solle nur die Tüchtigkeit und Haltbarkeit der Fahrzeuge geprüft werden. Aber wie geschieht das und wie kann es einzig und allein geschehen? Durch Steigerung der Schnelligkeit. So wurden denn schon beim Training für das Taunus-Rennen Gefchwindigkeiten bis zu 130 Kilometern erreicht. Was das heißt, ergibt sich, wenn man bedenkt, daß der Schnellzug Berlin-Hamburg nur mit 95 Kilometer Geschwindigkeit fährt. Wir halten diese Rennen für höchst überflüssig und glauben nicht daran, daß die Automobilindustrie ohne sie nicht gedeihen soll. Wir find durchaus nicht so philiströs, daß wir das Auto vernichten möchten, und denken nicht an ein Autodafé, wir erkennen vielmehr feine Existenzberechtigung als Verkehrs- und Transportmittel gern und rückhaltlos an. Aber wir protestieren energisch dagegen, daß eine Koterie von ein paar hundert „erstklaffigen Menschen“, d. h. erstklassigen Steuerzahlern, sich das Vorrecht anmaßt, die kleinbürgerliche Canaille, wenn es ihr fo paßt, kurz und klein zu fahren. Die plutokratisch-aristokratische Clique, die sich auf den Sportplätzen bläht, bildet sich augenscheinlich ein, in Deutschland Herr und Meister zu sein. Und die Behörden neigen sich, beugen sich, weil die Monarchen das Töff-Töff mit ihrer Huld

beehren. Schon jetzt kann man annehmen, daß jeder Autler auf Thron und Altar eingeschworen ist. Wollte sich die rote Rotte solche Späßchen gestatten, man würde sie bald zu Paaren treiben. So nistet sich der Gedanke ein, daß auch die Verwaltungsbehörde und die Polizei eine Klaffenjustiz kennt. Um so höher muß es den Magnaten des Herrenhauses angerechnet werden, daß sie schon vor einigen Wochen gegen den groben Unfug protestiert haben. Herr v. Puttkamer hat in diesen heiligen Hallen sogar mit bitterem Hohne erklärt, „es scheine für einen Teil der Menschheit Bestimmung zu sein, unter den Rädern eines Automobils ihr Ende zu finden". Wenn die Herren vom alten und befestigten Grundbefitz witzig werden, dann muß es schlimm stehen. Jetzt aber muß die öffentliche Meinung mobil gemacht werden, damit wir ein energisch zugreifen des Haftpflicht gefetz erhalten. Das zum wenigsten können die Steuerzahler doch wohl verlangen, daß sie nicht ihr Testament machen müffen, bevor sie zum Abendschoppen gehen. Heut' ist diese Vorsicht ratsam, denn hier in Berlin und in allen großen Städten wird ja unentwegt weiter gerast." Sieht man sich die Gesellschaft jener „erstklassigen Menschen" etwas näher an, so erscheint sie einem zunächst als etwas Undefinierbares. Es ist wohl heutzutage nichts so sehr im Fluß, als was sich in den Großstädten zur sogenannten „Gesellschaft" zählt, was „Cavalier" sein will. „Cavalier" fein, ist heute die Losung, die modernste gesellschaftsfähige Appretur. Und wer will heute nicht „Cavalier" fein? Zwar Appretur, die gehört freilich

526 Türmers Tagebuch dazu. Aber die nötigsten Requisiten, als da find Smoking, fußhoher Stehkragen und Lackstiefel kann man sich ja in besseren Geschäften leicht erstehen. Ein paar Banknoten in der Tasche gehören ferner dazu, denn womit soll man sonst den Sekt und die anderen guten Dinge bezahlen? Aber – die Banknoten brauchen einem ja nicht zu gehören, man kann sie aus irgend einer Kaffe „entnommen" und beim Spiel oder Rennen vorteilhaft angelegt haben. Hat man aber den Smoking, den Standardkragen, die Lackstiefel und – nicht zu vergeffen die Banknoten, deren „Nationale" ja nichts zur Sache tut, so kann man sich dreist zur „Gesellschaft" zählen und „Cavalier" fein. LUnd man wird auch in Kreisen Eingang finden, die sonst exklusiver zu sein pflegen: die einen wegen ihrer Uniform oder ihres alten Wappens, die andern wegen ihrer finanziellen „Konsolidierung". Sport und Spiel bringen auch Sprossen alter Geschlechter, auch Träger des „vornehmsten Rockes" nicht nur mit „Cavalieren" der Finanz, sondern auch mit solchen recht zweifelhafter Provenienz und Existenz kameradschaftlich zusammen. Im Auto, auf der Rennbahn und beim Jeu find alle Standesunterschiede ausgeglichen. Alle sind „Cavaliere". Der an zwanzig Sitzungstagen verhandelte Wuchererprozeß in München hat schon manches grelle Schlaglicht auf Zustände geworfen, die man gerade in den beteiligten Kreisen ganz zuletzt erwarten durfte. Eine Spielwut und Wechselreiterei, wie sie dort geherrscht hat, durch – Naivität entschuldigen zu wollen, wie das der Herr Kriegsminister versucht hat, dazu muß man schon entweder selbst sehr naiv fein oder einen außergewöhnlichen Grad von Naivität – bei andern voraussetzen. Der Herr Kriegsminister glaubte einer Verbreitung des Übels dadurch vorbeugen zu können, daß er die Offiziere zum Studium des Wechselrechts anhalten wollte. Er hielt also feine Offiziere für so naiv, daß sie nicht wußten, welche rechtliche und moralische Bedeutung der Namensunterschrift unter einem Schuldschein beiwohne. Danach würden sich auch jene Offiziere, die soeben auf Befehl des Kaisers aus Hannover zu ihren Regimentern strafweise zurückgeschickt wurden, diese Strafverfügung nur durch ein bedauerlich hohes Maß von kindlicher Unerfahrenheit in finanziellen Dingen zugezogen und der Kaiser vielleicht beffer getan haben, fie auf eine Handelsakademie zu eingehendem Studium des Wechselrechts zu schicken. Eine Reihe Entlaffungen sollen noch bevorstehen, der Kaiser selbst die Vorlegung der Militärakten befohlen haben. Wieder, wie schon vor Jahren, ist es das Militär-Reitinstitut in Hannover, das in solcher Weise von sich reden macht. Wie dem „Vorwärts" von dort geschrieben wird, wurde von den Angehörigen eines Reitschülers der vorgesetzten Behörde über eine Spielschuld des Offiziers im Betrage von 90000 Mk. berichtet. „Zirka 60 Offiziere – die Hälfte der kommandierten Leutnants – find bereits zu den Regimentern zurückgeschickt. Auch Herren der Regierung sollen beteiligt sein. Der Verkehr in dem vornehmen Hotel K. ist den Offizieren verboten worden. Von dem ähnlichen, wenn auch kleineren Krach im Jahre 1905 ist

Türmers Tagebuch 527 wenig an die Öffentlichkeit gedrungen, obgleich man annehmen darf, daß den militärischen Vorgesetzten sowie der Staatsanwaltschaft die Namen der Wucherer bekannt geworden sein müffen. Auch heute wird alles vertuscht. Die Verhandlungen im Münchener Wucherprozeß würden absolut kein Aufsehen erregt haben, wenn es schon vor zirka 1/2 Jahren in Hannover zu einem Wucherprozeß gekommen wäre; denn dort find noch ganz andere Dinge vorgekommen. Damals find ganze Vermögen verspielt worden. So ließ kurz vor Beendigung des Reitkursus von 1905 ein Offizier nicht nur fein und feiner Frau Vermögen, sondern auch dasjenige seiner auf Besuch weilenden Schwägerin am grünen Tisch zurück. Die Frau eines Husarenoffiziers, der bereits im Manöver weilte, wurde von den Gläubigern festgehalten. Zwei Dragoneroffiziere entzogen sich der Verhaftung wegen betrügerischen Bankerotts durch die Flucht ins Ausland. Besonders oft soll in einem Lokal neben der Reitschule, in einer Bar und in der Wohnung eines Großindustriellen gespielt worden sein. Einem Regiment wurde der Verkehr deshalb dort untersagt, ebenso der Besuch des „Englischen". Letzteres Verbot wurde merkwürdigerweise jedoch bald wieder aufgehoben. Ein großer Übelstand, der der Spielmanie wesentlich Vorschub leistet, liegt in dem sogenannten Pferdehandel. Gegenseitiges Übervorteilen ist an der Tagesordnung; aber der in Duell händeln stets bereite Ehrenrat fchreitet nicht ein! Durch den zahlreichen An- und Verkauf von Pferden, welche nicht einmal ausprobiert werden, geht den jungen Herren viel Geld durch die Hände. Das bare Geld für einen Verkauf wird verjubelt und für den Ankauf wird „quergeschrieben", d. h. es werden Akzepte ausgestellt. Es gibt Offiziere, die, obgleich sie nur zwei Pferde zum eigenen Gebrauch benötigen, etwa sechs Pferde im Stall haben. Zur Tilgung dieser Schulden bietet dann das „Jeu" die Zuflucht. Einen weiteren Anlaß zum Spiel liefert der Luxus. Der frühere höchste Vorgesetzte liebte z. B. eine rege Beteiligung am Korso, an dem sich übrigens bereits Kriegsschüler beteiligen. Das erfordert ein komplettes Fuhrwerk nebst Haltung eines Grooms. Ferner gilt die Teilnahme am Polospiel als Ehrenpflicht. Dazu find argentinische Ponies und eine besondere Equipierung erforderlich. Geld, Geld ist daher die Lofung. Das Spiel muß es schaffen. Und zu diesem bietet sich stets Gelegenheit an denjenigen Orten, wo ein „Concours hippique" veranstaltet wird oder ein Rennen stattfindet. Am Schluffe eines jeden Kursus begeben sich meist einige Herren ohne Pferdematerial in die Garnison zurück. Auch das Chargenpferd ist veräußert worden. Doch so lange es geht, wird nicht eingeschritten. Ein im Amtsgericht durch Anschlag veröffentlichter Haftbefehl gegen einen ehemaligen Dragonerleutnant enthielt auch die Pfändung eines Oberleutnants eines bekannten Regiments, der jenem Offizier eine sehr hohe Summe schuldig war. Zur Belohnung wurde dieser Oberleutnant als Rittmeister zu den Gardeulanen versetzt. Auch ein slawischer Prinz hatte den Vorzug, in diesem Eliteregiment ein Gastspiel von nicht allzulanger Dauer zu

528 Türmers Tagebuch geben. Nachdem ihm die lieben Kameraden das nötige Kleingeld im Betrage von einer Million abgenommen hatten, mußte er hinaus zu Mistschenkos Kosaken-Division in der Mandschurei. Eine Baronin derselben Raffe suchte die Garnison ihres Sohnes auf, um zur besseren Unterhaltung in ihren Salons in einem der ersten Hotels bei Nachtzeit eine Spielbank zu etablieren, was schließlich einen verständnisvollen Wink der obersten Behörde zur Folge hatte. Der junge Kavalier nahm darauf einen längeren Urlaub, um sich ohne Einholung des vorgeschriebenen Konsenses zu verehelichen, wofür ihm eine mehrmonatliche Festungshaft als Flitterwochen zu diktiert wurde. Vielleicht steht, nachdem die Kavallerie-Unteroffiziersschule - weil zwecklos - aufgelöst worden ist, nun auch der Offiziers-Reitschule dasselbe Schicksal bevor. In Hannover erwartete man schon längst die Auflösung dieses Instituts. Für die Notwendigkeit der Reitschule führt man in erster Linie das Reiten im Gelände - die Jagden an. Ja, heute werden in jeder kleinen Garnison - bei fast allen Truppenteilen - im Herbst Jagden geritten, wahrscheinlich sogar mit größerem Erfolge!" Auch wenn man, wie der Türmer, weit davon entfernt ist, den Fall verallgemeinern, ihn nach irgendeiner Richtung als typisch hinstellen zu wollen, auch wenn man sich bewußt ist, welches bittere Unrecht man den vielen tüchtigen und wahrhaft vornehm gefinnten Persönlichkeiten in unserem Offizierkorps und ihren Familien mit solchem Beginnen zufügte, auch dann kann man den Fall nicht auf die leichte Achsel nehmen oder gar durch das ebenso beliebte wie verhängnisvolle

Vertuschungssystem aus der Welt schaffen wollen. Solche Geschwüre müffen im Entstehen, im Keim mit scharfem Meffer ausgeschnitten werden, bevor sie weiterfreffen und der Brand um sich greift. Daß der Kaiser diesen Schnitt energisch vorgenommen hat und der Sache noch weiter auf den Grund gehen will, kann das Vertrauen, das auch der Türmer in seine ernsten und redlichen Absichten stets gesetzt hat, nur erhöhen. Daß er auch den „vornehmsten Rock" nicht schont, wenn darunter minder vornehme Gesinnung wohnt, hat er damit bündig dargetan. Und das ist gut so. e e Auch auf die Stellung der Sozialdemokratie zu unserem Heere kann eine solche Beweisführung durch die Tat nur günstig wirken, indem sie derjenigen Richtung in der Partei Vorschub leistet, die grundfätzlich geneigt ist, die Notwendigkeit einer starken vaterländischen Wehr anzuerkennen und zu befürworten. Zu den Vertretern dieser Richtung gehört, trotz allen Vorbehalten, der bekannte, bezeichnenderweise nicht wiedergewählte ehemalige Reichstagsabgeordnete Eduard Bernstein. „Man wird auch zugeben müffen," so schreibt er in den „Sozialistischen Monatsheften", „daß zu einer Zeit, wo die Sozialdemokratie unter ein fiel ächtendes Ausnahmegesetz gestellt war, das obendrein damals noch mit rücksichtsloser Härte angewendet wurde, es sehr starker Überwindung

 des ersten, natürlichen Empfindens bedurfte, um zu jener Stellungnahme zur Kriegsfrage zu gelangen, welche Bebel in der Session 1879–80 im Reichstage vertreten hatte. Der Patriotismus ist in den modernen Staaten kein urwüchsiges Gefühl, wie es das Solidaritätsempfinden der Stammesgemeinschaften auf früherer Kulturstufe war. Wohl hat sich zu allen Zeiten bei Truppen, mochten sie aus angeworbenen Söldnern oder selbst aus zum Felddienst gepreßten Soldaten bestehen, ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt, das ihnen im Kampf die moralische Einheit gab und zur Ursache von allerhand Beispielen aufopfernder Solidarität ward. Aber dieses Solidaritätsgefühl ist Korpsgeist und nicht Patriotismus. Ebensowenig ist das Streben nach Verteidigung von Haus und Herd, Ortschaft oder Distrikt gegen irgendwelchen Eindringling dem Patriotismus gleichzusetzen, der für die modernen Staaten oder Reiche gefordert wird. Da diese Staaten nicht aus einer Völkerschaft in natürlichem Wachstum organisch hervorgegangen, sondern durch oder mit Hilfe von Eroberung, Kauf, Heirat und dergleichen zustande gekommen find, da sie infolgedessen während ganzer Generationen oder selbst Jahrhunderte sehr wenig von der Einheitlichkeit eines ausgebildeten Organismus an sich hatten, sondern erst nachträglich und sehr allmählich unter dem Einfluß wirtschaftlicher Veränderungen etwas davon entwickelten, so konnte auch bei der Maffe der Bevölkerung lange Zeit von einem staatlich-nationalen Empfinden, diesem wesentlichen Element des modernen Patriotismus, überhaupt nicht die Rede sein. Was man heute nachträglich dafür ansieht, war in Wirklichkeit neben lokalpatriotischen Wallungen meist nur jener Korpsgeist von Landsknechten oder ein ihm wesensverwandtes übertragenes Empfinden. Die beherrschte breite Volksmaffe kannte bis in eine gar nicht weit hinter uns liegende Zeit hinein einen staatlich-nationalen Patriotismus gar nicht oder nur durch Vermittelung einer dünnen Oberschicht von bevorzugten Geschlechtern oder Ständen, deren Patriotismus aber oft auch nur einer auf Kündigung war. Beispiele dafür liefert die Geschichte aller Länder, keine aber in größerer Fülle, als gerade die Deutschlands. Deutschlands größter dramatischer Dichter, Schiller, hat das noch im 18. Jahrhundert so stark empfunden, daß er in der „Jungfrau von Orleans" die oft zitierten patriotischen Worte: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht Ihr Alles freudig fetzt an ihre Ehre" dem Grafen Dunois, das heißt einem dem hohen Adel angehörigen Kriegsführer, dem Bauern Thibaut dagegen die Worte in den Mund legt: ‚... Laßt uns still gehorchend harren, Wen uns der Krieg zum König geben wird. Das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes, Und unser Herr ist, wer die heil'ge Ölung Empfängt und sich die Kron" aufsetzt zu Reims."

 Das war die Logik einer Epoche, in der ganze Länder verschachert oder als Heiratsgut weggegeben wurden, und wo die große Volksmaffe jeder politischen Selbstbestimmung entbehrte. So kannte denn auch zu Ende des 18. Jahrhunderts das Volk in Deutschland nur erst ein ethnologisches, aber kein staatliches Nationalempfinden und daher auch keinen politisch-nationalen Patriotismus. Erst in der Reaktion gegen die napoleonische Herrschaft ergriff er weite Volkskreise und existierte dann lange als Träger eines politischen

Ideals, gegen das der 1870–71 verwirklichte Nationalstaat ungünstig genug abstach. Und wenn der Mann, der sich als Schöpfer dieses Nationalstaats feiern ließ, bereits im siebenten Jahre von defen Existenz einen erheblichen Bruchteil des deutschen Volkes unter ein Ausnahmegesetz stellen konnte, so zeigt dies, wie sehr er selbst noch diese Schöpfung als ein mechanisches und nicht als ein das Volksganze organisch zusammenfaffendes Gebilde betrachtete. Da war es keine so unerhörte Erscheinung, wenn in der geächteten Partei jenes Gefühl aufkam, wie es das Alte Testament die Vertreter der zehn gegen Rehabeam rebellischen Stämme in die Worte kleiden läßt: „Was haben wir denn Teil an David oder Erbe am Sohn Isais? In deine Zelte zurück, Israel!“ Und doch hatte Bebel recht, und seine Angreifer waren im Unrecht. Daß die modernen Nationalstaaten oder Reiche nicht organisch entstanden find, hindert sie nicht, ihrerseits Organe des großen Gesamtkörpers zu sein, den wir „Kulturmenschheit“ nennen, und der selbst viel zu ausgedehnt ist, um eine staatliche Einheit bilden zu können. Und zwar find sie heute notwendige Organe, für wichtige Zwecke der Menschheitsentwickelung von größter Bedeutung. Darüber kann unter Sozialisten kaum noch ein Streit sein. Und es ist auch unter dem sozialistischen Gesichtspunkt nicht einmal zu bedauern, daß sie keinen rein auf Abstammungsgemeinschaft beruhenden Charakter tragen. Das rein ethnologische Nationalitätsprinzip ist in seinen Konsequenzen reaktionär. Wie man auch sonst über das Raffenproblem denken mag, so ist jedenfalls der Gedanke einer staatlichen Gliederung der Menschheit nach Raffen alles andere eher, denn ein Menschheitsideal. Das Nationale bildet sich vielmehr heute immer mehr zu einer foziologischen Funktion aus. Als solche begriffen ist es aber ein progressives Prinzip, und in diesem Sinne kann und muß der Sozialismus national sein. Es bildet das keinen Gegensatz zum kosmopolitischen Bewußtsein, sondern nur defen notwendige Ergänzung. Das Weltbürgertum, diese herrliche Errungenschaft der Kultur, wird, wo die Beziehung zu nationalen Aufgaben und nationalen Pflichten fehlt, zum schwammigen, charakterlosen Parasitismus. Selbst wenn wir fingen Ubi bene, ibi patria, erkennen wir noch eine patria an, und gemäß dem Motto „Keine Rechte ohne Pflichten“, auch Pflichten gegen sie. Eine der ersten Pflichten gegen ein Gemeinwesen ist aber das Einstehen für seine Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit. Soll sie nicht auf bloß äußerlichem Zwang beruhen, so bedarf sie als Gegenleistung bestimmter

 Rechte, von denen das elementarste das allgemeine gleiche Wahlrecht ist. Wo dies nicht besteht, wird sich in der modernen Gesellschaft kein wahres Nationalgefühl im Volke und insbesondere der feinen wichtigsten Teil ausmachenden Arbeiterklaffe entwickeln oder erhalten können. Ohne das allgemeine Wahlrecht würde denn auch in Deutschland die Sozialdemokratie als Partei der Arbeiter dem Reich gegenüber eine ganz andere Stellung einnehmen, als dies tatsächlich und ohne Einspruch der Fall ist. Als im Jahre 1874 Julius Motteler in eine Rede zum Militäretat die Worte einfließen ließ: „Wir sind nicht Gegner des Reichs als eines nationalen und staatlich gegliederten Ganzen, sondern Gegner des Reichs, insofern es bestimmte Einrichtungen repräsentiert, die uns bedrücken“, da konnte er noch wegen dieser, doch nur erst bedingten Anerkennung des Reichs in einem Organ der „Eisenacher“ Fraktion der Sozialdemokratie, dem Dresdener „Volksboten“, scharf angegriffen und im offiziellen Organ der Partei, dem „Volksstaat“, in ähnlicher Weise entschuldigt werden, wie heute einige Parteiblätter Noske entschuldigt haben, indem sie von einem bloßen rednerischen Vergreifen sprachen. Die Art, wie der „Volksstaat“ Motteler gegen „Mißdeutung“ seiner Rede in Schutz nahm, lief faktisch auf Mißbilligung jenes Satzes hinaus. Heute dagegen ist die Sozialdemokratie, und zwar einmütig, die entschiedenste Reichspartei, die Deutschland kennt. Keine andere Partei ist so sehr darauf bedacht, dem Reich immer neue gesetzgeberische Aufgaben zu übertragen und feine Kompetenzen zu erweitern, wie die Sozialdemokratie. Verglichen mit ihr ist die feinerzeit energischste Vertreterin des Reichsgedankens, die nationalliberale Partei, partikularistisch. Und wenn die Sozialdemokratie als Oppositionspartei auch nach wie vor der Regierung das Gesamtbudget verweigert, so geht sie doch in bezug auf Bewilligung von Budgetposten heute außerordentlich viel weiter, als in jenen Tagen. Wie es dahin gekommen ist? Nun, diese Entwickelung liefert ein intereffantes Beispiel für den Satz Ignaz Auers: „So etwas sagt man nicht, so etwas beschließt man nicht, so etwas tut man.“ Es ist

nicht beschloffen worden, es ist nicht proklamiert worden, es hat sich unter dem Gewicht der Tatsachen als Konsequenz des allgemeinen Wahlrechts im Laufe der Zeit Schritt für Schritt von selbst gemacht. Und weil die Sozialdemokratie immer stärkere Anforderungen an das Reich stellt, weil sie mithilft, feine Gesetzgebung auszubauen, feine Leistungen zu steigern, feine Beamtenschaft zu vermehren, ist es auch nur folgerichtig, wenn ihre Vertreter erklären, im Notfall für die Verteidigung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des Reichs gegen fremde Gewalt einstehen zu wollen. Das gleiche Bild bietet uns beiläufig Österreich. Die österreichische Sozialdemokratie war seinerzeit noch in viel höherem Grade „reichsfeindlich" als ihre deutsche Bruderpartei. In Deutschland war die Reichsfeindschaft im wesentlichen immer nur Gegnerschaft gegen die Reichsregierung und gewiffe Reichseinrichtungen. In Österreich aber war sie ganz und gar Sehn-

 sucht von Österreich hinweg, aus dem Tohuwabohu dieses zusammengeflickten Staatswesens hinaus. Das änderte sich schon bei der vorigen Wahlreform. Da entdeckte man in der Sozialdemokratie die Kraft, den zentrifugalen Tendenzen im habsburgischen Kaiserstaate, die sich ja bei den bürgerlichen Parteien nicht minder zeigten als in der Arbeiterschaft, ein Gegengewicht zu bieten, fie zu neutralisieren. Die „Arbeiterzeitung" ward in der Hofburg gelesen, bürgerliche Radikale verhöhnten die Partei als „kaiserlich-österreichische Sozialdemokratie", und in der „Arbeiterzeitung" ward in der Tat die staatskräftigende Potenz der Arbeiterklaffe in Österreich sehr energisch betont. Das ist in noch stärkerem Maß geschehen beim Kampf um die jüngste Wahlreform, die nun das allgemeine Wahlrecht gebracht hat, dessen erste Frucht ein glänzender Sieg der Sozialdemokratie und eine vernichtende Niederlage der anti-österreichischen Alldeutschen gewesen ist. Und es berührt daher etwas seltsam, wenn K. Kautsky in der „Leipziger Volkszeitung" vom 6. Mai schreibt, daß die Bourgeoisie aus Furcht vor der Revolution „so vorfintflutliche Staatsgebilde, wie Österreich und die Türkei", weiter bestehen laffe. Wenn es ein geschichtliches Vergehen ist, Österreich als Staat fortzuerhalten, so hat sich die österreichische Sozialdemokratie seit Jahren in hohem Grade dieses Vergehens schuldig gemacht. Man kann aber die Sache anders beurteilen. In allen Ländern, wo sie zur Bedeutung kommt, entwickelt die Arbeiterklaffe einen neuen, eigenen Patriotismus. Dieser Patriotismus kann nicht der der Beherrschung von Nationalitäten durch andere Nationalitäten sein, er kann nur der des gleichen demokratischen Rechts der Nationalitäten fein. In dem Maße, wie defen Verwirklichung gelingt, verliert der sogenannte „völkliche" oder, wie ich ihn lieber nenne, ethnologische Nationalismus - die Tendenz zur Errichtung von neuen Nationalstaaten auf Grundlage des Sprachen- und Abstammungsprinzips - an Gewicht gegenüber dem soziologischen Nationalgedanken. Wir haben es an verschiedenen alten Staatswesen. Westeuropas gesehen und sehen es heute im östlichen Europa von neuem. Das ist aber eine Erscheinung, die wir nicht zu bedauern haben. Sie verspricht uns, daß eine Reihe von Fragen, die sich immer drohender vor uns aufrichten, nicht durch Umbildung der Karte von Europa, die unter den heutigen Verhältniffen nur um den Preis von blutigen Kriegen zu erreichen wäre, sondern durch Umbildung der Verfaffungen der geschichtlich gewordenen Staatswesen verwirklicht werden wird. Sie ermöglicht es der Arbeiterklaffe, mit ihrem Patriotismus die wirkungsvollste Friedenspolitik zu verbinden, die die Welt bisher gekannt hat. Stehen mit diesen letzten Ausführungen die Erklärungen Bebels und Noskes nicht in innerem Widerspruch? Ganz und gar nicht. Die Ansicht, daß sie die Kriegsgefahr beschleunigen könnten, beruht auf vollständiger Verkennung des Gewichtes der Faktoren, die heute für die Kriegsfrage in Betracht kommen. Man vergißt, welchen bedeutenden Faktor in den Berechnungen der Kabinette und insbesondere der Militärparteien die Dis-

 position der Bevölkerungen bildet, mit denen sie es in einem Kriegsfall zu tun haben würden. Die Vorstellung, daß in dem in Frage kommenden Lande eine machtvolle Partei existiert, die nur auf den Krieg wartet, um der eigenen Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, einen Militärstreik und dergleichen ins Werk zu setzen, kann zur größten Kriegsgefahr werden, für abenteuernde Politiker geradezu ein Anreiz sein, auf einen Krieg mit jenem Lande hinzuarbeiten. Der verstorbene Genoffe Wilhelm Liebknecht, der Schreiber dieses und andere Genoffen haben in den Jahren des Ausnahmegesetzes darüber ihre eigenen Beobachtungen

gemacht und sich von der Notwendigkeit überzeugen können, den Militärpolitikern des Auslandes alle Illusionen über eine etwaige Förderung ihrer Zwecke durch die Sozialdemokratie zu nehmen. Dem Ausland den Star zu stechen, ist das erste Erfordernis einer wirksamen Friedensarbeit. Die heimische Regierung aber weiß sehr genau, daß die Erklärung, die Sozialdemokraten würden im Notfall mit dem eigenen Leben für die Unabhängigkeit Deutschlands von einer fremden Macht einstehen, noch lange keinen Freibrief für sie darstellt, es mit dem Krieg leicht zu nehmen. Keine Silbe in den Reden Bebels und Noskes deutet darauf hin, daß die Sozialdemokratie von der Pflicht der scharfen LÜberwachung der auswärtigen Politik der eigenen Regierung nur einen Deut ablaffen wird. Ganz anders mit der antimilitaristischen Propaganda. Gerade die kann, wie aus dem vorhergehenden ersichtlich, sehr leicht dahin führen, die Gefahr, die sie bekämpfen will, statt zu mindern, noch zu steigern. Allerdings ist nicht jede antimilitaristische Propaganda zu verwerfen. „Militarismus" ist ein sehr vieldeutiger Begriff. Bedeutet er die Militärherrschaft oder die Einrichtung eines vom Volk durch besondere Abhängigkeitsverhältniffe getrennten Heeres, so hat ihn die Sozialdemokratie bekämpft, seitdem fie existiert, und wird ihn weiter bekämpfen. Ihn und alles, was mit ihm zusammenhängt, wie z. B. die aus der feudalständischen Zeit übernommenen Heereseinrichtungen und die Übertragung dieser Einrichtungen und ihres Geistes in das allgemeine Leben der Nation. Bedeutet er aber die Erziehung des Volkes zur Wehrhaftigkeit und die Erhaltung der Nation im Stande der wirksamen Selbstverteidigung, zu der selbstverständlich auch die Fähigkeit gehört, im Notfall den Feind nicht nur außer Landes zu treiben, sondern auch außer Landes zu halten, so find das Dinge, deren Notwendigkeit die Sozialdemokratie nicht bestreitet, für die sie vielmehr selbst eintritt. Eine Haltung, die die Sozialdemokratie in der Erfüllung internationaler Pflichten nicht hemmt, sondern sie im Gegenteil in den Stand setzt, heute, wo die gegenseitige Abhängigkeit der Nationen auf allen Gebieten des sozialen Lebens schon in so hohem Grade eine Wahrheit ist und in immer höherm Maße ausgebildet wird, wo ein immer dichteres Netz von wirtfchaftlichen Beziehungen aller Art über die Kulturwelt sich ausbreitet und mit ihnen Rechtswesen, Wiffenschaft, Kunst, Sozialpolitik immer inter-

 nationaler werden, den internationalen Pflichten einer Arbeiterpartei und einer Friedenspartei mit um fo größerer Energie nachzukommen. Je fester wir uns entschloffen zeigen, Ungebühr vom eigenen Land fernzuhalten, um so kraftvoller können wir auch für das Recht anderer eintreten." Wer auch nur einiges Verständnis für die Gesetze organischer Entwicklung hat, die sich immer nur langsam und stufenweise vollzieht, wird auch an diese Ausführungen nicht den Maßstab der eigenen vermeintlichen „patriotischen" und „nationalen" Höhenkultur anlegen wollen. Wenn solche Anschauungen, wie die Bernsteins, Gemeingut der Sozialdemokratie würden, so könnte man von Staats- und Rechts wegen kaum noch mehr von ihr verlangen. Denn alles übrige ist wesentlich Sache des persönlichen, wenn man will, des Raffenempfindens, das den Staat als solchen nichts angeht, von ihm unabhängig ist und nur den Gesetzen der Entwicklung unterliegt. k k e Jedenfalls hat Bernstein den Genoffen schlagend zu Gemüte geführt, daß auch das Ding „Militarismus" feine zwei Seiten hat. Auch wir im bürgerlichen Lager täten gut daran, die Dinge nicht immer nur von der einen, nachgerade genügend breitgetretenen Seite zu betrachten. In diesem Sinne möchte ich hier eine Beleuchtung der „materialistischen Geschichtsauffaffung" durch einen Vertreter „idealischer Geschichtskritik", Dr. Immanuel Lewy, folgen laffen. Er schreibt in der „Ethischen Kultur": „Die weite Anerkennung und ausgedehnte Verbreitung, die die fogenannte materialistische Geschichtsauffaffung gefunden hat, d. h., diejenige Auffaffung, welche die wesentlichen Antriebe zur Geschichtsbildung, zur perfönlichen und sozialen Arbeit, in dem wirtschaftlichen Selbsterhaltungstriebe finden will, gilt in manchen Kreisen als betrübendes Zeichen, das den wachsenden Materialismus unserer Zeit verraten soll, da die in einer Zeit aufkommenden Theorien ein ungeschminktes Spiegelbild des gerade vorherrschenden Zeitgeistes seien. Doch ist unseres Erachtens eine solche Betrachtungs- und Beurteilungsweise eine oberflächliche. Die materialistische Geschichtsauffaffung ist selbst eine bestimmte Zeiterscheinung, eine eigentümliche Tatsache, die hervorquillt aus unserem sozialen

Geistesleben. Als solche ist sie wiederum Gegenstand der Kritik. Betrachten wir sie nicht als abschließendes Urteil des historischen Weltgeistes, sondern als vorüberrauschende soziale Maffenerscheinung, so werden wir ein befferes Urteil über die fällen können. So betrachtet zeugt sie gerade im Gegenteil von einer Verfittlichung des gegenwärtigen Zeitalters, besonders von einer Vertiefung seiner Denkweise. Ihre Ungeschminktheit ist ihre fittliche Größe. Selbsterkenntnis ist der erste Weg zur Befferung. "Die richtige Einsicht in die wahren Beweggründe unseres bisherigen Tuns ungescheut und ungeschminkt sich zu gestehen, ist die große heroische Tat, ja man könnte sagen, die große Mission dieser einseitigen Geschichtsauffaffung. Man könnte fie als Akt der fittlichen Selbstbesinnung der denkenden Menschheit be-

 zeichnen. Als solche ist diese ökonomische Geschichtsbetrachtung das Erzeugnis eines hochstehenden ethischen Idealismus, Voraussetzung und Durchgangspunkt für die Betätigung eines wirklich ernst meinenden und ehrlich wollenden Idealismus. Erst wenn der Mensch den Zusammenhang von Beweggrund und Handlung richtig, d. h. der Wirklichkeit entsprechend, zu bestimmen gelernt hat, ist er imstande, schöpferisch umbildend in diese Abhängigkeitsverhältniffe einzugreifen. Die peffimistische Kritik des Bestehenden entspringt einem fehr hohen optimistischen Menschheitsglauben. Die materialistische Geschichtsauffaffung ist ein Mahnwort an die denkenden und strebenden Geister, die Geschichte umzuschaffen, die bisherigen Abhängigkeitsverhältniffe von Beweggrund und Handlung, welche ökonomischer Natur waren, umzugestalten, kurz eine gänzliche Umbildung der bestehenden, auf nur wirtschaftlicher Basis gestellten Gesellschaftsbeziehungen herbeizuführen. Betrachten wir die bisherige Geschichte, das Zustandekommen der bisherigen Gemeinschaftsarbeit, des Staates, des Rechtes, der Religion (?D. T), und der Wiffenschaft als das Ergebnis vorwiegend wirtschaftlicher Faktoren und Intereffen, und lernen wir die entsetzlichen und widerwärtigen Folgezustände dieser Abhängigkeitsverhältniffe begreifen und mißbilligen, so ist diese Selbsterkenntnis bereits eine Überwindung der ökonomischen Geschichtsbildung; es ist das erste entscheidende Motiv, das hervorquillt aus der Sehnsucht nach einer idealistischen Geschichtsbildung. Wir sagen damit gleichsam aus: Bisher haben wir unter dem Zwange der Wirtschaft gestanden, waren wir Sklaven der selbstsüchtigen Existenzerhaltungskämpfe, jetzt sind wir dergleichen satt, wir wollen eine Emanzipation des Menschen von der wirtschaftlichen Knechtschaft, von den Banden der nackten Selbstsucht. Die materialistische Geschichtsauffaffung ist also eine revolutionäre Tat des sich auf eine Menschenwürde befinnenden Menschengeistes, sie ist das großartigste Zeugnis für seine Hoheit. Sie ist das Verdikt des bisher Gewesenen und als solches der Weckruf zu neuem geschichtlichen Dasein. Sie will die Tierheit der bisherigen Menschheit überwinden, und nur durch genaue Erforschung und Anerkennung ihrer bisherigen Wildheit vermag sie eine reinere, freiere Menschheit zu erschaffen. Sie ist vor allem eine unerschrocken aufrichtige Geschichtsauffaffung. Und in dieser Aufrichtigkeit hat sie ihre fittliche Daseinsberechtigung. Faffen wir die materialistische Geschichtsauffaffung so auf, so erkennen wir sofort, daß in ihrem Wesen zugleich der Keim zu ihrer Überwindung liegt. Sie entsprang einer scharfen und aufrichtigen Kritik des Bestehenden. Dieses ursittliche Motiv kennt aber keine Schranken. Es erhebt die stolze Forderung, seine eigene Geistesschöpfung unter kritischem Auge zu betrachten. Der materialistische Dogmatismus wird nunmehr Gegenstand der Kritik. Ist dieser Dogmatismus, der nur wirtschaftliche Beweggründe kennt, auch wahr und allgemeingültig? Ist nur auf dieser Grundlage ein Gemeinschaftsleben errichtbar, oder ist es vielleicht noch möglich, einen Zu-

 stand des gesellschaftlichen Daseins herbeizuführen, in dem nicht die Hungerpeitfche regiert, sondern edlere und menschenwürdigere Triebe als geschichts- und gesellschaftsbildende Bewegkräfte sich erweisen? Die Lösung dieser Frage ist das höchste Anliegen der Menschheit. Hier spaltet sich die denkende Menschheit in zwei Lager, in Gläubige und Ungläubige. Die Selbsterhaltung der Menschheit gebietet es, daß die Zahl der Gläubigen täglich wächst. Nur wenn wir an eine Verbefferung dieser Abhängigkeitsverhältniffe glauben, d. h. wenn wir in uns die Kraft finden, fie ernstlich und aufrichtig zu wollen, ist natürlich eine

Verwirklichung derselben möglich. Also der Glaube an eine Überwindung der materialistischen Gesellschaftsbildung ist der zweite Schritt zur Befferung, die zweite große Tat der idealistischen Geschichtsbildung. Aufrichtige Prüfung des Bestehenden und ernster Vorsatz, das Bestehende, aber Gemißbilligte zu ändern, find die beiden großen Willensakte, die vor unseren Augen der idealistische Teil der Menschheit zu vollziehen im Begriff ist. Dieses find die beiden ethischen Großtaten, die die ethische Menschheitskultur der jung aufstrebenden sozialistischen Kulturbewegung verdankt und die sie ein Recht und eine Pflicht hat, ihr ungeschmälert anzuerkennen. Materialistische Geschichtsauffaffung, oder beffer.kritik und sozialistischer Zukunftsglaube, oder beffer.wille find die beiden notwendigen Etappen einer an sich beffernden Menschheit. Wer diese beiden ethischen Großtaten des Menschengeschlechts bespöttelt oder gar als entfittlichend verdammt, dem fehlt es entweder an genügendem Ernst oder an fittlicher Einsicht. Man braucht abfolut nicht auf ein bestimmtes Parteiprogramm zu schwören, um dieses Urteil auszusprechen, sondern gerade als unparteiischer, objektiver Geschichtsbeurteiler wird man zu diesem Urteil kommen müffen, und als über den Parteileidenschaften und Parteigezänke stehender Ethiker wird man sich über die Wahrheit dieses Urteils von Herzen freuen.“ „Leicht beieinander wohnen die Gedanken!...“ Wie fern, wie weltenfern wir noch von solchen Idealen find, mag eine Betrachtung von M. Schoen über „die fittliche Weltordnung“ in demselben Blatte lehren. Es heißt darin: „Unsere Manchestermänner finden es ganz in der Ordnung, wenn irgendeinem Unternehmer das „Geschäft“ ungezählte Millionen einbringt. Es heißt dann: dieses Geld stelle den Lohn für den Unternehmungsgeist des betreffenden Mannes dar oder: das hat er vermöge seiner Intelligenz, Umsicht und Tatkraft „verdient“. Es gibt verschiedene derartige Ausreden. Nun fragen wir aber: kann ein Mensch, begabt oder unbegabt, vermittelt physischer Anstrengungen oder geistigen Kraftaufwandes solche Kapitalien erwerben, die in keinem Verhältnis zum Durchschnittserwerb aller anderen Menschen stehen? Das ist nicht möglich! Ein Mensch kann bei den heutigen Kulturverhältniffen durch eigene Arbeit, physischer oder geistiger Natur, wohl einige Zehntaufende erwerben, nicht aber Hunderttausende oder gar Millionen. Wenn trotzdem –...

Türmers Tagebuch 537 heute derartige Einkünfte stattfinden, so können wir nur den einzigen Schluß ziehen, daß in der modernen Gesetzgebung Lücken vorhanden sein müffen. Mit Recht bemerkt dazu Adolf Wagner, gewiß unsere erste Kapazität auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre: „In den Geschäftsgewinn teilen sich oft Leute, die nur mit ihrem Gelde spekulieren. Der oft koloffale, in gar keinem Verhältnis zur Leistung stehende Gewinn möge in formaler Hinsicht ein rechtmäßiger sein, nach moralischem Recht ist er es nicht.“ Also wohlbemerkt: „nach moralischem Recht nicht“! Wir sehen, daß wir bei der Beurteilung dieser Frage um das ethische Prinzip in der Volkswirtschaft nicht herumkommen. Da unsere manchesterlichen Nationalökonomen nur vom spezifisch wirtschaftlichen Standpunkte aus alles betrachten, so fällt bei ihnen naturgemäß die ganze obige Fragestellung unter den Tisch. Dieser Einseitigkeit haben wir denn auch zu einem nicht geringen Teil die elenden sozialen Zustände der Zeit zu verdanken. Auf der einen Seite unverdienter Gewinn, auf der anderen Seite das proletarische Maffenelend. Wir wollen gerne zugeben, daß Kirdorf, Thyffen, Stinnes u. a. tüchtige und intelligente Leute find, aber, wenn wir eine gerechtere Gesetzgebung hätten, so würde es diesen Männern trotz aller ihrer Tüchtigkeit nicht gelingen, sich solche Kapital'en anzuhäufen, wie heute. Wir machen hier nicht die Unternehmer in erster Linie verantwortlich – (warum sollen sie das, was ihnen so zufließt, nicht nehmen?) – sondern unsere ganze wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung, welche ein wichtiges Wirtschaftsmoment – die Ethik – total außer acht läßt. Die „sittliche Weltordnung“, von der unsere Maßgebenden immer in so hohen Tönen zu reden lieben, zeigt sich gerade da nicht, wo sie am nötigsten wäre. Mit der Phrase von der „individuellen Bewegungsfreiheit“ muß endlich einmal aufgeräumt werden; sie ist uns schon zu oft zum Verhängnis geworden. Die paar sozialen Gesetze, die heute dem extremen Individualismus entgegentreten, berücksichtigen auch nur die Wirkungen und nicht die Ursachen. Einkommen-, Erbschafts- und Vermögenssteuern sind ganz gute und nützliche Dinge, nur bleiben sie im großen und ganzen wirkungslos, wenn man das Bollwerk des wirtschaftlichen Individualismus unangetastet läßt. Zuerst müffen Gesetze erlaffen werden,

welche nicht zulaffen, daß der Unternehmer nur ein „Geschäft arbeiten“ läßt und ohne einen Finger zu krümmen Kapitalien aufpeichert. Mit einem Wort: der Unternehmer muß der erste Beamte seines Unternehmens sein, er darf nicht absolutistisch regieren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Zustand einmal erreicht werden wird; an uns liegt es aber, die Umwandlung zu beschleunigen. Uberall stellt der Absolutismus den primitiveren Standpunkt dar; je reicher und mannigfaltiger sich das Leben gestaltet, desto individuell eingeschränktere Herrschaftssphären treten auf. Überall sehen wir heute den Absolutismus zurückweichen, nur im Wirtschaftsleben macht er sich noch mit brutaler Offenheit breit. Unsere Sozialgesetzgebung muß jetzt zur Herbeiführung gesunder Wirtschaftsverhältniffe vor allem Front gegen den wirtschaftlichen Absolutismus machen. Wohl wird uns von manchen

 Seiten entgegengehalten, daß ein wirtschaftlicher Parlamentarismus nicht möglich sei. Dieser Einwand ist aber nicht stichhaltig; denn schon heute sehen wir parlamentarische Wirtschaftselemente sich entwickeln. Gewerkschaften und Unternehmerorganisationen find schließlich nichts anderes als solche parlamentarische Elemente. Der Unterschied zwischen dem heutigen wirtschaftlichen Parlamentarismus und dem zukünftigen liegt nur darin, daß heute außerhalb des Unternehmens verhandelt wird, während in Zukunft ein interner Parlamentarismus herrschen soll. Wenn man fragt, wie ein solcher innerhalb eines Unternehmens bestehender Parlamentarismus aussehen soll, so kann man etwa auf unsere heutigen, hier und da in den ersten Anfängen vorhandenen Arbeiterausschüffe hinweisen. Der wirtschaftliche Parlamentarismus ist kein Hirngespinst, sondern eine reale Möglichkeit. Wir sehen schon heute die Anfänge hierzu, und manche Nationalökonomen und Sozialpolitiker haben auch schon recht klar erkannt, wohin die wirtschaftliche Entwicklung geht, so z. B. Fr. Naumann. Damit jedoch diese Entwicklung beschleunigt wird, brauchen wir, wie schon bemerkt, eine entsprechende soziale Gesetzgebung, welche aber nicht nur von wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgeht, sondern vor allem auch von ethischen. Schon Sismondi betonte die Notwendigkeit des ethischen Momentes in der Volkswirtschaft, und je länger, je mehr gelangen wir zu der Überzeugung, daß eine Volkswirtschaft, die nur Wirtschaft ist, eine pathologische Erfcheinung, einen Degenerationszustand darstellt. Die Menschen müffen allmählich zu der Überzeugung gebracht werden, daß sie nicht Herren über die wirtschaftlichen Güter sind, sondern nur Verwalter derselben. Für ihre wirtschaftliche Tätigkeit werden sie entlohnt. Bei einer derartigen Auffaffung unseres Wirtschaftslebens ist eine Aufhäufung der Kapitalien in wenigen Händen unmöglich; denn entlohnte Arbeit kann nie zur Kapitalansammlung führen. Wenn sich einmal die Anschauung von der Beamtenstellung des Unternehmers Bahn gebrochen haben wird, dann wird man sogar dazu schreiten können, das Individuum nach anderen Seiten hin zu entlasten. So wird man u. a. die Forderung direkter Vermögenssteuer fallen laffen können; denn da große Kapitalsanhäufungen nicht mehr möglich sein werden und zweckmäßige Einkommen- und Erbschaftssteuern eine weitere Regulierung vornehmen, so braucht man keine weiteren gesetzlichen Eingriffe in die individuelle Wirtschaftsphäre zu veranstalten. Bei derartig geregeltem Einkommen wird man schließlich auch die indirekten Steuern nach Gebühr, zum Teil sogar noch stärker als heute, heranziehen können, ohne einer ungerechten Handlungsweise geziehen zu werden. Die indirekten Steuern als solche überhaupt zu verwerfen – dazu kann sich nur einseitiger Dogmatismus versteigen. Sie besitzen. Berechtigung, aber freilich nur dann, wenn eine gerechtere Verteilung des Nationalvermögens als die heutige besteht. Solange man die indirekten Steuern nur vorschiebt, um einer gerechten direkten Besteuerung zu entgehen, so bleiben die indirekten Steuern eine Ungerechtigkeit gegenüber den minder bemittelten Klaffen. An sich jedoch find die indirekten

 Steuern durchaus nicht immer zu verwerfen, im Gegenteil: Sie können sich oft als durchaus segensreiche Einrichtungen erweisen. So würden wir alle Steuern auf Luxusgegenstände, die meisten Genußmittel, wie Tabak und Alkohol und noch verschiedenes andere fehr befürworten, mag uns das auch als Ketzerei angestrichen werden. Wir betrachten die indirekten Steuern, wie wir eben die ganze Volkswirtschaft ansehen, nicht nur vom wirtschaftlichen Standpunkte aus, sondern auch vom ethischen. Die indirekte Besteuerung kann sich also als eine sehr nützliche wirtschafts-ethische Maßregel erweisen. Wir sehen also, zu wie

ganz anderen Resultaten man gelangt, wenn man das gesamte Wirtschaftsleben nicht vom einseitig-wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, sondern vom wirtschafts-ethischen.“ Dagegen läßt sich – und mit Recht – mancherlei einwenden. Eine rechtsverbindliche „parlamentarische Verfaffung“ in den Arbeitsstätten schreibt fich leichter aufs Papier hin, als sie sich ohne Verstaatlichung der Betriebe in die Wirklichkeit umsetzen ließe. Und doch wünschen wir unseren Staatsmännern, Gesetzgebern, Parlamentariern, Unternehmern, kurz allen, die mehr oder minder bestimmend auf die politische und soziale Lebensgestaltung unseres Volkes einwirken, einen starken Einschlag jenes warmen Idealismus, der diese Männer der „Ethischen Kultur“ beseelt. Freilich, es gehört baumstarker Glaube an die innere Güte des Menschengeschlechtes, felsenfester, unerschütterlicher Optimismus dazu, um solche Perspektiven, wie sie hier vor uns entrollt werden, auch nur auszudenken. Alle diese Nörgler, die sich absolut nicht mit der Herrlichkeit des Bestehenden zufriedengeben wollen, die sogar für das Bülowsche „Preußen in der Welt voran“ nur ein mildes, nachsichtiges Lächeln haben: – was find sie doch für unverbefferliche Optimisten!

HS KZ FFES S§ T-NS- W-.. -. MY.. NYSIN MEX-AZ "TifopfKünstler und Weltanschauungskünder Von Dr. Karl Storck ch sage mit Absicht nicht: Der Künstler als Philosoph. Denn dem Worte Weltanschauung gibt das in ihm liegende Wort „schauen“ die charakteristische Note und überdies noch die weitere Bedeutung. Weltanschauer kann den Dichter und Künstler ebenso in sich begreifen wie den Philosophen. Denn es geht auf den Menschen, auf die Persönlichkeit und deutet an das Endziel unseres gesamten Schaffens, wobei es dann gleichbleibt, welche Betätigungsform dieses wählt. Das Endziel des gesamten menschlichen Daseins für den nicht im Materiellen aufgehenden Menschen ist der Gewinn eines Verhältniffes zu der Welt und den in ihr ruhenden Problemen. Für die Einstellung dieses Menschen zur Welt ist es gleichgültig, wie er sein Verhältnis gewonnen hat: ob durch gläubigen Anschluß an ein Dogma, ob durch die Tätigkeit des Denkens, vermittels defen er ja die Gesetzmäßigkeiten im Bereiche der Wirklichkeit ermittelt hat, oder ob endlich durch eine eigenartige Fähigkeit, ein Erleben oder Geschehen so ansehen zu können, daß es vom Zufälligen befreit wird und die typische Geltung für die Allgemeinheit gewinnt. Der Gläubige, der Philosoph und der Künstler können sich unter Umständen begegnen, wie das im Zeitalter der Scholastik der Fall gewesen ist und sich am glänzendsten in der Erscheinung Dantes darstellt. Sie können auch in den Ergebnissen weit auseinanderkommen. Ihr eigentliches Ziel war doch dasselbe: dem Individuum, im Grunde sich selber, eine vernünftige Lebensmöglichkeit innerhalb der Welt und der Menschheit zu schaffen. Ich meine, gerade bei Künstlern sollten wir an diesem Worte Weltanschauung festhalten und sollten nicht Philosophie hineinbringen. Philosophie und Kunst find in sich Gegensätze und müffen es bleiben; denn die Philosophie ist Wiffenschaft, strebt nach Erkenntnis, nach Wahrheit oder doch nach Wahrscheinlichkeit; ihr Gebiet ist also die Wirklichkeit, aus deren Erscheinungen und Erfahrungen heraus sie ihre Urteile zu gewinnen strebt.

 Aus der Fülle der Einzelerfahrungen heraus versucht der Blick des Philofophen durchzudringen bis zu den letzten Zusammenhängen und somit also gegebene Stoffe zum Begriff umzugestalten. Beim Künstler kommt es dagegen nicht auf Kennen, ihm kommt es nicht auf Erkennen an, sondern bei ihm liegt der Schwerpunkt im Können, und sein Ziel ist Schöpfen einer Welt, wie er sie schaut, wie er sie sieht. Nicht die Wahrheit des Vorhandenen, sondern Schönheit und Harmonie, d. h. also Lebenskraft und Lebensmöglichkeit eines neu zu Schaffenden ist Kunst. Er strebt darum auch nicht bei seinem Nebenmenschen nach einer intellektuellen Zustimmung, fondern nach einem ästhetischen Wohlgefallen, nach Freude. Der Künstler ist darum auch nicht für das Streben nach feiner Schönheitswelt an Tatsachen und Erfahrungen der Wirklichkeit gebunden, sondern es steht ihm frei, wie und was er mit feiner Einbildungskraft zu gestalten vermag. Und wenn für Tausende von Künstlern die Verwendung und Gestaltung aus dem Reiche der Phantasie nur Symbole sind für wirkliches Geschehen, so ist doch schon das Vorhandensein dieses Reiches der Phantasie ein Beweis für die Möglichkeit der Neuschöpfung gegenüber der Wirklichkeit. Man braucht übrigens nur den einen Fall Böcklin aufzurufen, um die Möglichkeit der Erscheinung eines ganz im Leben stehenden Menschen zu bezeugen, der als Künstler ohne Bezug auf diese Welt der

Wirklichkeit Wesen schaut und gestaltet, die in sich ihre für sie geltende Lebensbedingung tragen, aus sich die Schönheiten einer harmonisch gefestigten Welt ausstrahlen, einer Welt, zu der wir nicht auf dem Wege des Erkennens gelangen können, die wir nur mit der Freude an der Schönheit uns zu eigen zu machen vermögen. Sehen wir so das Verhältnis an, so fühlen wir, daß es ein Unrecht ist, bei jenen Künstlernaturen, deren Phantasie und Schöpferkraft danach strebt, ein Kunstwerk zu gestalten, das den Menschen eine Lösung des Weltproblems geben sollte, von einem Nebeneinander von Künstler und Philosoph zu sprechen. Es handelt sich hier um ein Ineinander, um eine unteilbare Einheit, die aber so groß ist, daß der kleinere Mensch von verschiedenen Seiten an sie herantreten kann und dann unter Umständen die Seite, die er durch eigene Schuld allein sieht, für das Ganze zu nehmen imstande ist. Man kann da freilich nicht scharf genug unterscheiden zwischen innerer Lebensbetätigung, dilettantischer Spielerei und Fronarbeit um den Lebenserwerb. In eines der beiden letzteren Verhältniffe kann beim Künstler der Philosoph nie eintreten, umgekehrt wohl beim Philosophen der Künstler. Sokrates hat den Bildhauerberuf ausgeübt, während er doch in seinem ganzen Menschentum Philosoph war. Für Sokrates war diese Bildhauerei das Handwerk, durch das er sich Brot verdiente, genau so, wie das Brillenschleifen für Spinoza; und wenn ein Philosoph wie Herbart seine musikalische Begabung so hoch ausbildete, daß es ihm gelang, Kleinigkeiten zu komponieren, so blieb auch das lediglich Spiel der Mußestunden, und brauchte auf den Philosophen keinen Einfluß auszuüben. Es kann es allerdings sehr

 wohl, und man wird Sinn und Verständnis für künstlerische Schönheit und noch mehr eine wenn auch nur dilettantische Ausübung irgend einer Kunst beim Philosophen meistens dahin wirken sehen, daß er sich einer schönen und klaren Gestaltung seiner Gedanken befleißigt. Es ist in ihm dann durch die Beschäftigung mit der Kunst der Sinn für das Formale geweckt oder verstärkt worden. Dagegen kann man sich keinen Künstler denken, der sich mit philosophischen Dingen beschäftigt, ohne daß dadurch sein ganzes künftlerisches Wefen stark beeinflußt wird. Ja, man kann ruhig weiter gehen und sagen, daß für den Künstler überhaupt jede Verbindung mit einer anderen Tätigkeit bedeutsam wird, und sei es auch nur ein Handwerk, das ihm Brot zu schaffen hat. Denn dieses Handwerk wird ein Stück Leben für ihn, ist Erscheinung und Betätigung des Lebens, verbindet sich darum unlösbar mit der künstlerischen Persönlichkeit, und wird deshalb auch irgendwie zum Ausdruck gelangen. Es braucht sich das natürlich nicht im einzelnen Kunstwerk zu offenbaren, sondern eben im Gesamtverhältnis des Künstlers zur Kunst, und es ist zweifellos für die gesamte ältere Kunst von hoher und segensreicher Bedeutung gewesen, daß diese Künstler nicht nur Künstler waren, daß sie irgendwie mit beiden Füßen fest im Gesamtleben standen und eine Tätigkeit ausübten, die sie in irgendwelcher Weise in das staatliche und soziale Gemeinwesen eingliederte. Die unfruchtbare und ungesunde L'art pour l'art-Strömung konnte nur durch die so oft fälschlich gepriesene Unabhängigkeitsstellung des Künstlers gegenüber der Welt eintreten. Sie ist die Folge davon, wenn man die Kunst für das ganze Leben selbst nimmt, anstatt eine Betätigung in ihr zu sehen. Man wird mich auf manche Künstler hinweisen, die eine handwerkliche Tätigkeit oder irgend einen Beruf (Kaufmann, Arzt, Priester, Jurist, Offizier) so ausübten, daß sie ihn nur als Erwerbsquelle betrachteten, so daß sie also für einige Stunden einmal ihren „höheren“ Menschen beiseite schoben, um mit einer von ihnen selber als Frondienst betrachteten Tätigkeit sich die Mittel zu erwerben, nachher ungestört der Muse dienen zu können. Ich kann mir aber nur eine ganz bestimmte Gruppe von künstlerisch veranlagten Menschen vorstellen, die so eine reinliche Scheidung zwischen beiden Tätigkeiten vorzunehmen vermögen, und zwar ausgerechnet jene, die ausschließlich Künstler formaler Art sind, d. h. solche, denen die Kunst nur einen Schmuck ihres Daseins bedeutet, der dieses Dasein nicht durchdringt und gestaltet, sondern ihm äußerlich angeklebt wird. Es mögen auf diese Weise an sich ganz nette Kunstgebilde entstehen, aber diese Kunst wird durchaus artistisch sein, weder versuchen, gestaltend in das Leben einzugreifen, noch umgekehrt sich vom Leben befruchten laffen. Es entsteht auf diese Weise ein Verhältnis, wie vielfach in der Architektur, wenn ein in seinen Formen, in einem inneren Ausbau unkünstlerisches Gebäude dadurch künstlerisch werden soll, daß man an ihm Kunstwerke anbringt. Es entsteht dadurch

aber in Wirklichkeit kein künstlerisches Gebilde, sondern diese betreffen-

 den Kunstwerke bleiben für sich stehende Schmuckstücke, die höchstens deshalb, weil sie nun schlecht angebracht sind, weniger zur Geltung kommen und uns das Unkünstlerische des Gebäudes, an dem sie angebracht find, erst recht scharf zum Bewußtsein bringen. Das Gesamtergebnis ist also ein denkbar ungünstiges. Und so haben wir denn auch bei strenger Prüfung gegenüber aller derartig geübten Kunst das Gefühl einer müßigen Spielerei, wenn nicht gar der unwahren Mache. Man denke in unserer Dichtung an die zweite schlesische Schule, die Tätigkeit der Hoffmannswaldau, Lohenstein und Genoffen, die man nach ihren Werken für wüste Schwelger halten müßte, während sie fürtreffliche Beamte und solide Familienväter waren. Oder man denke an die ganze Ödheit und Barbarei der von den Töchtern und Frauen der höheren Stände geübten Verkunstgegenstandelung unserer Wohnungen, wo all diese Malerei, Schnitzerei und Brennerei lediglich dazu geführt hat, den ganzen Geschmack und jedes ernste Verhältnis zur Kunst zu zerstören. Für ein solches Schmuckverhältnis des Lebens eignet sich eben lediglich die Reproduktion von Kunst, und darum in besonders hervorragendem Maße die Musik. Man sieht eben nicht ein, daß für die anderen Künste diese reproduzierende Tätigkeit im Genuß liegt, daß die Fähigkeit, Poesie richtig zu lesen, bildende Kunst richtig schauen zu können, felbst künstlerische Tätigkeit bedeutet, eben reproduzieren. Beim eigentlichen Künstler aber, d. i. bei einer wirklich schöpferifchen Natur, wird jede Lebensbetätigung notwendigerweise von großer Bedeutung auch für ein künstlerisches Schaffen. In einer sonst sehr lesenswerten Studie von Raoul Richter: „Kunst und Philosophie bei Richard Wagner“ (Leipzig 1906) finde ich die völlige Verkennung dieser Tatsache, wenn der Verfaffer drei Grundtypen für das Verhältnis Künstler und Philosoph aufstellt und darunter als erste einen Zustand, in dem die beiden Tätigkeiten völlig getrennt und ohne Wechselwirkung nebeneinander hergehen. Die ganze Unhaltbarkeit dieser Auffaffung wird klar, wenn der Verfaffer bei dieser Gelegenheit darauf hinweist, daß Leonardo da Vinci „in den Pausen künstlerischen Schaffens über naturphilosophische und erkenntnistheoretische Fragen nachgesonnen habe“, und er für die wechselseitige Nichtbeeinflußung darauf hinweist, daß Goethe in feinen Gedichten keine Ministerialverordnung unterbrachte. Aber gerade Goethe hat uns in einem Taffo doch sogar künstlerisch vor Augen geführt, wie ungeheuer bedeutsam diese Amtstätigkeit für sein Dasein wurde, und die Unvergleichlichkeit eines Lebens beruht doch gerade im harmonischen Ausgleich feiner verschiedensten Betätigungen. In gleicher Weise ist es der höchste Zauber der Persönlichkeit Leonardo da Vincis, daß bei ihm die Betätigung nach den verschiedensten Richtungen hin als natürlicher Ausfluß einer ungeheuer genialen Persönlichkeit wirkt. Und so ist all seine Beschäftigung mit den verschiedensten Gebieten nicht ein Ausfüllen der Pausen in seiner künstlerischen Tätigkeit, sondern nur eine andere Form der Betätigung feiner immer

 schöpferischen Natur. Dieses Schöpfer-fein und Schöpfen-müffen ist nach Goethe Genie; in welchen Formen sich dieses Genie ausspricht, ist dagegen von untergeordneter Bedeutung. Aber selbst wenn ich ein solches Nebeneinander des Künstlers mit irgend einer anderen Lebensbetätigung im gleichen Menschen zugeben könnte, niemals scheint es mir möglich für das Verhältnis Künstler und Philosoph. Denn gerade in diesem Falle heißt doch Philosophie nicht Geschichte der Philosophie, nicht das für ein Examen eingelernte Wiffen von verschiedenen philosophischen Systemen, von denen man weiter persönlich gar nicht berührt wird, sondern ist Wiffen von der Welt. Der so veranlagte Künstler versucht sich ein Verhältnis zu schaffen zur Welt. Dieses Bedürfnis ist für ihn innere Notwendigkeit, ist also Betätigung eines innersten Menschen. Danach bleibt es dann ganz gleichgültig, ob ihm irgend ein religiöses Dogma oder ein anderes philosophisches System als Lösung dieses Problems erscheint, oder ob er sich selber ein solches System zurechtbaut; in jedem Falle vermag eine derartig eingestellte künstlerische Natur nicht mit Ausschaltung dieses feines Menschentums künstlerisch zu schaffen. Diese Art der philosophischen Einstellung zur Welt ist Anlage, eine Anlage, die sich gewiß auf dem Wege der wissenschaftlichen Philosophie allein auch befriedigen kann, aber eben nur dann, wenn der betreffende Philosoph Schöpfer oder Bekenner eines Systems wird, nicht aber dadurch, daß er Kenner der Geschichte der

Philosophie wird. Darin liegt ja die Unbefriedigung, die wir einem großen Teil der heutigen philosophischen Schriftstellerei gegenüber empfinden, daß die betreffenden Philosophen Philologen der Philosophie find, etwa in derselben Art, wie ein völlig Ungläubiger die Geschichte der Religion schreiben könnte. Gerade eine solche „objektive“ Einstellung zu Weltanschauungsfragen widerspricht aber dem Wesen einer künstlerischen Natur, und so sehen wir, daß für die Kunst eines Bruckner ein gläubiger Katholizismus ebenso bedeutsam wird, wie für Richard Strauß sein an Nietzsche geschultes Herrenmenschentum. Diese philosophische Einstellung des gesamten Menschen bedingt beim Künstler bereits die Wahl des Stoffes. Ein Blick auf die deutsche Kunst im Verhältnis zu der romanischen zeigt uns da den himmelweit klaffenden Unterschied. Bei der germanischen Kunst ein Schaffen, das fast immer philosophisch eingestellt ist, d. h. das nach dem Wesen aller Erscheinungen sucht, das hinter jeder Erscheinung die Seele vermutet, für die diese Erscheinung nur Gestalt ist, während die romanische Kunst in der Freude an dieser Erscheinung bereits aufgeht. All die vielen Fragen, wie z. B. die Art der französischen impressionistischen Malerei gegenüber der von dieser immer als literarisch verschrienen deutschen Malerei, gehen im letzten Grunde auf diese philosophische Einstellung zurück. Demgegenüber ist es nachher von untergeordneter Bedeutung, ob der betreffende Künstler nun selber zum Studium der Philosophie greift, um hier vielleicht die Antwort auf seine Fragen zu finden. Der Begriff

 Künstler ist eben viel enger als der Begriff Mensch, auch rein äußerlich genommen. Der betreffende Mensch, den wir Künstler nennen, übt seine künstlerische Anlage nur in jenen Momenten seines Lebens im höchsten Grade aus, in denen er schöpferisch tätig ist. Das find Höhepunkte des Lebens, die mehr oder weniger weit auseinander liegen. Die Pausen zwischen dieser höchsten Betätigung der künstlerischen Natur find ausgefüllt durch die technisch materielle Gestaltung des geistig Geschaffenen und durch die gesamte übrige Betätigung des Künstlers als Glied der Welt. Wenn ein Mann wie Goethe in all seinem Dichten nur ein Erleben gibt, so gehört auch rein zeitlich genommen dieses Erleben in das Dasein dieses Künstlers hinein; es kann aber nur ein oberflächlicher Pedantenblick die künstlerische Tätigkeit eines solchen Mannes an der Zahl der produzierten Verse abmeffen. So bekommt es Baumgartner in seiner Goethebiographie fertig, Goethes italienische Jahre gewissermaßen als Faulenzerei hinzustellen, wo der Künstler doch so unendlich viel erlebte und verarbeitete. Andererseits ist gerade z. B. Leonardo da Vinci das tragische Beispiel für eine zu schöpferisch veranlagte Natur, insofern diese stets bereite Kraft zur Neuschöpfung ihm die Möglichkeit benahm, das innerlich Geschaffene in die äußerlich sichtbare Gestalt zu bringen. Denn dieses letztere steht und leidet unter allen Stellungen und Bedingniffen der materiellen Welt. Es ist darum vom künstlerisch psychologischen Standpunkt aus geradezu vermeffen, wenn der Kritiker oder Biograph hingeht und von Pausen im künstlerischen Schaffen eines Menschen berichtet, die dieser nun mit anderer Tätigkeit ausfülle. Der Künstler selber ist nicht imstande, zeitlich solche Pausen in seinem künstlerischen Schaffen abzugrenzen, geschweige denn etwa sagen zu können, daß so und so viel von feiner Tätigkeit für ein Künstlertum nicht in Betracht gekommen wäre. Man wird hier immer wieder auf die zwei großen Richtungen im künstlerischen Schaffen hinweisen müffen, deren eine ist: Wiedergabe des sinnlich von außen Empfangenen, und die andere: Gestaltung des feelisch innerlich Erfchauten. Für den Künstler der zweiten Art kann es keine Paufen geben, für ihn ist alles und jedes Erleben bedeutsam, weil wir nichts Erlebtes unerlebt machen können, und weil die Gesamtheit des Erlebens ein Menschentum ausmacht und dieses nachher künstlerisch gestaltet wird. Für das Verhältnis von Kunst und Philosophie in einem solchen Künstler kommt also folgendes in Betracht: Es kann ihm irgend ein philosophisches Verhältnis zur Welt (Religion, Kirche oder irgend ein System) zum Erlebnis geworden sein, so daß er nachher in die Welt als ein Mensch schaut, defen Schauweise durch dieses Erlebnis beeinflußt ist. Man denke etwa an die religiös gläubige Einstimmung der großen Künstler des Mittelalters. Wolframs „Parzival“ hat einen philosophischen Schwerpunkt für unser Gefühl deshalb nicht im Religiösen, weil diese religiöse Anschauung, die hier verkündet wird, nicht geistig erkämpfter Besitz Wolframs ist, sondern übernommen von der Kirche. Und so liegt der Schwerpunkt des Parzival

546 Storck: Künstler und Weltanschauungskünder Wolframs für uns im Verhältnis zur Gesellschaft. Hier ist Wolfram eigener Erleber, und den Ausgleich zu finden zwischen Etikette und Inhalt des Lebens ist die Aufgabe seines Parzival. Das ist natürlich abgrundtief getrennt von dem, was ein Richard Wagner aus dem gleichen Stoffe suchte. Der zweite Fall ist der, daß der Künstler selber Sucher wird, weil er nichts bekommen hat, was völlig sein Leben füllt. Da liegt es dann im Wesen des Künstlers, daß er nicht wie der wissenschaftliche Philosoph synthetisch vorgeht, daß er nicht (im Ideal) fämtliche Einzelfälle untersuchte, um aus diesen in immer weiteren Reduktionen das allgemein. Gültige zu folgern, sondern daß er einen Einzelfall so groß und bedeutsam zu schauen vermag, daß für fein Gefühl darin die Gesamtheit unterkommen kann. Hier kann dann natürlich der Fall eintreten, daß der Künstler auf seinem Wege zu einem Ergebnis gekommen ist, das als eine Art Paradigma irgend eines philosophischen Systems erscheint, und es kann geschehen, daß ein solcher Künstler, wenn er nachträglich dieses philosophische System kennen lernt, den geistigen Gehalt einer Werke aus den Begriffen dieses Systems heraus zu erklären sucht. Denn diese Erklärung seines Kunstwerkes ist auch für den Künstler nicht mehr künstlerisches Schaffen, nicht mehr Schöpfen, sondern eben Erkennen eines Geschaffenen, und arbeitet darum mit ganz anderen Kräften. Aber gerade weil diese Kräfte des Erkennens im Künstler nicht in dem Maße ausgebildet waren wie beim Philosophen, hatte er nicht ein philosophisches System gebaut, sondern ein Kunstwerk geschaffen. Es kann deshalb sehr leicht der Fall eintreten, daß das philosophische Erkennen des Künstlers vielfach sogar in Widerspruch mit feinem Schaffen gerät, oder daß er vor feinen eigenen Kunstwerken wie vor einem Rätsel steht. Wir haben diesen Fall am schärfsten bezeugt bei Richard Wagner, was um so mehr ins Gewicht fällt, als Wagners spekulative Begabung ganz bedeutend war. Bekanntlich lernte Wagner Schopenhauers Philosophie erst kennen, nachdem er den „Ring des Nibelungen“, den Höhepunkt der künstlerischen Symbolisierungen der Philosophie Schopenhauers, bereits geschaffen hatte. Es ist darum leicht erklärlich, daß die Kenntnis der Werke Schopenhauers für ihn „wie ein Himmelsgeschenk in seiner Einsamkeit“ war. Denn fie halfen ihm begrifflich zu erkennen, was er instinktiv geschaffen hatte: er fah jetzt mit dem Verstande, was er vorher mit der Seele geschaut hatte. Daß Erkennen und Schauen – und von letzterem hängt das Gestalten ab – beim Künstler nicht zusammenzugehen brauchen, bezeugt das Eingeständnis Wagners in einem Briefe an Röckel, das unsere heutige Betrachtung beschließen möge: „Wie wenig kann aber der Künstler erwarten, seine eigene Anschauung in der des andern vollkommen reproduziert zu wissen, da er selbst vor seinem Kunstwerke, wenn es wirklich ein solches ist, wie vor einem Rätsel steht, über das er in dieselben Täuschungen verfallen kann wie der andere... Ich kann hierüber sprechen, da ich gerade in diesem Punkte die überraschendsten Erfahrungen gemacht habe. Selten ist wohl ein Mensch in seinen An-

Storck: Künstler und Weltanschauungskünder 547 schauungen und Begriffen so wunderlich auseinandergegangen und sich selbst entfremdet gewesen als ich, der ich gestehen muß, meine eigenen Kunstwerke erst jetzt mit Hilfe eines anderen, der mir die mit meinen Anschauungen vollkommen kongenierenden Begriffe lieferte, wirklich verstanden, d. h. auch mit dem Begriffe erfaßt und meiner Vernunft verdeutlicht zu haben. Die Periode, seit der ich aus meiner inneren Anschauung schuf, begann mit dem Fliegenden Holländer; Tannhäuser und Lohengrin folgten, und wenn in ihnen ein poetischer Grundzug ausgedrückt ist, so ist es die hohe Tragik der Entsagung, der wohlmotivierten, endlich notwendig eintretenden, einzig erlösenden Verneinung des Willens... Nun ist nichts auffallender, als daß ich mit allen meinen der Spekulation und der Bewältigung des Lebensverständniffes zugewandten Begriffen der dort zugrunde liegenden Anschauung schnurstracks entgegenarbeitete. Wo ich als Künstler mit so zwingender Sicherheit anschaute, daß alle meine Gestaltungen dadurch bestimmt wurden, suchte ich als Philosoph mir eine durchaus entgegengesetzte Erklärung der Welt zu verschaffen, die, mit höchster Gewaltsamkeit aufrechterhalten, von meiner unwillkürlichen, rein objektiven, künstlerischen Anschauung, zu meiner eigenen Verwunderung, immer vollständig wieder über den Haufen geworfen wurde. Das Auffallendste in diesem Bezuge mußte ich endlich an meiner Nibelungendichtung erleben: ich gestaltete sie zu einer Zeit, wo ich mit

meinen Begriffen nur eine hellenistisch-optimistische Welt aufgebaut hatte, deren Realisierung ich durchaus für möglich hielt, sobald die Menschen nur wollten... Ich entsinne mich nun, in diesem absichtlich gestaltenden Sinne die Individualität meines Siegfried herausgegriffen zu haben, mit dem Willen, ein schmerzloses Dasein hinzustellen; mehr aber noch glaubte ich mich deutlich auszudrücken in der Darstellung des ganzen Nibelungenmythos mit der Aufdeckung des ersten Unrechtes, aus dem eine ganze Welt des Unrechtes entsteht, die deshalb zugrunde geht, um - - uns eine Lehre zu geben, wie wir das Unrecht erkennen, seine Wurzel ausrotten und eine rechtliche Welt an ihrer Stelle gründen sollen. Kaum bemerkte ich nun aber, wie ich mit der Ausführung, ja im Grunde schon mit der Anlegung des Planes unbewußt einer ganz anderen, viel tieferen Anschauung folgte und anstatt einer Phase der Weltentwicklung das Wesen der Welt selbst in allen seinen nur erdenklichen Phasen erschaut und in seiner Nichtigkeit erkannt hatte, woraus natürlich, da ich meiner Anschauung, nicht aber meinen Begriffen treu blieb, etwas ganz anderes zutage kam, als ich mir eigentlich - gedacht hatte.“ Wir stehen hier vor dem erhabenen Geheimnis des künstlerischen Schaffens, das wir nicht ergründen können. Aber für unser engeres Thema hilft es uns die rechte Stellung zu gewinnen zur Weltanschauungsarbeit des Künstlers. Der Künstler ist kein Systembauer, der ein Dogma der Lebensauffaffung und damit eine Moral der Lebenshaltung geben will. Er gibt einen Fall, den er in ungeheuerer Kraft zu ersehen und zu durchleben vermag. Je größer der Künstler ist, um so eher wird der dargestellte Einzel-

 mensch immer noch individuell bleiben und nicht Allegorie werden. Darin liegt die Beschränkung, aber auch die Kraft der Wirkung des Künstlers als Weltanschauungskünder. Es werden nur innerlich verwandte Naturen von ihm sein Bestes überkommen, nur jene, die den dargestellten Menschen miterleben können. Sie erhalten dafür etwas, was keine intellektuelle Arbeit vermitteln kann, da sie dann nicht in Einzelheiten, sondern in der Gesamtheit ihres Wesens erfaßt werden. ....- S .- S S-T-Tun STEFFF Joris Karl Huysmans üngst starb Joris Karl Huysmans, einer der sonderbarsten unter den modernen französischen Romanschriftstellern. Er hat die jüngsten literarischen Entwickelungen in Frankreich, die hier fich jäher vollzogen als in irgend einem anderen Lande, insofern mitgemacht, als er plötzlich aus einem Naturalisten und Schüler Zolas zu einem Mystiker und Romantiker wurde. Ein Psychologe von eminentem Scharfblick ist er immer geblieben. Huysmans zeigt in seinen ersten Romanen und Novellen, von denen die bedeutendsten „Les soeurs Vatard“ und „Sac au dos“ find, feine Abhängigkeit von Zola. Uns interessiert das Buch „Sac au dos“ besonders, weil der Dichter in ihm seine eigenen Erlebnisse im Kriegsjahre 1870 schildert. Als Mobilgardist eingezogen, erkrankte er während des Kriegs am Fieber und wurde von Hospital zu Hospital geschleppt. Erschütternd wirkt das Buch in feiner Ehrlichkeit. Ein Patriot ist er wahrlich nicht, er kann es nicht fein, da er die Ungeheuerlichkeiten des Krieges, die ungewohntesten Notlagen fo bitter am eigenen Leibe, an der eigenen Seele empfindet, daß der gequälte Mensch in ihm sich nur einem aktiven Gefühle hingeben kann: der Sehnsucht nach Befreiung aus diesem Zustande. Man erkennt in allen diesen Romanen und Novellen noch Beeinfluffungen des Dichters durch Zola und auch durch Maupaffant. Gleichartigen Novellen der beiden Meister stehen aber, abgesehen davon, daß Huysmans sich selbst hier noch nicht gefunden hat, die Arbeiten unseres Dichters in der Sitten- und Charakterschilderung nicht nach. Unterdes hatte sich in der französischen Literatur eine Wandlung vollzogen. Man fühlte endlich die Knechtschaft im Banne des alles beherrschenden Genius Zola, man erkannte das Nivellierende feiner Theorien, feiner Methode - seines Rationalismus -, und mit demselben Fanatismus, mit dem man dem Meister gefolgt war, wandte man sich nun zunächst wieder von ihm ab. Auch bessere Geister suchten ihre veränderten Anschauungen äußerlich nach. drücklich zu dokumentieren. Huysmans gehörte allerdings nicht zu den fünf namhaften Schriftstellern, die fich in feierlichem Manifeste von Zola und feiner Lehre lossagten und den unumschränkten Individualismus verkündeten; er hat aber später in seinem Roman „Lá-Bas“ auch theoretisch Stellung gegen den Naturalismus genommen und feinen Individualismus zu erklären versucht. Mit dem Individualismus erhob auch zugleich der Mystizismus wieder fein Haupt. Zola hatte den Menschen allzusehr von der Materie und ihrem Wesen,

Joris Karl Huysmans 549 vom Milieu und von den Verhältniffen abhängig sein laffen. Ihm galten die Maffe und die Familie als die eigentlichen Organismen, die er zu betrachten und zu schildern hatte. Er operierte mit Vererbung und Anpaffung, mit Kräften also, die außerhalb der individuellen Seele, außerhalb des eigentlich „Unbewußten", das feine eigenen Ursachen und Wirkungen hat, im Wesen des Menfchen ihren Herd haben. Gewohnheit, pathologische Momente und dergleichen schließen nicht den Kreis der dunklen Mächte, von denen die Seele abhängig ist. So erstrebten Männer wie Maurice Barrés und Paul Bourget wieder eine Darstellung der Persönlichkeit und des Persönlichsten. An Stelle des fozialen Romans trat der psychologische, an Stelle einer finnlichen Kunst – recht verstanden – eine übersinnliche. Mystiker erstanden mit den Psychologen, welche dem LÜbersinnlichen und Unbegreiflichen Altäre errichteten. Paul Verlaine, einer der bedeutendsten, aber auch geschmeidigsten Lyriker, die je gelebt haben, opferte gern an diesen Altären. Trotzdem ist eine Persönlichkeit (wie etwa die Zolas), in welcher gesammelt alles dies, und zwar in positiver Richtung, zur Erscheinung kam, aus diesen neuen Bewegungen nicht hervorgegangen. Vielmehr tragen die jüngsten Bestrebungen in ihrem Skeptizismus, in ihrer Pasfivität die Symptome eines kulturellen Verfalles an sich, und eher als auf diesem Wege wird auf dem, den Maupaffant, der urfranzösische Dichter und naive Geist, wies, die französische Poesie fich selbst wiederfinden. Von einigen jüngsten französischen Dichterinnen, wie Jeanne Marni, scheint neue Rettung zu kommen. Joris K. Huysmans ist in seinem eigentlichen poetischen Wirken als Dekadent aufzufaffen. Seine großen individualistischen Romane schildern Irrfahrten abtrünniger Seelen, die, schließlich müde, wieder am Gestade des alleinfeligmachenden Glaubens landen. Allerdings lächelt hinter diesen Bekenntniffen oft eine feine Ironie, ein überlegener Humor. Erst wenn man diesen ernsten Zwiespalt erkannt hat, hat man die Individualität klar vor fich. Hat diesen feinen Geist wirklich die Sehnsucht in den alten prachtvollen katholischen Dom zurückgetrieben? Oder erbaute er dieses feierliche Gebäude nur von neuem, um es zu schmücken mit den köstlichen Einfällen seiner Phantasie? Wir bekommen es nicht heraus... In diesem Zwiespalt läßt uns der Dichter, der hiermit gerade das Wesen des Dekadenten verrät, wenigstens in feinen nächsten Romanen. Ungemein intereffant find im übrigen die Romane dieses Phantaften und Sprachvirtuosen. Ich möchte den Roman „A Rebours", um den Dichter an einem Werke intimer zu charakterisieren, hier ausführlicher durchgehen. Eigentliche Handlung ist in dem Roman kaum vorhanden. Huysmans schildert einen Dekadenten, einen übersensitiv empfindenden Neurastheniker, der allmählich dem Marasmus verfällt, aber feine dem Tode zufinkende Seele durch allerlei künstliche und künstlerische Genüffe immer wieder zu neuem Scheinleben zurückruft. Der Herzog des Effeintes mag keine Menschen, überhaupt nichts mehr fehen, was mit der Welt. Berührung hatte. Nach eigenem Plane baut er sich unweit Paris in einsamer Gegend ein Landhaus, das er auf das raffinierteste ausstattet. Hier lebt er feinen Sensationen und Illusionen. So hat er ein Zimmer wie eine Klosterzelle eingerichtet, das andere wie eine Schiffskajüte. Letzteres hatte ein Fenster, das zugesetzt war durch ein großes Aquarium. Durch das Waffer dringt das Tageslicht in die Kajüte. „Indem der Herzog einige Tropfen farbiger Effenz hineintat, erzeugte er grünliche und gelbliche, milch-

550 Joris Karl Huysmans weiße oder filberne Färbungen, wie die natürlichen Gewäffer, je nach der Farbe des Himmels, der mehr oder minder starken Glut der Sonne oder des nahenden Regens erscheinen. Er bildete sich dann ein, in dem Zwischendeck einer Brigg zu fein; und neugierig betrachtete er wunderbar gearbeitete Fische, die, aufgezogen durch ein Uhrwerk, vor der Scheibe des runden Kajütenfensters vorbeischwammen und in dem künstlichen Gras hängen blieben. Oder er betrachtete, während er den Teergeruch einfog, mit dem man den Raum besprengt hatte, bevor er ihn betrat, die an den Wänden aufgehängten farbigen Stiche, welche – wie in den Agenturen der Schiffahrtsgesellschaften – Dampfschiffe auf dem Wege nach Valparaiso oder La Plata vorstellten." Wie man fieht, stellt hier Huysmans einen Typus des spleenigen Dekadenten dar. Bewegung schien dem Herzog überflüffig, da ihm die Einbildung leicht die gewohnte Wirklichkeit des Lebens zu ersetzen vermochte. Eine unerschöpfliche Phantasie offenbart hier der Dichter. Seitenlang schwelgt er in dem Glanz der seltensten Edelsteine, im Anblick exotischer Blumen und im Dufte der wunderbarsten und unmöglichsten

Parfüms. Er ist nie langweilig, er schildert bilderreich und oft mit feiner Ironie. Der Herzog hatte eine Sammlung von Likören, die er „seine Mundorgel“ nannte. Der Geschmack der Liköre, so groß war die Kraft feiner Einbildung, spielte ihm innere Sinfonien vor. Wenn er von diesem oder jenem Likör einige Tropfen trank, gelang es ihm, seinem Gaumen ähnliche Genüffe zu verschaffen, wie solche die Musik dem Ohre bereitet. Nach feiner Ansicht stimmte jeder Likör mit dem Ton eines Instruments überein: der Kornbranntwein z. B. mit der Oboe, deren Klang näselt; der Pfefferminz und Anisette mit der Flöte, süß und scharf, schrill und sanft zugleich... Ein andermal kommt der Herzog auf die Idee, sich einen Garten exotischer Blumen anzulegen. Und zugleich läßt er den Gärtner mit den seltensten Gewächsen der Tropenländer kommen. Seinem Geschmack fagen natürlich die am wunderlichten geformten und gefärbten Blumen am meisten zu. Ihn bezaubern geradezu die fleischfreffenden Pflanzen: „Gobe-Mouche, der Fliegenfänger der Antillen, mit dem faserigen Rand, eine Verdauungsflüssigkeit absondernd, mit gebogenen Stacheln versehen, die fich übereinanderkrümmen, ein Gitter über dem Infekt bildend, welches es einschließt; die Sarracena, der Cephalothus, feine gefräßigen Hörnchen öffnend, fähig, wirkliches Fleisch zu verdauen und aufzuzehren.“ – Der Herzog hat eine ausgezeichnete Bibliothek alter lateinicher Klassiker. Er liebt natürlich nicht die normal empfindenden Dichter, sondern jene Spätlateiner, in deren Werken fich der Verfall der alten Kultur gleichsam wiederspiegelt. „Herzog Jean fing erst beim Lucian an, fich für die lateinische Sprache zu interessieren. Die forgfältig gearbeiteten, mit Schmelz bedeckten und mit Juwelen gezierten Verse feffelten ihn. Vor allem aber liebte er den Petronius: Er zeichnet. Tatsachen im richtigen Licht und Verhältnis, er stellt sie in der bestimmten Form und Ordnung fest, enthüllt das Kleinleben des Volkes, seine Erlebnife, feine Roheiten wie fein sinnliches Treiben.“ Diese Seiten gehören zu den intereffantesten und wertvollsten des Buches. Huysmans entfaltet hier eine erstaunliche Gelehrsamkeit. Mit einer Präzision ohnegleichen, mit bewunderungswürdiger Plastikschildert er hier das Wesen spätlateinischer Klafiker. An anderer Stelle spricht sich der Dichter über die moderne und besonders über die französische Literatur aus. Vortrefflich find seine Bemerkungen über Flaubert, Goncourt, Zola, Mallarmé und Paul Verlaine. Besonders liebt er Edgar Poe. Er sagt von ihm: „Dem Tod, den alle Drama-

 tiker so sehr gemißbraucht hatten, hat er ein anderes Aussehen gegeben; es war eigentlich weniger der wirkliche Todeskampf eines Sterbenden, den er beschrieb, sondern der moralische Todeskampf des Überlebenden, der vor dem elenden Bette von gräßlichen Hirngebilden, welche der Schmerz und die Ermüdung erzeugt hatte, erfaßt wird... Seine Frauengestalten besaßen eine ungeheure Gelehrsamkeit, durchdrungen von dem Übel der deutschen Philosophie und den kabbalistischen Geheimniffen des alten Orients, und alle hatten fie Knabenbrüfte und waren geschlechtslos...“ Während aller dieser Genüffe wird der Herzog immer häufiger von starken nervösen Ohnmachtsanfällen heimgesucht. Nachdem er in feinen Gedanken noch einmal eine Reise nach England machte, die ihn aber in der Tat nur bis zu den Nordhäfen vor Paris führte, wo er fo viel englisches Wesen fah, daß er desselben überdrüssig wurde, bricht er gänzlich erschöpft zusammen. Der Arzt verordnete ihm Rückkehr aus der Einsamkeit in die Stadt, Zerstreuung unter Menschen! Der Herzog gerät in Verzweiflung über diesen Zwang, den man feiner aristokratischen Natur antun will. Schon längst hat er in den okkultistischen Schriften katholischer Priester eine seltsame Erbauung gefunden. Der Dichter läßt uns im Zweifel, ob der Herzog in ein Kloster gehen wird. Er schildert am Schluß nur die Sehnsucht seines Helden nach diesen neuen feelischen Genüffen... Ich habe mit Absicht den Roman „A Rebours“ fo ausführlich charakterisiert, weil er uns den Dichter namentlich als Stilisten in feiner ganzen und nicht zu übertreffenden Eigenart zeigt. In dem nächsten größeren Roman: „L -Bas“ wiederholt sich Huysmans, andererseits aber schreitet er in feinen Bekenntniffen fort. Er offenbart sich uns ohne Larve in dem Schriftsteller Durtal, dem Hauptbelden dieses und der noch folgenden Romane „En Route“ und „La Cathédrale“. Die Mysterien des Geschlechtslebens werden uns in „L -Bas“ enthüllt. Der Held versenkt fich in die Geheimwissenschaften des Okkultismus, Satanismus, Manichäismus, der Alchimie und Astrologie. Er wohnt in Paris der sog. schwarzen Meffe bei, in die er von einem hysterisch überspannten Weibe geführt wird. Der Satanismus ist jener dunkle Kultus, welcher in der

Schändung der heiligsten Gefühle, also der Liebe und des Glaubens, in der Verspottung der Heiligen und der heiligen Gebräuche gipfelt, aber im Glauben wurzelt, in einer perversen Überreiztheit der Sinne, die nach Ekstasen, nach Sünde verlangen und in Tollheit und Selbstqual Befriedigung finden. Der Satanismus kommt vom Glauben und führt zum Glauben zurück. Das ist auch feine Bedeutung für Huysmans, defen nächster Roman gleichfam das „Purgatorio“ des Dichters darstellt. „En Route“ ist ein Läuterungsroman. Durtal, der fich schon immer nebenbei mit der Heiligenlegende befchäftigt hat, kehrt langsam zum Katholizismus zurück. Er findet Frieden in dem katholischen Gottesdienst, bei Kerzen und Weihrauchduft, bei dem myftifchen Klange der Orgel, des „Miserere“ und des „De Profundis“. Aber es ist mehr dieser die Sinne betäubende Kultus, feine Schönheit und die mittelalterliche Kunst des Katholizismus, welche Durtal zur Rückkehr zum Glauben zwingen, als die innere Überzeugung, daß die Lehre der Kirche eine wahrhafte und göttliche fei. Durtal ist daher vor Rückfällen auch weiterhin nicht geschützt, und trotzdem er nun Mitglied eines Mönchsordens geworden ist, plagen ihn aufs neue Zweifel. Das ist der weitere Inhalt des Romans „En Route“ und der des Romans „La Cathédrale“.

552 Vom Zug der Toten Krankhaft mutet uns die üppige Phantasie des Dichters an. Sie zeigt sich überall als die eines echten Dekadenten. Andererseits aber beabsichtigt der Dichter, auf defen zwiespältiges Wesen ich schon am Anfang hinwies, durch die Schilderung der grotesken Lebensweise seines Helden häufig eine fatirische Wirkung. Huysmans ist ein Phantast, und als solcher ein Realist; aber er ist auch ein grundehrlicher Künstler, eine tiefe und starke Individualität. Er ist außerdem ein Psychologe, der rücksichtslos die letzten Schleier von feiner Seele reißt, um die Wahrheit zu zeigen. An ein neues Ideal wagt fein Skeptizismus nicht zu denken. Er ist kein moderner Faust; aber er ging den Kreislauf aller menschlichen Entwickelung und kehrte zur Empfindung, zum Glauben zurück. Sein fittlicher Ernst und seine künstlerische Selbständigkeit erheben ihn unter die kleine Schar der wirklich ehrlich und ernst frebenden und originellen Künstler Frankreichs. Wie bekannt, war Huysmans vor einigen Jahren zu den Benediktinern gegangen und hat sich in Ligugé unter der milden Form als Oblat niedergelaffen. Als solcher ist er auch gestorben, und man muß annehmen: als reuiger Sünder. Ich habe ein Bild von Huysmans. Seltsam hebt sich dieser eckige Kopf aus der fchwarzen Umrahmung. Gleichgültig sehen uns diese Augen an, die Stirne ist voll kleiner, scharfer Falten, wie sie ewiges Grübeln und Sinnen erzeugen. Wenn wir die Physiognomie länger betrachten, ist es, als wenn eine tiefe Melancholie den leisen Spott in den Augen verdunkele... Hans Benzmann „HMEN Vom Zug der Toten 1. Max Haushofer er Tod, der in diesem Frühjahr so reiche Ernte unter den deutschen Dichtern hielt, hat am 9. April auch einen Mann gefällt, der noch vor wenigen Jahren, wenngleich ein guter Sechziger, denen, die ihn kannten, als Urbild deutscher Manneskraft, als Verkörperung des lebensfrohen deutschen Südens erscheinen mochte. So kommt es, daß, obwohl Max Haushofer einer tückischen Krankheit erlegen ist, gegenüber der es keine Rettung gab, fein Ende doch überraschend wirkt. Und wie ein falscher Ton ist es dabei, daß er in Gries gestorben ist: an einer Erholungsstätte für Kranke, nicht in München, wo er geboren und geschaffen, für dessen beste Art er ein treffendes Beispiel war; nicht auf dem trauten Eilande im Chiemsee, woher die Mutter stammte, und das dem fonft hart und fest im Leben stehenden Manne ein Traumland geworden war; nicht in den Alpen, deren schreckhafteste Gipfel er oftmals kühn bezwungen; auch nicht in der Ausübung seines Lehramtes, das er so ernst nahm, trotzdem es scheinbar mit feiner trockenen Wiffenschaftlichkeit in schroffem Gegenfatz zur urdichterischen Natur Haushofers stand. Man kann leider nicht sagen, daß mit Haushofer ein bekannter Dichter gestorben ist. Der Name wird ja wohl vielen nicht fremd fein, denn es gab überall den einen oder anderen, der die Werke dieses Mannes kennen gelernt hatte und ihm seither eine hohe Stelle anwies, auch für ihn zu werben

Friedrich Wischer (T)

. -... r -.. S

Vom Zug der Toten 553 suchte. Der mochte dann wohl auch gelegentlich scharf werden, wenn in einer Gesellschaft der Gedankenreichtum, der Tiefsinn oder die neuartige Kühnheit eines im Tagesgespräch stehenden Dichters gerühmt wurde. Wie in so vielen Fällen mochte man auch hier den nur vom Tage Lebenden zurufen: Lernt erst die fo gering geschätzte ältere Generation kennen, es wird um eure Achtung vor der jüngsten schlimm bestellt fein. Ich glaube kaum, daß dieser Fall bei einem anderen Volke auch schon eingetreten ist, wie er für die Literaturgeschichte des Volkes der Dichter und Denker im 19. Jahrhundert geradezu charakteristisch ist. Es ist eine sehr beschämende Erscheinung und stellt unserem geistigen Leben ein recht trauriges Zeugnis aus, daß gerade die männlich starken und die Denkerpoeten um ein gutes Menschenalter zu spät bekannt werden. Und zwar find es keineswegs bloß die breiten Leserkreise, die in dieser Gleichgültigkeit und Unwissenheit verharren, sondern auch die öffentlichen Literaturmacher. Wäre das ganze schöne, stolze Geschlecht der Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Mörike, Anzengruber, Gotthelf, wozu noch viele wackere Talente kamen, bekannt gewesen, die „Literaturrevolution“ der achtziger Jahre hätte eine ganz andere Richtung nehmen müffen, hätte uns nicht in die jämmerliche Abhängigkeit vom Ausland geführt, hätte für deutsche Kunst und Kunsttechnik ausgezeichnete Vorbilder beleffen. Und eine ähnliche Erfahrung macht man nun mit den Literarhistorikern um die Wende des Jahrhunderts. Die da 40 Jahre alt find, die kennen das Lebenswerk der Sechziger nicht, und feien ihnen diese noch so geistesverwandt. Man ist doch schmerzlich überrascht, wenn der Name Haushofers weder in Engels, noch in R. M. Meyers großen Literaturgeschichten steht, wenn Bartels für diesen Mann in feiner großen Literaturgeschichte kaum drei Zeilen hat, während sein Buch über „die deutsche Dichtung der Gegenwart“ ihn überhaupt nicht erwähnt. Da schelten wir immer über das Haften und Treiben der Zeit, beklagen, daß ein wahrhaft künstlerisches Gestalten bei solcher journalistischen Erregtheit nicht möglich fei; aber die so schelten, gehen hin und beschäftigen sich selber nur mit jenen, die aufdringlich am Markte stehen und sich überall zur Beachtung vordrängen. Die ruhig in der Stille Wirkenden aber werden übergangen. Ich glaube, das stärkste Elend unserer Literatur, um die es heute ja – wir dürfen es uns nicht verhehlen – so kärglich bestellt ist, wie seit 150 Jahren nicht, liegt daran, daß die Dichtung in der Schriftstellerei aufgegangen ist. Das aber kommt daher, daß die Literatur zu fehr als Beruf im Sinne von Lebenserwerb ausgeübt wird. Das ist kein glückliches Verhältnis. Es gibt einige sehr starke Naturen, die ohne Schaden in einem Verhältnis zur Dichtung fanden, daß diese ihnen das tägliche Brot geben mußte, d. h. eigentlich kenne ich nur Schiller. Und auch hier war bekanntlich durch eine Staatspenfion die ökonomische Grundlage gegeben. Ich meine aber, es sei diese völlige Hingabe an die Dichtung nicht nur dann gefährlich, wenn fie Mittel zum Lebenserwerb fein muß, sondern auch darüber hinaus in rein ethischer Hinsicht. Es fehlt auf diese Weise zu sehr eine gesunde Reibung mit dem Leben; es fehlt die Harmonie einer vielseitigen Betätigung; es fehlt die Notwendigkeit, mit den Nebenmenschen zu schaffen und zu wirken. Gewiß, es ist hier schwer, das richtige Maß zu finden; wir kennen ja alle nicht nur Goethes „Taffo“, sondern auch Goethes Leben. Aber wenn man das Schaffen der Mehrzahl unserer heutigen dichtenden Schriftsteller ansieht, wenn man die lange BändeDer Türmer 1X, 10 Z6

554 Vom Zug der Toten reihe ihrer Werke durchgeht, so kann man sich doch der folgenden Erwägung nicht verschließen: „Diese große Zahl deiner Werke bedeutet eine Schädigung deines Gesamtwirkens. Wegen der großen Zahl deiner Bücher hast du uns dein Buch nie gegeben. Es fehlt die Gedrängtheit; es fehlt hier die letzte und größte Anstrengung deiner Persönlichkeit. Zu dieser maffenhaften Produktion bist du aber gelangt, weil für dich „arbeiten“ überhaupt nur noch „dichten“ war, weil es eine andere Lebensarbeit für dich nicht gab.“ Und traurig, wenn wir hinzufügen müffen: „Du hast zu viel geschrieben, weil du davon leben mußteft.“ Und doch ist dieser Fall auch bei glänzenden Namen so häufig. Frühere Zeitalter waren da beffer dran. Die meisten der Dichter, die wir hochschätzen, fanden in irgend einem Lebensberuf. Zugegeben, daß dieser oft eine Sinekure war, nur ein Deckmantel, unter dem eine Unterstützung gereicht wurde. Nicht nur, daß diese Art staatlicher Unterstützung an Künstler unendlich vornehmer ist als die jetzt allmählich in Aufnahme kommenden Pensionen und fogenannten Ehrengaben,

wobei dann durch alle Zeitungen geschleppt wird, daß der und der es nötig hat, fich solche Unterstützungen geben zu laffen – auch das leichteste Amt bedeutete für diese Künstler eine sozialökonomische Einstellung zur Welt. Es liegt darin ein starker Schutz gegen alles Artistentum. Die anderen Künste brauchen das nicht so nötig wie gerade die Dichtung. Von den bildenden Künstlern ist ganz zu schweigen. Diese brauchen nicht nur ein starkes handwerkliches Tun, sondern stellen auch dem Künstler Aufgaben, die von außen an ihn herantreten, sei es durch Auftraggeber, fei es, daß der Künstler selber eine bestimmte Zweckerfüllung mit feinem Werke im Auge hat. In beiden Fällen bedeutet das ein Schaffen in der Gesamtheit, eine Betätigung des ganzen Menschen. Nur der Musiker lebt in einer ähnlichen Gefahr wie der Dichter, wenngleich hier in der Form von Musikunterricht oder Dirigiertätigkeit ein gesunderes Mittel der geldbringenden Befchäftigung neben der eigenen Produktion liegt, als es für den Dichter Kritik und Journalismus bedeuten. Ich komme gerade in diesem Zusammenhang auf diese Frage zu sprechen, weil man fich der Überzeugung nicht verschließen kann, daß nur derjenige auf Beachtung in unserem Literaturleben zu rechnen hat, der immer wieder durch neue Werke die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zwingt. Dichter dagegen, die nur selten mit neuen Werken kommen, werden allzuleicht aus der Zahl jener Werte ausgeschaltet, mit denen man rechnet. Ich kann mir auf andere Weise die eben charakterisierte Gleichgültigkeit gegen Max Haushofer nicht erklären. Die Reihe der dichterischen Werke Haushofers ist allerdings sehr klein, vielleicht dürfte man hier jagen zu klein. Eine zweifellos starke dichterische Natur ist hier wohl weniger oft, als es gut gewesen wäre, dem Rufe der Muse gefolgt. Es ist ihm überhaupt immer nur eine kurze Zeit für dichterisches Schaffen geblieben; und diese hat er dann noch lieber einem dichterischen Leben gegönnt, als just der Mitteilung defen, was in ihm sich gestaltet hatte. Daher kommt es, daß auch die Werke, die endlich zur Gestaltung gelangen, meist etwas überfrachtet find mit Gedankenlast. Es ist zu viel verdichtende Tätigkeit vorangegangen, und die Unmittelbarkeit des Schaffens ging dabei verloren. Haushofer entschädigte dafür durch einen wunderbaren Humor, der ihm vielleicht gerade deshalb so goldig blieb, weil er ihn nie berufsmäßig ausmünzte. Haushofer war 1840 am 23. April in München geboren. Der Sohn eines Malers, hat er vom Vater wohl die Hinneigung zur Kunst, von der halb

 bäuerlichen Mutter, die von der Fraueninsel stammte, die Liebe zur Scholle, zur Natur und wohl auch zum praktischen Lebensberuf geerbt. Kunst und Natur hat sich ihm nachher in wunderbarer Weise verbunden, in einer leidenfchaftlichen Liebe zur Natur, in einem tiefen Erschauen der innersten Zusammenhänge ihres Lebens mit den großen Menschheitsfragen. Im übrigen widmete er fich feinem wissenschaftlichen Berufe, der Nationalökonomie, mit großer Hingabe, und er hat fast 40 Jahre dieses Fach an der Technischen Hochschule in München mit großem Erfolg vertreten. Auch der größte Teil seiner schriftstellerischen Arbeiten galt diesem Gebiet. Daneben fand er feinen Mann im öffentlichen Leben, nahm regen Anteil an allen Fragen des Gemeinwohls im großen Verbande des Staates und im engeren Kreise der Gemeinde. Er hatte als Vierundzwanzigjähriger einen Gedichtband herausgegeben; dann schwieg feine Muse jahrelang. Was ihm an Muße verblieb, wurde auf fröhlicher Wanderschaft verbraucht. Da endlich, im Jahre 1886, erschien seine erste große Dichtung „Der ewige Jude, ein dramatisches Gedicht“. Das war nun, wie es fich in folchen Fällen fast von selbst versteht, nicht Gabe der Muße, sondern des Zwanges. Die Frucht war reif geworden; nun mußte sie gepflückt werden. Sie war vielleicht etwas überreif geworden; das Werk ist zu reich an Gedanken und Beziehungen, tiefsinnigen Symbolen. „... Mein Ahasver Der ist schon längst kein Jude mehr. Ganz konfessionslos ist das alte Haus; Es ward einfach ein armer Mensch daraus, Ein armer Mensch! der ärmste! denn er trägt Den alten Jammer unentwegt Aus einem in das andere Jahrhundert, Daß sich der Fels, auf dem er ruht, verwundert. Doch Mitleid ist's nicht eigentlich, Was ich für ihn erwecken will! Für mich Ift fein geheimnisvolles Los Erbärmlich und doch riesengroß, Ist menschlich und doch weltentrückt, Daß Schauer oft mein Mitleid unterdrückt. Ich sehe den Unfterblichkeitsgedanken Verkörpert durch die Weltgeschichte schwanken, Als geisterhafter Greis, Erlösung suchend, Mit glühndem Blick, sich und die Welt verfluchend. Ein Götterschicksal ist's, in Staub gekleidet, Bewundert und

beklagt, verwünscht, beneidet.“ – Die Inhaltsangabe, die Albert Soergel in einer tüchtigen Studie über „Ahasver-Dichtungen feit Goethe“ (Leipzig, Voigtländer) gibt, möge die große Anlage dieser Dichtung Haushofers veranschaulichen. „Die Launen und Zufälle der Märchenwelt scheinen zu herrschen, aber hinter ihnen walten geheimnisvoll tiefe Gesetze. Im ersten Teile, „einem Mythus“, steigt das fagenumwobene Mittelalter mit allen feinen Idealen auf. Um die Zeit der Völkerwanderung beginnt er. Germanen stoßen auf Römer, Heiden auf Christen: ein römischer Feldherr kämpft mit einem germanischen Heerführer, ein Heide ohne Bildung mit dem Sproß einer überfeinerten Kultur. Walafried, ein junger, neunzehnjähriger Schüler des heiligen Severinus, ein Urenkel Ahasvers, zieht aus, den Ahn zu erlösen. Aber sie alle verfallen der Wunderwelt des Unterberges und feinen Mächten, der Saelde, der Aventiure, das neunzehnjährige Blut der Minne. Alle schlafenfie den tausendjährigen Schlaf, nur vor Ahasver

 schließt sich der Berg. In Zwischenaktsbildern gleitet sein Leben bis zu der Stunde vorüber, wo alle wieder erwachen, hinausziehen in die neue Welt, wo der unschuldige Knabe mit Minne nach Rom eilt, um feine Mission zu vollenden. Entsagung fordert der Papst von ihm. Minne fürzt verzweifelt fort, ein Kind von Walafried im Schoß. Nach zwanzig Jahren fällt Walafried, von diesem Sohne Wolfhart getroffen. Ahasvers Mahnruf, der die beiden, die fich nicht kennen, schützen möchte, verhallt. Er muß weiter wandern. Zwei Menschenalter später spielt der zweite Teil, „eine Tragödie“. In ihrem Mittelpunkt steht Elfe, Wolfharts Enkelkind. Ahasver hat sie zu dem Alchimisten und Arzte Ernst von Werth gebracht. Goethes Faust spukt in dieser Person nach. An dem Sproß Ahasvers erfüllt sich der Fluch. Auch das Mädchen drängt es in die Welt hinaus. Ein Ritter, Theodoros Thanatos, der Tod in menschlicher Gestalt, verführt fie; als reumütige Dirne kehrt fie aus der Welt heim. Ernsts Neffe Hugo weiht ihr feine Liebe, stößt sie aber von sich, als er ihre Vergangenheit erfährt. Else stürzt sich vom Turm herab, Ahasver ihr nach. Thanatos triumphiert auch über den Alchimisten, defen Lebenselexier er verschüttet, defen Laboratorium er in Brand gesteckt hat. – – Durch Hereinziehung der Gegenwart und Zukunft im dritten Teile, „einer phantastischen Komödie“, wird dies schwer zu deutende und mysterienreichste unter so vielen mysterienreichen Ahasverusgedichten zu einem umfaffenden Bilde des Lebens erweitert. Der Dichter der beiden ersten Teile tritt selbst auf. Man spricht sich über fein Werk aus und trifft die Vorbereitungen zu einem Münchener Künstlerfest. Auf diesem Feste, im Maskenspiel, erlebt der Dichter die wahre Ahasvertragödie, indem ihm ein moderner Ahasver, „Unwandelbares im Wandel der Zeit“, entgegentritt. Die Gegenwart kommt zu Wort und in den Maskenspielen die Zukunft bis zum Ende der Welt. Typen aus allen Ständen erscheinen und charakterifieren fich glücklich. Im Reflektieren zeigt der Dichter eine seltene Schlagfertigkeit. Menschen stellen Schatten und Symbole dar, und dazwischen sprechen wirkliche Schatten. Form und Wesen, Erscheinung und Bedeutung wechseln die Rollen. Die Sagengestalten des ersten Teiles treten wieder auf, zum Teil etwas vermenschlicht. Selbst der Tod lebt in einem modernen Totenmaler auf, wie eine Anwendung der Worte, mit denen Thanatos die Tragödie des zweiten Teiles geschloffen hatte: Es ist im größten Buch geschrieben, Daß nichts vergeht; nur hin und wieder wallt Des Daseins wechselnde Gestalt. Ein Spiel der Einbildung scheint alles, scheint namentlich der Mann zu fein, der, wie keiner grübelnd, allen wechselnden Gestalten folgt, von denen die eine verwirft, was die andre bejaht, der Mann, der im Maskenspiele wie im Leben die Rolle Ahasvers übernommen hat. Den „alten Sagenmenschen“ kennt das aufgeklärte Zeitalter nicht mehr. Aber Ahasver ist darum nicht tot. Ahasver fein heißt wie er fühlen, in unserm Falle den ewigen Rätseln, hauptsächlich denen des Daseins, nachgehen. Das tut dieser Markus Schwarz, genannt Ahasver. Zeitweilig sperrt man ihn in das Irrenhaus. Aber selbst dem nüchternen Direktor der Landesirrenanstalt scheint zuzeiten fein geheimnisvoller Patient, der fich für Ahasver hält, der Klügere zu sein, der das Tiefste aufzuspüren weiß. Über ihm lagert die Melancholie defen, der die Zarathustra-Gewißheit von dem ewig wiederkehrenden Leben nicht hat:

 Für mich ist fraglich nur ein einzig Ding: Das Ew"ge – ist es ein geschloßner Ring? Ist es ein Strom, der stets zur gleichen Quelle Entftrömt und nie zur alten Stelle Zurückkehrt? Diese Frage treibt Sich stets in meinem alten Kopf umher – Ich fürchte, daß sie unentschieden bleibt.“ – – –... Die Ahasver-Dichtung ist Haushofers reichstes Buch, wenn

auch feine späteren Gaben künftlerisch geschloffener find. Mit den Kleinigkeiten geben auch fie fich nicht ab. Nur tiefe Welt- und Lebensprobleme haben den gereiften Mann nach arbeitsreicher Berufstätigkeit zu dichterischem Schaffen gereizt. Und der Vertreter der nüchternen Wiffenschaft tummelt sich als Dichter kühn im fchrankenlosen Reiche der Phantafie. „Und will man mich ob dieser Träume tadeln: Ich weiß doch, wie sie die Gedanken adeln. Was dieses Leben auch versprach Llnd hielt: das Größere kommt noch nach.“ Die große Sehnsucht bleibt als Bestes zurück von allem Grübeln. Das tief finnige, in kühnen Gedankenflügen über alle Grenzen von Raum und Zeit hinwegfetzende Epos „Die Verbannten“ mündet in diese Erkenntnis: „Ein Heimweh gibt es offenbar Nach einem Dasein, das einst war Und wieder sein wird. Wenn es uns befällt, Vergeffen wir auch diese Welt.“ Wer Haushofer noch nicht kennt, beginne mit den Prosabänden „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits“ (ein moderner Totentanz) und „Allerhand Blätter“. Jene von wuchtigem Ernte, in schweren Linien und glühenden Farben sich aufbauend; diese voll toller Einfälle, in grotesker Laune alle Verhältniffe auf den Kopf stellend und doch von einer freundlichen Lebensweisheit. Danach aber greife man zum „Prinz Schnuckelbold“. Dieses Märchen offenbart im Humor und in der Fähigkeit zu gedrängtester Anschaulichkeit die Verwandtschaft mit Wilhelm Busch. Aber der ernste Grundgehalt, die edle Sehnsucht bleibt auch hier fiegreich, jene Sehnsucht, die auch dem Tod ruhig ins Auge blickt, weil er sie nur der Erfüllung näher bringen kann. K. St. 2. Torrefani Vielleicht daß fein am 13. April erfolgter Tod zu einer aufmerksameren Beschäftigung mit feinen Werken anregt und ihm eine gerechtere Würdigung verschafft. Man wird dann zum mindesten erkennen, daß die übliche Bezeichnung „liebenswürdiger Erzähler“ nicht ausreicht. Vielmehr wird man in der Tatsache, daß er wirklich etwas zu erzählen hat, daß seine Werke an Stofflichem reich find, nur die angenehme Zugabe erblicken zu der ungemein ficheren Darstellung der österreichischen Offiziers- und Adelskreise. Und wenn er lose komponiert, so entwickelt er ungemein scharfsichtig das seelische Leben vor allem der Frau. Baron Karl Torresani von Lanzenfeld ist am 19. April 1846 in Mailand geboren. 1889 entpuppte sich plötzlich aus dem intereffanten und um feines heldenmütigen Reiterstückes am Tage von Custozza beliebten Rittmeister der Wiener Garnison ein Schriftsteller, der gleich mit feinem Erstlingswerk

558 Vom Zug der Toten einen Treffer tat. „Aus der schönen wilden Leutnantszeit“ brachte es in kurzer Zeit auf drei Auflagen. Man wird sich wohl bald gesagt haben, daß die scheinbare Kunstlosigkeit der Form eben nur scheinbar ist, daß es im Gegenteil eine große Gewandtheit erfordere, ein wechselreiches Menschenschicksal würdig und ergreifend zu behandeln und dabei uns die Bekanntschaft des Offizierkorps einer Garnison zu vermitteln. Das ist überhaupt ein Hauptvorzug der Torrefanischen Darstellungsweise, daß bei ihm die Schicksale feiner „Helden“ nicht das Buch ausmachen; vielmehr ragen diese in dem Reliefbild des Lebens der ganzen Gesellschaft nur etwas höher heraus. Dadurch erreicht es der Verfaffer auch, dem Humor, ja der tollsten Komik mitten in der erntesten Entwicklung zum Rechte zu verhelfen. Darauf folgten die „schwarzgelben Reitergeschichten“, vier Erzählungen, die beiden ersten so toll, daß sie nur ein gesunder Reitermagen gut verdaut, die dritte eine hinreißende Liebesgeschichte, die vierte, wie eine Hogarthsche Zeichnung, keck, von einer gewifen Wildheit, dabei aber tiefgründig in echter Kenntnis des Menschenherzens. Der Doppelroman „Mit tausend Masten“ und „Auf gerettetem Kahn“ führt in die ungarische Aristokratie. Dieses Werk ist ärmer an Personen als die anderen. Dafür schildert es mit psychologischer Schärfe die Entwicklung einer feffelnden Frauengestalt, die, reich, schön und geistvoll, ihre Liebe einem herabgekommenen Adligen schenkt, um diesen emporzuheben. Betrogen, an Leib und Seele gebrochen, führt der zweite Teil sie vor. Die einst mit tausend Masten ins Leben fegelte, ist jetzt an den Lehnstuhl gefeffelt und hat alle Wünsche begraben. Aber der stolzen Ehrenhaftigkeit eines Lords gelingt es, das erstorbene Herz wieder zu wecken; auf gerettetem Kahn führt er fiel zum Glück. Das nächste Werk des Verfaffers ist in mancher Hinsicht sein bestes: „Die Juckerkomteffe. Roman aus der Gesellschaft.“ Ein so bunt bewegtes, gestaltenreiches, lebensvolles, lustiges und dabei doch tiefernstes Buch ist in unserer Literatur fast einzig dastehend. Dabei hat das Werk den Vorzug trotz der bedeutenden Handlung

ziemlich knapp gehalten zu fein. Wiederum in Offizierskreisen, ja zum Teil mit denselben Personen, spielt der zweibändige Roman „Der beschleunigte Fall“. Eine ergreifende Schilderung, wie ein tüchtiger Offizier durch die Koketterie eines schönen Weibes zugrunde gerichtet wird. In diese leidenschaftsbewegte Erzählung find Schilderungen von zwerchfellerschütternder Komik verflochten. In eine nicht so sicher beherrschte Umgebung führt der Wiener Künstlerroman „Oberlicht“; und was seit den „steirischen Schlöffern“ (1897) erschienen ist, feht nicht mehr auf der Höhe. Dagegen finden sich in den Sammlungen kleiner Erzählungen „Ibi Ubi“ und „Aus drei Weltstädten“ einige Stücke, die vielleicht das Beste von alledem find, was unter Maupaffants Einfluß entfanden ist. Ein schönes Buch find dann noch eine Lebenserinnerungen. „Von der Waffer- bis zur Feuertaufe“, aus denen man den im Leben rastlosen und unfteten Mann auch menschlich liebgewinnen wird. (St. 3. Adolf Stern Adolf Stern, der am 16. April, fast 72 Jahre alt, in Dresden gestorben ist, wurde im „Türmer“ zu seinem 70. Geburtstage gewürdigt (7. Jahrgang II, 403f). Allerdings mehr als Dichter, defen novellistische Werke jetzt in

Vom Zug der Toten 559 billigen Neudrucken (Heffes Volksbücherei, Wiesbadener Volksbücherei, Rheinische Volksbücherei, Reclam – hier mit ausführlicher Biographie) leicht zugänglich find. Seine eigentliche Bedeutung lag aber doch auf dem Gebiet der Literaturgefchichte; allerdings hat ihm seine dichterisch fein empfindende Natur hier so recht über alle philologische Gründlichkeit und historische Sachlichkeit zum liebevollen Verstehen geholfen. Die froh genießende Aufnahmefähigkeit dieses Mannes hat etwas Vorbildliches. Er, der zuerst im größeren Rahmen für die Hebbel, Ludwig, Keller, Anzengruber eintrat, hat wie feine „Studien zur Literatur der Gegenwart“ (1895) und „Neue Studien“ (1905) beweisen, auch für die jüngsten Erscheinungen offenen Blick und offenes Herz fich bewahrt. Seine Art zeigt sich am hervorragendsten in der siebenbändigen „Geschichte der neueren Literatur“ (1882ff). Das ist wirklich Weltliteraturgeschichte und nicht Geschichte der Literaturen der Welt; das heißt Stern bringt nicht im Nacheinander die verschiedenen Literaturen, sondern betrachtet sie als große Einheit, die er nach den allgemeinen, weltbedeutenden Geistesbewegungen gliedert. Befonders wohltuend berührt an ihm die vornehme Sachlichkeit und die persönliche Bescheidenheit, die des Kritikers Aufgabe im Dienen am großen Schaffen der Kunst erblickt, und nicht das künstlerische Schaffen anderer als das Reck betrachtet, das dem Kritiker die Gelegenheit gibt, durch geistige Turnerkunftfückchen zu glänzen. Gerade heute könnte dieses Beispiel fegensreich wirken. St. 4. Eduard Paulus Am Morgen des 16. April hat in Stuttgart Eduard Paulus die Augen für immer geschloffen. Der Tod hat im letzten Jahrzehnt unter den schwäbischen Dichtern furchtbare Ernte gehalten: zuerst Johann Georg Fischer, dann Karl Weitbrecht, vor kurzem Max Eyth, von den vielen kleineren ganz zu schweigen. Und jetzt ist Eduard Paulus nicht mehr, der originelle Mensch und Sänger, der als letzte Säule der verblichenen schwäbischen Poetenherrlichkeit in die Gegenwart hereingeragt hat. Bald wird es wohl noch deutsche Dichter aus Schwaben, aber keine schwäbischen Dichter mehr geben. Für unsere schöne Literatur ist die zunehmende Verwischung der Stammesunterschiede schwerlich ein Segen. Für die einzelnen Dichterpersönlichkeiten mag sie ihr Gutes haben. Denn eine Erscheinung von Paulus” starker Begabung konnte nur dadurch, daß er sich in die Kultureigentümlichkeiten feiner engeren Heimat einspann, das Schicksal unverdienter Nichtbeachtung jenseits der württembergischen Grenzen erleiden. Das war der Schmerz feines Lebens. Denn eine naive Freude am Erfolg und Beifall beseelte ihn wie so manchen Künstler. Und doch hätte er um des Ruhmes willen von feiner Eigenart nicht ein Tüpfelchen preisgegeben, felbst wenn er es vermocht hätte. So mußte er sich daran genügen laffen, über das moderne Dichtergeschlecht, mit dem er sich fo wenig verstand, im mündlichen Gespräch wie in gedruckten Versen feinen Spott auszuschütten. Und das war eine Waffe, die er zu gebrauchen wußte. Genau in einem halben Jahre, von feinem Todestage angerechnet, hätte Eduard Paulus feinen 70. Geburtstag begehen können. Er freute sich auf diese Feier, zu der er seinen Freunden eine übersichtliche Ausgabe seines gesamten poetischen Schaffens bescheren wollte. Zum Glück war es ihm wenigstens noch vergönnt, alle Vorbereitungen für diesen Plan zu treffen. Auf seinem Schmerzenslager brachte er das Manuskript zum Abschluß, das er

wenige Tage vor dem

560 Vom Zug der Toten Ende in die Hand seines Verlegers, des ihm seit langen Jahren befreundeten Geh. Kommerzienrats Adolf Kröner, legen konnte. So hat sich die Jubiläumsausgabe in eine solche aus dem Nachlaß verwandelt. Sie wird im kommenden Herbst im Verlage der Cottaschen Buchhandlung erscheinen, zwei stattliche Bände umfaffend, von denen der eine die lyrischen, der andere die epischen Dichtungen enthält. Wird fiel gleich denen, die mit Paulus' Muse näher vertraut find, nicht viel Neues bieten, so darf man doch hoffen, daß auch Fernstehende den Anlaß benutzen, sich mit ihr zu beschäftigen, und jedenfalls ist es für jedermann erwünscht, den poetischen Lebensertrag Paulus" im Zusammenhang zu befitzen und genießen zu können. Denn heute noch muß man feine Schöpfungen aus einer fast unüberfehbaren Menge kleinerer Veröffentlichungen zusammentragen, die bald Lyrisches, bald Episches, bald beiderlei Gattungen im Wechsel, mitunter sogar eine Mischung von Vers und Profa bringen. Schon 1859 veröffentlichte der Student im 22. Lebensjahre ein schlankes Gedichtbändchen, dem fich feit 1867 unter verschiedenen Titeln weitere anreihten. 1892 gab er allerdings feine „Gesammelten Dichtungen“ in einem Bande von 454 Seiten heraus (Stuttgart, Friedrich Frommanns Verlag). Aber gerade feitdem sprudelte ein Dichterquell immer üppiger, so daß fast Jahr für Jahr eine Neuheit auf den Markt kam: 1896 „Helgi, ein Sang aus der Edda“, 1897 die „Arabesken“, 1900 „Der Alte vom Hohen-Neuffen“ und „Drei Künstlerleben“, 1901 die Märchen in Versen „Aus Orient und Okzident“,1902„Heimatkunft“, 1904 „Wolkenschatten“, von Kleinerem abgesehen. Die acht letzten Lebensjahre durfte er fich, frei von aller Berufsverpflichtung, ganz feinen Liebhabereien und Träumereien überlaffen. Bis dahin hatte er ein Amt gehabt, das feinen Neigungen entsprach und nicht im Widerspruch zu seiner Muse fand. Er war am 16. Oktober 1837 in Stuttgart zur Welt gekommen. Sein Vater, der ältere Eduard Paulus, hatte sich einst aus einem Forstmann in einen tüchtigen Archäologen umgewandelt, der fich namentlich um die Erforschung der römischen Altertümer auf württembergischem Boden verdient machte. Daß er auch in den Chor der schwäbischen Lyriker eingestimmt und ein Bändchen schlichter, aus warmer Liebe zur Natur und zum deutschen Wald hervorgegangener „Wald- und Jagdbilder“ herausgegeben hat, ist nur im engeren Kreise beachtet worden. So fanden sich schon in dem Vater die verschiedenen Talente des Sohnes wenigstens in bescheidenem Maße vorgebildet. Der jüngere Eduard Paulus studierte Architektur und Kunstgeschichte, und da es ihm versagt war, die Dozentenlaufbahn für diese Fächer zu ergreifen, diente er dem württembergischen Staate in verschiedenen Stellungen: als Mitglied des Statistischen Landesamtes, als Konservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale und zuletzt als Vorstand der staatlichen Kunst- und Altertumssammlung mit dem merkwürdigen Titel „Oberstudienrat“. Namentlich ein vorzüglicher Kenner des mittelalterlichen Bauwesens, lieferte er zu einer großen Anzahl offizieller Publikationen wertvolle Beiträge und drückte dem groß angelegten Sammelwerke „Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg“ wie feinen Namen fo auch den Stempel feines Geistes auf Ferner gab er in selbständigen Schriften kunstgeschichtliche Schildereien aus feinem schwäbischen Heimatlande, das ihm von immer neuen Wanderfahrten her aufs innigste vertraut war. Den beiden Zisterzienserklöstern Maulbronn und Bebenhausen widmete er anziehende Monographien. Auch an einem Pracht-

Vom Zug der Toten 561 werk über Italien war er beteiligt. Wieder und wieder zog es ihn nach diesem Heimatlande der klaffischen Kunst, das fein begeisterungsfähiges Gemüt mit dem höchsten Entzücken erfüllte. Wie gründliche Fachkenntniffe Paulus besaß, fo blieb er doch auch als Kunsthistoriker in erster Linie phantasievoller Künstler, der die Inspiration an feinem Schaffen wesentlichen Anteil nehmen ließ und die Ergebnisse einer Studien in gehobener Dichtersprache vortrug. Paulus war unter den vielen Originalen, die das Schwabenland hervorgebracht hat, der Originellsten einer. Er hüllte sein Wesen in einen Dunstkreis köstlichen Humors, der manches, was man andern schwer verargt hätte, an ihm als ganz natürlich erscheinen ließ. Er liebte es, feine Person dem lärmenden Markt des öffentlichen Lebens zu entziehen und in feine stille Poetenstube oder in einen gemütlichen Kneipwinkel zu retten. Vom fichern Hafen aus verfolgte er mit Behagen die Stürme auf hoher See und begleitete die

Erscheinungen des Tages mit feiner scharfen Kritik, die wiederum bei jedem andern verletzend gewirkt hätte, in den liebenswürdigen Pauluschen Humor eingewickelt aber lediglich belustigte. Der ganze moderne Kulturfortschritt war ihm – weniger aus sozialpolitischen Erwägungen als aus romantischen Stimmungen – ein Greuel. Als echter Geistesaristokrat verschoß er seine Pfeile gegen Börsentum und Gründertum, gegen Millionäre und Protzen, verspottete die Menschheit ob ihrer „Herzkrankheit", lachte über die vielen Gesetze, die im Deutschen Reiche ausgebrütet werden. Doppelt zuwider war ihm das schwäbische Philistertum. Die Enge des württembergischen Landes und Horizontes drückte aualvoll auf feinen in die Weite und Höhe strebenden Sinn. Geboren, ach, in einem kleinen Lande, Wo jeder dritte Mann Kommerzienrat, Auf Schritt und Tritt weitläufige Verwandte – Mein Feuergeist sich kein Genüge tat. Er betrachtete die Satire als Notwehr gegen die Unbilden, die ihm feine Umwelt ohne ihr Wollen zufügte. Und doch – mit der herbsten Kritik vermochte er die tiefste, innigste Heimatliebe zu verbinden, die ihm die Verfe entlockt hat: Vor Heimweh müßt' ich sterben, Wär' mir verhängt einmal, Mein Brot mir zu erwerben, Zu fliehn aus diesem Tal. Ja, Paulus war der unverfälschte Schwabe mit den eingefleischten Gewohnheiten eines solchen, und auf die Dauer fühlte er sich nur unter feinen Landesgenoffen wohl. Diesen auffälligen Widerspruch hat er mit manchem andern Schwaben geteilt. Zuletzt waren Witz und Spott doch nur das Bollwerk, hinter dem er fich gegen das Ubermaß des auf ihn einstürmenden Gefühlslebens verschanzte. Paulus war eine enthusiastische Natur. Er schwelgte und schwärmte in jener göttlichen Trunkenheit, die keinem echten Dichter fremd sein darf. Er berauschte fich an der Größe deutscher Sage und Geschichte, er glühte für italienische Kunst und mittelalterlich-deutsche Architektur; höher schlug fein Herz beim Gedanken an die alte Kaiserherrlichkeit der Staufer, und helle Begeisterung entfachte das neuerstandene Reich samt dem modernen Heros Bismarck in feiner Brust. Ein warmes Naturempfinden beseelte ihn, und er wußte den schlichten Reizen feiner schwäbischen Heimat ebensoviel abzugewinnen wie der stolzen

 Pracht Italiens. Damit verschmolz fich ein mystisches Verlangen nach völligem Aufgehen in der Natur. Er war vorzugsweise elegisch gestimmt. Weiche Wehmut, fehnsüchtiges Klagen, schmerzliches Todesahnen gehörten zu den Grundzügen feines Wesens, das mit dem Justinus Kerners die meiste Ahnlichkeit zeigt. Alle diese Elemente find, fich durchkreuzend und verschmelzend, in Paulus" Poesie vorhanden, sowohl in der reinen Lyrik als in der Epik, die zur Milchform lyrisch-epischer Zyklen neigt. Wir haben an ihm gleichermaßen den Reichtum des lyrischen Stimmungsgehaltes und die Fülle der objektiv-dichterischen Betrachtungsweise zu bewundern. Die künstlerische Form handhabt er ohne übertriebene Angstlichkeit oder steife Pedanterie mit instinktiver Sicherheit, mag er die einfachen Klänge des gereimten deutschen Liedes erklingen laffen oder die Maße einer Sappho, eines Horaz nachbilden oder feine oft gerühmte Meisterfchaft im Sonett zu Hilfe rufen. Wie hoch oder gering man indefen den Wert seines Könnens im einzelnen veranschlagen mag, unter allen Umständen bleibt der entschiedene Eindruck einer echten Dichterpersönlichkeit bestehen, der das „Singen und Sagen" Herzensbedürfnis und innere Notwendigkeit gewesen ist. Eben darum werden ihre Nachwirkungen auch fortdauern. Rudolf Krauß AGEine Literaturgeschichte in Karten D „deutsche Literaturatlas" von Dr. Siegfried Rob. Nagel (Wien und Leipzig 1907, Hof-Verlagsbuchhandlung Karl Fromme. 6 Mk) ist zu jeder Literaturgeschichte eine sehr dankenswerte Ergänzung, im Grunde noch wichtiger als Bilder und Handschriftenproben. Denn dieser Atlas ist ein ausgezeichnetes Mittel, das literarische Schaffen in feinem Zusammenhang mit dem Volkstum, mit den geographischen und sozialen Verhältniffen jederzeit vorzuführen. Er ist eine ungemein fleißige Arbeit. Auf 15 in drei Farben gedruckten Tafeln sind 47 Karten entworfen, die dem deutschen Schrifttum vom 8. Jahrhundert bis 1848 gelten. Etwa 2000 deutsche Dichter und Denker find hier nun derartig eingetragen, daß einerseits Herkunft und Wirkungsort zu einem bestimmten Zeitpunkte sichtbar werden, andererseits natürlich auch der Anteil der einzelnen Provinz- und Volksklaffen am gesamten geistigen Schaffen hervortritt. Auf Nebenkarten find dann die Einzelrichtungen herausgearbeitet. Die erste Karte enthält die althochdeutsche Literatur der Klöster und Bistümer. Die Literatur ist noch ganz im deutschen Süden: die Schweiz und die österreichischen

Lande treten besonders hervor, daneben Elsaß, Bayern, Franken, danach Thüringen; das Kloster Gandersheim, in dem die Nonne Hroswitha dichtete, ist die nördliche Grenze. Die zweite und dritte Karte bringt die Blüte der mittelhochdeutschen Literatur, getrennt nach Epik und Lyrik. In diesem Falle hätte ich doch eine einzige Karte, vielleicht mit einem Farbenton mehr, gewünscht. Dadurch wären ja auch Lyriker und Epiker zu trennen gewesen. Andererseits hat auch die Trennung ihre Reize, weil man sehr deutlich sieht, wie der Westen und der Südwesten ihr Hauptgewicht in der Lyrik haben, während die Epik nach Bayern und Österreich hinüberdrängt. Auch jetzt ist der Norden eigentlich noch bedeutungslos. Dafür tritt Mitteldeutschland sehr stark hervor.

 Uberraschend, wie manche dieser Karten, wirkt hier eine Nebenkarte, die Walter von der Vogelweides Leben veranschaulicht. Ein für jene Zeit erstaunlich bewegtes Wanderdasein, aber doch von einer gewissen Ruhe und Stetigkeit der Bewegungen, zeigen die großen Wegelinien, die fast das ganze deutsche Vaterland als Wanderziel dieses helläugigen, nationalen Dichters umschließen. In der Verfallzeit rückt die Dichtung dann etwas nach Norden. Die Kanzelpredigt und jene religiös eingestimmte Dichtung, aus der das Kommen der Reformation herauszufühlen ist, blüht an den großen Kulturstraßen der Flüffe Rhein, Donau und Elbe. Die nächsten zwei Hauptkarten gelten der Reformationszeit, bringen Luther und die Reformationsdichtung, sodann Hans Sachs und die weltliche Dichtung seiner Zeit. Das Bild ist mit einem Schlage verändert. Die Literatur ist ganz in den Westen geschoben. Die sonst so ergiebigen bayerischen Erbländer find verstummt: Österreich ganz tot. Bayern weist auf dem Gebiete der weltlichen Literatur noch Namen auf. In der ganzen Bewegung ist neben dem Zug nach dem Westen der Hang nach dem Norden bemerkbar. Der Süden, der zu Ende des 16. Jahrhunderts dem Norden noch etwa die Wage hält, ist im 17. Jahrhundert ganz schwach geworden. Die eigentliche Vorherrschaft ist jetzt auf Mitteldeutschland übergegangen. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts beginnt sich der Süden – Österreich immer noch ausgeschloffen – wieder langsam zu regen. Neben den großen Hauptkarten 4–8 find hier die kleinen Nebenkarten – Humanisten und Übersetzer an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts nnd die bedeutenderen Neulateiner des 16. Jahrhunderts – charakteristisch. Ein anderes Kärtchen zeigt das deutsche Drama dieser Zeit. Wieder ein anderes die deutschen Sprachgesellschaften. Dann find die Jahre 1618 und 1648 festgehalten. Die Karte 8 zeigt die Zeit Gottscheds mit Leipzigs Vorherrschaft; daneben bewahren die Braunschweiger, Göttinger und Hamburger Gruppen immer noch die Vorherrschaft des Nordens. Aber die Schweiz beginnt wieder für den Süden einzutreten, und auch in Österreich erhebt sich langsam neues Leben. Wir kommen dann in unsere Klafikerzeit, wo ja der Mittelpunkt felbstverständlich in Weimar und Jena liegt. Doch sehen wir schon hier die wachsende Bedeutung der Großstädte, und von Beginn des 19. Jahrhunderts an find Berlin und Wien die Mittelpunkte der Literatur. In der Romantikerzeit tritt einmal die schwäbische Gruppe, um 1848 Frankfurt a. M. bedeutsam hervor. Hätte der Verfaffer fich entschließen können, noch die letzten Jahrzehnte in seine Darstellungen einzubeziehen, so würde sich ergeben haben, daß, wenn die Großstädte auch natürlich die Häufung der Fälle aufweisen würden, dennoch die Einzelprovinzen mit fcharf charakteristischen Persönlichkeiten das Gegengewicht zu halten vermögen. In diesem innerlichsten Sinne ist in unserer Literatur trotz aller Vorherrschaft der Großstädte gegenüber der Mitte des Jahrhunderts zweifellos von einer Dezentralisation zu sprechen. Sehr dankenswert find dann die zwei Tafeln Lebenskarten, auf denen der äußere Lebensgang unserer bedeutendsten Dichter von Luther bis Hebbel graphisch veranschaulicht ist. Das ist oft viel mehr als bloß äußerer Lebensgang. Wenn man Kleists wildbewegte Irrfahrten mit der geschloffenen Entwicklung von Goethes Leben ohne feine Reifen oder mit der Ruhe eines Grillparzer und Schiller vergleicht, so wirkt das wie ein Anschauungsunterricht auch für die geistige Art und Entwicklung der betreffenden Männer.

 Die Anfertigung derartiger Karten wäre übrigens eine wertvolle Bereicherung des Literaturunterrichts an unseren höheren Lehranstalten. Es ist in dem Buche fehr sorgfältige Arbeit geleistet, was um so anerkennenswerter ist, als es an wirklich gründlichen Vorarbeiten gefehlt hat. Möge der außerordentlich fleißigen Leistung der verdiente Erfolg zuteil werden! St. MNeue Bücher Charlotte Knoeckel, „Kinder der Gaffe", Roman (Berlin, Fischer, 4 Mk). Das ist

eins der erfreulichsten Bücher, die die Schulung durch den Naturalismus unserer deutschen Literatur beschert hat; denn in der Seele dieser Frau, deren erstes größeres Werk dieses Buch ist, lebt jener Geist der Liebe, der einen Millet oder Meunier beseelte im Gegensatz zu dem wissenschaftlichen Geiste eines Zola. Die Liebe ist hier so stark, daß ihr die Wahrheit genügt. Sie verfällt nicht der Tendenz, weder der der Anklage, die der Haß eines Zola großzieht, noch der des weichlichen Mitleids, wie wir so viel in unserer sozialen Literatur haben. Die Verfafferin fühlt wie Meunier oder Millet, daß in all dem Jammer und Elend, das fiel darzustellen hat, auch die Größe gedeiht, das Starke und Dauernde, und das dieses heraushebt über die Gegenwart. So liegt auch in der Art, wie fie ungeschminkt die Wahrheit sagt und alle Dinge beim rechten Namen nennt, nichts von Freude am Schmutz. Das Leben einer Weberfamilie, Mühting, in der Nähe von Mannheim, steht im Mittelpunkt. Er ein tüchtiger Mann, der den frühen Tod feines von der Schwindsucht hingerafften Weibes nicht verwinden kann. In diesem Weibe muß das Gute gelebt haben, das ihn selbst über die Umgebung emporhob, das in feinen Kindern wirksam ist. Denn Mühtings eigene Mutter hat kein Gefühl für die Größe des Schmerzes des Mannes. Das Leben, die Rücksicht auf eine Kinder zwingt ihn, ein zweites Mal zu heiraten. Jetzt trifft er die gewöhnliche, derbfinnliche, im Grunde vielleicht gutmütige, aber unerzogene Proletarierin. Von seinen drei Kindern trägt das Jüngste von der Mutter her den Keim des Todes in der Brust. Der Sohn Christian hat den eisernen Fleiß des Vaters und eine über den Durchschnitt gehende Begabung. Er findet schließlich Gönner und wird Lehrer werden. Eine echte Heldin des Alltags ist die ältere Tochter Luise. Aus dem Glück des Dienstbotenlebens in einem reinen und braven Haufe muß fiel in das schmutzig gewordene Elternhaus zurück, und hier verbraucht sie sich in Arbeit und der Freudlosigkeit des Daseins, in das noch die Liebe zu einem braven Jungen einige Lichtpunkte hineinbringt. Unter günftigeren Verhältniffen hätte sich wohl der Krankheitskeim, der einst auch ihre Mutter dahingerafft, nicht entwickeln können. Das ist die schwere Anklage gegen die Gesellschaft, die wir aus dem Buche mitnehmen, ohne daß fie ausgesprochen wird. Neben dieser Familie Mühting find zwei weitere Familien im Hause. Die eine des Arbeiters Eckel zeigt den Tiefstand des Proletariertums. Er selbst ist ein Säufer, ein schönes Weib verläßt ihn, um einem liederlichen Lebenswandel fich hinzugeben. Das Dirnenblut macht auch bei seiner Tochter Paula fich geltend, während sein Sohn der gemeine Nichtstuer wird. Umgekehrt hat es die Familie Kamp, Hankwerkersleute, zu einem gewifen

 Wohlstand gebracht. Hier weht die Luft bürgerlicher Tüchtigkeit. Der Sohn August wendet sich wieder dem Handwerk zu, und die Tochter Minchen kommt mit den Eltern aufs Land, wo sie ein kleines Bauerngut geerbt haben. August war es, der durch feine Liebe der tapferen Luise Leben verklärte. Den jungen Christian bringt die schöne Paula fast um das Lebensglück, denn wir hoffen am Ende, daß die guten Hände Minchens den in feiner rasenden Eifersucht fast zum Mörder gewordenen Burschen in den ruhigen Hafen geordneten Dafeins führen werden. – Das find die Geschicke, die das Buch uns vorführt. Alltagsgeschicke, wie sie fich täglich vollziehen mögen, kaum beachtet, bis einer mit den richtigen Augen hinfieht und die Lebenstragödie im kleinen Rahmen entdeckt. Wenn die Verfafferin ihr großes Talent ruhig ausreifen läßt, werden wir Wertvolles von ihr erhalten. Denn was diesem Buche fehlt, ist lediglich Technisches: eine gewisse Schwerfälligkeit des Vortrags und etwas Klischeeartiges in der Schilderung mancher Szenen, für die offenbar die Beobachtung des Lebens noch nicht ausgereicht hat. z Edmund Edel, „Berlin W. Ein paar Kapitel von der Oberfläche." (Berlin, Poll & Pickardt, Verlagsbuchhandlung) Es sind allerdings Kapitel von der Oberfläche, die der als Plakat- und Karikaturenzeichner bekannte Berliner Künstler hier zu einem Buche zusammengestellt hat. Denn fie find auch selber oberflächlich, gar zu sehr im Plakatstil, den am allerwenigsten die Satire verträgt. Eine eigentliche Satire ist wohl hier gar nicht erstrebt. Man merkt auf jeder Seite, daß der Verfaffer selber zu der geschilderten Gesellschaft gehört und in ihr im Grunde sich sehr wohl fühlt. Er ist auch persönlich entschloffen, selber mitzumachen, wenn die Zeit an ihn kommt, gönnt sich aber das eigentlich recht billige Vergnügen in jener Art, die Außerlichkeit und falsche Großtuerei, die völlige Kulturlosigkeit der Berlin WGesellschaft zu bespötteln, die sich in sehr frühen Tagesstunden im Café einstellt,

wenn man vorher gar zu lange einer der stets gleichartigen Berliner Gesellschaften beigewohnt hat. So wäre es sehr verkehrt, das Buch irgendwie wichtig oder auch nur ernst zu nehmen. Dagegen kann man es selber als einen Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte jener Berliner Gesellschaft, „bei der die Jugend nicht mehr denselben Gott bekennt wie die Väter", verwerten, um so beffer, als die Lektüre auch eine Eisenbahnfahrt verkürzen kann. k Jellinek, Jofef: „Kunstkaufleute", Roman aus der Berliner Theaterund Journalistenwelt. (Berlin, Hermann Walther. 5 Mk) Wie schon der Titel ahnen läßt, ein Bild von der Schattenseite dieses Berliner Literaturlebens. Es kann nicht schaden, wenn man über diese Journalisten- und Theaterkreise auch auswärts etwas unterrichtet wird, vor allem könnte es vielleicht manchen jungen Mann vor zahlreichen Irrwegen bewahren. Freilich, daß es einem so ergeht, wie dem hier geschilderten „idealen" Jüngling Feininger, kann nur dann geschehen, wenn in dem Wesen eines solchen Idealisten doch auch selber ein gutes Stück von Kaufmannsgeist steckt. Das tritt auch hier wider Willen des Verfaffers in den steten Bemühungen des jungen Mannes, „dabei" zu sein, hervor. Literarisch steht das Buch nicht hoch. Die gelegentlichen Huldigungen an gewife bekannte Persönlichkeiten, die mit ihrem vollen Namen genannt sind, wirken fast noch unangenehmer als die persönlichen Angriffe anf andere Kunstkaufleute, die man hinter den gewählten

 Decknamen leicht erkennen kann. Aber wie gesagt, als Warner für Unerfahrene kann das Buch gute Dienste leisten. John Ruskins vier Abhandlungen über die ersten Grundfätze der Volkswirtschaft. Aus dem Englischen von Anna v. Przychowski. ' Verlag von Eugen Diederichs (John Ruskin, Ausgewählte Werke, and V). Als diese Aufsätze seinerzeit in Cornhills Magazine erschienen, erregten fie zuerst im gut manchesterlichen England einen Sturm von Entrüstung und Wut. Damals war Thomas Carlyle der einzige, der mit Ruskins Anschauungen übereinstimmte und den Mut hatte, fich offen zu ihm zu bekennen. In einem Briefe an den Freund äußerte er sich unter dem frischen Eindruck der Ruskinschen Abhandlungen in der ihm eigenen temperamentvollen Weise u. a. folgendermaßen: „Ich las Ihre Artikel mit Wollust, mit Jauchzen und oft mals mit hellem Gelächter und Bravissimo-Rufen! Ein solches Ding plötzlich an einem Tage in eine halbe Million vernagelter britischer Hirnkasten geschleudert, wird viel Gutes tun. Ich bewundere an vielen Stellen die luchsäugige Schärfe Ihrer Logik, die glühende Beißzange, mit der Sie gewisse geschwollene Backen und aufgeblasene Wänfte anpacken. Verharren Sie die nächsten sieben Jahre bei dieser Arbeit. inzwischen freut es mich, daß ich mich von nun an in einer Minorität von zwei Stimmen befinde." Seitdem hat die Carlyle-Ruskinsche Partei nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Man kann wohl fagen, daß das Manchestertum in England unter der Wucht der Keulenschläge Ruskins in dem Moment zusammengebrochen ist, wo es innerlich zum Zusammenbruch reif war. In dieser Beziehung ist von Carlyle selbst wacker vorgearbeitet worden. Seinen großen Einfluß auf das englische Sprachgebiet verdankt Ruskin vor allem dem Wimstande, daß er zwischen dem schrankenlosen Individualismus der anglosächsischen Raffe, der im radikalen Manchestertum seinen theoretischen und in den Trusts feinen praktischen Niederschlag gebildet hat, und den hyperkollektivistischen Strömungen, die von Frankreich und Deutschland ausgingen, die glückliche Mitte gehalten hat. Außerdem aber auch noch der fast ebenso bedeutsamen Tatsache, daß er von der mechanistischen Geisteswelt der historischmaterialistischen Volkswirtschaftslehre theoretisch und praktisch eine gangbare Brücke zur ästhetischen Weltanschauung zu schlagen vermochte. In dieser Beziehung hat John Ruskin geradezu das erlösende Wort gesprochen. Die materialistische Weltanschauung ist nicht durch ihn gekräftigt, sondern nur in ihren lebensfähigen Bestandteilen zur Möglichkeit höherer geistiger Formen hinübergerettet worden. Dazu hat in nicht geringem Maße neben der überwältigenden Gedankenwucht der Ruskinschen Abhandlungen, die der Kritik fozufagen gar keine Angriffsflächen bot, die glänzende künstlerische Form ihrer Dialektik beigetragen. Seine Kritik der Mill-Ricardoschen Werttheorie gehört zu den klafischen Dokumenten nicht nur der Volkswirtschaftslehre und Weltliteratur, sondern der Menschheitsgeschichte. Wenn die Weltanschauung Ruskins einmal in die gangbare Tagesmünze der Wiffenschaft und der praktischen Volkswirtschaft umgewechselt sein wird, so

werden wir der Lösung der sozialen Fragen um einige gewaltige Schläge näher gekommen fein. Maurice von Stern

Z- Z) .- Y) «..- .N.. . NSN Bild'Idie KUNSf. Malerei und Photographie in natürlichen Farben Von Max Foth L1" Zeitschriften und sonstigen Publikationen bringen von Tag zu Tag häufiger sogenannte „Photographien in natürlichen Farben“. Bei Seemann und anderen Verlagsanstalten erscheinen seit mehreren Jahren Serien von Reproduktionen alter und moderner Bilder, Reproduktionen, deren Zeichnung und Farbengebung ausschließlich durch den photographischen Apparat vermittelt werden. Neuerdings gibt Johannes Emmer ein Werk heraus, welches „Welt in Farben“ betitelt ist und Naturschönheiten aus aller Herren Länder in Form von Dreifarbenphotographien dem Publikum vorführt. So verschieden diese neuesten Erfolge der Technik sonst beurteilt werden mögen, eines tritt immer deutlicher zutage: in den Augen der meisten Laien erwächst durch solche technischen Errungenschaften der Malerei eine ernstliche Konkurrenz. Diesen heute weitverbreiteten und vielfach vertretenen Irrtum zerstreuen zu helfen, das Falsche einer solchen Meinung aufzudecken, sollen die folgenden Seiten dienen. Zwei Wege find es, auf denen die Anhänger der Farbenphotographie ihrem Ziele zustreben: der direkte und der indirekte Weg. In einem Falle sucht man eine lichtempfindliche Platte herzustellen, die unter dem Einfluffe der auffallenden farbigen Lichtstrahlen direkt und ohne weiteres Eingreifen des Photographen das bunte Abbild der Natur festhalten kann. Dieses Verfahren ist jedoch vorläufig noch nicht so weit vervollkommnet, daß es praktisch verwendbar wäre. Vielmehr ist es der indirekte Weg, den die graphische Kunst einschlägt, wenn sie die Welt der Farben zu photographieren gedenkt: alle die uns zu Gesichte kommenden farbigen Naturaufnahmen und Reproduktionen find durch die sogenannte Dreifarbenphotographie erzeugt. Der Herstellungsprozeß folcher indirekter Farbenphotographien ist der folgende:

 Von der Tatsache ausgehend, daß alle überhaupt denkbaren Farbennuancen in der Welt sich aus den drei Grundfarben Gelb, Rot, Blau zusammensetzen laffen, zerlegt die Dreifarbenphotographie die zu reprodudierenden Farben des Aufnahmeobjektes in eben jene drei Grundelemente, um später in der Druckerei durch Libereinanderdrucken derselben von neuem die Tonabstufungen des Originals erstehen zu laffen. Der betreffende Gegenstand wird nämlich dreimal aufgenommen: das erstemal auf einer für gelbe Strahlen empfänglichen Platte, das zweitemal auf einer rotempfindlichen, das drittemal auf einer blauempfindlichen. Da jedoch solche Platten nie ausschließlich für die gewünschten Strahlen empfindlich find, sondern in geringerem Maße auch auf andere Lichtarten reagieren, so werden außerdem zwischen Platte und Gegenstand noch sogenannte Lichtfilter eingeschaltet, d. h. farbige Glasplatten oder Gelatinehäutchen. Der rote Lichtfilter läßt auf die rotempfindliche Platte nur rote Strahlen durchpassieren, der gelbe auf die gelbempfindliche Platte nur gelbe usw. Die so erhaltenen drei Negative weisen trotz des gemeinsamen Originals sehr wesentliche Abweichungen voneinander auf. Nehmen wir an, es sei ein schwarzer Tisch photographiert worden, auf welchem ein Veilchenstrauß in weißer Vase steht; daneben liegen eine Zitrone, ein paar Kirschen und eine grüne Birne. Auf der gelbempfindlichen Platte wird der schwarze Tisch, der überhaupt keine Lichtstrahlen aussendet, gar keinen Eindruck zurücklaffen, ebenso auf der rot- und auf der blauempfindlichen. Die weiße Vase da sie alle drei Grundfarben enthält, wird auf allen drei Platten einen geschwärzten Abdruck zurücklaffen. Den übrigen Gegenständen gegenüber jedoch verhalten sich die Negative durchaus verschieden. Die blauen Veilchen vermögen nur die blauempfindliche Platte zu schwärzen, auf die beiden andern können sie nicht einwirken. Die Zitrone wiederum wird nur auf der gelbempfindlichen Platte als schwarzer Fleck herauskommen, während auf den übrigen beiden die ihr entsprechende Stelle klar bleibt. Die Kirschen wirken nur auf die rotempfindliche Platte, die grüne Birne hingegen, deren Farbe sich aus Gelb und Blau zusammensetzt, schwärzt die erste und die dritte Platte, während die rotempfindliche allein unbeeinflußt bleibt uff. Die dunkeln und die durchsichtigen Partien der drei Negative werden demnach ganz verschieden gruppiert sein, also auf Bromfilberpapier kopiert durchaus verschiedene Bilder in Schwarzweiß ergeben. Nach diesen drei Negativen werden nun entsprechende Druckplatten auf chemisch-mechanischem Wege hergestellt, diese

mit den zugehörigen Farben bzw. Ergänzungsfarben versehen und übereinandergedruckt. Auf diese Weise werden die vorher künstlich zerlegten Farben des Originals auf dem Papiere wiederaufgebaut: an der für die Zitrone bestimmten Stelle gibt nur die gelbe Druckplatte ihre Farbe ab, die beiden andern kommen mit dieser Partie des Papiers nicht in Berührung. Für die grüne Birne geben dank der verschieden gestalteten Oberfläche nur die Gelb- und Blauplatte Farbe her, während bei der roten Druckplatte gerade hier kein Rot haftet usw.

Foth: Malerei und Photographie in natürlichen Farben 569 Im ersten Augenblick sollte man allerdings glauben, daß eine getreuere, eine genauere Wiedergabe der Natur gar nicht denkbar sei. Bei einigem Nachdenken stellen sich aber doch Zweifel ein, und wenn uns anfangs diejenigen nicht so unrecht zu haben schienen, welche die goldene Zeit der Malerei nun für abgelaufen erachten, so gewahren wir bald, daß diese falsche Ansicht auf zwei falschen Voraussetzungen beruht: erstens will die Malerei gar keine sklavisch genaue Wiedergabe der Natur ein, zweitens liefert uns die Photographie überhaupt und die Dreifarbenphotographie im besonderen gar kein so absolut getreues Konterfei der Natur, wie der Uneingeweihte glauben mag. Beginnen wir mit dem zweiten Punkt. Vor allem leiden die photographischen Objektive mehr oder weniger an dem Fehler, eine sogenannte übertriebene Perspektive zu geben. Die im Vordergrunde befindlichen Körper erscheinen auf der Photographie unverhältnismäßig groß: Kieselsteine werden zu Felsstücken, Bäche weiten sich scheinbar zu Flüffen u. dgl. Je näher dem Horizonte, desto rascher schrumpfen die Dinge zusammen, so daß die Berge im Hintergrunde einer Alpenlandfchaft häufig wie mäßige Hügel aussehen. Aber noch in anderer Hinsicht vermag die Photographie keine getreue Kopie der Wirklichkeit zu liefern. Bei voller Öffnung des Objektivs kann meist nur auf eine bestimmte Distanz scharf eingestellt werden; was näher oder entfernter liegt, kommt verschwommen heraus. Um sowohl im Vorder-, wie im Mittel- und Hintergrund annähernd die gleiche Deutlichkeit der Umriffe zu erzielen, muß die Linsenöffnung des Objektivs mehr oder minder stark abgeblendet werden, was jedoch zur Folge hat, daß auf dem Bilde die Luftperspektive unterdrückt wird, oder beffer das, was wir in der Photographie dafür nehmen. Vordergrund und Ferne scheinen auf dieselbe Distanz vom Auge zu rücken; der „Dunst", welcher weiter abgelegene Körper zu umhüllen scheint, verfliegt, und der Beschauer, welcher ja schon ohne dem auf das stereoskopische „Tiefenschauen" mit zwei Augen hier verzichten muß, wird der Raumillusion, der Illusion einer dritten Dimension fast gänzlich beraubt. Nicht allein das. Ein solches Bild entbehrt nebenbei auch der Brillanz, d. h. verfügt nur über schwache Kontraste von Hell und Dunkel: feine Körper sind unplastisch, das Bild ist flau, etwa wie ein Straßenbild oder eine Alpenlandschaft an trübem, regnerischem Tage, während vielleicht in Wirklichkeit eine südliche Sonne vom wolkenlosen Himmel strahlte. Ein weiterer Mangel der Photographie besteht darin, daß näher gelegene Gegenstände zu ihrer völligen Durcharbeitung im allgemeinen länger belichtet werden müffen als weiter vom Apparat abstehende, infolgedessen die Vorderpartien des Negativs gewöhnlich durchsichtiger geraten als die entfernteren Pläne, folglich umgekehrt beim Kopieren diese vorderen Partien dunkler gebrannt werden als nötig ist, während ja in Wirklichkeit der Vordergrund meist heller ist, mehr beleuchtet erscheint als die Ferne. Was speziell den Dreifarbendruck anbelangt, so kommt hier noch ein erschwerender Umstand hinzu. Angenommen, das Objektiv fei während der Der Türmer IX, 10 37

570 Foth: Malerei und Photographie in natürlichen Farben Aufnahme glücklich abgeblendet worden, der Entwickler richtig abgestimmt, die Kontraste gut abgestuft, so dürfte es doch nur in den seltensten Fällen gelingen, für jede der drei unter den Lichtfiltern erzeugten Negativplatten resp. der danach hergestellten Druckplatten die zugehörige zum Dreifarbendruck erforderliche Ergänzungsfarbe zu finden, in der nötigen Sättigung zu verwenden und dabei das richtige Verhältnis zu den beiden andern Farben zu wahren; ein geringer Fehler in einer dieser Richtungen erzeugt sofort eine falsche Tönung des ganzen Bildes. Jedenfalls ist ein solches Abstimmen der einzelnen Faktoren zueinander eine Aufgabe, welche ohne genügende Kenntnis von Farbenwirkung und Farbenmischung überhaupt unlösbar sein dürfte. Aber noch eine Eigenschaft der photographischen Platte blieb unerwähnt: Kein noch so vorzügliches Negativ kann je dem subjektiven Kontrast gerecht werden, was ja zur

Genüge schon aus dem Begriff des letzteren erhellt. Wir gelangen am schnellsten zum Ziele, wenn wir zur Erklärung des soeben Erwähnten sofort bei einem konkreten Falle beginnen. Der böhmische Maler Benesch Knüpfer hat ein Bild gemalt, welches eine Meerlandschaft darstellt. Unter einem grauvioletten, dunstgeschwängerten Abendhimmel umbrandet die See einige Uferfelsen, zwischen denen Nixen und Meerkobolde ihr Spiel treiben. Die Luft ist von orangefarbenem Lichte durchtränkt, Goldlichter spielen auf den Wogenkämmen, rötlicher Goldschimmer liegt über der fernen Küste, aber der Schaum im Schatten der Klippen des Vordergrundes ist ausgesprochen blau. Wie kommt das? Wir wiffen doch alle, daß solcher Schaum an und für sich (d. h. im weißen Tageslicht) vollständig weiß ist, andererseits kann die spezifische Abendbeleuchtung im Bilde auch nicht der unmittelbare Grund dieser Blaufärbung fein, sie könnte die Schaumflocken höchstens orangegelb färben wie die Küste und die Körper der Tritonen und Najaden. Diese Blaufärbung weißer und hellgrauer Flächen ist rein subjektiv, sie wird von uns, den Beschauern, selbst in die wirkliche Landschaft hineingetragen, da es eine Eigenschaft unserer Netzhaut ist, nach Ermüdung durch irgend eine Farbe sich an allen neutralgetönten Körpern die Illusion der Ergänzungsfarbe vorzuspiegeln. So erscheint unserem von dem rötlichen Sonnenlicht geblendeten Auge der weiße Wellenschaum blau (die Ergänzungsfarbe zu Orange), und ebenso erscheint uns das Tischtuch in der Laube rötlich gefärbt, nachdem wir längere Zeit in das sonnendurchglühte grüne Blätterdach über uns geschaut haben. Diese Kontrasterscheinung tritt aber nur dann merkbar hervor, wenn die wirklich gegebene Farbe (der Abendbeleuchtung, des Laubdaches) fehr intensiv ist. Der Maler steht nun vor einem Dilemma. Er verfügt über keine Farbe, die auch nur annähernd den grellen Ton des goldigen Abendfcheins wiederzugeben vermöchte; da aber die schwachen Mittel feiner Palette keine „Ermüdung“ der Netzhaut, mithin keine Kontrasterscheinungen hervorrufen können, so würde eine Darstellung obiger Seelandschaft fade und trübe aussehen, wenn ihm nicht glücklicherweise ein Kniff zu Gebote stände: er malt das in das Bild hinein, was unter den gegebenen Umständen eigentlich gar keine Daseinsberechtigung hat. Er malt objektiv jenes Blau hinein,

 welches in Wirklichkeit nur subjektive Augentäuschung ist, und nun geschieht ein Wunder: instinktiv, völlig unbewußt schließen wir aus dem Vorhandensein der blauen Tönung des Schaumes auf eine Intensität des abendlichen Sonnenscheins, die der Maler in so hohem Grade direkt nie hätte erreichen können. Der photographische Apparat besitzt jedoch keine nervöse, leicht ermüdende Netzhaut, eine tote Negativplatte „sieht“ den Schaum, auch bei grellster Sonnenbeleuchtung des Hintergrundes, stets nur so, wie er wirklich im Schatten ist, d. h. weiß. Und weiß gibt uns die Dreifarbenphotographie diesen Schaum tatsächlich wieder – sie kennt keine fubjektive Kontrastwirkung. Infolgedeffen verspürt aber unser Auge gar keinen Anlaß dazu, das Sonnenlicht sich illusorisch greller zu denken, als es auf der Photographie dargestellt ist, diese letztere bleibt somit für unser Empfinden im Vergleich mit der Wirklichkeit und dem gemalten Bilde flau, nüchtern, tot, – mögen ihre sonstigen Vorzüge auch noch so groß sein. Eine befriedigende Wiedergabe der Natur ist eben möglich nur durch entsprechende „Überjetzung“, nicht durch sklavische Kopie. Doch wenn wir sogar für einen Augenblick das Unmögliche für möglich hielten, wenn die Photographie sogar fubjektive Kontraste erzeugen könnte, auch dann noch bliebe ihr Wirkungskreis dem der Malerei gegenüber ein beschränkter. Sie könnte dann mit der letzteren höchstens auf dem Gebiete der Porträt- und Landschaftsmalerei konkurrieren; aber wie vermöchte fie mit Phantasieschöpfungen gleich Böcklins „Spiel der Wellen“ oder Schwinds „Naturgeistern“ zu wetteifern? Und die historischen Bilder und die Genrebilder? Blieben sie ihr nicht ewig unerreichbar? Aber gesetzt sogar, die im letzteren Falle sich bietenden technischen Hindernisse wären zu überwinden. Gesetzt, man könnte „Genrephotographien in natürlichen Farben“ erzeugen, indem man etwa entsprechend kostümierte, über vollendete Mimik verfügende erstklassige Schauspieler zu lebenden Bildern vereinigte und diese dann aufnähme. Gesetzt, man könnte dem „Historienphotographen“ fein Aufnahmeobjekt unter ungeheurem Kostenaufwand, bei Inanspruchnahme von Theaterbühnen, Kuliffen usw. mühsam aufbauen (wobei freilich der Theatermaler nicht zu umgehen wäre,

demnach ein fogenannter circulus vitiosus entstände), auch dann, sage ich, würden auf ewige Zeiten Dreifarbenphotographie und Malerei durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt bleiben. Denn die Malerei ist nicht allein Naturnachahmung, was viele zu glauben scheinen, sie ist zugleich auch eine Kunst. Mit anderen Worten: Die Malerei erstrebt gar keine absolute Naturnachahmung. Das, was für die Dreifarbenphotographie immer nur ein letztes, höchstes Ziel bleiben kann, ist für die Malerei (gewiffe zeitweilige Verirrungen kommen hier natürlich nicht in Betracht) – bloß das Mittel zur Erreichung eines höheren Zweckes. Schon beim Porträt läßt sich dieser Unterschied wahrnehmen. Asthetisch feinfühligere Menschen werden selten von der Photographie einer bekannten Persönlichkeit völlig befriedigt fein; eine solche Befriedigung zu gewähren, vermag nur ein wirklich guter Porträtmaler, trotzdem er die Gesichtszüge

 durchaus nicht immer alle „genau“ wiedergibt. Der Grund ist der, daß unsere Seele mehr oder weniger einem Siebe gleicht – um diesen groben Vergleich zu gebrauchen –, einem Siebe, das nur wesentliche, besonders hervorstechende, besonders häufig wiederkehrende Gesichtszüge zurückbehält, während alles übrige ihm entfällt. Diesem inneren, geistigen Bilde der betreffenden Person kann nur der Maler, soweit er Künstler ist, gerecht werden. Er malt sozusagen nicht die körperliche Erscheinung vor ihm, sondern die konzentrierte Vorstellung, welche er sich von ihr gebildet hat. Die Photographie dagegen bildet alles ab, was fiel in dem gegebenen einen Moment an dem Gesichte vorfindet, fiel betont alles gleichmäßig, fie verewigt gleich gewissenhaft Unwesentliches und Wesentliches, Vergängliches und Beständiges, Zufälliges und Charakteristisches, Form der Nase wie Sommersprossen, Kinnbildung wie Miteffer und Warzen. Sie stellt melancholische Leute heiter dar, wenn diese im Moment der Aufnahme gerade zufällig an ein komisches Ereignis dachten; fie verleiht kerngesunden, blühenden Menschen einen leidenden Zug, wenn diese zur Zeit der „Sitzung“ gerade vorübergehend an Kopfschmerzen litten. Alle diese in den Vordergrund gerückten „zufälligen Merkmale“ machen das photographische Porträt unserer im Innern gebildeten Vorstellung unähnlich, denn diese Vorstellung ist das Resultat, der Abzug von tausend und aber tausend solcher „Momentbilder“. Die Kunst ist nicht die Natur, die Kunst ist eine Epitome, sagt Goethe. Und schon der alte Dürer schreibt: „Die Kunst steckt in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat fie.“ Und dasselbe bewahrheitet sich in verstärktem Maße an der Landschaft. Die besten Landschaftsmaler aller Zeiten schufen nicht sowohl Kopien dieser oder jener Gegenden, als nach gewifen inneren Gesetzen aufgebaute „Seelengemälde“, zu denen jene wirklichen Naturausschnitte bloß den Anstoß, das Motiv abgaben. Die Kunst überhaupt und die Malerei im besonderen ist Aussprechen eines Inneren, ist Gefühlssprache, so wie die gewöhnliche Sprache Begriffssprache ist. Um sich mitzuteilen, benützt die letztere konventionelle Bilder, die Buchstaben, während die Malerei natürliche, allen von selbst verständliche Bilder dazu verwendet. Nur insofern sie an diese ihre „Schrift“ gebunden, ist die Malerei Nachahmung der Natur. In Wirklichkeit aber schildert sie nicht die äußere Welt, sondern die Stimmungen und Seelenregungen des Künstlers. Die sog. „Idealifierung“ einer Landschaft ist nichts weiter als eine zweckentsprechende Umprägung des unmittelbaren Natureindruckes, bis ein genügend klares Symbol der den Künstler beherrschenden Gefühle und Empfindungen gefunden ist. Sehr lehrreiche Einblicke in diesen Prozeß bietet das Buch Volkmanns: „Naturprodukt und Kunstwerk“. Somit könnte die vollkommenste Technik und der größte Kostenaufwand dennoch niemals die Dreifarbenphotographie zu einer ernstlichen Konkurrentin der Malerei machen, denn, wiederholen wir es noch einmal, das Höchste, was sie überhaupt erreichen könnte, wäre absolute Naturnachahmung, welche ja, wie wir soeben fahen, gar nicht das Ziel der Kunst

 ist. Der Dreifarbenphotographie wird immer der Mangel anhaften, daß fie kraft ihres Wesens keine Sprache der Seele zu sein vermag, daß fie dem Einfluß der dichterischen und malerischen Phantasie entrückt, daß sie mit unzerreißbaren Ketten an die nüchterne Wirklichkeit gefeffelt ist. Ihre Zukunft liegt auf einem anderen Gebiete: Ist sie keine selbständige Kunst, so ist sie doch die Reproduktionstechnik par excellence. Als solche, als Vervielfältigerin und Popularisiererin malerischer Kunstwerke steht ihr jedenfalls eine große Zukunft bevor, denn

hier teilen ihre Erzeugniffe die künstlerischen Vorzüge des Originals, während die eingangs erwähnten technischen Unvollkommenheiten des photographischen Objektivs dadurch in Wegfall kommen, daß es sich nicht mehr um eine zweidimensionale Wiedergabe des dreidimensionalen Raumes handelt, sondern um Reproduktion der ebenen Bildfläche durch die ihr parallele ebene Fläche der lichtempfindlichen Glasplatte. AZEs Schwinds Freskenzyklus: „Das Leben der heiligen Elisabeth" ie 700. Wiederkehr des Todestages der heiligen Elisabeth kann der Bildschmuck des „Türmers" nicht schöner und würdiger feiern, als durch die Wiedergabe von Schwinds Freskenzyklus auf der Wartburg: „Das Leben der heiligen Elisabeth". Es ist ein Glück, daß die schönste, an Erinnerungen reichte, durch das Weilen hehrer Persönlichkeiten geweihteste Burg Deutschlands gerade von Schwind ihre Bemalung erhielt. Wenn einer, so vermochte er darüber hinwegzuhelfen, daß ein künstlerisch geschloffenes Architekturwerk nach fieben Jahrhunderten in feinem Aussehen angetastet wurde. Nur eine Natur wie Schwind konnte diese Bemalung „stilecht" ausführen. Nicht historisch stilecht, wie jetzt überall „restauriert" oder überhaupt erst neu erstellt wird. (Ich denke mit Schmerzen z. B. der Bemalung des Osnabrücker Domes.) Denn dieses Zurückschrauben auf die künftlerische Ausdrucksweise einer längst vergangenen Zeit muß fast notwendigerweise für den Künstler Unwahrhaftigkeit oder äußerliche Handwerkerei mit fich bringen. Nein, Schwind konnte fich selbst treu bleiben, als er diese Fresken schuf, weil in ihm Geist von dem Geifte lebte, der einst die Wartburg geschaffen; weil ferner ein seelisches und künftlerisches Erleben so recht in dem Stoffe aufgehen konnte, den er hier zu bearbeiten hatte. Das heißt, vollkommen gilt das doch nur gerade von den Bildern aus dem Leben der heiligen Elisabeth. Bei den Bildern aus der thüringischen Geschichte hat er sich nur dort recht wohl gefühlt, wo er von der „Geschichte" loskonnte und Leben, wie er es in Natur und Volkstum fah, gefalten durfte. Und auch dem großen Bilde vom Sängerkriege fehlt bei aller Lebendigkeit im einzelnen die zwingende Überzeugungskraft des Gesamtvorgangs, und die Komposition baut fich nicht zu jener hohen Einheit auf, von der die Schauer der Monumentalität ausgehen. Schwind war kein Monumentalmaler. Er war kein Darsteller der Stärke, wohl aber der Innigkeit. So hatte er, den ein reiches Familienleben beglückte,

574 Neue Bücher die beste Hand zur Darstellung der eigentlich deutschen Frau, die nicht bedeutend sein will, aber den ihr Nahestehenden das Beste bedeutet. Ich glaube nicht, daß die bildende Kunst das Aufblicken der reinen Augen einer grundgütigen und tief liebenden Frau zum Gatten jemals schöner dargestellt hat, als hier im „Rosenwunder". Wie vertrauend, trotzdem er zürnt. Diesem Bild am nächsten kommt wohl „Die Vertreibung"; aber auch die vierjährige Braut gehört zu den so entzückend wohlwollend gesehenen Kindchen Schwinds; der Abschied ist frei von allem falschen Pathos, und auch die beiden letzten Bilder, die gewiß mehr „Historien" im landläufigen Sinne find, zeigen, um wieviel glücklicher München heute daran wäre, wenn statt Heß, Schraudolph, und fogar Kaulbach der nicht monumentale Schwind mit mehr Monumentalmalereien der bayrischen Hauptstadt betraut worden wäre. Ausgeführt hat Schwind diese Bilder 1855. Er hat mit ihnen feine Arbeiten auf der Wartburg beschloffen. St. Neue Bücher Herders Bilderatlas zur Kunstgeschichte. 146 Tafeln mit 1262 Bildern. Mit kurzer Übersicht über die Kunstgeschichte, Bilderverzeichnis und Register. Freiburg i. B, Herders Verlagsbuchhandlung. Dieser Atlas ist eigentlich dazu bestimmt, das Bildermaterial für den kunstgeschichtlichen Unterricht in den höheren Schulen zu bieten. Ich glaube, daß er dafür zu groß und darum auch zu teuer ist. Jedenfalls bringt er gerade für diesen Zweck viel zu viel Bilder. Man fieht ja schon an den angeführten Zahlen, daß durchschnittlich auf jede Seite 7 bis 8 Bilder kommen, wodurch natürlich die Verkleinerung so groß wird, daß eine eigentlich künstlerische Betrachtung des einzelnen Bildes fast ausgeschloffen ist. Gerade durch diese zu kleinen Illustrationen wird die rein stoffliche Betrachtungsweise von Kunstwerken großgezogen, die jeglichem künstlerischen Empfinden feind ist. Man befindet sich ja gerade bei der Kunstgeschichte immer in einem sehr schwierigen Fall. Die Anschauung ist zweifellos das Wichtigste, und so ist es erklärlich, wenn man danach strebt, möglichst viele Bilder zu geben. Dennoch zöge ich für meine Person für eine Kunstgeschichte eine geringere Auswahl sehr gut reproduzierter Bilder vor, zumal heute ja eine Unmaffe von Bildern auf allen möglichen Wegen

bis in die entlegensten Volkskreise hinein bekanntgemacht werden. Es ist dann das Wichtigste, einerseits große Entwicklungslinien zu ziehen, andererseits das Wesen der bedeutenden Persönlichkeiten scharf gegeneinander abzugrenzen. Das wäre nach meinem Dafürhalten vor allen Dingen die Aufgabe des kunft gefchichtlichen Unterrichts, weil auf diese Weise eine Grundlage fürs Leben geschaffen wird. Wer diese Kenntnis des großen geschichtlichen Entwicklungsganges befitzt und ein wirklich lebendiges Gefühl für das Wesen starker künstlerischer Persönlichkeiten gewonnen hat, dem wird es nicht schwer fallen, alle künstlerischen Erscheinungen, mit denen ihn das Leben in Beziehung bringt, in ein fruchtbares Verhältnis einzustellen. Solch ein Bilderatlas kann aber nun auch den Zweck haben, das für die gesamte Kunstgeschichte ausschlaggebende Material zu vereinigen und als selbständiges Werk so zu gestalten, daß es einerseits die Ergänzung zu jeder Wortdarstellung bietet, andererseits in fich selbst so geschloffen ist, daß die

Neue Bücher 575 Betrachtung dieser Bilder allein schon dazu ausreicht, ein lebendiges Gefühl für die Entwicklung der gesamten Kunst im einzelnen großzuziehen. Die bekannten kunsthistorischen Bilderbogen von Seemann z. B. find derartig angelegt und vermögen gewiß auch in hohem Grade diesen Zweck zu erfüllen. An sich wird man der Auswahl, die beim vorliegenden Atlas von Profeffor Sauer in Freiburg i. B. besorgt worden ist, im großen und ganzen zufimmen. Unter den „pädagogischen Grundsätzen“, nach denen die Auswahl besorgt worden ist, stand ja, man muß wohl sagen natürlich, auch der des Ausschluffes der Nacktheit. Ich für meine Person kann es nur lächerlich finden, daß den Primanern eines Gymnasiums die Nacktheit der griechischen Frauenplastik vorenthalten wird. Man müßte dann doch sorgen, daß diese jungen Leute niemals in ein Museum kommen und nie ein anderes Buch erhalten, um überhaupt den hier angestrebten Zweck verfolgen zu können, abgesehen davon, daß ich diesen ganzen Zweck für lächerlich halte und es im Gegenteil für ein großes Glück betrachte, wenn die Jugend von einem reifen Manne, der doch jedenfalls der Lehrer der höheren Gymnasialklaffen sein sollte, in dieses Problem des Nackten in der Kunst eingeführt würde. Ich denke hier mit außerordentlich dankbarem Sinn unseres als Pädagoge weit berühmten Gymnafialdirektors Deecke, der es musterhaft verstand, bei feinen Schülern die natürliche Unbefangenheit oder fagen wir auch ein von unreinen Nebengedanken freies Verhältnis zur Kunst früh zu erziehen. Abgesehen davon ist es natürlich künstlerisch einfach unmöglich, etwa zur „Venus von Milo“ nach deren Kopf ein Verhältnis zu gewinnen. Gut ist im allgemeinen die Architektur dargestellt, und vor allem ist für die Stilllehre ausreichendes Material gegeben. Stärkerer Widerspruch beginnt fich erst gegenüber der Neuzeit zu regen. Sie ist – auch da muß man schier fagen natürlich, denn es gilt fast für alle derartigen Werke schon in räumlicher Hinsicht – stiefmütterlich behandelt. Und so versagt selbstverständlich solch ein Werk gerade gegenüber der Aufgabe, ein Wegweiser durch die verwirrende Fülle von Richtungen und Bestrebungen in der neueren bildenden Kunst zu fein. Hier versagt auch völlig die Architektur; denn es wäre darauf angekommen, von der neueren Architektur hauptsächlich jene Werke vorzuführen, in denen etwas von neuem Geiste lebendig ist, in denen die Lösung neuer Probleme angestrebt ist, und nicht solche Werke, in denen die Gestaltung nach überkommenen Stilen geschaffen wurde. Bei der modernen Malerei wäre es möglich gewesen, selbst in den Bildertafeln große Entwicklungslinien durchzuführen. Das ist gar nicht angestrebt worden, und auch die Auswahl der Bilder macht vielfach geradezu den Eindruck der Verwendung eines zufällig vorhandenen Materials. Es fehlen eine Reihe der wichtigsten Sachen, wofür andere da find, die man gern hätte entbehren können. Gegenüber der neueren Zeit versagt auch die sonst recht gut unterrichtende textliche Übersicht über die Kunstgeschichte, die dem Werke vorangestellt ist. Die Aufzählung von Einzelheiten würde zu weit führen und gehört auch nicht hierher. Meine Ausstellungen find ja überhaupt mehr Wünsche nach einem derartigen Werke, das endlich wirklich die fehr bedeutende Aufgabe erfüllen könnte, die an einen Kunstatlas zu stellen ist. Innerhalb der vorhandenen gleichartigen Literatur vermag dieser neue Atlas schon fich zu behaupten, zumal die ganze Ausstattung, wie es fich bei dem Verlage fast von selbst versteht, fehr gediegen ist. A–

Zwei Faustopern Von Dr. Karl Storck oethes „Faust“ in der Musik ist ein so stoffreiches Thema,

daß sich schon besondere Bücher mit feiner Bewältigung abgegeben haben. Es wäre von großem Vorteil, wenn man sich dabei wenigstens für den Fall, daß man nicht bloß über Geschaffenes berichten, fondern die Möglichkeit des Schaffens ästhetisch untersuchen will, darüber klar würde, daß das Problem ein doppeltes ist. Es kann sich darum handeln, wie wir Goethes „Faust“ für die Musik erobern können, aber auch darum, ob wir die Fauftidee musikalisch bewältigen können. Ich glaube, diese Faustidee hat längst in der Musik ihren denkbar höchsten Ausdruck gefunden, und zwar durch Beethoven. Das Höchste, was Goethe in seinem „Faust“ ausgesprochen hat, die Quintessenz defen, was diese Dichtung zum Evangelium der modernen Welt machen konnte, aber auch das, was das Ewige ist, das am meisten aus tiefster Seele Herausgeschöpfte und unmöglich durch bloße Gedankenarbeit an dem vorhandenen Sagenstoff zu Erschließende, liegt in den Worten: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Für den Dichter, den Dramatiker, der nicht Ideen darzustellen hat, sondern zeigen will, wie aus den Erfahrungen und den Betätigungen der Welt eine Idee hervorgeht, der also ein Bild dieser Welt uns vermitteln muß, ergibt fich als einzige Darstellungsmöglichkeit des Problems, den Weg zu zeigen, wie in einem Menschen, der alle Tiefen und Höhen des vorhandenen Lebens durchgeht, der von den Leidenschaften des Menschentums in die Sündhaftigkeit, in die Tiefe hinabgeriffen wird, nicht untergehen kann, wenn in ihm das Streben bleibt; denn Streben bedeutet Entwicklung. Entwicklung heißt dem eigentlichen Sinne nach Vervollkommnung. Das Verlangen nach Entwicklung bedeutet Idealismus, ein geistiges Ziel der Höhe soll erstrebt werden. Darum muß das, was hoch steht, die Hand zur Erlösung bieten.

 Gott, als diese Vollkommenheit selbst, kann nicht das verdammen, was am meisten seinesgleichen im Menschen ist. Das Ziel einer Faustdichtung bleibt darum unverrückbar immer dasselbe. Auch die Lösung des Faustproblems. Die Dichtung wird uns aber dieses Problem nur dadurch wirklich nahebringen, wenn sie uns dieses stete Streben und das sich bemühend Streben vorführen kann; wenn sie uns überzeugen kann, daß keine anderen Wege zur Befriedigung der hohen Menschenseele vorhanden sind, daß keine andere Möglichkeit da ist, daß diese Seele zum Augenblick zu sagen vermag: „Verweile doch, du bist so schön.“ Darum wird jede Faustdichtung ein Weltbild werden; darum bietet jede Faustdichtung weniger die Entwicklung eines Charakters, dessen Anlage durch die eine Fähigkeit des Strebens von vornherein entschieden ist, als die Darstellung, wie sich dieser Charakter gegenüber den Erscheinungen der Welt stellen muß, um sich zu retten. Es wird also die Darstellung einer möglichst großen Zahl von Milieus einen wesentlichen Inhalt jeder Faustdichtung ausmachen. Zu diesen Milieus gehört vor allen Dingen aber auch die geistige Verfaffung der Welt, ihre Verfandes- und Forscherarbeit. Wir brauchen uns nicht lange zu überlegen, wo dagegen das eigentlich Mufikalische der Faust idee liegt. Das Wesen des Musikdramas in der Musik überhaupt ließe sich am besten als Psychodrama bezeichnen; nicht nur, weil die Musik die Darstellung des seelischen Lebens vermittelt, sondern auch im eigentlich dramatischen Sinne von Geschehen. Die Musik kann uns hier die Entwicklung seelischer Beziehungen mit höchster Eindringlichkeit vorführen, möglichst losgelöst von dem äußeren Geschehen. Das ist die Quintessenz des Musikdramas Wagners; aber sie kann auch in jenem Sinne Psychodrama fein, als sie uns vorführt, wie in der Seele eines einzelnen die Geschehnisse der Welt sich abspiegeln. Also nicht ein objektives Abbild der Welt will sie uns geben, dem gegenüber jeder einzelne, der dieses Abbild fieht, fich selber feinen subjektiven Eindruck zu gewinnen hat, sondern bereits das subjektive Bekenntnis eines einzelnen über den Eindruck, den ihm das Geschehen der Welt gegeben hat. Das Musikalische in der Faustidee liegt also darin, daß wir mit Hilfe der Musik selber Faust werden, daß wir mit Hilfe des musikalischen Schöpfers selber einer werden, der immer strebend sich bemüht und darum erlöst wird. Der Fälle, die die Welt darbietet zur Betätigung dieses stets bemühten Strebens, find unzählige. Das Tun der Seele, die Betätigung des faustischen Seins, ist dagegen immer dasselbe. Wir stehen bei Beethoven vor der Tatsache, daß von dem Hundert feiner Werke schier alle denselben Grundzug haben, denselben letzten Lebensgehalt, und daß sie doch untereinander völlig verschieden find. Faust in hundert Lebenslagen. Der Mensch immer wieder

vor den Kampf gestellt, der ihm Untergang droht, der ihn hinabziehen möchte; die Seele jedesmal im Kampf wider die Welt, in ihrem Streben, hinaufzukommen. Und es ist die Wunderbarkeit der Kunst Beethovens, die unvergleichliche Heldenhaftigkeit dieser Kunst, daß der Sieg immer wieder errungen wird, daß die Er-

 lösung immer wieder eintritt, daß die Seele immer wieder neue Jubeltöne findet, das Glück dieser Erlösung zu fingen. Auf der anderen Seite nun stehen die Versuche, Goethes „Faust“ der Musik zu gewinnen. Hier gibt es zwei Wege: den rein symphonischen, der dann schließlich eine nur im Inhalt einer einzelnen Deutung nahegebrachte Fortsetzung Beethovens bedeutet, und den musikdramatischen, der sich an die Vertonung von Goethes Gedicht wagt. Für die erstere Art zeugt neben mehreren Faustouvertüren die große „Faustsymphonie“ Liszts. Ohne mich auf die Würdigung dieser doch auch sehr stark von Lenau beeinflußten Tonschöpfung einzulaffen, erwähne ich hier nur eine Dreiteilung nach den drei Hauptgestalten: Faust, Gretchen, Mephisto. Das wirkt um so eigenartiger, als eigentlich auch die drei bedeutendsten dramatischen Versuche diese Dreiteilung zeigen: Berlioz' „Faust“, Gounods „Margarete“, Boitos „Mephistopheles“. Goethes „Faust“, dem man ja gewiß die Einheitlichkeit der letzten Gestaltung absprechen kann, nicht aber die in jeder Szene geniale Durchführung und nicht die Wunderbarkeit der Konzeption als Ganzes, ist ein deutliches Beispiel dafür, wie die Musik im Drama von außerordentlicher Bedeutung werden kann, ohne daß diese Dichtung selber ein Drama in Musik werden darf. Goethe hat gelegentlich das Wort gebraucht: Sein Faust beginne als Drama und endige als Oper, womit er wohl auf jene Wunderbarkeit des Geschehens und das über alles Irdische Hinausgehobene der letzten Abschnitte seines zweiten Teils hinweisen mochte. Er hatte ja schon gegenüber Schiller, der auch von der Oper eine Befreiung des Dramas erwartete, insofern in ihr die stoffliche Realität unwichtiger sei, gerade auf Mozarts Opern als Erfüllung hingewiesen. Und wenn er bei Helena an eine Sängerin dachte, so schwebte ihm, der die Italiener so gut verstand, ficher etwas von der göttlichen Heiterkeit dieses italienischen Opernstils vor. Eine Aufführung des „Faust“ ohne Musik ist denn auch geradezu unmöglich, da ja die szenischen Vorschriften immer wieder Musik erheischen. Aber darauf kommt es nicht an, sondern auf richtige Opern, die Stoff und Stimmung des Goetheschen Faust sich zu eigen machen. Wir haben da einmal den Versuch einer sogenannten deutschen Faustoper, womit ihr Schöpfer, Heinrich Zöllner, eine Faustoper meinte, deren dichterische Grundlage auch dem deutschen Goetheverehrer genügen könnte. Für mich ist diese Art, die darauf beruht, daß aus dem ursprünglichen Text alles „Überflüssige“ weggeschnitten wird, während dann der Rest wortgetreu in Musik gesetzt wird, das denkbar unkünstlerischste Verfahren. Ich habe das vor Jahren bereits im Türmer an Zöllners „Versunkener Glocke“ ausgeführt. Wir müffen uns, wenn wir unbefangen über solche Opern urteilen wollen, auf den Standpunkt stellen, in jeder Dichtung nichts weiter als die Gestaltung eines poetischen Stoffes, poetischer Charaktere und einer Idee zu sehen. Wir müffen uns dann damit abfinden, daß ein anderer hingeht und ein bereits fertiges Kunstwerk nochmals für sich nutzbar macht. Wir

 haben gegenüber diesem Verfahren nur dann etwas einzuwenden, wenn dadurch nach unserer Meinung eine Verkleinerung entstehen muß. Grundsätzlich hat niemand etwas dagegen, daß Nicolais „Lustige Weiber“ aus einem Lustspiel Shakespeares, daß Rofinis köstlicher „Barbier“ und Mozarts himmlischer „Figaro“ aus an sich meisterhaften Lustspielen Beaumarchais geschöpft find; ebensowenig wie man Shakespeare darum tadelt, daß er sein Drama „Romeo und Julia“ aus einer an sich ebenso meisterhaften Novelle Boccaccios schöpfte. Die Freiheit des Stofflichen kann eigentlich nicht weit genug gedacht werden, und erst die neuere Zeit ist darin ängstlicher, man möchte sagen habgieriger geworden. An sich bleibt es ja völlig gleich, woher ein Künstler feine Stoffe bekommt, ob aus einer Sage, Volksmythe, ob aus der Beobachtung des täglichen Lebens, ob aus der Geschichte oder auch aus einem bereits gestalteten Kunstwerk. Für den endgültigen Wert feiner Schöpfung kommt es lediglich darauf an, ob die Gestaltung, die er seinem Stoff gegeben hat, überzeugend und wertvoll ist. Der Fall wird erst dann schwer, wenn wir das Gefühl haben, daß ein Stoff in einem Werke bereits eine vollkommene Gestaltung gefunden habe. Jedenfalls tritt dann der Fall ein,

daß in der Gestaltung des Stoffes, der Charakteranlagen der Personen und wohl auch in der Aneinanderreihung charakteristischer Szenen Werte geschaffen find, die wir auf keinen Fall bei einer Neugestaltung vermissen mögen. Das find Werte, deren Verlust für uns so schmerzhaft ist, daß wir durch andere kaum entschädigt werden können. Man macht denn auch die Beobachtung, daß im eigenen Volke Opernschöpfungen nach wertvollen, im Volksbewußtsein lebendigen Dichterwerken kaum geschaffen werden. Fremden Völkern, die diese Achtung, diese große Liebe zu fremdvölkischen Schöpfungen nicht besitzen können, bleibt es vorbehalten, an die uns heiligen Güter ohne die für uns selbstverständliche Scheu heranzutreten. So find fast alle großen deutschen Dramendichtungen von Italienern und Franzosen zu Opern verarbeitet worden. Gerade Goethes „Faust" bietet dafür ein sprechendes Beispiel, und wir erfahren dabei auch, wie das Volk als Ganzes sich daran genügen läßt, wenn nur die großen Umrißlinien der Vorlage gewahrt werden. Freilich hat das ja meist den recht traurigen Grund, daß unsere großen Dichterwerke viel weniger gut bekannt sind, als man nach der Art schließen möchte, wie darüber geredet wird. Ja ich stehe nicht an, zu behaupten, daß gerade Goethes „Faust" aus Gounods „Margarete" weiten Schichten unseres Volkes viel vertrauter ist, als aus Goethes Dichtung. Man braucht dafür nur die Aufführungsziffern der Werke zu vergleichen. Der erste Teil von Goethes „Faust" ist eben für die meisten Menschen in sich geschloffen, ist also die Tragödie Gretchens. Der Dichter selber hat durch die wunderbare Schönheit, die er über diesen Teil gegoffen, es bewirkt, daß man vergißt, daß das nur eine Stufe im Leben ist. Was er vorführt, ist so reich, daß man sich daraus ein Leben füllen kann. Was wir anderen Gounod verübeln, ist ja auch keineswegs die Beschränkung auf den ersten Teil, da er

Storck: Zwei Faustopern 580 i" schon im Titel zeiat s nur di. will, fondern daß zeigt, daß er uns nur die Tragödie Gretchens vorführen heit gebr is er diesen Charakter Gretchens um die einzigartige Schön1NQUN ' die Goethe dieser Gestalt verlieh. Aber auch dabei übersieht das P QN "wieviel edler Gounods Musik ist als ein Text. Im übrigen ist Deutsch Ze aber natürlich ein urfranzösisches Werk geworden, das uns " niemals einen ganz reinen Genuß gewähren kann. – zwei " nicht mit diesem Werke wollte ich mich befaffen, sondern mit KH. ek ", die in unserem Bühnenspielplan nicht heimisch find: pheles" ' Lioz' „Fausts Verdammung" und Arigo Boitos „MephistoOOT uns eide Werke sind in der letzten Zeit beim Monte Carlo-Gastspiel ä das erstere außerdem in einer eigenartigen und für die fchen O ngsmöglichkeit des Werkes bedeutsamen Aufführung der „Komiine ei ver" in Berlin. Denn bei Hektor Berlioz handelt es sich nicht um ' eigentliche Oper; er selbst hat sein Werk als „Dramatische Legende" ezeichnet und es entspricht letzterdings so wenig den theatralischen Anforde' daß es bei uns hauptsächlich vom Konzertsaal aus bekannt ist. diese ' Aufführung der „Komischen Oper" hat aber bewiesen, daß auch leich "matische Legende" trotz ihres wenig theatralischen Zuschnittes, gleich Liszts „Heiliger Elisabeth", so viel innerlich dramatische Kraft hat, daß sie bei der Aufführung jeden empfänglichen Menschen im Banne hält, wenn diese Aufführung das roh Theatralische zu vermeiden versteht. Fausts Verdammung! Im Titel offenbart sich der Wesensunterschied von Goethe; im Titel zeigt sich, was uns Deutschen in Wirklichkeit " Näherkommen zu diesem Werke erschwert. Ein verdammter Faust Wozu hat dann Goethe überhaupt feinen „Faust" gedichtet? Da ist ja die Grundidee nicht weiter als im alten Faustbuche. Es ist in der Tat eine merkwürdige Erscheinung, daß Hektor Berlioz die Notwendigkeit der Erlösung Fausts nicht gefühlt hat. Freilich wird bei ihm Faust des Teufels Beute, um Gretchen zu erretten. Aber das ist nicht scharf genug herausgearbeitet, wie denn überhaupt das Werk unter der fragmentarischen Entstehungsweise leidet. Wenn eine Anderung an der inneren Struktur geboten ist, so liegt sie nimmermehr in der Annäherung an Goethes Dichtung, die für alle Aufführungen bis jetzt versucht worden ist, und die nur verhängnisvoll wirken kann, sondern in der schärferen Herausarbeitung dieser Stelle, die uns Fausts Untergang als Aufopferung für Gretchen zeigt. Das ist einmal echt Berlioz, dessen Liebesraserei zu allen Taten fähig war, und bedeutet auch eine Rettung des Charakters Faust. Berlioz war ja eine viel zu eigenartige und eigenwillige Persönlichkeit, als daß man von ihm etwas anderes erwarten könnte als urpersönlichstes Bekenntnis. Seiner Natur aber fehlte alles Goethische, viel eher hätte ein Geist zum Faust Lenaus verwandtschaftliche Beziehungen gefunden. So war sicher das, was ihn am

meisten ergriff, als er 1828 den ersten Teil der Gretchendichtung in G. de Nervals LÜbersetzung kennen lernte – der zweite Teil ist ihm nie bekannt geworden – das Zerriffene in Faust, das „zwei Seelen leben ach!

Storck: Zwei Fauftopern 581 in meiner Brust", das für einen Berlioz wie ein Selbstbekenntnis wirkte. Er hat damals die ihn am meisten packenden Szenen vertont und 17 Jahre später, als jener erste Eindruck der Goetheschen Faustdichtung in ihm doch schon etwas abgeschwächt war, unter dem Eindruck einer Reise in Deutschland es versucht, aus den einzelnen Szenen ein Ganzes zu gestalten. Für ihn ist der Grundgehalt der Faustidee pessimistisch. Das Ungenügen an der Welt und ihren Erscheinungen erfolgt nicht so sehr aus einem Drang nach Größerem, sondern aus dem Verlangen nach Genuß. Beides ist gewiß eng verwandt. Auch Goethes Faust will erst dann dem Augenblicke zurufen, daß er verweilen foll, wenn er ihm sagen kann: „Du bist so schön." Aber es ist eben ein anderer Mensch, der das fagen wird. Wie bezeichnend wirkt da der Schluß von Berlioz' Drama, wo der durch die Mitteilung von Gretchens Gefährdung erschütterte Faust Mephisto den Vertrag unterzeichnet, der ihn vom nächsten Tage ab zum Sklaven des Teufels macht mit der Begründung: „Was kümmert mich das Morgen, wenn heute ich leide?" Das Gegenteil ist Goethes Faust, der immer an das Morgen denkt, immer an das Vorwärtskommen und die Weiterentwicklung, und heute tausend Leiden auf sich nähme, wenn er dadurch morgen das große Ziel in sicherer Erfüllung sähe. Also an Goethes „Faust" gemeffen, ist der gedankliche und ethische Gehalt der Berliozschen Tondichtung klein. Doch hierbei ist ja noch das Schönste aus Goethe entnommen; diese Szenen allerdings dann in viel größerer Treue als etwa bei Gounod. Trotzdem erwünsche und erhoffe ich die Aufnahme dieses Werkes in den deutschen Spielplan. Es ist zweifellos die genialste Schöpfung, die der französische Geist auf dem Gebiet des Musikdramas geleistet hat; von unerschöpflichem Reichtum an musikalischem Geiste und doch auch an tiefem Empfinden: Gewaltig, groß und überzeugend vor allem überall dort, wo der Mensch in Berührung tritt mit der Natur; voll prickelndem Geist in der Rhythmik und von edler Schwärmerei in allem Lyrischen. Dann bietet das Werk die Gelegenheit zu wunderbaren Szenifchen Bildern, und wenn diese nicht zur Theatermacherei ausgenutzt werden, wie es Herr Gunsbourg von der Monte Carlo-Oper tat, sondern zu wahrhaft künstlerischen, malerischen Schöpfungen, wie es in der Komischen Oper, wenn auch nicht mit völlig zureichenden Mitteln geschah, so muß das Werk als Ganzes ergreifen und erschüttern. Freilich kann dann nicht genug davor gewarnt werden, durch Einschiebungen Goethescher Gedanken uns den Entwicklungsgang vertrauter machen zu wollen. Im Gegenteil, je stärker zum Bewußtsein kommt, daß dieses ein ganz anderer Faust ist als der Goethesche, um so vorteilhafter wird es für Berlioz' Werk sein, um so beffer aber auch für eine ethische Wirkung dieser dramatischen Legende neben Goethes unvergänglicher Dichtung. – – Ebenfalls von einem Romanen stammt der zweite Versuch, Goethes Faust dem Musikdrama zu gewinnen: Arrigo Boitos „Mephistopheles". Arrigo Boito, in Italien ein anerkannter Dichter, ist bei uns fast

582 Storck: Zwei Fauftopern nur als Textdichter bekannt. Als solcher unterscheidet er sich durchaus von seinen Kollegen. Der Grundzug seines Wesens ist Gelehrsamkeit. Er hat erkannt, daß das dramatische Gefüge einer Oper gegenüber dem Schauspiel vereinfacht werden muß; er hat aber nicht erfaßt, daß das Wesen des Musikdramas Entwicklung des Seelischen ist, sondern glaubt mit der Darstellung des Seelischen auszukommen. So ist er auf die Charakteroper gekommen. Er stellt einen Charakter durchaus in den Mittelpunkt einer Oper und beleuchtet diesen Charakter von allen Seiten. Er wählt dazu am liebsten Charaktere, die in sich feststehen, so daß nicht die Entwicklung eines so veranlagten Menschen vorgeführt wird, sondern uns gezeigt wird, wie ein derartiger Charakter zu den verschiedenen Erscheinungen der Welt sich stellt, wie er sich gegenüber den Ereigniffen, die an ihn herantreten, bewährt. Derartig ist Boitos „Othello", den er für Verdi geschrieben hat, und am charakteristischsten zeigt sich diese Art in feiner Dichtung für Verdis „Falstaff". Hier hat er aus allen Dramen Shakespeares, in denen Falstaff auftritt, die für diesen charakteristischen Züge zusammengetragen und zeigt uns nun im Gegensatz zum Falstaff in Nicolais „Lustigen Weibern" den dicken Hans auch noch im Verkehr mit seinen Dienern, und vor allem in seinen großen moralischen Betrachtungen. Das ist

Stärke und Schwäche dieser Textbücher; Stärke, insofern die geistige Teilnahme des Hörers geweckt wird, Schwäche, indem eine gewisse Unlebendigkeit des Ganzen dadurch hervorgerufen wird. Gerade in dieser Hinsicht ist es außerordentlich charakteristisch, daß Boito für sein eigenes dramatisches Hauptwerk Mephistopheles zum Helden gemacht hat. Es mochte ihn reizen, gegenüber der sonst allzu einseitigen Betonung der Bedeutung Fausts nun einmal den Gegenspieler in den Vordergrund treten zu laffen. Es hat ihm da nur leider feine moralische Gewifenhaftigkeit einen Streich gespielt. Zwei Drittel der Verse seines Textbuches find wörtliche LÜbersetzungen aus Goethes „Faust". So vernünftig der Gedanke ist, Goethe nicht überdichten zu wollen, so bedingt doch ein derartiges Arbeiten, daß das nunmehr Entstehende Mosaik bleiben muß, dem nicht nur die innere Einheitlichkeit, sondern vor allen Dingen alle eigenartige Entwicklung abgehen muß. Es ist unverkennbar, daß in Goethes „Faust" ein Drama, oder wenn man will, eine Tragödie „Mephistopheles" steckt. Man muß sich dabei allerdings vor allem an das „Vorspiel im Himmel!" halten und bedenken, daß es sich hier um einen Wettkampf der beiden Weltmächte handelt, defen Preis die Seele Fausts ist. Es liegt etwas Titanisches, Promethidenhaftes in diesem Vorgehen Mephistos, erst recht, da er die Gottheit als weltbeherrschend anerkennt. Aber Mephisto führt doch eigentlich den Kampf um seine Existenz, um seine Herrschaft über die Welt. Das ist bei Goethe nachher immer mehr zurückgetreten hinter dem Menschheitsdrama „Faust". Aber wenn einer nun hingeht und Mephisto in den Mittelpunkt des Ganzen rückt, müßte er auch den Mut haben, diese letzte Szene eines Mephisto-

 Dramas neu zu gestalten. Dieser Mut hat Boito gefehlt. Dann hat er, der so ehrfurchtsvoll der Dichtung des deutschen Genius gegenübersteht, sich eine schwere Sünde gegen den Geist derselben zu schulden kommen laffen. Für den „Faust" Goethes, den Faust, der alles erlebt und erstrebt hat, bleibt die einzige Lösungsmöglichkeit, daß er sich treu bleibt, indem er immer strebend sich bemüht. Darin liegt ja die wunderbar tiefe Religiosität des Goetheschen Faust-Dramas, darin ihr Ewigkeitswert, daß die Gottheit ihr Anrecht auf diese Seele geltend machen kann, trotzdem fiel äußerlich dem Satan verfallen ist. Darin liegt aber auch der Kern der Mephistotragödie, daß diese promethidenhafte Natur, die ihn selber zum Wettbewerb mit Gott anstachelte, im edlen Menschen zu Gott hinführen muß, weil hier prometheisch fein bedeutet: das Gute wollen. Hier hätte sich etwas Herrliches, durchaus Neues gestalten laffen. Boito aber schuf sich feinen Schluß sehr einfach, indem Faust gewissermaßen in der Rückerinnerung an seinen früheren Zustand die Bibel als Schutz verwendet und den Himmel und seinen Herrscher zum Schutz gegen die Hölle anruft. Außerlich, wenn man so will, vielleicht ein katholischer Schluß, oder auch ein evangelischer, jedenfalls ein kirchlicher, aber religiös schwach. Im übrigen hat Boito einfach die wichtigsten Auftritte aneinandergereiht. Also: 1. Prolog im Himmel, für den zuu Gesang der himmlischen Geister zumeist Verse aus dem Schluß des zweiten Teils der Goetheschen Dichtung verwertet werden; 2. Osterspaziergang und Vertrag mit Faust; 3. die Gretchentragödie in den drei Szenen, Garten, Walpurgisnacht, im Kerker; 4. die Helenaepisode, bei der er allerdings Mephistopheles zu sehr zurücktreten läßt; endlich Fausts Tod. Es find Szenen, kein Drama, aber gerade der Deutsche ist imstande oder müßte es doch sein, die verbindenden Fäden zu diesen Szenen aus seiner Phantasie zu spinnen. Boito als Musiker ist leider einer großen Zahl unserer Wagnerianer verwandt, d. h. er verfügt über großes Können, hervorragenden Geschmack, starkes Empfinden, Gefühl für Wirkung, kurz über alles, was zur Schöpfung eines dramatischen Werkes nötig ist, nur fehlt ihm die eigentliche schöpferische Ursprünglichkeit. Ein einziges Mal macht sich etwas derartiges geltend im großen Duett zwischen Faust und Gretchen in der Kerkerszene. Im übrigen gehört Boito seiner Tonsprache nach weniger zu Wagner, von dem er wahrscheinlich zu der Zeit noch nicht viel gehört hatte, als zu seinem Freunde Verdi, und für die Orchestertechnik hat er zumeist bei Berlioz gelernt. Aber wenn ihm so die wirklich starke LUrsprünglichkeit abgeht, so ist doch seiner Musik eine starke Wirkungsfähigkeit nicht abzusprechen. Wenn er es niemals erreicht, uns in den letzten Gründen zu ergreifen und zu erschüttern, so läßt er uns doch auch niemals kalt, und auch geistig weiß er uns immer durch neue Wendungen zu überraschen und zu feffeln. Man muß ferner bedenken, daß das Werk

beinahe 40 Jahre alt ist. Es wurde 1868 von dem damals 26jährigen Komponisten geschaffen. Es liegt also vor Verdis von Wagner beeinflußten Opern, und sicher ist nicht Boito durch Verdi auf Wagner

584 Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth“ hingelenkt worden, sondern das Verhältnis liegt umgekehrt. Freilich hat Verdi dann mit unvergleichlich höherer Genialität das Vorbild des Bayreuthers fich zunutze gemacht. Aber für die geschichtlich gerechte Würdigung muß man bedenken, daß diese Oper immer noch in die hohe Blütezeit Meyerbeers fällt, und da wird man ihr, erst recht für die Heimat des Komponisten, ganz hervorragende erzieherische Verdienste zum Musikdrama nicht absprechen können. g Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth“ ie heutige Notenbeilage, in der wir dank dem Entgegenkommen des Verlages von C. F. Kahnt in Leipzig einen größeren Abschnitt aus Franz Lifzts „Legende von der heiligen Elisabeth“ bringen können, steht in engster Beziehung zum Bildschmuck dieses Heftes. Nicht nur, weil die heilige Elisabeth hier wie dort gefeiert wird, – Liszt hat auch gerade durch Schwinds Fresken die Anregung zu seiner in sechs Bilder gegliederten Tondichtung empfangen. Zwischen 1858 und 1862 ist fie entstanden. Die eingehende Würdigung der Persönlichkeit und des Schaffens von Franz Liszt gehört zu den nächsten Aufgaben, die unsere Musikabteilung fich gesetzt hat. So feien heute hier nur die zutreffenden Bemerkungen Rudolf Louis” aus feiner schönen Biographie Liszts über die Musik dieses Werkes wiedergegeben: „Was die Lisztsche Elisabethmufik vor allem auszeichnet, ist ihre geradezu herrliche Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, und eine Folge davon: ihre wahrhaft erhabene Einfachheit und Schlichtheit. Was dem Künstler das Herz bewegt, wozu ihn Dichtung und Situation anregen, das spricht er in Tönen aus, so, wie ihm „der Schnabel gewachsen ist“, und unbekümmert darum, ob nun auch etwas, vom technisch musikalischen Standpunkt aus betrachtet, „Interessantes“ dabei herauskomme. Wie überall in feinen Werken, verzichtet Liszt auch in der Elisabeth von vornherein auf alles „Musikantische, auf jegliches Prunken und Protzen mit dem Schulsack und gelehrten Handwerkszeug des „guten“ Musikers... lediglich deshalb, weil es ihm unmöglich ist, etwas kompliziert zu sagen, was man ebensogut in einfachster Weise ausdrücken kann, weil seiner so eminent wahrheitsliebenden Natur alle Phrase, alles Gekünstelte und Gemachte im Innersten fremd ist. Darum schreckt er gelegentlich, und wenn es ihm gerade paffend erscheint, auch vor dem nicht zurück, was ein ekles Ohr vielleicht „trivial“ nennen könnte: selbst das zieht er dem „Gesuchten“ vor.“ (a. a. O. S. 84) Es ist übrigens im „Türmer“ schon einmal von Liszts „heiliger Elisabeth“ die Rede gewesen gelegentlich ihrer Aufführung am Stuttgarter Hoftheater (V. Jahrg. 2. Bd. S.372). Was ich dort sagte, hat sich bewährt. Das Werk ist auf der Bühne lebensfähig und vermag sich eine edle Volkstümlichkeit zu gewinnen. Es ist in bühnentechnischer Hinsicht Berlioz' „Faust“ verwandt, wäre aber für unser Musikleben noch fruchtbarer als religiöse Festmufik edelster Art. Möge ihm in dieser Hinsicht auch von der Bühne aus eine immer reichere Wirkungsmöglichkeit beschieden fein. St. Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W, Landshuterstraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

/ er TErswo LLCS

F

N 1, In Sachen GebDren") – SG-IC-SIX. "Wahrg. Hugust 1907 Heft 11 Graf Artur Posadowsky Von Dr. Richard Bahr n den Reichen des Padischah schickte man ehedem (ich weiß nicht, ob es heute noch geschieht) mißliebigen Staatsmännern die feidene Schnur. Wir sind zivilisierter. Wir schicken ihnen – je nachdem – einen Generaladjutanten oder Herrn v. Lucanus. Aber im Effekt ist's so ziemlich dasselbe, und wenn die stille Tragik, die diese neudeutschen (oder heißt man sie beffer: neupreußische?) Ministerabgänge umwittert, bislang sich nur selten uns aufgedrängt hat, so liegt das daran, daß wir zumeist so gar kein inneres Verhältnis zu den Männern haben, die uns recht und schlecht regieren. Sie find uns in der Regel entsetzlich gleichgültig, die Herren Minister. Werden fie's, ziehen Familienverbindungen oder das Adlerauge des Königs fie aus irgend einem Regierungs- oder Oberpräsidium, neuerdings wohl auch aus einer

Bürgermeisterei hervor, so hören wir voll Andacht, gelegentlich wohl auch bloß mit leisem Schmunzeln, wie ein Chor unterrichteter Männer die Stärke ihrer Gaben preist und die Unsumme ihres Fleißes. Hinterher findet man gewöhnlich, daß die Seher irrten. Aber es regt uns nicht weiter auf. Ein paar Zeitungen murren vielleicht (die schöne Floskel erbte nun schon die dritte Generation): derselbe Faden, eine andere Nummer. Und find doch wieder höchlicht beglückt, wenn der neue Mann zweimal im Jahr eine sorgfältig vorbereitete Rede hält, die von fern nach Kultur duftet und ganz verschämt auch nach Persönlichkeit. Kurz, wir find es gewöhnt, Der Türmer IX, 11 Z8

586 Bahr: Graf Artur Posadowsky daß Mittelmäßigkeiten oder – sagen wir höflicher – Männer von Durchschnittsbegabung über uns regieren, und manche mögen wohl meinen: das gehöre nun so (was es nicht tut) zu unserer nichtparlamentarischen Regierungsweise. Trotzdem ist die Sehnsucht nach wirklichen Führern an der Ministerbank und das Verständnis für Größe in unserm Volk nicht erloschen. Dutzende sah man teilnahmslos kommen und sparte nicht an schadenfrohem Spott, wenn Charon-Lucanus sie zur Fahrt nach der Insel der seligen Minister lud, da Viktor v. Podbielski und der lange Möller in Zärtlichkeit Bülowicher Treue nachfinnen. Als aber um das letzte Drittel des Monat Juni das nämliche Los auch den Grafen Artur Posadowsky traf, ward die Volksseele doch mitgetroffen. Auch wer niemals selbst die seltsam bewegende Stimmung in diesen Ministerhotels eingefangen hat, in denen plötzlich von heute zu morgen das große Einpacken beginnen muß; wo die Exzellenz, um die sich bis dahin das ganze Getriebe gedreht hat, über Nacht zum geduldeten Mann im Gartenhaus wird, den man mit unanständiger Haft zum Auszug drängt, empfand diesmal doch etwas von der Brutalität des Vorgehens. Und ob die Offiziösen auch das Blaue vom Himmel herunterlogen und dienstwillige Helfer fanden bis weit ins Lager der Demokratie – so ganz mochte das Volk sich doch nicht beruhigen. Graf Posadowsky war, wonach er sich in den Stunden der Verbitterung (sie kehrten in den letzten Jahren immer häufiger wieder) so oft gesehnt hatte, als ein freier Mann davongegangen, den hinfort keine Rücksicht binden sollte, die Wahrheit zu suchen und zu bekennen. Aber in den Blättern erörterten sie noch immer die schmerzliche Frage: war es nötig, daß er ging? Und allen Vertuschungskünften zum Trotz meldeten sich da und dort neue Zweifler an der offiziösen Legende. Als harte Staatsnotwendigkeit hatte die uns den Rücktritt begreifen lehren wollen. Graf Posadowsky sei ja ein ganz brauchbarer Sozialpolitiker gewesen und ein überaus fleißiger und unterrichteter Minister, – daß ihm die eigentlich „staatsmännischen“ Oualitäten fehlten, ward dabei immer wieder durch die Blume angedeutet – aber in die „neue Situation“ hätte er nicht gepaßt. In diese neue Situation, wie ich fiel interpretieren möchte, der tatsächlichen Huldbeweise für die Konservativen und der unermüdlichen Versprechungen an die Adreffe der Liberalen. Der sei nun einmal rettungslos in Zentrumsbande verstrickt gewesen, und wenn er auch zuweilen einen Anlauf genommen, sie abzustreifen, wozu man ihm ja reichlich Zeit gewährt hätte – es wäre ihm nicht gelungen. Der leitende Staatsmann aber brauche freudige Helfer bei der Durchführung „seines Programms“, und darum habe Fürst Bülow die Rührung unterdrückt und den nagenden Schmerz, und dem Gemeinwohl das schwere Opfer gebracht... Ich klage die beamteten Männer nicht an, die dergleichen Unsinn in Hirn und Feder gefügiger oder gedankenloser Preßleute träufelten. Sie erfüllten nur ihre Obliegenheiten gegen den, der sie in Amt und Pflicht nahm; der wider feinen obersten Chef konspirierende und intrigierende Regierungsrat Martin wird

Bahr: Graf Artur Posadowsky 587 in unserer Beamtenschaft hoffentlich auf lange hinaus ein seltener Vogel bleiben. Sie erfüllten sie sogar mit einer ans Virtuose grenzenden reifen Kunst. Wer’s dahin gebracht hat, daß ausgesprochen demokratische Blätter zu Herolden einer im großen wie im kleinen konservativen Regierung wurden; wer durch eine weise auf Vorrat schaffende Arbeit eine communis opinio weckte, die so ziemlich das Gegenteil darstellt der wirklichen Dinge, darf sich stolz den größten Meistern feines Fachs gesellen. „Höher geht's nimmer“ sagen sie drunten in Bayern. Schlimmer schon wog der Anteil der Presse an diesem Handel. Zeitweilig schien's, als ob alles eigene Urteil, jedwedes Erinnerungsvermögen und die letzten Reste von Unbefangenheit auf Reisen geschickt wären. Man fang, wie die Offiziösen summten, und wenn das Gewissen schlug oder da und dort ein Leser von zuverlässigerem

Gedächtnis aufbegehrte, wies man eifrig an fremden Zeitungsstimmen nach, daß auch andere so gesungen hatten. Genau so falsch, genau so befangen, genau nach denselben (das freilich unterließen sie beizufügen) an der nämlichen Stätte ausgeteilten Vorlagen. Vergebens hat Graf Posadowsky, vor defen Tür nicht wie beim fürstlichen Nachbar ein Preßdezernat mit flammenden Schwertern oder gezückten Federn Wache hielt, die handgreiflichsten Lügen abzuwehren gesucht. Umsonst auch druckte in der „Nationalliberalen Korrespondenz“ ein wackerer Mann, dem Dank und Ehre gebührt, die verlästerte Rede vom 28. Februar nun nochmals nach, so durch den Augenschein lehrend, daß Graf Posadowsky den abwesenden Kanzler ungemein würdig, fachlich und eindrucksvoll gegen die Angriffe des Zentrumsmannes Gröber verteidigt hätte. Was macht man mit unbequemen Richtigstellungen? Man schweigt sie einfach tot. Wer aber ein besonders tapferes Herze im Busen nährte, wie das Blatt, dem nach einem letzthin verbreiteten Gerücht neuerdings die Kaiserfamilie ausgeliefert sein sollte, der nannte die eigenen Lügen kurzerhand „gut beglaubigt“ und schalt das Dementi „nicht begründet“. Und dann – die Voffin stellte es stirnrunzelnd fest – war Graf Posadowsky ja auch ein „Agrarier“ gewesen. Und an der Weser entdeckte ein Dümmling: der bisherige Staatssekretär habe den Plan der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine „verpfuscht“ und sich zum neuen Vereinsgesetz „zweideutig“ geäußert. fe e se Der Agrarier Posadowsky! Es ist das Unfeine an unserer politischen Diskussion – und das macht sie gemeinhin so unfruchtbar und stellenweis zu einer wahren Pein für Leute von einiger historischen und staatswiffenfchaftlichen Schulung – daß sie nur mit Klischees arbeitet, mit Etiketten und festgefrorenen Begriffen. Die Böcke zur Linken, die Schafe zur Rechten: wer nicht in allem und jedem für mich ist, ist wider mich und ein zu bekämpfender Gegner. Daß die Dinge in Wirklichkeit erheblich komplizierter liegen; daß man noch kein „Reaktionär“ ist, wenn man unter bestimmten Bedingungen den Freihandel für eine Riesentorheit hält; noch lange kein geheimer Gönner der Sozialdemokratie, wenn man an den Praktiken des

Liebertschen „Reichsverbandes“ nur geringe Freude hat, ging diesen unbekümmerten Köpfen nicht auf. Es mag vorab ununtersucht bleiben, wie weit ein Staatsmann überhaupt zu wirken vermöchte, der bei der heutigen Kräfteverteilung in den Parlamenten, bei der dermaligen Organisation der deutschen Landwirtschaft und dem Einfluß, den sie in Politik und Gesellfchaft in die Wagschale zu werfen hat, sich ihren Bedürfniffen – den tatsächlichen oder vermeintlichen – von vornherein versagte. Aber Graf Posadowsky war zudem wirklich ein Agrarier, oder drücken wir's weniger mißverständlich aus: ein aufrichtiger Freund der Landwirtschaft. Er hatte die kritischen Jahre, da die weltumspannenden Veränderungen in Verkehr und Absatzwirtschaft den deutschen Landbau mit ungeminderter Kraft trafen, zunächst als Landrat in Rawitsch, dann als Landesdirektor der Provinz Posen, in ländlichen oder doch vorzugsweise ländlichen Verhältniffen verlebt. Aus ihnen brachte er, als der Kaiser 1893 den Unbekannten an die Spitze des Reichsschatzamts rief, die Überzeugung mit, der – von ein paar heillos Verrannten abgesehen – in der einen oder andern Form wir wohl alle huldigen: daß die Landbaubevölkerung der „unersetzliche Vorratsbehälter für den Menschenbedarf aller übrigen Stände“ ist, und daß schon das allgemeine Intereffe der Gesellschaft erheischt, sie nach Möglichkeit vor dauernder Schwächung zu bewahren. Aus folchen Anschauungen heraus prägte er noch als Reichsschatzsekretär das viel zitierte Wort: die neuen Handelsverträge dürften keine Abschriften der alten sein. Und als er dann vier Jahre später ins Reichsamt des Innern übersiedelte, nahm er mit einer Fülle organisatorischer Vorarbeiten den festen Willen mit, zu einem Teil daran zu wirken, daß durch einen von der Gesamtheit noch immer zu tragenden Zoll die Stoßkraft der internationalen Konkurrenz für die deutsche Landwirtschaft gelindert werde. Des Grafen Posadowsky Protektionismus also entsprang einer das Ganze und alle seine Teile mit gleicher Liebe umspannenden Staatsgefinnung. Schon daraus ergibt sich, daß zwischen ihm und dem, was man sonst so Agrariertum heißt, eine Welt klaffen mußte. Das hatte ihm zwar anfangs zugejubelt, und es mag wohl sein, daß er selbst zu Beginn nicht so gar weit von den konservativ-agrarischen Hürden gestanden hatte. Er war als Nachfolger des allzu jovialen Bötticher ins innere Staatssekretariat berufen werden, um der Sozialdemokratie einmal tüchtig aufzutrumpfen, und in den hohen Zeiten des Stummkurses war er zunächst diese

Straße treulich fürbaß gezogen. Aber dann hatte er – vielleicht unter der Einwirkung eines Begebnisses, das den feinfühligen, im tiefsten Wesen sozialen Mann innerlich erschüttern mußte – feinen Tag von Damaskus erlebt. Seither war er schrittweis und mit Händen zu greifen ein anderer geworden. Einst hatte er die Gewerkvereine schlankweg „Nichts-als-Streikvereine“ genannt. Seit er unermüdlich studierend, nachprüfend und ohne Zaudern dann sich selbst korrigierend in jene Welt fich versenkt hatte, in der der Arbeitsvertrag das ganze Dasein erfüllt, war diese frisch zugreifende Zuversichtlichkeit von ihm gewichen. Jetzt pflegte er wohl dem vertrauten

 Besucher zu bekennen: nur ganz Verbohrte könnten des naiven Glaubensleben, die Sozialdemokratie sei lediglich eine Erfindung fanatischer oder geldgieriger Agitatoren. Um so mehr schien es ihm eine patriotische und staatsmännische Pflicht, ihr durch stete nimmermüde soziale Reformarbeit nach Möglichkeit den Boden abzugraben. Als das Wort von der vollen Kompottschüffel kolportiert wurde, das Posadowsky für die apokryphe Ausstreuung scharf macherischer Talente hielt, meinte er bitter: Welch eine Torheit! ebensogut könnte man eines Tages den Feuerlöschdienst fitieren. Je länger je mehr war es ihm zu einer heiligen Liberzeugung geworden, daß die Opfer, die die fortschreitende Industrialisierung von unserem Volke und feiner Gesundheit forderten, nur getragen werden könnten, wenn gleichzeitig eine Politik planmäßiger sozialer Fürsorge der Degenerierung wehre. Bei solchen Auffaffungen war es ihm dann allemal eine starke Genugtuung, wenn landfremde Gäste, Engländer zumal und Amerikaner, das gesunde Aussehen unserer Arbeiter rühmten, ihre mannhafte, selbstbewußte Haltung, die Sauberkeit ihrer Kleidung und das fichtliche Streben nach freundlichen Wohnstätten. Graf Artur Posadowsky war längst so weit über alle Eigensucht der Klaffe emporgewachsen, um neidlos einzuräumen, einen wie bedeutsamen Aktivposten in der Rüstung und Wertung eines Volkes eine derartige Arbeiterschaft ausmacht. Zuweilen hielt er mit diesen Bekenntniffen denn auch im Reichstage nicht zurück. Wenn sie wieder einmal stöhnten: die Unternehmerschaft erläge nachgerade unter den „Lasten der sozialpolitischen Gesetzgebung“, konnte er wohl spitzig fragen: wo denn das Volk fei, dessen Industrie in den letzten zwanzig Jahren einen gleichen Aufschwung genommen? Und bei einem anderen Anlaß drückte er den nämlichen Gedanken so aus: unsere chemische Industrie, der unbestritten in der Welt jetzt der erste Platz gebührt, wäre ohne unsere intelligente, gut genährte und ratlos vorwärts strebende Arbeiterschaft überhaupt nicht zu denken. Mit all dem erwarb er sich daheim freilich nur spärliche Freundschaft. Es zeigte sich hier wieder, daß, wer irgendwie zwischen den Parteien eine Stellung sucht, im Deutschland von heute leicht vogelfrei wird. Wenn er die greinenden Mittelständler, die heute eine Erdroffelung der Warenhäuser forderten und morgen den Befähigungsnachweis für das gesamte Handwerk, auf die immerhin engen Grenzen des staatlichen Einfluffes hinwies, der dem felbstwirtschaftenden Individuum nicht alle Verantwortung abnehmen könne, grollte die Rechte: der Staatssekretär vernachlässige in feiner einseitigen Arbeiterverliebtheit den Kern des staatserhaltenden Volks. Sprach er dann über die diffizile Materie des Vereinsrechts mit der gebotenen Vorsicht des Mannes, defen Einfluß im Bundesrat genau so weit reichte, als die preußischen Stimmen hinter ihm standen, so versicherten flugs auf der bürgerlichen Linken ein paar Hansnarren: der Posadowsky ist ein ausgewachsener Reaktionär. Als ihm die letzte und höchste preußische Dekoration wurde, erklärte ein rheinischer Großindustrieller, den nun auch schon die Erde deckt: gestern hat der erste Sozialdemokrat den Schwarzen Adlerorden erhalten! Und selbst Leute, die sich

 sozusagen von Berufs wegen mit sozialer Praxis beschäftigen und die Schwierigkeiten hätten kennen müffen, die sich bei der dermaligen Gestalt des preußischen Ministeriums jedem Schritt auf dieser Bahn entgegenstemmen, schrieben, wenn Graf Posadowsky wieder einmal eine jener leicht abstrakt getönten philosophischen Reden gehalten hatte, die dem, der ihren Untergrund kannte, ans Herz griffen: er möge nun endlich von der Unfruchtbarkeit laffen und Zaghaftigkeit; mehr handeln und weniger reden. st e st Schon Ottov. Bismarck hat über den preußischen Reffortpartikularismus geklagt; Graf Posadowsky hat unter ihm gelitten. Denn Bismarck war selbst, wie die Engländer sagen würden,

„governor“ gewesen; Posadowsky aber kam Zeit seines Amtes aus der Stellung des Zweiten, des Abhängigen, des offiziell gar nicht Verantwortlichen überhaupt nicht heraus. Es ist schwer verständlich, wie Männer, die bei uns in Preffe und Parlament Politik machen dürfen oder zum mindesten redend und schreibend über sie zu Gericht sitzen, so wenig mit der Art vertraut sein können, wie im Bundesstaat die Gesetze zustande kommen. Es ist richtig: die letzten Jahre find steril gewesen, und wo der Staatssekretär einer neuen Idee eine Gaffe bahnen sollte, schien er der großen Öffentlichkeit leicht etwas zag und allzu bedächtig. Wer einmal dichter herantreten durfte und auf den Kalvarienberg blicken, den Posadowsky mit jeder Vorlage hinanklimmen mußte, hat sich gewundert, daß noch soviel geschah. Wir haben, da die verbündeten Regierungen aus nicht mehr recht verständlichen Gründen dem widerstreben, ja keine Reichsminister. Der Staatssekretär aber – ich deutete es schon oben an – ist im Bundesrat nichts ohne die preußischen Stimmen. Und die waren in der Regel nur schwer zu erhalten. Wie oft sind Entwürfe, die im Reichsamt des Innern ausgearbeitet waren, aus dem preußischen Staatsministerium überhaupt nicht herauszubekommen gewesen. Kamen fiel dann wieder, so hatten sie häufig genug ihre Gestalt so verändert, daß ihr Autor fie kaum noch wieder erkannte. Aber natürlich hatte er für das gewaltsam veränderte Gebilde hinterher vor dem Reichstag einzustehen und alle Prügel fausten denn auch prompt auf einen breiten Rücken herab. Ward die Vorlage dann im Parlament von den Kommissionen umgearbeitet und verbeffert, so ging das Spiel – diesmal nur in umgekehrter Reihenfolge – von neuem los. Nun hieß es die preußischen Herren für Bestimmungen zu gewinnen, die sie vielleicht erst kurz zuvor abgelehnt hatten, und wenn sie bei ihrer Weigerung verharrten, den ablehnenden Standpunkt – oft genug vermutlich contre coeur – abermals vor dem Reichstag zu vertreten. Warum, wenn die Dinge so lagen, Graf Posadowsky die lästige Bürde nicht schon längst von den Schultern warf? Weil er (was die kleinen Geister ihm so gern abstreiten möchten, die nicht den Weg zum Nachtstuhl finden können, ohne ein dutzendmal die Vokabel „Realpolitik“ zu murmeln) ein Staatsmann war. Weil er wußte, daß man im Staatsleben ohne das vielgeschmähte Kompromiß, ohne gelegentliches Sichbeugen und Nachgeben keinen Schritt weiter

 käme. Weil er zwischen Wichtigem und weniger Wichtigem, zwischen schlechthin Unerläßlichem und dem, was um des größeren Zieles willen noch eben zu tragen sei, zu scheiden gelernt hatte. Nur einmal hat er in diesen letzten Zeiten Kopf und Kragen riskiert: vorm Jahr, als es die Diäten oder Anwesenheitsgelder den Reichsboten zu erkämpfen galt. Als Sprechminister und Verweser des größten Refforts hatte er die Misere der ständigen Beschlußunfähigkeit immer aus erster Hand genoffen: „Man schämt sich, wenn man einen Ausländer ins Haus führt.“ Und es war ihm ein Kardinalsatz, daß ein großes Volk ohne freudige Anteilnahme des Parlaments auf die Dauer nicht zu regieren sei. Damals hat Graf Posadowsky alles daran gesetzt, die Diäten ohne „Kompensationen“ (es gab genug einflußreicher Leute, auch außerhalb Preußens, die dergleichen befürworteten) den Reichsboten auf den Tisch zu legen. Den Dank dafür statteten ihm zwölf Monate später Blätter vom Schlage der „Vossischen“ und „Weser-Zeitung“ in ihren Nachrufen ab: ein „Pfuscher“, ein „überzeugter Agrarier und Hochschutzzöllner“, pah! Wenn der gewiß sehr verdienstvolle Notar und Justizrat Caffel fein Berlinisches Stadtverordnetenmandat niedergelegt hätte, würden fie wärmer geschrieben haben. je je e Graf Posadowsky war ein Staatsmann und ein Patriot, und nur ungern ist er aus dem Amt gegangen. Noch fühlte er sich rüstig und schaffensfroh und jeden Tag reiften ihm neue Pläne und neues Wollen. Im April hatte er ein stolzes und umfaffendes Programm entwickelt, und da er niemals ein Freund von leeren Versprechungen war, auch schon mit den Vorarbeiten für die Ausführung begonnen. In zwei bis drei Parlamentswintern, so pflegte er gelegentlich zu sagen, konnte das Wesentlichste davon unter Dach und Fach gebracht sein. Selbstverständlich auch mit der neuen Mehrheit, die für den abgeklärten und vorurteilsfreien Sinn des Grafen nichts Schreckhaftes haben konnte. Am Montag nach feiner Entlaffung hörte ich von ihm die Worte: „Ich habe mit dem Zentrum immer nur im ausdrücklichen Auftrage des Herrn Reichskanzlers verhandelt.“ Und: „Es ist nicht wahr, daß ich mich gesträubt hätte, mit der neuen Regierungsmehrheit zu arbeiten.“ So lange der Gentleman als der berufene Interpret feiner Worte und Handlungen gilt, wird man, glaub' ich, die Sätze zu

respektieren haben... Aber man schickte ihm die seidene Schnur. Die sie ihm schickten, tragen nun vor dem Volke die Beweislast, daß sie ihn zu ersetzen vermögen. Den Staatsmann und Patrioten. Und den gütigen und adeligen Menschen... SN> 2=-N

Die Försterbuben Ein Schicksal aus den steirischen Alpen Von Peter Rosegger (Fortsetzung) Jetzt haben sie ihn! enn die Försterbuben bei ihrer Einlieferung nach den Aufläufen in den Dörfern gedacht hatten, der Kreuzweg sei nun zu Ende, so war das ein Irrtum. Als sie in die Stadt Löwenburg einzogen, ging es erst recht an. Alle Bürgersteige, alle Plätze, alle Fenster waren voll Menschen, die das jugendliche Verbrecherpaar sehen und ihrer Entrüstung Ausdruck geben wollten. Besonders auf der Murbrücke, da war es schon lebensgefährlich, wie die Leute sich drängten, auf den Geländern saßen und standen und mit hellem Geschrei die gefeffelten Burschen beschimpften. Vornehme Herren und Frauen darunter. Leute, die im Alltag selbst ihre bedenklichen Flecken auf der Seele haben: vor den Raubmördern stehen sie hoch und glänzend da, und dieser Erhabenheit geben sie durch schallende Entrüstung über die Elenden Ausdruck. Der Friedel, der draußen vor seinen Kameraden die Augen niedergeschlagen hatte, hier machte er sie keck auf und schaute mit Verwunderung auf die strenge Sittlichkeit, die diese Städter aufzeigten. Nun sah er dort am gemauerten Brückenpfeiler einen Bekannten von daheim – aus der Bärenstuben. Der Krauthas war's, der, ein Bündel Kräuterwerk auf dem Rücken, stehen geblieben war, um diesen Einzug seiner Landsleute anzuschauen. Er hielt feinen hageren Körper schief, bog einen Hals vor und schaute. Er schrie nicht und schimpfte nicht, machte ein trauriges, fast erschrecktes Gesicht und schob dann ab hinter den Pfeiler. Dieser verkommene Mensch! Und ist der einzige Mensch auf der ganzen Brücke! – so dachte der Bursche.. Bald darauf marschierten sie durch ein hohes, finsteres Tor hinein ins Gerichtsgebäude. Schier eine willkommene Zuflucht vor der gewaltigen Tugendhaftigkeit der Menge. Und hier wurde jeder der Burschen in eine besondere Zelle gesteckt.

Rosegger: Die Försterbuben 593 Am nächsten Tage ein weiteres Verhör. Es begann ähnlich wie die vorhergegangenen im Forsthause – aber geendet hat es anders. Es waren etliche fremde Herren da, junge mit Nasenzwickern und auf gestrammten Schnurrbärten, alte mit glatten Gesichtern und grauen Haaren. Alle schauten so gleichgültig drein, als ob jeden Tag so ein paar Jungen eingebracht würden, die einen Touristen ermodet hatten im wilden Birg. Kein Haß und keine Liebe war zu entdecken in diesen ernstgleichgültigen Mienen. Während Elias heimlich fast gewünscht hätte, die Richter möchten recht hart, die Behandlung recht roh, die Strafen schmerzvoll sein, damit das Märtyrertum um so größer wäre. Die Fragen waren wieder nach Dingen wie das erstemal. Die Antworten auch wie das erstemal. Der Friedel hatte den Fremden von der Seealmhütte aus noch ein Stück begleitet gegen das Kar und hatte dort nach der Augenschau den Weg beschrieben durch das Knieholz, über das Kar und den Schrund hinan bis zum Joch. Dann war er umgekehrt. Die Uhr hatte er von dem Fremden als Führerlohn erhalten. Sie ging bei den Herren von Hand zu Hand, man beschaute, schätzte sie. Ein gewöhnliches Schweizerwerkel im Stahlgehäuse – nicht acht Kronen wert. Das Geld hatte der Friedel vom Zimmermann Joseph ausgeborgt. Einer der Herren konnte bereits angeben, daß das auf Wahrheit beruhe. Das Schriftstück über die Aussage des kranken Zeugen war eben eingelangt. Nun aber das Meffer, das am Tatorte gefunden und womit unzweifelhaft der Mord begangen worden! Es war ein Taschenmeffer mit zwei Klingen und einer Perlmutterschale; von dieser war ein Stück weggebrochen. Mehrere Leute in Eustachen hatten mit Bestimmtheit ausgesagt, daß es Friedels Meffer sei, und dieser leugnete nicht einen Augenblick, aber er gab an, daß er dieses Meffer vor ein paar Monaten verloren habe. Einer der Herren fragte, ob er nicht Tag und Ort angeben könne, wann und wo er glaube, das Meffer verloren zu haben. Der Bursche fann nach und sagte, es sei ihm sicher, er habe das Meffer an einem Sonntag in der Fastenzeit in einer Kohlenbrennerhütte der Bärenstuben verloren. Er habe dort am nächsten Tage auch nachgefragt, aber der Kohlenbrenner Krauthas hätte nichts davon gewußt. „Der Kohlenbrenner Krauthas?“ fragte einer der Herren gelaffen und kühl, während er seinen langen Bart strich. „Wie heißt der Mann mit dem Vornamen?“ „Bartel – Bartel Krauthas.“ Als der Herr mit dem langen Bart so viel gehört hatte, wandte er sich an den Vorsitzenden und verlangte Unterbrechung des Verhöres. Es müffe der Bartholomäus Krauthas herbei. Der Krauthas sei in

Löwenburg polizeibekannt. Er gehe zurzeit in der Stadt hausieren mit Wurzeln und Kräuterwerk. Augenblicklich wohne er bei seiner Tochter, auch eine von solchen, über die polizeilich Buch geführt werde. Der Mann sei als Wilderer, unbefugten Gewerbes, selbst Diebstahls wegen viel vorbestraft.

594 Rosegger: Die Försterbuben Gegenwärtig stehe er in dringendem Verdacht eines Einbruches im Fürstlich Trustbergischen Jagdschloß auf dem Tauern. Die Polizei sei eben dran, den Vagabunden festzunehmen und werde sich freuen, mit ihm aufwarten zu können. Das Verhör mit dem Krauthasen verlief überraschend einfach. Im ersten Teil desselben fungierte er gleichsam nur so als Zeuge, im letzten war er – der Verurteilte, Fir hatte der Staatsanwalt gearbeitet. Den Einbruch im Jagdschloß hatte der Krauthas gleichgültig, wie eine Bagatelle eingestanden, und jetzt hatte man ihn. Im Jagdschloffe war neben einem aufgebrochenen Zigarrenistchen das Stückchen einer Mefferschale aus Perlmutter gefunden worden. Dieses Stückchen paßte genau in die Scharte des Taschenmeffers, mit dem Nathan Böhme ermordet wurde. Anfangs war der Krauthas verblüfft, daß sein schlauer Lebenslauf ein so plötzliches Ende gefunden, dann warf er die Flinte ins Korn und dachte nur daran, so viele Milderung als möglich herauszuschlagen. „Ich wär' ja eh selber kommen, meine hochansehnlichen Richter!“ sagte er weichmütig mit fingendem Stimmlein. „Gestern, wie ich auf der Brucken die jungen Herrn hab' g" sehen, da haben's mir so viel derbarmt, daß ich gleich hab' g'sagt: Krauthas, das geht mit, daß die etwan gar sollten ein9 sperrt werden. Bist ein ehrlicher Kerl, mußt dich stellen.“ – Dann kam er mit seinen Rechtfertigungen. Die Leut" hätten schon seinen Vater um Haus und Hof gebracht. Ihn selber hätten's auch immer verfolgt, bis er der elendete Lump sei geworden im ganzen Gau. Kein Mensch tät" ihm mehr was borgen, was schenken wollen, keine Arbeit mehr, keine Lebensmittel, keine Courage zum Sich-selber-Abtun. Für ihn sei es am gescheitesten, er überließe das anderen. Also, wie es zugegangen sei? Nun ja, zugegangen. Da hätte er halt gehört, wie der fremde Böhm, der sich beim Michelwirt in Eustachen aufgehalten und Geld gehabt, einen Fremdenführer übers Gebirg sucht. „Mich nimmt er mit, dafür sind schon die Leut' da, die ihm Angst machen vor meiner. Aber daß die Förstersbuben nur bis zur Seealm mitgehen, das han ich mir denkt. Von der anderen Seiten bin ich herüber und han aufpaßt. Und vom Joch herabg" sehen, wie der Mann allein durch die Zirben geht. Und sich niedersetzt auf den Anger, weil er was "geffen hat. Wie ich durch die Zirben abischleich, schlaft er. Der Hals is gar so schön nackend g'west. – Vielhan ich eh nit g'funden.“ Ob er dabei allein gewesen sei? „Ich bitt' Ihnen, Herr Gerichtsrat, bei so ein" G'schäft wird man wen zuschauen laffen!“ Nach diesen und weiteren Aussagen des Krauthafen war es also klar. Nun aber der Student! Gar ernstlich wurde Elias befragt, weshalb er eine Tat eingestanden, die er nicht begangen?

Rosegger: Die Försterbuben 595 Und die Antwort des Elias: Man habe ihm gesagt, sein Bruder sei, wenn auch nicht bei der Tat ertappt, soviel als überwiesen, sein Bruder habe es getan. So habe er alles auf sich nehmen wollen. Der Fridolin lebe gern und werde sich beffern; er, Elias, sterbe gern und wolle die harte Strafe aufopfern für feine Sünden. Und könne der Bruder auch beffer für den alten Vater sorgen als er im Priesterstand. Dann – das hatte er ganz leise und schämig gesagt – sei er dem Bruder eine Buße schuldig, denn er habe ihm schmählich ins Gesicht geschlagen, und der Bruder habe fich nicht gewehrt. Nun, und wie ihn die Herren so gefragt hätten im Forsthaus und sie ihm fast die Antwort aus dem Mund gezogen, da hätte er gedacht: In Gottes Namen, an mir ist nicht viel gelegen! Der Friedel war entsetzt. Jetzt, das erstemal hatte er es gehört, daß Elias der Überzeugung gewesen, er, der Friedel, habe den Mord begangen, und daß der Student sich so habe aufopfern wollen. – Im Bewußtsein seiner Unschuld hatte der Friedel die Geschichte gar so ernst nicht genommen, obschon er sich das Volk in Eustachen und Ruppersbach gut gemerkt, besonders die Buben, die ihn und den Bruder am meisten verhöhnt hatten. Bange war ihm freilich gewesen, die Zufälligkeiten, die man zu den schrecklichen Schuldbeweisen machte, könnten stärker werden als alle Beweise der Unschuld, und daß er wohl gar zu jahrelangem Kerker verurteilt werden möchte. Für den Elias hatte er gar nichts gefürchtet. So machte er sich im ganzen keine schweren Gedanken. Und daß nun der Bruder den Mord zugestanden, als hätte er ihn wirklich begangen – das war Wahnsinn.

Das war reiner Wahnsinn. Das Verhör hatte zu später Abendstunde geendet. Die Burschen wurden in Freiheit gesetzt und wollten sofort davon, noch in der Nacht nach Hause. Das ging nicht an. Die Schrift und die Sachen konnten ihnen erst am nächsten Morgen ausgefolgt werden, und Elias suchte dem Bruder Luft zu machen, noch eine Nacht im Arreste zuzubringen. Sie würden gewiß nie wieder einen sehen. Darauf gingen die Herren doch nicht ein, und den Brüdern wurde ein gutes Zimmer angewiesen, wo der Friedel in einem Bette, der Student auf einer Lederbank schlafen sollte. Noch um Mitternacht begann ersterer lustig zu schimpfen über den heiligen Eli Rufmann, der sich aus lauter Gottseligkeit an den Galgen lügen wollte. Elias tat, als schlafe er, war aber versunken in ein heißes Dankgebet, daß er die Kraft gefühlt hatte, ein so großes Opfer zu bringen. Und daß er doch endlich hatte erwachen können aus dem furchtbaren Traum. Und jetzt wunderte es ihn, daß er unter der Vorstellung, sein Bruder Friedel sei ein Raubmörder, auch nur eine Stunde hatte leben können. Aber geschenkt wurde ihm die wahnsinnige Torheit nicht. Friedels lustiges Schimpfen schlug in derbe Vorwürfe um, in eine zornige Entrüstung, je klarer ihm die Sache ward. „Das ist schon nicht mehr Dummheit, das ist Schlechtigkeit. Ich dank" schön für eine solche Meinung über einen leiblichen Bruder!“ so sprach er voll Hohn. „Also mein lieber geist-

 licher Herr hat geglaubt, ich hätt' den Mord begangen und möcht' mir's gefallen laffen, daß sich ein anderer für mich hängen läßt! Was hast du schon gewinselt über deinen Schlag in mein Gesicht, und was ist ein Faustschlag dagegen, daß du mich für eine solche Canaille hat gehalten! Ich mag dich mit mehr, du Schandbub', ich mag dich nit mehr!“ Und wie der Friedel das sagt, brüllt er auf vor Zorn und Schmerz. Und jetzt erst, jetzt erst ist dem einfältigen Elias ein Licht aufgegangen von der abgrundtiefen Gottlosigkeit, die in einem Tugendopfer verborgen gelegen. Von der Lederbank stand er auf, im weißen Nachthöslein auf den Knien rutschte er hin zu des Bruders Bett und bat um Verzeihung. Hübsch lang ließ der Friedel ihn knien und bitten und weinen. Endlich hielt er's nicht mehr aus vor Erbarmen. „Jetzt sei so freundlich und hör' mir einmal auf mit deinem Wimmern! Ja? – Ich rat' dir nur eins, bitt den heiligen Geist um Vernunft, wenigstens um so viel, was in einem Spatzenkopf Platz hat. Nachher kann man's mit dir ja noch einmal probieren. Und jetzt schau, daß d' in dein Nest kommt, sonst kriegt noch die Strauchen (den Schnupfen), und bei der ist's nix mit der Marterkron"! Gute Macht, dummer, guter, dummer Bub"!“ Heimkehr ins Forsthaus Und am nächsten Tage in frischer Sonnenfrühe ging es heimwärts. Der Friedel hatte im Gerichtsgebäude noch die Einbrennsuppe ablehnen wollen; den Spitzbubenkaffee möge er nicht, er wolle sich einen anderen im Kaffeehaus kaufen. Da sagte Elias: „Bruder, tu nicht über"itig werden! Jß mit mir noch einmal diese braune Suppe, damit du von dem Gelde nichts auszugeben braucht. Das wirst du, wie es dir das Gericht in die Hand gegeben hat, dem Zimmermeister Joseph heimbringen.“ –. Wurde der Friedel ernsthaft und sagte: „Du hast recht. Ich hab' "s selber für genommen und will's nimmer vergeffen. Elias, von jetzt an –“ Er blieb stecken. Allein als sie dann die Stadt hinter sich hatten, rechts und links der Straße die tauigen Wiesen, die Bäume mit den langen '', die Berge im goldenen Sonnenschein – da griff er's wieder scho „Elias, ich sag's dir, von jetzt an will ich anders werden. Lustig on, wenn's geht, aber leichtsinnig nimmer. Ein Hund bin ich g'west, * ich den Vater immer einmal gekränkt hab'!“ „Hund mußt du nicht sagen!“ mahnte Elias. hivar In ruhiger Frohheit wanderten sie wegshin. Des Elias Wahnsinn "effen Er meldete sich auch nicht mehr. Ein Delirium des Schreckes, war es nichts gewesen. Llnd jetzt lag sie wieder da, die leuchtende, klingende Welt Gottes, 9ehüll Fern aus dem Hintergrunde des Tales stand schier in Sonnenduft dahi t die steile Wand des Ringsteins auf. Dort liegt Eustachen, und eS "ter das Forsthaus. Als ob sie jahrelang fortgewesen wären, so zog * beimwärts,

 Als es heiß geworden war, setzten sie sich in den Schatten zweier Fichten, unter denen das Steinbild des heiligen Johannes von Nepomuk stand. „Sind dir auf unseren Straßen nicht schon die vielen Heiligenbilder aufgefallen?“ fragte der Student. „Du hast sie ja doch gern, die Heiligenbilder – mit?“ „Wenn sie schön find. Besonders“ – fast errötend gestand es Elias – „die Muttergottes muß schön sein. Vor einem häßlichen Marienbilde, wie man sie in Wallfahrtskirchen fieht, könnte ich keine Andacht haben. Nein, so widerwärtige

Bilder! Möchte nur wiffen, ob das auch in anderen katholischen Ländern so ist.“ „Kunnten ja einmal nachschauen gehen“, sagte der Friedel. „Ich denke, die Leut' werden halt nirgends schönere Bilder machen, als sie können. Die Heiligen braucht man ja nicht zum Anschauen.“ „Vielmehr, daß wir ihnen nachfolgen“, gab Elias bei. „Ja, wenn sie kamodt wären wie vorzeiten“, sagte der Friedel. „Deinem Namenspatron, dem heiligen Elias, haben die Raben das Brot vom Himmel gebracht, aber unser vergeffen fie halt, und möchte schon bald was effen.“ „Wart nur,“ sagte Elias, „wer Vertrauen hat, der erlebt jeden Tag Wunder.“ „Du, Elias, bei deinem starken Glauben zu der Muttergottes hätt' sie uns schon helfen können, wie wir jetzt in der großen Not find g'west.“ „Sie hat uns ja g'holfen, sonst wären wir jetzt nicht im Sonnenschein.“ „Das Taschenmeffer hat uns g'holfen, das du mir g'schenkt hat.“ „Wer sagt dir denn, daß es nicht die liebe Muttergottes gewesen ist, die mir den Gedanken eingegeben hat: deinem Bruder kaufe ein Taschenmeffer?“ „Wenn dir das nit wär' eing’fallen, so hätt's mit diesem Meffer nit geschehen können, und wir wären in keinen Verdacht gekommen.“ „Friedel, das mußt du dir abgewöhnen, daß du allemal alles von der schlechten Seite anschaut. Auf deine Weise wäre ja ich an der ganzen Geschichte schuld.“ „Das hab' ich mit gesagt. Du siehst nur, daß sich alles ausdeuten läßt, wie man's braucht.“ Ahnliche Gefechte führten die Burschen mehrere unterwegs, warfen aber fast allemal die Degen weg, bevor einer verwundet wurde. Zur Mittagszeit wollten sie in keines der Straßenhäuser einkehren, aus denen sie ein paar Tage vorher so grausam beschimpft worden waren. Bei einem abseitsstehenden Bauernhause sprachen sie zu und bekamen dort Klöße mit Kohl. „Siehst du, Bruder, daß die Raben auch heute noch fliegen?“ „Ja, ja, Elias, du hast immer recht. – Aber jetzt sollt’ er uns schon bald entgegenkommen.“ „Ja, ich schau' auch schon immer aus.“

598 Rosegger: Die Försterbuben „Wiffen muß er's ja schon, daß wir auf dem Heimweg find.“ „Ich habe nur eine Angst,“ gestand Elias, „wenn er's hört, was für eine Dummheit ich habe angestellt.“ „Du, um das Donnerwetter beneide ich dich nit!“ „Unwahrheit ist halt doch schon einmal gar nichts wert,“ sagte Elias mit ungleicher Stimme, „auch wenn man was Gutes mit ihr wollte stiften. Ich bitte dich, Friedel, hilf du mir beim Vater.“ „Ich sag, wie ich gesagt hab',“ antwortete der Friedel, „willst mich nit noch einmal fuchtig machen, so red” von was anderem.“ Da redete der Student gar nichts. Als sie am Nachmittag gegen Ruppersbach kamen, sagte der Friedel: „Na, durch das Nest mag ich nit gehen.“ Da schlugen sie links einen Feldweg ein, um dem Dorfe auszuweichen. Sie kamen an den hohen Pappeln vorbei, die in einer Reihe standen wie Riesenlanzen. Darunter zog sich eine Mauer hin. Sie gingen an der Mauer entlang, da kamen sie zum Tor, das offen stand. Elias konnte an keinem Friedhof vorbeigehen, ohne den Hut vom Haupte zu ziehen und ein Vaterunser zu beten. Und wenn er drinnen mitten unter den weißen Mäuerlein und kleinen, schiefstehenden Kreuzlein ein großes Christusbild ragen sah, da ging er hinein, schaute zum Erlöser auf und las dann die Inschriften der Denkmäler. So tat er auch heute, und der Friedel ging mit ihm. Er las Grabschriften, und zwar darauf hin, ob sie ungereimt und spaßig wären. Dieweilen wird's ein bissel kühler zum Wandern. „Schau, was Leut' sterben!“ sagte er jetzt und zeigte auf die frische Hügelreihe mit den unangestrichenen Holzkreuzlein. Elias trat hinzu und las Namen, wie sie auf den Kreuzchen fanden. „Johann Dröschler.“ „Das ist der alte Müller gewesen,“ sagte der Friedel, „weißt, der bucklige Alte, der ganz krummgebogen war, wo der Saubub", der Wegmacher Kruspel, hat gesagt, den müßten's, wenn er einmal gestorben wär", in eine Baßgeigenschachtel legen.“ Elias las weiter: „Andreas Holzbruckner.“ „Ist im Rausch in den Fluder gefallen, Gott tröst” fein" Seel"!“ „Maria Buchebner.“ „Ah, das ist die Pichelbäurin, die so viel hat leiden müffen.“ „Nathan –“ Elias stockte. „Wer denn weiter?“ fragte der Friedel. „Nathan Böhme!“ Nun standen sie da und schwiegen. Und murmelte endlich der Friedel: „Da unten liegt er.“ Und standen lange vor diesem Hügel und fagten nichts weiter. Können es uns wohl denken, was durch ihre Seelen gezogen sein mag. Endlich atmete der Friedel schwer auf und schritt weiter. Er hatte feuchte Augen.

Rosegger: Die Försterbuben 599 „Da ist ein Rufmann“, sagte Elias leise. „Bei meiner Treu", da ist ein Rufmann. Paulus Rufmann, wie unser Vater heißt.“ „Ich habe nie etwas gehört, daß es in unserer Pfarre auch sonst noch Leute gibt, die Rufmann heißen. Der Vater ist vom Bayerischen her.“ „In Sandwiesen der Tabakskrämer heißt Rufmann, hat Rufmann geheißen“, wußte der

Friedel zu sagen. „Der wird's sein“, gab Elias bei. Dann gingen sie aus dem Friedhofe fort und ihres Weges weiter. Oberhalb Ruppersbach kamen sie wieder zur Straße. Sie gingen ein wenig schneller und sprachen nicht viel. Da sahen sie, wie ein Wagen entgegenkam. „Das ist der Vater!“ rief der Friedel. „Es sind Michelwirts Pferde, da sitzt der Vater im Wagen.“ Es saß wohl einer drinnen, aber das war der Michelwirt. Er war selbst der Kutscher, hielt jetzt die Pferde an und stieg aus. Fröhlich grüßten sie ihm entgegen, und der Friedel fagte: „Du, Onkel, das war jetzt eine Zeit, die möcht' ich mit wieder derleben. Warum ist der Vater mit mit?“ „Ist so viel heiß heut' und der staubige Weg. So bring' ich euch den Wagen entgegen“, sagte der Michel und faßte die Pferde an der Geschirrriemung, um sie zu wenden. „Steigt nur gleich ein!“ „Ich will auf den Bock.“ „Geht nit, Friedel, ist zu schmal für uns zwei, setzt euch nur kamodt in den Wagen.“ So fuhren sie gegen Eustachen. Der Michelwirt hatte nur ein paarmal ausgerufen: „Also der Krauthas!“ Denn es war schon bekannt geworden. Im übrigen redete er nicht viel, mußte auf die Pferde achtgeben. Elias schwieg, und der Friedel schwieg auch, weil ihm bange geworden war. Der Michel hatte gemeint, er würde die Burschen bei dem Wiedersehen an die Brust reißen müffen. Statt dessen war es so kühl hergegangen. Schon gut so. Da ahnte er wohl, wenn er jetzt ruhig bleiben soll und nichts verraten, so darf er das Herz gar nicht anrühren. – Am Eingang des Dorfes, vor der Kapelle, standen schon Leute, Jugendkameraden, darunter auch die Gerhaltbuben. Ohne Willkommsgeschrei reckten sie den Ankömmlingen die Hände entgegen, aber diese taten nicht viel desgleichen, und der Michel hielt die Pferde nicht an, ließ sie vielmehr sehr rasch zwischen den Häusern hintraben bis zum Wirtshause. „Wir wollen nit einkehren, wir wollen gleich heim“, sagte der Friedel. „Na na, Buben, zukehren müßt ihr schon bei mir. Ihr habt Hunger und Durst. Frau Apollonia hat schon daran gedacht. Auch abstauben werdet ihr euch wollen.“ „Wir möchten schon den Vater haben“, sagte der Student. „Ich glaub's euch, Buben, ich glaub's euch, wird aber jetzt mit zu

 Haus sein. Kunnt sein, daß – er notig was zu tun hätt' und vor dem spaten Abend nicht heimkommt.“ „Die Nachricht hat er doch erhalten?“ „Ei, das schon, die Nachricht, die wird er schon bekommen haben. – Poldl, komm doch herfür und spann die Pferde aus!“ Wenn der Vater jetzt ohnehin nicht daheim ist, da konnten sie ja einkehren, dachten die Burschen und traten ins Haus. „Da fein's halt jetzt, die armen Hascher“, klagte der alte Pfründner Wenzel, der im Vorhause stand. „Schau, daß d' weiterkommt“, herrschte ihm der Wirt zu, so daß dem Alten ungleich wurde. „Was hat er denn heut', unser Herr?“ Der Tisch war schon gedeckt, die Kellnerin brachte Speise und Trank, und die jungen Wanderer ließen sich nicht nötigen. Der Michel saß neben ihnen, fragte nicht viel und erzählte nicht viel. – Schenkte Wein in die Gläser. „Tut's trinken, Buben! Der Wein, wenn's auch heißt, zuviel wär’ ungesund, er ist und bleibt eine Gottesgab” und erfrischt das Herz. Schon gar, wenn der Mensch – – – Ich kunnt" den Wein nimmer entbehren.“ Er füllte auch sich ein Glas und leerte es auf einen Zug. So oft die Küchentür aufging oder auch nur das Küchenfensterlein, spannte der Friedel die Augen. Aber er nahm nichts wahr. Auf dem Tisch in einem weißen Krüglein stand ein frischer Blumenstrauß. Das war alles. Kurz, aber lebhaft hatten sie erzählt von den Verhören in Löwenburg, besonders vom Krauthafen und wie ihre Unschuld aufgekommen war. Da fragte Elias plötzlich: „Ist jetzt mit ein Rufmann gestorben da wo herum –?“ Der Michel konnte wohl nicht gleich antworten. „Auf dem Friedhof haben wir einen Rufmann gefunden.“ „Seid ihr auf – dem Friedhof gewesen?“ „Das ist gewiß der Tabakkramer in der Sandwiesen,“ sagte der Friedel, „hat ja Paulus geheißen, mit?“ „Mir scheint.“ Der Michel tat, als sei er gerufen worden. Er ging rasch hinaus und sagte zur Frau Apollonia, die schon immer ängstlich gehorcht hatte an der Tür: „Das soll wer anderer tun. Ich bring's nit übers Herz.“ „Aber, mein Gott, ehvor sie heimkommen, muß es ihnen doch gesagt werden.“ „Frau, sie kommen selber drauf, sie find schon nahe dran.“ „Wenigstens laffen wir's früher effen“, sagte sie. „Mein Gott, wie einem diese Buben derbarmen!“ Er beneidete die Frau um dieses arglose Erbarmen. Wie felig süß das war im Vergleich zu dem, was er auf sich hatte! – Dann ging er wieder in die Gaststube und setzte anders ein. Er schenkte neuerdings die Gläser voll: „Nur fest trinken, Buben! an so einem Tag kann man sich

Villa Spinola

Hoesslin W", G.

, -. -..

Rosegger: Die Förfterbuben 601 schon ein Spitzel gunnen. Nach einem solchen Sturm. Wie ihr tapfer seid g'wesen. Leben sollt ihr! Gott erhalte euch! Und was immer mag kommen, wir drei halten zusammen. Sollt' einmal eine Veränderung fein im Forsthaus oder wie - daß ihr's nur wißt: im Michelwirtshaus seid ihr daheim.“ Gleichzeitig standen die Burschen vom Tische auf, und der Friedel rief plötzlich: „Michelwirt, mit unserem Vater ist was geschehen!“ Und darauf antwortete der Wirt: „Kinder, wie wäret ihr sonst auf den Kirchhof gegangen, wenn ihr's nit schon tätet wissen.“ Elias rührte sich nicht und blieb stumm. Der Friedel aber gab einen gellenden Schrei. Dann warf er sich auf den Tisch nieder und weinte laut. Und dazwischen hervor schrie er zornig: „Was ist ihm geschehen?“ Und der Wirt zagend, gedämpft: „Ertrunken.“ „Ertrunken?“ Der Bursche hielt den Kopf und hielt ihn mit beiden Händen: „Ertrunken! So haben's ihn allein gelaffen!“ „Allein gelaffen wohl nit...“ „Komm, Bruder!“ Rasch erhoben sie sich. Jetzt kein Halten mehr. Als sie hinausgingen, stand im Hintergrunde des Vorhauses das schlanke Mädel und schaute her. Er hat sie gesehen und nicht gesehen. Sie warteten nicht ab, bis eingespannt war, fiel lehnten den Wirt ab, der fie begleiten wollte. Als ob hinter ihnen etwas Feindliches her wäre, so eilten sie hin am Waldsteig, und in der Abenddämmerung sahen sie das Forsthaus vor sich liegen. Und hörten dort stoßweise weinen. Als sie in den Hof kamen, sahen sie, daß es der Waldel war. Und als der Kettenhund die Heimkehrenden bemerkte, da wurde sein Heulen noch kläglicher. Er sprang sie nicht an wie sonst, wenn sie sich nahten, er lag auf der Erde, deren Sand er aufgescharrt hatte, feucht unter den großen schwarzen Augen, fo schaute er sie an und heulte und wimmerte leise, als wollte er ihnen alles Schreckliche erzählen, was geschehen war. Zum Tore kam die alte Sali heraus, langsam, gab ihnen aber nicht die Hand. „Unser Herrgott weiß es! Weil nur ihr da seid! Weil nur endlich ihr wieder da seid! O du liebe Frau im Himmel oben, die Freud", wenn er das noch hätt' erlebt!“ Weinen tat sie nicht. Elias hatte fast nicht den Mut, ins Haus zu treten. Nicht vor dem toten Vater konnte er sich fürchten, aber vor seinem zürnenden Geiste... In der Stube vor dem Marienbilde an der Wand brannte eine rote Ampel. Sie brannte seit drei Tagen. „Und solang' ich in dem Haus bin, wird sie nimmer auslöschen“, sagte die Sali. Aber als Elias in der Stube allein war, nahm er die Ampel von ihrer Leiste herab und stellte sie über dem Tische auf die Wandeckstelle, wo das Kruzifix stand. Maria unsere Fürbitterin! Aber das Licht gehört Ihm allein. - So waren sie jetzt daheim. Und in dem Augenblick, als sie in dieses Haus getreten - wußten sie auch, hier waren sie fremd geworden. VerDer Türmer IX, 11 Z9

602 Rosegger: Die Förfterbuben wirrt und betäubt gingen sie eine Weile umher, gingen nur so umher und konnten nichts denken. Sie gingen in sein Zimmer, in die Kanzlei, in alle Stuben und Kammern und waren immer überrascht, den Vater nicht zu finden. Sie sahen ein Gewand, ein Gewehr, eine Bergstecken, seine Pfeife, seine Laute - alles, nur ihn selbst nimmer. Da setzten sie sich ermüdet hin und schluchzten. Und endlich fragte der Friedel, wie es gekommen sei. „Wie wird's denn gekommen sein?“ rief die Alte unwirsch. „Wie's halt kommt, wenn was sein will. Dran schuldig seid auch ihr! Wenn man solche Dummheiten macht, daß man von den Gendarmen wird fort’trieben, das foll einem alten Mann mit 's Herz abstoßen?“ Fragte nun Elias zagend: „Nicht wahr, Sali, unser Vater hat sich selber das Leben genommen?“ „Ja, "leicht wohl, daß er's selber hat "tan, aber dran schuldig ist auch noch ein anderer!! Hab' schon lang" nimmer viel gehalten auf den Wirt. Am selbigen Abend - 's ist am Tag, wie sie euch haben fortgeführt, der Michelwirt ist "kommen und sagt, er will bei ihm bleiben, weil man ihn nit allein laffen kann. Und auch der Fürstand ist "kommen und hat's dem Wirt auftragen: Schau gut auf den Rufmann, hat er g'sagt, ich hab's g'hört. Schau gut auf ihn, hat er g'sagt, ich vertrau' dir ihn an. Und hat ihm der Wirt müffen versprechen, und ist der Fürstand wieder fort, weil das Feuer ist g'west auf dem Ringstein. Eine Weil" find's noch g"seff'n beieinand” und

umeinander "gangen im Haus. Ich bet" mein' Rosenkranz, daß uns doch unsere liebe Frau mit ganz möcht" verlaffen. Nachher später, 's ist schon finster g'west, schau' ich zum Fenster aus und feh" fie nebeneinander stehen auf dem Anger. Hättet ihn nit sollen auslaffen, denk' ich, weil er schon voreh mit dem Gewehr was hat anstellen wollen. Aber der Wirt schaut das Feuer an, leichtsinnigerweis", und rührt sich mit und schaut das Feuer an auf dem Ringstein und kümmert sich mit um den alten Herrn. Und auf einmal steht der Wirt allein da, und der Herr Vater ist nimmer neben feiner. Da geht euch der Wirt noch a Weil" vor dem Haus umeinand", eilen tut's ihm gar nit, so daß ich denk, der Herr ist schon wieder im Haus; aber wie ich merk', er ist mit da, bin ich wohl g'schwind gelaufen. Und steht der Wirt bei der Brucken und sagt: Ein End" hat's. – So, meine Kinder, so ist's g'west. Sonst weiß ich nix. Und jetzt möget ihr euch denken, wer euren Vater auf dem G'wiffen hat.“ „Der Michelwirt! Und wir all" miteinand“, sagte der Friedel. Und Elias: „Ich ganz allein...“ O traurige Stunden in derselbigen Nacht. Still find sie gewesen, geschlafen hat keiner. Und um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht, da macht der Friedel Licht und sagt: „Elias, du hast einen Schulatlas.“ Antwortete der Student: „Im Koffer obenan. Aber ein alter, die Eisenbahnen sind nicht drin.“ „Das, was ich brauch", wird drinnen sein.“

Max: Mittag im August – Neuther: August 603 Er schlug das Blatt mit den beiden Halbkugeln auf. Die östliche und die westliche. Er brütete darüber. Dann warf er den Atlas hin und sagte: „Jetzt weiß ich auch wohin.“ „Hast du's?“ „Nach Neuseeland. Das Land, das am allerweitesten von Eustachen entfernt ist. Kein Land so weit weg auf der weiten Welt als Neuseeland. Dort will ich hin.“ (Schluß folgt) EMittag im August Von Hero Max in weißes Flimmern, ein Hauch des Reifens über der sonnenschwülen Ebene. Grünes Licht rinnt an den Fichtenstämmen herab und ballt sich zu kleinen Kugeln im Sand, am Saum des Waldes. Lautloses Schweigen in den Wipfeln. Stumm neigen sich die Scheitel der Berge in die Ebene herab. Die Kornblumen blicken wie fromme Blauaugen zum wolkenleeren Himmel auf Entblättert vom Kuß des Windes flattert der Mohn seine roten Herzen über den Rain hinunter. Trotzig und herb noch verbirgt der Weinstock seine Früchte hinter den grünen Fächern. Schwer und angstvoll senken die Ahren die gesegneten Häupter. An den Gärten des Dorfes hin geht einer, lautlos, mit gefalteten Schwingen, mit gesenkter Sense durch die Stille der weißen Luft, und prüft den Reichtum für seines Herrn Scheuern. CBSV August Von Alois Neuther Schwere goldne Garben Weil wir leidend lernten Für den Frühlingsbluft; In der Blütenzeit, Tiefe, satte Farben Dürfen wir nun ernten Schmücken den August. Reifste Seligkeit. A-

Ein Monistenbund? Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor er Vereinssucht der Gegenwart stehe ich immer mit einigem Mißtrauen gegenüber, und selbst wenn der Monistenbund mit einem so berühmten Namen, wie dem des Profeffors Haeckel, in Beziehung steht und in feinem Vorstand auch andere klangvolle Namen paradieren, kann ich doch nicht die zweifelnde Frage unterdrücken: Cui bono? Was soll der Bund? Wem soll er helfen? Es scheint mir festzustehen, daß die Erforschung der Wahrheit in keiner Periode der Menschheitsgeschichte jemals durch die Bildung von Gemeinschaften gefördert worden ist; auch auf dem Gebiete religiöser oder philosophischer Spekulationen jagt der Löwe allein und er hofft nicht, durch Bildung eines Löwenklubs reichere Beute zu erjagen. Wenn heute etwa Kant und Spinoza, Nietzsche und Schopenhauer, Luther und Goethe gleichzeitig lebten, sie würden zur Förderung ihrer Zwecke ganz bestimmt keinen Bund gründen, denn trotz unbestreitbarer Ahnlichkeit mancher ihrer Veranlagungen und Ideale sind diese Geisteshelden doch wiederum so grundverschieden, daß sie, zu einem Bunde vereint, einander mehr hindern als fördern würden. Eine Wahrheit wird nicht noch wahrer, wenn sie die Unterschriften von tausend oder zehntausend Zeitgenoffen findet, und ein Irrtum bleibt ein Irrtum, auch wenn er von sämtlichen Fakultäten aller Hochschulen vertreten wird. Wie Luther an die Wittenberger Schloßkirchentür seine 95 Thesen gegen Tetzels Ablaßkram nagelte, so nagelt auch der neue Monistenbund seine weniger zahlreichen Thesen (und für diese Kürze gebührt ihm Dank) an das Tor feines Bundeshauses, und ich muß gestehen, wenn man diese Sätze überfliegt, so hat man im Anfange vielleicht nicht gerade viel dagegen einzuwenden, ja manchem Satze wird mancher gern seine Zustimmung geben. Aber, sobald man diesen Thesen schärfer zu Leibe geht, da erhebt sich ein ganzes Heer

von Zweifeln und Bedenken und schließlich legt man kopfschüttelnd dieses merkwürdige Zeitdokument wieder aus der Hand.

 Der Bund will, wie sein Programm besagt, die Kultur des einzelnen, des Volkes und der Menschheit fördern, indem er wissenschaftlich unhaltbare Weltanschauungen und deren Eingriffe in das Einzel- und Gesellschaftsleben bekämpft. Gut. Mag das, was tatsächlich unhaltbar geworden ist, weggeräumt werden; ficher ein verdienstliches Unternehmen; nur wird eine reinliche Scheidung zwischen der Kompetenz des bloßen Naturwissenschaftlers und des berufenen philosophischen Forschers, der für seine Tätigkeit Wage und Reagenzglas nicht immer brauchen kann, streng beobachtet werden müffen. Das Absolute, das Ein und All, das Allselbst läßt sich auch unter dem Mikroskop nicht nachweisen, und doch existiert es, das geben wir ja alle zu, wir streiten uns nur immer um einen Namen, der doch für das Wesen an fich ganz gleichgültig ist. Der Monistenbund will nun neue Erkenntniffe als Grundlagen einer neuen Weltanschauung verbreiten und „neue Ideale“ der Lebensführung aufweisen und zu verwirklichen streben. Ein großes Wort, das, wenn es je zur Tat wird, uns mit Ehrfurcht durchschauern muß. "Welches find nun diese neuen Erkenntniffe und diese neuen Ideale? Vorerst geben uns die Thesen darauf nur indirekte Antwort, indem sie jeden Dualismus in Weltanschauung und Lebensführung als irrig und kulturhemmend bezeichnen. Besonders rechnen sie zu dieser Kulturhemmung die Annahme offenbarter göttlicher Wahrheiten, die eine absolute Autorität gegenüber dem menschlichen Forschen nach Wahrheit beanspruchen. Der Begriff der Offenbarung dürfte aber in allen erleuchteten Köpfen heute genügend geklärt sein, und daß eine Offenbarung, die mit naturwissenschaftlich erhärteten Tatsachen in Widerspruch steht, auf absolute Autorität keinen Anspruch mehr erheben kann, ist eine Binsenwahrheit, über die es sich kaum verlohnt, noch Worte zu verlieren. Wenn ferner die Annahme unbedingter, übernatürlicher Kräfte und Gewalten, die als freie Ursachen des natürlichen Weltgeschehens gedacht werden, als irrig und kulturhemmend bezeichnet wird, so ist das wohl für jeden, der tiefer zu denken befähigt ist, so selbstverständlich, daß es zur Erhärtung dieser Selbstverständlichkeit ebenfalls keiner irgendwie gearteten Bundestätigkeit mehr zu bedürfen scheint. Der dritte Posten aber, der in den Thesen als irrig und kulturhemmend bezeichnet wird, nämlich die Annahme eines himmlischen Jenseits, als Ziel und Vollendung des menschlichen Lebens auf Erden, dürfte doch in weitesten Kreisen, auch in denen des vorgeschrittensten Denkens, kaum unbedingte Zustimmung finden. Wenn man sich an dem Beiwort „himmlisch“ nicht stoßen will, das hier doch nicht im wörtlichen Sinn, sondern nur allegorisch verstanden sein will, so ist die Annahme des Fortbestehens der geistigen Persönlichkeit nach dem irdischen Tode ein Überzeugungsschatz, den die besten Köpfe seit den Tagen altindischer Geistestätigkeit bis auf Goethe und die Gegenwart allzeit treu gehütet haben. Es wäre töricht, über die Art dieses Fortbestehens streiten zu wollen, aber dem Goetheschen

 Ausspruch zu Eckermann: „Ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ganz unzerstörbarer Natur ist, es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit,“ wird auch heute von zahllosen urteilsfähigen Vollmenschen fo rückhaltlos zugestimmt, daß ihn weder Haeckelsche Salonphilofophie noch irgend ein ihr huldigender Bund kaum jemals wird entkräften können. Ich möchte Haeckels Philosophie wirklich nur als eine Salon-Philosophie bezeichnen. Das erklärt mir auch die weite Verbreitung feines Werkes „Die Welträtsel“. Wo hat sonst je ein von echtem philosophischen Geiste durchwehtes Werk eine so bereitwillige Aufnahme bei der breiten Maffe des geistigen Mittelstandes gefunden? Ahnungslos wechselt der berühmte Naturforscher bei feinen philosophischen Exkursionen die Standpunkte, so daß ihm Ed. v. Hartmann nachwies, er sei zugleich ontologischer Pluralist (wegen seiner Naturauffaffung als einer Vielheit mit getrennten Substanzen), metaphysischer Dualist (weil er in jeder Einzelsubstanz zwei verbundene metaphysische Prinzipien, Kraft und Stoff, annimmt), phänomenaler Dualist (wegen seiner Anerkennung von zwei verschiedenen Gebieten der Erscheinung, nämlich äußeren mechanischen Geschehens und inneren Empfindens und Wollens), Hylozoit (denn er schreibt jedem Teil der Materie Belebtheit und Beseeltheit zu), Identitätsphilosoph (indem er den Grund

bei der Erscheinungsgebiete in ein und derselben Art von Substanzen sucht), kosmonomischer Monit (wegen seiner Leugnung der teleologischen Gesetzmäßigkeit in der Welt und wegen feiner Anerkennung nur der kausalen), und Mechanist (indem er alles kausale Gefchehen als mechanische Vorgänge zwischen materiellen Teilchen ansieht). Wenn eine Philosophie von so wechselnden Voraussetzungen aus endlich zu dem Schluffe gelangt, daß die Annahme einer jenseitigen menschlichen Fortdauer irrig und kulturhemmend sei, so erscheint sie mir doch wenig beweiskräftig und zwingend, und dieser Posten in der Thesenreihe des Monistenbundes dürfte doch nur für weniger nachdenkliche Köpfe werbende Kraft besitzen. Das positive Rezept zur Förderung der Menschheitskultur geben nun die weiteren Thesen in der Verordnung des Monismus, und zwar wird dieser Monismus die „neue Weltanschauung“ genannt. Diese „neue“ Weltanschauung bestehe erstens in der Einsicht, daß die Natur aus fich selbst erklärt werden müffe, ohne ein außernatürliches Prinzip, zweitens in der Erkenntnis, daß alles Geschehen nach ewigen ehernen großen Gesetzen verlaufe, die in der Natur der Dinge begründet sind, und drittens in der Gewißheit, daß die Natur einheitlich und dieselbe sei in allem Geschehen und Gestalten. Diese drei Sätze, cum grano salis verstanden, dürften heute doch ziemlich allgemeine Zustimmung finden, so daß zu ihrer Verbreitung erst einen Bund zu gründen, mir beinahe dasselbe scheint, wie Eulen nach Athen zu tragen. LÜberrascht hat mich nur, daß diese Weltanschauung eine „neue“ ge-

Gerhardt-Amyntor: Ein Monistenbund? 607 nannt und so der Schein erweckt wird, als sei der Monismus ein epochemachendes Erzeugnis moderner Geistestätigkeit. Du lieber Gott! er ist recht alt; er ist älter als das Christentum, älter als der Buddhismus, er reicht hinauf bis ins 15. Jahrhundert vor Christi Geburt, bis in jene Zeit, da die ersten Hymnen des Rigveda verfaßt worden sind. Alter noch als die Sankhja-Philosophie ist das Vedantasystem, und dieses „Ende des Veda“ besteht doch nur in der Einsicht, daß alles mit dem Urwesen eins sei und daß gerade durch diese Erkenntnis der Mensch allem Wandel entriffen und der Wiedergeburt auf ewig entrückt werde. Das wahrhaft Seiende ist das Eine, die Vielheit trügerischer Schein, die Sonderexistenz des Individuums der Traum der Maja. Wenn schon vor 34 Jahrhunderten der Dualismus verworfen und der Monismus gepredigt worden ist, z. B. im Brihad-áranyaka (4. Adhyáya 5, 1): „Denn solange es zwei gibt, sieht einer den andern, einer riecht den andern, einer hört den andern, einer grüßt den andern, einer merkt den andern, einer erkennt den andern. Wenn aber nur das Selbst dies alles ist, wie soll er einen andern riechen, sehen, hören, grüßen, merken, erkennen? Wie soll er den erkennen, durch den er dies alles erkennt? Wie soll er den Erkenner erkennen?“ – wenn ein altindischer Denker und Dichter schon vor Jahrtausenden dies geäußert hat, wie kann man da heute noch den Monismus als eine neue Weltanschauung ausgeben und ihn als einzig brauchbares Bekleidungsstück für die Blöße und Hilflosigkeit unserer irdischen Existenz, als neu patentiertes Fahrzeug anpreisen, aus dem man aus der Misere unseres bisherigen Denkens in das Paradies einer neuen und alleinseligmachenden Weltanschauung gelangen kann? Wenn unser neues Ideal die Menschheit sein soll, die ihre Stellung in der Natur kennt und auf Grund dieser Kenntnis selbstbestimmend in ihr Schicksal eingreift, so klingt das gewiß sehr stolz und verheißungsvoll. Nur scheint mir dabei gar zu einseitig nur auf die Naturwissenschaft Wert gelegt und das religiöse Bedürfnis der Menschheit völlig vergeffen zu sein. Und dieses Bedürfnis existiert. Religion ist ein anthropologisches Phänomen, das durch keine noch so subtile wissenschaftliche Betätigung beseitigt werden kann. Die Erlösungssehnsucht jedes menschlichen Wesens kann nie auf wissenschaftlichem Wege, sondern immer nur religiös gestillt werden. Reines Wiffen bläht auf, nur der Glaube beseligt. Was einer glaubt und glauben will und glauben kann, darüber soll hier nicht gesprochen werden, das wird allzeit von dem Maße einer Geisteskraft abhängig bleiben; aber ohne allen Glauben müßte der Mensch verdursten und verschmachten, und selbst der sogenannte Glaubenslose erfreut sich unabänderlich seines geglaubten Unglaubens. Sollte ein frei verstandenes, innerliches Christentum nicht eine beffere Weltanschauung gewähren, als jener alte, wieder ausgegrabene und auf neu geplättete Monismus? Die tiefsten Grundlagen aller Religionen werden mehr und mehr in ihrer Ahnlichkeit erkannt werden, und wer den Schutt

 der Jahrhunderte von dem Trümmerfelde zerborstener Tempel wegzuräumen versteht, der legt eine Krypte frei, über der nicht nur das Christentum, sondern auch alle anderen Kulte erbaut worden sind. In diese Krypte kann ein jeder hinabsteigen, wenn er nur das eine mitbringt, ohne das kein Mensch voll zu leben vermag, und das er, wenn er seiner Kulturaufgabe genügen will, auch nie entbehren darf: den kindlichen unausrottbaren Glauben des Menschenherzens. Und hier erinnere ich mich eines Wortes unseres unsterblichen Landsmannes, des Professors Max Müller, der in einer der Hibbert-Vorlesungen im Chapter-House in Westminster-Abbey auch von jener gemeinschaftlichen Katakombe unter unseren Kathedralen sprach und die Zeit kommen sah, da alle, alle in die eintreten würden. „Wenn sie auch viel zurücklaffen von dem, was in indischen Pagoden, in buddhistischen Viháras, in mohammedanischen Moscheen, in jüdischen Synagogen, in christlichen Tempeln gelehrt und verehrt wird, so kann doch jeder das in die stille Krypte mit sich hineinnehmen, was ihm am meisten wert und teuer ist, die eine köstliche Perle, um die er alles, was er hat, hingeben würde: der Brahmane feinen Unglauben an diese Welt, seinen unerschütterlichen Glauben an eine andere Welt; der Buddhist seine Erkenntnis eines ewigen Gesetzes, seine Ergebung in dieses Gesetz, eine Milde, fein Mitleid; der Mohammedaner, wenn nichts anderes, so doch feine Mäßigkeit und Enthaltsamkeit; der Jude ein Festhalten in guten und bösen Tagen an den einen Gott, der Gerechtigkeit liebt und defen Name ist: „Ich bin"; der Christ das, was besser ist als alles – mögen die Zweifler es nur selbst versuchen – Liebe zu Gott, man nenne ihn wie man wolle, den unfichtbaren, den unendlichen, den unsterblichen, den Vater, das höchste Selbst, über alle, durch alle, in allen, – und solche Liebe bezeugt in der Liebe zum Nächsten, in der Liebe zu den Lebenden, in der Liebe zu den Toten, in lebendiger, unvergänglicher Liebe." In jener Krypte, ich zweifle nicht daran, werden sich dereinst alle begegnen, die die zehrende Sehnsucht ihres Herzens durch bloße Wiffenschaftspflege nicht zu stillen vermögen; in jener Krypte wird es keines Monistenbundes mehr bedürfen, sondern wir werden alle eine Herde unter einem Hirten sein. In jene Krypte, wenngleich sie noch eng und dunkel ist, steigen, wie Max Müller ermutigend sagte, schon jetzt von Zeit zu Zeit manche hinab, denen der Lärm vieler Stimmen, der Glanz vieler Kerzen und der Zusammenstoß vieler Meinungen da oben unerträglich geworden ist. Wer weiß, ob diese Katakombe nicht mit der Zeit weiter und heller werden kann, so daß die Krypte der Vergangenheit zur Kirche der Zukunft werde.

E. FFE ASF

Des alten Gärtners Briefe

Von Johann Ludwig Runeberg

Erster Brief

Den 20. Juni -36

ährend mein alter Gehilfe die Blumenrabatten begießt und die WI Raupen von den Fruchtbäumen abkämmt, benutze ich die schöne Abendstunde, um Ihrem Wunsche und meiner alljährlichen Gewohnheit folgend Ihnen einige Zeilen zu schreiben und von uns und dem Garten Grüße zu senden. Ich wiederhole, was ich schon früher gesagt, daß ich nicht verstehe, warum Sie mir so oft schreiben und von mir Antwort wünschen, da doch alles, was ich zu berichten habe, nur einen kleinen Fleck Erde betrifft, den ich mit Schweiß und Liebe bebaue, sowie drei oder vier einzelne Personen, deren Leben innerhalb dieses Flecks hinfließt ohne große Veränderungen und Wandelungen, von denen zu hören Vergnügen bereiten könnte. Aber seit Ihrem kurzen Besuche bei mir habe ich zu Ihnen, werter Herr, Vertrauen gefaßt, da ich damals öfters in Ihren Augen las, daß meine Blumen Ihnen lieb waren; und ich bin gewiß, daß irgend ein Band uns aneinander knüpft. So will ich denn ohne Umstände wieder beginnen und möchte nur um Entschuldigung bitten, wenn meine Freude an jedem geringen Ding hier in meiner kleinen Welt mich verführt, zu weitläufig zu werden und Sie zu ermüden. Wir haben, Gott sei Dank, einen sehr schönen Frühling. Seit zwanzig Jahren, seit dem Jahre, da ich mich selbständig machte, habe ich keinen schöneren erlebt. Der April war freilich stürmisch, und der Mai begann mit Kälte, so daß ich sogar mitten am Tage die Mistbeete decken mußte; aber gegen Ende des Monats änderte sich das Wetter, und es ist wunderbar zu sehn, wie jetzt alles gedeiht und vorwärts kommt. Jetzt wäre die rechte Zeit für Sie, uns zu besuchen, da Sie doch den Frühling und das Wachstum so lieben. Jetzt stehen hier meine Parkanlagen und alle Inseln und der Strand rings um den See in Grün. Die Tulpen haben längst geblüht, ebenso die Narziffen. Apfel- und Birnbäume sind

610 Runeberg: Des alten Gärtners Briefe weiß von Blüten, und dies alles umschlingen die Fliederbüsche wie mit einem blauen Gürtel. Warum sollte ich den Flieder nicht wert halten? Er nehme zu viel Platz fort, meinen Sie, und bringe keine Frucht. Man merkt eben, daß, als Sie hier waren, der Sommer schon weiter vorgeschritten war. Kommen Sie jetzt her, und Sie werden anders urteilen. Ich liebe diese Büsche von Kind auf. Ihre Frische erquickt mich, und ihre Pracht zur Zeit der Blüte ist eine Frucht für meine Seele. Doch laffen wir unsere ungleichen Gedanken hierüber auf sich beruhen. Ich will hier nur einige Worte fagen von den Anordnungen, die ich, seit Sie hier waren, getroffen habe, zum Teil nach Ihrem eigenen Rat und Ihren Entwürfen. Zwar habe ich sonst wenig Neigung zu Veränderungen; aber teils wollte ich Ihnen ein Vergnügen machen, teils mußte ich wegen besonderer Umstände, von denen weiterhin die Rede sein wird, von meinen Gewohnheiten abgehn. Sie sollen nun zunächst hören, daß der nach Ihrem Entwurf auf der Kirschbaum-Insel errichtete kleine Tempel sich vortrefflich ausnimmt, besonders von Rosas Fenster aus, von wo man ihn durch die ganze Länge der Pappelallee hindurch wie eine große Seerose aus dem See aufsteigen sieht. Beim Bau wurde ich immer zufriedener mit Ihnen, je weiter die Arbeit fortschritt. Mit der Erweiterung des Platzes für die Küchengewächse ist ein hübscher Anfang gemacht, wodurch ich jetzt den ganzen Raum von dem alten Kirschbaumwald bis zum See für die Obstpflanzung frei bekommen habe. Die Pfropfreifer versprechen gut anzugehen. Ja, wenn man ihnen nur die Raupen fernhalten könnte. Dafür hat in den letzten Tagen mein alter Anders sorgen müffen. Noch zeigt sich nur hier und da ein zerstörtes Blatt oder ein zusammengerolltes Laubbüschel, aber ich denke mit Schrecken an die Jahre, als in der vollsten Blüte die Verheerung hereinbrach, als Grün und Glanz vernichtet und die nackt gefreffenen Zweige mit weißem Gespinst überzogen wurden, so daß die Bäume ihre schönste Zeit verschlafen mußten und wie starre, winterliche Gespenster alle Sommerfreude verscheuchten. Ich weile ungern bei der Erinnerung hieran, denn von allem in der Natur ist mir nichts so schrecklich anzusehn, wie wenn lebende, unschuldige Wesen langsam hinsiechen und vorzeitig sterben unter dem zehrenden Zahn von Raupen, die sie selbst unbewußt schützen und nähren. Ach, was wäre wohl das Leben ohne Liebe zu des Lebens Stoff! Was ist ein Gewächs, das feine vergänglichen Blumen und Blätter nicht leicht und heiter trägt! Noch vergaß ich zu sagen, daß ich doch nicht das Herz dazu hatte, die reizende Erlenlaube zu entfernen, die Sie am Strande, bis wohin ich jetzt die Obstpflanzungen ausgedehnt habe, damals anlegten. Sie steht noch mitten unter Apfel- und Birnbäumen, wie ein teures Andenken von Ihnen. Rofa sitzt zuweilen darin und näht und kann den Blick auf den hohen Hügel und die Kirche drüben am anderen Ufer des Sees nicht genug rühmen. Ich für mein Teil liebe diese Stelle weniger, weil die großen Klippen davor liegen, wo immer die Möwen schreien, die sich dort aufzuhalten pflegen.

Runeberg: Des alten Gärtners Briefe 611 Es ist merkwürdig, wie leicht ich gestört werde von dem geringsten Mißlaut. Vielleicht kommt diese meine Empfindlichkeit daher, daß ich beständig nur unter diesen frommen und stillen Wesen lebe, deren lautestes Geräusch bloß ein achtes Flüstern ist, das der Wind hervorruft, wenn er an ihre nachgebenden Blätter und Zweige rührt. LÜbrigens nicht einmal hier, werter Herr, find uns Verdrießlichkeiten erspart. Eine besonders merkwürdige traf uns vor einigen Tagen. Den ganzen Morgen war der Himmel klar gewesen, und es war schönes Wetter, abgesehen von einer ungewöhnlichen Schwüle in der Luft. Später am Vormittag zogen sich Wolken zusammen, und es donnerte. Bald war der ganze Himmel verdunkelt, mehrere Sturzregen fielen, und die Blitze folgten immer rascher auf einander, ungewöhnlich rasch. Rosa und ich faßen eben beim Frühstück, als auf einmal der alte Gehilfe hereinkam. Nie werde ich es vergeffen, wie verstört er aussah. Wie ich nachher hörte, hatte er durchaus noch die Melonenbeete decken wollen und dann, als der Regen zu heftig geworden, unter einem der größeren Ebereschenbäume an der Landzunge Schutz gesucht. Wie hätte ein solcher Baum wohl gegen ein derartiges Unwetter schützen sollen! Als der Alte eintrat, hing ihm sein Strohut wie ein naffes Tuch in der Hand, ein Sommerrock war ihm wie ein Kohlblatt um die Glieder geschloffen, das Haar lag ihm breit und triefend über das Gesicht und sein Gruß war nur ein Puten ohne ein verständliches Wort. Im ersten Augenblick konnte ich nicht laffen zu lachen, aber das erzürnte ihn fo, daß ihm die Zunge gelöst wurde. „Ja, ja,“ sagte

er, „es ist leicht zu lachen, aber jetzt ist alles aus!“ „Nun, mein Freund,“ sprach ich und hielt an mich, „zieh nur erst trockne Kleider an, so kommst du wieder zu dir.“ „Ach, wer kümmert sich um mich,“ fiel er mit steigendem Unmut ein, „ich sage, es ist aus mit Fräulein Rosa, Gott helfe mir altem Manne! Ja, da sitzt sie jetzt jung und mit roten Backen, aber übers Jahr wird es wohl anders um die stehen.“ „Was ist das für eine Prophezeiung, Anders?“ sprach ich und stand auf. „Was fehlt dir?“ Und nun kam er endlich heraus mit der Sache. Der Blitz hatte in Rosas Ulme eingeschlagen, die Alste zersplittert und den Stamm an der Wurzel gebrochen. Sie erinnern sich wohl des schönen Baumes; er stand gerade an der Ecke des Gebäudes, zur Linken, wenn man von der Landseite herkommt. Meine Betrübnis können Sie sich vorstellen. Dieser Baum hatte in der Tat etwas Ungewöhnliches an sich. Noch so jung und schon so entwickelt, so üppig! Der Stamm so schlank und hoch, und dann die Krone – erinnern Sie sich nicht, daß es uns auffiel, wie regelmäßig fie fich rundete? Anders habe ich zu trösten versucht, so gut ich konnte. Er scheint in der Tat mehr Rosas wegen bekümmert zu sein, als des Baumes wegen. Rosa selbst scherzt oft mit ihm über seinen komischen Schreck, aber der alte Mann schüttelt noch immer bedenklich den Kopf, so oft die Rede

 darauf kommt. Es ist schade, daß er eine so lange Zeit bis zur Erfüllung seiner Prophezeiung angesetzt hat, denn nun wird er wohl bis zum nächsten Sommer bei seinem Wahne bleiben. Doch noch eine Unannehmlichkeit. Die Planke auf der Landzunge, die meine kleine Halbinsel von der übrigen Welt scheidet, werde ich nun bald weiter einwärts, nach dem See hin, versetzen müffen, weil der Staub und der beständige Lärm der Straße, die jetzt an der Landseite dicht vorbeiführt, mich stört. Ich weiß nicht, aber mir will scheinen, daß die Zahl der Reisenden von Jahr zu Jahr zunimmt. Jeden Morgen muß ich nach den Gewächsen in der Nähe des Staketes fehn und die abstauben und habe an dieser Stelle länger zu tun als an irgend einer andern im Garten. Es kommt auch öfters vor, daß irgend ein Unbekannter, wenn ich mich dort zeige, den Wagen halten läßt und mich um Erlaubnis bittet, einzutreten und meine Anlagen zu befehn; und wiewohl ich jedermann das kleine Vergnügen, das er daran haben kann, gern gönne, so kommen mir diese Besuche doch manchmal ungelegen. Doch das ist es nicht, was mich am meisten belästigt. Weit störender ist mir der Anblick einiger meiner Nachbarn, die täglich, und gerade in den Morgenstunden, ihren Spaziergang hier vorüber machen. Fast wäre ich versucht zu glauben, daß die Raupe, die in den letzten Jahren die Obstbäume verschont hatte, nun bei den Menschen eingezogen sei. Werter Herr, es lebt hier eine Sekte von gottseligen, schweigfamen düsteren Wesen, die es sich als einen Sieg anrechnen, die Freuden des Erdenlebens zu verwerfen, und die das, was sie für ihren höheren Schatz ansehn, bezahlt haben mit der Frische ihrer Wangen und dem Feuer ihrer Augen. Welch ein Gegensatz, wenn ich von meinen frischen, heiteren Blumen hinblicke auf diese Wesen! Bin ich solchen begegnet, so behalte ich für den ganzen Tag ein drückendes Gefühl von Niedergeschlagenheit, und unwillkürlich denke ich daran, wie bekümmert ich fein würde, wenn ich ein höherer Bruder dieser Menschenblumen und sie meiner Pflege anvertraut sein sollten, wie hier die Blumen in meinem Garten. Und nun schließe ich meinen Brief mit den wärmsten Grüßen von Rosa. Sie bittet zu fragen, wie die Blumenzwiebeln, die fiel neulich Ihrer Tochter geschickt hat, angehn und gedeihen. Zum Herbst verspricht sie eine Partie andere. Vielleicht begleitet sie diese dann selbst auf der Reise, wenn Sie es erlauben. Es tut ihr not, fich ein wenig in der Welt umzusehen; sie ist nun schon sechzehn Jahre alt. Ach, werter Herr, sie war nur ein Kind, als Sie hier waren; jetzt ist sie erwachsen, und warum sollte ich mich scheuen, es mit Freude auszusprechen, wie schön sie ist? Was hätte ich selbst zu ihrer Entwicklung tun können, ich hier mit meiner bestaubten Schürze, mit den geschwärzten Händen und dem Kopf voller Gedanken an meine Gewächse und Bäume? Ihre Mutter ruht längst im Grabe, und ich konnte nur ihrem Aufwachsen zuschauen und mich daran erfreuen. Sie ist für sich selbst aufgewachsen ohne Leitung von Menschenhand; ihr Vater war der blaue Himmel, ihre Mutter die ruhige Blumenwelt ihrer Heimat.

 Ich weiß nicht, warum heute meine Gedanken mit solcher Liebe bei ihr verweilen. Vielleicht weil ich sie eben so sehr entbehre; sie ist nämlich seit einigen Tagen von Hause fort zu Besuch bei einer Verwandten und bleibt dort, bis ihre

Vorbereitung zur Konfirmation vollendet ist. In drei Wochen erwarte ich sie zurück. Nicht ohne Beschämung las ich diesen langen Brief durch, der so wenig enthält. Haben Sie Nachsicht mit Ihrem alten Freunde, werter Herr; er gibt, was er kann, und entschuldigt sich damit, daß er Ihrer eigenen Aufforderung nachkommt. Ich verbleibe c. Zweiter Brief Den 16. Aug. –36 Ich habe diese Menschen gefehn, mit Angst und wohl auch mit einer düsteren Ahnung. Ja, ich habe sie gesehen, diese dunklen Schemen mit ihren farblosen Wangen und halberloschenen Augen. Ja, werter Herr, stumme Wetterwolken sind lange an der Grenze meiner Freistatt vorbeigezogen; jetzt ist ein Blitzstrahl aus ihnen niedergefahren, und das Glück meines Lebens ist getroffen und gebrochen. Ob für alle Zeit? – Noch kann ich die Hoffnung nicht aufgeben. – Es war eines Morgens, am Tage nach Rosas Rückkehr. Mit der Sonne war ich auf, die Arbeit ging mir frisch von der Hand, und noch lag der Morgentau auf meinem Sinn wie auf den Blumen. Haben Sie es erfahren, wie einem zu Mut ist, wenn das Herz, wie die Biene, aus allem nur den Honig zieht? Ich hatte einige okulierte Bäume beschnitten und kam zu der Ulmenhecke am Strande. Da saß Rosa dort. „Rosa, fieh da, Rosa!“ sagte ich. Sie stand auf und sagte mir guten Morgen. Ich wollte ihr Freude machen mit einer heiteren Befchäftigung. „Komm, Rosa,“ sagte ich, „wir wollen die Blumenbeete begießen; es sieht aus, als wollte der Tag heiß werden.“ Damit wollte ich schon gehen, aber ich merkte, daß Rosa zögerte. Als ich mich umwandte, traf mein Auge das ihre. Eine unsägliche Zärtlichkeit lag in ihrem Blick, die mich trübe, schreckhaft und peinvoll berührte, weil sie diesmal nicht von Freude gemildert war. Aber unsere Blicke ruhten lange ineinander – ich fah, erschrak und schwieg. Da sah ich in ihrem Blick, daß sie gegen ein aufsteigendes Weinen kämpfte; aber die Tränen fiegten und brachen ihre Dämme, und sie fiel mir um den Hals, und ich hörte sie seufzen: „Ach Vater, Vater, daß du so verloren sein sollt!“ Wie der Blitz durchfuhr mich eine Ahnung, aber ich bezwang mich und versuchte ruhig zu bleiben. „Du bist krank, mein gutes Kind,“ sagte ich, „komm, du mußt ruhen, ich will dich hineinbegleiten.“ Aber Rosa trat einen Schritt zurück. „Krank?“ sagte sie mit einem halb stolzen, halb traurigen Ton, „ich bin krank gewesen, aber ich bin gefund geworden. Ich hatte wie du mein Leben in Staub begraben, der

 heute glänzt und morgen hingeht; nun habe ich gelernt, das Leben zu leben, in dem es keinen Wechsel gibt. Vater, hast du je an Gott gedacht?“ –.. Ich sah, was ich verloren hatte; es wurde finster in mir, und ich ge" in Sorn. „Birg dich vor dem Tageslicht, du Blume, in die der Wurm gedrungen ist,“ sagte ich, „du haucht Ansteckung aus über meine unschuldigen Kinder und scheucht den Morgenengel aus dem Park hinweg.“ – lNoch ehe ich mich gefaßt hatte, gehorchte Rosa und ging. Aber indem "eichritt, sah ich, wie ihr Blick mich ergriff, als wolle sie mich in ihr Herö hineinziehen. Sie ging fachte den langen Gang nieder und verschwand hinter den Pappelhecken. Da beugte ich meine Knie, erflehte mein Kind " Gott zurück und weinte. So kam wieder Frieden und Sanftmut über mich, werter Herr, und ich ging Rosa nach. Als ich zur Tür ihrer Kammer gekommen, hörte ich ihre Stimme. Es war die Stimme einer Betenden, aber sie war gedämpft durch das Saufen des Windes in der Krone der "* vorn an der Vortreppe. Eine Weile verging, der Wind hielt den Atem ", und ich verstand die Worte: „er, er kann dir ein Werkzeug werden, und ich bin nur ein schwaches Weib. Nimm ihn auf in dein Licht, auch "du mich darum in meine Nacht zurückwerfen solltest“ – Das Herz wollte mir vergehen vor Liebe und Schmerz. Ich öffnete leise und trat ein. Rosa hatte es bemerkt und kam mir entgegen, lächelnd "*" Engel. „Ich habe gebetet für dich, Vater,“ waren ihre Worte „und ''in erhört worden, denn du kommst herein zu mir und bist so milde“ Ich nahm sie in meine Arme und küßte ihre Stirn. Aber ich wollte uns nicht mit Worten stören, sondern schwieg und ging wieder hinaus, bei meiner Arbeit Trost zu suchen. .. Zur Mittagsstunde trafen wir uns wie gewöhnlich. Bei Tisch fiel kein Wort über den Auftritt am Morgen. Ich wollte ausweichen und vergeffen. Rosa sprach viel von ihrer Verwandten und ihrem Aufenthalt bei dieser: mit welcher Innigkeit fiel ihr begegnet sei, wieviel sie gelernt habe von ihr und von den edlen Menschen, die sie bei ihr gesehen und kennen gelernt, wie wichtig das auch für mich fei – hier schwieg fie und sprach den Satz nicht zu Ende. Weh, weh, lieber Herr, daß ich so wenig über meinen Garten hinausgeblickt und Menschen und Welt fo wenig kennen gelernt habe! Sie verstehn dies alles. Ich schickte meine Blume fort, damit fie im Licht zur Entfaltung gebracht werde, und man

hat sie in Feuer gepflanzt. Doch meine Bewegung brach nicht aus, ich bezwang mich und es wurde nicht gesprochen über den Sinn von Rosas Worten. Sie blieb nun stiller und hatte zuweilen ein Lächeln, das mich an früher erinnerte. ber mitten in dem Spielen der Lichter auf ihrem Antlitz sah ich jetzt zum erstenmal einen Zug, über den das alte Leuchten nur selten Macht gewann und der nie verschwand, einen Zug von Leiden und Hinwelken, dem ersten chatten gleich, der auf dem weißen Blatt der Lilie fein Dunkel zeigt und felbst nicht im Sonnenglanz aufhört zu verraten, daß es mit dem Blühen du Ende gehn will.

 Am Nachmittag fah ich Rosa nicht, aber gegen Abend ließ ich sie zu mir in den Garten hinabrufen. Sie kam, ich ließ sie meinen Arm nehmen, und wir gingen in den Alleen spazieren, meist schweigend. Wohl war es meine Absicht zu sprechen, aber der Abend war zu schön und mein Herz zu voll. Schließlich kamen wir an den Strand hinab. Ein Jahr vorher hatte ich an einem ebensolchen Abend mit Rosa an derselben Stelle gestanden. Alles war wie damals, nur sie – doch ich sah auch jetzt auf ihrem Gesicht einen Schein von Freude, als sie aus dem dämmerigen Gang hervortrat und der große, klare See mit feinen Gestaden und Inseln und die untergehende Sonne und das goldene Himmelsgewölbe sich vor ihren Blicken auftaten. „Hier war es," sagte ich zu Rosa, „wo du einmal eine Frage an mich stelltest, über die ich jetzt noch froh bin, wiewohl manches sich verändert hat." „Was fragte ich damals?" sagte sie und sah mich verwundert und mit Spannung an. „Wenig, ganz wenig; es war kaum eine Frage, es war ein Seufzer, ein kurzes Gebet. Du ruhtet hier aus, nachdem du den ganzen Tag mit den Blumen im Garten beschäftigt gewesen. Ich saß in der Nähe und blickte bald auf die Gegend, bald auf dich; denn ihr wart damals einander ähnlich, mehr als jetzt, und diese Ahnlichkeit machte mich glücklich. Als nun jeder Hauch sich gelegt hatte und der See die Erde und den Himmel spiegelte, und der Himmel wiederum wie ein Spiegel alle Farben der blühenden Erde zurückstrahlte und die Sonne dies alles mit ihrem Lichte umarmte, da lächeltest du und fragtest, was schöner sei, die Erde oder der Himmel? Das war deine himmlisch-unschuldige Frage, mein Kind, und sie liegt mir noch im Sinn." Ich war gerührt und glaubte, ich hätte Rosas Herz getroffen; aber fie nahm meine Hand und sagte ruhig: „Die Worte, Vater, sprach ich, als ich noch im Schlafe war, vergiß sie, da ich nun erwacht bin." Noch einmal brach ich das Schweigen und fuhr fort: „Das waren keine Worte im Schlaf, Rosa; es war ein Lobgesang, wie die Engel ihn fingen, denn der Gottesdienst der Engel ist Freude über etwas Schönes und Wahres. Damals konntest du das Schöne noch fühlen und das Wahre noch mit klaren Augen schauen, denn es strahlte dir aus der ganzen Welt des Schöpfers entgegen, und die Erde war dir lieblich wie der Himmel. Was besitzest du jetzt an Stelle dessen, das du verloren und verworfen hast?" Aber mein Kind antwortete mir mit der bittern. Frage: „An Stelle der Schönheit einer gefallenen Erde und an Stelle der Wahrheit vergänglichen Staubes?" Mich noch beherrschend, fuhr ich fort: „An Stelle des Friedens deiner Seele, der Unschuld deines Herzens und der Liebe zu einer milden Natur?" „Trauer," sagte sie, „über das, was ich damals war, und die Hoffnung, doch nicht verloren zu sein."

 Aufbrausend fuhr ich fort : „Sage lieber, das Trugbild eines Abgotts, den deine eigenen Gedanken sich erschaffen haben, der die Blüte deiner Jugend zertreten hat und gespensterhaft auf deine Zukunft hinweist als auf ein Grab; eines Abgottes, der auf die lichte Welt des Ewigen, auf die grünende Erde, den milden Himmel, auf alles, was heilig und teuer ist, auf deine eigenen blühenden Glieder, auf den Frieden deines Herzens und deines Vaters grauen Scheitel hindeutet und kalt und drohend sagt: „Sieh, alles dies ist nichts; verneine, verwirf, verachte es, wenn du mir angehören willst, mir, dem alles, was glüht, liebt, atmet, lebt, ein Entsetzen ist, und defen Reich die ewige Leere ist, wo kein Wesen einen Erdenstaub mit Leben erfüllt, wo keine Kraft liegend jubelt, keine Schwachheit weint in der Gnade der Liebe." Ich sprach mit Feuer, weil die Wahrheit in mir auflohte und meinem in Nacht verirrten Kinde der heimführende Pfad erleuchtet werden sollte. Ach, mein bester Herr, was sollte ich tun? Rosa weinte und betete zu dem Herrn der Vergebung, er möge meine Worte nicht hören. – Nie in meinem Leben hat es mir mehr Anstrengung gekostet, mich selbst zu besiegen, als in diesem Augenblick. Aber die Liebe stand mir bei, und ich fiegte. Ich bezwang meinen Zorn – nein, nicht meinen Zorn, sondern meine Verzweiflung – und die Klarheit der

Wahrheit gab meiner Seele wieder Ruhe. Am Fuße des Baumes, in defen Schatten wir standen, wuchs in ihrer Unschuld eine schöne, zarte, weiße Lilie, eben aus dem Treibhause hierher verpflanzt, um sich in der frischen Sommerwärme zu entfalten und in Freiheit ihr Blütenleben zu führen. Nur einen Tag war es her, seit die schöne Blüte ihre Knospe gesprengt hatte und hinaus blickte, und auf ihrem Antlitz trug sie noch jenen Schimmer, von dem man nicht weiß, ob er der Erde oder dem Himmel angehört, und der es dem Auge unmöglich macht, zu bestimmen, wo das Blatt endet und wo Farbe, Tau, Luft und Licht anfangen. Ich opferte sie für mein Kind, zog fie, wie sie im Schatten dastand, aus der Erde, blies den Staub von ihrer Wurzel weg und steckte sie an einen Zweig des Baumes, so daß sie die weiche Krone der vollen Sonne unbeschirmt zuwandte. Hierauf nahm ich Rosas Arm, wir machten schweigend einen Gang durch den Park und kamen dann zu jener Stelle zurück. Die Blume hatte schon begonnen, gelb zu werden; der schöne Glanz ihrer Blütenblätter war fort; sie hingen welk im Sonnenschein. „Sieh," sagte ich zu Rosa, „eben noch wuchs diese Blume unten am Grunde und streckte ihre Wurzel in die Erde hinab. Und sie lebte im Schatten, und der Staub berührte ihren Staub; aber hatte sie da in ihrem Wesen nicht mehr vom Himmel als jetzt, und war sie da nicht meine Freude, während ich nun um die trauern muß? Hätte sie sich nun selbst von dem Platze, den meine Liebe ihr angewiesen, losgeriffen, und statt bald zu voller Schönheit aufzugehen, sich vom Grunde getrennt und in die Glut der Sonne erhoben

G. v. Hoesslin (T) Weibeszauber

 – würde ich sie deswegen lieben? Würde ich nicht vielmehr sagen: „Stirb, törichte Blume, denn so kannst du nicht leben!" „Sterben," sagte Rosa lächelnd, „ist es ein Übel, zu sterben?" „Sterben," sagte ich, „ist zu neuem Leben geboren werden, doch sterben ist auch geboren werden zur Zerstörung. O, meine Rosa, so zu sterben, wie diese Lilie gestern den Tod ihres Knospenlebens starb, um heute ihre silberweiße Krone auszubreiten, das ist sterben um zu leben in einer reicheren Herrlichkeit und sich zu freuen in einer lichteren Welt. Einen solchen Tod starb die Lilie, als sie ihr Gefängnis sprengte, und sie starb ihn nicht deshalb, weil sie in ihrer Knospe gewelkt war, sondern weil sie in ihrem dunklen Hause frisch und treu ihrer Blätter gewartet hatte, bis die Natur diese reif fand, dem Tageslichte zu begegnen. So stirbt, wer stirbt, um zu leben. Er bricht nicht mit Haft aus seiner Knospe hervor, sondern er füllt diese mit Schönheit und Leben, und dann wirft er seine Blätter nicht hinweg, sondern er breitet sie aus in Freude und Licht." So sprach ich. Eine Weile verging in Schweigen. Alles war still, feierlich, erwartungsvoll. Ich hoffte. – Es ist furchtbar, werter Herr, und ich bebe, es auszusprechen: mein Kind beschwor mein Vaterherz, seine schwache, wehrlose Seele nicht zu verführen. Tage, Wochen sind verfloffen seit diesem Auftritt. Rosa welkt hin. Mehr und mehr durchschaue ich nun die Lehre, deren Gift fiel eingesogen hat, diese furchtbare Irrlehre, die warme Herzen hinmordet, indem sie fie zwingt, den Frieden der Demut zu verschmähen und sich selbst zu verbrennen, um nicht mehr in Schwachheit schlagen zu können. Ist es denn nicht so, daß alle Herrlichkeit in Schwachheit und Staub zur Erscheinung kommt und lebt, so wie die Sonne mit tausend Farben lebt in dem vergänglichen Geschlecht der Gewächse? Warum denn eine Wohnung zerstören, darin die Herrlichkeit in Licht und Frieden leben kann? Sie suchen das Leben der Unsterblichkeit, und ihr irdisches Leben nennen sie Tod. Lieber Herr, hätten Sie jemals das Blühen eines Gewächses erwartet, das im Samen verwelkt? Sie glauben an eine Unsterblichkeit. Doch glauben Sie deshalb daran, weil die Welt so düster wäre und dieses Leben ein Nichts? Nein, nein, ein himmlisches Leben, eine höhere Welt erwarte ich darum, weil diese Erde so schön, weil dieses Leben trotz seiner Sorgen so heilig und so lieblich ist. Ich schließe hier. Was soll ich für mein Kind hoffen? Haben Sie mir einen Rat zu geben, so zögern Sie nicht. Der Herbst kommt, und die Früchte reifen, ich sah es im Vorbeigehen. Schicken Sie mir ein Buch, das friedvolle Gedanken über irgend etwas von den Wundern des Lebens enthält. Leben. Sie wohl! Dritter Brief Den 20. Juni –37 Mein werter Herr, ich schicke Ihnen hier ein Tagebuch, das ich während der Krankheit Rosas geführt habe. Ein oder das andere Bruch

 stück dieser Aufzeichnungen wird Sie vielleicht ahnen laffen, was inzwischen hier vorgegangen ist und was ich nicht wiederholen mag. Den 1. Januar -37. – Falsche, verblendete Lehre, die unschuldige Freude am Irdischen zu verwerfen. Was ist dieser Genuß denn anders als das Genießen des Himmlischen, das alles durchströmt? Gift? Wann trinkt je die Biene Gift! – Gib meinem Auge Licht, daß ich die Menschheit betrachte, wie ich ein Antlitz betrachte, und weise mir einen einzigen Zug darin, über den Unschuld nicht Macht hätte und so defen Reiz erhöhte. O ihr sprechenden Abbilder des Großen, ihr, meine verachteten Blumen, mit euren Farben und Schattierungen, ihr habt mich doch gelehrt, daß das Leben feine Schönheit aufbaut aus Dunkel und Licht. Vollkommenheit! Es ist eitel zu fagen: das Vollkommene wird werden. Vollkommenheit ist da in jedem Augenblick, und zu dieser Vollkommenheit gehört das unvollkommene Auge selbst, das ihrer nicht gewahr wird. Den 7. Februar. – Mitternacht. Rosa ist wach. Auf der weißen Schneedecke sehe ich den Schein des Lichtes, der aus ihrem Fenster fällt. Auch ich finde keinen Schlaf und habe meine Lampe angezündet. O ihr Strahlen auf dem Schnee, Zeugen einer Lichtquelle, von der ihr ausgeht, es tat mir so wohl diese Nacht, in euch Bilder der Menschheit zu schauen, dieser von Gott ausgehenden Strahlenflut. Rosa, mein irregeleitetes Kind, tadle den Strahl nicht darum, daß er so weit hinweggegangen ist von feinem Lichte: je klarer er ist, desto weiter reicht er, und je weiter er reicht, einen desto klareren Ursprung verrät er. Laß uns hier in Liebe und Glauben strahlen, und die Nacht um uns her wird Tag werden; laß uns nicht uns mit Beben zurückwerfen in unsere Quelle, – das hieße verneinen, daß fie Strahlen habe, verneinen, daß sie Licht sei. Den 17. März. – Der erste Frühlingstag. Die Sonne tritt wieder ihre Herrschaft an. Die Luft ist von Leben durchatmet, sie ist erwacht aus ihrem Winterschlaf, und bald wird die Erde erwachen. Rosa hat nach langer Zeit zum erstenmal ihr Zimmer verlaffen. Sie hat eine Weile auf der Vortreppe geseffen, den Sperling zwitschern hören und die blinkenden Tropfen vom Dache fallen sehen. Ich sah ihr Auge strahlen, hörte fie atmen mit tiefen, dürstenden Zügen, und glaube, daß sie Gott für einen Augenblick auch in seiner morgenfrohen Welt gesucht hat. Ach, selbst die Freude, die den Sinn anderer zu den Wolken emporhebt, ist für sie zu schwer, der kleinste Trunk aus dem Heilbecher der Natur löst ihr Wesen auf. Ermattet, fast ohnmächtig, wurde sie in ihr Zimmer zurückgeführt. Wie soll dies alles enden? Den 17. April. – Schon Blumen! Ein Glas mit Anemonen steht auf Rosas Tisch. Seltsam, je mehr sie selbst hinwelkt, beginnt sie wieder, scheint es, das Gesunde, das Leben zu lieben. Ob die Abschiedstunde naht und ihr wieder teuer macht, was sie verschmähte? Den 25. April. – Der Sund ist offen, das Eis fort. Bei Sonnen-

 aufgang sah man einen Trupp von Schwänen auf dem klaren See glänzen. Nun haben sie wieder ihre Schwingen erhoben und find weggezogen. Was wir als das Schönste schätzen, das weilt nicht bei uns als bleibender Gast, es ist ein Reisender, der uns nur besucht. Den 1. Mai. – Sie will hinweg, sie will sich von uns trennen. Was sucht fie? Wohin soll sie fliehen? Unter der Erde, über den Wolken, hoch über allen Welten – was wird sie anderes finden, als das sie hier verworfen hat: eine Schöpfung und einen Schöpfer? Hätte ich die Gabe der Kunst, wie wollte ich am Bette eines Kranken fitzen und dem Sterbenden geliebte Erinnerungen vormalen. Ich wollte ihm die Erde weisen in ihrem heiligen Schimmer, ich wollte des Jahres wechselnde Zeiten in ihrer Schönheit an seinen Augen vorüberziehen laffen, ich wollte die Freuden seiner Kindheit, seiner Jugend, feines Mannesalters wieder hervorrufen in feiner Vorstellung, alle Blicke der Liebe, die ihm begegnet, alle die Siege, die er das Gute gewinnen fah, und so aus Worten um ihn her eine sommerliche, herrliche Welt erschaffen. In ihr sollte er entschlummern, so wie man an einem wolkenlosen Sommerabend einschläft, voller Freude über den Tag, der gewesen, und einen Morgen voller Sonne und Freude erwartend. Den 27. Mai. – Ach, daß diese Menschen herkamen, sich eindrängten zu ihrem Bett, sie zu trösten! Fort, fort, ihr dunklen Gespenster, euren Trost kenne ich. – Der Verführer wählt das Edelste, Wahrste, Heiligste zu seinem Werkzeuge. Nicht durch das Böse, nein, durch das Beste wird das Herz umgarnt. Ich will hier einen der Wege zeigen; es gibt ihrer Tausende: In der Hütte rührt sich das unschuldige Mädchen unter Eltern und Geschwistern und denkt nur an sie bei der heiteren Mühe seiner Arbeit. So schwindet der Tag hin, der Abend kommt, und über der stillen

Gegend gehen in lichtem Glanz die Sterne auf. Eine neue Welt, eine Welt voll Andacht und Frieden entfaltet sich draußen. Da naht der Verführer. Komm, du Unschuldige, sagt er, du sollst nicht begraben sein im Staube deiner kleinlichen täglichen Sorgen und Mühen, sondern ein höheres Leben leben lernen. Und sie folgt, und indem sie aus der Hütte tritt, geht der Mond über den Bergen auf und macht ihr Heimatgefilde doppelt schön. Das Herz wird ihr weit von Freude. Sieh, sagt ihr Begleiter, ist dieses nicht einen Blick wert? Und sie sieht, daß es wahr ist, was er sagt. Nun spricht er mit tieferer Stimme und schilt sie ihrer früherer Gleichgültigkeit willen, daß sie die Gelegenheit zu solcher Erhebung verschlafen, daß sie nicht öfter so herrliche Stunden gesucht wie die, welche sie jetzt schaut. Sie erschrickt, denn ihr Herz ist voll von Entzücken, und sie fieht, was zu genießen sie versäumt hat. Und das Leben, das du jetzt lebt, flüstert der Verführer, und die Gefühle, die dich durchströmen, wer teilt sie mit dir? Erhebe dein Auge und sieh, ob unter tausend Wesen, die uns umgeben, irgend eines sich aus seinem Alltagsleben aufschwingt, um zu leben wie wir. Siehst du ein einziges uns zur Seite? Und sie blickt um sich und fieht keines. Da wird ihr die Erde düster und die Menschheit wird ihr zu

 einem wogenden, feelenlosen Ozean, und sie fällt dem Verführer an die Brust und spricht: „Wir stehen auf einer Klippe im Meer, verlaffe mich nicht; ich bin einsam, wenn ich dich nicht habe.“ – Törin! warum sagtest du nicht: „Ja, die Welt, die du vor mir aufgetan hat, ist heilig und schön, aber meine Hütte ist auch eine heilige Welt, die Augen meiner Geschwister find auch klare, liebliche Sterne, und in meiner Eltern Armen lebe ich ein so reiches Leben wie hier; lehre mich lieben, aber nicht verachten.“ Den 1. Juni. – Den ganzen Tag spricht sie nur von ihrer Mutter! Mit strahlenden, durchsichtigen, fast verklärten Augen nur von ihrer Mutter! Sie war doch noch Kind, ein zartes Kind, als sie die Teure verlor, und doch erinnert sie sich an alles. „War fiel nicht so, wie ich sage? Ging fiel nicht friedlich und ruhig unter deinen Blumen umher und pflegte sie und dich und mich?“ Fragen auf Fragen! O, sie gedenkt ihrer Mutter in Liebe, sie freut sich, daß sie so gelebt hat, wie sie lebte. Sie ist gerettet! Darf ich wagen zu hoffen, daß sie – Man ruft mich hinein zu ihr – Geduld, Entsagen, Hoffnung! Wir treffen einander ja wieder! PS. Wie es hier steht, sehen Sie aus der beifolgenden Anzeige, die ich Sie bitte in irgend eine Zeitung einrücken zu laffen. Sie ruht nun auf der andern Seite des Sees. Der klare Sund, der sonst meine Freude war, ist nun ein schwarzes, düsteres Grab, über welches hin mein Auge selten einen Blick zu senden wagt. Die Tage gehen langsam und einförmig hin. Auf das Dunkelwerden muß ich fast von Mitternacht zu Mitternacht warten, daran ist die Jahreszeit schuld (mit ihrem in unserem Norden so langen Tage), und mit dem Dunkelwerden kommt nicht immer der Schlaf Seit einem Jahre habe ich mehr und mehr gemerkt, daß ich alt werde, und mit den Jahren nehmen die Kräfte ab, und mit den Kräften finkt die Stimmung, das ist so der Gang der Natur. Mein alter Gehilfe altert wie ich. Vor einigen Tagen kam ich in den Garten. Er begoß die Beete, aber ohne Sorgfalt, ja nachlässig und verdroffen, so daß er sogar mit der Kanne an die Blumen stieß. Ich hielt ihm das vor. „Nun ja,“ sagte er, „für wen pflegen wir sie denn?“ Damit begann der alte Mann bitterlich zu weinen, ich ließ ihn und ging hinweg. Kennen Sie irgend ein gutes, schutzloses fiebzehnjähriges Mädchen, das einen Vater haben möchte? Es sollte ihr ähnlich sein! Doch, junge Menschenkinder gleichen ja einander, das eine Mädchen hat immer etwas von der Seele des andern. Verzeihen Sie, werter Herr, daß mein Brief so kurz wird. Es fällt mir schwer, meine Gedanken zusammenzuhalten. – Noch einmal: Da ich Ihr teilnehmendes Herz kenne, schicke ich mein Tagebuch mit, worin ich während der letzten Zeit ein und das andere aufgezeichnet habe. Wenn Sie es zurücksenden, erwarte ich einen Brief mit, der mir willkommen sein wird. Leben Sie wohl! Aus dem Schwedischen übertragen von Wolrad Eigenbrodt ke k e

 Nachbemerkung des Übersetzers Eine Bemerkung Runebergs an anderer Stelle zeigt, daß der Schreiber dieser Briefe nicht Gärtner von Beruf, sondern bis zu einem fünfzigsten Jahre ein erprobter Beamter gewesen, um sich dann erst, einem Hang zur Einsamkeit folgend, der Pflege seiner Gewächse und feines mutterlosen Kindes zu widmen. Seine wie Runebergs fast schwärmerische Liebe zu den Blumen erklärt sich zum großen Teil aus der Länge des nordischen Winters und aus der fast zauberhaft wirkenden. Plötzlichkeit, mit der dort oft in dem späten Frühjahr alles herrlich aufblüht. – Einer der

Hauptführer des Pietismus, der begabte Dichter Lars Stenbäck, der der Poesie entsagte, weil sie nicht leben könne ohne den Glanz der Welt, veröffentlichte eine erregte Antwort auf jene Briefe und beschuldigte den alten Gärtner, er sähe die Erde in dem schimmernden Scheine seiner Phantasie und fühle sich auf ihr so heimisch und zufrieden, als ob das Leben des Menschen kein anderes Ziel habe und Christus fich nicht für dessen Erlösung hätte zu opfern brauchen. Aus Runebergs Gegenantwort, die in Gestalt einer Unterhaltung mit dem greifen Gehilfen des Gärtners abgefaßt ist, geht hervor, daß letzterer trotz seiner Wonne an der Erde und ihrer Herrlichkeit gestorben sei im Bewußtsein feiner Sündhaftigkeit und im Glauben an die Erlösung durch Christus. Es war Runebergs Überzeugung, daß, wie weit auch das antike Heidentum es in der Feffelung der Selbstsucht schon gebracht habe, doch erst durch Christus das rechte ethische Prinzip in die Welt gekommen sei. Aber ein Leben in Christo, sagt er, ist nicht ein Leben im Streit mit der Welt; nein, durch ihn lernen wir die Welt lieben mit dem Feuer, mit dem er sie liebte, als er sein Leben zu ihrer Erlösung hingab. Nichts weist Runeberg schärfer zurück als die Auffaffung, daß das Herz von Grund aus böse sei; denn der Mensch sei wohl fündig, aber er sei nicht Sünde, da doch Gott nicht einer Sünde Leben gegeben haben könne. Gegenüber der Weltverneinung des Pietismus, die ihm als ein ganz willkürliches, abstraktes Lostrennen der Schöpfung von ihrem Schöpfer erscheint, hält er fest an der Immanenz des Göttlichen im Irdischen als der allguten, allgegenwärtigen ersten und ursprünglichen Offenbarungsform. „Es gibt eine Theopneustie nicht nur in der Schrift, sondern auch in der Welt; lausche und du wirst hören, wie der Geist Gottes durch die Saiten fährt, und wären sie auch nur von Segelgarn.“ Entgegen einer Sündenangst, die die Welt den Blicken verdüstert, und einer beständigen selbstsüchtigen Sorge um das eigene Seelenheil will Runeberg weder um irdische noch um himmlische Vorteile beten, sondern nur darum, Christus möge in ihm leben und er in Christo. Und so ruft er aus: „Gott, daß ich so miteingreifen möge in deine Ordnung, wie ich es verstehe, das ist mein Gebet.“ Die Wege zur Wahrheit, sagt er, seien verschieden je nach der Individualität des Wandernden. Kein Weg, auch nicht der beste und nächste, könne als der absolute und einzige gelten. Gott zähle mit Freude alle Schritte,

622 Wildegg: Der Brief an den lieben Gott die der Mensch zu ihm hin tue. Selbst auf scheinbaren Abwegen könne der Mensch zu Gott hingelangen. Auch im Verbrecher sieht Runeberg den göttlichen Funken noch glimmen; in der Skizze „Die Festungsgefangenen“, die im Märzheft 1904 des „Türmers“ veröffentlicht wurde, wandelt ein aufwallendes Erbarmen den frevelnden Jüngling vom grausamen Rächer zum mitleidsvollen Retter. A9Der Brief an den lieben Gott Von E. von Wildegg Das Briefpapier, noch feh' ich's ganz genau: Lichtgrün, mit goldgetupften Blumensträußchen, Ein wahrer Schatz in meiner kleinen Habe. Wem soll ich darauf schreiben? fragt' ich mich. Da kam es mir: Du schreibt dem lieben Gott!... Natürlich! Der nur sollt' mein Schönstes haben! Ich schrieb... Schrieb, daß ich fromm fein möcht" und bald In feinen Himmel kommen, den ich mir Als einen wunderschönen Garten dachte. Und als ich nun den Brief geschloffen hatte Und gut versteckt in meines Gärtchens Stauden, Fiel mir auf einmal ein: Du schriebt ja „fromm“ Mit v anstatt mit f! Was wird nun wohl Der liebe Gott zu solchem Fehler fagen?!... Lang saß ich oben auf der Wendeltreppe, Nicht wagend, nach dem Gärtchen hinzuschauen: Das Englein wollt' ja ungesehen kommen! Voll Unruh” war mein kleines Kinderherz... Was wird der liebe Gott zum Fehler sagen! Die große Schwester frug, was ich hier fitze? Um keinen Preis hätt' ich's ihr fagen können; Ich sprach – denn alles konnt' ich nicht verhehlen –: „Es steht was drin mit v“... So blieb verborgen, Daß ich geschrieben „fromm“. Ach, Scherz und Spott Der Großen brachte oft das Kind zu Tränen!.. Am Abend schlich ich wie ein Dieb ins Gärtchen – O Glück! der Brief war weg! – Und in den Sternen Las ich mir lichten Gruß vom lieben Gott. IS-

Das Wunderbare Von Johanna M. Lankau ch ging an einem schönen Sommermorgen hinaus ins Freie. Die Sonne leuchtete, die Bäume rauschten im Morgenwinde und Millionen Blumen blühten und dufteten. Da begegnete mir am Wiesenrain ein Kind in armseligem Kleide und mit bleichen Wangen. Es hatte es nicht gut daheim, denn die Großen verstanden sein kleines, weiches träumendes Herz nicht und in der Schule strafte man es oft, weil seine Gedanken weit höher flogen und schöner waren als die in einer Fibel. Das alles wußt' ich und fah das Kind an.

In einem Lumpenkleidchen stand es reglos da und hob sein blaffes Gesichtchen verzückt nach den Wolken empor. Sein Körper dehnte und streckte sich verlangend und feine kleinen Hände haschten suchend ins Blaue. Ich fragte: „Was tust du denn?“ „Ich höre die Lerche fingen! Sieh', hoch oben hängt sie an einem Sonnenstrahl – ich sehe sie kaum mehr. Horch, fiel schmettert, als wollt" ihr Herz vor Freude zerspringen!“ „Freude! Verstehst du, was das heißt? Kennst du denn die Freude?“ fragt' ich ungläubig. Da lachte das Kind leise und sagte: „Ja, ich kenne fie, denn sie wohnt in meiner Brust, die ißt und schläft mit mir und bleibt bei mir, wenn ich sterbe.“ Wie wunderbar! dacht' ich, und der Lerchenfang blieb mir im Ohr und die Freude klang in mein Herz. Beim Weitergehen drang ein leises Murmeln und Reden zu mir. Ich erblickte einen Jüngling, der im Grafe lag. Sein weites blaues Auge hing an der Sonne, er redete mit ihr und gab ihr liebe Namen, dann legte er sein Angesicht auf die taufrischen Wiesenblumen und begann zu weinen. Neben einem Wanderstecken lag ein offenes Zeichenbuch und ein Stift. Ich kannte seine Herkunft, er sollte einst eines reichen Vaters Erbteil erhalten und sein Geschäft erlernen und weiterführen. „Wollen Sie wandern gehen?“ meint’ ich und setzte mich neben ihn. „Wandern gehen? O nein! Ich bin bei Nacht und Nebel davon-

624 Lankau: Das Wunderbare gegangen, – ganz heimlich und leise. Ich laffe alles hinter mir, Heimat, Wohlstand und eine gute behagliche Zukunft. Aber ich will ein Künstler werden, und eben weint' ich vor Wonne, weil ich mich frei gemacht hab' und weil die Sonne meine Mutter werden will.“ „Sie werden hungern und darben müffen und vielleicht draußen im Elend umkommen!“ rief ich, „kehren Sie um, noch ist es Zeit!“ „Wenn auch meine Füße umkehrten, mein Sinn könnte es nie, denn mein Herz gehört der Kunst. Und umkommen? Vielleicht, aber vielleicht käme daheim meine Seele vor schmerzlicher Sehnsucht um. Nein, ich will draußen nicht verderben, ich halte mich an die Sonne, die wird mich nicht verlaffen und mehr Mitleid mit mir haben als meine eigene Mutter.“ Dabei pflückte er eine Jochlilie, in deren tiefrotem Kelche noch der Nachttau funkelte. „So voll ist auch mein Herz vom siebenfarbnen Glanze des Lichtes, denn die Schönheit des Himmels und der Erde wohnt darin. Meine Zukunft gehört der Hoffnung.“ Ich ging schweigend weiter und fühlte, daß er ein Künstler werden würde, denn Gott läßt so große Hoffnung nicht zuschanden werden. Ich schritt dem Bergpfad zu, der steil und steinig anstieg. An der Biegung des Weges fand ich ein junges Weib sitzen, das einen Säugling an der Brust liegen hatte, während ihr zwei hübsche ältere Kinder zur Seite standen und sie mit lebhaften Fragen bestürmten. Als das Jüngste satt war, wollten auch die größeren etwas zu effen haben, sie klagten über Durst und Müdigkeit und zerrten sie am Kleide. Das eine Kind begann laut zu weinen. Immer wieder und wieder beruhigte die Mutter ihre Kinder mit geduldigen Worten und versprach ihnen liebreich viele schöne Dinge, wenn sie erst daheim wären. Dabei schwebte sie in beständiger Angst, daß keines der Kleinen dem Abhang zu nahe käme oder sich allzuweit von ihr entferne. Doch ihre Stimme klang weich und tröstend, ihre Augen lächelten gütig und auf ihrem Gesicht lag ein glücklicher Glanz. „Werden Ihnen auch diese Kinder dereinst alle Mühe und Sorge vergelten? Werden sie Ihre Geduld belohnen? und“, fragt' ich weiter, „werden sie ihrer Mutter dankbar gedenken?“ Die junge Frau blickte mich staunend an und sah dann auf ihre Kleinen. „Ich liebe sie, weil es meine Kinder sind, und nicht um zukünftiger Dinge willen. Ob sie meine Liebe einst mit Dankbarkeit belohnen werden – wer weiß? Vielleicht tun sie mir einmal später schweres Herzeleid an! Aber sollt' ich sie deshalb jetzt weniger lieben?“ Ich senkte meine Augen in ihren tiefen treuen Blick. Wie eine wohlige Duelle umgab mich die Flut dieser Liebe, und mein Herz stieg ruhig und reich daraus empor. Dreierlei Wunderbares ist mir an jenem Sommermorgen begegnet und segnete mein Herz: Freude, Hoffnung und Liebe.

Martin Staub Novelle VOn Albert Geiger (Schluß) r hatte Mühe gehabt, das große Bild in den Kunstverein zu bringen. Auch hier intrigierte Niedermayr. Glücklicherweise hatte der elegante Wiener auch feine Feinde in der Kunstkommission. „" Ludwig besah das Bild in der Ausstellung noch einmal, bevor es dem Publikum zugänglich wurde. Merkwürdig, wie kalt und grau hier alle Farben wurden! Wie hart alle Konturen! Dennoch war viel Gutes, viel ehrliches Streben, viel tüchtige Kraft darin! Das fühlte er. Das konnte ihm niemand nehmen. Aber wie sonderbar, fast grämlich, stand das Bild zwischen den leuchtenden Pleinairbildern, die die Wände füllten! „Was

willst du unter uns?“ fchienen sie zu sagen mit ihren Bergen und Tälern von satten, üppigen Farben. Er ging und befand sich den Tag über in seltsamer Unruhe. Die Kollegen sagten nichts. Einige Tage vergingen. Da schlug er ein Zeitungsblatt auf. Kunstvereins bericht. „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?... Don Quichotte der Graumalerei... Jugendliche Urteilslosigkeit... Erst etwas lernen... Spielt mit der Keule des Herkules... Feuerbach scheint ihm in den Kopf gefahren... Sonderbarer Schwärmer... Das Publikum wendet sich mit Recht von einer solch bleichen Afterkunst ab zu gesunden, naturfrischen Schöpfungen... Hoffentlich hat der Kunstverein in Zukunft seine Wände nicht mehr für solche Mißgeburten zur Verfügung...“ In diesem Stile ging es weiter. Ludwig zerrann Blatt, Tisch, Café, Menschen vor den Augen. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Lange las er mechanisch, immer und immer wieder. Dann stand er auf und ging. Eine Schar von Kollegen saß einige Tische entfernt. Sie grüßten, wie er zu erkennen glaubte, spöttisch. Er ging schneller dem Ausgang des Cafés zu. Er wußte, wer den Artikel des Kunstreferenten inspiriert hatte. Hinter sich hörte er Gelächter. Einer hatte deklamiert: Da geht er hin und fingt nicht mehr.

 Außen traf er wieder einen Bekannten, der gratulierte ihm. „Ist ja famos. Alle Blätter schimpfen! Ist ja fein! Sogar der Referent der Frankfurter Zeitung! Kopf hoch, Bester! Es find die schlechtsten Früchte nicht, daran die Wespen nagen!“ Ludwig wandte sich beekelt ab. Der grinsende, kleine Kerl war ein Stümper von Gottes Gnaden. Mitleid von dem –? Ihm war es, als reiße man ihm langsam mit einer Zange am Herzen, Stück für Stück das Herz heraus. Er ging noch einmal in den Kunstverein. Es waren wenig Leute da. Aber auch die wendeten sich wie indigniert von dem Triptychon ab. „Das nennt man Kunst“, sagte einer. „Diese Meßbudenbilder. Behüt uns Gott!“ „Na, so schlecht ist's doch nicht!“ meinte ein anderer. „Wäre mancher froh, wenn er so einen Akt zeichnen könnte!“ „Laß mich aus! Soll der felige Kaulbach noch ein paar Dutzend Hunnenschlachten zum Gefolge haben?“ Da drehten sie sich um. Es waren beide Kollegen. Sie grüßten verlegen und gingen weiter. Er sah das Triptychon lange an. Ja, es war viel Totes, Komponiertes darin, viel Bleiches, Bleiernes. Auch hatte er in echt jugendlichem Eifer viel zu viel auf die Leinwand gebracht. Ganze Anhäufungen von Körpern, die er kompositorisch doch noch nicht genug zu beherrschen vermochte. Je mehr er davor stand und sein Ideal in der Galerie damit maß, desto mutloser ward er. Zuletzt schien ihm alles nur ein einziges kaltes, kreidiges Gemengel zu sein. Nicht einmal das Mittelstück, so tief er gerade das empfunden hatte, konnte ihn mehr befriedigen. Sein erhitztes Blut ließ ihm alles zur wüsten, verzerrten Fratze werden. Das waren keine Menschen, das waren Gespenster! „Don Quichotte der Graumalerei!“ tönte und surrte es in ihm. Er stieg wie im Traum die Treppe des Kunstvereins herab. Wie im Traum ging er dahin.. Er hatte noch jene naive Meinung von der Kritik, die der Anfänger zu haben pflegt von ihrer Macht und ihrer Wirkung auf das Publikum. Es war eine erste Kritik. Und indem er sie immer und immer wieder überdachte, fühlte er sich wie an den Pranger gestellt. Alle Leute würden ihn daraufhin ansehen. In einer seit Monaten in ihm wühlenden, an ihm zehrenden Verstimmung wurde ihm dieser bedruckte Fetzen Papier zu etwas Ungeheuerm, zu einem Berg von Beschämung, den feine müde Energie nicht zu überschreiten vermochte. Er hatte sich noch nicht die große Verachtung des echten Künstlers zu eigen gemacht. Er war dem allgemeinen Gelächter preisgegeben. Sollte er nun wieder Bildchen für die Bilderhändler malen? Nein – nimmermehr!

 Oder Tapeten entwerfen? Es war alles verloren. Er mußte sich’s eingestehen. Gewagt – und nicht gewonnen. Zerstoben der schimmernde Künstlertraum. Und was jetzt? Was jetzt? Seine ganze Natur, weich und leidenschaftlich zugleich, befand sich in einem Paroxysmus, der ihn nicht mehr die klaren Umriffe des Lebens sehen ließ. Eine furchtbare selbstverachtende Verzweiflung stieg in ihm auf Die Niedrigkeit in seinem Leben hatte recht behalten. Am Weg zur Höhe war fie gefeffen und hatte die schmutzigen Finger nach ihm ausgestreckt, und so hatte er sich das große, hohe Lebenswerk verwirkt. Er hatte sich nicht zu reinigen vermocht. In jenem fatalen Moment eines törichten Liebesgenuffes war die Kraft von ihm gewichen. Hinunter also! Untergetaucht in die Maffe, in die Gewöhnlichkeit! Und er sah in einer jähen, schreckhaften Vision sich selbst, alt, verbittert, mit der Welt zerfallen wie den Vater. So stürmte es in ihm und trieb ihn auf brausenden Wogen hin und her wie ein müde

kämpfendes Fahrzeug. XIV, Und mit einem Male ging er einen Weg, den er lange nicht gegangen war. Hinaus in die Südstadt. Es trieb ihn hinaus. Er wollte vor den Vater treten. „Vater, da ist dein Sohn!“ wollte er fagen. „Nimm ihn zu Gnaden auf! Gib ihm einen Platz an deiner Hobelbank und ein Schnitzmeffer! Du hast recht gehabt! Es war ein Bubentraum! Verzeih!“ Schnee und Regen vermischt trieb ihm der Südsturm ins Gesicht. Ein Gruß der Heimat. Es war ein häßlicher Tag. Wie eine freundliche Vision tauchte einen Augenblick jener herrliche Herbsttag vor Jahren feinen geistigen Augen auf, da er, Natur, Liebe und Kunst im Herzen, hoch oben im Bergwald geseffen war, das Herz voll unendlicher Schönheit und Sehnsucht. Nein, so war das Leben nicht, wie er es dort geträumt hatte. So war es, wie heute, so trübe, stürmisch, häßlich. Schwer atmend ging er über die Brücke, wo ihn der Sturm, schwach wie er war, schier hinwegfegte. Er hielt sich am Geländer. Endlich war er am Haus. Er blieb erschöpft stehen. Die Flocken wirbelten um ihn und erschwerten ihm das Sehen. Er betrachtete gedankenlos das Haus. Es war frisch angestrichen. Auch das des Metzgers. Das des Schusters aber war alt und häßlich geblieben wie ein alter Überzieher und ein grüner Schustersack. Er hatte ja kein Geld, der arme Teufel.

 Vor dem Hause des Metzgers standen zwei Kutschen mit weißbehandschuhten Kutschern. Ludwig Staub sah es und hörte eine Weile auf ihr Geschwätz. Er fah auch, wie im Traum, daß viele, viele neue Häuser ringsum gebaut waren. Das stimmte ihn noch trauriger, denn er kam sich ganz fremd vor. So stand er eine Weile. Und wagte nicht, ins Haus zu gehen. Jede dieser paar Minuten schien eine furchtbare, marternde Ewigkeit in sich zu tragen. Und dann brachte er es doch nicht über sich, einzutreten. Er dachte daran, ganz harmlos bei dem Schuster vorzusprechen und mit ihm zu plaudern. Und so zu horchen, wie es Vater ginge. Ja, so zu schwätzen, als ob gar nichts wäre. Oder in eines der Wirtshäuser einzutreten und etwas zu trinken. Und dummes, gleichgültiges Zeug zu reden. Aber da hätte er seine Rückkehr ins Stadtviertel gleich mit Borgen beginnen müffen; denn er hatte noch ganze zwei Pfennige. Er ging den Hirschbuckel wieder hinauf Und im Gehen verfolgte ihn die Musik eines Walzers, Klavier und Geige, die im Nachbarhaus angestimmt wurde. Er ging oder wankte mehr die Straße gegen das Feld hinaus. Auch hier erkannte er den Stadtteil fast nicht mehr. Er schleppte sich mechanisch weiter. Nun hörten die Häuser auf. Das freie Feld war da. Der Sturm faßte ihn mit Heulen und Brausen und hob ihn schier auf. Eisig peitschten die Flocken sein Gesicht. Er suchte eine Stelle seiner Erinnerungen. Und so ging er wie träumend dahin. Ja, da war's! Da war der Garten. Er stand davor und hielt sich am Geländer. Jetzt ist Februar, dachte er. Bald werden linde schöne Tage kommen und dann... dann wird hier der Flieder knospen, die Veilchen werden zwischen den Hecken blühen, die Zitronenfalter und Kohlweißlinge werden sich berauscht im blau-goldnen Lichte taumeln. Und es wird ein stilles, großes Freuen werden. Wie wird der Garten dann schön sein! Besonders an Frühlingsabenden, wenn die Luft von füßen, weichen, feuchten Gerüchen schwimmt und die Sterne langsam sich den Menschen zu zeigen beginnen und alles so weit und nah ist. Er seufzte. Und jählings überkam ihn ein heißer Gedanke an Klärle, und wie er das letztemal an einem Herbstabend neben ihr gekniet war und Refeden gesucht hatte. Und zugleich an Kindheitstage, da sie da außen in diesem Garten oder auf dem Feld gespielt hatten.

 Ein stiller Reigen solcher Kindheitszenen ging an ihm vorbei. Wie rotbäckige lachende Kinder Hand in Hand. Er versank ganz in Erinnerung. Als er wieder aufsah, war ihm im Kopfe wie einem Trunkenen. Er biß sich auf die Lippe, daß sie blutete. „Blödsinn!“ murmelte er. Und er richtete sich auf Einmal muß es ja fein. Er ging den Weg wieder zurück. Zum Haus. Die zwei Kutschen standen noch dort. Und die Kutscher rieben sich die Hände und schwätzten miteinander. Er zögerte und zögerte. Ein Schwindel überkam ihn. Er schloß die Augen. Eine namenlose Demütigung preßte ihm das Herz zusammen. Gab es keinen andern Weg? Nein! Sein Geschick mußte sich erfüllen. Er mußte den Kelch bis auf den Bodensatz leeren. Und den noch dazu. Der verlorene Sohn, der heimkehrt. In die Pausen eines schwer arbeitenden Gehirns klang von oben die Musik. Wie von ferne hörte er das Gerede der Kutscher. „Wie lang dauert's denn noch, bis sie herunterkommen! Um fünf sollt’ es losgehn! Jetzt ist's halb sechs. Und ich muß nachher auf den Friedhof fahren.“ „Ist alles einerlei. Die

Toten sind geduldig! Die Amalie hat mir eine Flasche Roten in den Mantelsack bugsiert. Sakerdi, fein hergestellt haben sie alles! Der Alte hat sich's was kosten laffen!“ „Wenn der Schwiegersohn so ein Schwerreicher ist!“ „Alles mit Girlanden. Und der feinste Koch von der Stadt! Wer's lang hat, laßt's lang hängen!“ „Du Karle, gib auf meine Gäul" acht! Ich will schnell noch einen Schnaps – Herrgott, da rufen fie. Nichts ist's mit dem Schnaps! Ade Karle!“ Es war oben im Hause des Metzgers ein Fenster aufgemacht worden; eine Männerstimme hatte etwas gerufen, was Ludwig nicht verstand. Und zugleich gelte die Musik, Klavier und Violine, stärker heraus. Dann fuhr eine Kutsche dicht an die Haustüre. Ludwig trat zurück. Zurück in das offene Hoftor des andern Hauses. Ein hübscher, schwarzhaariger Mensch trat heraus. Dann eine ältere Frau in einem schwarzen Seidenkleid, mit geröteten Augen. Dann – ein junges Weib. In Reisetoilette, blaß und schön. Ein Abschied. Eine Umarmung. Der Wagen zog an und entfernte sich mit lustigem Glockenklingeln in dem Schneegewirbel. – Ludwig ging nach einer Weile tiefer in die Einfahrt. Dann setzte er sich auf die Treppe zum Vorderhaus. Es war ihm sonderbar zumute. Eine solche Müdigkeit. Wie eine Lähmung. Er konnte keinen rechten Gedanken zusammenfinden.

 Aber er raffte sich wieder auf. Er ging den Hof hindurch. Da war die Werkstätte. Er fah hinein. Mit irren Blicken. Vater war nicht daheim. Von oben schrillte die Tanzmusik. Man hatte die Lichter angezündet, und nun sah man die Schatten der Tanzenden oben vorbeischweben. „Schatten!“ murmelte Ludwig. Und das Lied fiel ihm wieder ein: Ein Schatten wandert mir voraus Und zeigt mir meinen Weg... Er lächelte bitter. Der Schlüffel steckte. Er schloß auf. Er trat ein. Er setzte sich auf den Hocker bei der Drehbank. Dann sah er sich um. Die Schatten fielen tiefer. Es ward Dämmerung. Und die Dämmerung belebte sich. Da war der Bruder. Und dort faß die Schwester. Sie sahen ihn unverwandt an. Sie fangen ein altes eintöniges Lied. Und der Refrain war immer derselbe: Tod! Ja, er hatte einmal gemeint, er könne dem grausigen Paar entfliehen. Er hatte den Glauben an das Leben gehabt. Aber der Tod war stärker. Er zog ihn wie mit einer geheimnisvollen Macht zu fich. Es war, als ob eine nicht sichtbare, aber magisch fühlbare Hand ihm entgegentaste. Aus einem schreckhaften Dunkel immer bestimmter. Der Schweiß stand ihm in großen Perlen auf der Stirne. „Vater!“ seufzte er. „Vater, wärst du doch da! Auch jetzt bist du nicht da! Auch jetzt nicht. Nie warst du für mich da! Nie...“ Und jählings stand der düstere gewaltige Moment vor ihm. Ein Auge bohrte sich still in das feine. Er konnte den Blick nicht wegwenden. Er wußte gar nicht, woher wie ein süßes Gift in den Adern ihm die Lust kam, ein Ende zu machen. Ende. Welch eine Seligkeit in dem Gedanken! Es floß förmlich in seine Hände hinüber, dieses Gift. Wie trunken von dem Gedanken suchte er um sich herum. Ein Werkzeug. Und er fand einen Strick, mit dem Hölzer zusammengeschnürt waren. Oder ein Schnitzmeffer? Und die Trunkenheit stieß ihn vorwärts dorthin, wo der letzte Tagesschimmer an der Türe zögerte. Bruder und Schwester saßen noch immer da und sahen ihn mit starren, ernsten Blicken an... Wie mit einer Art von Neugier. – Einige Augenblicke später, es war schon dunkel, kam der alte Staub heim. Die Türe ging so schwer auf. Er drückte. Endlich. Da fiel ihm ein Körper gerade in die Arme. Er erschrak. Er zog rasch ein Sreichholz. Es war – fein Sohn. Er wußte später nicht mehr, wie rasch er den Körper befreit hatte. Er nahm ihn in seine Arme, er rüttelte ihn, er hauchte ihm Luft ein, er träufelte ihm aus einer Kirschwafferflasche in der Ecke von dem Schnaps in den Mund, er rieb ihn und beugte und streckte seine Arme, er benetzte das

 Gesicht des Sohnes mit heißen Tränen – dazwischen stöhnte er: Nur das letzte Kind nicht, Herrgott im Himmel. Ich hab' nicht beten gelernt. Aber nur das letzte nicht. Hörst du?“ Und wiederum dumpf murmelnd: „Ich bin schuld daran. Ich hätte das Kind nicht so lange allein laffen dürfen!“ Und endlich unter allen diesen Bemühungen und gedämpften Verzweiflungsausbrüchen – endlich, endlich, da kam ein Aufatmen und ein Seufzer. Ein Regen in den Gliedern. Der Sohn lebte. Er richtete ihn auf „Wo war ich?“ stammelte er. „Warte! Lehn dich nur hier an! Ich mache Licht.“ Und nun saß Ludwig mit dem Rücken gegen die Wand. Und der Vater sah ihn an, den Hut noch auf dem Kopf, wie er heimgekommen war, fah ihn an mit großen, angstvollen Augen und kniete neben ihm. Und streichelte immer wieder des Sohnes Hände. Darin äußerte sich feine Angst um den Sohn und seine ganze rauhe

Zärtlichkeit. Ludwig fah ihm lange in die Augen. Noch konnte er es fast nicht glauben, daß es sein Vater war, der da neben ihm kniete und ihn liebkoste. „Vater, ist's wahr? Hast du mich lieb?“ fragte er in völlig kindlichem Tone. Denn er fühlte sich ganz als Kind. Wie ein kleiner Junge war er wieder geworden in diesem furchtbaren Augenblick, wo ihn der Vater den düstern Weg aus dem Schattenreich zurückgeführt hatte. Diese kindliche Frage traf den Alten wie ein Hammerschlag. Er fiel vor dem Sohne nieder und stammelte, feine Hände drückend: „Ich habe unrecht an dir getan! Vergib mir! Und versprich mir, daß du leben willst!“ Statt aller Antwort umschlang der Sohn den Vater. Der Vater aber preßte sein Kind fest an sich. Seine heißen Tränen rannen ihm über Wangen und Hände, und Ludwig spürte sie mit heißen Schauern. Zum ersten Male fah er den Vater weinen. Diese Tränen schmolzen eine lebenslange Vereisung von der Brust des Alten. Ludwig umschlang ihn leidenschaftlicher. Und nun küßten sie sich und küßten sich immer wieder. So waren sie endlich vereint. Und weinten wie es im Heldenliede geschrieben steht von Odyffeus und Telemach nach zwanzigjähriger Trennung. „Vater,“ begann Ludwig endlich mit schwacher Stimme. „Ich komme als ein Unterlegener und Bettler zu dir. Mit Stolz bin ich von dir gangen. Mit Demütigung kehr' ich wieder heim. Es ist nichts mit meiner Kunst! Und fiehst du, da, als ich dich nicht gefunden habe – und alles war so leer und öde hier – und –“ er stockte. Er konnte nicht weiter sprechen. „Still davon!“ wehrte der Alte. „Du wirst wohl etwas leisten. Ich war heute in der Bilderausstellung in der Stadt, gerade auf das Zeitungsgeschmiere hin. Ich hab' dein Bild angesehen –“ „Du hast mein Bild angesehen?“ fragte der Sohn ungläubig, aber mit einem jäh ihn durchströmenden Glücksgefühl.

 „Ja, ich hab's gesehen. Und ich hab' dein einsames verkümmertes Herz darin entdeckt. Es hat laut zu mir gesprochen. Laß die Affen nur grinsen! Du hast es sagen können! Das kann dir genug sein!“ „Vater!“ „In Verlangen nach dir bin ich heimgegangen!“ fuhr der Alte fort; langsam, jedes Wort gleichsam aus des Herzens Tiefen holend. „In schweren Gedanken! Darft mir's glauben. – In Angst um dich! Denn ich weiß, wie solch ein Schmähwort auf die Seele und das Leben fällt. Hab's ja selbst einst durchgefreffen. Aber nun darf dich das nicht mehr kümmern! Du bist mein! Und ich behalte dich und sorge für dich! Jetzt lös' ich langjährige Schulden aus!“. Und er drückte und preßte ihn wieder. „Dir soll es besser gehen als mir! Du sollst ans Ziel kommen!“ Und hastig sprach er nun, immerzu, als wolle er jede Spur des Vergangenen so verwischen. Mehr sprach er, als der Sohn ihn je hatte sprechen hören. Der hörte diese angstvollen, zärtlichen Worte wie ein dürstender Wanderer, der am Verschmachten war und endlich Labung findet. Die Worte des Alten, rauh in aller heißen Liebe von seinen welken Lippen rollend, glichen einem Waffersturz in den Alpen, der Blöcke und Geröll mit sich führt. So voll Gewalt und Heftigkeit überströmten sie den Sohn. Dem klangen sie in aller Rauheit wie die süßeste Musik. „O Vater!“ stammelte er als einzige Antwort. In diesem Worte schloß sich nun alles ein, was ihm Leben und Hoffnung bedeutete. Leben für fein krankes, zerschlagenes, gedemütigtes Herz, das eben erst noch den letzten harten Stoß erlitten hatte. Und dann ward es ganz stille. Es war, als löse sich in diesen Minuten von ihnen und dem Raum um sie ein schwerer Bann. Sie fühlten das und sprachen nicht. Als fürchteten sie sich, das zu stören, was da so geheimnisvoll vor sich ging. Was da zu ihnen trat und Gnade und Leben brachte. Die beiden sahen sich nur immer und immer wieder in die Augen, als wollten sie sich ihrer Liebe und ihres Besitzes versichern, und konnten fich deffen nicht ersättigen. „Wenn du mich lieb hast, Vater –“ sagte endlich der Sohn. „Stille! halte dich nur stille! Du bist noch erschöpft! Eine Weile noch. Dann führe ich dich hinauf in die Wohnung.“ Droben im Hause des Metzgers tanzten sie eine Galoppade. Die Musik fchrillte und die Wände zitterten von dem Stampfen der Tanzenden. Das Hochzeitsfest war im vollsten Gang. Die unten in der Werkstatt aber vergaßen die Welt. Ein Stern war aufgegangen. Groß und mit seltsam hellen Strahlen schimmernd. Beide sahen sie hinein, staunend und schweigend.

In memoriam Kuno Fischer + uno Fischer, der Nestor der Philosophen der Jetztzeit, ist nicht mehr. Seine klugen Augen haben fich am 5. Juli für immer geschloffen, und der tieffinnige Denker und hochbegabte Philosoph hat sein Ziel für dieses Leben gefunden. Schwer ist dieser Verlust sowohl für die philosophische Wiffenschaft als auch für die deutsche Literatur, deren innerstes Wesen und Werden er wie nur wenige begriffen und geschildert hat. Geboren am 23.

Juli 1824 zu Sondewalde in Schlesien, studierte er in Halle und Leipzig Philosophie, Theologie und Philologie und habilitierte fich, nachdem er drei Jahre lang Hauslehrer gewesen, 1850 für Philosophie in Heidelberg. Als ihm durch ein Ministerialreskript 1853 ohne Grundangabe die Venia legendi entzogen war, lebte er zwei Jahre lang in der Stille in Gemeinschaft mit Gervinus und Strauß feinen wiffenschaftlichen Arbeiten. 1855 wandte er sich nach Berlin, um fich von neuem zu habilitieren, doch ohne Erfolg. Auf Grund des badischen Verbots wurde ihm die Genehmigung zur Habilitation durch den Minister Raumer verweigert. Freilich ward dieses Verbot infolge des Einschreitens der philosophischen Fakultät durch eine Kabinettsordre wieder aufgehoben, doch war Fischer bereits einem Rufe als Philosophieprofeffor nach Jena gefolgt, wo er seine Vorlesungen vor einem Zuhörerkreis begann, wie ihn die Universität seit den Tagen Schillers, Fichtes und Schellings nicht wieder gesehen hatte. Im Jahre 1872 kehrte er nach Heidelberg zurück und entfaltete hier bis vor wenigen Jahren eine glänzende Lehrtätigkeit. Seine vorzügliche Darstellungskunst wußte bis in fein hohes Alter zahlreiche Schüler bei ihm festzuhalten. Die literarische Tätigkeit Fischers war eine bedeutende. Er hat nicht bloß die Philosophie, sondern auch die nationale Literatur eingehend durchforscht und scharfsinnig behandelt. Seine philosophische Grundüberzeugung war ein mit aristotelischen und kantischen Elementen verbundener Hegelianismus. Die scheinbar auf das exakteste durchgeführte logische Geschloffenheit des Hegelschen Systems und seine Anwendbarkeit auf die verschiedensten Disziplinen wie Theologie und Moral, Recht und Asthetik, Philologie und Naturwiffenschaft mußte einen so umfaffenden Geist wie den Fischers unwiderstehlich in defen Bannkreis ziehen. Freilich hat Fischer diese Abhängigkeit nicht zugeben wollen. „Man wird finden,“ sagt er im Jahre 1865 in der Vorrede zu einer Logik, „daß ich meinen eigenen Weg gegangen bin, und wenn

mich dieser zu einem Ziele führt, auf dem ich nicht allein stehe, sondern mit einem geschichtlich schon gegebenen Standpunkte in der Hauptsache zusammenkomme, so empfinde ich diese Übereinstimmung, soweit sie reicht, keineswegs als eine Abhängigkeit, am wenigsten als eine schulmäßige.“ Aber trotz dieses Protestes wird Fischer als ein Anhänger und Schüler Hegels zu begreifen fein; er besaß ein Talent wie wenig andere, „sich durch Entdeckung des springenden Punktes in einer Lehre völlig mit ihr identifizieren zu können“ (Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie). Wer Fischers systematisches Hauptwerk, feine „Logik und Metaphysik“, studiert, könnte sich leicht fragen: „Kann dieses Werk die Veranlaffung ein, daß Fischer in der Philosophie der Neuzeit eine so einflußreiche Stellung gewann und fein Name unter den ersten Philosophen der Gegenwart genannt wurde?“ Wenn Fischer in diesem Buche energisch für Aristoteles und Kant eintrat – „es gibt zwei Dinge, die man in der Philosophie nicht ungestraft vernachläffigen darf: die aristotelische Logik und die kritische, ich meine die Kantsche Philosophie“ – so ist das recht und gut und ein Verdienst, das Fischer nicht geschmälert werden soll; die nachkantische Philosophie wäre unmöglich auf die Abwege geraten, auf welche fie tatsächlich geriet, wenn Fischers Mahnung immer beachtet worden wäre; Materialismus und Naturalismus hätten nie so üppig ins Kraut schießen und so böse Früchte zeitigen können, wenn Aristoteles und Kant nicht einem illusorischen Empirismus das Feld hätten räumen müffen. Wie heute, so hatte gerade zu Fischers Zeiten das „Zurück zu Kant“ ein gutes Recht, insofern es die Aufforderung enthielt, in Kant die Höhe der weltgeschichtlichen Arbeit zu erklimmen und die in ihm begonnene Umwälzung aufzunehmen und weiterzuführen. Aber trotz dieser Erkenntnis hat Fischers „Logik“ keinen besonderen Wert, große weltbewegende Gedanken hat er hier nicht entwickelt. Die Tatsache – so lesen wir hier –, daß es Erfahrungswiffenschaften und Mathematik gibt, bedarf einer Erklärung. Diese wird von der Philofophie gegeben. Die Philosophie fordert Wiffenschaftslehren, die Wiffenfchaftslehre fordert eine Lehre von der Begriffsverdeutlichung oder formalen Logik, die formale Logik verlangt Einsicht in die Begriffsbildung oder Psychologie, diese endlich fordert Wiffenschaft der reinen Begriffe oder Kategorien, die dem Erkennen, Denken und Sein zugrunde liegen. Die Kategorien find Denk-, Grund- und Erkenntnisbegriffe. Als Wiffenschaft der Denkbegriffe nennen wir die Philosophie Denklehre oder Logik im weitesten Sinne, als Wiffenschaft der Grundbegriffe oder Prinzipien Metaphysik,

als Wiffenfchaft der Erkenntnisbegriffe Wiffenslehre. Diese drei Namen find Namen für dieselbe Sache. Die Logik muß zugleich Metaphysik und Wiffenschaftslehre sein. Der methodische Fortschritt der logischen Entwicklung muß von den niedern Begriffen zu den höhern aufsteigen. Die niederen find die weniger entwickelten, also auch die weniger bestimmten; je unentwickelter und unbestimmter die Begriffe sind, um so ärmer und abstrakter find fie. Daher schreitet die methodische Entwicklung von den abstrakten Begriffen zu den konkreten fort, von den unbestimmten zu den bestimmten, und da die höhern Begriffe durch die niedern vermittelt find, so nimmt die Entwicklung ihren Weg von den unmittelbaren Begriffen zu den vermittelten in kontinuierlicher Stufenfolge. Der Ausgangspunkt der Entwicklung ist das Dasein oder das Sein. Das Sein ist die erste Grundbestimmung, die es gibt. Dieses Sein

 muß weiter als das Wesen gedacht werden, aus dem die Entwicklung resultiert, d. h. als Grund. Der Grund ist die zweite Hauptbestimmung. Das Wesen endlich will auch als Zweck gefaßt werden, welcher die Entwicklung durchdringt, und der Zweck will Selbstzweck oder Idee fein, d. h. fich verwirklichender Begriff. Der Zweck ist die dritte Grundbestimmung. Der Selbstzweck aber ist das Allgemeine, das sich spezifiziert und darum notwendig vereinzelt, in die Welt der Individuen und Objekte eingeht, diese Welt durchdringt und aus den Individuen selbst wieder hervorgeht oder fich wiedererzeugt, um sich objektiv zu machen oder für sich zu sein als Erkenntnis und Wille. Das find die systematischen Hauptgedanken Fischers! Es ist begreiflich, daß diese fich ganz im Hegelschen Jargon abwickelnde Philosophie nur wenig dazu beitragen konnte, Kuno Fischer die Stellung zu verschaffen, die er in der Wiffenschaft einnahm. Seine Bedeutung als Philosoph liegt deshalb nicht auf systematischem Gebiete, wo andere beffere und gründlichere Gedanken entwickelten und doch nicht den Einfluß gewannen, den er erlangte. Fischer verdankt vielmehr feinen Ruhm feiner historischen Arbeit. Und hier reichen wohl nur wenige an ihn heran. Die Philosophie der Neuzeit hat zahlreiche und gute Bearbeitungen gefunden; die ausführlichste aber und glänzendste hat Kuno Fischer geschrieben. Wenn Heinze in Überwegs Grundriß auch nicht unrecht hat, wenn er sagt: Fischer weiß die Hauptpunkte sicher herauszufinden und von diesen aus die Lehren der einzelnen in sehr verständlicher Weise zu entwickeln, er tut aber in seiner zum Teil künstlerischen und geistvollen Gefaltung zuviel Eigenes hinzu und übergeht manche Schwierigkeiten, so daß es bisweilen an treuer Wiedergabe der philosophischen Gedanken fehlt, – so behält doch Falckenberg vollständig recht, wenn er (Geschichte der neueren Philofophie, 4. Auflage) Fischers Philosophiegeschichte als eine schriftstellerische Leistung erklärt, die wie keine andere geeignet ist, den Leser in der Gedankenwelt der großen Philosophen, die er von ihrem Mittelpunkt aus lebendig rekonstruiert, heimisch zu machen und auf das Studium der eigenen Werke der Denker vorzubereiten. Was allen Schriften Fischers, soweit sie wenigstens das historische Gebiet betreffen, eigen ist, ist das dramatische Leben, das fich in ihnen offenbart. Mag er Descartes' Leben und Lehre entwickeln oder uns Spinozas Gedankengänge entrollen, mag der gefällige, alle Gegensätze ausgleichende Leibniz vor uns treten, oder der tiefernste, eine alte Gedankenwelt zermalmende Kant, mag es Fichte sein, der energische Rufer zu männlicher Selbständigkeit, oder Schelling, der Philosophiekünstler und Asthetiker, oder Hegel, der kraftvolle Systematiker, oder Schopenhauer, der geniale und volkstümliche Pessimist, überall zeigt Fischers Darstellung eine Elastizität und Frische, die mit sich fortreißt und den Leser in ihren Bannkreis zieht. Auch das Nichtintereffante, ja Langweilige erscheint durch ihn in einem andern Licht, es ist Leben und wieder Leben, was wir hier sehen. Kein Wunder, daß die zehnbändige „Geschichte der neueren Philosophie“ trotz ihres hohen Preises eine Verbreitung gefunden hat, wie nur wenige Werke solchen Umfangs und Inhalts. Wer den tiefsten Aufgaben und idealen Intereffen der ganzen Menschheit eine Aufmerksamkeit widmen kann, findet hier eine Arbeit, die einen Kultur- und Bildungswert hat wie kaum eine zweite. Die Zeiten sind heute vorbei, wo Männer wie Leibniz und Fichte, Schelling und Hegel als bloße Abenteurer im Reich des Gedankens behandelt wurden; die Größe und Fruchtbarkeit der großen früheren Denker wird heute voll anerkannt. Diese Größe aber und

 Tiefe der Denker in ihrem ganzen Reichtum und ihrer unverfieglichen Lebensfülle den Späteren erschloffen und sie ihnen in heißer, ernster Arbeit

durch Kraft des Denkens und Kunst der Darstellung zu eigenem Befitz gemacht zu haben, gezeigt zu haben, wie geheimnisvolle und doch überall feste Fäden unsere Arbeit mit der ihrigen verbinden, bleibt Fischers nicht genug zu rühmendes und zu schätzendes Verdienst. Dasselbe gilt aber auch von Fischers literarhistorischen Schriften, zumal feinen Arbeiten über Schiller und Goethe. Wie in den Geist der großen Philo. fophen, so hat sich Fischer auch in die Art der größten deutschen Dichter hineingefunden wie kein zweiter. Seine Schiller- und Goetheschriften gehören zum Besten, was die deutsche Literatur über die beiden Dichterfürsten befizt. Das vierbändige Faustwerk gibt eine Erläuterung des Faust, wie sie kein anderer erreicht hat. Durch originelle und vertiefte Auffaffung, durch scharfsinnige Klarstellung kontroverser Punkte zumal in den rein philosophischen Teilen und durch klafische Darstellung ist Fischers Arbeit über Faust fast ein neues Faustwerk geworden. Daß Goethe die eigene Lebensfülle wie einen ungestümen Feuerstrom in eine jugendliche Fauftdichtung ergoffen und in ihren Helden so viel unverbrauchte, von keinem tragischen Schicksale zu erschöpfende, darum Zukunftsvolle Kraft niedergelegt hatte, die feinem Faust jenen hinreißenden Ausdruck verlieh, welcher durch ein Jahrhundert fortwirkte, von Geschlecht zu Geschlecht sich verstärkte und besonders die zukunftsvollen Gemüter magisch traf, und daß die Schaffung solches Menschen kein Produkt einer planvollen Idee, sondern des lebensvollsten, genialsten, von der Gewalt des dunklen Dranges bewegten Erguffes war, hat Fischer in originellster Weise erwiesen und damit manches Rätsel gelöst, das Goethes Faust vorher aufgab. Goethes Faust hat ihm wohl eine Einheit, aber sie liegt nicht da, wo sie die meisten suchen, in ein und demselben Grundgedanken, der alle Teile trägt und verknüpft, sondern in der Person und Entwicklung des Dichters. Es würde natürlich zu weit führen, wollten wir Fischers Faufwerk oder seine übrigen Arbeiten über Goethe, feine Schriften über Schiller und Shakespeare usw. auch nur allgemein betrachten, hier gilt es, die Bücher selbst in die Hand zu nehmen und zu lesen. Fischers glänzende Art, die Probleme aufzurollen und zu entwickeln, wirkt unterhaltend und belehrend zugleich. Wer in die Tiefe dringen und selbst Probleme lösen lernen will, der findet keinen beffern Lehrmeister als Kuno Fischer. Nun ist auch dieser Geist dahingegangen; der müde Leib ist zum Frieden gekommen. Reich war sein Leben an Arbeit, reich war es an Erfolgen, und fegensvoll wird feine Nachwirkung sein. Die echte und tiefe Lebenserfüllung ist mehr als ein geistreiches Spiel, sie verlangt den ganzen Ernst und die ganze Mühe der Arbeit, die alle Kräfte des Geistes anstrengt für die Aufgaben, die jeder findet, wenn er sie sucht. Der gesunde Geist hat das Bedürfnis, feine Zeit zu erfüllen, und dieses Bedürfnis ganz und mannigfaltig zu befriedigen, ist das menschliche Leben reich und gehaltvoll genug. Es handelt sich nur darum, daß wir die Empfänglichkeit und den Willen befitzen, dem menschlichen Leben feine Schätze abzugewinnen. Wenn nur wir es verstehen, das Intereffe zu faffen, so versiegen auch die Quellen nicht, immer von neuem dieses Intereffe zu erfüllen; wenn nur in uns die Leere nicht ist, in der Welt ist sie niemals. Was Goethe den Poeten zuruft, soll sich jeder gesagt ein laffen: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, ein jeder lebt"s, nicht vielen ist’s bekannt, und

Der alte und der neue Herr 637 wo ihr's packt, da ist es intereffant!“ Fischer hat in seiner Kantmonographie das Wort gesprochen: „Die Zeit ist unsere ursprüngliche Vorstellung; die Zeit find wir selbst; wir selbst find es, die fie verkürzen und ausdehnen. Jetzt sollte fie für immer verstummen, die Klage des Famulus im Faust: „Ach Gott, die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben!“ Das Leben ist als Ganzes, was es in jedem feiner Abschnitte ist; je erfüllter es ist, um so kürzer erscheint, um so fchneller vergeht es, während es gelebt wird, um so länger erscheint es in der Erinnerung. Ein solches wahrhaft erfülltes Leben bleibt dauernd noch im Andenken der Nachwelt.“ Fischer hat mit diesen Worten sein eigenes Leben charakterisiert: es ist der Nachwelt nicht verloren. Als Kant, ermüdet von feiner ungeheuren Geistesarbeit, feinen 80. Geburtstag feierte – es war fein letzter –, schrieb er die Bibelworte in sein Tagebuch: „Unser Leben währet fiebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so find es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“, – wir fetzen diese Worte auch unter Kuno Fischers Leben!. Otto Siebert-Fermersleben A-Es Der alte und der neue Herr ie ein Alp ist es von der Brust der Lehrerschaft genommen worden! Es war weniger die Wirksamkeit des Herrn Konrad v. Studt als vielmehr die bange Ungewißheit um die bevorstehende Entscheidung,

was die besorgten Blicke nach Berlin richtete. Daß allerlei Dinge in der Luft lagen, fühlte und wußte jeder, und wer für das politische Leben auch wenig Sinn und Verständnis bekundete, den mußte die Kamarillanotiz im „Berliner Lokalanzeiger“ aufrütteln. Es spielte etwas hinter den Staatskuliffen. Wird die Schule auch diesmal wieder verschachert werden? hieß die bange Frage der Lehrer und aller derer, die nicht zur Gefolgschaft der Kreuzzeitung und der Germania gehörten. Das Mißtrauen war nicht unbegründet. Die Schule hat einen Weg bitterböser Erfahrungen, Enttäuschungen und Erniedrigungen gehen müffen. Sie sollte ihn nach der Absicht dunkler Hintermänner auch dieses Mal wieder gehen. Der Plan hatte Aussicht auf Erfolg. Um so mehr, als ein sehr einflußreicher preußischer Minister sich zum Helfershelfer Studtscher Pläne aufgeworfen hatte. Die Schule hat nicht das besondere Intereffe des Monarchen, und ihr Wohl und Wehe berührt ihn nur so weit, als sie eine Veranstaltung des Staates ist, ein politischer Faktor. Auf diese Weise ist es möglich, dem Kaiser über Schule und Lehrer Ansichten zu fuggerieren, die verderblich wirken müffen, sobald sie in die Tat umgesetzt werden. Wenn nun politischen Kuliffenschiebern auch bekannt war, daß die Studtschen „Erfolge“ den Kaiser in letzter Zeit doch etwas bedenklich gestimmt hatten, fo findet sich doch immer noch hin und wieder ein Minister, der Mut bekommt, sobald er sich außerhalb kaiserlicher Schußweite weiß. Aber es ist den Herren dieses Mal nicht gelungen. Der Reichskanzler schmiedete das Eifen, folange es warm war. Und es war warm! Liebenberg hatte dem Kaiser Verdruß bereitet, hatte seinen Ehrgeiz verletzt. Und nun allerlei deutliche Andeutungen, daß man trotz dieser Ränkespiele, die klar am Tage lagen, gesonnen fei, ihn aufs neue hinter das Licht zu führen, ihn zur ausführenden Instanz irgend-

 einer felbstsüchtigen Intereffengruppe zu machen. Der Kaiser durchschlug den Knoten. Konrad von Studt war ein Mann des Kaisers insofern, als seine Ernennung zum Kultusminister das ureigenste Werk des Monarchen und einiger unverantwortlicher Ratgeber war. Der unvergeßliche Boffe war – um es zart auszudrücken – nicht im letzten Grunde über feine zu große Lehrerfreundlichkeit gestolpert. Es hatte fich zwischen ihm und der Lehrerschaft ein auf Herzlichkeit und gegenseitigem Vertrauen beruhendes inniges Verhältnis herausgebildet. Boffe häufte reiche Vorräte an Liebe und Begeisterung für den Beruf auf. Hätte die Lehrerschaft diesen Fonds nicht befeffen, sie wäre in den mageren Jahren der Studtschen Regierung Hungers gestorben. Denn die Teuerung drückte das Land der Schulen schwer, wie weiland Kanaan. Herr von Studt fetzte an die Stelle der Herzlichkeit die korrekte Beziehung des kalten, unnahbaren Bureaukraten. Welche großen Erfolge feinem berühmt gewordenen System beschieden waren, hat er gelegentlich des Redegeplänkels mit Freiherrn v. Zedlitz im Abgeordnetenhaufe und damit vor dem ganzen Lande mit dem nötigen Selbstbewußtsein und in der nötigen Breite auseinandergesetzt und zum besten gegeben. Demgegenüber wäre es wohl angebracht, zur gerechten Verteilung von Licht und Schatten gegen dieses Eigenlob alle diejenigen Momente ins Licht zu führen, die wie schwere Anklagen aus der Tiefe des Ministeriums emporsteigen. Aber diese Dinge find allzu bekannt. Haben sie den Minister doch zu einer populär-komischen Figur gemacht. Unser auf tausendfältiger Beobachtung innerhalb und außerhalb des Schulhauses beruhendes Urteil lautet in der Summa dahin, daß die Lehrerfchaft mit der Amtsführung des Herrn von Studt im höchsten Grade unzufrieden war. Mehr als das: eine Erbitterung, wie sie in dem Maße eine preußische Beamtenkategorie noch nie beseelt hat, erfüllte jedes Lehrerherz, erfüllte das Herz jeder Lehrersfrau. In den Lehrerhäusern wurde der Name des gewesenen Ministers nur mit Ingrimm genannt, als er die ihm vom Abgeordnetenhause mit Gewalt aufgedrängten 5 Millionen nur zur Hälfte annahm, dagegen den Mangel der Lehrer als Hauptgrund des Lehrermangels nicht wollte gelten laffen. Sogar die Rektoren rebellierten. Als auf der letzten Versammlung des preußischen Rektorenvereins deffen Vorsitzender ein Ergebenheitstelegramm an Herrn Konrad v. Studt in Vorschlag brachte, ertönte hier und da ein vereinzeltes Bravo. Andere zischten. Die übergroße Mehrheit hüllte sich in frostiges Schweigen, und ob der peinlichen Situation blickte der anwesende Provinzialschulrat verlegen zu Boden. Der auf Herrn v. Studts Vorschlag vom Kaiser mit auf die vorjährige Nordlandsreise genommene Präsident zog es vor, diesen Hereinfall mit Übergang zur Tagesordnung zu quittieren. Herr v. Studt

genießt der wohlverdienten Ruhe. Seinem Nachfolger hinterläßt er ein wüstes Trümmerfeld enttäuschter Hoffnungen, geschwundenen Vertrauens. Da der Minister bei weitem nicht befähigt war, den Anforderungen feines Amtes zu genügen, so empfand er es auch nicht, daß fchlauere Konsortien ihn zum Werkzeug ihrer dunklen Pläne machten. Herr v. Studt war immer der geschobene Mann. Ihm bösen Willen nachzusagen, ist ein schweres Unrecht. Die Hauptschuld heftet sich an die Sohlen der Finsterlinge. Den herben Vorwurf können wir indes dem als Person durchaus sympathischen Minister nicht ersparen, daß er das Unzulängliche feiner Kraft und

Neue Biographien 639 Gaben nicht schon bald nach der Übernahme eines Postens erkennen wollte. Es ist ihm von berufener Seite mehrmals angedeutet worden. Aber er blieb. Die Selbsterkenntnis war auch um so schwerer, als ein Ministerkollege ihn immer wieder zum „Ausharren" ermahnte. So wurde denn schließlich die Not größer als der Helfer. Der neue Herr! Er ist der Mann Bülows und damit ein Anhänger des Blocks. Herr Holle genießt den Ruf einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Begabung. Sein Orientierungssinn habe es ihm leicht gemacht, fich auf den verschiedensten Gebieten bald fo einzuarbeiten, daß er fie völlig beherrschte. Nun wollen wir nicht behaupten, daß ein begabter Beamter auch stets ein großer Minister fein müffe. Er muß allerdings befähigt fein, gewisse Anregungen allgemeiner Art geben zu können; er muß ein Herz haben, und er muß die Gabe besitzen, den Pulsschlag echter Berufsfreudigkeit bei feinen Untergebenen wahrzunehmen. Er soll den Strom echter Begeisterung und ungestümen Vorwärtsdrängens nicht durch Dämme und Wehre auf fauen, sondern feine Wogen wallen laffen, unbekümmert darum, daß sie auch manches Unbrauchbare mit fich führen. Es fehlt unserer Schulpolitik der Zug ins Große! Die Politik der Bremserlaffe, der Prügelverfügungen, der kommunalen Entrechtung, der Klerikalisierung muß ein Ende nehmen. Man soll nicht bremsen in Zeiten, wo alles rollt. Arbeit über Arbeit! Wir haben das Vertrauen zum Minister, daß er durch die nötige persönliche Fühlungnahme mit den Leitern der großen Lehrervereinsbewegungen aus der Quelle seine Informationen schöpft, die am besten bekunden kann, was die Lehrerschaft erstrebt. Dann wird am schulpolitischen Himmel nach langer Wolkenmacht der Bogen aus den Tagen eines Falk, Boffe und Kügler fich über Schule und Lehrerhaus wölben. Hoffen wies, 49Neue Biographien Fiber drei Lebensbi lder will ich heute Bericht erstatten. Sie betreffen drei Männer der neuesten Zeit, die alle drei als Mitarbeiter Bismarcks bezeichnet werden können. Der eine ist ein Mecklenburger, der 1874 verstorbene Staatsminister Jasper v. Oertzen, der zweite ein Rheinländer, der Industrielle Gustav v. Meviffen, der dritte ein Schleswig-Holsteiner, der langjährige frühere Regierungspräsident von Bromberg, Christoph v. Tiedemann. Die drei Werke find recht verschieden in Qualität und Umfang und vermögen nicht gerade gleichmäßiges Intereffe zu wecken. Sehr gering wird das Intereffe fein, daß die Biographie Jasper von Oertzens erregt. Man wird überhaupt fragen, was sich der Sohn dieses mecklenburgischen Staatsmannes, der Geheime Legationsrat und Vizelandmarschall Helmut v. Oertzen, gedacht haben mag, als er dies Lebensbild zeichnete (H elmut v. Oertzen. Das Leben und Wirken des Staatsministers Jafper v. Oertzen. Ein Beitrag zur Gefchichte Mecklenburgs, ins befondere feiner Beziehungen zum Deutschen Bunde. Schwerin in Mecklenburg, F. Bahn, 1905. 80. XI u. 363 S. 5 Mk). Glaubt der Verfaffer, daß ein so langweiliger, trockener Stil, eine solche lose Anein-

640 Neue Biographien anderreihung von meist gleichgültigen oder schon bekannten Tatsachen irgend eine nennenswerte Zahl von Menschen interessieren kann? Wir vermögen uns kaum zu denken, daß felbst die Mitglieder der Familie v. Oertzen dieser nüchternen Erzählung viel Geschmack abgewinnen können. Man durfte an ein Lebensbild Jasper v. Oertzens mit einer gewissen Erwartung herantreten, weil Oertzen als mecklenburgischer Bundestagsgesandter dasjenige unter den Mitgliedern des Bundestags gewesen ist, das Bismarck am nächsten fand und das dieser in seinen amtlichen Berichten und auch sonst immer wieder herausgestrichen hat. Man konnte daher auf Mitteilungen über die Beziehungen der beiden Männer rechnen, um so mehr, als ja gerade die Tätigkeit Oertzens am Bundestage besonders beleuchtet werden sollte. Derartige Hoffnungen werden gänzlich enttäuscht. Der Sohn begnügt sich damit, jene Außerungen Bismarcks aus Poschinger usw. auszuschreiben und im übrigen Randgloffen daran

zu knüpfen, die durchweg geeignet find, das Lob Bismarcks abzuschwächen. Er glaubt nämlich die Bundestreue seines Vaters im Gegensatz zu der Bismarcks in ein befferes Licht fetzen zu sollen und gefällt sich überhaupt darin, die gesamte preußische, auf Geltendmachung des preußischen Machtgedankens gerichtete Politik im Bunde zu diskreditieren. Am liebsten möchte er wohl die Behauptung aufstellen, Bismarck sei dadurch zur Lösung der deutschen Frage getrieben worden, daß er in Frankfurt nicht die erste gesellschaftliche Rolle zu spielen vermochte. Ein intranfigenter Geist der Opposition gegen die Entwicklung der deutschen Dinge weht durch das Buch. Zwar hält sich dieser Geist einigermaßen in den Schranken, weil der Verfaffer denn doch nicht die Kühnheit befitzt, feine Ansichten offen zu entfalten. Dieser Herr Helmut von Oertzen ist als ein fossiles Überbleibsel aus verklungenen Tagen anzusehen. Er würde mit Begeisterung in die Zeit des Bundestags zurückkehren. Ohne Frage war der Vater nicht nur eine kräftigere und einfichtsvollere, sondern auch realpolitischere Persönlichkeit als der Sohn. Hätte dieser wenigstens die Berichte feines Vaters vom Bundestage veröffentlicht, wozu er als ehemaliger Diplomat von Fach vielleicht jetzt – 25 Jahre nach Poschinger – die Erlaubnis erhalten haben würde, dann wäre man ihm doch noch zu einigem Danke verpflichtet! So aber erhält man des Neuen und Beachtenswerten nur allzuwenig. Gelegentlich wird das Intereffe durch einen Brief König Friedrich Wilhelms IV. (S. 111) oder einen solchen A. Reichenspergers (S. 200) oder einen sonstigen kleinen Zug geweckt. In der Hauptsache wird man das Buch enttäuscht und gelangweilt aus der Hand legen. Ganz anders als mit der Biographie Jasper v. Oertzens ist es mit der des 1899 verstorbenen rheinischen Industriellen Gustav v. Meviffen bestellt. Zwar ist der erste Eindruck, den man hat, wenn man den Umfang des Werkes fieht, geradezu erschreckend. Der Verfaffer, Joseph Hansen, hat nicht weniger als 1562 enggedruckte Seiten nötig gehabt, um das Lebensbild Meviffens zu fchreiben. (Jofeph Hanfen, Gustav v. Meviffen. Ein rheinisches Lebensbild 1815–99. Berlin, G. Reimer, 1906. 80. Band I XV u. 869 S. Mit zwei Porträts. Band II X u. 668 S. Mit einem Porträt. Preis insgesamt 20 Mk) Das soll ein weiterer Kreis lesen? Wo denkt der Herr Verfaffer hin? Wer hat denn die Zeit dazu, all das in fich aufzunehmen? Wer kauft solche Werke? So entfährt es einem unwillkürlich. Aber es ist nicht ganz so schlimm, wie es auf den ersten Blick aussieht. Der zweite Band umfaßt nur Abhandlungen, Denkschriften, Reden und Briefe, also beigefügtes Aktenmaterial,

 das man eher übergehen kann. Auch ist der Preis der beiden wuchtigen Bände mit 20 Mk. recht mäßig berechnet. Immerhin scheint uns das Werk doch allzu reichlichen Umfang zu haben. Der Verfaffer ertrinkt förmlich im Stoff. War ihm doch eine Fülle intimen, namentlich aus Aufzeichnungen Meviffens bestehenden archivalischen Materials zur Verfügung gestellt worden. Er entwickelt das innere Leben Meviffens mit einer Ausführlichkeit, wie das so kaum in den Biographien der größten Geister und literarischer Persönlichkeiten zu gefchehen pflegt. So feinfinnig und reichgebildet Meviffen auch war, eine solche Menge Einzelheiten über feinen Bildungsgang ist doch des Guten zu viel. Da die Wirksamkeit, die Meviffen auf das geistige Leben der Rheinländer ausüben konnte, so groß fie fich auch in späteren Jahren durch den Mäcenatenfinn dieses Industriellen zeigte, fich nicht direkt äußerte und nicht geradezu epochemachend war, so hätte eine Hervorhebung des Wesentlichsten doch wohl genügt, um fein ästhetisch-philosophisches Wesen zu veranschaulichen. Ja, dieser Zweck wäre sogar beffer erreicht worden durch Beschränkung auf ein Mindestmaß von Mitteilungen. Ebenso war es doch wohl nicht angebracht, die dreijährige parlamentarische Tätigkeit Meviffens (1847–49) in solcher Breite (auf fast 200 Seiten) zu behandeln. Außerdem gefällt sich der Verfaffer oft genug darin, umfangreiche Zustandsschilderungen zu geben. Sie lesen sich großenteils vortrefflich, so die tiefgehende Studie über das geistige und wirtschaftliche Leben am Rhein und in Köln (I, 196 ff.). Aber für diesen Zweck holen solche Schilderungen doch wohl zu weit aus. Sie wirken im Rahmen dieser Biographie zu fehr als Abschweifungen. Wir wollen die Persönlichkeit Meviffens kennen lernen und verlieren ihr Werden und Wirken recht oft aus dem Auge. Ganz überflüffig war in diesem Werke die eingehende Schilderung der Berliner Märzereigniffe. Zuweilen vermeidet Hansen auch nicht. Gemeinplätze. Wäre also die Hälfte des Umfanges zweifellos mehr gewesen, so muß doch gesagt werden, daß das Werk Hansens eine bedeutende Leistung mit reichen inhaltlichen und literarischen Vorzügen ist. Hansen ist

Historiker von Fach. Er bekleidet seit langen Jahren die Stellung eines Stadtarchivars im heiligen Köln. Auf Schritt und Tritt zeigt er sich als einen Mann von Geist und Urteilskraft. Fast überall merkt man ihm an, daß er seinem Gegenstand intensives Studium zugewandt hat. Mag er ein literarisches Kapitel behandeln oder über philosophische Studien sprechen, mag er Meviffens kaufmännische Tätigkeit, feine Eisenbahnunternehmungen, feine Bankprojekte oder fein Wirken" im Berg- und Hüttenwesen würdigen, überall zeigt er sich wohlunterrichtet, schreibt er belehrend und anschaulich. Fast immer fühlt man sich gefeffelt. Am wenigsten zu Hause ist Hansen offenbar in der politischen Geschichte. Das tritt besonders in der unfreundlichen Beurteilung der Ratgeber König Friedrich Wilhelms IV. hervor. Ein Historiker sollte es nun nachgerade wissen, daß es sich bei den Gerlachs und ihrem Kreise nicht um „ostentative Frömmelei", „von egoistischen Zielen bestimmte feudale Tendenzen", um „frömmelnde Unaufrichtigkeit", „plumpe Orthodoxie" und dergleichen handelte. Wenn Hansen es fich nicht von mir fagen laffen will, da er mich vielleicht für befangen hält – obwohl ich mich völlig frei und unbefangen in dieser Frage weiß –, fo möge er doch nur vergleichen, was beispielsweise Friedr. Meinecke und Hermann Oncken über den ehrlichen Idealismus dieses Kreises von Politikern geurteilt haben, und er wird fich sagen müffen, daß er recht rückständig in seinen hierher gehörigen Urteilen ist. Und wenn Hansen über die „Intrigenhaftigkeit der Kamarilla" schmält, dann muß er

642. Neue Biographien es auch intrigenhaft nennen, wenn Meviffen sich hinter die Königin Augusta steckte, um durch fie feine politischen Gedanken zu verwirklichen (I, 748). Der General v. Gerlach und defen Freunde bekleideten zudem gewöhnlich noch eine amtliche Stellung im Gegensatz zu Meviffen und fuchten auf eine verantwortliche Stelle, den König selbst, zu wirken, während die Königin Augusta doch nicht gerade den Beruf hatte, Politik zu treiben. Auch den Versuch Hansens, die Politik Meviffens in feiner parlamentarischen Zeit gegen das abfällige Urteil. Bismarcks zu verteidigen, halte ich für mißglückt. Wer so schnell das Prinzip der Volkssouveränität gutheißt, wie Meviffen (II, 391), der ist niemals ein innerlich gefestigter Gegner dieses Prinzips gewesen. Auch fein gemeinsam mit Beckerath im September 1848 aufgestelltes Regierungsprogramm beweist, daß Meviffen noch nicht Klarheit über das Wesen des preußischen Staates gewonnen hatte. Er hat mit den Jahren hierin gelernt und später jenes Programm von 1848 als verfehlt bezeichnet. Sein Biograph ist anscheinend nicht so in den Geist des Preußentums eingedrungen. Sonderbarerweise scheint Hansen außerdem noch immer die überschwengliche Meinung zu teilen, die viele einst von Heinrich Gagern hatten, die aber doch meines Wiffens kein Historiker mehr vertritt. Bei Berührung des Militärkonflikts wäre doch wohl eine kritischere Beleuchtung der Stellung Meviffens am Platze gewesen. Aber Hansen ist auf diesem Gebiete auch nicht allzusehr zu Hause. Eine intereffante Gestalt, dieser Meviffen! Als Dülkener Garnfabrikant begann er und erwies sich bald als ein kluger Geschäftsmann. Sein Wesen war aber doch vorwiegend ästhetisch-philosophisch und historisch-kritisch. Von eigentümlicher Frühreife, zeigte er sich allen feinen Berufsgenoffen fehr bald überlegen. Dabei verriet er einen außerordentlichen Gemeinsinn und ungewöhnliches sozialpolitisches Verständnis. Da er ausgesprochen liberal war, so fällt dieser sozialpolitische Sinn besonders auf. Denn es ist, wie man weiß, eine der lehrreichsten Erscheinungen, daß der deutsche Liberalismus des 19. Jahrhunderts fast nie sozialpolitisches Verständnis bewiesen hat. Hansen bringt reichhaltiges, zum Teil schon von Treitschke benutztes Material, aus dem hervorgeht, daß sich bei Meviffen und einem Kreise von Männern, mit denen er in Beziehungen stand, früh Ansätze zu einer fruchtbringenden sozialpolitischen Wirksamkeit gezeigt haben. Die Aufschlüffe, welche hierüber gegeben werden, find das Wertvollste des ganzen Werkes. Meviffen hat längere Zeit enge Fühlung mit Karl Marx und anderen Männern, die nachmals Bahnbrecher der sozialdemokratischen Ideen wurden, unterhalten. Während Marx aber bald einen radikalen Neigungen folgte, blieb Meviffen maßvoll. So mußten fich ihre Wege trennen. Da im übrigen die individualistischen Tendenzen im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben die Oberhand behielten, kam Meviffens Richtung unter feinen Berufsgenoffen nicht zur Geltung. Instruktiv find ferner Hansens Mitteilungen über die Gründung der Darmstädter Bank für Handel und Industrie durch Meviffen. Sie war nach dem Urteil Hansens die bedeutendste in

der großen Reihe seiner kaufmännischen Schöpfungen. Im Grunde ist es gar nicht weiter auffällig, daß ein so reiches und fo strebsames Talent, wie das Meviffens, bei allen großen kapitalistischen und industriellen Unternehmungen, die am Rhein feit Beginn der vierziger Jahre ins Leben gerufen wurden, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit an die Spitze oder doch in eine leitende Stellung trat. Denn die Auswahl an hervorragenderen Kräften war, was für manchen etwas Über-

 raschendes haben wird, am Rhein gar nicht so groß. Konnte doch der Oberpräsident der Rheinprovinz, Eichmann, im Juli 1847 amtlich berichten, in Köln seien die Männer, die die gehörige Bildung und Geschäftskunde, die Zeit und die Uneigennützigkeit besäßen, um als Oberbürgermeister dieser Stadt tätig zu sein, selten. Und Meviffen selbst sprach im Jahre 1856 von dem Mangel an brauchbaren, in Großunternehmungen erprobten Männern. Nimmt man noch hinzu, daß der Dülkener Garnfabrikantensohn von einem starken Ehrgeiz erfüllt war und schon im Jahre 1841 brennend den Augenblick erwartete, wo er im Vordertreffen stehen würde, so ist es nicht verwunderlich, wenn er, noch nicht dreißigjährig, den um vieles älteren Schutzheiligen der rheinischen Industrie, Hansemann und Ludolf Camphausen, vollbürtig an die Seite treten durfte und ein Riesenunternehmen nach dem andern ins Leben rief. Eins der größten war auch die Neuorganisation des A. Schaaffhausenschen Bankvereins. Zahllos sind die rheinischen Bahnen, die Meviffen baute. Es ist intereffant, zu hören, daß er sich zwar 1870 ablehnend gegen die Verstaatlichung der Eisenbahnen äußerte, und daß er, als dieses große Werk 1879 doch durchgeführt wurde, diese Politik für verfehlt erklärte, daß er aber im Jahre 1856, in einer Zeit schlechter Betriebsverhältniffe, durchaus geneigt war, zu verstaatlichen. Lehrreich ist auch die Feststellung Hansens, daß die großen Verkehrsunternehmungen in der Regel einseitig vom Standpunkt des finanziellen Nutzens der Aktionäre, ohne das Bewußtsein öffentlicher Pflichten betrachtet und verwaltet worden wären (1, 796, vgl. 799, 800). Für das Gemeinwohl haben die Aktionäre leider fast niemals Sinn. Männer wie Meviffen, die höhere Gesichtspunkte verfolgen, bilden rühmliche, aber fehr seltene Ausnahmen. Die Klaffe der rheinischen Industriellen wird dem Biographen Meviffens nicht sonderlich dankbar für diese wissenschaftliche Kennzeichnung ihrer Gewinnsucht sein. Auch was Meviffen über die laxe Moral der Hautefinance urteilt, wird diesen Kreisen nicht gerade schmeichelhaft klingen. Die Rheinländer insgemein müffen fich wiederholt ihre politische Unreife und Teilnahmlosigkeit vorhalten laffen (I, 288, 306, 508). Notiert zu werden verdient ferner die herbe Kritik Meviffens an dem Milliardenverschwender Otto Camphausen (II, 602). Nachdem Meviffen durch die Verstaatlichung der Bahnen aus feiner leitenden Stellung im rheinischen Wirtschaftsleben verdrängt worden war, konnte er ungestört seinen wissenschaftlichen Neigungen nachgehen. Einen zuverläffigen Anhaltspunkt dafür, daß der Zug seines Wesens doch hauptsächlich in dieser Richtung lag, gewährt die Tatsache, daß seine nächsten Freunde gerade Männer der Wiffenschaft waren, so der Geologe Dechen, die Historiker Sybel, Duncker, Droysen, Mommsen, der Jurist Georg Beseler, der Sozialpolitiker Fallati. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Ludolf Camphausen erkalteten. Camphausen erwies sich in der Revolutionszeit bereits preußischer und realpolitischer angelegt als Meviffen. Das scheint die beiden auseinandergebracht zu haben. Auch mit Hansemann war Meviffens Verhältnis wohl nicht sehr nahe. Hätte Meviffen sich feinen wissenschaftlichen Neigungen schon in jüngeren Jahren ausschließlich widmen können, so wäre er vielleicht ein hervorragender Gelehrter geworden. Als königlicher Kaufmann schließlich zu halb unfreiwilliger Muße verurteilt, benutzte er die zwanzig Jahre, die ihm noch zu leben beschieden waren, zwar nicht zur Abfaffung eigener wissenschaftlicher Werke, dafür aber entfaltete er ein Mäcenatentum, wie es im Deutschen Reiche bei Industriellen nur selten, kaum je in dem Maße gefunden wird. Die beiden Ideen, mit denen er sich

 vornehmlich beschäftigte, waren der Plan zur Gründung einer Handelshochschule für Köln, sowie die Bildung und Pflege der Gesellschaft für rheinische Gefchichtskunde. Diese, die von ihm vornehmlich geschaffen und ausgestaltet wurde, ist weitaus das glänzendste derartige Unternehmen in deutschen Landen geworden. Die Gründung der Kölner Handelshochschule erlebte er nicht mehr. Die Biographien hervorragender Männer

aus der Geschäftswelt mehren fich rasch. Lange war Kopftadts Buch über Beckerath eine vereinzelte Erscheinung. Dann find nacheinander Lebensbilder Harkorts, Ludolf Camphausens, Hansemanns, Meviffens erschienen. Sie werden stetig eindringender. Meviffens Lebensbild ist vielleicht das anziehendste. Nur schade, daß sein Biograph nicht mehr Kompositionstalent, nicht mehr Ökonomie in der Darstellung bewiesen hat. Nun das dritte Lebensbild, das uns heute vorliegt. Es find Aufzeichnungen eines noch Lebenden, und zwar der erste von drei Bänden. Sie umfaffen die Schleswig-Holsteinschen Erinnerungen des sich jetzt eines wohlverdienten Ruhestandes erfreuenden Wirklichen Geheimrats v. Tiedemann. (Christoph v. Tiedemann, Aus fieben Jahrzehnten. Erinnerungen. 1. Band: Schleswig-Holstein fiche Erinnerungen. Leipzig, S. Hirzel, 1906. 80. XIV u. 504 Seiten. 9 Mark) Der zweite Band soll die Erinnerungen Tiedemanns an die Zeit enthalten, in der der Verfaffer als Chef der Reichskanzlei dem Fürsten Bismarck nahestand. Der dritte Band wird Tiedemanns parlamentarische Denkwürdigkeiten umfaffen. Daß Tiedemann mancherlei zu fagen hat und hübsch zu sagen weiß, hatte man aus dem Bändchen ersehen, das er im Jahre 1898 veröffentlichte: „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck." Jetzt tritt er mit einem umfaffenderen Werke vor uns, das ebenfalls fehr anziehend und lebendig geschrieben ist. Tiedemann vertritt die Auffaffung, daß es „Pflicht" fei, interessante Erlebniffe aufzuzeichnen. Jeder Historiker wird eine solche Ansicht freudig begrüßen, Allerdings wird diese „Pflicht" nur zu häufig versäumt. Der ehemalige Chef der Reichskanzlei hat in dem vorliegenden Bande seiner Erinnerungen gleich recht ausgiebig feinem Pflichtgefühl genügt. Auch bei diesem Buche erfaßt den Rezensenten anfangs ein gelinder Schrecken. Wieder Schleswig-Holsteinische Erinnerungen! Nimmt das denn gar kein Ende? Nachdem Treitschke die Anfänge der Bewegung in den Elbherzogtümern in feiner klassischen Weise geschildert hatte, gab Sybel in seiner Geschichte der Begründung des Reiches eine so ausführliche Darstellung der Schleswig-Holsteinschen Frage und ihrer Lösung, daß es manchem zu viel des Guten zu fein fchien. Dann behandelte ein ganzer Band der Bernhardischen Tagebücher ausschließlich diesen deutschen Streit. Ihm folgten Henricis Erinnerungen und das umfangreiche Werk von Jansen und Samwer: Schleswig-Holsteins Befreiung. Zuletzt veröffentlichte noch der verstorbene konservative Publizist Freiherr v. Ungern-Sternberg, auf den auch Tiedemann viel zu sprechen kommt, schleswig-holsteinische Erinnerungen in Velhagen & Klafings Monatsheften. Man glaubte allmählich genug über diese Frage zu wifen. Aber es darf gesagt werden, daß Tiedemann die Entwicklung der einst so brennenden Frage höchst feffelnd, launig und mit großer Offenheit, auch über fich selbst, schildert, mancherlei Neues bringt und die Begebenheiten in einer Beleuchtung zeigt, die vieles in ein anderes Licht rückt. Zu Anfang setzt er seinem Vater, dem Landinspektor Tiedemann von Johannisberg, ein schönes Denkmal. Sich selbst zeichnet der Verfaffer – so haben wir

 wenigstens den Eindruck – als eine kecke, nur allzuoft recht vorschnelle Persönlichkeit, die früh zu verhältnismäßig großem Einfluß gelangte. Einige Partien, so die Erzählung über den Kapitän Helgefen, find geradezu von novellistischem Reize. Manches ist freilich recht breit und hätte erheblich gekürzt werden können. Zu dem Wichtigsten, was Tiedemann mitteilt, gehört das, was er über die geringen dem Haus Augustenburg entgegengebrachten Sympathien und die Idee des Anschluffes an Preußen bringt, so der Auszug aus einer kleinen Schrift Wilhelm Beselers von 1856 (S.217 ff), die Erzählungen über Theodor Lehmanns und Wiggers' Auffaffung der schleswig-holsteinischen Frage (223f), ebenso über die falsche Stellung, die Bismarck ahnungslos gegenüber dem Grafen Ludwig Reventlow annahm (298 f), die Neubildung einer nationalen Partei in den Herzogtümern (S. 413 ff). Sehr eingenommen zeigt sich Tiedemann von Edwin Manteuffel und dessen Verwaltung. Anschaulich und besonders für Rechtshistoriker lehrreich find die idyllischen Zustände, die einstmals in Justiz und Verwaltung Schleswig-Holsteins herrschten. Man darf begierig die weiteren Bände des Tiedemannschen Memoirenwerkes erwarten. Freilich möchten wir uns nicht die Bitte versagen, daß der Verfaffer sich möglichst auf wesentliche Dinge beschränkt. Das kann der Verbreitung feines Werkes nur dienlich sein. CBSM9 Herman v. Petersdorff Ihr jungen Männer! an hat mein kleines Büchlein mit dem verwunderlichen Titel „Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt?" (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) ein Gegenstück zu Pfarrer Hans Wegeners „Wir

jungen Männer“ genannt. Das veranlaßt mich, etwas dazu zu sagen. Hans Wegeners feines Werk hat etwas, was man als einen Vorzug, aber auch als einen Fehler ansehen kann, je nachdem, unter welchem Gesichtspunkt man seine Ausführungen betrachtet. Es enthält gar keine Kritik an der Frau. Ich sehe das von vornherein für einen Vorzug an. Durch die Kritik an den anderen wird man selber nicht beffer. Aber ich bin der Ansicht, daß die trotzdem durchschimmernde Auffaffung des Verfaffers von der Frau diese in eine Sphäre rückt, die sie tatsächlich noch nicht erreicht hat, ja, von der fie vielleicht ferner ist als je. Und ich meine: das kann den Einfluß eines Buches im einzelnen praktischen Fall vermindern, wenn nicht in Frage stellen. Der junge Mann, der es liest und davon ergriffen ist, kennt in den meisten Fällen keine einzige Frau, die Wegeners idealisierender Auffaffung vom Weibe entspricht, und er wird bald müde, sie zu suchen, wenn er das nicht schon von vornherein mit dem skeptischen Lächeln der „erfahrenen“ Jugend unserer Zeit als vergeblich ablehnt. So kommt er durch das Buch vielleicht für fich selbst zu einem reineren Leben, schwerlich aber zu einer richtigen Auffaffung der Frau, wie sie ihm in dieser Gegenwart gegenübersteht, und schwerlich auch in die Beziehungen zu ihr, die nicht nur reiner, sondern auch an veredelndem Einfluß auf beide Teile und an entwicklungsförderndem Nutzen reich find.

646 Ihr jungen Männer! Wegener fordert den jungen Mann zu einem edlen und herrlichen Erziehungswerk an fich felbst auf. Er zeigt ihm die hohe Aufgabe des einzelnen Mannes und feine Verantwortung gegenüber der Menschheit, als eine fittliche Persönlichkeit mitzuarbeiten an der Entwicklung seiner Art. Männlich, kräftig und selbstbewußt spricht er von der Arbeit und von den Idealen des Mannes. Er stellt ihm fein wahres, gottgewolltes Herrentum: den freien Willen zu höchstem Streben und die frohe freie Kraft, fich selbst und diese Erde zu beherrschen und zu kultivieren, vor die Augen und vor die Seele, damit fie hell und rein und männlich werden. Ich meine: er hätte den jungen Mann auch auf feine Aufgabe und fein Vorrecht: dem Weib, feiner Gefährtin und Gehilfin, allmählich Erzieher, Führer und Beschützer werden zu sollen, hinweisen dürfen. Dem jungen Mann werden aus den „reinen“ Beziehungen zu dem idealifierten Weib wenig Förderungen zu einem neuen Leben kommen, – einfach weil dies Weib nicht vorhanden ist. Aber ganz gewiß werden fein Mut und fein Wille zu einem reinen, hochtrebenden, männlichen Leben wachsen, wenn er erfährt, daß er dadurch auch anderen fchwächeren Wesen, die der Führung bedürfen, weiter helfen kann. Es wird ihn fählen, wenn er feine Aufgabe und feine Verantwortung höher und größer geworden fieht. Ein Mann will doch große Taten tun und will gerne voran gehen auf dem Weg. Damit, daß man ihm die Frau von heute idealisiert, tut man ihm keinen Gefallen. Einesteils bedrückt es ihn – um so mehr wenn er feine eignen sittlichen Mängel tief empfindet –, und anderen teils verstimmt es ihn, denn er versteht, daß diese fittlichen Mängel nicht allein feine eigne Schuld find, – er hat vielleicht nur den herabziehenden Einfluß des Weiblichen erfahren. Er fühlt und sieht: die Frau verdient den Heiligenschein nicht. Wenn man nun dem jungen Mann die Frau seiner Zeit gerecht beurteilte und ihm fagte: „Auch um ihretwillen mußt du dich aufraffen und eine fittliche Persönlichkeit werden!“ – ob ihn das nicht packen und auf rütteln würde? Ich meine: auch darum, weil die Frauen heutzutage die Männer erziehen und führen wollen. Sie nennen es: erziehen, im Grunde meinen fie: beherrschen. Und sie glauben felber, unter ihrer Herrschaft käme das goldene Zeitalter. Wenn man wie ich als Frau außerhalb dieser Bewegung steht, dann begreift man kaum, warum die Männer sich nicht endlich aufraffen und wieder die natürlichen Führer werden. Der Mann steht den Bestrebungen der Frau in dieser Zeit nicht richtig gegenüber. Das kommt daher, daß er die Frau nicht kennt, weder darin, was sie ist, noch was sie werden kann und wozu Gott und feine Natur fie bestimmt haben. So schonungslos und ungeniert und bisweilen sogar so treffend die Frau den Mann kritisiert, so groß ist die Verwirrung seiner Auffaffung vom Weib. Und nur deshalb gedeihen alle weiblichen Verkehrtheiten. Sie werden auch nicht richtig beurteilt. Mein kleines Buch wendet sich an die Frauen und versucht ihnen etwas Selbsterkenntnis beizubringen. Dadurch, daß man meine Schrift mit der Wegeners verglichen hat, und nach einer erneuten Durchlesung der letzteren glaube ich, daß mein Buch allerdings als eine paffende Ergänzung von „Wir jungen Männer“ sich auch an die männliche Leserwelt richten darf Es wäre schön, wenn mein Buch den jungen Männern – denen, welchen

Die soziale Herkunft der Studenten 647 dieser Arbeitstag gehört, denen, welche die nächste Zukunft gestalten sollen – eine klare und richtige Auffaffung von ihrer Zeitgenoffin und bestimmten Gehilfin geben könnte. Ohne Verachtung und ohne Überschätzung. Dann wird gewiß in vielen das männliche Gewifen erwachen und der heiße Drang: ein Strebender, vielleicht auch ein Führer zu werden zu den erhabenen Zielen der Menschheit. Käthe Sturmfels Oly Die soziale Herkunft der Studenten IN einer Statistik des Dr. Paalzow in der „Berliner Akademischen Wochenschrift“ find die Kreise der akademisch Gebildeten bei weitem nicht imstande, den erforderlichen Nachwuchs an Studenten zu liefern. Sie haben im Höchstfalle nur 24,4% aufgebracht, also noch nicht ein Viertel. Dieser Prozentsatz ist noch dazu im Abnehmen begriffen. Namentlich geht der relative Anteil der höheren Beamten und Geistlichen zurück trotz des Steigens der absoluten Ziffern. Bemerkenswert ist weiter nach den „Burschenschaftlichen Blättern“, daß der Prozentsatz der mittleren und Unterbeamten sowie der felbständigen Kaufleute stark zunimmt, ebenso – allerdings nicht in demselben Maße – der Anteil der Volksschullehrer. „Wenn in der Zeit von 1887/88 bis 1902/03 die Zahl der preußischen Studierenden auf den preußischen Universitäten von 11 123 auf 14499 gestiegen ist, fo haben dazu in erster Linie die zuletzt genannten drei Berufsarten beigetragen; denn fie haben von dieser Zunahme von 3376 Studierenden nicht weniger als 2081 Studierende geliefert, d. i. 61,30% der gesamten Zunahme. Die Folge ist, daß die Verhältniszahlen vieler andrer Berufe zurückgegangen find, so der Prozentsatz der Landwirte, welche nicht Rittergutsbesitzer find, von 12,0% auf 10,2%, obgleich die absolute Zahl bei ihnen von 1331 auf 1485 gestiegen ist. Trotz starker Schwankungen ist der Anteil der einzelnen Berufsarten an der Gesamtfrequenz nur geringem Wechsel unterworfen gewesen. Wenn hierbei die Oberlehrer, die Kaufleute und die mittleren Beamten ihre Söhne in immer steigender Zahl dem akademischen Studium zuführen, so ist dies ein deutlicher Beweis dafür, in wie raschem Aufstreben diese Berufsarten begriffen find. Auch daß die Söhne von Volksschullehrern so stark zugenommen haben, ist bemerkenswert. Die Frequenzschwankungen kommen übrigens bei den Söhnen akademisch gebildeter Väter viel weniger zum Ausdruck als bei den Angehörigen der zweiten Gruppe. Bei den ersteren ist die Familientradition oft stärker als alle guten und schlechten Aussichten des betreffenden Berufs. Sie bilden den festen Grundstock der Studierenden, der je nach Bedarf aus andern Schichten der Bevölkerung eine größere oder geringere Verstärkung erfährt. Am deutlichsten zeigt fich dies bei den evangelischen Theologen. Die Söhne der höheren Beamten und Anwälte werden vorzugsweise Juristen, bleiben also dem Beruf ihrer Väter treu. Die Söhne von Geistlichen widmen sich mit Vorliebe wieder der Theologie, strömen aber neuerdings bei den so ungünstig gewordenen Aussichten des theologischen Studiums auch in die übrigen Fakultäten hinein. Auch die Söhne der Arzte ergreifen häufig den Beruf ihrer Väter, in letzter Zeit auch die Söhne der Oberlehrer.

648 Die soziale Herkunft der Studenten Man kann das Ergebnis zusammenfaffen: Die deutsche Studentenfchaft ergänzt fich aus allen Kreifen der Bevölkerung, befonders aus den mittleren. Die Söhne von Vätern, die akademische Bildung genoffen haben oder diesen gesellschaftlich gleich stehen, machen noch nicht ein Viertel der Gesamtzahl aus. Die akademischen Berufsarten erhalten fort und fort aus nichtakademischen Kreisen eine starke Ergänzung und auf diese Weise frische, unverbrauchte Nervenkraft – eine aufsteigende Klaffenbewegung, die an sich gewiß erfreulich ist, weil sie von dem wirtschaftlichen und geistigen Fortschritt unfres Volkes Zeugnis ablegt. Aber auch die Schattenfeiten dieses sozialen Prozeffes find nicht zu verkennen. Auf fast allen Gebieten des akademischen Studiums zeigt sich eine Überfüllung, die hauptsächlich dadurch herbeigeführt wird, daß junge Leute aus den erwerbenden Ständen fich zu den gelehrten Berufen drängen; eine Vermehrung des gelehrten Proletariats ist die Folge. Während so die mittleren Schichten von Jahr zu Jahr mehr Söhne zur Universität schicken, find auf der andern Seite die den akademischen Berufen. Angehörigen häufig genötigt, ihre Söhne einer gewerblichen Tätigkeit zuzuführen. Dieser soziale Kreislauf will dem Verfaffer als ein zu schneller erscheinen: Die Studierenden aus gebildeten Familien seien in erster Linie berufen, die guten Traditionen fortzupflanzen, eine stolze und freie Liebe zur Wiffenschaft, ein reges Bewußtsein für die Pflichten des Gelehrtenstandes. Sie feien aber numerisch zu schwach, um

sich die aus anderen Bevölkerungsschichten kommenden Elemente zu affimilieren, und ein unfreies Banausentum, das den Beruf nur, als eine Quelle des Gelderwerbs oder allenfalls gesellschaftlichen Einfluffes betrachtet, habe in früher ungekanntem Maße um sich gegriffen. Diese Entwicklung sei für das Wohl und das Ansehen der gelehrten Berufe entschieden von Nachteil. – Bildung kann ja nicht genug ins Volk kommen. Muß es aber immer und durchaus die „akademische“ fein? Es wäre noch eine – freilich nicht statistisch und auch sonst schwer zu lösende – Aufgabe, festzustellen, inwieweit an diesem „Bildungseifer“ ehrlicher Wiffensdrang, Streben nach höherer geistiger Kultur und nicht bloß das sogenannte Berechtigungswesen, die Sucht nach akademischen Würden und Graden, äußerlicher gesellschaftlicher Geltung, kurz, die liebe Eitelkeit der verehrlichen Eltern beteiligt ist. G.

./ =-E. TS Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen find unabhängig == vom Standpunkte des Herausgebers = Junge Mädchen einst und heute I Türmer-Jahrbuch für 1907 veröffentlicht Käthe Sturmfels als „Aufruf an die deutschen Frauen“ einen Aufsatz über die Frauen in Hilligenlei. Sie hofft durch Außerungen anderer Frauen zu ihrer Schrift „eine algemeine Bewegung, daran fich neue Anschauungen klären, und daraus beffere Formen sich entwickeln würden“. Wenn in den lauten, vielstimmigen Frauenchor von heute, mit all seinen Diffonanzen, auch ein alte Großmutter ihre schwache, ungeschulte Stimme einfügen möchte, so tut sie es in der Herzensfreude über die gelungene kräftige Abwehr so mancher mißverständlichen Auffaffungen, und in der Genugtuung darüber, daß schon jetzt mit solchen Schriften unter den deutschen Frauen die Reaktion einsetzt, die wir Alten seit zehn Jahren voraussagen, gegen das viele Undeutsche und Unweibliche, das als neues Evangelium proklamiert wird. Jawohl, eine „Not“ ist vorhanden, aber Ursachen wie Behandlung der Krankheit find so vielfach falsch aufgefaßt und angefaßt worden, daß statt Heilung nur Verschlimmerung daraus folgen konnte. In wie vielen Romanen von der Hand begabter Frauen, und in wie mancher Lebensführung von solchen wird das Lebensglück nicht mit der Seele, sondern mit den Sinnen gesucht, auf welchem Wege es doch niemals zu finden ist, – und werden für das Unglück des Daseins Quellen angegeben, die viel öfter in verdorbener Phantafie als im wirklichen Leben existieren. Daraus schöpft dann die jüngste Jugend, der kein Buch und kein Theaterstück mehr verboten, kein Einblick in abnorme häßliche Verhältniffe mehr verwehrt wird, in ihrer Unerfahrenheit und Urteilslosigkeit ein Zerrbild von Lebenskenntnis, das mehr Unheil anrichtet, als forglose Mütter fich eingestehen. Und wenn unsere jungen Mädchen schon von allem wifen follen, dann find Aufsätze wie der besprochene ein Gesundbrunnen für fie, in dem ihnen die verdrehten Köpfe wieder zurechtgerückt werden. Im ganzen ändern sich die Zeiten und wir mit ihnen nicht fo fehr, als man gemeinhin annimmt. In Fortschritten und Rückschritten geht gar vieles nur im Ring herum, und es ist oft günstig, wenn klarer Kopf, ernster Sinn und reines Herz neues Land entdecken, das schon längst gefunden und wieder verloren gegangen war. So ist es mit dem Teil des Aufsatzes, der für eine neue freiere Form des Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern wirbt und davon

 eine edlere Auffaffung des Lebens in und außer der Ehe erwartet. Es mag sein, daß die jetzt fo gesteigerte Genußsucht, der Luxus, das Leben über die Verhältniffe, die gesamte Unrast und Frühreife, insbesondere in Großstädten, die jungen Leute verflacht und keinen gesammelten harmonischen Verkehr auf kommen läßt. In mittelgroßen und kleineren Städten aber, welche doch die Mehrzahl bilden, wachsen Knaben und Mädchen als gute Freunde miteinander auf, ohne daß man gemeinsame Schulen mit ihren nicht immer vermeidlichen Mißständen zu gründen braucht. Die Freunde der Brüder und Freundinnen der Schwestern treffen fich noch heute wie zu Großmutters Zeiten in Haus und Garten oder auf dem Spielplatz der Nachbarschaft und bewahren das vertrauliche Du über die Pensions- und Studienzeiten hinaus. Aus diesem unbefangenen nahen Verkehr schöpfen sie eine ideale Anschauung des Menschentums. Die Jünglinge lernen die reine Weiblichkeit ehren, und die Mädchen schätzen die ritterliche Kraft ihrer Beschützer. Max Müller hat, längst, ehe er der berühmte Gelehrte in Oxford war, in der Mitte des letzten Jahrhunderts eine feinfinnige kleine Novelle (deutsche Liebe) geschrieben, in der er ausspricht, welche Förderung für beide Teile in einem näheren Verhältnis beider Geschlechter für Geistes- und Charakterbildung liegen würde,

aber er streift auch die unleugbaren Schwierigkeiten. So war es damals, und so ist es noch jetzt. Die Verfafferin hofft von folchem Verkehr vermehrte Eheschließungen, aber die Erfahrung lehrt dies nicht. Die Liebe kommt zumeist, eh du's gedacht, ein Neues, ein Fremdes reizt zum Erforschen und beschäftigt die Phantasie mehr als das alltäglich Gewohnte, Altbekannte. Immerhin bereitet solcher Verkehr den Boden für die Liebe und lehrt den rechten Maßstab der Beurteilung. Gewiß wird die aus Freundschaft entstandene Liebe stets auf dem fichersten Grunde ruhen, aber für die „idealste“ möchte ich fiel weniger halten, als diejenige, die, dem geheimen Zug verwandter Herzen entsprungen, fich in ernsten Seelen zur Freundschaft wandelt, d. h. zu innerstem geistigen Verstehen und Zusammenklang. Wie so vieles in unserer Zeit über die richtigen Grenzen hinausgeht, fo ist es auch mit der Wertung der Frauen und mit der des jugendlichen Verkehrs, es wird zu viel verallgemeinert. Es ist ebenso falsch, anzunehmen, daß alle Mädchen, die in jugendlichem Frohsinn ein paar Jahre auf Bälle gehen oder ihre Kräfte im Tennis üben, nicht dabei ernsten Intereffen und häuslichen Pflichten leben könnten, als zu glauben, daß die höhere Ausbildung des Kopfs durch Studien und Beruf die Mädchen vor jeder Torheit des Temperaments schützt. Die ersteren brauchen oft mehr Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit zu Hause, als die letzteren, die alle Feffeln abstreifen und nur fich felbst leben. Der vielgeschmähte „Heiratsmarkt“ besteht hier wie dort! Jedenfalls fehlt eine Statistik darüber, auf welcher Seite mehr Tüchtigkeit des Charakters, Pflichtgefühl, Selbstverleugnung und Warmherzigkeit zu finden ist, von welcher Seite die beglückendsten Frauen und sorgsamsten Mütter kommen, und bei welchen von beiden man die besten Erziehungsresultate feststellen könnte. Ebenso läßt fich über die jetzt so viel geforderte Freundschaft und Kameradschaftlichkeit nicht im allgemeinen urteilen, sondern nur nach den Persönlichkeiten und nach dem Untergrund, auf dem fie beruht. Sie kann recht viel Schaden anrichten bei der Freiheit und Selbständigkeit, die unfre Mädchen in einem Alter genießen, in dem Erziehung und Beaufsichtigung noch dringend not tut. Auch kann fie junge Herzen leicht in Unglück bringen, da sie sich häufig bei dem einen Teil

 in Liebe umsetzt, während der andere sich hinter die Freundschaft verschanzt. Solches Verwischen der Grenzen und daraus entstehende Unklarheiten kennen wir aus Goethes Jugendgeschichte, und dies wird sich wiederholen, so oft die Sitte einen allzu ungezwungenen Verkehr billigt und die Menschen die Schranken althergebrachter Sitte als Kerkermauern ansehen und nicht als Schutzwälle. Nach Goethes Zeiten kam naturgemäß eine Periode größter Zurückhaltung, in der kein wohlerzogenes Mädchen einem guten Bekannten im Ballsaal beim Gruß die Hand reichen durfte oder gar auf der Straße ein paar Worte mit ihm reden. Seitdem hat sich wieder vieles geändert, und wer will fagen, wohin wir damit treiben? Jede Zeit feht unter besondern Zeichen. Ob nicht jene altmodischen Freundschaften ernster und tiefer waren, die bei ländlichen Ausflügen geschloffen wurden, bei frohen Spielen im Grünen, bei Kaffeekochen an schönen Aussichtspunkten, bei Wanderungen im Wald und auf der Heide, – obgleich die Eltern dabei waren und fich am Treiben der Jugend erfreuten und beteiligten – als die jetzigen, die in den Hörsälen oder auf den heißen Lawn-Tennis-Plätzen fich zwischen Fremden, im Wechsel eines Taubenschlags, entwickeln und auseinandergehen? Und ob damals die jungen Mädchen und Herren, wenn sie auf dem Heimweg von den Ausflügen zu Waffer oder zu Land ihre Volks- und Studentenlieder in die klare Abendluft hinausfangen, dies mit einer weniger schönen Begeisterung taten, als wenn sie es jetzt an den Kneiptischen der Studentenhäuser tun?? Ganz ficher waren diejenigen Freundschaften, welche unter dem Zeichen der gewaltigen Kriege standen, von einem Geist erfüllt, in den die heutige Jugend fich kaum versetzen kann, und sie hielten und halten die Lebensdauer derer aus, die in der großen Zeit fich zusammenfanden. Die Männer, die 66 und 70 im Felde fanden, halten den Frauen, die fiel im Rosen- und Myrtenkranz gesehen, noch heute die Treue der Freundschaft, da deren Scheitel der Witwenschleier deckt, und der Briefwechsel täuscht die Jugendgenoffen darüber hinaus, daß fie fich in 20 und 30 Jahren nicht mehr begegnet sind. Welch unendlichen Wert solch wahre und ernste Freundschaft für beide Teile hat, das wiffen wir Alten zu schätzen, und können, aus den Erfahrungen unserer Vergangenheit, der Jugend kein befferes Erziehungsmittel wünschen, zugleich als beste

Grundlage für einen gesegneten Ehestand, wie Käthe Sturmfels es für die Zukunft erhofft. Auch die Frauengestalten, die ihr als Ideal kommender Zeiten vorschweben, und die fiel am Schluß so schön charakterisiert, haben wir vor 50 Jahren gekannt und würden ihre Wiederkehr freudig begrüßen, jene „schönen Seelen", die fo fröhlich waren in ihrer frommen Herzenswärme, in ihrer Anspruchslosigkeit, gesucht und geliebt als hilfreiche Engel im Familien- und Freundeskreis, deren Wahlspruch war: Denn in der Mitten liegt holdes Bescheiden! Ob sie nicht beneidenswert waren gegenüber den vielen, die heute, ohne zwingenden Grund, nur aus innerer Unruhe, nach Berufen suchen und das heilige Land nimmermehr finden, nur in die Irre gehen und Schiffbruch leiden! „Die Erziehung zu einfachen, gefunden, fleißigen, strebenden Menschen", das Ideal aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, würde die Unverheirateten von viel innerer „Not" befreien und die Heiraten wieder so häufig werden laffen wie früher. Denn der Kernpunkt dieser Nöte ist doch zumeist in der Steigerung der Bedürfniffe und Ansprüche zu suchen. Das alte

 Aufsatzthema: Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn recht zu pflegen weiß, - ist unfrer Jugend fremd geworden. Einfacher Sinn und Pflichttreue steht felten in ihrem Katechismus. Die Liebe zur Familie tritt zurück hinter dem Ich und dem Streben ins Weite. Sie verlangen Rechte und wollen keine Pflichten anerkennen. Sie legen allen Wert auf die Bedeutung der Frau und unterschätzen ihre Größe im häuslichen Walten. Sie sollten John Ruskin lesen fatt gar manchem andern Buch. Bildet nur Verstand und Talente aus, soweit die Kräfte reichen, aber laßt darüber nicht die Gaben des Herzens und der Seele verkümmern! Sucht die Freiheit und Selbständigkeit nicht auf den Gebieten des Mannes, sondern in der Loslösung von Modetorheiten und vom Streben nach Rang und Luxus. Seht nicht mit mitleidiger Gönnerschaft nach euern Großmüttern und Urgroßmüttern, ohne richtig etwas von ihnen zu wiffen, - ein Studium jener Zeiten wäre für euch nützlicher als manches andere! Jede Zeit birgt Gutes und Schlimmes in fich, - lernt es abwägen. Mit dem Hinweis darauf, daß Gestalten wie Käthe Sturmfels fie von der Zukunft erhofft, in früheren Zeiten den guten Durchschnitt bildeten, und daß Verhältniffe, wie die von ihr angestrebten, damals in Wirklichkeit befanden, möge für die warmherzige und klarblickende Verfafferin der Beweis erbracht fein, daß sie in der Tat „der Realität dieser Dinge gerecht geworden ist", und niemand gegen fie „den Vorwurf einseitig idealistischer Auffaffung" erheben darf. Magdalene Altheim

H 1. A 5 "N -. TV T/ . F '- M-EHF\"\\\S-. EFA .."Sürmers Salehi Der konservativ-liberalen Paarungstragödie Erster Teil - In Brudersphären Wettgesang - Die Peters-Suggestion - Zur Strecke gebracht Vorspiel auf dem Theater (Kanzler. Liberalismus. Offiziosus). Kanzler. Ihr beiden, die ihr mir so oft In Not und Trübsal beigestanden, Sagt, was ihr wohl in deutschen Landen Von unserer Unternehmung hofft? Ich wünschte fehr, der Menge zu behagen, Besonders weil sie lebt und leben läßt. Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen, Und jedermann erwartet sich ein Fest. Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen Gelaffen da und möchten gern erstaunen. Ich weiß, wie man den Geist des Volks verföhnt; Doch so verlegen bin ich nie gewesen: Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt, Allein fie haben fchrecklich viel geliefen. Wie machen wir's, daß alles frisch und neu Und mit Bedeutung auch gefällig sei? Denn freilich mag ich gern die Menge fehen, Wenn sich der Strom nach unserer Bude drängt. Offiziofus. Wer sich behaglich mitzuteilen weiß, Den wird des Volkes Laune nicht erbittern: Er wünscht sich einen großen Kreis, Um ihn gewifer zu erschüttern. (Zum Liberalismus:) Drum seid nur brav und zeigt euch musterhaft. Kanzler. Wird vieles vor den Augen abgesponnen, So daß die Menge staunend gaffen kann,

 Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen, Ihr seid ein vielgeliebter Mann. Die Maffe könnt ihr nur durch Maffe zwingen, Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus. Wer vieles bringt, wird manchem was bringen, Und jeder geht zufrieden aus dem Haus. Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken! Solch ein Ragout, es muß euch glücken. Liberalismus: Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sei, Wie wenig das dem echten Künstler zieme! Der faubern Herren Pfuscherei Ist, merk' ich, schon bei euch Maxime. Kanzler. Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt: Ein Mann, der recht zu wirken denkt, Muß

auf das beste Werkzeug halten. Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten, Und sieht nur hin, für wen ihr fchreibt! Wenn diesen Langeweile treibt, Kommt jener fatt vom übertischten Mahle, Und, was das Allerschlimmste bleibt, Gar mancher kommt vom Lesen der Journale. Ich sag' euch, gebt nur mehr und immer, immer mehr, So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren. Sucht nur die Menschen zu verwirren, Sie zu befriedigen ist schwer – – Offiziofus. In bunten Bildern wenig Klarheit, Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit, So wird der beste Trank gebraut, Der alle Welt erquickt und auferbaut. Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen, Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein ; Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, Ein Werdender wird immer dankbar sein. Liberalismus. So gib mir auch die Zeiten wieder, Da ich noch felbst im Werden war, Da sich ein Quell gedrängter Lieder Ununterbrochen neu gebar, Da Nebel mir die Welt verhüllten, Die Knospe Wunder noch versprach, Da ich die tausend Blumen brach, Die alle Täler reichlich füllten. Ich hatte nichts und doch genug: Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug. Gib ungebändigt jene Triebe,

 Das tiefe, schmerzenvolle Glück, Des Haffes Kraft, die Macht der Liebe – Gib meine Jugend mir zurück! Offiziofus. Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls, Wenn dich in Schlachten Feinde drängen, Wenn mit Gewalt an deinen Hals Sich allerliebste Mädchen hängen. Doch ins bekannte Saitenfpiel Mit Mut und Anmut einzugreifen, Nach einem selbstgesteckten Ziel Mit holdem Irren hinzufchweifen, Das, alte Herrn, ist eure Pflicht. Kanzler. Euch ist bekannt, was wir bedürfen, Wir wollen stark. Getränke fchlürfen; Nun braut mir unverzüglich dran! Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan, Und keinen Tag soll man verpaffen. Das Mögliche soll der Entschluß Beherzt sogleich beim Schopfe faffen, Er wird es dann nicht fahren laffen Und wirket weiter, – weil er muß. Ihr wißt, auf unfern deutschen Bühnen Probiert ein jeder, was er mag; Drum schonet mir an diesem Tag Prospekte nicht und nicht Maschinen! Gebraucht das groß" und kleine Himmelslicht, Die Sterne dürfet ihr verschwenden; An Waffer, Feuer, Felsenwänden, An Tier und Vögeln fehlt es nicht. So schreitet in dem engen Bretterhaus Den ganzen Kreis der Schöpfung aus Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle Vom Himmel – durch die Welt – zur Hölle! ... So kann denn also der Vorhang aufgehen, der „Prolog im Himmel“ beginnen, und „die Sonne nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang ertönen“. Es sei nun alles so weit geregelt, meint die „Berl. Zeitung a. M.“, daß wir in Deutschland und in Preußen mit gleicher Frische und Freudigkeit in eine Aera glänzender Rhetorik eintreten könnten. An der Spitze des Reiches und Volkes der Kaiser, der bekanntlich als Redner unter den Monarchen Europas unerreicht sei. Vor wenigen Tagen habe er in Kiel die Hoffnung ausgesprochen, daß „die japanische und die deutsche Flotte stets als gute Freunde und Kameraden zusammenwirken und daß ihre Flaggen stets Seite an Seite wehen mögen“. Da Japan Englands

 Verbündeter sei und mit Frankreich eine Entente geschloffen habe, England " Frankreich uns aber bekanntlich so ungemein zärtlich liebten, so ließe sich ja allerdings nicht leugnen, daß diese Ausführungen ein wenig vom Ganghoferschen Geiste des Optimismus getragen seien, indefen sie machten ich doch ganz ausgezeichnet – „Der zweite Mann im Reiche ist Fürst Bernhard v. Bülow, der Sieger von Kiel Seine Beredsamkeit ist wieder ganz anderer Art als die des Monarchen. Klirrendes Pathos ist ihm fremd. Dafür aber beherrscht er meisterlich die staatsmännische Tonart. Noch niemals war es vor ihm ' leitenden Manne Preußens gegeben, in so glatter Gefälligkeit "intereinander zu reden, ohne doch irgendwie etwas tatsächlich der "des vorzubringen. Dabei entbehren feine Reden keineswegs ihm "keit und Männlichkeit. Im Gegenteil, diese Töne stehen “ f " zu Gebote. Solange er sich in allgemeinen Wendungen vernimmt "kterisieren sie geradezu die Bülowsche Eloquenz. Immer wieder werde ' daß Deutschland nur eine eigenen Intereffen zu Rate ziehen historische ' an Unerschütterlichkeit den Gestirnen vergleichbar, eine weltsondern au ' wandle, und daß er, der Kanzler, nicht nur dem Namen, was er wom der Sache nach der leitende Staatsmann sei und genau wisse, denn in Ein Diese Sicherheit des Auftretens verleugnet fich niemals, könnten ihm Ze heiten braucht man sich ja nicht einzulaffen, und erst diese gibt Intentio sefährlich werden. Er schwebt als Geist über den Waffern, feinem be" Direktiven, und die Ausführung überläßt er guten Mutes der IV 8u fa undesgenoffen, der Zeit, deren Zahn, wie Friedrich Wilhelm r '" liebte,

schon so manche Träne getrocknet hat steriums, Her "te ist nun der neuernannte Vizepräsident des StaatsminiNuance der ' 9 in Bethmann-Hollweg. Er vertritt wieder eine andere bildungen in I'dsamkeit, nämlich die philosophische. Durchgreifenden UmAmtsführung "Reubildungen ist er in tiefster Seele abhold, das hat seine aber jeden ' inister des Innern zur Evidenz bewiesen. Wenn er - "chritt verweigert, so tut er das in einer so wundervoll fort N ' und Weise, mit so bestrickend liberalen Argumentationen - "d böse sein kann. In seinen Reden zieht er unsere Klassiker Spezialgebiet ' unterläßt er mit Rücksicht auf den Fürsten Bülow, defe * schöne Literatur ist. Er beschwört mit Vorliebe Phil gewiffer Hint"forscher als Eideshelfer herauf, und so ist wenigstens . ..- er dafür gesorgt, daß die beiden Herren sich nicht ins Gehe sphären bgete: Sitatenschatz der deutschen Nation ist in zwei Intereffe O... nd Staa ". das Prinzip der offenen Tür aber ist den übrigen Ministe ' Der ich "ären gegenüber nicht aufrechterhalten worden. Diese müf in Beth " ihre Rede mit ornamentalem Schmuck auszustatten. H - man. jede Reform" "Sollweg hat es zwei und ein halbes Jahr lang verstand öeigte t einer eleganten Handbewegung zur Seite zu schieben. B "ins deutlich, als er im März 1906 das Gesetz einbra

 welches das preußische Wahlrecht fortfristen sollte. In der Debatte, die sich an diese Vorlage anknüpfte, leistete er ganz Außerordentliches in jener höheren Form der Rhetorik, die der Volksmund Geschwafel nennt. Er erklärte, es sei durchaus notwendig, zum „Höheren“ emporzustreben, und führte für diese eine Ansicht die Darwinsche Entwickelungslehre ins Feld. Er proklamierte die Bedeutung der fittlichen Kräfte im Volke, die „Führer des Lebens“ werden müßten, und verwies auf Kant, den „großen Aristokraten des Geistes“. Kein Auge blieb trocken, und als der Minister geendet hatte, da war es allen klar, daß das preußische Dreiklaffenwahlrecht das beste Wahlrecht in der besten der möglichen Welten sei. Vor allem aber war es jedem klar, daß dieser Minister... die deutsche Nation um einen stattlichen Band schwungvoller Reden bereichern werde. Seine finnwidrige (wenn auch ideelle) Beredsamkeit braucht nun keinen Exzeß mehr zu scheuen, mit sicherem Blick hat Fürst Bülow den Mann gefunden, der allwöchentlich eine neue Sauce für das magere Gericht der Blockpolitik präparieren wird. Gerüstet mit der ganzen Bildung eines Jahrhunderts, mit einer plutokratischen Nuance ausgestattet, die ihn den liberalen Parteien wohlgefällig machen kann, dabei im Innersten von der Notwendigkeit durchdrungen, alles beim alten zu laffen, ist er wie kein anderer geeignet, die Situation rednerisch derartig zu verwirren, daß schließlich niemand aus noch ein weiß. Er besitzt den schönen Idealismus, an dem die Liberalen sich so gern erfreuen, und jede feiner Reden wird dem Geiste des Liberalismus eine Huldigung darbringen.“ Die Taten werde sich die Regierung für die Konservativen aufsparen. Nichts konnte unserem fest- und redefrohen Völkchen willkommener sein als der fo überströmend gefeierte Besuch englischer Journalisten. Freilich ließen sich auch hier unsere klassifizierten und rangierten Vertreter nicht so leicht die Butter vom Brote nehmen. Gebührte ihnen doch als „vorgeordneten“ Standespersonen auch beim Reden der Vorrang, und manchem „Nachgeordneten“ mag das Waffer im Munde zusammengelaufen sein vor ungestilltem Redehunger. Überhaupt spielten die deutschen Publizisten beim Empfang ihrer englischen Kollegen keineswegs die Rolle, die jene beim Besuche der deutschen ohne weiteres als selbstverständlich in Anspruch nahmen. „Ich spitzte mich“, so läßt Heinrich Ilgenstein im „Blaubuch“ einen englischen Journalisten in einem fingierten Bericht an einen deutschen Freund schreiben, „auf allerhand Gelegenheiten, uns mit unseren deutschen (von uns so oft hart mitgenommenen) Kollegen zu unterhalten, einen Einblick in die deutschen Preffeverhältniffe zu bekommen, mich ins „Volk“ zu mischen, und Deutschland, wie Du das nennen würdest, an der Quelle zu studieren. Das alles blieben Wünsche eines Toren, mein Lieber... Könige, Minister, Oberbürgermeister, Bürgermeister, Geheimräte, Regierungsräte, Kommerzienräte (alle haben große Titel in Deutschland - auch die Kaufleute), alle sich an einen herandrängend, alle im Dauerfrack, ganz wie bei uns, alle mit demselben Lächeln auf den Lippen, alle einem zutrinkend, alle den Frieden

 anbietend, alle die Verwandtschaft mit uns feiernd, jeder zum Toast bereit, jeder eine Rede schwingend... Du findest es gewiß zum Lachen, mein Lieber... aber ich sage Dir: komisch war's, aber anstrengend. Einmal und nicht wieder. Keiner sagte es von uns.

Aber jeder dachte es, nachdem der letzte Bürgermeister seine Friedensrede gehalten und wir endlich wieder „Mensch“ sein konnten. Unsere Triumphfahrt (müßte eigentlich in Anbetracht der Strapazen „Kreuzzug“ sagen, mein Lieber) begann, wie Du weißt, in Bremen. Der Empfang war ganz so, wie Du es in unserm Blatte lesen konntest. Einfach glänzend. Mr. Brown sagte bei unserer Abfahrt nach Deutschland: „Paßt auf, die guten Deutschen machen aus eurer unschuldigen Studienfahrt eine hochnotpeinliche politische Kundgebung, alles, was Rang und Titel hat, wird sich an euch herandrängen, ihr werdet keine Minute für euch haben, und ihr werdet wie die Könige gefeiert werden.“ Grüß Mr. Brown und sage, daß ich die scharfe Antwort, die ich ihm bei dieser gruseligen Prophezeiung an den Kopf warf, feierlich zurücknehme. Er hatte recht. Hundertmal recht. Schon in Bremen war unser Schicksal besiegelt. Die „Offiziösen“ umgaben uns gleich nach der Ankunft wie eine Mauer. Man fah’s dem Bürgermeister, den Senatoren und Direktoren an, wie ehrlich und gut sie es meinten. Die Versicherungen, die Beteuerungen – in jedem Satz kam das Wort „Friede“ (Mr. Stead schwamm natürlich in Wonne) mindestens einmal vor – ließen uns kaum Zeit, mit diesem oder jenem in ein Gespräch zu kommen, das uns nützlich gewesen wäre. Vergeblich sah ich mich nach einem Bremer Kollegen um. „Sagen Sie,“ fragte ich schließlich meinen Nachbar (Titel bereits vergeffen), „in Bremen sind wohl die Herren Senatoren die Journalisten?“ – „O nein,“ meinte dieser, ob meiner ehrlichen Frage wie über einen schlechten Witz lachend, „ein Journalist Senator! – die Journalisten in Deutschland rekrutieren sich meistenteils aus. – well, wollen Sie mal einen sehen?. Ich glaube, ein Vertreter ist hier... ah, da ist er...“ In Berlin war's ganz schlimm. Empfang im Rathaus, Diner in der Handelskammer, Empfang beim Reichskanzler, „zwangloses“ Beisammenfein in den Wandelhallen des jetzt schon von den Abgeordneten verlaffenen Reichstags, Audienz in Potsdam bei Majestät, der uns (das ist kein Witz, mein Lieber) hoch zu Roß empfing, Besuch der öffentlichen Einrichtungen (übrigens alle Achtung!) und Reden, Reden, lieber Freund – immer dasselbe in andern Worten, immer den Frieden, immer die Verwandtschaft – na, ich danke meinem Schöpfer, daß es endlich überstanden. Es ist selbstverständlich, daß in diesen oratorischen Leistungen der politisierenden Bürgermeister alles in seiner Art übertrieben und vieles unwahr war. Das gehört – auch wir machen's ja in solchen Fällen nicht anders – gewissermaßen zur dekorativen Seite derartiger Festlichkeiten. Was sagst Du aber dazu, daß der sonst sympathische Geheimrat Herz ein Sprüchlein herbetete wie dies: „Die Freiheit der Presse zu verbürgen ist nicht zum geringsten Aufgabe derer, die an der Spitze der Staaten stehen, der Herrscher. Der deutsche

 Kaiser und der König von England sehen beide die Presse als ein Organ an, das die Volksstimme zu repräsentieren hat, fiel beide legen das größte Gewicht darauf, daß diese Stimme geschätzt und richtig verstanden wird.“ Es ist ja verständlich, daß der Herr Geheimrat feinen Herrscher uns gegenüber im schönsten Lichte darstellen wollte. Aber weshalb – Wilhelm II. hat ja gewiß andere schätzenswerte Eigenschaften – dieser geschmacklose Hinweis auf eine Tugend, die sein kaiserlicher Gebieter (wie man hierzulande sagt) totsicher nicht hat? Wie oft haben wir uns schon in unserm Londoner Preffeklub an der Hand der kaiserlichen Kundgebungen über die merkwürdige Mißachtung unterhalten, die Wilhelm II. als echter Romantiker (weißt Du noch, was Chamberlain von ihm sagte?) der Preffe gegenüber an den Tag legt. „Vor allem die verkommenen Existenzen, ich meine die Herren Journalisten... Schwarzseher dulde ich nicht... Die sämtlichen sogenannten Hungerkandidaten... Examenslose Schmierfinken...“ Ist's nicht ein Witz, diesen König vor den Vertretern unseres Standes als den wohlwollenden Förderer der Preffe zu feiern? Hält uns der gute Geheimrat für so naiv? Es gibt doch wohl kaum einen Herrscher, der die Großmacht der Preffe (doch nur der deutschen? D. T) so wenig anerkennt,... wie Wilhelm II. Bei Festbanketten wird's nicht so genau genommen, meinst Du. Hast schon recht, mein Lieber. Aber es ist doch charakteristisch. Würd's uns einfallen, den Deutschen gegenüber die militärischen Tugenden unseres lieben, dicken Eduard zu feiern? Ich glaube, wir würden den Festredner, der das täte, für verdreht halten. Für so abgeschmackte Schmeicheleien wäre uns doch unser fleißiger König zu schade. Auch sonst ist mir bei den Ansprachen immer wieder ein Zug ins hoffnungslos Byzantinische auf gefallen. Herr von Rheinbaben, der preußische Finanzminister, sagte wörtlich: „Alles, was das deutsche

Volk erreicht hat, verdankt es feinen Fürsten.“... Nett, was? – Hier nickte alles dazu. Man berauscht sich hier offenbar an solchen mir ganz unverständlichen Phrasen und findet gar nichts dabei. Den Fürsten Bülow lernte ich persönlich kennen. Merkwürdig, wie sich das Außere dieses Mannes mit seinen Eigenschaften deckt. Alles an ihm ist leicht beweglich, verbindlich, liebenswürdig. Der verkörperte Optimismus. Aber man merkt's ihm an: Keine Persönlichkeit. Auch er gab ein schönes Wort zum besten: „Alle oben vom Kaiser an bis hinab zum Mann auf der Straße find für den Frieden mit England.“ Vom Kaiser bis zum Mann auf der Straße hinab. Wie findest Du die Wendung?... Den Vogel aber schoß Herr Dr. Adickes, der Frankfurter Oberbürgermeister, ab. Er renommierte wie folgt: „Und dann noch eins, meine Herren. Ich bitte Sie, auch dem in liberalen Kreisen Englands verbreiteten Glauben entgegenzutreten, daß man hier in Deutschland in einer Art von Tyrannei schmachte. Im Gegenteil. Wir Deutsche erfreuen uns großer geistiger Freiheit und haben in sozialer Beziehung große Fortschritte gemacht.“ Was sagst Du? Ich glaubte, man würde wenigstens diesen heiklen Punkt der preußischen geistigen Freiheit mit taktvollem Stillschweigen über-

 gehen. Die armen Preußen haben ja noch kein Parlament und müffen vorläufig ihre Feffeln mit Würde tragen. Aber so angesichts des Schulgesetzes und des in aller Welt berüchtigten Studt. Ich muß aufrichtig sagen, das war mir neu. Ich glaubte immer, die Preußen litten unter ihrem reaktionären, für alle Welt blamabeln Regierungssystem. Aber jetzt bin ich eines beffern belehrt. Sie fühlen sich in ihrer Unfreiheit offenbar wie der Fisch im Waffer und protzen uns gegenüber noch – Herr Dr. Adickes war nicht der einzige – mit ihren Feffeln. LÜber Deutschland, das Volk und was uns besonders angegangen wäre, die Journalisten, kann ich trotz der anstrengenden Studienfahrt kein Urteil fällen. Ich hatte keine Gelegenheit, sie kennen zu lernen. Das Land ist, soweit ich es sehen konnte, offenbar wunderschön. Sonst lernte ich, von den Königen abgesehen – der Kaiser, wie ich schon fagte, war hoch zu Roß und ich bin kurzsichtig, wie Du weißt – nur Bürgermeister und Kommerzienräte kennen. Diese find alle dick, haben meistens eine Glatze und halten alle Reden über – Mr. Stead kann das Wort jetzt nicht mehr hören – den Frieden. Was das Effen und Trinken anbetrifft, so stehen alle Bürgermeister und Kommerzienräte, soweit ich sie kennen lernte, auf einer Kulturstufe, die oft meine laute Bewunderung erregt hat. Wenn Du fragst, was mir am meisten imponiert hat, so ist's natürlich schwer, bei der Fülle defen, was uns in den wenigen Tagen geboten wurde, eine Antwort zu geben. Das Imposanteste war das Pferd mit dem Kaiser. Das Erfreulichste Herr von Bülow, dem wir Engländer alle unsere Erfolge verdanken. Und das Schönste, die Aussicht, das herrliche deutsche Land und fein Volk einmal unter Ausschluß aller Bürgermeister und Bankettreden kennen zu lernen. Ich weiß auch schon, wie ich's mache. Im nächsten Jahre gehe ich – meine Sprachkenntniffe erlauben's mir ja – als deutscher Journalist. Da werde ich von keinem der „Offiziösen“ beachtet und gehöre zu den „Männern auf der Straße, tief unten“...“ Dem Verfaffer fehlt offenbar jegliches Verständnis für die feineren Schwingungen der modernen deutschen Volksseele. Nun, das ist ihm als Publizisten ja nicht weiter zu verübeln. Was kann man denn auch viel von solch staatlich ungeaichtem Individuum erwarten? Daß es aber königlich preußische Beamte, sogar Landräte gibt, die immer noch in solcher Rückständigkeit verharren, sollte eigentlich ein unmöglicher Anachronismus sein. Und doch scheint's leider wahr zu sein. Kam da kürzlich der neue Regierungspräsident von Aachen auch in die gute Stadt Hinsberg. Was lag da wohl näher, was war selbstverständlicher, als daß die Bürger- und Junggesellen-Schützenvereine, die, wie der „Aachener Volksfreund“ schreibt, „an dem uralten schönen Brauch festhalten, nach Beendigung ihres Festgottesdienstes den geistlichen und weltlichen Behörden musikalische Ovationen darzubringen“, auch dem Herrn Regierungspräsidenten ihre dankbar loyale Gesinnung patriotischer Begeisterung voll bezeugen wollten? Obwohl fie von dem neuen Herrn noch nie etwas gehört hatten und der größte Teil

 der lieben Leute von den Funktionen eines Regierungspräsidenten gar keine oder nur sehr dunkle Vorstellungen haben mochte, zogen sie mit klingendem Spiele zum Bahnhofe und nahmen in Reih und Glied Aufstellung. Am Bahnhofe aber weilte zum Empfange des neuen Vorgesetzten auch der Landrat des Kreises, der – ist es zu glauben? – eiligst den Gendarmen zu den braven Bürgern fandte und ihnen kategorisch eröffnen ließ: sie möchten

sich schleunigst entfernen. Wie der „Volksfreund“ mannhaft schreibt, haben „die in ihren loyalen Gefühlen tief gekränkten Bürger und Schützen nachher in kräftigen Worten ihrem Unmute Luft gemacht“ – auf der Bierbank! Natürlich: dem Landrat geschah ganz recht. Wie konnte er blos! – Auch im Tautropfen spiegelt sich die Sonne: – in solchen kleinen Zügen köstlich das neudeutsche Volksgemüt. Mit feinen feineren Schwingungen. „In Brudersphären Wettgesang.“ z: z: st Grund zum Trinken! – Wenn's nur Gelegenheit zur „Begeisterung“, zu Festkommerfen und Festreden gibt! Dann kann selbst ein PetersProzeß, in dem ein Skandal den andern tage-, wochenlang jagte, dazu herhalten. Betrachte man die Affäre, von welcher Seite man wolle, vom Standpunkte der Peters-Freunde oder.Feinde –: gab sie wirklich einen geeigneten Hintergrund zu irgendwelchen Banketten und Festgelagen? Waren die in München und anderen Städten so geräuschvoll inszenierten wirklich am Platz? Oder waren sie nicht vielmehr völlig deplazierte Geschmacklosigkeiten, die um so gröber wirken mußten, als sie in völliger Ahnungslosigkeit begangen wurden? Zeugen sie wirklich von wahrem nationalen und patriotischen Empfinden oder nicht vielmehr von dem Mangel an instinktivem Gefühl für nationale Würde, Größe und Selbstachtung? Ist unsere Kolonialpolitik in Gestalt ihres „Kulturpioniers“ Peters wirklich mit Ruhm bedeckt aus den Verhandlungen hervorgegangen? Und haben wir überhaupt Grund, auf die ganzen Enthüllungen und Begleiterscheinungen des Prozeffes, auch wenn wir von der Person des Dr. Peters absehen, stolz zu sein? So stolz zwar, daß wir diesem gehobenen Gefühl nicht anders als in festlichen Veranstaltungen Luft machen können? Wahrlich, es müffen Gemüter von seltener, von vorbildlicher Bescheidenheit sein, die, sei's als Patrioten, fei's als persönliche Verehrer ihres vergötterten Heros, Genugtuung an den politischen und persönlichen Ergebnissen des Prozeffes empfinden! Daß der angeklagte sozialdemokratische Redakteur Gruber verurteilt werden mußte, stand für jeden nur halbwegs Gesetzeskundigen von vornherein fest. Den „Wahrheitsbeweis“ für beschimpfende Superlative zu erbringen, wie sie der Angeklagte gegen Peters törichter und häßlicher Weise gebrauchte, ist überhaupt unmöglich. Persönliche Urteile, noch dazu in so superlativischen Ausdrücken, laffen sich überhaupt nicht als „erweislich wahre Tatsachen“ erhärten. Es stand also fest,

 daß Gruber unter allen Umständen wegen formeller Beleidigung zu einer Geldstrafe verurteilt werden mußte. Dieser von vornherein absolut unvermeidliche, von allen sonstigen Ergebnissen der Verhandlung völlig unabhängige Fall ist denn auch in der Tat eingetreten. Aber auch nicht ein Deut darüber: nur eine in Anbetracht der Öffentlichkeit und der gewählten Kraftausdrücke doch recht geringfügige Geldstrafe wegen formaler Beleidigung, nicht wegen Verleumdung; d. h. nur wegen beschimpfender Ausdrücke, nicht wegen Verbreitung „wiffentlich unwahrer Tatsachen“. Diefen „Erfolg“ aber hätte Peters auch ohne wochenlange Verhandlungen, ohne das ganze Aufgebot von Zeugen und Sachverständigen, ohne Aufrollung eines ganzen Kapitels deutscher Kolonialpolitik mit mathematischer Sicherheit erreichen können. War das feine Absicht, das der Zweck so außerordentlichen Aufwandes? Und in die fem Ausgange sehen die Petersverehrer eine „glänzende Rehabilitierung“ ihres Helden; den halten sie für würdig, in Maffenversammlungen durch ganz Deutschland getragen und gefeiert zu werden? Ja, gibt's denn noch soviel Bescheidenheit auf der Welt? Ich spreche hier zunächst nur von dem greifbaren Ergebnisse des Prozeffes, inwieweit es als solches sich zugunsten des Dr. Peters fruktifizieren läßt. Und da ist eben das Resultat dieses und kein anderes. Insoweit Peters seine Rehabilitierung aus dem Urteil der Richter empfangen wollte, muß er sehr bescheidene Wünsche gehabt haben, wenn er durch dieses Urteil befriedigt sein sollte. So befriedigt zumal, wie es eine Verehrer offenbar find oder – zu sein vorgeben. Auch Peters, dem ich schon in Anbetracht dessen, was er während dieser ganzen Zeit an seelischen und körperlichen Strapazen ausstehen mußte, meine rein menschliche Teilnahme nicht versagen kann, auch Peters hätte allen Grund, auszurufen: Gott schütze mich vor meinen Freunden. Und er hätte wohl daran getan, diesen eine etwas weniger geräuschvolle „Siegesfeier“ nahezulegen. Das von dem höchsten Disziplinargericht des Reiches seinerzeit gegen Peters gefällte Urteil, in dem gegen ihn auf Dienstentlaffung erkannt wurde, hat bekanntlich der Vorkämpfer für die Autorität der bestehenden Rechtsund Gesellschaftsordnung gegen deren Untergrabung durch die Sozialdemokratie, – hat der General von Liebert

bekanntlich in München als „einen Justizmord, einen Schandfleck für das gesamte deutsche Volk“ brandmarken zu müffen geglaubt. Da ist es denn doch unbedingt nötig, sich diesen „Justizmord“, diesen „Schandfleck für das gesamte deutsche Volk“ etwas näher anzusehen. Hierzu muß aber auch das in erster Instanz gegen Peters gefällte Urteil herangezogen werden. Beide Urteile hat der Kläger erst auf vielfaches und energisches Drängen nicht nur der Gegenpartei, sondern auch des Gerichts vorzulegen sich bewogen gefühlt. Warum, wenn sie doch so minderwertig waren, wie Peters fie fortgesetzt mit den Ausdrücken größter Verachtung kennzeichnete? So augenscheinliche geistige Blößen hätten doch eher zu seinen als zu einer Richter Gunsten sprechen können?

Türmers Tagebuch 663 Ich laffe nun das Nötige aus dem Verhandlungsbericht folgen. Mit der Verlesung des ersten Urteils, das von der Kaiserlichen Disziplinarkammer für Reichsgebiete des Schutzgebietes am 24. April 1897 gefällt worden ist, wird begonnen. Das Gericht hat den Angeklagten des Dienstvergehens für schuldig erachtet und ihn mit Dienstentlaffung bestraft. Das Urteil gibt zunächst einen Abriß von der kolonialen Laufbahn des Dr. Peters. Er ist am 5. April 1891 eingetreten und wurde als Kommiffar zur Verfügung des Gouverneurs von Ostafrika gehalten. Seine Aufgabe war die Erschließung eines Teils von Ostafrika. Es war ihm untersagt, größere kriegerische Aktionen ohne Genehmigung des Gouverneurs zu unternehmen. Er ging zuerst nach dem Kilimandscharo. Durch Vertrag hatte er für feine perfönlichen Dienste Herrn v. Pechmann mitgenommen, der also lediglich Privatangestellter des Dr. Peters war. Nach dem Tagebuch des Herrn v. Pechmann erfolgte am 21. Aug. 1891 auf der Station ein Einbruch. Das Zimmer Pechmanns hatte nur einen Ausgang nach außen und keine Verbindung mit anderen Zimmern, vor allem nicht mit der Vorratskammer, die einigen Negerweibern als Schlafraum diente. Nach der Ankunft des Dr. Peters hatte nämlich der Negerhäuptling Mangara, wie das landesüblich ist, dem Dr. Peters zur beliebigen Benutzung zwei Mädchen geschenkt. Peters machte eines davon namens Mkuba zu einer Konkubine, das andere krankheitsverdächtige Mädchen stellte er Herrn v. Pechmann zur Verfügung. Später hatte sich auf der Station die Jagodja eingefunden. Sie galt als Freudenmädchen. Außerdem war auf der Station noch ein Mädchen vorhanden, das dem Sergeant Huber gehörte. In der Nacht war die Mkuba bei Dr. Peters. Dr. Peters nahm zuerst an, daß der Einbruch verübt sei, um zu den in der Vorratskammer schlafenden Weibern zu gelangen. Er erklärte, daß er den Einbrecher, wenn er sich melden würde, milde bestrafen wolle, sonst würde er ihn, falls er gefaßt werden würde, töten laffen. Am 15. Oktober 1891 ließ Dr. Peters feine fämtlichen Diener prügeln, da er in ihnen den Täter vermutete, den er noch nicht ermittelt hatte. Sein persönlicher Diener war Mabruk, ein 18 Jahre alter Negerjunge. Peters schenkte ihm ein ganz besonderes Vertrauen und ließ sich von ihm den Revolver nachtragen. Eines Tages sah ihn Herr v. Pechmann eine Zigarette rauchen. Es war eine Zigarette des Dr. Peters. Mabruk wurde zu Hieben und Kettenhaft verurteilt. Nun schöpfte Dr. Peters Verdacht, daß Mabruk der Einbrecher gewesen. Mabruk gestand den Einbruch nicht; nachdem aber Dr. Peters der Jagodja und dem Mädchen des Huber 50 Rupien versprochen hatte, gaben diese zu, daß Mabruk der Einbrecher sei. Dadurch hielt Dr. Peters Mabruk für überführt. Er will ihn gar nicht gefragt haben, ob er zu den Weibern wollte. Dagegen gibt er zu, ihn auf das Vorhandensein geschlechtlicher Erkrankungen untersucht haben zu laffen.

664 Türmers Tagebuch Herr Dr. Peters hatte diktatorische Gewalt. Über die Strafart und die Höhe der Strafe konnte er allein entscheiden. Und so beschloß er, in diesem Falle die Todesstrafe vollziehen zu laffen. Ob er Herrn v. Pechmann und Jahnke zu einem Gericht zugezogen hat, bleibt angesichts der schwankenden und widersprechenden Aussagen dieser Herren dahingestellt. Herr Bronfart v. Schellendorf aber hat auf das bestimmteste bekundet, daß er mit dem Urteil nicht einverstanden gewesen sei. Er ging deshalb auch nicht zur Aburteilung. Der Angeklagte hat dem Zeugen Jahnke folgendes im Falle Mabruk ergangene Urteil diktiert: „Mit dem heutigen Tage wurde Mabruk wegen Einbruchs und groben Vertrauensmißbrauchs mit Tode durch den Strang bestraft.“ Leutnant Bronsart v. Schellendorf und Kompanieführer Johannes hielten die Situation nicht für gefährdet. Die Missionare waren derselben Ansicht. Immerhin konnte der Angeklagte an eine Gefährdung glauben. Der

Angeklagte hat bestritten, daß sexuelle Motive für die Hinrichtung entscheidend gewesen seien. Durch die Verhandlung ist aber erwiesen, daß Mabruk sich mit den Weibern eingelaffen hat und daß darin Dr. Peters den Vertrauensmißbrauch fah. Auch hat Leutnant v. Bülow an Herrn v. Soden geschrieben, Peters habe seinen Diener hinrichten laffen, weil er mit feinen Weibern Umgang gepflogen und einen Einbruch verübt hat. Dr. Peters hat zum Leutnant Bronsart v. Schellendorf gesagt: eine solche Frechheit vom Kerl, die Mkuba zu benutzen, das verdient. Todesstrafe. Dr. Peters hat weiter gesagt: Malamia würde ebenso gehandelt haben. Wenn er, Dr. Peters, anders gehandelt hätte, würde man ihm das als Schwäche ausgelegt haben. Auch Konsul Baumann hat den Eindruck, daß Dr. Peters die Hinrichtung wegen des Geschlechtsverkehrs angeordnet hat. Drei Eingeborene haben ausgesagt, daß Dr. Peters ihnen befohlen hat, über die Hinrichtung nicht zu sprechen. Dr. Peters (erregt unterbrechend): Das ist eine unverschämte Lüge! Ich habe nie mit Negern über solche Dinge gesprochen. – Verteidiger Rechtsanwalt Bernheim: Wir hatten vereinbart, das Urteil nicht zu kritisieren. Herrn Peters möchte ich nur erwidern, daß es sich im Urteil um Feststellungen handelt. In der Verlesung des Urteils wird fortgefahren: Daß der Angeklagte einen Brief an Tucker oder einen anderen englischen Bischof geschrieben hat, geht aus der Aussage Tuckers und der Korrespondenz, die er mit dem Bischof Smithy hatte, hervor. Am Schluffe des Urteils über den Fall Mabruk wird festgestellt, daß die Jagodja als die Hauptbeteiligte mehrfach geschlagen wurde. Das Todesurteil Jagodja, das Dr. Peters Jahnke diktierte, lautet: „Die Kettengefangene Jagodja wurde wegen Konspirationen gegen das Leben von Deutschen und wegen Verleitung zur Desertion und wegen einer Desertion aus der Kettenhaft zum Tode durch den Strang verurteilt. Der Kaiserliche Reichskommiffar. Dr. Peters.“ Wiest erhielt den Auftrag, die Hinrichtung zu vollziehen. Der Angeklagte hat erklärt, daß der Grund für

 die Hinrichtung die Flucht aus der Kettenhaft gewesen sei. Die anderen Taten hätten nur mitgewirkt. In einem Bericht an den Gouverneur v. So den erwähnt der Angeklagte von der Hinrichtung der Jagod ja nichts, auch nichts von seiner Kriegführung gegen Malamia. Vorsitzender (unterbrechend): Herr Doktor, warum haben Sie darüber nichts berichtet? – Dr. Peters: Ich war dazu nicht verpflichtet. Außerdem ist das auch nicht üblich. – Sachverständiger Generalleutnant v. Liebert bestätigt diese Anschauung Peters". Aus der Nichtberichterstattung konnten keinerlei Verdachtsmomente hergeleitet werden. – Verteidiger Rechtsanwalt Bernheim: Der Gouverneur v. Soden ist anderer Meinung. Er hat ausgesagt, daß Dr. Peters die Hinrichtung verschwiegen hat, weil er Gründe dazu hatte, daß seine vorgesetzte Behörde davon nichts erfahre. In dem Urteil heißt es dann weiter: Die Aussagen der Zeugen Jahnke und v. Pechmann seien mit Rücksicht auf ihre nahen Beziehungen zum Angeklagten und auf ihre Beteiligung an den strafbaren Handlungen felbst, sowie mit Rücksicht auf ihr schwankendes Verhalten nur so weit berücksichtigt worden, als sie durch andere Zeugen bestätigt wurden. Was die Rechtsverhältniffe anbetrifft, so konnten die für die afrikanischen Schutzgebiete nicht in Betracht kommen, da der Kilimandscharo nicht zum deutschen Schutzgebiet, sondern nur zur deutschen Intereffensphäre gehört. Das Gericht hält nicht für gerechtfertigt, daß der Angeklagte immer seinen eigenen Willen hat durchsetzen wollen. Vermutlich ist Leutnant Bronsart v. Schellendorf deshalb auch fortgeschickt worden. Der Einbruch des Mabruk mag richtig sein. Auch der Verkehr des Mabruk mit den Weibern. Trotzdem war die Todesstrafe nicht gerechtfertigt, denn das Gericht hat nicht einsehen können, welche Gefahr für das Schutzgebiet aus dem Einbruch des Mabruk entstehen konnte. Schon die Androhung der Todesstrafe für den Fall, daß der Täter sich nicht gleich melden würde, war ungerechtfertigt und verwerflich. Sie war nicht in Einklang zu bringen mit den Grundsätzen irgendeines zivilisierten Staates. Der grobe Vertrauensmißbrauch rechtfertigt die Todesstrafe nicht. Der Gerichtshof ist der Überzeugung, daß bei der Todesstrafe über Mabruk der Geschlechtsverkehr mitbestimmend war. Sein Widerwillen über die Teilnahme von Schwarzen an dem Gegenstand eines Konkubinats geht aus verschiedenen Außerungen Dr. Peters hervor. In diesem Falle war der Angeklagte also schuldig. In den Fällen der Kriegführung mit Malamia, der Auspeitschung der Weiber und der Verurteilung der Jagodja zu Kettenhaft und Tod konnte sich das Gericht nicht von der Schuld des Angeklagten überzeugen. Es fragt sich

nur, ob die Todesstrafe für Jagodja die richtige Art der Strafe war. Was die Auspeitschung der Weiber anlangt, so ist zuzugeben, daß die Prügelstrafe in Afrika auch an Weibern üblich ist. Dagegen hat das Gericht in vollem Umfange die falsche BeDer Türmer IX, 11 43

666 Türmers Tagebuch richterstattung als erwiesen angenommen. Sie ist erfolgt zur Verschleierung des Tatbestandes. Der Angeklagte behauptet, daß er von Malamia die Auslieferung eines geflohenen Mannes verlangt habe, was den Grund zur Kriegserklärung abgegeben haben soll. Er hat verschwiegen, daß es sich um drei Weiber gehandelt hat. Diese unwahren Angaben laffen fich nicht anders erklären, als daß Dr. Peters glaubte, feine Handlungsweise vor dem Gouverneur nicht rechtfertigen zu können. Die Handlungsweise des Angeklagten zeigt eine leichtsinnige Gefinnung. Er hat das Ansehen der deutschen Beamten in Ostafrika gefährdet. Die Schwere seiner Dienstvergehen rechtfertigte die Bestrafung mit Dienstentlaffung. Die kolonialpolitischen Verdienste des Angeklagten mußten außer Betracht bleiben, da sie schon vor seiner Ernennung zum Reichskommiffar liegen und die Ernennung selbst eine Belohnung dafür war. Dr. Peters: Ich habe das Urteil heute zum ersten Male wieder gelesen. Damals habe ich es ärgerlich dahin geworfen, wohin es gehört, nämlich ins Feuer, heute lache ich darüber. Ich lache über diese naiven Expektorationen der Herren, die Afrika von ihrem grünen Tisch aus in akademischer Weise betrachten. Damals war die Auspeitschung der Weiber keine cause cél bre. Wir lagen Tag und Nacht gespannt da, und da ist es erklärlich, wenn die Aussagen manche Schwankungen aufweisen. – Vorsitzender: Ich nehme an, daß Ihre scharfen Worte nicht die Mißachtung vor einem so hohen Gerichtshof zum Ausdruck bringen sollten. – Dr. Peters: Nein, das war ja auch gar kein deutscher Gerichtshof! Der Reichs disziplinargerichtshof in Leipzig hat in zweiter Instanz über den Fall verhandelt. Das Urteil, das zur Verlesung gelangt, umfaßt 124 Seiten. Es weist zunächst in längeren juristifchen Ausführungen die Einwendungen der Verteidigung zurück, die die Einstellung des Verfahrens beantragt hatte, weil die Angelegenheit Peters wiederholt untersucht und ihm durch Verleihung des Patents und durch Berufung auf einen höheren Posten Decharge erteilt fei; weil, trotzdem seine Handlungen bekannt waren, die Beamten den Verkehr in ihm fortgesetzt haben, und weil schließlich die Handlungsweise des Peters nur ein Ausfluß feines der deutschen Regierung bekannten Prinzips einer Negerbehandlung mit rücksichtsloser Strenge sei. Das Urteil geht dann auf die einzelnen Fälle ein. Im Falle Mabruk befindet es sich mit voller Übereinstimmung mit der Disziplinarkammer... Die Behauptung des Dr. Peters verdient keinen Glauben, daß das Urteil wegen Mabruk nicht deshalb so streng ausgefallen sei, weil er Verkehr mit den Weibern gesucht habe. Der Gerichtshof stützt sich auf die verschiedenen Außerungen des Angeklagten selbst. Ein Mann von der Bildung und der Stellung Dr. Peters' durfte nicht so weit gehen. Auch wenn der Gerichtshof von den Aussagen Bronfart v. Schellendorfs abfehlen würde, dann würden die Aussagen der anderen Zeugen und die eigenen Angaben Peters” genügen. Peters habe durchaus nicht das Recht über Leben

Türmers Tagebuch 667 und Tod. Der Einbruch sei kein todeswürdiges Verbrechen, wenn er auch feine Sühne verdient. Was das sogenannte Kriegsgericht anlangt, fo fei Jahnke zu jener Zeit fieberkrank und vermutlich so geschwächt in einem Geisteszustand gewesen, daß er ein freies Urteil nicht gehabt habe. Die beiden Personen, v. Pechmann und Jahnke, mußten unter den obwaltenden Umständen als Strohmänner gelten. Das Gericht hat die Vernehmung afrikanischer Sachverständiger als nicht nötig erachtet. Es wiffe felber, daß afrikanische Dinge anders zu beurteilen feien als Vorgänge in einem zivilisierten Lande. Hier handelt es sich aber darum, ob Dr. Peters die Gerechtigkeit und den Anstand verletzt und ob er seine Amtsgewalt mißbraucht habe. Für Afrika dürfe keine besondere Moral aufgestellt werden. Dann beschäftigt sich das Urteil mit der unberechtigten Kriegsführung und verbreitet sich hierauf ausführlich über die Bestrafung der Weiber. Der Disziplinargerichtshof ist der Ansicht gewesen, daß die Weiber nicht Bestandteile der Station waren. Es solle dem Angeschuldigten nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß er der Landesfitte folgte, es soll auch nicht untersucht werden, ob er dadurch taktvoll gehandelt hat, daß er die ihm von Häuptlingen geschenkten Mädchen für eine Zwecke benutzte und anderen gestattete, fiel zu benutzen. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß die Weiber mit dem Übergang an den Angeschuldigten durch den Häuptling ihre

Freiheit erhielten. Ein Deutscher ist nicht berechtigt, sich Sklavinnen zu halten, auch nicht zu Zwecken der Wollust. Er hat auch nicht das Recht gehabt, die Mädchen für sich und feine Offiziere zurückzuhalten. Die schwarzen Weiber hielten sich freiwillig in der Station auf. Der Angeklagte hatte daher auch keine unbedingte Gewalt über sie. Es mußte den Weibern freistehen, ob sie weggehen wollten oder nicht. Der Zweck eines Zuges gegen Malamia aber war der, die Weiber für sich und feine Offiziere zurückzuholen. Bei pflichtgemäßer LÜberlegung hätte sich der Angeklagte sagen müffen, daß er das nicht durfte. Er durfte seine Macht vollkommenheit nicht in den Dienst feiner persönlichen Intereffen stellen. Der Zug gegen Malamia war unberechtigt. Daher trägt der Angeklagte auch die Schuld an den kriegerischen Verwickelungen, und durch das Aufgebot eines großen Teils der Besatzung hätte die Station und damit die Expedition gefährdet werden können. Der Gouverneur v. Soden hatte dem Angeklagten unter fagt, eigenmächtig kriegerische Unternehmungen zu veranstalten. Bei einer pflichtgemäßen Abwägung hätte sich Dr. Peters sagen müffen, daß er wegen der Weiber die Station nicht in Gefahr bringen durfte. Der nächste Teil des Urteils betrifft die unmenschliche Züchtigung. Auch hier ist der Disziplinargerichtshof zu einer anderen Ansicht gekommen als die Disziplinarkammer. Da der Angeklagte nicht befugt war, die Weiber zurückzuhalten, und die Weiber berechtigt waren, jederzeit das sexuelle Ver-

 'nis zu lösen, kann von einer Desertion keine Rede sein. Der Angeklagte hat bei der Durchpeitschung also pflichtwidrig gehandelt. Es " festgestellt, daß die Weiber stark geblutet haben. Das Schlagen auf "unden, die noch nicht geheilt sind, muß als brutal betrachtet werden, ' nur derjenige ist deffen fähig, der eine Lust an solchen Grausamkeiten hat. Padurch hat sich der Angeklagte seines Amtes unwürdig gezeigt. Die Hinrichtung der Jagodja wegen Konspirationen ist kaum anzunehmen angesichts der untergeordneten Stellung der schwarzen Weiber. Die Verleitung zur Flucht ist nicht strafbar, da die Weiber weggehen durften, 'nn sie wollten. Die Kettenhaft war daher unstatthaft und ebenso die Todesstrafe wegen der Flucht aus der Kettenhaft. Daß die Hinrichtung des Freudenmädchens zur Sicherung der Station notwendig war, konnte der Gerichtshof nicht einsehen. In der Frage der falschen Berichterstattung folgte der Gerichtshof der ersten Instanz. Die falsche Berichterstattung geschah, weil der Angeklagte die Mißbilligung des Gouverneurs fürchtete. Er hat damit das Ansehen des ihm anvertrauten Amtes geschmälert. Er hat sich seines Amtes unwürdig gezeigt und Handlungen an den Tag gelegt, die einem Beamten nicht anstehen. – Die kolonialen Verdienste des Angeklagten konnten nicht in Betracht kommen. Er hat die Grundsätze der Gerechtigkeit außer acht gelaffen, und es mußte mit der 9anßen Strenge des Gesetzes gegen ihn eingeschritten werden. Man muß die ruhige Sachlichkeit dieser Urteilsbegründung Schluß für Schluß an sich vorüberziehen laffen, um den Grad der hysterischen Erregung zu würdigen, aus der heraus ein solches Urteil als „Justizmord“, als „Schandfleck für das gesamte deutsche Volk“ beschimpft werden konnte. Aber auch den objektiven Wert der Qualitäten eines Sachverständigen, der sich bei Ausübung seines Amtes zu solchen krampfartigen Wutausbrüchen hinreißen läßt. Auf dem Grunde der Feststellungen und der Alberzeugung des Gerichts – mögen sie nun zutreffend oder irrig sein – erscheint das Urteil, zu dem es gelangt ist, eher milde als hart. Es gehört schon ein hoher Grad fanatischer Peters-Begeisterung dazu, aus diesem Urteil auch nur einen Hauch von feindseliger Parteilichkeit herauszuspüren. Es hätte – wiederum auf Grund der richterlichen Feststellungen und ÜberZeugung – auch in der Form viel schärfer lauten können. Und daß die Beweisführung einen geistigen Tiefstand verrate, der den Übermenschen Peters berechtigte, das Urteil mit Hohn und Verachtung ins Feuer zu werfen und sich defen auch vor dem Gericht mit bemerkenswerter, wenn auch längst nicht mehr auffälliger Unverfrorenheit offen zu rühmen, das kann im Ernte doch nur behaupten wollen, wem die Peters-Suggestion das klare LUrteilsvermögen in bedauerlichem Maße getrübt hat. „Auch nach diesem Prozeß“, schreibt die „Frankf. Zeitung“, „bleibt das LUrteil über Peters dasselbe wie früher, und wir haben nichts von dem zurückzunehmen, was wir seinerzeit über diesen „Kolonialkulturträger“ schrieben. Wenn jetzt in einigen Peters-Blättern gesagt wird, es sei

 nachgewiesen worden, daß Peters Unrecht geschehen sei, wenn von

einer befreienden Tat gesprochen wird, von einer juristischen Rehabilitierung, die auch die politische nach sich ziehen müffe, so ist das eine fo grobe Tendenz, ein so plumper Schwindel, daß kein unbefangen urteilender, denkfähiger Mensch darauf hereinfallen kann. Es ist geradezu das Gegenteil der Wahrheit und wird fchon durch den Wortlaut des Münchener Urteils widerlegt... Aber nun die „Sachverständigen“, die für Peters aufgeboten worden sind. Voran General Liebert... Ihm ist... eine Reihe großer Irrtümer über das Schutzgebiet nachgewiesen worden, und er hatte also am wenigsten Ursache, die Disziplinarurteile zu tadeln, weil keine „Afrikaner“ gehört worden seien. Aber auch diese feine Behauptung selbst ist unrichtig, und seine unverantwortliche Kritik an jenen Urteilen nur aus seiner Unkenntnis der Tatsachen zu begreifen. Den Disziplinargerichten lagen auch außer der Bekundung des Leutnants Bronsart v. Schellendorf, den man nicht mehr gelten laffen will, Bekundungen und Urteile von unzweifelhaften Sachkennern vor, so vom Eisenbahningenieur Mittelstädt über Peters eigene Außerungen, die ihn belasteten, vom Expeditionsführer Freiherrn v. Bülow, der sehr scharf über Peters' Taten urteilte. In einer Eingabe des Gouverneurs v. Soden an den Reichskanzler Grafen von Caprivi hieß es: „ob es richtig sei, daß man solchem Burschen eine so verantwortliche Stellung einräume“ usw. Den Disziplinarurteilen gegen Peters lagen außer einer Reihe sicherer Bekundungen die eigenen Angaben von Peters und feinen „Gerichtsgenoffen“ vor, Pechmann, der jetzt auch als „Sachverständiger“ (trotzdem er Mittäter war! Vgl. die Urteile. D. T) fungiert, Jahnke usw. Hält man alles zusammen, so ergibt sich folgender Tatbestand: Peters hatte, als er 1891 auf der Kilimandscharostation war, vom Häuptling Malamia einige Weiber „geschenkt“ erhalten, von denen er eine an Pechmann weitergab. Bald danach waren einige Diebstähle in der Proviantkammer vorgekommen. Da der Dieb nicht entdeckt wurde und die schwarzen Diener ihn nicht angaben, wurden 15 Schwarze ausgepeitscht (!!). Schließlich glaubte man in dem Diener Mabruk den Dieb einiger Zigaretten gefunden zu haben, und da er vorher nichts gestanden hatte, verurteilte man ihn zum Tode, wobei eingestandenermaßen der Umstand wesentlich mitsprach, daß er sich mit einem der Weiber eingelaffen, den weißen Herren also geschlechtliche Konkurrenz gemacht hatte. Kurz nachher entliefen die geschenkten Weiber, sie wurden von Malamia mit Gewalt zurückgeholt und grausam gepeitscht. Die Jagodja, Peters' Konkubine, erhielt wegen angeblicher Konspiration längere Kettenstrafe, wurde aufs grausamste behandelt, bis aufs Blut gepeitscht, und als sie schließlich floh und wieder ergriffen wurde, zum Tode verurteilt und aufgehängt. Sowohl für die „Konspiration“ der Jagodja wie für den Diebstahl des Mabruk wurde ein schlüssiger Beweis nicht geführt. Und

 auf Grund die fer Taten, über die Peters dem Gouverneur einen zum Teil falschen Bericht fandte, erfolgte seine Dienstentlaffung mit der Begründung: „Man könne nicht zugeben, daß wider Recht und Anstand in Afrika andere Anschauungen als in Europa maßgebend werden dürften.“ Und das wagte Peters in München unverfroren als naive Expektorationen zu kennzeichnen!“ Sowohl in dem früheren Urteil, wie auch jetzt in München wiederholt, ist nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß dem Dr. Peters ein Recht an den fchwarzen Weibern überhaupt nicht zustand, daß fomit sämtliche gegen diese unternommenen Handlungen jeglicher rechtlichen Grundlage entbehrten, also – wenigstens nach unseren Rechtsbegriffen, an denen wir, trotz Dr. Peters und den Seinen, bis auf weiteres doch noch festhalten möchten – bloße Willkürakte, verübt gegen Freiheit, Gesundheit und Leben deutscher Schutzbefohlener, waren. „Man sagt immer,“ so die zeugeneidliche Aussage des Magistratssekretärs Wilhelm, früheren Unteroffiziers, Sergeanten und Feldwebels in Ostafrika, „man fagt immer: „die Weiber der Station“. Das ist ein falscher Ausdruck. Sie stehen in gar keinem Verhältnis zur Station, wenigstens in keinem dienstlichen, und bezahlt werden sie auch nicht aus der Gouvernementskaffe. Ich erhielt den Auftrag, zu Malamia zu gehen und die Herausgabe der Weiber zu fordern.“ Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen wird der Widerstand des schwarzen Häuptlings „auf afrikanische Weise“ gebrochen und der ausgerückte Harem im Triumph zurückgeholt, der Zeuge aber inzwischen von der Station fortgeschickt. „Ich war drei Wochen fort gewesen“, erzählt er nun weiter, „und erfuhr nun, was sich inzwischen zugetragen hatte. Die Weiber der Station seien zurückgekommen und in Ketten gelegt worden. Jetzt fei nur noch die Jagodja an der Kette; das ist ein fingerdicker Ring, um den eine Kette

vom Hals bis zum Fuß geht. Es fiel mir auf, daß dieses einfache Weib die schwere Kette mit sich herumtragen mußte. Aber ich dachte mir, vielleicht ist keine andere Kette vorhanden gewesen. Ich hörte nun von meinen Soldaten, ich verstehe sehr gut fudanesisch, daß dieses Weib zu langer Gefängnishaft verurteilt und deshalb an Ketten gelegt sei. Ich fragte auch die Soldaten, weshalb der Mabruk gehängt sei, und sie antworteten mir, man erzähle allgemein, er habe zwar gestohlen, aber er solle auch mit den Stationsweibern Verkehr gehabt haben, und das hatte den Kommiffar so geärgert, daß er ihn deshalb zum Tode verurteilt habe. Besonders habe die Jagodja zu denen gehört, mit denen Mabruk Umgang hatte. Die Soldaten erzählten, daß die Jagodja deshalb die Strafe bekommen hätte, aber auch, weil sie ausgeriffen sei. – Vorf.: Was halten Sie von der Glaubwürdigkeit der schwarzen Soldaten? – Zeuge: Darüber bin ich mir nie im Zweifel gewesen. Ich habe ihnen jedenfalls geglaubt, und während meines Aufenthaltes in Afrika nur gute Erfahrungen mit den Schwarzen gemacht. Außerdem wurde mir die Geschichte nicht von einem, sondern von

 mehreren erzählt. Auch mein Boy, der überall herumkam, erzählte sie mir. Zunächst begab ich mich zu der Stelle, wo die Jagodja in Kettenhaft lag. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß sie, auch nachdem sie bereits abgeurteilt war, noch geschlagen wurde. Ich sehe noch den langen Sudanesen Ombasche, einen Gefreiten, vor mir stehen, wie er mir sagte: „Hörst du, Weißer, da ist ein Weib, das steckt in Ketten und wird alle Tage noch gefchlagen! Sie ist ganz wund gefchlagen, sie ist ganz kaput." Ich ging zur Jagodja hinunter und ließ mir die Decken von den Wunden nehmen. Da sah ich tiefe Löcher auf der einen Seite des Gefäßes, das Ahnlichkeit mit Schabefleisch hatte. Auf der anderen Seite waren die Wunden schon geheilt. Ich sagte das zu Dr. Peters und fagte ihm, es sei doch ganz unnötig, das Weib so zu schlagen. Er fragte, was denn wäre, und da sagte ich ihm denn, daß das Weib schon ganz kaputt geschlagen sei. Darauf antwortete er: "Warum soll sie nicht gefchlagen werden? Ich sagte: Sie ist kaput; da fagte er: Dann müffe der Lazarettgehilfe geholt werden, um sie zu untersuchen. Herr Wiest wurde gerufen und schloß sich meinem Urteil an. – Vert. Rechtsanwalt Bernheim: Kann der Zeuge mit Bestimmtheit auf seinen Eid nehmen, daß Dr. Peters gesagt hat: Warum soll sie nicht geschlagen werden? – Zeuge: Ja. – Der Vorfitzende hält dem Zeugen wiederholt seine Aussage vor, weil sie von großer Bedeutung sei, es laffe sich daraus eventuell der Schluß einer grausamen Gesinnung ziehen. – Zeuge Wilhelm bleibt bei seinen Bekundungen. – Zeuge Wieft wird vorgerufen und gefragt: Ist die Jagodja nur einmal geschlagen worden oder mehrere Male? – Zeuge: Das weiß ich nicht. Prügelstrafe aber hat fiel erhalten. – Vorf.: Waren Sie bei der ersten Züchtigung der Jagodja zugegen? – Zeuge: Das weiß ich nicht mehr. – Vorf: Ist sie, während sie bei Ihnen in Behandlung war, geschlagen worden? – Zeuge: Nein, ob sie aber nach der Ausheilung noch gefchlagen worden ist, weiß ich nicht. – Zeuge Wilhelm fährt fort, daß er mit der Sache Jagodja nichts zu tun haben wollte, denn er wurde wegen eines nichtigen Grundes von Dr. Peters fortgeschickt... – Vorf.: Hatten Sie den Eindruck, daß der Jagodja etwas paffieren sollte und daß Sie deshalb weg sollten? – Zeuge: Ja, ich habe noch heute den Eindruck. Als ich zurückkam, war die Jagodja gehenkt. Soldaten teilten mir das mit. – Vorf.: Steht denn auf Kettenflucht die Todesstrafe? – Zeuge: Mir ist davon nichts bekannt. Wenn ein Kettengefangener entflieht, hat der Soldat natürlich das Recht, zu schießen. Wird der Gefangene wieder eingefangen, so wird er wieder in Ketten gelegt, aber nicht gehenkt. An der Küste ist einmal die ganze Kette weggelaufen. Man fing sie wieder ein und prügelte sie durch. In einem Artikel der „B. Z. am Mittag" hat Dr. Peters gesagt, alle Europäer auf der Station seien mit dem Todesurteil einverstanden gewesen. Ich bekam heute Zusendungen, aus denen ich schließen mußte, daß man das auch auf

 mich bezog. Ich habe zwei Tage darüber geweint (Bravorufe)... – Vert. Rechtsanwalt Bernheim: Glauben Sie, daß Dr. Peters der Mann wäre, der fich, wenn er gegen die Hinrichtung wäre, von Pechmann oder Jahnke beeinfluffen ließe? – Zeuge: Dr. Peters ist viel zu energisch dazu. – Vert. Rechtsanwalt Bernheim: Freiherr v. Soden hat das Kriegsgericht über die Jagodja als eine Farce bezeichnet. Wie denken Sie darüber? – Zeuge: Ebenfo. Zum Kriegsgericht gehört doch zuerst die kriegführende Macht. Und dann stand doch die Jagodja in keinem dienstlichen Verhältnis, sie wurde nur durchgefüttert. Ich hätte sie rausgeschmiffen, denn was

konnte sie denn verraten? Höchstens, daß ein Stacheldraht um die Station herum war. – Vorf.: Konnte es denn nicht als Schwäche ausgelegt werden, wenn die Weiber nicht zurückgeholt wurden? – Zeuge: Durchaus nicht, sie konnten nichts verraten, und ich wäre froh gewesen, wenn ich fiel so los geworden wäre. – Es ist so widerlich wie lächerlich, wenn angesichts nun einmal nicht wegzuleugnender Tatsachen als letztes, aber dafür auch schwerstes, alles niederschmetterndes Geschütz, die Lehre von der neuen afrikanischen Moral aufgefahren wird, die so verschieden von der europäischen fei und fein müffe, daß Leute, die nicht ein paar Jahre unter ihren erziehlichen Einflüffen gelebt und gewirkt haben, von Rechts wegen am besten täten, sich überhaupt jeglichen Urteils über dortige Vorgänge und Zustände zu enthalten. Immer wieder, wenn er durch unbequeme Tatsachen und unabweisbare logische Schlüffe in die Enge getrieben wird, protzt der „Schwarm" aller hysterischen Männlein und Weiblein Neudeutschlands dieses Geschütz ab und hat dann auch tatsächlich die heldische Genugtuung, daß die bedauernswerten Opfer seiner „herrenmenschlichen" Suggestion bei jedem solchen Schuß platt auf den Rücken fallen. In der Tat darf Peters von seinem persönlichen Standpunkte und aus seiner ganzen Lage heraus ein gewisses Recht der Notwehr für sich in Anspruch nehmen und bis zum äußersten eine Position behaupten, die, wenn man einmal deren rechtliche und moralische Grundlage anerkennen wollte, eine unerschütterliche wäre. Denn was kann dem noch passieren, dem das Recht zuerkannt wird, eine besondere, von den herrschenden Begriffen unabhängige und unkontrollierbare Moral zu betätigen? Damit wäre er ja überhaupt jedem Richterstuhle, dem juristischen, wie dem der öffentlichen Meinung, entrückt, und alle gerichtlichen Staatsaktionen und öffentlichen Erörterungen wären eine leere, alberne Poffe, ein Narrenspiel, dessen Aufführung man füglich unterlaffen sollte. Auch die Peters suggerierten müßten dann aber das letzte Stümpfchen ihres kritischen Urteilsvermögens auslöschen, da die ihnen leider nun einmal eingeimpften beschränkten europäisch-christlichen Rechts- und Moralbegriffe an die Erhabenheit der neuen Moral, deren Gott und Prophet Dr. Peters in einer Person ist, ja doch nicht heranreichen. Viele haben sich denn auch schon zu der Höhenentwicklung durchgerungen, daß sie die einzig möglichen Konsequenzen ziehen, sich mit Ausübung eines demütig-gläubigen

Türmers Tagebuch 673 Kultus begnügen und mit den Schuhen vor dem Altare der neuen Gottheit auch die letzten Zeichen europäischer Eitelkeit und christlicher Schwäche ablegen. Man glaubt in der Tat in einem Narrenhause zu sein, wenn selbst Blätter, die jede Abweichung vom Buchstaben des kirchlichen Dogmas als Greuel vor dem Herrn und Frevel am Allerheiligsten in spaltenlangen Klageliedern über „Abfall vom Glauben", „materialistische Verfeuchung", „Nietzschesches Antichristentum" beweinen, selbst auf dem besten Wege sind, sich von den Offenbarungen der neuen Übermoral erleuchten zu laffen. Und das in aller Unschuld und Harmlosigkeit! Ohne den Schimmer einer Ahnung, in welches Licht fiel auch nur durch prinzipielles Geltenlaffen dieser Moral ihr ganzes sonstiges Wirken und Streben rücken. Ist es nicht z. B. ein Schauspiel für Götter, wenn in einer Nummer des „Reichsboten" dicht neben einem ergreifenden Wehe- und Alarmruf gegen den Haeckelschen Monistenbund eine zwar etwas verschämte, aber um so ausführlichere Rechtfertigung und Würdigung der Petersschen Afrikanermoral zu lesen ist? Nein, lieber Reichsbote, von diesem Standpunkte aus läßt sich der „Monismus", soweit es sich um die Rechtfertigung durch die Tat und nicht durch das bloße unverbindliche „Glaubensbekenntnis" handelt, nicht bekämpfen. Ich glaube sogar, daß der Monistenbund sich kaum in so große Unkosten für die Rechtfertigung solcher Betätigung stürzen wird, wie sie der „Reichsbote" in einer ganzen Artikelserie aufgewandt hat. Welche merkwürdigen „Paarungen" doch der gemeinsame Fanatismus gegen die Sozialdemokratie zusammenfügt! Weil der Angriff von der Sozialdemokratie ausging, muß Peters unter allen Umständen gerechtfertigt erscheinen. Wenn nur „die Sozialdemokratie nicht triumphiert" – dann kann man auch mal eine ganze Portion „Übermenschenmoral" hinunterschlucken, wenn's einem auch verdammt fauer wird. Denn leicht ist's dem braven „Reichsboten" sicher nicht geworden, das will ich ihm gern zugestehen. Aber der große Zweck verlangt große Opfer, und wenn's Herz auch blutet! Wenn's im andern brüderlichen Lager geschieht, nennt man's allerdings Jesuitismus und: der Zweck heiligt die Mittel. Das will ich nun vom „Reichsboten",

wenigstens soweit er noch unter der bestimmenden Leitung des Pastors Engel steht, nicht behaupten. Man findet überhaupt in letzter Zeit öfter Kundgebungen im „Reichsboten“, die mir nicht von feinem Geiste zu fein scheinen. Es wäre schade, wenn sich unsichere Kantonisten, schwankende Gestalten in dem Blatte breitmachen sollten. Ich stimme lange nicht in allen Fragen mit dem „Reichsboten“ überein, habe aber oft Gelegenheit genommen, seine charaktervolle Haltung in einer Zeit verlogener und verschwommener politischer und publizistischer Schachermachei rühmend zu erwähnen. Mir liegt auch viel weniger an Übereinstimmung in allen Punkten – nur Narrheit oder Heuchelei können solche zuwege bringen – als an treuer und tapferer Gesinnung überhaupt. Deshalb bin ich auch bei allem prinzipiellen, oft und scharf betonten Gegensatz sehr weit davon entfernt, in jedem Sozialdemokraten ein minderwertiges Subjekt, in der Sozial-

674 Türmers Tagebuch demokratie als solcher eine minderwertige Bewegung zu sehen. Mein Platz ist ganz wo anders und überhaupt in keiner Partei, aber ich achte jeden, der ehrliche Gesinnung ehrlich und tapfer vertritt, auch wenn ich entgegengesetzter Anficht bin, für ein wertvolleres Mitglied der Gesellschaft und auf die Dauer auch für das Staatsganze nützlicheres, als einen mir in feinen Anschauungen. Näherstehenden, der aber gleichwohl bereit ist, bei der ersten ernsteren Unbequemlichkeit glatt umzufallen, wie's mehr und mehr „nationale“, „patriotische“, „liberale“ usw. Mode wird. Wunder aber scheint heute nicht mehr der Glaube zu wirken, sondern die gemeinsame schlotternde Angst vor dem roten Gespenst, das, wie ich mir habe jagen laffen, doch schon längst niedergeritten sein soll. Muß man denn, um gegen die Sozialdemokratie gerüstet zu sein, beim bloßen Anblick des roten Lappens jede Besinnung verlieren, bis zur Bewußtlosigkeit die unnatürlichsten politischen und publizistischen „Paarungen“ eingehen, die jeder andere, vielleicht der „Simplizifimus“, zusammengefügt haben könnte, nur nicht Gott? So „paart“ fich denn auch der „Reichsbote“ mit der „Täglichen Rundschau“ in der Beurteilung der Petersaffäre, obwohl beide sich sonst bitter befehden und schon seit geraumer Zeit feste in den Haaren liegen. „Über die Frage,“ so liest man in der „Täglichen“ mit Gemüt, „ob jene Hinrichtung zweckmäßig, ob sie vom menschlichen und christlichen Standpunkte aus zu billigen war, mögen sich diejenigen streiten, die dazu Lust haben.“ Wie hätte hier sonst der „Reichsbote“ tapfer schmälen können! So aber ist ihm das Papageno schloß aufgedrückt – durch die „Paarung“, die sich trotz des tiefen Waffers zwischen beiden in einem unbewachten Augenblicke hast du nicht gesehn vollzogen hat. Wirkt das rote Gespenst nicht in der Tat Wunder? Übrigens: glaubt die „Tägliche“ wirklich, „daß“, wie sie schreibt, „Peters heute vielleicht selbst eine Härte betrauert und jenes Blatt mit der Hinrichtung der Jagodja gern aus seiner Lebensgeschichte reißen würde“? Wenn er’s bedauern sollte, so vielleicht doch nur aus äußerlichen Gründen, wegen der bösen Nachwehen. Sonst macht ein ganzes Auftreten jeden andern Eindruck, nur nicht den, als ob er irgendetwas „betrauerte“. Im Gegenteil! Träfe die Vermutung der „Täglichen“ zu, so würde er vielen in einem sympathischeren Lichte erscheinen, und man wäre viel eher zur Milde und zum Vergeffen geneigt, als bei der heute zur Schau getragenen selbstzufriedenen Miene des Makellosen und Gerechten, dem von der bösen Welt das schrecklichste Unrecht und nur Unrecht geschehen ist. Übrigens eine etwas geschmacklose Rolle. Der Appell an das Gemüt, an menschliche Teilnahme, menschliches Begreifen wird im deutschen Volke immer ein Echo finden. Nicht aber das herausfordernde Protzen auf ein Recht, das in den Augen aller, die gegen die Suggestionen eines sich über die Plebejermoral erhaben dünkenden Herrenmenschentums noch immun sind, immer nur schweres Unrecht bleiben wird und muß. Aus fozialhygienischen und ästhetischen Gründen. –

Türmers Tagebuch 675 Eine verdiente, im Grunde auch recht ergötzliche Abfuhr erfahren die guten Seelen, die sich im Handumdrehen aus biederen steuerzahlenden Untertanen und tugendsamen deutschen Jungfrauen und Frauen zu grausam gewaltigen Herrenmenschen und Menschinnen aufgefüllt haben, durch solche, die es eigentlich selbst fein oder – beffer wifen müßten. Nämlich durch alte Afrikaner, die unsere Kolonien mindestens so gut kennen wie Dr. Peters, jedenfalls aber viel beffer als Herr von Liebert. „Wir anständigen „Afrikaner“, schreibt ein solcher an die „Kölnische Zeitung“, „weifen diefen Versuch mit Entrüstung zurück. Es gibt,

und zwar gerade in der deutschen Kolonialverwaltung, glücklicherweise mehr als in irgendeiner ausländischen Kolonialverwaltung, viele Hunderte von anständigen Beamten und Offizieren, deren fittlicher Halt, deren Charakter und Taktgefühl stark genug ist, um nicht in der tropischen Sonne zu verbleichen. Es gibt viele Hunderte anständiger deutscher Beamten und Offiziere, die es stets unter ihrer Würde erachten werden, fich Ausschreitungen gegen harmlose und meist auch wehrlose Neger zuschulden kommen zu laffen. Wenn der Zeuge Kuhnert als Begründung für die Anderung seines Urteils über das Auftreten Peters' am Kilimandscharo angibt, er habe die grausame Kriegführung der ostafrikanischen Neger im Aufstand beobachtet, so halten wir diefe Begründung für gänzlich hinfällig, für geradezu abfurd, wenn wir uns daran erinnern, daß das deutsche Volk, nachdem es schon fast tausend Jahre unter dem Einfluß des Christentums gestanden hatte, noch einen Dreißigjährigen Krieg geführt hat. An sich ist der ostafrikanische Neger, im Gegensatz zu den Menschenfreffern der Südsee, durchweg friedlich, harmlos und von verhältnismäßig anständiger Gesinnung. Wenn er zu der Waffe greift, gezwungen durch irgendwelche Umstände, so führt er den Krieg natürlich noch barbarisch, weil er eine andere als eine barbarische Kriegführung bisher nicht gelernt hat. Damit aber nun ein von uns geübtes barbarisches Auftreten gegen die Neger rechtfertigen zu wollen, ist nimmer mehr zuläffig. Unser größter „Afrikaner“, Wißmann, der uns mit feinem Schwert Ostafrika zurückerobert hat, als die jammerhafte Unterlage, auf der es bisher infolge seiner Vorgeschichte ruhte, zusammengebrochen war, hat, obwohl er sicher ein großer Kriegsheld war, den Schwarzen gegenüber nie die Regeln der Humanität und des Anstandes vergeffen. In der abgeklärten Ruhe seiner letzten Jahre hat er, wie die Zeugin Brunstein mitteilte, den Ausspruch getan: Der Neger ist wie ein Kind, aber er hat auch das feine Gefühl eines Kindes für Ungerechtigkeit.“ Und vollends luftreinigend, den ganzen giftigen Dunst der so betäubend qualmenden Afrika-Moral-, richtiger Antimoral-Phrafe ausschwefelnd, sollte wirken, was demselben Blatte geschrieben wird: „In einem Teil der deutschen Presse war während der letzten Tage die Behauptung zu lesen, daß afrikanische Verhältniffe von europäischen grundverschieden, daß von Europäern in Afrika begangene Handlungen mit

 ganz anderem Maßstab als in Europa zu messen seien, und daß die barbarischen Instinkte der Neger bloß durch schroffe Gewaltmaßregeln im Zaume gehalten werden könnten. Wie mögen unsere englischen Mitbewerber über dieses so mancherlei Angriffspunkte darbietende Karikaturbild gestaunt haben! Gewiß besteht zwischen Kriegs- und Friedenszeiten in Afrika genau ebenso gut ein Unterschied wie in Europa. Aber im Krieg und im Frieden gelten für den in Afrika wirkenden Europäer genau dieselben Gefetze des Anstandes und der Menschlichkeit wie in Europa. Aus einem Grunde wird allerdings, wer nie in Afrika war, über afrikanische Dinge schwieriger urteilen können, als landeskundige Afrikaner. Aus dem Grunde nämlich, weil ihm die angebliche Wildheit des Landes und feiner Bevölkerung über Gebühr imponieren und weil ihm gewöhnlich aus wahren oder übertriebenen Schilderungen Phantasiebilder im Kopfe stecken. Die Schilderung, die als Sachverständiger General v. Liebert in München von der Negerraffe gegeben hat, müßte allerdings den Eindruck erwecken, als ob wir es mit widerborstigen Wilden zu tun hätten. Es ist betrübend, daß ein Mann, der vier Jahre Gouverneur von Ostafrika gewesen ist, bloß in endloser Reihenfolge angebliche Fehler und Laster, aber keine einzige Tugend des feiner Verwaltung unterstellt gewesenen Volkes aufzuzählen wußte. Es ergibt fich daraus der Schluß, daß General v. Liebert entweder ein Gutachten einfeitig abgefaßt, oder aber, daß er wegen einer hinsichtlich der Beurteilung von Naturvölkern mangelhaften Begabung nicht der richtige Mann für das Gouverneuramt einer deutschen Kolonie gewesen ist. (Inzwischen ist Herrn von Liebert nachgewiesen worden, daß er sich in einem Vortrage in ziemlich entgegengefetztem, ganz vernünftigem Sinne über die Schwarzen geäußert hat!! D. T) Denn daß dem Neger außer zahlreichen Fehlern weit größere Tugenden innewohnen, die ihn als Arbeiter und als Soldaten zu einem der nützlichsten Mitglieder der menschlichen Gesamtgesellschaft machen, steht außer Zweifel. Vollkommen zutreffend äußerte in München Pater Acker, daß der Neger das fei, was man aus ihm mache. Im Durchschnitt körperlich kräftiger als Indianer, Malayen und die meisten anderen Naturvölker, erweist sich der Neger unter andauernd gutem Einfluß als treu, tapfer, gutherzig und mit

feinem unverwüstlichen Humor als ein im großen und ganzen sympathischer Kerl. Aber wohlverstanden bloß der unverdorbene Neger. Wenn Pater Acker als Grundsätze einer geeigneten Behandlung Güte, Gerechtigkeit und Strenge nannte, so kann anstatt der Strenge auch Kraft gesetzt werden. Denn wo dem Neger Kraft und Autorität gegenüberstehen, wird die Strenge selten nötig sein. Leider muß hinzugefügt werden, daß die vielfach versuchte rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung des Negers mit dem Europäer sich fast nirgendwo bewährt hat, daß der treue Diener, der kräftige Arbeiter, der tapfere Soldat, wenn er dem Europäer gleichzustehen glaubt, meistens faul, anmaßend und ein eitler Renommit

 wird. Beispiele dafür liefern die Vereinigten Staaten, Westindien und Brasilien mehr als zur Genüge. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß bei der Behandlung des Negers zwei Extreme zu vermeiden find, von denen das eine am häufigsten bei den Missionaren, das andere am häufigsten bei Beamten, Pflanzern usw. vorkommt, die in ihrer von europäischen Verhältniffen so sehr abweichenden Machtstellung leicht den richtigen Maßstab für die der niedrigeren Raffe gegenüber zu beobachtenden Pflichten verlieren. Man hat gewisse Ausschreitungen des letzteren Extrems, denen in Europa am ehesten die Soldatenmißhandlungen entsprechen dürften, zu unrecht als Tropenkoller bezeichnet. Denn wenn auch das Tropenklima unter Umständen nervös macht, kann es doch keineswegs als ausreichender Erklärungsgrund dafür angeführt werden, wenn ungenügend gefestigte Charaktere sich der Kardinalpflichten der Güte und Gerechtigkeit entschlagen. Der alte Widerstreit der Beamten und Missionare kann nur auf einer Mittellinie bei der feitigen Entgegenkommens, auf dem Boden einer patriarchalischen Erziehung und Behandlung des Negers befriedigend gelöst werden. Die Engländer leiden in vielen ihrer Kolonien unter dem Gegensatz zwischen einer überhumanen Theorie und den rauheren Anforderungen der praktischen Wirklichkeit. Die Holländer, die von alters her den Neger und den Malayen durchaus patriarchalisch behandelten, haben neuerdings der Theorie manche unbequemen Zugeständniffe machen müffen. Möge es uns vergönnt sein, aus den Erfahrungen anderer die einzig richtige Lehre zu ziehen, daß nach Millionen zählende Naturvölker von wenigen Europäern weder beherrscht werden können, wenn man sie zum Hochmutsdünkel erzieht, noch wenn man sie als minderwertig behandelt. Der Neger muß den Deutschen nicht nur als einen mächtigen Herrn achten, sondern auch als einen gültigen und gerechten, der für sein Wohl besorgt ist, lieben lernen. Derartige im Grunde selbstverständliche Sätze sind in den letzten Tagen von denen, die sich am Übermenschentum der Konquistadoren berauschten, als philiströs bezeichnet worden. Aber man denke doch einmal daran, welch feinen Takt die Engländer bewiesen, als fie den toten Livingstone in der Westminster-Abtei beisetzten, dem als Afrikaforscher unvergleichlich viel größeren Stanley dagegen, ja man kann wohl sagen, dem erfolgreichsten aller Afrikaforscher, diese ruhmvolle letzte Ruhestätte verweigerten. Livingstone ist der Freund des Negers gewesen, während Stanley ihn bloß als Mittel zum Zweck, als minderwertiges Material zum Aufbau des eigenen Ruhmesdenkmals benutzte. Die Liste derjenigen Deutschen, die ruhmreich an der Erforschung Afrikas und an der Besitzergreifung unserer Kolonien mitgewirkt haben, ist erfreulich groß, und in den Schriften weitaus der meisten wird sich keineswegs, wie fälschlich behauptet worden ist, die Behauptung finden, daß der Neger nur mit der Peitsche gelenkt werden könne. Man denke bloß an den viel-

 leicht größten aller deutschen Afrikaforscher, an den hochherzigen Menschenfreund, Dr. Gustav Nachtigall, dem die Besitzergreifung der drei westafrikanischen Kolonien Deutschlands zu verdanken ist. Es ist ja richtig, daß Nachtigal bei seinen berühmten Durchquerungen des Erdteils bloß friedlich-wiffenschaftliche Zwecke verfolgte. Aber Kamerun traf Nachtigal in kriegerischen Verwickelungen und hatte auch gegen die zähe Entschloffenheit zu kämpfen, womit sich die um ihr Handelsmonopol besorgten Eingeborenen dem Vordringen ins Innere widersetzten. Aber der Verfaffer dieser Zeilen, der als Expeditionsführer den Reichskommiffar auf allen diesen Zügen im Kamerungebiet und in den Sümpfen am Niger begleitet hat, der gegen die Intrigen der Engländer die Schutzverträge mit den kriegerischen kleinen Königreichen des Kamerungebirges abschloß, kann bezeugen, daß bei alledem niem als gepeitscht, niemals gehängt, außer in loyalem Kampfe, niemals geschoffen, und daß durch

Nachtigals gewinnende, menschenkundige Persönlichkeit mancher Kampf vermieden worden ist, der für rücksichtslosere Naturen unvermeidlich gewesen sein würde. Auch mich hat jedesmal, wenn ich an der Spitze meiner kleinen Truppe, und, in damals noch herrenlosem Lande, selbst ein Herr über Leben und Tod, die Grenze des Unerforschten überschritt, ein starkes, vielleicht mit ein klein wenig Stolz gemischtes Gefühl dankbarer Befriedigung erfaßt, ohne daß aber dieses Gefühl nach den unvergeßlichen Eindrücken der menschenfreundlichen Nachtigalschen Schulung jemals mit einer Minderbewertung der oft nicht bloß unbequemen Negerbevölkerung verknüpft gewesen wäre. Gerechterweise muß allerdings anerkannt werden, daß die Verhältniffe Deutsch-Ostafrikas nicht ganz mit demselben Maßstabe wie diejenigen Togos oder Kameruns zu messen sind. Nicht, als ob der ostafrikanische Neger schlechter, feindseliger, kriegerischer oder beffer bewaffnet als der kamerunische gewesen wäre. Führten doch bei Abschluß der erwähnten Schutzverträge weitaus die meisten Krieger der kleinen Kamerun-Königreiche moderne Hinterlader. Aber in Ostafrika sind die Deutschen die Nachfolger jener fchwarzen Maskat- und Sanfibar-Araber, also desjenigen Kolonisatorenvolkes geworden, das sich wie kein anderes an Menschenleben und Menschenglück verfündigt hat. Nach arabischem Vorbild hat Stanley seine Expeditionen ausgerüstet. Stanleys Schüler wiederum ist der als Mensch unvergleichlich viel höher stehende Wißmann gewesen, und gewisse Nachwirkungen des Arabertums waren, wenigstens zu der Zeit, als Wißmann den großen Aufstand niederwarf, in Sitten, Ausdrucksformen und Gesprächsthematen auch der deutschen Küstenbevölkerung noch deutlich erkennbar. Schließen möchte ich mit dem Hinweis darauf, daß kaum das beste, an Begabung und Charakter höchst stehende Menschenmaterial gut genug ist, um in Beamten-, Offiziers-, Missionar- oder irgendwelcher sonstigen einflußreichen Stellung nach Afrika hinausgesandt zu

Türmers Tagebuch 679 werden. Wollen wir unsere Kolonien behaupten, so dürfen sie nicht als Versorgungsanstalt für verkrachte Existenzen gelten. Man braucht durchaus kein Philister zu sein, man wird aber, auch wenn man die teilweise auf einsamen Stationen lebenden Europäer, denen das schwarze Frauenmaterial sozusagen auf dem Präsentierteller dargeboten wird, mit größter Nachsicht beurteilt, bei Leuten in verantwortlicher Stellung die zügellose und nur allzu leicht zu Mißachtung und Zerwürfniffen führende Weiberwirtschaft mißbilligen müffen.“ Der Direktor des Berliner königl. Museums für Völkerkunde hielt am 17. Februar 1906 einen Vortrag über seine siebenwöchige Reise in Südafrika (August-September 1905). Darin sagte er u. a.: „... Was ich selbst seit Jahren schon immer und immer wieder von neuem hervorhebe, das wurde mir im persönlichen Verkehr von mehreren sehr hoch gestellten britischen Kolonialbeamten als das Hauptergebnis ihrer vieljährigen Erfahrungen bezeichnet: Daß alle europäischen Beamten in den Schutzgebieten früher oder später fcheitern oder zu Fall kommen, wenn sie die Eingeborenen schlecht, das heißt roh, geringschätzig, graufam oder ungerecht behandeln, während andererseits wirkliche Erfolge auf kolonialem Gebiet immer nur von denjenigen Europäern erzielt würden, die sich persönlich für den Eingeborenen interessieren, d. h. sich mehr oder weniger praktisch mit Völkerkunde beschäftigen... noch immer gibt es da und dort Europäer, die den „Wilden“ unterschätzen und ihn deshalb, wie traurige Erfahrungen immer wieder von neuem zeigen, in der denkbar brutalsten Weise mißhandeln...“ Schon im Jahre 1899, auf dem siebenten internationalen Geographenkongreß, hatte sich derselbe Gelehrte also geäußert: „... Ich... bin vollkommen davon überzeugt, daß auch unser letzter Krieg in Südafrika leicht zu vermeiden gewesen wäre und daß er einfach nur eine Folge der Geringschätzung ist, welche in den damals leitenden Kreisen den Lehren der Völkerkunde gegenüber herrschte. Durch bittere Erfahrungen gewitzigt, wird man jetzt gezwungen sein, auch in unseren Schutzgebieten zunächst den Eingeborenen zu studieren, einfach schon deshalb, weil er ja dort das wichtigste Landesprodukt ist, das niemals und in keiner Weise durch ein gleichwertiges Surrogat ersetzt werden kann und daher als völlig unentbehrlich gelten muß. Der primitive Mensch ist leicht zu lenken und wie ein kleines Kind „um den Finger zu wickeln“, foweit man nur gelernt hat und sich bemüht, „feinen Gedankengang nachzudenken“. Aber es hat bei uns eine Zeit gegeben, wo die Beschäftigung mit Völkerkunde einen Mann von vornherein als minderwertig oder ungeeignet im

Kolonialdienst hat erscheinen laffen...“ Alles das bestätigt nur, was der als Sachverständiger geladene Mis sionar Pater Acker vor dem Münchener Gerichtshofe aussagte. Es hätte um so schwerer ins Gewicht fallen sollen, als es sich durch Ruhe und Un-

 parteilichkeit wohltuend von den meisten andern Gutachten abhebt: „Es wird wohl keiner hier im Saale fein, der die Verdienste Dr. Peters' um unsere Kolonialpolitik schmälern wollte. Ich selbst habe Peters bisher stets in Schutz genommen und bin hierher gekommen, mehr zu seinen Gunsten als zu feinen Ungunsten zu sprechen. Zu meinem Schmerze aber muß ich sagen, daß ich durch den Verlauf der Verhandlung zu einem andern Urteile gekommen bin... Herr von Liebert hat die Schattenseiten der Schwarzen geschildert. Die Schwarzen haben aber auch Tugenden, fehr erhebliche Tugenden. Gewiß, sie müffen streng behandelt werden, aber auch die Milde und die Gerechtigkeit sollte man nicht vergeffen. Das ist leider nur zu oft der Fall gewesen, und das ist die Ursache der Aufstände... Gewiß find die Verhältniffe in Afrika anders als bei uns, aber Gerechtigkeit, Anstand und Sittlichkeit sollten auch dort das oberste Prinzip fein... Und dann: wir gehen doch nicht nach Afrika, um dort afrikanische Sitten anzunehmen, sondern um den Schwarzen Anstand, Gerechtigkeit und Sittlichkeit beizubringen. Nach afrikanischen Sitten ist Diebstahl und Kettenflucht kein genügender Grund, um ein Todesurteil zu rechtfertigen. Die Konspiration ist jetzt nicht erwiesen. Ich kann erklären, daß am Kilimandscharo damals durchaus friedliche Zustände geherrscht haben. Ohne Prügel geht es bei den Schwarzen gewiß nicht. Aber man muß gerecht sein. Es darf nicht geprügelt werden, bis das Blut fließt und bis die Fetzen fliegen. Damit erzielt man keine Erfolge. Nach meinen afrikanischen Kenntniffen muß ich die beiden verlesenen Urteile als durchaus zutreffend billigen.“ Die Petersaffäre hat längst den Rahmen einer rein persönlichen Angelegenheit gesprengt. Sie hat sich zu einem politischen Kulturspiegel ausgewachsen, in dem wir die hinter den Kuliffen schiebenden und geschobenen Regiffeure und Akteure wirken sehen. Ein beschämendes Schauspiel, wie Angelegenheiten, die Wohlfahrt und Ansehen des Reiches auf das engste berühren, ja geradezu bestimmen, von Cliquen und Koterien auf Hintertreppen und durch Hintertüren „betrieben“ werden. Frau verwitwete Kolonialdirektor Kayser wird vernommen. Man hatte sie bekanntlich von der Partei, die Peters tout prix wieder in den Reichsdienst eskamotieren wollte, als geistig minderwertig, wenn nicht unzurechnungsfähig hinzustellen versucht! Aus welchen Gründen, braucht nach dem Folgenden wohl nicht erst näher dargelegt zu werden. Frau Direktor Kayser ist 65 Jahre alt und sieht etwas leidend aus. Ihre Aussagen macht sie aber mit großer Bestimmtheit und mit heller, frischer Stimme. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob sie mit Dr. Peters verfeindet sei, sagt sie: Persönlich nicht. – Vorf.: Es ist hier behauptet worden, daß in der Gesinnung Ihres Mannes über Dr. Peters ein merkwürdiger Wandel vorgegangen ist. Er soll zuerst mit ihm befreundet gewesen sein und später sich gegen ihn gewandt haben. – Zeugin: Es ist

 mir sehr angenehm, daß ich, nachdem ich vor der ganzen Welt blamiert und als eine minderwertige und unzurechnungsfähige Person hingestellt worden bin, hier aussagen kann... Ich möchte mich vor allem gegen die frivolen Außerungen des Herrn Dr. Arendt wenden. Dr. Arendt ist es gewesen, der 1895 meinen Mann in der unerhörtesten Weise bedroht hat. Der Vorgang war folgender: Mein Mann befand sich sehr schwer krank. Die Arzte hatten strengste Isolierung, selbst den nächsten Verwandten gegenüber, angeordnet. Nach 14 Tagen hatten wir ihn so weit, daß wir ihn einen Augenblick in das Studierzimmer tragen konnten. Da wurde geklingelt. Es war Dr. Arendt. Er ließ sich nicht abweisen, sondern sagte, er hätte eine wichtige Angelegenheit zu besprechen und würde alles vermeiden, was eine Aufregung hervorrufen würde. Mein Mann hatte das Gespräch auf dem Korridor gehört und sagte, man solle ihn nur hereinlaffen. Dr. Arendt kam also herein, während ich in den danebenliegenden Salon ging; die Tür blieb offen. Kurze Zeit hörte ich die Stimme meines Mannes: Sie verlaffen augenblicklich mein Zimmer. Sie wagen es, mich in meiner Wohnung zu bedrohen! Mein Mann hat sodann in fein Tagebuch fofort folgen des niedergeschrieben: Als Major v. Wißmann zum Gouverneur ernannt worden war, es war im Frühjahr 1895, kam Herr Dr. Arendt im Auftrage des Dr. Peters, während ich an einer schweren Krankheit darniederlag, zu mir, um mit mir wegen defen Wiederverwendung im Reichsdienst zu verhandeln. Er begann

mit folgenden Worten, den Text habe ich mir sofort niedergeschrieben: „Dr. Peters erwartet () eine gute Behandlung. Sie wiffen, daß er ein guter Agitator ist, und daß er mächtige Freunde hat. Sie wiffen, was das bedeutet.“ Ich erwiderte ihm sehr scharf und wies ihn aus dem Haufe. Nur die Rücksicht darauf, daß er ein Abgeordneter war, verhinderte mich, schärfer gegen ihn vorzugehen. Ich hätte aber nicht geglaubt, solchen Vorgängen ausgesetzt zu sein, wie es tatsächlich vorgekommen ist. – Vorf: Frau Geheimrat, haben Sie das wörtlich übertragen? – Zeugin: Gewiß, ich habe ja gefchworen. – Vorf.: Dr. Arendt sagt aber, dieser Vorgang könne sich nicht so abgespielt haben. Er sagt, dann könnte er doch später mit Ihrem Mann nicht mehr freundschaftlich verkehrt und verhandelt haben. – Zeugin: Die Aufzeichnungen gehen weiter. Es heißt dann, daß die weiteren Verhandlungen im Auswärtigen Amt geführt wurden. – Vorf: Aber wie find die beiden über diesen Vorfall hinweggekommen? Sie haben doch miteinander verhandelt. – Zeugin: Die Verhandlungen fanden ja im Auswärtigen Amt statt. Es handelte sich um die Anstellung des Dr. Peters als Gouverneur in Ostafrika. Da aber der Kaiser bereits den Major von Wißmann zum Gouverneur ernannt hatte, wollte man, daß Dr. Peters zum Vizegouverneur ernannt werden sollte. – Vorf: Woher wiffen Sie das? – Zeugin: Mein Mann hat mir das alles gesagt. Da aber auch aus dem Vizegouverneursposten nichts wurde, sollte Dr. Peters

 als Ersatz die Landeshauptmannstelle am Tanganikasee erhalten. 1895 wurden die ersten Anklagen gegen Dr. Peters von Herrn v. Vollmar erhoben. Vorher hatte Dr. Peters meinen Mann gebeten, ihm als Gegenleistung für ein Bild auch ein Bild zu geben. Mein Mann gab ihm das mit der Widmung aus Goethes „Faust“. Dr. Arendt hat diesen Vorgang ganz falsch dargestellt. Ich bitte, mir zum Beweis dafür zu gestatten, einige Stellen aus den Briefen meines Mannes an einen Onkel, den Profeffor Baron in Bonn zu verlesen. Bis dahin war nämlich das Verhältnis meines Mannes zu Dr. Peters sehr freundschaftlich gewesen. Es lag ja auch nichts gegen ihn vor, bis Herr v. Vollmar zum erstenmal die Anklagen im Reichstage vorbrachte. Darauf hin wurde eine Untersuchung angestellt, die aber nichts ergab. Auch jetzt hatte mein Mann noch keinen Anlaß, gegen Dr. Peters Stellung zu nehmen. Erst als 1896 Bebel im Reichstag den Tucker-Brief vorbrachte, wurde die Sache ernst. Mein Mann hatte sehr viel Sympathie für Dr. Peters, und es wurde ihm schwer, gegen Peters vorzugehen. Aber er mußte als Beamter seine Pflicht tun. Es stellte sich nun heraus, daß die Berichte des Dr. Peters über die Hinrichtungen anders lauteten, als es den Tatsachen entsprach. Da gegen meinen Mann der Vorwurf erhoben war, daß er die Sache vom grünen Tisch aus betrachte, entschloß er sich, eine Reise nach Afrika zu unternehmen. Da der Arzt meinen Mann auf die bösen Folgen des Malariafiebers aufmerksam machte, habe ich ihn als einzige Frau begleitet. Dr. Arendt hat meinen Mann in einer unerhörten Weife verfolgt, wie ich aus Zeitungsausschnitten und Briefen beweisen kann. Ich habe die Briefe eingeschickt. – Verteidiger Rechtsanwalt Bernheim: Ich beantrage, die Briefe vorzulesen. – Vorf.: War die Ursache der Feindschaft Ihres Mannes mit Dr. Arendt nur die Peters-Affäre? – Zeugin: Ja. Sämtliche Angriffe fetzten mit dem Tage ein, als sich der Vorfall am Krankenbett abgefpielt hat. Mein Mann hat sich darüber in den Briefen ausgelaffen. Es wird zunächst ein Brief vom 3. Mai 1890 verlesen. Darin heißt es: „Ich denke, wenn ich wieder im Reichstag bin, das Treiben des Dr. Arendt in einer ganzen... klarzulegen. Das Zentrum bleibt ganz auf meiner Seite, und auch die Nationalliberalen werden wohl nicht schwankend werden. Dagegen fürchte ich, daß die Agrarier als beste Freunde der Arendt und Arnim gegen mich auftreten werden.“ In einem Brief vom 11. Mai 1896 heißt es: „Vor Antritt meines Urlaubes hatte ich die Genugtuung, daß die Umwandlung der Schutztruppe durchgesetzt wurde. Seine Majestät sprachen mir dafür eine allerhöchste Anerkennung aus, und das genügt mir. Aber offenbar ist das das Signal meiner Feinde gewesen, denn die „Deutsche Tageszeitung“, die „Rundschau“, die „Post“, die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ und die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ gingen in wahrem Sturm gegen mich los. Die Angriffe waren so pöbelhafter Natur, wie ich sie nie erlebt habe. Sie hörten erst auf, als Herr v. Wißmann in einem Artikel der „Kölnischen Zeitung“ sehr warm

 für mich eintrat. Ich habe genug, meine Nerven halten das nicht mehr aus...“ In einem Brief vom 11. Oktober 1896 schreibt Direktor Kayser: „Vorgestern ist der

Kolonialrat geschloffen worden. Gestern habe ich mein Amt niedergelegt und heute das Patent meiner Ernennung als Senatspräsident beim Reichsgericht erhalten. Aber meine psychischen und physischen Anstrengungen in der letzten Zeit gingen über die Grenzen des Zulässigen hinaus. Alle meine Nerven zittern, denn ich habe es mit Gegnern zu tun, die vor nichts zurückschrecken und über eine große Macht verfügen. Dr. Arendt hat als Bimetallist alle Agrarier hinter sich, und Dr. Peters als Kolonialpolitiker die Zeitungen.“ Frau Direktor Kayser erklärt noch, daß sie die von ihr in der „Vossischen Ztg“ gegebene Darstellung des Besuches des Dr. Arendt auf ihren Eid nehme. – Verteidiger Rechtsanwalt Bernheim: Hat Direktor Kayser nicht lediglich, angeekelt durch das Treiben der PetersClique, fein Amt niedergelegt? – Zeugin: Ja. Er hat von San Martino aus fünf- bis sechsmal nach Berlin geschrieben und unter anderem sich auch an den Fürsten Eulenburg, mit dem er befreundet war, mit der Bitte gewandt, er möchte bei dem Kaiser durchsetzen, daß er entlaffen werde. – Vert. Rechtsanwalt Bernheim: Dr. Arendt hat unter feinem Eide ausgefagt, daß die von Ihnen geschilderte Szene eine freie Phantafie von Ihnen ist. – Zeugin: Deshalb bin ich ja hier. Ich bringe die Notizen meines Mannes mit, die bestätigen, was ich gesagt habe. Die Szene ist so verlaufen, wie ich sie geschildert habe. Ich habe keine Halluzinationen. Hier steht also Eid gegen Eid. Noch mehr: Eid gegen Eid und schriftliche Aufzeichnungen. Unmöglich kann die Sache dabei ihr Bewenden haben. Man wird also abzuwarten haben, welche Schritte Herr Dr. Arendt unternehmen wird, um eine einwandfreie Klarstellung des Sachverhalts herbeizuführen. Wie die gähnende Kluft zwischen den beiden eidlichen Bekundungen, die durch die Aufzeichnungen des verstorbenen Kolonialdirektors noch bis ins Aschgraue erweitert wird, überbrückt werden soll, das ist eine Doktorfrage, auf deren Lösung ich für meinen Teil gern verzichte. Vielleicht gelingt es Herrn Dr. Arendt. Herr General v. Liebert hat fich, während diese Zeilen geschrieben werden, darauf besonnen, daß er im Eifer des Gefechts doch wohl ein wenig zu weit gegangen sei. Vielleicht schafft auch Herr Dr. Arendt einen modus vivendi zwischen einen und den Aussagen der Frau Direktor Kayser. Nur möchte ich keinem Sozialdemokraten wünschen, in solche Lagen zu geraten. Denn auch feinem Gegner soll man nach einer gewissen Lehre nichts Böses wünschen. Freilich wird ja diese Lehre im modernen Neudeutschland auch von ihren font eifersüchtigsten Wächtern von Zeit zu Zeit nach Bedarf außer Kurs gesetzt. Neben der Gesetz und Recht, Vernunft und Wiffenschaft glatt wegrafierenden Peters-Kanone einer neuen afrikanischen LÜbermoral, ist der viel-

 berufene „Tuckerbrief“ die ausdauerndste pi ce de résistance der Petersgemeinde. Nun ist es ja richtig, daß dieser nicht existierende Brief eine bedeutsame Rolle in der Affäre gespielt hat. Er war sozusagen „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Mag er nun auf Fälschung, Täuschung oder Mißverständnis beruhen – wahrscheinlich ist eine Düpierung des allzu rasch zugreifenden Bebel – er hat den pfychologischen Anstoß zur Wiederaufrollung der Affäre im Reichstage und damit zur Einleitung des gerichtlichen Verfahrens gegen Peters gegeben. Damit aber hatte er auch in der Tat „seinen Beruf erfüllt“ und ist er in der Versenkung verschwunden. Weder hat Bebel Anstand genommen, die Täuschung, deren Opfer er geworden ist, zuzugestehen, noch hat der Disziplinargerichtshof den „Brief“ in irgendwelcher Weise bei seinem Verfahren bewertet. Er hat ihn im Gegenteil a limine ausgefchaltet. Es ist also eine gefliffentliche Irreführung, eine ganz gewöhnliche Stimmungsmache, wenn auf diesem fahlen Pferde fortgesetzt und mit einer Ausdauer herumgeritten wird, die einer befferen Sache würdig wäre. Auch hier wird man wohl zwischen Täuschern und Getäuschten unterscheiden, diesen wenigstens die bona fides zugute halten müffen. Groß ist die Macht der Suggestion in unserer feminin verzärtelten „Gesellschaft“, die sich mehr und mehr aller gefunden, mannhaften, unmittelbaren Instinkte zu entäußern scheint. Sonst wäre ja auch so manche widernatürliche, monströse Blüte am überdüngten Baume unserer Kultur gar nicht zu erklären. Jedenfalls nagelt die „Kölnische Zeitung“ nur eine einfache Tatsache bis zum Überdruß fest, wenn sie wieder und wieder betont, „daß der Tuckerbrief für den Tatbestand gänzlich gleichgültig ist und schon seit Ewigkeit, da diese plumpe Fälschung fehr bald als solche erkannt und auch von Bebel zugegeben ward, gegen Peters gar keine Rolle gefpielt hat, wohl aber von ihm und feinen Freunden nach allen

Richtungen zum Schutze Peters' ausgenutzt ist“. Nun gibt es ja noch ein schlagendes „Argument“, dem auch die widerborstigsten Peters-Nörgler sich beugen müffen, wenn anders fiel noch zu den „Staatserhaltenden“ gezählt und nicht in den Höllenpfuhl der Sozialdemokratie geschleudert werden wollen. Ich habe es bereits gestreift: die Tatsache, daß unter den Gegnern des Dr. Peters die Sozialdemokratie eine gewiffe Rolle spielt. Es ist in der Tat dahin gekommen, daß mit diesem „Argument“ ein fkrupelloser Terrorismus ausgeübt wird, dem schon um seiner denunziatorischen Unfauberkeit, einer dreisten Verlogenheit willen, auf das schärfste zu Leibe gerückt werden muß. Es ist dabei auf nichts geringeres angelegt, als mißliebige und unbequeme Meinungen überhaupt zu ersticken, indem man jeden, der sie zu äußern wagt – gleichviel zu welchen noch so entgegengesetzten Anschauungen er sich bekennen mag – einfach als „Sozialdemokrat“ oder „sozialdemokratischer Gesinnung verdächtig“, an den Pranger der staatserhaltenden Meinung nagelt. Dadurch soll einerseits das unbequeme und mißliebige

 Urteil in den Augen aller mit dem Rotkoller Behafteten – und deren Zahl ist Legion – diskreditiert, andererseits aber der Verbrecher am Allerheiligsten des staatserhaltenden Knallprotzen in feiner gefellschaftlichen und materiellen Existenz gefchädigt und dadurch mehr oder minder unfchädlich gemacht werden. Jeder anständig Denkende wird mir ohne weiteres zugeben, daß ein solches Verfahren nur als ein fchofles bezeichnet werden kann, daß es geradezu versumpfend auf unser gesamtes politisches und gesellschaftliches Leben wirken, es auf den Tiefstand schäbigsten Denunziantentums und unreinlichster Gesinnungsschnüffelei erniedrigen muß. Leider hat sich das so gekennzeichnete Verfahren bereits in einem Maße bei uns eingebürgert, daß es schon fast bewußtlos aus Bequemlichkeitsgründen gehandhabt wird. Wie lächerlich sich die Praktikanten dieser idiotenhaften Übung nebenbei machen, dafür ein Bewußtsein von ihnen zu verlangen, wäre erst recht vergebliche Mühe. So ahnt es auch die noble „Post“ nicht im entferntesten, welche komische Figur sie macht, wenn sie z. B. gegen die „Kölnische Zeitung“ ausholt: „Die ganze Stellung der „Kölnischen Zeitung“ im Petersprozeß dürfte auch unter den Lesern des Blattes felbst große Entrüstung hervorgerufen haben. Ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie waren diese Leser bisher nicht gewohnt.“ Und das nennt sich noch „politischer Kampf“, publizistische „Polemik“! Wenn nicht der Lachreiz fiegte, – ein anderer Reiz müßte einen dabei überwältigen. Die Akten zum Peters-Prozeß, das Material, über das die Regierung etwa sonst noch verfügt, werden noch immer sorgfältig in Verschluß gehalten. „Staatserhaltende“ Blätter ziehen daraus den Schluß, daß die Regierung – recht daran tut und dabei bleiben soll. Ob das nun gerade zugunsten ihres untadeligen Helden spricht? Peters Verdienste in Ehren. Sie stehen auf einem anderen Blatte. Ob er sich selbst der Rechtswidrigkeit seiner Handlungen bewußt war, ob er fie selbst moralisch richtig bewertet hat, als er fiebeging, mag dahingestellt bleiben. Seine Freunde täten am besten, auf mangelnde Einsicht in die moralische Strafbarkeit seiner Handlungen zu plädieren. Das wäre dann ein Manko in der Veranlagung und würde ihn insoweit nach unseren modernen wissenschaftlichen Erkenntniffen von den Gesetzen der Vererbung, den mit der Geburt überkommenen Präponderanzen und Einengungen unserer freien Willensrichtung entlasten. Statt dessen aber wird er als völkischer Heros hingestellt, als Triumphator über eine Meute minderwertiger Elemente gefeiert! Sogar deutsche Frauen und Jungfrauen, die doch sonst schon vor irgendeinem nackten Kunstwerk so leicht erröten, die in fittlicher Entrüstung ihr Familienblatt abbestellen, wenn es sexuelle Fragen in etwas freierer, wenn auch noch so hoch durch die Kunst geadelter Form behandelt, haben bewiesen, daß sie im Grunde doch einen recht gesunden Magen haben müffen, da sie ja die grobschlächtigsten und blutrünstigsten „Lagergeschichten“ anstandslos verdaut haben. Wenn aber ihr Blatt ihnen in Form eines Romans oder einer Reise-

 beschreibung auch nur ein paar Brocken solcher derben Landsknechtskost vorgesetzt hätte? Vielleicht – in erbaulichen Wandelbildern – die schwarzen Weiber zuerst in inniger Liebesumarmung mit den Konquistadoren, dann in angenehmem Wechsel unter der Nilpferd peitsche oder dem Galgen eben die fer ihrer Liebhaber von gestern und vorgestern? Wie dann, meine Damen? Vielleicht würden Sie sich auch dann – in Anbetracht natürlich der großen patriotischen Verdienste – für die Konquistadoren begeistern und Ihre

Begeisterung in ein glühendes Dankschreiben an die so zielbewußte patriotische und nationale Redaktion ergießen?... Oder begreifen Sie nun endlich doch, was sich eigentlich als das entscheidende Moment in der Beurteilung der Handlungsweise des Dr. Peters gegen die schwarzen Weiber darstellt? Vielleicht sticht Ihnen der – „Simplizifimus“ den Star? „Man verkehrt nicht erst geschlechtlich Und wird hinterher brutal!“ Es ist schon so, wie die Berliner „Volkszeitung“ schreibt: „Nun, für gewöhnlich imponiert die Energie des Mannes niemandem mehr als schwachen Weibern, die darin das Gegenstück defen verehren, was ihnen fehlt. So haftet der Bewunderung des „schlagfertigen“ Peters unzweifelhaft ein weibifcher Zug an. Der Mann, der selbst stark und energisch ist, hat an dieser Art Bewunderung keinen Anteil. Nur Schwächlinge bestaunen die Art von Kraftmeiertum, die in einem Peters in ihrer unschönsten Form zutage getreten ist. Denn die Kraft, die einem verständigen Manne imponieren soll, muß mit Weisheit und mit Maßhalten gepaart sein. Ist sie das nicht, so wirkt sie abstoßend, so erregt die Widerwillen, weil sie zu prahlerischem Mißbrauch verleitet. Sie wird zur erbarmungslosen Grausamkeit. Die Kraftmeierei dieser Art ist es, die in den beiden Disziplinarurteilen gegen Peters richtig erkannt und angemeffen be- und verurteilt worden ist.“ Peters kann man zur Not aus sich selbst begreifen. Der PetersSchwarm aber ist nichts weiter als die Maffenpsychose einer degenerierenden Kultur. k se ... Hatten wir in deutschen Landen wirklich keinen Anderen, dem Sympathie und Verehrung darzubringen, die „Forderung des Tages“ gebot? Schuldeten wir niemand mehr Dank? – Indes man den Dr. Peters als neuen Volkskönig auf den Schild erhob, er sich von einer tosenden Menge umjubeln ließ, zog ein anderer, ein Held, auf leisen Sohlen von dannen. Verzichtete auf neues Amt, verzichtete auf besondere persönliche Ehrung durch einen Kaiser. Als freier Mann. In der Werkstatt des Gedankens, wo schöpferische Arbeit glühende Volksliebe, treue, ernste Mannes hingabe heischt, konnte sich keiner zu ihm aufrecken. Aber im Kampf gegen süßlich-reizende Einflüsterung, auf Hintertreppen wohlangelegte Minen war er wehrlos wie ein Kind. Er überragte

Türmers Tagebuch 687 sie alle. Das war eine Schuld. Er konnte Talmi nicht Gold nennen. Das war sein Verhängnis. Zur Strecke gebracht. Von den Minderen. Und den Mammonfürchtigen. Nun, Graf im Bart! Wenn du auch weichen mußtest: – den Geist, der noch um deine Werkstatt weht, den wollen wir nimmer ziehen laffen! Mahnen wollen wir, die sich getrauen, weiterzuformen und zu vollenden, was du begonnen, was noch die frischen Spuren deiner feinen Hände trägt. Und Rechenschaft fordern von den gar Kühnen, wenn sie fich größerer Dinge vermaßen, als armseligen Künsten gegeben war! – – Beim Grafen Posadowsky steht alles, was noch im deutschen Volke deutsch-adelig denkt und fühlt. Mag deren Schar heute vielleicht auch abseits stehen von dem lauten Markte, allwo der geriffenste Händler die teuersten Kunden fängt und die pfiffigsten „nationalen“ und „patriotischen“ Geschäftchen macht: – es find doch die Besten. Und: ... wer den Besten feiner Zeit genug Getan, der hat gelebt für alle Zeiten!

-. -. “FFFT Johannes Trojan Von Erich Kloff m 14. August wird Johannes Trojan 70 Jahre alt. Ein reich gefegnetes und harmonisch abgeschloffenes Leben liegt hinter diesem Manne, der uns in gleicher Weise sympathisch ist als langjähriger Leiter des altbekannten politischen Witzblattes „Kladderadatsch“, wie als Sänger des Weines und edler Lebensfreude, als Dichter vieler finniger Kinderlieder und Schöpfer einer stattlichen Reihe prächtiger Humoresken in Vers und Prosa. Trojans Eigenart ist „echt deutsch“. Das bedeutet in diesem Falle Gemütstiefe, Innigkeit und Sinnigkeit, Freude am harmlosen Scherz, der niemals gallige Bitterkeit oder gallische Schärfe aufweist; das bedeutet ferner Freude an der Natur, an Heimat und Vaterland und bei aller Heiterkeit ernste, in sich gefestigte Lebensauffaffung, Bescheidenheit, Fleiß und Treue. Mit solchen Tugenden ausgerüstet, kann man schon ein Stück vorwärts kommen in der Welt, und Trojan ist tapfer und unbeirrt seinen Weg geschritten, so dornenvoll und gefährlich auch der Beruf eines Mannes ist, der seit Jahrzehnten jede Woche den so vielseitigen und oft gefährlichen Inhalt eines ersten politischen Witzblattes mit feinem Namen zu decken hat. Aber unser Dichter handelte nach der Devise „Halt' deine Augen offen Und bleib' getreu dem Recht. Steh' fest auf deiner Stelle, Was auch um dich gescheh'! Es kommt schon eine Welle, Die nimmt dich in die Höh'.“ Er hat immer an seinen guten Stern geglaubt, und sein Hoffen hat ihn nicht betrogen, wenn's ihm auch nicht übermäßiges materielles Glück gebracht hat. Was er erstrebte,

hat er aber erreicht. „Wenn ich heute zurückschaue“, – sagt er in einer selbstbiographischen Skizze – „muß ich sagen,

Kloff: Johannes Trojan 689 daß ich im ganzen doch bekommen habe, was ich mir am meisten wünschte.“ Freilich weiß jeder, der Johannes Trojan kennt, daß diese Wünsche bescheidener Art find. Am Schluffe eines Bandes seiner ernsten Gedichte stehen als kurzgefaßter Extrakt einer Ansicht die bezeichnenden Verse „Von allem das Best" Ist ein Herz, heiter und fest, Ein gesunder Leib, Ein liebes Weib Und ein kleines Eigen! Wer das hat, mag sich freuen und schweigen.“ Und wie stolz-bescheiden klingt es, wenn Trojan, der mehrmals vom Fürsten Bismarck zur Tafel geladen war, sagt: „Daß mir dieses beschieden ward, würde ich nicht hingeben für alles Gold der Welt.“ So kann nur einer sprechen, dem das Verständnis für Bismarcks Größe und Bedeutung voll aufgegangen war. Und in der Tat hatte der „Kladderadatsch“ und mit ihm Trojan die zukünftige Bedeutung des Fürsten für Deutschland und die Weltpolitik früh vorausgesehen! Trojan selbst hat im Laufe der Jahre nicht weniger als 84 Bismarckdichtungen in diesem Blatte veröffentlicht (vgl. „Die Bismarckgedichte des Kladderadatsch“. Berlin, A. Hofmann & Ko.). Freilich fehlte es auch nicht an gelegentlichen Trübungen des freundschaftlichen Verhältniffes; denn wenn Bismarck besonders feine innerpolitischen Pläne durchkreuzt oder aufgehalten glaubte, so bewies er, der sonst ja ebenfalls einen ausgeprägten Sinn für Humor und Satire besaß, daß er auch manchmal keinen Spaß verstand und selbst vor Anklagen nicht zurückschreckte. Gerade Trojans gewandte und dem Versöhnlichen zugeneigte Feder aber renkte die Sache immer wieder ein, und je weiter Bismarck auf seiner Ruhmesbahn schritt, desto größer ward auch der Zoll der Verehrung, den Trojan und der „Kladderadatsch“ dem großen Staatsmanne darbrachten. Nicht ohne Absicht habe ich Trojan in feiner Eigenschaft als politischen Dichter hier an erster Stelle kurz beleuchtet. Sagt er doch selbst: „Meine schriftstellerische Haupttätigkeit lag ja auf dem Gebiete der Politik.“ Dann aber fährt er fort: „Natur auch und Haus und Heim haben zu vielem mich angeregt, und auch nicht wenige Kinderlieder habe ich gedichtet.“ „Ein bißchen Übung in der Reimschmiedekunst und Versdrechselei“ hat der Dichter nach feinem eignen Wort neben einem Humor ja bereits bei feinem Austritt aus dem Elternhause auf die Lebensreise mitgenommen. Seiner engeren Heimat Danzig hat er dann manches schöne Denkmal in Vers und Prosa gesetzt. Vor allem in der tief empfundenen Erzählung „Ein Kaufmann von alter Art“ (enthalten in dem Buche. „Von einem zum andern“. Verlag G. Grote in Berlin). Es ist eine edle Huldigung für die Manen feines Vaters, der in Danzig Kaufherr war. Den Sinn für seine Heimat, für die Natur und für die Schönheiten des deutschen Vaterlandes überhaupt hat sich der Dichter stets frisch bewahrt, – trotzdem er

690 Kloff: Johannes Trojan seit 48 Jahren in Berlin wohnt. Bezeichnend find Trojans Verse unter der Überschrift „Glockenklang“: „Der Heimat denk' ich, der Jugendzeit, Als die Glocken klangen in Freud' und Leid! In manche Stunde, so froh, so bang, Wie schallte mächtig hinein ihr Klang! LÜber der Großstadt feinernem Meer Ist die Luft so fumm, ist die Luft so leer. Unten Drängen, Lärmen und Toben, Und keine Stimme ruft von oben.“ Dabei hat er es möglich gemacht, ein gut Stück Welt zu sehen. Er kennt West- und Ostpreußen mit ihrem Ostseestrande genau, er ist oft in das Rhein- und Moselland gefahren, auch über die Alpen, nach Schottland, nach Norwegen und selbst nach Amerika bis weit hinauf in den Norden der Provinz Ontario gekommen und hat im wilden Urwald Pflanzen gesammelt. Denn Trojan ist von Hause aus Naturwissenschaftler und all sein Lebtag ein eifriger Botanikus geblieben. Aus feinen Reifen ist viel von dem entsprungen, was er in Verse gebracht hat. In zahlreichen Rheinund Moselliedern ernsten und heitern Inhalts ist er vor allem aber ein Sänger des Weines geworden, und diese Dichtungen, zumal haben eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Wie eigenartig der Dichter empfindet, wenn er in jenen gesegneten deutschen Landstrichen weilt, das mag uns eine kurze stimmungsvolle und poetische Schilderung zeigen. Trojan schreibt (vgl. „Der Sängerkrieg zu Trarbach“. Verlag Georg Balmer, Trarbach a. Mosel): „Wie oft habe ich das holde Moseltal besucht, wenn die Rosen blühten und die Nachtigallen schlugen! Und wieviel Rosen gab es da: weiße und rote und goldgelbe, kleine und große, Rosen von allen Arten. Wie manchen guten Trunk habe ich getan zwischen den Rosen in einem Garten und wie manchen

auch unter den Rosen im Keller unter dem Garten. In der Kellerkühle an den vollen Fäffern probierte man Alten und Neuen, und hübsch war dabei zu denken daran, daß über einem die Rosen blühten. „Und wenn dann aus dem Keller. Wie schien uns Sorgenlosen Aufstiegen wir ans Licht: So schön die Welt zu sein! Noch niemals glänzte heller Das kam von all den Rosen, Der Tag uns ins Gesicht. Vom Frühling und vom Wein...“ Vor mir standen alle die hübschen Orte, die ich so oft besucht hatte, das kleine Riesbach, das zu erzählen weiß von der Veste Mont Royal, die einst hoch über ihm lag, das nette Wolf, Litzig mit seinen alten Häusern, das reizende Enkirch, und über den Bergen Bernkastel, wo der berühmteste aller Doktoren zu Hause ist. Aber Enkirch brachte ich ein Glas dar von dem Wein, der dort gewachsen ist, und gedachte manchen frohen Tages, an dem ich dort geseffen habe in luftiger Gesellschaft in dem Wirtshause, von dem ich gesungen habe:

 „Zu Enkirch im Anker, Ein Labfall der Kehle, Da gibt's einen Wein, Ein Bad für die Seele! Der könnte nicht blanker, Zu Enkirch im Anker, Nicht duftiger fein. Gern kehr' ich da ein.“ Der Gedanke an die Heimat verläßt den Dichter nicht, selbst als er spät abends im Urwalde, im Nordgebiete des Ontariosees, in einer Herberge übernachtet. „Als ich nach dem Effen vor die Haustür trat, wurde mir eigen zumute beim Anblick des Sternhimmels, der über der schweigenden Wildnis sich wölbte. Es waren aber die Sterne der Heimat.“ – Sein ausgeprägter Sinn für Haus und Heim und Familie, ließ ihn zum Freunde der Kinderwelt werden. „Die kleinen Erdenbürger,“ sagte er mir einmal, „sind mir das liebste Publikum.“ Es klingt eine Saite in einer Seele besonders hell wieder, wenn er von der Kinderwelt fingt; es ist ein Nachhall der eignen kindlich-heitern und naiven Empfindung. Er weiß, daß „froher Kinder Lachen unholde Stunden kann zu holden machen“. Und er meint von den Kleinen: „Nicht Erziehung nur fordern sie, Heichen nicht Sorgen nur und Müh": Sie erziehen auch das Elternpaar, Machen dieses und das ihm klar, Unterrichten die Mutter in der Geduld, Stellen den Vater an sein Pult Und halten ihn scharf zur Arbeit an, Machen ihn zeigen, was er kann.“ Von den vielen Kinderliedern des Dichters find 36 komponiert worden, davon viele mehrmals und von verschiedenen Komponisten. Überaus viel und gern gelesen werden natürlich die rein humoristischen Arbeiten Trojans. Hier kann er neben seiner starken fatirisch-poetischen Begabung auch ein ungewöhnliches Geschick in der Verskunst in allen Farben spielen laffen. Aber wie bei seinen politischen Satiren, so hat seine Art auch hier nirgends etwas Verletzendes; ein Witz ist nicht von ätzender Schärfe, sondern wohltuend und befreiend, und man merkt, daß es ihm immer nur gilt, die kleinen und großen Schwächen der Menschheit in harmloser Weise zu verspotten oder den Dingen eine komische Seite abzugewinnen. Gern geißelt er alles Übertriebene und verspottet die Blasiertheit der Hypermodernen, wenn er z. B. „Hermannia die Zerstreute“ fingen läßt: „Daß an dem Mai etwas fei zu fehn, Das halt” ich für eine Flaufe. Nur schlechte Dichter finden ihn schön, Zum Beispiel Goethe und Kraufe. Besonders verdrießt's mich, wenn ich hör' Der Vögel garstiges Zwitschern. Ich wollte, daß es recht derbe frör" Und ich könnt” auf der Eisbahn glitschern.“

 Oder „Rosaurus Lieblich“: „Es ging der Tag von dannen Kaum zu dem kleinsten Liede So müd", so scheideweh. Noch find' ich einen Ton. Es rauschen die müden Tannen Ich bin so müde, so müde – – Uber dem müden See. Soeben schnarcht' ich schon.“ LÜber nichtssagende Ausdrücke macht sich der Dichter lustig, z. B. in dem bekannten Scherzgedicht von dem Vater mit dem Sohn, die auf der „Höhe der Situation“ stehn, oder in der „Intereffensphäre“: „In Afrika, weit vom Meere, Da ist noch gar nichts zu machen, Von jeder Gefittung weit, Alles ist wüst ringsum; Liegt eine Int’reffensphäre Hyänen stehn da und lachen In schauriger Einsamkeit. Und wifen felbst nicht, warum.“ Der polizeilichen Reglementierung geht er in dem originellen Gedicht „Offiziöser Frühling“ zu Leibe; er glofiert Mißstände mannigfaltigster Art, wie z. B. in den Gedichten. „Der Beschwerdeweg“, „Überall Skat“, „Die Auflösung des Verwaltungsrates“ u. a. m, und besonders gern kühlt er sein Mütchen an den Weinfälschern und Weinpantschern. Auch ganz groteske Verse finden sich, wie z. B. bei den „Verhaltungsmaßregeln für die Pilzzeit“: 1. Warnung vor der Lorchel Wenn durch die Pilzwelt du ficher willst gehn, So pflücke die Morchel, die Lorchel laß fehn. 2. Wie sich die Morchel von der Lorchel unter fcheidet Du kannst sie unterscheiden, die beiden, leicht und schnell: Die eine

fängt mit M an, die andere mit L. 3. Gut für alle Fälle Willst du, ob ein Pilzgericht giftig ist, ermeffen, Laß davon zur Probe erst einen andern effen. Unter seinen Prosa-Humoresken vollends finden sich Stücke, bei denen niemand ernst bleiben kann, es sei nur an so unvergleichlich komische Schilderungen erinnert, wie „Aufbruch zur Sommerreise", „Wie man einen Weinreisenden los wird", „Zirkus im Dorf", „Zwölf Treiber und doch nichts", „Am Wahltisch" usw. Anhaltspunkte für den Lebensgang des Dichters gibt er selbst uns in allerlei heiteren selbstbiographischen Abriffen. Von seiner eignen Geburt erzählt er: „Ich bin am 14. August 1837 in Danzig geboren als Zwilling, eine Stunde nach meinem Schwesterchen. Viel Lebenszeichen gab ich nicht von mir. Die Wehmutter fagte: „Es braucht nicht ein zweites Bettchen angeschafft zu werden, das junge Herrchen wird seine Augchen bald wieder zumachen." Es machte sie aber nicht wieder zu, außer zum Schlafen, fondern behielt sie sonst hübsch offen." Nach einer abwechselnd in Freud' und Leid, im ganzen aber doch recht glücklich verbrachten Jugend, bezog Johannes

Kloff: Johannes Trojan 693 Trojan 1856 die Universität Göttingen, um Medizin zu studieren. Nach fünf Semestern aber sattelte er in Berlin um und wandte sich dem Studium der deutschen Philologie zu. „Ich hatte", sagt er, „immer den geheimen Gedanken gehabt, Schriftsteller von Beruf zu werden. Ich weiß nicht, wie ich auf diese verrückte Idee gekommen bin, aber es war einmal so." – Wie den meisten literarischen „Volontären" ging es auch ihm in der ersten Zeit schlecht. Bald aber wurde man aufmerksam auf den jungen Humoristen, und Adolf Glaßbrenner, der damals die Berliner Montagszeitung herausgab, zog ihn als Mitarbeiter heran. Beim „Kladderadatsch" erhielt er dann seine nächste Anstellung – mit acht Talern monatlichen Gehalts! So war der Bann gebrochen und Johannes Trojans Ruf wurde allmählich größer. Zu Ernst Dohm und Ludwig Kalisch, den unvergeffenen Berliner Humoristen und Kladderadatsch-Redakteuren, trat er auch in persönliche Beziehungen, bis er später selbst zum Chefredakteur emporschritt. Ein eignes Heim gründete sich er 1866. Nachdem ihm seine erste Gattin durch einen frühen Tod entriffen war, schloß er einen neuen Ehebund. Kinder und Enkel schmücken und beleben das Alter des Dichters, dessen Herz seinem Heim und allem, was damit zusammenhängt, innig zugewandt ist. Ein Optimismus von verständiger Art ist ihm stets zu eigen geblieben; er bezeichnet dies „väterliche Erbteil" aber beffer als „eine gewisse Seelenruhe, die es macht, daß man stillhält im Leiden, die Augen offen hält und unverzagt bleibt". So trug er es auch mit gutem Humor, als ihn, den Sechzigjährigen, im Jahre 1898 in der Ara der „Majestätsbeleidigungen" eine zweimonatliche Festungshaft traf wegen eines im Kladderadatsch erschienenen Bildes, wofür er die Verantwortung hatte. Darin war eine der Ansprachen des jetzt regierenden Kaisers in recht harmloser Weise glofiert. Er sah dies Unglück, wie er selbst gesteht, als ein Glück an; denn er kam dadurch wieder in Beziehung zu seiner Heimat Danzig, in deren Nähe (auf der Festung Weichselmünde) er diese acht Wochen Haft „absaß". Die Frucht war ein sehr hübsches Buch „Zwei Monate Festung" (Berlin, G. Grotes Verlag), das in kurzer Zeit mehrere Auflagen erreichte. So hatte die Affäre doch einen Vorteil für ihn. Man braucht dem jetzt Siebzigjährigen nicht zu wünschen, daß ihm sein Humor erhalten bleibe; denn er jetzt feiner letzten kurzen Selbstbiographie das Motto voraus: „Etwas Beff'res gibt's auf Erden nicht, Als ein fröhlich Menschenangesicht. Das mögest du alle Tage fehn, Frühmorgens und vor dem Schlafengehn, Und wo du weilt und wohin du ziehst, Und wenn du in einen Spiegel fiehst." Aber Gesundheit und rüstige Schaffenskraft möge Johannes Trojan noch lange beschieden sein!

694 Friedrich Vischer Friedrich Vischer ei der Feier von Friedrich Theodor Vischers 100. Geburtstage (30. Juni) handelt es sich um kein papiernes Jubiläum, durch das ein geistig Toter künstlich zu kurzem Scheinleben erweckt werden soll. Nein, Vischer wirkt durch feine Werke fort, von denen manche, wie der Roman „Auch Einer", heute mehr als zu feinen Lebzeiten gelesen find, und die vielfältigen Anregungen, die er gegeben hat, find für die Gegenwart nicht verloren. Er weilt noch mitten unter uns als Denker und Dichter, als Asthetiker und Kritiker, als Lehrer und Exzieher und nicht zuletzt als charaktervolle, scharf ausgeprägte Persönlichkeit, die das Recht auf Individualität nachdrücklich zu behaupten gewußt hat. Die Grundlinien seines äußeren Lebens find rasch gezogen. Der Sprosse einer altwürttembergischen Theologen- und

Beamtenfamilie, in Ludwigsburg als Sohn eines hochachtbaren Geistlichen geboren, der allzu frühe das Zeitliche fegnete, ward er durch die mißliche finanzielle Lage seiner Mutter ohne Rückficht auf seine Neigungen der kostenlosen Seminarerziehung überliefert. Auf vier Jahre humanistischer Vorbildung in der Klosterschule Blaubeuren folgten fünf philosophischen und theologischen Studiums im Tübinger Stift. Eine glänzende Laufbahn in der heimatlichen Kirchenhierarchie winkte ihm. Aber die Hegelsche Philosophie zog ihn mehr und mehr von der Theologie ab. Und doch fand fein Geist auch in der Philosophie noch nicht volle Befriedigung. „Ich philosophiere gern, bin aber kein Philosoph. Meine Gedanken gehen zu fchnell.“ Diese Worte, die Vischer feinem Albert Einhart (in „Auch Einer“) in den Mund gelegt hat, paffen auch auf ihn selbst. So bildete sich der junge Magister und Doktor durch Anschauung von Kunstwerken auf Reisen und eifriges Selbststudium allmählich zum Asthetiker und Kunstschriftsteller um. Jetzt war er ganz in seinem Elemente. Von Tübingen aus, wo er der Reihe nach als Privatdozent, außerordentlicher und ordentlicher Professor die Studenten durch feinen sprudelnden Geist und feinen belebten freien Vortrag hinriß, verbreitete sich fein Ruhm durch Deutschland. Dann weilte er 11 Jahre (1855-66) als Professor der Asthetik und Literaturgeschichte in Zürich, und in der Fremde entwickelte er sich vollends zum anerkannt ersten Meister feines Fachs. Als die Heimat wieder feiner Dienste begehrte, folgte der treue Sohn des Schwabenlandes diesem Rufe. Aber die engen Verhältniffe des kleinen Tübingen bedrückten ihn, und so zog er die Stellung eines Lehrers am Stuttgarter Polytechnikum vor. Hier war ihm ehren- und erfolgreiches Wirken bis ins höchste Greisenalter beschieden. Die Feier feines 80. Geburtstags erbrachte den überwältigenden Beweis, welche Fülle von Liebe und Achtung er genoß. Wenige Monate später - es war am 14. September 1887 - schloß er in Gmunden am Traunsee die Augen für immer. An einem stillen Plätzchen des dortigen evangelischen Friedhofs ruht er aus von den Mühen und Stürmen des Lebens. Die Asthetik war ein offizieller Beruf, und darum läuft er nicht mit Unrecht als Asthetiker Vischer. Aber mit dieser Bezeichnung ist weder fein Wesen noch eine Bedeutung irgendwie erschöpft. Seine umfangreiche „Ästhetik“ hat ihm zuerst einen wissenschaftlichen Namen gemacht: ein Werk erstaunlichen Fleißes und gewaltiger Denkkraft, wenn auch als System schon lange veraltet, fo doch in den Einzelausführungen noch heute eine viel benutzte Fundgrube universellen Wiffens. Er wollte damit den Zweiflern unter feinen Amtsgenoffen

Friedrich Vischer 695 den vollgültigen Beweis feiner Gelehrsamkeit erbringen. Aber mit Gelehrsamkeit allein war es ihm durchaus nicht getan. „Vischer wollte etwas anderes sein als der sprichwörtliche deutsche Profeffor. An diesem übte er seinen beißenden Witz.“ So heißt es bei seinem ältesten Biographen Wilhelm Lang. Und etwas anderes als der Kathedergelehrte war der Mann auch wirklich, der von fich rühmen konnte: „Ich habe in allem, was ich lehre, nie einen Lehrer gehabt.“ Sein großer Lehrmeister war vielmehr das Leben, defen Schule er niemals entwachsen ist. Er tummelte sich mit Luft in der öffentlichen Arena, und fiel wurde ihm zum Jungbrunnen des Geistes, zum fählenden Bade für feine wifenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen. Als junger Dozent beteiligte er fich leidenschaftlich an den in feiner engeren Heimat durch „Das Leben Jesu“ feines Freundes Strauß entfachten religiösen Kämpfen. Er zog sich den unversöhnlichen Haß feiner Gegner zu, die nicht rasteten, bis sie zuerst feine zweijährige Suspendierung vom Lehramt bewirkt und ihn schließlich aus Tübingen vertrieben hatten. Dann stürzte er sich kopfüber in die Wogen der Politik. Im Jahre 1848 ließ er sich in die Frankfurter Nationalversammlung wählen. „Ich war trunken, wie billig, vom Weine der Zeit und unklar wie alle Welt“, sagte er von sich selbst. Und Strauß schrieb über ihn gar an einen Freund: „Er hat kein Quentchen politischen Verstand bei so großen sonstigen Geistesund Herzens gaben. Aber gerade die letzteren und die Phantafie verdunkeln ihm die praktische Einficht.“ In der Tat fühlte er sich in Frankfurt nicht recht an feinem Platz. Aber feine selbständige Haltung gereichte ihm wenigstens zu hoher Ehre. „Ich laffe mich nicht zum Parteifimpel machen“, erklärte er einmal feinen Wählern. Später fuhr er fort, die Politik mit warmem Herzensanteil zu verfolgen und in feiner impulsiven Weise zu kommentieren. Als endlich Klärung in den widerspruchsvollen Gang der wandlungsreichen deutschen Zeitgeschichte kam, da gelangte Vischer auch mit fich ins reine. „Steure nur hin, mein Schiff, ins preußische Waffer!“ rief er 1867

in den „Epigrammen aus Baden-Baden“ sich selbst zu, und zugleich sagte er sich energisch von den großdeutsch gebliebenen Demokraten los. Von einem guten Kriege erhoffte er, daß er den schlimmen von 1866 und die Mainlinie korrigiere. Er faßte die Entwicklung der Dinge wie ein Drama mit Schuld und Sühne auf; Bismarck erschien ihm als ein tragischer Held, der schuldvoll zu handeln gewagt habe. Wie triumphierte Vischer, als er nun wirklich den guten, den heiligen Krieg erleben durfte und mit ihm die Erfüllung einer patriotischen Wünsche! Der Dreiundsechzigjährige dachte einen Augenblick daran, selbst ins Feld zu ziehen. In den bedeutsamen württembergischen Landtag von 1870 wollte er fich wenigstens wählen laffen, unterlag jedoch gegen den Erzdemokraten Hopf. Im neugezimmerten Reiche hielt Vischer von hoher Zinne herab als strenger Kulturwächter Ausschau, stets bereit, die Feinde zu bekämpfen, von welcher Seite sie auch kamen. Unbarmherzig rückte er dem niedrigen Wucherfinn, der schnöden Erwerbsgier, dem ideallosen Prozentum auf den Leib. Nichts, was im öffentlichen Leben vorging, war ihm zu geringfügig, um fich damit zu beschäftigen, um die Feder in Bewegung zu setzen. Er hielt es für keinen Raub an seiner Gelehrten würde, wenn er als Tagesschriftsteller in den Spalten der Tageszeitungen feine Meinung kundgab. Der Verfaffer der monumentalen „Ästhetik“ schrieb über Nahrungsmittelverfälschung und Weinpanscherei, predigte gegen die Torheiten der Mode und strafte die Fußflegeleien von Engländern und Deutschen in den Eisenbahncoupés. Aber welchen Gegenstand er auch

696 Friedrich Vischer aufs Korn nahm, stets wußte er ihm höhere Gesichtspunkte abzugewinnen, und stets war die Quelle feiner Kritik eine starke Erregung eines fittlich empörten Herzens. So durfte ihm Gottfried Keller mit Fug und Recht zu feinem 80. Geburtstag die Worte zurufen: „Bleibe noch manches geräumige Jahr der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!“ Eben die Verbindung von hervorragenden wissenschaftlichen Eigenschaften mit der Welterfahrung eines im Wirklichkeitsleben durchaus heimischen Mannes ist es, was die Lektüre von Vischers zahlreichen Schriften und Abhandlungen fo genuß- und gewinnreich macht. Ein Drittes, nicht minder Wichtiges kommt allerdings noch hinzu: der angeborene, durch gründliche Übung geschärfte Künstlerfinn und Künstlerblick. Ohne diesen hätten wir weder eine schönen kunsthistorischen und kunstkritischen Betrachtungen noch feine für alle Zeiten gültigen literarischen Wertbestimmungen. Um auf den ersten Blick die poetische Nichtigkeit von Herweghs vielbewunderten Gedichten, die Unvergänglichkeit der Schöpfungen eines Eduard Mörike oder Gottfried Keller zu erkennen, reichte keine noch so hoch entwickelte logische Denkkraft und dialektische Gewandtheit hin: dazu bedurfte es des untrüglichen Künstlergefühls. Daß in Vischer felbst der schöpferische Drang so stark gewirkt hat, ist gerade für den Althetiker ein Segen gewesen. Nur so konnte er zu jener fruchtbaren Art von Kritik gelangen, die dem Negativen sofort das Positive an die Seite setzte und nicht nur aufzeigte, was falsch sei, sondern auch mit Anderungsvorschlägen bei der Hand war. Für ihn selbst ging es freilich bei dieser wissenschaftlichen und künftlerischen Doppelbegabung nicht ohne inneren Zwiespalt ab. „Ich gehöre zu den Naturen, welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen find“, sagte er von sich. Als Knabe hatte er eine Zeitlang davon geträumt, Maler zu werden. Dann warf er sich der Poesie in die Arme, weil ja die Ausübung dieser Kunst sich eher mit dem ihm aufgedrängten theologischen Berufe vertrug. Die Zweifel, ob er wirklich ein Dichter sei, wollten nicht von ihm weichen; aber schließlich kehrte er immer wieder zur Muse zurück. Keine sekundären Beweggründe leiteten ihn dabei, ihn trieb die innere Notwendigkeit. Zwischen der Jugendzeit und den Alterstagen lagen lange Jahre, in denen das Feuer nur unter der Asche fortglimmte. Aber dann fehlug es wieder empor zur lodernden Flamme. Als Greis tat er die letzte Scheu ab, fich offen zum Poeten zu bekennen – jene Scheu, die gerade den gerne befällt, den die Welt als einen Großen in einem andern Fache kennt. Daß von den beiden Seiten feiner Natur die wissenschaftlich-kritische noch reichere Früchte getragen hat als die künstlerische, ist gewiß, und ebensowenig läßt sich verkennen, daß seine Poesie zuviel Bewußtes an sich trägt. Aber Ursprünglichkeit der poetischen Begabung ist doch vorhanden, wenn auch durch ein zweites, färkeres Talent zugedeckt. Mag man auch einem Teil feiner Erzeugniffe, wie den Satiren auf Goethes Faust und den Gesängen Schartenmayers, nur

Kuriositätswert zubilligen: dem Dichter der „Lyrischen Gänge“ und des „Auch Einer“ bleibt ein Ehrenplatz in der Geschichte unserer schönen Literatur gesichert. Welch einen geistigen Reichtum umschließt jenes Buch, der lyrische Ertrag eines ganzen, langen Lebens, welche Fülle von Tönen vom Erhabenen bis zum Burlesken, von den echten Gefühlsweisen des Lieds bis zur prunkvollen Schilderei, von schlichten Versen bis zur virtuosen Sprach- und Reimkunft! Vor allem aber welch ein Gedankengehalt! „In diesen Gedichten“,

.| | | | | Johannes Trojan (T)

-. „NTS" 0 US

Neue Goethe-Schriften 697 heißt es bei Richard Weltrich, „ist ein ungeheurer Ernst, die ganze Schwere des Menschenlebens, eine streitvolle Bewegung der Seele und eine nicht gerade felten in die düstersten Farben getauchte Stimmung niedergelegt“. Und nun vollends Vischers „Auch Einer“, ein Werk, dessen barocke Form die Einreihung in irgendeine literarische Gattung nicht zuläßt! Nimmt man es als Roman, so muß man hinzufügen, daß es ein schlechter ist. Denn wenn man auch die regelwidrige, aber wenigstens planmäßige Komposition gelten läßt, so bleibt doch die novellistische Erfindung unter allen Umständen schwach. Und dennoch gehört dieses Buch zu unfren kostbarsten literarischen Besitztümern. Es steckt darin eine außerordentliche Kraft des Gedankens, eine ungewöhnliche Befähigung, fich in merkwürdige Seelenzustände zu vertiefen. Wer freilich diese Tragikomödie eines an den „Tücken des Objekts“ zugrunde gehenden Idealisten ganz würdigen will, der muß den rechten Sinn für stark subjektiv gefärbten Humor befitzen. Vischer zählt ohne Frage zu unseren ersten Humoristen. Am nächsten steht er Jean Paul; enge Beziehungen verknüpfen ihn aber auch mit älteren Jahrhunderten. Er hat im Jahre 1881 an Richard Weltrich geschrieben: „Ich bin zu spät geboren mit meiner einen, breiteren Seite: ich hätte mit den Hutten und Fischart zusammen gehört.“ Daran ist etwas Richtiges. Es ist jedoch nur eine halbe Wahrheit. Vischer hat seiner eigenen Zeit im vollsten Maße Genüge getan. Er war ein moderner Mensch, mochten auch die Wurzeln seines geistigen Wesens in entlegene Kulturperioden zurückreichen. Rudolf Krauß AGNeue Goethe-Schriften G" - Dieser Name hat einen wunderbaren Klang. Feierlich erhebend und liebevoll. Es liegt darin eine heiße Sehnsucht nach dem Großen, Schönen und Wahren, die Rückkehr zum Echten und Ewigen. Noch immer ist dieser edel Menschlichste aller Menschen der Mittelpunkt aller Kunst und Weisheit, die machtvollste Station in der Entwicklung des Menschengeistes. Wie die Erforschung der uns umgebenden Natur mit ihren Geheimniffen, ist auch das Studium Goethes unerschöpflich. Und wenn man gelegentlich über das Anschwellen der Goethe-Literatur geklagt hat, so galt das mehr ihren Auswüchsen. Die Gemeinde, die im Geiste des großen menschlichen Befreiers zu leben und zu wirken trachtet, wächst allgemach. Immer weiter dehnen sich die Kreise, die fich an der Gefolgschaft des Weisen beteiligen. Und wenn wir in dieser Richtung fortschreiten, dürfen wir hoffen, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, in der Goethe zu den Daseinsbedingungen jedes einzelnen Menschen gehört. Ich sage: wenn... Dem Goethe-Sehnen unserer Tage ist auch die neuere Goethe-Literatur im weitesten Maße entgegengekommen. Namentlich die Literatur, die der großen Menge ein Führer sein will zu den Höhen goethescher Kultur, ist in den letzten Jahren bedeutend angewachsen. Pedanterie und Kleinkrämerei sind freilich aus der gelehrten Goethe-Forschung noch immer nicht ganz geschwunden. Aber ein frischer, belebender Geist beginnt auch hier feinen heilsamen Einfluß geltend zu machen. Der Türmer IX, 11 45

698 Neue Goethe-Schriften Hinan zu Goethe! Dieser Ruf beginnt in alle Schichten des Volkes zu dringen. Hinan zu Goethe - das ward auch das Leitmotiv des größten Teiles der neueren Goethe-Schriften. Man hatte erkannt, daß in der GoetheForschung eigentlich zuviel über Dinge geredet worden ist, von denen die große Menge nichts profitieren konnte. Jetzt sucht man das Verfehlte mit Eifer nachzuholen. Man will Goethe endlich zum Vertrauten des deutschen Volkes machen. Von diesem Gedanken ging Wilhelm Bode aus, als er die Vierteljahrsschrift „Stunden mit Goethe“ begründete, die jetzt schon im dritten Jahrgang bei Mittler & Sohn, Berlin, erscheint und in jeder Weise ihrem schönen Programm, die breite Öffentlichkeit mit den

Lebenswerten unseres größten Genius bekanntzumachen, getreu geblieben ist. Ahnliche Ziele verfolgt Fritz Lienhard mit feinen „Wegen nach Weimar“. Auch die GoetheGefellfchaft in Weimar wird mit einem von Erich Schmidt besorgten fechsbändigen „Volks-Goethe“, der im nächsten Jahre erscheinen soll, ihrer Pflicht nachkommen, immer weitere Kreise mit Goethe vertraut zu machen. Mit Hilfe des Allgemeinen deutschen Schulvereins und der Deutschen DichterGedächtnis-Stiftung in Hamburg wird diese Publikation eine weite Verbreitung finden. Für finngemäße Verbreitung von Goethe-Kultur tritt auch die zum 75. Todestag des Dichters bei Konrad W. Mecklenburg, Berlin, erschienene kleine Schrift „Der Volks- Goethe“ ein. Und schließlich verdient auch Otto Julius Bierbaums schöner Goethe-Kalender (Theod. Weicher, Leipzig) hier Erwähnung, der sich rasch die Gunst der Goethefreunde erworben hat und alljährlich zur Weihnachtszeit mit Spannung erwartet wird. – Der Verlag von Schulze & Ko. in Leipzig ist mit einem Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk hervorgetreten. Dieses hübsche Werk ist eine fortlaufende illustrierte Biographie des Dichters. Goethe selbst und feine Angehörigen, Verwandte, Bekannte und Persönlichkeiten, die zu dem Dichter in Beziehung gestanden haben, lernen wir im Bilde kennen. Ebenso alle Örtlichkeiten, die Goethe durch feine Anwesenheit geweiht hat. Die Bilder find durchweg auf gutem Kunstdruckpapier wiedergegeben und mit Verständnis ausgewählt. Der erklärende Text wurde von Franz Neubert gewifenhaft nach den Ergebnissen der neuesten Forschung bearbeitet. Jeder Goetheverehrer wird an dem Bilderatlas seine Freude haben. – Bedeutende Verdienste um die GoetheLiteratur hat sich der Verleger Eugen Diederichs in Jena erworben. Er hat uns zunächst zu einer mustergültigen zweibändigen Ausgabe des Briefwechfels zwifchen Schiller und Goethe verholfen. Houston Stewart Chamberlain lieferte eine knappe, aber inhaltsreiche Einführung, die das Freundfchaftsverhältnis der beiden großen Geisteshelden von neuen Gesichtspunkten beleuchtet. Er würdigt den unvergleichlichen Briefwechsel als ein Kulturdenkmal von ewigem Wert. Durch die „Teilnahme an lebendigen, halb verborgenen Seelenvorgängen in dem Bufen unsterblicher Männer“ erfahren wir hier eine große Bereicherung des eigenen Innern. Das Verhältnis der beiden Dichter zueinander ist nie treffender charakterisiert worden als durch Chamberlains tiefgedachte Worte: „Goethe ist wie die Natur: in ihm verschmelzen alle Widersprüche zu organischer Einheit, täglich kann man an ihm Neues entdecken, er ist nicht auszukennen, er sprengt jeden begrifflichen Ausdruck; wie ein vollendetes Kunstwerk ist Schiller: aus der machtvoll gedrungenen Einheitlichkeit in Form und Ausdruck schießen die Strahlen nach allen Seiten aus; wer nur die landläufige Idealgestalt des dithyrambischen Dichters

 kennt, wird viele Überraschungen erleben, wenn er den abstrakt-philosophischen, den klug-praktischen, den überlegt-diplomatischen Schiller entdeckt; je länger man diese Erscheinung betrachtet, um so unerschöpflicher – wie ein Werk der Kunst – dünkt einen ihre Bedeutung.“ Schiller hat als Dichter von Goethe mehr gewonnen als der Dichter Goethe von Schiller. „Dagegen hat Schiller auf die ganze Entwicklung oder vielmehr Entfaltung des goetheschen Geistes einen geradezu unermeßlichen Einfluß ausgeübt; erst durch Schiller erreichte Goethe den höchsten Grad der Klarheit über fein eigenes Selbst. War Goethe für Schiller ein Spiegel, so war Schiller für Goethe eine Leuchte.“ Das ausführliche und zuverlässige Register zu dem Briefwechsel ermöglicht ein rasches Nachschlagen. Ganz besondere Vorzüge find auch der von Adolf Bartels besorgten zweibändigen Ausgabe von J. P. Eckermanns Gefprächen mit Goethe nachzurühmen. In der Einleitung gibt Bartels eine ungemein feffelnde Studie über Eckermann und feine Beziehungen zu Goethe. Es ist erfreulich, daß dieses wertvolle Werk bereits in neuer Auflage (4. bis 6. Tausend) vorliegt. Für jeden, der Goethe kennen lernen will, find die Gespräche mit Eckermann nicht zu umgehen. Und es gereicht zur besonderen Freude, daß diese Ausgabe neben den allgemein wissenschaftlichen auch die Anforderungen erfüllt, die man heute an eine geschmackvolle Buchausstattung zu stellen gewöhnt ift. Und noch eine andre bedeutungsvolle Publikation des Verlages von Diederichs verdient unumwunden Anerkennung und Empfehlung: Goethes Briefwechfel mit einem Kinde, herausgegeben von Jonas Fränkel. Dank des Entgegenkommens des Archivs in Weimar war Fränkel in der Lage, ein erschöpfendes Bild von Bettinens Beziehungen zu Goethe

zu geben. Die einleitende Charakteristik des Verhältniffes zwischen Goethe und Bettine ist in ihrer Art geradezu glänzend. Bettine war eine der edelsten und zugleich merkwürdigsten Mädchenseelen. Niemand konnte sich ihrem eigenartigen Zauberreiz verschließen. Für den Dichter war sie „halb Mignon, halb Gurlimaske". Sie wollte Goethe huldigen und ward zur Goetheprophetin und zur Künderin ihrer eigenen tiefen Innerlichkeit, die einem holden Märchengehege gleicht. Es ist ein hoher Genuß, sich in Bettinens Werk, das mit Recht als das feelisch reichste Produkt der Romantik gepriesen wurde, zu vertiefen. Jakob Grimm begrüßte das Werk mit den Worten: „Es gibt kein andres Buch, das diesen Briefen in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen wäre." Und der alte Goethe mußte resigniert bekennen: „Deine Briefe... erinnern mich an die Zeit, wo ich vielleicht fo närrisch war wie Du, aber gewiß glücklicher und beffer als jetzt..." Fränkel hat dem Buche die Originalkorrespondenz zwischen Bettine und Goethe, sowie Goethes Mutter beigefügt. Ferner acht Beilagen, darunter zwei Bilder des „Kindes" und einen faksimilierten Brief. Die Anmerkungen und Erläuterungen find Früchte ernster, selbständiger Forschung. Nur in einem Punkte muß ich Fränkel widersprechen. In der Einleitung wird gesagt, daß Goethe nach Schillers Tod einsamer geworden sei. Ein „beängstigendes Gefühl der Vereinsamung" habe ihn erfaßt, in einer „Öde" soll ihn der Freund zurückgelaffen haben. Mit solchen Außerungen subjektiven Empfindens sollte man vorsichtiger fein. Es laffen fich viele Beweise erbringen, daß Goethe nach Schillers Tod nicht ganz so verlaffen war, wie man gemeinhin glaubt. Er wurde wohl innerlicher und empfindsamer, aber die Fabel von dem einsamen Sonderling, dem kalten Egoisten, dem steifen, zugeknöpften Minister ist eben – eine Fabel, von Menschen erdacht, die in keinem

 inneren Verhältnis zu Goethe fanden. Der tiefe, weltbefreiende Grundgedanke der goetheschen Ethik wurde nach Bettinens Vorbild auch andern Goetheverehrern zum Erlebnis. Als klaffisches Beispiel dafür wird Thomas Carly les Goetheporträt für alle Zeiten bestehen, das von S. Saenger im Anschluß an die Quellen würdig bearbeitet worden ist (Oesterheld & Ko., Berlin). „Er ist unser Bruder: ein guter, kein schlechter Mann. Seine Worte find kostbar wie Gold, gleichgültig, ob sie in unserer Münze geprägt sind oder sonstwo." So hat der Engländer über Goethe geurteilt. Und in diesen Worten liegt auch der Kern der Carlyleschen Goetheauffaffung, eine Analyse der goethefchen Art und Kunst. Herrlicher hat uns noch niemand das Wesen des weimarischen Propheten offenbart als Carlyle, an defen tiefgründigen Worten man fich im edelsten Sinne erbauen kann. – Wer einen Einblick in das herrlich gekrönte Renaiffancestreben Goethes genießen will, muß neben der „Italiänifchen Reife" Goethes Tagebuch der italienischen Reife lesen. Dieses Tagebuch war bisher nur aus den Schriften der Goethe-Gesellschaft und der Sophien-Ausgabe bekannt. Nunmehr liegt eine Bearbeitung von dem Leipziger Kunsthistoriker Julius Vogel (Julius Bard, Berlin) vor, dem wir auch das schöne Buch „Aus Goethes römischen Tagen" verdanken. Das Tagebuch ist im September und Oktober 1786 auf dem Wege von Karlsbad nach Rom entstanden und macht auf jeden unbefangenen Menschen einen gewaltigen Eindruck. Aus den Aufzeichnungen des unmittelbar Gesehenen und Erlebten tritt uns Goethe jedenfalls menschlich viel näher als in der dreißig Jahre später entstandenen Reisebeschreibung. Sechs der leicht umriffenen zeichnerischen Skizzen, die der Dichter selbst zu einer geplanten illustrierten Ausgabe der Reisebeschreibung entwarf, schmücken das handliche Buch, von dem man nur wünschen kann, daß es den zahlreichen Italienfahrern ein Reisegefährte werden möchte. – In sehr handlichem Format ist auch eine Ausgabe von Goethes Gedichten erschienen (2 Bde. S. Fischer, Berlin). Textrevision, Einleitung und Erläuterungen hat Otto Pniower mustergültig besorgt. Da erfahrungsgemäß die Menge vor dem unermeßlichen Lebenswerk Goethes ratlos steht, ist man auf die gute Idee gekommen, das Wesentlichste, Tiefste und Bezeichnendste aus des Dichters Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen herauszuschälen und planvoll zu vereinigen. Diesem Vorbilde Hermann Levis ist Wilhelm Bode gefolgt, indem er „Goethes Gedanken aus feinen mündlichen Alußerungen" als Festgabe zum 75. Todestage des Dichters zusammenstellte (2 Bde. E. S. Mittler & Sohn, Berlin). Nach fachlichen Gesichtspunkten hat Bode die gehaltvollen Außerungen Goethes, die uns aus feinen Gesprächen überliefert worden sind, vereinigt. Der erste Band behandelt ethische, soziale und

wissenschaftliche Probleme, der zweite Lebensfragen der Kunst. Die knappen Anmerkungen des Herausgebers zeugen von intimer Goethekenntnis. Man ist darüber einig, daß die mündlichen Außerungen Goethes feinen schriftlichen an Bedeutung gleichzustellen find. Wie durch Briefe und Tagebücher muß man sich bei Goethe auch durch die mündlichen Außerungen hindurcharbeiten, um zur Erkenntnis der wahren Größe des Dichters zu gelangen. Nun endlich ist es der Allgemeinheit des deutschen Volkes möglich gemacht worden, die bisher nicht jedermann zugänglichen mündlichen Äußerungen Goethes an der Hand einer fachlichen Publikation kennen zu lernen, die bei der Auswahl die große Einheit nicht unbeachtet gelaffen hat. Wer schnell erfahren will, wie Goethe über diesen oder jenen Gegenstand dachte,

 mag den beiden schmucken Bänden einen Ehrenplatz auf dem Schreibtisch einräumen. Bode hat versprochen, nach demselben Plan Goethes Gedanken aus den Briefen und Tagebüchern herauszuschälen. Jedenfalls haben wir es hier mit einem Werk zu tun, das ebenso ein Hausbuch zu werden verdiente wie das Goethe-Brevier von Th. Achelis. „Was fagt Goethe?“ (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart). In fieben Kapiteln führt Achelis den Leser durch Goethes Religion, Ethik, Lebensführung und Erziehung, Kunst, Philosophie, Naturforschung und Staatskunft. LÜberall lernen wir Goethe kennen als die unerschöpfliche Quelle reinsten ästhetischen Genuffes. Diesem herrlichen Andachtsbuch voller Weisheit und Schönheit schließt sich an innerem Wert ein Buch des Insel-Verlages (Leipzig) an: „Goethe im Gefpräch“, herausgegeben von Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger. Es ist den Herausgebern gelungen, ein reines und deutliches Bild von Goethes Persönlichkeit zu zeichnen unter treuer Wahrung der goetheschen Atmosphäre. Eckermann ist aus naheliegenden Gründen nicht mit herangezogen worden. Aber sonst hat jede Person Berücksichtigung gefunden, die Goethe in fein Gespräch zog. Auch die Lektüre dieses Buches, das eine gewaltige Fülle tiefer Gedankenweisheit enthält, sollte sich kein Goethefreund entgehen laffen. Aber die Reihe der Auszüge aus der Goetheschen Schatzkammer ist noch nicht erschöpft. Dem unermüdlichen Wilhelm Bode verdanken wir ferner eine gedrängte Auswahl von Goethes Briefen (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, HamburgGroßborstel), die namentlich das allgemein menschlich Wertvolle berücksichtigt. Der Herausgeber unterscheidet dreierlei Arten von Briefen: lyrische, philosophische und – langweilige. Die lyrischen spielen in der Epoche der goetheschen Anakreontik eine Hauptrolle. Sie find an holde Frauen und vertraute Freunde gerichtet, die für des Dichters inneren Entwicklungsgang eine tiefere Bedeutung gehabt haben. Als philosophische Briefe werden diejenigen bezeichnet, die den Dichter als den großen Meister der praktischen Lebensweisheit zeigen. Hier finden wir den überreichen Born erhabener Kunst und Weisheit. Die langweiligen Briefe find geschäftlicher Natur. Aber fie find wichtig, weil fie uns manche intime Seite in Goethes Charakter erschließen. Der verbindende Text gestaltet die beiden Bändchen zu einer schönen Biographie in Briefen, der eine Verbreitung in den weitesten Kreisen des Volkes zu wünschen ist. Da sich nicht jeder die Briefbände der Sophien-Ausgabe, die achtbändige Auswahl von Ph. Stein oder die Cottasche Ausgabe von E. v. d. Hellen anschaffen kann, fei auch noch auf eine Briefausgabe hingewiesen, die Ernst Hartung unter dem Titel „Alles um Liebe“ zusammengestellt hat (W. Langewiesche-BrandtDüffeldorf). Bis jetzt ist der erste Band erschienen, der die Briefe bis 1807 enthält; der zweite Band soll noch in diesem Jahre unter dem Titel „Vom tätigen Leben“ erscheinen. (Ist inzwischen erschienen. D. Red.) Diese schöne, durch biographische Erläuterungen unterstützte Ausgabe ist geeignet, ein Lebensbuch für deutsche Männer und Frauen zu werden. Der erstaunlich billige Preis (1,80 Mk) hat dem Buche zu einer großen Verbreitung verholfen. Im April d. J. wurde das 31. bis 50. Tausend gedruckt. – Zur „Nachfolge Goethes“ fordert Hjalmar Kjölenson in einer 175 Seiten starken Schrift auf (Rich. Wöpke, Leipzig). Die Ausführungen find reichlich dilettantisch, und man kann mit gutem Gewifen frei nach Goethes Gedicht „Zu den Leiden des jungen Werthers“ sagen: Sei ein Mann und folge nicht nach. Die gelehrte Goethe-Literatur findet ihre beste Pflege noch immer im

 Goethe-Jahrbuch, das unter Ludwig Geigers umsichtiger Leitung nun schon im 28. Jahrgang steht. Die Goethe-Gesellschaft in Weimar hat ihren Mitgliedern eine umfangreiche Ausgabe von Goethes Maximen und Reflexionen (bearbeitet von Max Hecker, mit

einem Vorwort von B. Suphan) gespendet, so daß der Goethefreund jetzt also auch aus diesem vollständigen Schatz tiefer Weisheitsprüche anregenden Genuß schöpfen kann. Eine wertvolle Untersuchung über das Naturgefühl in Goethes Lyrik verdanken wir Arthur Kutscher (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte VIII), der mit feinem Verständnis für das Künstlerisch-Ästhetische dem Naturempfinden in Goethes Lyrik nachgegangen ist und ein lebendiges Bild von der inneren Entwicklung des Dichters bis zum Jahre 1789 geschaffen hat. Neben Berthold Litzmanns Arbeit das beste Buch über Goethes Lyrik! Der Wiener Forscher Jakob Minor hat seinen Festvortrag auf dem diesjährigen Goethe-Tag in Weimar über Goethes Mahomet in erweiterter Form bei Eugen Diederichs erscheinen laffen und damit einen wertvollen Beitrag zur Goethe-Literatur geliefert. Nicht unerwähnt bleiben darf ein sehr verdienstvolles Werk von Hans Gerhard Gräf „Goethe über feine Dichtungen", das die um die Goethe-Literatur so verdiente Firma Literarische Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. unter großen Opfern erscheinen läßt. Man wird vielleicht nach einigen Jahren erst ganz erkennen, was hier geboten wird. Und es wäre im Intereffe der Wiffenschaft sehr zu bedauern, wenn durch die Teilnahmslosigkeit des Publikums die Fortsetzung des Unternehmens in Frage gestellt würde. Mit umfaffender Gründlichkeit hat Gräf alle Äußerungen Goethes über feine poetischen Werke chronologisch geordnet und so ein Nachschlagewerk geschaffen, das nicht nur dem Forscher, sondern auch dem Literaturfreund eine Quelle bedeutsamen Wiffens werden sollte. Die bisher erschienenen Bände enthalten die Dokumente über die epischen und dramatischen Dichtungen. Ein fechster Band ist noch für die Dramen vorgesehen, während ein fiebenter die lyrischen Dichtungen behandeln soll. Sobald die Briefabteilung der Sophien-Ausgabe vollständig vorliegt, soll ein Ergänzungsheft das ganze Werk abschließen. Gerade der „Laie" wird aus diesem Werk begreifen lernen, wie notwendig es ist, „Kunstwerke im Entstehen aufzuhaschen, um fiel nur einigermaßen zu begreifen". In dem Buche „Goethes Tod" (Inselverlag, Leipzig) hat Karl Schüddekopf ausführliche Nachrichten über die letzten Lebenstage des Dichters gegeben. Das ergreifende Gemälde eines herrlichen Lebensabschluffes wird vor uns aufgerollt, und aus dem Sonnenuntergang strahlt die Unsterblichkeit empor. Schüddekopf hat mancherlei Ungedrucktes herangezogen, so Akten und Briefe aus dem Kanzler-Müller-Archiv und den feffelnden Bericht des großherzoglichen Oberbaudirektors Clemens Coudray über Goethes letzte Stunden. Beilagen, Bildniffe und Faksimiles erhöhen den Wert der prächtigen Darstellung. Zum Schluß soll noch die äußerst preiswerte Jubiläums-Ausgabe von Goethes Werken (40 Bände) erwähnt werden, die der Cottasche Verlag durch hervorragende Fachgelehrte hat besorgen laffen. Denn – es kann nicht häufig genug gesagt werden – man sollte nicht über Goethe lesen, ohne zu dem lebendigen Quell der goetheschen Geistesschätze immer wieder selber zu greifen. Herman Krüger-Westend A-

Neudrucke, Breviere und Verwandtes 70Z Neudrucke, Breviere und Verwandtes D Tätigkeit unseres Verlagsbuchhandels hat etwas Stoßweises. Sobald irgend ein Unternehmen auftaucht, das eine Zukunft verspricht, erscheinen sofort mehrere gleichartige. Da ftellt sich alsbald das Empfinden ein, daß ein an fich fehr wertvolles Streben überhitzt wird und eher beunruhigend als klärend wirkt. Man braucht fich nur daran zu erinnern, wie die Bewegung „Kunst dem Volke" in eine Maffen hervorbringung von Reproduktionswerken ausgeartet ist, die fich fo rasch folgten, daß auch der begüterte Kunstfreund nun wieder doch nicht alles anschaffen konnte, was er gern gemocht hätte, und andererseits das Überangebot auf den Nichturteilsfähigen geradezu verwirrend wirken muß. Man überspannt auf diese Weise die zweifellos vorhandene Teilnahme derartig, daß sie bald erlöschen muß. Ahnlich geht es nun mit den Befrebungen, die Schätze unserer älteren Literatur leichter zugänglich zu machen. Das geschieht einerseits durch den Neudruck selten gewordener Werke, andererfeits durch Veranstaltungen von Ausgaben, die ihr Ziel in der Zusammendrängung auf das Notwendige sehen. Ich wende mich zunächst den ersteren zu. Eine besondere Stellung nimmt hier der Inselverlag in Leipzig ein. Er hat sich im allgemeinen für feine Taten durch Goethes Worte bestimmen laffen: „Überall trinkt man guten Wein, jedes Gefäß genügt dem Zecher; doch soll es mit Wonne getrunken sein, so wünsche ich mir künstlich griechische Becher." Gewand und Aufmachung des Buches werden hier also zur Hauptsache. Es ist dabei manches Schöne zutage gekommen. So habe ich mich herzlich gefreut

über die Neuausgabe von K. A. Kortums „Jobfiade“ in einem nagelneu alten Gewande, so daß Papier und Druck so aussieht, wie eine gediegene Ausgabe dieses komischen Heldengedichtes aus der Zeit der Entstehung heute wohl aussehen würde. Es wäre wohl zu wünschen, daß diese schöne Neuausgabe dazu beitragen würde, daß dieses befte unserer komischen Heldengedichte wieder mehr gelesen würde. Denn Kortum stellt doch eine ganz eigene Welt in unserer Literaturgeschichte dar und wird dem verständnisvollen Leser auch als Mensch wertvoll werden. Es ist dieser Ausgabe eine Vorrede von Otto Julius Bierbaum beigegeben, der in feinen besten Stunden eine gewisse Ähnlichkeit mit Kortum hat und hier in der Art des Alten eine wertvolle Würdigung gegeben hat. Außerlich viel reicher als dieses Buch ist die Neuausgabe von Klemens Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, die allerdings nur in 300 Exemplaren hergestellt und darum recht teuer ist. Einband und Titelzeichnung find von Kleuckens. Der Titel sehr geschickt, der grüne Lederband im Rücken für meinen Geschmack etwas zu sehr mit Gold beladen. Es ist für diesen Neudruck die spätere, stark erweiterte und mit dem „Tagebuch der Ahnfrau“ verknüpfte Faffung gewählt worden. Wenn diese auch an künstlerischer Geschloffenheit gegenüber der alten zurücksteht, so sollte sie doch um des wertvollen religiösen Untertons willen mehr gelesen werden, um so eher, als die verloren gegangene Geschloffenheit durch die Fülle der Einfälle und die Buntheit des Gestaltungsvermögens dieses phantasiereichsten aller unserer Dichter wettgemacht wird. Das Ganze ist so etwas wie ein Kompendium der Stimmungen und Wünsche der Romantik. Bibliographisch wertvoll ist besonders die Beigabe der fünfzehn Bilder, die Brentano feinerzeit für den Gockel entworfen hat

704 Neudrucke, Breviere und Verwandtes und die von Eugen Braun, dem späteren Begründer der „Fliegenden Blätter“, auf Stein gezeichnet wurden. Gerade diese Bilder, die es uns leicht erklärlich machen, daß Brentano einer der ersten Verehrer des Hamburgers Philipp Otto Runge war, waren fast ganz unbekannt geworden. Vom Infelverlag kommt auch eine Neuausgabe der „Günderode“ von Bettina von Arnim. Eine gute Einführung von Paul Ernst geht voran. „Die Günderode“ ist für meinen Geschmack. Bettinas schönstes Buch, weil ich mich dabei durch die Kenntnis des Tatsächlichen nicht so oft in Einzelheiten gestört fühle. Die Gestalt der Günderode steht nicht so klar vor uns wie etwa die Goethes oder Beethovens, und so wirkt das freie Umspringen mit dem gefchichtlichen Geschehen nicht so störend. Außerdem hatte die Günderode felber etwas von einer Romangestalt. Ich möchte mit den obigen Bemerkungen nichts gesagt haben gegen „Goethes Briefwechfel mit einem Kinde“, den uns Bettina geschenkt hat, und der nun in einem ganz billigen Neudruck in der Cottaschen Handbibliothek vorliegt. (Brosch. Mk. 180, geb. Mk. 250) Ich empfehle diese Ausgabe besonders, weil Hermann Grimms vorzüglicher Aufsatz über Bettina vorangestellt ist und dem Leser die richtige Einstellung zum Genuß dieses trotz allem merkwürdig reichen und tiefdringenden Buches gibt. Noch viel willkommener wird den Freunden der Romantik der Neudruck des Romans „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter“ von Klemens Brentano fein. Dieses Buch, das nicht nur für die Beurteilung von Klemens Brentano felber, sondern auch für das Verständnis der ganzen Romantik eines der wichtigsten Dokumente ist, war eine der größten Seltenheiten geworden und wurde im Buchhandel fast mit Gold aufgewogen. Der Roman, den der Verfaffer als Jüngling bereits als „verwildert“ bezeichnete, der natürlich dann erst recht dem zum strengen Katholiken gewordenen Dichter eine unangenehme Erinnerung war, ist von den mit der Herausgabe feiner Werke betrauten Verwandten nicht in die jetzt ja auch schon selten gewordene Gesamtausgabe mit aufgenommen worden. Jetzt ist uns also ein Neudruck, von Anselm Rueft überwacht, im Verlag von Hermann Seemann Nachf. (brosch. Mk. 6.–) geschenkt worden. Ist Brentano selber wohl die reinste Verkörperung des Begriffs des Dichters als Phantafiemensch, so ist dieser Roman das naivste Produkt dieses ganz der Phantasie hingegebenen Jünglings. Es fallen einem ihm gegenüber alle möglichen modernen Worte ein, Impressionismus z. B. für die Art der Landschaftsschilderung, dann aber auch nervöse Stimmungen in der Art des Dänen Jacobsen; daneben ist wieder manchmal etwas vom Geiste Goethes lebendig, der ja so stark und beglückend auf die jungen Romantiker wirkte. Alles in allem wirklich ein verwildertes Buch, aber schön wie ein verwilderter Garten. Wie in einem solchen läßt sich hier träumen, und wenn man den Überblick über die Gesamtanlage vermißt, wenn viel Schönes in dieser durch die

Verwilderung verdeckt oder gar zugrunde gerichtet ist, so ist im einzelnen doch auch wieder manches gerade darum reicher, üppiger geworden. Dem literarischen Feinschmecker wird jedenfalls dieses Buch, das übrigens auch jetzt nur in einer beschränkten Auflage gedruckt worden ist, immer große Freude bereiten. Mehr in den Kreis des jungen Deutschlands gehört die Tätigkeit Ludwig Wolframs (1807–52), der unter dem Decknamen F. Marlow schuf und heute eigentlich felbst von der Literaturgeschichte vergeffen ist. Ich glaube doch mit Recht, obwohl ich gern zugebe, daß dieser Mann als Mensch in feinem in

 keinem Verhältnis zu den vorhandenen Kräften stehenden übermäßigen Wollen für die kulturgeschichtliche Erkenntnis seiner Zeit wertvoll ist. Jedenfalls durfte, wenn man ihn uns näher bringen wollte, keine so ungeschickte Form gewählt werden, wie der bei Ernst Frensdorff, Berlin, als Nr. 6 der „Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten" von Otto Neurath herausgegebene „Fauft". Denn diesem verworrenen und unklaren, wenn auch in der ursprünglichen Konzeption bedeutenden und im einzelnen packenden dramatischen Gedicht, das hier 218 Seiten füllt, ist eine enggedruckte Einleitung von 518 Seiten vorangeschickt. Ein geradezu abschreckendes Muster philologischer Kleinarbeit, bei der mit einem manchmal grotesk wirkenden Fleiß alle Kleinlichkeiten des äußeren Lebensganges zusammengetragen find, so daß man am Ende manchmal fast beffer weiß, wo der Herr Wolfram gepumpt und gelumpt hat, als was er eigentlich erstrebte und leistete. Im Anschluß an diese Neudrucke sei auf eine größere Auswahl aus Klemens Brentanos Schriften aufmerksam gemacht, die in zwei Bänden von Herders Verlag in Freiburg i. Br. vorgelegt wird. Es ist dies die zweite Auflage der fchon vor Jahren von Diel veranstalteten Auslese. Leider ist fie nur in einzelnen Punkten der Einleitung und Erläuterung vermehrt und nicht in den eigentlichen Textbeiträgen. Das bedauere ich vor allen Dingen für den Abschnitt der Briefe, der hier geradezu kläglich und gar nicht charakteristisch wirkt, während Brentano zweifellos zu den größten Briefschreibern deutscher Zunge gehört. Auch gegen die Auswahl der Gedichte wäre manches einzuwenden, und es wäre zweifellos wertvoller gewesen, an Stelle der ganzen Romanzen vom Rosenkranz einiges aus Brentanos Dramen zu bringen. Geschmückt ist diese sorgfältig gedruckte und bei der vorzüglichen Ausstattung für 7 Mk. sehr billige Ausgabe durch fechs prächtige Bilder Eduard v. Steinles. Von den Sammlungen, die sich bestreben, dem heute überlasteten Menfchen das Eindringen in die Literatur der Vergangenheit dadurch zu erleichtern, daß ihm nur das Wertvollste daraus geboten wird, führt die eine den Titel „Die Fruchtfchale" und erscheint im Verlage von R. Piper & Ko. in München. Im Gegensatz zu unseren „Büchern der Weisheit und Schönheit" verfolgt die Sammlung weniger das Ziel, uns ganze Persönlichkeiten nahezubringen, als einzelne selten gewordene Werke oder wenig bekannte Schriftsteller zugänglicher zu machen. Da über einige dieser Bände in anderem Zusammenhange zu berichten ist, genüge hier der Hinweis auf jene Bände zur deutschen Literatur, die ein allgemeineres Intereffe wecken. Die Ausgabe von Platens „Tagebüchern", die Erich Petzet besorgt hat (brosch. Mk. 350), ist eigentlich nur im Zusammenhange mit der großen Ausgabe von Engelhardt recht zu gebrauchen, denn Petzet hat einseitig die Platens Homosexualität betreffenden Stellen aufgenommen, die der ältere Herausgeber ebenso einseitig ausgeschloffen hat. Friedrich Schlegels „Fragmente und Ideen", wie sie Franz Deibel sammelt (brosch. Mk. 3.–), nähern sich bedenklich der Art der Breviere. Da aber Schlegel in seiner ganzen Art etwas Aphoristisches hatte, wird man diese Sammlung von über 700 Aussprüchen mit Bewunderung für diesen scharfen Geist genießen. Eine feffelnde Art der Brevierform bietet dagegen Harmuth, indem er aus Aussprüchen Adalbert Stifters eine Selbstcharakteristik des Dichters zusammenstellt. (brosch. Mk. 3.–). Schließlich fei noch zweier Neudrucke Erwähnung getan. Jörg Wickrams schöne alte Geschichte „Der Goldfaden", dieser in feiner Einfachheit und rührenden Einfalt poesievolle Ent-

 wicklungsroman vom Jahre 1557 wird in der Erneuerung geboten, die ihm Brentano gegeben hatte. Noch mehr bibliographische Seltenheit waren die „Irifchen Elfenmärchen" in der Ausgabe der Brüder Grimm geworden. Ich wünschte sehr, daß diese unterhaltsamen, einer köstlich bewegten Phantasie entstammenden Märchen wieder zu einem Lesebuche des deutschen Hauses würden. Auch die Kinder werden daran in

Gemeinsamkeit mit den Erwachsenen fich freuen. Die Ausgabe hat in geschickter Weise den überflüssigen, kritischen Ballast weggelaffen. Sehr erfreulich ist auch der auf Grund der fiebenten großen Ausgabe, der Ausgabe letzter Hand, vom Jahre 1857, von Reinhold Steig besorgte als 32. Auflage sich darstellende Neudruck der Originalausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“, gesammelt durch die Brüder Grimm, mit Herman Grimms Einleitung nach dem Handexemplare und acht Bildern von Ludwig Emil Grimm (Stuttgart und Berlin, Cotta). Als eine Art großangelegter Anthologie stellt fich die Sammlung „Statuen deutscher Kultur“, herausgegeben von Will Vesper, dar. (Chr. Becksche Verlagshandlung in München.) In der allgemeinen Ankündigung heißt es: „Die „Statuen deutscher Kultur“ wollen keine philologische Belehrung, sondern Genuß und innere Bildung vermitteln. Sie werden in wenigen Jahren einen Überblick über die gesamte deutsche Kultur und Literatur geben und die Höhepunkte des geistigen Lebens der Vergangenheit dem heutigen Leser zu lebendigstem Genuffe naherücken. Nicht Totes follen sie beleben, sondern nur das, was noch heute jeder zu seiner Freude befitzen und genießen kann, leichter zugänglich machen. Die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten wie das Wesen ganzer Epochen wird dabei dem Leser unmittelbarer und nachdrücklicher klarwerden als bei dem Studium noch fo guter Literatur- und Kulturgeschichten.“ Der Plan ist für den ersten Augenblick sehr bestechend, aber kaum durch. führbar, auch dann nicht, wenn der Herausgeber fich weniger von persönlichen Liebhabereien wird leiten laffen als bisher. Denn im Wesen der Anthologie liegt vielmehr objektive Wertschätzung. Damit soll nichts gegen die Einzelleistungen in den bisherigen Bänden gesagt sein, aber fie machen doch mehr den Eindruck von Darbietungen literarischer Liebhaber und Feinschmecker, und es kommt dadurch leicht etwas so Willkürliches in die Auswahl hinein, daß man darin durchaus nicht eine Vermittlung des Besten aus der betreffenden Dichterpersönlichkeit, ja nicht einmal des für sie besonders Charakteristischen sehen kann. So ist z. B. das Herausheben der in Novalis „Heinrich von Ofterdingen“ eingestreuten Märchen zu einer besonderen, unter dem Titel „Novalis' Märchen“ gefaßten Ausgabe zweifellos ein starkes Verwischen des Charakteristischen in diesem herrlichen Buche und darüber hinaus ein Unrecht gegenüber der ganzen Romantik, für die die Vermischung des Märchens mit der Realität ja geradezu zur Lebensaufgabe wurde. Ebenso ist es letzterdings unmöglich, Jean Paul dadurch zu charakterifieren, daß man aus ihm nun so kleine Stücke herausschneidet, wie Will Vesper es hier in Jean Pauls „Träumen“ macht. Nicht daß ich den Reiz dieser Sammlung bestreiten wollte, aber sie gibt mir nicht Jean Paul. Auch dann nicht, wenn man einen zweiten Band „Idyllen“ hinzufügen und neben den Wolkenflieger den sich in die Enge einbauenden Schilderer des Kleinen stellen wird. Denn auch hier ist gerade wieder das Aufeinanderprallen dieser Weltgegensätze charakteristisch, und eine glücklich gekürzte Ausgabe des „Titan“ und der „Flegeljahre“ würde den Zweck, Jean Pauls Stellung als Statue deut-

fcher Kultur zu charakterisieren, viel beffer erfüllen können als diese mit großer Kenntnis zusammengestellte Auslese aus verschiedenen Werken. Und so könnte ich eigentlich bei jedem der mir vorliegenden Bändchen die gleiche Einwendung erheben, daß sie gerade jenen in der Vorrede hervorgehobenen Zweck nur zum Teil zu erfüllen vermögen. Wohl aber sei sehr gern anerkannt, daß das, was hier geboten wird, rein für fich genommen, literarische Feinkost ist. Der Herausgeber der Sammlung Will Vesper ist dabei selbst ein Dichter von Geschmack, wie feine Nachdichtung des alten „Meier Helmbrecht“ von Wernher dem Gärtner bezeugt. Und daß er sich nicht durch die herkömmlichen Urteile beeinfluffen läßt, zeigt die Auswahl „Deutscher Gedichte des 17. Jahrhunderts“, die in einer Ehrenrettung Hoffmannswaldaus gipfelt. Freilich müßte ich auch gerade hier wieder vom allgemeinen Standpunkte aus einwenden, daß die Wüste Sahara eine Wüste bleibt, trotzdem einzelne herrliche Oasen darin stehen, und es ist ganz ficher, daß es unmöglich ist, die Sahara dadurch zu charakterisieren, daß man Beschreibungen und Bilder dieser Oasen zusammenstellt. Die Bändchen find geschickt ausgestattet und schwanken im Preise der etwas zu dunkel kartonierten Bände zwischen Mk. 120 und Mk. 180. Hierher gehört auch die bei Eugen Diederichs in Jena erscheinende Sammlung „Erzieher zu deutscher Bildung“. Wenn man den Band „Schiller, ästhetische Erziehung“ in die Hand nimmt, bekommt man den besten

Begriff dieser Art. Er zerfällt in drei Teile: „Schiller als ästhetischer Erzieher“, „Anwendung der Grundsätze“ und „Schiller als Kritiker“. Der erste hat 124, der zweite 60 und der dritte 75 Abschnitte aus verschiedenen Werken. Der Herausgeber, Alexander v. Gleichen-Rußwurm, reiht diese Stellen so aneinander, daß daraus eigentlich der systematische Aufbau des Ganzen fich ergibt. Es ist eine bedeutende Arbeit, die geleistet wird, von großer Sachkenntnis und wahrer Liebe getragen. Aber ich sage mir doch, in Wirklichkeit ist dieses ganze Buch eine Materialiensammlung des Herausgebers zu einem Werke über Schillers Asthetik, nicht aber Schillers Ästhetik selbst. Es verbietet sich hier von selbst, alledem im einzelnen nachzugehen. Aber es ist doch zweifellos eine Art von Vergewaltigung oder zum mindesten von persönlicher Willkür gegenüber einem so großen ästhetischen Denker, wie Schiller es ist, ein von ihm einheitlich und als Ganzes geschaffenes Werk, wie etwa „die Briefe zur ästhetischen Erziehung“, nun in etliche Dutzende von Aphorismen zu zerlegen und zwischen diese Aphorismen solche aus anderen Werken einzustreuen. Dasselbe gilt für den vom gleichen Herausgeber flammenden Band „Klassische Schönheit“, der Winkelmann und Leffing bringt. Gerade die Tatfache, daß Bruchstücke eines ursprünglich organisch Ganzen von einem dritten wieder so zusammengestellt werden, daß sie erneut ein Ganzes bilden, scheint mir bedenklich. Ich laffe das gern gelten gegenüber Schriftstellern, denen diese Fähigkeit, Ganzes zu gestalten, fehlt, wie etwa Hamann, in gewisser Beziehung auch Herder. Sonst aber kann ich mich noch eher mit einem ausgesprochenen Brevier oder einer mehr lexikalischen Anordnung befreunden, weil da der Herausgeber nicht ein neues Ganzes uns vortäuscht. Oder aber man tue den Schritt weiter und gebe eine wissenschaftliche Darstellung des betreffenden Gebietes mit möglichster Ausdehnung der Proben aus den zu beurteilenden Werken. Etwas Derartiges stellt das Bändchen „Schicksal und Wille“, ein Versuch über Henrik Ibsens Weltanschauung von Dr. Wilhelm Hans, dar. (München, Becksche Verlagsbuchhandlung. Mk. 1.50) Hier könnte

 allerdings mehr zitiert sein. Im übrigen scheint mir in Ibsens "Persönlichkeit zu sehr das Aufbauende betont zu werden. Es ist bezeichnend für die zu Anfang charakterisierte Einstellung unseres Verlagsbuchhandels, wenn dieses Werk, das eigentlich eine wissenschaftliche Arbeit über Ibsen darstellt, auf dem Umschlag als besonders hervorgehobene Empfehlung den Aufdruck erhält, daß es zugleich ein wertvolles Ibsenbrevier sei. So stark ist also offenbar die Nachfrage nach diesen Brevieren, die in Unzahl den Büchermarkt überschwemmen. Über die Berechtigung dieser Büchergattung ist in der letzten Zeit viel hin und her gestritten worden, wobei fich allmählich immer mehr die Empfindung eines Brevierunfuges eingestellt hat. Was für die Breviere angeführt werden kann, hat Rudolf Presber in feinem Shakespearebrevier (Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin. Mk. 2.-) gesagt: „Die zehn Historien, zwölf Tragödien und vierzehn Komödien Shakespeares“, so führt Presber aus, „füllen zwölf dicke Bände. Nicht die Hälfte aller Gebildeten, die den „Hamlet“ genau kennen, aus „Romeo und Julia“ manches gute Wort in bewegter Stunde zitieren und dem „Sturm“ endlich eine kongeniale Darstellung - wünschen, kennen fich aus im „König Johann, oder erinnern fich dankbar der üppig blühenden Schönheiten, die etwa in einem unferer Beurteilung der Antike so fernliegenden Drama, wie „Troilus und Cresfida“, vom aufmerksamen Leser zu pflücken find im Gestrüpp der Irrtümer, die mehr der Zeit als ihrem Dichter zur Last fallen. Die Jugendwerke, in denen das Genie erft tastend, zögernd, irrend feine steilen Wege zur einsamen Höhe fucht, werden wohl mehr genannt als gelesen; ficherlich mehr gelobt als geliebt. Und - heucheln wir nicht! - die auf der Schulbank eingepflanzte, im Theaterparkett gefestigte Verehrung für den großen Briten, defen Wiedergeburt für die Weltliteratur ein ruhmreiches Werk deutscher Jugend, deutschen Geistes und deutscher Begeisterung war, gründet sich in der breiten Maffe der lauten Literaturfreunde auf ein starkes Drittel feiner Dramen, das der lebenden Bühne die lockende Aufgabe, ehrgeizigen Darstellern das reizvolle Problem stellt; das über die britische Insel und das Zeitalter der Elisabeth hinaus mit weithin sichtbaren, allen begreiflichen, von Kritik und Mode unverwischbaren Farben die grandiosen Bilder der Liebe und der Eifersucht, des Stolzes und der Demut, der Vasallentreue und des Verrats gemalt hat. Der ganze Shakespeare wird stets nur ein Herzensschatz weniger fein. In Zukunft vielleicht noch mehr als heute. Die Werke, die es verdienen, gekannt zu werden,

mehren sich in allen Sprachen der Kulturvölker. Vortreffliche Übersetzungen schlagen die starken Brücken von Volk zu Volk. Technik und Erfindungen stellen immer größere Anforderungen an den lernenden und in fich aufnehmenden Menschengeist. Und einem Erdenleben, einem emfigen Sich-Regen und lodernden SichVerzehren solchen Nervenbündels, Mensch genannt, wird in kommenden Jahrhunderten kaum eine größere Zeitspanne zugemeffen fein als heute. So wird es vielleicht immer wenigeren beschieden fein, erinnernd zurückzukehren zu den durch Wert und Inhalt die Handlung überstrahlenden Außerungen seines Genies in jenen Stücken, die als zu fremd, zu englisch, als veraltet, als minder bühnengerecht den vielbeschäftigten deutschen Leser nicht zur Wiederholung der Lektüre locken..." Hier also soll das Brevier nach Presbers Ansicht einsetzen. Aber glaubt man nun wirklich, die in den nicht mehr zu lesenden Werken liegenden Schönheiten dadurch zu retten, daß man einige Dutzend Zitate daraus gewinnt?

 Eine Rettung wäre doch dann überhaupt nur so möglich, daß man vielleicht eine ganz gedrängte Inhaltsangabe der betreffenden Werke gibt und innerhalb dieser Inhaltsangabe das Schönste und Wertvollste dem dichterischen Wortlaut nach mitteilt. Alle noch fo ausgedehnten Ansammlungen von Zitaten dagegen werden niemals einen Begriff von der dichterischen Arbeit eines Künstlers zu vermitteln vermögen. Eher ist das natürlich für feine Weltanschauung zu erreichen. Und von diesem Standpunkte aus laffe ich mir dieses Shakespearebrevier sehr gern gefallen, und zwar gerade weil Shakespeare dieser Urdramatiker ist, der so ganz hinter den Gestalten seiner Dramen zurücktritt, fo durchaus diese aus fich heraus sprechen läßt. Es ist dann von besonderem Reiz, aus genauer Kenntnis des Gesamtschaffens des Dichters heraus jene feiner Außerungen zusammenzustellen, in denen er vermutlich feine persönliche Anschauung mitteilt; freilich ist das wie jedes derartige Schaffen natürlich durchaus fubjektiv und am letzten Ende Gelehrtenarbeit. Presber hat nach dieser Richtung gute Arbeit für Shakespeare geliefert, wie schon die ganze Anordnung seines hübsch ausgestatteten Büchleins zeigt, das die Zitate unter Stichwörtern wie: Erziehung, Geschlecht, Liebe, Ehe, Freundschaft, Ehre, Moral, Kunst, Fürst und Volk und dergleichen mehr einordnet. Dann gibt es noch zwei Formen von Brevieren, die mir als wirkliche Bereicherung unseres Bücherbestandes erscheinen. Für die eine ist das TolstoiBuch von Dr. Heinrich Meyer-Benfey (Berlin, Franz Wunder) bezeichnend. Es bringt ausgewählte Stücke aus den Werken Tolstois und ist nur zu kurz. Bei etwa doppeltem Umfang wäre es dem Herausgeber gelungen, wirklich ein Gesamtbild von Tolstois Dichten und Denken zu vermitteln. So kommen manche Seiten feiner Arbeit zu kurz weg. Im übrigen aber wäre auf diese Weise tatsächlich eine Vorstellung von der Gesamtarbeit eines Mannes zu vermitteln, und fiel scheint mir dort vor allem angebracht, wo diese betreffenden Dichter und Denker durch Raffe und Nationalität von uns verschieden find, so daß sie uns doch nicht als Ganzes zu eigen werden können. Die Auswahl ist übrigens so gut, daß vor allen Dingen der erste Teil, der aus den Werken jene Stücke und Szenen zusammenstellt, in denen Tolstoi feinen eigenen Entwicklungsgang darstellt, selbst für den Kenner feines Gesamtschaffens wertvoll ist. Der andere Breviertypus hat einen vorzüglichen Vertreter im Schubertbrevier von O. E. Deutsch. Es bildet einen Band der mir sonst nicht sympathischen Brevierbibliothek von Schuster & Löffler in Berlin. Hier ist zusammengetragen, was wir an authentischen persönlichen Kundgebungen Schuberts befitzen. Darüber hinaus das, was an Zeugniffen von Zeitgenoffen und Freunden über den Künstler uns erhalten ist. So bietet das Büchlein geradezu das Material zu einer Biographie Schuberts, wird aber auch von jenem, der nur den einzelnen Baustein für sich anfieht, als wertvolle Beihilfe zur Erkenntnis der Persönlichkeit des Liedersängers begrüßt werden. Es versteht sich von felbst, daß solche Büchlein am ehesten zusammenzustellen find aus solchen Zeugniffen des Menschen felbst und anderer über ihn, und es wäre vor allen Dingen für zahlreiche bildende Künstler und Musiker in dieser Hinsicht viel zu tun. Karl Storck HER

 Neue Bücher Anafta fius Grüns sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Anton Schloffar (Graz). Mit 6 Bildniffen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe. (Leipzig, Max Heffe. In zwei Leinenbänden Mk. 4.-) Der Zufall, daß der 100. Geburtstag des österreichischen Dichters

Anastafius Grün mit dem Zeitpunkt zusammenfiel, in dem 30 Jahre seit seinem Tode verfloffen find, ermöglichte die schönste Feier dieses Gedenktages, die einem Dichter widerfahren kann, nämlich die Veranstaltung einer guten und billigen Gesamtausgabe seiner Werke. Diese Feier war bei Anastafius Grün um so dringender erwünscht, als es bisher keine Ausgabe seiner Werke gab, die berechtigten Wünschen zu entsprechen vermochte. Einzelausgaben aber waren entweder zu teuer oder zu schwer zugänglich. So ist es gekommen, daß der Dichter des „Letzten Ritters", der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" und des „Schutts" einer unverdienten Vergeffenheit anheimgefallen ist. Viele andere sehr verdienstliche Werke, zu denen ich vor allen Dingen den „Pfaffen von Kahlenberg" rechne, find überhaupt kaum jemals recht bekannt geworden. Dem ist nun abgeholfen. Der rührige Verlag Max Heffe in Leipzig legt uns eine Gesamtausgabe der Werke Grüns in 10 Bänden zu einem fo billigen Preise vor, daß es jedermann möglich ist, den Dichter genau kennen zu lernen. Einzelausgaben der Hauptwerke werden auch nicht mehr lange auf sich warten laffen. Wir haben bei Gelegenheit des 100. Geburtstages die literarische Stellung Grüns zu würdigen gesucht und brauchen heute nicht wieder darauf einzugehen (8. Jahrg, Bd. II, S. 246). Die von Anton Schloffar, dem verdienten Grazer Bibliothekar, besorgte Sammlung bietet nicht nur eine Sammlung des bisher Zerstreuten, sondern auch viel noch nicht Gedrucktes; außerdem aber eine 200 Seiten füllende Biographie und erschöpfende Einleitungen zu den einzelnen Werken. Druck und Ausstattung bewähren die oft gerühmten Vorzüge der Heffelchen Klafikerausgaben. Mit Heinz Tovote, „Hilde Vangerow und ihre Schwester" (Berlin, Fontane & Ko., 350 Mk). Es ist bezeichnend für die Tatsache, daß auch jene Unterhaltungsschriftsteller, denen es nur auf die Befriedigung eines breiten Publikums ankommt, ernstere Lebensfragen behandeln müffen, um sich die Aufmerksamkeit zu erhalten, wenn Heinz Tovote einen Problemroman schreibt. Man wird diesem Schriftsteller kaum höhere literarische Absichten zugeschrieben haben, und wenn er fich jetzt den Anschein gibt, als ob er folche verfolge, hat er jedenfalls feine guten Gründe. Denn daß er das breite Lesepublikum kennt, ist nicht zu bestreiten. So erfreulich nun dieses Zeichen für den Gesamtstand unserer Unterhaltungsliteratur ist, so wenig vermag die Leistung zu befriedigen, die Tovote auf diesem für ihn neuen Felde gelungen ist. Die ganze Art, wie Hilde Vangerow dem Kunstkritiker, durch defen eifrige Verteidigung sie eine gefuchte Künstlerin wird, anheimfällt, wie die Art, in der sie nachher des Gatten überdrüssig wird, ist durchaus oberflächliche Mache. Der Literaturfreund kann also auch den neuesten Tovote ruhig ungelesen laffen. CRM»

EZ Z Z Z Der Begriff und die Aufgaben des Kunstgewerbes Von Dr. Georg Lehnert er Begriff und die Aufgaben des Kunstgewerbes – wir entnehmen die folgenden Ausführungen mit Erlaubnis von Verfaffer und Verleger der „Illustrierten Geschichte des Kunstgewerbes". Herausgegeben von Georg Lehnert (Berlin, Martin Oldenburg), vgl. die Besprechung in diesem Heft – find erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts festgelegt worden. In früheren Zeiten hat man einerseits die handwerkliche Arbeit nach Anlage und Bedarf ohne weiteres kunstreich gestaltet, andererseits die freie Kunst zum großen Teile dekorativen Zwecken gewidmet. Als jedoch im 19. Jahrhundert die Maschine die wirtschaftlichen Verhältniffe umgestaltet, geht jene selbstverständliche Einheit dahin. Seitdem bildet das Kunstgewerbe ein Sondergebiet und unterliegt als solches wissenschaftlicher Bearbeitung. Ihm haben sich im Laufe zweier Geschlechter immer neue Bereiche angegliedert, so daß wir heute sein Ziel zusammenfaffend dahin bezeichnen können: das Kunstgewerbe will allem in unserer Umgebung, das nicht der Natur, der Baukunst, Malerei oder Bildhauerei entspringt, künstlerisches Gepräge verleihen, ohne seinen Nutzwert zu schmälern. Es ist also jede menschliche Tätigkeit als kunstgewerbliche zu bezeichnen, die darauf abzielt, unter Wahrung der Brauchbarkeit unser Gerät, unsere Kleidung und unsere Wohnung mit künstlerischem Inhalt zu erfüllen. Schönheit und Verwendbarkeit find unerläßlich für ein kunstgewerbliches Erzeugnis. Ob aber der kunstgewerbliche Gegenstand aus Handarbeit hervorgeht oder auf einer Maschine entsteht, kommt hierbei ebensowenig in Betracht wie die Frage, ob sich künstlerisches Mitwirken an jedem Stück derselben Art oder nur an dem ersten Stück, dem Modell, betätigt. Entscheidend bleibt immer nur, daß sich künstlerisches und gewerbliches Schaffen zu einem gemeinsamen,

einem bestimmten Zweck dienenden Erzeugnis vereinigen. Das Zusammenwirken von künstlerischem und gewerblichem Schaffen ist das Wesentliche; eine Gebrauchsform nachträglich mit

 künstlerischen Zutaten versehen, heißt nicht, wahres Kunstgewerbe treiben. Gebrauchs- und Kunstform müffen gleichzeitig und untrennbar voneinander aus freier, innerer Selbständigkeit des Schaffenden heraus entstehen: dann erst gelangen wir zu einem Erzeugnis von kunstgewerblichem Werte. Der künstlerische Inhalt bildet das erste Erfordernis jedes kunstgewerblichen Erzeugniffes. Ohne ihn stellt es ein Produkt des Handwerkes oder der Industrie dar. Auch dieses braucht der Schönheit nicht zu entbehren; der Umriß eines Schiffes, die Silhouette einer Kettenbrücke find schön, obgleich beide nur der Nützlichkeit entspringen. Der Nutzwert, der praktische Zweck ist das zweite Erfordernis des kunstgewerblichen Erzeugniffes. Ohne ihn ist es ein Produkt der Kunst. Nicht zu verwechseln mit Kunst ist Künftelei und Kunstfertigkeit. Aus ein und demselben Stück Elfenbein mehrere ineinander steckende Hohlkörper herzustellen, bedeutet, auch wenn die gewählte Form schön ist, nur eine Künste lei; der Bronzeguß nach einem sorgsam abgeformten Naturobjekt legt vollgültigen Beweis von hoher Kunstfertigkeit eines Erzeugers ab, ist aber ebensowenig wie jene Elfenbeinschnitzerei ein Kunstwerk. Der praktische Zweck des kunstgewerblichen Erzeugniffes hängt nicht davon ab, ob es dem Gebrauch oder der Zierde dient. Das eine wie das andere bezeichnet ein Ziel, einen Nutzwert. Der Zweck aber bestimmt Form und Stoff des kunstgewerblichen Erzeugniffes. Form und Stoff, oder was dasselbe sagen will, Gestalt und Material, ziehen Grenzen, innerhalb deren der künstlerische Gedanke sich bewegen muß. Die Form foll künstlerisch fein und doch ihren Zweck erreichen; der Stoff besitzt Eigenschaften, die feine Verwendbarkeit bedingen und eine nur ihm zukommende Arbeitsweise vorschreiben: die Technik des Stoffes. All dem hat das kunstgewerbliche Erzeugnis Rechnung zu tragen. Die beiden Haupterfordernisse des kunstgewerblichen Erzeugniffes, künftlerischer Inhalt und Gebrauchswert, werden daher nur erlangt durch Erfüllen des Zweckes in künstlerisch und technisch richtiger Lösung. Mit anderen Worten, das kunstgewerbliche Erzeugnis muß selbständigen künstlerischen Inhalt befitzen, feinen Zweck restlos erfüllen und allen Bedingungen von Stoff und Arbeitsweise genügen. Eine Geschichte des Kunstgewerbes hat mithin zu zeigen, wie die Erzeugniffe menschlicher Tätigkeit, die diesen Anforderungen entsprechen, sich im Laufe der Zeiten herausgebildet haben. Um einer solchen Darstellung folgen zu können, ist notwendig zu wissen: was man unter Begriff und Aufgaben des Kunstgewerbes versteht; mit welchen Materialien es arbeitet; wie fich das große Gebiet gliedert; welche Wirtschaftsform dem Kunstgewerbe eignet; welche Bedeutung es für die Allgemeinheit besitzt; worin feine Entwicklung fich bekundet und worauf im besonderen feine Geschichte beruht und abzielt. Die Aufgaben des Kunstgewerbes gipfeln darin, allem in der Umgebung des Menschen, das nicht unmittelbar der Natur oder der Kunst ent springt, künstlerischen Inhalt zu verleihen, ohne seinen Nutzwert zu schmälern.

 Es gehört demnach im weitesten Sinne des Wortes die künstlerisch und technisch richtige, zweckdienliche Gestaltung der Kleidung und des Schmuckes ebenso zum Kunstgewerbe, wie die innere Ausbildung von Haus und Kirche, die Ausstattung von Hof und Garten, von Buch und Brief, von Möbeln und Geräten, von Waffen und Verkehrsmitteln, von Straßen und Plätzen. Je nachdem es sich dabei um ganze Räume oder um Einzelstücke handelt, spricht man von einer Raumkunst oder von einem kunstgewerblichen Einzelerzeugnis. Das Einzelstück ist das ältere von beiden; ihm hat sich das Kunstgewerbe von feinen frühesten Regungen an gewidmet; ihm hat es Jahrhunderte hindurch allein gedient. Die Raumkunst, also das Zusammenfaffen der Einzelerzeugniffe zu einem praktisch brauchbaren, technisch richtigen, künstlerisch wertvollen, rhythmisch gegliederten Ganzen, hat sich erst allmählich herausgebildet. Einzelerzeugnis und Raumkunst stützen und richten sich letzten Endes auf eine allgemeine künstlerische Kultur. Denn sie sind, in der uns Menschen erreichbaren Vollkommenheit, immer nur dann möglich, wenn die Gesamtheit durchdrungen ist von künstlerischer Bildung. Das find die Griechen der antiken Welt, die Italiener der Renaissance, die Franzosen des Rokokos gewesen; das sind heute noch die

Japaner und darauf steuert, wenn nicht alles trügt, in unserem Jahrhundert das gebildete Europa hin. Die Raumkunst, die man weniger gut auch als Innenkunst, Innenarchitektur oder Innendekoration bezeichnet, zerfällt wieder, scheinbar äußerlich, in Wirklichkeit ihrem Gedankeninhalte nach, in eine kirchliche, eine Wohnungs- und eine Gartenkunst, denen sich die Volkskunst und die Kunst der Straße anreihen. Die kirchliche Kunst bezweckt die würdige, kunstgerechte Ausgestaltung aller Räume und Gegenstände, die der Ausübung einer Religion dienen. Dazu gehören die Innenräume der Kirchen, Kapellen und Bethäuser ebenso wie die Gegenstände des Kultus, die Altäre, Kelche, Reliquienbehälter, Hostienschreine, Taufbecken, Kreuze und Leuchter. Dazu gehören nicht minder die Gewänder der Gottesdiener wie die Friedhofsanlagen, Grabsteine, Grüfte und Urnen. Der Wohnungskunst, die man zuweilen, aber nicht ganz treffend, profane Raumkunst nennt, ist das weiteste Gebiet zugefallen. Sie hat sich als öffentliche Raumkunst der Ausgestaltung aller der Räume und Gegenstände zu unterziehen, die der Öffentlichkeit dienen. Dazu gehören die Arbeitszimmer und Verhandlungssäle der Behörden, die Wartesäle und Abfertigungsräume der Verkehrsanstalten und die innere Einrichtung der Verkehrsmittel, soweit sie Menschen in sich auf nehmen. Dazu gehören aber nicht minder die Räume der Hotels und Gasthäuser, die Theater, Kaffeehäuser und Tanzsäle, die Schulen und Museen, die öffentlichen Bäder und Versammlungsorte. Neben alles das tritt die persönliche, bürgerliche oder beffer gesagt private Raumkunst, der das kunstgerechte Ausbilden aller privaten Räume zufällt, gleichviel ob die Eigenbefitz oder gemietet find. Die Einrichtung eines Ladens oder eines Geschäftsraumes rechnet ebenso zu den Aufgaben der privaten Raumkunst wie die eines Herren- oder Damenzimmers, eines Speise- oder Musikzimmers, einer

 Wohn- oder Schlafstube, einer Küche oder eines Baderaumes. Unmittelbar an diese eigentliche Wohnungskunst, der unstreitig das weiteste Feld unserer Raumkunst gebührt, schließt sich die Gartenkunst; denn der Garten ist immer nur aufzufaffen als eine erweiterte Wohnung. Nicht in Frage kommen dabei die Anlagen, die dem Berufsgärtner zur Pflanzenzucht dienen; in jedem anderen Garten aber haben raumkünstlerische Grundsätze obzuwalten. Im Zusammenhange mit der Raumkunst steht die Volkskunst, jene Ausbildung der Wohnräume und des Hausrates, die aus dem naiven Empfinden des Volkes heraus das Haus kunstreich gliedert, seinen Räumen und seinem Gerät durch finniges Gestalten Gedankeninhalt verleiht. Mit der Gartenkunst und ihren Grundsätzen wieder verwandt ist die Kunst der Straße, die Anlage, Ausbau und Verwertung der öffentlichen Plätze und Wege künstlerischen Anforderungen unterwirft. Schon dieser flüchtige LÜberblick über die mannigfachen Aufgaben der Raumkunst zeigt, in welch innigen Wechselbeziehungen sie zur Baukunst steht. Sie ist im Grunde nur ein Weiterführen der Architektur, eine Kunst des Bauens bis ins kleinste hinein. Das festzuhalten ist für das Verständnis der Raumkunst im besonderen wie des Kunstgewerbes im allgemeinen unbedingt erforderlich. Denn die Raumkunst stellt schließlich doch nur das Zusammenfaffen der kunstgewerblichen Einzelerzeugniffe unter einheitlichen künstlerischen Gedanken dar. Aber wenn sich auch für die kunstgerechte Ausstattung eines bestimmten Raumes immer nur Einzelerzeugniffe von gleichem oder ähnlichem künstlerischen Gedankeninhalte eignen, so hat das Kunstgewerbe doch die Pflicht, für unendlich viele, verschieden gedachte Räume das Ausstattungsmaterial zu schaffen; es hat für ein und denselben Zweck sowohl nach Maßgabe der künstlerischen Absicht und der persönlichen Wünsche, als auch in Rücksicht auf die geforderte Art des Materials und den Umfang der verfügbaren Mittel zahlreiche, in sich unterschiedene Lösungen zu suchen. Sie stellen die kunstgewerblichen Einzelerzeugniffe dar. Man faßt sie nach dem Material, also nach dem Stoff, aus dem sie gefertigt sind, in Gebiete zusammen. Diese Anordnung nach dem Stoff ist richtig und wichtig, denn auf dem Material beruht neben dem künstlerischen Grundgedanken das Wesen jedes kunstgewerblichen Gegenstandes; deshalb nämlich, weil sich der Zweck, dem der Gegenstand dienen soll, immer nur innerhalb einer einzigen Materialgruppe, oft nur innerhalb einer einzigen Materialgattung, am besten erreichen läßt, und weil sich aus den Eigenschaften des Stoffes mit unabweisbarer Notwendigkeit die Grenzen der künstlerischen Gestaltungsmöglichkeit und die Art der gewerblichen Arbeitsweise ableiten. In

ich kann man das Kunstgewerbe nach seinen Erzeugniffen auf verschiedene Weise ordnen; z. B. nach rein technischen Gesichtspunkten. Dann stellt man als erstes Reich die Gebiete voran, die sich natürlicher Stoffe bedienen, ohne sie in ihrer inneren Beschaffenheit wesentlich zu ändern. Sie scheidet man nochmals danach, ob ihre Stoffe der anorganischen oder der organischen Welt angehören. Das zweite Reich bilden die Gebiete,

 die künstliche, aus natürlichen Materialien gewonnene Stoffe verwenden. Sie gliedert man nochmals danach, ob sie die natürlichen Stoffe nur mechanich mengen oder auf physikalisch-chemischem Wege in vollständig neue Materialien überführen. Jedoch ein solches Gruppieren nach ausschließlich technischen Gesichtspunkten eignet sich wohl für eine Technologie des Kunstgewerbes, nicht aber als eine Einteilung für das gesamte Kunstgewerbe. Denn in ihm wirken Kunst und Technik vereint; ihm kann also nur eine Anordnung frommen, die diesem vereinten Wirken Rechnung trägt. Daher ordnen wir die Gebiete nach rein kunstgewerblichen Gesichtspunkten, nämlich nach der Art des kunstgewerblichen Gestaltens. Zwei Reiche erhalten wir, eines, das das Material von außen her gestaltet, und eines, das es von innen heraus formt. Zum ersten Reiche gehören alle jene Gebiete, die den Aggregatzustand ihres Materials nicht ändern, um es zu gestalten, sondern die es im gegebenen festen Zustande belaffen, seine kunstgewerbliche Form nur von außen her durch Hinwegnehmen oder Hinzufügen von Material bilden. Zum zweiten Reiche gehören alle jene Gebiete, die den Aggregatzustand ihres Materials ändern, um es zu gestalten, die es aus dem festen in den weichen oder flüssigen Zustand überführen und ihm in diesem Zustande seine kunstgewerbliche Form gleichsam von innen heraus geben. Das eine Reich ist das der Kaltarbeit, das andere das der Heißarbeit. Darin bekunden sich zwei grundlegende Verschiedenheiten der kunstgewerblichen Tätigkeit. Im übrigen ordnen beide Reiche ihre Gebiete unter sich wieder nach dem kunstgewerblichen Wesen ihres Materiales und danach, ob ihre Erzeugniffe wesentlich zwei Dimensionen oder drei Dimensionen aufweisen, d. h., ob sie nur Länge und Breite besitzen, also flächenhafte Gebilde sind, oder ob sie Breite, Höhe und Tiefe besitzen, also räumliche Gebilde darstellen. Nicht zu verwechseln mit diesem körperlichen Gestalten von außen oder von innen her ist das geistige Gestalten, das Erfinnen und Entwerfen. Es erfolgt ausschließlich aus dem Innern, dem Geiste des Schaffenden heraus, indem er, geleitet von künstlerischem Empfinden und technischem Wiffen, das Bild des kunstgewerblichen Gegenstandes rhythmisch gegliedert kunst- und materialgerecht vor seinem geistigen Auge erstehen läßt. Dieses gleichfam aus sich selbst herauswachsende Bild hält er durch Zeichnung oder Modell fest.

 Wilhelm von Diez as Vorderbild unseres heutigen Heftes bringt ein Gedenkblatt auf den am 25. Februar dieses Jahres zu München verstorbenen Maler Wilhelm von Diez. Kommen wir etwas spät, so wollen wir das Versprechen damit verbinden, im nächsten Jahrgang nochmals zu kommen und dann den Zeichner Diez unseren Lesern vorzuführen. Denn wenn ein Zeichner unserer Zeit Menzel ebenbürtig war, fo Diez. In zwei Dingen aber war er Menzel sogar über: er fah nicht nur scharf, sondern auch liebevoll. Der zweite Vorzug hängt damit zusammen, nämlich, daß seine Skizzenblätter bildhafter wirken. Das kommt daher, daß, wenn er etwas anfah, immer der ganze Mensch mitfah, nicht bloß der Maler. So sah er überall Lebensbetätigung und nahm an diesem Leben Anteil. Diez war weniger witzig als Menzel, dafür reicher an Humor. Und wenn Menzel fo rauhbeinig war, um in feiner Arbeit ungestört, um allein zu sein, so war Diez fackgrob, weil er mit denen leben wollte, die er liebte. Wen er liebte? Alles, worin er unverfälschte Natur fah. Seine Kinder daheim, aber auch die Philister im Hofbräuhaus, jene ganz Echten, denen der Lärm des Zapfenschlags beim Bierfaß wichtiger ist, als alle mufikalischen Hoftheaterschmerzen. Ferner Fuhrleute, Bauern und das Soldatenvolk, draußen im Manöver zumal, wo das „Kriegführen" aus den gedrillten Mannfchaften waffentragende Männer macht. Dann aber die Tiere. Pferde hat seit dem alten Wouwerman keiner mehr gemalt und gezeichnet, wie Diez. Und nicht nur Leben und Bewegung des einzelnen Tieres, sondern ganz hervorragend die Bewegung der Maffe. Es ist aber bezeichnend, daß, so gern er das Manöver mitmachte, er für den Krieg von 1870 die Erlaubnis zur Begleitung nicht nachsuchte. Dazu liebte er alles Lebendige zu sehr. Als Maler ist Diez

allgemein bekannt durch feine Darstellungen aus dem Dreißigjährigen Kriege. Und hier find uns feine Schnapphähne und Marodeure am liebsten. Sie zeigen zum besten, wie er diese Zeit verstand, die ihm so lebte, daß Grimmelshausens „Simplizissimus" fein liebstes Buch war. Das sind keine berufsmäßigen Mordbrenner, sie find es durch die Not der Zeit. Diese Zeit hat er künstlerisch so beherrscht, wie Menzel die Friedrichs des Großen, und so sollte man Diez neben Menzel für das Anschauungsvermögen unserer Jugend nutzbar machen. Diez war am 17. Januar 1839 geboren, und zwar nicht in Altbayern, wie jeder meinen muß, sondern als Sohn des evangelischen Pfarrers zu St. Georgen bei Bayreuth. Auf der Kunstschule hat es ihn nicht gelitten; vielleicht ist er darum ein so guter Lehrer geworden, als er 1871 an die Münchener Akademie berufen wurde. Denn er wußte von feiner Jugend her, daß des Kunstlehrers Aufgabe nicht ist, seine Mal- und Sehweise andern auf zuzwingen, vielmehr anzuregen und auszuspüren, wie man einer andern Individualität auf den Weg helfen kann. Ein aufrechter Mann war Diez, trotz äußerer Ehren bescheiden, aber stolz gegen alles, was sich auf äußeren Besitz etwas einbildete. St. - . - ....-....

Neue Bücher 717 Neue Bücher Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes. In Verbindung mit andern herausgegeben von Georg Lehnert (Berlin, Martin Oldenbourg. 1. (von 8] Abteilung Mk. 425). Der erste Aufsatz unserer heutigen Abteilung „Bildende Kunst" ist dem einleitenden Abschnitt dieses Buches entnommen, das wir damit unsern Lesern warm empfehlen wollten. Bei dem Übermaß von Büchern, die heute auf den Markt gebracht werden, erlebt man immer wieder die Tatsache, daß Werke, nach denen offenbar ein farkes Bedürfnis fein muß, verhältnismäßig spät erscheinen. Keine andere künstlerische Betätigung unserer Zeit hat so die Teilnahme weitester Kreise erregt, wie gerade die neuere Entwicklung des Kunstgewerbes. Das ist auch begreiflich. Reine Kunst ist immer eine Art Luxus; angewandte Kunst aber hat die Aufgabe, das schön zu gestalten, was wir brauchen. Und hier deckt sich Schönheit insofern mit Zweckmäßigkeit, als wir einen Gebrauchsgegenstand erst dann als vollkommen, und das ist schön, anerkennen können, wenn er feinem Zwecke vollkommen entspricht. So machen wir denn auch in allen Kunstausstellungen die Beobachtung, daß bei der breiten Besucherschar die Wohnräume und Einrichtungsgegenstände nicht nur am meisten besichtigt, sondern auch am lebhaftesten besprochen werden. Schon aus dieser lebhaften Teilnahme am Gegenwärtigen ist die eindringliche Beschäftigung mit der Vergangenheit ratsam, da ja eigentlich nichts Bestehendes ohne Kenntnis seines geschichtlichen Werdens recht zu verstehen ist. Beim Kunstgewerbe kommt aber hinzu, daß der neue Aufschwung durch die Wiederaufnahme der Grundsätze der Alten ermöglicht wurde. Außerdem aber erkennt man bei den Verhältniffen der Vergangenheit am besten, wie das Kunstgewerbe der Ausdruck jeder Kulturepoche war - und zwar vor allem auch des täglichen Lebens in ihr im Gegensatz zum festtäglichen Sonntagscharakter aller hohen Kunst. So gewinnt auch der Laie gerade hier aus der Beschäftigung mit der Vergangenheit Schulung und Anregung des eigenen Geschmacks, defen er auf diesem Gebiete um so mehr bedarf, als er hier nicht bloß Käufer, sondern eigentlicher Auftraggeber, somit oft genug Anreger fein soll. Es ist sehr zu begrüßen, daß der erste Versuch, eine zusammenfaffende Darstellung der Geschichte des Kunstgewerbes zu geben, gleich mit so großen Mitteln unternommen wird. Allerdings wird das Werk recht umfangreich - 8 Abteilungen zu Mk. 425 - und ich persönlich ziehe immer Bücher vor, die aus Kopf und Herz eines einzelnen hervorgegangen find. Dafür wird man aber hier auch ein überall auf gründlichster Quellenkenntnis beruhendes Werk erhalten. Der Mitarbeiterstab ist glänzend. „Das Kunstgewerbe, von feinen ersten Anfängen bis zum Ausgange des klafischen Altertums, schildert Prof. Dr. Erich Pernice in Greifswald. Ihm fchließt sich Dr. Georg Swarzenski, Direktor des Städelschen Institutes in Frankfurt a. M., mit einer Darstellung des Kunstgewerbes in der frühchristlichen und byzantinischen Zeit an. Prof. Dr. Otto v. Falke, Direktor des Kunstgewerbemuseums der Stadt Köln a. Rh, bespricht die Entwicklung des Kunstgewerbes während des Mittelalters. Zwischen Mittelalter und Neuzeit findet eine zusammenhängende Schilderung des afiatischen Kunstgewerbes in einer ganz eigenartigen, vom Abendlande fehr wenig berührten Entwicklung Platz, bearbeitet von Dr. Otto Kümmel, dem zur Zeit in Japan weilenden Direktorialafistenten des königlichen Museums für Völker-

718 Neue Bücher kunde in Berlin. Direktor Dr. Georg Swarzenski eröffnet die Neuzeit mit der italienischen Renaiffance; ihm folgt Dr. Wilhelm Behncke, der langjährige Direktorialafistent des königlichen Kunstgewerbemuseums zu Berlin, mit der Renaiffance in Mittel- und Nordeuropa. Privatdozent Dr. Moritz Dreger, Kustos am k. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, kennzeichnet den Weg, den das Kunstgewerbe im Barock und Rokoko genommen hat, Regierungsrat Jofeph Folnefics, ebenfalls Kustos am k. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, führt die Darstellung weiter bis zum Ausklingen der Biedermeierzeit. Der Herausgeber, Dr. Georg Lehnert, Geschäftsführer des Vereins für Deutsches Kunstgewerbe zu Berlin, schließt das Ganze, das er mit einer LÜbersicht über das Kunstgewerbe eingeleitet hat, mit einer Würdigung defen, was die angewandte Kunst seit 1850 geleistet hat." Ganz hervorragend ist der zu einem beträchtlichen Teile farbige Bildschmuck. Vor allem wird auch viel wenig oder gar nicht Bekanntes geboten und fast durchweg in Aufnahmen nach den Originalen. - So fei also nochmals das Werk, dessen Erscheinen in Lieferungen die leichtere Anschaffung ermöglicht, warm empfohlen. Auf den Inhalt im einzelnen soll später, wenn mehr vorliegt, noch eingegangen werden. K. (St.

Hebbels „Moloch" als Oper Von Dr. Karl Storck er sich bewußt ist, daß der Schwerpunkt des Musikdramas insoweit WI in der Dichtung liegt, als nur ein Gedicht, das zu einem wahrhaften Lebendig werden der Musik bedarf, bei dem die Musik wesentlich Stoff- und Inhaltsausdruck ist, wirklich ein Musikdrama abgeben kann, der muß sich wundern, wenn ein Drama Hebbels zur Operndichtung aufgenommen wird. Gewiß ist auch bei Hebbel das eigentliche Geschehen, die Situation, das Abbild der Welt, so wichtig fiel auch fein mögen, niemals das Entscheidende, sondern sie alle dienen zur Veranschaulichung einer Idee. Aber das Wesen dieser Ideendichtung Hebbels, das, was ihr auch die wirkliche Volkstümlichkeit so außerordentlich erschwert, beruht in der reinen Geistigkeit dieser Idee. Hebbel war trotz aller Leidenschaftlichkeit eines Empfindens eine Verstandesnatur; er ist einer jener Künstler, die einen Stoff, ein Problem durchdenken, bevor sie ein Abbild dieser Idee gestalten. Es ist der entgegengesetzte Weg wie in den Dramen Shakespeares oder bei Goethes „Faust", wo ein ungemein scharf gesehenes und gewaltig vertieftes, vom rein Zufälligen befreites Menschenschicksal so dargestellt ist, daß eine Menschheitsidee daraus hervorleuchtet, ja, daß dieses Menschenschicksal als Gestaltung der Idee erscheint. Bei Hebbel vermag es nur die außerordentliche Kraft eines dichterischen Vermögens, uns über die Abstraktheit des Innengerüstes seiner Dramen hinwegzutäuschen. Ganz ist für mein Empfinden dieses Abstrakte eigentlich niemals überwunden. So gibt es für mein Gefühl auch nur ganz wenige deutsche Dichter, am ehesten noch Heinrich von Kleist, die im Kern fo unmusikalisch sind wie Hebbel. Denn das eigentlich Musikalische tritt im Drama doch erst dort ein, wo das Gedankliche aufhört, sei es, daß es sich um rein lyrisches Erleben handelt, wo die Gedanken nichts zu suchen haben, sei es, daß es sich um jene Tiefen der Weltanschauung, jene Höhen des Seelenfluges handelt, in die nur durch

72O Storck: Hebbels „Moloch" als Oper mystifches Versenken und religiöses Empfinden zu gelangen ist. Es ist bezeichnen", daß Hebbel zum schroffen Ablehner Richard Wagners wurde. LInter sämtlichen Dramen Hebbels leidet keines so sehr unter der Silberfrachtung mit gedanklichem Gehalt, wie ein „Moloch". Das Drama ist denn auch Bruchstück geblieben, einer jener gewaltigen Torsi unserer Piteratur, die wir mit staunender Ehrfurcht zu betrachten gewohnt sind, bei denen wir immer die Vollendung ersehnen und wo wir uns doch im letzten Grunde nicht verhehlen können, daß ein großer Teil der wunderbaren Wirtung gerade auf ihrem bruchstückhaften Charakter beruht, daß der LUnterbau zu riesenhaft ist, als daß er eine gleichwertige Vollendung hätte finden können. Wir sind über Hebbels Absichten bei dieser Dichtung klar unterrichtet, und danach können wir sagen, daß die Dichtung unvollendet blieb, weil neben der LÜberfrachtung mit gedanklichem Gehalt Hebbel versuchte, eine Reihe von Ideen, die dem heutigen geistigen Erkennen einfach als Tatsachen erscheinen, auf einen gleichen Urgrund zurückzuführen. Eine kurze Betrachtung der Dichtung Hebbels wird das am besten erweisen; sie bedeutet hier keine Abschweifung, weil Emil Gerhäuser, der Textdichter von Max Schillings, den Inhalt dieser Akte im ganzen übernommen hat. Hiram, ein wunderbarer

alter Greis, Sproß des stärksten Geschlechtes Karthagos, hat die Zerstörung seiner Vaterstadt durch Rom erleben müffen. Priester und gläubiger Verehrer des karthagischen Gottes Moloch, erkannte er aus diesem furchtbaren Ereignis die Ohnmacht der Gottheit; darüber hinaus fühlt (nicht erkennt) er die Unwahrheit der Gottheit, ihr Nichtvorhandensein. Jedenfalls erkannte er, daß die Gottheit erst dadurch zur Macht in der Welt wird, wenn sie von Menschen sich dienstbar gemacht werde. Und so soll Moloch Hiram dazu dienen, an Rom die Rache für den Untergang Karthagos zu vollziehen. Fähig zum Vollzug dieser Rache an der übermächtigen Stadt hält er das Volk der Germanen, zu dem seine Volksgenoffen ja so oft gelangt sind, wenn sie den goldenen Bernstein holten. Wohl find diese Germanen in ihrem innigen Zusammenhang mit der Natur zur Ahnung der Gottheit gelangt, aber zur Gestaltung ist es nicht gekommen. Moloch soll für die Germanen diese Gestaltung sein. Hiram baut seinen Plan darauf, daß er imstande ist, den Germanen die Segnungen der unter den günstigeren Himmelsbedingungen des Südens entwickelten Kultur zu bringen. Das werden Gaben Molochs sein. Wenn einst die Segnungen der Kultur das Volk dem Moloch und feinem Priester dienstbar gemacht haben werden, will Hiram diesem Volke vertünden, daß diese Kultur, die hier im Norden der schweren Arbeit bedarf, in einem schöneren Süden mühelos und dabei unendlich schöner und üppiger gedeiht. Er rechnet damit, daß die Söhne des Nordens dann diesen Süden für fich werden gewinnen wollen. Dieser Süden sei Rom, das von den Permanen erobert und vernichtet werden wird. Hirams Endziel ist also eigentlich ein negativer Wert: Zerstörung, Befriedigung einer Rache.

 Die beiden Akte Hebbels führen in grandiosen Szenen aus, wie Hiram mit seinem Gotte landet, wie er durch seine ehrfurchtgebietende und mit allen Künsten alterfahrener Priesterkultur arbeitende Persönlichkeit sich Eindruck verschafft. Von den Intelligenzen im Lande Thule fallen ihm jene, in denen Gefühl und Phantasie so stark entwickelt waren, daß sie zur Ahnung des Gottesbildes durchgedrungen sind, zum Opfer. Der junge Königssohn Teut und seine Mutter beugen sich Moloch, wogegen die älteren Männer der Tat, denen der Kampf mit dem Leben nicht mehr Zeit zum Träumen läßt, widerstreben. Sie sehen in Moloch das aus der Fremde kommende Ungetüm, das ihnen die, gerade so wie sie ist, liebgewordene Heimat zerstören will. Ihr Führer, der alte König Teut, wird von feinem Sohn besiegt und weicht in die Einsamkeit des Tales des Todes zurück. Mit dem Fällen der Wälder, die der Sonne das Durchdringen zur Erde verhindern, also mit dem Beginn zur Kulturarbeit schließt Hebbels Fragment. Hebbel hat schon in diesen beiden ersten Akten neben dem großen Molochproblem in die Träger der Entwicklung weitere Probleme gelegt. Vor allem ist der junge Teut zu sehr belastet. Er leidet am Kampfe gegen den Vater, er hat die Pietät, die gerade nach Hebbels Meinung das Grundwesen der Religion ausmacht, verletzt. Außerdem steht er im Konflikt der Liebe mit einem Weibe, das durch eine naive Naturempfindung, eine vom Gedanken der weiblichen Hingabe völlig beherrschte Natur gegen allen Einfluß Molochs geschützt ist. Verhängnisvoll vor allem ist, daß für Teut der Gottesglaube unlösbar verbunden ist mit dem Glauben an den Priester, der den Gott brachte. Hebbel schwebten nun verschiedene Ideen vor. „Was mich an dem Stoffe reizte," sagte der Dichter einmal, „das war die Religionsidee und der Gedanke, ein Volk stammeln zu laffen. Das eine habe ich in den Nibelungen dargestellt, das andere werde ich im Christus tun. Das ist der Grund, warum ich den Moloch nicht vollende." Bekanntlich hat Hebbel zwar die „Nibelungen", aber nicht den „Christus" vollendet. Der innerste Grund liegt jedenfalls darin, daß verstandesmäßig das Problem der Religion überhaupt nicht zu lösen ist, lag schließlich letzterdings eben an der unmusikalischen Natur des Dichters. Nach einer anderen Außerung von ihm müffen wir in dem „Moloch" eine Tragödie des Priestertums sehen. Ein Priester ist Erfinder eines Gottes, durch den er dem Priestertum die Herrschaftsmacht über das Volk verschafft. Das gelingt ihm dank der religiösen Sehnsucht dieses Volkes. Aber gerade die verhilft dem Volke dazu, in diesem Geschöpf der Priesterhand das wahrhaft Göttliche zu fühlen und so den Vermittler zwischen Gottheit und Volk, den Priester, beiseite zu schieben, um sich den direkten Weg zur Gottheit zu bahnen. Wir hätten also gewissermaßen die Tragödie des Kampfes zwischen Kirche und Religion. Zweifellos ein großes und starkes Problem... Es sollte selbstverständlich sein, daß, wer

nach Hebbel den Moloch-

722 Storck: Hebbels „Moloch“ als Oper stoff anfaßt, alle Kraft darauf verlegt, dieses große Problem des Kampfes zwischen Kirche und Religion herauszuarbeiten. Daß ein natürliches religiöses Gefühl zunächst die Form des Kirchlichen annehmen muß und erst im Laufe langer Entwicklung sich von diesem Kirchlichen wieder zum Religiösen durchringen kann, ist nicht nur Welterfahrung, sondern auch innere Logik der ganzen Idee. Der Stoff des „Moloch“ ist dabei so angelegt, daß er erlaubt, die historisch meist auf längere Zeitläufe verteilte Entwicklung gedrängt vorzuführen. Denn jener zuerst gegen Moloch zurückhaltende Teil der Bevölkerung kann die Erfahrung, die der andere mit dem Priestertum macht, so übernommen haben, daß er gleich zur reineren Form eines religiösen Gottverhältniffes gelangt. Vor allem aber mußte, wenn dieser Stoff für ein Musikdrama aufgegriffen wurde, bei der unbedingt notwendigen Zusammendrängung des Ganzen, die das Musikdrama erheischt, auf eine möglichst scharfe Herausarbeitung dieser großen Ideenentwicklung hingearbeitet werden. Dagegen mußte das Schicksal der dabei beteiligten Personen befreit werden von allen Zufälligkeiten des äußeren, also nicht mufikalischen Geschehens. Genau das Gegenteil hat Gerhäuser getan. Er hat im großen und ganzen den Inhalt der beiden ersten Akte Hebbels übernommen, hat teils glücklich, teils zum Schaden manches Episodische hier beseitigt. Über die Art, wie Gerhäuser den Charakter des Hiram anfaßt, kann man verschiedener Meinung sein. Für die Vereinfachung und Klärung des ganzen Problems ist es ja zweifellos von Vorteil, wenn der Charakter gegenüber Hebbel vereinfacht, Hiram also ganz zum Typus des herrschsüchtigen, die Religion zum Zweck erniedrigenden Priesters wurde. Leider hat Gerhäuser auch hier nicht den Mut zu scharfer Durchführung befeffen. Vor allem aber ist der dritte Akt, der die Fortführung über das von Hebbel Geschaffene bringt, vollständig mißlungen. Alles, was Idee ist und Symbol der Weltentwicklung, geht verloren, und wir erhalten einfach eine Staatsaktion. Dieser dritte Akt beginnt mit dem Erntefest der Bewohner von Thule, deren Freude Hiram ausnutzt, um sie zum Kampf gegen Rom anzustacheln. Unter Teuts Führung werden am nächsten Morgen die jungen Männer hinausziehen in die Ferne, um dort das gesegnete Land sich zu gewinnen. Entgegen Hebbel hat Gerhäuser von vornherein einen größeren Teil des Volkes dem Molochglauben nicht anheimfallen laffen. Und dieser Teil der Maffe sieht jetzt die höchste Zeit zum Handeln gekommen, da die Entfernung des jungen Teiles eine verhängnisvolle Schwächung Thules bedeutet. So soll es also nach dem Willen dieser Alteren am nächsten Morgen zum Kampfe kommen mit den zum Kampfe Hinausziehenden. In dieser Nacht nun vollzieht sich die Entscheidung. Teut begegnet Theoda im Hain und erkennt die Lügenhaftigkeit Hirams. Damit bricht ihm das Ganze zusammen, alles wird für ihn Trug. Er selber drängt Hiram im Kampfe ins Meer. Er verbrennt die Schiffe, auf denen die Ausfahrt im Namen Molochs stattfinden sollte. Theoda eilt davon, den alten König zu holen.

Storck: Hebbels „Moloch“ als Oper 723 Der Morgen ist angebrochen, da gerät Teut in Gefahr vor seiner bisherigen Gefolgschaft, die die Ausfahrt im Dienste Molochs nicht aufgeben will, die dem Molochglauben eben treu bleibt. Schon scheint Teut Rettung zu kommen von der zum Kampfe gegen die Jüngeren herbeieilenden älteren Mannschaft; aber deren Führer schlägt ihm die tödliche Wunde. LÜber den Sterbenden beugt sich in Liebe Theoda, und schwer trauert der König über des Sohnes Verlust. Denn wie der Jüngling glaubt, daß einst der Greis im Rechte war, so erkennt dieser aus den Segnungen, die seinem Lande widerfahren find, daß der Sohn das Gute geschaffen. Die Tragödie endet mit den Worten: „Stürzt Moloch!“ Dieser Schluß wäre völlig unbegreiflich, erschiene geradezu als kleinliche Rache an dem Götzenbild, ginge nicht in der Musik diesen Worten ein längerer, rein symphonischer Satz voraus. In diesem symphonischen Satz hat Schillings für seine Person das zu geben versucht, was der Textdichter so ganz vernachlässigt hat, nämlich eine wirkliche feelische Lösung. Und insofern gehört auch dieses Werk in die Reihe der symphonischen Opern, indem die Musik aus ihren Kräften das eigentliche dramatische Problem zu lösen trachtet. Ja, wenn nur das Problem von Gerhäuser überhaupt aufgegriffen worden wäre, wenn Gerhäuser im vorangehenden diese Ideen des Widerstreits zwischen Priester- oder Kirchenmacht und wahrhaftiger Religion auch nur angedeutet hätte, so daß der Komponist seine thematische Motivbildung an diese Gedanken

hätte klammern können, dann wäre er wohl imstande, jetzt das Ende im symbolisch gewollten Sinne herbeizuführen. Aber Gerhäuser hat dem ganzen Stoff das eigentlich Tief symbolische genommen und hat daraus ein einfaches Menschenschicksal gemacht. Die Liebe Teuts zu Theoda ist viel zu sehr losgelöst vom Gesamtproblem, als daß sie nach der Richtung hin wirksam wäre. Wir erleben den erwünschten Sturz des Intriganten Hiram und das tragische Schicksal des Jünglings Teut, defen Tod auch in keiner Hinsicht von dramatischer Notwendigkeit ist. So ist Schillings durch die Dichtung auch dieses Mal wieder um seine höchsten Absichten betrogen worden. Aber auch sonst find die beiden ersten Akte für die Komposition nicht günstig gewesen, insofern sie eigentlich nur Exposition find, dem Vorbild Hebbels getreu vom dramatischen Gewebe nur die senkrechten Kettenfäden spannen, nicht aber den Einschlag bringen, durch den fie wechselseitig verbunden werden. Der Dichtung entsprechend bietet auch Schillings in der motivischen Bearbeitung dieser beiden Akte nur ein Nebeneinander, und erst der dritte Akt bringt ihre symphonische und damit dramatische Verarbeitung. Es kommt hinzu, daß dieser dritte Akt noch mit das Beste an neuem motivischen Material enthält in der Musik des Erntefestes und den weit ausgesponnenen Liebesmotiven Teuts und Theodas. Vielleicht, daß der geistige Gehalt des Werkes dadurch stärker hervorzuheben gewesen wäre, wenn der alte König die Erkenntnis, die er aus all diesen Geschehnissen gewinnt, in Worten verkündete.

 Und auch, daß der Tod Teuts so ganz aus äußeren Gründen herbeigeführt wird, müßte in irgendeiner Form beseitigt werden. Dann wäre es doch möglich, daß das von großem Wollen und bedeutendem Können zeugende Werk unserem Bühnenspielplan dauernd gewonnen würde. Das aber wäre bei der Gesamtlage unseres heutigen Bühnenspielplans vor allem auch im Intereffe unserer musikalischen Gesamtkultur dringend zu wünschen. Wir haben zurzeit in Deutschland kaum einen zweiten Musiker, dem gegenüber man so stark das Gefühl hat, einer künstlerisch außerordentlich tief und ungewöhnlich vornehm empfindenden Natur gegenüberzustehen, wie gerade bei Max Schillings. Freilich hat diese Vornehmheit des Empfindens bei ihm einen gewissen Stich ins – ich finde kein deutsches Wort – ins Exklusive. Wir haben gerade in Deutschland eine große Zahl von Künstlernaturen, bei denen der Ausdruck der Leidenschaft etwas Gedämpftes oder sagen wir Verhaltenes hat. Das ist die Schamhaftigkeit der starken Mannesseele, die trutzende Kraft des sich bändigenden Sinnes, der jenes rückhaltlose Hinausschreien des Empfindens, das für die Romanen charakteristisch ist, dem Deutschen verbietet, bis endlich der innen tobende Vulkan die Rinde durchbricht und nun auch den härtesten Basalt fchmelzt. Das ist es leider bei Schillings nicht; er ist in einem Maße Kulturmensch, wie es unsere deutsche Kunst nur selten kennt, und so hat seine Zurückhaltung etwas von der vollendeten Erziehung des Weltmannes. Das ist natürlich ein starkes Hemmnis für die letzten dramatischen Wirkungen, und ich für meine Person habe die feste Überzeugung, daß Schillings ein Bestes nicht in schweren Stoffen und bei starken Konflikten geben wird, sondern in einer mehr heiteren, aufs Feine abgestimmten Welt. Hier gedeiht dann auch mehr der Geschmack an vollendeter formaler Kultur. Man wird es dann angemeffener, notwendiger finden, daß Schillings jeder gewohnten Ausdrucksweise ängstlich aus dem Wege geht und sich auch für das Alltäglichste der gesuchtesten Sprache bedient. Es ist leicht begreiflich, daß bei einer von vornherein so hohen Einstellung der gesamten Ausdrucksweise nun eigentlich nur eine elementare Brutalität die wahrhaft dramatische Steigerung herbeiführen könnte, eben jene Naturgewalt, die schließlich vulkanartig auch den festesten Kulturbau sprengen muß. Ich glaube nicht, daß wir von Schillings eine derartige Offenbarung zu erwarten haben. Das Shakespearesche fehlt ihm. Aber fein „Pfeifertag“ beweist, daß ihm die humoristische Lösung aus Konflikten wohl gelingen dürfte, wenn er sich in rein formaler Hinsicht von der Wuchtigkeit des musikalischen Ausdrucks freimachen wird, in den unter schwer ausgerüstetes Orchester so leicht hineingerät. Schillings ist ein echter Wagnerianer. Ich verstehe unter einem solchen Nachfolger und nicht Nachahmer. Er sucht sich nicht gegenüber dem Übergewicht des gewaltigen Vorbildes dadurch zu helfen, daß er den Schwerpunkt einseitig ins Orchester verlegt und symphonische Dichtungen mit Text schreibt, wie es neuerdings auch Friedrich Klose in einer „Ilse-

Joseph Tichatschek 725 bill“ getan hat. Wir haben bei ihm die Parallelbewegung zwischen Bühne und Orchester und nach Kräften die Aufrechterhaltung der Bedeutung des Wortes und der Handlung. Solange wir in der Oper eine dramatische Kunstgattung sehen wollen, müffen wir doch daran festhalten, sonst geraten wir wieder in ein szenisch dargestelltes Oratorium hinein, wobei freilich auch noch die Bedingung zu erfüllen wäre, daß das gesungene Wort auch verstanden werden kann. Im übrigen wäre ja an sich gegen eine symphonische Dichtung, die auch die Menschenstimme als Instrument verwendet, nichts einzuwenden. Wer die ungeheuere Wirkungskraft des wortlosen Singens, etwa bei einem Maffenjodeln, erfahren hat, muß zugeben, daß hier Wirkungen rein musikalischer Art verborgen liegen, an die man bisher noch nicht gerührt hat, trotzdem sie als Keime bereits im Urbegriff der Musik eingeschloffen sind, ja sich im kleinen bereits in der Musik der Naturvölker nachweisen laffen. Also ich möchte nicht zu jenen Asthetikern rechnen, die dem Künstlerschaffen irgendwelche einengende Grenze ziehen; nur allerdings sollen dann auch die Künstler diese Werke nicht äußerlich in Kunstgattungen einreihen, mit denen sie innerlich nichts mehr zu tun haben. Von Schillings haben wir nach meinem Dafürhalten aber echte Musikdramen zu erwarten, sobald er den ihm gemäßen Dichter findet. Bis jetzt hat er dieses Glück noch nicht gehabt. Und so müffen sich seine Werke leider mit allzu schnell vorübergehenden Achtungserfolgen begnügen, was nicht nur um des hochtrebenden Künstlers willen, sondern vor allem auch unseres Bühnenlebens wegen zu bedauern ist. Joseph Tichatschek D Name Joseph Tichatscheks ist mit der Geschichte der Wagnerschen Kunst eng verknüpft. Am 11. Juli vor hundert Jahren wurde der Sänger in dem kleinen böhmischen Städtchen Oberweckelsdorf geboren. Er begann seine künstlerische Laufbahn in Wien, wo er auch seine musikalischen Studien angefangen und vollendet hatte. Nach kurzer Tätigkeit in Graz trat er ein Engagement an der Dresdner Hofoper an; hier wirkte er bis 1870 als geschätzter und vielverwendbarer Sänger und starb dort hochbetagt am 18. Januar 1886. Wir wissen, daß Richard Wagner sehr viel von Joseph Tichatschek hielt, der ihm als erster „Rienzi“ im Dresdner Hoftheater auch die ersten Lorbeeren hatte miterringen helfen. Es war im Herbst 1842, als nach anderthalbjähriger Verzögerung diese Oper endlich einstudiert wurde. Schon während der Proben merkte Wagner bald, welchen wahrhaft ergebenen Freund sein Werk an Tichatschek gewonnen habe. Der Wagner-Biograph Glasenapp schreibt: „Die wachsend enthusiastische Teilnahme dieses Hauptfängers für feine Aufgabe habe sich allen übrigen Mitwirkenden in so erfreulicher Weise mitgeteilt, daß sogar das Publikum durch das Wunder dieser warmen Begeisterung aller Künstler für das

726 Joseph Tichatschek Werk eines damals noch gänzlich unbekannten Autors, ohne Namen und Ruf, in glücklichster Weise voreingenommen wurde.“ Und Tichatschek hatte in der Tat etwas zu geben. Wagner hatte fich den Tribunen gedacht „als einen hochbegeisterten Schwärmer, der wie ein blitzender Lichtstrahl unter einem tief gesunkenen, entarteten Volke erscheine, das zu erleuchten und emporzuheben er fich berufen hält“. Die Persönlichkeit und das künftlerische Vermögen des Sängers verbürgten eine Lösung dieser Aufgabe im Sinne des Schöpfers. Dazu kam, daß Tichatschek durch die häufige Darstellung der sog. „Heldenrollen“ in den älteren Opern eine außerordentliche Bühnengewandtheit fich angeeignet hatte. Man muß bedenken, daß damals bei den Sängern und dem Publikum alles noch auf die „große Rolle“ zugespitzt war. Auch der Rienzi war das zum Teil noch, und so versteht man Tichatscheks Außerung, der Tribun würde eine brillanteste Partie werden, weil ihm keine andere foviel Gelegenheit biete, fich zu zeigen. Der Sänger brauchte also nicht allzuviel umzulernen, sondern nur feine glänzende Routine und feine großen Mittel an einer ganz sonderlich dankbaren Aufgabe zu erproben. Später kam es anders, wie wir nachher fehen werden; denn beim „Tannhäuser“ vermochte Tichatschek trotz heißem Bemühen den „dramatischen Gehalt“ keineswegs zu verstehen, geschweige denn auszuschöpfen. Aber beim „Rienzi“ löste er seine Aufgabe vollkommen: unverwüstlich in der Stimme, hinreißend in der Darstellung, in der Mimik trefflich unterstützt durch feine feurigen, großen Augen, bis zur letzten Note aushaltend, obwohl die Partie des Tribunen damals erheblich stärker instrumentiert war. Ferdinand Heine, Wagners Jugendfreund, sagt in einem Bericht: „Tichatschek war ein neuer Mensch, ein Heros; trotz seines Raoul, Adolar und aller anderen Glanzpartien hätte ich ihm nie einen solchen

Aufschwung zugetraut.“ Daß der Erfolg der ersten Rienziaufführung zu Dresden (20. Okt. 1842) enthusiastisch war, ist bekannt. Infolge der ungeheuren Länge der Oper entschloß sich Wagner zu Streichungen. Und hier ist es charakteristisch, daß Tichatschek davon nichts wissen wollte. „Ich laffe mir nichts streichen, es war himmlisch!“ – Das find feine verbürgten Worte, die er, mit Tränen in den Augen, glückstrahlend an Wagner richtete. Dieser hatte sich nicht getäuscht in seiner Ansicht, daß ihm kein Theater der Welt „Künstler von dem mächtigen dramatischen Wuchs eines Tichatschek und der Schröder-Devrient“ zu geben vermöge. Seit der Rienzizeit verband die beiden Männer eine auf richtige Freundschaft, die ungetrübt währte bis zum Hinscheiden des Meisters. Daran konnte auch Wagners abweichende Anficht über Tichatscheks „Tannhäuser“ nichts ändern. Es find hierüber viele irrtümlichen Anschauungen verbreitet; darum mag hier die Gelegenheit benutzt fein, festzustellen, was an des Künstlers „Tannhäuser“ unzulänglich war, und wie fich die eigentliche Anficht Wagners darüber gestaltete. Der Grundfehler lag darin, daß Tichatschek den wirklichen Inhalt des ganzen Tannhäuserdramas nicht zu erfaffen vermochte. Darunter hauptsächlich litt eine Wiedergabe der Titelrolle. Es war einer kindlich-naiven Natur versagt, „in jene schaurig-dämonischen Tiefen eines furchtbar leidenden Herzens einzudringen, in defen Abgründe uns die Erzählung Tannhäusers von feiner Pilgerfahrt blicken läßt“. Dagegen lobte Wagner wieder gerade die wahrhaft bewundernswürdige Tüchtigkeit und Ausdauer zumal bei dem äußerst

Joseph Tichatschek 727 klangvollen und energischen Vortrag der Erzählung der Pilgerfahrt. Die Bedeutung des dramatischen Kunstwerks und damit der springende Punkt in Wagners ganzer „Opernreform“ blieb dem Künstler verborgen. Er war immer nur Opernsänger, wenn auch als solcher vorzüglich begabt und ein wahrer Heros an Stimme. Die ganze Differenz charakterisiert Wagner mit den bezeichnenden Worten: „Es konnte dem ersten Darsteller des Tannhäuser, der in feiner Eigenschaft als vorzüglich begabter Sänger immer noch nur die eigentliche „Oper“ zu begreifen vermochte, nicht gelingen, das Charakteristische einer Anforderung zu faffen, die fich bei weitem mehr an seine Darstellungsgabe als an ein Gesangstalent richtete.“ Kein Wunder, daß dem Sänger denn auch die überaus wesentliche Bedeutung der Vorgänge im zweiten Akte verschloffen blieb, wo Tannhäuser zu der Erkenntnis seines Handelns und feines Zustands kommt. Die Stelle beginnt mit den Verfen: „Zum Heil den Sündigen zu führen, die Gottgesandte nahte mir.“ In diese Stelle legt Wagner nach einem Briefe an Liszt (29. Mai 1852 aus Zürich) die ganze Bedeutung der Katastrophe des „Tannhäuser“, ja deffen ganzes Wesen; fein ganzer Schmerz, feine blutige Bußfahrt, alles quelle aus dem Sinn dieser Strophen; ohne fie hier fo vernommen zu haben, wie sie vernommen werden müffen, bleibe der ganze Tannhäuser unbegreiflich. In seiner Abhandlung „Über die Aufführung des Tannhäuser“ fagt der Meister sogar: Diese Stelle enthalte den Nerv der ganzen ferneren Tannhäuserexistenz, die Achse feiner Erscheinung. Und hier versagte Tichatschek! Der Ausruf „Erbarm dich mein, der, ach! so tief in Sünden, schmachvoll des Himmels Mittlerin verkannt“ erfordert einen so durchdringenden Akzent, daß der bloße wohlgebildete Sänger hier nicht auskommt. Vielmehr muß ihm (nach Wagner) höchste dramatische Kunft die Energie des Schmerzes und der Verzweiflung für einen Ausdruck ermöglichen, der aus den schauerlichsten Tiefen eines furchtbar leidenden Herzens wie ein Schrei nach Erlösung hervorzubrechen scheinen muß. Da Tichatschek dies alles nicht zu erfaffen vermochte, fah sich Wagner schweren Herzens genötigt, die Auslaffung jener Stelle, „des Schlüffels zu einem ganzen Werke“, fowie verschiedener ähnlicher Stellen zu verfügen. Nach diesen Ausführungen wird es einleuchten, worin des Sängers Vorzüge und worin feine Schwächen lagen. Als Wagner fich in dem genannten Aufsatz über die Aufführung des Tannhäuser rückhaltlos darüber ausgesprochen hatte, trug ihm Tichatschek diese Offenheit keineswegs nach – trotz aller Hetzereien Böswilliger. „Was ich empfinde“ – sagte er nach der Lektüre – „ist nur der tiefe Schmerz, erkennen zu müffen, daß meine Leistung dem Freunde wirklich so viel weniger Anlaß zum Dank hat bieten können, als ich bisher geglaubt.“ Die Freundschaft blieb also unerschüttert. Wagner war sogar stets darauf bedacht gewesen, den Freund mit neuen Aufgaben zu betrauen. Im Jahre 1857 schreibt er an ihn nach der Komposition des „Rheingold“, „nur er könne den Loge fingen“, und 1867 bestimmt er ihn für die Münchner Aufführungen des „Lohengrin“. Beide Male kam es anders,

als Wagner gedacht. Die Ringaufführungen wurden erst 1876 verwirklicht, und auch in München kam es zu keinem öffentlichen Auftreten Tichatscheks, da dem König die Gestalt des alternden Sängers mißfiel. Er wollte einen ganz jugendlichen Lohengrin haben und befahl nach der Generalprobe die Umbesetzung der Rolle. Hier trat Wagner wieder energisch für den Freund ein, den er doch selbst

728 Neue Bücher empfohlen hatte. Er reiste vor der Aufführung nach Luzern zurück und sendete ihm eine Ehrenerklärung in Form eines zur Veröffentlichung bestimmten Briefes. Dort heißt es: „Du hast so viele und schöne Siege in Deiner Sängerlaufbahn gewonnen: nimm diesmal nur mit dem Triumphe vorlieb, Deinem alten Freunde zu feiner großen Genugtuung bewiesen zu haben, daß er auf Dich und Deine wunderbare Gabe noch kräftig zählen kann, während Unmut und Trauer über das immer größere Verkommen edler Kräfte ihn immer mehr zur Entsagung und Einsamkeit drängen.“ So find die Beziehungen zwischen Wagner und Tichatschek nie ernstlich gestört worden. Die Freunde fahen sich 1873 zu Dresden wieder, als den Meister die Vorbereitungen für feine Festspiele dorthin führten, und Tichatschek wohnte natürlich 1876 diesen selbst zu Bayreuth bei. Konnte er auch nicht mehr mit feiner Kunst dem von ihm über alles verehrten und geliebten Meister dienen, so blieb doch feine Teilnahme für das Lebenswerk Wagners bestehen, und er hat diesem zu allen Zeiten die Treue gehalten. Was ihm zu gewähren möglich war, das hat er gegeben, nämlich fein reiches künstlerisches Können, ernsten Fleiß und unverfieglichen Enthusiasmus bei der Bewältigung der für den Sänger alter Schule neuen und ungewohnten Aufgaben. Niemand wird dem wackern Manne zürnen, daß es ihm nicht vergönnt war, gänzlich einzudringen in diese neue Welt künstlerischer Offenbarungen. Erich Kloff 94Neue Bücher Beethovens fämtliche Briefe. Kritische Ausgabe mit Erläuterungen von Dr. Alfr. Chr. Kalifcher. 28 Lieferungen zu 60 Pf. (Verlag von Schuster & Löffler, Berlin) Diese kritische Gesamtausgabe der Briefe Beethovens war eine Notwendigkeit; natürlich nur für den Fachmann. Für den Musikliebhaber find wenigstens die Hälfte der bisher veröffentlichten Beethoven-Briefe überflüffig. Und auch zur eigentlichen Kenntnis des Menschen und Künstlers Beethoven trägt natürlich nur der geringere Teil der Briefe wirklich etwas bei. Aber trotz alledem, die Fachwiffenschaft ist für diese Gesamtausgabe der Briefe zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Für diese Arbeit war der Herausgeber der geeignete Mann. Daß er kein tieferes Verhältnis zu Beethoven besitzt, hat er in seiner Erzählung „Die Macht Beethovens“ in erschreckend deutlichem Maße bewiesen. Dafür steht er in der Kenntnis der äußeren Lebensumstände des Titanen wohl unübertroffen da. Außerdem ist er ein unermüdlicher und fehr geschickter Deuter der schwer leserlichen Handschrift Beethovens. So bietet er hier in der kritischen Gestaltung des Textes hoch anzuerkennende Arbeit. Auch für die Anmerkungen wird man ihm dankbar sein, da er darin eine Fülle von Stoff unterbringt. Leider find sie im übrigen ganz und gar erfüllt von Düntzerfchem Geiste. Es wird das Überflüffigste erklärt und alles so umständlich wie möglich. Die Ausstattung der Briefe ist einfach und geschmackvoll. Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Monatsschrift für Gemüt und Seiff- IIHerausgeber Jeannot Emilfeherin Grotthuss-S3) Ein Sehen-Dehoren >>..- Sun STFIF IX. "Wahrg. September 1907 Heft 12 Werktätiger Adel Von Richard Schmiedel ines der schlimmsten Übel der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ist die Arbeitslosigkeit. Es ist ein unsagbar bitteres Gefühl, beim besten Willen zur Arbeit ausgeschloffen, des Verdienstes beraubt zu sein. Die ganze Unvernunft solcher Zustände ersteht vor dem geistigen Blick des Arbeiters, der alle Türen verrammelt findet, und ein Haß gegen diese Weltordnung loht in feiner Brust auf, der noch verstärkt wird durch die Erinnerung an die Stunde, da er, trotz seiner Brauchbarkeit, trotzdem er sich nichts hatte zuschulden kommen laffen, fang- und klanglos Krankenkaffenbuch und Invalidenkarte ausgehändigt bekam. Entlaffen! Wohin geht er nun? Endlos dehnt sich die Riesenstadt. Die Arbeitsstellen, die ihm während der schlaflosen Stunden der Nacht eingefallen, find abgelaufen. Nichts! Wohin

geht er? Nach Hause? Wo ihn die Frau mit einem fragenden Blicke empfängt, oder gemäß ihrer verzagenden Natur in Jammern und Klagen ausbricht? Wo der Blick in den trostlos öden, das graue Elend beherbergenden alten Hof die Seele noch schwerer macht? In die Volksbibliothek, wie ihm neulich ein jüngerer Kollege riet? Der Türmer IX, 12 47

730 Schmiedel: Werktätiger Adel Was soll ich da, denkt er, hab' doch nicht die Ruhe zum Lesen. Arbeit, gebt mir Arbeit, dann ist alles gut. Da fällt ihm der „dicke Franz“ ein. Dort trifft man immer Kollegen. Und so geht er ins Schanklokal zum „dicken Franz“. Wo ist Vater? Wo bleibt Vater? fragen die Kinder am Abend. Weiß ich's, wo er sich herumtreibt? sagt die durch das vergebliche Warten verärgerte Frau in ihrer Unklugheit vor den Kindern. Das Effen verpruzzelt auf dem Herde, die Kinder kriechen ins Bett, eine drückende Stimmung tötet das Leben der Familie, der Zelle im Staat. Frau Sorge sitzt und spinnt und spinnt, der Mangel pocht mit dürrem Finger an die Tür, zum Fenster grinsen Not und Elend herein. Arbeitslos! Wer, der unverschuldet in solchen Zustand geriet, kann solche Ordnung preisen? Er glaubt es nicht, daß dies göttliche Weltordnung fein soll, er hilft sie nicht stützen, er hilft sie niederreißen. Da liegt ein Teil des Geheimniffes der Sozialdemokratie. Und mögen Fehler gemacht werden, die sich rächen, wie es die letzte Wahl gezeigt hat – solange die geheimen Kraftquellen der berechtigten Unzufriedenheit und des Haffes gegen die Unvernunft des Bestehenden nicht versiegen, so lange bleibt der Arbeiter bei der Verneinung. Glaubt es mir, die ihr zum Regieren berufen feid: Der deutsche Arbeiter will keine Almosen, er will Arbeit. k k k Sorge und Not, das ist wahr, kommen überall hinein, auch in die Häuser der Vornehmen. Aber der sozialistische Arbeiter will allen das Glück erkämpfen. Man verkenne die agitatorische Wucht dieses Gedankens nicht. Der einfache Arbeiter philosophiert fo: Die bevorrechteten Klaffen schaffen sich selbst, da sie im Uberfluß leben und ihrer Sinnenlust nach Willkür frönen können, eine Unmenge Beschwerden, Laster und Krankheiten, welche wegfielen, wenn die Vornehmen arbeiten wollten. Da fie das aber nicht wollen, so stützen sie ihre sogenannte „göttliche Weltordnung“. Der Arbeiter glaubt nun, er sei in der Weltgeschichte dazu ausersehen, diese „Ordnung“ aus den Angeln zu heben, um eine wirkliche Weltordnung herzustellen, damit nicht fernerhin die, welche tatsächlich nicht arbeiten wollen, am Uberfluß, die nach Arbeit Verlangenden aber am Mangel zugrunde gehen. Nur die Sprache der Wirklichkeit könnte diese Philosophie des einfachen Mannes aus der sozialdemokratischen Bewegung entkräften. Theoretische Nebel fangen den Arbeiter nicht mehr. Die Zeiten sind vorbei. k k j: Obere und untere Schichten des deutschen Volkes, sie kennen einander nicht.

Schmiedel: Werktätiger Adel 731 Der, welcher der sozialdemokratischen Bewegung fernsteht, hört gewöhnlich nur den das Maul weit aufreißenden Schreier, sieht nur den jungen Grünspecht mit der roten Krawatte. Den stillen, einfachen Mann der Bewegung, der in Geduld und unwandelbarer Treue zu der einmal für gut und richtig erkannten Sache steht, den sieht er nicht. Denn der spricht nicht, drängt sich nirgends vor. Der unversiegbare Glaube und die treu ausharrende Geduld dieses eigentlichen Trägers der Sozialdemokratie haben etwas Rührendes. Was auch für Stürme die Partei durchtofen, ob Mitläufer zu- oder abschwenken, ob alte Kämpen irre werden und den Kampfesbrüdern in die Parade fallen – er wird nicht irre. Er weiß nicht viel von Rodbertus und Marx, aber fein Glaube steht fest: Der Sozialismus ist die Sonne, welche allem, was Menschenantlitz trägt, die Erlösung bringt aus Not und Nacht. Der Sozialismus des einfachen Mannes ist ein Glaube. k k ke Der sozialdemokratische Arbeiter hat eins nicht: das Unvergängliche. Er setzt alle Hoffnung auf irdische Werte. Die find vergänglich. Wehe, wenn sein Glaube ins Wanken kommt, wehe, wenn dereinst feine Sonne erlischt! Zurück in die alte Nacht! Der titanische Kampf, all die ungeheuren Opfer umsonst – auf ewig verdammt, Sklave zu fein – Der Gedanke ist furchtbar! z: e je Und doch, wer hat den Lauf der Welt in der Hand? – Der Arbeiter sollte nicht alles auf eine Karte setzen. Er sollte um sich sehen. Er sollte bedenken, ob ihm nicht auch eines Tages die Erkenntnis aufsteigen könnte, daß auch die schönste, die herrlichste Sache, daß auch der stolzeste Gedankenbau darum nie Wirklichkeit werden kann, weil die menschliche Natur es nicht zuläßt. Was dann? Der Arbeiter sollte das Unvergängliche erkennen. Und wenn alles dahinfinkt im Wechsel der Zeiten, Treu und Glauben, auf Menschen gesetzt, am Boden liegt: Es gibt eine Sonne, die nie versinkt! Mag

alles wanken und brechen, mich trägt und erhält das höchste Prinzip, die Macht des Lebens. Ihr reinster Vertreter sprach: Kommet her zu mir, alle! t e je Der Arbeiter verwirft alle Religion, weil er die Kirche haßt als Verbündete des die Armen und Geknechteten daniederhaltenden Staates. Ist es ihm nicht gegeben, das Wesen der Religion an sich zu erkennen?

732 Brandt: Im Walde Trennt er nicht auch die reine Sache des Sozialismus von der oft so schlechten Vertretung durch die Partei? Partei und Kirche unterliegen dem Verfall. In beiden nistet schließlich die Korruption. Alles, was Menschen machen, ist vergänglich. Religion ist ewig. Solange dem Menschen im weiten. All das ewige Rätsel sich zeigt: löse mich, sonst stürze ich dich in den Abgrund, so lange gibt es Religion. Und der arbeitende Mensch der Gegenwart wollte zu einem Glück ihrer entraten? k e e Ich denke mir einen Arbeitertypus, der, in der Brust das Unvergängliche, weder ein feiger Duckmäuser noch ein brutaler Draufgänger, ausgerüstet mit scharfem Blick für das Wirkliche, für das Mögliche, schlicht und recht, mit Mut und Kraft feine gute Sache vertritt, erlöst von materialistischem Irrwahn und blindem Haß, gefeit gegen jeden Sturm durch wahre Religion. Wer im deutschen Vaterlande wollte den nicht? O käme er bald, der neue deutsche, werktätige Adel! O helft ihn schaffen, den Werkmann der Zukunft! MEIm Walde Von Rudolf Brandt Dies ist der Dom, den Gott fich selbst gebaut. Wie braust der Sturm, die Gottesorgel, laut. Wie fehn die grünen Säulen hoch und schlank, Wie lieblich tönt der Vöglein Chorgesang. Der liebe Herrgott selbst die Predigt hält, Im Lenzluftwehen grüßt er feine Welt. Doch zürnt er, rollt als Donnerhall ein Wort Von Wolk" zu Wolk, von Fels zu Felsen fort. Du fühlst den Herrn im warmen Sonnenschein; Ein jedes Blättchen rauscht: Gedenke fein! In frommer Andacht fenke du dein Haupt Und glaube den, den du als Kind geglaubt. Dies ist der Dom, den Gott fich selbst gebaut. Knie hin zum Moos und wein und bete laut. Wenn Sünd' und Sorge dir das Herz betört, Im Walde bete, und du wirst erhört. 93-

Die Försterbuben Ein Schicksal aus den steirischen Alpen Von Peter Rosegger (Schluß) Es tröstet der Wein, es fingen die Waffer s war Hochsommer geworden. Im Garten des Michelwirtshauses waren wieder ein paar Tische aufgeschlagen worden für Durchreisende. Aber fie blieben fast leer. Die Bauern und Holzknechte saßen wie immer in der dumpfigen Stube, und dort ging's oft wieder recht laut und lustig her. Nur daß der Wirt selten bei den Zechern war. Der saß am liebsten allein draußen am Gartentische und träumte in sich hinein. Manchmal läutet ein Bienlein über sein Haupt dahin. Bisweilen weht es durch die schlafenden Bäume wie ein verlorenes Singen aus fernen Zeiten. ... 's hat schon der Mond schön g'scheint. "s ist alles mäuferlstill - Es rührt sich nix... Dort steht der alte Ahornbaum mit der wüsten Scharte - wo der Ast niedergebrochen war. Er hatte an ihm einmal hinaufsteigen wollen, um den Bienenschwarm abzufangen. Der Rufmann hat ihn gewarnt und gehütet. - Trinken. Sie sollen trinken, drinnen in der Stube, foviel fie mögen. 's hat wohl jeder feinen Dorn im Fleisch. Ohne Trinken wär's nit auszuhalten. In einem alten Schulbüchel ist's, da kommt gleich nach Kain und Abel der Noah mit der Traube. - So hatte der Michel sein Glas Wein vor sich stehen. Und dann lohte leicht und warm die Freude auf. Der Greis soll ruhen, die Jünglinge sollen leben. Ihre Weltluft ist jetzt feine Weltluft geworden. In ihnen lebt der alte Freund wieder auf und dankt mir, daß es so gewendet worden ist. Und an den Söhnen kann ich meinem Paul mehr Liebes erweisen, als es an ihm selber möglich gewesen wäre. Und mein Haus, es ist nicht arm. Hat es für Elias gleichwohl nur die Hilfe, eine Studien zu vollenden und den immerwährenden Heimgang; für den Friedel hat es mehr...

734 Rosegger: Die Försterbuben So lieblich blühte der Wein. Aber das ging allemal fachte in eine andere Stimmung über, in eine leibliche und seelische Elendigkeit. Da knirschte er mit klappernden Zähnen, daß der Wein das allerabscheulichste Gift sei - so furchtbar grausam schon deshalb, weil es nicht sterben läßt. Das Leben verelendet und doch nicht sterben läßt! Alle Lebensgeister verekelt und betäubt er, bis auf den einen, der zuruft ohne Unterlaß: Du bist eine treulose Kreatur! - In anderen Stunden fand er freilich wieder den kümmerlichen Halt in dem Gedanken: Was man aus Nächstenliebe tut, das wird ja doch - wie es immer heißt - eine gute Tat sein, und selbst wenn's ein Irrtum wäre. Eine Einbildung, daß die Söhne Raubmörder find, hat die Tauernach ausgelöscht. Auch wenn sie es wirklich wären gewesen. Oder können

fie's nicht noch werden? Wer kann denn wissen, was gräßlicher Jammer einem Menschen bevorstehen kann. Das ist alles ausgelöscht beim Rufmann – er hat nix mehr zu fürchten und zu leiden. Wer hat ihn denn erlöst? Ich? Wieso? Doch er sich selbst. Was gräm' ich mich denn ab? Ich habe ja nichts getan! – In ähnlicher Weise rang der arme Mensch mit seinem Leide, mit seinem Gewifen – und fachte erlahmte die Seele. Zum Forsthause wollte er jetzt hinauf, um zu sehen, was es zunächst für ihn zu tun gab. Da kam der Brief „Lieber Michel Schwarzaug! Nach dem, was sich ereignet hat, und es beffer ist, daß wir uns nicht mehr sehen, so schreibe ich im Namen meines Bruders und in meinem eigenen diesen Brief Wir verließen gestern unsere Heimat, und zwar unauffällig bei der Nacht, weil wir allen, die unsertwegen sich einen Vorwurf machen müffen, noch unseren letzten Anblick ersparen und wir auch selber niemand sehen wollen. Ins Forsthaus zieht demnächst der neue Förster ein. Die Rosalia Berger wird unsere Sachen, die wir nicht mitnehmen können, in Obhut nehmen, bis sie versteigert werden, und haben wir gleichzeitig alles Amtliche dem Ortsvorsteher aufgetragen. Warum wir gehen, das brauche ich wohl nicht zu sagen. Die Erfahrungen, die wir in unserer größten Not hier haben machen müffen! Wir müffen uns halt denken, sie sind von Gott geschickt, wollen niemand dafür verantwortlich halten. Müffen auch manchen werten Bekannten zurücklaffen, aber das Verbleiben in Eustachen wäre gegen unsere Natur. Wo so etwas geschehen, das kann nimmer unsere Heimat fein. Mein Bruder Fridolin will ganz auswandern, wahrscheinlich in einen anderen Weltteil. Wie er arbeiten kann, da wird er leicht weiterkommen. Ich kehre auch nicht mehr ins Seminar zurück, etwa daß ich in einem Kloster meine weitere geistliche Ausbildung suche. Vielleicht entschließe ich mich zu etwas anderem, jetzt ist mein Verlangen: Nur recht weit fort. Dir, lieber Michel Schwarzaug, danken wir für manches Gute, besonders was Du unserem feligen Vater erwiesen hat. Wir wissen, daß

 Du Dich kränkt um ihn, und wahrscheinlich wegen seiner letzten Stunde. Laß das sein, das hilft jetzt nichts mehr. Die Schuld habe ich auf mich zu nehmen. Hätte ich nicht eine Untat gelogen, die ich nicht begangen habe und nie begehen kann, so würde man uns kaum fortgeführt, sicher aber nicht als des Verbrechens überwiesen betrachtet haben. Daß ich freilich meine Ursache gehabt habe, würdest Du nicht glauben können. Mein ganzes Leben soll ein Büßen sein, dem Gedächtniffe meines Vaters und feiner armen Seele aufgeopfert. Für mich verlange ich nichts mehr, und mein Bruder wird sich durchschlagen. Um was wir Dich noch ersuchen möchten: Laß es sein, nach uns zu forschen – es ist so am besten. Wir wünschen Dir und den Deinigen viel Glück und Segen. Elias Rufmann. Ich verabschiede mich noch besonders von Dir, als meinem christlichen Taufpaten. Gott der Herr wird alles vergelten.“ Ja, so lautet der harte Brief, den man heute noch lesen kann im Straßenwirtshaus zu Eustachen. Der Schreiber, der ihn wohl in christlicher Milde und Verzeihung verfaßt zu haben glaubte, hatte keine Ahnung, wie dieses kalte Eisen in das kranke Herz des Empfängers drang. Er las zwischen den Zeilen dieses Briefes, daß seine Sünde keine Verzeihung findet. O, wäre der Brief in Leidenschaft und Zorn geschrieben worden und hätte geflucht und gewettert, so wehe hätte er nicht getan als diese herzlose Höflichkeit. Sie wollen nichts mehr von ihm. Sie wollen ihn gar nicht mehr sehen. Seine Sünde findet kein Verzeihen. Jawohl: „Gott der Herr wird alles vergelten!“ Und wie unbarmherzig er es tut! – Aber Michelwirt, was kränkest du dich denn so sehr? Es ist ja alles nur Einbildung. Dem Rufmann hast du gesagt, daß man die Einbildung, wenn fie weh tut, auslöschen könne. Michel, lösche fiel jetzt in dir selbst... „Mariedel! Ein Glas Wein. Vom starken!“ – – Also abgelehnt! Abgelehnt von diesen Knaben, die er schon zu seiner Familie getan, derer wegen er auch seine eigenen Angehörigen beinahe vergeffen konnte. Abgelehnt von diesen Jungen, an denen er seinen verhängnisvollen Irrtum fühnen wollte. Von diesen armen Jungen, die Liebe und Vertrauen zur Heimat verloren haben und nun in der weiten, stockfremden Welt ihr Glück suchen wollten – die einfältigen, unerfahrenen Kinder! In seiner inneren Wirrnis versuchte er es einmal mit der Zither. In früheren Tagen hatte ihr Klang manche Herbnis sanft ausgelöst. Jetzt griff er wieder in die Saiten. Sie klangen nicht, sie schrillten, sie taten dem Ohre weh und dem Herzen noch weher. Er nahm den Drehschlüffel und fuchte zu stimmen, da tat die Saite einen schneidenden Schrei und – war gesprungen. Das Instrument mit dem geriffenen Strang, er hing es wieder an den

Nagel. Es war alles aus. Sein Weg – noch einmal zum Forsthaus. Da war alles darunter und darüber gekehrt. Die Sali hatte Möbel und Geräte gescheuert, und

 nun standen und lagen diese auf dem Anger herum, daß fiel trockneten. Es waren, im Sonnenlichte besehen, recht ärmliche Sachen. Er ging ins Haus. Die Schritte hallten laut in den leeren Stuben. An der Wand waren noch die Heiligenbilder, und die rote Ampel stand vor der Muttergottes. Daneben hing die Laute. Rufmanns alte Laute, mit der er fo oft feinen Gesang begleitet hatte. Die Sali kam herbei und begrüßte ihn mit den Worten: „Gelt, wollen's halt auch einmal sehen, wie's ausschaut, das zugrunde gerichtete Forsthaus!". Er hatte für diesen Ton keine Empfindungen mehr. Er hatte fich vorgenommen zu versuchen, ob nicht von der Alten manches über die Buben zu erfahren sein möchte? Das ließ er sein, fragte nur eins. Ob die Laute zu haben wäre? Er möchte sie gerne kaufen zu einem Andenken. Darauf die Alte kurz und scharf: „Ich geb' nix her! Darf nix hergeben! Was mir anvertraut ist, das ist mir anvertraut!“ Mit dieser verspäteten Lehre konnte er wieder gehen. Und er ging. – Es kamen nun die Tage, da er in der Gegend umherstrich wie ein Mensch, der etwas sucht. Der es endlich findet und traurig betrachtet und wieder wegwirft, weil es doch nicht das Rechte ist. An Waldplätzen, wo er je mit dem Freunde zusammengewesen war, geplaudert oder gesungen hatte. Und fuchte in dunkelnder Erinnerung nach Gesprächen, die er mit Rufmann geführt, nach Aussprüchen, die er getan, und vor allem nach den Liedern, die sie gesungen hatten. Von manchem Liede fiel ihm der Text ein, aber nicht die Melodie. Und der Text ohne Melodie ist ein dürrer Stab, an dem die Ranken fehlen. Und wenn er auch bisweilen einzelne Töne fand, so waren es abgefallene Blätter einer Rose, sie hatten keinen Schmelz und keinen Duft. Und wenn er von anderen fingen hörte, so war es Lärm und kein Gesang. Da wollte ein angesdurstiges Herz verschmachten. Selbst die Waldvögel, sie fangen nicht, zwitscherten oder kreischten nur, seit der Förster dahin war. Und die alten Bäume, die stahlhart und rein geklungen hatten, so man mit der Axt an den Stamm schlug – sie tönten dumpf und morschig. – Wenn er von solch traurigen Gängen nach Hause kam, murmelte er: „Komm, Rufmann!“ Und trank Wein. Dann wieder sah man den Michel an den Ufern der Wäffer. Er saß an der Tauernach und schaute in die raschen Wellen, er saß an der Mur und schaute in das stille, langsame Wogen hinein. Schier klang ihm das Waffer holder als alle Lust in Kehle und Saitenspiel. Öfter als einmal ging Frau Apollonia aus, um ihn zu suchen, und fand ihn an einer Felswand oder an einer Hecke oder am Waffer. Er ließ sich wecken aus seinen Träumen und ging mit ihr heim. Und die Helenerl! Was hat das Mädel heimlich sich gegrämt! Da ward es endlich doch zu hart, alles so allein zu tragen, und sie blieb auf der Gaffe ein wenig stehen, wenn Sepp, der ältere Gerhaltsohn, vorüberkam und freundlich fragte, wie es ihr gehe? Dem sagte fie von ihrem Leid ein Weniges heraus und ging wieder ihres stillen Weges.

 Den Vater aber, den ließ es nimmer bleiben in der Enge des Hauses bei lärmenden Zechern; er ging immer wieder fort. Man sah ihn stehen am Waldrain, wo der Weg gegen das Forsthaus führt. Man sah ihn fitzen am Waffer mit einer Angelstange. In Ruhe und Geduld hielt er fie hinaus, und manchmal zuckte er damit auf. Zumeist war nichts an der Angel, da wunderte er sich. Manchmal war ein Fisch daran, da wunderte er sich auch und tat den Fisch wieder hinein. „Ja, Michel, was willst du denn fangen?“ fragte ihn einmal jemand. Er schwieg, blieb sitzen am Ufer und hielt die Angelstange über das Waffer. Ein anderes Mal wieder Stunden, da der Michel scheinbar schalkhaft war wie in früheren Zeiten. So sagte er eines Sonntags auf der Straße zu den Kirchengängern: „Wißt ihr es schon, Nachbarn? Gestern früh um sechs Uhr ist in Löwenburg der Michelwirt von Eustachen gehenkt worden.“ Da schüttelten sie die Köpfe: „Der Mensch ist halt doch ganz und gar verrückt!“ Nur einer war, der augenzwinkernd murmelte: „Ich weiß wohl, wie's gemeint ist. Weil die Eustacher damals g'sagt haben: Der Michelwirt ist's g"west, der den Preußen...! Keiner hat ihm’s abgebeten. Der Krauthas ist gestern hingerichtet worden.“ „Der Krauthas?“ fragte der Michel, der die Bemerkung wohl gehört hatte, „da müßt er doch selber was davon wissen. Er weiß nix von der Hinrichtung, ich weiß was davon. Also bin ich hingerichtet worden.“ Wurden ihrer etliche nachdenklich und hatten einen Schauder. Wenn's einer fein auslegen wollte, es sei was dran. Der Michel schrie es heftig auf die Kirchengänger hin: „Ja, ja, ihr braven Leut' von Eustachen!

Das G'storben sein g'spürt nur der Überlebende!“ und schlug die Faust an seine Brust. Klingende Gefpenster Eines Tages war kleine Völkerwanderung aus den Dörfern nach dem Hochtal. Im Forsthause fand die Versteigerung der Rufmannschen Habseligkeiten statt. Auch der Michelwirt spannte ein. Mit einem Glase Wein hatte er sein Herz gestärkt und die große Brieftasche in den Sack gesteckt. Dann nahm er den Pfründner mit, den krüppelhaften alten Wenzel. Der wußte gar nicht, wieso er zur ergötzlichen Spazierfahrt kam. Als sie in den Wagen stiegen, gab es noch einen Rang streit. Der Wirt wollte, daß der Wenzel rechts fitze. – „Nit a fo, nit a fo!“ wehrte dieser ab. „Ich bin der alt” Pfründner, du bist der Herr Vater, du g'hörst rechts.“ Sagte der Michel: „Heut' soll eine Ehr" einmal der Armere haben.“ „Nachher, Herr Vater, fetz" du dich auf die recht” Seiten!“ – Der Wirt war schier aufgeräumt. Er wollte sogar eins pfeifen. Ob

 nicht der verwildert über die Lippen herabhängende Bart schuld war – es pfiff nicht. Als sie an der Ach glatt dahinfuhren, sagte er zum Alten: „Wenzel, es kann sein, daß du mir heut' einen Gefallen wirst tun müffen. Wenn etwan auch eine alte Laute sollt” versteigert werden, sei so gut, lizitier mit.“ „Ich? Kann halt nix musizieren mit.“ „Bis zu hundert Kronen kannst sie hinauftreiben, wer's auch sein mag. Und wenn ich's selber sollt' fein. Da hat Geld.“ „Der Alte nahm die Note wohl an, schüttelte seinen Kahlkopf und sagte: „Herr Vater, du hältst mich für'n Narr'n!“ „Du hältst mich für'n Narren!“ lachte der Wirt bitter. „Hat denn kein Spurius, warum du sollst 'naufreiben?“ Er mußte es dem begriffsstutzigen Alten des näheren erklären. Als diesem aber der Knopf einmal aufgegangen war, zog er ein schlaues Gesicht: „Werden's schon machen, Herr Vater.“ Um das Forsthaus herum war alles voll Leute. Die Sachen waren ausgebreitet und aufgestellt um den Tisch des Amtmannes. Ein paar Kästen, Truhen und Betten, Holzseffel, Küchengeschirr, Wandbilder, Arbeiterwerkzeug, ein paar Schußgewehre und kleines Gerümpel. Die Leute wunderten fich, daß so wenig da war. Ein anwesender fürstlicher Anwalt erklärte bei manchem Stück, das etwas wertvoller aussah: Das gehört ständig zum Forsthause! – „Gar viel wird heut' nit ausfallen für die Buben“, sagten die Leute zueinander. Und man wollte gehört haben, daß sie es sehr gut brauchen könnten. Jeder Gegenstand, der dran kam, wurde niedrig ausgerufen und dann aufgezeigt. Das ging flau, aber der Michelwirt steigerte überall mit. Manches Stück trieb er fabelhaft hoch hinauf, und dann blieb es ihm in der Hand. Und anderen kam das, was sie nicht laffen wollten, teuer zu stehen. Der Beamte mit dem Hammer war ein humoristischer Mensch, wie es alle Versteigerer sind. Zu jedem Stück, das er ausrief, besonders wenn es sehr unbedeutend war, machte er eine spaßhafte Bemerkung, um die Aufmerksamkeit der Leute darauf zu lenken. Zu dem Stück, das er jetzt in die Hand nahm, machte er keine, sondern zog das Gesicht breit, wiegte mit dem Kopf, zupfte an den Saiten – klim, klim! und sang: „O du lieber Augustin!“ Die Laute war's. Dann bot er sie aus um fünf Kronen. Dem Michel gab's einen Stich. Diese Laute, feine Laute um fünf Kronen! „Ich gebe zehn!“ rief er. „Ich gebe fünfzehn!“ kreischte jemand in der Menge. Das war der Pfründner-Wenzel. Die Leute lachten, aber der Versteigerer entdeckte seine Amtswürde und rief: „Ernster Weise!“ „Ist auch ernster Weis",“ gab der Pfründner zurück. „Ich mag 's Kitharl um fünfzehn Kronen. Man kann nit wissen. In so alten Möbeln ist immer einmal was versteckt.“

 „Fünfzehn Kronen! Wer gibt mehr?“ „Fünfzig Kronen!“ rief der Michelwirt. „Hundert Kronen!“ kreischte der Pfründner. „Fünfhundert Kronen!“ sagte der Michelwirt. Da war es still. „Was soll das heißen?“ fragte der Beamte. „Der Mann ist nit recht gescheit!“ rief ein anderer drein. „’s gilt nit!“ „’s gilt!“ sagte der Michel, trat an den Tisch und erlegte fünfhundert Kronen. Jetzt war alles gerührt. „Er tut's für seinen Freund. Den Buben wird's wohl guttun.“ Das meinte der Michel eben auch. Aber er meinte eben auch noch etwas anderes. Als er die Laute zu sich genommen hatte, pfiff er dem Wenzel, und schnell ging's auf dem Steirerwäglein nach Eustachen. Und vergnügt war er schon darüber, daß er den Förstersbuben einen Poffen hatte spielen können. Den beträchtlichen Erlös für die Sachen werden sie wohl nicht können zurückweisen. – Kaum daheim angekommen, eilte er auf feine Stube, um die Laute zu versuchen. – Sie war all verstimmt. Er fetzte an die Schraube den Stimmschlüffel; nein, die Saite könnte reißen. Er strich mit der Hand darüber hin. Er setzte das Instrument an die Brust, tastete die Griffe, zupfte die Saiten: „Wann ich amal stirb, stirb, stirb,

Schlagt's auf die Truhen drauf, Dann steh' ich wieder auf...“ Was war denn das hinter ihm? Eine Stimme. Eine Baßstimme. Er wendete sich um. – Es war niemand da. Er war ganz allein. Seinen Gästen zeigte er sich gar nicht mehr. Aber spät abends faß er noch auf seinem Zimmer und verlangte nach Rufmann. Sagte Frau Apollonia: „Schau, mein lieber Mann, das Trinken so viel ist mit gut. Leg dich in Gottes Namen schlafen.“ Und wenn er dann in einem Bette lag, kamen die Klänge eines längst verlorenen Singens. – – „Wenn ich aufdenk auf mein junges Leb'n, wo ich überall bin umerg'leg'n.“ – Gute und böse Zeiten, wie sie halt kommen. Erdenleben heißt man’s. „Ich ging einmal im grünen Wald, da hört' ich die Vöglein fingen.“ – Ist denn das auch einmal wirklich gewesen? Oder ist es erst jetzt, wie ich so dran denke? Der Freund ins Waffer 'gangen, die Kinder sich verlaufen. „Verlaffen, verlaffen, wie der Stein auf der Straßen.“ Wenn man's nur kunnt auslöschen, wie mit dem Schwamm auf der schwarzen Tafel die Ziffern. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.“ – Schlafen. Ich möcht' schlafen! So spat in der Nacht. „Alles ist still, wie in der ewigen Ruh'.“ – Aber das Wehleid! das Wehleid! 's will halt nit aufhören. – Ei was, Dummheiten! 's ist ja nix. 's ist alles miteinander nix... Legen wir uns einmal auf die

 andere Seiten. Auf der linken Seiten liegen, da druckt alles so aufs Herz. Legen wir uns auf die rechte. Und laffen uns was Gutes träumen... Auf der rechten Seite lag er sanfter. Er merkte, es schliche der Schlaf heran. Da ist er auf der Lauer, den möcht" er doch einmal erwischen, um zu sehen, wie es zugeht, wenn einer einschläft. Kein Mensch ist noch dabei gewesen bei seinem Einschlafen. – Was ist denn das? Hat jetzt mit wer auf der Laute gespielt? – – „Apollonia!“ Sie hat einen leichten Schlummer, hebt ein wenig ihr Haupt: „Hast was g'sagt, Michel?“ „Hörst du's? Die Laute! der Rufmann! Im Nebenzimmer. Der Rufmann fingt! „Und die Holzknechtbuben Müffen früh aufstehn, Müffen 's Hackerl nehmen –“ „Mein Gott, Mann, was hast denn? Tut dir träumen?“ „Den Rufmann begleiten. – Bin a lustiger Wildpratschütz...“ Da sie das Entzücken feines Traumes wohl merkte, so ließ sie ihn fingen. Manches Lied schlug er an, kam jedoch mit keinem zu Ende. Einmal unterbrach er sich und stellte dem Rufmann aus, daß er um einen Ton zu tief dran sei. Dann wieder war es, als scherze er mit jemand und necke ihn. Und endlich ist er in einen tiefen Schlaf gesunken. Um diese Zeit hatten es die Leute gemerkt, daß mit dem Michel wieder eine Veränderung vorging. Zwar saß er noch immer nicht bei seinen Gästen, kümmerte sich auch nicht um die Wirtschaft oder um eine Gemeindeangelegenheit. Aber heiterer war er geworden. Wo er wem begegnete, da blieb er stehen und sprach ein paar gewohnte Worte oder machte gar einmal ein seltsames Späßchen. Körperlich verfiel er. Eines Tages, als er wieder am Ufer des Fluffes saß und hineinschaute, wie die Sonne so schön in den kreiselnden Wellen zitterte, kam der Gerhalt zu ihm und wollte ihn nach Hause führen. „Ich hab' jetzt nit Zeit, Nachbar,“ antwortete der Michel in gemütlicher Art, „kunnt" versäumen, kunnt" versäumen.“ „Was ist denn da zu versäumen?“ lachte der Vorstand überlaut. „Das Waffer läuft dir nit davon. Das rinnt in alle Ewigkeit herab.“ „In alle Ewigkeit, sagst du. Rinnt her und rinnt fort und ist immer dasselb” Waffer. Das ist spaßig. Wirst dir's aber gewiß nur einbilden, Martin.“ „Mein lieber Michel, das Waffer ist keine Einbildung!“ „Ich weiß es wohl, Nachbar, ich weiß es wohl. Ist ja der Rufmann drin ertrunken. Sind ja die Buben übers Waffer fortgefahren. Aber fie kommen wieder. Sie kommen alle wieder. Und derowegen muß ich warten.“ „Na, da wirst freilich noch eine Zeitlang warten müffen.“ „Lang oder mit lang. Ich warte halt. Jetzt weil ich wieder gesund bin worden, wart' ich auch hundert Jahr". Die Zeit vergeht – der Mensch mit.“

 Der Arzt in Ruppersbach hatte gesagt, man könne ihn unbesorgt gewähren laffen. Wer wie der Michel warten wolle, bei dem sei nichts zu fürchten. Es stehe so, daß man ihm nichts mehr versagen solle. – Und wie ein Dämon Wirklichkeit und Traum so seltsamlich verwechselt und endlich ihm den langersehnten glückseligen Tag nicht versagt hat, das erzählt der nächste Bericht. Der glückselige Tag An einem schwülen Tage war vom Hochgebirge ein Sturm niedergebrochen. Der hatte Dächer abgedeckt im Dorfe Eustachen und Bäume entwurzelt. Im Lärchenwäldchen am Fluffe lagen fast ebenso viele Bäume hingestreckt, als noch standen. Dann krachten in den Lüften die wilden Feuer. Dann hagelte und goß es nieder, daß über Straßen und Felder die braunen Bäche rannen und förmlich den Hagel zu Eismoränen zusammenschwemmten. Als es vorbei war, strich eine frostige Luft. –

Und war der Michelwirt nicht nach Hause gekommen! Bald war das Dorf auf, ihn zu suchen, und voran durch und über die Wüstenei hin das schlanke Mädchen mit dem Blondhaar, an dem die gebrochenen Aste sie zurückhalten wollten. Da kam er ihr entgegen, vom Fluffe her, mit weiten Schritten in den Tümpeln watend, die gehobenen Arme in die Luft auswerfend und laut lachend. „Weißt es schon, Helenerl?“ rief er seiner Tochter entgegen, „weißt es denn noch nit? Sie kommen! Sie fahren schon herauf. Daß ich g'schwind muß herrichten gehen für morgen. Er kommt auch! Alle kommen! Bist wohl auch du fertig mit dem weißen G'wand?“ So kam er nach Hause, bis auf die Haut durchnäßt, an allen Gliedern zitternd, aber mit glückselig leuchtenden Augen. Sogleich wollte er nach Ruppersbach zum Pfarrer schicken. Der Rufmann und der Bräutigam seien wohl schon gut untergebracht, aber für den geistlichen Herrn ließe er bitten um ein Zimmer. Das Weitere sei schon in Ordnung. Sonst allerlei Geschäftiges hatte er vor, wurde aber ins Bett gebracht. Doch während Helenerl den Jungknecht suchte, daß er um den Arzt eile, und Frau Apollonia in der Küche den heißen Tee machte, stand der Michel wieder auf, holte aus dem Keller eine Flasche Rotwein mit zwei Trinkgläsern, tischte alles emfig und schön auf das Zimmertischchen, schenkte die beiden Gläser voll und stieß an: „Leben sollst, Paul! Hoch follst du leben!“ Und war doch niemand im Zimmer als er allein. Dann ergriff er die Laute, fuhr in die Saiten, daß sie heftig schrillten: „Also fingen wir! Für die Hochzeit was.“ „So komm ich hin zu ihr, "s hat schon der Mondschein g'scheint, "s ist alles mäuferlstill – es rührt sich nix. – Da nehm' ich's her um d’ Mitt”

 Und bieg ihr 's Köpferl z'ruck, Und han a Bufferl ihr aufs Göscherl pickt. Ja, ja, mein Dirndl, du bist mein Leb'n, Du bist mein Freud in alle Ewigkeit!“ Mehr erschrocken als sonst war Frau Apollonia, als sie ihn so in halbem Nachtgewande fingend und trinkend fand. „Ins Bett, Michel“, rief sie erregt. „Ins Bett, ins Bett, hast recht, Frau. Morgen heißt's früh auf Seid ihr beisamm” mit allem? Hast im Gartenzimmer die Betten machen laffen? Hat der Poldl schon die Tisch" aufg’schlagen? Die Menge Leut'! Hörst die Wägen vorfahren? Und alleweil noch kommen’s. Die Helenerl soll noch zu mir, eh'fie schlafen geht. Morgen um die Stund” ist sie nimmer unser. Geh her, Apollonia! mußt nit weinen. Glücklich werden die zwei miteinand", das sieht. Komm! Wir zwei alten Leut', wir! Geh, gib mir auch wieder einmal ein Schmatzerl! Wir fein zusammen verbunden. Glückselig sein die Stunden...“ So redete er lebhaft und hastig, in heller Glut, wie feine Augen, brannten auch feine Wangen. Freilich gab sie ihm einen Kuß und hat vor Traurigkeit sich kaum können faffen, während er in voller Glückseligkeit war und in voller Glückseligkeit einschlief Es war ein ununterbrochener Schlaf, die ganze Nacht, und doch ein unruhiger. Er führte Gespräche, er fang. Und dann murmelte er Gebete. Hernach wurde es fo still um ihn, in ihm, daß Frau Apollonia angstvoll nach dem Atem horchte. Der Arzt hatte Anordnungen getroffen und war wieder fortgegangen. Frau und Tochter waren die ganze Nacht am Bette geseffen und hatten kein Auge gewendet von seinem Gesicht, über das abwechselnd rosige und blaffe Schatten glitten. Die Nacht war lang, es wollte nicht tagen. Und als er aufging, war es ein trüber, schwer bewölkter Tag. Der Michel erwachte. Seine Wangen waren ganz entglutet. Aber brennend heiß seine Hand, die in der feiner Frau ruhte. Das Auge war beim Erwachen ruhig und fanft gewesen wie eine friedliche Nacht. Plötzlich aber leuchtete darin ein so unheimlicher Glanz, daß Frau Apollonia vor Schreck fast erstarrte. „Wer ist denn das?“ fragte er mit ungelenker Zunge, denn er hatte seine Tochter bemerkt, die neben dem Bette stand. „Das ist die Helenerl?!“ Ein schönes Lächeln spielte um seine erstarrenden Züge. „Bei der Häuslichkeit schon? Du fleißige Braut!“ – Und redete weiter, stoßweise, einmal hastig, einmal langsam. Es war teils ein murmelndes Sagen und teils ein lallendes Singen. – „Der Friedel, der schlaft wohl noch – wie? Na, na, seid nur recht glücklich. Daß ich ihn hab' mögen derleben, diesen Tag. – Mein Herz hat sich gesellet – zu einem Blümlein zart. – Das kann keiner so fingen wie der Rufmann; – Vater muß man jetzt sagen. Keiner so. Wenn er schon wach ist, er soll kommen. Soll eilends kommen. Den –..

 geistlichen Herrn mitbringen, den Elias. – Kennt ihn, Helenerl? Der hat das gülden Ringlein – an eure Händ” gesteckt. – Der hat das güldne Kettlein – um euer Herz gelegt... Glückselig sein die Stunden, – wo wir beisammen sein. – Gelt, Paul! Bist da, Paul? Gelt, der glückselige Tag! – Aber müd. Auch die Freud” macht müd...“ Er atmete schwer. Frau

Apollonia schob ihm das Kopfkiffen zurecht. „Müd, lieber Mann, ich glaub dir's. Willst nit wieder schlafen?“ Da richtete er rasch einen Oberkörper auf und sprach in hastigen Stößen die Worte: „Schlafen nit! Schlafen nit! – Ich bitt' euch. Nit schlafen laffen! Aufwecken!“ „Aber es tät' dir gut, Vater.“ „Nit schlafen! – Hab' so schreckbar müffen träumen, vorgestern. Gestern oder wann. Vom Förster Rufmann was. Von seinen Buben was. – Schlafen will ich nimmer – nimmer...“ Dann ist sein Körper zurückgesunken auf das Kiffen. Leidlos – liedlos. Die Försterbuben im Urwald Ungefähr ein Jahr nach Michels glückseligem Tage übergab der Postbote dem jungen Wirt einen Brief, den der Empfänger in der Hand mehrmals um und um drehte und aufmerksam betrachtete, ehe er ihn seiner Frau gab, an die er adressiert war. „Du, Helenerl! Da schau einmal. Schau dir diese Marke an. Eine russische, oder woher. Oder wo du überall Bekannte hast!“ setzte er schalkhaft bei. Sie schaute den Brief ebenfalls an und suchte dann die Schere, um ihn aufzuschneiden. „Uh, – Nelson! Wo ist denn das lauter? Gar aus Engelland her?“ Sie sah nach der Unterschrift und erschrack ein wenig. „Mir scheint,“ sagte sie und wendete sich seitlings, „das geht mich allein an.“ Und in dem Briefe stand es so zu lesen: „Nelson, Neuseeland, Cook-Street 93 Cy XI. Liebe Helenne! Du wirst Dich staunen über diesen Schreibebrief aus dem Land, wo die Gegenfüßler find. Bin jetzt auch so ein Gegenfüßler geworden, und wenn ich mit dem Fuß auf den Boden strampfe, so habt ihr dort drüben Erdbeben. Wie ich da hergekommen bin, das will ich Dir lieber mündlich sagen, bis Du's auch probiert hat. Biffel weiter, wie nach Löwenburg ist's schon. Gehen tut's mir sehr gut, bin am Seehafen ein Arbeiter. Aber dahier, meine Liebe, heißt Arbeiter sein ein bissel was anders, als in Europa. Ich logiere in drei schönen Zimmern und effe täglich mein Beufsteak. Ver-

 dienen tu ich mir in der Woche 8-10 Pfund Sterling, das ist in eurem Geld so viel als 200 Kronen. Mit dem besten Willen kann ich's nit verjuxen. Ja, ich werde am End" noch so ordentlich und brav wie die Eustacher. Hier ist alles englisch, auch Deutsche find viele da, die Werft, wo ich bin, gehört einem Hamburger. Neuseeland, was jetzt meine Heimat ist, hat hohe Berge, zweimal so hoch wie eure Tauern. Und Wald. Urwald. Da sieht man erst, was das heißt: Wald! Nach Europa verlangt's mich nicht mehr, aber eine von dort möcht' ich da haben, wenn sie mich nicht vergeffen hätte. Liebe Helene, Du hast mir immer gefallen, und haft Lust, meine Frau zu werden, so komm her. Eustachen ist eh nix for Dich. Dein Vater, den ich grüßen laffe, soll Dich begleiten bis Triest, wo ich Dich erwarten will. Weiter entgegengehen mag ich nicht, indem was wir in Eustachen erlebt haben. Mein Bruder, der Elias, ist im Gymnasium einer norddeutschen Stadt, heißt Köln am Rhein. Vielleicht kommt er auch einmal nach Neuseeland, für Heidenapostel gibt's hier Arbeit genug. Wir haben auch noch Kannibalen auf Lager, aber anstatt daß sie uns auffreffen, machen wir's umgekehrt. Wegen warum ich mich bei Dir im vorigen Jahr nicht verabschiedet hab', kannst Dir denken. Macht ja nix, wenn wir eh wieder zusammenkommen. Ich hoffe von Dir eine recht baldige Antwort fo oder so. Die Adreffe an mich schreibe genau, wie sie am Anfang von diesem Brief steht, aber Lateinschrift, die andere kann da kein Mensch lesen. Bist überhaupt einverstanden, was ich erst einmal wissen will, nachher können die weiteren diplomatischen Verhandlungen beginnen. Gereuen wird's Dich nicht. Mit schönem Gruß Fridolin Rufmann Werft-Mister.“ Auf diesen Brief war die Antwort so leicht, daß Helene nicht einen Augenblick nachzufinnen brauchte. Sofort setzte sie sich hin und schrieb: „Lieber Herr Fridolin Rufmann! Darauf hin in welcher Art. Sie uns verlaffen haben, hätte ich einen solchen Brief von Ihnen wohl nicht erwartet. Mich freut es, daß Sie so starkmütig geworden, aber mir scheint, Sie find gar zu stolz auf das gefchehene Unrecht, wo doch auch andere hart haben leiden müffen. Für die Ehr" bedank ich mich recht schön, ist aber zu spät, und mein Vater könnte mich auch nicht bis Triest begleiten, er ist seit Herbst des vorigen Jahres tot. Es wünscht Ihnen alles Gute Ihre Gegenfüßlerin Helenne Gerhalt, geborne Schwarzaug.“ se k Seit diesen Ereigniffen sind Jahre verfloffen. Und weil nun die Geschichte zu Ende geht, so wollen wir den Abschiedsbesuch machen bei unsern Bekannten in Eustachen. Das Wirtshaus „Zum Schwarzen Michel“ steht stattlich und wohlgeordnet wie früher. Es schänkt frisches Bier und gerechten Wein, ja wie einst auch Milch und Honig, wer danach trachten sollt. Aber der Gäste-

Rosegger: Die Försterbuben 745 zulauf ist nicht allzu groß. Wirt ist Sepp, der Gerhaltsohn. Das ist ein ernsthafter, nicht gar gesprächiger Mann, der sich lieber im Wirtschaftsgebäude oder auf Feld und Wiesen umtut als in der Wirtsstube. Die Helenerl ist eine treffliche und freundliche Wirtin geworden; sie lächelt manchmal, aber nicht lebhafter und länger, als man es den Gästen schuldig ist. Die alte Frau Apollonia ist noch wie früher, sie arbeitet und schweigt. „Fürst“ ist noch der alte Gerhalt. Er versichert zwar oft und oft, sein „Amtl“ wolle er nicht mehr länger tragen, aber die Einstimmigkeit jeder Wahl überwältigt ihn immer wieder. Das letztemal hat er trotz dieser unerbittlich ausreißen wollen, da sagte der Pfarrer von Ruppersbach: „Volkesstimme – Gottesstimme!“ Dieses große Wort hat ihn eingefangen wieder für drei Jahre. Bei dem Umzuge eines Sohnes Sepp ins Michelwirtshaus ist im Wirtschaftsgebäude des Gerhalthofes eine Stube frei geworden. Es ist nur ein Bretterverschlag, der sie vom Rinderstalle trennt, aber eine Stube ist fie doch, eine friedliche Statt, deren Fenster hinausblickt in den Baumgarten. Der Sepp hat nie einer künstlichen Wärme bedurft, nun aber hat der Gerhalt ein Tonöfelein hineinstellen laffen. Und auch einen Kasten, und an die Wand ein Marienbild. Denn im Bette liegt ein armes, altes Weiblein. Es liegt ganz klein und in sich zusammengebogen unter der blauen Wergdecke, die Gicht hat es fast lahm gemacht. Es ist die alte Sali. Nach jener Veränderung im Forsthause hat sie noch jahrelang als Bauernmagd herumregiert in der Gegend, hat fleißig gegreint und noch fleißiger gearbeitet – und auch gebetet, der liebe Herrgott möge sie nur so lange leben laffen, als sie was arbeiten könne. Wie sie nun aber nicht mehr arbeiten konnte und doch immer noch lebte, nahm sie es so, daß für sie nun ganz die Zeit sei zum Beten. So hielt sie den Rosenkranz in der Hand und betete zu unserer lieben Frau und dachte dabei an längst verstorbene und verdorbene liebe Menschen. Manchmal besucht die Frau Apollonia, fitzt an ihrem Bette und schweigt. Da nimmt sie die alte Magd wohl an der Hand – beider Hände find kühl, aber treu sind die Gedanken. Geweint haben sie in späterer Zeit nicht mehr um die Verlornen... Und da ist eines Tages der Brief gekommen und hat die alten Herzen aufgerüttelt. Und die Sali hat nicht liegen bleiben können auf ihrem Stroh. Sie ist aufgestanden und hat mit zitternder Hand das Amplein angezündet unter dem Marienbild. Denn was in diesem Briefe steht, das ist wie eine Botschaft vom Himmel. „Eland San Catharina im Atlandischen Ozean. Farm Rufmann. Liebe Sali! Lebst Du noch? Dein Elias schreibt Dir. Ich habe es erst tun wollen, bis was Gutes zu melden ist, und habe oft gebetet, daß Du so lange leben sollst, bis das geschehen kann. Gedacht haben wir Dein alle Tage, Der Türmer IX, 12 48

746 Rosegger: Die Försterbuben wie man einer Mutter gedenkt, die Du uns gewesen bist. Aber heimbleiben haben wir nach dem Unglück nicht mehr können. Mein Bruder Fridolin ist damals fort, so weit es geht auf dieser Erde. Neuseeland heißt das Land, wo er sieben Jahre lang gewesen ist und bei der Schifffahrt gearbeitet hat. Ich habe noch weiter studiert zu Köln am Rhein, wo die heiligen drei Könige find. Dann hat mir mein Bruder geschrieben, ich solle zu ihm kommen, und haben bei der Schiffahrt gearbeitet und gut verdient. Und auf einer Seefahrt haben wir eine kleine Insel gefunden, mit Gebirg und Urwald, nur von wenigen Eingebornen bewohnt, die gutmütig find. Und an der Küste auch Europäer, sogar etliche Deutsche, arme Leute. Und hat uns der Urwald so gefallen, sind auch Bäume dabei, wie sie in Eustachen wachsen. Und haben eine solche Freude gehabt, daß wir unser Erspartes dransetzen und uns feßhaft machen auf der Insel, sie heißt San Catharina. Jetzt leben wir da und haben Arbeit übergenug. Fridolin ist Jäger, der die wilden Tiere totschießt, und ist Förster, der den Urwald rodet. Das geschieht mit Axt und Feuer. Die Leute, die schon früher dagewesen, find uns untertan und führen das aus, was wir anordnen. Aus den gerodeten Grundflächen machen wir Kornfelder und Gärten, und das ist meine Sache. Ich habe eine Anzahl von Arbeitern, mit denen ich Korn baue und Fruchtbäume züchte. Wir haben uns auch aus Holzstämmen ein Haus gebaut, wo wir mit Weib und Kind wohnen. Der Friedel hat eine von hier genommen. Ich bin in Köln mit einem braven Mädel bekannt worden, das habe ich mir herüber geholt. Wir sind recht zufrieden. Wenn das der Vater noch hätte erleben können! Es vergeht keine Stunde, wo ich nicht an ihn denke. Und am Sonntag kommen wir zusammen im Hause oder unter Bäumen und ich lese den Leuten aus der Heiligen Schrift vor und lege sie aus und bete mit ihnen. Und so bin ich zugleich Bauer und Geistlinger, wie Du mich schon genannt hat, ehe ich auch nur eine

Ahnung hatte, was das heißt, ein Apostel unseres Herrn Jesu Christi zu sein. Und dieses, liebe Sali, ist das Gute, was wir Dir zu melden haben. Wenn Du noch lebt, so schreibe uns, wie es Dir geht und genau den Ort, wo Dich etwas antreffen kann, das wir Dir schicken möchten. Auf dieser Welt werden wir uns wohl nicht mehr sehen, aber es steht geschrieben, daß wir im ewigen Leben alle die wieder finden werden, die wir einmal lieb gehabt haben. Vergiß nicht, liebe Sali, der Försterbuben im fernen Urwald, die auch Dein nicht vergeffen. Elias und Fridolin Rufmann.“ End e.

Die Fortschritte der Sittlichkeit in Deutschland Von Rudolf Goette ltruistische Beweggründe haben, soweit wir sehen können, immer eine Rolle im Leben der Menschen gespielt. Aber erst das erhabene Gebot: Liebe deinen Nächten als dich selbst! ward zur weltumgestaltenden Erkenntnis in der Geschichte der Sittlichkeit. Freilich folgte seiner Verkündung zunächst die zweifelnde Frage: Wer ist denn mein Nächster? Und die Menschheit gebraucht lange Zeit, bis sie die weitherzige Antwort völlig begreift, die der Meister darauf gab. Von der Auffaffung des Begriffes „der Nächste“ hängt jedoch das Wachstum der Sittlichkeit ab. Anfänglich begegnet uns die Wirksamkeit sozialer Triebe und Gedanken vornehmlich im Rahmen der Sippe und des Stammes. Höchstwahrscheinlich hat es eine Zeit gegeben, da man den Nächten nur innerhalb der eigenen Sippschaft fand; aber so weit das Licht der LÜberlieferung in die Vorzeit zurückreicht, gebietet der Stamm neben und über dem Geschlechtsverbande; wir erkennen, daß die Bedeutung des Geschlechtes immer mehr von dem staatlichen Gemeinwesen eingeengt und schließlich beseitigt wird. An der äußersten Grenze unseres Wiffens herrschten Recht und Frieden selbst in der Sippe nicht ohne Einschränkung. Unmündige und Wehrlose können den Schutz des Friedens nicht durchaus beanspruchen. Der Vater verfügt über den Leib seiner Kinder, die er verkaufen, unter Umständen töten darf. Krüppel und nutzlose Greise können erschlagen werden. Aber frühzeitig stellt die Gesamtheit Ansprüche an den einzelnen, ohne Rücksicht auf verwandtschaftliche Bande. Dem Gerüfte müffen bei schwerer Buße alle Folge leisten, um dem gefahrbedrohten Nachbar beizuspringen. Schon in der Wanderzeit erstrebt die Gesetzgebung mehr als äußerliche Wohlfahrt. Die Volksrechte (die Rechtsbücher der einzelnen Stämme) offenbaren zarte Fürsorge für das keimende und reifende Leben. Schwangere Frauen und säugende Tiere sind mit besonders hoher Buße geschützt. Daß der Fremde rechtlos war, dem Feinde gegenüber alles für erlaubt galt, bedarf kaum besonderer Hervorhebung. Das ethische Empfinden dieser ersten

 Epoche der Sittlichkeit äußert sich in zahlreichen finnbildlichen Handlungen. Das neugeborene Kind hob der Vater vom Boden auf und verzichtete damit auf sein Recht, es dem Tode preiszugeben. Mit dem Halmwurf ward ein Grundstück dem neuen Eigener übergeben. Durch einen Backenstreich erhielt der Knecht die Freiheit. Aber das fittliche Dasein erschöpfte sich nicht in diesen Außerlichkeiten. Dem widerstreitet die Tiefe der germanischen Gottesverehrung und die Stellung der Frau im Leben unserer Vorzeit. Der Zeitraum, der hier gekennzeichnet ward, umspannt mindestens vier Jahrtausende und reicht bis zum Jahre 842 nach Christus. – Das Jahr der Straßburger Eide war die Geburtsstunde zweier Nationen, der deutschen und der französischen. Langsam erstarkte das Gefühl von der Zusammengehörigkeit der Männer deutscher Abkunft, fand aber nicht vor dem zwölften Jahrhundert deutlichen Ausdruck im Schrifttum. Mit der Vertiefung dieses Gefühls erweiterte sich der fittliche Horizont; der Begriff des Nächsten erstreckte sich nun über ein ganzes Volk, doch muß das zwiefach eingeschränkt werden. Zunächst erschien bei der Ausschließlichkeit mittelalterlichen Kirchentums die Nächstenpflicht an die christliche Glaubensgemeinschaft gebunden. Freilich waren naturgemäß die Bande des Blutes stärker als die der Religion, ein innerer Gegensatz wider germanisches Heidentum im Norden ward ursprünglich kaum gefühlt. Als aber der universalgerichtete romanischkirchliche Geist auf seinem Höhepunkt war und in gewissen Grenzen auch das deutsche Leben beherrschte, überwand er die natürliche Abneigung gegen den Vertilgungskrieg wider das eigene Fleisch und ließ die Reste eines halbheidnischen Individualismus in Blut ersticken. So wurden im dreizehnten Jahrhundert die Stedinger Bauern ausgerottet. Eine zweite Schranke, welche die Volksgenoffen innerlich voneinander schied, war der Stand. Eine tiefe Kluft dehnte sich

zwischen dem Hörigen und dem Herrn. Der Unfreie hatte kaum Anspruch auf christliches Erbarmen. Die Anhänger Rudolfs von Rheinfelden, des Gegenkönigs Heinrichs des Vierten, ließen nach einer Schlacht am Neckar Tausende gefangener schwäbischer Bauern „zur milderen Züchtigung" entmannen (Bernold von Sankt Blasien zu 1078). Die Strafen gegen Jagd- und Waldfrevel waren unmenschlich grausam. Dem Schädiger eines Baumes soll man nach alten Weistümern den Bauch aufschneiden; er wird dann mit dem Darm daran festgenagelt und so lange um den Stamm herumgetrieben, bis die wunde Stelle von feinen Eingeweiden eingehüllt ist.. Man darf die Epoche, welche mit den Straßburger Eiden anhebt, als die Zeit der Sittlichkeit im Rahmen des Volkstums, des Glaubens und des Standes bezeichnen. Sie endet mit dem Jahre 1740, mit dem Beginn der Regierung Friedrichs des Großen. Ihre Aufgabe war es, die LÜberwindung der gekennzeichneten Schranken zu ermöglichen, den Begriff des Nächsten zu vertiefen und auszudehnen. In dieser Entwicklung spielen das Volkstum einerseits, Bekenntnis und Stand andrerseits eine verschiedene Rolle. Die Entfernung der Schranken des Volkstums würde zu einem

 Weltbürgertum führen, die Überwindung der Schranken des Bekennntniffes und der Geburt (insofern sie eine fittliche Scheidewand zwischen den Einzelpersönlichkeiten aufrichten) ebnet den Weg zu einer bürgerlichen Gesellschaft. Von einem Weltbürgertume sind wir sehr weit entfernt; die Bildung einer Gesellschaft auf dem Boden rechtlicher Gleichheit kann hingegen als vollendet angesehen werden. Die sittliche Entwicklung hat sich wesentlich innerhalb der einzelnen Nationen vollzogen und sich auf konfessionelle und ständische Hemmniffe erstreckt. Dem Feinde, dem Fremden gegenüber galt auch in der zweiten Periode der Moral Grausamkeit und äußerste Gewalttätigkeit für zulässig. Ottos des Großen Feldherren fandten nach einem Siege über die Griechen in Kalabrien die zahlreichen Gefangenen mit abgeschnittenen Nasen nach Byzanz zurück (Widukind, Fortsetzung zu 969); sie folgten darin den Befehlen eines Kaisers, der es sonst an Milde und Versöhnlichkeit nicht hat fehlen laffen. An das Verfahren der Deutschen gegen ihre slavischen Nachbarn, an die Erbarmungslosigkeit der Staufer in den italienischen Kämpfen soll hier nur erinnert werden, ebenso an die Judenverfolgungen. Bei letzteren wirkten raffenhafte, wirtschaftliche und religiöse Ursachen zusammen. Am Schluß der Epoche sind die Deutschen in den Händeln der Welt fast nur zum Leiden verurteilt; die Greuel des Dreißigjährigen Krieges und die Mordbrennerei des vierzehnten Ludwig stehen ganz und gar nicht hinter den Untaten vergangener Jahrhunderte zurück. In dem Wehgeschrei der Raubkriege war allerdings die Kritik einer solchen Kampfesweise erwacht; aber von einem wesentlichen Fortschritt der Moral in den Beziehungen der Völker zueinander kann bis zu Friedrich dem Großen nicht die Rede sein. Die Austragung der religiösen Fragen und Streitigkeiten ist in erster Reihe dem deutschen Volke zugefallen. Da es im Glauben dauernd gespalten blieb, erwuchs ihm die Aufgabe, ein Nebeneinanderbestehen der Bekenntniffe zu ermöglichen. So lebhaft im 16. Jahrhundert die Parteien sich auf deutscher Erde befehdeten, im ganzen herrschte die Absicht vor, sich schiedlich zu vertragen, während in Frankreich wilde Leidenschaft die keltische Mordbestie entfeffelte. Politische Unfertigkeit zog aber dennoch die deutschen Länder in den furchtbarsten Religionskrieg hinein. Im westfälischen Frieden erlangte der Gedanke der Duldung staatsrechtliche Faffung, wenn sie auch unvollkommen war. Zur Ausgleichung der Kluft zwischen den einzelnen Geburtsständen, den Edlen, Freien und Hörigen, welche Kluft die sozialen Umwälzungen der Merowinger- und Karolingerzeit stark vertieft haben, trug die Kirche nicht wenig bei. Das Ansehen der Geistlichkeit, die aus allen Volksklaffen hervorging, mußte die Schroffheit weltlicher Rangunterschiede langsam herabmindern. Nur die Würde des Amtes, nicht der Adel der Geburt sollten unter der Stola gelten; dort konnten auch Männer von bescheidener Herkunft zu höchsten Ehren gelangen, gleich Willigis, dem mächtigen Kanzler und Erzbischof von Mainz. Ein solcher Fall ward leicht zur Quelle volks-

 tümlicher Sagenbildung (Thietmar von Merseburg zu 975). Oftmals kam die Wirksamkeit der Priester, welche dem arbeitenden Volke entstammten, auch diesem zugute. Der wilde Predigermönch Konrad, der Beichtvater der

heiligen Elisabeth von Thüringen, hat gegen die Bedrückung der Bauern geeifert. Die empfindlichste Last, welche den Hörigen vielerorts oblag, war die Heimfallssteuer des Buteils: beim Tode des Eigenholden fiel die Hälfte der Habe dem Herrn zu. Die Abgabe ward von der Geistlichkeit vielfach bekämpft und im zwölften Jahrhundert allgemein als unchristlich gebrandmarkt; sie verschwand um diese Zeit oder wurde in ein Bethaupt vom Viehbestande gemildert. Um 1200 hat auch die Sklaverei in Deutschland auf gehört; die schroffsten Formen der Knechtschaft, die dem Herrn gestatteten, feine Eigenleute zu verkaufen, zu vertauschen, über ihre Kinder zu verfügen, machen einer milderen Zins- und Arbeitspflicht Platz. Deutschland blieb aber auf diesem Wege hinter Frankreich zurück, wo unter dem Schutze der erstarkenden monarchischen Gewalt etwa um dieselbe Zeit die Bauern perfönlich frei wurden. Die Zeit des Rittertums war nicht arm an Kräften fittlichen Fortschritts. Die Willkür der Großen rief als ihr Widerspiel das Leitbild eines reinen, der Gerechtigkeit geweihten Lebens hervor, wie es uns in dem Wandel und Wirken der heiligen Hildegard von Bingen entgegentritt. Zum schönsten Ausdruck verhilft Otto von Freising diesem Ideal in einem „Lob der Mönche“, d. h. der Heiligen, wie sie sein sollen; auch Wolframs gedankenkühnem Geiste hat es in ritterlicher Gestalt vorgeleuchtet. Mit dem Ausgang der Staufer, man kann sagen mit dem Ausgang des Kaisertumes im alten Sinne, verblaffen die Ideale im Leben des deutschen Volkes. Walter sah die wilde Zeit, die nun kam, herannahen, als er klagte: die welt ist allenthalben ungenaden voll. Die sittliche Unfertigkeit der Menschen des späteren Mittelalters zeigte sich in dem Wahnsinn des Flagellantentums und der Veitstänze. Die Verbrechen nahmen zu und mit ihnen die Graufamkeit der Strafen. Falschmünzer, die man früher durch Abschlagen der Hand bestrafte, werden im 15. Jahrhundert in kochendem Waffer oder Öl gesotten. Dabei hob sich mit der Blüte der städtischen Kultur Wohlstand und Lebenshaltung. Als die Bauern angesichts der übermächtigen Geldwirtschaft ihr Dasein verbeffern, sich eine befriedigende Rechtslage erkämpfen wollten, schlug man sie mit furchtbarer Härte zu Boden. Eine rohe und befangene Justiz stellte sich in den Dienst des Hexenglaubens. Im Jahrhundert des großen Krieges duldeten oder gestatteten viele Landesherren, darunter auch der große Kurfürst, die Enteignung „mutwilliger“ Bauern. Doch aber ward das Fürstentum die schöpferische Macht der Zeit. Nicht wenige Regenten mühten sich väterlich um das Wohl ihrer Landeskinder und bekämpften die unwürdige Nachäffung fremder Mode und Lebensart. In Holstein wurde zuerst das Unrecht der Vergangenheit durch Befreiung der Bauern getilgt. Die Hohenzollern strebten kraftvoll dem Gedanken des Rechtsstaates zu. König Friedrich Wilhelm I. wollte gleichfalls die Leib-

eigenschaft in seinen Staaten aufheben (Knapp, Bauernbefreiung I, S. 83f, 116f), wurde aber, wie sein Nachfolger, durch die Verhältniffe und den Widerstand der Kammern in diesem Bestreben gehindert. Friedrich der Große steht an der Schwelle eines neuen Zeitalters der Moral. Die Aufklärung fängt an, bestimmend in das foziale Leben einzugreifen. Das Ursprüngliche und Berechtigte an dieser Geistesströmung ist die Kritik der überlieferten Zustände in Staat, Gesellschaft und Kirche. Zum Richter ward die menschliche Vernunft eingesetzt. Der Geist dieser Kritik ist dem germanischen Boden Englands und der Niederlande entsproffen, dogmatische Ausprägung fand sie in Frankreich. Es muß hier fern liegen, die kühn gezimmerten Lehrgebäude der Aufklärung zu mustern; nur darum handelt es sich, was sie für die fittliche Entwicklung des deutschen Volkes wert ist. Man darf als ihr allgemeintes Ziel die Befreiung der Persönlichkeit von unberechtigtem Zwange, die Wahrung der Menschenwürde bezeichnen. Der Geist der Aufklärung tritt in nationaler Gebundenheit hervor, aber auch mit dem Anspruche, die Grenzen der Staaten und Völker zu überbrücken; in beiden Erscheinungsformen ist er bis heute von gewaltigem Einfluß. Der Individualismus der großen Zeit, die wir gern mit dem einen Namen Weimar kennzeichnen, hat im letztverfloffenen Jahrhundert eine weitere Steigerung erfahren; er artet jetzt hie und da in einen Zustand der „Reizsamkeit“ aus, wie Karl Lamprecht das Vorwalten nervöser Empfindlichkeit und krankhafter Eindrucksfähigkeit bezeichnet. Da die vorzeitlichen Hemmniffe einer gemeinsamen Sittlichkeit als überwunden angesehen werden können, ist es erlaubt, unsere Epoche als die Zeit der Moral im Rahmen des Volkes und der Menschheit zu

bezeichnen. Man könnte sie auch das Zeitalter der Aufklärung nennen. Der größte der preußischen Könige beginnt mit der Entfernung von Folter und Glaubenszwang. Körperlicher Verstümmelung waren ursprünglich nur Unfreie unterworfen. Indem man barbarische Mittel aus dem gerichtlichen Verfahren beseitigte, fing man an, die Persönlichkeit des Menschen und Staatsbürgers an sich höher einzuschätzen. Um diese Zeit gewann die Kritik an jenen Fürsten, die geheiligtes Recht verletzten, Gewalt und Einfluß. Schillers Landesherr, der unter dem Druck der allgemeinen Mißbilligung von den Kanzeln herab Befferung seines willkürlichen und leichtfertigen Regimentes versprechen ließ, ist ein merkwürdiges Beispiel dafür. Ein verstärktes Gefühl des Menschenwertes spricht deutlich aus den Persönlichkeiten und Werken der Großen und Wackern jener Tage, der Kant, Leffing, Goethe, Schiller, Arndt, Fichte. Die Befreiung vom Zwange des Gewiffens ermutigte den sittlichen und religiösen Enthusiasmus des Schönenfeelentums; auch Gestalten wie Fräulein von Klettenberg und die Königin Louise find Kinder der Aufklärung. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts wurden endlich die Feffeln der Unfreiheit auf dem Lande gelöst. Befreiende Maßregeln und Gesetze in großer Zahl reichen von Joseph II. über Montgelas und Karl Friedrich von Baden zu Stein und Hardenberg.

 Es ist bemerkenswert, daß die großen Fortschritte in der Schätzung des Menschen mit Höhepunkten künstlerischen Schaffens zusammenfallen: als die Sklaverei verschwand, gestaltete ein unbekannter Dichter das Nibelungenlied; als man Leibeigenschaft und Prügelstrafe beseitigte, reifte der Faust einer Vollendung entgegen. Bittere Erfahrungen belehrten das deutsche Volk, daß mit der Pflege edlen Menschentums nicht genug geschieht, daß wir unserer Bestimmung nach politische Wesen sind. So wurde neben Weimar das ärmliche Memel die zweite Geburtsstätte eines erneuten Volkstums; dem Geist und der Schönheit mußte sich die Tatkraft gesellen. Unsere Väter lernten damals für Freiheit und Unabhängigkeit schwere Opfer darbringen; sie erkannten, daß der Einzelwille sich dem Sinne der Gesamtheit beugen muß. Auch für uns kam in der Zeit des Rheinbundes jene Stunde, welche den Franzosen Jeanne Darc herbeiführte, die den Engländern und Niederländern im Zeitalter Elisabeths genaht ist: ein deutscher Patriotismus ward geboren. Scheinbar läuft die Entwicklung im verfloffenen Jahrhundert dem allgemeinen Gange fittlichen Fortschritts entgegen. Dieser hat sich hauptsächlich in einer Erweiterung des Gesichtskreises der Nächstenliebe durchgesetzt; durch schärfere Hervorkehrung der Nationalität und der Raffe wird aber die Scheidewand zwischen einzelnen Gruppen der Menschheit wieder erhöht. Allein ebensogut wie sich die Einzelpersönlichkeit zu freier Betätigung durchkämpfen mußte, war dies auch den Persönlichkeiten der Völker auferlegt. In England find das Gedeihen bürgerlicher Freiheit und der Fortschritt nationaler Größe seit der Reformation immer mehr zusammengefallen, während die deutsche Geschichte bis auf die jüngste Zeit von heftigen Kämpfen zwischen dem Einzelwillen und dem Staatszweck erfüllt ist. Trotz dieser Kämpfe nimmt aber die Lebhaftigkeit des Nationalgefühls zu. Das Erwachen des Raffenbewußtseins bezeichnet weiteres Fortschreiten in gleicher Richtung; die Volkspersönlichkeit strebt nach Vereinigung mit Verwandtem, nach Ausweitung zu einem größern, machtvollern Ganzen. Auf diesem Wege kann ein Zustand höherer Vollkommenheit erreicht werden. Große Völkergruppen, von sehr mannigfaltigen Zwecken und Rücksichten geleitet, werden sich schwerer als einzelne Nationen zu einem alles erschütternden Kriege in Bewegung setzen laffen. Man hat begonnen, sich über gewisse Grundsätze der Menschlichkeit im Kampfe zu verständigen und geringfügige Streitigkeiten durch Schiedsgerichte beizulegen. Die Genfer und Haager Konventionen (1864 und 1899) bilden vielleicht den Anfang eines Rechtszustandes, der sich einmal über allen Staaten erheben soll, und wir haben mit ihnen bereits den Weg beschritten, auf den Kant in seiner Schrift „Über die Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Abficht“ (1784) hingewiesen hat. Allerdings ist es mehr als wahrscheinlich, daß noch schwere Kriege und Umwälzungen bevorstehen, um den Völkern und Raffen jenen Spielraum zu sichern, der ihrem Können, ihrem Reichtum an fittlichen und schöpferischen Kräften entspricht. Zweifellos könnte

 es sich auch nur um die Übertragung einer äußerlichen Ordnung, wie sie innerhalb der einzelnen Staaten bereits

herrscht, auf die Gesamtheit der Kulturvölker handeln, ohne daß damit der ewige Friede verbürgt wäre. Es ist aber nicht sicher, daß eine solche Zunahme der Gesetzmäßigkeit wirklich die Befferung der Menschen herbeiführen muß. Wir sehen in der kaum geborenen bürgerlichen Gesellschaft der Gegenwart eine neue soziale Spaltung entstehen. Die Kriminalität ist in den beiden ersten Jahrzehnten des Deutschen Reiches bedenklich gestiegen. Aber wir erkennen doch auch ein Wachstum der altruistischen Kräfte. Die Werke des Mitleids, der Nächstenliebe, der Fürsorge nehmen zu und gedeihen. Die Entwicklung zum Höheren, die im gesamten Naturgeschehen herrscht, legt uns eine gewisse Hoffnungsfreudigkeit nahe. So darf man darauf vertrauen, daß die schaffenden Kräfte, die wir gewahr werden, doch am Ende einem wahrhaften Fortschritte dienen müffen. Dem Gedanken jedoch eine bestimmtere Faffung zu geben, wird auch der Optimist nicht leicht wagen. Die beiden Jahreszahlen, die ich als Marksteine festlegte, ergaben eine Gliederung der fittlichen Kultur Deutschlands in drei Epochen: 1. die Zeit der Sippe und des Stammes (842); 2. die Zeit des gespaltenen Volkstums (1740); 3. die Zeit des geeinigten Volkstums und der Menschheitskultur. Wenn es aber erlaubt ist, von dem Zufälligen der geschichtlichen LÜberlieferung abzusehen, laffen sich unter Anwendung der gleichen Gesichtspunkte fünf Entwicklungsstufen der Moral unterscheiden: die Sittlichkeit im Rahmen der Sippe, des Stammes, des Volkes, der Raffe, der Menschheit. Daß der Fortschritt auf keinen Fall die Eigentümlichkeiten der Völker und Raffen vernichten wird, erscheint mir nach aller geschichtlichen Erfahrung zweifellos. Die Steigerung des Artbewußtseins mag vielmehr der Zucht tüchtiger Persönlichkeiten, der Entfaltung mannigfachen Könnens, der Erhöhung der Gattung über sich selbst hinaus förderlich sein. Sicherlich schreitet der Mensch niemals glatt von Ziel zu Ziel. Immer wieder werden Spaltungen geistiger und sozialer Art eintreten. Es scheint aber, daß ihm die Kraft innewohnt, solche Klüfte zu überwinden und auszugleichen. – – Man empfindet vielleicht, daß wir auf dem Wege der Entwicklung, die hier angedeutet wurde, in letzter Zeit etwas erlebt haben. Unsere neueste Erfahrung bestätigt aber die Ansichten, die hier vorgetragen wurden. Die einzelnen Völker mühen sich nicht mehr lediglich um die Verteidigung oder Verstärkung ihres Sonderdaseins; sie suchen sich durch Zusammenschluß in größern Verbänden zu fichern und zu kräftigen. Die politischen Spannungsgefühle der Gegenwart rühren vornehmlich von diesen Strebungen her. Die Entstehung von Staatengruppen wurde schon von Kant in der oben erwähnten Schrift vorausgesagt. Es ist ein Anziehen und Abstoßen, und eine gewisse Ruhe wird erst dann eintreten, wenn sich auf naturgemäßer Grundlage lebenskräftige, feste Verbände herausgebildet haben. Die Haager Zusammenkünfte gestalten sich zu einer dauernden Einrichtung. Einem Kampfe mit den Waffen wird künftighin ein Streit in den

 Formen des Völkerrechtes vorhergehen, und Kriege, die von der öffentlichen Kritik mit einer gewissen Entschiedenheit verurteilt werden, dürften in späterer Zeit nicht mehr zu erwarten sein. HER Pästum Von Karl Herold Rings die Campagna; westwärts rauscht das Meer; Im Osten der Basilicata Blauen. Und eine Totenstille, tief und hehr – Ein weites Grab, drauf brütend liegt das Grauen. Ein weites Grab, von Blüten überschneit, Von heißen Sonnenküffen matt und trunken, Darauf wie Grüße aus vielalter Zeit Ein Steingedicht, im Traume hingesunken. Ein müder Hirte schleicht des Wegs vorbei, Und feine schwarzen Fieberaugen funkeln; Er treibt die Herde an mit heiserm Schrei Und naht fich bittend mit der Hand, der dunkeln: „Ich hab' ein selten Stück der Erd" entwühlt – Willst du's nicht kaufen, Herr, um kleine Gabe Zu einem Trunk, der mir die Lippen kühlt, Zu einem Tropfen, der mich Armsten labe?!" – Von eurer Schätze kargen Resten lebt Der Enkel kranke Schar, o tote Zeiten! Und eine Ahnung eurer Größe bebt Gleich einem Traum durch ihrer Tage Leiden! Ach, deine reichen Rosen find verblüht, O Posidonia, dein Glück verflogen, Llnd trauervoll der dunkle Cistus glüht Herab von des Sirenentores Bogen! Der Affodil ragt sperrig in die Luft, Es leuchten eine weißen Blütenflammen; Ein Hauch von Moder und von süßem Duft Schwankt durch die träge Luft und fließt zusammen. Es schweigt das Feld, die Sonne finkt hinab, Ihr Licht erlischt in blauen Meeresfluten; Ihr letzter Kuß liegt auf dem Göttergrab, Und Pästums stolze Tempeltrümmer bluten! A–

Trennung Von Paul Hermann Hartwig as Hochzeitsmahl neigte sich dem Ende zu. Die offiziellen

Reden D waren schon beim ersten Teil des Menus gehalten. Onkel Theodor hatte während des Entenbratens, den er nicht vertragen konnte, die berühmte komische Ansprache vom Stapel gelaffen, und Tante Malvine improvisierte bei Baumkuchen, Krachmandeln und Konfituren und übertraf sich selbst. Onkel Theodor und Tante Malvine hatten getan, was die Familie von ihnen erwartete, und genoffen nun mit selbstgefälliger Bescheidenheit die Ehren, die man ihnen von allen Seiten zuteil werden ließ. Die Hochzeiter traten für den Augenblick ordentlich in den Hintergrund. Potztausend, war Onkel Theodor ein feiner Kopf! Das doppelte Familienfest und die neuesten politischen Ereigniffe konnte nur er so amüsant miteinander verbinden, und Tante Malvine, ja die – fiel genoß nicht ohne Grund den Ruf der witzigsten Person in der Familie Engelhaupt. Wie hatte die Scherz und Ernst durcheinanderzumischen verstanden, und alles in richtigen Reimen. Die ganze Verlobungsgeschichte rollte sie vor den erheiterten Gästen auf, und die Vorzüge und Tugenden der frischgebackenen jungen Frauen wurden durch sie in das rechte Licht gerückt. Wer es noch nicht wußte, erfuhr es nun, daß sämtliche Kompots, die man während der Tafel serviert hatte, von Leontine und Gustave Engelhaupt eingesotten waren. Ja, die Ehemänner konnten lachen, denen solche Wesen beschert wurden. Überall Jauchzen und Zustimmung – die Engelhaupts waren ja so gut wie unter fich. Der Herr Stadtrat, der dem weißen Burgunder ein wenig reichlich zugesprochen hatte, ergriff noch einmal das Wort, um festzustellen, wie groß das Glück aller Beteiligten sei. Das waren doch Bündniffe, über die Engel im Himmel fich ergötzen mußten: zweifo wackere junge Männer, wie Dr. med. Manfred Overbeck und der Privatdozent der Geschichte Dr. Frank Overbeck fanden in zwei Töchtern der Stadt, den holden Blüten des Geschlechts Engelhaupt, ihr Lebensglück. Der Herr Stadtrat redete noch

756 Hartwig: Trennung ein langes und breites, erzählte lauter Dinge, die alle bereits wußten, und schloß mit einem Hoch auf die Mutter der jungen Ehemänner, der allverehrten Frau Marianne Overbeck. Sie dankte mit einem mechanischen Nicken und hielt ihr Glas zum Anstoßen nach rechts und links. Ihr Mund zwang sich zu einem konventionellen Lächeln, fie erwiderte auch etwas Gleichgültiges auf alle die Fragen, die um sie herumrauschten, sagte der witzigen Malvine etwas Angenehmes über ihre Einfälle, deren Albernheit sie selbst bei dem tiefen Leid ihrer Seele bemerkt hatte. Sie wollte ja nicht auffallen, noch irgend jemanden die Freude stören; einmal mußte es doch zu Ende sein. Onkel Lämmrich, ein unverbefferlicher Junggeselle, der leicht über die Stränge schlug, ermahnte gerade die neuen Neffen, nicht etwa ihre Frauen zu verwechseln. Die beiden stattlichen Männer blieben bei dem gewagten Scherz gelaffen und gaben sich nur einen Wink mit den Augen. Leontine und Gustave kicherten. Nein, der Onkel Lämmrich wurde doch immer gemischt, wenn er ein Glas Sekt hatte. Die Lohndiener öffneten die Türen zu den Nebenräumen des großen Saals der „Frohen Vereinigung“, in denen der Kaffee serviert werden sollte, den Damen rechts, den Herren links. Inzwischen wurde der Speiseraum in einen Tanzsaal verwandelt. Engelhaupts als alte eingeseffene Familie der betriebsamen Fabrikstadt schwuren auf die „Frohe Vereinigung“, obwohl Onkel Theodor, der überhaupt nach Ansicht der Familie Anlage zu einem kleinen Outsider hatte, das Kasino für feiner hielt. Aber nirgends gab es einen so blank gewichten Boden, wie in der „Frohen Vereinigung“. Die jungen Paare machten Miene, sich vorsichtig zu drücken; doch die naseweise Minette Lämmrich bemerkte das Vorhaben und bestürmte mit dem übrigen tanzlustigen Volk die Fluchtbereiten. Die Schleier müßten zum mindesten abgetanzt werden. Aber die Ehemänner winkten ab; in ihrem LÜbermut hatten die so zahlreich vertretenen Engelhaupts doch etwas, das auf die Nerven ging. Es gelang ihnen, dem Trubel zu entgehen. Die jungen Frauen wurden von ihrer Mutter entführt, um den Toilettenwechsel vorzunehmen. Der reiche Viehhändler, Onkel Fürchtegott Engelhaupt, gab einem Lohndiener Befehl, das Anspannen zu veranlaffen. Er hielt zehn Pferde und besaß zwei Equipagen, eine mit roter, die andere mit grüner Seide ausgeschlagen. Darin sollten die Neuvermählten durch die Stadt, ein paar Stunden durch den Wald bis zur Bahnstation der nächsten größeren Stadt fahren. Ein Sträuben gab's nicht, denn Onkel Fürchtegott war kinderlos und Erbonkel – schließlich war eine Fahrt durch den Wald bei dem klaren, wunderbaren Herbstwetter auch nicht zu verachten. Frau Marianne Overbeck hatte sich von dem Schwarm der schnatternden Damen Engelhaupt freigemacht; sie konnte den

lärmenden Frohsinn und die unaufhörlichen Banalitäten nicht mehr ertragen. Sie war durchaus nicht engherzig und wußte die Menschen zu nehmen, aber ihre sonst so gefunden Nerven hatten in den letzten Wochen manchen Stoß erhalten, sie

 war nicht mehr die alte, und für die Komik mancher Situation fehlte ihr gerade heute das Verständnis. Im Nebenzimmer links mußte Onkel Lämmrich eben den neuesten Witz zum besten gegeben haben, die Herren lachten so schallend und ausgiebig, daß die Damen neugierig herbeieilten, um auch an der Heiterkeit teilzunehmen. Sie wurden jedoch von den durch Wein und Gelächter erhitzten Herren zurückgescheucht. Einige Ehemänner vertrösteten ihre Gattinnen auf später. Frau Marianne suchte sich, so gut es ging, hinter den reichen Falten der Fensterportieren zu verbergen. Eine scharfe Linie stand zwischen ihren Brauen; sie fand die ganze Gesellschaft so entsetzlich bourgeois – und zu denken, daß ihre Söhne nun daran Anteil haben müßten ein ganzes Leben hindurch. Eben kamen Leontine und Gustave zurück, beide in modernen Reisekleidern. Frau Marianne war zu gerecht, sie nicht hübsch zu finden. Die jugendlichen Gestalten, die reizenden Farben und das reiche Haar hatten beide gemeinsam, ein Hauch frischer Sinnlichkeit lag über ihnen. Leontines Züge trugen die Spuren einiger Intelligenz, von denen Gustave vollkommen verschont war. Nun wurden die jungen Frauen von der Verwandtschaft und den Freundinnen erspäht und sofort eingekreist. Frau Stadtrat Engelhaupt machte der Mutter einige Komplimente, die Beglückwünschte schien sich zu freuen, brach aber plötzlich und überraschend in lautes Schluchzen aus, an dem sich Tante Malvine und mehrere andre Angehörige etwas diskreter beteiligten. Tante Malvine zog sofort ein Puderdöschen hervor. Sie hielt auf sich und liebte es nicht, mit einer roten Nasenspitze herumzulaufen. Frank und Manfred fühlten sich durch die allgemeine Rührung und den leise jammernden Ton, den die älteren Damen anstimmten, leicht geniert. Sie suchten mit den Augen die Mutter, die noch immer isoliert am Fenster stand. Sie erwiderte den Blick, und alles, was sie sorgsam wochenlang verborgen hatte, Schmerz und Sorge, stieg in die schönen dunkelgrauen Augen. Die Söhne standen schon neben ihr. „Mutter, dir ist nicht gut, du leidet – es war zuviel für dich.“ „Meine Beiden, meine Jungens –“ Sie hätte in diesem Augenblick so vieles sagen mögen, als müßte sie ihnen die Größe ihrer Liebe, die sie stets so selbstverständlich genommen hatten, noch einmal offenbaren. Sie fand nur etwas Gleichgültiges. „Die Broschüren, Manfred, wenn du nach Hause kommt, denke daran, fie zu schicken.“ Er nickte obenhin. „Gewiß, gewiß, Mutterchen.“ Woran sie auch immer dachte in solchem Augenblick! Frank, der zarter Veranlagte, ahnte wohl, daß unbekannter, dumpfer Schmerz die Mutter bewegte: „Bist du unzufrieden, Mama?“ Sie strich ihm in leichter Liebkosung über den Armel. „Aber nein, Frank, wie sollte ich – Junge –“

 „Ich begreife dich ganz gut, eine solche Hochzeitsfete ist nicht dein Genre.“ Sie schwieg. „Na, Mutting, wir bleiben die Alten, nicht?“ Er sagte es gutmütig und klopfte ihr die Hand. Manfreds Blicke suchten unruhig den weiten Marktplatz ab. Da kamen ja endlich die Wagen. Die Kutscher natürlich in auffallender Livree, wie sie dem Geschmack Onkel Fürchtegotts entsprach. Manfred zog die Stirn zusammen; er hatte zuviel Kultur, um nicht von dem protzigen Arrangement unangenehm berührt zu sein. „Sieh, Frank, es fehlte nur noch, daß die Wagen mit Georginen und Tannenreifern bekränzt wurden.“ „Mein Gott, es ist ja bald überwunden, und dann“ – er reckte seine Gestalt. Die Mutter fühlte sich in diesem Augenblick den Söhnen näher. „Habt ihr auch alles, Jungens?“ Bei der natürlichen Frage fühlte sie in der Brust etwas wie einen physischen Schmerz – wann würde sie diese mütterlichen Worte wieder an die Söhne richten können? Onkel Fürchtegotts dröhnende Stimme machte sich bemerkbar; sie erkundigte sich, ob die Pferde sich etwa die Beine in den Leib stehen sollten, das Gepäck sei schon aufgeladen. Es gab ein rasches stürmisches Abschiednehmen. Mama Engelhaupt gebärdete sich, als würden ihr die Töchter für immer entriffen, und meldete wiederholt ihren Besuch für die nächsten Wochen in beiden Haushaltungen an. Immer wieder umhalte fie ihre Töchter und warf den Schwiegersöhnen drohende Blicke zu. „Der reine Raub der Sabinerinnen“, ulkte Onkel Lämmrich, der nunmehr recht beschwipst war und der Stadträtin jenen neuesten viel belachten Witz erzählte, über den sie zuerst entrüstet tat, dann aber von innerem Lachen so geschüttelt wurde, daß die starre Seide ihres enggeschnürten Festkleides krachte. Tante

Malvine zog die dünnen Augenbrauen hoch, bewegte unruhig ihr Lorgnon und fagte leise tadelnd: „Aber, aber –". Im richtigen Moment war Tante Malvine eben tiefernst. Onkel Fürchtegotts energischem Dazwischentreten war es zu danken, daß die Paare endlich freie Bahn bekmen. Die Isabellen vor dem grün ausgeschlagenen Wagen waren junge Tiere und vertrugen das Stehen schlecht. Im letzten Augenblick besannen sich Leontine und Gustave noch auf die Schwiegermutter, sie küßten ihr nach Schulmädchenart mit einem Knix die Hand und sagten banal und hastig: „Leb wohl, Mama". Sie hatten beide eine gewisse Scheu vor der ernsten Frau; noch immer sahen sie in ihr die Lehrerin, die sie mit Mozart und Beethoven geplagt hatte. Dunkel ahnten fiel auch, daß diese Frau etwas von ihnen verlangen könne, das unbequem zu geben war. Sie waren stets froh, wenn sie ihren prüfenden Blicken entgehen konnten. Was sie auch mit ihr zu schaffen hatten – Manfred und Frank waren lustig und verliebt, es würde ein herrliches Leben werden...

 Die Pferde zogen an. Die Hochzeitsgesellschaft stürzte an die Fenster. Man winkte mit Tüchern und warf kleine Sträuße herab, das Volk sammelte sich auf dem Marktplatz und gaffte – so hatte sich Onkel Fürchtegott die Sache gedacht. ... Die hochgehenden Wogen in den Gesellschaftsräumen ebbten ein wenig zurück, man verlangte nach Selterwaffer und Limonaden. Mama Engelhaupt wurde nach einem Löffel Natron ganz friedlich und machte es sich in einem Fauteuil bequem. Das junge Volk sammelte sich zu einem Pfänderspiel mit allen Schikanen, und Tante Malvine umschlich Röschen Lämmrich und den Referendar Engelhaupt, den Referendar, der ein so schönes Gemüt hatte und bei jeder Trauung in der Kirche wie auf dem Standesamt Tränen vergoß. Es wäre auch zu toll, wenn eine Hochzeit im Hause Engelhaupt nicht mit der Aussicht auf eine neue endete. k e k Frau Marianne Overbeck hatte die Gesellschaft verlaffen, ohne auf zufallen. Sie war ja dem ganzen Kreise, dem sie nun äußerlich durch verwandtschaftliche Bande nähergerückt wurde, innerlich mehr als je eine Fremde. Sie wußte, daß man sie nicht vermissen würde. Durch den Garten der „Frohen Vereinigung" gewann sie rasch die wenig belebte Promenade. Von da aus waren es nur ein paar Schritte bis zu ihrer Wohnung. Sie hatte die nämliche schon seit langen Jahren inne, obgleich fiel eigentlich zu groß war, seit die Söhne das Haus verlaffen hatten. Aber die Lage war eine so wunderbare, daß sich Marianne von der lieb gewordenen Stätte nicht trennen mochte. Die Vorderzimmer gingen auf die Ringpromenade, die nur an Sonntagen besucht wurde. Rückwärts stieß das Haus an die Mauer eines alten verfallenen Friedhofs, der schon seit einem halben Jahrhundert nicht mehr als Begräbnisstätte benutzt wurde. Er war so reizvoll zugewachsen und verwildert. Vom Eckfenster aus konnte der Blick über Büsche und Bäume hinweg zu der blauen Hügelkette schweifen, die mit weichen Linien den Horizont abgrenzte. In dem Genießen der stillen Herrlichkeit hatte Marianne so oft Trost und inneren Frieden gefunden. Als sie ihr Arbeitszimmer betrat, flutete Sonnengold in breiten Strömen durch die geöffneten Fenster. Nach dem Hochzeitstrubel empfand fie den Frieden des harmonischen Raums unendlich wohltuend. Bevor sie sich umkleidete, ruhte sie einen Augenblick, um die Stille voll auszukosten. Der Zwang, den sie sich auferlegt hatte, machte sich nun vorübergehend durch körperliche Abspannung bemerkbar. Aber in ihr wurde es nicht still. Die Gedanken, die sie seit Wochen unablässig gequält hatten, ließen sich nicht zurückweisen. Der Abschluß war ja nun endgültig; sie mußte sich mit dem Neuen abfinden und alle stolzen Hoffnungen und Wünsche begraben. Es war nur so unendlich schwer, dieses Abfinden im Herbst.

 Sie erhob sich hastig. Ihr Blick fiel auf einen Brief, den man auf die schwarze Ebenholzplatte des Flügels gelegt hatte. Sie nahm ihn gleichgültig – vielleicht die Absage einer Unterrichtsstunde für den kommenden Tag. Sie las: Liebe verehrte gnädige Frau! Es war mir doch nicht möglich, das Fest zu besuchen. Seien Sie mir nicht böse – es wäre ja leicht irgend eine Ausrede zu finden, aber Ihnen gegenüber – ich konnte nicht, es war über meine Kraft. In Verehrung Ihre Irene Reinhart. Sie ließ das Blatt finken. Irene, die arme – ja, die mußte sich auch abfinden und die Liebe einfargen, die sie zu Manfred im Herzen trug. Und an ihr war er vorübergegangen, an Irene, diesem fremdartigen Geschöpf, das nach einer seltsamen Laune der Natur einem nüchternen kunstfeindlichen Kaufmannshause entstammte. In dem

jungen leidenschaftlichen Wesen pulsierte Künstlerblut bis in die Fingerspitzen, und ihre Stimme war wie eine Glocke. Sie war Mariannens Lieblingsschülerin, ein Mensch, dem foviel Zukunft gehören würde. Oder wenn einer irgendwo draußen ein Mädchen gefunden hätte, ein Geschöpf mit Initiative und Persönlichkeit. Marianne würde eine Unregelmäßigkeit begriffen haben und hätte vielleicht in solchem Falle noch besondere Liebe und Verständnis gezeigt, aber diese durchaus korrekte Wahl, die alle Welt für paffend und richtig hielt, irritierte sie namenlos. Sie kannte die beiden Mädchen von Kind auf und hatte sie während der Zeit des Musikunterrichts viel um sich gehabt. Sie waren niedliche frische Dinger mit Hausfraueninstinkten und einem unsagbar engen Horizont, den sie durchaus nicht zu erweitern wünschten. Eine kleinliche, egoistische Mutter hatte fie erzogen und ihnen einen hohen Begriff von ihren eigenen Vortrefflichkeiten beigebracht. Daß Manfred und Frank in diesen Mädchen ihr Lebensglück zu finden hofften, die Söhne, die sie erzogen, denen sie ihr Bestes gegeben hatte! Sie glaubte die beiden so gründlich zu kennen, alle Schwächen und Vorzüge ihrer Charaktere, und nun mußte sie erfahren, daß sie in dem Innenleben ihrer Söhne eine völlig Fremde war. Von dem Fehler der gewöhnlichen mütterlichen Eifersüchteleien fühlte sie sich frei, lange hatte sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, teilen zu müffen. Sie dachte nicht gering von fich, sie hatte bei dieser notwendigen Teilung immer nur an Wesen von innerer Verwandtschaft gedacht, freier vielleicht, kühner und fordernder dem Leben gegenüber, als sie selbst. Und nun waren es nur die Augen gewesen, die die Wahl bestimmt hatten. Den lockenden Reiz der jugendfrischen Gestalten, die schmachtenden Blicke der Augen nur liebten die, deren Seelen- und Herzensleben sie nach allen Kräften zu verfeinern gesucht hatte. Bei Frank hatte sie einmal vorsichtig angeklopft, der aber war rasch und lachend, wenn auch mit einem Anflug von Verlegenheit darüber hinweggeglitten: „Ja, Mutterchen, was soll man tun, so eine wie dich gibt's ja

...-

Hartwig: Trennung 761 nicht mehr und geheiratet muß einmal sein - und nett ist die Leontine, so frisch und appetitlich, sie wird sicher ein allerliebstes Frauchen.“ Sie hatte zurückgehalten, was sich ihr auf die Zunge drängte - zur freien Selbstbestimmung waren ja die Söhne von ihr erzogen. Immer klarer wurde es ihr, daß Manfred wie Frank, deren Leben sie mitzuleben geglaubt, der Welt, in der fie sich einzig wohl fühlen konnte, fernstanden. Und es war Herbst. Frau Marianne Schauerte leicht zusammen, und sie stand doch mitten in dem Gold der herbstlichen Spätnachmittagssonne. Da stieg es in ihr auf, langsam und unabweisbar, daß sie an ihrem eigenen Leben ein Unrecht verübt hatte. Sie entnahm einem versteckten Fach ihres Schreibtisches eine kleine Kaffette, die lange Jahre unberührt darin verborgen war. Sie bewahrte Erinnerungen an die Zeit, in der sie am tiefsten gelitten und still und insgeheim die schwersten Opfer gebracht hatte. Damals war das Leben noch einmal an sie herangetreten, als sie nach kurzer freudloser Ehe mit einem bedeutend älteren Manne allein stand. Sie war jung, tatkräftig, voll Leidenfchaft und fühlte, daß sie nach herzensleeren Jahren ein Anrecht ans Leben hatte. Und als der Mann kam, dem ihre Pulse entgegenschlugen, da zwang sie sich zu einem Nein. Er war ein großer Künstler, der damals schon anfing, sich einen Namen zu machen. Alles hätte er ihr geben können, was sie nach langen Entbehrungen ersehnte, ihrer eigenen Kunst wäre freie Entwicklung geschaffen - und doch wies sie ihn von sich, als er ihr stürmisch werbend nahte. Sie blickte auf ihre Kinder, die sie nicht den Fährlichkeiten einer ungewissen Existenz preisgeben wollte. Sie sollten Heimat und Mutter nicht verlieren. Mit frischem Mut und nie ermüdender Tatkraft hatte sie die Fronarbeit des Unterrichtens auf sich genommen. Die Wogen der bekämpften Leidenschaft ebbten zurück. Ihre Arbeit war gesegnet, die Söhne wuchsen heran und schienen durch ihre ausgezeichnete Entwicklung das Opfer zu lohnen, das sie ihnen gebracht. Sie fand Respekt und Anerkennung und galt allgemein für eine Frau, die sich in ihrem selbstgeschaffenen Leben glücklich fühlte. „Und heute hatte es eine so stolze Krönung erhalten, wie sie sich nur eine jede Mutter wünschen konnte“ - so waren doch die Worte, in die der Herr Pastor soviel Schwung gelegt hatte. Eine stolze Krönung in der Tat -

o, was der wohl wußte, was alle die wußten in ihrem selbstgefälligen Behagen! Ihre Hände wühlten unruhig unter den Briefen und kleinen Erinnerungszeichen, bis sie das Pastellbild des Unvergeffenen, noch immer Geliebten fanden. Sie betrachtete es lange, lange, und in die sonst so ernsten beherrschten Augen trat ein fremder wilder Zug. Aus der Kaffette stieg es wie leuchtender Sommer mit den tiefen satten Farben und dem starken berauschenden Duft. Dieser Sommer hätte

 ihr gehört und fiel war in engen beklemmenden Banden geblieben. Sie hatte feine Schönheiten nicht genoffen, nicht die strahlenden Tage, nicht die holden, duftenden Nächte. Auf einen toten herben Frühling war für sie selbst gleich der Herbst gekommen, ein Herbst ohne Früchte, und wenn sie ja die Hände zur Ernte ausstrecken wollte, fiel blieben leer. Es war Mariannen, als läge alles vor ihr in Scherben, ihre Liebe, ihre Kunst – das ganze Leben. Und sie fühlte, aus diesen Scherben ließ sich nichts mehr zusammenkitten. Es war Herbst, und der Winter stand nicht fern. Etwas Fremdes trat an sie heran, eine Empfindung wie leiser Neid auf die glücklichen kleinen Familienmütter, die in engem Behagen des Hauses altern und sich begnügen konnten. Es war vielleicht ihr Schicksal, daß sie dazu keine Begabung hatte. Die Besonderheit ihrer Art, die sie in der von kleinen Alltagsintereffen erfüllten Umgebung stets mit einem gewissen Stolz empfunden hatte, wandte sich nun gegen fie. Was blieb ihr, ja, was blieb ihr! Die Sonne war tiefer gesunken, über der fernen Hügelkette lagen goldgesäumte Wolkenzüge, purpurner Dunst erfüllte den buschigen Friedhof und gab dem schweren dunkeln Grün braunrote Töne. Der Tag schied in Schönheit. Marianne schloß die Augen; die Natur konnte ihr jetzt keinen Trost geben. Sie wußte so genau, was ihr blieb: das Schicksal der einsam Alternden. Eine von den vielen wurde auch fie, all ihre Tatkraft, ihr ungebrochener Mut, der heiße Schlag ihres Herzens würden sie nicht bewahren. Surrogate, ja, die würden ihr wohl werden. Sie stand noch immer auf dem nämlichen Fleck, in die Bitterkeit ihrer jagenden Gedanken vertieft. Die Hand mit dem Bilde sank langsam herunter. Die Flammen, die da unter der schützenden Asche hervorschlugen, mußten mit fester Hand erstickt werden. Sie hatte es überhört, wie die unverschloffene Tür des Entrees leise geöffnet wurde; erst ein zaghaftes und dann verstärktes Klopfen ließ sie auf merken. Die Tiefe des Zimmers lag schon in Dämmerung. Marianne konnte die helle Gestalt, die da zögernd im Rahmen der Türe stand, im ersten Augenblick gar nicht erkennen. „Irene“ – Und jäh lagen sich die beiden in den Armen. Es waren keine Worte gewechselt, Marianne wußte, was sie zu tun hatte. Sie drückte das von innerem Schluchzen bebende Mädchen so fest an ihre Brust, als sei hier ihre richtige Zuflucht. Frau Marianne war ein wenig größer als die schlanke Irene. Sie strich ihr mit der festen Hand weich und lind über das wirre gelockte Haar, das mit roten Blüten geziert war. Sie hatte sich zu dem Feste geschmückt und war dann doch nicht gegangen. Die brennende Sehnsucht, der wilde Schmerz der Verschmähten waren stärker als der Wille zum Komödienspiel des Lebens.

 „Meine liebe, liebe gnädige Frau.“ „Sag Marianne, Kind, sag Mutter!“ „Mutter Marianne“ – in die braunen lodernden Augen der Jungen stiegen die erlösenden Tränen, auf die fiel den ganzen Tag vergeblich gewartet hatte. „Mutter Marianne, ich wußte, daß Ihre Güte mich verstehen würde, Sie sind ja auch seine Mutter.“ Wie sie ihn liebte! „Sei ruhig, Irene, ich kenne dein Geheimnis, kenne dein Leid und deinen zerbrochenen Stolz. Wiffe, Kind, ich fühle mit dir, auch ich leide in tiefster Seele.“ Irene schaute bang und fragend durch den Tränenflor ihrer Augen zu der verehrten Frau empor. „Frag nicht, Irene, sprich auch du nicht.“ Aber Irene war noch so jung im Leiden. „Warum, Mutter Marianne, warum!“ Aufs neue schüttelte konvulsivisches Schluchzen den schlanken Körper. „Ja, warum, Irene – wenn ich dir darauf Antwort geben könnte!“ „Wie habe ich gebetet die langen, langen Nächte – ich kann nicht mehr leben, ich will sterben!“ Ruckweise, mit der ganzen Heftigkeit ihres Temperaments stieß Irene diese Worte hervor. „Ach, es stirbt sich nicht so leicht. Das ist nur der erste Schmerz, und man glaubt, er führt zur Vernichtung. Du wirst dich wiederfinden, Kind, du stehst ja im Frühling.“ „Nein, nein, ich will nicht, wenn das, was ich fühle, nicht Ewigkeit hat.“ „Der Schmerz ist nicht ewig; für dich ist er eine Krankheit, du wirst davon genesen. Es ist eine der schweren Leidensstationen des Lebens, die erste vielleicht, darum willst du auch zusammenbrechen. Aber das darfst du nicht, denke an deine Kunst.“ Irene schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, daß überhaupt noch etwas auf der Welt ist." „So liebst du ihn –" Frau Marianne zog das Mädchen aufs neue an sich. Und diesen Reichtum hätte er heben können, dachte sie bitter. „O Marianne, Mutter Marianne, wie gut du bist – ach, laß mich nicht wieder in die Einsamkeit!" In Marianne stand sofort der Entschluß fest. „Nein, das sollst du auch nicht – Irene, Kind, willst du bei mir bleiben?" „Diese Nacht, o wie gern –" „Nicht diese Nacht, immer, so lange du willst." „Mutter, Mutter –" „Ja, das will ich dir sein – von deiner Heimat, von den Deinen hat du dich gelöst, sie würden dich und den Weg, auf den dich deine Gaben führen, auch nicht mehr verstehen. So kommst du zu mir, ich bin auch eine Einfame. Wir werden zusammen arbeiten, die ganze Kraft auf ein großes Ziel richten, für dich. Willst du?"

 „Ja, ja, ich will." „Und nun ruh dich ein wenig aus, mein Kind. Ich werde unterdeffen das Nötige veranlaffen, das Mädchen in die Pension schicken und von deinen Sachen holen laffen." Sie geleitete Irene zum Diwan. „Du mußt ja ganz erschöpft sein, Kind; ich werde auch gleich einen kleinen Imbiß für dich zurechtmachen. Möchtest du die Lampe?" Die Sonne war längst hinter die Hügelkette gesunken, in dem Zimmer war es fast dunkel. „Keine Lampe, Mutter Marianne, das Licht tut so weh. Wie gut du bist, so gut", und sie zog die liebe Hand, die ihr so wohltat, an die Lippen. „Laß, Kind; fo, nun schließ ein wenig die Augen, bald bin ich wieder bei dir." Als sie nach einer Weile zurückkehrte, fand die Irene eingeschlafen; die seelische und körperliche Erschöpfung war zu groß gewesen. Selbst der flimmernde Lichtschein weckte sie nicht. Mit liebevoller Teilnahme betrachtete Marianne die Schlummernde. Die schmerzverzerrten Züge hatten sich geglättet, nur zwischen den geraden Brauen stand noch eine feine Falte. Wie eigenartig schön sie war, etwas zigeunerhaft, wie eine wilde seltene Blume. Marianne stellte mit sicheren Händen die Kaffette an ihren alten Platz. Was der Überschwang des Augenblicks in ihr hervorgerufen, festigte fich. Ihr selber und ihrer Kunst hatte das Leben so wenig erfüllt, diesem jungen Geschöpf sollte die Erfüllung werden. Was sie besaß an Können, Begeisterung, Hingabe, das wollte sie in die junge Seele leiten. Sie wußte, es blieb ihr Schicksal, das Leben andrer zu leben. Sie wollte es wieder versuchen und bei diesem Kinde ihrer Wahl den Anfang machen mit voller Hingabe. L–EN Der Pilger Von I. J. Horschick Der Rauch der stillen Hütten Weit hinterm Moor Rührt mich wie weiße Kerzen In dunklem Flor... Ich stehe stumm, und leise Wird mein Gebet; Wer weiß, wo meine Reise Zu Ende geht – – 9–

Kirchgang in Berlin Von Walter L. Fritzsche Mein Schwesterchen! önnen nur Frauen Briefe schreiben? Welche Freude empfinde ich stets, die wohlbekannten Züge zu lesen, wenn Deine sichere Hand mir Euer Landleben in kerniger Linienführung und liebevollster Kleinmalerei zeichnet. Sammlung und Frieden, sagt Du, bleibt uns Glücklichen, wenn jeder nur ein tüchtig Jahr verbringt und Gottes Güte die Gesundheit des Leibes erhält. Und da verlangt die schwesterliche Teilnahme nun Bekenntniffe, Berichte äußerer und innerer Erlebnisse aus einer Menschenwüste, deren ungeheurer Bannkreis auch den Bruder umwebt. Skizzen aus engem Bereich nur kann ich Dir in redlichem Bestreben entwerfen, liebe kleine Frau Pastorin; auch nach Tagesarbeit und auf geruhigem Feiertagsgang hat Neigung mich meistens in die historischen Straßen Friedrichs, seltener zu der herbstlich umschauerten Marmorrenaiffance Wilhelms II. geführt; von Handel und Wandel einer rastlosen Kaufmannschaft, vom Ringen und Grollen der in den industriellen Hochburgen des Nordens schaffenden Hunderttausende müßte ich vorerst fremden Bericht nachstümpern. Ich bitte also, die sozialpolitische Wißbegier Deines Gestrengen auf künf tige Zeitung zu vertrösten und heute mit einem Eindruck meines gestrigen Sonntags vorlieb zu nehmen. Zum Gottesdienst im Dom – freue Dich nicht zu früh, Lieschen – hatte mich Fritz Schaper abgeholt. Es sei abscheuliches Wetter, die geplante Wanderung im Grunewald zu Waffer geworden, die Museen würden erst um 12 geöffnet, und was solle man sonst anfangen? Außerdem müffe man dort gewesen sein, Frau Professor Altmann habe erst neulich die wundervollen Dekorationen gelobt. Zu meiner Schande gestehe ich, daß solche weltlichen Argumente mir recht einleuchteten, und daß erst auf dem Wege, beim Läuten der Glocken, ernste Gedanken sich regten und innerliche Bewegung mir zuflüsterte: Endlich wieder! Wann war's doch, als zum letzten Male die innige Stimme des treuen Hirten zu

 dir sprach inmitten andächtiger Gemeinde, als die symbolischen Formen dir schwanden und du, ein Kind bei den Kindern des allgütigen Gottes, kindlich zum Vater sprachst? Als noch einmal nach tiefbewegter Weihestunde ein Brief voll seltsamer Schwärmerei die Schwester ängstete – weißt Du noch... „credo quia absurdum“...? Und heute scheint es mir heillos, in Menschengemeinde nach der Sprache zum Unaussprechlichen zu ringen, klingt mir in ragender Kathedrale nur so viel Göttliches, als die Kunst zu geben vermag? Mein Lieschen, in mancher ernsten Stunde haben wir ja mit Deinem prächtigen Pastor getastet und gestrebt nach äußerem Gleichklang für das Tiefinnerlichste und find mit treuem Händedruck geschieden. Ihr fühlt es, ich kann nicht anders. So sei denn nur noch gedacht meiner stillen Hoffnung auf bedeutende Stunde, auf feelisches Erlebnis – und mein Sonntagsbrief nimmt seinen Fortgang. Die heilige, teure Stimme der Religion klang leiser, nun wir uns im Strom der Kirchenbesucher verloren. Um uns sonntäglich geputzte Menfchen, die aus fröhlichen Augen neugierige Umschau halten, bis die Schutzmannsgestalten der Kirchendiener sie mit Liturgiezettel, energischer Platzanweisung und finsterem Beamtenblick zu Untertanendemut schrecken. Zu preußischer, nicht zu christlicher. Halb verstohlen, mit unterdrücktem „Ah“ bestaunt ihr naiver Geschmack die Fülle glänzenden Materials, das Schimmern von Gold, Marmor und Sammet, wie einstens runde Semitenaugen sich an den Schätzen im Tempel Salomonis weideten. Mächtig setzt die Orgel ein – wenige fingen; wie im Queuegedränge an Theaterkaffen erwartet man das Signal, das Ende des ersten Verfes, um mit unanständiger Hat sich behaglichen Sitz zu erobern. Keine Gemeinde, Neugierige mit weltlichen Gedanken und Gebärden, ohne Gesangbuch, gelangweilt nun das Programm studierend. Und in der kalten Museumspracht des hellen Kuppelbaus kämpfst Du vergebens um andächtige Stimmung. Der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte – ihn sollen wir in kostbarem Farbenspiel, zwischen märchenhafter Verschwendung bunten Gesteines und goldenen Schnitzwerks erwarten? Wohl begnadet der Ewig-Eine zuzeiten Sterbliche, daß ihre Hand in göttlichem Kunstwerk seine Sprache rede – hier vernehmen wir aus den Wänden das Prahlen des unheiligen Geistes eitler Prunksucht. Doch still, himmlische Weisen erklingen, und mit den Harmonien des wunderstimmigen Chors schwindet um uns der seelenlose Schimmer, lösen sich die theatralischen Warenhaustransparente zu unbestimmt rofiger Tönung. Zerriffen flattern nun Bibelworte vom Altar, wir finden uns wieder mit ängstlichem Herzen zum Gemeindegesang, fremd und hart hallt tüchtiges Protestantenlied inmitten katholischer Pracht. Und nun der Geistliche auf wohltuend schmuckloser Kanzel – wieder regt sich kindliche Hoffnung: Wird es ein Menschenfischer sein? Sicherlich, sagt Dir weltliche Erinnerung, ruft man die besten Gottesgaben zum Werk in des Königs Gemeinde, wird hinreißender Glaube in grenzenloser Liebe uns herzliche Hoffnung erwecken... Laß mich schweigen, liebste Schwester, von kalt-

 finnigen Priesterworten, von Buchstabendienst und von unchristlichem Verachten, von Schmeichelwort zu den Mächtigen und wohlhäbigem Unverstand gegenüber den geringsten Brüdern des Herrn. Wenn ich an manche heilige Stunde der Jünglingsjahre zurückdenke, im Dunkel des alten Landkirchengestühls dem himmlischen Feuer des weißhaarigen Mannes meine Seele öffnend, und dann... Ich höre Deinen stillen Vorwurf, Lieschen! Dem Weltlichen versagt sich das Wunder des Geistes; gleichgültig sei Dir die Form des göttlichen Dienstes, fündig kritische Betätigung gegenüber dem redlich strebenden Diener der Kirche. Nun, ich schweige. Nach scharfer Verdammung der römischen Irrlehren und des „falschen Propheten“ der mohammedanischen Gotteskinder hebt der strenge Priester noch einmal die Stimme, den Frieden des Herrn ob uns erflehend. Die Liturgie beginnt von neuem, unharmonisch hallend und rauschend, und verdroffen strebt verstörter Sinn hinaus in die graue, sonnenlose Welt. Das, Schwester, unser Kirchgang in Berlin. Fritz, defen kinderfrohes Herz ihn vor mörderischem Zweifel wie vor andächtigem Schwärmen stets bewahrt, brachte mich mit unverwüstlicher Heiterkeit zu ruhiger Werkeltagsstimmung und gleichgültiger Rede. Und nachmittags genoffen unsere Sinne in einer Blumenausstellung der Vorstadt ungeahnte Luft, unser Auge schwelgte in den wundervollen Farben- und Formenspielen, zu denen die märchen schönen Kinder der göttlichen Natur durch Menschenfleiß gelehrt find. Ich hoffe, daß meine weißen Chrysanthemen lebensfrisch im Pfarrhaus ankamen und der glücklichen

Blumenmutter Pflegerfreuden bescheren, fie auch trösten über manch Wort, das aus des Bruders Schreiben kalt erklingt. Innig dankbar wäre ich aber, wenn Dein Hans mir ein paar treue Worte eines abgeklärten, reinen Christentumes erwiderte. Man lebt so äußerlich im Reiche großstädtischer Vielheit und ersehnt oft heiß die trauliche Aussprache mit den Herzen der Heimat. In Treuen Dein Gerhard. Herbstgefühl Von Johanna M. Lankau Wie ein früchtereicher Baum Tage ohne Wolkengrau, Ist mein Herz in diesen Stunden, Friedensstil und immer bunter, Voll von Herbst und blauem Traum. Wie im Strome tief und blau Und mit Sonnengold umbunden. Geht die Seele darin unter. Reif und fchöner Träume schwer, Goldne Früchte auf den Zweigen... Erntetag, wann kommst du her? Still und stumm will ich mich neigen. CRM-

- FF. - RX .-.. M /. Unter den alten Deutschen Oberitaliens (S" Jahre ist es her, daß ich zum erstenmal meinen Fuß auf jenes Hochland fetzte, das man dasjenige der Cimbern heißt und wo gewaltige Spuren unserer Stammeseigenart aus grauen Vorzeiten fich bis heute bewahrt haben. Ein Stück Mittelalter, das in die Gegenwart hinüberspielt So fand ich die Dinge dazumal, und wenn auch der Zug der Zeit manches vom Alten inzwischen hinweggeschwemmt, so drängen doch immer noch mächtige Erinnerungen altdeutscher Wesenheit von allen Seiten auf uns ein. Blondbärtige Hünengestalten, blauäugige, flachsköpfige Frauen und Kinder erblicken wir ringsum, und Hunderte und aber Hunderte von ihnen reden und verstehen noch eine Mundart, die sie cimbrisch heißen, und die hingegen ein Deutsch ist, das zur Lutherzeit und über diese hinaus zurückreicht. Die Weltabgeschiedenheit zwischen Bergen und Schluchten und Wäldern war der Erhaltung des alten Germanentums durch so viele Jahrhunderte hindurch günstig. Während die Wogen der neuen Kultur ringsum ihr bewegtes Spiel trieben, blieb hier oben eine nicht geringe Sippe von Menschenkindern all den Dingen fern, die wir heute Fortschritt heißen und als eine Außerungen bejubeln. Gar viele dieser Bergmenschen haben noch kein Dampfroß zu Gesicht bekommen und keine Großstadt. Obschon ihnen Venedig, das Lagunenparadies, naheliegt, find doch ihrer viele dieser Zauberstätte unbewußt, und sie hören mit Verwunderung dem zu, der ihnen davon berichtet! Und doch - man wäge diese Gegensätze! - gehen ihrer in immer größerer Menge hinaus in die weite Welt, mit der Lebenstapferkeit und dem Gleichmut, die den Bergbewohner auszeichnen. In die deutschen Lande und hinüber übers große Waffer, um des Lebens. Nahrung und Notdurft willen! Und abgerackert kehrt manch einer heim, wohlzufrieden, wenn es ihm gelang, so viel zu erübrigen und vielleicht zu erdarben, daß ihm ein Stück heimischer Scholle zu erwerben möglich fei! Man kennt die Anhänglichkeit der Hochlandsbewohner an ihren Boden. Und die Preise, die die Erde hier erlangt, sprechen beredte Worte. Und manch einer trägt auch Gutes mit dem Bösen der neuen Zeit heimwärts, an. Außerlichkeit und Innerlichkeit, und so bereitet sich denn allgemach der Anschluß an die Dinge vor, die da unten in der Ebene sich abspielen. - Dort unten, wenige Stunden entfernt, faufen die Züge vorüber, die die Fremden von allen Seiten ins Welschland tragen. Tausende und Zehntausende

 von Deutschen, die die Strecke Verona-Venedig befahren und ihre Blicke auf die blauen Berge in der Ferne lenken, ahnen nicht, daß da oben ihrer Vorfahren Überbleibsel sitzen, denen altdeutsche Mundart heute noch gilt und die in ihren Kirchen zu gewissen Tagen die Lieder fingen, an denen sich unsere Stammesgenoffen vor Jahrhunderten erfreuten. Würden fie's wiffen, wie gerne würde nicht der eine oder andere ein paar Tage opfern für einen Abstecher zu ihnen! Und diese Freunde altdeutscher Wesenheit brauchten nur ihren Zug in Vicenza zu verlaffen und die Seitenbahn nach Thiene zu benutzen, die sie nach etwa einstündiger Fahrt an den Fuß des Hochlandes führt, von wo dann die Postkutsche ihren Aufstieg in 5-6 Stunden unternimmt am Costo, dem Kostebeg, d. h. Küstenweg (im Mittelalter setzte man vielfach das B statt W, und so fagt denn auch die am Alten noch hängende Hochlandsbevölkerung Beib statt Weib, Bein statt Wein uff), ins Herz des Hochlandes, nach Asiago oder, wie es in alter Mundart heißt: Sleghe. Und woher kommt denn nun dieses Wort Sleghe? Als vor so und so vielen Jahrhunderten - vielfache Überlieferungen besagen, daß es im 11. Jahrhundert geschah - deutsche Wanderlustige und neuer Heimat Bedürftige herbeikamen, lockte sie der üppige Waldbestand dieses Hochlandes zur Siedelung. Aus Niedersachsen follen fie herbeigezogen sein, aus Bayern auch und Tirol, und die Sage geht,

daß viele einem gar „grimmegen Herrn“, einem Tyrannen entwichen. Und um Raum zur ersten Siedelung zu schaffen, schlugen sie Waldungen im Mittelpunkte dieser „hogen Ebene“ (hohen Ebene) nieder, und Lichtungen heißen wir im Süddeutschen heute noch Schläge. Das geschlagene Holz ward rings um die Siedelungen aufgespeichert. So entfand Slege. Und allgemach ward Raum auch für andere Siedelungen geschaffen, so für Roana, wo der wellenförmige Boden (Roan = die Rinne) den Namen schuf, und Rotzo, wo das rote Gestein im Häuserbau und auch beim Kirchlein zur Geltung kommt und aufs Altgotische zurückweist, in dem Rotz für Rot besteht. Ferner für Enego und Foza, wo ein Baumdickicht heute noch „Donderwald“ benamset ist, weil feiner Umgebung besondere Gewitterhäufigkeit zugesprochen wird, und andere noch. Und allgemach feierte der Name der Cimbernsiedlungen feine Auferstehung, und er trug sich durch die Geschichte der Jahrhunderte hindurch hinein in die Gegenwart und ließ Forscher und Gelehrte vieler Länder zu Streit kommen und sich in unfruchtbarer Suche nach dem Urgrunde dieses „Cimbern“tums abmühen. Wie kam aber diese Verwechslung einer so ausgesprochen deutschen Bevölkerung mit einer viel weiter zurückreichenden cimbrischen Wesenheit zustande? Wie das in der Natur der Sache liegt, war die Beschäftigung unserer auf jene waldreiche Ebene übersiedelten Stammes- und Sprachgenoffen in erster Linie die der Holzarbeiter. Man fällte Bäume und baute Hütten und Geräte, namentlich solche für den engeren Haus- und Küchengebrauch, man zimmerte Kübel zusammen und allerlei Eimerwerk. Und da man dieses Guten zuviel hatte, so suchte man den Austausch mit den Leuten der nächsten Ebene, die willig diese Hochlandsprodukte entgegennahmen und dafür vom Ihren gaben, von dem, was das Flachland hervorbringt, und das der Bergbauer begehrt. Die Holzarbeiter der damaligen Zeit hießen sich aber kurzerhand Zimmerer, aus dem das heutige Wort Zimmermann geworden, und wenn sie in die Ebene hinunterstiegen, so bezeichneten sie sich eben als solche, und zwar mit der in

 jenen Jahrhunderten gängigen Aussprache als „Zimberer“, ein Wort, das als Dialektausdruck auch heute noch in so manchen süddeutschen Gegenden nicht völlig erstorben ist. Und nun ist der Verwechslungssprung zu den eigentlichen Cimbern, die das alte Römerreich in so großen Schrecken versetzten, nicht weit, und ihn haben viele gemacht, viele auch aus gelehrten und gelehrtesten Kreisen. „Die Zimberer kommen“, hieß es, wenn diese blonden, blauäugigen Riesen mit ihren Karren voll Holzgerät in die Ebene hinunterstiegen, und die Phantasie, die allezeit geschäftige, spann hinüber zu den Cimbern, die Marius bei Vercelli aufs Haupt schlug, und man sah in unseren alten Hochlands deutschen die Abkömmlinge der zersprengten Reste von Anno dazumal. Es ist gar kein Zweifel über den urdeutschen Stamm dieser Sippe und über ihr breites Abzweigen ins Mittelalter möglich für den, der, wie ich, ihre Sprachreste sorgsam zusammentrug. Da gelten noch Kirchengesänge unfrer Vorfahren jener Tage, in die dann eines Luthers mächtige Gestalt hineinspielt. Zu Ostern fingen sie das Lied vom „Ostertak“ und der „Chrisch 'is erfande“ ertönt heute noch in verschiedenen Kirchen des Hochlandes. Und der Bauer spricht von der „Dirn“ und dem „Bua“ und dem „Roß“ und dem „Haber“ und vielen andren Dingen noch, die geradeso oder ähnlich auch das heutige Bauerntum in manchen Gegenden von Süd- und Mitteldeutschland und Österreich heißt. Ich gehe in einen Hochwald, und ein Bauer führt mich, der „Jockle“ heißt. Wir treffen eine Quelle, die gar spärlich ihre Waffer rinnen läßt, weshalb fiel der Volksmund „Drei Tröpfle“ oder, um auch etwas Welschtum hineinzustreuen, „Tre Tröpfle“ benamt. Auf einem Hügel, der den Winden aus einer gewaltigen Bergschlucht besonders ausgesetzt ist, finden wir ein Gehöft, das den Namen der „Geiga“ hat. Und richtig, dort oben pfeift immer der Wind, und sei es auch noch fo windstill zu des Hügels Füßen: wie über die Saiten der Geige streicht hier immer ein erfrischender Berghauch dahin. Nicht weit ab liegt eine Häusergruppe, die das Völklein mit dem Beinamen „Stelen“ versah. Soll da einstmals eine Art Zigeunerfippe gehauft haben, gemieden von allen, weil gemeingefährlich und nachts Hab und Gut der Nachbarn bedrohend, Holzdiebe und sonstige Taugenichtse. Darum traf der Volksmund als Volksgericht ihre Behausungen mit dem erwähnten übelklingenden Beinamen. Mitten in waldiger Schlucht, da, wo die Berge gen Welschtirol leiten, ist eine freiere, freundlichere Stelle „Gertele“ getauft. Die Fels- und Waldmaffen treten hier ein wenig zurück, Acker- und Blumenland drängt fich auf

mäßigem Raum dazwischen: ein Gertele, ein Gärtchen, für das der Süddeutsche ja wohl heute noch das Wort Gärtele gebraucht. Die Weltabgeschiedenheit, das Fernsein vom Treiben und Tun des großen Lateinerstromes, der zu den Füßen dieses Hochlandes eine mächtigen Wellen schlug und schlägt, bewahrte dem alten Deutschtum da oben durch viele, viele Menschenalter hindurch feine Eigenart, seine Stammescharaktere. Nun aber drängt die neue Zeit auch an diesen Höhen empor und immer mächtiger in dieses Stück Mittelalter hinein, der Wellenschlag der Hochkultur leckt an diesen Trümmern alten und altehrwürdigen Lebens, zerfetzend, vernichtend in unaufhaltsamer Weise.

 Seltener, immer seltener wird die Zahl derer, die das Alte ehren. Der Spott gegen dasselbe ward aus der Ebene heraufgetragen, der Spott, der jenes Mittelalter um fo derber trifft, um so gehäsfiger zu schlagen sucht, weil es ein „deutsches“ ist. Denn – seien wir aufrichtig! – in breiten Kreisen des gegenwärtigen Italiens nährt man mit den verschiedenften, um nicht zu sagen mit allen Mitteln den Haß gegen die Tedeschi, gegen die Deutschen. Und nicht bloß führt hierbei die Rückerinnerung an die österreichische Herrschaft mit ihren unleugbaren verschiedentlichen, zuweilen auch beiden Teilen dienlichen Bedrückungen des übermütig an aller Disziplin rüttelnden welchen Wesens das Wort, sondern ein dank den Bemühungen einer unverständigen Hetzpreffe immer größere Kreise ziehendes Mißtrauen gegen alles Deutsche, eine als psychische Epidemie um sich greifende und von Agitatoren andrer deutschfeindlicher Mächte genährte Verkennung alles germanischen Wesens. Während die Alten da oben und all die im Lebenskampfe draußen in der weiten Welt Gereiften mit Dankbarkeit auf alles Deutsche schauen und die Hunderte und aber Hunderte dieser Hochlandsbewohner, die sich alljährlich zu zeitweiliger Auswanderung in deutsche Lande begeben – wo sie sich vorzugsweise als brave Bergwerksarbeiter betätigen –, in ihre Behausungen deutsche Sitte und deutsche Ordnung tragen, gärt eine junge, noch nicht flügge Brut und eine Sippe auch Alterer, die über die welsche Ebene ringsum nicht hinauskam und nie der Ganzheit deutscher Kultur gegenüberstand, ihren Haß aus gegen die letztere. Und so geschah es denn, daß man einen Gasthausbesitzer, der famt feiner Frau in deutschen Landen nur Gutes erfahren und der feine Dankbarkeit gegen alles Deutsche offen zur Schau trug, mit andauerndem Spott und Hohn zwang, jenes Schildlein hereinzuziehen, auf dem zu lesen stand, daß man hier deutsch spreche. Und so kommt es, daß man in diesen, von oben her leider vielfach sekundierten Kreisen jeden Deutschen, der sich einige Zeit auf diesem Hochlande umschaut, mit Mißtrauen betrachtet und, wenn fein Verweilen allzulange dauert, die übelsten Waffen der Verdächtigung gegen ihn führt. Das welsche Wesen ist aber ein anderes, himmelweit verschiedenes von dem unseren, und die unfinnigsten Dinge, denen sich gebildete Gesellschaftsschichten und Behörden bei uns versperren würden, finden in italienischen Landen nur zu oft willige Ohren. Und so wuchs denn auch meine Wenigkeit hier oben im Gerede der Leute zu einem österreichischen Offizier aus – Obrist gar sollte ich fein! –, der fich aus ganz andren Gründen und nicht zur Sammlung der alten deutschen Volksund Sprachreste hier oben umschaue! Damit aber ward ein tolles Spiel eingeleitet, von dem man draußen in meinem lieben deutschen Vaterlande keine Ahnung hat. Wir saßen friedlich abends in einem Kaffeehaufe, und draußen gröhlte welsche Studentenjugend ein protzig Lied, das ein „Nieder mit den Deutschen“ als Endreim hat. Und aus der niedersten Schicht der Bevölkerung auch hetzte man Leute auf uns, daß sie uns provozieren möchten, so daß ich gerichtliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Wie eine psychische Epidemie griff die Sache um fich: Studenten kamen herauf aus der Hochburg des Deutschen haffes, dem einst als Stadt der Gelehrsamkeit so gerühmten Padua, in Scharen und auf Zweirädern und eigens zu dem Zwecke, Mißtrauen zu säen gegen den Deutschen, der da oben nach den Altertümern feiner Volkswesenheit Umschau hielt. Und was wird man dazu sagen, wenn ich erzähle, daß der oberste Beamte des Hochlandes, ein zeitweilig in Mission beorderter Unterstatthalter, mich als Freund behandelte und Monate hindurch mit feiner

 Familie an unserem Tisch faß, unfre Gesellschaft fuchte, uns Freunde hieß und für Deutschland und feinen Kaiser Bewunderung an den Tag legte, was soll man dazu sagen, wenn ich erzähle, daß unsere Familien gemeinschaftliche

Bergausflüge machten und – hinter dem Rücken seine Frau über uns Deutsche schimpfte und unfren Hausherrn, einen biederen „Cimbern", der nie auch einen Augenblick von uns gelaffen hat, und dem ich ob seiner deutschen Treue und Biederkeit auch hier ein Denkmal fetze, und andre Leute, die mit uns in Verkehr fanden, gegen uns aufzuwiegeln fuchte mit den Worten: „Jagt die Deutfchen weg, diese Lumpen haben hier nichts zu suchen!"!! Und was wird man dazu fagen, wenn ich erzähle, daß dieser da oben so mächtige Herr, der sich mir als Freund gebärdete, hinter meinem Rücken polizeiliche Umfrage durch Monate und Monate nach mir hielt, und als ich eines schönen Tages zum Lagunenparadies hinunterflieg, wo ich geschäftlich für kurze Zeit zu tun hatte, die Geheimpolizisten an meine Fersen heftete, während mein Weib da oben in ihrer Gesellschaft zurückgeblieben war und allabendlich von ihnen mit schönen Worten überschüttet wurde! Und wenn ich erzähle, daß, als ich eines Tages krank daniederlag, und mein Weib zur Apotheke ging, deren Inhaber heute der Bürgermeister von Slege ist, letzterer der wehrlosen Frau gegenüber in Schimpfworte ausbrach und schrie: „Macht, daß ihr fortkommt von hier, ihr Deutschen, wir find eurer überdrüssig!"? – – – Und doch hatte ich keinem dieser Leute Böses getan und in meinen langjährigen Studien Tausende dort oben in Friede und Ruhe verzehrt. Ihr Haß und ihre Verfolgungen galten nur dem Deutschen, der Raffe, dem Volke, nicht dem Einzelwesen. Und diese Erkenntnis verbreitete sich allgemach über das Hochland, und manch einer unter den alten „Cimbern" drückte mir bedauernd die Hand, wie denn überhaupt die Maffe des Volkes, der Bauern und Arbeiter, auf meiner Seite stand. Oft mußte ich aus diesen Kreisen heraus Aufmerksamkeiten erfahren, die mich gleichsam entschädigen sollten für die Unbill, die ich von den sogenannten gebildeten Kreisen erlitten! Und die Einsicht für das schwere Unrecht, das man mir zugefügt, kam auch in Mächtigeren zum Durchbruch. Der frühere Bürgermeister von Roana, der jetzt noch auf dem Hochlande einflußreiche Cav. Vescovi, hielt wacker zu mir, und er war es auch, der dem vom Hochlande gewählten Abgeordneten fürs Parlament, dem Staatsrat und Mitglied des obersten Gerichts Profeffor Attilio Brunialti, reinen Wein über die Sachlage einschenkte. Und so kam es denn, daß wenige Tage, bevor ich das mir trotz aller da oben erlittenen Verfolgungen so liebgewordene Hochland verließ, dieser Mann, der eine Automobilfahrt zu seinen auch ihm so anhänglichen „Cimbern" unternommen, abends zu uns trat und in Gegenwart vieler und darunter auch mancher von unseren Gegnern sein Bedauern ausdrückte über das von uns Erlittene und feinen Dank für das, was ich fürs Hochland getan. „Sie werden mit Ihrem Werke (es handelt sich um mein im Druck liegendes Buch über die altdeutschen Volksund Sprachreste auf diesem Hochland, defen auch in meinem „Hilferuf" in früheren „Türmer"-Heften gedacht wurde), dem Sie jahrelangen Fleiß und foviel Geld geopfert, ein Wohltäter des Hochlandes, das dadurch einem größeren Publikum auch draußen nähergerückt wird!" Mehr aber noch als diese Worte galten mir die Außerungen der Anhänglichkeit und herzlichen Dankbarkeit, die mir in den Tagen vor meiner Ab-

 reise aus den Kreisen des Volkes zugetragen wurden! Ich habe Tränen in vielen Augen gesehen, und in mühseligen Schriftzügen wurden mir noch Scheidegrüße auf dem Postwege nachgesandt. Abend war's – Märzenwinde stürmten über das kleine Bergwirtshaus daher, in dem ich so manche Plauderstunde mit alten und jungen „Cimbern" verbracht. Der alte, biedere Inhaber, Toi, und feine ebenso uns und allen Deutschen anhängliche Ehehälfte hatten die Ehrentafel für uns hergerichtet und eine Flasche vom „Besten" beigestellt als Scheidetrunk. Und viele harte Hände von einfachen, braven Leuken, die uns liebgeworden und liebgewonnen, streckten sich uns entgegen zum Abschiedsgruß. Ein alter „Cimber"-Mann aber, Titi, ein fleißiger Förderer meines Buches, dem er fo viele alte Dokumente zugetragen in Form von Kirchengesängen und Sagen und Totenzetteln und anderem mehr, das die altdeutsche Wesenheit in jenen Bergen überliefert, fegnete uns mit weihevollen Worten, als wir hinaustraten in die Schneelandfchaft, bereit, von dannen zu ziehen, für immer fort von hier, wo wir um der Liebe zu unserem Volke willen unser bescheidenes Martyrium getragen, der heimischen Erde entgegen. Deutsche Worte, aus ehrlichem, deutschem Herzen waren es, die uns das Geleit gaben, Worte des Segens eines alten, vielgeprüften und feinem Stamme treugebliebenen Mannes. Ewald Paul -gySittlichkeitsverbrechen an Kindern I grauenvoller Weise

mehren sich in jüngster Zeit die Verbrechen entarteter Individuen an Kindern und Minderjährigen. In Berlin haben sich die Fälle in den letzten Wochen geradezu erschreckend gehäuft. Da gilt es denn doch, jede falsche Zurückhaltung fallen zu laffen, den Dingen auf den Grund zu gehen und Mittel und Wege zu wirksamster Bekämpfung dieses freffenden Schadens am deutschen Volkskörper zu suchen. Es steht hier wahrlich Höheres auf dem Spiele, als die Rücksicht auf eine falsche Prüderie vor Gott und Menschen verantworten könnte. Ein Staatsanwalt, Dr. Walffer in Dresden, erwirbt sich das Verdienst, dem volksverheerenden Übel in unerschrockener Sprache und mit strengster Sachlichkeit auf den Leib zu rücken. „Es vergeht kein Tag," so schreibt er in der Breslauer Halbmonatsschrift „Gesetz und Recht" (Longewort, Breslau), „an dem wir nicht von Sittlichkeitsverbrechen hören. Schlagen wir die Reichskriminalstatistik nach, so finden wir, daß wegen Sittlichkeitsverbrechen während des Jahrzehntes 1882/91 absolut 3030 Personen, d. h. auf je 100.000 der gefamten strafmündigen Bevölkerung 93, während des Jahrzehntes 1892/1901 aber absolut jährlich 4319 Personen, d. h. auf je 100 000 12 verurteilt worden find. Im Jahre 1904 betrug die Zahl der wegen Sittlichkeitsverbrechen überhaupt Verurteilten bereits 5384, die der Jugendlichen 1064. Jugendliche im Alter von 12 bis 14 Jahren, also Kinder, wurden während der Jahre 1899/1901 wegen Sittlichkeitsverbrechen verurteilt insgesamt 58 Knaben und 8 Mädchen im Alter von 12 Jahren, 169 Knaben und 7 Mädchen im Alter von 13, und 384 Knaben und 9 Mädchen im Alter von 14 Jahren. In der von der Kriminalstatistik für die erwähnten Sittlichkeitsverbrechen geführten

Sittlichkeitsverbrechen an Kindern. 775 größeren Städten, wissen davon zu erzählen. Das nicht zur vollen Entwicklung gelangte oder ganz mangelhaft entwickelte Schamgefühl fetzt dem zum Sittlichkeitsverbrechen anreizenden Geschlechtstriebe nur geringen oder keinen Widerstand entgegen. Bei einer großen Zahl von Sittlichkeitsverbrechern vermiffen wir aber nicht nur die normale Entwicklung des geschlechtlichen Schamgefühls, wir treffen vielmehr bei ihnen auf eine so unzulängliche und vom Durchschnittsmenschen so abweichende Geistesbeschaffenheit, daß sie die Fähigkeit, dem Antriebe bzw. der Gelegenheit zum Sittlichkeitsverbrechen zu widerstehen, überhaupt nicht besitzen. So konnte der bekannte Psychiater Profeffor Dr. Aschaffenburg von 200 verurteilten Sittlichkeitsverbrechern, die er im Gefängniffe untersucht hat, nur 99 = 49,5 Prozent für uneingeschränkt zurechnungsfähig erklären. Er fand 27 hochgradig Schwachsinnige und 46 einfach Schwachsinnige, 12 an seniler Demenz (Altersschwachsinn) Erkrankte. Der Berliner Gerichtsarzt Leppmann fand unter 60 Kinderschändern nachweisbar 25, dringend wahrscheinlich 16 geistig vermindert Zurechnungsfähige. Der Breslauer Psychiater Profeffor Dr. Bonhöffer fand unter 100 Sittlichkeitsdelinquenten nur 26 Normale. 22 litten an Alkoholismus, 16 an Epilepsie bzw. Hysterie und pathologischer Reizbarkeit, 12 an Schwachsinn, 10 an Arteriofklerose usw.. Als Staatsanwalt, dazu bestellt, den Schuldigen der gerechten Bestrafung zuzuführen, bestätige ich aus meiner eigenen langjährigen Erfahrung, wieviele verminderte Zurechnungsfähige unter den Sittlichkeitsverbrechern an Kindern fich finden. Man erwäge nur, wie nach wifenschaftlicher Forschung häufig der Mangel von Licht und Sonne in Proletarierwohnungen, ihre Unsauberkeit und Überfüllung mit Menschen, die mangelnde Schonung der Mutter vor und nach der Niederkunft, schlechte Pflege und ungenügende Nahrung des Neugeborenen, Sturz des Kindes auf den Kopf usw., Ursachen zu den verschiedensten Graden des Schwachsinns geben. Gleich lehrreich ist das Kapitel der psychischen Entartung auf Grund erblicher Belastung. Der Entartete leidet nicht felten an einem ungewöhnlich starken und auf perverse (nicht natürliche) Befriedigung gerichteten Geschlechtstrieb. In den Fällen von Blutschande mit ehelichen oder mit Stiefkindern find die Täter fast regelmäßig psychopathische Naturen. Auch die an Lungentuberkulose Leidenden, wieder in der Mehrzahl aus den niederen Schichten, kranken bekanntlich oft an übermäßigem Geschlechtstriebe. Wenn Greife sich vielfach an Kindern vergreifen, fo liegt ein meist an das Pathologische angrenzendes Wiedererwachen der geschlechtlichen Neigung vor. Es wäre aber falsch, zu glauben, daß Sittlichkeitsverbrecher an Kindern nur aus den unteren Volksschichten stammen. Wir finden sie auch in den höheren Gefellfchaftskreifen zahlreich vor. Nur fällt hier häufig die Voraussetzung weg, daß das

Verbrechen auf der Grundlage eines in seiner erzieherischen Entwicklung gehemmten Schamgefühls erwächst. Häufig führt zum unfittlichen Angriff auf Kinder eine durch geschlechtliche Ausschweifungen erworbene Verderbtheit und Raffiniertheit, welche nach besonderen Genüffen verlangen... In den oberen Klaffen führt auch eine durch geistige Überanstrengung erworbene Nervosität leicht zu geschlechtlichen Verirrungen. Intereffant find noch die Ergebnisse der Statistik über das Verhältnis der unverheirateten und der verheirateten Sittlichkeitsverbrecher. Im Jahre 1904 wurden im Deutschen Reiche verurteilt im Alter von 21–40 Jahren 1364 Ledige,

 Verwitwete und Geschiedene, 990 (!) Verheiratete; im Alter von 40–60 Jahren 486 Ledige usw., 667 Verheiratete; im Alter von 60 Jahren und darüber 165 Ledige usw., 140 (!) Verheiratete. So erkennen wir, wie die Sittlichkeitsverbrechen an Kindern zwar eine Seuche am Volkskörper darstellen, aber, wie jede andere Krankheit, aus dem körperlichen Organismus selbst heraus mit Notwendigkeit erwachsen. Nur die Erfüllung der großen sozialen Forderungen unferer Zeit, die Verbefferung der Wohnungsund Erziehungsverhältniffe in den arbeitenden Kreisen, Mäßigkeit im Alkoholgenuffe, wie überhaupt Verminderung der Entstehungsursachen von Entartungszuständen und Geisteskrankheiten können also wirkfame Heilung bringen. Die bloße Bestrafung der entdeckten Verbrecher, darüber wollen wir uns klar sein, versagt als Heilmittel fast völlig. Verurteilte Sittlichkeitsverbrecher werden sehr häufig rückfällig; die bloße Abschreckung bedeutet auch noch keine Heilung. Die Bestrafung kann nur als eine Notwehrmaßregel der Gesellschaft in Betracht kommen; ebenso die Internierung gemeingefährlicher geisteskranker Sittlichkeitsverbrecher. Der Staat aber hat die Aufgabe, nicht nur abzuwehren, sondern zu heilen, soweit Heilung möglich ist.“ Auf keinen Fall aber darf dem weiteren Umsichgreifen dieser immer grauenhafter auftretenden Seuche mit verschränkten Armen zugesehen oder durch bloßes Aburteilen der zur Anzeige gelangenden einzelnen Fälle begegnet werden. So wenig gerade hier eine falsche Sentimentalität am Platze, die Zuchtrute schreckender Strafe zu entbehren ist, so handelt es sich dabei doch immer nur um schon vollendete, nicht mehr gut zu machende bestialische Verbrechen an Leib und Seele unserer heranwachsenden Jugend. Wenn etwas geeignet ist, den erlahmenden Eifer unserer reichsgesetzlichen Sozialreform neu zu beleben, sie mit tatkräftigen Impulsen zu erfüllen, fo follte es diese Rücksicht sein. Gewife Wohnungsverhältniffe in den Großstädten find auch heute noch wahre Brutstätten der Seuche. Hier sollte zu allererst mit eiserner Fauft durchgegriffen werden. Weiter würde aber auch eine langfristige, wenn nicht dauernde Absonderung gewifer Kategorien von Sittlichkeitsverbrechern viele Wiederholungsfälle unmöglich machen, die nach der gegenwärtigen Praxis mit einiger Bestimmtheit vorauszusehen sind. Wenn derartige Individuen ihr Jahr oder ihre paar Jahre „abgemacht“ haben, fo find fiel im Gefängnis in den allermeisten Fällen ganz ficher nicht ungefährlicher geworden. Im Gegenteil! Unsere Gesetzgebung und ihre Handhabung beschränkt sich immer noch zum größten Teil auf die Bestrafung der einzelnen juristischen Straftat, statt den Schutz der Gesellschaft als ersten und letzten Zweck ins Auge zu faffen. G. SAPDie Automobilfrage D wirtschaftlichen Intereffen, die mit der Herstellung von Kraftfahrzeugen –. in Deutschland verknüpft sind, und die Gefahren, mit denen infolge des Uberhandnehmens des Automobilfahrens Eigentum, Leben und Gesundheit vieler Menschen bedroht erscheinen, erhöhen sich sozusagen von Tag zu Tag. Auffällig freilich wird im allgemeinen nur die Steigerung der Gefahren, und nur um sie kümmert sich das Volk, soweit es auf die Benützung der Landstraße

 angewiesen ist. Die Dividenden der Besitzer von Automobilfabrikaktien sind dem Landwirt gleichgültig, und man wird von ihm nicht erwarten können, daß er sich für die Verzinsung des in irgendeiner ihm fremden Industrie angelegten Kapitals einsetzt. Daraus erklärt es sich, daß der weitaus größte Teil von Angehörigen unseres Volkes dem Automobilverkehr mit sehr unfreundlicher Gesinnung gegenübersteht. Dieses neue Verkehrsmittel erhebt Anspruch auf die völlige Beherrschung der Straße, auf der die schlichten Leute ihrer Arbeit nachgehen müffen. Und in 99 von hundert Fällen fagt sich der

Straßenpaffant: ich habe etwas zu tun, was im Intereffe der Ernährung meiner selbst oder meiner Familie erforderlich ist; der Automobilfahrer aber hat nichts zu tun, hat keinen stichhaltigen Grund zu feiner Eile. Darin hat denn auch der Straßenpaffant, dem dieses Verhältnis – sei es auch noch fo unklar – zum Bewußtsein kommt, zweifellos vielfach recht, und er ist darum mit ebensoviel Recht darüber erbittert, daß er dem Automobilisten ausweichen und für den Fall einer kleinen Unachtsamkeit feiner selbst oder des Fahrzeuglenkers zugunsten einer ihm zwecklos erscheinenden Eile des letzteren an Leben und Gesundheit einem Risiko ausgesetzt sein soll. Auch der bezüglich der Erfüllung seiner Arbeitsintereffen auf die Benützung der Landstraße angewiesene Mann ist nicht ohne Gerechtigkeitsempfinden und weiß zu unterscheiden, wo das Automobil als Hilfsmittel zur Arbeitsleistung oder als Sportobjekt aufzufaffen ist. Ich habe nie von jemand ein unschönes Wort über die Lastfahrzeuge gehört, mittels deren die Brauerei ihre Fäffer zu den Wirten oder der Güterführer die ihm anvertrauten Waren zur Bahn bringt. Und wenn ein Arzt fich für Krankenbesuche des Automobils bedient, spricht die Bevölkerung mit hoher Achtung von feiner Gewissenhaftigkeit; wenn die Feuerwehr das Kraftfahrzeug benützt, um schnell an Ort und Stelle zu fein, freut man sich der Schadens- und Lebenssicherheit, die dadurch gewährleistet wird, und wenn ein Staatsautomobil von Sonthofen nach Hindelang eilt im Intereffe vieler, die diesen Weg zurücklegen müffen oder wollen, fo versteht unsere Bevölkerung sehr gut das Allgemeinintereffe, dem diese Fahrten zu dienen berufen find. Also das Ursprüngliche, Gesunde am Automobilverkehr wird in den breiten Volksschichten keineswegs bekämpft, sondern nur die Auswüchse dieses Verkehrs, die Sportraserei auf der Landstraße. Wenn jemand heutzutage glaubt, mittels des Automobils auf der Straße von München nach Hamburg rafen zu müffen, so befindet er sich entschieden in einer gewaltigen Selbsttäuschung entweder über die Bedeutung feiner Person oder über die kulturelle Bedeutung des Vehikels, in dem er sitzt. Denn bringt auch das Automobil eine schnellere Verkehrsmöglichkeit, so bringt es eben dadurch doch auch Gefahren, die im gleichen Maße wachsen mit dem erzielten Schnelligkeitsgewinn. Um da eine richtige Wertung zu veranschaulichen, sei auf das Beispiel des nun fo lange bestehenden Bahnverkehrs zurückgegriffen. Auch er verschafft die Möglichkeit größerer Eile im Verkehr, als sie ohne ihn denkbar ist, und auch er ist mit Gefahren verbunden, obwohl man diese durch sorgfältige Überwachung des Bahnkörpers nach Kräften herabzumindern sucht. Aber bei einem Zuge kommt die wirtschaftlich notwendige Schnelligkeitsreife hunderter von Personen in Frage, und ein trotz aller Vorsichtsmaßregeln eintretender Unglücksfall fchädigt einen einzelnen oder allenfalls eine Familie. Die Verkehrsintereffen überwiegen also ohne Zweifel ganz bedeutend, und es Der Türmer IX, 12 50

778 Die Automobilfrage wird niemandem beikommen, den Bahnverkehr als eine schädliche Einrichtung abschaffen zu wollen. Während aber der Eisenzug feine besondere Bahn hat, die höchstens irgendwo durch einen Straßenübergang mit den Verkehrsintereffen der nicht im Zuge fitzenden Personen kollidieren kann, bewegt sich der Automobilist auf der offenen Landstraße, auf deren Benutzung die Allgemeinheit angewiesen ist, und zwar mit Zugsgeschwindigkeit. Die Sorgfalt, die der Staat bezüglich feines Bahnverkehrs fich angelegen fein läßt, ist also beim Automobilverkehr völlig ausgeschloffen. Aber auch die Quantität der durch das Sportautomobil vertretenen Verkehrsintereffen steht in einem ganz anderen Verhältnis zu den dadurch hervorgerufenen Gefahren, wie das beim staatlichen Bahnverkehr der Fall ist. Sind einerseits die Gefahren, wie gezeigt, ganz erheblich höhere, so find andererseits die Wirtschaftsintereffen, denen das Automobil dient, unvergleich geringer einzuschätzen. Denn das Automobil befördert nur eine kleine Personenzahl auf einer Strecke, die unter Vermeidung der Gefahren auch mittels der Bahn zurückgelegt werden könnte, ohne die Kosten dieser Beförderung fehr wesentlich zu verringern. Auch dieser Punkt ist erwähnenswert, obwohl der Geldgewinn bzw. die Geldersparnis einzelner überhaupt nicht dazu berechtigen würde, die Allgemeinheit mit einer Erhöhung der ihr drohenden Gefahren zu bedenken, da bei einem Unfall der völkische Verlust doch unvergleichlich bedeutender ist, als die durch den Automobilverkehr bestenfalls erzielte Ersparnis des einzelnen. Aus diesen Erwägungen heraus wird auch der Antrag der Zentrumsfraktion im Württembergischen

Landtage ganz verständlich fein, wonach diese ein generelles Verbot aller Automobilrennen auf den Straßen des Königreichs für erforderlich hält. Denn der Antrag hat die gesunde Logik für fich, und er braucht absolut nicht aus unklarer Verkehrsfeindlichkeit heraus entstanden fein. Das Automobil gehört nur insoweit auf die Straße, als es einem wirtfchaftlichen Werte von solcher Quantität dient, daß dadurch die Erhöhung der damit verbundenen Gefahren als gerechtfertigt erscheinen kann. Sportliche Veranstaltungen find in diesem Zusammenhange aber entschieden nicht zu nennen. Man darf es darum begrüßen, daß auf die Meldung eines ernsten Unfalles bei dem diesjährigen Taunusrennen auch der Kaiser gesehen hat, wohin schließlich die allzu eifrige Entwicklung des Automobilsports auf der Landstraße treiben muß, und daß er die Anregung zur Schaffung einer besonderen Rennbahn, die jetzt rasch ihrer Verwirklichung entgegenzugehen scheint, gegeben hat. Dabei ist es nicht der Gedanke allein, der uns erfreulich erscheinen muß; denn an fich lag dieser Gedanke nahe genug, und so gut sich die Radfahrer eigene für die Allgemeinheit gefahrlose Rennbahnen errichtet haben, muß das auch für Automobile möglich fein – es ist besonders zu begrüßen, daß der Kaiser den direkten Anstoß dazu gegeben hat. Es kann nämlich keinem Zweifel unterliegen, daß die Propagierung des Automobil-Sportwesens, wie fiel bisher in unseren höchsten Volkskreisen und nicht zum wenigsten von Angehörigen unseres Kaiserhauses geübt worden ist, viel böses Blut im Volke gemacht, und daß die Auffaffung stark um fich gegriffen hat, man schätze in jenen Kreisen das eigene Vergnügen im Zusammenhang mit einer starken Betonung großindustrieller Spezialintereffen weit höher ein, als Gesundheit und Leben der Staatsbürger. Und es kann auch kaum ein Zweifel fein, daß die Staatsorgane Rücksicht auf so hohe Sportsintereffen in vielen Fällen genommen haben, und zwar in solchem Umfange, daß es sich mit den Intereffen der Allgemein-

 heit durchaus nicht mehr vertrug, und daß man in jenen Volksschichten, in denen man seine Worte nicht wägt, sondern ausspricht, bereits von einem neuen Klaffenrecht der Automobilfahrer gesprochen hat. Je mehr man sich auf diesem Gebiete künftig hüten wird, hohen Neigungen Rechnung zu tragen, um so mehr wird das Vertrauen des Volkes in das deutsche Rechtsleben wieder gewinnen. Der Direktor des „Kaiserlichen Automobilklubs" hat aber in einem an verschiedene große Blätter nach der diesjährigen Herkomerfahrt gerichteten und von den Zeitungen zum Teil abgedruckten Schreiben eine Auffaffung verraten, von der man nur sagen kann, daß es bedauerlich wäre, wenn fie fich als Gemeingut der Sportautomobilisten entpuppte. Er glaubte die vorgekommenen zahlreichen Unfälle lediglich auf die Unvertrautheit des Publikums mit dem Automobil und auf feine Unvorsichtigkeit diesem Verkehrsmittel gegenüber zurückführen zu können, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die mit der Zeit fich einstellende beffere Gewöhnung der Bevölkerung an das Kraftfahrzeug die Vermeidung solcher Unfälle im Gefolge haben werde. Das ist eine ganz irrige Meinung. Solange die Menschen nicht mit 60-Kilometergeschwindigkeit einem mit dieser Eile heranbrausenden Fahrzeug ausweichen können, solange wird auch keine Gewöhnung Abhilfe zu schaffen vermögen. LÜberdies ließe sich vom Ausweichen als Hilfsmittel ernstlich reden, wenn das Fahrzeug auf Schienen laufen und nicht in so und so vielen Fällen gerade nach der Seite lenken würde, auf die fich der Straßenpaffant zu retten verfucht hat. Wir haben schon angeführt, daß es, abgesehen von all diesem, als unfittlich zu betrachten ist, die Sporttätigkeit eines Automobilisten höher einzuwerten als die Tätigkeit des feinem Tageserwerb nachgehenden, auf die Benutzung der Landstraße angewiesenen Mannes aus dem Volke. Die verkehrsreiche Schweiz hat sich zu helfen vermocht. Sie hat eine geringe Fahrgeschwindigkeit für Automobile vorgeschrieben, die nicht mehr allzu oft überschritten wird. Denn während in solchen Fällen die löbliche deutsche Polizei dem davonrasenden Gefährt, defen Nummer natürlich in der Eile oder vor auffliegenden Staub nicht zu entziffern war, einen entrüsteten Blick nachzuschleudern pflegt, verständigt die schweizerische Polizei einfach mittels des Telegraphs oder des Telephons alle benachbarten Ortschaften, wo dann Schlagbäume niederraffeln, welche die rücksichtslosen Automobilisten zum Halten zwingen und so die Feststellung ihrer Personalien ermöglichen. Da es dann nicht zu knappe Strafen regnet, die sich leicht in verstärkter Auflage wiederholen, ziehen es die meisten Lenker von

Kraftfahrzeugen allmählich vor, den Anschauungen der schweizerischen Bevölkerung über das Tempo eines im Allgemeinintereffe noch zuläffigen Automobilverkehrs Rechnung zu tragen. In manchen Gegenden der Schweiz ist übrigens der Automobilverkehr gänzlich verboten. Das find Anfänge einer staatlichen Regelung des Automobilverkehrs, die fich in der Schweiz fehr bewährt haben. Man wird auf diesen Standpunkt immer wieder kommen müffen, wenn man über die Möglichkeit einer zweckentsprechenden Regelung der gleichen Frage für das Deutsche Reich nachdenkt. Nicht etwa, als ob man es der Schweiz nachmachen müßte – das würde vielleicht für unsere Verhältniffe ganz verfehlt fein –, aber die dortige Wertung des Automobilverkehrs gründet sich auf berechtigte Allgemeinintereffen und kann in dieser Hinsicht als Ausgangspunkt von Reformen in Betracht kommen.

 Zunächst: die Schweiz dient nahezu in ihrem ganzen Gebiete der Erholung und Gesundung von frischer Luft bedürftigen Menschen, die sich von ihrer Arbeit, aus ihren Gesellschaftsanforderungen zurückziehen, um an Körper oder Geist oder an beiden zugleich zu gefunden. Diesem Umstande ist natürlich Rechnung zu tragen gewesen. Das Automobil ist schon in feiner Eigenschaft als Staubentwickler Gift für jene Gegenden und die Menschen, die dort Gefundung oder Kräftigung suchen. Man muß nur einmal in Sommerhitze auf einer Straße fich bewegt haben, auf der man einem Automobil begegnete, um die Eigenschaft dieses Gefährtes als Staubentwickler in ihrem Superlativ kennen gelernt zu haben. Viertelstunden lang kann man dann in einer Staubwolke dahin wandeln, deren künstliche Erzeugung durch ein „Verkehrsmittel“ gewiß nicht darauf schließen laffen möchte, daß in deutschen Landen ein Pettenkofer gelebt hat. Man darf der Anficht Ausdruck geben, daß die Allgemeinheit in weit höherem Grade geschädigt wird durch die ungeheure Staubaufrollung der Kraftfahrzeuge als durch direkte mit Tod oder Verletzung von Menschen zufammenhängende Unglücksfälle. Diese Eigenschaft des Automobils und die Intereffen der Gemeinschaft, die dagegen zu schützen find, follen deshalb in folgendem im Vordergrunde fehen. Auch wir in Deutschland haben zahlreiche Bezirke, in denen leidende oder wenigstens durch Jahresarbeit usw. in ihrem Gesundheitszustand ungünstig beeinflußte Menschen mit Vorliebe Genesung oder Kräftigung fuchen. Wir haben Bädergegenden, Luftkurorte, versteckte Erholungswinkel. In diesen Gegenden ist das Beispiel der Schweiz das einzig richtige: dort wäre jeglicher Automobilverkehr zu verbieten (mit Ausnahme von langsam fich bewegenden Lastfahrzeugen). Im übrigen muß die Landstraße wenigstens vor der Wettrennerei geschützt werden. Dem einzelnen Sportsautomobil wird man die Landstraße nicht mehr verbieten können und im Intereffe der nun einmal in der Automobilindustrie Deutschlands angelegten großen Kapitalien nicht verbieten wollen. Man könnte das auch schon um deswillen nicht, weil man nicht in jedem einzelnen Falle die Unterscheidung zwischen einem Automobil zur Erreichung gemeinnütziger Zwecke (z. B. des Arztes) oder einem solchen zu bloßer Sportfahrerei treffen kann. Um also nicht hier den guten Zweck mit der bloßen Spielerei zugleich zu treffen, muß man die Automobile auf der Straße belaffen, jedoch ist es dann erforderlich, daß man gegen die Raserei und gegen die Gewiffenlosigkeit mancher Autler zu ebenso drakonischen Mitteln greift, wie das in der Schweiz da geschieht, wo der Verkehr der Kraftfahrzeuge gestattet ist. Es darf nicht möglich fein – wie das gegenwärtig jede Woche einmal von den Zeitungen gemeldet wird und wie man's gelegentlich wohl auch einmal schaudernd selbst erlebt –, daß Fahrer, die sich eine Nichtbeachtung der bestehenden Sicherheitsvorschriften haben zu schulden kommen laffen oder die gar einen Menschen überfahren, ein Tierfuhrwerk angerempelt haben, einfach davonlaufen und nicht mehr ermittelt werden können. Gerade dieser letztere Fall ist aber sehr häufig zu verzeichnen, und oft hält der Automobilfahrer nach einem Unfall erst dann ein Vehikel an, wenn er fieht, daß ein Durchkommen ausgeschloffen ist. Solches Rowdytum kann nicht scharf genug verurteilt und die Sicherheitsvorkehrungen dagegen können nicht streng genug getroffen werden. Entsetzlich find die Zustände namentlich während der Abenddämmerung in der Nähe mancher Großstädte. Es ist vorgekommen, daß die Lenker von unbe-

 leuchteten Kraftfahrzeugen die von ihnen überfahrenen oder in der Dunkelheit angerannten Personen noch obendrein im Arger vorsätzlich mißhandelt haben, und

gar oft liegt der Schluß nahe, daß Automobilisten und Motorradfahrer es bedauern, wenn eine unter ihren Rädern verunglückte Person nicht tot geblieben ist, sondern noch fähig bleibt, Zeugnis gegen die Gewissenlosigkeit dieser Herren abzulegen! Ohne Zweifel trifft die Automobilfahrer nicht an jedem durch sie verursachten Unfall die Hauptschuld; aber fiel sollen zum mindesten nicht die Möglichkeit haben, fich der gerichtlichen Untersuchung und im geeigneten Falle der Strafverfolgung zu entziehen. Das beste Mittel dafür ist der Schlagbaum an den Einfahrtstraßen zu jedem Orte, der telegraphisch oder telephonisch erreichbar ist. Außerdem ist es erforderlich, daß die Maximalgeschwindigkeit von Kraftfahrzeugen auf offener Landstraße generell geregelt wird, und daß die Polizisten in ihrer Gesamtheit mit Geschwindigkeitsmessern versehen werden, um Verfehlungen seitens der Fahrer in einwandfreier Weise sofort feststellen zu können. Die im Vorjahre vom Bundesrat erlaffenen „Grundzüge für den Verkehr mit Kraftfahrzeugen“ geben hier leider kein Höchstmaß an. Nur für den Verkehr innerhalb geschloffener Orte sind 15 Kilometer per Stunde als das Höchstzuläffige bezeichnet. Auf offener Landstraße sollte man nicht mehr als das Doppelte gestatten – höchstens aber auf weithin zu überblickenden Strecken bei nicht staubigem Wege bis zu 40 Kilometer. Jede Zuwiderhandlung wäre dann unnachsichtlich zur Anzeige zu bringen und mit Strafen in solcher Höhe zu belegen, daß angesichts der sozialen Lage der betreffenden Fahrzeuginhaber eine beffernde Wirkung davon erhofft werden dürfte. Es bleibt immer zu bedenken, daß der Automobilist nicht allein – wie etwa der Sportsmann im Hochgebirge – fein eigenes Leben aufs Spielfetzt, sondern auch das feiner Mitmenschen, über das er kein Verfügungsrecht besitzt. Endlich erscheint es absolut wünschenswert, daß man den Fußgängerverkehr im Intereffe der allgemeinen Sicherheit von den Straßen ableitet. Vielerorts ist das nicht schwer zu bewerkstelligen, da nämlich, wo brauchbare Fußwege, ohne länger zu sein als die Hauptstraße, in angemeffener Entfernung von dieser parallel mit ihr laufen. Allerdings fehlt es dort, wo dieser Bedingung bereits Genüge geleistet ist, meist an Hinweisen solcher Art, daß auch der Landesunkundige den Fußweg getroft wählen könnte, ohne fürchten zu müffen, daß er von der beabsichtigten Wegroute abkommt. Wenn aber in dieser Hinsicht überall gleichmäßig Sorge getragen würde, möchte die Fahrftraße leicht von Fußgängern entvölkert werden, so daß sich die von Automobilen hervorgerufenen Unfälle infolge Verminderung der Gelegenheit hierzu ganz von selbst verringern würden. Wo nun derartige Fußwege nicht bestehen, müßten sie eben geschaffen werden, was natürlich um so mehr Kosten verursacht, als die Fußwege in erheblicher Entfernung von der Fahrstraße (wegen des Staubes) angelegt werden müßten. Es würde Gemeinden, Distrikten, Kreisen usf. nicht gerade leicht fallen, ganz aus eigenen Mitteln diese Wegbauten zu vollführen und den Grunderwerb dafür zu leisten, so daß sich also Staatshilfe nicht entbehren laffen würde. Da wird es nur gerecht erfcheinen, wenn der Staat die Steuereinnahmen aus Sport- und Luxusautomobilen zur Unterstützung der Gemeinden in den neuen Wegbauaufgaben verwenden würde. Selbst wenn dadurch eine Höherbesteuerung dieser Fahrzeugkategorien sich als notwendig erweisen würde, könnte das kein ernst zu nehmender Hinderungsgrund sein. Denn der Straßenverkehr würde für die Automobil-

 befitzer ein weit angenehmerer sein, und davon würden mittelbar die Automobilfabriken den größten Vorteil haben. Bei dem jetzigen Zustand der Landstraßen ist die Scheu fein veranlagter Menschen, durch die Befahrung mit dem Automobil die Knochen ihrer Mitmenschen aufs Spiel zu setzen, sehr verständlich, und deshalb ist es sogar im Intereffe der Automobilindustrie selbst erwünscht, daß die Straßen mit der Zeit dem Kraftwagen- und Tierwagenverkehr allein überlaffen bleiben. Ihre Absatzmöglichkeiten unter den begüterten Kreisen könnten nur gewinnen auf diese Weise. Ferner wird es eine Hauptsorge der Automobilfabriken sein müffen, darauf zu finnen, wie sich die Staubentwicklung der Kraftwagen einschränken läßt. In der letzten Zeit verlautete – ob im Ernst oder Scherz – manches, was darauf schließen ließ, daß es an dieser Sorge nicht fehlt und daß man vielleicht für nicht ferne Zukunft die Konstruktion zweckdienlicher Hilfsmittel in dieser Richtung erhoffen darf. Bis dahin aber könnte und sollte eine Verföhnung unserer breiten Volksschichten mit dem Automobilsport auf der Grundlage erfolgt sein, daß überall zu lesen stünde: „Straße nur für

Wagen und Automobile“, „Weg nur für Fußgänger nach...“; daß Garantien geschaffen würden gegen die Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit einzelner Automobiliften, wie sie in der Schweiz schon bestehen, und endlich, daß der Automobilverkehr dort ganz untersagt würde, wo er mit den Gesundungsbestrebungen der Menschen in Widerspruch steht, in den Bädergegenden und an anderen Orten, die gemäß ihrer Lage, ihres Klimas, ihrer Vegetation usw. anzusehen find als die Kräftigungslungen unserer Nation. Ph. Stauff CRM» Karl Christian Friedrich Krause (6. Mai 1781 – 27. September 1832) arl Christian Friedrich Krause, dieser urschöpferische Denker, starb vor 75 Jahren in München – wie könnte das die Leser des „Türmers“ interesfieren? Seit hundert Jahren werden die Lehren Krauses druckschriftlich veröffentlicht, Tausende und aber Tausende hörten seitdem an den 21 deutschen Universitäten Philosophie, aber: welches System? Und nach welchen Quellen? Es ist sehr erklärlich, daß ein Philosoph, der so unbekannt ist, daß er vor der Geschichte bereits als übergangen erscheint, nicht erst an der Quelle, feinen Schriften, studiert wird. Warum sollte man sich nicht an dem doch gewiß zutreffenden Urteile berühmter und fachverständiger Fachgenoffen genügen laffen und Krause – totschweigen wie bisher? Besonders wenn er so unbequem ist, und man ihn nicht einmal widerlegen kann! War nicht schon Hegel Krause vorgezogen worden? Hegel hatte ja verkündet: Alles, was ist, ist vernünftig, während Krause freilich fagte: "Alles, was ist, soll vernünftig fein! Ein kleiner, aber recht bedeutsamer Unterschied!. Noch schlimmer ist, daß Eduard v. Hartmann sagt: „Krause hat nach Hegel von allen neueren deutschen Philosophen vielleicht den stärksten Hang zur Systematik; weil ihm aber ein entsprechender Grad von Tiefsinn abgeht, gelangt er nur zu einem schablonenhaften Schematismus, welcher durch eine

Karl Christian Friedrich Krause 783 absonderliche, erkünstelte Terminologie den Schein der Gedankentiefe und Gedankenfrenge vorzuspiegeln sucht und die Dürftigkeit an philosophischem Ideengehalt unter dem Mantel der Gesinnungstüchtigkeit und trivialer Phrasenhaftigkeit verbirgt.“ Sei dies auch hier zurückgewiesen, wie schon 1881 in meinem Buche (Karl Chr. Fr. Krauses Leben, Lehre und Bedeutung. Von Br. Martin. Leipzig, Verlag von J. G. Findel). Denn Krause war ein durch und durch edler Mann, und feine Lehre ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit fürs Leben; man muß fie nur erst – kennen! Ein Echo jener ebenso unbegründeten wie unbewiesenen Kritik scheint der Schluß des Artikels „Krause“ im großen Brockhaus: „Seine zahlreichen philosophischen Schriften haben das Bestreben (eine Schriften?), eine vermeintlich rein urdeutsche, für Deutsche aber unverständliche Terminologie einzuführen.“ Als wenn diese die Hauptsache wäre! Und unverständlich für Deutsche, das Volk der Denker ? Ebenso redet eine Leipziger Besprechung über den 2. Teil des „Systems der Philosophie“ von Krause, als ihn Dr. P. Hohlfeld und Dr. A. Wünsche veröffentlicht hatten, „von diesem allerdings von reinster Begeisterung erfüllten, aber doch ganz unendlich phrasenhaft-bombastischen und in der gewaltsamsten Weise erkünstelten Gedankensysteme, einem eingebildeten und exaltierten Erkenntnisrauche, und der Philosophie als einem solchen bloßen trunkenen Umhertaumeln in eingebildeten und künftlich ersonnenen Wahnvorstellungen“! – Neue Erkenntniffe und Begriffe erfordern aber unter Umständen allerdings auch neue Ausdrücke, wie die Chemie beweist, im übrigen ist ernstes Nachdenken eines Systems – felten, selbst wenn es zu deffen Studium, wie die Besprechung fagt, „des Verzichtes auf eine Menge von Anforderungen des gewöhnlichen Menschenverstandes bedarf“. Wirklich? Mit dem Schriftenstudium allein ist es jedoch auch noch nicht getan! Nach Krause haben bei Kant die Ideen nur fubjektive und bloß formale (nicht aber auch konstitutive) Gültigkeit. Ist das aber nicht der Tod aller Ideale und des Idealismus überhaupt? Wäre wirklich Religion, Sittlichkeit, Recht bloß Formsache, gingen fiel nur den einzelnen an, fänden fie wohl gar nur im Belieben des einzelnen? Die Menge glaubt’s! Wird nicht bereits als Dogma verkündet: Religion ist nur Privatsache? Und wer fragt denn nach dem Inhalte der Ideen? Was ist denn z. B. Religion, Sittlichkeit, Recht an sich? Tausendfach verschieden find ihre Formen und die Meinungen darüber. Wer stimmt der Krauseschen Erklärung zu: Religion ist Gottinnigkeit in Einsicht, Gemüt und Willen, Sittlichkeit ist Richtung desselben auf das Göttliche, das ist das Grundwesentliche, Recht ist Gewährung der von uns abhängigen Bedingungen zu vernunftgemäßem Leben? Und noch eins: Kant ist bis zur wiffenschaftlichen Anerkenntnis

Gottes nicht gekommen – feine Schüler und dadurch auch der moderne Monismus haben diese relative Grenze zu einer absoluten Schranke gemacht: daß man Gott überhaupt nicht erkennen könne! Hieß es doch jüngst in einem öffentlichen Vortrage: Seit Kant ist Gott aus der Wiffenschaft eliminiert. Wer bei der bloß verstandesmäßigen Erforschung und Erkenntnis stehen bleibt oder gar die höheren Grundschauungen der Ideen und Gottes, des Grundwesens, leugnet, der stellt – ganz unphilosophisch – das Glauben über das Wiffen und hat, weil ihm die Grundschauung Gott als Prinzip fehlt, überhaupt kein geschloffenes, kein wissenschaftliches System.

784 Karl Christian Friedrich Krause Dies ist wohl auch der Grund der jetzt herrschenden Furcht vor jedem „System". Und man brüstet sich doch gern mit wissenschaftlichen Ergebniffen! Nur wenn sie nicht immer stimmen, so liegt das am System, in defen „spanische Stiefel" sich der Einzelfall nicht hineinzwängen läßt – also, fagt man, ist's nichts mit Systemen! Aber ist das nicht Prinzip lofigkeit aus Prinzip? Ja, Verzicht des Philosophen auf Philosophie? Wie will man denn die Grundideen aus den Einzelerscheinungen heraus erkennen und bestimmen, wenn man keine Idee von diesen Ideen hätte? Also müffen sie doch ein Gebiet für fich fein – nicht minder wirklich als die Wirklichkeit, zwar in der Zeit, aber nicht von der Zeit abhängig, an sich ewig! Hieraus erklärt sich auch, wie grundfalsch schon die Behauptung ist, Philosophie sei nur gegliederte Zusammenfaffung des Ideengehaltes einer bestimmten Zeit! Dadurch würde sie ja nur der Zeit nachhinken, statt ihr voranzuleuchten! Und wonach wäre die Gliederung zu bewirken? Doch nur nach dem Inhalte der Ideen! Und dieser ist wiffenschaftlich, systematisch nur zu bestimmen, wenn alles aus einem Prinzip nachgewiesen wird, wie es Krause geleistet. Dadurch eben ist die „Wesenlehre" ein wirklicher Gliedbau wirklicher Erkenntniffe, nicht bloß von absoluten Begriffen und Ideen, sondern die Lehre vom „Wesen", dem einen, unbedingten (selben) und unendlichen (ganzen) Wefen, dem Grundwesen an fich, in dem und durch welches alle endlichen und bedingten Wesen und Wesenheiten (Eigenschaften) erst find und verwirklicht werden. Damit gibt uns Krause das Prinzip alles Seins und Werdens und den Schlüffel zu allen Erscheinungen des Lebens. Das ist von entscheidender Bedeutung: Kant fucht in der Vielheit die Einheit, Kraufe gibt die Einheit in der Vielheit! Krause aber ist noch von niemandem widerlegt worden! Wer könnte wohl nachweisen, daß die „Wesenlehre" falsch oder ein Irrtum wäre? Ist fie doch der Monotheismus der echten Theofophie, da fiel mit Gott steht und fällt, und zugleich der wahre Monismus, weil sie nicht wie der moderne den Teil, die Natur, fürs Ganze und die Welt für Gott fetzt! Auch ist sie Panentheismus (nicht Pantheismus), da fie Wesen, Gott, zunächst und zuerst an sich selbst erfaßt und erst in ihm und unter ihm die Welt: Natur (Leibwesen), Vernunft (Geistwesen) und die Vereinheit beider (zuhöchst die Menschheit) mit ihren Einzelwesen, alle mit ewigen und zeitlichen Wesenheiten (Eigenschaften). Hochwichtig ist hierbei die Krausesche Lehre, daß das Ewige, fagen wir's rund heraus, das Göttliche, der Inhalt des Zeitlichen, dies aber nur Form und endliches Abbild des Ewigen, Unendlichen, Vor- und Überzeitlichen ist. Was in der Idee zugleich enthalten, das wird nach und nach in der Zeit. Dadurch ist der Maßstab und Prüfstein gewonnen für die Wirklichkeit. Zuhöchst ist Gott selbst, an sich, einheitlich, ganz und felb (selbständig) und mit allen feinen Inwesen gliedbaulich verbunden. Jedes Wesen in ihm gleicht ihm darin an sich und bezüglich der Umwelt, i t endlicher Weise oder soll und möchte ihm doch darin ähnlich fein und werden. In fich ist Gott die Natur: das Teilwesen, bei dem die Ganzheit und die Vernunft, das Geistwesen, bei dem die Selbheit überwiegt. Da der Teil im wesentlichen feinem Grund ähnlich, entspricht im Verein beider: zuhöchst der Menschheit, der Mann mehr der Selbheit, das Weib mehr der Ganzheit, aber auch hier hebt diese Teilverschiedenheit die Gleichwertigkeit und Gleichstufigkeit beider nicht auf Ferner orientiert Krause uns in Wiffenschaft und Leben dadurch, daß und wie er den Menschen und die Menschheit und ihre Gliederung im einzelnen –.

Karl Christian Friedrich Krause 785 und in Vereinen zu Erreichung ihrer Bestimmung als Menschen schildert – als Menschen, denn was könnte es für den Menschen. Wesentlicheres geben, als wie Menschen zu leben? Und zwar nicht erst in einem Jenseits, sondern schon hier auf Erden, fo bald als möglich, so gut als möglich! Das: das Reinmenschliche ist ja auch der eigentliche, allem und allen gemeinsame Boden, auf dem allein der einzelne wie alle Gruppen

und ihre scheinbar so verschiedenen Bestrebungen zum Wohl der Menschheit zusammenflimmen und einander fördern! LÜberall die genauen Begriffe der Sache gebend, die herkömmlichen und die landläufigen, meist aber teilfalschen und daher irreführenden berichtigend und ergänzend, zeigt Krause als Grundformen unseres Seins: Gottinnigkeit, Sittlichkeit, Recht und Schönheit; als Grund werke unserer Tätigkeit: Wiffenschaft, Kunst und Bildung; als Grund bünde: die werktätigen Zweckvereine für diese verschiedenen Grundformen und Grundwerke und die Lebensgesellschaften der Ehe und Familie, der Gemeinde, des Volkes, der Völkervereine und des Menschheitbundes zu Darlebung des Lebens als Ganzes, nach allen feinen Seiten. Als Keim des letzteren betrachtete Krause den Freimaurerbund, defen Aufgabe ich deshalb als „harmonische Gestaltung des Men fchen und der Menschheit" formulierte, als ich – vor 39 Jahren! – eine Normalfchule zu (nicht humanistischer, sondern) rein menschlicher Erziehung forderte, welche die fürs Leben erforderlichen Einsichten und Fertigkeiten gewährt, Menschen zu Menschen bildet. Krause zeigt seit 1810, was dazu gehört, und ist durch fein „Urbild der Menschheit", das recht wohl das Grundlehrbuch eines wahrhaft gerechten und vollkommenen Sozialismus fein könnte, auch der wissenschaftliche Begründer der Soziologie oder Gesellschaftslehre. Wie wichtig aber gerade die Grundbegriffe find, sieht man u. a. daran, daß so häufig, ja fast überall der Teil für das Ganze genommen wird. Auf Krausescher Grundlage findet man sofort, daß es z. B. ein Irrtum ist, zu meinen, der sittliche Mensch habe nur Pflichten gegen die Gesamtheit, nicht auch gegen sich, oder die menschliche Bestimmung sei nur die Sittlichkeit! Auch kann es nicht zweierlei Moral geben oder Sittenlehre nur Lehre von den Sitten fein; erstere gehört als Güter-, Pflichten- und Tugendlehre zur Vernunft-, letztere zur Erfahrungswiffenschaft oder Geschichte. LÜbrigens sollen die Sitten der Sittlichkeit entsprechen, nicht widersprechen, wie die Wirklichkeit dem Ideal überhaupt! Sie diesem nahe zu bringen, fordert Krause das Erfahrungsbild dem Urbild gemäß fortzubilden durch das Musterbild, das Bild defen, was jetzt nötig und möglich ist. Denn der bloße kategorische Imperativ: Du sollst! sagt noch gar nicht, was man soll, und wie man's foll! Krause gibt deshalb nicht nur die ewigen Ideen, die im Leben verwirklicht werden, er zeigt auch, wie dies geschieht. Das ist wieder eine Hauptleistung. Was ist Leben? Stetiges Sichfelbständern in der Zeit, der Form dieses Veränderns. Das Wesen, das fich ändert, ist als der Grund defen, über Inhalt und Form der Veränderung, d. h. ewig, muß, um sich selbst zu ändern, fein Selbst inne fein: ist persönlich und, soweit es sich ändert, lebendig und zeitlich. An sich ist also Mensch, Menschheit, Gott vor und über aller Zeit, ewig und sich immer gleich, in sich aber durch ihr inneres Leben auch in der Zeit, zeitlich und lebendig und persönlich. Das Zeitliche aber ist der Ausdruck des Ewigen und als Zeitliches individuell, d. h. durch und durch vollendet und bestimmt, aber auch nur vorübergehend im Leben und nur einer ideellen Seite

 nach Gegenstand der Philosophie, „deren Gebiet das Unbedingt wesentliche und LÜber- bzw. Nebenzeitliche ist". Was aber leben denn die Wesen in der Zeit dar? Sie verwirklichen fich und ihre Wesenheiten und find dadurch zugleich fowohl ewig als zeitlich, sowohl persönlich als lebendig und individuell. Jede dieser Seiten hat ihre eigene Würde: das Ewige ist nicht der Welt feind, und das Zeitliche durchaus nicht schlecht und fündhaft, weil es das Zeitliche ist, sondern nur dann, wenn und soweit es das Ewigwesentliche verneint. An sich ist auch das Zeitliche Göttliches, Gutes, soweit es nicht durch Übermaß oder Mangel, falsche Anwendung, unrichtigen Zeitpunkt usw. zum Übel und Bösen wird. Die Verneinung des Guten ist aber nicht an Gott, sondern nur in ihm, hat keine eigene Existenz, keine eigene Würde und ist niemals von Gott veranlaßt, sondern nur durch die Weltbeschränkung bedingt, durch welche zum Beispiel ein Vollausleben des einzelnen vollständig unmöglich ist. Man verwechselt bei diesem modernen Schlagwort das Ideal mit dem Individuum und kann doch den ewigen Grund: unfre weltbeschränkte Endlichkeit, und den zeitlichen Grund: die Hinderniffe in uns und durch unsere Umgebung, nicht aus der Welt schaffen! Schon Krause nennt es einen unheilvollen Satz: die Individualität oder Eigenlebigkeit als das Erste, Erstwesentliche, über alles fetzen; durch die Wesenlehre wird der Geist erst in den Stand gesetzt, daß er sich über alle Individualität erhebe, fiewesenheitgemäß achte, schone und „gewähren" laffe. Besonders in einer „Lebenlehre und Philosophie der Geschichte" lehrt uns

Krause diese Grundlagen und Gesetze des ganzen Lebens, wie es sich in den drei aufsteigenden Haupt-Lebensaltern des Keimens, des Wachsens und der Reife entwickelt, deren jedes diese drei Perioden in sich selbst widerspiegelt und durchdringt. Auch der Verfall keimt, wächst, reift - oft mitten in der Vollkraft des Lebens! So sehen wir dem Eintritt ins Leben die Entwicklung der Gegensätze in sich, zur Umwelt und zu den höheren Mächten folgen, zuhöchst bewußtes freies Vereinleben in und mit ihnen. Also die urbildgemäße Organisation, nicht den raubtierähnlichen Kampf aller gegen alle! Dies zeigt uns zugleich unsern und der Menschheit gegenwärtigen Stand, und daß wir jetzt am Ausgange des zweiten und an der Schwelle des dritten Hauptlebensalters: der Zeit der Reife, stehen. Sie kündigt sich schon dadurch an, daß das allen Gemeinsame: das Reinmenschliche, auf allen Gebieten mehr als bisher erkannt und betont wird, auf daß es dereinst den Sieg gewinne über alle Sondergelüfte. Nach Krause ist auch das Urwesentliche der Pflanze und des Tieres unentstanden und unvergänglich. Ebenso ist dasselbe Göttliche in uns und der Geist des Menschen (nicht der Mensch selbst?) ungeboren und unsterblich, weil Wesen als solche nicht entstehen und nicht vergehen können, so daß unser Erdenleben nur ein Teil unseres Lebens überhaupt ist - hienieden oder auf anderen Sternen. Hier genügt es uns wohl, daß Krause in dem Lebengesetz des Satzes, des Gegensatzes und des Vereinsatzes das eine Entwicklungsgesetz überhaupt erkannt hat und verkündet! So ist Krause für mich der reifte und reichste aller Selbstdenker und feine Philosophie die Grundwiffenschaft des Lebens, eine Leuchte für alle. Soll fie daran durch den herkömmlichen Götzendienst des Zeitlichen und Geschichtlichen, der Person oder Partei noch länger oder ganz verhindert werden? Zu befürchten ist's! Schon Leffing hat ein neues, ewiges Evangelium erwartet: Irgendeine weltflüchtige, weltentagende Lehre, wie z. B. der neuerdings wer-

Ein evangelischer Pfarrer 787 bende Buddhismus, könnte dies ja nicht sein, wohl aber - die lebenspendende, völlig dogmenfreie „Wefen lehre“ Kraufes mit ihrer frohen Botfchaft von der harmonifchen Gestaltung des Menschen und der Menschheit! Th. Busch ISEin evangelischer Pfarrer n Mitau, der alten Residenz des ehemaligen Herzogtums Kurland, ist einer - der verdientesten und gelehrtesten Vertreter des deutschen Baltentums zur ewigen Ruhe eingegangen: der altehrwürdige Pastor D. Dr. Bielenft ein. Er hat, wie wir in der Zeitschrift „Der alte Glaube“ lesen, nur ein Pfarramt bekleidet. „Nach beendigter Studien- und Hauslehrerzeit wurde er im Jahre 1857 Pastor an der deutschen Gemeinde zu Doblen in Kurland und wirkte hier dreiundfünfzig Jahre lang in großem Segen, bis auch ihn, der allmählich erblindet war, der revolutionäre Fanatismus von Haus und Amt vertrieb und ihn zugleich der besten Früchte seiner langjährigen wissenschaftlichen Tätigkeit beraubte. Kaum eine Schandtat der lettischen Revolution hat einen solchen Abscheu in den weitesten Kreisen erweckt wie der Überfall des Doblener Pastorats, bei dem der blinde Greis den gröbsten Insulten ausgesetzt war und trotz der Bemühungen feiner Tochter Zeuge werden mußte, wie feine Manufkripte zerriffen und die wertvollsten Bestandteile einer wissenschaftlichen Bibliothek auf die Straße geworfen wurden. Denn hier kam der Undank gegen einen um das lettische Volk hochverdienten Mann in einer so brutalen Weise zum Ausdruck, daß selbst die größten Verächter des lettischen Volkscharakters fich in ihren pessimistischen Urteilen noch übertroffen sahen. Bielenstein hat den größten Teil seiner freien Zeit der wissenschaftlichen Erforschung der lettischen Sprache gewidmet. Ohne ihn wären wichtige Sprachdenkmale der lettischen Volksüberlieferung nicht erhalten geblieben. Ohne ihn wäre die lettische Sprache vielleicht niemals eine eigentliche Schriftfprache geworden. Er sammelte Sagen, Märchen, Rätsel und Lieder. Er brachte die lettische Sprache nach Form und Laut in ein lexikalisches System. Er stellte ihre geschichtliche Ausbreitung und Entwicklung fest. Er bereicherte fiel auch durch gelungene LÜbersetzungen aus dem Deutschen und zählt fo namentlich zu den Hauptschöpfern des lettischen Kirchenliedes. Trotzdem aber diese rohe Undankbarkeit, die bis heute noch nicht zur Erkenntnis ihres Unrechts gekommen ist und selbst an der Gruft des Entschlafenen kein Wort der Reue fand! Man schaut in Abgründe finstern Völkerhaffes, wenn man diese Zustände näher bedenkt. Um fo heller strahlt aber das Bild des blinden Forschers. Er ließ sich nicht verbittern, sondern bewahrte sich bis ans Ende Glaubenskraft und Lebensfreudigkeit. Als er, schon erblindet, feiner Tochter eine Selbstbiographie diktierte, gab er ihr den Titel „Ein glückliches Leben“. Auf seinen Grabstein

darf man aber noch Größeres schreiben: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben!“ „HR

788 Der Geist des Werkzeugs Der Geist des Werkzeugs er vor Jahresfrist verstorbene Ingenieur und Poet Max von Eyth hat einmal (Poesie und Technik, 1. Vortrag von „Lebendige Kräfte“) auf die übertriebene Bedeutung, welche „die Sprache“ in unserer Zeit genießt, das Wort geprägt, man habe über der Sprache, diesem Werkzeug des Geistes, den Geist des Werkzeugs vergeffen. Vergeffen oder verkannt, vielleicht noch nie recht erkannt! In der Geschichte, in der Volkswirtschaftslehre pflegt man bei großen Erfolgen einer Regierung, eines Systems auf die Ursachen zurückzugehen und findet in letzter Linie fets allgemeine Gesetze, denen die erfolgreiche Entwicklung zu danken ist. Sollte hinter dem beispiellosen Fortschritt der Technik und Industrie nicht auch ein einfaches, großes Gesetz fehen, das vielleicht einen noch nicht ausreichend gewürdigten Lebens- und Erziehungswert in fich trägt? Eine gewagte Frage, denn man hat die Technik, die Wiffenschaft, „die allem Wollen eine körperliche Form gibt“, noch zu wenig daraufhin angesehen. Der Ingenieur hat bisher immer zu hören bekommen, daß er mehr an der Allgemeinbildung seiner Zeit teilnehmen müffe. Jetzt aber möchte man im Gegenteil der Allgemeinheit etwas mehr von der Bildung des Ingenieurs empfehlen, vom großen Geist des Werkzeugs, der durch feine logische Schärfe, fein unerbittliches Gestaltungsbedürfnis eine wertvolle Ergänzung für die Erziehung im Denken und Handeln bietet. Und daß wir auf dem Wege dazu find, die Technik auch nach ihrer geistigen Seite hin, ihrer geistigen Einwirkung auf die Entwicklung der Kulturmenschheit zu würdigen, beweist eine soeben erschienene hochintereffante Studie des früheren Leiters der Reichsdruckerei, des Geh. Oberregierungsrats Dr. Ulrich Wendt, „Die Technik als Kulturmacht in sozialer und in geistiger Beziehung“ (Berlin, Georg Reimer. VIII und 322 S. Preis 6 Mk, geb. 7 Mk). Das technische Schaffen wurzelt in der Anschauung, und man kann Menfchen für ihre praktischen Lebensbedürfniffe nicht beffer erziehen als durch Ausbildung der Anschauung. Es ist ein wunderbarer Lehrgang, defen praktischen Wert jeder jeden Tag selber erkennt, weil ihm im wahrsten Sinne die Augen geöffnet werden. Wir sehen mit einem Auge planmäßig, mit zwei Augen körperlich; der Anschauungsunterricht lehrt, mit gefchloffenen Augen in doppelter Klarheit zu sehen. Wir besitzen hierzu zweifellos eine angeborene Fähigkeit, die sich mit natürlicher Kraft bei den Kindern zeigt. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Wie reich und unerschöpflich find die Gebilde kindlicher Anschauung, und was baut fie nicht alles auf: vom ersten „Kuchenbacken“ im Sand – der frühesten Gestaltungsfreude des kindlichen Geistes – bis zu den oft bewunderungswürdigen Kanal- und Festungsbauten unserer Jungen. Landgüter, Pferdeställe und Verkaufsläden werden mit und aus hundert Kleinigkeiten erbaut und mit eigener Zähigkeit immer wieder ergänzt. Doch ist diese kindliche Anschauung immer nur ein halbes anschauliches Denken, mehr noch ein Träumen. Aber wie bald verkümmert diese schöne Naturanlage, wenn unsere Kinder zu dem Verstand der Verständigen erzogen werden! Die Erziehung zur Anschauung, wie sie von der darstellenden Geometrie ihren Ausgang nimmt, beginnt damit, einen Körper in Form und Größe

Der Geist des Werkzeugs 789 zu bestimmen. So wird ein einfacher Gegenstand, z. B. ein zylindrischer Körper, im Aufriß gezeichnet, d. i. von vorne gesehen (als Rechteck), im Grundriß, d. i. von oben gesehen (als Kreis), und noch im Seitenriß, d. i. von der Seite gesehen (als Rechteck). Welche Fülle von Anregungen liegt in der einfachen, elementaren Methode, einen Körper von drei Seiten zu betrachten. Wir erfahren dadurch fehr bald, daß uns die meisten Dinge nur von einer Seite – einseitig – bekannt find. Hierauf beruht auch die bekannte Erfahrung, daß uns oft fehr ähnliche Profilbilder (Seitenriß!) nahestehender Personen fremd erscheinen. Diese einfache Methode erweist sich als ungemein anregend. Alle interessierten Schüler fangen mit einem Male an, die Dinge ihrer Umgebung von drei Seiten zu betrachten und darzustellen. Lampen, Tische, Stühle usw. werden so behandelt, und es ist dankbar zu beobachten, wie dabei den jungen Leuten wirklich die Augen aufgehen, wie sich in ihnen ein Wahrheitsgefühl der Form bildet. Zugleich wird dadurch auch eine wertvolle Grundlage für das Verständnis aller künstlerischen Schöpfungen geschaffen. Eine alte Erfahrung lehrt nun, daß wir alle Gegenstände, die wir einmal derart betrachtet und dargestellt haben, im Gedächtnis behalten, ähnlich, wie sich uns das geschriebene Wort leichter einprägt. Auf diese Weise bildet

sich, ausgehend vom Form verft ändnis, das Formgedächtnis. Es sei besonders betont, daß diese Gedächtniserweiterung auf einer vorangegangenen Erkenntnis beruht und nicht wie alles übrige Auswendiglernen die Absicht, sondern die Folge einer Tätigkeit ist. Es ist nicht die Folge einer mechanischen Tätigkeit, die uns den Geschmack an den schönsten Dingen verleiden kann, sondern wir behalten etwas im Gedächtnis, weil wir es vollkommen erkannt und erfaßt – „ganz in uns aufgenommen" haben. Naturgemäß ist ein derartig gebildetes Gedächtnis auch allen anderen Aufgaben gewachsen, und diese Methode ist entschieden zweckmäßiger als die strafbare Verwendung Schillerscher oder Uhlandscher Gedichte, die zu allem eher geschaffen wurden als zu mnemotechnischen Turnübungen! Was ein anschaulich gebildetes Gedächtnis vermag, beweist z. B. die Kunst vielbewunderter Rechenkünstler, die, abgesehen von einer Anzahl von Kunstgriffen, darauf beruht, fich die Zahlen bildlich vorzustellen, gleichsam fchriftlich im Kopf zu rechnen! Ein feiner Zug in dieser aus der Weltfinnlicher Wahrnehmungen schöpfenden Wiffenschaft besteht noch darin, daß sie zu den dargestellten Gegenständen die Schatten zufügt. Eine reizvolle Erschwerung, aber welche bedeutende Annäherung an die Wahrheit. Wieviel haben wir schon gelernt, wenn wir erst die rechte Verteilung von Licht und Schatten in der Welt erkannt haben! Wo man zuvor achtlos vorüberging, bleibt man jetzt interessiert stehen und bewundert mit wachsender Ehrfurcht die schwierigen Schattenkonstruktionen der Natur. Technisches, anschauliches Denken ist: „sich ein Bild von etwas machen". So nehmen wir die Erscheinungen der Außenwelt durch Formverständnis und Formgedächtnis in uns auf, und nach denselben Gesetzmäßigkeiten formen wir neue Gedanken zu anschaulichen, wirklichkeitsreifen Bildern. Der gefaßte Begriff wird sofort in die rechte Betrachtung gedrängt: die unerbittliche, wahrheitsvolle Betrachtung von drei Seiten! Der Techniker hat aber mehr als Gedanken zu faffen, er muß fie verwirklichen, materialisieren. Darin liegt ein zweiter praktischer Hauptpunkt technischer Denkungsart: die unbedingte Frage nach der Verwirklichungsmöglichkeit. Das ist die Stelle wo sich die Technik von aller

 Wiffenschaft trennt, und zugleich die Ursache, weshalb sie dem praktischen Leben nähertritt. Es erzeugt dies noch lange keine Unwiffenschaftlichkeit und verhindert in keiner Weise, einen technisch-wiffenschaftlichen Gedanken bis zu feiner vollkommenen Lösung zu verfolgen. Wo aber eine Verwirklichungsmöglichkeit gegeben ist, werden sofort alle in Betracht kommenden Faktoren bewußt und abfichtlich eingeführt. Das Rechnen mit allen begrenzenden und einschränkenden, durch Stoff, Herstellung und Verwertung gegebenen Faktoren übt einen außerordentlich erziehlichen Einfluß auf das Denken überhaupt aus und überträgt sich in unbewußter Anwendung auch auf sonstige Fragen des Lebens. Daß eine derartige Betrachtungsweise bei den übrigen Wiffenschaften nur wenig anzutreffen ist, hat daran fchuld, daß die akademische Gelehrsamkeit, die graue Theorie bei uns etwas in Verruf gekommen ist, daß sich, besonders in Deutschland, ein Gegensatz gebildet hat zwischen wissenschaftlichem Denken und praktischem Denken. LÜber die Einführung der Anschauungsprobleme in die allgemeine Erziehung gibt es heute bereits zahlreiche erprobte Lehrgänge und Lehrbücher. Die Art der Anfügung technischer Grundlagen wurde bisher kaum eingehend behandelt. Man wird vorteilhafterweise an ganz einfache Gebrauchsgegenfände anknüpfen, deren technische Betrachtung eine überraschende Fülle von Wiffenswertem bietet, z. B. die Konstruktion, Darstellung und Herstellung eines Türschloffes, von dem sich sogar fehr Gebildete keine Vorstellung machen können. Neben derartigen Betrachtungen müßte natürlich der Unterricht syftematisch an die Grundzüge einer Maschinenlehre anlehnen, die zugleich dem Bedürfnis nach erweiterter technischer Allgemeinbildung zu genügen hätte. Das moderne Leben bietet heute für jedermann auf Schritt und Tritt fo viele Berührungspunkte mit technischen Dingen, daß einem über die Notwendigkeit ihrer Kenntnis förmlich die Augen aufgehen müffen, und man wird mit einem Male fo eine Art Schamgefühl über feine Unwiffenheit bekommen. – „Zu viel Anf chauungen und zu wenig Anfchauung." Ein solcher Zug ist auch in unserer modernen Erzählungsliteratur zu finden. Man ist in der Darstellung von der ausreichenden Einfachheit abgekommen und gefaltet in Hülle und Fülle. Eine Fülle von Darstellungen, die sich meist nicht vollständig zu einem plastischen Ganzen zusammenschließen, weil irgend ein Bild verfehlt ist. Darstellungen, die sich fast greifbar der

Wirklichkeit nähern, denen aber das störende Flimmern von Kinematographbildern anhaftet, die fich nicht ganz decken. Unter dem gleichen Mangel stehen die dramatischen Schöpfungen unserer Zeit, namentlich „das papierne Drama". An dem Rückgange anschaulicher Denkungs- und Darstellungsart soll auch die fortgeschrittene Reproduktionstechnik schuld sein, die mehr auf Schauluft als auf Anschaulichkeit spekuliert. Ich glaube, man darf derartige Erscheinungen nicht allzu ernst nehmen. Der Reiz der Neuheit bei allen „Lichtbildern" und allem „Photographiert werden" ist unverkennbar. Er ist wie die Freude eines Kindes an einem neuen bunteren Bilderbuch, die nur so lange dauert, bis das Kind die Bilder kennt und an die neue Buntheit gewöhnt ist. Dagegen zeigt sich in unserer guten, modernen Literatur eine gesteigerte Anschaulichkeit alles defen, „was sich nicht photographieren läßt", nämlich in der Darstellung alles Seelischen, aller Gefühlsvorgänge, worauf auch die Eigenart unserer neuen Lyrik beruht. So bleibt die Anschaulichkeit in gleicher Weise Ursache des Erfolges, und fie löst auch das Rätsel manches Großen und mancher Größe im Leben.

Der Geist des Werkzeugs 791 Man hat schon viel von Menzels Vielseitigkeit gesprochen. Diese Vielfeitigkeit resultiert nur aus feiner außergewöhnlichen Fähigkeit, anschaulich zu sehen. Er hat sich in buchstäblichem Sinne des Wortes „von allem ein Bild gemacht". Und deshalb war es ihm in gleicher Weise möglich, sich in den Geist vergangener Zeiten zu versetzen wie auch aus der nächsten Gegenwart zu schöpfen. Die Plastik Ibsenscher Symbolik beruht nur darauf, daß er wirklich feine Bilder „von allen Seiten betrachtet" und ihnen immer wieder neue Seiten abgewinnt. Weil er ein Meister der Anschaulichkeit ist, vereinigen sich bei ihm alle Darstellungen zu einem großen, wuchtigen Gesamtbilde, wie es z. B. in greifbarer Deutlichkeit in der Symbolik der Wildente oder des Volksfeindes vor uns tritt. Etwas von diesem zähen Idealismus des Volksfeindes, der, als er bei seinen Mitlebenden feine Pläne scheitern sieht, daran denkt, die Kinder dazu zu erziehen, möchte man allen wünschen, die für Wahrheit und Aufklärung kämpfen. – An den Großen des Handels und der Industrie, jenen eigentlichen Beherrschern unserer Zeit, finden wir in vielfach zugestandener Übereinstimmung den sogenannten guten Blick. Wohlverstanden, nicht den oft zitierten, prophetisch vorausahnenden weiten Blick, nein, den fcharfen Blick, der an solchen Menschen direkt auffällt. Wo liegt dieses Geheimnis? Es ist ein Sehen, das wir bemerken, weil es Denken und Handeln zugleich ist. Ein Sehen, das ein Übersehen ist, ein Erfaffen, dem sofort das Gestaltungsbedürfnis die Handlung diktiert. Das Charakteristische des anschaulichen Sehens! Wir bemerken den Blick, weil wir die Tat bemerken, die ihm sofort folgt, denn Alles kann der Edle leisten, Der versteht und rasch ergreift. Schnell begreifen und ergreifen heißt schnell bedenken und überdenken, fchnell denken überhaupt. Eines der wichtigsten und noch lange nicht häufig genug zitierten Schlagworte der Gegenwart. Wir wissen, das Leben pulsiert mit jedem Tage schneller; wenn es also nicht an Inhalt verlieren soll, müffen wir mehr denken, fchneller denken. Bis jetzt bildet allein die Zwangserziehung des Lebens das Schnelldenken aus, denn die Schule hat sich diesem gesteigerten Bedürfnis noch nicht angepaßt. Sicher würde die Einführung der technischen Elemente der Erziehung zum Schnelldenken sehr förderlich sein. Deshalb brauchte noch keines der übrigen Ziele der Erziehung unterdrückt zu werden. Der Unterricht müßte nebenhergehen, er müßte eine Erholungsfunde wie die Turnstunde werden, auf welche die Jugend sich freut, eine Stunde, aus der ihr Geist erfrischt, gestärkt und gekräftigt hervorgeht und ihm eine Vorahnung davon kommt, wie man diese Kräfte im Kampf mit der Wirklichkeit gebraucht. Ein Ibsensches Wort fagt: Der Gedanken Zuchtlos Wanken Führt zu nichts! Der Geist des Werkzeugs sollte Zucht und Führung übernehmen! Dipl.-Ing. N. Stern

792 Die unfehlbare Wiffenschaft Die unfehlbare Wiffenschaft (S sehr es zu begrüßen ist, daß bei der Aburteilung von Verbrechen in allen zweifelhaften Fällen psychiatrische Sachverständige zugezogen werden, um die mangelnde oder verminderte Zurechnungsfähigkeit oder Willensfreiheit des Täters bei Begehung der Tat festzustellen, in so bedenklichem Maße wächst die Neigung, in jedem Verbrecher von vornherein einen Geisteskranken zu fehen und ihm die Verantwortlichkeit für seine Tat abzunehmen. Es ist deshalb einer der feinsten Witze des Lebens, das deren ja mehr im Köcher hat als der fruchtbarste Humorist, wenn es Lombroso, dem Vater dieser Lehre (von der aufgehobenen fittlichen Verantwortlichkeit des Verbrechers),

einmal durch sich selbst die Fehlbarkeit aller unfehlbaren Theorien mit so handgreiflicher wie beschämender Deutlichkeit zu Gemüte führt. Der italienische Gelehrte fühlte den Drang, zu der Affäre des Kindermörders Soleilland, der vor kurzem in Paris zum Tode verurteilt wurde, das Wort zu ergreifen. Unter der sensationellen LÜberschrift „Der faunische Mörder und die Anthropometrie“ brachte ein bekanntes Pariser Blatt zwei Photographien der rechten und linken Hand des Mörders und berichtete, daß Alphonse Bertillon die Hände des „Monstrums“ gemeffen und aufgenommen habe. Die Aufnahmen kamen Lombroso in die Hände, und er begann sie zu studieren. Das Ergebnis seiner Forschungen legte er in einem Brief an den „Temps“ nieder. Auf Grund genauester Untersuchungen hat Lombroso herausgefunden, daß die Rechte fo starke Entartungserfcheinungen aufweist, daß eine krankhafte Veranlagung Soleillands unzweifelhaft fei. Lombroso fand Linien, wie sie auch bei Menschenaffen zu finden find; fie find ein charakteristisches Merkmal für Epilepsie, Idiotie und Verbrechertum. Im Gegensatz zu den französischen Gelehrten, die einstimmig die Zurechnungsfähigkeit Soleillands bestätigt haben, vertrat Lombroso in feinem ausführlichen Gutachten mit Nachdruck die Unzurechnungsfähigkeit des Mörders. Der italienische Gelehrte konnte freilich nicht ahnen, daß er dabei das Opfer der Sensationspreffe geworden war. Denn diese Hände, aus denen er die krankhafte verbrecherische Veranlagung Soleillands fo unzweideutig und unanfechtbar festgestellt hat, waren gar nicht die Hände des Mörders; sie stammen von zwei höchst ehrenwerten, braven Arbeitern, deren Hände Bertillon vor zehn Jahren zu Studienzwecken photographiert hatte. Erst jetzt hat fich der Zusammenhang aufgeklärt. Bertillon berichtet, daß eines Tages der Reporter eines großen Pariser Blattes ihn aufsuchte und um zwei Aufnahmen von Verbrecherhänden bat, um einen Roman zu illustrieren. Bertillon darf der Preffe keine kriminelle Aufnahme aushändigen; da aber der Reporter darauf befand, fo gab der Gelehrte ihm schließlich zwei Photographien, die er vor zehn Jahren aufgenommen. Sie stammen dazu noch von zwei verfchiedenen Leuten, die nie in ihrem Leben mit der Justiz in Konflikt gekommen find. Zu seinem begreiflichen Erstaunen fand er am nächsten Morgen feine Photographien in jenem Sensationsblatt als die „Hände Soleillands“ abgebildet. Seine Berichtigung blieb von der Redaktion unbeachtet! Es war ein böses Schicksal, das jene Zeitung Herrn Lombroso in die Hände spielte. Denn auf Grund dieser falschen Hände verfaßte der italienische Gelehrte jenes „wiffenschaftliche“ Plaidoyer für die Unzurechnungsfähigkeit. Soleillands, mit dem er nun, statt den Mörder zu entlasten, fich selbst dem Gelächter der Pariser preisgegeben hat. Und nicht nur der Pariser!

Karl Christian Friedrich Krause (T)

.- FS) HSF-" - " FF> .Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen find unabhängig === vom S dpunkte des H La .. Religiöser Drill? u dieser Frage hat sich unser Türmer im Tagebuch des Juniheftes ein Zitat aus der „Welt am Montag“ zu eigen gemacht, das nicht unwiderfprochen bleiben darf. Die wichtige Frage nach Verminderung des religiösen Memorierstoffes laffe ich offen. Aber dagegen möchte ich Front machen, daß die in unserer Zeit weitverbreitete verständnislofe Nörgelei über die sog. „Memorierseuche“ auch in unserem Türmer Platz greift. Überall ist Kritik erwünscht. Aber wenn fie Wert und Segen haben soll, dann muß sie getragen ein von Liebe zur Sache und von einer gewissen Beherrschung des kritisierten Gegenstandes. Wie wenig das in dem bezeichneten Zitat der Fall ist, zeigt die Wahl des Liederverfes, an dem der Zwang „geistlosen Einpaukens“ erwiesen werden soll. Zunächst ist das schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten...“ doch nicht fo fehr „mittelalterlich, mystisch und schwülstig“. Es ist zwei Jahre nach dem Westfälischen Frieden gedichtet und hat hohen poetischen Wert. Der jüngst verstorbene Otto von Leixner war der Meinung, daß sich Georg Neumark durch dieses Lied die Berechtigung erworben habe, in der Literaturgeschichte genannt zu werden. Entgegen dem im Türmer-Tagebuch gegebenen Wortlaut heißt der für die Schule beanstandete Vers: „Denk nicht in deiner Drangsalshitze, Daß du von Gott verlaffen feift, Und daß ihm der im Schoße sitze, Der sich mit stetem Glücke speist. Die Folgezeit verändert viel Und fetzet jeglichem fein Ziel! Nun wird jeder zugeben, daß Kinder, die diesen

Vers zum erstenmal lesen, kein Verständnis desselben haben können. Allein wenn man sie hinweist aufs Schoßkindchen, wenn man ihnen von der Mutter erzählt, die etwa das Nefthäkchen stets auf dem Schoße hat und doch alle andern Kinder mit gleicher Liebe umfängt, wenn man diese Gedanken dann anwenden läßt auf den Liedervers, da geht es wie ein Leuchten über die Züge und man merkt vielfach die echt kindliche Freude darüber, daß hier große, erwachsene Leute mit solch einem Schoßkindchen verglichen werden. Ich habe als Bayer an Gymnasium und Der Türmer IX., 12 51

794 Religiöser Drill Realschule, an städtischen und ländlichen Volksschulen diesen Vers „eingepaukt", ich hatte also ein der geistigen Beanlagung nach sehr verschiedenes Schülermaterial, aber ich wüßte nicht ein einziges Kind, das ich oder mit dem ich mich hätte zu „quälen" brauchen, um ihm das Verständnis dieses Verfes zu vermitteln. Eben weil der Grundgedanke dieses Verfes dem Kinde in lebendigen, aus feinem Erfahrungskreis entnommenen Gestalten vor Augen gestellt werden kann, macht es keine besonderen Schwierigkeiten, ihn ihm innerlich nahe zu bringen. Diese Erfahrung wird jeder Lehrer und jeder Geistliche bestätigen, damit aber auch das andere, daß es ein von Sachkenntnis ungetrübtes Urteil ist, wenn es in jenem Zitat heißt: „Kein Lehrer ist imstande (und erst recht kein Geistlicher), Kindern z. B. den überall gelernten Vers zum Verständnis zu bringen." Ich wollte, der das geschrieben hat, könnte einmal fehen, mit welch gespannter Aufmerksamkeit, mit welch lebendiger inniger Teilnahme die Kinder an den Lippen des Lehrers hängen, wenn er ihnen erzählt von der Not des Dichters Neumark, wie er sogar genötigt war, seine geliebte Kniegeige zu versetzen, deren Töne ihn immer noch aufgerichtet hatten, wie es ihm war, als ob damit fein liebster Freund von ihm genommen sei, und wie er gerade aus solcher Verlaffenheit heraus, dies schöne Lied des Gottvertrauens gesungen hat! Ich glaube nicht, daß er dann noch fo ruhig schreiben würde, die Religion werde durch diese Lieder in den Kindern zu Tode kuriert. O nein! Auch die Herzklänge eines Liedes vermögen in der Kinderseele ein nachfühlendes und nachdenkendes Eigenleben hervorzurufen. Gerade wir – die Türmergemeinde – wollen es uns nicht verhehlen, daß gerade auch durch den religiösen Memorierstoff bedeutsame Gemütswerte geschaffen werden. Wer jemals in der Schule Geschichte getrieben, d. h. wer den Kindern geschichtliche Gestalten und Ereigniffe nicht nur eingepaukt, sondern fiel dieselben hat miterleben laffen, der weiß, wie häufig das Kind in Liedern oder Sprüchen einen Ausdruck findet für das, was es gerade innerlich miterlebt. So hilft die poetische Gestaltungskraft gar oft mit, ein Erlebnis tiefer und kräftiger zu gefalten. Gemütswerte werden geschaffen, die gar oft erst im späteren Leben ihre Früchte tragen. Fragt unsere Veteranen vom 70er Krieg, left es im Buch des Divisionspfarrers Schmidt über den füdwestafrikanischen Feldzug (Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika, Erlebnisse und Erfahrungen von Max Schmidt, Divisionspfarrer, bisher in der Schutztruppe für Südwestafrika. Preis 2 Mk.brosch,3 Mk. geb. Verlag Edwin Runge, Gr.-Lichterfelde-Berlin), laßt es euch von den Gefängnisgeiftlichen sagen, horcht hinein in die Krankenhäuser und an die Sterbebetten! Was ist's denn, das „Geist und Gemüt" in solchen Lagen immer wieder erfrischt und erquickt, erhebt und stärkt? Ein Lied, ein Psalm, ein Spruch, die aus der Jugendzeit herüberklingen und – längst vergeffen geglaubt – nun erst ihre Kraft und ihren Segen an den Menschenherzen beweisen. Da zeigt sich's dann: die in der Jugend gelernten Lieder haben nicht etwa die Religion im Herzen ertötet, sondern sie find zum mindeften die unter der Asche einer späteren religiösen Gleichgültigkeit unbewußt fortglimmenden Funken, an denen sich je nach Lebensführung und Lebenslage des einzelnen die wahre Religiosität zu neuer Flamme entzünden kann. Kurz: Wir Geistlichen haben nicht nur das Recht, sondern wir haben die Pflicht, uns dagegen zu verwahren, daß unser Religionsunterricht nichts anderes fein soll, als ein „geistloses Einpauken" von „Bibelsprüchen und falbungsvollen Liederversen". Wir haben feichter Nörgelei gegenüber die Pflicht, festzustellen,

Junge Mädchen einst und heute 795 daß der religiöse Memorierstoff einen hohen erziehlichen Wert hat, und daß wir im Verein mit den Lehrern in nicht immer leichter, aber stets dankbarer Arbeit nach Kräften bemüht sind, diesen Wert für die Kindeseelen auszubeuten. F. K. CBSW» Junge Mädchen einst und heute (Vgl. Heft 11, Seite 649) m letzten Türmerheft steht ein Aufsatz

von Magdalene Altheim: „Junge Mädchen einst und heute.“ Sie fingt das Lied der guten, alten Zeit im Chor der Großmütter und zeigt wenig Verständnis für die gute, neue Zeit, über deren Auswüchse und Ungeschliffenheiten fiel nicht hinwegkommt, die man aber wohl bei allem Neuen und Starken in Kauf nehmen muß. Die Zeiten ziehn dem Menschen vorüber wie Bilder. Wir fehn davor und schauen. Die letzten zwei Bilder: die alte und die neue Zeit im Sinne der letzten Jahrzehnte haben vielen die Zunge gelöst zum Dafür und Dagegen. Mir scheint, daß Frau Altheim zu ihrer Beurteilung nicht die richtige Entfernung genommen hat, oder daß fiel durch ein Glas sieht, das von dem frischen Luftzug, den der Wechsel der Zeiten mit fich bringt, beschlagen ist, so daß fie das neue Bild nur im grauen Nebel vor sich fieht. Sie nimmt die Schattenseiten der neuen Zeit und stellt sie den Lichtseiten der alten gegenüber. Da ist es leicht, ihr zuzustimmen. Aber wir fehn das Bild mit andern Augen an. Und gerade, da sie von jungen Mädchen spricht, will es unglaublich scheinen, wie sie den enormen Fortschritt auf diesem Gebiet leugnet und fich an lächerliche Äußerlichkeiten hängt, um das Überwundene wieder hervorzuzerren. Ob vieles in Fort- und Rückschritt im Ring herumgeht, ist wohl eine Frage, die man auf ein größeres Zeitgebiet verlegen sollte und nicht damit die offensichtlichen, guten Ergebnisse unserer Bemühungen feit Großmutters Zeit in Anfechtung stellen. Man kann nur eben mildernd denken, daß ein Zauberhauch (erstaunlich mächtig) einige Köpfe umwogt, daß fie nicht den Unterschied fehn zwischen den unbeschäftigten Häkeldamen, die auf „ihn“ wartend in Toiletten und Kochbuch angeblich fich nützlich machen, und denen, die sich jetzt wie Menschen, und nicht wie Puppen, in einen Beruf vertiefen, der fie diesem unwürdigen Dasein überhebt. Frau Altheimfagt: „Der vielgeschmähte Heiratsmarkt besteht hier wie dort.“ Wie weit es in der Natur der Frauen liegt, vom Manne abhängig zu fein, will ich dahingestellt sein laffen, da es sehr individuell ist. Behaupten will ich aber, daß dies Warten auf irgendwen durch unfern Fortschritt fehr in die Ecke gedrückt ist, während eine große Liebe dadurch nicht etwa gehemmt oder beeinträchtigt wird. Und ich möchte fragen, ob der von ihr gerühmte „harmonische“ Verkehr zwischen jungen Leuten damals, als die jungen Mädchen kein Wiffen und keine Intereffen hatten, harmonischer gewesen sein sollte als jetzt, wo es doch beffer möglich ist, daß fie fich als Mensch und Mensch gegenüberstehn.

796 Junge Mädchen einst und heute Was Frau Altheim von der „idealsten Liebe“ spricht, solcher, die nicht auf dem Boden gemeinsamer Intereffen gewachsen ist, sondern aus dem „geheimen Zug verwandter Herzen“, mutet mich an wie ein Satz aus einem alten femtimentalen Buch aus der Rumpelkammer. Vermag man diesen geheimen Zug nicht beffer zu erkennen, wenn auch das junge Mädchen ihren Geist nicht verfchloffen und eingemottet mit fich herumträgt, sondern ihn durch Beruf oder regeres Leben bildet? Wohl liegen auf diesem Felde große Schwierigkeiten, vielleicht auch unlösbare, wie die, den Beruf der Frau dem natürlichen der Mutterschaft zu verbinden. Wozu kämen wir aber, wenn wir wie Frau Altheim die Flucht ergriffen – zurück zur alten Bequemlichkeit und Verfaultheit! Etwas erreichen können wir nur durch Fortschritt und Kampf mit dem, was im Wege steht. Wie entsetzlich einseitig und parteiisch fieht uns die Behauptung an, die wir in besagtem Aufsatz lesen: Die altmodischen Freundschaften wären ernster und tiefer gewesen, die bei ländlichen Ausflügen, frohen Spielen im Grünen, bei Kaffeekochen an schönen Aussichtspunkten, bei Wanderungen im Wald und auf der Heide geschloffen seien, als die jetzigen (ohne die Eltern!), die in Hörfällen, auf heißen Tennisplätzen sich entwickeln und auseinandergehn! Auf der Seite vorher fagt Frau Altheim, die Zeiten änderten sich nicht so, wie wir gemeinhin annehmen – hier ändern sich seit ein paar Jahrzehnten die Charaktere dermaßen, daß strenggeschieden auf feiten der alten Zeit die treuen, auf seiten der neuen die treulosen Freundschaften fehn. Die geistfördernden Hörsäle, die gesundheit fördernden Tennisspiele (gesunder als das wenige Herumspringen in Korsett und Stöckelschuhen auf Landpartien) findet Frau Altheim verdammungswürdig. Zu der Annahme großer Flüchtigkeit, Treulosigkeit und Unrat unserer Zeit findet sie natürlich ihren Anstoß durch das heutige Leben, und tadeln kann man billig an allen Ecken. Aber wie ist es möglich, den großen Zug dabei zu übersehn, der gerade unsere weibliche Jugend ein so glänzendes Stück über die der alten Zeit emporhebt, das Streben und Wirken, das damals in wirklich ernster Weise überhaupt fehlte. Dagegen beruft sich Frau Altheim unter anderem auf

den starken Zug, den der Krieg in das Fühlen der damaligen Jugend getragen hat. Der ist gewiß ein Helfer gegen alle Oberflächlichkeit und Kleinlichkeit, so gewaltig, daß er die leichtesten Herzen zwingt. Aber ein Krieg ist ein politisches, von außen kommendes Ereignis, das man nicht irgendwem als Tugend anrechnen kann, das eher gegen Frau Altheims Aussagen, als mechanisches Hilfsmittel betrachtet, ihre Einfchätzungen auf ein tieferes Niveau herabdrücken könnte. Denn wieviel, das fie gegen die heutige Zeit anführt, würde im Kriegsfalle schmelzen wie Schnee in Frühjahrssonne! Abgesehen davon, ist noch anzuzweifeln, ob eine Freundschaft, in großen Zeiten geschloffen, bei großen Ereigniffen, die die Menschen mechanisch einander näher bringt, höher steht als solche, die ohne Stürme kommt, in Windstille, wo man Ruhe hat, dem Freund bis in die geheimsten Seelengänge nachzufolgen, wo man das Zusammenklingen der innerlichsten Saiten feiner fühlt. Es kommt nicht auf die Vielheit der Freundschaften an – haben aber zwei in stiller Zeit eine solche Harmonie gefunden, so hält sie wohl eine Kriegsfreundfchaft aus.

Junge Mädchen einst und heute 797 Auch was die Literatur betrifft, so möge Frau Altheim doch nicht über den übertrieben realistischen und groben Büchern die wahrhaft tüchtigen und feinen unserer jetzigen Frauen vergeffen. Erstere haben übrigens auch in der alten Zeit ihr nicht minder verderbliches Gegenstück in der Flut der unnatürlichen, sentimentalen Romane, die die Jugend die Welt in so rosigen Farben fehn ließen, daß ihnen der Alltag schließlich ewig grau erscheinen mußte und fie auf das unfehlbarste für die ausschließlichste Weibchenrolle dreffierte. – Kurz – auch die Großmütter sollten anstatt des vielen Herausstreichens der alten Zeit, was nur ein Phlegma und Zurückfinken in alte Bahnen zur Folge hat, mit der Jugend stolz und glücklich auf das blicken, was die neue Zeit geleistet hat – und das ist nicht wenig – denn das weckt Leben und gibt Kraft, die heutigen Schäden zu überwinden. Elsa Bindeck

F ' TI/IN- WWW – =-. ..–. SEES-12 Offiziöse Bescheidenheit – Eine Mehrung des Reichs – Sankt Peters und die Seinen – Die geheimnisvolle Kiste oder das Verbrechen im Auswärtigen Amt – Katholischdeutsche Nöte und was wir dazu tun können „... Die Begegnung in Swinemünde ist eine neue Bekräftigung der auf alter Tradition beruhenden freundschaftlichen Beziehungen der beiden Monarchen und ein Beweis für das gute Einvernehmen der leitenden Staatsmänner beider Reiche. Es hat eine vertrauensvolle Aussprache über alle aktuellen Fragen stattgefunden, in welcher eine erfreuliche LÜbereinstimmung festgestellt werden konnte, und auf beiden Seiten der Wunsch zutage trat, den Frieden und die Ruhe auf der Welt aufrechtzuerhalten. An den bestehenden Bündnisverhältniffen wird durch die Begegnung weder für Deutschland, noch für Rußland etwas geändert... So ist zu hoffen, daß die Begegnung in Swinemünde dazu beitragen wird, überall das Vertrauen in die Aufrechterhaltung des Friedens zu stärken." Oder: „Die Entrevue zwischen dem russischen und dem deutschen Kaiser... trug einen äußerst herzlichen und verwandtschaftlichen Charakter. Die Besprechungen zwischen dem Reichskanzler Fürsten von Bülow und dem rusfischen Minister des Außern, die seit langem in den besten persönlichen Beziehungen zueinander stehen, berührten die verschiedenartigen gegenwärtigen politischen Fragen, verfolgten aber keinen speziellen Zweck. Auf beiden Seiten wurde konstatiert, daß weder in Europa noch im fernen Osten der Friede irgendwo bedroht ist... Die Begegnung zwischen den beiden Monarchen sowie der Meinungsaustausch zwischen ihren Ministern können keineswegs die Alliancebeziehungen sowohl Deutschlands als auch Rußlands zu anderen Mächten ändern, während sie noch mehr zur Befestigung der traditionellen gutnachbarlichen Freundschaft zwischen Rußland und Deutschland beitragen. Die Vorgänge in Swinemünde vermögen nur in der günstigsten Weise den friedlichen Gang der Ereigniffe in Europa und Asien zu beeinfluffen."

Türmers Tagebuch 799 Diese offiziösen Enthüllungen sind zum größten Teil gesperrt, die Schlußsätze fett gedruckt. Konnte der aufhorchenden Welt auch Erstaunlicheres offenbart werden, als daß die „Entrevue" nicht etwa einen Weltkrieg heraufbeschwören, sondern – man denke! – „dazu beitragen" werde, „das Vertrauen in die Aufrechterhaltung des Friedens zu stärken"? Würdig stellen sich diese Offenbarungen offiziösen Tiefsinns den rühmlichst bekannten Versicherungen von der „Erhaltung des Dreibunds" an die Seite. Nun kann der

deutsche Untertan wieder mal ruhig schlafen: Schwer genug war's ja, aber – es ist erreicht. Auch daß die Besprechungen zwischen den beiden leitenden Staatsmännern „keinen speziellen Zweck“ verfolgten, wird durch gesperrten Satz mit Recht hervorgehoben. Solche Bescheidenheit verdient alle Anerkennung. Denn bescheidener, als einzugestehen, daß die ganze Sache eigentlich keinen rechten Zweck habe, kann man nicht gut sein. Und wenn man dieses Eingeständnis noch im Druck durch gesperrte Typen auszeichnet, so beweist solches, daß man sich der ganzen Tragweite und Verantwortlichkeit einer weltpolitischen Zurückhaltung voll bewußt ist. Respektlose Berliner freilich pflegen derartige tiefsinnige Orakelsprüche, mit denen sie in ihrer materialistischen Beschränktheit nichts Rechtes anzufangen wiffen, höchst frivol als „Quatsch“ zu erledigen. Aber damit bestätigen fie ja nur ihre sattsam bekannte völlige politische Einsichtslosigkeit. e zit sie Wir wollen gern mit allen in Frieden leben, so lang's mit Ehren geht. Auch mit Rußland. Aber gar zu dicke Freundschaft mit diesem doch in mehr als einer Hinsicht recht unsicheren Kantonisten wäre vielleicht zuviel des Guten. Deshalb können wir auch die starke Betonung der „unveränderlichen Freundschaft unserer Häuser und unserer Völker“ durch Kaiser Wilhelm II. in seinem Trinkspruch auf den russischen Zaren nicht ganz ohne gemischte Gefühle begrüßen. „Unveränderliches“ ändert sich gar oft von heute zu morgen und ist bleibend eigentlich nur in schwungvollen Ansprachen und Festreden. Doch das gehört nun einmal zum Handwerk und wird von niemand mißverstanden, am wenigsten von den Beteiligten. Aber die allzu intime Verbrüderung der preußischen mit der russischen Dynastie hat allemal recht bedenklich auf die inneren Zustände in PreußenDeutschland abgefärbt, ohne daß ein gleiches im positiven Sinne von Rußland zu behaupten wäre, und ohne daß dieses die souveräne Gleichberechtigung und Ebenbürtigkeit des anderen Teiles auch ehrlich anerkannt hätte. Es hatte für Preußen zuweilen sogar einen ganz bedenklichen Beigeschmack von Vasallentum und Lehnsherrschaft. So unter Friedrich Wilhelm III. und IV. Bismarck verstand es freilich, die russische Freundschaft als Trumpf in der Hand zu behalten und zu gelegener Zeit mit Vorteil auszuspielen. Aber das war eben – Bismarck, und die Bismärcke wachsen nicht wild auf der Wiese. Er war auch keineswegs für eine Freundschaft mit Rußland um jeden Preis. Er „konnte auch anders“, sperrte, als er eine kleine Lektion für nötig hielt, den russischen Banknoten die Reichsbank,

800 Türmers Tagebuch führte Rußland im Reichstage mit freundschaftlicher Offenheit zu Gemüte, daß „wir Deutsche nur Gott, sonst nichts auf der Welt“ fürchteten – ja wirklich: nicht einmal Rußland! – und riet dem damals noch recht jugendlichen Kaiser dringend, wenn auch leider vergeblich, von jenem Besuche am Zarenhofe ab, dem er gewiß nicht die angenehmsten Erinnerungen feines Lebens verdankt, und der mehr zu einer Entfremdung als zu einer Annäherung der beiden Herrscher beitrug. Nur die jedem „guten Preußen“ in den Knochen fitzende demütige Überschätzung des östlichen Nachbars konnte seinerzeit unsere Staatsmänner und Botschafter derart verblenden, daß sie von dem Ausbruche des russisch-japanischen Krieges ahnungslos überrumpelt wurden. Daß der kleine gelbe „Japs“ gegen den grausam gewaltigen Riesen mir nichts dir nichts losschlagen würde, das wäre ja allen ruffenfürchtigen preußischen Staatsweisen als geradezu gotteslästerlicher Gedanke erschienen. Aber schon vorher hat uns die Überschätzung Rußlands und russischer Freundschaft eine Suppe eingebrockt, an der wir böse zu löffeln haben und noch haben werden. Ohne dies treuherzige Verhältnis und Vertrauen zu Rußland hätten wir ganz gewiß nicht das „teure“ Kiautschou „gepachtet“, das uns jetzt je länger, desto schwerer im Magen liegt. Ja, wir wissen noch nicht einmal, wie wir's mit Anstand wieder loswerden könnten. „Daß die Erwerbung ein Fehler war“, schreibt Graf Ernst von Reventlow in der „Zukunft“, „wird wohl heute von den meisten zugegeben. Seit dem Ausgang des russisch-japanischen Krieges gilt Kiautschou als ein militärif.ch verlorener Posten. Darüber brauche ich nichts zu sagen. Nur eins möchte ich aus der Geschichte der Erwerbung hervorheben, weil es für die Frage, die uns hier beschäftigt, wichtig ist: Kiautschou ist von der Marine ausgesucht und zunächst für den Gebrauch der Marine bestimmt worden. Es sollte ein Flottenstützpunkt im fernen Osten werden; von Kiautschou aus sollte ein Teil der deutschen Zukunftsflotte unseren politifchen und wirtschaftlichen Bestrebungen dort Schutz und militärischen Rückhalt geben. Darin, in dieser

Chimäre, erblickte man die feste Gewähr für Kiautschous große wirtschaftliche Zukunft. In dieser Zeit glaubte man im Volk und leider auch in der Regierung, daß China völliger Desorganifation entgegengehe und es für die Seehandel treibenden Staaten die Pflicht des nationalen Egoismus sei, so schnell wie möglich sich ein Stück des Mandschureiches zu sichern. „Den Kuchen teilen", nannte es Herr von Bülow als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Eine gewisse Freiheit des wirtschaftlichen internationalen Wettbewerbes herrschte auch eine Weile; bald aber mußten fich Gruppen bilden, mußten sie von der europäischen Politik beeinflußt werden und wiederum diese beeinfluffen. Wir wiffen, daß es Deutschland nicht gelang, seine bis um die Mitte der neunziger Jahre noch günstige Lage zu erhalten und auszunutzen. Als dann Kiautschou besetzt wurde, waren alle damals auf dem Festland interessierten europäischen Mächte unangenehm überrascht. Auf allen Seiten unangenehm zu überrafchen, war ein politischer Fehler; ein unbegreif-

 licher: denn die Stellung im Osten war von einem isolierten Deutschland ja nicht zu halten. Die unmittelbaren und mittelbaren Folgen der Befetzung find bekannt. Wir sind zwar im fernen Osten beffer davongekommen, als man vermuten mußte; aber ohne Kiautschou wären wir weiter. Eine geschicktere Politik hätte auf die Erwerbung chinesischen Gebietes verzichtet und fich an der Gruppenbildung zu beteiligen versucht. Dann wäre auch der russisch-japanische Krieg vermeidbar gewesen, der uns, trotz der (sehr überschätzten) Entlastung unserer Ostgrenze, nur Schaden gebracht hat. In welche Weltecke wir uns auch stellen, um auf die neue Geschichte der deutschen Politik zurückzublicken: stets erfüllt uns die selbe Bitterkeit; überall das felbe Bild unüberlegter Entfchlüffe, wankelmütiger Schwäche, ungefchickten Tappens, verpaßter Gelegenheiten. Zu ändern ist nichts mehr; aber viel daraus zu lernen... Selbst ein Optimist konnte nie für möglich halten, daß Deutschland je imstande sein werde, dauernd eine Flotte von genügender Stärke im fernen Osten zu unterhalten; ausgeschloffen war auch der Gedanke an die Möglichkeit, im Fall der Bedrohung des Pachtgebietes gegen den Willen Englands und Japans Schiffe hinauszuschicken. Von Anfang an war, rein militärisch betrachtet, Kiautschou für uns von Englands Gnaden... Nach dem Fall von Port Arthur, als das dauernde LÜbergewicht der Japaner nicht mehr zweifelhaft war, mochte sich den Verantwortlichen die volle Wucht der Frage aufs Herz legen: Können wir etwas tun, um für die Zukunft zu verhindern, daß unser Pachtgebiet nicht nur jeden Wertes beraubt, sondern sogar eine dauernde Sorge wird? Die Antwort war: Nein; und hiermit wenigstens hatte man das Richtige getroffen. Kiautschou kann nicht so stark befestigt werden; selbst wenn es die Kosten lohnte und die Chinesen es hinnähmen. Weder die Japaner noch die Engländer könnten sich eine solche Zwingburg gefallen laffen. Versuchte man, fie zu bauen, so brauchten diese Gegner des Planes nur ihr Veto einzulegen oder, wenn das nicht hülfe, ein paar Schiffe in oder vor dem Hafen von Tsingtau zu schicken. Wie die Japaner darüber denken, sollen sie schon öfter deutlich genug gezeigt haben; zuletzt, als man eine nach der Seeseite gerichtete Batterie bauen wollte. Jedenfalls wifen wir genau, woran wir find. Weder England noch Japan können dulden, daß Kiautschou zu Land oder zu Waffer eine Macht, also zu ernsthafter Verteidigung fähig wird. Schließlich hätte Japan noch zu bedenken, daß Kiautschou in einem Krieg gegen eine andere Macht, etwa die Vereinigten Staaten, eine Rolle spielen könnte. Während des russisch-japanischen Krieges fah es aus, als solle das deutsche Pachtgebiet, besonders der Hafen von Tsingtau eine für uns recht unvorteilhafte Bedeutung gewinnen. Es handelte sich um eine Eigenschaft als neutraler Hafen, als Asyl für Schiffe der kriegführenden Parteien. Nach der Schlacht von Port Arthur (am 10. August 1904) flüchteten einige russische Schiffe in den Hafen von Tsingtau; ein Schlachtschiff blieb liegen und rüstete ab, ein Kreuzer nahm Kohlen und ging inner-

 halb der üblichen vierundzwanzig Stunden wieder in See. Die japanische Preffe erhob ein großes Geschrei, und die englische stimmte ein; man fand, für einen Hafen, der so dicht bei, ja, eigentlich auf dem Kriegsschauplatz selbst liege, könne das Asylrecht nicht gelten: es diene dann offenbar einer Partei. Daß diese Vorwürfe ernst gemeint waren und mancherlei Gedanken noch dahinter faßen, zeigte sich in dem japanischen Neutralitätsbruch von Tschifu. Dahin hatte sich ein russischer Torpedobootzerstörer geflüchtet;

japanische, die ihn verfolgten, drangen plötzlich in den Hafen ein, die Mannschaft wurde nach kurzem Kampf besiegt und das Boot aus dem Hafen geschleppt. Die Chinesen mußten es zulaffen, weil sie nicht die Macht hatten, die Verletzung ihrer (durchaus nicht mißbrauchten) Neutralität zu hindern. In einem künftigen Krieg würde Japan, bei seiner jetzigen Machtstellung, sicher auch Deutschland gegenüber ganz anders auftreten als 1904, wo Ende und Ausgang des Kampfes noch nicht abzusehen waren. Doch könnte es wünschen, solche Komplikationen nicht eintreten zu laffen, sondern die Sache möglichst vorher schon zur Entscheidung zu bringen. Noch während des Krieges sagte die japanische Regierung in der Preffe und im Parlament, man werde den Besitzstand anderer Mächte in Ostasien achten; darunter verstand man auch Kiautschou. Eine Anderung dieses Standpunktes schien der japanische Botschafter in Paris, Herr Kurino, anzudeuten. Den fragte, nach dem Abschluß des franko-japanischen Vertrags, ein französischer Journalist, ob ein ähnlicher Vertrag zwischen Deutschland und Japan denkbar wäre. Herr Kurino antwortete, Kiautschou fei ja nicht deutscher Befitz, sondern nur auf Zeit den Chinesen abgepachtet; irgendwelche Garantien könnten deshalb Deutschland und Japan einander nicht bieten. Kurino sagt uns damit nichts Neues. Charakteristisch ist aber, daß ein Franzose diese Antwort provozierte, als das französisch-japanische Abkommen eben bekannt geworden war. Die Auffaffung des Botschafters Kurino, die ja sicher die der japanischen Regierung ist, beweist, wie sich die Lage in Ostasien verändert hat; vor ein paar Jahren hätte man noch nicht fo rückhaltlos über Kiautschou geredet. Offenbar ist Kiautschou Gegenstand lebhaften Intereffes; schwerlich eines akademischen. Daneben wird die gemeinsame Jagd auf Deutschland zum Gegenstand von Karikaturen gemacht; der Gedanke, die Einkreisung damit zu enden, daß man den Gejagten stellt, ist in Japan volkstümlich. Ein japanischer Abgeordneter hat neulich gesagt, der deutsche Imperialismus (Du lieber Himmel!) sei der Feind Asiens und gegen ihn müffe deshalb außer England auch Frankreich auftreten; die Drei müßten die deutsche Ausbreitung in China hindern. Solche Worte, deren viele anzuführen wären, soll man sich merken; besonders sollten's die weisen Männer, die fröhlich in die Welt hinausposaunen, das japanisch-französische Einvernehmen sei für Deutschland gar nicht unangenehm, wahrscheinlich sogar ein erfreuliches Ereignis. Bedauerlich ist die Sache auch für die Schwärmer von deutsch-französischer Verständigung; die in Deutschland lebenden bewiesen mit flammenden

 Worten, in Ostasien müßten die beiden Staaten Schulter an Schulter gegen die Mongolen stehen. Daraus ist nun nichts geworden; nicht nur den Mongolen, sondern auch Frankreich und England sehen wir uns im fernen Osten gegenüber. Wirtschaftlich kann unsere Isolation in Ostasien wichtig werden. Noch sind ja die Dinge im Fluß; schon wird aber von der russischen Absicht gesprochen, die Festung Wladiwostok zu schleifen, und diese unbestätigte Nachricht ist als Symptom beachtenswert. Rußlands Anschluß an die Gruppe England-Japan-Frankreich ist wahrscheinlich geworden. Kiautschou hat für den ostasiatischen Handel Deutschlands nur geringe Bedeutung. Wirtschaftlich ist es eine Zukunfthoffnung, politisch eine Sorge, militärisch ein verlorener Posten. Manche Leute meinen, dem deutschen Handel könne es nur nützen, wenn wir das Gebiet an China zurückgäben. Den Chinesen ist gerade die Provinz Schantung heilig, und von der alten Kaiserin erzählt man, sie sehe eine Hauptaufgabe ihres Lebensrestes darin, Kiautschou wieder chinesisch zu machen. Vor dem russisch-japanischen Krieg soll die chinesische Regierung mit der deutschen über die Rückgabe Kiautschous zu unterhandeln begonnen haben. Die Möglichkeit ist bekanntlich im Pachtvertrage vorgesehen; dort heißt es, wenn Deutschland einmal den Wunsch äußern sollte, die Kiautschoubucht vor Ablauf der Pachtzeit zurückzugeben, so verpflichte sich China, die von Deutschland für Kiautschou gemachten Aufwendungen zu ersetzen und ihm einen beffer geeigneten Platz an der Küste zu gewähren. Damals wollte Deutschland für den Fall vorsorgen, daß die Wahl des Pachtgebietes sich als unvorteilhaft herausstelle, und sich für diesen Fall einen befferen Platz sichern. Aus anderen Gründen sich die Möglichkeit der Rückgabe offen zu halten: daran hat man wohl nicht gedacht; auch nicht gezweifelt, daß die Chinesen Kiautschou stets zurücknehmen würden. Es liegt eine recht bittere Ironie darin, daß jetzt die politischen Verhältniffe diese Klausel in ganz anderem Sinn aktuell werden laffen. Kurz vor dem Krieg hat

China sich bereit erklärt, die Auslagen zurückzuerstatten, wie der Vertrag sagt, und zwar aus den Erträgen der Seezölle; auch soll es wichtige Eisenbahnkonzessionen, eine Kohlenstation und ein besonderes deutsches Settlement, in Shanghai und im (chinesischen) Kiautschou, in Aussicht gestellt haben. Wie es scheint, hat die deutsche Regierung damals keine Lust gehabt; jedenfalls find die Verhandlungen nicht zum Abschluß gekommen. Die gänzlich und so sehr zu unseren Ungunsten veränderte Lage hat nun, darauf laffen mehrere Anzeichen schließen, die deutsche Regierung bewogen, die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Auch im Reichstag soll hinter verschloffenen Türen die Kiautschoufrage erörtert worden sein. Die Frage ist sehr ernst. Mit einem unendlichen Schwall von Worten ist die Pachtung früher uns mundgerecht gemacht worden und ein ähnlicher Schwall scheint uns jetzt Kiautschou wieder wegspülen zu follen. Was ist zu tun? Geben wir Kiautschou auf, dann bekommen wir, auch wenn wir und die Chinesen wollen, in absehbarer Zeit dort keinen brauchbaren Küsten-

 punkt, keine Kohlenstation oder ähnliches. Die anderen Mächte würden dagegen Front machen. Das sei denen gesagt, die meinen, wenn die Chinesen fich nun einmal auf Kiautschou versteiften, solle man es ihnen nur ruhig gegen einen entsprechenden Ersatz geben. Nein: mit Kiautschou verlieren wir unser pied terre in Ostasien. Verlieren wir damit etwas Wichtiges? Diese Frage läßt sich nicht mit zwei Worten beantworten; die politische Zukunft liegt ja im Dunkel. Wirtschaftlich verlieren wir eine Hoffnung, militärisch nichts Wertvolles. Freilich: alles kann anders kommen, als man denkt, und es apodiktisch auszusprechen, hat seine Bedenken. Einen Grund, das Gebiet gerade jetzt aufzugeben, kann nur die folgende Erwägung liefern. Die Japaner, die Engländer oder beide zusammen können es uns nehmen, wann sie wollen, und es an China zurückgeben (denn es zu behalten wäre unklug); dann würden wir natürlich keinen Pfennig herauskriegen, keine Konzessionen und keine offene Tür erhalten. Ist die Nachricht richtig, daß die chinesische Regierung sich jetzt in den Verhandlungen zurückhaltend zeigt, so liegt der Grund vielleicht darin, daß sie schon mit solchen Möglichkeiten rechnet. Wer aber garantiert uns denn, daß wir unsere Auslagen zurückerhalten, daß uns versprochene Konzessionen, Eisenbahnbauten, Zollerleichterungen wirklich gewährt werden, wenn Kiautschou erst einmal abgegeben ist? Außer dem Versprechen, innerhalb einer bestimmten Frist eine bestimmte Summe zu erlegen, wird Deutschland nichts erhalten; es befizt aber nach der Aufgabe von Kiautschou auch kein Mittel mehr, auf die chinesische Regierung zu drücken und die Erfüllung des Versprechens zu erzwingen. Gerade dann würde sich der Mangel an politischen Freunden in empfindlichster Weise zeigen; wir würden ungeheuer an Gesicht verlieren, wie die Chinesen fagen, und nicht nur bei ihnen. Schließlich wird man nirgends, höchstens vielleicht in Deutschland selbst, glauben, daß wir aus Edelmut oder nur, um uns größere Vorteile zu fichern, um moralische oder kulturelle Eroberungen zu machen, Kiautschou zurückgeben; überall wird man wissen, daß es nur geschieht, um nicht einmal der Drohung oder der Gewalt weichen zu müffen. Will man uns wirtschaftlich in Ostasien einschnüren, so wird man fich ja nicht mit Kiautschou begnügen und besonders Japan mit feinem immer mächtiger werdenden politischen Einfluß in China alles daransetzen, um uns die Tür zu schließen und ebenso wie unsere anderen Konkurrenten unser gesunkenes Prestige in Peking benutzen, um Deutschland auch vom Markt der Konzefionen zu verdrängen.“ Nach alledem ist der Schluß, zu dem Graf Reventlow gelangt, immerhin etwas eigenartig. Er meint, wir sollten es darauf ankommen laffen: „Gerade, weil jeder weiß, daß wir das Pachtgebiet nicht verteidigen können und wollen, wäre die Wegnahme kaum eine Blamage!“ „Gegen eine fremdenfeindliche chinesische Bewegung könnte man sich wohl einige Zeit halten. Steckt sich Japan dahinter, um uns so auszuräuchern, dann ist natürlich nichts zu machen. Noch scheint das Verhältnis der Deutschen

 zu den Schantungchinesen nicht schlecht zu sein. Will China uns aber nicht mehr, so wird die Regierung vielleicht nach beiden Mitteln greifen: fremdenfeindlicher Bewegung und japanischer Hilfe; scheinbar wider Willen, versteht sich. Der Chinese liebt den Japaner nicht, aber mehr als den Weißen. Werden wir zur Aufgabe des Pachtgebietes gezwungen, dann läßt sich daraus, wenn die Verhältniffe überhaupt günstig oder gestaltbar sind, eine politische und nationale Parole machen, deren Schwungkraft gar nicht hoch genug

geschätzt werden kann.“ Der Verfaffer scheint mir denn doch die „Schwungkraft“ einer derartigen „politischen und nationalen Parole“ gar sehr zu überfchätzen. Ein Krieg, der möglicherweise gegen Japan, China, England und Frankreich gleichzeitig geführt werden müßte – wegen – ja wegen Kiautschou! Auch die deutsche Lammsgeduld könnte einmal überschätzt werden, so große Belastungsproben dieses unendlich sanftmütige Grautier bewährtermaßen auch aushält. Aber freilich, wenn wir schon dicht daran waren, um Marokko mit Gott für Kaiser und Reich fröhlich ins Feld zu ziehen, warum nicht – und erst recht – um Kiautschou? War's denn nicht immer so, daß deutsches Volk die Sünden deutscher Regierung in einem Blute ausbaden mußte? So wundervoller „Mehrungen des Reichs“, wie sie unserm deutschen Hans im Glück in den letzten Jahrzehnten um den Hals gehängt wurden, darf sich keine andere Nation rühmen. Wer macht uns Helgoland nach? Wer Kiautschou? Und dabei möchten wir – ach, wie gern! – den Handel wieder rückgängig machen und verlangen nichts weiter, als die bloßen Selbstkosten. Statt daß nun alle sich um die Wette zu so glänzenden Geschäften drängen und stoßen, sehen wir ringsherum nur spöttisch schadenfrohes Lächeln und zugeknöpfte Taschen. Armer, dummer Michel! je e k Was uns an wahrer nationaler Tatkraft, an echtem nationalen Empfinden abgeht, das suchen wir durch die raffelnde nationale Phrase und ein krankhaft affektiertes nationales und realpolitisches Krafthubertum zu ersetzen, bei dem man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll. An dem Petersprozeß, der ja demnächst in einem Verfahren gegen die „Kölnische Zeitung“ fröhliche Urstand feiern wird, läßt sich diese und noch manche andere mit ihr verwandte Erscheinung als an einem Schulfall studieren. „Wie das bekannte Unterrichtsbild des „Pferdes mit allen den 101 Krankheiten, an denen ein Pferd überhaupt leiden kann“, so liest man im „Freien Wort“ (Herausgeber Max Henning, Frankfurt a. M.), „bietet dieser Prozeß ein lückenloses Bild von allen Gebrechen, an denen wir in Deutschland kranken, so daß jemand, der die Akten des Petersprozeffes mit Verständnis studiert, das Deutschland unserer Zeit mit feinen sämtlichen unausstehlichen Krankheitserscheinungen vor Augen hat. Alle Probleme unseres Zeitalters spielen in den Prozeß hinein: Hurrapatriotismus und Sozio–

 in Afrika gilt die Moral nicht, wenigstens nicht dieselbe Moral, die in Deutschland gilt. Das ist ja nun in einem gewissen Sinne ohne Zweifel wahr: die Schwarzen in Afrika legen andere Maßstäbe bei der Würdigung ihrer Handlungen und Beziehungen an, als wir es in Deutschland tun. Geschlechtliche Verhältniffe, die hier vor dem Forum der Moral verurteilt, die selbst von solchen, die in diesem Stück nicht gerade sich und andere mit rigorosen Maßstäben messen, für schamlos angesehen werden würden, erregen dort keinerlei Anstoß. Und so werden Sklavenjagden drüben zwar als ein Mißgeschick für diejenigen, die davon betroffen werden, aber kaum als unmoralisch empfunden, wie denn auch Mißhandlungen der Untertanen durch die Häuptlinge als ein Selbstverständliches hingenommen werden, worüber sich niemand moralisch aufregt. Also, so scheinen die Anwälte der afrikanischen Moral zu folgern: wer nach Afrika geht, hat das Recht oder wohl gar die Pflicht, seine alte Moral zu Hause zu laffen und die drüben geltende Moral mit ihren andern Maßstäben bei einem Verhalten wenigstens gegen Schwarze anzuwenden. Auf keinen Fall kann und darf er für das, was er drüben tut, nach den in Deutschland oder in Europa geltenden Richtmaßen beurteilt werden. Mit der Moral fände es hiernach nicht anders als mit dem Recht: sie gilt nur innerhalb der Landesgrenzen. Wer in Frankreich tut, was dort durch kein Gesetz verboten ist, wer mit einigen Würzen und Säften aus Zuckerwaffer Wein macht, der kann dafür in Deutschland nicht belangt werden. Ebenso, wer in Afrika mit Weibern und Männern es hält, wie es die Schwarzen dort halten, den kann man nicht vor Moralbegriffen, die drüben nicht anerkannt sind, verantwortlich machen. Ländlich – fittlich: was des Landes Brauch ist, das ist fittlich erlaubt für jeden, der feinen Fuß auf den Boden des Landes fetzt. Liegt die Sache wirklich so? Ich kann mich einiger Bedenken doch nicht erwehren. Ja mir will vorkommen, daß diese Lehre, die die Gültigkeit der Moralgesetze auf den Bereich der Landesgrenzen einschränkt, wie fie aus einer Verwirrung der fittlichen Begriffe hervorgeht, so auch geeignet ist, fittliche Verwirrung in den Köpfen hervorzubringen. Und da wir Aussicht haben, sie noch oft zu hören, so scheint es mir nicht ganz überflüffig, ihr ausdrücklichen Widerspruch entgegenzusetzen. Ich behaupte also jener Lehre gegenüber: die fittlichen Forderungen, wie fiel in meinem Gewiffen gegründet sind,

gelten für mich ohne alle Rücksicht darauf, ob meine Umgebung dieselben oder andere oder gar keine derartigen Forderungen erhebt und anerkennt. Zunächst: um meiner selbst und meiner Selbstachtung willen. Meine Moral ist meine Moral, ist der Ausdruck meines fittlichen Wesens und Willens, nicht etwas mir von Außen durch Zwang oder Konvention Auferlegtes. Mag fiel zunächst dem Unmündigen so eingeprägt

808 Türmers Tagebuch worden sein: feit ich ein mündiges Wesen bin, find meine fittlichen Grundfätze das eigenste, was ich besitze. Ich nehme sie mit, wohin ich immer komme; Rock und Hut mag ich nach Landes Brauch ändern, die Ablegung meiner moralischen Grundsätze wäre gleichbedeutend mit dem Verlust meiner Persönlichkeit. Mögen schwarze Männer, meinethalben auch weiße, mit schwarzen Mädchen Intimitäten haben, welche sie wollen, meine Selbstachtung gestattet es mir nicht. Möge die Ehre jener schwarzen Mädchen dabei verlieren oder gewinnen: mich geht zunächst meine eigene Ehre als fittliche Persönlichkeit an. Mögen andere es für einen Entschuldigungsgrund halten, daß alle übrigen es ebenso machen, mögen sie auch mir diese Entlastung zugute kommen zu laffen noch so bereit sein: fie können mich nicht vor mir selber entlasten. So wenig allerlei Straßenverhältniffe in Berlin dadurch fittlich oder würdig werden, daß sie in weiten Kreisen „Sitte“ find, so wenig werden es jene schwarzen Verhältniffe. Ja vielleicht erniedrigen sie doch noch etwas tiefer; die Natur selbst scheint vor solcher Vermischung und ihren Folgen die vornehmere Raffe instinktiv zu warnen; freilich oft genug vergeblich. Ganz dasselbe wird aber auch für die anderweite Behandlung der Schwarzen gelten: sie zu prügeln oder prügeln zu laffen, sie zu hängen oder hängen zu laffen aus einer Anwandlung despotischer Laune: gewiß, der schwarze Häuptling macht sich nicht das geringste Gewifen daraus; aber das hat mit meinem Gewiffen nicht das mindeste zu tun. Durch mein menschliches Gefühl, durch mein Gewissen, durch meine Einficht in das Mögliche und Notwendige werden meine Handlungen reguliert. Allerdings, auch durch meine Einsicht in das Notwendige und Wirksame: und hier spricht denn freilich das Landesübliche mit; ist die Nilpferdpeitsche ein dort übliches und darum wirksames Mittel, das Autoritätsverhältnis aufrechtzuerhalten, so werde ich sie nicht darum verschmähen, weil sie in Deutschland weder üblich noch wirksam ist. Aber das hat wieder mit dem Gewiffen nichts zu tun; das gehört zu den mit Ort und Zeit wechselnden Dingen. Was nicht wechselt, ist mein Grundsatz: Keinem Menschen ein Leid zuzufügen, es sei denn durch das strenge Gebot der Notwendigkeit gefordert. Mag die Landessitte es harmlos finden, Köpfe abzuschneiden und sie als Zierat zu verwenden, dadurch werde ich vor mir nicht gerechtfertigt, wenn ich mein Jagdvergnügen auf schwarze Menschen ausdehne. Ob das irgendwo geschehen ist, weiß ich nicht und kann ich nicht feststellen; es kommt hier auch nicht darauf an, sondern allein auf die Frage: ob es durch die Landesüblichkeit auch vor meinem Gewifen gerechtfertigt wird? ob die in Afrika geltenden Moralbegriffe für die Zeit meines dortigen Aufenthalts auch für mich gelten? – Ich fage nein, und abermals nein. Durch die Weite des fchwarzen Gewiffens wird mein chriftliches und deutsches Gewiffen nicht falviert: was mich hier vor mir selbst erniedrigt, das tut es auch drüben. Das wäre die grundsätzliche Betrachtung. Dazu kommen nun aber

Türmers Tagebuch 809 andere Momente; und sie sind für ein Volk, das eben seine Laufbahn in der Kolonialpolitik antritt, doch wohl auch der Erwägung wert. Zuerst: ob nicht durch jenen Grundsatz: „In Afrika gilt eine andere Moral, auch für den Europäer“ der Gefahr einer Einschleppung afrikanischer Sitten in die Heimat einigermaßen Vorschub geleistet wird? Wer sich drüben gewöhnt hat, sein Handeln mit einem andern Maßstab zu messen, mit dem der niederen fittlichen Kultur, wird der erworbene Gewohnheiten und herabgesetzte Maßstäbe draußen laffen, wenn er die deutsche Landesgrenze wieder überschreitet? Wer einen wilden Trieben dort freien Lauf gelaffen hat, wer sich gewöhnt hat, als „Herrenmensch“, als Angehöriger der Herrenraffe sich über die bei uns geltenden Gebote der Menschlichkeit hinwegzusetzen und Menschen als Mittel für seine Lüste, als Opfer für seine Launen zu gebrauchen, sollte der nicht auch in der Heimat etwas leichter über Gewifensbedenken hinwegkommen, die sich der gleichen Behandlung von Volksgenoffen entgegenstellen? Ja ob nicht schon das Hören und Lesen von solchen Dingen in renommiftischen Seelen, die sich an der Hand der Zeitungsberichte in afrikanische Verhältniffe hineinträumen, allerlei per verfe

Trieb regungen auszulöfen und allerlei Hemmungen zu fchwächen geeignet sind? Ich fürchte es beinahe; wir leben ja ohnehin in einem Zeitalter des Aufstands gegen die Moral: die alte „tantenhafte“ Moral, so klingt es bei Nietzsche, so klingt es bei Frenfen, so klingt es mit tausend Stimmen aus der deutschen Literatur der Gegenwart, was hat sie für ein Recht, was hat fie für eine Legitimation, wo stammt sie her? Von den Schwächlichen, den Breithaften, den Feigen und Angstlichen ist sie erfunden, sich selbst gegen die Starken und Wilden und Edlen zu schützen. Also fort mit dem alten Kram, fort mit den alten Tafeln; die Naturtriebe haben recht; Selbstüberwindung ein dummes Wort; Macht gibt Recht, jedes Recht, vor allem das zum Gebrauchen und Verbrauchen, zum Verachten und Niedertreten der Schwächeren, Minderen. Brüder nennt sie die Sklavenmoral des Christentums: wir kennen keine Brüder und Schwestern, wir kennen überhaupt nur Beutetiere und feindliche Konkurrenten. Es lebe die „blonde Bestie“, hier wie jenseits des Waffers! Sicherlich, für den Bestialismus war die Berührung mit niederen Raffen immer eine gute Schule. Sie wird es doppelt fein, wenn wir uns gewöhnen, auch in der Theorie die Sache zu rechtfertigen und diejenigen zu beschimpfen, die rückständig genug find, auch an Handlungen, die in Afrika geschehen, die fittlichen Maßstäbe christlich-europäischer Gesittung anzulegen. Schließlich noch eins: ich weiß nicht, ob nicht eine zu weitgehende Anpaffung an ihre Sitten auch für das Verhältnis der Weißen zu den Schwarzenfelbst verhängnisvoll wird. Es fehlt doch auch in der schwarzen Welt nicht nur nicht an gewifen, wenn auch dunklen, moralischen Gefühlen und Vorstellungen, an Vorstellungen von Recht und Unrecht, es fehlt auch

 nicht an einer gewissen Achtung vor der moralischen Überlegenheit der Weißen, da nämlich, wo sie sichtbar vorhanden ist wie bei Wißmann, bei Emin Pascha, bei Gordon Pascha. Sie besaßen eine anerkannte Autorität, ja eine sicher gegründete Herrfchaft über die Gemüter eben dadurch, daß sie als eine Art höherer Wefen Respekt einflößten: ihre höhere Selbstbeherrschung, ihre höhere Einsicht und Tapferkeit, ihre höhere Gerechtigkeit, das alles machte sie in den Augen ihrer gelben oder schwarzen Umgebung zu erhöhten Wesen, denen man sich mit dem Gefühl der Scheu und Schuldigkeit unterordnete. Es waren wahrhaft vornehme Menschen, und solche zu erkennen und anzuerkennen, scheint gottlob eine Gabe zu sein, die nicht auf einen bestimmten Himmelsstrich oder eine bestimmte Hautfarbe eingeschränkt ist. Die Kennzeichen aber des vornehmen Menschen find: er ist, wo immer und in welcher Umgebung er sich befinden mag, gegen die Minderen gütig, soweit es möglich, streng, soweit es notwendig ist, und immer gerecht. Ich denke, über diese simplen Wahrheiten follte das deutsche Volk durch kein nationalistisches Gefchrei, wie es jetzt in einem Teil der Presse erhoben wird, fich hinwegtäufchen laffen. Das Nationalitätsgefühl wird zur krankhaften Entartung, wenn es dahin führt, die fittlichen Maßstäbe zu verrücken oder überhaupt beiseite zu legen, sobald ein wirkliches oder ein vermeintliches nationales Intereffe ins Spiel kommt. Was wußte dieselbe Preffe, die uns jetzt einen neuen Nationalhelden aufdrängen möchte, zur Zeit des Burenkriegs über Engländer und englische Politik zu moralisieren und zu lästern! Wirklich, wenn nicht etwas mehr Gewifen, – etwas mehr Logik follte diese „patriotische“ Preffe doch haben, und nicht mit demselben Atemzug die Engländer beschimpfen, daß fie es angeblich mit dem Sprichwort halten: Right or wrong, my country, und uns empfehlen, ja als dringendste patriotische Pflicht anbefehlen, es ebenso zu machen.“ Welche exotischen Blüten die Peters-Schwärmerei auch in manchen Frauenköpfen getrieben hat, davon gibt ein rührend naiver Erguß der „FrauenRundschau“ eine kleine Vorstellung. Die für Frauen geschriebene Zeitschrift spottet über alle „empfindsamen Weibleins“, „die Tränen der Rührung vergießen – in ihrem Salon oder ihrer Sommerfrische natürlich – wenn fie sich die Auspeitschung eines Schwarzen vorstellen, aber erbarmungslos, verständnislos den Männern gegenüberstehen, die unter den schwierigsten Verhältniffen gleichsam auf vorgeschobenem Posten in einer Welt von Wilden Ordnung und Subordination schaffen wollen.“ „Wenn das keine Heiligen sind,“ so fährt die Verfafferin fort, „wenn sie dem allzu Menschlichen auch vielleicht ihren Tribut zahlen und sich nicht als Cölibatäre in einem Klima erhalten können, wo sie dem Alkohol ganz entfagen müffen (), der in gemäßigten Himmelstrichen eine große Ablenkung und Herabstimmung des Sexualtriebes (!) bewirkt, dann leiden sie an Gehirnparalyse oder haben sadistische Neigungen.“

–

Türmers Tagebuch 811 „Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie!“ bemerkt dazu die Berliner „Volkszeitung“. „Also die Auspeitschung eines Schwarzen (Peters hat sie zu Dutzenden peitschen laffen) ist eine Sache, die das Mitempfinden einer deutschen Frau nicht wachrufen darf! Nun hat aber Peters nicht bloß einen Schwarzen einmal ein bißchen prügeln laffen; nein, die Nilpferdpeitschen haben draußen ihre Schuldigkeit getan, daß die Fleischfetzen flogen. Und zwar ist dies nicht bloß geschehen gegenüber den männlichen Opfern der „Energie“ des Herrn Peters. Auch Frauen, auch eine bevorzugteste Konkubine, die Jagodja, ist in grausamster Weise nicht bloß einmal, sondern mehrmals ausgepeitscht worden, daß das Blut in Strömen floß. Auch die anderen Mädchen, in der Nacht... gebraucht, find am Tage mit der Nilpferd peitsche bearbeitet worden. Aber auch das rührt die edle Seele nicht, die Herrn Peters echt weibisch um seiner überschießenden Kraft willen in Schutz nimmt! Es wäre schade um jedes Wort, das man über diese Begriffsverwirrung und Begriffsverwilderung verlieren würde!“ Die Begründung des Geschlechtsverkehrs der Peters und Genoffen durch eine angebliche Zwangsabstinenz dieser Kolonialhelden wäre, wie das Blatt weiter bemerkt, „im höchsten Grade komisch, wenn es nicht gerade eine Frau wäre, die den deutschen Frauen einredet, mit fallendem Alkoholverbrauch steige die Neigung zu Ausschweifungen. Bis jetzt ist von fachverständiger und medizinischer Seite stets das Gegenteil nicht bloß behauptet, sondern auch bewiesen worden. Der Bier- und Sektkonsum der deutschen „Pioniere der Kultur“ in Ostafrika ist nicht minder groß, als er es in Deutsch-Südwestafrika und in Kamerun ist.“ Eigentümliches Pech hat Peters mit seinen Zeugen. Triumphierend verkündete er in München auf dem ihm zu Ehren veranstalteten patriotischen Festkommers, daß er demnächst in der angenehmen Lage sein werde, seine Gegner endgültig zu zerschmettern. Bald konnte man denn auch in ihm nahestehenden Blättern lesen, daß ein in London weilender gewisser Giesebrecht der Kronzeuge sei, der ihm die furchtbare Waffe in die Hand drücken werde. Daß dieser gewife – oder ungewife – Giesebrecht von der deutschen Staatsanwaltschaft steckbrieflich verfolgt wurde, daß er angeblich auf Peters' Kosten herangeschafft werden sollte, tat seiner Glaubwürdigkeit nicht den geringsten Abbruch. Seiner Aussage wurde von vornherein entscheidende Bedeutung zugemeffen. Wenn erst Giesebrecht gesprochen hat, dann, ja dann wird sich alles, alles wenden. Nun scheinen aber unterweilen zwischen ihm und Dr. Peters kleine geschäftliche Differenzen, vielleicht über die Höhe der Reisespesen und Diäten, entstanden zu sein. Denn der über ein so furchtbares Arsenal gebietende Herr Giesebrecht will nun damit auf einmal nicht die Gegner des Dr. Peters, sondern den Dr. Peters felbst „zerschmettern“. Mit berechtigter fittlicher Entrüstung gab dieser in Witten – wieder auf einer ihm zu Ehren veranstalteten patriotischen Festlichkeit – feinen Lieben und Getreuen kund und zu wissen: dieselbe Quelle, die

812 Türmers Tagebuch ihm Material angeboten habe, um „seine Gegner zu zerschmettern“, erauicke ihn jetzt mit einem Erpreffer brief, worin gedroht werde, daß, wenn er nicht innerhalb acht Tagen 10000 Mark – sage und schreibe zehntausend Mark – bezahle, Material veröffentlicht würde, das ihn, den Dr. Peters, „in ein Nichts zurückschleudern müffe“. Dr. Peters bemerkte, er habe seinem Rechtsbeistand den Brief zugesandt zur gerichtlichen Verfolgung in dem Augenblick, wo die bewußte Persönlichkeit, d. h. der vielgenannte Herr Giesebrecht, sich in den Bereich der deutschen Staatsanwaltschaft begeben werde. Ja wie denn? Sollte er denn nicht soeben noch als Kronzeuge für Peters auftreten? Trotz des Steckbriefes? Und nun ist er auf einmal ein ganz gewöhnlicher Erpreffer, der, sobald er sich in Deutschland fehen läßt, sofort verhaftet werden muß. Und ausgerechnet in dem Augenblick, wo der Giesebrecht gegen Peters mobil machen will, erinnert sich dieser rechtzeitig des noch unerledigten Steckbriefs. Auf die bloßen Ausjagen eines solchen „Zeugen“, soweit sie sich nicht etwa auf unumstößliche Tatsachen stützen sollten, ist überhaupt nichts zu gehen, gleich viel ob sie für oder gegen Peters lauten. Es muß aber festgestellt werden, daß er selbst und seine privaten und öffentlichen Trabanten gegen die Glaubwürdigkeit bei Giesebrecht nicht das geringste einzuwenden hatten, solange sie glaubten, ihn als Kronzeugen für Peters ansehen zu dürfen. Die bloße Feststellung dieser schlichten Tatsache genügt mir. Aber Peters hat noch größeres

Pech. Nämlich das, höchst selbst einen feiner besten Zeugen widerlegen zu müffen. Man erinnert sich eines zugunsten Peters' kolportierten Briefes des Herrn Jahnke, Privatsekretärs bei Peters in seiner Kilimandscharozeit. In dem Briefe, der am 20. Oktober 1891 von Jahnke an einen Freund geschrieben wurde, wird die Lage am Kilimandscharo als äußerst gefahrvoll geschildert. Mit den Gebirgsvölkern nördlich der deutschen Expedition lebten sie „in Todfeindschaft bis aufs Blut". Das eigene Leben stehe „täglich auf der Kippe". Man könne „immer auf die letzte Stunde gefaßt sein". „Daß wir sämtlich alle nur mit geladenem Gewehr im Arme schlafen, ist selbstverständlich bei diesen Verhältniffen" usw. Der Brief sollte das Vorgehen des Dr. Peters gegen die Jagodja und den schwarzen Diener Mabruk verständlich erscheinen laffen. Unter so bedrohlichen Umständen sei Peters zu den Hängeexekutionen berechtigt gewesen. Mindestens müßten sie durch das Mittel dieser ganzen Lage und Verhältniffe betrachtet werden. Nun hat sich aber Professor Dr. G. Volkens vom Botanischen Museum in Dahlem-Steglitz, der Verfaffer des Buches „Der Kilimandscharo", der Mühe unterzogen, die Behauptungen des Jahnke-Briefes - Jahnke war übrigens Mittäter bei den scheußlichen Hängereien - durch Peters selbst abführen zu laffen. „Ich stelle diesem Briefe Jahnkes", schreibt er an die „Vossische Zig", „nun zunächst, teilweise wörtlich, Außerungen feines

 Chefs, des Herrn Dr. Peters, aus derselben Zeit gegenüber, wie sie im amtlichen Kolonialblatt vom Jahre 1891 und 1892 veröffentlicht sind. Er berichtet vom 4. August 1891 an den Gouverneur v. Soden (Amtl. Kbl. 1891, S. 457), daß er in der Landschaft Marangu angekommen sei und dort die neue deutsche Station errichten werde. „Mareale, der Sultan von Marangu, ist noch ein junger Mann von gutmütigem Wesen, sicherlich intelligenter als der Durchschnittsneger und frei von Bettelhaftigkeit. Er macht einen sehr angenehmen Eindruck." „Derselbe habe", fährt er fort, „20000 Morgen Land an die kaiserliche Regierung abgetreten." Er berichtet weiter (Amtl. Kbl. 1891, S. 488), daß er am 30. August eine Expedition nach der Landschaft Rombo Mkulia (im Nordosten von Marangu) angetreten habe, deren Bewohner einer ganz anderen Raffe als die übrigen Kilimandscharobewohner angehörten und mit diesen seit jeher in Todfeindschaft lebten. Auf der Expedition begleiteten ihn 300 Soldaten der deutsch-freundlichen Sultane Fumba, Malamia, Mareale, Bar aria und Kinabo als Hilfstruppe, teilweise mit Flinten bewaffnet, welche die Warombo Mkulia geradezu verschmähen. An der Grenze von Keroa (in Rombo Mkulia gelegen), „wo meine beiden Boten ermordet waren", kommt es am 2. September zu einem Gefecht, in dem der Sergeant Schubert als einziger fällt. „Die Eingeborenen versuchten zweimal einen Maffenangriff, wurden aber ohne weiteres durch die Salven der Schützenlinie zurückgeworfen. Bis zur Dunkelheit hatten wir bis zu 50 Dörfer verbrannt. Die Gegner hatten eine Reihe von Verlusten, unter denen sich zwei ihrer Sultane, Kalunguli und Kororo, befanden, während wir keinen Mann mehr verloren. Der Zweck der Bestrafung des Landes Keroa war jedenfalls erreicht." Eine neue Bestrafung des bereits totgesagten Kororo findet trotzdem schon drei Wochen später statt, am 27. September (Amtl. Kbl. 1891, S. 549), als Dr. Peters mit dem englischen Grenzkommiffar Bateman an Keroa vorüber zum äußersten Osten am Kilimandscharo, nach Useri, zieht und dort eine friedliche Bevölkerung vorfindet. Am 11. November 1891, also drei Wochen nach dem Abgange des Jahnkebriefes und zwei Monate vor der Hinrichtung der Jagodja, schreibt Herr Dr. Peters (Amtl. Kbl. 1892, S. 20): „Ich betrachte den Aufbau der Marangustation als beendet. Sie ist so stark befestigt, daß ich sie bei genügender Bewachung und richtiger Verteidigung nicht nur für uneinnehmbar, sondern für Lanzen, mit denen wir doch hier hauptsächlich zu rechnen haben, fast unangreifbar erachte. Ich bin überzeugt, daß von nun ab die vorgesehene Besatzung von 25 Mann für die Sicherheit dieser Stellung genügend ist. Da die Gefahr im Gefecht mit Lanzen vornehmlich darin liegt, daß die Gegner die Schützenlinie überrennen, was durch meine Befestigung vollständig unmöglich gemacht wird, so können wir einem Angriff auch von Taufenden, fei

 es bei Tage, sei es bei Nacht, ruhig entgegen fehlen. Des Nachts wird die Station regelmäßig von drei Posten bewacht." In einem Bericht vom 30. Dezember 1891, also etwa eine Woche vor der Hinrichtung der Jagodja, teilt Herr Dr. Peters mit (Amtl. Kbl.

1892, S. 141), daß er fünf Leute von Marangu zum Mandscharasee (im Westen) geschickt habe, um von dort Salzproben zu holen. „Sie haben ihren Auftrag von hier aus in 13, von Kibonoto (der am Kilimandscharo im äußersten Westen gelegenen Landschaft) in fünf Tagen hin und zurück gemacht. Dies ist zugleich ein Beweis dafür, welchen Wert die nervenschwache Auffaffung hat, als müffe man immer Hunderte von Mann als Bedeckung haben, wenn man in Afrika auch nur einige hundert Schritt reifen will. Diese fünf Leute sind als Abgesandte von mir durch dichte Maffen von Maffais gereist und wohlbehalten wieder zurückgekehrt, obwohl jeder von ihnen nur etwa zehn Schuß Munition besaß." Weitere Nachrichten des Herrn Dr. Peters, die alle nicht die geringste Besorgnis zum Ausdruck bringen, deren keine irgend etwas vom Tode des Mabruk, der Jagodja und dem Vorgehen wider ihren Schutzherrn Malamia enthält, drehen sich um Gemüsebau u. dgl. Am 24. Februar 1892 verläßt Herr Dr. Peters den Berg. Ich hebe nun aus feinen vorstehenden eigenen Mitteilungen einige Punkte heraus. Der ganze Kilimandfcharo ist während der ganzen Zeit, in der Herr Dr. Peters an ihm weilt, der deutschen Macht gegenüber durchaus friedlich. Eine einzige Ausnahme macht die drei Tage östlich von der Militärstation gelegene Landschaft Rombo Mkulia. Die raffenfremden Bewohner derselben find Todfeinde aller übrigen Kilimandscharobewohner; alle Häuptlinge, die in dem Gebiete zwischen der Militärstation und Rombo Mkulia herrschen, helfen Herrn Dr. Peters, fie zu bekriegen. Ich füge hinzu, die Bewohner von Rombo Mkulia, die vorher durch die Sklavenjagden des Häuptlings Mandara von Moschi viel zu leiden gehabt hatten, laffen niemand in ihr Gebiet hinein, sie gehen aber auch niemals aus demselben heraus. Sie verschmähen den Gebrauch von Schießwaffen und find viel zu schwach an Mannschaft, um sich als Angreifer gebärden zu können. – Die deutsche Militärstation Marangu ist zur Zeit, als Herr Jahnke feinen Brief schreibt, bereits fo fest, daß sie dem Angriff Taufen der widerstehen kann, selbst wenn sie nur von 25 Mann belegt und nachts von drei Mann bewacht wird. Herr Jahnke aber schläft jede Nacht mit dem Gewehr im Arm und fürchtet in jeder Woche einen Überfall. Entweder ist das nicht wahr, was Herr Jahnke schreibt, oder er ist ein jämmerlicher Hafenfuß." Der eine Kronzeuge ein steckbrieflich verfolgter „Erpreffer", der andere ein bramarbasierender „Hasenfuß", deffen renommitische Aufschneidereien – „so lag ich und so führt" ich meine Klinge!" – sein Herr und Meister selbst in amtlichen Schriftstücken ins rechte Licht rückt. Ja, wenn der Mensch

Türmers Tagebuch 815 Pech hat! Auch des Herrn Generals v. Liebert pessimistische Darlegungen vor dem Münchener Gerichtshof über die einzig mögliche Petersmethode bei Behandlung der Schwarzen konnte ja prompt durch einen früher gehaltenen Vortrag eben des felben Herrn Generals v. Liebert widerlegt werden. Darin hatte sich der Herr General auf Grund eigener Erfahrungen in fast entgegengesetztem Sinne, etwa in dem wohlwollenden des Missionars Pater Acker geäußert. Also auch hier: – „Zurück, du rettet den Freund nicht mehr!" Dafür aber hat Herr v. Liebert die Genugtuung, sich selbst gerettet zu haben – vor der Strafverfolgung wegen einer Richterbeleidigung, wie fie in folcher Schwere in gebildeten Kreisen wohl noch nie gefallen ist. – Ohne sonderliche Beschwer. Denn eigentlich war's Fürst Bülow, der auch noch diese Last auf seine den Reichsapfel tragenden Schultern lud. Wenn's doch auch andern Sterblichen so leicht gemacht würde! Dann wäre ja das Richterbeleidigen ein wahrer Genuß. Käme man doch dadurch zu einem äußerst schätzbaren und intereffanten persönlichen Briefwechsel mit dem liebenswürdigsten und geistreichsten aller Kanzler und Fürsten. Es ist schon vorgekommen, daß ein Redakteur wegen eines Ausrufungszeichens, das er hinter ein von ihm abgedrucktes Urteil zu setzen die Verwegenheit hatte, empfindlich bestraft wurde, Von den Fällen, wo es gegen Preßverbrecher Monate Gefängnis hagelt, während man als Unbeteiligter dem Verurteilten die Hand drücken möchte, um dem Ehrenmanne für fein tapferes Vorgehen zu danken, wird freilich in den meisten „nationalen" und „patriotischen" Blättern wenig Aufhebens gemacht, weil sie ja selbst kaum „in die Lage" kommen können. Aber diese Preßsünder brauchen in Zukunft nichts mehr zu besorgen. Soll irgendwelche Anklage wegen irgendwelcher despektierlichen Außerung gegen sie erhoben werden, – prompt finden sie in ihrem Briefkasten ein Schreiben des Fürsten Bülow, worin er sich in zuvorkommendster Weise die ergebene Frage erlaubt, in welchem Sinne Adreffat die inkriminierte Außerung verstanden wissen wolle? Jedenfalls doch nur im günstigsten, da die Absicht einer Beleidigung

wohl ausgeschloffen sei? Freudig bestätigt Adreffat, daß Se. Durchlaucht wie immer, so auch hier, den Nagel auf den Kopf getroffen habe, unterläßt auch nicht, für die gleichzeitig an ihn gerichtete liebenswürdige Frage nach feinem Befinden ganz gehorsamst zu danken. Der Fall als solcher ist damit natürlich endgültig erledigt, er hat aber noch manche Annehmlichkeit für den also Geehrten im Gefolge. Nachdem einmal die persönlichen Beziehungen angebahnt find, werden Einladungen ins Reichskanzlerpalais zu einem gemütlichen Beisammensein beim Frühstück oder Tee sicher nicht ausbleiben. – Leider scheint diese meines Erachtens allein berechtigte Auffaffung des Falles, sowie auch der sich aus ihm von selbst ergebenden Folgen noch keineswegs Gemeingut aller deutschen Publizisten zu sein. So äußert sich z. B. die „Zeit am Montag“ ohne jegliches Verständnis für die liebenswürdigen Absichten des Fürsten: „Wenn es wirklich zutreffend wäre,

 daß in Deutschland das gleiche Recht für alle herrscht, daß es Rücksichten des Standes und Ranges auf dem Gebiete der Rechtspflege nicht gibt, dann hätte der Herr Generalleutnant wegen schwerer Beamtenbeleidigung. unbedingt zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden müffen. Ein liberales Blatt hat der Meinung Ausdruck gegeben, daß jeder andere Staatsbürger, der sich in ähnlicher Weise vergangen hätte, mindestens zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden wäre. Daß es in dem vorliegenden Fall zu fo schwerer Verurteilung kommen könnte, nahm allerdings niemand an. Immerhin aber fehlte es nicht an naiven Zeitgenoffen, die da wähnten, der Herr Generalleutnant werde sich wegen jener unerhörten Beleidigung auf alle Fälle zu verantworten haben, wenn auch nicht vor einem bürgerlichen, so doch wenigstens vor einem militärischen Gerichtshof. Die Schwarzseher freilich, von denen die Steuerleute des allerneuesten Kurses nichts wissen wollen, waren von vornherein der Ansicht, daß alles würde aufgeboten werden, um den Mann, an den vor der Reichstagswahl Fürst Bülow den bekannten Brief schrieb, vor Verantwortung und Strafe zu bewahren. Und die leidigen Schwarzseher, die nörgelnden Pessimisten sollten wieder einmal recht behalten. Dem Generalleutnant z. D. v. Liebert wird kein Härlein gekrümmt werden. Er hat schwere Schuld auf sich geladen und geht straffrei aus. Wie sprödes Glas zerschellt die schöne Theorie von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz an der harten Tatsache, daß dieser Mann einen hohen militärischen Rang bekleidet und eine der anerkannten Staatsstützen ist. Ein Mann in feiner Lage und Stellung kann anscheinend ungestraft sich schwerste Beamtenbeleidigung zuschulden kommen laffen. Er darf das heiligste Palladium des modernen Staates, die Rechtsprechung in ihren vornehmsten Trägern aufs gemeinte verunglimpfen und braucht dennoch keiner Strafe gewärtig zu sein. Fürst Bülow selbst hat sich des Herrn Generalleutnants angenommen. Er hat sich als Mittler aufgeworfen zwischen ihm und der beleidigten Majestät des Gesetzes, indem er Herrn v. Liebert um eine Außerung in dieser Angelegenheit ersuchen ließ. Herr v. Liebert aber wußte folches wohlwollende Entgegenkommen zu würdigen. Er hat sich schriftlich als Gutachter über seinen Fall geäußert. In einem Antwortschreiben erklärte er, daß er den Vorwurf, der in dem von ihm vor dem Schöffengericht zu München abgegebenen Gutachten gegen die Disziplinargerichte und die beteiligten Richter „gefunden werden könne“, zurücknehme. Am Schluß seines Schreibens sagte er dann noch, er bedauere lebhaft die von ihm im Eifer der Rede gebrauchten scharfen Worte und versichere, daß ihm eine Herabjetzung der erkennenden Gerichte und eine Verletzung der Amtsehre der beteiligten Richter ferngelegen habe. Für ein größeres Entgegenkommen war der Mann möglicherweise nicht zu haben. Vielleicht wurde aber auch gar nicht mehr von ihm gefordert. Gewichtige staatliche Intereffen standen auf dem Spiel. Der Herr

 Reichskanzler konnte nicht gut von demjenigen, den er selbst zum Wahlmacher ernannt hatte, verlangen, daß er sich allzu tief demütige. Mit der Erklärung, die Herr v. Liebert voll liebenswürdigen Entgegenkommens abgab, werden daher wohl oder übel auch die noch lebenden Mitglieder der beiden so schwer beleidigten Gerichtshöfe sich zufriedengeben müffen... Mit diesem formalen Rückzug des bekannten Oberscharfmachers und Sozialistenfreffers ist nun allem Anschein nach der Fall erledigt, der weit über Deutschlands Grenzen hinaus so ungeheures Aufsehen erregt hat. Wenn dem aber wirklich so ist, dann hat fortan jeder, den danach gelüstet, der deutschen Rechtsprechung und ihren Vertretern eins

auszuwischen, das Recht, zu fagen, unsere Justiz und ihre Repräsentanten seien in der ehrenrührigsten Weise verunglimpft worden, ohne daß der, welcher sich deffen erdreistet, ernstlich zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Es ist zwei hohen Gerichtshöfen durch einen Mann in Offiziersrang ein fittlicher Makel angehängt worden, und die einzige Genugtuung, die der Miffetäter hierfür leistete, bestand darin, daß er sich zu einer Erklärung herbeiließ, zu der nicht einmal er selbst den Anstoß zu geben brauchte. Des Reiches erster Beamter hat die Hand dazu geliehen, einen Schuldigen der Strafe zu entziehen, vor der sonst nichts den Tollkühnen retten konnte, der mit Bezugnahme auf einen bestimmten Fall von Justizfchande und Schandjustiz gesprochen hatte.. An dieser bedenklichen Tatsache ist nicht zu rütteln. Sie spottet aller Beschönigungskünste, und sie beweist überdies, daß es lächerlicher Humbug ist, von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz zu sprechen. Vor dem Gesetz find nicht alle gleich. Es werden in der Tat Unterschiede gemacht, und was der eine ungescheut wagen darf, trägt dem anderen schwere Strafe ein. Das wußten die Aufgeklärteren unter den Zeitgenoffen zwar schon längst, die weniger Aufgeklärten aber überließen sich doch noch immer dem holden Wahn, daß wenigstens auf diesem Gebiete ideale Zustände bei uns herrschen. Vorkommniffe wie das hier besprochene find aber ganz geeignet, diesen Wahnglauben wirksam zu widerlegen. Unter diesem Gesichtspunkte gesehen, ist auch der Ausgang der Affäre Liebert ein keineswegs ganz unerfreuliches Zeitereignis. Das ist allerdings nicht das Verdienst des Reichskanzlers, der sich ja auch an seinen sonstigen Verdiensten genügen laffen kann, über die er sich als gelegentlicher fachverständiger Gutachter stets so befriedigt zu äußern pflegt." Das Betrübendste an der ganzen Affäre sei, meint die „Berl. Zeitung a. M.", daß jedermann sich fofort fagte: „Da kommt nix nach!" „Die Beleidigung, welche Herr v. Liebert ausgesprochen hat, ist hinsichtlich ihres Inhaltes die stärkste, hinsichtlich der davon betroffenen Stelle die gewichtigste, die überhaupt ausgesprochen werden kann, und trotz alledem fagte jedermann: „Da kommt nix nach!" Diese allgemeine Zuversicht in die Immunität der pensionierten Generalleutnants ist nicht schmeichelhaft für die noch lebenden Richter im Peters-

 prozeß von 1896, denn wenn diese Herren ernstlich auf einer Strafverfolgung des Herrn v. Liebert bestanden hätten, so wäre sie nicht zu vermeiden gewesen; diese allgemeine Zuversicht ist aber in viel höherem Grade ein Maßstab für das Vertrauen unseres Publikums auf die Gleichheit unserer Bürger vor dem Gesetz. Einige Zeitungen versuchen jetzt Versteck zu spielen und preisen die friedliche Beilegung der Sache; man müffe sich bei Beleidigungen nicht immer gleich in die Haare fallen, sondern sich mit einer ehrlichen Abbitte begnügen. Wenn diese Einkehr zur Friedfertigkeit sich nur nicht zum allerersten Male bei dem Generalleutnant und konfervativen Parteiagitator gezeigt hätte, während sie bisher jedem anderen Bürger bei viel geringerem Anlaß verfagt geblieben ist und auch in Zukunft versagt bleiben wird! Denn daß der Fall Liebert kein Präzedens sein wird für andere Fälle, dessen kann man gewiß fein. Es wird sich daher nach wie vor empfehlen, daß jeder gewöhnliche preußische Staatsbürger feine Zunge fest im Zaume hält. Ein ganz besonderes Item ergibt sich aber aus der Tatsache, daß der höchste Beamte des Reiches und Preußens, der Reichskanzler, hier als Schiedsmann aufgetreten ist. Dadurch war es den beleidigten Mitgliedern des höchsten Disziplinargerichtes von vornherein klar, daß ihr Vorgefetzter, eben dieser Schiedsmann, eine Bestrafung des Beleidigers nicht wünsche. Herr v. Liebert hat im Bewußtsein feiner Immunität sich keine grauen Haare wachsen laffen; wenn er aufrichtig Reue empfunden hätte, so hätte er noch im Verlaufe des Münchener Prozeffes, mindestens aber bald darauf, Abbitte leisten müffen. Statt dessen hat er die Sache an sich kommen laffen, und der Reichskanzler kann noch heilfroh fein, daß Herr v. Liebert sich zu einer kühlen Revokation schließlich beaquemt hat. Andernfalls wäre die Sache für den Herrn v. Bülow schlimmer ausgelaufen als für den Herrn v. Liebert. Um die hohen richterlichen Beamten, die doch eigentlich die Hauptpersonen bei der Geschichte waren, wird sich der Reichskanzler keine Sorge gemacht haben. Ihrer Friedfertigkeit glaubte er anscheinend gewiß zu sein. Während man dem Volke die Majestät des Gesetzes mit Zungen predigt und mit harten Strafen einschärft, steht der Reichskanzler liebend vor Herrn v. Liebert, um ihm die Berührung mit eben

dieser Majestät des Gesetzes zu ersparen. Diese Befliffenheit muß nicht nur niederschlagend auf das Rechtsbewußtsein wirken, sondern auch das allgemeine peinliche Empfinden wesentlich verstärken, als gebe es bei uns zulande eine Kameraderie, der in besonderen Nöten treu, hold und gewärtig zu sein selbst der erste Beamte dieses großen Reiches sich nicht entschlagen kann oder darf." Die so ausgestreute Saat beginnt bereits fröhlich zu sprießen. In Königsberg hatte sich ein sozialdemokratischer Redakteur wegen angeblicher Beleidigung des Oberkriegsgerichts zu verantworten. Gefunden wurde die Beleidigung in dem Bericht über eine Verhandlung vor diesem Gericht.

Türmers Tagebuch 819 Der Angeklagte gab ohne weiteres zu, daß der fonst fehr zuverläffige Berichterstatter, der ihm den Bericht gebracht, sich in dem beanstandeten Punkte geirrt, was Angeklagter auch bereits in einer vom Kriegsgericht verlangten Berichtigung öffentlich zugegeben habe. Trotzdem beantragte der Staatsanwalt – fechs Monate Gefängnis! Der Verteidiger wies zunächst die Behauptung des Staatsanwalts zurück: es handle sich um eine schwere absichtliche Beleidigung, die auch nicht durch die Zurücknahme des Angeklagten gemildert werde. Dann aber wandte er sich mit den Worten an die Richter: „Nimmt man aber wirklich an, es läge hier eine Beleidigung vor, so kann sie unter den gegebenen Umständen doch unmöglich so sehr ins Gewicht fallen, daß eine solch hohe Strafe gerechtfertigt ist, wenn man bedenkt, daß ein Generalleutnant Liebert gegen eine hohe Behörde fchwere Beleidigungen öffentlich ausstoßen durfte, ohne daß gegen ihn überhaupt Anklage erhoben wurde. Begnügt man sich dort mit einer von ihm abgegebenen Erklärung, dann muß man auch dem Angeklagten glauben, daß er nicht die Absicht hatte zu beleidigen, und kann ihm höchstens eine geringe Geldstrafe auferlegen." Das Gericht erkannte an, daß der Angeklagte den Bericht in gutem Glauben gebracht habe, verurteilte ihn aber gleichwohl zu 300 Mark Geldstrafe. Wieso in der Veröffentlichung eines Berichts, von dessen Wahrheit man auch nach Ansicht des Gerichts ehrlich überzeugt ist, die Absicht einer Beleidigung gefunden werden kann, ist dem Laienverstande unerfindlich. Wie ferner der Staatsanwalt unter folchen Umständen eine Gefängnisstrafe von fechs Monaten beantragen kann, entzieht sich vollends dem juristisch ungeschulten Verständnis. Vielleicht weil der Angeklagte bereits wegen Preßvergehen mehrfach vorbestraft war? Sollte das wirklich ein ausreichender Grund sein, einen Menschen auf sechs Monate ins Gefängnis zu schicken? Nur weil er nicht mit der entfernten Möglichkeit gerechnet hat, daß auch ein noch so zuverlässiger Gewährsmann sich doch vielleicht einmal irren könne? Du lieber Himmel, wer fäße dann nicht im Gefängnis? Und nicht zuletzt von Staatsanwälten, deren Behauptungen ja so oft von den Gerichten als irrtümliche festgestellt werden? Gegen den angeklagten Redakteur beantragt der Staatsanwalt sechs Monate Gefängnis wegen eines in gutem Glauben begangenen Irrtums. General v. Liebert nennt Urteile höchster Gerichtshöfe an Gerichtsstelle schlankweg „Justizmord" und „Schandfleck für das gesamte deutsche Volk" –: es wird überhaupt keine Anklage erhoben. Gleiches Recht für alle. e ht Der Fall Liebert ist aber nicht der einzige Prüfstein, an dem sich die Langmut und Nachsicht hoher Behörden gegen Verunglimpfungen und Verdächtigungen von „staatserhaltender", „nationaler" und „patriotischer"

820 Türmers Tagebuch Seite in jüngster Zeit erproben durfte. Noch zäher fast hat sie der ArendtPetersschen hochromantischen „Kolonialkiste" widerstanden. Bekanntlich stellten sich die eidlichen Aussagen des Abgeordneten Dr. Arendt vor dem Münchener Gerichtshofe in schroffsten Gegensatz zu den gleichfalls beschworenen der Frau Direktor Kayser und den schriftlichen Aufzeichnungen ihres verstorbenen Gatten. Nun verfügt ja Dr. Arendt über ausgiebiges Material, durch das er verblüffende Aufklärung zu seinen und Dr. Peters Gunsten schaffen und die Gegenpartei völlig zerschmettern kann. Das heißt: er – hat darüber verfügt. Denn leider, leider ist es ihm – abhanden gekommen. Auf höchst geheimnisvolle Weise. In einer Kiste. Auch diese Kiste gehört zu den geheimnisvollsten Kisten, die je in der Kriminalgeschichte eine Rolle gespielt haben. Man denkt vielleicht an die Kisten, in denen Verbrecher ihre gemordeten Opfer verpackt und verfrachtet haben. Oder an die, in der vor einigen Jahren jenes kecke Schneiderlein als blinder Paffagier eine mitteleuropäische Rundreise unternahm. Aber die Kiste des Dr. Arendt ist noch viel, viel geheimnisvoller. Denn sie enthält in

Gestalt von Briefen hochpolitische Enthüllungen, die für die Beurteilung unserer Kolonialpolitik, insbesondere auch der Petersaffäre, nicht zuletzt aber für Herrn Dr. Arendt selbst von unermeßlicher Tragweite find. Um so tiefer zu beklagen ist, daß diese unschätzbare, diese geradezu unersetzliche, diese köstliche Kiste verschwunden oder doch ihres wertvollsten Inhalts beraubt worden ist. Kein Zweifel, hier sind verbrecherische Hände im Spiel! Hier liegen dunkle Machenschaften vor, die sich noch in ein tiefes Geheimnis hüllen! Offenbar hat sich die unterirdisch wühlende Gegenpartei der unbezahlbaren Kiste bemächtigt, sie zu nächtlicher Stunde beim Scheine einer Blendlaterne in einem düsteren Keller erbrochen und die tödlichen Urkunden, deren bloße Veröffentlichung die vernichtet hätte, aus der Welt geschafft. Aber Herr Dr. Arendt und seine Freunde wachen. Sie sind dem Verbrechen auch bereits auf der Spur. Und diese Spur – man schaudert bei dem bloßen Gedanken an solche menschliche Verworfenheit – diese Spur führt nirgend anderswohin als direkt – ins Kaiserliche Auswärtige Amt. In der Wilhelmstraße zu Berlin ist die Kiste gelandet. In der Wilhelmstraße zu Berlin befindet sich aber bekanntlich auch das Kaiserliche Auswärtige Amt. Na, also – – – Mit diesen Andeutungen begnügt sich die publizistische Vertretung des Herrn Dr. Arendt. Sie sind weniger dunkel als deutlich. So deutlich, daß man sich nicht genug wundern kann, wie auf der einen Seite „staatserhaltende“ Blätter derartige Bezichtigungen glatt übernehmen können, auf der anderen aber die Verdächtigten sie mit wahrhaft himmlischer Geduld seelenruhig über sich ergehen laffen. Das, auch nachdem der „Vorwärts“ volle Schalen feines Hohnes darüber ausgegoffen hat, daß sich hier eine hohe kaiserliche Behörde in mehr oder minder verblümter Form eines gemeinen Verbrechens verdächtigen laffe. Nur zur Kennzeichnung der naiven Dreistigkeit, mit der dieser ganze ebenso lächerliche wie hanebüchene Schauerroman kol-

Türmers Tagebuch 821 portiert wurde, erwähne ich beiläufig die Tatsache, daß der Vorwärts den wirklichen Sachverhalt mit Leichtigkeit feststellen konnte. Danach ist die famose Kiste tatsächlich irrtümlich vom Spediteur in irgendeinem Hause der Wilhelmstraße abgeladen worden. Daß dieses Haus mit dem Auswärtigen Amt so wenig zu tun hat, wie ein x-beliebiges anderes in der Invaliden- oder Ackerstraße, ist wohl selbstverständlich. k e se Nicht umsonst leben wir im Zeitalter der Ferdinand Bonnschen Sherlock-Holmes-Aufführungen und der Nick Carter Company. Ist doch in unserem friedfertigen Deutschland, der frommen Kinderstube, nichts Geringeres entdeckt worden als eine wirkliche und wahrhaftige Verschwörerbande. Und das noch gar im heiligen Münster, unter frommen katholifchen Christen! Ja, sie haben sich sogar nicht gescheut, aus ihrem verbrecherischen Dunkel hervorzutreten, die allzu Kecken haben sich erdreistet, an das Oberhaupt ihrer Kirche, den Papst zu Rom, eine – Bittschrift zu senden, in der sie vom Heiligen Vater eine auch nur um ein Geringes mildere und modernere Handhabung des Index librorum prohibitorum ganz gehorsamst erflehen.. In dem hochverräterischen Schriftstück heißt es: „Vor allen Dingen bitten wir, Heiliger Vater, um allgemeine Vorschriften des Glaubens und der Moral, die der modernen Richtung entsprechend modifiziert find. Auf alle Fälle gefalle es Sr. Heiligkeit, mit einer Nachprüfung der bisher erfolgten Entscheidung feste Garantien für die Zukunft zu geben, daß die nationale Indizierung auf ein minimales Maß zu befchränken und nach Möglichkeit ganz aufzuheben ist oder ganz auf gehoben wird. Wenn der Heilige Vater die vollständige Abschaffung der nominellen Verurteilung nicht durchführt, gefalle es, den Indexdekreten für immer alles das zu nehmen, was das Nationalgefühl zurückweist, das heißt vor allem die Verurteilung ohne Anhören des Beschuldigten, die Geheimhaltung der Gründe der Verurteilung gegenüber dem Verurteilten und endlich die dem Verurteilten auferlegte Verpflichtung zum Schweigen ohne die gleichzeitige Verpflichtung gleicher Art an alle Gegner, und es gefalle dem Heiligen Vater anzuordnen, daß jedem beschuldigten Kandidaten die Möglichkeit zusteht, sich schriftlich und mündlich schon vor der Indizierung zu verteidigen, die Meinung zu klären und zu beruhigen; daß ferner alle Gründe, die zur Ansetzung auf den Index führen, genannt werden; ferner daß zum Schluß die Verpflichtung des Stillschweigens nicht nur den Befchuldigten, sondern auch feine Gegner umfaffen soll. Außerdem bitten wir, daß der Befehl, daß jedem Katholiken und Autor, bevor er auf den Index gesetzt wird, immer vertraulicherweise eine Frist gesetzt werde, in der er, um die Verurteilung zu vermeiden, sein Werk vom Büchermarkt zurückziehen und

modifizieren oder die inkriminierte Stelle unterdrücken kann. Ferner soll es möglich sein, die bereits in Verkauf gebrachten Exemplare durch öffentliche Erklärung und Korrekturen

822 Türmers Tagebuch verbeffern zu können. Schließlich bitten wir ergebent, daß die spezielle Exkommunikation beseitigt werde.“ Die Bittschrift schließt mit der Versicherung unbedingten Gehorsams, wie auch der Spruch des Papstes ausfallen möge: „Der Erneuerung in Christus möge alles dienen, Heiligster Vater, alles und alles in allem der Kirche zum Heile und Segen, der Christenheit zur Wehr, Christus zum Siege und Gott zur Ehr'! In diesem Sinne sind und bleiben wir, Heiligster Vater, wie auch immer Deine Entscheidung ausfallen möge, Deine und der Heiligen Kirche treugehorsamen Söhne...“ Diese „treugehorsamen Söhne der Heiligen Kirche“ aber find in den Augen der diensttuenden Jesuiten im Vatikan und des von ihnen übel beratenen Papstes häretische Verschwörer, ihre Führer, zu denen auch Zentrumsabgeordnete gehören, nach dem päpstlichen Leiborgan, dem „Osservatore Romano“, „geistliche Bandenführer“. Daß deutsche Katholiken überhaupt den Entschluß fanden, an den Stäben des Index-Gitters zu rütteln, wenn auch noch so behutsam und bescheiden, darf als ein posthumes Verdienst des berühmten verstorbenen Theologieprofeffors Herman Schell angesehen werden. Den Türmerlesern steht er als ständiger hochverehrter Mitarbeiter in rühmlichstem Andenken. Der Türmer und Schell blieben einander treu auch nach einer fogenannten „löblichen Unterwerfung“, über deren wahrhaft ideale, großzügige Beweggründe der Türmer nicht einen Augenblick im Zweifel bleiben konnte. Diese „Unterwerfung“ war zudem in der Tat nur eine sogenannte. Das geht auch aus einem eigenhändigen Schreiben Schells hervor, in dem er ausdrücklich bestreitet, im Januar 1904 Thesen unterzeichnet zu haben, und betont, daß Bischof Schlör ihm wohl solche vorgelesen behufs einer Aussprache, fie zu unterzeichnen. Schell aber gar nicht zugemutet habe. So trägt denn auch das vom 24. Januar 1904 datierte Protokoll nur die Unterschrift des Bischofs Schlör. Die „Augsburger Abendzeitung“, die das Schreiben Schells mit einer Reihe anderer eigenhändiger von ihm veröffentlicht, stellt auf Grund ihres gesamten Materials fest, daß Schell auch am 6. Dezember 1905 nicht widerrufen, sondern nur feine Lehre gegen die falsche Auslegung und Konsequenzmacherei eines Gegners, des Jesuiten Stufler, interpretiert hat, indem er Stuflers falsche Unterstellungen verwarf, an seiner wahren Auffaffung aber festhielt. „Alle Welt erinnert sich noch“, so vergegenwärtigt klar und eindringlich die „Neue Zürcher Zeitung“ den Fall, „- des ungeheuern Aufsehens, das vor einigen Jahren die Nachricht erregte, der hl. Stuhl habe alle Werke des bekannten Würzburger Theologen Herman Schell auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Daß einzelne Schriften katholischer Gelehrten zensuriert werden, kommt ja öfter vor; daß aber gleich alle Werke eines Autors auf einmal geächtet werden, ist ein seltener Fall, der daher mit Recht das größte Befremden hervorrief. Er legte die starke Vermutung nahe, es handle sich da weniger um einzelne Lehren, denn vielmehr um die

Türmers Tagebuch 823 Gefamtrichtung des Mannes, daß er selbst und sein ganzes Wirken als verdächtig und anstößig erscheine. Und so war es auch. Drei Dinge waren es, die man Schell niemals verzieh. Einmal fein unermüdliches Eintreten für eine Verständigung und Aussöhnung des Katholizismus mit den Errungenschaften und Anforderungen der Gegenwart, während der offizielle Katholizismus noch immer auf dem Boden der mittelalterlichsten Scholastik und des Thomismus steht, der ja von Leo XIII. ausdrücklich zur kirchlichen Schultheologie erhoben wurde. Sodann fein entschiedenes Streben, eine Verinnerlichung und Vertiefung des religiösen Lebens herbeizuführen, das sich unter dem unheilvollen Einfluß römisch-jesuitischer Einrichtungen und Bräuche mehr und mehr zum ödesten Sakraments- und Gebetsmechanismus zu verflachen drohte. Endlich fein deutsch-nationales Empfinden und Wirken, das Anerkennung der deutschen Eigenart auch im kirchlichen Leben zu fordern wagte und den übermächtigen welschen und verwelschenden Elementen des herrschenden Katholizismus in tiefster Seele verhaßt war. Dazu kam dann noch die gewaltige faszinierende Persönlichkeit Schells selbst, der bestrickende Zauber, der von ihm ausging und alle ergriff, die in feinen Bannkreis traten, die feurige Begeisterung, die feine hinreißenden Vorträge überall auslösten, wohin er feinen Fuß setzte. Denn nicht bloß vom Katheder aus sprach er, nicht bloß von der Kanzel der stets dicht bevölkerten Würzburger Universitätskirche richtete er seine

flammenden Worte an die vornehmsten Kreise der Stadt, in allen größeren Städten hielt er unter riesigem Zudrange apologetische Vorträge ab und entfaltete so eine weitausgreifende, staunenerregende Tätigkeit. Erschienen den reaktionärkirchlichen Gegnern schon eine freiheitlich gerichteten Lehren und Grundsätze bedenklich, so mußte ihnen eine fie beängstigende Tätigkeit und das vollgerüttelte Maß wärmster Verehrung, deren er sich in allen Schichten der Bevölkerung, namentlich unter den Studenten erfreute, noch gefährlicher vorkommen. Darum mußte Schell unfchädlich gemacht werden, und so kam das Verbot einer Schriften. Dieses Verbot reichte viel weiter, als sich manch gutmütiger Landpfarrer und wohlmeinender Laie in seiner Herzens einfalt träumen ließ. Es sollte Schell für immer unmöglich machen. Mit Sicherheit rechnete man darauf, daß er sich der päpstlichen Entscheidung, die eine Vernichtung eines wissenschaftlichen Lebenswerkes bedeutete, nicht fügen werde; dann aber konnte man ihn als Rebellen wider die kirchliche Autorität brandmarken und vom Lehramte verdrängen. Schell durch schaute den teuflischen Plan und vereitelte ihn, indem er fich dem römischen Urteilsspruch beugte. Die Gegner waren eine Zeitlang über diese unerwartete Wendung ganz starr. Bald aber fanden sie sich und ihre alte, haßerfüllte Eifersucht wieder und begannen die frisch-frohe Hetze von neuem. Ein Innsbrucker Jesuitenpater führte den Reigen und schleuderte in einer Reihe von Schriften und Abhandlungen die infamsten Verdächtigungen wider den Würzburger Theologen, der sich nur äußerlich unterworfen habe und noch immer nicht

 aufhöre, das Gift feiner unkirchlichen Lehren zu verbreiten. Schon war eine neue Anklage wider Schell in Rom anhängig, da erlag der edle, ebenso heißgeliebte wie gehaßte Mann jäh einem tückischen Herzleiden. Seine Leichenfeier gestaltete sich zu einer erschütternden Trauerkundgebung. Der Erzbischof von Bamberg sprach ergreifende Worte an seinem Grabe; ein treuer Freund und Kollege verglich in seiner Trauerrede beim akademischen Gottesdienste fein gottbegnadetes Lehren und Wirken mit dem Opferleben des Völkerapostels, und eine stattliche Schar aufrichtiger Verehrer und Anhänger steuerte ihr Scherflein zusammen, um ihm ein würdiges Grabmal zu schaffen. Aber der Haß wider. Schell und feine Ideale machten vor seiner Totengruft nicht Halt. Es erschienen neue hämische Artikel und Aufsätze; den Vogel schoß aber Ernst Commer ab, der Wiener Dogmatiker, ein willenloses Sprachrohr der Jesuiten. Er veröffentlichte ein Buch über Herman Schell, worin er in der Verunglimpfung seines ehemaligen Universitätsfreundes, dessen Lehren und Anschauungen er in der schamlosesten Weise entstellte, ganz Unglaubliches leistete. Zwar nahm sich der Würzburger Professor Kiefl, der schon früher dem Jesuiten Stufler sehr entschieden entgegengetreten war, seines verewigten Kollegen mit ebensoviel Geist wie Wärme an. Aber es zeigte sich bald, daß sich Commer ruhig hatte foweit vorwagen dürfen, da er sich den Rücken gedeckt wußte. Der Erzbischof von Köln, ein Mann, der sich für die Wiffenschaften wenig interessierte, aber ein mit um fo stärkeren hierarchischen Instinkten ausgestatteter, ob seines herrischen Regimentes gefürchteter Prälat, identifizierte sich mit dem Commerschen Machwerk. Noch mehr: Sogar der Papst richtete ein Schreiben an den Wiener Dogmatiker, worin er ihn zu seiner Schrift wider. Schell beglückwünschte und die Leute tadelte, „die kein Bedenken tragen, Schells Lehren zu empfehlen und ihn selbst mit Lobprüchen fo zu erheben, als ob er Hauptverteidiger des Glaubens gewesen sei, ein Mann, den man sogar mit dem Apostel Paulus vergleichen dürfe und durchaus würdig, daß feinem Gedächtnis durch Errichtung eines Denkmals die Bewunderung der Nachwelt gesichert werde. Aber freilich, die fo denken, müffen als Leute gelten, die in Unkenntnis der katholischen Lehre befangen find oder der Autorität des Apostolischen Stuhles Widerstand leisten!“ Dieses Schreiben des Papstes, datiert vom 16. Juni ds. Js, erregte in katholischen Kreisen Deutschlands und besonders Bayerns das peinlichste Aufsehen. All die zahllosen deutschen Katholiken, die Schell persönlich gekannt und gehört oder doch eine Schriften gelesen hatten, waren aufs tiefste empört und entrüstet über die maßlose Dreistigkeit der Gegner Schells, die den Papst in der einseitigsten Weise zu unterrichten und zur Empfehlung eines Buches zu verleiten gewagt hatten, das von Entstellungen und Verdrehungen strotzt und einen wahren Schandfleck der katholischen Literatur bildet. All die Männer, die den Aufruf zu einer Sammlung für das

Türmers Tagebuch 825 Schelldenkmal unterschrieben oder einen Beitrag gezeichnet hatten, sollten, wie das päpstliche Schreiben behauptete, „in Unkenntnis der katholischen Lehre“ befangen sein, und dazu gehörte der Erzbischof von Bamberg, der Bischof von Regensburg, die Intelligenzen des bayrischen Episkopats und ehemalige Hochschullehrer; dazu gehörten die angesehensten katholischen Theologen und Universitätsprofefforen, dazu gehörten die glänzendsten Namen des katholischen Laientums! Nicht einmal die Pietät, die man dem Tode schuldet, sollte dem heimgegangenen Schell zuteil werden, dem größten Theologen des katholischen Deutschlands, defen „Sittenreinheit, Frömmigkeit, Eifer für die Verteidigung der Religion und andere Tugenden“ sogar vom Papst selbst gerühmt werden mußten... So können Theologen haffen, so kann die Kirche haffen, die Liebe predigt! Der unverzeihliche Schlag, den die römische Kurie wider den deutfchen Katholizismus führen zu müffen meinte, schadet nicht dem Andenken Schells, dessen Bild, von der Gloriole ungerechter Verfolgung verklärt, allen feinen Anhängern nur um so leuchtender und verehrungswürdiger strahlt; wohl aber schadet es dem Ansehen des Papsttums und des Katholizismus ganz unabsehbar und entfremdet ihm die weitesten Sympathien...“ Wie sieht nun der Mann aus, den der Papst zu feinem Vorgehen gegen Schell und feine Verehrer so herzlich beglückwünschte? Die gutkatholische „Kölnische Volkszeitung“ zeichnet uns ein Porträt: „Heute kann man es nicht mehr anders als peinlich empfinden, daß ein Mann, der den Theologen Schell länger als ein Jahrzehnt umfchmeichelte, es wagen durfte, den Toten als Häretiker und innerlich von der Kirche abgefallen zu fchmähen, während er bei der ersten Nachricht von feiner Indizierung (Februar 1899) fein herzlichstes Bedauern aussprach, „daß der wiffen fchaftlichen Erörterung in dieser Weise vorgegriffen ist und deine edlen Absichten nicht so anerkannt sind, wie sie es verdienten.“() Dieses peinliche Empfinden sehen wir gerade bei den treuesten Katholiken, denen die allgemeine Anerkennung der Autorität des Heiligen Vaters über alles am Herzen liegt. Commer faßt seine Ausstellungen in den Worten zusammen: „Schell, an dir ist nicht viel Katholisches mehr.“ Diese Ausstellungen richten fich zumeist gegen Schells Dogmatik, zu deren Vollendung ihm der felbe Commer 1893 mit aufrichtiger Bewunderung herzlich gratulierte, denn: „fie bringt neue Bewegung in unsere Stagnation, und für die Außenstehenden ist sie eine Brücke, über welche fiel zur wahren Kirche kommen können.“ So hohes Lob an den Lebenden läßt sich nicht vereinbaren mit dem so scharfen Gericht über den Toten...“ Profeffor Merkle aber, der Dekan der katholischen Fakultät Würzburg, defen Rücktritt das bayerische Kultusministerium nicht angenommen hat, fagte in einer von fortgesetztem tosenden Beifall unterbrochenen Rede auf dem Festkommers einer katholischen Studentenverbindung: „Die Lage der christlichen Wiffenschaft gleicht nicht mehr fo fehr der, die Der Türmer IX, 12 53

826 Türmers Tagebuch unter Esra das Gottesreich in Palästina aufzurichten bestrebt war, unsere Lage ist schlimmer. Wir gleichen den im todgeweihten Jerusalem eingeschloffenen Belagerten, die im eigenen Lager Kämpfe zu führen haben, so daß peccatur intra muros et extra zum großen Schaden der gemeinfamen großen Sache. Wir hatten in Würzburg eine junge blühende, hoffnungsvolle Schule aufgerichtet, einen herrlichen, sonnigen Geistesfrühling, da ist der Meltau der Verleumdung, der Verdächtigung und der Verhetzung gekommen, und dank dem Umstande, daß in der Ferne gut lügen ist, hat man die junge Saat zu verderben gesucht... Wir hatten gebauet ein stattliches Haus: man griff nach Trug und Verrat und suchte die grüne Saat zu ersticken, aber die Sonne ward auch des dichtesten Nebels Herr, und die Wahrheit wird durch alle Verleumdungen gegen einen großen Toten fiegreich scheinen, und trotz aller Hyänen theologen wird sich die Sonne Wahrheit fichtbar erweisen. (Stürmischer Beifall) Mag ein Gewitter niedergehen, mag es alles zu verwüsten drohen, mag das Wort des Herrn erfüllt scheinen, daß der Bruder den Bruder verrät, in unserem Kreise soll ein anderer Geist herrschen und soll das Wort gelten: „Ich leide, weil ich liebe, die Treue laff' ich nie.“ Wir sind gewillt, die Grenzen unseres guten Rechtes zu verteidigen, treu und unerschütterlich stehen wir dabei zu unserer Kirche, aber wir wissen auch, daß mancher das kirchliche Banner zu entfalten vorgibt, der unter seinem Schutze andere Absichten verfolgt; wir wiffen, daß der Teufel sich in das Gewand eines Engels verkleiden kann zugunsten egoistischer, zentrifugaler Bestrebungen. Wir wollen keinem vorschreiben, welche Überzeugung er haben soll, aber wenn einer uns die

unsere nehmen will, dann wollen wir zeigen, daß für uns das Wort gilt: Der Gott, der Eifen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“ Wird dies schöne Feuer weiter zünden, wird es läuternde Wärme spenden oder ist es nur ein kurzes Aufflackern, das bald in Asche zerfällt und kläglich verglimmt? Wird der „Reichsbote“ recht behalten, wenn er zu der „Seelenverwahrung“ des Erzbischofs von Bamberg und des Bischofs von Regensburg, die ja auch nur den Spuren des zuerst fahnenflüchtig gewordenen Freiherrn von Hertling gefolgt seien, betrübt in die Harfe greift: „Die Flucht der kirchlichen Würdenträger beginnt bereits. Zu den Unterzeichneten des Aufrufs zur Errichtung eines Denkmals für den katholischen Theologie-Professor Schell gehörten... auch der Erzbischof von Bamberg Dr. von Albert und der Bischof von Regensburg Dr. von Henle. Infolge der Erörterungen, die sich seit dem bekannten Briefe des Papstes an Prof. Commer an jenen Aufruf geknüpft haben, veröffentlichen nun die genannten beiden Kirchenfürsten eine gemeinsame Erklärung, daß sie die theologischen Irrtümer Schells in dem Sinne und in der Ausdehnung wie die Kirche gleichfalls verwerfen und bedauern und fiel allzeit verworfen und bedauert hätten. Ihre Unterschrift zu einer Sammlung habe nur

 einem Grabdenkmal für Schell gegolten, der sich ja ohnehin der kirchlichen Autorität unterworfen habe, und es könne deshalb ihrer Beteiligung an dem Aufruf niemals der Sinn und die Bedeutung irgend eines Demonstrationsaktes gegen die Kirche und ihr Verfahren gegen Schell gegeben werden.“. „Das ist mehr als eine „löbliche“ Unterwerfung,“ fährt der „Reichsbote“ nach Abdruck der bischöflichen Erklärung fort: „das ist ein demütiger Fußfall, bei dem man Schell dogmatisch völlig preisgibt und nur noch dem „Freunde“ einen mitleidigen Stein auf das Grab fetzt. Ob dem Bamberger Erzbischof und einem Regensburger Amtsbruder jetzt die Fahrt nach Rom erspart bleiben wird, bleibt abzuwarten; nötig ist fie gewiß nach diesem weiteren Rückzug nicht mehr. Auch Prof. Dr. Merkle würde diesem Pfade wohl gern folgen; hat er in seiner scheinbar so tapferen Erklärung für Schell ebenfalls doch schon den rein freundschaftlichen Charakter der Schellehrung und die unerschütterliche Treue zur Kirche nebeneinandergestellt; aber er hat sich gegen die „Hyänentheologen“ wohl zu temperamentvoll ausgesprochen, als daß ihm so leicht Absolution zuteil werden sollte. Wo Rom aber erst schwankende Rohre findet, da pflegt es sie kräftig umzuknicken, wofern nicht Klugheitsrückfichten - ratione tempora habite - dagegen sprechen. Im allgemeinen erweisen sich diejenigen, welche im Zusammenhang mit der deutschen Schell- und Indexbewegung und mit dem neuen Syllabus große religiöse Taten im katholischen Lager erwartet haben, wieder als unverbefferliche Ideologen, welche die Ereigniffe schon im Stich laffen. Wir waren von Anfang an auf diesen Ausgang gefaßt. Es ist das alte Bild: Viel Aufregung und wenig Ergebnis, viel Wortesaat und wenig Taternte. Rom sollte man stets als Ganzes betrachten und behandeln und danach ungeteilt für oder wider es Stellung nehmen; der Versuch, mit einzelnen überschätzten Grenzbewegungen. Fühlung zu nehmen, wird immer an der alten trotzigen Mauer der päpstlichen Feste und auch an der Gewandtheit der kurialen Diplomatie, die gern mit verteilten Rollen arbeitet, scheitern; ihre Gewebe und Einflüffe find fo macchiavellistisch, fein und verzweigt, daß sie nach unserer Ansicht von den wenigsten in ihrem vollen Fadeneinschlage verstanden und überfchaut werden, weder von den profanen Diplomaten noch den Hausdiplomaten der meisten Redaktionen. Zuletzt führen noch immer ihre Wege gemeinsam nach Rom in maiorem Papae gloriam. Die Macht, die Freiheit der Gewifen, Kultur- und Gedankenfortschritte der Menschheit dagegen auszuspielen, ist ein Kampf mit ungleichen und zerbrechlichen Waffen; das einzige Schwert, das dagegen noch Hilfe leisten könnte, soweit unsere Macht, mit der nichts getan ist, überhaupt reicht, bleibt die gläubige Kraft, die Wahrheit des Evangeliums. Welches von den zahllosen Organen, die gegen Rom donnern, befizt sie aber und macht sie im Ernst jemals geltend? Darum bleibt das Getöse, der Aufwand des liberalen Kampfes auch von so verschwindendem Erfolg...“

 Die Forderung, die Handhabung des Index zu mildern, wird, wie ein „Sachverständiger“ im „Vorwärts“ darlegt, nicht zum erstenmal erhoben: „Von Pius V. wurde die Indexkongregation 1571 eingesetzt, um auf Grundlage der zehn Regeln, die das Tridentinum in betreff der zu verbietenden Schriften entworfen hatte, zu entscheiden, welche Bücher „gegen Glauben und Sitten“ verstoßen. Benedikt XIV. faßte 1753 alle diese Kongregation betreffenden

früheren Bestimmungen zu einer „Konstitution“ zusammen, die zugleich das Verfahren regelte. Sie ist noch heute in Kraft und somit 30 Jahre älter als das Landrecht des „großen Fritz“, und das will immerhin schon etwas heißen. Darum beantragten mehrere Bischöfe Deutschlands, Frankreichs und Mittelitaliens beim vatikanischen Konzil, auch die Regeln des Index einer Revision zu unterziehen. Nicht allein in gemischt konfessionellen Gebieten, nirgends mehr könnten sie wegen der veränderten gesellschaftlichen und literarischen Verhältniffe im strengsten Sinne gehandhabt werden. Zugleich äußerten die Bischöfe den Wunsch, die Zensurierung neuer Bücher nicht zu promulgieren, bis man den geistlichen Vorgesetzten des Verfaffers gehört habe, „auf daß der Verfaffer auf feine Irrtümer aufmerksam gemacht, fie, wenn er guten Willens sei, widerrufen könne und dann die Publikation zur Schonung seiner Ehre ganz entbehrlich werde“. Also genau das, was diesmal die klerikalen Laien, Geistlichen und Profefforen beabsichtigten. Pius IX. gab jenem Antrage nicht statt. Immerhin waren es Bischöfe, die ihn stellten, „Nachfolger der Apostel“, die sich mit dem Papst in die kirchliche Verwaltung teilen. Laien und niedere Geistlichkeit haben da nicht hineinzureden, vielmehr „jede Anordnung des apostolischen Stuhles so anzusehen, als ob sie durch den Mund des heiligen Petrus selbst bekräftigt wäre“. Dieser Grundsatz ist Fundament der Kirchenverfaffung, und wenn die römische Camarilla die beabsichtigte Petition der deutschen Klerikalen als Angriff auf die Hierarchie und die kirchliche Disziplinargewalt hinstellt, so kann fie sich dabei auf die Elementarsätze des geltenden Kirchenregiments berufen. Ebenso recht hat sie, wenn sie den Index als ein wesentliches Glied der Kirchenzucht hinstellt, die sich damit nicht nur auf die katholischen Priester, sondern sehr wirksam auch auf die „gebildeten“ Laien erstreckt.“ Auch der Vorwurf „katholischer Freimaurerei“ sei „vom Standpunkte fanatischer Römlinge“ nicht so ganz unberechtigt: „Es hat Zeiten gegeben, wo die klerikale Presse selbst – und in den rückständigen ländlichen Gegenden tut sie es noch heute – alles als „Kult des Menschentums“, als „Götzendienst der Humanität“, als tatsächliche oder grundsätzliche Freimaurerei anschwärzte, was sich nicht unbedingt dem starrsten Autoritäts- und dem wahnwitzigsten Aberglauben beugte. Der Liberalismus ist Freimaurerei, der Sozialismus ein Erzeugnis der Freimaurer, wie dies letztere Leo XIII. in seinen Enzykliken allen Ernstes ausgesprochen und damit zur päpstlichen Lehrmeinung gestempelt hat. Die moderne Wiffenschaft mit ihrem „Unglauben“, die „atheistische“ Hochschule gilt dem Klerikalis-

 mus noch heute allerwege als ein Produkt des Satans und der Freimaurer. Warum soll man nicht die geringen Konzessionen, die das Zentrum in den Industriegegenden an die Wiffenschaft macht, warum soll man nicht diese „reformkatholische“ Methode Freimaurerei heißen? Wenn das Zentrum nicht seine Vergangenheit und feine Agitationsweise verleugnen will, kann es dagegen gar nichts einwenden.“ Der Coup der päpstlichen Offiziösen sei fehr geschickt, er entspreche durchaus der Psychologie, auf welche die klerikalen Maffen durch das Zentrum selber gestimmt seien: „Und man fährt sehr grobes Geschütz auf, man spricht von geistlichen Bandenführern und der Leugnung kirchlicher Dogmen. Das ist rund und nett der Vorwurf der Apostafie, der Häresie, der Ketzerei und des Abfalls von Glauben und Kirche. Das ist die fchwerste Anklage, die sich einem gläubigen Katholiken ins Gesicht schleudern läßt, wie sich schon daraus ergibt, daß die Häresie ohne weiteres exkommuniziert, daß kein Priester, kein Bischof, kein Patriarch und kein Kardinal von dieser „Sünde“ los sprechen und das räudige Schaf wieder in den alleinseligmachenden Stall zurückführen kann. Das vermag nur einer, der Papst. Erschwert wird diese Anklage noch durch den Vorwurf der Freimaurerei. Der Abtrünnige und der Ketzer mögen sündigen aus Irrtum und Unverstand, der Freimaurer aber gilt als Söldling und Parteigänger des Teufels. „Diese traurige Sekte findet jetzt freien Spielraum, um die Geister und die Herzen zu verführen und zu verderben, und sie ist dabei ebenso ingrimmig und verstockt wie der Geist des Bösen, der sie erzeugt hat.“ So sagt kein geringerer als der Vorgänger Pius X. Und diese Vorwürfe werden gefchleudert gegen die führenden Personen des deutschen Zentrums, und die Stelle, von der sie kommen, bürgt den päpstlichen Offiziösen dafür, daß sie in den klerikalen Maffen Beachtung finden und ihre Wirkung tun...“ Um den Dreiklang voll zu machen, laffe ich nach den Stimmen aus dem positiv-protestantischen und dem sozialistisch-materialistischen Lager noch

die eines Spötters aus dem bürgerlich-freigeistigen folgen. Unter „Gloffen“ liest man im „März“: „... Wir dürfen uns eingestehen, daß die Bourgeoisie das Feld wider das Papsttum nicht behauptet hat, und wir haben einige Gewähr dafür, daß sie den Sieg niemals erringen wird. Der weichmütige Kämpfer muß unterliegen, der immer die Linie sucht, über die er nicht hinausgehen darf, und der herzlich froh ist, wenn er einen erträglichen Frieden findet. Auf der anderen Seite steht ein unerbittlicher Gegner, der niemals paktiert, niemals Zugeständniffe macht. Als amüsante Beweise dieser uralten Tatsache kann man die Erörterungen über Schell, Modernismus und Kulturbund (die „Verschwörung“ zu Münster) lesen, obwohl sie selbst für diese Jahreszeit zu dürr find. Pius X. hat immer eine gute Preffe gehabt. Schulze und Lehmann schenkten dem Armen ihr Mitleid, weil er, seufzend unter der

 Last der Tiara, fich nach der goldenen Freiheit der venetianischen Tage zurücksehnt. Lehmann und Schulze erzählten sich freudig, daß der neue Papst den Vatikan verlaffen werde, sich aussöhnen werde mit dem modernen Italien. Da kamen etwas störend die Zwistigkeiten mit der französischen Regierung. Das reichliche Maß von Torheit und zufahrender Unduldsamkeit mußte auch der deutsche Bürger erkennen. Aber man wälzte die Schuld auf die Umgebung des Heiligen Vaters und fuhr fort, den Armen zu bedauern. Mitten in die rührselige Stimmung platzt nun die Erklärung gegen Schell. Der Streit war so vom Zaun gebrochen, daß sich sogar die Kirchlichen darüber entsetzten. Ein paar deutsche Bischöfe, deren Ergebenheit nie angezweifelt werden konnte, wurden vor ihren Diözesanen in der schwersten Weise blamiert, und der Papst zeigt, daß er vis-a-vis von Deutschen auf die vulgärsten Gefühle von Würdigkeit und Anstand keine Rücksichten nähme. Gleich hinterdrein kam die Erklärung gegen den Kulturbund. Sie mußte auf die Unbeteiligten herzlich komisch wirken. Ein solcher Aufwand von Zorn gegen so viel Demut ist lächerlich. Der Pontifex, defen behäbiges Aussehen so viele täuschte, kämpft mit dem Dreschflegel gegen feine unterwürfigsten Freunde. Wir anderen, denen päpstliche Meinungen, Verlautbarungen und Indexe sehr wurstige Dinge find, fragen uns erstaunt, was der grobe Spektakel bedeuten soll. Ein paar deutsche, treukatholische Hutzelmännlein, Alräunchen und Wichtchen, haben zitternd vor Furcht ein Schriftchen aufgesetzt, in welchem fie Seiner Heiligkeit untertänigst anheimgeben wollten, ob man den deutfchen Bischöfen in Literatursachen nicht ein ganz kleines bißchen von der Freiheit geben könnte, welche die englischen Kollegen haben. Das Gesuch war in einem hündisch unterwürfigen Tone abgefaßt und wurde husch! husch! ganz heimlich bei den Vertrauensmännern herumgeschickt. Einer machte den Verräter. Und nun legt Rom los. Tut so, als wäre so was wie Männlichkeit und Auflehnung in dem Unterfangen.. Wer diese Kundgebungen einer Autorität gegen ihre unbedingten Anhänger liest, dem geht es wie einem Nüchternen, der unter Betrunkene gerät. Man versteht nicht, um was diese Leute sich eigentlich streiten. Nur eines hört man aus dem kreischenden Gezänke heraus: daß sich die gläubige Christenheit in Deutschland wieder einmal die Fußtritte verdient, mit denen sie von Rom regaliert wird. In Italien verachtet, aus Frankreich hinausgeschmiffen, will sich der Papst wieder einmal selbstherrlich ausleben. Und das kann er doch wirklich nur in seinem treuen Deutschland.“

 So sagt ein jeder sein Sprüchlein her und -fürcht’t sich mit. Wie's lauten würde, konnte man sich schon vorher an den Fingern abzählen. Jeder von ihnen trägt ein untrügliches Allheilmittel im Gewande und läßt sein Fläschchen von ferne her verlockend in der Sonne funkeln. Der „Reichsbote“ hält den Ubertritt zum Protestantismus in Bereitschaft; der „Vorwärts“ die Einreihung unter das Banner der „völkerbefreienden“ Sozialdemokratie; der Spötter des „März“ das souveräne Welterlösungsprinzip der allgemeinen „Wurschtigkeit“, des „Pfeifens auf alles“. Unsere deutschen Katholiken brauchen nur zuzugreifen. Nichts leichter. Wenn sie's nicht tun, so haben sie sich's eben selber zuzuschreiben. Warum sind sie auch so dumm? - Eines vor allem dürften unsere katholischen Mitbrüder verlangen: Verständnis für ihre Lage. Dazu gehört aber, daß man sich von dem bequemen Seffel, auf dem man selber fitzt, erhebt und sich, sei's auch nur auf ein nachdenkliches Stündchen, in die Lage des andern versetzt. Dann wird man bald gewahr werden, daß mit folchen Mitteln weder unsern deutschen Katholiken noch auch den eigenen Wünschen gedient ist. Auch der überzeugteste Protestant

wird jede Propagierung des Protestantismus in katholischen Kreisen in dem Augenblicke einstellen, in dem er erkennt, daß er damit nur das Gegenteil seiner Absicht fördert, nur den Einfluß der römischen Hierarchie verstärkt und befestigt, ihr das willkommene, noch nie vergeblich angewandte Mittel liefert, mit heuchlerischem Augenaufschlag die „katholische Kirche“, den „katholischen Glauben“ für „gefährdet“ zu erklären. Der Protestantismus, soweit er noch auf dem gemeinsamen Boden des Christentums steht, darf eine Entwicklung des Katholizismus im nationalen und reformerischen Sinne nicht von feiner Initiative im katholischen Lager erwarten. Wo er gerufen wird, da soll er pflichtgemäß freudig und hilfsbereit herbeieilen, sonst aber sich darauf beschränken, in den katholischen Mitbrüdern durch felbstlose Teilnahme an ihren Kämpfen und Nöten, verständnisvolles Eingehen auf ihre besondere Lage, wie sie nun einmal gegeben ist, das lebendige Gefühl unzerreißbarer nationaler und religiöser Gemeinschaft wachzuerhalten und zu stärken. Das allein kann ihnen in der Abwehr römischer Übergriffe, in der Fortentwicklung zu freieren Formen und Anschauungen den Nacken steifen. Nur von diesem felbstlofen, von allen Nebengedanken und -wünfchen freien Bewußtsein, das sich bemüht, katholische Dinge in katholischem Lichte zu verstehen, dürfen wir auch unsere katholischen Mitbrüder daran mahnen, daß sie nicht nur eine willenlose Herde dem Vatikan untertäniger Schäflein find, die von seinen diensttuenden Jesuiten in Reih und Glied gebellt und gebiffen werden, sobald sie nur einen Fußbreit vom willkürlich anbefohlenen Wege abweichen, sondern auch in ihrem Gewissen und vor Gott freie Persönlichkeiten und wehrhafte Deutsche. Daß sie als solche auch eine menschliche und nationale Würde zu wahren haben, und daß es unwürdig ist, ohne zwingende Gründe des Glaubens und Gewiffens, die gottentflammte Leuchte der eigenen Vernunft, der Erkenntnis

von Gut und Böse, Recht und Unrecht, auf Geheiß hoch- und übermütiger welcher Fronvögte in den Sümpfen despotischer Geistesverfinsterung und -knechtung verlöschen zu laffen. Nur durch die geistigen Augen, die uns Gott mit der Geburt gegeben, unsere Pilgerfahrt durch diese Welt zu vollenden, können wir auch die Dinge der Welt und des Glaubens, können wir Gott schauen. Es gibt keine anderen als die gottgegebenen und gottgeschaffenen, und wer immer auch fiel uns verbinden will, der verfündigt sich nicht nur an uns, sondern auch an Gott. Und es ist die schwerste Sünde, denn es ist die Sünde wider den Heiligen Geist. Nur aus sich selbst heraus kann und wird sich der deutsche Katholizismus zur Freiheit der Persönlichkeit in Gott und Christus und zum Bewußtsein nationaler Würde durchringen. Ich rede keinem Katholiken zu, Protestant zu werden. Will er’s, so soll er's nur aus unabweisbarem innern Drange, nach reiflicher Selbstprüfung tun. Im übrigen sollen die Katholiken ruhig Katholiken bleiben. Aber sie sollen sich auch defen bewußt und immer bewußter werden, was sie auch als Katholiken sich felbst, ihrem persönlichen und nationalen Gewiffen schuldig find. Mit antiultramontanen Reichsverbänden und ähnlichen konfessionellen Reaktionen liefert man am letzten Ende doch nur Waffer auf die Mühlen der „Diensttuenden“, erschwert man den gebildeten und aufgeklärten Katholiken das aufklärende und befreiende Wirken in ihren Kreisen aufs äußerste, wenn man es ihnen nicht gänzlich lahmlegt. Und schließlich umfaffen doch diese Organisationen nur immer die selben längst überzeugten Gesinnungsgenoffen. Durch jene Verbände wird so wenig ein Katholik für andere Anschauungen gewonnen, wie durch den General v. Liebertschen Reichsverband ein Sozialdemokrat für die konservative oder nationalliberale Partei. Angenblickserfolge, die scheinbar erreicht werden, rächen sich später nur um so schwerer. Was an rüstiger Tatkraft vorhanden, wird von schöpferischer positiver Arbeit abgebracht, in unfruchtbaren Bemühungen auf gebraucht, und der Verhetzung und Vergiftung des gesamten Volkslebens bis in das allerpersönlichste gesellschaftliche und Familienleben hinein ist schlechterdings kein Ende. Von dem tiefen Bedürfnis unserer gebildeten Katholiken nach einer geistigen Nahrung, die dem Stande der allgemeinen Bildung und Entwicklung auch auf katholischer Seite Rechnung trägt, spricht mehr als ein dahin zielendes literarisches und wissenschaftliches Unternehmen. Die innere Abhängigkeit des gebildeten deutschen Katholizismus wird auf protestantischer Seite vielfach gewohnheitsgemäß überschätzt, der Notstand dagegen, unter dem er bei den einmal gegebenen und denn doch nicht von heute auf morgen zu ändernden Verhältniffen zu leiden

hat, ebenso unterschätzt. „Wir modern empfindenden Katholiken, deren es Tausende gibt," so wird dem Türmer geschrieben, „leiden sehr darunter, daß Rom sich noch immer nicht den innerlich längst überwundenen Absolutismus abgewöhnen will, daß man uns das Denken verbietet, und daß Rom sich der Versöhnung

Türmers Tagebuch 833 von Glauben und Wiffen nach dem Beharrungsgesetze widersetzt. Wir Katholiken, die die Weltanschauung unserer großen Dichter und Philofophen kennen gelernt haben, sind wirklich in einer üblen Lage. Viele heucheln, manche werfen alle Religion über Bord. Schuld daran ist die Kirche, die uns statt Brot Steine bietet, statt mit echter, geistiger, religiöser Nahrung, mit veralteten Formeln abspeist; mit einem Wunderglauben, der durch einige Worte der Bibel nicht zu beweisen ist und mit den Ergebniffen der Wiffenschaft in kraffem Widerspruche steht. Es kann nur beffer werden, wenn aus der höheren Schule der Gegensatz zwischen Glauben und Wiffen verschwindet, wenn man unsere Jugend wirklich in die Weltanschauungen unserer großen Dichter und Philosophen einführt, was jetzt nur höchst kümmerlich geschieht. Wenn man von den alten Klaf fikern nur die mit Auswahl läse, die uns wirklich noch etwas zu sagen haben! Aber auch da das Beharrungsgesetz! Es wäre die beste Bekämpfung der ultramontanen Weltanschauung, wenn man die katholische studierende Jugend unsere deutschen Dichter und Philosophen gründlich kennen lehrte: das geschieht nicht. Tausende kennen nicht einmal den Faust. An den Gymnasien wird er nur höchst ausnahmsweise gelesen. Es würde uns sehr freuen, wenn Sie für uns modern denkende Katholiken in Ihrem Blatt auch eine Lanze brechen möchten!" Ich bin dem verehrten Briefschreiber und seinen Gesinnungsgenoffen aufrichtig dankbar für das Vertrauen, das sie dem „Türmer" durch diese völlig spontane Kundgebung beweisen. Die Bestrebungen und Kämpfe der deutschen Katholiken waren ja in den Händen Herman Schells, der ihnen in diesen Blättern mit tiefgründiger Teilnahme und durchdringender Sachlichkeit Schritt für Schritt folgte, so gut aufgehoben, daß ich glaube, mir in dieser Hinsicht wenigstens keinen Vorwurf machen zu müffen. – Ein solcher Brief spricht beredter, wirkt in seiner unmittelbaren Aussprache von Person zu Person überzeugender, als zahllose für den Druck geschriebene Auseinandersetzungen, in denen hüben wie drüben als das Ziel sauren Schweißes und heißen Bemühns das Bestreben kenntlich wird, immer wieder künstliche Scheidewände aufzurichten, statt sie niederzulegen. Versuchen wir doch ernstlich, offenen Auges, unbefangenen Sinnes die Dinge zu sehen, wie sie in Wirklichkeit find, wie sie uns das helle Tageslicht zeigt, nicht das künstliche, trüb durch gedämpfte Scheiben brechende, oder die Hornbrille des Urgroßvaters, und – was gilt's? – wir werden nur noch wenig von Scheidewänden sehen. Nur Mut zu der Sehkraft des eigenen Auges, nur Vertrauen zu der sieghaften Wahrheit des lieben Himmelslichtes!

. . CDas Volkslied Sein Werden und Wesen, Vergehen und – Auferstehen Prof. Dr. Paul Förster olkslieder find seit Herder in reicher Fülle gesammelt worden; vieles V ist freilich für immer dahin, der rechte Zeitpunkt, es noch zu sammeln, ist versäumt worden, die Erkenntnis von dem, was auf dem Spiele stand, ist zu spät gekommen. Auch eine Fülle von umfaffenden oder Einzelschriften über das Volkslied liegt vor. Noch fehlte es aber an einer Gesamtdarstellung von dem Wesen, Werden und Vergehen des Volksgesangs. Diesem Bedürfniffe ist jetzt Dr. Otto Böckel in feiner „Pfychologie der Volksdichtung" (Leipzig 1906, B. G. Teubner. 432 S. gr. 8") nachgekommen, das Wort Psychologie in dem doppelten Sinne verstanden: Seelenkunde des Liedes selbst und Seelenkunde der Völker gemäß ihren Liedern („Stimmen der Völker in Liedern"). Das Werk ist sehr reichhaltig und gründlich, „langer Jahre redlich Streben", dabei planmäßig und übersichtlich angeordnet und durchgeführt. Leicht hätte der Verfaffer ohne Zweifel aus seinen Sammlungen mehr geben können; doch genügt das Gegebene vollkommen für den Zweck. Und gelehrte Forschung mit unterhaltender Darstellung verbindend, ist diese wohlgelungene Gesamtbehandlung des umschichtigen Stoffes dankbarst zu begrüßen und, außer den Fachleuten, auch jedem gebildeten Leser warm zu empfehlen. se e e Der Ursprung des Volksgesanges liegt in dem Rufe, der ein begriffloser oder ein Nennwort, ein kurzer Satz sein kann. Wie es Lieder ohne Worte, so gab und gibt es Lieder ganz oder zum großen Teile aus bloßen Ausrufen; und noch heute nehmen solche oft einen breiten Raum ein (Juvivallera...

trallala u. dgl.). Sie genügen, um die Stimmung auszudrücken, darauf allein kommt es an. So das altgriechische Ih (lö)

Förster: Das Volkslied 835 rauáv oder bujy in Sieges- und Hochzeitsliedern; so das Vule, Vule in Vorkshire, wenn zu Weihnachten der große Julholzblock in Brand gesetzt wurde; so die Jodler u. a. dgl. Beim Tanze insbesondere, wenn alles sich im Takte wiegt, entringt sich den Kehlen ein Schreien und Juchzen. Der Schweizer Wittenweiler gibt davon folgende anschauliche Schilderung: Do chnatens hin, do tratens her, Nicht anders fam die wilden per, We wie, wie höh feu sprungen, Jr armen auf fwungen! Der ein der schre: hie ju! hy jo! Der ander: Jo, wie get es fo! Welche Klangfülle solchem bloßen Rufe innewohnt, hat Richard Wagner in seinem 1870 verfaßten Aufsatze über Beethoven schwungvoll geschildert: „In schlafloser Nacht trat ich einst auf den Balkon meines Fensters am großen Kanal in Venedig; wie ein tiefer Traum lag die märchenhafte Lagunenstadt im Schatten vor mir ausgedehnt. Aus dem lautlosesten Schweigen erhob sich da der mächtige, rauhe Klageruf eines soeben auf feiner Barke erwachten Gondoliers, mit welchem dieser in wiederholten Absätzen in die Nacht hineinrief, bis aus weitester Ferne der gleiche Ruf den nächtlichen Kanal entlang antwortete. Ich erkannte die uralte schwermütige melodische Phrafe, welcher seinerzeit auch die bekannten Verse Taffos untergelegt waren, die aber an fich gewiß so alt ist, als Venedigs Kanäle mit ihrer Bevölkerung. Nach feierlichen Pausen belebte sich endlich der weithin tönende Dialog und schien sich im Einklang zu verschmelzen, bis aus der Nähe wie aus der Ferne sanft das Tönen wieder in neugewonnenem Schlummer erlosch. Was konnte mir das von der Sonne bestrahlte, bunt durchwimmelte Venedig des Tages von sich sagen, das jener tönende Nachttraum mir nicht unendlich tiefer unmittelbar zum Bewußtfein gebracht hätte. „Ein andermal durchwanderte ich die erhabene Einsamkeit eines Tales von Uri. Es war ein heller Tag, als ich von einer hohen Alpenweide zur Seite her den grell jauchzenden Reigen ruf eines Sennen vernahm, den er über das weite Tal hinübersandte; bald antwortete ihm von dorther durch das ungeheure Schweigen der gleiche übermütige Hirtenruf; hier mischte sich nun das Echo der ragenden Felswände hinein, im Wettkampfe ertönte lustig das ernste schweigende Tal.“ Gerade auf Wagner mußten solche Erfahrungen einen tiefen Eindruck machen: jener Ruf, die „melodische Phrase“, ist in seinem musikalischen Drama das Leitmotiv; auch dieses ertönt immer von neuem, Gefühle und Erinnerungen weckend; auch um dieses schlingt sich ein Strom begleitender Töne; auch in ihm ist Ton und Wort nicht zu trennen, sie find zugleich miteinander erstanden. st zit

836 Förster: Das Volkslied „Volkslied ist der dem Gefühlsleben unmittelbar entsprungene Gesang der Naturvölker.“ Indes auch inmitten eines „Kulturvolkes“ kann es noch Schichten und Teile geben, auf die die Bezeichnung „Naturvolk“ anwendbar ist; und selbst wenn die Natur in dem großen Kulturbrei scheinbar ganz untergegangen zu sein scheint, so ist sie „latent“ doch immer vorhanden, wie der Naturtrieb, das leibliche Gewifen des Menschen, wie die Naturheilkraft; und wer weiß, ob sie sich nicht mit der Rückkehr von der auf uns lastenden „Kultur“ zur Natur, nach der sich heute wieder einmal alles fehnt, von neuem regt und in der Zukunft neue Blüten treibt. Denn auch hier gilt das Wort „Naturam expellas furca, tamen usque recurret“ – Treibe die Natur mit Gewalt aus, sie wird dennoch wiederkehren. Dem Volksliede ist die Weise alles, das Wort wenig; und um die Stimmung zu erregen, das Gefühl zu entlasten, genügt auch ein bloßes Summen, ein Pfeifen, ja ein stummes Gedenken der Weise, etwa noch mit dem von der Hand dazugeschlagenen Takte. Aber „der Ruf dehnt sich nach der Stärke des Gefühles und der stetig steigenden Empfindsamkeit immer mehr, bis der Rahmen des Rufes springt und die Gefühle sich in längeren Ausführungen, Worten, weiteren Rufen usw. Luft schaffen. Hier ist der Ansatz zum Liede. Aus dem Ruf wird sich zunächst ein kürzeres Lied, aus diesem ein mehrstrophiges gebildet haben.“ Zum Gefühle kommt hinzu, die Anschauung und der Begriff, zum Dionysischen das Apollinische, wie bei der Geburt des Schauspiels, wie sich aus der Knospe die Blüte entwickelt. Der denkende, selbstbewußte Geist sucht in das Gefühlsleben Ordnung zu bringen; da genügt der Ruf, der Ton nicht mehr, das erlösende Wort muß, wie im Schlußsatze der 9. Sinfonie Beethovens, dazutreten; und das volle und vollendete Kunstwerk im kleinen ist da, namentlich wenn auch noch das Mienen- und Gebärdenspiel und der Tanz dazutritt. Denn „der Tanzplatz ist überall der Entstehungsort vieler Volkslieder.

Angeregt durch die Stimmung des Augenblicks und die mimische Darstellung der Liebe im Volkstanze, löst sich das dichterische und rhythmische Talent einzelner Tänzer plötzlich in Stegreifgesänge aus, welche sofort von den Anwesenden wiederholt, vielfach weitergetragen und daraus zu Volksliedern werden.“ Nie ist der echte Volkstanz ohne Volksgesang gewesen; daher das Wort Ballade (Ballada, ballata) = Tanzgesang. Ein umgekehrter Vorgang ist es, wenn unverstandene Worte, namentlich Fremdworte, wieder zum bloßen Rufe werden, namentlich in Kirchenliedern, wie das Kyrie eleison oder Kyrieleis, das Hosiannah, das Miserere, das Ave Maria u. dgl. Wort und Weise find miteinander entstanden und untrennbar; fingen ist gleich sagen. Ein Lied ist nicht ein bloßes Gedicht (den Begriff „Gedicht“ lernt das Volk erst auf einer Kulturstufe kennen, wo es selbst aufgehört hat zu dichten“ (d. h. zu fingen), „wo das Volkslied abzusterben beginnt“ (Wollner, Untersuchungen über den Versbau des südslavischen Volksliedes). Gedicht und Dichten find als Wort und Begriff etwas LUnvolkstümliches (weshalb Böckel sein Werk auch beffer „Psychologie des Volksgesanges“

 genannt hätte), eingegeben mehr vom Gedanken, als vom Gefühle. Nach den Erfahrungen der Sammler erklärten die Sänger übereinstimmend, fie seien unfähig, ihnen ihre Lieder zu diktieren, d. h. herzusagen; wenn sie fie dagegen fangen, fielen ihnen die Worte wieder ohne Mühe ein. Da die Weise, der Gesang die Hauptsache ist, da in ihm das Gefühl fich Luft macht, der Gedankengehalt Nebensache, so ist die Genügsamkeit der Grundzug des Volksgesanges; auf den Inhalt, auf Vollständigkeit, auf geschloffenen Gedankengang kommt es ihm nicht an. Die Weise ist der herrschende Teil der Ehe zwischen Wort und Ton; ihr entsprechend werden die gewichtigen Worte und Zeilen auch gern wiederholt, wie in jenem ergreifenden Landsknechtsliede: Im Blut mußten wir gan, Im Blut mußten wir gan, Bis über, bis über die Schuh: Barmherziger Gott, erkenn' die Not! Barmherziger Gott, erkenn' die Not! Wir müffen sonst verderben also. Dagegen ist dem Volksgesange finnliche Anschauung und klarer Ausdruck eigen. „Hier ist keine nebelhafte Unklarheit, keine Verschwommenheit; das Volkslied, in Licht und Luft entstanden, ist von kristallheller Klarheit. Unmittelbar dem Schauen entsprungen, steht es allem Abstrakten fern und verleiht allem, was es befingt, anschaulichen Ausdruck.“ Daher auch seine Vorliebe für malende Beiworte (Epitheta ornantia), wie in der hübschen Strophe aus Oberschefflenz: Da draußen auf dem weißen Feld, Da liegt ein roter Stein, Und darauf da steht geschrieben: Du sollst keinen andern lieben, Als mich nur ganz allein. Wäre das Wort die Hauptsache, dann wären Wiederholungen lästig, ja geschmacklos; und selbst im Gesange haben sie ihre Grenze. Wenn in Kantaten, Arien u. dgl. ein und dasselbe ins Endlose wiederholt wird, so ermüdet das und stößt ab; um so mehr, wenn auch die Dinge felbst, wie jene Tonwerke in unserer Zeit, so wenig inneren Wert, so geringe Herzensoffenbarung in sich enthalten. Wie ungemein genügsam das Volkslied in betreff der Worte ist, dafür ist mir ein Beispiel vom Jahre 1870/71 in der Erinnerung. Wir hatten die Gefangenen von Peronne an die Grenze zu bringen. Die armen Teufel schleppten sich hungrig und durstig und frierend dahin und waren nicht leicht vorwärtszubringen noch zusammenzuhalten. Da stimmten fie eine Marschweife an, und alles ging jetzt glatter vonstatten. Das Lied lautete: Mon empereur, Vous ne buvez gu re, Mon empereur, Vous ne buvez pas! Dann folgte ein längerer Abgesang in bloßen Rufen. Die andren Strophen lauteten ganz gleich, nur daß es jetzt hieß: Mon maréchal, Mon général, Mon colonel usw. bis herab zu Mon camarade, Vous ne

 buvez gu re usw. Gewiß kein erhabener Inhalt, im Gegenteil, platt und gewöhnlich; aber die Weise war gefällig und sie tat ihre Dienste; sie half über ein gut Stück Weges hinweg und belebte die müden Geister und Leiber. Ein Beweis dafür ist auch, daß Wort und Weise mir bis heute getreu in der Erinnerung geblieben find. Das Wort kann nur einer finden; aber ein Verdienst ist gering. In dem Volksliede äußert sich keine persönliche Eigenart; was der eine fingen und sagen kann, das hätte auch jeder andere gekonnt. Und von allen ohne weiteres angenommen, wird es auch von allen frei verwendet, verändert, auf andere Verhältniffe, ja in ganz andere Zeiten und Länder übertragen. Das Volk, das seine Lieder singt und erfindet, ist noch eine Einheit; so herrscht mit Recht in seinem Liede, in seiner Kunst überhaupt, ein gesunder Gemeinsamkeitssinn (Kommunismus). Indes macht es nichts aus, ob

ein Dichter als erster Schöpfer des Liedes bekannt sei oder nicht; darin liegt nicht der Begriff von Volkslied und Kunstdichtung. Auch der Kunstdichter kann zum Volke hinuntersteigen und mit ihm fühlen und denken und leben; er kann ihm dann ein Lied vermachen, wie er es feinerseits in roherer Form von ihm oft genug übernommen hat, und wird damit zum Dichter oder Sänger eines Volksliedes. Das gleiche gilt von dem Tonkünstler, der dem Volke feine Weise vermacht, oft genug zum Danke für erhaltene Anregungen, und mehr als das, geradezu für Entlehnungen. Ich übergehe vieles, was Böckel darstellt und womit er zu eigenem Denken und Beobachten anregt. Ich erwähne nur noch die Haupttitel, um fein Werk in aller Kürze zu empfehlen: Volksart und Volksdichtung – Volkssänger – Die Frauen und ihr Anteil am Volksgesang – Die Totenklagen – Stätten des Volksgesanges – Lebensfähigkeit der Volksdichtung – Wanderungen der Volkslieder – Wettgesänge – Wirkung des Volksgefanges – Der Optimismus der Volksdichtung – Mensch und Natur, ein besonders schöner und wichtiger Teil – Das Gefühlsleben im Volksliede – Humor und Spott in der Volksdichtung – Hochzeitslieder. Jeder Teil enthält wieder eine Fülle von Unterteilen; und so ergibt sich eine reiche Fülle anregender Gedanken und Betrachtungen. Daß die Volksart das Volkslied eingibt, daß dieses also jene widerspiegelt, war für Herder der leitende Gedanke und ist seitdem für die tiefere Erschöpfung der Geschichte ein wichtiger Gesichtspunkt geblieben: Wie das Volk fingt, so ist es. Bemerkenswert ist es z. B., was Percy in feinen „Relics of ancient english poetry“ (Tauchnitz-Ausg. II, 287) sagt: „It is worth attention, that the English have more songs and ballads on the subject of madness, than any of their neighbours“ – Es ist beachtenswert, daß die Engländer mehr Lieder und Balladen über das Thema der Verrücktheit haben, als irgendeiner ihrer Nachbarn. Gefchichtliche Volkslieder aber in dem Sinne, als ob sie getreue geschichtliche Nachrichten enthielten und also als Quelle geschichtlicher

 Forschung dienen könnten, gibt es nicht, kann es nicht geben; das geht aus der Entstehung und dem Wesen des Volksliedes deutlich hervor. „Das Volkslied ist als Geschichtsquelle unbrauchbar, es besteht weder geschichtlicher Sinn, noch das Bedürfnis danach, geschichtliche Ereigniffe im Volksliede festzuhalten. Es ist deshalb auch unmöglich, von einer Gattung geschichtlicher Volkslieder zu reden. Im Bewußtsein des fingenden Volkes gibt es solche nicht.“ Wir haben es nur mit persönlichen Eindrücken und Stimmungen zu tun. Auf die Treue dieser Stimmung, höchstens noch auf die treue geschichtliche Farbengebung kommt es an, nicht auf den Inhalt. Das einzelne wiederum dient als Ausdruck des allgemein Menschlichen. Dieses und die Schilderung der Natur ist das Wichtige und Bleibende, der Vorgang selbst bildet darin, wie in einem großen Bilde und Rahmen, das Wandelbare und Nebensächliche. Ein besonders lehrreiches Beispiel dafür ist das berühmte Marlbruklied, berühmt mehr um seiner Verbreitung, seiner Weise (Tanzweise und Kinderspiel in Dänemark und Spanien; außerdem liegt die Weise dem Liede. „Ein Fähnrich zog zum Kriege“ zugrunde), und der durch das Lied erregten Stimmung willen, als um seines Inhaltes. Dieser ist ganz ungeschichtlich; das Lied läßt sich nicht auf die Schlacht von Malplaquet beziehen, noch ist bekanntlich der Held Marlborough im Felde geblieben. Aber die echt romanzenhafte Schilderung seines Begräbnisses, da lag's, darauf kam es dem Volke an! Und diese Zutat, die die Hauptsache ist, führt uns weiter und weiter rückwärts; es bleibt, alles Geschichtlichen entkleidet, der allgemein menschliche, sich immer wiederholende Vorgang über: Der harrenden Gattin wird in irgend einer mehr oder minder wunderbaren Weise die Kunde von dem Tode ihres Gatten überbracht. Das Lied ist in Spanien vielleicht schon alt; dort gibt es eines von Mambrü, womit wohl der Name Marlbruk zusammengeworfen worden ist. Jedenfalls aber finden wir bereits ein französisches Lied auf den Leichenzug des Herzogs von Guise, gesungen um 1566, das offenbar der Vorläufer des Marlbruk-Liedes ist. Man vergleiche z. B. Marlborough-Lied Guife-Lied nach der ältesten Volksüberlieferung in Kanada Monsieur Malbrough est mort Qui est mort et enterré Mironton etc. Aux quatre coins du po le Monsieur Malbrough est mort Et bon, bon, bon Est mort et enterré. Quatre gentilhom’s y avoit. I'lai vu porter en terre Quatre gentilhom’s y avoit, Mironton etc. Dont l'un portoit son casque I'lai wu porter en terre Et bon, bon, bon Par quatre-z- officiers. Et l'autre ses pistolets. L'un portait sa cuirasse Mironton etc. L'un portait sa cuirasse L'autre son bouclier.

840 Förster: Das Volkslied Schluß: Schluß: La cérémonie faite La cérémonie faite Mironton etc. Et bon, bon, bon Chacun s'en fut coucher. Chacun s'alla coucher. Das Marlbruk-Lied ist aber auch abwärts auf zahlreiche andere Persönlichkeiten umgedichtet worden, so auf General Marcé, der 1793 von der königlichen Partei geschlagen wurde, neuerdings gar – „wider all sein Verdienst und Würdigkeit“ – auf Gambetta. Andere Beispiele von solcher Übertragung auf spätere Personen und Ereigniffe, wobei am Wortlaute nur wenig geändert wird, find folgende: Ein Lied aus dem letzten Türkenkriege auf die Belagerung Belgrads unter Loudon wurde bald nachher auf die Belagerung von Mainz (1793), später auf die von Glogau (1806) übertragen. Und ein Lied auf die Schlacht bei Prag (1757) wurde auf die Belagerung von Paris (1870/71) umgedichtet, mit dem Anfange: Als die Preußen marschierten vor Paris, Paris die wunderschöne Stadt usw. Ein Spottlied auf Napoleon I. wurde 1848 kurzerhand auf die demokratischen Freischaren umgedichtet, so wenig die beiden miteinander gemein hatten. Ein Lied von der Leipziger Schlacht fang man von neuem 1870 auf den Krieg mit Frankreich. Das Volkslied: „In Böhmen liegt ein Städtchen“, das den heldenmütigen Untergang österreichischer Jäger bei Santa Lucia (1848) feiert, wurde später auf den Feldzug von 1859, dann auf die Schlacht von Königgrätz übertragen. Ein Lied auf Napoleons Zug nach Rußland und den Untergang seines Heeres wurde im Elsaß, zum Teil ohne Veränderung der Worte, auf den Krimkrieg und die Belagerung Sebastopols umgesungen. Und ein Lied von 1866 ward auf den deutschfranzösischen Feldzug, dann sogar auf den Kampf der Österreicher in Bosnien (1878) übertragen. Und da spreche man noch von „historischen“ Volksliedern ! Vom Absterben des Volks gefanges ist ein traurig Lied zu fingen. Verdrängt, ja nahezu vernichtet haben ihn das heutige Verkehrsund Erwerbsleben, die immer rasendere Jagd nach dem Glücke, die Unruhe, die Heimatlosigkeit; fodann der immer fortschreitende Zerfall des Volkes in Klaffen, deren höheren der einfache Volkston nicht mehr genügte; sie wollten vom Volke nicht mehr schlicht und einfach, aber herzlich gesungen, sie wollten von Kunstdichtern vornehm und „gebildet“ gedichtet haben; und ihnen machte es das arme, betörte Volk nach in Sitten und Trachten, im Hausbau wie im Gefange. Auch die Buchdruckerei, die das flüssige Lied festlegte und erstarrte, hat das Ihrige dazu beigetragen; das Gedächtnis wurde schwächer, die Überlieferung ließ nach, man hatte es ja schwarz auf weiß. Ferner in neuester Zeit die technisch erstaunliche, künstlerisch geradezu scheußliche und verhängnisvolle mechanische Musik für 5 oder 10 Pfennig, der allmählich sogar der noch immer erträglichere Leiermann und Bänkelsänger zum Opfer

Förster: Das Volkslied Z41 fällt; bald wird es nicht nur mehr heißen: Frisia non cantat, sondern: Germania non cantat – Deutschland singt nicht mehr. Dazu die irrtümliche Wertung des Volksgesanges: hier hält man die ewig wechselnden, wenn nicht gemeinen, so doch blöden und geistlosen Gaffenhauer dafür; dort die Kunststückchen oder fad-sentimentalen Ergüsse des Männerquartetts, einer Entartung und damit feindlichen Macht des wahren Volksliedes. Nicht genug, daß Lieder, wie „Wer hat dich, du schöner Wald“ als Volkslieder empfohlen werden; noch viel tiefer zum Bedeutungslosen und aller Kunst Baren ist der vielgerühmte „Männergesang“ und gleich ihm so manches in den Familien gepflegte Lied (Mendelssohn, Abt u. dgl.) herabgestiegen. Doch viel früher schon haben sich staatliche und kirchliche Gewalten zu einem wahren Kreuzzuge gegen das Volkslied verschworen. Es ist diesem ergangen wie den Spinnstuben und mancher schönen Volksfitte. Wegen geringfügiger Anstöße wurde dem Ganzen, um der Ordnung und guten Sitte willen, der Krieg erklärt, und leider nur mit zu gutem Erfolge. Einmal aber ausgelöscht, geht es solchen Volksschöpfungen wie den heimatlichen Pflanzen und Tieren, die man um der fragwürdigen „Kultur“ willen vertilgt hat; fie find dann nicht wieder einzubürgern. Schon der „heilige“ Augustinus tadelte in seinen Predigten die „verbrecherischen und nichtswürdigen Tänze und Lieder“; er wußte wohl warum; er wollte Buße tun für die Sünden feiner Jugend. Und leider hat sich der Augustiner Luther zum Volksliede und.spiele nicht viel anders gestellt. Die katholische Kirche, die sonst gegen Volksfitten und.unfitten so duldsame, hat diesen Kampf gegen das Volkslied später zielbewußt fortgesetzt. Der „heilige“ Patrick verbrannte gar im Jahre 430 an einem Tage 300 Bardenbücher. Was Wunder dann, daß ein Ludwig der „Fromme“ die gesammelten Heldengesänge verbrannte:

tantum religio potuit suadere malorum – zu so viel Unheil konnte Religion verleiten! Cäsarius, Bischof von Arles, predigte gegen die „teuflischen, schimpflichen Liebeslieder“ der Bauern und Bäuerinnen der Provence. Das Konzil zu Jlerda (546) verbot Gesang und Tanzen bei Hochzeiten; das von Mainz (813) desgleichen. Und die protestantische Geistlichkeit erwies sich nicht duldsamer; noch standen hinter der Kirche wiederum die weltlichen Behörden zurück. Ich erlaffe mir weitere Belege der traurigen Tatsache, daß einem falschen Begriffe von Glauben, Frömmigkeit, Bildung mit so vielem andren der deutsche Volksgesang zum Opfer gefallen ist. Wird die Zukunft einmal defen Wiederaufleben bringen? Gemacht kann dergleichen nicht werden; es muß durch sich werden; und wer will die Hoffnung aufgeben oder bekämpfen, daß uns mit veränderten Verhältniffen auch dereinst ein neuer Volksfrühling kommen werde und mit ihm ein neuer Volksgesang. Vorerst freilich ist es noch untröstlich allerwärts, untröstlich zum Verzweifeln. Man höre auch die innigen Klagen eines Rofegger über den Untergang eines steiermärkischen Volkstums. Der Türmer IX, 12 54

842 Karl August von Weimar Selbst aber ein so vielgeprüfter Mann und Pessimist wie Dr. Böckel wagt es, sein Werk mit den Worten zu schließen: „Uhland war auf richtiger Fährte, als er aus den Volksliedern eine waldesduftige, seelenvolle Weltanschauung zu gewinnen trachtete. Weltanschauung, das ist's, was das Volkslied der unstet hin und her schwankenden Menschheit wieder bringen könnte, wenn sie los und ledig aller überflüssigen Denkarbeit wieder zum gefunden. Empfinden und zur Natur zurückzukehren vermöchte. „Laßt uns wieder Volkslieder fingen! Das heißt so viel als: „Laßt uns wieder gesund werden an Körper und Seele!“ Denn Wer des Brünnleins trinket, Der jungt und wird nicht alt. Gar wunderbar sind die Kurven des geschichtlichen Werdeganges. Wagen wir also noch zu hoffen, auch bezüglich des Volksgesanges! Denn wenn wir eine deutsche Auferstehung erleben – warum sollte sie nicht doch einmal kommen? – so wird auch jener mit ihr aus dem Grabe erstehen als der natürliche Ausdruck eines stark- und frohgemuten, gesunden und seiner Art treuen Volkes. Z-TIT-S> TS STIFT-TN E VOX 7T (6 V F Karl August von Weimar Zu seinem 150. Geburtstage am 3. September 1907 n den Zeiten Karl Augusts hat Weimar dieselbe Stellung erreicht, die der Hof zu Eisenach in der Blütezeit des Minnesangs eingenommen. Diesen Vergleich vor Augen, fagte Jean Paul: „Erst will man in die nächste Stadt, dann nach Weimar, dann nach Italien.“ Vorbereitet durch den Geist und die Anmut seiner Mutter Anna Amalia, fand der junge Herzog bei seinem Regierungsantritt ein frühlingsfrohes Land, aus dem es ihm gelang, reiche, unsterbliche Ernte zu ziehen. Als Kind von der zierlich-pedantischen Atmosphäre des Rokokozeitalters umgeben, wurde er als Jüngling zum leidenschaftlichen Anhänger des Naturkultus, der in Rouffeaus Namen alle Welt ergriff. Wir find gewohnt, in Karl August den behäbigen Fürsten mit Ordenstern zu sehen, der den Minister von Goethe empfängt und fich stolz bewußt ist, als Paladine Deutschlands erste Geister zu haben. Aber der jugendliche Fürst – wie ihn sympathische Pastellbilder im Wittumspalais zu Weimar darstellen – überschäumte von Lebenslust und Kraft, war ebenso voll von ungebändigtem Sturm und Drang wie die Dichter am Mittel- und Niederrhein, aus deren lärmenden Chor er den Freund berief, das zierliche Treiben an der Ilm aufzufrischen. Mit Goethes Ankunft beginnt „die lustige Zeit, in der sich mancher kühne Traum des Schweizer Philosophen Rouffeau erfüllte. Auf kräftig schnellen Parforcepferden

Karl August von Weimar 843 ritt Karl August mit Goethe, Knebel, Seckendorf und andern jungen Männern durch Forst und Land, wild, froh, voll geistigen und körperlichen Übermutes. Nachts lagerte man am Saum des Waldes um ein loderndes Feuer, philofophierend, scherzend, schlafend, bis der Morgen kam. Von diesen Zeiten sprechen Goethes Verse: „Wo bin ich, ist's ein Zaubermärchen-Land? Welch nächtliches Gelag” am Fuß der Felsenwand? Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedeckt, Seh' ich sie froh ans Feuer hingestreckt. Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal; Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl; Sie scherzen laut, indessen bald geleert Die Flasche frisch im Kreise wiederkehrt.“ Die ältere Generation beklagte dieses Treiben, weil sie es nicht verfand, aber Fürst und Gefolge reiften gesund und sonnengebräunt im ungebundenen Leben heran. Karl August gehörte zu den Naturen, die sich austoben müffen und nur die Schranken dulden, die der eigene Geist als notwendig erkennt.

Die Zeit war revolutionär. Es galt die deutsche Nation aus verrotteten Formen der Gesellschaft, die deutsche Literatur aus tiefgewurzelten Vorurteilen herauszuführen. „Natur“ und „Humanität“ lösten als Schlagworte die sogenannte „ la mode-Manier“ ab. Der Herzog von Weimar hat alle Gärungs- und Läuterungserscheinungen an fich empfunden. Sein Charakter gibt ein lebendiges Abbild des Zeitalters. Von den tollen Streichen der Reitergesellschaft erzählten fich die Burschen unter der Linde, die Mädchen in der Spinnstube, mißbilligend schüttelten sich die Perücken in der Refidenzstadt, nur Anna Amalia hatte Vertrauen auf den Sohn und auf Goethe, feinen berühmten Begleiter. Sie wurde unterstützt durch Merk, den feinen Menschenkenner, der auf die Anklagen der weisen Häupter erwiderte: „Der Beste von allen ist der Herzog, den die Eifel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben und der ein eisenfester Charakter ist... Die Märchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Augen haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle stehen, von ihren Herrn und deren Gespräch urteilen können.“ Als Karl August als Antwort auf das Klatschen und auf die Hetze, die fich namentlich gegen Goethe richtete, den Freund zum Mitglied des Geheimen Staatsrats ernannte, erhob sich der Neid des weimarischen Beamtentums zu einem feierlichen Protest. Doch den Bureaukraten, die den Herzog noch verachteten, weil er Theater spielte, fein Roß tummelte und in der freien Natur feinen Gedanken nachhing, schrieb er den denkwürdigen Erlaß, der mit dem Satz beginnt: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen“, und mit der Erklärung endigt: „Das Urteil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium fetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeffor, Kammerrat oder Regierungsrat war, ändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber forge und arbeite wie jeder andere, der feine Pflicht tun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eignen Gewiffen rechtfertigen zu können.“ Auf Reisen zu Friedrich dem Großen und unter Goethes Führung in die Schweiz entwickelte sich das Unftete und Unklare im Charakter des Herzogs zu edler Reife. Neben der Jagd wendete er sich dem Gartenbau zu, neben der Schwärmerei für ungebundene Rückkehr zur Natur trat das Intereffe für

844 Karl August von Weimar die Reformen im Erziehungswesen. Damals begann Goethe einen Glückwunsch zum Geburtstag mit dem Vers: „Du kenneft lang" die Pflichten deines Standes, Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.“ In diesen Zeiten begann fich Karl August auch um die „äußeren Weltbegebenheiten“ zu kümmern und stellte seine Kraft in den Dienst des deutschen Fürstenbundes, den Friedrich der Große bilden wollte. In Mainz und Würzburg suchte er die Fürstbischöfe mit Erfolg für die nationale Idee zu gewinnen. Er hoffte, „daß alter deutscher Sinn und deutsche Denkungsart noch zu erwecken seien, ungeachtet der Hinderniffe, die diesem Versuch die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legen“. Wohl blieb es nur bei patriotischen Phrasen. Zu tiefem Kummer des Herzogs lehnten Völker und Fürften jede praktische Betätigung des Nationalgedankens ab. Doch was politisch zu erreichen unmöglich war, gelang auf höherem, geistigem Gebiet. Die Großstadt Weimar-Jena, von der die Klafiker scherzten, umfaßte ein Gebiet freien Forschens und Denkens, wie es in keinem deutschen Land vorher möglich war. Daß Karl August feine Regentenpflichten wohl erfüllte, daß er an der Spitze eines preußischen Regiments den Feldzug der Verbündeten gegen Frankreich mitmachte, ist ohne Bedeutung für spätere Zeiten. Daß er aber ein langes, von Taten und Gedanken reich erfülltes Leben hindurch der Freund Goethes blieb, daß er Schiller eine Stätte freien Schaffens bot und die Gelehrten feiner Universität Jena ungehindert philosophieren ließ, gibt ihm und feinem kleinen Staat jenen Glanz, der die beiden gartenumhegten Städtchen Thüringens noch heute zum Wallfahrtsort der klaffisch Gebildeten macht. Wenn im Frühling die blühenden Büsche des Parks und die Kastanien bis zu dem stillen Platz herüberduften, auf dem in Weimar das Reiterstandbild Karl Augusts steht, beschleicht den Wanderer ein frisches Lenzgefühl. Er denkt an die alte, reiche Zeit, in der unter dem Schutz dieses erzgegoffenen Mannes vor ihm jene wunderbare Wechselwirkung zwischen den vorzüglichsten Männern Deutschlands unsere geistige Kultur begründen konnte. Nicht nur durch das blinde Spiel des Zufalls waren Dichter und Philosophen zusammengewürfelt, der grundsätzliche Freisinn und die Entschiedenheit des Herzogs zogen sie an. So war Fichte

berufen, obwohl er überall für einen Vorkämpfer der Demokratie galt und kurz vorher ein dickes Buch zur Rechtfertigung der französischen Revolution veröffentlicht hatte. Die Nachrichten aus Paris stimmten am Ende des Jahrhunderts auch in Weimar zu bangen Gedanken, aber geistige Anregung überwand die Furcht. Gäste stellten sich immer ein, sobald das Leben der kleinen Stadt einzuschlafen drohte. Die neuen Ideen, die auch vielfach von französischen Auswanderern vermittelt wurden, spiegelten fich wider in Werken und Briefen der Klafiker. Wie eingehend Karl August am geistigen Schaffen feiner Paladine teilnahm, geht aus den Memoiren Karoline v. Wolzogens hervor. Sie erzählt, daß der Herzog lebhaft erschrocken sei über Schillers Plan, die Jungfrau von Orleans zur Heldin eines Dramas zu machen. Die Analogie mit Voltaires „Pucelle" lag feiner Ansicht nach zu nahe, und er bat um das Manufkript vor der Veröffentlichung. Hingeriffen von dem „Siege, den die deutsche Sprache in diesem Drama erkämpft", hob er es als ein vorzügliches Verdienst

 des Stückes hervor, daß es auch „unveredelte Erinnerungskräfte" nicht einen Augenblick zum Vergleich mit der „Pucelle" reize. Er endet fein ausführliches Urteil mit den Worten: „Möchte doch Schiller fich entschließen, fein schönes und uns so wertes Werk erft drucken zu laffen, ehe er es der Bühne einverleiben ließ, bei dieser Gelegenheit könnte er noch einem oder dem andern Vers nachhelfen und fich danach auch wohl von uns überzeugen, daß wir es gern auf dem Theater sehen möchten, aber daß wir es lieber für die feinsten Augenblicke der Einsamkeit oder einer geschloffenen, gebildeten Gesellschaft auf heben möchten." Die Jahre friedlicher Arbeit wichen schweren Zeiten. Auf Schillers Tod folgte bald die Schlacht von Jena und damit für den Herzog die Gefahr, feinen Thron zu verlieren. Durch den Mut und die Tatkraft feiner Gattin, der Herzogin Luise, wurde Weimars Selbständigkeit gerettet. Wie auf der Bühne, die durch Schillers und Goethes neuempfundene Gestalten geheiligt war, Talma und seine Genoffen mit lauter Pracht französische Verse deklamierten, drang in Regierung und Gesellschaft der Geist des französischen Kaisertums. Nach dem Falle Napoleons begab sich Karl August zum Kongreß nach Wien und kehrte mit kleinen Gebietserweiterungen in die Heimat zurück. Dort gewährte er seinem Lande – als erster deutscher Fürst – die Preßfreiheit. Dadurch nahm die politische Zeitung einen Aufschwung, der die philisterhaften Gemüter tief erschreckte. Ludens „Nemesis", Brans „Minerva" und Okens „Ifis", das Weimarer Oppositionsblatt, gewannen eine Bedeutung, die weit über die Landesgrenzen reichte. Goethe nannte in einem ausführlichen Gutachten die „Ifis" geradezu katilinarisch und gab sein Urteil dahin ab, es sei beffer, das Blatt polizeilich zu unterdrücken, aber der Herzog ließ die Preßfreiheit unangetastet und die „Ifis" fortbestehen, bis er einem Druck von außen nachgeben mußte. Oken tadelte mit scharfen Worten die Verhältniffe in den meisten Staaten Deutschlands. So kam es, daß hauptsächlich die mächtigeren Regierungen mit ebensoviel Unmut auf das Gebaren des weimarischen Journalisten blickten, als die Nation dieses Tun mit zustimmender Freude betrachtete. Bald kamen von Österreich, Preußen und Rußland freundschaftliche Vorstellungen, dann Proteste und schließlich Drohungen, denen Karl August weichen mußte. Die Gründung der Burschenschaft in Jena und das berühmte deutschnationale Wartburgfest verstimmten die Mächte gegen das kleine Weimar noch mehr als die flammenden Tiraden der „Ifis". Manche Memoiren bestätigen die oft geäußerte Vermutung, daß die letzten Jahre des Herzogs durch diese Intervention von außen mehr, als man glaubt, verbittert wurden. Ein Historiker nannte es Karl Augusts tragisches Schicksal, daß er nicht die Freiheit besaß, feinem Volk die Freiheit, die er wollte, zu geben. „Er hatte", sagt Goethe, „die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an feinen Platz zu stellen... Edlen Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war eine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe, und wer geliebt ist, hat leicht regieren." Als er am fünfzigsten Jahrestag seiner Regierung (1825) auf die durchmeffene Bahn zurückfah, mußte er sich wohl all des Trefflichen erfreuen, das er angestrebt und hervorgerufen, wenn auch die Wehmut über manchen zertrümmerten Plan, über manche gescheiterte Idee fich in das Gefühl der Befriedigung mischte. Goethe schrieb an diesem Tage tief bewegt die Verse:

 „Ehre, die uns hoch erhebt, Führt vielleicht aus Maß und

Schranken; Liebe, die im Innern lebt, Sammelt schwärmende Gedanken.“ Die Freunde waren sich im Wechsel der Weltanschauung und der Ereigniffe treu geblieben, wenn auch ihre Wege jetzt nicht selten auseinandergingen, da Goethe den politischen Forderungen der neuen Zeit den Rücken kehrte. Der Herzog blieb ihm dankbar, wenn er auch manchmal über „die Feierlichkeit“ lächelte, die ihm an dem großen Freunde ein wenig „pofierlich“ dünkte. In den Gedanken Karl Augusts wurzelte alles, was feine Zeit überhaupt bewegte. Er folgte den Richtungen bei der Jahrhunderte, in denen er lebte, und gab sich beiden hin mit der ganzen Entschiedenheit feines Charakters. Im Jahre 1828 starb er auf der Rückreise von Berlin zu Gradiz bei Torgau im Angesicht der untergehenden Sonne. Alexander v. Humboldt, mit dem er noch kurz vor seinem Tode in regem Verkehr gestanden, schrieb über die letzten Eindrücke an eine Freundin: „Nie habe ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und aller ferneren Entwicklung des Volkslebens teilnehmender gesehen als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.“ Sein Name bleibt im Ruhmesbuch der Weltgeschichte, solange Weimars Dichter gelesen und begriffen werden, solange poetische Gemüter in der kleinen Ilmstadt den Stimmungsreiz fuchen, den große Menschen einem Ort verleihen. Alexander v. Gleichen-Rußwurm ISEnrica v. Handel-Mazzetti D Bücherverzeichnisse der Leihbibliotheken erscheinen mit großer Regelmäßigkeit, und jedes bringt Dutzende von Bänden mit neuen Romanen und Novellen. In den kritischen Beilagen unserer Tageszeitungen, aber selbst in den literarischen Zeitschriften wird den Lesern so ziemlich in jeder Nummer von erzählenden Dichtungswerken berichtet, die nach der Versicherung der Kritiker höchst lesenswert sein sollen. Wir leben im Zeitalter der Superlative: ich habe mir eine Sammlung fuperlativischer Urteile über neue Romane angelegt, überwiegend aus literarischen Zeitschriften ausgezogen, – veröffentlichte ich fie eines Tages, so würde man faunen und lachen. Wäre auch nur im zehnten Teil der Fälle das superlativische Urteil zutreffend gewesen, so hätten wir allein aus den letzten zehn Jahren über 50 Meisterwerke des Romans und der Novelle, gegen die felbst das Beste von Keller, Meyer, Raabe, Heyfe Stümperei wäre. Da ist es denn kein geringes Wagnis, wenn man aus dem fich immer höher auftürmenden Bücherhaufen des deutschen Romans einmal einen glücklichen Griff tun und ein großes neues Talent entdecken kann. Daß dies für Enrica v. Handel-Mazzetti zutrifft, davon hat mich die wiederholte Prüfung ihrer drei Hauptarbeiten überzeugt, und die Zustimmung aller derer

Enrica v. Handel-Mazzetti 847 in meinem literarisch gebildeten Bekanntenkreise, denen ich ihre Werke empfohlen hatte, bestätigte mir, daß ich mich nicht völlig getäuscht haben werde. Unbekannt ist die österreichische Erzählerin ja nicht mehr; namentlich in der katholischen Presse gilt sie längst als eine der stärksten Kräfte unserer neueren Prosadichtung, und auch aus den Kreisen ihresgleichen, für mich des höchsten literarischen Gerichtshofes, find Stimmen laut geworden, die mit freudiger Anerkennung, ja mit Begeisterung von dieser neuen Dichterin gesprochen haben. Marie v. Ebner-Eschenbach hat erklärt, „sie beuge sich tief vor diesem großen Talent“, Wilhelm Raabe hat den letzten Roman der Handel „ein tapferes, schönes Werk“ genannt, Rosegger und Thomas Mann haben von ihr in den höchsten Lobestönen gesprochen. Auch fonft hat es der neuen Erzählerin nicht an Erfolg gefehlt: von ihrem letzten Roman ist außer einer zehnten Auflage eine Volksausgabe erschienen, und der Bauernfeldpreis wurde ihr dafür zugesprochen. Es handelt sich also nicht mehr darum, der Leserwelt den Namen Enrica v. Handel-Mazzetti wie eine neue Entdeckung zu nennen, sondern das bisherige Lebenswerk der Dichterin zu würdigen, ihr den gebührenden Platz in unserer Erzählungsliteratur auszusuchen, aber auch zu prüfen, ob in ihren Werken reine Kunst, ob nicht irgend eine der Kunst fremde Beimischung sich eingeschlichen hat. Geboren ist Enrica v. Handel-Mazzetti aus einer österreichischen Freiherrnfamilie württembergischer Herkunft in Wien am 10. Januar 1871 und lebt jetzt im oberösterreichischen Steyr. Ihre Mutter war eine Italienerin, ihr Vater ein österreichischer höherer Offizier. Von ihrer schriftstellerischen Werdezeit ist noch zu berichten, daß sie schon in der Klosterschule zu dichten begann und daß fie jetzt seit 15 Jahren drucken läßt. Sie hat begonnen mit einer leidlichen Novelle, mit wenig bedeutenden dramatischen Versuchen, hat 1896 ihre erste bedeutsame Erzählung, „’s Engerl“, veröffentlicht, vier Jahre darauf ihren ersten Roman, nach weiteren sechs Jahren ihren zweiten, berühmteren,

geschrieben, ist also nicht nur keine Vielschreiberin, sondern auch eine derer, die an sich selbst die höchsten Forderungen stellen, sich nicht leicht mit einer leidlichen Erfüllung begnügen, zum Höchsten streben und darum langsam arbeiten. Ich darf verraten, daß sie sich für ihren dritten Roman, an de m fie feiteinem Jahr arbeitet, noch zwei weitere Arbeitsjahre gesteckt hat, – in unserer Zeit der jedes Jahr einen neuen Romanring oder Dramenring ansetzenden Dichterbäume ein seltenes Gewächs im deutschen Dichterwald. Für die kritische Betrachtung des bisherigen Lebenswerkes der HandelMazzetti kommen drei Prosawerke in Betracht: die schon genannte Erzählung „'s Engerl" (1896), die Romane „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" (1900), „Jeffe und Maria" (1906). Erst dieser letzte Roman hat der Dichterin auch in nichtkatholischen Kreisen freudig bewundernde Anhänger erworben. Alles in allem aber gilt fie den meisten noch für eine „katholische Dichterin", nicht nur, weil fie felbst Katholikin ist, sondern weil auch in ihren drei Hauptwerken Religionsfragen die leitende Rolle spielen. Diese Gattung der Religionsdichtung, will sagen der Dichtung mit Stoffen aus dem Glaubensleben der Menschen, ist in Deutschland jetzt recht felten geworden. Es gibt einen uralten, nur noch den Fachmännern der Literaturgeschichte bekannten Roman aus dem Religionsleben: „Die adriatische Rosemund"Philipp von Zesens aus dem Jahre 1645 mit einem sehr ernsten Stoff: dem Gegensatz der christlichen Glaubensbekenntniffe bei zwei Liebenden; sonst ist mir kaum ein namhafter deutscher

848 Enrica v. Handel-Mazzetti Roman überwiegend religiösen Stoffes in der Erinnerung. In England spielt dieser Stoff eine viel größere Rolle; der berühmteste englische Roman des letzten Menschenalters, „Robert Elsmere" von Mary Ward, verdankte seinen ungeheuren, bis heute fortdauernden Erfolg gerade feinem für Engländer so wichtigen Stoffe: der Schilderung des Zusammenpralls zweier Weltanschauungen, der gläubigen und der ungläubigen. Ob es Enrica v. Handel gelingen wird, diesen Stoff mehr als vorübergehend wieder einzubürgern, wage ich nicht zu entscheiden. Die geistige Richtung gerade der Gebildetsten läuft offensichtlich nach einer religiösen Erneuerung und Vertiefung, und eine wahrhaft künftlerische Darstellung dieses doch zweifellos ewig bedeutsamen Stoffes kann nicht ohne Wirkung auch in anderer als künstlerischer Beziehung bleiben. Die katholische Kritik nimmt Enrica v. Handel vornehmlich als katholische Dichterin in Anspruch. Allerdings find in der katholischen Presse hier und da auch Stimmen laut geworden, die gerade vom katholischen Standpunkte manches an der Dichterin auszusetzen haben. Mir will scheinen, als ob diese unzufriedenen katholischen Urteile nicht ganz fehlgehen. Alles in allem ist Enrica v. Handel doch noch mehr unbeirrte Künstlerin als eine Katholikin von der Art, die den eigenen, als den allein zur Seligkeit führenden Glauben, überall, auch in der ewigen Kunst, durchsetzen wollen. Was mich an dieser neuen Erzählerin besonders erfreut, ist ihre deutlich wahrnehmbare Entwicklungsfähigkeit. Ihre künstlerische Lebenslinie führt seit dem „Engerl" stetig in die Höhe, es ist also fich entfaltendes Kunstleben in ihr, und wo wir in ihren bisherigen Werken auf Kunstmängel stoßen, da dürfen wir, auch wenn sie es in ihrer echt künstlerischen Bescheidenheit uns nicht selbst versicherte, darauf rechnen, daß sie ratlos wie bisher an fich arbeiten, von den großen Meistern ihrer Kunst lernen und, wenn ihr ein langes Leben beschieden ist, noch höher aufsteigen wird. Hierzu gehört allerdings, daß auch die anerkennende Kritik ihr nicht erspart, die Ablegung gewifer Eigenheiten, die außerhalb der vollendeten Kunst stehen, ihr zur Pflicht zu machen. Die schon mehrfach genannte Erzählung vom Engelein ist eine erbauliche Volksschrift; um deswillen hat auch eine katholische Volksbücherei fie mit Recht als Sonderbändchen veröffentlicht. Sie ist aber doch noch etwas anderes als eine Volksschrift zum erbaulichen Lesen für gläubige oder der Glaubensstärkung bedürfende Gemüter; sie ist ein feines Stücklein reifer Erzählungskunst und zugleich der Schlüffel zur menschlichen wie künstlerischen Lebensauffaffung der Dichterin. Ein glaubensloser „Sozi" wird durch die barmherzige Liebe zu einem von den Eltern vernachlässigten sterbenden frommen Kinde, das ihn sozusagen gar nichts angeht, getrieben, einen Priester zu holen, um die Sehnsucht des armen, einsamen Kindes zu stillen; auf diesem Liebeswege wird er von ungläubigen, ihn verhöhnenden Pöbelgesellen erschlagen und besiegelt durch feinen Tod, daß die Liebe etwas Großes ist, daß fie höher steht als alle Politik, ja noch höher als Glauben oder Unglauben. „Magna res est amor" – die Liebe ist die große

Sache (der Menschheit), diesen wundervollen, alle Menschenweisheit in vier Worte zusammendrängenden Lebensspruch aus Thomas a Kempis hat Enrica v. Handel als Leitwort ihrem ersten Roman vorangestellt; aber schon in jener bescheidenen Erzählung aus dem Wiener Volksleben ist der Spruch von der Liebe als der großen Sache der Menschheit der vornehmlich durchklingende und mächtig nachhallende Grundton der Dichterin gewesen. Die kleine Geschichte war ohne alle falsche Gefühlsseligkeit

Enrica v. Handel-Mazzetti 849 geschrieben, und wenn sie auf jeden Leser, gleichviel ob gläubig oder ungläubig, einen starken Eindruck macht, so hat hieran außer dem lebensechten Inhalt auch die künstlerische Zurückhaltung der Erzählerin einen ebenso großen Anteil. Sie predigt nicht, jedenfalls nicht durch ihre eigenen Worte, aber es wird eine fehr beredte Sprache der Dinge geführt, und diese muß sich auch der Leser gefallen laffen, der, wie ich z. B., eine tiefe grundsätzliche Abneigung gegen den Zweckroman und die Romanphilosophie empfindet. Goethe hat sich in Dichtung und Wahrheit, drittem Buch, mit klassischer Kürze über den Zweck in der dichterischen Erzählung ausgesprochen: „Die wahre Darstellung hat keinen Zweck. Sie billigt nicht, fie tadelt nicht; sondern sie entwickelt die Gefinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch beleuchtet und belehrt fie.“ Und an einer andern Stelle, ich denke zu Eckermann, heißt es von ihm: „Alle Poesie foll belehrend fein, jedoch unmerklich“. Dem wahren Dichter gelingt es allemal, ohne ein Wort im eigenen Namen zu sprechen, auch ohne feinen Personen die schönen Reden in den Mund zu legen, die der Dichter felbst gern gehalten haben möchte, uns mit dem Gefühl zu erfüllen, daß des Dichters Seele voll teilnehmender Liebe bei feinen Gestalten ist. Wie wenige unserer Dichter aber, besonders der Romandichter, widerstehen der Versuchung, nicht die Seelen ihrer Menschen, sondern die eigene Seele sprechen zu laffen. Dann geht es so, wie Schiller mit dem klafischen Verfe besagt hat: „Spricht die Seele, fo spricht, ach, schon die Seele nicht mehr“. Gerade weil Enrica v. Handel im Engerl felber nichts predigt, predigen ihre Menschen und deren Geschicke mit um so stärkerer Überzeugungskraft. In ihrem ersten Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“ (1900) wird die grausige Geschichte eines protestantischen englischen Rationalisten aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts erzählt, der wegen einer in Berlin gedruckten, Gott und Christus leugnenden „Aufklärungsschrift“ von dem Berliner Glaubensgericht unter dem König Friedrich I. fcheußlich gefoltert wird und, ohne widerrufen zu haben, unter den Händen der Folterknechte stirbt. Seines lieblichen Söhnleins erbarmt sich der fromme österreichische Mönch Meinrad Helmperger, und ohne Bekehrungsversuche dieses herrlichen Verkörperers jenes Liebeswortes von Thomas a Kempis bittet der Knabe um die Aufnahme in die katholische Gemeinschaft. Der Roman wirkt tief erschütternd trotz seinen mancherlei künstlerischen Mängeln. Störend find so offenbare Unglaubwürdigkeiten wie die, daß unter dem König Friedrich I. in Berlin ein englischer Edelmann von teuflischen Glaubenseiferern zu Tode gefoltert werden konnte, ohne daß der englische Gesandte einschritt, ohne daß der König von einem so ungeheuerlichen Ereignis erfuhr. Auch an Übertreibungen, an zu starken, abfichtlichen Herausarbeitungen bestimmter Wirkungen ist kein Mangel. Des Schönen, aber auch des Bedeutsamen ist doch noch mehr darin, und so erklärt fich der Erfolg fchon jenes ersten Romans, damals allerdings fast nur in den Kreisen der durch die katholische Prefe darauf hingewiesenen Leser. Ihren Rang unter den großen Erzählern der Gegenwart hat fich Enrica v. Handel-Mazzetti durch ihren letzten Roman: „Jeffe und Maria“ (1906) errungen. Unglücklicherweise für mich war dieser Roman gerade erschienen, als der Druck meiner Deutschen Literaturgeschichte eben beendet war. Ich konnte den tiefen Eindruck jenes Romans in der ersten Auflage meines Werkes nicht mehr aussprechen, und die katholische Presse hat mir hieraus einen nicht gerechten Vorwurf gemacht. Es freut mich, schon vor dem Erscheinen meiner

850 Enrica v. Handel-Mazzetti dritten Auflage, in der ich der Dichterin Handel ein eigenes Kapitel widme, hier auszusprechen, daß ich ihren Roman „Jeffe und Maria“ für das künftlerisch bedeutendste Werk unserer erzählenden Dichtung im letzten Jahrzehnt, ja vielleicht gar im letzten Menschenalter halte. Ich stelle ihn so hoch trotz der mancherlei Einwendungen, die ich auch gegen ihn zu machen habe. Die große Anerkennerin fremden dichterischen Verdienstes, unsere verehrungswürdige Marie Ebner-Eschenbach, hat mir auf einen Brief, worin ich ihr auch

von den künstlerischen Mängeln des Romans der Handel sprach, in ihrer liebenswürdiggeistreichen Gesinnung erwidert: Auch ich kenne diese Mängel; wenn aber Ulrich von Hutten vor uns stände mit einem vielfach zerriffenen Wams, würden wir mehr auf das Wams als auf den Mann darin blicken? – Worauf zu entgegnen wäre, daß bei einem lebenden Wesen von Fleisch und Blut das Wams allerdings eine Nebensache ist, daß der Mensch auch ohne Wams ein Held sein kann, daß aber das Wams in der Kunst die Kunstform heißt, und daß ohne fiel keine vollendete Menschengestalt, keine künstlerisch wertvolle Darstellung ihrer Geschicke möglich ist. „Jeffe und Maria“ spielt nicht etwa, wie die Namen im ersten Augenblick andeuten könnten, in Palästina, sondern in Österreich zur Zeit der Gegenreformation von 1660. Der Roman behandelt einen ähnlichen Stoff wie in Meinrad Helmpergers denkwürdigem Jahr: den Zusammenprall zweier Glaubenswelten und den Untergang defen, der frevelnd in den frommen Herzensglauben anderer eingegriffen hat. Ein protestantischer Edelmann Jeffe von Velderndorff, ein wütender Feind des katholischen Glaubens, besonders feines Bilderdienstes, zwingt einen von ihm durch Geldschuld abhängig gemachten Förster, ein wundertätiges Marienbild zu entfernen. In ihrer äußersten Seelennot zeigt Maria, die Gattin des Försters, den Protestanten beim geistlichen Gericht an, und da er zu seinem Frevel noch Trotz und blutige Gewalttat fügt, fo wird er zum Tode verurteilt und hingerichtet. Dann aber bricht über feine Anzeigerin das Gericht des eigenen Herzens herein: fie vergeht in Reue und erfährt aus den eigenen Qualen, daß nicht der Haß, sondern die Liebe das Höchste ist. Um die reife, durchaus manngleiche Kraft der Darstellerin und den Adel der Sprache dieser Erzählerin würdigen zu können, sei eine Probe aus dem tief erschütternden Schluffe, der Hinrichtung Jeffes von Velderndorff, gegeben: Er steht gebunden und entblößt. Sein Herz geht stark. Die scheußlichen Larven unten laufen rot an vor wilder Freude und Gier nach Blut. Der Profoß befiehlt ihm jetzt zu knien, zieht zugleich ein schwarz seidenes Tüchlein aus dem Busen und legt es dreifach zusammen. Da bittet Jeffe wie der elende Knab” im Rosenburglied, man sollt ihm die Augen nicht verbinden, er will die Welt anschauen, die er nun und nimmermehr fieht. Die arme Bitte wird ihm gewährt. Es ist zum letzten. Der Pöbel unten, Bürger und Bauern, Bettler und Spitaler, einer steigt auf den andern, um ihn jetzt gut zu fehen... Die Mütter heben ihre Kinder hoch... Er liegt auf feinen Knien, feine blauen Augen sind starr zum Himmel gerichtet, die blutleeren Lippen regen fich. „Ketzerisch beta tuat er“, zischeln die Vetteln. Der Henker mit dem Schwert tritt an. Da hört man noch einmal des armen Sünders Stimme. Er redet zum Profoßen: „Ich bitte Euch um alles! Wenn's fürbei ist, geht jemand von euch zu der Frauen hin und fagt ihr,

Enrica v. Handel-Mazzetti 851 daß ich in meinem Sterben fie um Verzeihung bitten laffe um alles defen willen, was ich ihr hab” angetan.“ „Welche Frau?“ fragte leise, wie man zu Kranken redet, der Profoß. „Maria Schinnagel!“ „Eure Denunziantin!“ rief der Profoß mit Staunen. „Herr, fie ist eine edle Frau.“ Ein Seufzer dehnt die bloße Brust, ach, nun ist's gut! Und nun beugt er den Blondkopf. Der Profoß fuhr sich über die Augen, wandte sich mit Plötzlichkeit ab und krächzte: „Schlagt zu!“ Wäre der ganze Roman in dieser nichts Überflüssiges duldenden straffen Form geschrieben, fo müßte man ihn für eines unserer größten Meisterwerke der erzählenden Kunst erklären. Leider gibt es bei Enrica v. Handel in ihrem letzten Roman wie auch in dem früheren Streichbares, also Überflüffiges. Breite Einschiebfel, in denen sich die mühsam erlesene Kenntnis vergangenen Kulturlebens zeigen soll, so z. B. die fehr ausführliche Schilderung der Hochzeitsfeier Jeffes, find nicht künstlerisch unbedingt notwendiges Beiwerk. Die Kunst aber besteht ja eben darin, daß sie ihre höchsten Wirkungen mit den einfachsten, jedenfalls nur mit den notwendigsten Mitteln erzeugt. Bloßen gefälligen Schmuck, er mag für fich noch so reizvoll fein, duldet die große Kunst nicht. Bewundernswert ist die Echtheit der Sprache, sowohl der Darstellung der Dichterin wie der Gespräche ihrer Menschen. Zustatten kam ihr, daß fie fast alle ihre Menschen in der Mundart oder doch in der mundartlich gefärbten Sprache reden laffen konnte, und da zeigt sich denn die fehr beachtenswerte Tatsache, daß die Mundart den Wandlungen des Stils unendlich weniger unterliegt als die Sprache der Gebildeten, die sich der Schriftsprache bedienen. Die Mundart ist sozusagen von keiner Zeit und darum von jeder, und nicht unberechtigt wäre der Schluß, daß die Mundart in Wahrheit die echte Menschensprache, dagegen die Schriftsprache ein bloßes Kunsterzeugnis ist. Dies hat schon

Goethe empfunden, als er den tiefen Satz niederschrieb: „Die Mundart ift doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“ Das Entscheidende aber für die Kunst des Erzählers ist die Menschengestaltung, und in dieser steht Enrica von Handel – beinahe möchte man fagen: ihren Mann. Durchaus männlich, d. h. vollkünstlerisch, durch keine weibliche Liebhabereien, gefühlvolle Unterströmungen beirrt, ist ihre Schilderung der im Kampfe gegeneinander stehenden Menschen, der führenden wie der folgenden. Selbst an der schwierigsten ihrer Menschengestalten, dem jugendlich wilden, rücksichtslosen, glaubenswütigen und doch so zart empfindenden Jeffe von Velderndorff hat die Dichterin bewiesen, daß die Kunst das kaum Glaubliche glaubhaft zu machen vermag. Jeffe ist eine der verwickeltsten Menschenschöpfungen unserer Literatur, und ich sehe schon mit meines Geistes Augen die Aufsätze voraus, die nach einem Menschenalter unsere Gymnasiasten und höheren Töchter nach beliebter Schulfitte über die verschiedenen Bestandteile in Jeffes Charakter machen werden. Auch in der Fabelführung, in der fein berechneten Steigerung der starken Eindrücke ist Jeffe und Maria eines der bedeutendsten Romankunstwerke des letzten Menschenalters, ja noch über dieses hinaus. Stellen wie jene, wo der zum Tode verurteilte Jeffe im Kerker von seiner Anzeigerin erfährt, daß fein armes Weib ihm ein Kindlein geboren, es nicht hat fäugen können, und daß

 die Anzeigerin selbst es mitleidig getränkt habe, ganz zuletzt noch die erschütternde Gewiffenstragödie der Reue im Oualenherzen der Anzeigerin – in all dem wird eine Höhe der Kunst fichtbar, die selbst gewichtige Einwände gegen Einzelheiten befiegt. r e Bleibt noch die wichtige Frage: Haben wir in Enrica von Handel eine Dichterin mit reinem Kunstziel, oder haben wir in ihr eine Tendenz schriftstellerin zu würdigen? In der Preffe, besonders in der katholischen, hat fich, wie so oft bei ähnlichen Gelegenheiten unserer Literaturgeschichte, der Streit weniger um die Kunst als um den Stoff, um die Abficht der Dichterin erhoben. Von Bewunderern wie Gegnern wurde ihr Tendenz vorgeworfen, von jeder der beiden Seiten natürlich eine ganz entgegengesetzte Tendenz. Den einen war fiel zu katholisch, den andern nicht katholisch genug. Enrica von Handel lebt in dem guten Glauben, reine Künstlerin zu fein; fie hat fich wiederholt gegen alle Tendenzmacherei in der Kunst ausgesprochen, so in einem Brief an Karl Muth: „Ich habe nicht das Recht, mich felbst in meinen Werken zu bespiegeln, ich muß daraus verschwinden. Taten geschehen, Menschen entstehen, handeln und leiden; die vergeistigende, verklärende Reflexion über das Geschehene bleibt des Lesers Sache“, und ein andermal an mich: „Ich habe bei Meinhard gerade so gut wie bei Jeffe meine besten Kräfte eingesetzt und ein künstlerisches Ziel verfolgt, nicht, wie mir vielfach nachgesagt wurde, billige Tendenzmacherei.“ Dennoch bleibt die Frage offen, ob nicht unbewußte Tendenz bei der gläubig katholischen Dichterin gewaltet hat. Gewiß, alle ihre Werke, nicht viel anders als Lessings Nathan, predigen die große Menschenlehre: Es eifre jeder feiner unbeftochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach! In ihren beiden Romanen aber wird der Angriff gegen den frommen Glauben der Nebenmenschen von Protestanten geführt, und die grauenhafte Folterung im Meinhard wird verhängt und geleitet durch einen wahnwitzig grausamen Protestanten. Was würde die katholische Dichterin zu einem protestantischen Dichter fagen, der in feinen Romanen immer nur Katholiken den Glauben anderer stören ließe oder Folter und Schwert über fie verhängte? In der Wahl ihrer Stoffe hat Enrica v. Handel nach meiner Empfindung unbewußte Tendenz geübt, und sollte sie auf dieser Bahn weiterschreiten, so wird die Literaturgeschichte ihr bei aller Anerkennung für die darstellende Kunst den Vorwurf nicht ersparen, daß sie nicht ganz absichtslose Kunst geübt hat. Nicht verschwiegen darf auch werden, daß der Protestant Jeffe den Eingriff in den Glauben feiner Nachbarn mit wohl berechnetem Zweck und mit einem der niedrigsten Mittel, der Nötigung durch aufgedrungenes Darlehen, führt. Und wo sie ein besonders herzgewinnendes Beispiel für die rein christliche Liebe braucht, da wählt sie – übrigens wiederum wie Leffing mit dem Klosterbruder im Nathan – den herrlichen Mönch Meinrad und legt ihm Worte über Andersgläubige in Herz und Mund, die der Dichterin scharfe Gegnerschaft bei einigen katholischen Beurteilern zugezogen haben, so z. B. die schöne Stelle, wo dieser feraphisch edle Priester sogar den Gottesleugner und „Antichristianer“ verteidigt: „Er hat nicht soviel Gnaden

und Erleuchtung wie wir bekommen und kann daher für vieles nicht.“ LÜberschwengliche Beurteiler haben die Erzählersprache der Handel mit der Heinrich von Kleists verglichen. Mit Unrecht: die österreichische junge Dichterin unterscheidet sich von Kleist durch nichts so sehr wie durch den warmen Herzenston bei fachlichstem Bericht. Hierfür ist die Probe aus dem Kapitel

Der Roman eines Theologen 853 der Hinrichtung ein sprechender Beweis. Zu lernen aber hat Enrica v. Handel von Kleist die höchste aller erzählenden Künste: ohne Abschweifung, wäre diese selbst an sich dichterisch wertvoll, auf ihr künstlerisches Ziel loszugehen. Endlich aber ist ihr eine Eigenschaft gegeben, die dem Erzähler Kleift gefehlt hat: fie befizt den sonnigen, in die Schreckenstiefen des Lebens hineinleuchtenden Humor, diesen untrüglichen Beweis, daß der Dichter fich über feinen Stoff erhoben hat. Dem ferneren Lebenswerk dieser hervorragenden neuen Erzählerin dürfen wir alle mit liebevoller Teilnahme entgegensehen. Eduard Engel – ggDer Roman eines Theologen in solcher ist W. Nithacks-Stahn „Der Mittler“ (J. Frickes Verlag, Halle. Mk. 3.50). Die gute Stube in Arnds Vaterhause gleicht einem theologischen Ahnensaal. Diese Väter und Eltervàter, die da auf ihn niederfahen, zeigten in ihrem ganzen Gehaben die Einflüffe der Zeit. Der Schwärmer war dabei, der Dogmatiker, der Fanatiker, der Kunstenthusiast, der Gelehrte, aber Theologen waren sie alle; Theologe ist fein Vater, Theologe wird auch er werden. Eine solche Überlieferung ist ein gewaltiger Zwang von innen, der der äußeren Unterstützung kaum bedarf. Daß in dem jungen Arnd auch andere Kräfte sich regen, bewirkt nur, daß er bewußter der Theologie zustrebt. In den Mußestunden schafft der Gymnasiast an feiner breit angelegten Apologie des Glaubens. Es ist im Buche nicht besonders ausgesprochen, aber es bleibt ein psychologisch feiner Zug, daß das religiöse Leben und Bedürfen in dem Jüngling nicht stark ist, daß die Religion nur feinen Geist und Verstand aufrührt. Wir begleiten ihn zur Universität. Er erlebt hier die Enttäuschung an der Wiffenschaft, die fast jeder begabte Mensch zunächst erleben muß. Aber für den Theologen ist fie folgenschwerer, weil es hier an ein Gut greift, das man sich kämpfend bewahren muß gegenüber den Angriffen der Welt. Für Arnd wird es um fo schwerer, da ein Naturforscher fein Freund wird, der alles, was Kirche und Kirchendiener heißt, mit glühendem Haß verfolgt. Die Semester gehen dahin. Das Buch zeigt uns nicht die Entwicklung im einzelnen; fie führt dahin, daß dem Jüngling durch die überkritische Art des theologisch-wiffenschaftlichen Betriebes, durch den Zwiespalt zwischen der an der Universität geübten wiffenschaftlichen Behandlung und der in der Kirche gezeigten pastoralen Handhabung der Lehre, dann aber durch die Erfahrung in Philosophie und Naturwiffenschaft und im Leben der Glaube eigentlich in die Brüche geht. Es ist im Grunde nur noch eine gewiegte wissenschaftliche Schulung, wohl auch die fcholastische Kunst des Gedankenspielens, wodurch er äußerlich fich das Ganze zusammenhält. Vor der Ablegung der Schlußprüfung ist er wieder daheim. Da lernt er den „Atheisten“ im Nachbarhaufe kennen, den er von Jugend an hatte meiden müffen. Er ist der Erzieher feiner Mutter. Dann kommt es zu schweren sozialen Kämpfen in der Gemeinde, und die ganze Überzeugung drängt den Pastorssohn auf die Seite der Arbeiter. Sein greifer Vater kann darin eigentlich nur den Verrat am Glauben sehen. Der Schlag streckt ihn zu Boden.

854 Der Roman eines Theologen Um dem geliebten Vater das Sterben zu erleichtern, verspricht ihm Arnd die Vertretung im Gottesdienste und die Vollendung des theologischen Studiums. Wir finden Arnd dann in Berlin als Vikar an einer Kirche, wo er durch die Kunst seiner Rede zu einem der beliebtesten Prediger wird. Er versucht, das Leben in der Welt mit dem Kirchendienste zu verbinden, verkehrt mit Künstlern und Schriftstellern und gründet mit diesen eine fatirische Wochenschrift, in der er die faulen Zustände der Gesellschaft angreift. Das Beispiel eines schwerkranken Arbeiters, der ihm entgegenhält, daß der Mann das tun müffe, was er im Herzen fühle, bringt bei ihm die Entscheidung, daß er die Wahl zum Geistlichen ablehnt und feinen Austritt erklärt. Vollfeelischer Kämpfe flieht er nach Italien. Die fichere Geschloffenheit der katholischen Kirche, die einzigartige Ausnützung aller künstlerischen Mächte in ihrem Gottesdienst übt fo gewaltige Lockungen auf ihn aus, daß er sich nur durch die Flucht ihnen zu entziehen vermag. Völlig haltlos und zerriffen steht er wieder in Berlin. Was er als sein Glück angesehen, daß er frei ist von allem, ohne jede Pflicht, ist vielleicht fein Fluch.

Eine fein empfindende Frau weist ihn darauf hin. Sie weiß ihm zarter zu sagen, was Freunde ihm schroff mitgeteilt, daß sein Unglück sei, daß er nicht lieben könne. „Ihr predigt uns immerfort, wir dürften keine „Mittler“ haben. Ihr habt uns die Heiligen im Himmel verboten und die auf der Erde dazu. Aber wir Menschen schaffen uns ingeheim dafür andere an, es muß uns wohl not fein. Wir müffen Menschen haben, an die wir glauben, sonst glauben wir nimmermehr an den Großen, den wir nicht fehen. Und wir selbst müffen solche sein, an die man glauben darf, sonst werden wir irre an dem, der in uns ist...“ Er wird Hauslehrer eines Knaben einer reichen Familie, der aber feelisch fast ganz verwahrlost ist. Dieses Kindes Vertrauen gewinnt er sich; aus dem Vertrauen wird Liebe, und aus dieser erwächst der Glaube. Diesem kleinen Menschen, den er nun felber wieder liebt, muß er alles fein, muß er auf alles antworten, muß er geben. Er wird ihm der Mittler zur Welt und zum Großen, was diese leitet. So findet er langsam den Weg zurück. Das Verzichtenmüffen auf die Liebe zu einer gereiften Frau hilft ihm rascher heimfinden. Er nimmt die Pfarrstelle in einem kleinen, verwilderten Dörfchen feiner Heimat an. „Ich will Ihnen sagen,“ so redet er zu diesen Leuten, nachdem er ihnen sein ganzes Leben erzählt hat, „was ich weiß, und fagen, was ich nicht weiß. Ich will Ihnen helfen, und Sie sollen mir helfen, daß wir vorwärts kommen in Wahrheit und Liebe, denn das beides ist eins.“ Das Buch hat viel Sprunghaftes, wie das Wesen des Mannes, von dem es erzählt, sprunghaft ist. Aber gerade deshalb schließen sich die Stücke auch überzeugend zusammen. Es ist ein durchaus individuelles Buch: die Geschichte eines einzelnen, der unter Verhältniffen heranwächst und arbeitet, die man kaum als typisch hinstellen kann. Aber es ist trotzdem für jeden, der ein Sucher ist, wertvoll. Vielleicht ist das Beste daran, daß uns weniger von einem bewußten Suchen nach der Wahrheit geredet ist, als vom Irregehen eines im Kern guten Menschen, dem nur das Wichtigste im Leben fehlt: die wahre Liebe zu dem Nächsten, das im Dienste dieser Nächsten Sich-selbervergeffen-können. Das muß er erst langsam lernen, und dann ist er auf feine Weise am Ziel, bei der Erkenntnis nämlich, daß Wahrheit und Liebe für den Menschen eins sei. Denn das andere bleibt ja auch zu wahr bestehen, was ihm ein trefflicher Jugendfreund schreibt, dem gerade das in hohem Maße

Neue Bücher 855 eignet, was Arnd abgeht: das feste Zugreifen ins Leben. „Kannst Du es nicht verantworten, daß Du bei unserem Amte bleibt – in Gottes Namen, werd' etwas anderes! Nur ziehe nicht in der Welt herum und fetze Dich unter diesen und jenen Baum, um über das All und das Nichts zu grübeln, so kommst Du um keine Nasenlänge über Dich selber hinaus! Du hättest, scheint mir, das Zeug, ein guter Arzt zu werden, der sich auf Seelen versteht. Du bist noch jung genug und ein rascher Kopf, fang nur bald an. Aber das eine fage ich dir im voraus: Bilde Dir nicht ein, Du entrännest damit der Sphinx des Lebens, die Dich jetzt in den Bann geschlagen hat. Zum Henker mit dem Arzte, der nicht sagen kann, wozu das bißchen Leben ist, das er mir zu fristen verhilft! Und so wird's Dir überall ergehen. Ob Du arme Sünder richtet oder neue Grundstoffe fuchst oder meinethalben Steuerzahler einschätzft – Du wirft ein Mensch sein müffen, das heißt ein Frager und Fragenlöfer. Es ist ja wahr, wir Theologen stecken in der eigentümlichen Schwierigkeit, daß wir von Amts wegen Wahrheit besitzen sollen, daß unser Brot an einer Gewifensfache hängt. Aber geht es den anderen Berufen im Grunde anders, und seien fie noch so „frei“? Man nehme sie nur so ernsthaft, wie fie es verdienen. Selbst der Künstler kann dahin kommen, um seines Glaubens willen unterzugehen. Märtyrerwerden ist die edle Gefahr, in der wir alle stehen. Und Du, mein Bruder, wolltest davor flüchten? Du wirft's am wenigsten können! Sie werden Deiner Seele nachlaufen, alle die heiligen Fragen, die Du abzuschütteln versucht, werden von „Meer zu Meer Dich ruhelos jagen bis in das delphische Heiligtum“. – Darum halte ich trotz allem dafür: Du bleibst am besten, was Du bist, und wozu allem Anschein nach der Ewigwirkende Dich vorherbestimmt hat. Du machst es wie der mutige Draufgänger in der Schlacht, der sich zu dem gefährlichsten Posten meldet, weil denn doch einmal gestorben werden muß.“ Da das für uns alle gilt, können wir auch alle aus diesem Buche lernen. CBSV Neue Bücher „Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanfängen, von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern, sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, von Schnaderhüpfln, Wetter- und Bauernregeln,

Redensarten usw., nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide“ (Berlin W, Podtsamer Straße 38, Verlag des Spruchwörterbuches, 20 Lieferungen zu 60 Pfg.). Wir erhalten hier ein Werk, das weit über den Rahmen der bisherigen Zitatenschätze hinausgreift und nach der ganzen Anlage ein Buch zu werden verspricht, das nicht nur als Nachschlagewerk und Helfer in Zitatennot feine Dienste tun wird, sondern ein sprachliches Hausbuch werden müßte, aus dem heraus wir tief in den Geist unserer Sprache und in die Gedankenarbeit unserer Dichter und Denker eindringen können. Die Anordnung des riesigen Materials ist

856 Neue Bücher sehr geschickt. „Es wurde das System der Konkordanzen aufgenommen, so daß jeder einzelne Spruch nach feinem Hauptleitworte alphabetisch eingeordnet erscheint.“ Innerhalb der einzelnen Artikel find die Aussprüche, soweit deren Alter zu erkennen ist, chronologisch geordnet, so daß man nicht nur erfährt, was über einen Begriff seit Beginn der Literaturen bis zur neuesten Zeit Bedeutendes und Eigenartiges gesagt worden ist, sondern auch wie fich der Begriff im Laufe der Zeiten bei den verschiedenen Kulturvölkern gewandelt hat. Für die Sammlung des Materials wurden neben umfaffenden Auszügen aus den Werken der Schriftsteller selbst etwa 300 seit Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienene Sammlungen von Sinnsprüchen durchgearbeitet. Es entstand fo ein Material von 120.000 Aussprüchen. Um nicht ein Buch für Bibliotheken zu schaffen, sondern für die Hausbücherei, wurde davon nur 1% aufgenommen. Das find also immerhin über 30000 Aussprüche, vom klassischen Zitat bis zur Bauernregel, und das ist zehnmal so viel, wie das bekannte Werk von Büchmann enthält. Die Arbeit ist sehr sorgfältig. Es wird bei allen Sprüchen die Herkunft angegeben, der Name des Verfaffers, der Titel des Werkes, bei Dramen Akt, Szene und der Name der redenden Person, und das Entstehungsjahr; bei Liedern ist obendrein, wenn irgend möglich, der Name der hervorragenden Komponisten des Textes gegeben worden. In Anbetracht des Gebotenen ist der Preis sehr mäßig. Die Hefte sollen monatlich erscheinen, und es ist jedem Freunde unserer Sprache und unseres Geisteslebens dringend anzuraten, diese 60 Pfg. im Monat zur Erwerbung des Werkes anzuwenden, wobei ich die Anschaffung in Lieferungen empfehle, da man dann eher dazu kommt, das Buch durchzulesen, was von hohem Gewinn fein wird. k K. St. Emil Hügli, „Vergangene Tage“. Novellen. – „Um der Liebe willen.“ Drei Novellen. (Schkeuditz b. Leipzig, W. Schäfer. Broschiert je Mk. 2.–) „Und mahlet nichts als Liebe.“ Das ist das Schöne an diesen beiden Büchern. Sie find so jung und so schön unreif, wie es eben nur die unbekümmerte Jugend kennt. Und für diese Jugend ist die Liebe das einzige Gesetz; fie überbrückt für die Liebenden alles und auch für den Künstler, der fich gar keine Sorgen macht, wie er über die psychologischen Widersprüche hinwegkommt, die zwischen Denken und Reden, zwischen der geschilderten Charakteranlage und dem Handeln der Personen liegen: die Leidenschaft macht alles wahr, weil fie ja unberechenbar ist. Da es dem Verfaffer gelingt, etwas von dieser Leidenfchaft in seinem Buche zu halten, vermag auch er den Leser zu feffeln. Es ist also hier zweifellos dichterische Anlage vorhanden, und wir wollen nur wünschen, daß ihr eine gute Entwicklung beschieden sei. „In Sturmnacht und Sonnenfchein.“ Gedichte und Gedanken von Aurelius Polzer. Graz 1907, Janotta. 179 S. kl. 89. 3 Mk. Polzer, Profeffor in Graz, ist einer der besten, mutigsten Vorkämpfer des Deutschtums in der Südmark; er ist aber auch ein begabter und formgewandter, dazu ein gemütvoller und finniger Dichter. Alle diese wertvollen Vorzüge kommen in der Blumenlese aus feinen Gedichten zu schöner Erscheinung. Sie bietet im ersten Teile, „Volk und Vaterland“, wackere, tapfere Töne, sonderlich zur Zeitgeschichte; im zweiten, „Gott und Welt“, innige, gemütvolle Ge-

Neue Bücher 857 danken, die über den Augenblick hinaus ins Ewige schweifen; endlich wohlgeformte, weise Sprüche. Damit hilft der Dichter sich selbst wie feinem Volke über die schweren Nöte der Zeit hinweg; die Hoffnung auf künftige beffere Zeit verläßt ihn nicht. Hören wir ihn felber. Seines Lebens Grundstimmung drückt er in folgenden Versen aus: Sollt' ich auch ganz alleine fehn Und gegen Teufel fechten, Der Kampftrotz wird mir nicht vergehn, Und nie laff' ich vom Rechten. Und im Anschluffe daran: Allem Halben, allem Schlechten Laßt uns bittre

Fehde schwören, Nur dem Ganzen, nur dem Rechten Soll des Mannes Herz gehören. Und dazu der schöne Leitspruch: Solang' ich lebe, Atem habe, Ist eines nur mir Licht und Labe, Ist eines nur, für das ich ringe, Für das ich wirke, denke, finge: Was gedacht ist, soll gesagt sein: Das gebeut der deutsche Mut; Was gesagt ist, soll gewagt sein: Das steht deutschen Männern gut. Das ist mein deutsches Volk und Land, Sein ist mein Geist und Herz und Hand, Es gibt nichts. Hehreres auf Erden; Ich mein", drob muß ich felig werden. Recht finnig und zutreffend ist der Spruch „Weinverfälschung – Sprachverwelschung"; ich gebe ihm den Untertitel „Deutsche Rebe – Deutsche Rede": Schenkt dir ein Wirt verfälschten Wein Statt eines echten in den Becher, Wirst du darob entrüstet sein Und weidlich fluchen, deutscher Zecher. Doch wenn mit Welschzeug reich durchspickt Dir einer aufträgt deutsche Rede, Das findest du wohl gar geschickt Und weiht ihm nicht ein Wort der Fehde. Nun sag, was ist ein größ"res Gut: Die Muttersprache? Das Rebenblut? Endlich aus dem Teile „Gott und Welt", der des Dichters und Denkers Weltauffaffung wiedergibt, zwei Proben: G3 p tt in der Natur Den Herrgott bin ich suchen gangen Und lief mit glühendem Verlangen Die tausend Straßen kreuz und quer, Dran müdgequälte Grübler fanden Und rühmten, daß den Gottfie fanden – Ich fand den Herrgott nimmermehr. Drauf bin ich durch die Flur gegangen Mit ihrem Blühen, Duften, Prangen Im lebenswarmen Sonnenschein; Da jauchzten tausend Vogelkehlen Und hauchten tausend Blumenfeelen: Sieh, hier ist Gott, nur hier allein. Zum Abschluß der Todeswunsch „Sonnentod": Ich möchte nicht im Tale sterben, In faubdurchqualmter Städtegruft; Den Sonnentod möcht' ich erwerben In freier, klarer Bergesluft. Auf himmelhohen Felsenspitzen, Im Ätherblau, im goldnen Licht, Wo Gottes Flammenfeuer blitzen, Der Herr aus Wetterwolken spricht: Dort möcht' ich, wann die Donner dröhnen, Die Erde bebt vor ihrem Hall, Im Lichtbereich des Ewigschönen Verschweben als ein Hauch im All. Und nun nehme man das Büchlein, ein wahres Schatzkästlein, felbst zur Hand und erbaue fich an ihm! Der Türmer IX, 12 Dr. Paul Förster B 55

– FSC– N. / Bildende KunSf TE Das Geheimnis der Medicigräber Michelangelos rnst Steinmann, der durch fein großartiges Werk über die Malereien der Sixtinischen Kapelle weiten Kreisen bekannt geworden ist, veröffentlicht soeben im Verlage von Karl W. Hiersemann in Leipzig eine durch Formvollendung, gründliche Gelehrsamkeit und schöne Ergebnisse ausgezeichnete Studie über Michelangelos Medicigräber. Innerhalb der meistens aufgeregten und geistreichelnden modernen Kunstliteratur ein geradezu wohltuendes Buch. Aus einer bewundernswerten Beherrschung des gesamten kritischen Materials heraus, mit tiefem Verständnis für das Wesen der Renaiffance und die schwer ergründbare Seele Michelangelos wird hier in aller Ruhe vor dem Leser dieses feffelnde Problem entwickelt. Es hat ja noch keiner in der kleinen Grabkapelle der Medici zu Florenz gestanden, ohne von einer geradezu heiligen Bewunderung dieser hehren Kunstoffenbarung Michelangelos zu erschauern. Aber wohl auch noch kein denkender Besucher ist ganz über den Zwiespalt hinweggekommen, den ihm die Benennung der auf den Deckeln der Sarkophage lagernden vier Gestalten hervorgerufen hat: Nacht und Morgenröte, Tag und Dämmerung. Es wollten fich die einzelnen Gestalten nie recht dieser Deutung fügen, noch weniger vermochte man sie alle zu einem höheren Ganzen zusammenzuschließen, wo doch die tiefe Denkernatur Michelangelos eine solche einheitliche Deutung geradezu gebietet. An Deutungsversuchen hat es ja allerdings nicht gefehlt. Steinmann führt sie uns in historischer Reihenfolge vor, nachdem er uns in einem ersten Teile die Entstehungsgeschichte der Denkmäler erzählt hat. Schon dieser erste Teil ist feffelnd, weil er ja naturgemäß einen Abschnitt aus Michelangelos Leben vorführt, in dem die Seele des großen Meisters in schweren Kämpfen gerungen hat. Man hat bei Steinmann das wohltuende Gefühl, daß er aus dem Vollen schöpft, und in schier beiläufigen Bemerkungen gewährt er uns Einblicke in das für die Außenwelt so leicht rätselhafte Seelenleben des Florentiners. Der zweite Abschnitt ist dann den älteren Deutungen gewidmet. Wir vergeffen heute, wo die monumentale Grabmalsplastik tausendfältig die Abhängigkeit von diesen Vorbildern zeigt, daß Michelangelo in diesen Grabdenkmälern etwas ganz Neuartiges gegeben hat. „Noch niemals, weder im Mittelalter noch in der Renaiffance, hatten in ganz Italien Grabdenkmäler einen solchen Schmuck erhalten. Noch niemals hatte man ein paar lebensgroßer,

 liegender, nackter Gestalten als Schmuck

eines Sarkophagdeckels verwendet gesehen. Die Kunst der Renaiffance besaß bis dahin weder eine Personifikation der Nacht, noch eine solche der Aurora, von Tag und Abend ganz zu schweigen.“ Man kann daher begreifen, daß die Zeitgenoffen sich gerade um die Ergründung der Gedanken bemühten, die der mit hoher Bewunderung angestaunte „gran scultore“ in diese Werke hineingeheimnißt hatte. Warf man ihm doch damals schon immer vor, daß er allein den ganzen Sinn der Wunderwerke feiner Kunst auszudeuten vermöchte. Zuerst waren es die hoffähigen Gelehrten, die eine Erklärung fanden: der Historiker Varchi (1546) und nach ihm der berühmte Vafari. Sie meinten, daß er, als er die Grabdenkmäler der Herzöge Giuliano und Lorenzo de Medici ausführte, „finnend bedachte, daß die ganze Erde nicht genüge, ihrer Herrlichkeit ein Ehrendenkmal zu sein. So wollte er gleichsam alle Teile der Schöpfung an ihrem Grabe versammeln, fie selber in die Mitte zu nehmen, und so ließ er vier Statuen ihre Gräber bedecken: Nacht und Tag, Morgen und Abend“. Man konnte Michelangelo nicht leicht ein ärgeres Unrecht zufügen, als diesem unbeschränktem Geiste eine fo untertänige Gefinnung zuzutrauen. Wahrscheinlich war es daher auch Michelangelo selbst, der durch den Mund Condivis dieser Deutung entgegenarbeiten ließ, wobei der übereifrige Gelehrte allerdings wahrscheinlich nur eine rasch hingeworfene Unmutsbemerkung des verschloffenen Meisters verwerten konnte. Danach sollten die Figuren die Zeit bedeuten, die alles zerstört, der alles untertan ist. Es ist bekannt, daß Michelangelo feinen Auftraggebern nur mit größtem Widerwillen Einblicke in sein Schaffen gewährte. Wenn er darum einmal etwas über fein Schaffen fagt, so ist es oft eher ein Verschleiern des Tiefsten, nur eine kurze, mehr an der Oberfläche bleibende Andeutung, um den lästigen Frager loszuwerden. Daher muß man fich eigentlich darüber wundern, daß man einem 1875 zum erstenmal veröffentlichten Blatte von Michelangelos Hand, das eine Art Deutung der Statuen gibt, so grundlegendes Gewicht beimaß, wie es geschehen ist, zumal diese Ausführungen Michelangelos selber an Dunkelheit nichts zu wünschen übrig laffen. Sie lauten: „Der Tag und die Nacht sprechen: Wir haben mit unserem schnellen Lauf zum Tode geführt den Herzog Giuliano. Es ist ganz gerecht, daß er Rache übt, wie er es tut. Und die Rache ist diese, daß er uns, die wir ihn getötet, im Tode noch das Licht genommen hat. Und mit feinen geschloffenen Augen hat er auch die unferigen geschloffen, die nun nicht mehr leuchten über der Erde. Was hätte er nur aus uns gemacht, wenn er am Leben geblieben wäre?“ Ich werde das Gefühl nicht los, als habe hier Michelangelo nur feinen drängenden päpstlichen Auftraggeber zum Schweigen bringen wollen, gerade dadurch, daß er ihm eigentlich etwas schier Unverständliches sagte. Nur die Bezeichnung der beiden Gestalten als Tag und Nacht geht aus dem Ganzen deutlich hervor, nicht aber die der beiden anderen als Morgen und Abend. Damit läßt sich ja dann auch die Deutung Condivis vereinigen und auch jene berühmten Verfe, mit denen Michelangelo Giovannis Epigramm, daß die „Nacht“ lebe und er sie doch aufwecken solle, diese feine „Nacht“ antworten läßt: „Lieb ist mir Schlaf; ach wär' ich doch von Eisen (nicht nur von Stein), Solange unsere Schmach und Schande währen, Nicht fehn noch hören ist mein ganz Begehren. Drum wecke mich nicht auf; o rede leise!“

 Aus dieser Klage der Nacht heraus haben jene zahlreichen Erklärer geschöpft, die in diesen Gestalten das politische Glaubensbekenntnis Michelangelos fehen wollten. Andere lehnten es überhaupt als Vergewaltigung der Kunst des Meisters ab, hier nach weiteren Deutungen zu suchen, als den im Namen gegebenen. Die dritte Gruppe hat dann eigene Wege zu gehen verfucht. Man ist aber niemals von der Vorstellung: Tag und Nacht, Morgen und Abend, losgekommen, bis jetzt Steinmann aus feinem historisch psychologischen Fühlen heraus eine so naheliegende Deutung gefunden hat, daß man fich verwundert, warum nicht längst danach gegriffen worden ist. Gestützt auf die Tatsache, daß Michelangelo alle stärkeren Eindrücke, die ihm das Leben zuführte, feiner Kunst dienstbar zu machen strebte, kam Steinmann auf den durch die auffällig starke Verwertung von Masken beim Schmuck der Kapelle unterstützten Gedanken, daß der Künstler fich vielleicht durch einen der prachtvollen Maskenaufzüge, die gerade unter den Medici das Volk von Florenz in Atem hielten, habe anregen laffen. Und fo fand er in einer Sammlung alter venezianischer Karnevalslieder aus dem Jahre 1523 eine Dichtung über den „Triumphzug der vier Temperamente“, die im ganzen und im einzelnen das Verständnis der Allegorien Michelangelos

erschließt. Es ist ein erlesener Genuß, an der Hand der Darlegungen Steinmanns zu verfolgen, wie zwanglos fich nach dieser völlig gewendeten Auffaffung jede einzelne der großen Gestalten deuten läßt. Bei der zuerst geschaffenen „Nacht“, die nunmehr als „fanguinifches Temperament“ anzusprechen wäre, hat der Künstler noch viel erläuterndes Beiwerk beigegeben: einen Stern, den Kranz von Mohnblüten, den Halbmond und die Maske. Bislang hatte man in der Maske ein Symbol der Träume, im Kranze mit dem Mohn ein Bild von Schlaf und Tod und im Stern eine Ergänzung zum Monde erkennen wollen. Vor allem für Stern und Girlande ist die Auffaffung recht gezwungen, nicht mehr aber, wenn man die Strophe des Karnevalsliedes, das das fanguinische Temperament befingt, gehört hat: Sanguinisch ist das zweite (Temperament); der Planet Der schönen Venus hoch in reinen Lüften Ward ihm vermählt, und holde Frühlingsluft Gibt feinem Wesen Sicherheit und Ruhe. Und also werden, die von ihm beseelt, Lächelnd und sanft, human und heiter, Voll Sinnenfreude, gütig und genehm. „Man fieht, der Planet der schönen Venus am Diadem der Nacht bezeichnet hier nicht sowohl den Abendhimmel, der ja schon durch den Halbmond genügend fiymbolisiert worden ist, sondern er verkörpert vielmehr das Element der reinen Luft. Die Girlande aber mit dem Mohn, der in der Renaiffance auch als ein Emblem der Fruchtbarkeit galt, deutet auf den Frühling. Denn das Element der Luft und die Jahreszeit des Frühlings find in der Dichtung mit dem fanguinischen Temperament zu einem Dreibunde vereint, der unter dem Gestirn der Venus steht.“ Die Maske würde dann überhaupt auf die Verwendung der Maskengedichte hinweisen. Bei weiter schreitender Arbeit ist Michelangelo immer tiefer in feine Aufgabe eingedrungen. Immer mehr wurde ihm Ziel, nur durch die Gestalten als solche, ohne alles äußere Beiwerk das Gewollte zum Ausdruck zu bringen. Wir fehen ihn hier als den emporwachsen, den wir so hoch bewundern: den ersten großen Plastiker, dem die Körperformen dazu dienen, seelisches Leben

Das Geheimnis der Medicigräber Michelangelos 861 auszudrücken. In gewaltigster Art ist das in jener Statue geschehen, die man bislang als „Morgenröte“ bezeichnete, wobei man nun gar nichts mit dem Ausdruck des Entsetzens und der gewaltigen Zerriffenheit anfangen konnte. Ganz anders, wenn wir in ihr die „Melancholie“ sehen. Unser Karnevalslied fingt von ihr: Es bleibt die vierte noch, Melancholie, Mit der Saturn, der hohe, sich verbündet; Zu ewigen Genoffen hat. Natur Die Erde und den Herbst ihr beigegeben; Wer ihrer düftern Herrschaft untertan, Jft abgehärmt und karg und grambefangen, Bleich, einfam, herbe und gedankenschwer. „Also nichts weniger als eine Verkörperung des erwachenden Lichtes ist diese Allegorie, vielmehr eine Personifikation des Weltschmerzes. Sie ist der erhabene Ausdruck jener Melancholie, die Michelangelo mit grimmigem Sarkasmus feinen Frohsinn genannt hat, jenes Temperamentes, das ihm selbst vor allen anderen eigentümlich war.“ So bewahrheitete sich dieser Gestalt gegenüber jenes andere Wort, das wir als tiefes Bekenntnis der Kunst Michelangelos bewahren: Oft gleicht ein Bild dem Bildner mehr, o Jammer! Als dem Modell: so bilde Ich jetzt nur schmerzlich wilde Entstellte Züge, klägliche Gestalten! Dich formen will mein Hammer Und formt mich selbst, die Stirn voll Schmerzensfalten! Nun ergibt fich auch fehr einfach die Erklärung der beiden Männergestalten als Phlegma und cholerisches Temperament. Ja man gewinnt erst jetzt den rechten Begriff für die unvergleichliche Kunst Michelangelos, im Körper diese ganze geistige und feelische Einstimmung auszudrücken, wenn man von diesem Standpunkt aus an die Betrachtung der Werke geht. Die völlige Auslösung aller Glieder zu behaglichter Ruhe in der bisher als Crepuscolo bezeichneten Gestalt ist eben so meisterhaft wie die Anspannung jedes Muskels in der anderen, in der man bisher den Tag zu sehen gewohnt war, die man jetzt als eine glänzende Verkörperung des cholerischen Temperaments ansprechen wird, von dem das wiederholt erwähnte Karnevalslied fingt: Cholerisch heißt das erste, Mars verwandt, Wie er in roten Feuerflammen lohend, Wer seinem Wesen nachspürt, wird gewahr, Wie kühne Gluten zuckend aus ihm blitzen, LUnd jeder wird durch dies Temperament Behend und heftig, tapfer, heldenmütig, Stolz wie ein Krieger, hochgemut und wild. Es kommt hinzu, daß, wie auch aus den angeführten Strophen fich ergibt, mit dieser Vorstellung der Temperamente sich die anderen der vier Jahreszeiten und der vier Elemente verbanden, so daß wir also erhalten: die bisher als Nacht angesprochene Statue ist das fanguinische Temperament, dem verbunden ist als Jahreszeit der Frühling und als Element die Luft. Der

Melancholie (bisher Aurora) find beigegeben: Herbst und Erde; dem Phlegma (bisher Abend) Winter und Waffer und endlich dem cholerischen Temperament (bisher Tag) Feuer und Sommer. Diese Vorstellungen von den vier Temperamenten in Verbindung mit den vier Jahreszeiten und den vier Elementen der

 „Scala platonica“ waren der Renaiffance vertraut, während der Begriff von vier unterschiedlichen, für die Kunst in gleichwertigen Allegorien personifizierten Tageszeiten der Renaiffance ebenso fehlt wie der Antike. Wir stimmen Steinmann zu, daß offenbar nur durch die Nacht, die populärste der Allegorien von „San Lorenzo“, die Legende von den Tageszeiten entstanden ist, die fich mit einer Hartnäckigkeit behauptet hat, wie nur selten eine Täuschung. Aber die letzte Bestätigung erhält diese Auffaffung doch erst durch die jetzt prächtig fich erhellende Bedeutung der Aufstellung der gesamten Kunstwerke, zu denen bekanntlich noch die beiden Capitani, die Statuen der Herzöge kommen. Die Anordnung ist bekanntlich so, daß je eine weibliche und eine männliche Allegorie auf jedem Sarkophagdeckel ruhen. Zum fanguinischen Temperament hat fich das cholerische gesellt; das Phlegma zur Melancholie. „Wenn sich die ersten beiden miteinander verbinden,“ schreibt Marfilio Fecino 1544 in feiner Abhandlung über Platos Gastmahl, „so entsteht dadurch eine glückliche Wechselwirkung von Härte und Milde, von Luft und Schmerz. Und auch die Verbindung der beiden anderen kann niemandem schaden, denn das Blut fließt langsam und der Geist ist schwerfällig.“ Zwischen diesen Paaren, ihren Doppelsinn zusammenfaffend, thronen in den Nischen über den Sarkophagen die beiden Verstorbenen. Es waren zwei geschichtliche Persönlichkeiten, die Michelangelo von Angesicht zu Angesicht gekannt hatte, so gut wie jeder Florentiner. Aber in der Phantasie des Künflers wurden sie zu Gleichnissen unsterblicher Jugend, deren Wesen bis heute dem an die Porträtvorstellung gebannten Beschauer ebenso geheimnisvoll und dunkel vorkommen mußte, wie die der ihnen zu Füßen ruhenden allegorischen Gestalten. Ganz anders jetzt, wenn man in diesen die vier Temperamente erkannt hat. Michelangelo hat das Porträt als solches überhaupt widerstrebt und feinen florentinischen Landsleuten, die ihn gerade wegen dieser beiden Fürstenbildniffe fragten, für deren Unähnlichkeit mit dem Naturvorbilde man wieder die gewagtesten Erklärungen fuchte, gab er zur Antwort, daß in tausend Jahren doch niemand mehr wife, wie die beiden Herzöge in Wahrheit ausgesehen hätten. Er hat also hier die Schilderung individueller Erscheinungen dem Begriff allgemein gültiger Schönheit geopfert, und das gilt natürlich noch mehr für die innere Bedeutung, zumal diese beiden entarteten Sprosffen des mächtigen Geschlechts für eine Darstellung feelischen Lebens erst recht wenig Anregung boten. Nein, Michelangelo stellte in diesen beiden Gestalten die Idealverkörperung aus der Verbindung der beiden Temperamente vor, über denen diese Gestalten aufgestellt waren. So ist Giuliano „das herrliche Bild eines Herrschers, der sich selbst beherrscht, der das Symbol einer fürstlichen Macht, das Schwert, nur darum so lässig im Schoße zu halten scheint, weil seine heldenhafte Jugend noch niemals eine Niederlage erlitten hat. Wo hat sich jemals innere Kraft mit äußerer Macht in einer Persönlichkeit so harmonisch verbunden, wo haben sie je einen so überzeugenden Ausdruck gefunden, wie im Bilde des Herzogs Giuliano?“ Lorenzo dagegen, defen Statue von allen Skulpturen der Medicikapelle zuletzt entstand, ist entgegen der geschichtlichen Tatsache eher älter dargestellt als Giuliano; er steht in der Nische über Melancholie und Phlegma. Ein schwerer, phantastisch durch Tiermasken gestalteter Helm umschattet tief feine Stirn; fonst ist die Rüstung schmucklos wie die ganze Aufmachung, bis auf den rätselhaften, wieder einer Maske ähnlichen Gegen-

 fand, auf den der junge Mann den linken Arm aufstützt. Die linke Hand stützt das Kinn, die rechte Hand zeigt das umgebrochene Handgelenk, das von Michelangelo oftmals als Ausdruck willenloser Ruhe verwendet worden ist. In Kinder des Tages und Kinder der Nacht hat Michelangelo selbst das ganze Menschengeschlecht geschieden, und wahrlich, hier stehen wir vor einem Sohn der Nacht. In diesem „Pensieroso“ offenbaren sich die Eigenfchaften des Phlegmas und der Melancholie. Träge, langsam, müde, unfchlüffig, bleich, einsam, schwermütig und gedankenschwer zählt das oft erwähnte Karnevalslied als Eigenschaften der beiden auf. So fieht man, wie in der Dichtung

der vier Temperamente das viel umstrittene Problem der Medicigräber restlos aufgeht. Und erst jetzt erkennt man das fest geschloffene Gefüge dieses gewaltigen schöpferischen Gedankens, die hohe Einheitlichkeit und das völlige Durchdacht sein der gesamten Erfindung, In der Freude über diese Vertiefung unseres Verhältniffes zu Michelangelo wollen wir des Dankes nicht vergeffen, den der gelehrte Forscher und warmherzige Kunstgenießer verdient, der diesen Weg zu einem der gewaltigsten Kunstwerke aller Zeiten erschloffen hat. Karl Storck 9Kunstgewerbe und Unternehmertum rofeffor Werner Sombart beschäftigt sich in einer von der „Neuen deutschen Rundschau“ veröffentlichten ausführlichen Abhandlung über „Probleme des Kunstgewerbes in der Gegenwart“ hauptsächlich mit den Feinden einer wahrhaft künstlerischen Entwicklung des Kunstgewerbes. Als der gefährlichste erscheint ihm das kapitalistische Unternehmertum, also der Fabrikant oder Händler. Bis vor kurzem war dieser Unternehmer, der ja mit der gewohnten Ware vorzügliche Geschäfte machte, grundsätzlicher Gegner jeder Neuerung. Jetzt haben fich die Verhältniffe verschoben. Aber sie find dadurch nicht beffer geworden, wie Sombart nachweist. „Die Unternehmer mehren sich, die den grundsätzlichen Widerstand gegen die Einmischung des Künstlers aufgeben und sich bereit erklären, ihre Produktion den Weisungen des Künstlers gemäß zu gestalten, wohl weil fiel den Flair haben, daß die Zeit gekommen ist, da man mit Bestecken oder Möbeln oder Gläsern nach Entwürfen von dem namhaften Künstler R. V. Z. (der eine Modenummer geworden ist) mehr Geld machen kann als mit den treuherzigen Trivialitäten und Scheußlichkeiten des Mannes mit den dicken Mappen (voll kunstgeschichtlicher Vorlageblätter). Aber der Künstler wähne nicht, daß mit dieser Bereitwilligkeit des Unternehmers, ihn zur Mitarbeit zuzulaffen, fein Sieg entschieden sei. Er sehe sich vor, daß er in dem Handel, den er mit dem Unternehmer eingeht, nicht feine Seele mitverkauft. Denn das geht gar leicht. Muß man fich doch immer vor Augen halten, daß die Intereffen des Künstlers und die des Unternehmers ganz und gar nicht dieselben find, daß sie vielmehr oft genug geradezu entgegengesetzt find. Der Künstler will den Dingen feinen Geist einprägen, will, daß die Dinge vor feinen Augen und denen aller Leute von Geschmack und Sinn für künstlerische Gestaltung bestehen können. Den Unternehmer ficht dieses Streben natürlich gar nicht an;

864 Kunstgewerbe und LInternehmertum es ist ihm völlig gleichgültig, da er ja nur den einen Zweck verfolgt: Geld zu machen. Trifft es sich nun, daß die Ware, die der Künstler nach feinen Intentionen gebildet hat, auch diejenige ist, die den meisten Profit abwirft, dann herrscht eitel Freude und Harmonie. Aber das ist ein Zufall. Vielmehr wird als Regel fich eher eine Tendenz zu Disharmonie der Intereffen herausstellen: die „marktgängige“ Ware wird nicht die fein, die der Künstler am meisten liebt. Und da besteht nun für diesen die Gefahr, daß er selbst nach „Marktgängigkeit“ strebt, daß er (ich möchte sagen unwillkürlich) feine künstlerischen Intentionen unter dem Gesichtspunkt, die Ware dem Unternehmer genehm zu machen, ummodelt. Denn auf die Dauer wird er sich als der Schwächere im Kampf mit dem LUnternehmer erweisen: stehen doch hinter ihm so und soviel andere, die nur darauf warten, feine Stellung einzunehmen. Angesichts der überfülle auch talentierter Künstler und Künstlerinnen wird sich immer eher ein Überangebot als ein Unterangebot von Künstlern, die ihre Dienste dem Unternehmer anbieten, als die Signatur des Marktes ergeben. Und so feste, patriarchalisch fundierte Beziehungen zwischen Kunst und Können wie ehedem gibt es nicht mehr: täglich gilt es, den Platz zu verteidigen. Natürlich: je namhafter der Künstler, desto stärker seine Position dem Unternehmer gegenüber: ein Riemerschmid, ein Pankok, ein Paul, ein Olbrich, ein Behrens wird schon ein großes Maß von Selbständigkeit selbst großen Firmen gegenüber aufzubringen vermögen. Aber, aber. Auch die Größten scheinen mir nicht ganz gefeit gegen die Versuchungen, die von kapitalistischer Seite an sie herantreten. Die schlimmste Zumutung, die der Unternehmer an den Künstler stellt, ist ja wohl die: daß feine Modelle immer wieder reizvoll, fensationell wirken, und dazu gehört, daß sie immer wieder neu, unerhört neu und originell seien. Der kapitalistische Unternehmer lebt von den Nouveautées, fie find Manna für ihn, Mehlstaub, Gift für den Künstler. Nun wird diese alte Plage sich heute, da eine neue Ara für das Kunstgewerbe anbrechen will, nicht so furchtbar äußern wie bis vor ein paar Jahren ganz allgemein, wo das freffende Bedürfnis nach Originellem

allen vernünftigen Erfindungsgeist erschöpft hatte und man schließlich zum reinen Unfinn seine Zuflucht nehmen mußte, dahin auch die Vertauschung aller Stoffe zu rechnen ist, die aus derselben Quelle der Armut und Erschöpfung entsprang (jeder Gewerbsmann imitierte des andern Stoff und Weise und glaubte ein Wunder von Geschmack getan zu haben, wenn er Porzellantaffen wie vom Faßbinder gemacht, Gläser gleich Porzellan, Goldschmuck gleich Lederriemen, Eisentische von Rohrstäben zustande gebracht hatte). Aber ganz ohne Einfluß scheint mir dies (aus kapitalistischem Intereffe erzeugte) Bedürfnis nach „Neuheiten“ nicht geblieben zu sein. Ich glaube an allem kunstgewerblichen Schaffen unserer Zeit (auch dem der Besten) einen Zug von Nervosität, von Unruhe wahrzunehmen, der deutlich das Sinnen des Schöpfers verrät, etwas Originelles, noch nicht. Dagewesenes zu liefern. Es ist nicht zu verlangen, daß einem Künstler – und sei er der erfindungsreichste – alle drei Monate eine völlig neue Möbel- oder Schmuckform einfalle. Und wenn man es doch von ihm erwartet, so drängt man ihn in eine falsche Bahn. Seine Kunst wächst sich dann nicht organisch aus, sondern wird treibhausmäßig getrieben. Und dieser Zug des Treibhausmäßigen haftet den meisten der modernen Erzeugniffe des Kunstgewerbes an. Das Publikum (töricht wie immer) unterstützt dieses Streben nach Neuem, Sensationellem,

Aus Richard Wagners „Familienbriefen“ ur nochmaligen eindringlichen Empfehlung des im Februarhefte nach ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Menschen Richard Wagner gewürdigten Buches „Familienbriefe von Richard Wagner 1832–1874“ (Berlin, Alexander Duncker) bringen wir heute etliche Proben. Sie find den Briefen aus des Meisters „Züricher Zeit“ entnommen, der wohl bedeutsamsten für Wagners innere menschliche Ausgestaltung und damit auch künstlerische Reife. Der erste Brief ist am 1. Dezember 1849 an Wagners Schwester Klara gerichtet. Sechs Jahre älter als Richard, die begabteste unter feinen Schwestern, war fie an den Schauspieler (später Kaufmann) Wolfram in Chemnitz verheiratet. Wie fie fich überhaupt des besonderen Vertrauens des verkannten Bruders erfreute, bringt auch dieser Brief einen Einblick in die innersten Gründe der Entwicklung Wagners zum Reformator. „Euch scheint es sehr unangenehm zu sein, daß wir in Zürich uns aufhalten: ich wüßte in diesem Augenblicke keinen Ort in Europa, an dem ich lieber verweilen möchte. Ich hatte nur die Wahl zwischen hier und Paris. Mag ich nun mein dereinstiges Auftreten mit einer Oper in Paris noch so ernstlich in das Auge faffen, so giebt mir doch die Kenntnis der dortigen Verhältniffe die sichere Annahme zur Hand, daß sehr gut ein paar Jahre darüber vergehen können, ehe an eine wirkliche Aufführung eines Werkes von mir dort zu denken wäre, und sehr fragt es fich, ob dies überhaupt unter den jetzt bestehenden Verhältniffen möglich sein dürfte; zwischen dem Auftrage und der Annahme einer Oper – was ich wohl bald erreicht haben würde – und ihrer wirklichen Aufführung liegt in Paris nämlich eine himmelweite Kluft, die nur durch Geld ausgefüllt und mit Hilfe der Intrigue überschritten werden kann. Weder habe ich aber Geld, noch bin ich in der Intrigue bewandert: deftomehr aber der vortreffliche Meyerbeer, vor dem jeder ehrliche Künstler in Paris bereits längst die Waffen gestreckt hat; ich kenne viele Tüchtige von ihnen, die mir in Paris erklärten, sie dächten unter der gegenwärtigen Herrschaft des reichen und intriguanten Meyerbeer nicht im entferntesten mehr daran, auf der Großen Oper herauszutreten. Die in allen unseren öffentlichen künstlerischen Verhältniffen herrschende Nichtswürdigkeit überseht Ihr guten Leute ganz und gar: daß ich mit all meinem begeisterten

Aus Richard Wagners „Familienbriefen“ 867 Streben für die echte Kunst von je fo einsam dagestanden habe, daß es mir nirgends gelingen wollte, der herrschenden Modeerbärmlichkeit mit meinen Werken fiegreich entgegenzutreten, daß ich selbst da, wo ich sie am besten auf führen konnte – in Dresden – durchaus nichts anderes errang, als flüchtige Erregungen, die morgen wieder vergeffen waren oder jeder anderen, auf ganz entgegengesetzte Weise hervorgebrachten, Platz machten; daß ich somit ewig mich ohne eigentlichen Erfolg abmühte, und, indem ich meiner künstlerischen Alberzeugung treu blieb, die ganze moderne egoistische Kunsthandwerkerwelt mir nur immer mehr entfremdete, jeder Gemeinheit ohne Vertheidigung mich preisgegeben fah, für mein Streben im Ganzen nichts wie bitteren Kummer mir zuzog – das beachtet. Ihr freilich nicht, oder wenn Ihr es beachtet, schlagt Ihr es doch so gering an, daß Ihr nicht begreifen könnet, warum ich denn nicht ganz ruhig fort und fort Opern schriebe,

was ich ja – nach Eurem Gefallen daran – so gut verstünde: Ihr denkt dabei nicht einmal daran, wie es mir zu Muthe fein muß, wenn ich ein Werk zwei Jahre fertig daliegen habe – wie meinen „Lohengrin" – ohne dazu zu gelangen, selbst in Dresden – wo noch meine letzte Arbeit Glück gemacht und dem Institute Ehre gebracht hatte – fie zur Aufführung zu bringen: Ihr wundert Euch nur, wie ich nicht immer wieder eine Oper schreiben und dagegen alles Andere rings um mich herum unbeachtet liegen laffen könnte. Was Ihr nicht thut, mußte ich allerdings thun: nämlich über den Grund und den Zusammenhang der Umstände nachdenken, die jedes redliche begeisterte Streben, sei es in der Kunst oder worin es sonst wolle, jetzt gänzlich erfolglos bleiben laffen: hierüber nachdenken heißt: sich gegen diesen ganzen Zusammenhang empören, und je kräftiger meine künstletische Begeisterung ist, desto wahrer und unabweisbarer ist mein Gefühl der Empörung gegen alles Gemeine, Spießbürgerliche, Unverschämte und Erbärmliche in unseren ganzen gesegneten Umständen. Viel wichtiger, als Opern schreiben und immer wieder Opern schreiben, nach denen kein Hahn kräht, halte ich es jetzt, mich öffentlich über unsere künstlerischen Zustände auszusprechen: ich thue es, indem ich mich den denkenden Künstlern mittheile; wer Künstler ist und zu denken vermag, der versteht mich auch: daß unsere Handwerksliteraten u. f. w. mich herunterreißen, kümmert mich nicht, denn es ist nothwendig, weil namentlich gegen fie ich mich wende. Genug hiervon! Es ist mir dies gelegentlich bei meiner Besprechung der Pariser Verhältniffe so angekommen. Es wäre nun mein Wunsch, ungestört wieder künstlerische Arbeiten vornehmen zu können: die Hoffnung für die Zukunft erfüllt mich, und in dieser Hoffnung finde ich Lust und Kraft zu dem Besten, was ich zu leisten vermag. In aller Stille – lieber vergeffen als geachtet von der heutigen Welt – hier oder in der Nähe fortleben zu können, um die mannigfaltigen künstlerischen Stoffe zu verarbeiten, die ich im Kopfe habe, dieß ist mein größter Wunsch, um feine Erfüllung zu erreichen, habe ich die nöthigen Schritte gethan, und ich hoffe, sie werden nicht ganz ohne Erfolg fein. Nach Paris werde ich wohl im Anfange des nächsten Jahres gehen, um im Conservatoire etwas aufzuführen: zugleich will ich mich mit meinem Dichter vollständig zu einigen suchen. Das ist im ganzen alles, was ich Euch mitzutheilen habe. Wie Minna fich dabei befindet, denkt Ihr Euch wohl leicht: daß sie mit mir, meinen Abfichten und Vorhaben nicht vollkommen einverstanden ist, liegt sowohl in der Natur der Sache, als in den verschiedenartigen Naturen von uns beiden. Wie

 viele werden es von Euch fein, die mit mir ganz einverstanden find? Ich mache mir nicht viel Hoffnung auf Eure Zustimmung. In meinem Wesen liegt nun aber einmal ein so starker und unbeugsamer Trieb, daß ich wahrhaft unglücklich nur dann fein würde, wenn ich ihn um äußerer Rücksichten willen gänzlich von feiner Natur ablenken müßte: heiter bin ich dagegen, wenn ich ihn befriedigen kann, fei es auch unter mannigfachsten Entbehrungen und Verfolgungen." Für Wagner als Menschen fast noch charakteristischer ist der ein halbes Jahr später an seine Nichte Franziska, die spätere Gattin Alexander Ritters, gerichtete Brief. Liebe Fränze! Dein Brief hat mir wahre und große Freude gemacht, aber nicht etwa weil Du mich darin fo gelobt hat, sondern weil ich in ihm auf das natürlichste und vielleicht felbst unbewußteste die innige Unzufriedenheit ausgesprochen fühle, ohne die jetzt niemand ein wahrhafter Mensch sein kann. Es ist das erste Mal, daß ich Dich nun eigentlich kennen lerne: die Dresdener Comödiantenwirtschaft hatte fich zwischen uns breit gemacht; Dich hielt ich immer für ernst und finnig, und doch wußte ich nicht immer deutlich, woran ich unter den obwaltenden Umständen mit Dir war. Nun freut es mich, die Entwickelung Deines guten Wesens zu sehen. – Mißtrauisch bin ich gegen Alles, was sich heut zu Tage mit dem Theater befaßt, und es geht mir mit Schauspielern wie der Polizei mit den Menschen, die fie so lange für Spitzbuben hält, als sie nicht die dringendsten Beweise für das Gegentheil findet. Wie wenige von Euch gelangen nur dazu, zu bemerken, daß fie eigentlich mit einer vollständigen Lumpenwirthfchaft zu thun haben; wie noch viel wenigere retten sich aber aus diesem Pfuhl zum reinen Künstlerthume. Deine ganze Familie hat es eigentlich nur bis zu dem ersteren gebracht: bringe Du es vollständig bis zu dem zweiten Grade, und herzlich will ich Dich willkommen heißen. Niemand weiß mehr wie ich, daß der Darsteller der eigentliche Künstler ist: was gäbe ich darum, wäre ich selbst der Darsteller meiner Helden geworden!

Glücklich wäre ich, glücklich! Meine ganze Kunst ist nur fehnsüchtiges Gedankenweben: ewiges Wollen und Nichtkönnen, denn Können heißt Wirklichmachen, aus der Vorstellung und Abficht zu That und Unmittelbarkeit übergehen. Diese Wirklichkeit gehört nun heut zu Tage der Comödiantenwelt an, in welcher große Gage, schöne Garderobe und lobende Recensionen die Hauptsachen find. Rette Dich daraus, so gut Du es vermagst, vor Allem scheue aber keine Widerwärtigkeiten und Schmerzen, denn nur um diesen Preis werden wir jetzt Menschen und Künstler: der Weichliche bleibt Sklave und Comödiant. Scheue es nicht, die bittere Galle zu trinken; fie giebt, in einer gesunden Natur, Kraft und Selbständigkeit, endlich den Stolz der Verachtung des Gemeinen, Heiterkeit und wahres Glück. Noch einen Rat gebe ich Dir zu Deinem Glücke! Findest Du einen Mann, den Du lieben mußt, so liebe ihn mit vollstem Herzen und ganzer Seele – und frage Gott und die Welt den Teufel darnach, was fiel dazu sagen: diese Welt kann Dir nichts geben als Aerger – Du allein Dir Liebe, die Alles ist, Alles! und ohne die Alles hohl und nichtig, todt ist. – Laß nie falsche Demuth in Dir aufkommen! wo sie ist, steckt auch der Hochmuth! Füge Dich nie den Forderungen der Erbärmlichkeit, sondern widersetze Dich ihnen mit allem Stolze, defen Du in der Liebe zum Edlen fähig bist. Empöre Dich, wo Du kannst, – gieb nie einen Zoll von Deiner Ueberzeugung nach, und wo

Aus Richard Wagners „Familienbriefen“ 869 Du nicht fiegen kannst, da lache und fei heiter. – Ich kann Dir nichts Befferes rathen, da ich an mir felber befunden habe, daß ich nur so lange wirklich unglücklich war, als ich nicht ganz war, sondern Unmögliches wollte, indem ich Feuer und Waffer, Gut und Schlecht zusammen zu bringen mich bemühte. – Jetzt – so viel ich leide und so heftige Schmerzen ich empfinde, leide ich doch nicht mehr; ich sehe in jedem Augenblicke dem Tode entgegen, und gewinne fo das Leben wieder lieb, denn ich kann heiter und stolz sein – weil ich das Leben ohne wahren Inhalt verachte. – Viel hat sich mit mir ereignet: es ist mir unmöglich, Dir jetzt davon zu berichten. – Ich gehe jetzt weit fort und werde lange allein fein: ich kann nicht anders. – Durch Karl wirst Du von mir erfahren. Schreib' mir durch ihn, wenn Dir's nach Wunsch geht! Leb" wohl und behalt” mich lieb! ich fage nicht: fei glücklich! sondern: sei stark und Dir treu, gleichviel ob dieß zu äußerem Unglück oder Glück führe! Leb' wohl! Dein 4. Juni 1850. Richard W. Sehr bezeichnend für Wagners inneren Zustand während der Dresdener Zeit und ein Freiwerden durch die Loslösung ist dann der Brief vom 2. Februar 1851 an feinen Schwager Hermann Brockhaus. „Meine Dresdener Stellung war mir seit lange schon eine Qual, die ich – auch ohne politische Ereigniffe – früher oder später hätte brechen müffen, wenn ich mich als gesunder, mit sich einiger Mensch und Künstler erhalten – oder retten wollte. Ich bereue nichts, als daß ich nicht zuvor schon in der Lage war, mit voller Ruhe aus einem Verhältniffe zu scheiden, das mir – bei äußerer Sicherheit – meinen Ruin nach Innen herbeiführen mußte. Nie habe ich mich noch in meinem ganzen Leben so glücklich gefühlt, als im Sommer 1849 in der herrlichen Schweiz: ich gestehe, daß selbst meine ernstliche Sorge um meine Frau nicht das Wohlgefühl in mir ersticken konnte, das mich andauernd beseelte, als ich einen unlösbaren Knoten zerhauen und mich vollkommen mit mir versöhnt hatte. In meiner Dresdener Stellung war ich der schwankendste, unficherste Mensch: von Außen beruhigt, nur wenn ich Heuchler war, – von Innen unfähig, sobald ich wahrhaftig ward. Das ist zu Ende, und keine Lebensforge ist jetzt mehr im Stande die innere Harmonie meines Wesens zu stören. Ich weiß, daß ich mit dem Besten was ich leisten kann, und was ich leisten muß – weil ich es kann, mir nicht Geld, sondern nur Liebe erwerben kann, und zwar bei denen, die mich verstehen wollen. So bin ich denn auch über das Geld außer Sorge, da ich weiß, daß die Liebe für mich sorgt. – Möge also die gute Ottilie, und möget Ihr Alle über mich beruhigt fein, und annehmen, daß mir ein großes – ja das größte, Menschen erreichbare – Glück widerfahren ist, – das, wie es allerdings nicht mit Händen zu greifen ist, mir einzig nur dadurch getrübt werden kann, daß die mir Nächsten – es nicht verstehen. Selbst der Blick auf die Welt, die mein Kunststreben vor der Oeffentlichkeit jetzt zu einem unfruchtbaren macht, kann mich nur noch vorübergehend widerlich berühren, da ich weiß, daß unter ihr eine neue Welt keimt, in der ich Glücklicher jetzt schon leben darf. –“ Inzwischen war es zur Annäherung an Mathilde Wesendonk und damit auch zur lange drohenden Katastrophe mit feiner Gattin Minna gekommen. In einem viel abgedruckten Briefe an die Schwester Klara (20. August 1858)

hat Wagner die Ereigniffe überzeugend dargestellt. Hier sei auf einen Brief vom 28. Januar 1859 an feine Schwester Cäcilie hingewiesen, der zeigt, wie

870 Aus Richard Wagners „Familienbriefen“ schonungsvoll Wagner trotzdem über seine Frau, die ihm doch auch die Möglichkeiten des künstlerischen Schaffens zerstört hatte, dachte. „Der eigentliche Quell der namenlosen Bekümmerniffe und Erschütterungen, die mich im vorigen Jahre trafen, liegt in dem traurigen Gesundheitszustande meiner Frau. So unerhört befinnungslos und leidenschaftlich fie fich in den zartesten Angelegenheiten benahm, kann ich ihr endlich doch darum nicht eigentlich zürnen. Jeder leidet auf feine Weise, und sie leidet – auf die ihrige – aber sie leidet und litt besonders fehr. Man denke ich nur den unausgesetzten Zustand eines Herzschlages, wie ein gewöhnlicher Mensch ihn eben nur bei einem Todesschreck empfindet, und dazu ein Jahr lang fast vollkommene Schlaflosigkeit! Es ist nicht möglich, daß man denjenigen, der unter solchen Qualen leidet, verantwortlich für das macht, was er im halben Wahnfinn thut. Doch war auch unser Beisammensein endlich unerträglich geworden. Ich mußte durch Einsamkeit einmal wieder frische Kräfte schöpfen, um bestehen zu können; auch Minna aber, wußte ich, mußte Veränderung und mögliche Zerstreuung gut thun. Ihr scheint es nun in Dresden wirklich etwas erträglicher zu gehen; obwohl ich zu meinem Kummer erfahre, daß sie doch wieder fehr dem Einfluß von Klatschereien anheimgefallen ist. Nun ich wieder etwas Ruhe und Faffung gewonnen habe, bin ich entschloffen, sie stets mit der Schonung und Milde zu behandeln, deren fie, wenn ihr Zustand, der wesentlich vom Gemüthe bedingt ist, einiger Maaßen gehoben werden soll, auf das Dringendste bedarf. Ihr Leben ist so vollständig in meine Hand gelegt, daß ich, wie ich ihr schnell den Tod geben könnte, diese Hand natürlich nur noch zu ihrer Pflege ausstrecken kann.. Ich werde nicht so bald dazu kommen, Clara zu schreiben; was ich mit ihr zu besprechen hätte, greift mich fehr an. Schreibe Du ihr aber doch, fie solle mir meine letzte Ermahnung an fie ja nicht übel deuten. Ich glaube aus Minnas Briefen in der Zeit, wo fiel bei Cläre war, zu erkennen, daß diese in der besten Absicht und – ich glaube fast auch – mit der klügsten Einsicht eine gewife entscheidende Bestimmung auf Minna über ihr Verhältnis zu mir herbeizuführen suchte. Gewissermaaßen hatte sie mein Brief aus Genf dazu autorisiert. Alles was mich betreffen kann oder konnte, mußte bei mir selbst aber bald endlich ganz unberücksichtigt bleiben, als ich nur noch den jammervollen Zustand der geängstigten, namentlich auch an ihrem Uebel fo schrecklich leidenden Frau vor den Augen behielt. Es war mir, als ob dieß jedem fo gehen muß, dem fie nahe trat, und bat daher Clären, doch nur gänzlich. Alles zu vermeiden, was im Gespräch Minna von Neuem aufregen könnte. Das hat fie vielleicht gekränkt. Wenn sie sich aber überlegt, daß hier Alles zu spät ist, und namentlich es nur eine gänzlich unnütze und erfolglose Grausamkeit fein kann, Minna zum Bewußtsein ihres wahren Verhältniffes zu mir zu bringen, fo tröste ich mich damit, daß auch sie finden muß, es fei, wenn das Eine ganz unmöglich ist, beffer, das andre Mögliche einzig im Auge zu haben, das ist: die Unglückliche liebevoll zu täuschen, um ihr über den Rest eines jedenfalls mühe- und kummervollen Lebens ruhig hinweg zu helfen. Und hierzu eben bin ich entschloffen. Denn das einzige Wohl, das ich noch genießen kann, ist – Andern so wenig als möglich Wehe zu bereiten. Wer mir am Allernächsten steht, weiß sich eben dadurch selbst zu helfen. Die größte Sorge trifft daher diejenige, die mich so wenig begreift.“ – Wie überlegen Wagner nach diesen schweren inneren Krisen auch noch

Aus Richard Wagners „Familienbriefen“ 871 fo heftigen Schlägen des äußeren Lebens gegenüberstand, zeigt ein Brief an die Schwester Luise vom Ende März 1861 nach der Niederlage, die man in Paris feinem „Tannhäuser“ bereitet hatte. „Ich wüßte übrigens jenem Aufsatze nicht. Wesentliches beizufügen, als höchstens einige stärkere Bezeichnungen für die Schwächen der Aufführung, die bei der ganzen Sache mein eigentliches wahres Leiden ausmachten. Hatte ich mich doch darein ergeben müffen, die Musikdirection einem musikalischen Unteroffizier (wie ihn Herwegh in einem Züricher Berichte nennt) zu überlaffen! Mein Leiden vor der Aufführung, die ich selbst leider nicht mehr hindern konnte, war weit größer, als nach derselben. Wahrlich, ich bin froh, vom Jockeyclub verhindert worden zu sein, mein Werk zum eigentlichen Gehör zu bringen: ich selbst hätte nicht mehr zuhören können! Daß ich nach langen Jahren der Resignation mich in solchem Falle einmal wieder fangen ließ,

das kränkt mich eigentlich, und ich kann mich nur damit trösten, daß mir so etwas nie wieder passieren soll. Den Parisern bin ich übrigens durchaus nicht bös" geworden: Sie find leichtsinnig und reden jeden Unfinn nach, den man ihnen aufheftet; kommt es zur Sache, so bleiben sie doch auch wieder für das Gute impressionable, und fchlagen fich dann nach Herzenslust für das, was ihnen gefällt. – Einzig bin ich über die Stumpfheit meiner hohen Protectoren in Deutschland betreten, die niemals auf den Einfall kommen, wie unwürdig ein Künstler von meinem Ernte eigentlich allen Chancen eines Abenteurer-Lebens ausgesetzt bleibt. Wer wird mir eine wohlanständige Ruhestätte für mich, ein geeignetes Atelier für meine Kunst daheim bieten? – Laffen wir doch ja die deutsche Innigkeit und Tiefe uns nicht zu hoch zu Kopfe steigen! Einstweilen bleibe ich verwundert über meine Gesundheit. Es scheint mir, als ob ich noch zu manchem Sturm aufbewahrt sein soll. – Noch danke ich Dir fehr, beste Luise, für Deinen ersten Brief; namentlich hast Du mich durch Deine Ermahnungen zu Gunsten meiner Frau fehr gerührt. Gewiß ist diese sehr zu bemitleiden! Weiß Gott, aber auch sie hält's aus. Wie sehr wünschte ich, ihr eine ruhige Niederlaffung bieten zu können, wo sie namentlich mich nicht zu anhaltend in ihrer Nähe hätte: ich sollte immer nicht eher zu ihr kommen, als bis Noth und Aerger einmal wieder vorüber wäre, z. B. jetzt wo ich mich, trotz alles Elendes meiner Lage, nach den erhaltenen Prügeln in einem fast behaglichen Zustande befinde.“ – Aus dem Schlußabsatz erkennt man, wie er immer noch an die Möglichkeit eines Auskommens mit Minna glaubte. Wie er sich trog, zeigt fein Brief an die Schwester Klara Wolfram aus Biebrich a. Rh, 11. Juli 1862 „Wie konntest Du fürchten, liebe Cläre, in Deinem Briefe könnte auch nur etwas enthalten sein, was ich Dir hätte übel deuten können? Ich habe es bis hierher ertragen, Niemand einzumischen, und mit der unglücklichen Frau, die fich und mich nutzlos zu Tode quält, allein auszukommen gesucht. Es ist aber des Wahnsinnes kein Ende zu finden: wahrlich, was nun mir einzig wohlthun kann, ist auch mit Anderen und den Meinigen offen über dieses unheilbare Verhältniß zu verkehren, und seitdem ich Eure Stimme vernehme, ist mir's wirklich als ob mir einiger Tag anbräche. Einzig legte mir die quälende Krankheit Minna"s die Pflicht der Schonung auf: ihr trauriger Charakter, der Alles mit Neid und Haß verfolgt, was mir anhängt, konnte dieß bereits lange nicht mehr. Nun sehe ich aber, daß ich auch unmöglich dazu gemacht sein kann, auf

ihr Herzleiden vortheilhaft zu wirken. Die Fortdauer oder Wiederanknüpfung unseres Zusammenlebens ist somit das Thörichtete und Widersinnigste, was geschehen könnte. Es kann sich daher nur um die Art handeln, wie es aufgehoben wird; und dieß hängt davon ab, was endlich Minna's Klugheit über fie vermag. Ich habe ihr eine kleinere Niederlaffung für fiel in Dresden angeboten: sie soll ein Zimmer für mich bereit halten: ich werde es versuchen, fie dort zu sehen; benimmt sie sich vernünftig (was ich leider durchaus bezweifeln muß!) so kann ich sie öfter besuchen, und, indem ich mir anderswo ein stilles Asyl zum Arbeiten offen halte, so kann ich noch, ohne große Beschämung für fie, vor der Welt den Bruch verbergen. Dieß ist die letzte Anstrengung meines guten Willens. Doch bezweifle ich, daß sie von Erfolg fein wird. Der Gedanke einer Scheidung ist nicht von mir ausgegangen, so nahe er auch liegt und fo verzeihlich es auch mir sein müßte, dem Wunsch nachzuhängen, meine Jahre noch an der Seite eines mir sympathischen Wesens gewinnreich für meine Arbeiten zu pflegen. Doch will ich kein Glück, sondern nur Befreiung von einem Drucke, der mich elend macht. Der rechte Zeitpunkt hierzu ist längst verfehlt; meine Gutmüthigkeit, sowie mein Gerechtigkeitsgefühl haben mich verleitet, ein unheilbares Uebel bis zum Zustand der Unerträglichkeit anwachsen zu laffen. Jetzt könnte ich als Scheidungsgrund menschlicher Weise nichts Anderes vorbringen, als die gegenseitige Ersprießlichkeit einer vollständigen Trennung.“ Den Beschluß mache ein Brief an die gleiche Schwester, der so recht von des Meisters liebevollem Sinn zeugt. Er entstammt der Zeit der Ruhe. Auch die Münchener Stürme waren nun vorbei. (Luzern, 20. Oktober 1868) Meine liebe Cläre! Euer treuer alter Freund Mejo benachrichtigte mich von der bevorstehenden Feier Deines vierzigjährigen Hochzeitstages. Das war schön von ihm. Mir ging daraus von neuem bekräftigt hervor, wie werth ich Dir fein muß, daß Eure Freunde glauben dürfen, ein herzliches Wort von mir würde Dich an diesem Tage besonders erfreuen. Wie herzlich auch ich an Dir hänge, wirft Du selbst mir wohl bezeugen.

Wenn sich mein Leben jetzt immer mehr vereinsamt, so ist wohl einerseits meine immer schmerzhaftere Empfindlichkeit gegen die ewig mit Mißverständniffen und Unsinnigkeiten mir begegnende Welt daran schuld, andererseits fühle ich diese Vereinsamung aber um so mehr, als ich ohne Familie bin. Den Begriff der Familie kenne ich nur aus meinem alten Zusammenhange mit meinen Geschwistern: wie sehr aber mußte diesen das Leben lockern! Gerne hätte ich ihn wieder aufgefrischt; ohne gerade eine Familienconferenz veranlaffen zu wollen, gehe ich immer damit um, Euch der Reihe nach einmal aufzusuchen. Ich war nahe daran, dieß vor kurzem auszuführen, und Mejo's Nachricht bestärkte mich bereits darin, jetzt bald in Chemnitz nachzufragen. So viele ernste Angelegenheiten, welche ich jetzt in Ruhe und gesammelter Faffung fich erledigen laffen muß, hielten mich aber bei der Vorstellung, daß ich mit dieser Reise nothwendig mich großer Unruhe aussetzte, von der Ausführung des Vorhabens zurück. Das viele Sprechen mit vielen Personen ist es, was mich stets fieberhaft aufregt und ermüdet: das kommt wohl mit daher, daß ich an keinem Hauptorte mich je zu einer anhaltenden Verkehrsthätigkeit fixieren konnte, und nun, wohin ich komme, immer als ein Fremder begafft und

Aus Richard Wagners „Familienbriefen“ 873 ausgefragt werde, was mich in leidenschaftlich ärgerliche Aufregung versetzt, namentlich da Niemand sich doch die Mühe giebt, mich und was ich schaffe und wirke, genau kennen zu lernen, und jeder daher immer nur an mir wie an einer Curiosität herumtappt. So eine Stellung, wie die meinige, mag fich aus der Ferne recht gut ausnehmen: woher käme es denn aber, daß ich etwas anderes schaffe, als andere, wenn ich nicht auch anders wäre, und es mir eben nur an Trödel, Summs, Klatsch, Lob u. f. w. läge, wie allen denjenigen, mit denen ich eben verwechselt werde, zum Beispiel auch von Herrn W., wie ich sehr fürchte. Ja, das wäre hübsch, so etwas durchzumachen, wie so ein Werk zu schreiben (unter welchen Nöthen!), dann mit schlechtem Pack sich abzuquälen, um – gegen alle Gewohnheiten der Leute – es edel und verständig zur Aufführung zu bringen, und nun bloß sich hinsetzen zu follen, um sich darüber zu freuen, wenn die Leute kommen und einen loben! Nein, liebe Cläre, das muß niemand von mir verlangen. Wonach aber gerade ich, und bei solchen Gelegenheiten verlange, das habe ich Dir gezeigt: ich habe meine alte Schwester mit völliger Gewalt kommen laffen, um ihr eine Freude, und mir eine Herzfärkung an ihrer treuen echten Empfindung von meinem Werke zu machen. Und das war mit wenigen Worten, einem Blicke, einem Händedruck gethan! Also – laffen wir den vortrefflichen W. Liebt er mich, desto beffer für ihn. Sieh, und gerade so wie Du zu meinen Meisterfingern kamst, wäre ich nun gern auch zu Deinem Festtage gekommen: es war mir, glaube es! nicht möglich. Dafür schicke ich Dir denn die Meisterfinger selbst, die nun, da dieß nach früherem Auftrage nicht schon besorgt war, als Brautführer sich recht gut ausnehmen werden: namentlich ist Hans Sachs dazu gemacht, heute mein Amt zu übernehmen; die Lehrbuben können in Gottes Namen auch mit bei der Feierlichkeit figurieren: auch die Nürnberger Gaffenprügelei findet sich vielleicht als Intermezzo, zur Erinnerung an Nürnberg recht gut dabei ein. Wenn Du den Nachtwächter hört, denk an mich! Liebe Cläre! Diese Meisterfinger kommen wirklich nicht ganz ohne Sinn zu Deinem vierzigsten Hochzeitstage. Nimm Dir aus ihnen den Geist einer ruhig lächelnden Resignation. Er hat mir dieses Werk eingegeben, und was kann uns schöner ziemen beim Rückblick auf ein mühe- und sorgenvolles Leben, das so wenige unserer Wünsche erfüllte; daß wir alles ertrugen, um endlich jede eigentliche Hoffnung fahren zu laffen, zeigt doch, daß mit dem Allem nur ein Wahrhaftes zu gewinnen war: Ruhe des Gemüthes in der Entsagung! Und wahrlich, aus ihr läßt sich noch ein großer und einzig untrübbarer Genuß herausschlagen, die ruhige, intereffelose Freude am Schönen und Guten. Sieh', fo etwas konnte ich Dir bieten, als ich Dich nach München kommen ließ, denn für solchen Genuß hatte ich etwas zu bieten. Nun sende ich Dir das Werk noch zum Nachleben zu: blättere oft drin, und kommt dann darüber der goldene Hochzeitstag heran, so schlag's noch einmal auf, vielleicht erklingt es dann von selbst wieder! – Grüß” den alten ehrsamen Heinrich und alle Deine Kinder! Braut und Bräutigam hoch!!! Dein treuer Bruder MISDer Türmer IX, 12 56 Richard.

Richard Strauß über musikalischen Fortschritt 875 Anders aber, wenn ich an das „Publikum“ denke, das heute gerade für den größten Teil unserer musikalischen Komposition die

Entscheidung über Erfolg oder Ablehnung fällt. Da muß man doch unsere Berliner Konzertsäle schlecht kennen, wenn man der sie füllenden Gesamtheit das Recht der „Gottesstimme" zuerkennen würde, wofür ich andererseits auch zugebe, daß es zu grob wäre, dem einzelnen mit dem Schmeichelnamen Esel zu kommen. Aber hier ist auch nicht die Spur von naivem Genießen, lediglich Sensationsbedürfnis leitet diese Maffe. Und da halte ich freilich die modische Bejubelung alles übermodern sich Gebärdenden noch für gefährlicher als die übertriebene Zurückhaltung gegenüber dem Neuen, die doch sehr oft nur das ehrliche Eingeständnis dafür ist, daß man nicht verstanden habe. Ich halte jene Bejubelung sogar bei wirklich wertvollen Werken und bedeutenden Künstlererscheinungen für gefährlicher als einen Widerstand, soweit dieser nur aus konservativer Geschmacksrichtung und nicht aus geschäftiger Bosheit entsteht. Denn der Widerstand wird vom Künstler immer überwunden, wenn auch nach schwersten Kämpfen. Diese Kämpfe läutern den Künstler, und alle Großen unter diesen sind nicht die jungen Revolutionäre geblieben, die fiel erst waren, sondern haben im Kampf mit dem Alten von diesem gelernt. Die modische Bejubelung dagegen muß dem Künstler ein Zeugnis dafür ein, daß er auf dem rechten Wege sei, und verleitet ihn allzu leicht, nun gerade in der Betonung der Modernität sein Heil zu suchen. Da entsteht dann dieselbe unwahre Mache, wie bei Befolgung des abgestandensten Herkommens. Wir haben in der Entwicklung der modernen Malerei vielfach diese Fälle, und in der Musik wollen wir nur hoffen, daß ein so zweifellos hochbegabter Künstler wie Reger durch feine lärmende Gefolgschaft nicht um sein Bestes gebracht werde. „Persönlicher" als in einem Lobliede auf das Publikum kommt uns Strauß dann in den folgenden Ausführungen. „Wenn es nun auch im eigentlichen Sinne „keine Fortschrittspartei" gibt und nicht zu geben braucht, so ist es doch notwendig, das natürliche, gesunde LUrteil der Unbefangenen zu fchützen vor der Partei der ewig Rückständigen, die aus Unverstand, Unfähigkeit, Bequemlichkeit oder Eigennutz stets am Werke ist, den im Publikum lebendigen Sinn für den Fortschritt zu ersticken. Nach dem Jahre 1876 glaubte man wirklich, der Enthusiasmus des großen Publikums habe die Hetze der Feinde foweit zum Schweigen gebracht, daß sie nur mehr hinter stillen Konservatoriumsmauern, unter Ausschluß der Öffentlichkeit wagen würden, ihr Gift gegen den frechen Neuerer in die unschuldigen Seelen harmloser Klavier- und Kompositionsschüler zu träufeln. Man glaubte schon hoffen zu dürfen, von nun ab könne jeder im Kunstwald auf feine Faffon felig werden, komponieren, wie er Luft und wozu er Talent habe. Diese Hoffnung war trügerisch. Zünftige Fachgenoffen, die ängstlich besorgt um ihre eigene Wertschätzung, ohne schöpferische Potenz, lediglich im Besitz einer gewissen Kompositionstechnik irgendeiner verfloffenen Kunstepoche, eigensinnig und gewalttätig gegen jede Erweiterung der Ausdrucksmittel und gegen jede Ausdehnung künstlerischer Formgebiete sich sträuben, Kritiker, deren Kunstanschauung auf einer erstarrten Asthetik vergangener Zeiten basiert, wagen sich als festgeschloffene „Reaktionspartei" mehr und mehr wieder an die Öffentlichkeit und find eifriger denn je am Werke, den weiter Strebenden das Leben fauer zu machen. Ich kann nun denjenigen noch lange nicht einen Reaktionär nennen, dem Beethovens Eroica lieber ist als eine schwache moderne fymphonische Dichtung, oder der

876 Richard Strauß über musikalischen Fortschritt erklärt, er sehe sich lieber zwölfmal hintereinander den Freischütz an als eine faule moderne Oper. In diesem Sinne wäre ich selbst ein Reaktionär. Reaktionäre im unerträglichen Sinne find für mich alle diejenigen, welche behaupten, weil Richard Wagner feine Dramenftoffe dem germanischen Mythus entnommen hat, fei es künftig verboten, Stoffe der Bibel zu entnehmen (ich spreche hier natürlich pro domo); diejenigen, die dozieren, daß es ordinär fei, die Ventiltrompete als melodiöses Instrument zu behandeln, bloß deswegen, weil Beethoven feine Naturtrompeten notgedrungen nur mit Tonika und Dominante fich herumschlagen laffen mußte; kurz alle diejenigen, die mit großen Gesetzestafeln bewaffnet, jeden, der Neues schaffen will und kann, mit einem: anathema sit! in seinem Bestreben hindern wollen." – – – Aus vollem Herzen stimme ich der grundsätzlichen Gesinnung, die aus diesen Sätzen spricht, zu. Dumm oder gar schlecht ist es, dem Heute einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß es anders ist als das Gestern. Entwicklung ist für uns Leben, und es gibt keine Entwicklung ohne Zerstörung oder

Zurückdrängung eines Bestehenden. Für den Fortschritt find wir also von Herzen. Aber Richard Strauß vergißt, daß man darüber verschiedener Meinung sein kann, was Fortschritt sei. Daraus, daß er in seiner „Salome“ einen biblischen Stoff auf die Bühne gebracht hat, mögen ihm die Pietisten einen Vorwurf machen; für mich liegt das Schädliche des Werkes einmal im Siege der perversen Stimmung, fodann aber und vor allem darin, daß diese Musik lediglich auf technische Verfeinerung und nicht auf inhaltliche Bereicherung ausgeht. Und das ist überhaupt der strittige Punkt, wie er auch aus den letzten von Strauß übernommenen Zeilen herausspringt. Ich fehe in der Vermehrung der Ausdrucksmittel nur dann einen wirklichen Fortschritt, wenn fie dazu verwendet werden, mehr auszudrücken, mehr zu sagen. Wenn diese Vermehrung dagegen dahin führt, daß nunmehr das Arbeiten mit einfachen Mitteln verlernt wird, so find wir um nichts gebessert. Es ist dann genau fo, wie wenn einer ein doppeltes Einkommen erhält bei genau verdoppelten Preisen aller Daseinsmittel. Künstlerisch find wir im Gegenteil noch schlechter daran, weil auf diese Weise eine großsprecherische Phrase ohne Inhalt großgezogen wird. St. M Zur gefl. Beachtung! Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T., beide Bad Oeynhausen i. W., Kaisertraße 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleinere Manuskripte (insbesondere Gedichte usw.) werden ausschließlich in den „Briefen“ des „Türmers“ beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion wieder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entfcheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vor heriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man bezieht den „Türmer“ durch sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung. Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterftraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

DX. Jahrg. Hpril 1907 Typft 7 Die sieben Worte, die der Herr Jesus am Kreuz geredet Paul Gerhardt Sopranstimme Friedrich Mergner Gesang v. 1. Hör an, mein Herz, die.ben Wort, die Je-sus hat ge-spro - —" - Piano 4 a ihm durch Qual und blutigen Mord sein Herz am Kreuz ge-bro - -. thu auf den Schrein und schleuss sie ein als ed-le T 1. so wirst du Freud in schwerem -... Mit gütiger Erlaubnis der Erben und des Verlags A. Deichert. Nachf. Leipzig, abgedruckt aus „Paulus Gerhardts geistliche Lieder in neuen Weisen“ Von Friedrich Mergner 1875. 58

und Trost im Kreu -. ze ha. ben. -. Chorgesang v. 2. Sein al - ler-er-ste Sor -ge war, zu schüt-zen, die ihn dass sein der bö. sen Sc wollt ih. re Sünd er -. gib, ver-gib, sprach er aus Lieb, o Wa—ter ih-nen al - " , kei-ner ist, der seh und wüsst, in . ... . WAS That sie has - sen, bat, - len! Ihr

Tenorstimme v. 8.4. Drauf spricht er sei - ne Mut - ter an, die bei Jo-han - ne Stuln. -. tröstet sie am Kreuz, so gut er kann mit seinem schwachen - 4 DSieh hie, dein Sohn, Weib, der wird schon mein -. ver - wal - und Jünger, sieh, hier stehet, die du Fir .Mut.. ter hal.

Chorgesang - denk und nimm dich meiner an, wenn du nun wirst ein tre - -.. in dei-nen Thron, und und Kron als Him-melsfürst auf - set. zen; ich -... gewiss im Pa - ra-dies, sprachst du, dich heut er - göt - -.. Tenorstimme V. 5. 8. Nun wohl, der schächer wird mit Freud aus Chri -. sti Wort

- ber selbst fängt an und schreit, gleich + let: E. li, mein Gott, welch muss ich, dein Kind, AUS hen! Ich ruf, und du schweigst still. Zu, lasst mich ZUl +44 | |

Chorgesang v, 3. 10. Der Herr fährt fort, ruft laut und hell, klagt, wie ihn hef. tig dür. ste: mich dür-stet, sprach der ew". ge Quell Le-bens A für. - ste. Was meint er hier? Er matt er sich ge-. tra,.. gen dei. ner Last, die du ihm hast ge - macht in Sün - den -

Sopranstimme v. 7. 12. Als nun des To. des fin - stre Nacht be - gann her. ein ZUl sprach Got-tes Sohn: Es ist vollbracht das, was ich sollt vollwas hier und dar die heil-ge Schar - der Vai-ter und Pro - hat auf-ge-setzt, wie man zu-letzt mich . . 4. kreuz"-gen wird und töd -

-IEZ LZ Z IT- r Tr T .wohnt mei-ne schö-ne Flie ge drin, die hört so gern mich sin - gen!“ / "s, der - eit - le_ Geck; er ft nach Stut-zer. wei. se sein brau-nes Röck-chen zier- auf, kraus die Flügel herauf und sich auf die Rei. se. (NO 59

3 Auf gold'nem Stühlchen sass da-heimschön"Flie-ge garapp"- tit - ich, schön" Flie-ge gar app". tit - trank ih- ren Tau in gu-ter Ruh, ass et. was Blu-men - staub - zu und war so recht ge. >. müt - lich. 59

drie-ssen: „Das. Zucker-kind! wie denkt sie mein! wollt' mich mit sü- ssem E-K Trank erfreuntät nur zu viel ver-giessen!“ Fliege macht die Äuglein zu und meint: der kommt nicht wie. der; da summt es drauss, da brummt es drauss, es wankt und schwankt das 1919 una cordia Tul-penhaus, Mai - kä-ferchen kam wie - der TFTfutte corde - .-.. - - - - -